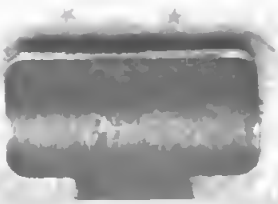
THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
ALZB
1998



Digitized by Google

NOTICE: Return or renew all Library Materials! The Minimum Fee for each Lost Book is $50.00.

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.
To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

SEP 08 1988

L161—O-1096

Digitized by Google

053
ALZB

Jahrgang 1898. München, Montag, 3. Januar. Nummer 1.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Otto Dutz in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XXXI. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXXI.

„Wrath-kindled gentlemen, be ruled by me;
Let's purge his choler without letting blood;
This we prescribe, though no physician;
Forget, forgive; conclude and be agreed;
Our doctors say this is no month to bleed.“

King Richard II., Act. I, sc. 1.

Berlin, 20. Dez. Aus dem abgelaufenen Jahre bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die katholischen Kongresse zu werfen; wir legen aber dieses Thema ebensowohl wie die Fortsetzung unsrer Ausführungen über Italien zurück, weil sich heute andere Betrachtungen aufdrängen.

Wichtiger als diese Kongresse ist zunächst die Wendung, welche die kirchlichen Dinge in Amerika genommen haben.

Wir haben in unsern früheren Briefen (XXI—XXIII) dargelegt, welches die innere Lage der katholischen Kirche in Amerika ist, und wie sich die dort bestehenden Gegensätze neuerdings in den eigenthümlichen Vorgängen abgespiegelt haben, deren Schauplatz die Catholic University of America in Washington gewesen ist. Wir haben nachgewiesen, wie der „Amerikanismus“ mit dem europäischen, beziehungsweise deutsch-jesuitischen Ultramontanismus zusammengestoßen ist: wir glauben in einer objektiven und Licht und Schatten durchaus zu Recht vertheilenden Betrachtung (Brief XXIII) klargelegt zu haben, um was es sich bei diesem Zusammenstoß im wesentlichen handelte und worin, unsres Ermessens, beide Parteien recht und unrecht hatten oder haben konnten. Unsre Leser werden sich erinnern, daß diese Dinge wesentlich in der Frage kulminiren: bilden die Vereinigten Staaten eine Nation, kann man von einem amerikanischen Volke, einer nordamerikanischen Staatsidee, von bestimmten Aufgaben und einem ausgeprägten Charakter dieser Nation sprechen; und weiter, falls die Antwort auf diese Frage bejahend ausfällt, hat der Katholizismus jenseit des Ozeans Pflicht und Anlaß, diese Thatsache anzuerkennen und seine eigene Lebensentfaltung mit derselben in Uebereinstimmung zu bringen?

Innerhalb der katholischen Kirche Amerika's werden im allgemeinen beide Fragen bejaht. Die „Fremden“ allerdings stehen hier abseits. Polen, Italiener, Deutsche u. s. f. verlangten und verlangen vielfach noch ihr eigenes Kirchensystem: katholische Pfarreien ihrer Nationalität, Beibehaltung ihrer Volkssprache in Kirche und Schule. Wir haben anerkannt, daß kein Grund vorliegt, dem praktischen Bedürfnisse der Eingewanderten keine Befriedigung zu gewähren. Aber Thorheit wäre es, mehr zu verlangen. Die in indefinitum fortgesetzte Existenz fremdländischer und fremdsprachiger Kirchen mitten in den Vereinigten Staaten ist ein unmöglicher Traum. Die Erfahrung zeigt, daß in der zweiten oder dritten Generation diese Bevölkerungen sich mit den englischredenden Amerikanern amalgamiren. Die vollkommene Umgießung all dieser fremden Elemente in das von einem großen, starken und fügen wir hinzu, sehr berechtigten Selbstbewußtsein getragene Wesen, welches man jetzt schon die amerikanische Nation nennen muß, ist bereits eine vollendete oder eine sich rasch vollendende Thatsache.

Innerhalb der Kirche haben die einsichtsvollsten Männer das längst erkannt.

In unserm XXI. Briefe haben wir des merkwürdigen Mannes gedacht, welcher als einer der frühesten Vertreter der amerikanisch-kirchlichen Gedanken jetzt erst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zu ziehen beginnt. Nunmehr liegt ein ausführliches Leben dieser merkwürdigen und bedeutenden Persönlichkeit (Hecker war 1819 zu New-York geboren und starb 1888) mit Einleitung von Erzbischof Ireland vor, welches kürzlich auch ins Französische übersetzt worden ist. Wir kommen ein anderesmal vielleicht ausführlicher auf diesen Charakterkopf des 19. Jahrhunderts zurück. Seine politische Idee hat kürzlich ein geistvoller amerikanischer Geistlicher, der frühere Rektor des amerikanischen Kollegs in Rom, Msgr. D. J. O'Connell in einer dem katholischen Gelehrtenkongreß in Freiburg i. d. Schw. neulich vorgelegten Broschüre herausgestellt.[1] Da die Schrift nur als Manuskript gedruckt ist, lohnt es sich, ihren Inhalt vorzulegen.

P. Hecker hat den Ausdruck „Americanism“ vielleicht nicht zum erstenmale gebraucht, aber ihn sicher zuerst auf eine bestimmte kirchenpolitische Auffassung angewandt. In politischer Beziehung ist er ihm der treue Ausdruck der Gedanken, welche in der Unabhängigkeitserklärung von 1776, Juli 4., enthalten sind. „Wir halten,“ heißt es da, „für selbstverständlich folgende Wahrheiten: Daß alle Menschen gleich geschaffen sind (created equal); daß jeder Mensch vom Schöpfer mit bestimmten Rechten ausgestattet wurde; daß zu diesen Rechten das auf das Leben, die Freiheit und die persönliche Wohlfahrt (the pursuit of happiness) gehört; daß die Regierungen eingesetzt sind, um die Ausübung dieser Rechte zu sichern; daß sie ihre Gewalt durch die Zustimmung der Regierten besitzen; daß, so oft eine Regierungsform die Zerstörung der genannten Ziele verfolgt, das Volk die Pflicht hat, sie zu ändern, abzusetzen und eine neue Regierung einzusetzen, welche auf die erwähnten Prinzipien gegründet, und deren Gewalt so organisirt ist, daß Sicherheit und Wohlfahrt der Regierten damit am besten gewährleistet sind.“

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 272 vom 1. Dezember v. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

[1] *D. J. Connell*, D. D., A new Idea in the Life of Father Hecker (Private circulation. Freiburg i. Br., Herder). In französischer Uebersetzung: Une idée nouvelle dans la vie du P. Hecker.

280488

Aus diesen Prämissen folgert P. Hecker:

1. Keinerlei konventionelle oder zufällige Verschiedenheit unter den Menschen kann die Grundlage der Regierung bilden, deren einziger Ausgangspunkt Gott und die von ihm seinen Geschöpfen übertragenen Rechte sind.

2. Der Zweck der Regierung ist, die Rechte des Einzelnen zu sichern und zu schützen; diese Rechte gehen aber nicht von der Regierung, sondern von Gott selbst aus und stehen in ihrer Unverletzlichkeit über jedem Eingriff der Regierung.

3. Das zur Erreichung dieser Zwecke, beziehungsweise zur Vertheidigung dieser Rechte eingesetzte Mittel heißt die Regierung, d. h. das Volk wählt sich selbst seine Regierung; alle zur Leitung der Regierung ad hoc gewählten Personen erhalten ihre Gewalt direkt vom Volk und sind nur ihm verantwortlich; im Nothfalle ist die Regierung verpflichtet mit allen möglichen Mitteln die Rechte auch nur eines einzigen Individuums aufrecht zu erhalten.

4. Die letzte Quelle jeder Gewalt und jedes Rechtes ist Gott, die unmittelbare (nächste) das Volk, die Diener oder Beamten der Regierung besitzen die Gewalt nicht für sich, sondeen haben sie nur zum Nutzen und im Interesse jedes einzelnen Individuums und der Gesellschaft als solcher zu verwalten; die Pflicht, die gleichen Rechte der Anderen zu achten, ist die alleinige Beschränkung, welche der vollen Ausübung unsrer persönlichen Freiheit auferlegt ist.

Hr. O'Connell, der nicht umsonst diesen großen Namen trägt, zeigt, daß im Grunde alle diese Prinzipien auf die Magna Charta von Runnymede zurückgehen, und ein der anglo-sächsischen Rasse zur zweiten Natur gewordenes Grundgesetz aussprechen.

Der Spectator hat nicht nöthig zu bemerken mit welchen Einschränkungen er als Monarchist und im Hindlick auf die historische Entwicklung unsrer europäischen Verhältnisse diesen Sätzen gegenübersteht. Er weiß sich auch da vollkommen im Einklang mit der von der demokratisch-ultramontanen Presse gänzlich mit Stillschweigen begrabenen Erklärung Leo's XIII. an die amerikanischen Bischöfe vom 6. Januar 1896, in welcher es heißt: trotz der anzuerkennenden günstigen Lage des Katholizismus in Nordamerika müsse doch dem Irrthum begegnet werden, als folge daraus, Amerika stelle den Idealzustand der Kirche dar und es sei insbesondere die vollständige Trennung von Staat und Kirche, so wie es in Amerika der Fall ist, erlaubt oder ersprießlich.

Wir erlauben uns darauf hinzuweisen, daß dieser Ausspruch des apostolischen Stuhles, der in vollster Uebereinstimmung mit allen älteren Ennnziationen desselben steht, stets unsre Ueberzeugung gewesen ist, und daß diese Ueberzeugung und die sich aus ihr mit Nothwendigkeit ergebenden Konsequenzen einen der wichtigsten Punkte bilden, wo unsre Wege sich von denen des demokratischen Ultramontanismus trennen, und eine nicht auszufüllende Kluft sich aufthut.

Aber ein ehrliches Studium und der frische Anblick der amerikanischen Welt hat uns überzeugt, daß es unrecht und unmöglich sein würde, diese Welt mit abstrakten Prinzipien und von einer für uns geschichtlich gegebenen, für Nordamerika durchaus ungeschichtlichen Basis aus regieren zu wollen. Das menschliche Individuum gestaltet sich nach Maßgabe des Keimes aus, der in der Geburt oder vielmehr in der Zeugung gegeben ist. Nicht anders verhält es sich mit den Völkern. Nie ist eine große Nation begründet worden, deren ganze geistige Existenz von aller Tradition so losgerissen gewesen wäre, als die der Vereinigten Staaten. Jedes Band mit der kontinentalen Gesetzgebung Europa's war gelöst, das Corpus juris civilis der Römer war für diese Menschen der neuen Welt völlig abgethan und die hier zum erstenmal auftretende Deklaration der Gewissens- und Religionsfreiheit hatte auch das mittelalterliche Corpus juris canonici für immer an seiner empfindlichsten Stelle getroffen und vor die Thüre gesetzt. Diese Menschen, aus allen Ecken der Erde zusammengeweht, kamen zusammen und gaben sich ein Gesetz, indem sie nichts über sich anerkannten, als das in der Gottheit beschlossene, von ihr der Menschenbrust eingesäete ewige Sittengesetz. Das war der Geburtstag der neuen Welt, wichtiger noch, als der Tag, an dem Columbus zuerst das feste Land Amerika's erschaute: der Anfang des Amerikanismus.

Daran ist nun nichts mehr zu ändern. Kein Schiff kommt in die Nähe, kein Mensch landet an diesem Magnetberge, ohne von ihm festgehalten und allgemach mit der unbezwinglichen Gewalt dieser neuen geistigen Macht erfüllt zu werden. Es war ein Wahn, wenn „Foreigners" glaubten, ihm auf die Dauer widerstehen zu können. Deutsche Dörfer konnten sich lange in Südrußland und Ungarn halten: sie verschwanden in 20 Jahren, seit dort eine starke Staatsidee aufgetreten ist, welche das fremdländische Element, selbst ungeachtet seiner geistigen Ueberlegenheit, rasch aufsaugt und dem es umgebenden Ganzen assimilirt. Es war daher ein ungeheurer Fehler, wenn der „Cahenslysmus" sich einbildete, diesem Schicksal entgehen zu können. Er sog eine Zeit lang eine gewisse Bedeutung nur aus dem Umstand, daß diese guten Deutschen sich dem jesuitischen Ultramontanismus anhingen und die Meinung verbreiteten, als seien sie und ihre Partei der Hort echter Kirchlichkeit und spezifisch guter Gesinnung. Eine Zeit lang schien es, als ob sie sich hiebei des Schutzes des römischen Stuhles gegen den nordamerikanischen Episkopat zu erfreuen hätten. Wir haben seinerzeit auseinandergesetzt, wie die in den Organismus der katholischen Universität in Washington aufgenommenen Professoren Schröder und Pohle gegen diesen selbst auftraten und wie der Rektor der Universität infolge der Schröderschen Denunziationen fiel. Nun aber hat sich das Blatt gewandt. Der Episkopat hat in den denkwürdigen Sitzungen des Universitätsrathes im September d. J. seine Revanche genommen und Schröders Absetzung beschlossen. Rom hat ihn fallen gelassen und ihrer Sitte gemäß werden auch die Jesuiten, vielleicht nach etlichen blinden Schüssen, ihn preisgeben. Bezeichnend ist, daß schon lange vor dem Eintreten der Krisis die Leitung der Jesuitenanstalten in den Vereinigten Staaten wechselte, indem der bisherige intransigente Provinzial plötzlich durch einen aus England gesandten Nachfolger ersetzt wurde, welcher dem „Amerikanismus" gegenüber andere Saiten aufzieht. Wie denn dieser Orden überhaupt einen unglaublichen Vorrath an ganz verschiedenartigen Kräften besitzt. Er konnte zu allen Zeiten mit konservativen und liberalen, mit ernsten und heiteren Pions auf dem Schachbrett auftreten. Er konnte den alten Gallikanismus aufs äußerste bekämpfen und im Augenblick, wo er sich damit zu retten glaubte, die Deklaration abgeben, daß er sich allezeit zu den gallikanischen Freiheiten bekannt habe. Er wird, wenn der Wind drüben anhaltend für den „Amerikanismus" günstig blasen sollte, bald seinen Frieden mit demselben machen und den thörichten Deutschen das Nachsehen lassen. Freilich, bis jetzt finden die Schröder'schen Ammenmärchen noch immer Abnehmer. Hr. Professor Pohle erlaubt sich („K. Volksztg." 1897, Nr. 835) den Beschluß des amerikanischen Episkopats als „das letzte Glied einer von langer Hand angelegten Kette von Verschwörungen und Verfolgungen" zu bezeichnen. Er wagt es, die Sonderstellung, welche er und Schröder gegen die Universität eingenommen, als gerechtfertigt hinzustellen, spricht wieder von der angeblichen Ausschließung Schröders von dem University Bulletin und behauptet, in grundloser und lächerlicher Weise habe man die Abberufung des Msgr. Keane auf Schröders Betreiben zurückgeführt. Wir haben diese der Wahrheit in

Digitized by Google

allen Punkten widersprechenden Angaben seinerzeit ausführlich beleuchtet. Hätte sich das Verhalten Schröders darauf beschränkt, eine „Sonderstellung“ hinsichtlich der Frage des Amerikanismus einzunehmen, und diese Sonderstellung in einer anständigen Weise zu vertheidigen, so hätte Niemand dagegen etwas einzuwenden gehabt. Wenn den beiden deutschen Professoren der Catholic University die diesem Institut zugrunde liegende und es regierende Gesammtidee nicht zusagte, so gebot ihnen die Ehre, sich von der Anstalt zurückzuziehen. Dieselbe Ehre verbot ihnen aber, das Kollegium, dem sie angehörten, und die Anstalt, von der sie ihr Brot empfingen, in gehässiger Weise anzugreifen, in anonymen, durch die ganze ultramontane Presse Deutschlands und Amerika's gesäeten Artikeln zu verdächtigen und die Kollegen der Reihe nach in Rom als heterodox zu denunziren. Wir wollen gern glauben, daß Hr. Pohle sich an dieser Taktik nicht persönlich betheiligt hat. Hoffentlich wird ihm in Breslau kein Zweifel daran gelassen, daß es auch in den akademischen Kreisen Deutschlands als Ehrlosigkeit angesehen wird, wenn ein Mitglied einer Fakultät sich gegen diese anonyme Schmähartikel und Denunziationen erlaubt.

Aber gehen wir, um diese Angelegenheit definitiv zu bereinigen, auf die Washingtoner Vorgänge noch mit einigen weiteren Worten ein.

Die katholische Universität daselbst wird von der Partei Schröder der Abneigung gegen deutsches Wesen angeklagt. Dieser Vorwurf wäre begründet, wenn sich ihr eine systematische Vernachlässigung des deutschen Elementes in ihrem Unterricht, in ihren Publikationen, in ihrer Methode nachweisen ließe. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Die deutsche Literatur wird in dem Unterricht und in den Besprechungen des „Bulletin“ reichlich und in wohlwollender Weise angezogen. Die Professoren haben ihre fachmännische Ausbildung an den Universitäten Deutschlands (insbesondere auch in Berlin) gewonnen oder vervollständigt. Sie bringen ihre Ferien mit Vorliebe in Deutschland zu, um in stetem geistigen Austausch mit Deutschland zu bleiben. Unser deutscher Buchhandel wird davon dankend zu erzählen wissen, welchen Absatz er gerade nach Washington und nach den Zentren des kirchlichen Lebens der „Nativisten“ hat.

Die katholische Universität Amerika's konnte doch unmöglich auf die Dauer ruhig zusehen, wie einer ihrer Lehrer schriftlich und mündlich fortwährend das ganze Institut in den Staub zog und als „unkirchlich“ denunzirte. Schröder war übrigens in allen Dingen fanatisch und despotisch. Er ließ in seinen Vorträgen keine andere Meinung als die seine bestehen. Msgr. Keane war vor ihm und seinem Charakter eindringlich gewarnt worden; trotzdem hatte er Schröder aus purem Mitleiden angestellt. Wissenschaftliche Leistungen hat dieser keine aufzuweisen. Seine literarische Thätigkeit erstreckt sich auf kleine Aufsätze und Zeitungsartikel, Denunziationen der gehässigsten Art. Er allein war in Washington der Hüter der Orthodoxie. Als Lehrer war er gänzlich untauglich, wie ihm das der apostolische Delegat, der jetzige Kardinal Satolli, seinerzeit selbst an den Kopf gesagt hatte. Er hatte die Dogmatik vorzutragen; in ihr ist er nie oder selten weiter gekommen, als zu dem „Tractatus de Ecclesia et de Romano Pontifice“ oder dem über „Mariologia“.[1])

Das ganze Auftreten Schröders wird uns von allen Seiten als ein solches geschildert, daß, hätte ihn schließlich die Universität nicht ausgestoßen, der Papst in der öffentlichen Meinung und Presse Amerika's als Feind der Institutionen und des Landes erklärt worden wäre. Die Stimmung war aufs äußerste gereizt. Einer der höchsten Staatsbeamten und Vertreter der Regierungskreise (Mr. Day) hat öffentlich den Ausspruch gethan: Alle Welt sehe mit Spannung der Entscheidung darüber entgegen, ob der Board der Bischöfe einige Achtung vor sich selbst besitze und ob er die ihm zustehende Jurisdiktion über die Universität auszuüben wisse, oder ob ein ausländischer Professor den heiligen Stuhl dazu zu bringen vermöge, die amerikanischen Bischöfe als bloße Instrumente und wie Schulbuben zu behandeln. Hätte sich das bestätigt, so wäre der ganze nordamerikanische Episkopat, ja der gesammte Katholizismus, in den Augen der Bürger der Vereinigten Staaten verloren und für immer verdächtig gewesen. So urtheilt eine der maßgebendsten Persönlichkeiten des Landes, und es entsprach ganz dieser Auffassung, wenn, nachdem die Würfel gefallen waren, das State Department dem Erzbischof Ireland und dem Bischof O'Gorman offiziell dazu Glück wünschte, „daß die katholische Kirche dem Vorwurf des Anti-Amerikanismus“ entronnen sei.

Nichts ist bezeichnender, als das gänzlich verschiedene Verhalten der hier in Betracht kommenden Personen unter analogen Verhältnissen. Der Bischof Keane unterlag einer seigen Denunziation, ohne daß der amerikanische Episkopat und der der Universität vorgesetzte Rath irgendwie benachrichtigt waren, ohne Prozeß, ohne geregeltes Verfahren. Er wich, vornehm, ohne Widerrede, ohne Revolte, in seinen Aeußerungen und seinem ganzen Verhalten echt priesterliche Würde bewahrend und in allem darauf bedacht, den hl. Stuhl selbst, soviel an ihm lag, in keiner Weise kompromittirt zu sehen. Schröder erwartete das gegen ihn eingeleitete Ver-

---

[1]) Hinsichtlich Schröders „Incapacity as a Professor“ lauten unsre Informationen also:

a) Schröder besaß für den dogmatischen Lehrstuhl keinerlei Vorbereitung. Er gab nur, was er in seinem Jesuitenkolleg in Rom empfangen hatte. Selbst für die „Thomistik“ hatte er keine Lehrfähigkeit, denn er hatte sie nie studirt. Der Kardinal Satolli selbst hat die Aeußerung gethan: that he never studied it in all his life.“

b) Schröder war in Washington auf Grund der irrthümlichen Vorstellung angestellt worden, als sei er ein Vertreter der hier hochgeachteten deutschen Wissenschaft. Als seine Ernennung in Rom bekannt wurde, meinte ein Kardinal: „Wenn sie Mittelmäßigkeiten berufen wollten, hätten sie nicht nöthig gehabt, nach Europa zu kommen, sie hätten deren genug in Amerika gefunden.“

c) Schröder hat nie an einer deutschen Universität studirt, er war mit der Organisation und dem Lehrsystem der deutschen Hochschulen durchaus unbekannt. Er hatte außer dem Knabenseminar zu S. Trond in Belgien nur das römische Jesuitenkolleg besucht. Alle seine Kollegen waren ihm in diesem Punkte überlegen, denn obgleich Amerikaner, hatten sie alle in Deutschland studirt und waren eher als er Kenner und Vertreter deutscher Bildung. Schon allein dies kennzeichnet die Verlegenheit der Presse, welche Schröder als Vertreter der deutschen Sache hinstellt.

d) Schröder hat sich nicht als wissenschaftlichen Arbeiter erwiesen. Keine seiner Publikationen fällt unter den Gesichtspunkt der theologischen Wissenschaft. Es sind folgende Abhandlungen:

The Impregnable Fortress — Prince Bismarck and the Centre party (American-Quarterly Review, July 1890).

Cardinal Lavigerie and the French Republic (eb. Jan. 1891).

American Catholics and the Temporal Power (eb. Jan. 1892).

Leo XIII's Encyclical „Longinqua“ (eb. Apr. 1895).

Minimism in Theology (American Catholic Review, vol. IV; nur Polemik gegen den sicilianischen Kanonikus Bartoli „I Criteri teologici“).

When is the Pope infallibile? (Independent, March 1892; ein Aufsatz von drei Spalten.)

Windhorst (American Quarterly, Jul. 1891).

Im übrigen hat Schröder sich nur mit Zeitungsartikeln gegen „Liberalismus“, „Minimismus“, „Gallikanismus“, „Neoprotestantismus“, „Nativismus“ und „Amerikanismus“ beschäftigt und seine Zeit hauptsächlich den „Katholikentagen“ und „Priestervereinen“ zugewandt, wo er gegen all diese „Häresien“ deklamirte. „His misfortune was to have fallen in with German editors and a few cranks among the German clergy, and they made an ignominious catspaw of him for they own advantage.“ „Of the German editors who formed the professors body guard it would be difficult to make a distinction. They are as stupid a set of blockheads as Boeotia or the Black Forest ever produced.“ So der „Western Watchman“ in einem sonst Schröder leidlich wohlwollenden Bericht über die Washingtoner Vorgänge.

Für diese Märe hat er selbst in den liberalen Blättern, und selbst in Regierungskreisen Abnehmer gefunden. Deutschland hat allen Grund, sich ernstlich dafür zu bedanken, daß Hr. Schröder oder seinesgleichen ein Vertreter des Deutschthums gewesen und als solcher das Martyrium erlitten. Will der deutsche Katholizismus in Amerika zu Ehren kommen, bezw. sich wieder rehabilitiren, so muß er Männer von ganz anderer wissenschaftlicher Ausrüstung, von ganz anderer geistiger und sittlicher Bedeutung über das Meer hinausschicken. Den ganzen nordamerikanischen Episkopat und die gesammte katholische Universität aber anzuklagen, in diesen Angelegenheiten den Eingebungen der Leidenschaft nachgegeben und gewissenlos gehandelt zu haben — das, mit Verlaub zu sagen, ist eine Gewissenlosigkeit, deren nur eine unsern Lesern sehr bekannte Presse fähig ist. Wir befinden uns mit dieser Auffassung der ganzen Angelegenheit in vollkommener Uebereinstimmung mit dem, was Papst Leo XIII. dem Erzbischof Keane bei seinem Empfang gesagt hat. Msgr. Keane konnte darüber, ohne je desavouirt zu werden, mit folgenden Worten berichten: „After I was called to Rome, the Holy Father send for me and said to me: I have ascertained that the attacks made on the University and its American character are all deliberately false. These man who proclaim that they are following my policy and nt the Catholic University, are not approved hy me. They are my worst enemies. They are refractaires and nothing more. You are commissioned so to inform the American prelates." (The Independent Oct. 28, 1897, No. 1399, p. 11). Und als jetzt Msgr. Keane, nach Rom zurückgekehrt, von Sr. Heiligkeit empfangen wurde, erklärte ihm der Papst, daß er Schröder vollkommen preisgebe. Diese Mittheilungen sind so authentisch, daß wir in der Lage sind, jede entgegenstehende Versicherung deutscher Zeitungen als Erfindung zu bezeichnen. [1])

Die Zusammenkunft der Bischöfe und die Anwesenheit des Erzbischofs Keane hat inzwischen noch ein Nachspiel in Amerika gehabt.

Ehe Msgr. Keane Amerika wieder verließ, gaben ihm, Mitte Oktober, die Bürger Washingtons ein Festessen, bei welchem 150 der hervorragendsten Männer der Vereinigten Staaten, fast alle Minister und leitenden Staatsmänner der Republik vertreten waren. Der Apostolische Delegat, Msgr. Martinelli, die Erzbischöfe Kardinal Gibbons, Chapelle, der jetzige Rektor der katholischen Universität, Conaty, viele andere namhafte Katholiken waren die Gäste dieser vorwaltend protestantischen Gesellschaft. In ihrem Namen sprach des Chairmann Berret's „Adreß" Msgr. Keane die ungetheilte Verehrung der Bevölkerung aus. „Washington," schloß er, „the Capitol of the greatest nation in the World, pays homage to John Joseph Keane, the model Christian and the typical patriot." Der Kardinal Gibbons sandte in seinem Toast auf Leo XIII. eine Captatio benevolentiae nach Rom und lenkte den Blick der Versammlung auf die frühere Thätigkeit Keane's in Richmond und Washington. Der Toast auf die Vereinigten Staaten war dem Attorney-General McKenna vorbehalten, aus dessen geistvoller Rede ein mächtiges Bewußtsein von der Majestät und Zukunft Amerika's sprach. „The dismalest prophecy," heißt es am Schluß derselben, „cannot see the end of the republic. It will endure for centuries the colossus of the nations. Its feet on the continents — its scepter over the seas — its forehead among the stars." Der Hon. Webster Davis, Assistant Secretary of the Interior, feierte den amerikanischen Bürger und hob hervor: „Niemand im Lande und insbesondere Niemand in der großen Kirche, welche Msgr. Keane vertritt, hat mehr als er für die Ehre des amerikanischen Bürgers und der amerikanischen Institutionen gethan." Der Hon. John W. Roß, President of the Board of Commissionars of the District of Columbia brachte den Trinkspruch auf die Stadt Washington aus, hob dankend hervor, was die katholische Universität für das Leben dieser Hauptstadt bedeute und schloß mit dem glänzenden Zeugniß für Msgr. Keane, der solange unter den Bürgern derselben geweilt und gewirkt. „Without distinction of sect or creed, we daplore his departure to another post of duty. Wo have learned to know him as the strong and forceful advocate of all that tended to the best interests of a common country, to respect him as one whose life was an exponant of the faith which he profess. Wa have learned to lova him with unfeigned affection and regard, and we hope that all his future life may he crowned by just such blessings as he himself confered upon his fellow-men." Msgr. Keane antwortete auf all diese Huldigungen mit einer im ihrem Gedankengang und ihrem Ausdruck ebenso glänzenden, wie in ihrer Gesinnung einfachen und bescheidenen Rede. Er erinnerte sich mit Freuden und nicht ohne einen Anflug von Wehmuth seiner langjährigen Thätigkeit inmitten eines freien, offenen Volkes, seines regen und ersprießlichen Verkehrs mit den amerikanischen Staatsmännern. Von Leo XIII., dessen Entscheidung ihn vor einem Jahr so schmerzlich betroffen, sprach er mit Bewunderung und Dank. Seinen Feinden widmete er nachstehende Ausführung, die den unwürdigen Verdächtigungen der „Civiltà cattolica" und der ihr die Schleppe tragenden deutschen ultramontanen Presse gegenüber den echten Christen zeigte: „Carping critics have asserted that in this I minimized Catholic truth, and dragged it down to the level of manmade and imperfect Christian systems, or even of heathen unbelief (bezieht sich auf den Vorwurf der Theilnahme an dem Religions-Kongreß). In so saying they hnva totally und, I cannot hut fear, witfully misrepresented me. I have always been glad, and even proud, to utter the fullness of the truth in nny assemhlage of human heings who care for the truth;

Soviel Verdrießliches diese ganze Affaire hat und soviel Tragisches sie im weiteren Verlauf noch haben kann, so fehlt ihr doch auch nicht das komische Element. So schreibt uns ein Amerikaner hinsichtlich des Verhaltens der HH. Schröder und Pahle: „Both have denied the right of the state to have schools and to instruct the people; and yet both of them rush to the Prussian Government for the express purpose nl obtaining government-appointments to teach in State-High Schools in Germany, and even to teach Catholic Theology under the direction of an avowedly Protestant State."

[1]) Daß die entgegenstehenden Versicherungen alle auf Schröder selbst zurückgehen, ist uns unzweifelhaft. Ein reizendes Stückchen ist folgendes: Das „New-Yorker Morgen-Journal" vom 28. Mai brachte nachstehendes Gespräch eines Korrespondenten mit Schröder unter der Ueberschrift: „Kein Sieg für irgend eine Partei."

„Dann es ist also nicht wahr, daß Msgr. Schröder zu resigniren gedenkt? — Da kennen sie den Monsignore schlecht. Als kürzlich die „Washington Post", „Evening Star", „Baltimore Sun", diese Nachricht in die Welt setzten, zusammen mit der Lüge, daß sich Prof. Schröder bei Erzbischof Corrigan und dem Josephinum in Ohio um eine Stelle beworben habe, da hatte Prof. Schröder gute Lust, diese Zeitungen wegen Verleumdung zu verklagen (!). Jedenfalls haben die Zeitungen gerade das Gegentheil erreicht. „Wie gern die mich los sein möchten," sagte er mir damals grimmig lächelnd, und unwillkürlich fiel mir dabei das Bild des Königs des Waldes ein, der sich den hetzenden Hunden stellt und ihnen dadurch deutlich macht, daß er noch sehr viel Spaß habe, ehe er mit ihnen oder vice versa fertig sei. Der Monsignore hätte ganz gut zu einer Zeit geboren sein können, wo das Wohl der Kirche es erheischte, daß ihre Diener über dem geistlichen Gewand Schild und Rüstung trugen. Er weiß sich seiner Haut zu wehren. „Ehe die mir den Hals abschneiden, wehre ich mich," sagte er kürzlich. „Man kann auch Jemand fortärgern, ich weiß es wohl. Und hier in Washington haben sie mir das Leben schon sauer genug gemacht. Aber resigniren deßhalb? Nein, nein, da kennen sie den Schröder schlecht."

Das amüsanteste an dieser Exprektoration eines „Priesters" ist, daß sie ganz von Schröder selbst geschrieben sein soll, der sie dem Agenten des „Morgen-Journals" in einer nächtlichen Zusammenkunft in einem New-Yorker Hotel übergab und demselben den Abdruck mit einem Check bezahlte. So erzählt man sich in New-York.

for I hold with St. Paul that to believers and unbelievers, to Gentiles and to Jews, the church of Christ is still a debtor. But I have never fortgotten that the power of the truth consists in its presentation in all its symmetry and beauty and fullness; I have never sacrificed or compromised one tittle or iota of it, and they who assert that I have done it assert what is false. May Got forgive them; I have no controversy with them."

Unsre Leser werden uns das Zeugniß nicht versagen, daß wir allen Dingen stets ein ruhiges Urtheil entgegenbringen und weit mehr der Kritik als dem Enthusiasmus zugeneigt sind. Nicht unter dem Eindruck einer schwärmerischen Gemüthsbewegung, die dem kalten und steinernen Herzen des Spectators ganz fremd ist, sondern mit vollem Bedacht schreiben wir den Satz nieder, daß dies Bankett thatsächlich eines der merkwürdigsten und bedeutsamsten Momente im Leben des modernen Katholizismus darstellt. In diesem Jahrhundert hat kein anderes Land eine Vereinigung seiner ersten Männer gesehen, welche der offiziellen Vertretung ihrer katholischen Landeskirche eine so spontane, feierliche und großartige Ovation dargebracht hätten. Dies Fest spricht es klar und unzweideutig aus, daß der Katholizismus in den Vereinigten Staaten eine große und schöne Zukunft hat — aber freilich nur ein Katholizismus, der die Institutionen eines großen und freien Landes zu achten weiß, der gewillt ist, mit der modernen Staatsidee in Frieden zu leben, auch nicht daran denkt, einer frischen, mächtigen und lebensvollen Nationalität den finsteren Geist der Inquisition und die Erfindungen italienisch-französischer Bigotterie als die Botschaft Christi und des idealen Katholizismus aufzudrängen.

In denselben Tagen, wo dieses Friedensfest in Washington geplant wurde, hatten die Zeitungen sehr merkwürdige Nachrichten aus jenem Südamerika gebracht, wo einst die „spanische Frömmigkeit" zu Hause war und die Jesuiten jahrhundertelang bis herab zu den Tagen des Präsidenten Garcia Morenos das Heft in der Hand gehalten hatten. In Ecuador war einmal wieder eine neue Revolution ausgebrochen; die Geistlichkeit war aufgestanden, um mit den Waffen in der Hand die Herrschaft wieder zu gewinnen, deren sich vor 2 Jahren die Liberalen bemächtigt hatten. An der Spitze der Aufständischen sah man zahlreiche Priester im geistlichen Gewande bewaffnet einherschreiten; es sind zum größeren Theil sogen. montaneros, eine Art von stets zu allen Revolutionen brauchbarer Guerilleros. „Sie durchzogen," lautet ein Bericht, „die Provinzen von Chimborazo und Canar, alles in Ruinen hinter sich zurücklassend und überall Vorräthe und Munitionen wegnehmend. Sie griffen die Stadt Riobamba zu Anfang Juni an, wurden aber hier zurückgeworfen. Unter ihren Todten befand sich ein Oberer des Jesuitenordens, unter 83 Gefangenen 32 Priester. Der Bischof von Riobamba, Andrade, wurde unter der Anklage des geheimen Einverständnisses mit den Rebellen verhaftet, in Guaranda ebenso der Padre Rivadeneira, den man der Verschwörung gegen das Leben des Capitano Saltos, des Stadtkommandanten, anklagt. Der Präsident Alfaro hat die Ausweisung aller kompromittirten Ordens- und Weltgeistlichen dekretirt und ist entschlossen, die klerikale Reaktion zu brechen, welche die bis vor 2 Jahren bestandene theokratische, dem Herzen Jesu geweihte Republik wieder herzustellen trachtet und zunächst ein Triumvirat anstrebt, an dessen Spitze der jetzt nach Peru geflüchtete, von der Regierung von Ecuador wegen bewaffneten Angriffs auf die Staatsbank verfolgten ehemaligen Diktator Veintimilla treten soll."

Dies artige Bild, für dessen Zuverlässigkeit wir der „Perseveranza" (Nr. 13,527) vorläufig die Verantwortung überlassen müssen, ist im höchsten Grade instruktiv. Wenn nur die Hälfte davon wahr ist, ist es hinreichend, um ein Exempel davon zu statuiren, wohin der politische Katholizismus führt. Der Spectator erlaubt sich, den Herren Montaneros von Ecuador eine aufrichtig gemeinte Dankadresse zu votiren; ihr Verhalten bestätigt alles, was er seit Jahren vorausgesagt und gepredigt hat.

In Europa sind wir einstweilen noch nicht so weit wie in Ecuador. Noch haben wir nicht erlebt, daß sich Priester in unsern Tagen mit den Waffen in der Hand erhoben, um Revolution zu machen. Aber in Italien, in Frankreich, in Galizien und in noch näher gelegenen Ländern kann Jedermann mit Fingern auf solche „priesterliche" Gestalten weisen, die dessen fähig wären. Warum auch nicht? Es wäre ja nur die richtige Konsequenz aus der Lehre der „Civiltà Cattolica", daß das Papstthum nicht bloß ein religiöses, sondern auch ein politisches Institut ist. Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht der Artikel der „Civiltà" „Del Diritto italico sopra Roma", (Quad. 1134, p. 641 ff.), wo weitläufig auseinandergesetzt wird, daß die von den Mächten durch Belassung ihrer Gesandtschaften beim hl. Stuhl anerkannte Bedeutung des Papstes als weltlicher Souverän (!) nothwendig in sich schließe, daß auch die Politik in die Kirche hineingehöre und eine ihrer Aufgaben sei. Worin ihm selbstverständlich der „Univers" (27. Okt.) begeistert zustimmt. Italien hat nach den Ausführungen der „Civiltà" natürlich gar kein Recht auf Rom. „Die Völker Italiens" (die „Civiltà" kennt den Begriff des „italienischen Volkes" nicht) „dachten nie daran und denken auch jetzt nicht daran, sich in einer allen ihren Ueberlieferungen und Neigungen widersprechenden Einheit zusammenzuschnüren. Diese Idee der Einheit ist von der allermodernsten Carbonaria ausgeheckt worden, und zwar aus Haß gegen das Christenthum und aus verwerflichen Absichten, deren Verwirklichung wir inmitten der Gottlosigkeit, der Korruption und Schmach mit Augen angesehen haben und die schließlich in den neuesten Bankdiebstählen und der Unredlichkeit der großen Patrioten ihren Höhepunkt erreicht haben; das ist die glänzendste Illustration der diritto italico auf Rom" (p. 652). Damit halte man die schöne Erklärung des „Osservatore Romano" über das Regnum meum non est de hoc mundo zusammen. Die jesuitische Exegese hat uns schon seit einiger Zeit mit der ganz neuen Erklärung dieser Worte des Herrn (Joh. 18, 36) bekannt gemacht. Demnach will nicht, wie bisher so ziemlich alle Welt annahm, damit gesagt sein, daß das Reich Christi ein innerliches, religiös-sittliches sei, sondern daß es nur nicht von dieser Welt gegeben sei und andere, höhere Ziele als die Reiche dieser Welt habe. Dieser Ansicht, daß das Messiasreich ein äußeres, politisches, die weltlichen Erwartungen der pharisäischen Judenschaft erfüllendes Reich sein müsse, war bekanntlich auch der heilige Petrus, ehe der ht. Geist über ihn kam, und er empfing dafür vom Herrn die schärfste Zurechtweisung, welche je von den Lippen des sanftesten aller Menschenkinder kam: Vade retro Satana, quoniam non sapis quae Dei sunt, sed quae sunt hominum (Marc. 8, 33). Es gehört das äußerste Maß frevelhafter Sophistik dazu, um diese so einfachen Dinge in ihr Gegentheil zu verkehren.

Wie wahr sagte doch Pascal diesen Leuten gegenüber schon: „L'Écriture sainte n'est pas une science d'esprit, mais du coeur. Elle n'est intelligible que pour ceux qui ont le coeur droit. Le voile qui est sur l'Écriture pour les Juifs y est aussi pour les chrétiens." (Pensées, art. XVI, No. 89.)

So kommt denn auch dieselbe Presse zu dem Sophisma: „il papa non può essere che Sovrano, o martire, o prigioniero." Die Sache hat für Italien ihre Bedeutung und wieder eine andere für die übrige europäische Welt.

Digitized by Google

Das Unheil Italiens, wie es sich heute darstellt, hat sich von langer Hand vorbereitet. Wir werden später noch einmal auf diese Dinge zurückkommen und den Nachweis liefern, welche Stunden für die Wiedergeburt Italiens verhängnißvoll wurden.

Jetzt sind die Dinge allem Anschein nach heillos verfahren. Schon jetzt glauben Manche, daß man nicht weit von der Eventualität entfernt sei, etwas ähnliches wie 1245 zu erleben. Die „Aziane cattolica", für deren Vorgehen jetzt schon das Beispiel der Lega Lombarda offen angerufen wird, ist auf dem Wege, das Reich zu zerstören; vielleicht gelingt ihr das, sie wird aber damit in zweiter Linie auch den Sturz der Kirche in Italien und weiterhin herbeiführen. Mit dem Falle des Reiches würde die Kirche wieder die Gefangene, diesmal vielleicht auch Frankreichs, jedenfalls die Gefangene der Umsturzparteien. Dem rapiden Niedergang des kirchlichen Einflusses, der einstmals auf den Fall des deutschen Kaiserthums und die Gefangenschaft in Avignon gefolgt ist, würde auch heute der großartigste Niedergang des kirchlichen Einflusses in der europäischen Welt entsprechen.

Aber vielleicht irren wir uns. Vielleicht ist unsre Auffassung von der Mission des Christenthums eine ganz falsche und es gelangen in Kürze die von unsern Gegnern vorgetragenen Ansichten über die politische Aufgabe des Papstthums und des Klerus zur Anerkennung. Es wird dann nothwendig sein, in unserm Gottesdienste mancherlei Verbesserungen anzubringen. Daß Geistliche auf der Kanzel Zeitungsartikel verlesen, ist schon nichts neues mehr. Es wird aber dann nothwendig werden, die sonn- und festtäglichen Lesestücke aus der hl. Schrift, welche die Grundlage der Predigt bisher gebildet haben, völlig neu zu redigiren, vieles daraus wegzulassen und vielleicht die Lektionen überhaupt durch ausgewählte Lesestücke aus den großen Klassikern der Neuzeit, aus Louis Veuillot und Don Albertario, zu ersetzen. Man könnte ja auch, um seiner Sache sicher zu sein, die Predigt überhaupt abschaffen und durch geeignete Verlesung aus guten Blättern einen Ersatz dafür bilden; was manche Centrumsblätter in Ansehung ihrer tiefgesunkenen Abonnements ohne Zweifel als eine sehr günstige Fügung begrüßen dürften.

Nun wäre dabei freilich nicht zu verhüten, daß so ziemlich alle Staaten dieses alten Kontinents ihr Verhältniß zur Kirche einer Revision unterziehen würden.

Zunächst würde ein Theil derselben ohne Zweifel auf das Auskunftsmittel der völligen Trennung von Staat und Kirche verfallen. Belgien kann hier als angenehmes Muster genommen werden.

Andere werden vielleicht zu der Ansicht gelangen, daß in der That alle weltliche Gewalt von der geistlichen abhängt und es besser für die Welt sei, zu jener Auffassung zurückzukehren, welche schon um 1320 Agostino Trionfo gelehrt hat (De potest. Eccl. Qu. XXXtX a. 1), daß der Kirche alle Herrschaft und Verwaltung im Imperium zustehe (in toto Imperio Occidentalium Ecclesia habet temporalium non solum universalem jurisdictionem, verum etiam universalem administrationem) und sie sich einen Kaiser eigentlich nur zu ihrer Bequemlichkeit halte (ne ipse Papa implicet se negotiis saecularibus). Man sagt, daß schon mehrere Staatsmänner mit dem Studium einer darauf begründeten neuen Ordnung der Dinge beschäftigt seien.

Bei der unaussprechlichen Bosheit dieser Welt ist indessen zu befürchten, daß nicht alle Staaten sich zu dieser Weisheit erheben, sondern das Kind mit dem Bade ausschütten und einen Extermination skrieg gegen das Papstthum zum stehenden Institut machen werden.

Oder sollte gar die Menschheit in dem alten Europa so tief fallen, daß sie sich über diese Dinge überhaupt nicht mehr aufregen, und die Prätensionen des guten Trionfo und seiner modernen Nachfolger in ihren Antiquitätenmuseen zwischen Glas und Rahmen setzen würde? Es sträubt sich unsre bessere Empfindung dagegen, so etwas für möglich zu halten, — aber welcher Schandthaten ist der Teufel Bitru nicht fähig?

Europa wird dann einen recht bunten und fraglichen Anblick bieten. Sollten wir dann, so etwa um 1920 oder 1930 noch leben, so wollen wir uns die demüthige Frage erlauben, ob sich Se. Heiligkeit bei diesem Zustande besser befindet, als so, wie der „religiöse Katholizismus" sich ihn geträumt hätte: als das von der ganzen Welt verehrte, geliebte und hochgehaltene Haupt einer idealen Glaubensgenossenschaft, die hier auf Erden nichts sucht, als das ewige Leben, Gott gebend, was Gott und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

* * *

Es ist kein frohes Bild, das sich uns heute aufdrängt und das wir unsern freundlichen Lesern als Neujahrsbetrachtung bieten. Vielleicht sind seine Farben noch etwas dunkler ausgefallen, als wir gewünscht: denn es lenkte sich unser Blick nicht auf ein Jahr bloß von 365 Tagen, sondern auf ein ganzes Jahrhundert zurück.

Hundert Jahre sind es heute, seit die „Allgemeine Zeitung", deren Gastfreundschaft wir hier genießen, gegründet wurde. Kein anderes Tagesblatt hat in gleichem Maße, wie sie, seinen Blick von Anfang an bis auf heute den geistigen Bewegungen zugewandt. Es ist nachgerade ein Charakteristikum unsres deutschen Geisteslebens geworden, daß bei uns möglich war, was bei keiner anderen Nation in dem Maße sich durchführbar erwies: daß eine politische Zeitung, unbeirrt und ungestört durch die Ereignisse des Tages, stets das Auge frei und ruhig geöffnet hielt für das, was sich auf den friedlicheren Gebieten der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft, der Poesie zutrug. Mitten in den Kämpfen der Napoleonischen Epoche waren die Cotta'schen Blätter das offizielle Organ der deutschen Literatur. Unter der Herrschaft der Metternich'schen Reaktion hielt sie den Glauben der Nation an eine würdigere Zukunft aufrecht; sie hat ihren redlichen Antheil daran gehabt, daß der Staatsgedanke in Deutschland nicht wie in Oesterreich erstarrte. Was das bedeutet, zeigt sich in diesem Augenblick. Oesterreich wäre heute nicht, wie Treitschke sich ausdrückte, ein willenloser Familienstaat, hätte es eine große historische Literatur besessen, die ihm die Staatsidee erhalten hätte. Daß sie uns in Deutschland nicht verloren ging in jenen trüben Jahrzehnten, wo die 1813 geweckte unermeßliche Blüthe des Lebens in Staub zu zerfallen drohte — wem anders ist es zu danken, als der steten, tiefgreifenden, das Herz des Volkes treffenden und bis in seine Tiefe bewegenden Einwirkung unsrer Literatur? Cujus ega pars magna fui — kann die Beilage der „Allg. Ztg." heute sich sagen.

Und so möge es auch in Zukunft sein.

In einem höheren Grade, als unsre meisten Zeitungen, hat die „Allgemeine" auch den kirchlichen Ereignissen ihr Augenmerk zugewandt.

Sie hatte in den Tagen ihrer Entstehung von der Sintfluth der französischen Revolution zu reden, die sich eben über Italien ausgoß und die weltliche Herrschaft des Papstes hinwegschwemmte. Das Jahr 1797 hatte soeben den Frieden von Tolentino gesehen. Die Legationen waren für den Papst verloren, man fing schon an, Bibliotheken und Museen zu berauben und ihren Reichthum nach Paris zu entführen. Der Anfang des Jahres 1798 sah den General Berthier vor Rom. Im Februar ward die römische Republik ausgerufen und Pius VI. in die Ver-

bannung geführt. Am 19. August 1799 starb dieser vielgeprüfte Dulder in Valence. Schienen diese Dinge das völlige Ende der alten Ordnung zu bedeuten, so konnte die Allg. Ztg., um dieselbe Zeit von dem Aufsteigen eines ganz neuen und ungeahnten Reiches der Geister berichten. Im selben Jahre 1798 las man verwundert in Norddeutschland die soeben, 1797, ausgegebenen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders". Auf Wackenroders lieblichen Traum folgten schon 1799 Ludwig Tiecks „Phantasien über die Kunst". Es war die Geburtsstunde der deutschen Romantik. Im Herbst 1757 hatte Novalis die ersten „Fragmente" und die „Hymnen an die Nacht" geschrieben: mit ihnen vollzog sich die große Wendung des erwachenden romantischen Gefühls nach der Seite des Religiösen. Es war eine wunderbare Offenbarung für eine Zeit, die eben noch ganz im Kant'schen Kritizismus sich befriedigt glaubte und in dem Vulgär-Rationalismus eingenickt war. Der Dichter ließ das „entsetzliche Traumbild" vor den Augen seiner erstaunten Zeitgenossen aufsteigen und — „zerbrochen war die Woge des Genusses am Felsen des unendlichen Verdrusses". Da lag denn freilich die Wurzel der romantischen Weltanschauung. Ihren Kampf mit dem Klassizismus hat die „Allg. Ztg." jahrelang verfolgt; sie berichtete über die aus dieser Wurzel entsprungene Restauration des Katholizismus und nach langen Jahrzehnten, gegen Ende dieses Jahrhunderts, hatte sie von ganz neuen, früher so gut wie unbekannten Bildungen und überraschenden Evolutionen des kirchlichen Geistes zu erzählen. Sie hat das bei weitem nicht immer in einem Sinne gethan, dem wir unsre Zustimmung hätten geben können; aber sie blieb vor wie nach das anerkannte Sprechorgan für alle gebildeten Geister, welche uns etwas zu sagen hatten und bereit und gewohnt waren, es in den Formen der Urbanität und jener die ganze Gelehrtenrepublik umspannenden Humanitas vorzubringen. Niemand war vor diesem Forum ausgeschlossen. Katholiken und Protestanten kamen hier zu Worte. Ueber die römischen Dinge las man die Berichte des ghibellinischen Gregorovius und nicht minder die des gut guelfischen Alfred v. Reumont. Wir haben diesen Faden objektiver Berichterstattung mit unsern „Kirchenpolitischen Briefen" wieder aufgenommen. Es sind die Betrachtungen eines einfachen Zuschauers dessen, was sich auf der Arena begibt. Wäre dieser Zuschauer ein Mithandelnder — er könnte nicht den Ereignissen „kuhl bis ans Herz hinan" gegenüberstehen. Er hat die Dinge nicht zu beugen vermocht, aber er hat sich vor ihnen auch niemals gebeugt. Die Anbetung des Erfolges ist ein Götzendienst, dem er nie verfallen ist; er hofft ins Grab zu steigen, ohne daß auch nur der Saum seines Kleides mit diesem Laster in Berührung kam. Dieser alte, etwas vergilbte Einsiedler, der längst zurückgezogen auf seinem stillen Gehöft seinen Kohl pflegt und dessen Umgang Allen ernstlich abzurathen ist, die sich nach dem Modejournal kleiden, er ist, wie unsre Leser wissen, wahrhaftig kein Schönfärber und kein Optimist, aber er ist auch kein Pessimist, und mit dieser feierlichen Versicherung möchte er diese zu einer Centenarfeier ausgewachsene Neujahrsbetrachtung beschließen.

In unsern gebildeten Kreisen herrscht eine tiefgehende Bekümmerung über die immer mehr um sich greifende Vergiftung unsres religiösen und politischen Lebens durch den sich mit der Demokratie und stellenweise selbst mit der Sozialdemokratie verbindenden politischen Ultramontanismus. Das ist sehr begreiflich. Aber man darf nicht zu weit gehen. Was Hr. Otto Mittelstaedt neulich von einer katholischen Bevölkerung geschrieben hat, welche stets bereit sei, mit fliegenden Fahnen zum Landesfeinde überzugehen, das halten auch wir für pure Phantasterei, ja wir stehen nicht an, es für eine unverdiente Insulte zu erklären. Wir haben stets daran festgehalten, daß unser katholisches Volk in tiefster Seele loyal und treu ist und daß es in der Stunde der Gefahr jede Probe bestehen wird. Die kirchlichen Autoritäten haben keinen Anlaß zu der Befürchtung gegeben, daß sie die ihnen anvertrauten Herden nicht im Geiste des Gehorsams gegen den Landesherrn und die Gesetze erziehen. Mit ihnen darf das Treiben einer nur durch ihre Dreistigkeit mächtigen kleinen Partei nicht verwechselt werden. Der politische Ultramontanismus hat freilich seinen Ursprung in einem Streben nach irdischer Herrschaft, das sich der Staatsidee entgegenstellt und unsern Rechtsstaat negirt. Aber unter denen, die dieser Fahne nachlaufen, befindet sich viel braves und gutes Volk, welches diese Tendenzen unterstützt, weil es in ihnen eine Garantie für den äußeren Bestand und die Sicherheit der Kirche erblickt. Es ist tief zu beklagen, daß Regierungen und Parlamente Fehler begingen, welche das Auftreten solcher Anschauungen möglich machten: solche Fehler dürfen nicht wiederholt werden. Aber andrerseits sollten auch die Etenente abgestoßen und die Einflüsse niedergehalten werden, welche zu solchen Fehlern Anlaß gaben. Geschieht das Eine und bleibt das Andere nicht aus, so kann und wird sich noch alles zum Besten lenken lassen. Und so hoffen wir, daß der „Spectator", der heute über hundert Jahren in der Beilage der „Allg. Ztg." an unsrer Stelle über die Lage berichten wird, von einem Volke zu erzählen weiß, das frei und glücklich im Herzen Europa's als Hort des Friedens wacht und wattet, mächtig zu Wasser (bitte, auch zu Wasser!) und Land, und daß in diesem unserm deutschen Vaterland Katholiken und Protestanten sich gegenseitig achten und ertragen gelernt haben und Staat und Kirche von Niemanden gehindert werden, einträchtig ihre großen Ziele zu verfolgen. Der Verfasser der „Kirchenpolitischen Briefe" von anno 1898 aber würde sich reichlich belohnt glauben, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, an diesem Werke des Friedens für sein Theil mitzuwirken, und wenn ihm durch leidenschaftslose, objektive Klarlegung aller Verhältnisse gewährt gewesen wäre, wenigstens für seine Zeit

„Den Wurf zu thun,
Den Tausende verfehlt, weil sie nicht sahen,
Wohin die Wolken zogen noch die Fäden,
Die Gottes Hand in der Geschichte spann."

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Dorpat.** Am 24. Dezember beging hier der bekannte Theolog und Statistiker Prof. Dr. Alexander v. Oettingen seinen 70. Geburtstag. Obwohl er seit einigen Jahren seine Lehrthätigkeit an unirer Hochschule aufgegeben hat, nimmt der rüstige Gelehrte noch in regster Weise an der wissenschaftlichen Arbeit theil, wie das seine im vorigen Jahre erschienene Dogmatik Luthers, die auch in der „Beilage" gebührend gewürdigt wurde, beweist. Seine anregende Persönlichkeit bildet noch heute den geistigen Mittelpunkt des leider so sehr zusammengeschmolzenen Kreises, welcher der Russifizirung unsrer Universität wie des ganzen Kulturlebens in den Ostseeprovinzen den inneren Zusammenhang mit der deutschen Kultur betont. Als Festgabe haben ihm hiesige und in Deutschland thätige Freunde, Kollegen und frühere Schüler einen Sammelband „Abhandlungen" überreicht.

☞ Die verehrt. Abnnenten der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erhalten mit dieser Nummer eine getreue Nachbildung der Nr. 1 des Jahrgangs 1798 der „Neueste Weltkunde", welcher Titel am 9. September 1798 in „Allgemeine Zeitung" umgeandert wurde, als Erinnerungsblatt an das hundertjahrige Jubiläum der Allgemeinen Zeitung.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 4. Januar. Nummer 2.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Klimatologische Forschungen. Von W. v. Bezold. — Zum Tode Alphonse Daudets. Von Felix Vogt. — Mittheilungen und Nachrichten.

Klimatologische Forschungen.

Man muß es immer besonders freudig begrüßen, wenn ein Gelehrter ersten Ranges, der vollständig auf der Höhe der Wissenschaft steht, sich nicht damit begnügt, die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen in einzelnen Abhandlungen den Fachgenossen mitzutheilen, sondern sich dazu entschließt, die Gesammtheit dessen, was in einem bestimmten Gebiete bisher geleistet worden ist, in einem größeren Werke zusammenzufassen und damit weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Dies gilt in vollstem Maße von einem Werke über Klimatologie, das soeben in zweiter Auflage die Presse verlassen hat und dessen Inhalt hier in Kürze besprochen werden soll.[1])

Es gibt keinen zweiten Gelehrten, der in höherem Maße berufen und befähigt gewesen wäre, ein Handbuch der Klimatologie zu schreiben, als den um die Entwicklung dieser Wissenschaft so hoch verdienten Verfasser, der erst vor kurzem die Stelle eines Direktors der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien mit der einfacheren eines Professors an der Universität Graz vertauscht hat, um unbehindert durch die vielen Geschäfte, wie sie auf dem Leiter eines großen Instituts lasten, ganz seinen Forschungen leben zu können. Seit mehr als 30 Jahren theils einziger, theils Mitredakteur der bedeutendsten Fachzeitschrift für Meteorologie, hat Julius Hann von jeher der klimatologischen Seite besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Dementsprechend hat er auch, abgesehen von seinen bahnbrechenden Arbeiten rein meteorologischer Natur, in Hunderten von kleineren Abhandlungen und Mittheilungen alles zusammengestellt und besprochen, was an klimatologischem Material innerhalb des genannten Zeitraumes von Forschungsreisenden, sowie von den sich immer mehr ausbreitenden Netzen meteorologischer Stationen aus allen Theilen der Erde gewonnen wurde.

Zugleich setzten ihn seine eigenen tiefgehenden meteorologischen Untersuchungen, von denen nur jene über den Föhn, über den täglichen Gang des Barometers, über den Berg- und Thalwind, wobei er das erstemal die Flächen gleichen Luftdrucks in der Atmosphäre in die Betrachtung hineinzog, u. s. w. erwähnt seien, in den Stand, das verbindende Band zwischen der Fülle der Einzelerscheinungen immer enger zu knüpfen und die bedrückende Masse von Beobachtungszahlen geistig zu durchdringen und zu beleben.

Dem Zusammenwirken aller dieser günstigen Umstände hatte schon die vor 14 Jahren erschienene erste Auflage die günstige Aufnahme und verhältnißmäßig rasche Verbreitung zu danken.

[1]) Julius Hann: Handbuch der Klimatologie. Stuttgart, J. Engelhorn 1897.

Inzwischen ist das Material gewaltig angeschwollen, die Forschung ist unaufhaltsam nach immer ferneren Gebieten vorgedrungen und in den näher gelegenen immer nachdrücklicher betrieben worden, so daß der Wunsch nach einer neuen Auflage schon längst rege geworden war.

Die jetzt vollendet vorliegende entspricht den gehegten Erwartungen in vollstem Maße. Da die Darstellung die gleich knappe geblieben ist wie früher, so läßt schon der erheblich erweiterte Umfang auf die eingetretene Bereicherung schließen, denn aus dem einen Bande sind drei geworden, die nahezu die doppelte Seitenzahl der alten Ausgabe besitzen.

Der erste Band ist der „allgemeinen Klimatologie" gewidmet. In einem einleitenden Kapitel werden zunächst Begriff und Aufgabe der Klimatologie festgestellt und dann die einzelnen klimatologischen Faktoren, sowie die Hülfsmittel der Klimatographie besprochen.

Schon dieser Abschnitt weist wesentliche Bereicherungen auf. Insbesondere sind die Beziehungen des Klimas und der einzelnen klimatischen Faktoren zum organischen Leben noch mehr betont und ausführlicher behandelt als früher, so daß der Hygieniker, sowie überhaupt alle, die sich mit den biologischen Wissenschaften beschäftigen, daraus reiche Anregung schöpfen werden.

Dies gilt vor allem von den Betrachtungen über die Rolle, welche die atmosphärische Feuchtigkeit spielt. Die eingehenden Erwägungen über die Bedeutung, welche hiebei der relativen Feuchtigkeit oder dem in neuerer Zeit so vielfach hervorgehobenen Sättigungsdefizit zukammt, dürften in dieser Hinsicht besonders werthvoll sein.

Das Gleiche gilt von der Untersuchung der Umstände, welche das „Wärmegefühl" bedingen, das ja bekanntlich keineswegs mit den Angaben des Thermometers parallel läuft. So weiß z. B. Jedermann, daß strenge Kälte bei Windstille leicht zu ertragen ist, aber unerträglich werden kann, sowie die Luft stärker bewegt ist. An schönen kalten Wintertagen genügt das Auftreten einer schwachen Brise, um das früher angenehme Temperaturgefühl sogleich in ein lebhaftes Frösteln zu verwandeln, ohne daß der Thermometerstand sich geändert hätte.

Außerdem aber hat die strahlende Wärme der Sonne und die Luftfeuchtigkeit einen großen Einfluß auf die gefühlte Temperatur. In heißen Klimaten, sowie auch im Sommer mittlerer und höherer Breiten, wo der Körper meist mit Schweiß bedeckt ist, hängt das Temperaturgefühl in hohem Grade von der Trockenheit der Luft ab. Bei trockener Luft werden hohe Temperaturen unschwer ertragen, bei feuchter tritt leicht Hitzschlag ein. In den östlichen Vereinigten Staaten ist derselbe im Sommer durchaus nicht selten, aber trotz viel höherer Temperaturen unbekannt in trockenen Westen, in Arizona und Südcolorado. Die Bewohner der Ostküste, sagt General Greely, der frühere Leiter des meteorologischen Dienstes der Vereinigten Staaten, hören mit Erstaunen von Temperaturen von 45 bis 50 Grad Celsius, die dort vorkommen, ohne die gewöhnlichen Be-

schäftigungen auf dem Lande und in den Städten erheblich zu stören.

Nach der Einleitung, die 90 Seiten einnimmt und von der hier nur einzelnes beispielsweise herausgegriffen wurde, beginnt erst die „allgemeine Klimatologie", die nun die letzten der Viertheile des ersten Bandes umfaßt.

Hiebei ist vor allem das sogenannte „solare Klima" viel eingehender und ausführlicher behandelt, als in der ersten Auflage. Es wird demgemäß zunächst entwickelt, wie sich die Wärmezufuhr in den verschiedenen Breiten gestalten würde, wenn gar keine Atmosphäre vorhanden wäre, oder was auf dasselbe hinauskommt, an der oberen Grenze der letzteren. Alsdann wird die gleiche Frage erweitert behandelt unter der Voraussetzung einer gleichförmigen, wolkenfreien Atmosphäre. Hiebei werden sowohl die älteren theoretischen Untersuchungen von Meech und Wiener, als auch die neueren von Angot, Zenker u. A., insbesondere aber auch die Arbeiten von Langley, Lord Rayleigh u. s. w. über die selektive Absorption und Reflexion eingehend berücksichtigt.

In dem zweiten Kapitel werden alsdann die Hauptformen des tellurisch modifizirten oder des sogenannten physischen Klimas der Reihe nach eingehend besprochen. In erster Linie das Land- und Seeklima, und zwar zunächst der Einfluß von Wasser und Land auf die Vertheilung und den Gang der Temperatur, dann die Land- und Seewinde, insbesondere die Monsune.

Alsdann wendet sich der Verfasser dem Höhenklima zu und betritt damit ein Gebiet, auf dem er selbst als Forscher in hervorragender Weise thätig war und mit dem er sich stets mit besonderer Vorliebe beschäftigt hat.

Hiebei werden die sämmtlichen klimatologischen Elemente eingehend berücksichtigt: die Abnahme des Luftdrucks mit der Höhe, und zwar mit interessanten Einschaltungen über die Bergkrankheit, dann die Strahlungsverhältnisse auf Bergen und in Thälern, die Temperaturabnahme mit der Höhe und deren Anomalien, als die Nacht- und Winterkälte der Thalsohlen, sowie die sogenannte Temperaturumkehr während der Herrschaft hohen Luftdrucks zur Winterszeit oder bei Nacht. Dann kommt der Einfluß der Gebirge auf die Bildung von Wolken und Niederschlägen an die Reihe und die damit eng verwachsenen Fragen nach den Schnee- und Gletschergrenzen und nach der Eintheilung in klimatische Höhenzonen.

Darauf werden die Gebirgswinde besprochen: Berg- und Thalwind, der Föhn, Scirocco, Bora und Mistral. Eine Betrachtung der Rolle, welche die Gebirge als Klimascheiden spielen, schließt den Abschnitt.

Den Schluß des ganzen Bandes hingegen bildet das in der ersten Auflage gar nicht enthaltene Kapitel über die Klimaänderungen, Fragen, deren Beantwortung freilich vielfach noch auf recht schwankendem Boden steht, die jedoch trotzdem in einem solchen Werke nicht unberücksichtigt bleiben durften.

Hieher gehören die verschiedenen Hypothesen über die Entstehung der Eiszeit, die angeblich in längeren Zeiträumen sich wiederholenden Klimaschwankungen, wie sie besonders von Brückner untersucht wurden und zu der Annahme einer 35jährigen Periode geführt haben, und endlich noch das damit eng zusammenhängende Vorstoßen und Rückwärtsschreiten der Alpengletscher.

Der zweite und dritte Band sind der „speziellen Klimatologie" oder der „Klimatographie" gewidmet.

Hier werden die verschiedenen klimatischen Gebiete jedesmal zuerst in einem allgemeinen Ueberblick, dann aber nach den einzelnen Ländern geographisch geordnet eingehend betrachtet, und zwar im zweiten Bande jene der Tropenzone, im dritten die der gemäßigten, sowie den polaren Zonen angehörigen.

Um eine Vorstellung von der Gliederung dieser Bände zu geben, soll das Inhaltsverzeichniß eines Abschnittes hier mitgetheilt werden, und zwar des der Westküste des tropischen Afrika gewidmeten. In diesem Kapitel werden besprochen: Senegambien, Klima am oberen Senegal und Niger, Klima am Gambia, Sierra Leone, Capverden, Ober- und Niederguinea, Kamerungebiet, Klima am Gabun, Kongogebiet, Angola, Temperatur an der Westseite des tropischen Afrika, Regenfall an der Westseite des tropischen Afrika, Deutsch-Südwestafrika, Temperatur und Regenfall in Südwestafrika.

Von jedem der genannten Gebiete findet man eine klimatische Beschreibung mit Angaben über Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse, Niederschläge und vorherrschende Winde, sowie über den Verlauf der Jahreszeiten mit ihren besonderen Eigenthümlichkeiten. Schilderungen von Reisenden über die Vorgänge im Bereiche des organischen Lebens, sowie wichtige Angaben über hygienische Verhältnisse ergänzen die Darstellungen zu anschaulichen Bildern. Man versteht, daß man sich bei derartiger Anlage mit Leichtigkeit über die klimatischen Verhältnisse irgendeines Gebietes unterrichten kann, sei es vom allgemein wissenschaftlichen Standpunkte aus, sei es zum Zwecke der Vorbereitung für eine zu unternehmende Reise u. s. w.

In den zusammenfassenden Abschnitten, wie z. B. in jenen über die Temperaturen oder über die Regenfälle an der Westseite des tropischen Afrika, findet man überdies auch tabellarische Zusammenstellungen, die nicht nur für den Klimatologen oder Meteorologen von Fach werthvoll sind, sondern vor allem auch zur Beurtheilung der auf die Bewirthschaftung neu erschlossener Gebiete bezüglichen Fragen. Im Hinblick auf diesen Punkt wurde auch gerade das Kapitel über Südwestafrika als Beispiel herausgegriffen, da man dort das Klima der westafrikanischen deutschen Kolonien zum erstenmale in einem Sammelwerke berücksichtigt findet.

Freilich ist das Zahlenmaterial, welches dem Verfasser in dieser Hinsicht zur Verfügung stand, noch überaus dürftig, und es wäre sehr zu wünschen, daß Forscher, wie z. B. der um die Gewinnung meteorologischer Angaben aus Südwestafrika so hochverdiente K. Dove, in ihren Bemühungen nachdrücklicher unterstützt würden, als dies bisher der Fall war.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es für die Entwicklung unsrer Kolonien höchst förderlich wäre, wenn sich in den maßgebenden Kreisen die Ueberzeugung kräftiger Bahn bräche, daß reichliche und zuverlässige meteorologische Beobachtungen gerade für landwirthschaftlich neu zu erschließende Länder den allergrößten Werth besitzen. In den alten Kulturländern haben die während Jahrhunderten gesammelten Erfahrungen längst zu der Erkenntniß geführt, welche Pflanzengattungen da oder dort mit Vortheil angebaut werden oder welche Art der Bewirthschaftung die geeignetste sei. In neu zu kultivirenden Gegenden müssen erst Versuche gemacht werden, bei denen meist hohes Lehrgeld zu zahlen ist, wenn nicht durch vorangegangene oder wenigstens nebenherschreitende klimatologische Erforschung rasch ein sicherer Boden gewonnen wird. Hiefür genügen jedoch die zufällig oder nur vorübergehend gemachten Beobachtungen wissenschaftlicher Reisenden keineswegs, selbst wenn diese, was leider nur sehr selten der Fall ist, die erforderliche Schulung von Haus aus mitbringen sollten, sondern hier kann nur planmäßiges Vorgehen zum gewünschten Ziele führen. Wie außerordentlich wichtig unter anderem derartig gewonnene Angaben über die Niederschlagsverhältnisse nicht nur für den Bau von Bewässerungsanlagen, sondern auch von Wegen und Eisenbahnen sind, mag nur nebenher erwähnt werden. Jedenfalls könnten wir Deutsche in dieser Hinsicht von unsern östlichen Nachbarn, den Russen, lernen, die nicht nur bei ihren militärischen Expeditionen im Innern Asiens

jedesmal einen wissenschaftlichen Stab mitnehmen, sondern auch in jedem neu erworbenen Gebiete sofort dauernde meteorologische Beobachtungsstationen errichten, was scheerlich nicht nur der Wissenschaft zuliebe geschieht.

In ähnlicher Weise, wie eben geschildert, nur dem aus einzelnen Theilen, z. B. aus Indien, vorliegenden reicheren Beobachtungsmaterial entsprechend viel ausführlicher, findet man alsdann in dem gleichen Bande die übrigen tropischen Länder behandelt.

Der dritte Band dagegen ist den gemäßigten und polaren Zonen gewidmet. Auch hier zeigen sich beinahe allenthalben Bereicherungen im Vergleich zu der ersten Auflage. Die Tabellen sind den inzwischen massenhaft angesammelten Beobachtungen entsprechend vollständiger und zuverlässiger und manche Gebiete konnten viel ausführlicher berücksichtigt werden, als dies früher möglich war. Dies gilt besonders von der nördlichen Polarzone, für welche nicht nur inzwischen die Beobachtungen der internationalen Polarforschung aus den Jahren 1882/83, sondern auch noch jene hinzugekommen sind, welche Nansen auf seiner Durchquerung Grönlands gesammelt hat, ja soweit dies bereits schon jetzt möglich war, auch solche seiner letzten Reise.

Von sonstigen da und dort anzutreffenden Ergänzungen mag nur noch einer kleinen Isothermenkarte gedacht werden, welche dem Abschnitt über die klimatischen Kurorte der Mittelmeerländer beigegeben wurde, und die gewiß Manchem willkommen sein wird.

Dies dürfte genügen, um eine Vorstellung zu erwecken von dem überaus reichen Inhalt des Werkes, das in der neuen Gestalt durch Hinzufügung der in der ersten Auflage fast gänzlich fehlenden Literaturnachweise erst ein wahres Handbuch geworden ist. Für den Geographen und Meteorologen wird es sich noch mehr wie früher als unentbehrliches Hülfsmittel erweisen, während es durch die vielseitigen Ausblicke nach den verschiedensten Seiten hin auch dem Hygieniker, sowie dem Botaniker und Zoologen reiche Anregung bietet. Vor allem aber sollte keiner, der fremde Länder bereisen will, versäumen, sich vorher aus dem Buche Raths zu erholen. Es wird ihm nicht nur die Augen öffnen für viele Eigenthümlichkeiten, die sonst seinen Blicken entgehen würden, sondern er wird darin auch die wichtigsten Fingerzeige finden darüber, zu welcher Jahreszeit er seine Reise unternehmen soll und wie er sie einzurichten habe, um schädliche klimatische Einflüsse thunlichst zu vermeiden und um die von ihm erstrebten Ziele bestmöglich zu erreichen.

Möge das vortreffliche Werk die Verbreitung finden, die es verdient.

W. v. Bezold.

Zum Tode Alphonse Daudets.

Von allen Verlusten, welche in den letzten Jahren das literarische Frankreich heimgesucht haben, ist der plötzliche Tod Alphonse Daudets der größte und schmerzlichste, denn er war, so groß auch die Namen Zola's, Bourgets, Marcel Prévosts, Cherbuliez' und Theuriets sein mögen, der erste der lebenden Romanschriftsteller Frankreichs und wurde aus voller Thätigkeit abberufen. Man durfte trotz seines langjährigen Leidens, das ihn im letzten Jahrzehnt das Gehen fast unmöglich machte, doch noch auf eine lange Reihe von Meisterwerken rechnen, denn seine Geisteskräfte blieben bis zum letzten Tage ungeschwächt und der neue Roman „Soutien de Famille", den die „Illustration" vor 6 Wochen zu veröffentlichen begonnen, wird, nach den bis jetzt erschienenen Theilen zu schließen, besser sein, als die Romane der letzten Jahre und sich seinen berühmtesten Werken zugesellen. Wie thätig Daudet noch im letzten Jahre seines Lebens war, geht schon daraus hervor, daß er fast gleichzeitig eine provençalische Erzählung „Le Trésor d'Arlatan", eine Novellen- und Skizzensammlung „La Fédar" und eine neue Ausgabe seiner ältesten Theaterstücke erscheinen ließ, während er die letzte Hand an den seit Jahren in Angriff genommenen „Soutien de Famille" legte. Daneben hatte ihm das Vermächtniß seines Freundes Goncourt, der am 13. Juli 1896 in seinen Armen gestorben war, der Streit mit dessen natürlichen Erben und die Gründung der von Goncourt geforderten Akademie der Zehn eine Menge wenig angenehmer Pflichten auferlegt und zu alledem kam noch in jüngster Zeit der Umzug aus dem lange bewohnten dritten Stock der Rue de Balle Chasse in einen ersten Stock der Rue de l'Université, den Daudet noch mit Mühe und Noth erklimmen zu können hoffte. Aber alle diese Mühsale schienen keinen Einfluß auf seinen Geist zu haben. Er speiste am Abend seines Todes, wie gewöhnlich, unter lebhaftem Gespräch mit seiner Gattin und seinen beiden Söhnen und seiner Tochter, als er plötzlich den Kopf zurücksinken ließ, die Besinnung verlor und 1 Stunde darauf auf seinem Bette den letzten Athemzug that. Es war das eigentlich ein schöner Tod für einen geistig regsamen Mann, der sich schon lange nur noch davor fürchtete, daß die unerbittliche Rückenmarkkrankheit sich auf das Gehirn übertragen oder eine solche Form annehmen könnte, daß er, wie sein Leidensgenosse Heine, lange Jahre in einer „Matratzengruft" zubringen müßte. Beides ist Daudet erspart geblieben und darum ist er glücklich zu schätzen.

Es ist ihm auch das andere Unglück erspart geblieben, die Gunst der Menge zu verlieren. Er starb gewissermaßen kurz vor einer Apotheose. Er plante nämlich am Weihnachtsabend seine neue Wohnung mit einem großen Schmause einzuweihen, dem seine beiden Sapphos zur Zierde dienen sollten, die Sängerin Calvé und die Schauspielerin Réjane. Eine Apotheose wäre dieser Réveillon unbedingt geworden, denn die Vereinigung der Réjane und der Calvé am Tische Daudets bedeutete, daß seine „Sappho" zugleich als Drama im Vaudeville und als Oper in der Komischen Oper gegeben wurde. Die Generalprobe der „Sappho" Massenets, der ein Textbuch benutzt hatte, worin allerdings von den Charakteren und der Handlung Daudets nicht mehr viel übrig geblieben war, ist, soviel ich weiß, die Veranlassung zum letzten Ausgang und zur letzten öffentlichen Huldigung für den Meister gewesen. In wenigen Tagen wird das Vaudeville mit der gesprochenen „Sappho" folgen. Diese Ehre ist bis jetzt wohl nur einem einzigen lebenden Meister zutheil geworden, daß eines seiner Werke zugleich als Schauspiel und als Oper in Paris gegeben wurde, nämlich dem jüngeren Dumas, dessen „Kameliendame" oft neben der aus ihr entstandenen „Traviata" auf den Anschlagsäulen erschien. Aber auch das Schauspiel „Sappho" steht weit hinter dem Roman zurück, der im Jahre 1884 erschienen ist und heute in Frankreich für Daudets Meisterwerk gilt. Dieser Roman ist erst vor kurzem wieder mit den meisten andern Werken Daudets in einer billigen Lieferungsausgabe erschienen. Ein Pariser Verleger wollte nämlich den kühnen Versuch machen, gute Autoren so zu verbreiten, wie er bisher populäre Schauerromane verbreitet hatte, und ganz naturgemäß war sein erster Gang zu Daudet gewesen, um mit seinen Werken den Anfang zu machen. Gemäß der Vorliebe des Meisters selbst wurde die neue Ausgabe mit „Jack" begonnen, der sein Lieblingskind geblieben ist, obschon sich gerade an dieses Werk der Vorwurf mancher Kritiker geheftet hat, daß Daudet ein Nachahmer von Dickens gewesen, weil Jack gerade wie David Copperfield für die Fehler und Sünden einer leichtsinnigen Mutter büßt. Der Vorwurf der Nachahmung ist jedoch ungerechtfertigt. Der englische Vorname des unglücklichen Helden Daudets hebt durch den Kontrast erst recht den höchst französischen Charakter sowohl der Personen als der Verhältnisse des Romans

Digitized by Google

hervor. Man verſetze die Handlung des „Jack“ nach London und man wird von einer Unmöglichkeit in die andere fallen! Die Analogie zwiſchen Dickens und Daudet beſchränkt ſich wohl nur darauf, daß beide durch traurige Erfahrungen ihrer eigenen Jugend eine beſondere Zärtlichkeit für verwahrloſte Kinder errungen haben und daß beide in beinahe gleich hohem Grade die Gabe zu rühren und zu erheitern beſaßen. In den erſten kurzen Nekrologen der Pariſer Preſſe kehrt denn auch das Wort charme am häufigſten wieder und dieſes Wort drückt in der That den Eindruck aus, den nicht nur die Werke, ſondern auch die Perſon Daudets zu allererſt ausübten. Er war als Menſch wie als Schriftſteller ein charmeur, ein Bezauberer. Dieſe Eigenſchaft unterſcheidet ihn ſcharf von ſeinen Mitſtreitern auf dem Gebiet des realiſtiſchen und naturaliſtiſchen Romans. Weder Balzac, noch Flaubert, noch Maupaſſant, noch Goncourt, noch Zola können den Anſpruch erheben, charmeurs zu ſein. George Sand und Feuillet waren es und heute ſind es Bourget, Marcel Prévoſt und Theuriet, lauter Schriftſteller, die man nicht unter die Naturaliſten zählt und ihnen gewöhnlich als Gegner gegenüberſtellt. Alphonſe Daudet genoß das beſondere Glück, die Vortheile des Realismus mit dem Reize des Idealismus zu verbinden. Weil er ein charmeur war, blieb es den meiſten Leſern verborgen, daß er im Grunde ein weit ſchärferer Realiſt war, als Zola. Daudet hat faſt keine Figur in einen Roman oder ein Theaterſtück gebracht, die er nicht im Leben beobachtet hätte. Er individualiſirt mit ebenſoviel Kraft, als Zola zu generaliſiren pflegt. Das kann man ſchon daran merken, daß faſt jeder ſeiner Romane ihm von irgendeiner Seite den Vorwurf zuzog, daß er ſeine beſten Bekannten an den Pranger geſtellt habe. Zola iſt das gleiche Mißgeſchick nie begegnet. Selbſt im „Argent“, wo er thatſächlich mehrere hervorragende Pariſer Bankiers portraitirt hat, ſind die individuellen Züge ſo verwiſcht, daß ſich keiner dieſer Herren getroffen fühlte.

Daudet begann ſeine erfolgreichen Indiskretionen mit ſich ſelbſt und ſeiner Familie, indem er nach mehreren unglücklichen Verſuchen als lyriſcher Dichter und als Dramatiker mit 28 Jahren ſeinen erſten Roman „Le Petit Chose“ (1868) ſchrieb, zu welchem er in den Skizzen „Les gueux de Provence“ Vorſtudien gemacht hatte. Immerhin darf man dieſe ausgezeichnete Geſchichte eines jungen Lehrers, der in Paris als Dichter zu debütiren ſucht und ſich nur den Namen des „kleinen So-und-So“ erwirbt, nicht einfach als Selbſtbiographie anſehen. Alphonſe Daudet und ſein um drei Jahre älterer Bruder Erneſt waren nie ſo naiv, wie der kleine Choſe und ſein treuer Bruder. Sie beſaßen als richtige Provençalen eine gewiſſe Geſchmeidigkeit, die ihnen erlaubte, trotz ihrer legitimiſtiſchen Familientraditionen ſich beim Halbbruder des Kaiſers, dem Herzog von Morny einzudrängen und bei ihm in Dienſte zu treten. Glänzend war freilich ihre Stellung keineswegs, ſie gewährte ihnen bloß die Möglichkeit, regelmäßig zu eſſen und ſich ſauber zu kleiden. Nach 5 Jahren dieſes kargen Hofdienſtes ging Alphonſe, durch die Erfolge ſeiner Skizzen und Geſchichte aus der Provence ermuthigt, zum Journalismus über und verherrlichte noch im gleichen Jahre 1865 die royaliſtiſche Treue in einem Einakter „Le Lys“, der an der Comédie Française auf Befehl der Zenſur in „L'Oeillet blanc“ umgetauft werden mußte.

Der wahre Ruhm Daudets begann jedoch erſt mit dem humoriſtiſchen Roman „Tartarin de Tarascon“, der zwei Jahre nach dem unglücklichen Krieg erſchien und faſt wie eine Befreiung vom Alpdrücken wirkte. Daudet verdarb es zwar durch dieſe überaus witzige Geiſelung der ſüdfranzöſiſchen Aufſchneiderei nicht nur mit der Stadt Tarascon, ſondern mit der ganzen engeren Heimath der Provence, gewann ſich aber dafür die dauernde Freundſchaft der geſammten Leſewelt Frankreichs und des Auslands, denn der „Tartarin“ iſt trotz ſeines viel beſcheideneren Umfangs ſo etwas, wie der „Gil Blas“ des 19. Jahrhunderts, und dem deutſchen „Münchhauſen“ um ein gutes Stück überlegen. Von den ſpäteren Fortſetzungen „Tartarin sur les Alpes“ (1886) und „Port-Tarascon“ (1890) läßt ſich leider nicht das gleiche ſagen.

Zwei Jahre nach dem wahren Tartarin erſchien „Fromont jeune et Risler aîné“, um Daudets Ruhm vollſtändig zu machen. In Deutſchland gilt dieſe tiefgehende Pariſer Sittenſtudie wohl noch immer für ſein bedeutendſtes Werk und vielleicht haben die deutſchen Leſer nicht unrecht, ſie ſogar der „Sappho“ vorzuziehen. Selbſt auf der Bühne iſt „Fromont“ in Deutſchland beſſer aufgenommen worden, als in Frankreich. In Wien iſt er auf dem Spielplan der Burg geblieben, während in Paris die letzte Wiederaufnahme im Gymnaſe nur für zehn Vorſtellungen vorhielt. Auf dieſen Roman, der für den Pariſer Ehebruchroman vorbildlich geworden, folgte „Jack“ und im Jahre 1878 der „Nabab“, der Daudet die ſchwerſten Vorwürfe der Undankbarkeit und der Spottſucht zuzog, denn hier wurde unter dem Namen Mora der Herzog von Morny als Lüſtling und Wüſtling erbarmungslos bloßgeſtellt. Waren auch die Wohlthaten Morny's für die Bruder Daudet eine Kleinigkeit geweſen für den mächtigſten Mann nächſt dem Kaiſer, ſo hatte Alphonſe hier doch das Maß dichteriſcher Freiheit, ſeine Stoffe zu nehmen, wo er ſie fand, ziemlich überſchritten. Großen Segen hat er davon übrigens nicht gehabt, denn ſein „Nabab“ beſitzt zwar reizende Partien, die ſehr zum Gemüth ſprechen, aber das Ganze iſt verfehlt und der Mora des Romans iſt ein Zerrbild geworden, worin die beobachteten Züge mit den hinzugedichteten ſchlecht harmoniren.

Hatte der „Tartarin“ die Provençalen nur geärgert, ſo entrüſtete ſie der 1880 erſchienene „Numa Roumeſtan“, wo Daudet den Humor in Ernſt wandelte und die Schattenſeiten des Meridionalismus an einem gewiſſenloſen und höchſt erfolgreichen politiſchen Streber demonſtrirte. Gambetta, mit dem Daudet ſehr befreundet war, hatte einige Züge zu dem wenig ſchmeichelhaften Bilde geliehen, Numa Baragnou einige andere, aber faſt jeder Politiker des Languedoc fühlte ſich ein wenig getroffen. „Numa Roumeſtan“ gehört dennoch zu den hervorragendſten und beſtkomponirten Werken Daudets. Noch reicher an perſönlichen Anſpielungen waren freilich „Les Rois en Exil“, wo alle in Paris lebenden entthronten oder nicht entthronten Fürſtlichkeiten Spießruthen laufen mußten. Für die „Evangeliſtin“ dagegen, die 1883 erſchien, nahm Daudet ſeinen Stoff wieder aus dem engſten Familienkreiſe, denn für die Mutter, deren Tochter von proteſtantiſchen Muckern angelockt und zum Uebertritt verleitet wird, hatte die Erzieherin von Daudets eigenen Söhnen Modell geſtanden. Diesmal waren es die orthodoxen Proteſtanten, welche Daudet grollten, der allerdings ihren Bekehrungseifer viel zu ſchwarz gemalt hatte.

Im folgenden Jahre erſchien die ſchon erwähnte „Sapho“, (die franzöſiſche Rechtſchreibung unterdrückt das eine p des griechiſchen Namens), die theils rührende, theils beklemmende Liebesgeſchichte eines Studenten und einer leidenſchaftlichen, um 10 Jahre älteren Abenteurerin, die einſt für eine Sapphoſtatue Modell geſtanden. Die Leiden und Freuden einer wilden Ehe, ſo könnte das Buch genannt werden, das denn doch zu ſehr auf den beſonderen Sitten der Pariſer Künſtlerwelt beruht, um als allgemein gültiges Meiſterwerk angeſehen werden zu können.

Im Jahre 1888 folgte dann wieder ein Roman Daudets, der vor allem durch ſeine Indiskretionen von ſich

reden machte. Es war der Akademikerroman „L'Immortel". Daudet hatte einmal die Absicht, den vierzig „Unsterblichen" anzugehören und begab sich zum beständigen Sekretär, dem talentlosen Dramatiker Doucel, um mit ihm seine Aussichten zu besprechen. Der sehr gesprächige alte Herr kramte alle alten und neuen Anekdoten darüber aus, wie die Akademie mit den Kandidaten kokettirt und sie gelegentlich grausam demüthigt und an der Nase herumführt. Diese Geschichten kühlten Daudets Ehrgeiz ab und erhitzten zugleich seine Phantasie. Er verzichtete daher auf den Sessel und schrieb einen antiakademischen Roman, worin Doucel zum Dank für seine bereitwillige Auskunft eine ungemein klägliche Rolle spielt. Die Strafe blieb nicht aus, denn nun hängte sich der alte Goncourt an Daudel, langweilte ihn mit seinem Projekt einer Akademie der Brüder Goncourt und plauderte in seinen Memoiren die intimsten Ereignisse und Gespräche des Hauses Daudet aus.

Der Tod hat Daudet auch noch den Dienst erwiesen, das ziemlich lächerliche Hirngespinnst des alten und oft so unbequemen Hausfreundes nicht verwirklichen zu müssen.

Von da an machte Daudet infolge seiner Leiden längere Pausen zwischen seinen größeren Werken. „Rose et Ninette", das den unheilvollen Einfluß der Ehescheidung der Eltern auf die Kinder in nicht sehr überzeugender Weise schildert, erschien 1892, „La Petite Parvisse", worin Daudet einem etwas künstlich aufgebauten Falle die Verzeihung eines Ehemannes gegenüber einer untreuen Gattin pries, folgte 1895. Wenn der jetzt in der „Illustration" erscheinende „Soutien de Famille" hält, was er verspricht, so wird er diese Vorgänger leicht in den Schatten stellen. Daudet faßt den Titel dieses Romans ironisch. Sein Held ist der begabte älteste Sohn einer armen Wittwe, der sich als Familienstütze ein großes Ansehen zu geben weiß, aber in Wahrheit dank den Entbehrungen, die sich Mutter und Geschwister auferlegen, nur seiner Eitelkeit fröhnt und als Präsident einer Studentengenossenschaft eine äußerlich glanzvolle, aber im Grunde nutzlose und brotlose Rolle spielt. Wir treffen da wieder eines jener kleinbürgerlichen Pariser Interieurs, in deren Schilderung der Verfasser von „Fromont jeune et Risler aîné" der unübertroffene Meister ist. Wie weit Daudet mit „Quinze ans de mariage", einem Roman, den die „Revue de Paris" seit 3 Jahren ankündigt, gekommen ist, wissen wir nicht. Die „Familienstütze" beschäftigte ihn noch in den letzten Monaten und daher wird von der „Fünfzehnjährigen Ehe" kaum viel ausgearbeitet worden sein.

Frankreich hat fruchtbarere Schriftsteller aufzuweisen als Alphonse Daudet, aber bei keinem andern Romandichter hat jedes Werk so sehr seine besondere Physiognomie, wie bei ihm. Fast jedes Buch Daudets war ein Ereigniß, als es erschien, und mehr als die Hälfte dürfte zum dauernden Gewinn französischer Erzählerkunst zu rechnen sein.

Felix Vogt.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- **Der gestirnte Himmel im Monat Januar.**[1]) Wie im Winter überhaupt, so bietet der gestirnte Himmel besonders im Monat Januar einen ungemein prächtigen Anblick dar. Begibt sich der Leser etwa um 10 Uhr ins Freie, so wird sein Blick vor allem durch mehrere im Süden und Südosten stehende Gruppen von sehr hellen Sternen gefesselt, die den Sternbildern des Orion, des großen und des kleinen Hundes, angehören. **Orion** ist durch seine drei hellen, fast in einer Geraden und ziemlich nahe beisammen liegenden Gürtelsterne, die unter dem Namen **Jakobsstab** bekannt sind, leicht aufzufinden. Zu beiden Seiten des Gürtels, in nahezu gleichen Abständen von demselben, stehen die Sterne erster Größe **Rigel** und **Beteigenze**, letzterer am westlichen Rand der Milchstraße, die im Bogen von Südosten nach Norden zieht und das ganze Himmelsgewölbe in zwei nahezu gleiche Hälften theilt. Etwas unterhalb vom mittleren Gürtelstern steht der berühmte, in dunklen Nächten mit freiem Auge sichtbare große **Orionnebel**, eines der merkwürdigsten und interessantesten edelestischen Objekte. Südöstlich vom Orion steht der **Große Hund**, dessen hellster Stern, der **Sirius**, alle übrigen Sterne unseres Fixsternhimmels an Helligkeit erheblich übertrifft. Gehen wir etwas weiter nach Osten, so stoßen wir jenseits der Milchstraße zunächst auf den **Kleinen Hund**, dessen hellster Stern, **Procyan**, ebenfalls der ersten Größenklasse angehört. Noch weiter gegen Osten steht das Sternbild des **Krebses** mit dem bekannten Sternhaufen **Präsepe** (Krippe) und im äußersten Osten in geringer Höhe über dem Horizont der **Große Löwe** mit dem hellen Stern **Regulus** (erster Größe).

Gehen wir vom großen Löwen nördlich, so stoßen wir zunächst auf den **Kleinen Löwen**, zwischen beiden Sternbildern hindurch verläuft der Wendekreis des Krebses. Ganz in der Nähe des nordöstlichen Horizonts steht das bekannteste aller Sternbilder: der **Große Bär** (auch Himmelswagen oder Heerwagen oder Wagen schlechthin genannt), dessen sieben hellste Sterne (zweiter Größe) die charakteristische Figur eines Wagens mit gekrümmter Deichsel bilden, deren Spitze dem Horizont zugekehrt ist. Der mittlere Stern dieser Deichsel, **Mizar**, hat einen unter dem Namen **Alkor** oder **Reitertein** bekannten Begleiter von nur fünfter Größe, den ein scharfes Auge ohne optische Hülfsmittel getrennt von Mizar zu sehen vermag.

Zwischen dem Großen Bären und der Milchstraße liegt das Sternbild des **Kleinen Bären**, dessen Gestalt mit der des großen Bären fast völlig übereinstimmt, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Spitze der „Deichsel" nicht dem Horizont, sondern dem Himmelspol zugekehrt ist. In der That ist der hellste Stern dieses Sternbildes, der die Spitze der Deichsel bildet, gegenwärtig unter allen helleren Fixsternen dem nördlichen Himmelspol am nächsten, weßhalb er kurzweg **Polarstern** heißt; sein Abstand vom Pol beträgt gegenwärtig nur $1^0\ 15'$. Gehen wir jetzt vom Polarstern nach dem Zenith zu, so treffen wir zunächst auf das nur schwächere Sterne enthaltende Sternbild der **Giraffe**. Nahe dem Zenith erblicken wir sodann das Sternbild des Fuhrmanns, dessen hellster Stern (erster Größe), die **Capetta** (Ziege), hart am östlichen Rande der Milchstraße steht.

Zwischen dem Fuhrmann und dem kleinen Hund dehnt sich das langgestreckte, bis in die Mitte der Milchstraße hineinragende Sternbild der Zwillinge aus mit den beiden hellen Sternen **Castor** und **Pollux**. Fast in gleicher Höhe mit den Zwillingen, aber westlich der Milchstraße, steht das schöne Sternbild des **Stiers** mit dem Stern erster Größe **Aldebaran**, der mit vier anderen, weniger hellen Sternen die Gruppe der **Hyaden** oder Regensterne bildet (kenntlich an der Gestalt eines V, links oben steht Aldebaran). Ganz in der Nähe der Hyaden steht eine zweite, bekanntere Sterngruppe, die **Plejaden** (auch Glucknenne, Siebengestirn). Nur wenig nördlich von den letzteren erblicken wir, fast ganz in der Milchstraße liegend, das Sternbild des **Perseus**, ausgezeichnet durch **Algol**, einen veränderlichen Stern, dessen Helligkeit periodisch im Zeitraum von nur wenigen Stunden um zwei Größenklassen abnimmt und ferner ausgezeichnet durch zwei sehr reiche, dem unbewaffneten Auge als helle Wölkchen erscheinende Sternhaufen.

Gleichfalls in der Milchstraße, und zwar südwestlich vom Polarstern, steht das Sternbild der **Cassiopeja**, kenntlich an der Form eines ziemlich regelmäßigen W, welches die fünf hellsten Sterne derselben bilden.

In der Nähe des nordwestlichen Horizonts erblicken wir endlich das Sternbild der **Andromeda** mit einem langgestreckten, schon dem unbewaffneten Auge sichtbaren Nebel, während das Sternbild des **Pegasus** dort eben im Untergang begriffen ist.

[1]) Unter dieser Rubrik wird die „Beilage" künftighin in fortlaufenden monatlichen Berichten eine von fachwissenschaftlicher Seite bearbeitete Zusammenstellung der bemerkenswerthesten Himmelserscheinungen bringen und daneben in besonderen Fällen auf die edelestischen Ereignisse hinweisen.

Von den größeren Planeten ist im Monat Januar nur Jupiter am Abendhimmel sichtbar. — Merkur ist bis Mitte Januar rückläufig (er bewegt sich nm Fixsternhimmel in entgegengesetzter Richtung, wie die Sanne bei ihrer scheinbaren jährlichen Bewegung, also von Ost nach West) im Steenbild des Schützen, am 1. Januar geht er durch sein Perihel (Sannennähe) und kommt am 6. Januar in untere Kanjunktion mit der Sanne, wabei er nns, ähnlich wie der Mand bei Neumond, seine van der Sonne nicht beteuchtete Seite zuwendet, so daß er ganz unsichtbar wird. Am 12. Januar erreicht er seine größte heliozentrische Breite und am 29. die gräßte westliche Elangatian (Abstand van der Sonne) mit 25° 5'. Merkur nähert sich der Erde bis zum 7. Januar, van welchem Tage nn seine Entfernung beständig wächst. Vam 6. Januar ab wird Merkur Morgenstern, bleibt nber nach wie vor dem freien Auge unsichtbar. — Venus geht rechtläufig durch das Sternbild des Schützen und gelangt gegen Ende des Manats in das Sternbild des Steinbacks. Am 1. Jamar passirt sie den niedersteigenden Knoten ihrer Bahn; ihre Entfernung van der Erde nimmt beständig zu, dementsprechend wird ihr scheinbarer Durchmesser immer kleiner. Dagegen ist ihre Scheibe nahezu vallständig van der Sonne beleuchtet, indem der beteuchtete Theil derselben Mitte Januar 0.992 des scheinbaren Durchmessers beträgt. Da Venus im Durchschnitt nur ¼ Stunde var der Sonne auf- und 1 Stunde var derselben untergeht, ist auch sie mit freiem Auge nicht wahrzunehmen. — Mars bewegt sich, wie die beiden unteren Planeten, rechtläufig im Sternbild des Schützen, er nähert sich beständig der Erde. Der beleuchtete Theil seiner Scheibe beträgt wie bei Venus 99 Hundertstel des scheinbaren Durchmessers. Mars geht vor der Sonne sawahl auf, als auch unter, ist daher mit freiem Auge nicht wahrzunehmen. — Jupiter ist rechtläufig im Sternbild der Jungfrau und entfernt sich immer mehr van der Erde; gleichwohl ist er van den späten Abendstunden an bis in die Margendämmerung als hell und ruhig glänzender Stern am Himmel sichtbar. Von den fünf Monden des Jupiter können mit mäßig guten Feenrahren die vier helleren und ihre Verfinsterungen beobachtet werden. — Saturn ist rechtläufig im Schlangenträger (Ophiuchos) und nähert sich beständig der Erde. Da er durchschnittlich 3 Stunden var der Sonne aufgeht, ist er am Margenhimmel während des ganzen Manats sichtbar. Auch die Sichtbarkeitsverhältnisse des Ringes sind gegenwärtig sehr günstige, da die große Achse der Ringellipse durchschnittlich 35", die kleine Achse 15.5" beträgt.

Die Sanne kammt am 2. Januar (Mittags) in die größte Erdnähe (Perigäum), am 21. Januar findet eine in München theilweise sichtbare Sannenfinsterniß statt, deren Elemente wir rechtzeitig mittheilen werden.

Januar	Aufgang		Untergang	
1.	8 h 5 m	vorm.	4 h 29 m	nachm.
11.	8 3	„	4 41	„
21.	7 57	„	4 55	„
31.	7 47	„	5 9	„

Die Tageslänge wächst demnach von Anfang bis Ende Januar um eine aalle Stunde.

Die Phasen des Mondes im Januar sind folgende:

4. Januar	5 h nachm.	Erdferne
8. „	1 nachts	Vollmond
15. „	5 nachm.	Letztes Viertel
20. „	2 nachm.	Erdnähe
22. „	8 früh	Neumond
29. „	3 nachm.	Erstes Viertel

Januar	Aufgang		Untergang	
1.	11 h 59 m	vorm.	2 h 0 m	nachts
11.	8 41	abends	9 30	vorm.
21.	7 29	vorm.	3 58	nachm.
31.	11 25	vorm.	3 6	nachts.

In der Nacht vam 7. auf 8. Januar tritt der Mond in den Schatten der Erde, sadaß eine partielle Mandfinsterniß stattfindet, die in München sichtbar ist.

Die Daten dieser Finsterniß sind für alle Orte mit mitteleuropäischer Zeit:

Anfang der Finsternis	12 h 47 m	nachts
Mitte „ „	1 35	„
Ende „ „	2 23	„

Der Halbmesser der Sanne beträgt zur Zeit der Verfinsterung des Mondes 16' 15.9", jener des Mades 14' 53.3."

Zu den aben angegebenen Zeiten durchschneidet die Verbindungslinie vom Erdmittelpunkt nach dem Monde nur wenig südlich vam Wendekreis des Krebses den nardwestlichen Theil der Sahara und überschreitet gegen das Ende der Finsterniß die nordafrikanische Küste des Atlantischen Ozeans. Es wird ungefähr der sechste Theil der Mandaberfläche durch die Erde verfinstert werden.

S-n. Sammlung van Gesetzen, Verordnungen und Ministerialerlassen strafrechtlichen Inhalts für bayerische Polizeiargane. Unter diesem Titel erschien jüngst im Vertag von J. Schweitzer (Jos. Eichbichler) in München ein Werk, das in erschöpfender Vallständigkeit in neuester Abfassung alle diejenigen Gesetze, Verordnungen und Ministerialerlasse zusammenstellt, die der bayerische Polizeibeamte als Organ der Strafrechtspflege kennen und anwenden zu müssen in die Lage kammen kann. Zum graßen Theil sind nicht nur die rein strafrechtlichen Bestimmungen, sandern der ganze Gesetzestext, so beim Reichsstrafgesetzbuch, dem Polizeistrafgesetzbuch und der Reichsgewerbeordnung, wiedergegeben. Ein systematisches Inhaltsverzeichniß und alphabetisches Register ermöglicht rasche Uebersicht und schnellen Aufschluß über alle einschlägigen Punkte. Van diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint das Sammelwerk nicht nur für die Kreise, für welche es seinem Titel nach bestimmt ist, sondern auch für Juristen und Laien als ein treffliches Hand- und Nachschlagebuch. Wegen seiner Vorzüglichkeit wurde es vom kgl. Staatsministerium des Innern für die Gendarmerie angeschafft.

∞ *Les Déracinés* von Mauriee Barrès. Paris 1897. — Cyklisch gedenkt Hr. Barrès die geistigen und patitischen Wandlungen seiner Generatian zu behandeln in der auf 3 Bände angelegten Reihe Le roman de l'énergie nationale. Eigene Erlebnisse spielen offenbar in das erste (Paul Baurget gewidmete) Buch hinein, das die Entwurzelung der Prooinzialen durch ihre Verpflanzung nach Paris zu behaupten und beweisen vorhat. Es steckt außerordentlich viel persönliche Erfahrung in diesen Aufzeichnungen. Und das halbdutzend tothringischer Gymnasiasten, die hernach in der Weltstadt Gelehrte, Poeten, Jaurnalisten, in Entartungs-Exemplaren sagar Gauner und Mörder werden, ist offenbar lebendigen Urbildern nachempfunden. Am erstaunlichsten wirkt, daß Barrès neben diesen pseudanymen Unbekannten histarische Persönlichkeiten, wie Taine, Gambetta und zum Schluß der Déracinés den offenbar zum Träger des Falgebandes bestimmten General Baulanger auftreten läßt. Anregend und eigenrichtig ist das (mitunter nur gar zu breit gewordene) Werk durchweg. Signum temparis.

* **Hörerzahl der deutschen Universitäten.** Nach den Personatverzeichnissen sämmtlicher deutschen Uniaersitäten und der Akademie Münster ist der Besuch der Uniaersitäten in diesem Wintersemester folgender (die in Klammern gesetzten Ziffern geben die Zahl der nicht immatrikulirten Hörer an): Berlin 5935 (1496), Bann 1671 (114), Breslau 1513 (109), Erlangen 1068 (17), Freiburg 1073 (81), Gießen 674 (35), Göttingen 1154 (113), Greifswald 756 (24), Halle 1606 (124), Heidelberg 1084 (118), Jena 632 (52), Kiel 580 (46), Königsberg 684 (56), Leipzig 3277 (177), Marburg 908 (42), München 3817 (180), Münster 526 (12), Rostack 451 (18), Straßburg 1066 (53), Tübingen 1226 (31), Würzburg 1425 (19). — Eine Vergleichung ergibt, daß München der Besuchsziffer nach wiederum an zweiter Stelle steht.

* **Heidelberg.** Dem Privatdozenten an der hiesigen Universität Dr. Eugen v. Hippel ist der Charakter eines außerordentlichen Professors verliehen warden.

* **Bonn.** An Stelle des verstorbenen Professars Jürgen Bana Meyer ist der Prafessar Benna Erdmann in Halle auf den erledigten Lehrstuhl der Philasaphie an der hiesigen Uniaersität berufen waarden und wird seine Lehrthätigkeit bereits im nächsten Sammersemester hier beginnen.

Digitized by Google

* **Prag.** Der am 29. Dezember in unsrer Stadt aus dem Leben geschiedene emeritirte Professor der Geschichte, Dr. Konstantin v. Hoefler, dessen öffentlicher, gerade in unsern Tagen so bedeutsamen Thätigkeit im politischen Theil dieses Blattes bereits eingehend gedacht wurde, war auch als Gelehrter einer der Hauptvertreter des deutschen Kulturelements in Böhmen. Bis in die letzten Tage seines langen Lebens — er starb im Alter von 86 Jahren — wirkte er in ungeschwächter Kraft auf seinem Gebiet in dem Kampf um die wissenschaftliche Wahrheit, die ja leider nur allzusehr durch das einseitige Betonen nationaler Gesichtspunkte von tschechischer Seite her auch im historischen Sinn entstellt und getrübt wird. Hoefler war von Geburt ein Bayer und begann auch seine wissenschaftliche Lehrthätigkeit in seinem engeren Vaterland. 1838 hatte er sich in München als Privatdozent habilitirt und von 1841—1847 hatte er dort als ordentlicher Professor für Geschichte gewirkt. Wegen seiner Betheiligung an der Agitation gegen die Lola Montez wurde er 1847 pensionirt, bald darauf als Archivar in Bamberg wieder angestellt. Von dort folgte er, im Jahre 1851, einem Rufe an die hiesige Universität, deren Hauptzierde er mehr als 30 Jahre hindurch blieb. Als echter deutscher Professor war Hoefler eine feurige, streitbare Natur und griff sofort nach seiner Uebersiedlung in der lebhaftesten Weise auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus in die Bewegung ein, die, nicht am wenigsten auch durch die tschechischen Geschichtschreiber genährt, damals gegen das Heimathrecht der deutschen Kultur in Böhmen um sich griff. Durch sein Werk, „Die Geschichtsschreiber der hussitischen Bewegung", das er vom Jahre 1856 an in zwei Bänden erscheinen ließ, erschütterte er die Autorität des bis dahin als unfehlbar geltenden böhmischen Landeshistoriographen Palacky in der tiefgehendsten Weise, da er überzeugend nachwies, daß dieser Gelehrte die Quellen für die hussitische Zeit entweder tendenziös ausgebeutet oder vollständig ignorirt hatte, so daß das Bild jener Bewegung vollständig verzerrt erschien. Hoefler stellte unzweifelhaft fest, daß der Hussitismus nicht bloß ein Kampf gegen das Papstthum, sondern in erster Linie und seinem innersten Wesen nach der Ausdruck einer tiefgehenden und gegen das Deutschthum gerichteten tschechisch-nationalen Bewegung gewesen sei, die auf die Vernichtung des deutschen Bürgerthums in Böhmen hinzielte. Mit diesem Nachweis ging in Hoeflers Darstellung Hand in Hand die Betonung der Wichtigkeit des deutschen kulturellen Elements für die ganze böhmische Geschichte, ein Punkt, auf den er auch in seinen folgenden wissenschaftlichen Arbeiten, die die Zeit der luxemburgischen Kaiser und später die Epoche Karls V. zum Gegenstand hatten, immer wieder, und durch immer neue Beweise unterstützt, zurückkehrte. Für die Kräftigung des deutschen Bewußtseins auch in der Gegenwart hat Hoefler in dieser Hinsicht unendlich viel geleistet, und er konnte das in umso ausgesprochenerer Weise thun, als er sich dabei unumwunden auf den Standpunkt der fortschrittlichen Deutschösterreicher stellte und die habsburgischen Traditionen überall betonte. Seine Ueberzeugungstreue als Katholik gab noch der anderen Seite diesen seinen Anschauungen einen einheitlichen Zug. Er wollte in der Politik wie in der Wissenschaft ein guter „Ostdeutscher" sein, und als solcher stand er auch schon in seinem imponirenden, germanischen Aeußern, das vielfach an das des alten Goethe erinnerte, seinen deutschen Landsleuten und besonders auch seinen Schülern vor den Augen. Er hat durch seine wissenschaftliche Methode Schule gemacht — die Namen Schlesinger, Lippert, Bachmann zeugen hievon — und er hat besonders durch seine ganze, einen romantischen Grundzug tragende Auffassung deutschen Geisteslebens als Gelehrter wie als Führer im Streit unter den Deutschösterreichern einen tiefgehenden Einfluß jederzeit ausgeübt.

* **Christiania.** Am letzten Tage des Jahres 1897 starb hier in hohem Alter der Professor der Philosophie an unsrer Universität, Marcus Jacobus Monrad, einer der Hauptvertreter der Hegel'schen Richtung in Norwegen, der in allen seinen wissenschaftlichen Schriften, von denen einige ins Deutsche übersetzt sind, emsig bemüht war, zwischen Glauben und Wissen zu vermitteln und dem Hegel'schen Grundgedanken Geltung zu verschaffen, daß das Leben in einer Ueberwindung der Gegensätze bestehe.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

G. Lüdemann: Deutscher Reichskatechismus. Ausgestaltung u. Verfassung des Deutschen Reichs, in Fragen und Antworten. Berlin und Leipzig, Fr. Lockhardt 1898. — E. Schröder: Königin Luise. Ein Lebensbild in ihren Aussprüchen. Ebd. — Max Ostermeier: Blätter aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Heft 3 und 4: Recht der Schuldverhältnisse. Ebd. — Eduard Wertheimer: Die Verbannten des ersten Kaiserreichs. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (10968)

Perusastrasse 11 ✿ Kaulbachstrasse 9.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1898. 121. Band. Erstes Heft. (597)

Inhalt: Zum deutschen Neujahr. — Von der Wiedergeburt katholischen Lebens. — Presse und Schule. — Die Bauernfreiheit in der germanischen Urzeit. — Edward von Steinle's Briefwechsel. — Der deutsche Campo Santo zu Rom. — Hauck's Kirchengeschichte Deutschlands. — Repertorium Germanicum.

Neuer Bücher-Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig 1897.

Schöne Wissenschaften.

Dahn, Felix, Bissula. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 378 n. Chr.). (Kleine Romane aus der Völkerwanderung Bd. II.) 9. Auflage. geh. M. 8.—, geb. M. 9.—

— — **Ebroin.** Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 638 n. Chr.) (Kleine Romane aus der Völkerwanderung Bd. X). Mit einer Karte. Zwei Teile in 1 Bande. 1.—4. Auflage. geh. M. 10.—, geb. M. 11.—

— — **Ein Kampf um Rom.** Historischer Roman. 4 Bände. 23. bis 24. Auflage. 400 S., 3. Bd. IV, 488 S., 4. Bd. IV, 488 S. 80. geh. M. 24.—, geb. M. 28.—

— — **Odhins Trost.** Ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrh. 9. Aufl. geh. M. 8.—, geb. M. 9.—

— — **Was ist die Liebe?** Erzählung. 5. Aufl. geb. M. 3.—

Grachny, A., Für uns! Gedichte. In engl. Einband M. 3.50

v. Hase, C. A., Erinnerungen an Italien. 3. Abdruck. geh. M. 4.—, geb. M. 5.50

Heinze, Paul und Anna, Aus Dur und Moll. Gedichte. geh. M. 3.50, geb. M. 4.50

Hugo, Victor, Strahlen und Schatten. Gedichte. Aus dem Französischen übersetzt von Hildegard Strudal. M. 3.—, geb. M. 4.—

Strudal, H., Gedichte. geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

(Aus dem Verlag von Friedr. Jasper, Wien, übernommen.)

Volkmann-Leander, Träumereien an französischen Kaminen. 24. Aufl. geb. M. 3.—

Geschichte und Litteraturgeschichte.

Böhme, F. M., Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Volksüberlieferungen aus allen Landen deutscher Zunge, gesammelt, geordnet und mit Angabe der Quellen, erläuternden Anmerkungen und den zugehörigen Melodien herausgegeben. kart. M. 12.—, geb. M. 13.20

Dahn, Felix, Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königtums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches. Nach den Quellen dargestellt. Achter Band. Die Franken unter den Karolingern. 1. Abtlg. Einleitung: Blick über die politische Geschichte des Frankenreichs vom Jahre 613—843. M. 3.—

Petersdorff, H. v., Der erste Hohenzollernkaiser im Dienste preußischer und deutscher Größe. Zum 100jährigen Geburtstage Kaiser Wilhelm I. 1. und 2. Aufl. Mit einem Bildnis. M. 1.50

Wanlek, G., Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. M. 12.—, geb. M. 13.20

Philosophie.

Fechner, G. Th., Vorschule der Aesthetik. I. Teil. 2. Auflage. M. 5.50

Lorenz, Dr. Theod., Zur Entwicklungsgeschichte der Metaphysik Schopenhauers. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses. M. 1.—

Theologie.

Owsepian, Dr. G., Die Entstehungsgeschichte des Monotheletismus nach ihren Quellen geprüft und dargestellt. M. 1.—

Rechts- und Staatswissenschaft.

Frenzel, Georg, Ueber die Entstehung des römischen Rechtsbegriffs naturalis obligatio. Ein psychologischer Versuch. M. 1.—

Handbuch der Unfallversicherung. 2. Aufl. II. Hälfte. M. 5.—, komplet geh. M. 12.—

Recueil d'actes internationaux de l'empire Ottoman. Traités, Conventions, Arrangements, Déclarations, Protocoles, Procès-Verbaux, Firmans, Bérats, Lettres patentes et autres documents, Relatifs au droit public extérieur de la Turquie. — Recueillis et publiés par Gabriel Effendi Noradounghian.
Tome Premier 1300—1789.
Gemeins. mit Attinger frères, Editeurs, Neuchatel u. Librairie Cotillon, F. Pichon, Successeur, Paris. Lex.-8°. M. 16.—

Sprachwissenschaft.

Bibliothek indogermanischer Grammatiken. Bd. VI. Armenische Grammatik v. H. Hübschmann. 1. Teil. Armenische Etymologie. 2. Abteilung. Die syrischen und griechischen Lehnwörter im Altarmenischen und die echtarmenischen Wörter. 8°. M. 8.— Erster Teil komplet M. 13.—, geb. M. 14.50

Medicin.

Centralblatt für Chirurgie, herausgegeben von E. von Bergmann-Berlin, F. König-Göttingen, E. Richter-Breslau. XXIV. Jahrg. Nr. 1—52. gr. 8°. M. 20.— Einbanddecke M. 1.—

Centralblatt für Gynäkologie, herausgegeben von Heinrich Fritsch-Bonn. XXI. Jahrgang. Nr. 1—52. gr. 8°. M. 20.— Einbanddecke M. 1.—

Centralblatt für innere Medicin, herausgegeben von C. Binz-Bonn, Th. Gerhardt-Berlin, W. O. v. Leube-Würzburg, E. Leyden-Berlin, C. Liebermeister-Tübingen, B. J. G. Naunyn-Strassburg, H. Nothnagel-Wien, redigirt von H. Unverricht-Magdeburg. XVIII. Jahrgang. Nr. 1—52. gr. 8°. M. 20.— Einbanddecke M. 1.—

Centralblatt für die gesammte Medicin. (Gesammtausgabe der Centralblätter für innere Medicin, Chirurgie und Gynäkologie.) XV. Jahrg. 1897. Nr. 1—52. gr. 8°. M. 50.—

Sammlung klinischer Vorträge begründet von Richard von Volkmann. Neue Folge. Herausgeg. von Ernst von Bergmann, Wilhelm Erb und Franz von Winckel. Nr. 171—201. Lex.-8°. Preis bei Abnahme einer Serie von 30 Heften für jedes Heft M. —.50, Einzelpreis für jedes Heft M. —.75
(Ausführliches Verzeichniss unentgeltlich.)

Verhandlungen der deutschen Gesellschaft für Gynäkologie VII. Versammlung, abgehalten zu Leipzig am 9.—11. Juni 1897. Im Auftrage des Ausschusses herausgegeben von Dr. P. Zweifel und Dr. J. Pfannenstiel. Mit Abbildungen im Texte und einem Titelbilde. geh. M. 10.—, geb. M. 11.50

Musikalische Schriften.

Breslaur, Emil, Der Fortschritt. Führer durch die Klavierunterrichts-Litteratur. geh. M. 1.—

Kastner, Emerich, Die dramatischen Werke Rich. Wagners. Chronologisches Verzeichnis der ersten Aufführungen. M. 1.—, kart. M. 1.25

Lobe, J. C., Traité pratique de Composition musicale depuis les premiers éléments de l'harmonie jusqu'à la composition raisonnée du quatuor et des principales formes et la musique pour Piano. Traduit de l'Allemand d'après la 5e édition par Gustave Sandré. 2e édition. M. 8.—, geb. M. 9.50

Mason, L. W., Seidler, R. L., und R. Hugland, Neue Gesangschule. Handbuch für Lehrer. kart. M. —.50

Richter, Alfred, Aufgabenbuch zu E. Fr. Richters Harmonielehre. 13. Auflage. (Auch unter dem Titel: Breitkopf & Härtels musikalische Handbibliothek. Bd. IV.) geh. M. 1.—, Schulband M. 1.50, fein geh. M. 2.20

Richter, E. Fr., Lehrbuch der Harmonie. 21. Auflage. Mit Anmerkungen und Ergänzungen versehen von Alfred Richter. (Auch unter dem Titel: Breitkopf & Härtels musikalische Handbibliothek. Bd. I.) geh. M. 3.00, Schulband M. 3.50, geb. M. 4.20

— — Lehrbuch des einfachen und doppelten Kontrapunktes. 9. Aufl. Mit einem Nachtrage von Alfred Richter. (Auch unter dem Titel: Breitkopf & Härtels musikalische Handbibliothek. Bd. II.) geh. M. 4.50, Schulband M. 5.—, geb. M. 5.70

Text-Bibliothek.

Die Textbücher zu Opern, Oratorien und größeren Konzert-Gesangwerken. 375 Nummern.

d'Albert, Eugen, Gernot. Dichtung von G. Kastropp. M. —.50

Tinel, Edgar, Godoleva. Französisch von G. Th. Antheunis. M. —.80

Zoellner, H., Das hölzerne Schwert. M. —.40

Kunstwissenschaft.

Volkmann, Ludwig, Iconografia Dantesca. Die bildlichen Darstellungen zur Divina Commedia. gr. 8° mit Textillustrationen und 17 Tafeln. In Pergament brosch. M. 10.—, geb. M. 12.—

Bildende Kunst.

Neue Flugblätter. (Nr. 28—45.) Volkstümliche Lieder mit Zeichnungen deutscher Künstler. 34:27 cm. je 10 Pf.
Liebhaberdrucke auf Chinapapier je M. 2.—

28. Deutschland, Deutschland über alles. Zeichnung von C. Stoewing.
29. Der Mai ist gekommen. Zeichnung von H. Hirzel.
30. O Thäler weit, o Höhen. Zeichnung von H. Hirzel.
31. Jetzt gang i ma's Brünnele. Zeichnung von G. Bachem.
32. Röslein auf der Heiden. Zeichnung von F. Erler.
33. Es ist ein Schnitter, der heißt Tod. Zeichnung von Hans Thoma.
34. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Zeichnung von Hans Thoma.
35. Kuhreigen. Zeichnung von F. Koch.
36. Heil Dir im Siegerkranz. Porträt Kaiser Wilhelms I. von Ernst Klein.
37. König Wilhelm saß ganz heiter. Zeichnung von F. Koch.
38. Schäferlied. Zeichnung von W. Wohlgemuth.
39. Aennchen von Tharau. Zeichnung von W. Wohlgemuth.
40. Klaggesang. Zeichnung von W. Steinwer.
41. Gott segne Sachsenland. Porträt König Alberts von Sachsen von C. Bonzer.
42. Der Wanderer. Zeichnung von F. Quidenus.
43. Lied der deutschen Sänger in Oesterreich. Zeichnung von L. Burger.
44. Wotan-Bismarck. Zeichnung von Johs. Gehrts.
45. Reiterlied. (Verweht.) Zeichnung von M. Molitor.

Zeitgenössische Kunstblätter. III. Serie. Wilhelm Steinhausen.
Originallithographien in Faksimile-Reproduktion.
Nr. 21. Der Größte im Himmelreich.
Nr. 22. Die Heilung des Blindgeborenen. } Zweifarbig.
Nr. 23. Der reiche Jüngling.
Format 50:40 cm.

Schneider, Sascha, Photographieen von nachstehenden Werken:

1. Judas Ischarioth.
2. Ein Wiedersehen.
3. Eins thut not!
4. Der Gedanke an das Unendliche.
5. Der Herr der Erde.
6. Mammon und sein Sklave.
7. Gegensätze.
8. Der Anarchist.
9. Gefühl der Abhängigkeit.
10. Christus in der Hölle.
11. Die Genien der Geschichte.
12. Vision.
13. Kopf eines orientalischen Fürsten.
14. Gram.
15. Entwurf zu einem Plakat.
16. Seine Schicksal.
17. Um eine Seele.
18. Fürst der Verdammten.

Kabinett-Format je M. 1.50
Folio-Format je M. 2.—
— — Zwei Gewalten. { Panel-Format M. 6.—
Royal-Format M. 9.—

Steinhausen, Wilhelm, Das Gastmahl. (Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.) Original-Lithographie in Faksimile-Reproduktion. Höhe 88 cm, Breite 118 cm; in zweifarbiger Ausführung. M. 10 —

Thuma, Hans, Kostümentwürfe zu Richard Wagner's Ring des Nibelungen. Mit einer Einleitung von Henry Thode.

Verzeichnis der Kunstblätter:

Die drei Rheintöchter, Fricka, Froh, Freia, Erda, Wotan I d. Walküre, Kopf Wotan's, Brünnhilde, Brünnhilde halbe Figur, Brünnhilde Brustbild, Wotan als Wanderer, Siegfried im Walde, Siegfried Brünnhilde gewahrend, die drei Nornen. Gunther, Gutrune, Hagen, Hagen Brustbild.

18 Blatt in Leinwand gebunden. M. 10.—

— — Dasselbe. Ausgabe mit engl. Text. M. 10.—

Zu den Kunstblättern Hans Thoma's liefern wir als Wandschmuck: Holzrahmen mit entsprechender Ornamentik nach Entwürfen des Künstlers selbst (unter teilweiser Mitwirkung von Fräulein Maria La Roche) in Brandmalerei künstlerisch ausgeführt.
Preis des Rahmens M. 10.—
(18972) Bild in Rahmen M. 12.—

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 5. Januar. Nummer 3.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Freitag.

Uebersicht.

Der österreichische Kaisertitel. I. — Der geographische Unterricht nach einer historisch-genetischen Methode. Von Dr. Karl Raab. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der österreichische Kaisertitel.

I.

Dr. Sch. Die Entstehung und staatsrechtliche Bedeutung des österreichischen Kaisertitels war in der geschichtlichen und juridischen Literatur wiederholt der Gegenstand eingehender Untersuchungen und Erörterungen, ohne daß die betreffenden Autoren zu übereinstimmenden Anschauungen und Urtheilen gelangt wären. Die Annahme des österreichischen Kaisertitels liegt uns zeitlich nahe (1804) und scheint schon darum der Forschung nur geringe Schwierigkeiten zu bieten; gleichwohl begegnet die befriedigende Lösung der Frage vermöge der mit ihr verbundenen anderen Probleme bedeutenden Hindernissen, ein Umstand, dem man übrigens auch bei den zahlreichen anderen strittigen öffentlichen Fragen in Oesterreich-Ungarn allenthalben begegnet. Dem ruhig prüfenden Verstande gesellt sich hier nur zu oft die Phantasie und das lebhafte Gefühl hinzu, deren Einfluß dann die unbefangene Auffassung beirrt, die objektive, sach- und wahrheitsgemäße Lösung verhindert.

Es war nun eine dankenswerthe Aufgabe, welche der Professor des Staatsrechts an der kgl. ung. Universität zu Budapest, Dr. Ernest Nagy, sich gestellt, als er zu seinem Antrittsvortrage als neugewähltes Mitglied der ungar. Akademie der Wissenschaften das Thema „Die Annahme des österreichischen Kaisertitels“ wählte. Der jüngst in Druck erschienene Vortrag[1]) verdient sowohl wegen seines wissenschaftlichen Werthes als wegen der aktuellen Bedeutung des behandelten Gegenstandes auch in weiteren Kreisen gebührende Aufmerksamkeit. Der gelehrte Verfasser, der auf dem Gebiete des ungarischen Staatsrechts als Lehrer und Schriftsteller sich eines guten Namens erfreut, behandelt sein Thema auf Grund archivalischer Forschungen vom geschichtlichen und juridischen Standpunkt.

Im Eingange des akademischen Vortrags hält der Verfasser vor allem eine orientirende Rundschau über die Ansichten und Meinungen der Historiker und Juristen über die Natur, Wesenheit und staatsrechtliche Bedeutung des österreichischen Kaisertitels, wobei es sich herausstellt, daß neben erfreulicher Uebereinstimmung auf richtiger Grundlage weit auseinandergehende aber auch diametral entgegengesetzte Auffassungen und Behauptungen über diesen Gegenstand in der betreffenden wissenschaftlichen Literatur wie unter den praktischen Staatsmännern, Politikern und Juristen anzutreffen sind. Namentlich in der juridischen Literatur Oesterreichs gewann die Anschauung allmählich die Oberhand, daß aus der Annahme des Kaisertitels eine strengere staatsrechtliche Einheitlichkeit der unter der Herrschaft desselben Monarchen stehenden Königreiche und Länder sich ergebe; der höhere Regierungstitel habe diese gesammten Königreiche und Länder im „Kaiserthum“ zu einer höheren staatlichen Einheit verschmolzen. Die Rechtsgelehrten Professor Dr. Lustkandl und Privatdozent Dr. Tezner in Wien und der verstorbene Grazer Professor Dr. Bidermann waren und sind die entschiedensten Vertreter dieser Anschauung, welche sie insbesondere auch in der Beurtheilung der staatsrechtlichen Stellung Ungarns zum „Kaiserthum Oesterreich“, zum österreichischen „Gesammtstaat“ zur Geltung zu bringen versuchten. Darnach erstrecke sich die Machtsphäre des „seit dem Jahre 1804 zum Kaiser von Oesterreich erhobenen Archidux Austriae alles Sträubens der Ungarn ungeachtet auch auf das Gebiet der ungarischen Krone,“ deren Länder in dem im Jahre 1804 geschaffenen „Erbkaiserthum Oesterreich“ mit inbegriffen seien. Erst „die dualistische Neugestaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie (i. J. 1867) habe die bezügliche Rechtsanschauung in den Hintergrund gedrängt!“ Dies die Auffassung Dr. Bidermanns. Noch schärfer drückt sich Dr. Tezner dahin aus, daß das Patent vom 11. Aug. 1804, in welchem Kaiser Franz I. für sich und seine Nachfolger den Titel eines erblichen Kaisers von Oesterreich angenommen habe, nicht nur „zur Befestigung des Ansehens des vereinigten österreichischen Staatskörpers“ dienen sollte, sondern daß mit dem Kaisertitel zugleich eine einheitliche Staatsgewalt in der ganzen Monarchie etablirt werden wollte ... Erst im Jahre 1867 sei der ungarische Staat, bisher nur eine Provinz (!), neuerlich begründet worden! Nur daraus erkläre sich auch der Umstand, daß das Erbkaiserthum Oesterreich publizirt werden konnte, „ohne die nachdrücklichsten Proteste der ungarischen Stände hervorzurufen“.

Die superiore Bedeutung des Kaisertitels, namentlich im Mittelalter, wo er das weltliche Oberhaupt der gesammten Christenheit bezeichnete, ist allgemein bekannt. Dieses Ansehen, dieser Nimbus verblieb dem „Kaiser des römischen Reichs deutscher Nation“ auch in späteren Zeiten, da die reale Macht des Reiches fast bis auf Null herabgesunken war. Zwar bestehen neben dem Kaiser bereits andere souveräne Fürsten, die in Betreff ihrer unabhängigen Herrschergewalt dem Kaiser ebenbürtig waren, allein in Bezug auf den Rang nimmt der Kaiser demnach die erste Stelle ein. Ja, als auf dem Frieden von Nystadt (1721) Peter der Große als „Nachfolger und Verwandter der oströmischen Cäsaren“ den (russischen) Kaisertitel annahm, erkannte er den römisch-deutschen Kaiser als den ersten im Range an, und diese Stellung behielt dieser auch fernerhin im internationalen Verkehr und bei diplomatischen Berührungen. Deßhalb wurden die höchsten Titulaturen: „Majestät“ und „majestätisch“ geraume Zeit hindurch nur als dem Kaiser gebührend betrachtet; gegen den Gebrauch derselben von Seiten der Könige erhob der Kaiser Protest und erst seit

[1]) Budapest, 1897, gr. 8. 39 S.

dem Westphäler Frieden kam der Majestätstitel auch für die Könige allgemein in Gebrauch.

Die Erinnerung an die einstige Macht und Autorität des Kaisers verlieh dieser Würde selbst dann noch ehrwürdigen Glanz, als zu Ausgang des vorigen und zu Anfang unsres Jahrhunderts die kaiserliche Gewalt zu bloßem Schatten herabgesunken war. Der Kaisertitel bezeichnet noch immer die höchste irdische Würde, den obersten Herrscherrang, und so begreift man es, daß die Dynastie Habsburg, welche mit nur kurzer Unterbrechung den Titel und Rang des Kaisers mehr als 300 Jahre besaß, darauf den größten Werth legte und daran festzuhalten entschlossen war.

Infolge der napoleonischen Kriege war das römisch-deutsche Reich in seinen Grundfesten erschüttert. Nichtsdestoweniger ist es unrichtig, wenn man behauptet, auf die Annahme des österreichischen Kaisertitels habe diese Erschütterung, dieser drohende Zusammenbruch des „römischen Reiches deutscher Nation" als unmittelbare Ursache den bestimmenden Einfluß ausgeübt. Die österreichischen Staatsmänner betrachteten vielmehr auch nach dem Frieden von Luneville (1801) die Aufrechterhaltung des römisch-deutschen Reiches und des römischen Kaisertitels für möglich. Dagegen machte sich ein ganz anderer Faktor geltend. Prof. Dr. Nagy hat auf Grund der Urkunden im Wiener k. u. k. Staatsarchiv den Nachweis geliefert, daß die unmittelbare Ursache der Annahme des österreichischen Kaisertitels jener Plan Napoleons gewesen, in Frankreich die Monarchie mit dem Kaiser an der Spitze zu restituiren. Die Wiedereinführung des Königstitels erschien dem siegreichen Corsen wegen der blutigen Reminiscenz, die sich an den Sturz des französischen Königthums knüpfte, wenig anziehend, dagegen vermochte die Kaiserwürde große und schmeichelhafte historische Erinnerungen an das Kaiserthum Karls des Großen zu erwecken und entsprach auch weit mehr den thatsächlichen Machtverhältnissen.

Sobald man in Wien von diesem Plan Napoleons Kunde erhielt und bald hernach die französische Regierung die Zustimmung des Wiener Hofes zu diesem Kaiserprojekt sich erbat, da kam auch die Annahme des erblichen Kaisertitels für die österreichische Dynastie das erstemal amtlich zur Sprache. Der Reichs-Vizekanzler Graf Colloredo und der Geh. Hof- und Staatskanzler Graf Cobenzl unterbreiteten unter dem 20. März 1804 ihrem Souverän ein Memorandum, welches dann zur Grundlage der weiteren Verhandlungen in dieser Frage diente.

Die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich begegnete begreiflicherweise in Wien keiner Antipathie, nur bedauert werde es, daß dies nicht im Interesse der legitimen Königsfamilie geschehen solle; allein schließlich schien es rathsamer, sich in die Erfolge eines glücklichen „Usurpators" zu fügen, als wegen der Rechte eines legitimen Herrscherhauses den Frieden Europa's durch die Fortsetzung erfolgloser Kämpfe noch weiter zu stören. Daß aber Napoleon die Monarchie mit dem Kaisertitel wieder aufrichten wollte, verursachte der Wiener Regierung große Sorge. Sie bezeichnete es als „Anmaßung", welche ernste Erwägung beanspruche, da zu befürchten sei, daß der höhere Kaisertitel nur die Begierde nach neuen Eroberungen bringen werde. Auch frage es sich, ob der neue französische Kaiser geneigt sein werde, den Vorrang des römischen Kaisers anzuerkennen. Das größte Bedenken erweckte jedoch die Frage, wie das Verhältniß des österreichischen Herrschers und seines Hauses, sowie der Monarchie zu dem neuen Kaiserreich sich gestalten werde. Wohl besitze die Dynastie seit mehr als 300 Jahren den römischen Kaisertitel, allein sie erhielt ihn in jedem Einzelfalle nur im Wege der Wahl und so sei die Möglichkeit der Uebertragung dieses Titels auf einen Anderen, eventuell selbst auf den neuen Franzosenkaiser, nicht ausgeschlossen. Obgleich man nun in Wien die Erhöhung des ersten Konsuls zum Kaiser von Frankreich ungern sah, war man doch nicht in der Lage, diesem Plan widerstreben oder auch nur eine ausweichende Antwort geben zu können. Deßhalb sollte nach dem Rathe der österreichischen Staatsmänner Colloredo und Cobenzl die Zustimmung des Wiener Hofes ohne Zögern, ja entgegenkommend ertheilt, doch gleichzeitig zur Kenntniß gebracht werden, daß Se. Majestät als König von Ungarn und Herrscher der (österreichischen) Erbprovinzen zum Zwecke der Aufrechterhaltung der bisherigen Ranggleichheit mit der französischen Regierung vertrauliche Unterhandlungen einzuleiten wünsche und im Verlaufe dieser Verhandlungen könne es zur Sprache gebracht werden, daß Se. Majestät seine Ranggleichheit nur durch die Annahme des erblichen Kaisertitels als gesichert betrachte, entweder durch die Erblichmachung des römischen Kaisertitels für seine Dynastie oder in anderer Form, basirt auf die unter seiner Herrschaft befindlichen Königreiche und Länder.

Die hierauf bezüglichen geheimen Verhandlungen zwischen der Pariser und der Wiener Regierung dauerten längere Zeit, endlich acceptirte die französische Regierung die Vorschläge des Wiener Hofes. Als dann im Mai 1804 die Proklamirung Napoleons zum Kaiser der Franzosen erfolgte, schritt man auch in Wien zur Verwirklichung des Kaiserprojekts.

Unter Hinweis darauf, daß Se. Majestät auch bisher schon als König von Ungarn und Beherrscher anderer Erbkönigreiche und Länder Frankreich gegenüber den gleichen Fürstenrang hatte, erörtert das betreffende Memorandum des Kanzlers weiterhin, daß Se. Majestät als Souverän über diese Königreiche und Länder alle Vorbedingnisse zur Annahme des Kaisertitels besitze. Doch sei hiebei besondere Aufmerksamkeit darauf zu richten, damit die eigentlichen Staatsrechtsverhältnisse der Monarchie keine Verletzung erleiden und das könne nur in der Weise geschehen, daß der Kaisertitel nicht mit dem einen oder dem anderen jener Länder in Verbindung gebracht, sondern auf die Gesammtheit der unter der Herrschaft stehenden unabhängigen Königreiche und Länder „radizirt" werde.

Diese Auffassung gab zu Mißverständnissen und verschiedenen Kommentaren die Veranlassung. Der Kaisertitel sollte sich nur auf die Person des Monarchen beziehen, der Herrscher über mehrere, voneinander unabhängige Länder mit besonderen Verfassungen, Rechten, Titeln, Privilegien u. s. w. war. Diese Besonderheiten sollten durch den Kaisertitel nicht alterirt werden, gleichwie die Würde des römischen Kaisers sich mit den „besonderen Staaten und Reichen" der Monarchie wohl vertragen habe. Darum ging der Antrag des Kanzlers dahin, daß der kaiserliche Titel mit dem Namen des österreichischen Herrscherhauses verbunden werden möge, denn auf diese Weise werde jeder Einwand, insbesondere von Seiten Ungarns, zum voraus beseitigt; Se. Majestät würde auch weiterhin ungarischer König und Herrscher der Erbprovinzen bleiben. „Die politische Beschaffenheit dieser Länder," heißt es in dem Vortrage des Kanzlers vom 8. August 1804 wörtlich weiter, „bleibt unverändert, obschon der Besitzer aller derselben den erblichen Titel eines Kaisers führt. Dieser Titel wird mit demjenigen Verband in keinen Widerspruch kommen, der zwischen den deutschen Erbländern und dem deutschen Reiche besteht. Ew. Majestät besitzen Ihre Erb-Königreiche mit vollkommenster Unabhängigkeit, welche dadurch auf keine Art vermindert oder beschränkt wird, daß Allerhöchstdieselben auch einige, mit dem deutschen Staatskörper vereinigte Staaten besitzen; gleichwie der Besitz von Reichslanden der unabhängigen königlichen Würde der Souveräne von England, Dänemark, Schweden keinen Abbruch thut."

Der Kaiser und König Franz genehmigte diesen Antrag dahin, daß die Annahme des Kaisertitels im Sinne und nach den Motiven des obigen Kanzler-Vortrags geschehen solle und hievon sowohl die auswärtige Macht als auch die unter der Herrschaft des Kaiser-Königs stehenden Königreiche und Länder zu verständigen seien. 3 Tage später, am 11. August 1804, erging das bekannte Patent, welches die Annahme des österreichischen Kaisertitels proklamirte. Für Ungarn erließ jedoch der Monarch unter dem 17. August dieses Jahres ein besonderes Reskript, in welchem er die Annahme des österreichischen Kaisertitels mittheilt, ohne des Patents vom 11. August zu gedenken, wohl aber ganz im Sinne desselben, nur wurden noch in einem Punkte der konstitutionelle Rechtszustand und die Unabhängigkeit Ungarns neuerdings gaeantirt.

Prof. Dr. Nagy findet es von Interesse, daß sowohl in dem Patent als in dem Reskript an Ungarn dreimal betont wird, wie die Annahme des Kaisertitels hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte erfolgt sei, daß Se. Majestät der Herrscher über mehrere „unabhängige Königreiche und Fürstenthümer in sich fassende Staaten" sei und die Annahme des Kaisertitels den alten Glanz des Herrscherhauses und der Monarchie erhöhe. „In dem unzertrennlichen Besitze unsrer unabhängigen Königreiche und Staaten," heißt es in dem Patent vom 11. August 1804, habe der Monarch sich entschlossen, „den Titel und die Würde eines erblichen Kaisers von Oesterreich als den Namen unsres Erzhauses dergestalt feierlich anzunehmen und festzusetzen, daß unsre sämmtlichen Königreiche, Fürstenthümer und Provinzen ihre bisherigen Titel, Verfassungen, Vorrechte und Verhältnisse fernerhin unverändert beibehalten sollen." Mit besonderem Nachdruck wird dieser unveränderte Rechtszustand des Königreichs in dem Reskript an Ungarn vom 17. August 1804 betont und unter Berufung auf das ausgestellte Krönungsdiplom bemerkt, daß Se. Majestät seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet habe, daß dasjenige, das er zur Erhebung des Glanzes und des Ansehens der ganzen Monarchie zu thun beschlossen habe, unter Aufrechterhaltung der Verfassung, der Gesetze und Rechte Ungarns geschehe."

Aber auch in der Mittheilung an die auswärtigen Mächte über die Annahme des österreichischen Kaisertitels, sowie in den geheimen Instruktionen an einzelne kaiserliche Gesandte findet man davon keine Spur, daß diese Titelannahme eine engere Vereinigung der unter der Herrschaft Sr. Majestät befindlichen Länder bedeuten oder auch nur beabsichtigen solle. Im Gegentheil! Es wurde überall hervorgehoben, daß der Monarch durch diese Titelannahme nur den Rang seines Hauses, seine internationale Stellung, sowie den Rang und das Ansehen der Monarchie zu bewahren wünsche.

Die geheime Instruktion an die österreichischen Vertreter enthält indessen einen Passus, der, wie Prof. Dr. Nagy bemerkt, irrig ist und zu Mißverständnissen führen kann. Es heißt nämlich darin: „Nach dem allgemeinen Gebrauch der Diplomatiker und Statistiker bedeute „Oesterreich das Herrscherhaus und die gleichnamige Monarchie". Nun war allerdings im internationalen diplomatischen Verkehr die habsburgische Dynastie als „maison d'Autriche", im Deutschen Reiche als „das Haus Oesterreich" und auch in den ungarischen Gesetzen als „domus austriaca" anerkannt. Aber unter der „Monarchie" konnten die unter der Herrschaft Sr. Majestät stehenden, voneinander unabhängigen Staaten nur im Hinblick auf den gemeinsamen Monarchen im übertragenen Sinne als „die Monarchie des österreichischen Hauses" bezeichnet werden.

Die meisten auswärtigen Mächte nahmen die Notifikation von der Annahme des österreichischen Kaisertitels freudig zur Kenntniß; nur England und Schweden machten erhebliche Einwendungen, Rußland verzögerte einige Zeit seine Anerkennung. England erklärte sich zwar bereit, den erblichen Kaisertitel anzuerkennen, fügte jedoch hinzu, daß im Falle die römisch-deutsche Kaiserkrone einstmals vom österreichischen Kaisertitel getrennt würde, der letztere Titel seinem Träger keinen anderen Vorrang verleihen könne, als dem König von Ungarn und Böhmen und dem Herrscher der (österreichischen) Erbprovinzen gebühre. Ernste Bedenken erhob Schweden, derenzufolge der Kaiser und König Franz in dieser Angelegenheit eigenmächtig nicht verfügen könne, das Entscheidungsrecht komme hierin nur den (deutschen) Reichsfürsten und der Reichsversammlung zu. Wegen dieser Aeußerung Schwedens kam es zwischen den Höfen von Wien und Stockholm zu einigen scharfen diplomatischen Auseinandersetzungen.

Das „Haus Oesterreich" war sonach seit August 1804 im Besitz von zwei Kaiserwürden: der römisch-deutschen und der österreichischen. Diese Vereinigung der beiden Kaisertitel in der Person des Kaisers Franz, der danach römisch-deutscher „Wahlkaiser" und österreichischer „Erbkaiser" zugleich war, dauerte jedoch nur kurze Zeit. Schon bei den Verhandlungen mit Napoleon über die Erhebung Frankreichs zum Kaiserthum trat bei den österreichischen Staatsmännern die Erkenntniß zutage, daß das römisch-deutsche Kaiserreich seinem völligen Zerfall nahe sei. In einem Vortrag vom 20. Mai 1804 weisen die unterzeichneten Kanzler, die Grafen Colloredo und L. Cobenzl, darauf hin, daß „in der That die deutsche Kaiserwürde auf wenig mehr als einen bloßen Ehrentitel herabgeschmolzen sei und fernerhin weder die Macht noch den Einfluß des Inhabers wesentlich vermehren könne." Noch stand diese Scheinmacht aufrecht, aber der Frieden von Preßburg (27. Dez. 1805) gab dem „römischen Reich deutscher Nation" völlig den Todesstoß. Die Bildung des Rheinbundes unter dem Protektorat Napoleons bedeutete zugleich den Abfall und die Lossagung der 16 Fürsten Süd- und Westdeutschlands vom Reich, infolgedessen Kaiser Franz auch den bedeutungslos gewordenen Titel eines römisch-deutschen Kaisers ablegte (6. Aug. 1806) und die Lösung jedes staatsrechtlichen Verbandes seiner eigenen Erbländer aus dem (gewesenen) Deutschen Reich erklärte. Im Zusammenhang mit der Niederlegung der römisch-deutschen Kaiserwürde wurde angeordnet, daß der Ausdruck „Erbkaiserthum" amtlich nicht mehr zu gebrauchen sei, sondern statt desselben in allen öffentlichen und amtlichen Urkunden nur die Worte „Kaiserthum Oesterreich" oder „österreichischer Kaiserstaat". Die „österreichische Erbkaiserwürde" hat also nur 2 Jahre bestanden.

Wie weiter oben erwähnt, hatte der österreichische Kaisertitel von Anbeginn nur dynastische Bedeutung, bald zeigten sich indessen Bestrebungen, welch. dem Titel auch einen realen Inhalt verschaffen wollten. Der erste Versuch geschah bei Feststellung des großen kaiserlichen Siegels, wobei es sich darum handelte, ob der Monarch ein einheitliches Siegel für alle unter seiner Herrschaft stehenden Königreiche und Länder verwenden soll, oder ob das gesetzlich festgestellte besondere ungarische Königssiegel in ungarischen Angelegenheiten auch weiterhin in Geltung zu bleiben habe. Die österreichischen Staatsmänner waren für das einheitliche Kaisersiegel. In einem Vortrag der Geheimen Hof- und Staatskanzlei vom 6. Sept. 1806 heißt es unter anderm: „Es sey bei Einführung der österreichischen Kaiserwürde der doppelte Zweck vor Augen gewesen, für den äußeren Glanz dieses allerdurchlauchtigsten Hauses zu sorgen, nebstbei aber eine neue, allen Erbstaaten gemeinschaftliche staatsrechtliche Beziehung, einen Vereinigungspunkt und ein Symbol der Einheit aufzustellen, woran es bis dahin gefehlt hatte. Gäbe man nun dem Verlangen von Ungarn in Beziehung auf das Wappen nach, so wurde außer dem

Titel Eurer Majestät kaum mehr eine Spur der österreichischen Kaiserwürde wahrzunehmen sein. . . . Diesem nach müsse auf dem Wege zum großen Ziel der Einheit mit vorsichtiger Schonung, aber unerschütterlicher Beharrlichkeit fortgefahren werden." Diese Auffassung theilte auch die Majorität des geheimen Staatsraths; nur der Ungar, Staatsrath Somogyi, bekämpfte den Antrag der Hof- und Staatskanzlei unter Berufung auf die in Kraft befindlichen ungarischen Landesgesetze, das mit großer Entschiedenheit abgefaßte Separatvotum Somogyi's weist darauf hin, daß Se. Majestät Ungarn nicht als „Kaiser", sondern als „König" besitze; Ungarn sei mit keinem anderen Land oder Reich vereinigt, sondern gehöre nach der Pragmatischen Sanktion wohl zum Komplex der von Sr. Majestät beherrschten Königreiche und Länder, denen es jedoch selbständig gegenüberstehe; die Annahme des Kaisertitels berühre Ungarn gar nicht; das ungarische Königssiegel sei durch ein ordentliches Gesetz vom Jahre 1723 festgestellt; eine Abänderung desselben könne nur wieder durch ein ordentliches Gesetz erfolgen u. s. w. Der Kaiser und König Franz stimmte dem Separatvotum Somogyi's zu.

Auch der weitere Antrag des Staatskanzlers, die Bezeichnung „Kaiserthum Oesterreich" für sämmtliche unter der Herrschaft des Monarchen stehende Länder zu gebrauchen, fand keine Annahme; der Staatsrath selbst lehnte ihn ab; dafür wurde für die Königreiche und Länder außer dem Königreich Ungarn sammt dessen Nebenländern die Benennung „Oesterreichische Erbstaaten" in Vorschlag gebracht und angenommen.

Der geographische Unterricht nach einer historisch-genetischen Methode.

Von Dr. Karl Raab in St. Louis, Mo.

Je mehr ein Unterrichtsgegenstand auf Anschauung und je weniger er auf Abstraktion beruht, desto leichter ist es, ihn die Jugend zu lehren. Für Fächer wie Naturgeschichte, Naturlehre und Geographie ist im allgemeinen der jugendliche Geist weit empfänglicher als für fremde Sprachen oder Mathematik.

Wie stolz und befliffen trägt der kleine Gymnasiast seinen geographischen Atlas das erstemal zur Schule! Er bleibt wohl gar ein paarmal auf der Straße stehen, um hineingucken zu können. Und doch erlahmt, trotz der Empfänglichkeit der Jugend für diesen Gegenstand, das Interesse nur zu bald, und ist das Unterrichtsresultat kein besonders zufriedenstellendes.

Die Ursache für dieses Nachlassen des Interesses muß in der Methode liegen, nach der man diesen Gegenstand vorträgt. Wenn man einen Schüler fragt, warum er Geographie so ungern lerne, wird regelmäßig die Antwort sein: „Es ist dabei gar so viel zu merken."

Es ist thatsächlich dabei viel zu merken, vielleicht nicht so viel, als man häufig Schülern zu merken aufgibt; doch ist es ein anständiges Quantum, das man aber dem jugendlichen Köpfchen nicht erlassen kann. Wieviel, bedenke man dagegen, merkt sich nicht der Mensch in seinem langen Leben! Wäre schon das Quantum als solches das Schlimme an der Sache, so würde der Mensch aus den Kopfschmerzen nie herauskommen. Dasjenige, was das Quantum belästigend oder andrerseits kaum fühlbar macht, ist das „Wie" der Aufnahme und die Ordnung, in der es im Gedächtnisse behalten wird.

Zwei Dinge erleichtern die Aufnahme von Erkenntnissen durch das Gedächtniß: erstens ihr successives Eintreten, zweitens die gute, logische Beziehung, in die sie sofort bei ihrem Eintreten zu früheren Erkenntnissen gebracht werden.

Auf diese beiden psychologischen Thatsachen gründe ich eine neue Methode, Geographie zu lehren, die ich nur in diesem Aufsatze vorzuschlagen erlaube.

Ich stelle das aus diesen zwei Thatsachen gefolgerte Prinzip an die Spitze der Darstellung, es lautet:

Die Geographie ist nach historisch-genetischer Methode zu lehren, in engstem Anschlusse einerseits an Naturgeschichte und Naturlehre und andrerseits an Geschichte.

Was bieten die geographischen Lehrbücher bisher der Jugend? Einen Querschnitt durch die Entwicklungsgeschichte der Erde mit dem Datum, das die Vorrede des Buches enthält. Daneben gibt es auch historische Atlanten und Lehrbücher der Geschichte, die größere Abschnitte durch Mittheilung von geographischen Thatsachen einleiten; die Geographie ist hiebei aber nur als eine Dienerin der Geschichte betrachtet.

Auf dieses zweifache Verfahren ist die Klage der Schüler von dem „vieles merken-müssen" zurückzuführen. Die in den Geschichtsunterricht eingefügten geographischen Mittheilungen gewinnen zu wenig Zusammenhang, und das auf einen bestimmten Zeitpunkt bezogene Gesammtbild erdrückt das Gedächtniß der Schüler durch die Masse der Thatsachen. Die große Hülfe, die dem Gedächtnisse die Anschauung leistet, muß gegen das viele Neue, rein Gedächtnißmäßige zurücktreten, das man aus dem Lehrbuche zu lernen hat.

Das Wesen der hiemit vorgeschlagenen Methode besteht darin, daß das unsre Generation umgebende Nebeneinander als das Resultat eines Nacheinanders, eines Werdeprozesses angeschaut wird, der von einer doppelten Kausalität im Gange erhalten wurde, der Naturkausalität und der durch die Entwicklung des menschlichen Intellekts hervorgebrachten, welch letztere als zweite große Ursache von Veränderungen auf unserm Erdballe zu betrachten ist.

Halten wir an diesem Gedanken fest und verlassen wir beim geographischen Unterrichte nie das Reich der Anschauung, so wird bei den Schülern die Liebe zur diesen Gegenstand anhalten, und der Lehrer dieses Faches nicht nur dasselbe mit Erfolg lehren, sondern auch seinen Kollegen in den anderen Fächern einen Dienst erwiesen haben, indem er ihnen stets die Schüler nach seiner Lehrstunde frisch und aufgeweckt übergeben konnte.

Darüber, wie man die geographischen Vorbegriffe den Schülern zu übermitteln habe, scheint man schon zum richtigen Verfahren gelangt zu sein, und ich habe nicht nöthig, mich darüber weiter auszusprechen. Auf zwei Dinge wünschte ich jedoch hiebei Gewicht gelegt zu sehen: Bekanntschaft mit dem Maßstab und der Darstellung von Terrainverhältnissen.

Da mein Unterricht fortwährendes Kartenzeichnen zur Voraussetzung hat, muß das richtige Können des Kartenlesens schon vorausgegangen sein. Schüler, denen man nicht gleich bei den ersten Versuchen im Zeichnen tüchtig auf das Blatt gesehen hat, sind nur gar zu sehr geneigt, auf ihren Karten Flüsse über Gebirgspässe laufen zu lassen oder Querthäler als Längsthäler und umgekehrt darzustellen. Solche Strichlein sind so leicht gemacht und das Papier ist geduldig! Falsche Strichlein führen zu falschen Vorstellungen und diese wieder zu verkehrten Behauptungen, die vielleicht erst nach Jahren zum Vorschein kommen.

Eine Zwischenfrage kann hier nicht übergangen werden: „Wann soll man mit dem geographischen Unterricht in der Mittelschule beginnen?" Gewiß nicht so früh, als man zu meiner Schulzeit begann, schon auf der untersten Stufe der Mittelschule. Der Unterricht in der Naturgeschichte soll vorausgegangen, der in der Naturlehre schon, der in der Geschichte noch nicht begonnen haben. Auf eine weitere Begrenzung nach Jahren lasse ich mich hier nicht ein.

Digitized by Google

Wesentlich ist, daß der Unterricht in der Geschichte erst beginne, wenn man mit den Grundbegriffen in der physikalischen Geographie zu einem vorläufigen Abschlusse gelangt ist.

Der Unterricht in der physikalischen Geographie hat an die Kenntnisse anzuknüpfen, die der Schüler in der Naturgeschichte und Naturlehre bereits erworben hat. Es werden die Zonen geschildert (an der Hand von Abbildungen) mit ihrer Vegetation und ihrem Thierleben, ebenso die dieses Leben bedingenden und begleitenden Naturerscheinungen, das Leben im Meere u. s. w. (Die Begriffe „Berg und Thal", die Flußbildung ꝛc. wurden schon unter den geographischen Vorbegriffen erklärt.)

Dieses wenige aus der physikalischen Geographie genügt vorläufig. Es beginnt nun der Unterricht in der Geographie und Geschichte der alten Welt.

Von da an sollen Geschichte und Geographie immer zusammen gehen, die Geographie macht die Perioden der Geschichte mit; die Landkarte des Schülers füllt sich, sozusagen, wie er von Periode zu Periode der modernen Zeit in seinen Kenntnissen näher rückt. Schließlich ist er bei der Gegenwart angelangt. Die geographischen Namen, die er auf der Landkarte von heute liest, sind für ihn keine inhaltsleeren Wörter, für die er erst aus einem Lehrbuche Inhalt dem Gedächtnisse einstopfen muß; die meisten von ihnen haben für ihn schon reichen Inhalt bekommen im Laufe der geographisch-historischen Darstellung; es bedarf fast nur mehr einer übersichtlichen Rekapitulation. Was der Schüler so gelernt hat, bleibt fürs Leben.

Da es natürlich unmöglich wäre, hier auch nur eine Skizze des ganzen Unterrichtsganges zu geben, ich auch, aufrichtig gesagt, mich hiefür nicht genügend vorbereitet fühle, muß ich mich darauf beschränken, ein Beispiel herauszugreifen, um meine Methode zu illustriren.

Vorauszuschicken ist, daß ich annehme, es werde nicht, wie in der bisherigen Weise, die Geschichte als Weltgeschichte, sondern als Staatengeschichte gelehrt, wobei auf das Typische verschiedener Staatenbildungen besonderes Gewicht gelegt wird. Ein Gesammtbild, das ein weltgeschichtliches sein soll, hätte den Unterricht in diesem Gegenstande abzuschließen.

Ich greife als Beispiel die Geographie und Geschichte Deutschlands heraus.

Man beginne mit der Schilderung der geographischen Verhältnisse des Gebiets, das vom Rhein, den Alpen, den Karpathen und der Weichsel umgrenzt wird. Es wird die Zone des Gebiets bestimmt; aus früherem Unterricht rekapitulirt, welche Genera der Kulturpflanzen und Nutzthiere hier möglich sind, kurz die geologische Struktur der Gebirge geschildert und die mineralischen Vorkommnisse und hierauf ein Kulturbild Deutschlands zur Zeit der ersten Kämpfe der Germanen mit den Römern gegeben. Es wird von den Schülern die erste oro-hydrographische Karte des angegebenen Gebiets angelegt, und es werden darin auch die geologischen Verhältnisse eingetragen.

Damit der Schüler nicht Zeit verliere, hat er ein Heft mit Kartennetzen Deutschlands zur Hand; dasselbe sollte ihn nicht mehr kosten als ein einfaches Zeichenheft.

Diese erste Karte wird von ihm in drei Exemplaren angefertigt. In das zweite trägt er den kulturellen Zustand zu Tacitus' Zeit, in das dritte den zur Zeit der Bildung der großen deutschen Stämme ein. Die nächste Karte liefert ein Bild der christlichen Missionen von 800 n. Chr. Eine fünfte zeigt Deutschland um 800. Diese Karten werden dem Schüler die Kulturarbeit der Klöster und den möglichen sozialen Verkehr der Zeit veranschaulichen und ihn schon auf dieser Stufe vor falschem Zurückdatiren moderner Erscheinungen bewahren. Nun wird das historische Lesebuch zur Hand genommen, das eine passende Auswahl aus den zeitgenössischen Schriftstellern enthält. Immer wird der Schüler verhalten, diese Lektüre mit seinen Karten in Verbindung zu setzen.

Wir schreiten in der geschichtlichen Entwicklung vorwärts. Die Zeit nach Zersplitterung der alten Stammesherzogthümer und dem Aufkommen der neuen Territorialgewalten bedarf einer geographischen Fixirung, die Urbarmachung des Bodens schreitet vor mit der Zahl neuer Klostergründungen und der Christianisirung, Städte werden gegründet unter verschiedenen Dependenzverhältnissen, die bei dieser Gelegenheit vom Lehrer hervorgehoben werden sollen. Die nächste für uns wichtige Karte (Karten, die rein nur die politischen Veränderungen nachweisen, findet der Schüler in seinem Schulatlas) ist eine, die den Zustand aus 1210 darstellt; sie hat ein neues Element zu enthalten, ein Bild der geistigen Kultur jener Zeit, sie deutet in Linien die Ausbreitung der westeuropäischen Kultur über Deutschland an und enthält die wichtigsten Kulturstätten der Zeit.

Damit hat der Schüler sein erstes Kartenheft erschöpft. Das zweite enthält nicht mehr bloße Netze, sondern die oro-hydrographischen Verhältnisse schon eingezeichnet; ebenso enthält in politischer und kultureller Hinsicht jede folgende Karte dasjenige aus der früheren was sich erhalten hat. Der Schüler zeichnet ein, was neu hinzukommt.

Da alles in der Schule, unter der Kontrole des Lehrers gemacht wird, ist keine Gefahr vorhanden, daß der Schüler einfach weiter blättert und mechanisch aus dem späteren Blatte in das frühere einträgt.

Die nächste Karte stellt das Städteleben um die Wende des 14. Jahrhunderts dar. Der Schüler trägt die Hauptverkehrswege ein.

Es folgt eine Karte der deutschen Dialekte, die den Zustand vor Luther fixirt.

Die nächste Karte ist der Zeit Kaiser Maximilians I. gewidmet. Der Lehrer wird ausführlich den Zustand von Handel und Gewerbe beleuchten und auf der Karte nachweisen lassen, wie sich die gewerbliche Technik verbreitete. Der Schüler wird mit den Augen auf der Karte die Reisen der wandernden Gesellen verfolgen und aus Uhlands „Volksliedern", aus denen der Lehrer die schönsten vorliest und erklärt, neues Interesse für diese Zeit gewinnen und gern Freytags „Bilder zur deutschen Vergangenheit" zu seiner Privatlektüre machen.

Karten über die Entdeckungen findet der Schüler im Atlas. Die nächste Karte, die er zu zeichnen hat, ist eine Kulturkarte der Zeit nach dem Westfälischen Frieden. Das historische Lesebuch enthält nun Stücke aus dem „Simplicissimus", Thomas Platters Leben, aus den Reisen von Ausländern in Deutschland und aus Briefen von Zeitgenossen.

Die nächste Karte ist eine Handels- und Industriekarte, die Wirkungen veranschaulichend, die das Aufblühen der Manufaktur in Frankreich (Colbert) und England für Deutschland gehabt hat.

Es folgt eine taktische Karte des Siebenjährigen Krieges, im Anschlusse an eine Darstellung der Kriegführung der Friedericianischen Periode. Die nächste, vom Schüler angefertigte Karte enthält ein Bild Deutschlands im Todesjahre Friedrichs d. Gr.

Die Napoleonische Taktik wird charakterisirt; Karten werden hiefür aber nicht angefertigt. Die nächste, und zwar taktische Karte, ist eine des Deutsch-französischen Krieges.

Nun sind wir beim gegenwärtigen Zustande angelangt. Es wird kaum vieles von Bedeutung geben, das noch als neu erwähnt werden müßte. Die Städtenamen sind für den Schüler schon alte Bekannte, an die sich Erinnerungen knupfen, als ob Deutschlands Kindheit und Mannesalter seine eigenen Lebensalter wären.

Fünf Karten sind der Gegenwart gewidmet: Eine veranschaulicht die deutsche Landwirthschaft und den Bergbau, eine zweite die Eisenindustrie, eine dritte die übrigen hervorragenden Industrien, eine vierte den Handel (Straßen, Kanäle, Eisenbahnen) und eine fünfte die geistige Kultur (Orte mit berühmten Bauten, Denkmalen, Hochschulen und Akademien).

Eine kurze Uebersicht der Entwicklung Deutschlands, geographisch genommen, bildet den Schluß.

Da während des ganzen Unterrichts Geschichte und Geographie zusammengehen, bedarf es natürlich keiner separaten Stunden für den geographischen Unterricht und wird viel Zeit erspart. —

Möge es mir gelungen sein, die Vertreter dieses und der verwandten Unterrichtsfächer zu überzeugen, daß die von mir vorgeschlagene Methode diese engere Verbindung, in die verschiedene Lehrfächer hierbei treten, dem Unterrichte in der Geographie neues Leben einzuflößen geeignet ist.

Es würde dieses schöne Resultat durch ein Prinzip erreicht, das allen Unterricht durchziehen soll: daß die Welt der Erscheinungen ein Ganzes ist, das man nur, wenn besondere Nothwendigkeit vorliegt, in der Darstellung in Theile auflösen soll. Der Mensch und seine Geschichte sind untrennbar verbunden mit dem Boden, auf dem er lebt, mit der Thier- und Pflanzenwelt, die ihn umgibt und dem Himmel, zu dem er aufblickt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Z. **München.** Geographische Gesellschaft. Geschlossene Sitzung vom 15. Dez. Hr. Gymnasiallehrer Dr. Hermann Stadler trug in Anwesenheit des Ehrenpräsidenten Sr. kgl. Hoh. des Prinzen Ludwig und Sr. Exz. des Kultusministers v. Landmann über die Geschichte der Perlenfischerei in Bayern vor, ein Thema, das viele Freunde der engeren Landeskunde angezogen hatte. Dem Vortragenden war es vor allem darum zu thun, den bereits 1859 von einem Münchener Gelehrten, Theodor v. Haßling, ausführlich dargestellten Entwicklungsgang der bayerischen Perlfischerei kurz zusammenzufassen und zu berichtigen, da gerade diese Literatur seit ihrem Beginn, d. h. seit dem großen Plagiat, das der Münchener Stadtarzt Malachias Geiger 1637 an dem Buch des Zoologen Ulysses Aldrovandi begangen hatte, wobei er in den Abbildungen die Seeperlmuschel wiedergab, oder die Flußperlmuschel beschrieb, viel veraltetes und falsches immer wieder reproduzirte. Wenn zwischen die Schale und die Manteloberfläche Fremdkörper gerathen, so reizen sie das Epithel zu stärkerer Ausscheidung von Perlmuttersubstanz und werden von zahlreichen Schichten derselben umhüllt und abgekapselt. Auf diese Weise entsteht eine Perle. Die Flußperlmuschel kommt so ziemlich in ganz Europa und wohl auch in Nordasien und Ameeika in Flußläufen vor; doch ist sie eine entschiedene Feindin stark kalkhaltiger Gewässer. Nach den geologischen sowohl wie nach den historischen Verhältnissen zerfallen die Perlgewässer Bayerns in drei Gruppen, die Bäche des altbayerischen Gebiets in Niederbayern und Oberpfalz im Bayerischen und Böhmerwald, meist Zuflüsse des Regens, der Rand und Donau; die Bäche des ehemaligen Fürstbisthums Passau, zumeist dem Gebiete der Ilz angehörig, und drittens die Gewässer der früheren Markgrafschaft Bayreuth im Fichtelgebirg, zu Saale, Eger und Main gehörig. In dem Buche des Albertus Magnus, De mineralibus, 1250, finden wir die erste bestimmte Kunde von Flußperlmuscheln. Im Jahre 1437 erlassen die Herzoge Ernst und Albrecht von Bayern die erste Verordnung über das Fischen und Züchten von Perlen. Unter Wilhelm V. schützte man das fascinare Regal durch Aufstellung von Schnellgalgen und Warnungstafeln, schränkte das Fischen und Wiesenwässern, ja sogar das Boden und Viehtränken möglichst ein und setzte auf Diebstahl von Muschela strenge Strafen; im Passauischen waren Handabhauen und Augenausstechen, sowie im Falle des Leugnens die Tortur etwas gewöhnliches. Unter Maximilian, dem ersten Kurfürsten, wurde eine Anzahl neuer Bäche aufgefunden und „pänig" gemacht, d. h. neue Perlordnungen erlassen, welche vielfach gute Kenntniß der langsam wachsenden Perle wie der Thiere verrathen; außerdem wurden eigene Perlinspektoren bestellt. Die vom Kurfürsten aufgewendeten Mühen und Kosten fingen eben an, ihre Früchte zu tragen. Da brach der große Krieg herein und vernichtete den größten Theil des eben Geschaffenen. Max Emanuels prunkvolle Regierung und gar der spanische Erbfolgekrieg, in dem die Oesterreicher die Bäche ausplünderten, schlugen der Perlzucht unheilbare Wunden, die weder des trefflichen Leonhard Bischers Verdienste, weder Karl Alberts noch Max Josephs III. Versuche, die sogar 1758 im Nymphenburger Kanal angestellt wurden, mehr heilen konnten. Dagegen verpflanzte Karl Theodor sogar die Brut mit Glück in Heidelbergs Bäche. Freilich machte man damals auch viele Fehler in der Administration. Man ernannte statt ortskundiger Fischer und Forstleute Münchener Juweliere zu Perlinspektoren, die auf kostspieligen Inspektionsreisen vielleicht nach für ihr eigenes Geschäft sorgten, jedenfalls aber der Regierung so wenig ablieferten, daß die Kosten den Einnahmen weit überlegen waren. Damit und mit den geänderten Verkehrsverhältnissen, welche uns die orientalische Perle näher brachten, verfiel die Zucht und erlosch. Wie sehr sie aber einst gedrückt, davon gibt uns die kgl. Schatzkammer schlummernde Proben. Ganz ähnlich gestaltete sich das Schicksal der Fischereien im fürstbischöflich Passauischen Gebiete, die durch die Verwüstungen der Truppen des Marschalls Soult 1806 den Todesstoß erlitten. Erhalten haben sich nur noch die Fischereien der früheren Markgrafschaft Bayreuth, da ihnen größere Zerstörungen erspart blieben. Man fischt dort jedes zweite oder dritte Jahr, die gefundenen Perlen gelangen zunächst an die kgl. General-Bergwerks- und Salinenadministration, wo sie verwahrt bleiben, bis das Ergebniß von mehreren Jahren die Vornahme einer Versteigerung verlohnt. Vorher werden einzelne ausgesuchte Stücke der Krone zur Einverleibung in den kgl. Hausschatz angeboten. Der Erlös aus der Versteigerung fließt mit dem aus der Hofstaatskasse abgeführten Betrage in die Zentralstaatskasse. Die letzte Einnahme hat nach Abzug der Kosten immerhin noch gegen 5000 M. betragen. Gelänge es, so schloß der Vortragende seinen mit großem Beifall aufgenommenen Bericht, eine billige und doch genügende Bewachungsart ausfindig zu machen, so würden wohl auch die Bäche des Böhmerwaldes eine zwar bescheidene, aber doch nicht ganz verächtliche Rente abwerfen. Auf diesen Vortrag, der auf der neuen historischen Schulwandkarte Bayerns von Karl Wolff (Jäger in Speyer 1898) seine Erklärung fand, folgte eine prinzipiell wichtige Auseinandersetzung des ersten Vorsitzenden, Hrn. Prof. Sigm. Günther, über Umfang, Wesen und Aufgaben der geographischen Wissenschaft und ihre didaktischen Zwecke, Lehrmethoden und Unterrichtsanstalten auf den deutschen Hochschulen. Redner trat auf Grund seiner jüngsten Erfahrungen bei seiner letzten Rundreise in Deutschland und Oesterreich lebhaft für die Errichtung und Einrichtung eines geographischen Seminars an der hiesigen Technischen Hochschule gleich dem an der Universität ein. Er exemplifizirte dabei wiederholt auf die bald glänzende, bald praktisch genügende Ausstattung der gleichnamigen Institute von Wien, Breslau, Leipzig, Halle, Münster, Marburg und Straßburg, sowie die Verdienste ihrer Schöpfer und Leiter. Der erste Schriftführer gab hierauf eine gedrängte Uebersicht über den Verlauf des XII. deutschen Geographentages in Jena und legte dann eine Reihe von Neuerscheinungen aus dem gelehrten Mitgliederkreise der Gesellschaft selbst auf, darunter das neueste Reisewerk unsres erlauchten Ehrenmitgliedes Prinzessin Therese über Brasilien, Götz' Histor.-geogr. Handbuch von Bayern, Geigers Ceylon, Günthers Geophysik, Glasers Arabische Inschriften und die Münchener Geographischen Studien, herausgegeben von Günther.

Br. Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während des Monats Oktober 1897. Gemäß den Veröffentlichungen des kaiserl. Gesundheitsamts sind im Monat Oktober von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 24.4, München 23.1, Nürnberg 17.5, Würzburg 19.6, Altona 14.6, Berlin

Digitized by Google

16.0, Breslau 22.0, Frankfurt a. M. 15.9, Hannover 14.7, Kassel 13.6, Köln 17.9, Königsberg 18.9, Magdeburg 14.1, Stettin 19.8, Wiesboden 14.1, Dresden 16.9, Leipzig 17.6, Stuttgart 13.9, Karlsruhe 17.3, Braunschweig 15.0, Hamburg 14.6, Straßburg 14.4, Metz 14.8, Amsterdam 12.6, Antwerpen 13.2, Brüssel 17.2, Budapest 18.6, Christiania 15.0, Edinburg 18.8, Glasgow 20.5, Kopenhagen 15.3, Krakau 30.0, London 16.5, Lyon 15.9, Moskau 31.1, Odessa 23.7, Paris 16.7, St. Petersburg 24.1, Prag 21.6, Rom (September) 14.2, Stockholm 16.2, Triest 20.4, Turin (September) 14.6, Venedig ?, Warschau 21.9, Wien 18.0, New-York 18.5. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 3. bis einschließlich 30. Oktober, zusammengezogen und den Berechnungen untergelegt worden.) — Die Gesundheits- und Sterblichkeitsverhältnisse haben sich im Monat Oktober in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen sowohl als der nichtdeutschen Städte noch viel günstiger gestaltet, als in dem voraangegangeaen Monat September. Insbesondere zeigte die Sterblichkeit, namentlich in den deutschen Städten, fast allgemein eiaen weiteren Nachlaß, so daß die Zahl der deutschen Orte mit sehr geriager Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) von 53 des Vormonats auf 81 im Oktober anstieg. Aus der großen Zahl derselben seien hier nur Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Erlangen, Kaiserslautern, Ludwigshafen, Neustadt a. d. H., Altendorf, Altona, Barmen, Rummelsburg und Schöneberg (zwei Vororte Berlins), Bielefeld, Bochum, Charlottenburg, Düsseldorf, Elderfeld, Essen, Flensburg, Hannover, Kassel, Koblenz, Kottbus, Magdeburg, Minden, Münster, Mühlhausen i. Th., Nordhausen, Oppeln, Solingen, Thorn, Wiesboden, Wilhelmshaven, Meißen, Wurzen, Cannstott, Gmünd, Heilbronn, Stuttgort, Ulm, Monnheim, Mainz, Schwerin i. M., Jena, Weimar, Bremen, Köthen, Gotha, Greiz, Hamburg, Wolfenbüttel, Metz, Mülhausen i. E., Straßburg i. E. und von nichtdeutschen Städten: Amsterdam, Rom und Turin (letztere beide aus dem September) genannt. Dagegen sank die Zahl der deutschen Städte mit hoher Sterblichkeit (Sterdlichkeitsziffer über 35.0 per Mille) von 5 im Vormoaat auf 1 (Graudenz). Das Sterblichkeitsmaximum, das im Vormonat 46.1 betrug, erreichte im Oktober Graudenz mit 37.7 pro Mille. — Sehr bedeutend zugenommen hat auch die Zahl der deatschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15.0 bis 20.0 pro Mille); sie stieg auf 105 von 83 im September. Es seien aus der großen Zahl derselben hier nur erwähnt: Fürth, Kempten, Landshut, Nürnberg, Pirmasens, Regensburg, Speyer, Würzburg, Aachen, Groß-Lichterfelde, Steglitz (zwei Vororte Berlins), Berlin, Braadenburg, Bromberg, Dortmund, Duisburg, Erfurt, Frankfurt a. M., Halberstadt, Halle, Harburg, Hirschberg, Kiel, Köln, Königsberg, Kreuzaach, Marburg, Merseburg, Mülheim a. Rh, Osnadrück, Potsdam, Spandou, Stargard (Pommern), Stendol, Stettin, Trier, Annaberg, Boutzen, Chemnitz, Dresden, Leipzig, Plauen, Zittau, Zwickau, Eßlingen, Reutlingen, Freiburg i. Br., Heidelberg, Karlsruhe, Konstanz, Pforzheim, Darmstadt, Gießen, Worms, Rostock, Eisenach, Altenburg, Braunschweig, Dessau, Lübeck, Kolmar i. E. und von nichtdeutschen Städten: Antwerpen, Brüssel, Budapest, Christianio, Edinburg, Kopenhagen, Loadon, Lyon, Paris, Stockholm, Wien, New-York. Dagegen war die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 20.0 bis 23.0 pro Mille) etwas kleiner als im September und ging von 42 im Vormonat auf 37 herab. Es seien aus der Zohl derselben hier nur genannt: Amberg, Ansbach, Jagolstadt, Bonn, Breslau, Frankfurt a. O., M.-Gladbach, Görlitz, Krefeld, Liegnitz, Neisse, Poderdorn, Posen, Schleswig, Glauchou, Bismar, Oldenburg und von nichtdeutschen Städten: Glasgow, Prag, Triest, Warschau. — Die Ursache zu dieser fast allgemeinen Abnahme der Sterblichkeit lag in dem noch mehr als im Vormonat verminderten Vorkommen von aluten Darmkrankheiten, besonders unter den Kindern, die sich fast allerorten, namentlich aber in den großen Städten wie München, Berlin, Breslau, Köln, Königsberg, Dresden, Leipzig, Budapest, London, Moskau, Poris, St. Petersburg, Wien, New-York bemerkbar mochte; nur in Gera war die Zahl der Sterbefälle an diesen Kranklheitsformen etwas größer als im September. Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesomntsterblichkeit war fast allgemein eine verminderte; von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Stuttgart 44, in Berlin und Hamburg je 50, in Dresden 60, in München 104 Säuglinge. Dagegen kamen mit dem Eintritt des kühleren Wetters fast allgemein akute Entzündungen der Athmungsorgane häufiger zum Vorschein and eadeten, wena auch bis jetzt meist milde verlaufend, doch häufiger tödlich als im Vormonat. So war in Augsburg, München, Nürnberg, Berlin, Breslau, Danzig, Dortmund, Duisburg, Elberfeld, Fraakfurt a. M., Halle, Hannover, Kiel, Köln, Königsberg, Stettin, Dresden, Leipzig, Brüssel, Budapest, Krakau, London, Moskau, Paris, Prag, Rom (September), Stockholm, Triest, Warschau, New-York die Zahl der Todesfälle größer, in Aachen, Glasgow, Kopenhagen, Lyon, St. Petersburg, Wien u. a. etwas kleiaer als im Vormonat. — Erkrankungen an Influenza komen besonders in der zweiten Hälfte des Monats etwas häufiger zar Beobachtung; doch blieb der Verlauf auch hier überwiegend eia milder. Mehrfoche Todesfälle an Influenza kamen nur aus Elberfeld, Elbing, Köln, Leipzig, Paris, Wien je 2, aus New-York 3, aus Berlin 5, aus Moskau 7, aus St. Petersburg 8, aus London 26 zur Anzeige. — Die Zahl der Todesfälle an Lungenschwindsucht wor im allgemeinen etwos größer als im Vormonat. Auch in diesem Monat lauteten die Nachrichten über die Verbreitung der großen Volksseuchen nicht günstig. — In Calcutta hat die Cholera ia der Zeit vom 19. September bis 23. Oktober 58, in Bombay (29. September bis 2. November) 99 Todesfälle veranlaßt. In Bombay kamen in der ebengenannten Zeit 207 Todesfälle an Pest zur Feststellung. In der Präsidentschaft Bombay erlagen der Seuche in der Zeit vom 18. September bis 22. Oktober 5470 Personen. Am stärksten woren in der Präsidentschaft Bombay betroffen: die Stadt und. der Distrikt Poona, Distrikt Satara, Nasik, Surot, Kutch Mandri und Palanpur; weniger stark trat die Seuche auf in Ahmednagar, Thano, Kolada, Ratnagiri, Schlopaur, Kolopur und Janjira. Insgesammt erlagen der Seuche in der Präsideatschaft Bombay (aach amtlichen Statistiken) 38,971 Personen. Am 15. Oktober wurde auch in Madras ein Todesfoll an Pest an einer einheimischen Person festgestellt. — Das Gelbfieber hat sich im Oktober in den Vereinigten Staaten von Amerika weiter ausgebreitet. In einigen Staaten (Alobama, Louisiana, Mississippi) trot die Epidemie in einigen Orten (Mobile, New-Orleans, Biloxi, Edwards) ziemlich heftig auf, in anderen (Cayuga, Pascagoula, Scranton, Clinton, Memphis) blied das Auftreten ein beschränktes, die Zahl der Sterbefälle eine kleine. In Oceans Springs war die Epidemie erloschen; im Staote Texas zeigte sich das Gelbfieber in mehreren Arten, namentlich in Galveston, in einer größeren Zahl von Fällen. Auf Cuba geht die Seuche anschneaend endtich ihrem Erlöschen entgegen. Um Mitte Oktober wurde aus Cienfuegos, Matanzas, Havana, Sogua la Gronde nur noch eine kleine Zahl von Todesfällen berichtet. Dagegen wird um Mitte Oktober aus Cartagena (Columbien) ein Ausdruch der Seuche gemeldet. — Von den anderen Infektionskrantheiten kamen Todesfälle an Masern, Scharlach, Diphtherie, Unterleibstyphus und Keuchhusten mehr, an Pocken weniger als im Vormonat zur Anzeige. Masern, die in den letzten Monaten vielfach abgenommen hatten, zeigten sich im Oktober wieder zahlreicher und forderten auch vielfach wieder mehr Opfer. So war die Zohl der Sterbefälle an Masern in München, Berlin, Darmstadt, Frankfurt a. M., Glasgow, London vermehrt, in Moskau, Odessa, Paris, St. Petersburg vermindert, in Warschau, Wien, New-York fast die gleiche wie im Vormonat. Erkrankungen an Masern gelangten aus München, St. Petersburg, Wien, sowie aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Aurich, Hildesheim, Wiesbaden in vielen Fällen zur Anzeige. Auch das Scharlachfieber hat in Fürth, Nürnberg, Flensburg, Gleiwitz, Graudenz, Krefeld, Gera, Glasgow, Moskau, New-York mehr, in Antwerpen, London, Odessa, St. Petersburg, Prag weniger Opfer gefordert, während in Berlin, Bochum, Edinburg, Warschau, Wien die Zahl derselben nahezu die gleiche wie im Vormonat blieb. Erkrankungen haben in Antwerpen, Berlin, Edinburg, London, St. Petersburg, Wien wieder zugenommen. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war in München, Königsberg, Moskau, St. Petersburg, Prag, New-York eine kleinere, in Berlin, Bromberg, Charlottenburg,

Digitized by Google

Danzig, Frankfurt a. O., Gladbach, Halle, Insterburg, Köln, Chemnitz, Dresden, Leipzig, Budapest, Kralau, London, Paris, Stockholm, Warschau, Wien eine größere und blieb in Breslau, Memel, Stettin, Amsterdam, Glasgow, Odessa, Triest fast die gleich große wie im September. Erkrankungen kamen aus Berlin, München, Kopenhagen, London, Paris, St. Petersburg, Wien in nicht seltenen Fällen zur Mittheilung. — Todesfälle an Unterleibstyphus waren in Bromberg, Stettin, London, Odessa, Rom (September), Triest, New-York gesteigert, in Pforzheim, Moskau, Lyon, Paris, St. Petersburg, Prag, Warschau etwas vermindert; in Berlin, Budapest, Wien blieb sie die gleich geringe wie im Vormonat. Der Flecktyphus zeigte sich selten. Erkrankungen daran wurden aus St. Petersburg und aus dem Regierungsbezirk Posen in vereinzelten Fällen gemeldet, aber auch Todesfälle waren in London, Moskau, Warschau vereinzelt. — An Genickstarre kamen aus Prag und Rom (September) je 1, aus New-York 18 Todesfälle, Erkrankungen aus Berlin und dem Regierungsbezirk Posen in vereinzelten, aus Nürnberg, Wien und dem Regierungsbezirk Arnsberg in je 2 Fällen zum Bericht. — Dem Keuchhusten erlagen in Berlin etwas mehr, in London etwas weniger Kinder als im September. — Seltener zeigten sich Pocken. Aus Bukarest und Odessa wurden je 1, aus Moskau 2, aus St. Petersburg 8, aus Warschau 29 Todesfälle, seener aus Paris 14, aus St. Petersburg 25 Erkrankungen mitgetheilt. — Von seltener vorkommenden Infektionskrankheiten kamen aus London und Moskau je 1 Todesfall an Tollwuth, aus Bukarest und London je 1 Todesfall an Rotz, aus Kairo und San Francisco je 1, aus Bombay 4 Todesfälle an Lepra zur Meldung.

* Eine erfolgreiche Behandlung von Gelenkrheumatismus mit Röntgen'schen Strahlen bei Kindern wird von Sokolow in der russischen medizinischen Zeitschrift „Wratsch" besprochen. Das Verfahren besteht darin, daß das Kind in Leintücher gewickelt, in eine Entfernung von 50—60 cm von dem Ausgangspunkt der Strahlen gebracht und 10—20 Minuten lang der Wirkung derselben ausgesetzt wird. Der erste Versuch wurde an einem 8 Jahre alten Mädchen gemacht, bei dem die Hand- und Fingergelenke, sowie beide Kniekehlen stark angeschwollen waren und heftige Schmerzen verursachten; alle diese Krankheitserscheinungen verschwanden nach zweimaliger Behandlung vollkommen. Im zweiten Fall handelte es sich um ein 14jähriges Mädchen, bei dem die rheumatischen Schmerzen schon nach einmoliger Behandlung gehoben wurden. Im dritten Fall wurde ein Mädchen von 5 Jahren, bei dem die Krankheit die Knie- und Handgelenke ergriffen hatte, nach dreimaliger Bestrahlung geheilt. In diesem Fall konnte man geradezu beobachten, wie sich die Geschwulst während der Bestrahlung verkleinerte, was durch fortlaufende Messung der Gelenke bestätigt wurde; in 4 Tagen nahm der Umfang der Handgelenke um 3 cm ab. Die letzte Patientin war ein Mädchen von 13 Jahren, das an chronischem Rheumatismus litt und seit 5 Jahren einen Herzfehler hatte; das Leiden hatte sich sehr verschlimmert, die Schmerzen waren sehr peinigend geworden und das am Gelenk geschwollene Knie war in einem Winkel von 45 Grad zusammengebogen. Jedesmal, nachdem die Röntgen'schen Strahlen auf die kranken Körpertheile gewirkt hatten, streckte sich das Knie um einen größeren Betrag und die Schmerzen wurden gemildert; nach viermaliger Bestrahlung verschwanden alle Krankheitserscheinungen.

* **München.** An der hiesigen Universität ist Dr. Wilh. Herzog, Privatdozent der Chirurgie, und an der Universität Würzburg Dr. Otto Seifert, Privatdozent der inneren Medizin, zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Heidelberg.** Der außerordentliche Prof. Dr. Aslanasy der hiesigen Universität wurde zum Honorarprofessor ernannt.

* **Göttingen.** Die städtischen Kollegien haben dem Wirkl. Geh. Rath, Prof. an der Georg-August-Universität, Dr. Gottlieb Planck das Ehrenbürgerrecht der Stadt Göttingen verliehen und zugleich eine Straße nach ihm benannt.

* **Berlin.** Als Nachfolger des Prof. Schlatter, der einem Rufe nach Tübingen gefolgt ist, wurde Prof. Cremer in Greifswald auf den Lehrstuhl für neutestamentliche Exegese an die hiesige Universität berufen.

* **Breslau.** Wie der „Schles. Ztg." aus Berlin mitgetheilt wird, ist bei den Vorarbeiten zum nächstjährigen Staatshaushaltsetat in Aussicht genommen worden, zur Herstellung eines Wirthschaftshofes auf dem Versuchsfelde des Landwirthschaftlichen Instituts der hiesigen Universität, sowie zur Vergrößerung des Versuchsfeldes einmalig 95,600 und 210,375 M., zusammen 305,975 M. und zur Deckung der Kosten des Betriebs des Versuchsfeldes dauernd 16,600 M. bereit zu stellen. In diesem Etatsjahr wurde als Versuchsfeld ein etwa 60 Morgen großer Theil des Rittergut Rosenthal für 162,000 M. angekauft.

* **Leipzig,** 3. Jan. In Gegenwart des Ministers des Kultus und öffentlichen Unterrichts, Dr. v. Seydewitz, und unter Antheilnahme der Universität, sowie einer Reihe auswärtiger Fachgenossen vollzog sich in der heutigen Mittagsstunde die feierliche Einweihung des unter der Leitung des Dekans der philosophischen Fakultät, Professors Dr. Ostwald, stehenden neugegründeten physikalisch-chemischen Instituts durch einen im großen Hörsaale des Instituts abgehaltenen Festaktus. Zum Schluß der Feier hielt Professor Ostwald einen 1stündigen Vortrag über das modernste wissenschaftliche Thema: „Das Problem der Zeit", mit dem sich heute nicht mehr bloß die Fachphilosophie, sondern auch, über die Anschauungsform Kants hinausgehend, die empirische Wissenschaft beschäftigt, da man in der Anschauungsform empirische Elemente erkannt hat. An den Vortrag schlossen sich einige Versuche mit verflüssigter Luft. — Die philosophische Fakultät ertheilte die venia legendi an Dr. phil. Weißbach aus Chemnitz für Keilschriftforschung und alte Geschichte des Orients und an Dr. phil. Euler aus Worms für Chemie.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten wurden bestätigt Dr. Robert Ritter v. Töply für Geschichte der Medizin an der Universität in Wien, Dr. Stanislaus Ciechanowski für pathologische Anatomie an der Universität in Krakau und Dr. Anton Gabryszewski für Chirurgie an der Universität in Lemberg. — Das österreichische archäologische Institut in Wien nimmt mit Beginn des Jahres 1898 seine Thätigkeit auf. Die Organisation des Instituts wird bis zur finanzgesetzlichen Bewilligung der für dasselbe im Staatsvoranschlage für das Jahr 1898 angesprochenen Mittel einen provisorischen Charakter an sich tragen und werden demgemäß auch die damit zusammenhängenden Personalfragen nur provisorisch geregelt. Mit der Leitung des Instituts wurde der Professor für klassische Archäologie an der Wiener Universität, Hofrath Dr. Otto Benndorf, betraut. Die derzeit zu wissenschaftlichen Zwecken in Konstantinopel, Smyrna und Athen weilenden österreichischen Gelehrten, Gymnasiallehrer und Privatdozenten Dr. Ernst Kalinka und Dr. Rudolf Heberdey und Privatdozenten Dr. Wolfgang Reichel und Dr. Adolf Wilhelm wurden unter Belassung auf ihren jetzigen Posten dem Institute zur Versehung der Funktion von Institutssekretären zugewiesen.

* **St. Petersburg.** Der Conseil der hiesigen Universität hat bei dem Ministerium der Volksaufklärung um die Erlaubniß nachgesucht, an der Fakultät für orientalische Sprachen eine etatsmäßige Professur für japanische Literatur errichten zu dürfen.

* **Aus Kairo** kommt die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Astronomen Dr. Recker, Privatdozenten an der Universität Königsberg, der sich zu meteorologischen Studien seit einigen Wochen in Aegypten aufhielt. Er wurde am Weihnachtsabend, als er von einem Besuche seines Freundes, Prof. Heß, in Kubrial-Qubbah, einem kleinen, an der Bahn Kairo-Marg gelegenen Vorort, nach seiner Wohnung zurückkehren wollte, von einem Eisenbahnzug erfaßt und sofort getödtet. Der junge Gelehrte war seit einiger Zeit mit den Vorbereitungen zu einer wissenschaftlichen Reise ins Sinaigebiet beschäftigt, die er gemeinsam mit dem Schweizer Professor Heß zu unternehmen beabsichtigte. — Diese Nachricht trifft zusammen mit der Kunde von dem Tod eines anderen deutschen Forschers im Auslande. Aus Buenos Aires wird gemeldet, daß der ebenfalls noch in jugendlichen Jahren stehende Dr. Valentin, Professor der Geologie am dortigen Nationalmuseum, auf einer wissenschaftlichen Expedition in Patagonien umgekommen ist. Dr. Valentin war aus Frankfurt a. M. gebürtig.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 7. Januar. Nummer 4.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die moderne Festung. II. Von Herman Frobenius. — Der österreichische Kaisertitel. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die moderne Festung.[1])

Von Herman Frobenius.

II.

Der Festungskrieg.

Die modernen Festungswerke sind Thatsachen, die wenigstens für einige Zeit, ebenso wie die modernen Angriffswaffen, als bestimmte Faktoren zu betrachten sind für den voraussichtlichen Verlauf des Festungskrieges. Ein Stillstand kann und wird auch hier nicht eintreten, eine Weiterentwicklung der Angriffswaffen scheint aber vorderhand nicht zu gewärtigen zu sein und so ist ein Augenblick der Ruhe gekommen, welchen man ganz allgemein dazu verwerthet, von der zukünftigen Festungsschlacht, von dem Ringen der Vertheidigungsmittel mit den Angriffsmitteln sich ein Bild zu gestalten. Denn so thatsächlich diese Mittel vorhanden sind, so durchaus ohne thatsächliche Begründung ist die Vorstellung von dem Verlaufe ihres Kampfes. Wohl werden die Geschütze bezüglich ihrer Treffsicherheit, ihrer Wurfweite, ihrer Geschoßwirkung auf dem Schießplatze einer eingehenden Prüfung unterworfen, wohl erbaut man Zielobjekte mit allen Mitteln der Befestigungskunst, um ihr Verhalten dem feindlichen Feuer und der eigenen Feuerthätigkeit gegenüber zu beobachten. Wohl gewinnt man hiebei bestimmte Resultate, welche ein Urtheil über die im Ernstfall zu erreichende Wirkung gestatten. Aber es sind in der Festungsschlacht nicht die Maschinen und Deckungen, die miteinander kämpfen, sondern die Truppenführer, die einzelnen Individuen der Kämpfer, welche jene Maschinen und Deckungen handhaben, benutzen, zur Geltung bringen sollen. Und davon hängt das Ergebniß ab, wie sie die ihnen anvertrauten Instrumente zu handhaben verstehen werden. Es ist der rohe Knüppel in der Hand des gewandten Streiters unstreitig mehr werth, als der beste Hinterlader im Besitz eines Wilden, der seinen Mechanismus nicht kennt und im Unverstand leichter sich selber beschädigt, als dem Gegner das sicher treffende Geschoß zusendet. Trotzdem ist es kein nutzloses Mühen, wenn man die Kampfmittel stetig weiter zu entwickeln strebt, denn man darf hoffen, sie von geschickter Hand verwerthet zu sehen, so schlimm die Erfahrungen auch sein mögen, die in dieser Hoffnung getäuscht haben. Es hat doch auch Leute wie Denfert gegeben, die selbst unvollkommene Mittel — wie sie Belfort 1870 bot — mit Geschick zu benutzen und zu vervollkommnen verstanden. Für solche bereiten wir im Frieden die Kampfmittel vor. Und die Ungeschicklichkeit fand sich durchaus nicht immer auf Seite des Vertheidigers; auch der Angreifer hat in wenigstens ebenso vielen Fällen mit einem Unverstand verfahren, welcher den minderwerthigsten Vertheidigungsmitteln den Lorber eines fast unbezwinglichen Widerstandes verschaffte. Und hierauf basirt zum großen Theil die zeitweise so falsche Beurtheilung des Werthes der Festungen.

Es gab eine Zeit — und sie ist noch nicht fern —, da glaubte man sich die Sache leicht machen zu können. „Der Festungskrieg ist nur ein Akt des Feldkrieges, der sich anstatt auf irgend einem willkürlich gewählten Gelände im Vorterrain einer Festung abspielt.“ Das kam noch im Jahre 1894 zum Ausdruck, als man bei Paris ein großartiges Festungsmanöver in Scene setzte, bei welchem man der Festungsartillerie und den Genietruppen das Vergnügen einräumte, mächtige Geschützstellungen aufzubauen, Eisenbahnen und Laufgräben zu bauen, während die Führer, ganz unbekümmert um beide Waffen und ihre Erfolge oder Mißerfolge, mit ihren Feldtruppen im Gelände herum manövrirten, als gelte es nicht, eine Festung zu überwältigen, sondern schöne Gefechtsbilder zu stellen, bei denen jeder Theil den anderen durch Truppenüberzahl zu werfen suchte. Daß das keine richtige Vorstellung von einem Festungskrieg der Zukunft gab, ist nicht nur jedem Anderen, sondern den Franzosen selbst klar geworden und sie beginnen, die Sache jetzt etwas eingehender zu überlegen.

Der Unterschied zwischen Feld- und Festungskrieg liegt einfach in der Anwendung wesentlich voneinander verschiedener Kampfmittel. Es ist für die Feldarmee eine absolute Unmöglichkeit, auch mit den äußersten Opfern und der schneidigsten Energie die Stellung, welche der Gegner inne hat, die Festungswerke, ihm mit ihren Kampfmitteln zu entreißen. Das Angriffsverfahren des Generals v. Sauer, welcher mit einer Anzahl der Feldarmee beigegebener Steilfeuergeschütze die Artillerie der Forts lahm legen, dann mit energischem Vorstoß die Intervalle durchbrechen und die Forts in der Kehle fassen wollte, ist den modernen Befestigungen gegenüber aussichtslos, da weder die Traditorgeschütze, welche aus unerreichbaren Hohträumen das Intervall bestreichen, noch die Panzer der Sicherheitsarmirung, noch endlich die Senkpanzer der schnellfeuernden Sturmgeschütze durch die Angriffsartillerie geschädigt werden können. Er war gedacht gegen die früheren Forts und hat auf deren thatsächliche Mängel mit vollstem Recht und Erfolg aufmerksam gemacht. Mit der Erreichung dieses Erfolges, mit der Umgestaltung des ganzen Fortgürtels ist er aber wesenlos geworden und gehört der Geschichte an.

Wenn, wie wir annehmen müssen, die Festung, auf allen Fronten ihres Fortgürtels mit einer hinreichenden Zahl weittragender, schwerer Geschütze armirt, den Angreifer erwartet, wenn diese Geschütze der Sicherheitsarmirung, unverwundbar für jedes Kaliber des Angreifers auf irgend ansehnliche Entfernungen, unter Panzerschutz stehen, dann ist dem Gegner eine Unterbrechung seines Vormarsches gegen die Festung schon auf beträchtliche Entfernung, jedenfalls — in jedem Gelände — von mehreren

[1]) Vergl. Nr. 252, Jahrgang 1897 der Beilage.

Kilometern, aufgezwungen. Der Vertheidiger wird einen großartigen Erkundungsapparat organisirt haben und nun ins Leben treten lassen. Seine Vortruppen bewegen sich im Vorgelände bis auf Entfernungen, welche im Bereich der Festungsgeschütze liegen, seine Kavalleriepatrouillen weit darüber hinaus, um möglichst frühzeitig Einsicht in des Feindes Bewegungen und Stärkeverhältnisse zu gewinnen. Gute Positionen des Vorterrains, deren Besitzergreifung für den Angreifer von Werth, unter Umständen eine unbedingte Nothwendigkeit ist, werden ihm nicht ohne Kampf überlassen, vielmehr befestigt und gegen schwache Vorstöße behauptet werden, um ihn zur Entfaltung stärkerer Kräfte zu zwingen. Aus der Energie seines Angriffes und aus der Hast, mit der er sich solcher Punkte zu bemächtigen eilt, sind Schlüsse zu ziehen auf seine Pläne. Denn nicht etwa der schrittweisen, zähen Vertheidigung des Vorterrains wegen sucht man hier dem Angreifer Schwierigkeiten zu bereiten — wie fälschlicherweise bisweilen angenommen wird —, sondern lediglich im Interesse des einen großen Gesichtspunktes, Aufklärung über die Absichten des Angreifers zu erhalten, möglichst frühzeitig sich dessen zu vergewissern, an welchen Theil des Fortgürtels er bemüht ist recht nahe heranzukommen, um gesichert gegen Auge und Unternehmungen des Vertheidigers seine Vorbereitungen für den weiteren Angriff zu treffen. Wo er diese einmal in die Wege geleitet hat, wird er mit größter Wahrscheinlichkeit auch den eigentlichen Angriff ansetzen. Die anzugreifende Front aber bald zu erfahren, darauf muß sich das ganze Interesse des Vertheidigers konzentriren, unter diesem Gesichtspunkt muß er allein alle Maßnahmen ergreifen; denn er muß diese Front ja selbst erst kampfbereit machen, er muß die bereitstehenden Vertheidigungs- und Kampfmittel hier erst vereinigen, aufstellen, die Batterien schußfertig herstellen, durch Hindernißmittel und Infanteriestellungen sichern, seinen Truppen Schutz gegen Witterung und feindliches Feuer verschaffen, und er muß früher hiemit fertig sein, als der Angreifer seine Kampfvorbereitungen beendigt hat.

Man übersieht sofort, daß dieses der einzige Gesichtspunkt ist, unter dem alle einleitenden Schritte der beiderseitigen Gegner zu betrachten sind. Wer ist eher fertig zur großen Schlacht? Wer hat zuerst die große Masse der Kampfgeschütze in Stellung, wer ihren Munitionsnachschub sichergestellt, wer die nothwendigen Kommunikationen hergestellt und das Ganze durch eine starke vertheidigungsfähige Infanteriestellung gedeckt? Wehe dem, der hiebei etwas versäumte, dem die Munition zu mangeln beginnt, dem die Verbindungswege durch Witterung oder feindliches Feuer zerstört werden! Aber wehe vor allem dem Vertheidiger, der in unfertiger Stellung durch die Eröffnung des Feuers aus der Batteriestellung des Angreifers sich überraschen läßt!

Das zu verhindern, muß der ganze Erkundigungsapparat des Kommandanten, müssen zu allererst die Vortruppen und ihre vielseitige Thätigkeit im Vorterrain dienen. Unterstützt werden sie hiebei wesentlich durch die schweren weittragenden Geschütze der Sicherheitsarmirung, welche jeden von feindlichen Truppen besetzten Punkt unter Feuer nehmen, welche ihre Bewegungen verfolgen und belästigen, die Vertheidigung einzelner Oertlichkeiten direkt unterstützen und — sobald die eigenen Truppen dem ernsten Angriff gewichen sind — die verlassene Position mit Geschossen überschütten, um dem Sieger die Besitzergreifung zu erschweren.

Mit Feldgeschützen kann der Angreifer gegen diese schweren Kaliber, selbst wenn sie unter freiem Himmel hinter einer Erdbrustwehr stehen, herzlich wenig ausrichten; deßhalb wird er gezwungen, gegen sie die bespannten Festungsgeschütze, die er zweifellos mit dem Gros der Angriffstruppen herangeführt hat, ins Gefecht zu führen. Das ist die Avantgarde des schweren Belagerungsapparats, der erst aus der Heimath in langen, schwerbelasteten Eisenbahnzügen herangeschafft, ausgeschifft, in Parks zusammengestellt und für den Gebrauch fertig gemacht werden muß. Dieser Belagerungspark mit seinem technischen Personal, das ist es, was die Feldarmee in ihren Kriegsmitteln nicht mit sich führen kann, das ist es, was sich wie ein schweres Gewicht hemmend an ihre vorwärtsstrebenden Schritte hängt, das ist es, was ihre weitere Verwendung in eine ganz neue ungewohnte Richtung drängt. Und dieser schwerfällige Apparat sagt ihr deßhalb wenig zu, sie möchte am liebsten beiseite treten, die Arme unterschlagen und sagen: „Sol Kamerad von der Artillerie und vom Geniel Nun besorgt schnell euren Kram, damit wir hier wieder fortkommen und unsre Bewegungsfreiheit wieder erlangen!“ Denn, daß es ohne diese schwerfälligen Kameraden nicht geht, das ist der Feldarmee vollständig klar, die Thätigkeit, welche sie ihr aufzwingen, sagt ihr aber nicht zu; sie möchte sie lieber als eine mühevolle und strapazenreiche Thatenlosigkeit bezeichnen im Gegensatz zu der ihr gewohnten, mit Ortsveränderung verbundenen Thätigkeit im Feldkriege. Und hieraus resultiren dann solche Uebungen, wie die erwähnte bei Paris.

Freilich würde ein solches Verfahren im Ernstfalle nicht angehen, und wenn die Feldarmee dann die beiden „schweren Waffen“ die Belagerung wollte allein besorgen lassen und sich lediglich mit den Außentruppen des Vertheidigers im Gelände herumjagen, so würde die Belagerung nicht von der Stelle kommen und die Festungsgeschütze würden ihr ihre feldmäßige Thätigkeit noch eher versalzen, als die Objekte ihrer Unternehmungen, die Außentruppen, sich hinter die Hauptvertheidigungsstellung, den Fortgürtel, zurückgezogen hätten. Die Feldarmee muß sich im Gegentheil intensiv betheiligen beim Angriff, und auch hier wie bei dem Feldkrieg bleibt die Infanterie die Hauptwaffe. Gerade so wie beim Feldkrieg muß aber das Zusammenarbeiten der Waffen angestrebt und gelernt werden, und das fällt der Infanterie schwer, weil sie mit derartigen, Zeit und Kräfte absorbirenden Kampfthätigkeiten und ihrer noch viel schwerfälligeren Vorbereitung, wie die schweren Waffen sie mit sich bringen, nicht zu rechnen gewohnt ist. Die einzelnen Momente der Schlacht, Aufmarsch, Geschützkampf, Entscheidung, welche sich sonst in wenigen Stunden abspielen, erfordern hier ebenso viele Tage, nein, unter Umständen Wochen und Monate. Wie lange Zeit bedarf es, um die Unmasse Geschütze und ihre Munition, die Maschinen und Apparate, Handwerkszeug- und Schanzzeugvorräthe heranzuschaffen, die Parks und Werkstätten einzurichten, die Schienenwege zu strecken und alles soweit vorzubereiten, daß der Aufmarsch selbst, d. h. die Etablirung der großen Geschützposition, in Angriff genommen werden kann. Und der Infanterie fällt in der Hauptsache in dieser Zeit die schwierige Aufgabe zu, das Vorterrain immer weiter dem Gegner zu entreißen, die Stellungen ihm immer näher zu rücken und doch nicht zu verrathen, auf welcher Front der Artillerie-Angriff geplant ist, ja, möglichst die Vorbereitungen hiezu zu verschleiern und den Vertheidiger zu irrthümlichen Schlüssen zu verleiten, ihn zu täuschen betreffs der eigentlichen Absichten. Da ist also von keinem Gefecht wegen schöner Positionen die Rede, sondern dem einen Zweck soll in jeder ihrer Handlungen die fechtende Infanterie dienen, der beabsichtigten Ueberraschung. Und diese wird nicht nur durch die langsam zurückweichenden Vortruppen der Festung, sondern durch einen weiteren Erkundigungsapparat des Kommandanten wesentlich erschwert. Da sind vor allem die Luftballons, welche, am Fesseltau emporsteigend, dem im Korbe sitzenden und mit dem Fernrohr bewaffneten Offizier

Digitized by Google

weithin Ueberblick über das Gelände, Einblick in seine Unebenheiten, Mulden und Thäler gewährt. Wer 1870 vor Straßburg gewesen ist, der entsinnt sich, wie unheimlich fast überall, bis auf meilenweite Entfernungen von der Stadt, wo von dieser nichts zu sehen und zu hören war, die Thurmspitze des Münsters immer am Horizont auftauchte. Jede marschirende Truppe wußte sich durch den etwaigen Beobachter dort oben gesehen, und wenn sie noch so schöne Deckungen zwischen sich und der Festung hatte. Man hatte das Gefühl, als könne man dem Gouverneur keine Unternehmung verbergen. Aehnlich ist es mit dem Fesselballon, nur daß er, nicht an den Ort gebunden wie der Münsterthurm, an jedem Punkt des Fortgürtels aufsteigen, höher hinaufsteigen kann als jene Thurmspitze und daß also die Beobachtungsfähigkeit eine bei weitem gesteigerte ist. Thatsächlich haben auch bei dem Festungsmanöver Freund und Feind durch den Ballon stets zuverlässige Botschaft über die Unternehmungen des anderen erhalten; jedoch so sehr war man in den Begriffen des Feldkrieges befangen, daß man den neuen Erkundigungsapparat lediglich im Dienste der sich befehdenden Feldtruppen verwendete, aber den Artilleristen in ihren Batterien keinen Fingerzeig gab über die Stellung der feindlichen Geschütze, so daß diese bis zum Schluß noch nicht wußten, wo sie den Gegner zu suchen hatten. Für den Endzweck der Belagerungsübung, die Ueberwindung der Festung, wäre das doch nothwendiger gewesen.

Gute Dienste werden den Festungen alle Hülfsmittel des Nachrichtenwesens leisten, welche den Kommandanten mit den Bewohnern der Umgegend in Verbindung setzen können, so die vom Feinde noch nicht entdeckten und unterbrocheuen Telegraphenkabel, optische Signale, Brieftauben und schließlich direkte Nachrichtenträger. Man hat angesichts der ungeheuren Ausdehnung, welche viele Festungen zur Zeit haben (man braucht gar nicht an Paris mit seinen 120 km Umfang zu denken, hat doch Lille einen solchen von 50, Verdun 58, Langres 52, Lyon 68 km), vielfach die Ansicht ausgesprochen, daß man zur Durchführung der Belagerung einer sozusagen hermetischen Abschließung durch eine, wenn auch schwach besetzte, so doch zusammenhängende Zernirungsstellung wohl entrathen könne und im Interesse der Ersparung von Truppen die minder wichtigen Fronten, bezw. Terrainabschnitte, nur durch Kavalleriekorps zu überwachen brauche, denn es komme schließlich nichts darauf an, ob ein Wagen mit Lebensmitteln oder ein paar Bauern in die Festung hineinkommen. Das hat aber doch seine sehr bedenkliche Seite; denn wenn es auch gelingt, dem Vertheidiger den Einblick in die Vorbereitungen des beabsichtigten Angriffs zu verhüllen, so kann man der Bevölkerung der Umgegend nicht verbergen wo die Entladestationen, wo die Parks angelegt, wo Schienenwege, Barackendörfer gebaut werden u. s. w. Und eine einzige zuverlässige Kunde von den Oertlichkeiten dieser Anlagen, durch einen Wanderer zum Kommandanten gebracht, verräth das ganze sorgsam gehütete Geheimniß. Denn diese Vorbereitungen des Angriffs kann man nicht wie eine Feldbatterie nach Belieben verlegen, und mit den schweren Geschütz- und Munitionsmassen kann man noch weniger vor anderen Fronten die Batterien bauen, als vor denen, welche die Etablissements als Angriffsfronten kenntlich machen. Eine Absperrung gegen jeden Verkehr ist deßhalb doch von einer recht großen Bedeutung.

Ich habe bei diesem ersten Studium der Festungsschlacht ziemlich lange verweilt, um anzudeuten, mit welchen ungeheuren Schwierigkeiten der Angreifer zu ringen hat, wenn er seinen Zweck erreichen will, die Kenntniß der Angriffsfront dem Gegner vorzuenthalten und ihn mit der fertigen Artilleriestellung zu überraschen, bevor er seine Gegenmaßregeln getroffen hat. Wie wichtig dies ist, ergibt sich aber aus dem Vergleich der noch weiter zu leistenden Arbeiten und zu überwindenden Schwierigkeiten behufs des Aufmarsches der schweren Kampfartillerie.

Der Vertheidiger hat seine ganze Kampfstellung auf dem Papier vollständig fertig, Batterien, Verbindungslinien, Magazine, Infanteriepositionen, Unterstände, Hindernißlinien, alles ist im Frieden sorgfältig erwogen und bearbeitet; es bedarf nur der Ausgabe der fertigen Befehle an die Truppen, um alles in Bewegung zu setzen, jedem Mann und jedem Geschütz seinen Arbeitsplatz und Standort zuzuweisen. Ja, noch mehr! Die Straßen, auf welchen das schwere Material transportirt werden soll, sind fertig, mit Schienengeleisen belegt, die Lokomotiven stehen bereit, die verladenen Geschütze und ihre Munition dorthin zu befördern, wo der zu erwartende Angriff es verlangt. Die Munitionsmagazine sind bereits erbaut, welche die Batterien versorgen sollen, die Unterkunftsräume für einen Theil der Vertheidiger sind in schußsicherer Konstruktion im Frieden hergestellt; und der Artillerist, welcher aus der armirten Batterie auf den Feind schießen soll, erhält die Karte des Vorterrains mit Entfernungen und allen Erleichterungen in die Hand, so daß er auf die wichtigsten, wahrscheinlichen Standpunkte des Gegners sich mit Leichtigkeit einschießen kann.

Wie verschieden liegt die Sache beim Angreifer! Wohl ist das Terrain soweit gewonnen, daß man einen Entwurf für die Lage der Batterien nach der Erkundung der Oertlichkeiten machen konnte; aber auf Krokis, die meist im feindlichen Feuer mit der im Interesse der Ueberraschung gebotenen Vorsicht flüchtig gezeichnet wurden, mußte der Entwurf basirt werden, von einer Ausführung von Straßen- und Geleiseanlagen mußte meist noch Abstand genommen werden, kurz, jede Arbeit, welche die Aufmerksamkeit des Gegners erregen könnte, mußte unterbleiben, alles aufgeschoben werden auf eine einzige Nacht der Ausführung. Wohl ist es unter günstigen Terrainverhältnissen denkbar, daß man einzelne Batterien bereits vorbereiten kann, aber im allgemeinen wird das eine Ausnahme sein; denn wenn man auch unter dem Schutz der Nacht die Arbeit unbeachtet ausführen konnte, so wird sie — wenn nicht vorzüglich maskirt — vielleicht am folgenden Tage dem spähenden Auge des Luftschiffers nicht entgehen und alles verrathen. Kurz: die nie aus dem Auge zu verlierende Rücksichtnahme auf die nothwendige Ueberraschung verhindert die meisten Arbeiten, und in eine einzige Nacht drängt sich alles zusammen.

Da werden denn die Vortruppen weiter vorgeschoben, da gehen ganze Infanteriemassen vor, um theils die wichtigen weitgreifenden Arbeiten (sie dehnen sich auf eine Länge von Meilen aus) zu sichern, theils eine Position vor der Artilleriestellung herzustellen, in welcher am folgenden Morgen die Deckungstruppen ihre Aufstellung nehmen sollen. Von den Parks aber setzt sich alles in Bewegung, was an Arbeitern von den Truppen disponibel gemacht werden kann. Was an Fuhrwerken zusammengetrieben werden konnte, zieht in langen Kolonnen, beladen mit Batteriebaumaterial, Schanzzeug, Utensilien zu Straßenbau und Feldbahnbau hinaus, hinter ihnen folgen die Geschütze und endlich die Munitionstransportwagen. Bald sind alle irgend brauchbaren Straßen und Wege mit Zügen von Wagen und Truppen bedeckt, allerorten gibt es Stockungen, verfahren sich die Wagen in engen Dorfstraßen, müssen von falschen Wegen die Fuhrwerke zurückgeholt werden. Es ist nicht anders, als ob durchweg ein schreckliches Durcheinander herrschte, und erst allmählich löst sich die Masse der Disposition gemäß auf, findet jeder Theil in der Dunkelheit seinen richtigen Weg und sein Ziel. Wie viele aber finden es nicht? Wie viele langen am falschen

Platze an und erregen neue Verwirrung? Wie viele Arbeiten können nicht bis zum Morgengrauen fertiggestellt werden, weil diese oder jene Kolonne zu spät oder gar nicht den Bauplatz erreichte?

Man stelle sich nun vor, daß der Kommandant von dem Vorgang rechtzeitig Kenntniß erlangt hat, daß er mit allen irgend verfügbaren Truppen einen Offensivstoß unternimmt und die Deckungstruppen zurückwirft! Welche ungeheure Verwirrung! welche Panik unter den Unmassen von Menschen, die nicht in der geschlossenen Formation der des Feindes gewärtigen Truppe, sondern aufgelöst in zerstreute Arbeiterhaufen, den Spaten in der Hand, überrascht werden. Man muß es einmal erlebt haben, wie ein plötzlicher Angriff aus dem verschleiernden Dunkel der Nacht hervorbrechend, lähmend auf alle Geister wirkt und jede Leitung durch die Offiziere einfach durchschneidet. Mit einer solchen Möglichkeit muß aber der Angreifer rechnen und darauf vorbereitet sein, während der Vertheidiger seine Batteriearmirung im Schutze der Forts verhältnißmäßig unbehelligt wird durchführen können — und auch mit mehr Muße, denn wenn er einigermaßen rechtzeitig der Angriffsfront sicher wird, hat er nicht eine, sondern eine Reihe von Nächten zur Verfügung. Es muß unter diesen Verhältnissen wohl den Autoren zugestimmt werden, welche dem Vertheidiger nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Wahrscheinlichkeit zusprechen, daß er imstande ist, die Artillerie-Aufstellung des Angreifers gar nicht zur Ausführung kommen zu lassen. Es ist von beiden Seiten nicht leicht, ihr Ziel zu erreichen; aber daß überhaupt dem Vertheidiger die Möglichkeit gegeben ist, ein so hohes Ziel ins Auge zu fassen, daß er nicht mehr, wie früher angenommen und auch thatsächlich ausgeübt wurde, in Resignation das Schicksal über sich ergehen lassen muß, langsam, aber mit Gewißheit niedergekämpft, seiner Hülfsmittel eines nach dem andern, beraubt zu werden und endlich zu unterliegen, daß er vielmehr die Aussicht hat, dem Angriff Halt zu gebieten, ihn zu zwingen, neue Wege einzuschlagen, neue Hülfsmittel heranzuziehen oder sein Vorhaben aufzugeben, das ist eine Errungenschaft der modernen Festung. Sie ist dadurch stärker, als sie jemals gewesen ist seit Erfindung des Schießpulvers.

Doch nehmen wir an, es sei dem Angreifer sein Artilleriemaufmarsch gelungen. Der zweite Moment der Festungsschlacht beginnt, um dessenwegen all die Anstrengungen der vorhergehenden Wochen nöthig waren, der Moment der Erschütterung der Vertheidigungsstellung durch die Angriffsartillerie, der Geschützkampf. Es ist das Stadium, das man in Ueberschätzung der Artilleriewirkung eine Zeit lang als die Hauptsache des Festungskrieges angesehen hat. Denn, sagte man, wenn die Artillerie des Vertheidigers niedergekämpft, zum Schweigen gebracht ist, ist die Kraft der Vertheidigung vernichtet, muß sie sich für besiegt erklären.

Es würde zu weit führen, über die Aussichten der beiden Gegner für den Sieg im Artilleriekampf eingehende Erwägungen anzustellen. Nur erinnere ich daran, daß die Kampfbatterien auf beiden Seiten von den Vortheilen der Terrainausnutzung denselben Gebrauch machen können, daß aber die Vertheidigung meist über günstigere Geländeverhältnisse verfügt, daß sie ferner in ihren schußsicheren Bauten einen wesentlich besseren Schutz findet, als der Gegner in seinen improvisirten Deckungen und daß endlich die gepanzerten Geschütze einen nicht gering zu schätzenden Zuwachs an Kraft geben, da sie auf die größere Entfernung der feindlichen Geschützstellung überhaupt unverwundbar sind und erst durch näher herangeschobene Batteriestellungen mit einiger Aussicht auf Erfolg bekämpft werden können.

Jedoch, nehmen wir an, der Angreifer gehe als Sieger aus dem Artilleriekampf hervor; es muß ihm schließlich gelingen, wenn ihm ein immer erneuter Ersatz seiner Kampfmittel aus den heimischen Arsenalen und Werkstätten zugeführt werden kann, während der Vertheidiger mit jedem Tag seine Geschütze sich vermindern, seine Vorräthe schwinden sieht und mit der letzten Granate auch den Kampf aufgeben muß. Was ist aber nun erreicht worden? Die Kampfartillerie der Festung ist überwunden — nicht vernichtet, nicht ganz kampfunfähig gemacht, aber zum Schweigen gebracht, weil infolge der sich mehrenden Verluste an Personal und Material ein Sieg unerreichbar, ein weiterer Kampf zwecklos erschien. Noch aber ist der Kommandant im Besitz nicht nur der gepanzerten schweren Geschütze und der Sturmgeschütze, sondern er kann auch eine ganze Anzahl der Kampfgeschütze zur Erreichung örtlicher Zwecke wiederins Gefecht bringen. Er ist also nicht einmal artilleristisch wehrlos. Vor allem aber hat er noch seine Infanterie und die wird nun wieder in ihr volles Recht treten, wo es sich für den Angreifer darum handelt, aus seiner bisherigen Stellung heraus die ungefähr noch 2000 m Terrain zu überwinden, um an die Vertheidigungsstellung heranzukommen. Denn er wird wohl oder übel, selbst einem sehr böse zugerichteten Vertheidiger gegenüber, sich ihm unmittelbar nähern müssen, um die Stellung selbst zu durchbrechen, die Forts, welche ihr als Stützpunkte dienen, im Sturm zu nehmen. Mit diesem Augenblick, in dem das Ueberschreiten des Vorterrains beginnt, tritt die Artillerie, genau wie in der Feldschlacht, aus ihrer dominirenden Stellung zurück, sie hat nur noch die Aufgabe, die vorschreitende Infanterie unter Umständen zu unterstützen, feindliche Geschütze zu bekämpfen, welche diese aufzuhalten streben. Ihre Stelle ist also nur mehr eine sekundirende. Früher war das anders. Da handelte es sich weniger darum, die Infanterie an die Festungswerke heranzubringen, als die Artillerie. Für diese wurden in der Hauptsache die künstlichen Annäherungswege, die Approchen, gebaut, damit sie, allmählich bis aufs Glacis vorrückend, von hier aus die letzten Vertheidigungsmittel, das sturmfreie Hinderniß im Graben und die Grabenflankirungsanlagen, vernichten könne. Die Infanterie schritt immer nur als Deckungstruppe mit und nahm in den Parallelen zur Sicherung der Artillerie Aufstellung. Erst im letzten Akt, bei dem Sturm über die von dieser hergestellte Bresche, kam die Infanterie zu ihrem Recht, sie pflückte die Frucht, welche die schwere Waffe ihr gezeitigt hatte.

Als man, im Besitz der gezogenen Geschütze, das Heranrücken der Artillerie nicht mehr nöthig hatte, weil man Hindernisse und Grabenflankirung auch aus der Ferne mit dem indirekten Schuß glaubte zerstören zu können, hielt man aber stetig an dem Gedanken fest, daß die Hauptrolle und das Hauptverdienst nach wie vor der Artillerie bis zum allerletzten Stadium gebühre. Noch hatte die Artillerie ein Recht, dies zu beanspruchen. Aber jetzt? Noch müssen ja einzelne Batterien weiter vorgeschoben werden, um eine Zerstörung der Panzer zu versuchen, aber nicht näher heran, als wo früher der Artillerieangriff begann. Und die Vertheidigungsmittel, welche die Artillerie jetzt nicht mehr aus der Ferne zu zerstören vermag, weil sie durch ihre Lage jedem Geschoß unerreichbar sind, würde sie diese jetzt aus der Nähe zerstören können? Nein! auch wenn sie auf dem Glacis im rasanten Gewehrfeuer auffahren wollte, sie würde dazu nicht imstande sein: Grabenhinderniß, Caponnieren und sogar die Traditorgeschütze, welche die Intervalle bestreichen, sind durchweg ihrem zerstörenden Einfluß entzogen.

Das Fort geht, mit zerwühlten und durcheinander geworfenen Erdmassen bedeckt, aber in allen seinen wesentlichen Bestandtheilen unversehrt aus dem Geschützkampf her-

Digitized by Google

vor; es ist nicht mehr als eine reife Frucht zu betrachten, denn Hindernlß und Flankirung, Unterkunftsräume und Kommunikationen sind kaum beschädigt, die Infanteriebesatzung hat überdauern können und ist jeden Augenblick bereit, ihre, wenn auch zerschossene und formlose, aber durchaus vertheidigungsfähige Position zu besetzen, um im Verein mit den unter den Senkpanzerkuppeln aufgesparten Schnellfeuergeschützen den Stützpunkt der Kampfstellung energisch zu vertheidigen.

Nun! zunächst kann der Angreifer nicht über den Graben, und wenn er auch in tollem Wagemuth direkt über das Vorterrain aus seiner ersten Stellung heraus den Angriff machen wollte. Ein solcher Versuch wäre also unnütz und grausam, denn er würde entsetzliche Verluste unter dem Feuer der Panzer- und Traditorgeschütze, sowie der Infanterie mit sich führen. Auch letztere kommt ja von dem Augenblick an zur Sprache, wo die Angriffsartillerie ihre Beschießung einstellen muß, um nicht die eigenen den Werken sich nähernden Truppen zu gefährden.

Es bleibt also kein anderes Mittel, an die Gürtelstellung heranzukommen, als der langsam fortschreitende Angriff mit gedeckten Annäherungswegen; der Spaten kommt zu seinem vollen Recht. Aber nicht mehr für die Artillerie werden die Approchen gebaut, sondern für die Infanterie, die sich an ihr Sturmobjekt selbst mit dem Spaten heranarbeitet. Deßhalb nennt man dieses nicht mehr den Ingenieur-, sondern den Infanterie-Angriff, wenngleich die Leitung durchweg in der Hand des Ingenieuroffiziers liegen muß, damit ein systematischer Zusammenhang gewahrt werde und mit dem Minimum von Zeit und Kraft das Ziel erreicht werde.

In breiter Front wird die Infanterie langsam avanciren, immer dichter aneinander geschlossen, wie beim Sturm in der Feldschlacht, um die noch durchweg besetzte und vertheidigte Stellung des Gegners in der ganzen Ausdehnung von etwa zwei Frontintervallen anzugreifen. Ein Durchbruch der letzteren allein würde ziemlich zweck- und aussichtslos sein, solange die beherrschenden Stützpunkte, die Forts, sich halten. Deßhalb gilt es, diese erst sturmreif zu machen, d. h. ihrer Hindernisse und deren Vertheidigung, der Caponnieren, zu berauben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man versuchen wird, mit hiezu vorbereitetem Sturmgeräth die intakten Gräben zu überwinden und ein um vieles rascherer Erfolg mag für die starken Verluste hinreichend entschädigen. Gelingt dieses aber nicht, dann bleibt nur ein Mittel übrig, die Arbeit des Mineurs, der im unterirdischen Kampfe sucht, die sturmfreie Mauer, die Caponniere, zu erreichen und einzuwerfen. Erst dann steht der Weg frei, ein enger, gefährlicher Weg, eine durch die Besatzung leicht zu vertheidigende Lücke im Hinderniß; aber es ist immerhin ein Weg und er wird endlich zum Ziele führen.

Es ist eine lange, schwere Arbeit, welche die Belagerungsarmee durchzuführen hat, und, wie eigenthümlich! es sind kaum 10 Jahre her, daß man in vielen Kreisen, namentlich artilleristischen, der Ansicht war, eine den modernen Angriffsmitteln gewachsene Festung sei überhaupt nicht zu bauen. Und heute steht sie da, mit ihren kleinen, niedrigen Werken so unscheinbar, so wenig imponirend und doch ein Instrument, das in der Hand eines seiner Aufgabe gewachsenen Kommandanten dazu dienen kann, den Angriff zum Scheitern zu bringen; und wie sie in den verschiedensten Gestalten und der abweichendsten Kombination der Kampf- und Vertheidigungsmittel in den verschiedenen Ländern sich darstellt, überall ist sie das Erzeugniß eines schaffensfreudigen und seiner Aufgabe voll gewachsenen technischen Offizierkorps, das allenthalben stolz sein kann auf seine Arbeit des letzten Jahrzehnts.

Der österreichische Kaisertitel.

II.

Dr. Sch. Noch wichtiger als diese Anträge auf die Herstellung einer äußerlichen staatsrechtlichen Einheit war der im September 1806 von Seiten der Hof- und Staatskanzlei und dem Staatsrath erfolgte Antrag, daß hinkunftig der Kaiser von Oesterreich nur einen einheitlichen Adel für die ganze Monarchie verleihen solle, somit der Unterschied zwischen „österreichischen“ und „ungarischen“ Adelsdiplomen wegzufallen habe. Die Adelsverleihung sei ja ohnehin eine Prärogative des Monarchen, der Kaisertitel würde dadurch die engere Verbindung der einzelnen Königreiche und Länder herbeiführen, würde die Unterthanen daran gewöhnen, in dem Herrscher nicht den Grafen, Herzog oder König zu erblicken, sondern den „Kaiser“, die kaiserliche Würde bliebe alsdann kein leerer Titel u. dgl. m. Diese zentralistische Absicht, deren Verwirklichung Ungarn thatsächlich in eine staatsrechtliche Gemeinschaft mit den „österreichischen Erbstaaten“ geführt hätte, erlitt aber schon im Staatsrath Schiffbruch. Wieder war es das Staatsrathsmitglied Somogyi, der von dem Standpunkt ausging, daß Ungarns Verhältniß zu Oesterreich auf der Pragmatischen Sanktion beruhe und daran sei durch den Kaisertitel nichts geändert worden. Danach sei Ungarn ein von den übrigen Ländern Sr. Majestät vollkommen unabhängiger Staat, in welchem Se. Majestät nur als ungarischer König regiere und wo er nur den „ungarischen“ Adel verleihen könne. In Ungarn gebühren die Majestätsrechte nicht dem „Kaiser“, sondern dem König von Ungarn.

Das war auch der Gesichtspunkt, von dem aus man in Ungarn die Annahme und die Bedeutung des österreichischen Kaisertitels von Anbeginn betrachtete und deßhalb diesem Akte gegenüber keinerlei Einwendungen erhob; ja die im Wege des kgl. ungarischen Statthaltereiraths von der Annahme des Kaisertitels verständigten Munizipien (Komitate, Distrikte und Freistädte) nahmen diese Mittheilung mit Freuden auf, weil dieser Titel den Glanz des Herrscherhauses vermehre, dessen Rang und Würde erhöhe und „ohne Verletzung der ungarischen Verfassung zustande gekommen sei“. Hatte ja doch der Monarch in dem besonderen Reskript an Ungarn vom 17. August 1804 die unverletzte Aufrechterhaltung der ungarischen Landesgesetze, Rechte, Freiheiten und Privilegien neuerdings bestätigt. Doch auch die ungarischen Reichsstände hatten sich wiederholt (1805, 1807) mit der Frage über die staatsrechtliche Bedeutung und Tragweite des österreichischen Kaisertitels in Bezug auf Ungarn beschäftigt. Am eingehendsten geschah dies im Jahr 1807, da eine Partei durch ein besonderes Gesetz es aussprechen lassen wollte, daß Se. Majestät, als Kaiser von Oesterreich, Ungarn nichts zu befehlen habe. Die andere Partei erachtet die Schaffung eines besonderen Gesetzes für überflüssig, nachdem „das kgl. Reskript die Rechte Ungarns vollständig sichert und diese Titelannahme sich auf Ungarn überhaupt gar nicht beziehen kann, denn mit Ungarn und seiner Verfassung hat das österreichische Kaiserthum nichts zu thun, der österreichische Kaiser besitzt in Ungarn keine Rechte. Die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes verbürge der Krönungseid und das Krönungsdiplom und daran hat der Titel und die Würde eines Kaisers, welchen Se. Majestät zur Vermehrung des Glanzes seines Hauses angenommen hat, keine Veränderung hervorgerufen und konnten dadurch die Rechte des Landes nicht verletzt werden!“ Es unterblieb sonach die Schaffung eines besonderen Gesetzes. Auch der Landtag von 1832/36 brachte eine Resolution in ähnlichem Sinne. Hr. Dr. Tezner in Wien hat also nicht recht, wenn er aus dem Wegbleiben eines Protestes der ungarischen Stände gegen die Annahme des österreichischen Kaisertitels

Digitized by Google

folgert, man habe auch in Ungarn die Einbeziehung dieses Königreichs in den neuen österreichischen Kaiserstaat, somit die „einheitliche Staatsgewalt in der ganzen Monarchie" mindestens stillschweigend zugestanden. Ganz im Gegentheil! Der „Protest" der ungarischen Stände unterblieb einzig und allein, weil die Stände die Annahme des Kaisertitels von Seiten des Königs von Ungarn als einen Akt ansahen, der mit dem ungarischen Staate, seiner Verfassung, seinen Freiheiten und Rechten gar nichts gemein hatte, wogegen zu protestiren also weder Anlaß noch Gegenstand vorhanden gewesen. Das Stillschweigen war demnach ein wohlbewußtes, absichtliches, ausdrücklich beschlossenes Vorgehen dieser Stände. Nebenbei sei bemerkt, daß Ungarn weder vor noch nach 1804 sich als eine „Provinz" Oesterreichs betrachten oder behandeln ließ und dieses ein grober historischer und staatsrechtlicher Irrthum ist, wenn Dr. Tezner die Behauptung wagt, daß „erst im Jahr 1867 der ungarische Staat neuerlich begründet worden sei".

Welches ist nun die staatsrechtliche Bedeutung des österreichischen Kaisertitels? Prof. Dr. Nagy resumirt die Ergebnisse seiner Untersuchungen über diese Frage folgendermaßen: Der österreichische Kaisertitel war seiner Natur nach ein Ehrentitel, mit Ehrenrechten und vor allem von internationaler Bedeutung. Der Herrscher sicherte den Rang, die Würde und das Ansehen seines Hauses gegenüber den eingetretenen Veränderungen. Dieser Titel bezeichnete die „Monarchie Sr. Majestät", d. i. er diente zur Wahrung der Ranggleichheit der unter seiner Herrschaft stehenden unabhängigen Staaten und seiner damals noch zum Deutschen Reiche gehörigen Erbländer gegenüber den anderen europäischen Großmächten und Staaten. Der Herrscher über mehrere voneinander unabhängigen Staaten, der auf dieser Basis in seiner natürlichen Person mehrere unabhängige Staatsgewalten vereinigte, nahm für sich und das Herrscherhaus den nach damaliger Auffassung höchsten weltlichen Titel an, aber dieser Titel hat keine Beziehung auf das staatsrechtliche Leben dieser Staaten, an deren gegenseitigen Verhältnissen der Kaisertitel gar nichts verändert, diese vielmehr neuerdings bekräftigte. Gerade deßhalb wurde dieser Titel an den Namen des Herrscherhauses geknüpft, um schon zum voraus den Gedanken vorzubringen, als ob dadurch eine staatsrechtliche Veränderung hervorgerufen werden sollte. Sonach folgt daraus auch nicht, daß diese Titelannahme eine engere Verbindung der unter Sr. Majestät Herrschaft befindlichen Staaten, also auch Ungarns, mit den sogenannten „deutschen" oder „österreichischen" Erbländern bedeuten würde. Vielmehr bildet nach dem Patent von 1804 eben der Besitz dieser voneinander unabhängigen Staaten die Basis zur Annahme des Kaisertitels. Auch die Bemühungen der Geh. kaiserlichen Hof- und Staatskanzlei zur Herstellung einer engeren Vereinigung betrachten diese nur als künftig anzustrebendes Ziel, demnach nicht als ein solches, das schon durch die Annahme des Kaisertitels rechtlich erreicht worden sei; bis dahin bezeichnen diese Staatsmänner selbst den Kaisertitel nur als bloßen „Ehrentitel", als Rahmen ohne Inhalt. Es mochte diesen Männern allerdings als ein gefälliger politischer Plan erscheinen, die Herrscherrechte, die Se. Majestät unter verschiedenen Einzeltiteln besaß, staatsrechtlich und insgesammt durch den Kaisertitel auszudrücken, wohl auch durch die Kaiserkrone und Kaiserkrönung symbolisch zu bezeichnen. Allein diese Intentionen litten Schiffbruch an jener Thatsache, daß Se. Majestät Herrscher über zwei souveräne Staaten war und sonach in seiner Person zwei souveräne Regentengewalten vereinigte, die selbst im Titel nicht die Vereinigung gestatteten. Und deßhalb konnte zu jener Zeit der österreichische Kaisertitel nichts anderes sein als nur ein Ehrentitel, das österreichische Kaiserthum nur eine Idee, welche des realen staatsrechtlichen Inhalts vollständig entbehrte.

Dieser Umstand erklärt des weiteren die fortgesetzten Bemühungen, dem Begriffe des Kaiserthums einen solchen staatsrechtlichen Inhalt zu verschaffen. Die unter der Herrschaft des Kaisers befindlichen „deutschen" oder „österreichischen Erbstaaten", die größtentheils Bestandtheile des römisch-deutschen Reiches gewesen, entwickelten sich unter den Habsburgern im Laufe der Jahrhunderte allmählich zu einem einheitlichen Staatswesen; insbesondere durch die Regierungen Maria Theresia's und Josephs II. wurde diese Unifizirung dieser Länder in Verfassung und Verwaltung wesentlich gefördert, ohne jedoch vollends ans Ziel zu gelangen. So entbehren diese Länder bis heute der einheitlichen staatsrechtlichen Bezeichnung und der Herrscher über diese Erbländer selbst führt in dieser Eigenschaft keinen besonderen Titel. Denn der „Kaisertitel" ließ ja nach der ausdrücklichen Erklärung des kaiserlichen Patents vom 11. August 1804 auch die Verfassungen, Rechte, Freiheiten und Privilegien der „deutschen" oder „österreichischen" Erbländer unberührt. Daraus ergaben sich allerlei Mißlichkeiten, Widersprüche, Unklarheiten und Konflikte. Der „titellose" Staat und der „Titel ohne Staat" waren in Wirklichkeit für die Dauer kaum aufrechtzuerhalten. So entwickelte sich bald die allgemeine Auffassung, daß der „Kaiser" als der Herrscher über die Erbländer (auch Galizien hieher gerechnet) zu betrachten sei. Die aus der staatlichen Einheit fließenden und diese bedeutenden Herrscherrechte übt hier der Kaiser aus, der auch im internationalen Verkehr diese Erbländer im Titel, Wappen, Farben und Staatsemblemen repräsentirt. So verstanden die ungarischen Reichsstände schon im Jahre 1806 unter dem „österreichischen Kaiserthum" die österreichischen Erbländer jenseit der Leitha. Noch deutlicher drücken diese Auffassung spätere Resolutionen des ungarischen Landtags und ungarische Landesgesetze aus. Auch in österreichischen Regierungskreisen verstand man unter dem „österreichischen Kaiserstaat" oder dem „Kaiserthum Oesterreich" die Gesammtheit der „österreichischen Erbländer" (außer Ungarn und dessen Nebenländer); nur die oktroyirte Verfassung vom 4. März 1849 und der darauffolgende staatliche Absolutismus versuchten den Begriff des „Kaiserthums Oesterreich" auf sämmtliche Königreiche und Länder unter habsburgischer Herrschaft (somit auch auf Ungarn) auszudehnen. In den gleichen Spuren wandelten die konstitutionellen Neugestaltungsversuche, wie sie das kaiserliche Diplom vom 20. Okt. 1860 und die österreichische Verfassung vom 26. Febr. 1861 bezeichnen; auch diese staatsrechtlichen Reformanläufe basirten auf der Auffassung vom „österreichischen Kaiserstaat" oder dem „Kaiserthum Oesterreich" als der realen „Gesammtmonarchie" aller habsburgischen Königreiche und Länder. Das Schicksal dieser Versuche ist bekannt. Aus dieser kaiserlich-österreichischen „Gesammtmonarchie" mußte nicht nur das Königreich Ungarn sammt seinen Nebenländern als selbständiger Staat ausgeschieden werden, sondern dem „Kaiserthum Oesterreich" wurden selbst die übrigen Königreiche und Länder des Hauses Habsburg nicht als staatsrechtlicher Inhalt zuerkannt. Die nach der Auflösung des römisch-deutschen Reiches unter habsburgischer Herrschaft verbliebenen österreichischen Erbländer bildeten zwar einen souveränen Staat, der jedoch keinen diese Staatseinheit bezeichnenden Titel erhielt. Ja, auch das österreichische Staatsgrundgesetz vom 21. Dez. 1867 nennt diese Erbländer nicht „Kaiserthum" oder „Kaiserstaat Oesterreich", sondern bezeichnet sie als „die im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder", so daß der österreichische Staatsrechtslehrer Prof. Dantscher v. Kollesberg (in seiner Schrift: „Der monarchische Bundesstaat Oesterreich-Ungarn". Wien 1880) sagen konnte: „Der Titel ‚Kaiserthum Oesterreich' kommt diesem Staat, welcher aus den im Reichsrath vertretenen Königreichen und Ländern

besteht, in keinem Falle staatsrechtlich zu." Andrerseits unterliegt es jedoch keinem Zweifel, daß in diesem Staat die Herrscherrechte dem Kaiser zukommen, sowohl im inneren Staatsleben wie in internationalen Angelegenheiten. In „Reichsrathsländern" besteht gesetzlich ein einheitliches „österreichisches" Staatsbürgerrecht; desgleichen geht aus einer Reihe anderer gesetzlicher Bestimmungen hervor, daß der österreichische Kaisertitel thatsächlich heutzutage kein bloßer Ehrentitel ist, sondern den Herrscher der „im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder" bezeichnet und diese Königreiche und Länder als einheitlichen Staat das „Kaiserthum Oesterreich" bilden. Das ergibt sich auch aus der Entschließung vom 15. Nov. 1868, womit die Titulaturen und Bezeichnungen Sr. Majestät dahin geregelt wurden, daß bei internationalen Verträgen der Titel künftig zu lauten habe: „Kaiser von Oesterreich, König von Böhmen ꝛc. und Apostolischer König von Ungarn" oder in abgekürzter Form: „Kaiser von Oesterreich und Apostolischer König von Ungarn" oder: „Se. Majestät der Kaiser und König" oder: „Se. k. u. k. apost. Majestät".

Gegen diese Zusammenfassung der „Reichsrathsländer" in den „österreichischen Kaiserstaat" oder das „Kaiserthum Oesterreich" sträuben sich aber in Oesterreich die autonomistischen und separatistischen Elemente in den Königreichen und Ländern, aus diesem Widerstand gegen den politischen und staatsrechtlichen Zentralismus entstanden die langwierigen Kämpfe in Oesterreich, welche durch das Hinzutreten nationaler und konfessioneller Gegensätze und Bestrebungen an Heftigkeit und Schärfe wesentlich verbittert wurden und den inneren Frieden dieses Staates bis zum heutigen Tage ernstlich bedrohen. Auf diese Kämpfe kann an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

W. v. Humboldts Briefe an eine Freundin. 13. Originalauflage. (Leipzig, F. A. Brockhaus 1898.) — Die vorliegende Ausgabe der vielgelesenen Briefe W. v. Humboldts, die seit 50 Jahren ein Lieblingsbuch vieler Menschen geworden sind, unterscheidet sich von den früheren Auflagen dadurch, daß das Buch mit drei Photographien, dem Bilde W. v. Humboldts, der Ansicht des Schlosses Tegel und der der Grabstätte der Familie Humboldt geschmückt ist. Ferner ist dem Buche eine neue Vorrede und eine Biographie W. v. Humboldts beigegeben mit einem Verzeichniß von Schriften, in denen die Leser nähere Angaben über den Lebens- und Entwicklungsgang des großen Gelehrten und Staatsmannes finden können. Außerdem ziert das Buch ein Sach- und Namensregister, durch das man über den reichen Inhalt genauer orientirt wird. Lesern, welchen daran liegt, eine feste Lebens- und Weltanschauung zu erlangen, werden sich durch die Lektüre der geistvollen Briefe des großen Mannes, der mit Schiller und Goethe eng befreundet war, sehr gefördert finden. Mit Goethe, Humboldt und Hegel schließt sich ja die idealistische Periode des deutschen Geisteslebens ab. So mag das schön ausgestattete Buch den Freunden dieser so wichtigen idealistischen Kulturepoche warm empfohlen sein. L.

-rt. Wiederkehr des Winnecke'schen Kometen. Von der Licksternwarte in Amerika trifft soeben die telegraphische Nachricht von der Wiederauffindung des Winnecke'schen Kometen ein. Dieser bereits im Juli 1819 durch den Kometenjäger Pons entdeckte, im März 1858 von Winnecke wiederaufgefundene periodische Komet ist seit seiner ersten Erscheinung noch fünfmal, zuletzt im Jahre 1892, beobachtet worden. Seine Umlaufszeit betrug bis zur letzten Erscheinung 5,92 Jahre, seitdem ist er auf seiner Bahn in sehr große Nähe des Planeten Jupiter gelangt, wodurch voraussichtlich sowohl seine Umlaufszeit, als auch die übrigen Elemente seiner Bahn beträchtliche Störungen erlitten haben. In der That weicht der auf der Licksternwarte beobachtete Ort des Kometen ziemlich stark von demjenigen Orte ab, an welchem er sich nach der Vorausberechnung hätte befinden sollen. — Der Komet steht gegenwärtig im Sternbild der Waage, geht ungefähr 3½ Stunden vor der Sonne auf und kann, da er sehr schwach ist, nur mit größeren Fernrohren am Morgenhimmel beobachtet werden. Seine Helligkeit nimmt zwar beständig zu, da er jedoch sich immer mehr nach Süden (also nach dem Horizont zu) bewegt und gleichzeitig sein Aufgang dem Aufgang der Sonne immer näher rückt, bleiben die Sichtbarkeitsverhältnisse des Kometen voraussichtlich für die ganze Dauer der gegenwärtigen Erscheinung sehr ungünstig. — Als bemerkenswerth ist noch zu erwähnen, daß der leider so früh verstorbene letzte Berechner des Winnecke'schen Kometen, Professor Frhr. v. Härdtl, aus den beträchtlichen Störungen, die dieser Komet seit 1858 durch den Planeten Jupiter erlitt, einen sehr genauen Werth für die Jupitermasse abgeleitet hat.

* **München.** Der langjährige Sekretär der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, Prof. Dr. Max Lossen, ist am 5. Januar abends nach schwerem Leiden im Alter von 54 Jahren gestorben. Er war ein geborener Nassauer und erblickte am 25. April 1842 auf der Emmershäuser Hütte bei Usingen als Sohn des dortigen Hüttendirektors das Licht der Welt. Da er seinen Vater schon früh durch den Tod verlor, verlebte er seine Jugendzeit bei einem Oheim in Kreuznach in Rheinpreußen, wo er auch das Gymnasium absolvirte. Dann studirte er zunächst in München, später in Bonn Geschichte und Philologie, unterbrach aber diese Universitätsstudien für einige Zeit, um sich in den baskischen Provinzen Spaniens bei einem Bruder seiner Mutter aufzuhalten. Von dort zurückgekehrt, bezog er die Universität in Heidelberg, woselbst er auch im Jahre 1866 auf Grund einer Dissertation „Die Reichshauptstadt Donauwörth und Herzog Maximilian" mit den höchsten akademischen Ehren zum Doktor promovirt wurde. Nachdem er sich hierauf eine Zeit lang, privaten Studien obliegend, in den Rheinlanden aufgehalten, von wo auch seine Frau, eine Tochter des Kaufmanns Sulpiz Boisserée, stammt, siedelte er 1871 nach München über. Hier war er 10 Jahre lang damit beschäftigt, in den hiesigen wie in den auswärtigen Archiven Stoff zu einer eingehenden Geschichte des Kölnischen oder Truchsessen-Krieges zu sammeln und zu verarbeiten, deren erster Band (die Jahre 1567—1581 umfassend) im Jahre 1882 erschien, während er den zweiten und letzten Band (1582—1586) erst in diesem Sommer herausgeben konnte. Seine Ernennung zum Sekretär der Akademie (1881), also die Uebernahme eines Amtes, das den besten Theil seiner Arbeitszeit beanspruchte, sowie sein späterer Eintritt in diese Akademie als ordentliches Mitglied der historischen Kommission und die damit verknüpfte Verpflichtung, regelmäßig jährlich einen Vortrag zu halten, ferner viele andere inzwischen erschienene kleinere Publikationen schoben die Vollendung dieses seines großen Werkes solange hinaus. Von den letzterwähnten Publikationen ist besonders die im Auftrag der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde übernommene Herausgabe der „Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573" zu nennen, um von der Fülle von Einzelforschungen zu schweigen, die in den Abhandlungen der Akademie, in vielen historischen Zeitschriften und auch in unsrer „Beilage" erschienen. Sie behandeln zum größten Theil sein eigentlichstes Arbeitsgebiet, die Geschichte der Reformation und Gegenreformation, streifen aber theilweise auch die bayerische Spezialgeschichte und zeugen alle ebenso von der gewissenhaftesten Sammlung und Durchdringung des Stoffes wie von einer gewandten Zusammenfassung und geistreichen Darstellung. Auch über die politischen und kirchenpolitischen Fragen unsrer Zeit hat Lossen gern, und stets von einem freisinnigen, objektiven und nationalen Standpunkte aus, sich öffentlich vernehmen lassen, wie er überhaupt mit dem tiefeindringenden Sinn des gewissenhaften Historikers den offenen und unbefangenen Blick für die großen Erscheinungen unsrer Zeit verband. Seine liebenswürdige Persönlichkeit wird allen denen, die mit ihm in nähere Berührung kamen, unvergeßlich vor den Augen stehen.

* **Karlsruhe.** Am 2. Januar feierte hier einer der Nestoren des deutschen Journalismus, Dr. Emil Frensdorff, seinen 80. Geburtstag. Er ist neben Dr. Heinrich

Kruse, der am 15. Dezember sein 82. Lebensjahr in vollster Frische in Bückeburg vollendet hat, der Senior unter den Mitarbeitern der „Kölnischen Zeitung", der wir diese Angaben entnehmen, und war von 1847 an, mit einer kurzen Unterbrechung im Anfang der 50er Jahre, einer der Berliner Berichterstatter dieser Zeitung, bis er vor einigen Jahren sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückzog. Er zeichnete sich durch eine unübertreffliche Zuverlässigkeit und Vorsicht in der Berichterstattung, sowie durch große geschichtliche Kenntnisse aus. Von seinen Schriften ist namentlich die 1850 erschienene treffliche Beschreibung des Lebens des bekannten Generals und Staatsmanns J. v. Radowitz zu nennen. Dr. Frensdorff erfreut sich noch heute trotz seines hohen Alters der größten Frische und Rüstigkeit.

* **Göttingen.** Der Privatdozent für Astronomie an der Universität Greifswald Dr. Martin Brendel, der vor einigen Jahren die Preisarbeit der Pariser Akademie über die kleinen Planeten gelöst hat, folgt einem Rufe als außerordentlicher Professor an unsre Universität.

◘ **Halle.** Der Prof. Georg Cantor, der sich seit vielen Jahren angelegentlich mit der Bacon-Shakespeare-Frage beschäftigt, wird im Laufe des Januar in dem Kommissionsverlage von Dr. Riemeyer eine neue quellengeschichtliche Zeitschrift unter dem Namen Baconiana-Hallensians erscheinen lassen, in der die Shakespear-Frage noch des näheren untersucht werden soll. Seit Jahren beschäftigt sich Prof. Cantor mit dem Studium der Bacon'schen Schriften. Er geht so weit, daß er sagt, daß Kuno Fischer die Philosophie Bacons total mißverstanden habe. Man darf auf die neue Zeitschrift gespannt sein.

* **Jena.** Dr. Rudolf Straubel, Privatdozent der Physik, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Berlin,** 6. Jan. Heute feiert Herman Grimm, der bekannte Essayist und Kunstschriftsteller, zugleich ordentlicher Professor der neueren Kunstgeschichte an der Berliner Universität, seinen 70. Geburtstag. Dem besonders durch sein „Leben Michelangelo's" wie durch sein Buch über Goethe in den weitesten Kreisen bekannten Gelehrten, dem Sohne Wilhelm, dem Neffen Jakob Grimms, über dessen ganzer Persönlichkeit wie schriftstellerischem Wirken ein Hauch von dem im ältertümlichen Hause gepflegten Geiste ruht, ihm, einem der eifrigsten deutschen Vorkämpfer für die Hochhaltung einer ästhetischen Weltanschauung auch in unsrer realistischen Zeit, waren heute nicht nur von dem engeren Kreise seiner Freunde und Schüler, sondern auch von den akademischen Behörden besondere Ehrungen zugedacht, denen er sich aber durch seine Abreise von Berlin entzog.

* **Paris,** 6. Jan. Der bekannte Historiker Senator Hamet ist gestorben.

* **London.** Der frühere langjährige Oberbibliothekar des Britischen Museums, Sir Edward Augustus Bond, ist am letzten Sonntag, 85 Jahre alt, gestorben. Er war seinem Berufe nach Paläograph und hat sich besonders um die Erforschung der ältesten englischen Urkunden verdient gemacht. 1838 trat er als Hülfsbibliothekar in das Britische Museum ein. Als Panizzi 1856 Oberbibliothekar wurde, erhob er Bond zum Hülfsoberwalter der Urkunden, 1867 wurde er Chef des Urkundendepartements und 1878 Oberbibliothekar des Museums. Von seinen bibliographischen Arbeiten sind der klassifizirte Katalog der gesammten Handschriftensammlung des Britischen Museums und ein Verzeichniß aller von 1855 bis 1875 erworbenen Manuskripte und Urkunden die wichtigsten.

* **Moskau.** Am 5. Januar starb hier der berühmteste russische Kliniker Prof. Grigorj Antonowitsch Sacharjin im 68. Lebensjahr. Er hatte nach Absolvirung der medizinischen Fakultät der Moskauer Universität sich durch 5jährige Studien in Deutschland und Frankreich auf seine spätere, höchst eingreifende und fruchtbare Wirksamkeit als Professor der Therapeutik an der hiesigen Universität vorbereitet und beherrschte eine lange Zeit hindurch gleichsam als Alleinherrscher das Gebiet der inneren Medizin in Rußland. Seine Werke, wie „Fieber und Typhus", „Gesundheitspflege in der Stadt und auf dem flachen Lande", die für mehrere Auflagen erlebten und auch ins Deutsche übersetzt wurden, dienen jedem modernen russischen Arzt als Handbücher. Als Persönlichkeit freilich machte er sich dadurch, daß er die ärztliche Kunst nur als Mittel zur Bereicherung betrachtete und daß er von einer geradezu klassischen Grobheit und Ueberhebung war, im ganzen Reich höchst unpopulär; und durch seine offene Stellungnahme gegen die Verbreitung der Volksbildung in Rußland wurde er seinen Schülern zuletzt so verhaßt, daß er seine Vorlesungen schließlich ganz einstellen mußte.

* **Ausländer und Frauen an den deutschen Universitäten.** Wir der „Frkf. Ztg." mitgetheilt wird, beträgt die Zahl der Ausländer an den reichsdeutschen Universitäten in diesem Winterhalbjahr in Berlin 780, Bonn 38, Breslau 25, Erlangen 34, Freiburg 86, Gießen 15, Göttingen 83, Greifswald 8, Halle 162, Heidelberg 156, Jena 68, Kiel 12, Königsberg 50, Leipzig 361, Marburg 56, München 236, Münster 4, Rostock 12, Straßburg 83, Tübingen 25, Würzburg 56, im ganzen 2350. Die Zahl der studirenden Frauen beträgt in diesem Semester in Berlin 172, Bonn 19, Breslau 31, Göttingen 42, Halle 14, Heidelberg 20, Königsberg 12, Marburg 8, im ganzen 318.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Joseph Hien: Kanzler Bienner und sein Prozeß. (5. Bd. der Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer.) Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung 1898. — O. Beebeck: Der erste Veste. Erzählung. Leipzig, Fr. W. Grunow 1897. — Pierre Loti: Galilée. Autoris. Uebersetzung aus dem Französ. von E. Philiparie. Berlin, Schuster u. Löffler 1897. — Christian Morgenstern: Auf vielen Wegen. Gedichte. Ebd. — Prinz Emil v. Schönaich-Carolath: Dichtungen. 4. vermehrte Aufl. Leipzig, G. J. Göschen 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Deutsche Nähmaschinen
bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.
Kaum Erhöhung bei Theilzahlung.
Kataloge und Versandt franko.
Reellste Bedienung.
Chr. N. Schad, München,
Hoflieferant, (13963)
Perusastrasse 11 ✿ Kaulbachstrasse 9.

Tauchnitz Edition.
January 5, 1898.
Wayfaring Men.
A Novel.
By (3117)
Edna Lyall,
Author of „We Two" etc.
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Wilhelm Hertz. Berlin:
Erinnerungen von
Ludolf Ursleu dem Jüngeren.
Roman von
Ricarda Huch.
Geheftet 4 M. Gebunden 5 M.
Evoë!
Dramatisches Spiel in 5 Aufzügen von (10966)
Ricarda Huch.
Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 8. Januar. Nummer 5.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Entdeckung Amerika's in ihrer Beziehung zur deutschen Nation. — Die Grundentlastung unter Napoleon I. — Die Pflanze in der Kunst. Von Alois Riegl. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Entdeckung Amerika's in ihrer Beziehung zur deutschen Nation.[1])

Das in der Ueberschrift angedeutete Thema scheint der Gegenwart unendlich fern zu liegen, allein ganz abgesehen von dem großen allgemeinen Interesse an der Entdeckung Amerika's, die ja von dem weitgehendsten Einfluß auf die Kulturmenschheit gewesen ist, erschien eine Bearbeitung dieses Gegenstandes dringend veranlaßt vom Standpunkt unsres nationalen Interesses, das in Deutschland bei Behandlung des Ereignisses, unerachtet des berühmten Werkes von Humboldt „Kritische Untersuchungen u. s. w.", niemals genügend zur Geltung gekommen ist, und der Lehren, welche die Gegenwart aus der Geschichte jener Epoche ziehen muß. Dem kühnen Entschluß des Columbus, auf einer Fahrt nach Westen Indien zu finden, ging nicht allein der von der Historie seither allein erwähnte Brief Toscanelli's vom 25. Juni 1474, sondern eine weit umfassendere deutsche wissenschaftliche Arbeit voraus, welche nicht in gerechter Weise gewürdigt wurde. Man kann von Columbus nicht behaupten, daß er auf der Höhe der wissenschaftlichen Anschauung seiner Zeit gestanden ist; er hat vielmehr die Größenverhältnisse der Erde, die schon 300 Jahre v. Chr. G. annähernd richtig durch Eratosthenes gemessen wurden, unterschätzt und von den Reisen Marco Polo's nur eine sehr geringe Kenntniß besessen, wie die Ansichten beweisen, die er vor der nicht immer ganz gerecht beurtheilten Junta von Salamanca vertrat, und mit denen er gestorben ist, da er bis zuletzt glaubte, den Seeweg nach Indien gefunden zu haben. Allein gerade mit den Ergebnissen deutscher wissenschaftlicher Arbeit auf dem Gebiet der Nautik ist der große Genuese in enge und unbezweifelbare Beziehungen getreten.

Nürnberg darf sich rühmen, in dieser Wissenschaft bahnbrechende Geister gehegt zu haben. Johannes Müller aus Königsberg in Franken, dessen geniale Begabung der Kardinal Bessario früh erkannt und den er nach Rom mitgenommen hatte, war in der Höhe seiner Manneskraft nach Nürnberg zurückgekehrt, um hier eine Reihe der wichtigsten nautisch-astronomischen Arbeiten zu vollenden. Seine mathematischen Instrumente, seine Tafeln für nautische Zwecke (Ephemeriden) sind von directestem Einfluß bei der entscheidenden Reise des Genuesen gewesen. Denn wenn auch der Laufbahn des Regiomontanus die Pest in Rom, wohin ein Ruf Sixtus' IV. ihn von neuem gelockt hatte, ein allzufrühes Ende bereitete, so ist doch seine Arbeit für des Columbus Zwecke nutzbar gemacht worden, dank einer anderen großen Erfindung der Deutschen, der Buchdruckerkunst, die schon 1473 für die Ephemeriden in Anspruch genommen wurde, und dank dem Umstand, daß ein anderer Angehöriger der Nürnberger Schule, Martin Behaim, in Spanien und Portugal mit den Kreisen der dortigen nautischen Gelehrten (Junta di Mathematicos in Lissabon) und den von dort ausgehenden Forschungsunternehmungen in Beziehung trat. Im Besitz von praktischen Erfahrungen als Theilnehmer von Expeditionen nach der Westküste Afrika's und ausgerüstet mit einem den iberischen Kenntnissen überlegenen Wissen — wir dürfen dies im Hinblick auf die Fehler der alfonsinischen Tafeln wohl behaupten —, muß Martin Behaim, der Erklärer der Ephemeriden und Erbauer des ersten Globus, von dem hervorragendsten Einfluß auf die Entschließungen des Entdeckers gewesen sein.

Martin Behaim, der Freund und wissenschaftliche Berather des Columbus, die Ephemeriden des Johannes Müller, seine Begleiter auf der folgenschweren Reise — wer vermöchte angesichts dieser historischen Thatsachen den gewaltigen geistigen Antheil leugnen, den die deutsche Nation an der Entdeckung des vierten Kontinents genommen hat? Daß und wie die deutsche Wissenschaft an der Ausbeutung der columbischen Reisen und der Auffindung des Seewegs nach Ostasien (1498) mitgearbeitet hat, geht aus dem Werk, welches der Verein für Kunst und Wissenschaft in Hamburg zur Feier des 400jährigen Jubiläums der Entdeckung Amerika's veröffentlicht hat, im einzelnen und zur Genüge hervor.

Es kann von dieser Zeit nicht gesprochen werden, ohne die äußerlichen Verdienste des großen Domherrn von Frauenburg, Copernicus, um die Weltanschauung zu gedenken. Die Gewissenhaftigkeit allein dieses merkwürdigen Mannes verursachte, daß das Manuskript seines Werks, welches schon Ende des 15. Jahrhunderts fertig war, erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts im Druck erschien.

Was die deutsche Kartographie des 16. Jahrhunderts leistete, beweisen die Namen eines Joh. Schöner, Waldenmüller, und vor allem des großen Reformators der Kartographie, Mercator (Gerh. Kremer).

Wie stellte sich aber Deutschland als politische und kommerzielle Macht zu dieser in der Weltgeschichte unvergleichlichen Erweiterung unsrer geographischen Kenntnisse? In den schwäbisch-fränkischen Städten Augsburg und Nürnberg saßen weitblickende und welterfahrene Handelsherren, die wohl erkannten, daß der alte Handelsweg von Norddeutschland über Nürnberg und Augsburg nach Venedig und Genua und die Herrlichkeiten dieser Emporien des Mittelmeers nunmehr sich zu Ende neigen mußten. Dem Rechnung tragend befanden sich schon 1505 in der Expedition des Don Francisco di Almeida nach Ostindien drei deutsche Schiffe; wir finden Ulrich Schmidel von Straubing (1534 bis 1564) als Begleiter des Don Pedro de Mendoza auf dessen Fahrt nach den Laplatastaaten. Als den energischsten und zielbewußtesten Versuch aber, den Deutschen einen Antheil an der indischen Sonne zu sichern, muß die vom

[1]) Bericht über einen öffentlichen Vortrag, den Hr. Geh. Admiralitätsrath Neumayer am 19. Dezember in Speyer hielt.

Hause Welser in Augsburg ausgehende Expedition nach Venezuela bezeichnet werden. Was Bartholomäus Welser und seine guten Gesellen Georg Hohermut (Speier), Nikolaus Federmann und Ambrosius Dalfinger dort begonnen, ist unter den feindlichen Händen der Spanier zugrunde gegangen; die parteiische Darstellung des Las Casas hat durch Jahrhunderte ihr Andenken als das von Abenteurern beschmutzt, bis es dem kaiserlichen Generalkonsul Schuhmacher gelang, in Bogota die richtige, heute noch in Venezuela in Anerkennung stehende Tradition des Castellanos (1525 bis 1555) aufzufinden, welche die Welserzüge in ein neues, richtiges und glänzendes Licht gerückt hat.

Was die tapferen schwäbischen Handelsherren versuchten, mußte zugrunde gehen, weil kein mächtiges Reich den erforderlichen Schutz gewähren konnte. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die Deutsche Hansa sich an den überseeischen Unternehmungen in Asien und Amerika nicht betheiligte. Dieser zu Zeiten der nordischen Königin, der schwarzen Margarethe und der calmarischen Union so mächtige Bund war damals schon im Verfall und verhielt sich vollständig indifferent. Schon die Niederwerfung der Vitalienbrüder, die in Wismar und Rostock förmliche Sitze besaßen, hatte unverhältnißmäßige Kräfte erfordert. Mit Convoyschiffen war die Hansa gezwungen, jedes Handelsschiff zu decken, was den Handel vertheuerte und auf die Dauer den politischen Kräften der Städte zu schwer ward. Zu dem steten Kampf mit den Seeräubern, die Dünkirchen als furchtbaren Ausfallhafen benutzten, kamen Differenzen mit den Deutschherren, der Zerfall der calmarischen Union und die inneren Wirren, die mit dem Namen Wullenweber verknüpft sind. Während hier und im Reich die zentrifugale Bewegung immer schneller wurde, drangen die Hauptkonkurrenten, die Niederländer, unter dem starken Schutz der spanischen Weltmacht endlich sogar in die Domäne der Hansa, in die Ostsee, ein. Später frei geworden, haben die Holländer und dann die Engländer, Franzosen, Dänen und Schweden, die alle an den großen Entdeckungen der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts keinen oder nur geringfügigen Antheil genommen hatten, sich in Ost- und Westindien und Nordamerika festsetzen können, während die Hansa, des kräftigen Schutzes für überseeische Unternehmungen entbehrend, von jeder kolonialen Bethätigung absehen und in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen rapiden Rückgang erfahren mußte, der in der Rechtlosigkeit des 30jährigen Krieges mit völliger handelspolitischer Ohnmacht endigte.

Die Lehren, die aus dieser geschichtlichen Darstellung zu ziehen sind, erscheinen klar. Deutschem Geiste gebührt ein großer Theil des Ruhmes, der den zivilisirten Nationen und der Entdeckung Amerika's zufällt, Handelssinn und Unternehmungsgeist war zur Genüge vorhanden; allein unsrer Nation sind die Arbeitsfrüchte der Nürnberger Gelehrten wie der Augsburger und hanseatischen Handelsherren entgangen, da keine Seemacht vorhanden war, unter deren Schutz die Ernte reifen konnte.

Wir dürfen uns glücklich schätzen, daß es Hamburgs und Bremens Handel gelang, aus ihrer großen Zeit einen schwachen Funken zu bewahren, der zu einer kräftigen Flamme auflohte, als erst einmal die schwarz-weiß-rothe Flagge den Nationen der Erdrunde gezeigt werden konnte. Heute beträgt der Buchwerth der deutschen Segelflotte rund 100 Millionen Mark, der Dampferflotte rund 300 Millionen Mark, die Neubeschaffung der gesammten deutschen Handelsflotte würde sich bedeutend höher stellen, auf etwa 500 Millionen Mark. Vor wenigen Monaten wurden in Hamburg von Blohm u. Voß „Pennsylvania" und „Pretoria", die größten Dampfer der Welt gebaut, wie auch Segelschiffe von bisher unerhörten Dimensionen unter deutscher Flagge fahren; für die Vergrößerung der Hamburger und Bremer Hafenanlagen sind nicht weniger als ¾ Milliarden Mark aufgewendet worden. Dementsprechend wird der Waarenaustausch Deutschlands rund um die Erde auf 8 Milliarden geschätzt und nimmt beständig zu, während das übermächtige England selbst nicht mehr als 14 Milliarden aufweist; und deutsches Kapital ist allein in Mittel- und Südamerika und in Afrika im Betrage von 1½ Milliarden investirt. Nicht minder ist der Ertrag der deutschen Hochseefischerei angewachsen, aus unbedeutenden Anfängen zu dem Betrage von 20 Millionen Mark jährlich. Vergleicht man diese Summen mit denen anderer Staaten und früherer Zeiten — auch schon aus diesem Jahrhundert —, so kann man begreifen, daß alles aufgeboten werden muß, durch entsprechende Machtbeschaffung zur See den Schutz zu gewähren, der allein die Gewähr der Sicherheit und Weiterentwicklung unsrer staatlichen und kommerziellen Bedeutung bieten kann. Bartholomäus Welser und seine Getreuen mußten untergehen, das Blut der edlen Märtyrer, das für Religion, Gesittung und die heiligsten Güter im fernen China geflossen ist, kann heute nicht mehr ungestraft vergossen werden. Mit Genugthuung konnte die deutsche Nation es in diesen Tagen erleben, wie unsre Kriegsflotte dafür eingetreten ist und ihre Würde wahrt. Allein nicht nur dafür ist die Kriegsflotte da, denn auch im Frieden fallen ihr große Aufgaben zu, so u. a. die wissenschaftliche Erforschung der Meere, Vermessung der Küsten und der Schutz unsrer Fischerei. Für alles das bedarf das Reich tüchtige und wohldefehligte Schiffe, soll nicht im Falle eines Krieges — das goldene Zeitalter ist leider noch nicht gekommen — über Nacht alles mühsam Errungene elendiglich wieder verloren gehen. Genießen wir Schutz gegen Uebergriffe des Auslandes, so werden wir Deutsche unentwegt den Pfad friedlicher Entwicklung vorwärts schreiten und ein vollgemessenes Maß materiellen Wohlseins und die entsprechende Stufe der hiemit nur zu sehr verknüpften kulturellen Entwicklung erringen. Unsrer Jugend wird ein hohes Loos zufallen, möge sie im Glücke nicht der idealen Ziele unsrer Nation vergessen; so schloß der Redner mit Worten, die uns an die ewig schönen Verse Hammerlings an sein Volk erinnerten:

Nein, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls,
Hoch hast es unter den Völkern und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn.

Die Grundentlastung unter Napoleon I.

Fr. In letzter Zeit wurde häufig, bald rühmend, bald tadelnd, von jenem Beschlusse der französischen Nationalversammlung in der Nacht des 4. Aug. 1789 gesprochen, durch welchen mit einem Striche alle Feudallasten — ohne alle Entschädigung der Berechtigten — beseitigt wurden, und an dessen Vortheilen auch die bayerische Rheinpfalz, als spätere französische Provinz, Antheil erhielt und noch hat. Man sollte erwarten, daß der Sohn der französischen Revolution, Kaiser Napoleon I., welcher bei seinen Eroberungszügen sich den Völkern immer als Befreier von veralteten Einrichtungen ankündigte, auch hier sogleich die mittelalterlichen Feudallasten aufgehoben hätte. Dies war aber keineswegs der Fall, wie das Beispiel des Fürstenthums Bayreuth, seit 1791 kgl. preußische Provinz, darthut. Im Oktober 1806 ließ Napoleon dieses Land auf seinem Kriegszug gegen Preußen von seinem Marschall Davout und dem General Legrand besetzen und von seinem Zivilintendanten Camille Baron de Tournon in Verwaltung nehmen, bis es, nach dem unglücklichen Kriege Preußens durch den Frieden zu Tilsit vom 7. Juli 1807, an Frank-

Digitized by Google

reich förmlich abgetreten wurde und den Kaiser Napoleon also zum Landesherrn bekam.

In jener Provinz bestanden damals die nämlichen bäuerlichen Rechtsverhältnisse wie im übrigen Deutschland seit Jahrhunderten, nämlich gänzliche Abhängigkeit des Bauernstandes von den adeligen Gutsherren und dem Landesfürsten als solchem durch Leibeigenschaft oder Hörigkeit. Die Bedrückung mit Abgaben (Erbzins, Zehnt, Besthaupt, Handlohn) und mit Frohnden und Scharwerk aller Art war sehr schwer. Die grundherrlichen Einkünfte bildeten bei weitem den größten Theil selbst der Staatseinnahmen. Nun traten 1806 und 1807 noch die ungeheuren Lasten des Krieges durch Einquartierungen, Requisitionen und Kontributionen hinzu. Trotzdem kam keine Erleichterung für den Landmann bis zum 3. Mai 1809, an welchem Tage der „Bayreuther Anzeiger für Verordnungen der Landesverwaltungen und Gerichte" eine Bekanntmachung der Bayreuther Kriegs- und Domänenkammer mit dem berühmten kaiserlichen Dekret, d. d. Madrid, 12. Dez. 1808, über Abschaffung der Leibeigenschaft veröffentlichte.

Die Kammer (d. h. domolige Regierungsbehörde) gibt darin zunächst bekannt, daß ihr von dem Auditeur im kaiserlich französischen Staatsrath und Intendanten des Fürstenthums Bayreuth, Hrn. de Tournon, folgendes Schreiben zur Publikation übersendet worden sei (deutsch und französisch):

„Herr Präsident und Herren Mitglieder der Verwaltungskammer! Ich gebe mir die Ehre, Ihnen ein Exemplar des kais. Dekrets vom 12. Dez. 1808 wegen Abschaffung der Leibeigenschaft (servage) und aller daraus entspringenden Rechte zu übersenden, um es bei Ihnen eintragen zu lassen. Sie werden davon 600 Exemplare erhalten, sobald der Druck vollendet ist, und 300 davon der Regierung, den Stadtgerichten, den Kammer- und Justizämtern, sowie den Patrimonialgerichten übersenden, 300 aber in den verschiedenen Gemeinden anheften lassen.

Ich brauche Ihnen, meine Herren, die Wichtigkeit dieses Aktes der höchsten Staatsgewalt nicht erst bemerklich zu machen. Aus dem Mittelpunkt des besiegten Spaniens gerubt unser erhabener Souverän seine Blicke auf die Bewohner dieser Provinz zu richten und sie von den letzten Ueberbleibseln einer entehrenden Sklaverei zu befreien. Nur die lebhafteste Dankbarkeit und gänzlich Ergebenheit allein können eine solche Wohlthat vergelten! Wenn schon dieses Land schon lange beinahe alle Vortheile der Freiheit genoß, so waren doch noch einige den Menschen entehrende Gerechtsamen übrig geblieben, welche dem, gegen den sie ausgeübt wurden, schädlicher waren, als sie für den Herrn, dem sie zustanden, vortheilhaft waren. Eine mächtige Hand zerbricht diese letzten Glieder der Feudalketten; dieser Akt, durch welchen der Souverän selbst einen Theil seiner Domäneneinkünfte preisgibt, wird die Bewunderung und den Dank aller Freunde liberaler Gesinnungen erregen. Selbst die, welche im ersten Augenblick etwas dadurch verlieren, sind zu gerecht und aufgeklärt, um nicht dieses Opfer dem allgemeinen Besten bringen zu wollen, und sie werden ihren Lohn in dem Wohlstand und dem Glück finden, welche durch die Abschaffung jener Gerechtsamen über die zahlreiche und interessante Klasse der Landleute werden verbreitet werden. Ich ersuche Sie, diesen Brief in die Provinzialblätter einrücken zu lassen und mich von dessen Empfang zu benachrichtigen.[1])

Ich versichere Sie meiner hohen Achtung.

Tournon."

[1]) Mit diesem theatralischen Wortschwalle vergleiche man die einfache, würdige Sprache des den nämlichen Gegenstand betreffenden kgl. bayer. Edikts vom 31. Aug. 1808 über die Aufhebung der Leibeigenschaft (Reg.-Bl. 1808 S. 1934), welches zweifellos die Veranlassung zu jenem Edikt für die benachbarte kais. französische Provinz Bayreuth gewesen ist.

Sodann folgt, auch wieder in den beiden Sprachen:

„Auszug aus den Akten des Staatssekretariats.

In Unserm kaiserlichen Feldlager zu Madrid, den 12. Dezember 1808.

Wir Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien und Beschützer des Rheinbundes ꝛc. ꝛc. haben verordnet und verordnen Folgendes:

Artikel 1. Die Leibeigenschaft, von welcher Art sie sei, mit allen aus derselben entspringenden Rechten und Verbindlichkeiten ist im ganzen Umfange des Fürstenthums Bayreuth abgeschafft. Die vormaligen Leibeigenen (serfs) und Bodenhörigen (colons) genießen wie die anderen Einwohner des Fürstenthums die vollen bürgerlichen Rechte.

Art. 2. Jede Bodenhörigkeit (colonat), welche im Bayreuther Land vorhanden ist, und jede unter diesem Titel stattgehobte Abtheilung zwischen Grundherren und Grundholden ist gleichfalls aufgehoben. Die Bodenhörigen sollen unter dem Titel des vollen und gänzlichen Eigenthums die bodenhörige Besitzung und alles, was davon abhängt, genießen.

Art. 3. Abgeschafft ohne Entschädigung sind:[1])

1. das Recht, Hausdienste zu fordern (Dienstzwang),

2. das Recht der Los- und Freilassung,

3. das Recht des Besthauptes, sofern es nicht auf einer bodenhörigen Besitzung haftet,

4. Frohnden, Schuldigkeiten zu Hand- und Spanndiensten und alle persönlichen Leistungen.

Art. 4. Gegen Entschädigung aufgehoben werden die aus dem Bodenhörigkeitsverhältnisse (colonat Grundherrschaft) fließenden Rechte, nämlich

1. das Recht des Besthauptes oder des grundherrlichen Erbfolgerechts,

2. das Antritts- oder Zulassungsrecht eines neuen Bodenhörigen zum Besitz des erblichen Nießbrauchs,

3. das Rückfallsrecht oder das Recht der Aufhebung des erblichen Nießbrauchs, wenn der Bodenhörige keine Erben hinterläßt, die zur Erbfolge fähig sind.

Art. 5. Die vormaligen Bodenhörigen sind wie vorhin verpflichtet, alle fixirten Geld- und Naturalleistungen in den vertragsmäßigen Fristen zu entrichten.

Art. 6. Die Entschädigung für die Rechte des Besthauptes, des Antritts und des Rückfalls wird binnen 3 Monaten zwischen den Parteien in Güte festgesetzt werden. Die deßfallsigen Vergleiche sind gegenseitig verbindlich.

Art. 7. Wenn binnen 3 Monaten gar kein Vertrag abgeschlossen worden, so wird die Entschädigung des Grundherrn von Amts wegen in folgender Weise festgestellt ꝛc.:

Art. 8. Beschwerden gegen die Fixation.

Art. 9. Zur Sicherheit der dem Grundherrn vorbehaltenen Rechte kann ohne seine Zustimmung der belastete Grundkomplex in kleinere Theile als zu 10 Tagwerk nicht getheilt werden.

Art. 10. Alle Abgaben können mit dem Fünfundzwanzigfachen ihres Betrags losgekauft werden.

Art. 11—18 betreffen Forstrechte.

Art. 19. Die Bodenhörigen, welche nach Verträgen mit ihren Grundherren von der Leibeigenschaft freigelassen worden sind und die bodenhörige Besitzung unter dem Titel eines Erbzins-Pachtes oder unter irgend einem andern Titel erworben haben, genießen gleichfalls alle bürgerlichen Rechte in Gemäßheit des Art. 1 des gegenwärtigen Dekrets.

Art. 20. Alle diesem entgegenlaufenden Verfügungen, die etwa durch Verträge festgesetzt sind, werden für nichtig und wirkungslos erklärt. Napoleon.

Der Minister Staatssekretär Hugues B. Maret.

Für die Richtigkeit der Abschrift: der Reichsgraf Minister der Finanzen Gaudin."

[1]) Der Artikel behandelt die Ausflüsse der Leibeigenschaft. Besthaupt ist das beste bewegliche Stück aus dem Nachlasse des Leibeigenen.

Digitized by Google

Man sieht hieraus, daß durch das berühmte Napoleonische Dekret zunächst nicht mehr geschehen ist, als die Aufhebung der Leibeigenschaft mit ihren Folgen (Hausdienste, Gebundenheit an die Einwilligung des Herrn zur Heirath, Ortsveränderung, Auswanderung, dann Besthaupt und Hand- und Spanndienste). Dies wurde auch im damaligen Königreich Bayern und in den später dazu gekommenen Gebietstheilen durch Tit. I § 3 der Konstitution vom 1. Mai 1808 und des besonderen Edikts über die Aufhebung der Leibeigenschaft vom 31. Aug. 1808 (Reg.-Bl. 1808, S. 987 und 1933) gewährt und in § 6 des 4. Titels der Verfassungsurkunde von 1818 bestätigt.

Das Dekret behandelt dann allerdings weiter noch die Grundherrlichkeit (Bodenhörigkeit, colonat) oder die Theilung in Ober- und Nutzeigenthum an dem nämlichen Grundstück und spricht (Art. 2) die Aufhebung dieser Rechtsverhältnisse aus, indem es dem Nutznießer das volle Eigenthum zulegt. Allein die aus dem Grundverband entspringenden Rechte und Verbindlichkeiten (Successionsrecht, Handlohn für Ansahrt und Rückfallsrecht) sind keineswegs einfach aufgehoben, gleichwie die Wirkungen der Leibeigenschaft, sondern wurden einer Umwandlung in fixe jährliche Abgaben vorbehalten (Art. 6, 7, 8), welche entweder freiwillig oder durch Amtszwang zu geschehen hatte. Außerdem mußte der bisherige jährliche Zins oder Kanon von dem Grundbesitzer fortentrichtet werden (Art. 5). Es war also die Erlöschung des Obereigenthums offenbar von der Fixirung abhängig gemacht.[1]) Von einer radikalen Abschaffung des Kolonats, der Bodenhörigkeit, ist folglich gar keine Rede, obgleich die prahlerischen Worte der Einleitung so glauben machen.

Ganz unberührt ließ vollends das kaiserliche Dekret die Zehenten, welche überall zu entrichten waren, dann die so echt mittelalterliche Patrimonialgerichtsbarkeit. Man sieht also, daß es dem rücksichtslosen Eroberer nicht als zulässig erschien, die einträglichen Rechte des Grundherrn auf jährliche Geld- oder Naturalzinse, dann auf periodische Besitzveränderungsabgaben ohne weiteres zu beseitigen, wohl deßhalb nicht, weil er sonst das Volk um Hunderttausende ihres Privatvermögens gebracht und die Staatseinnahmen sehr geschwächt hätte. Dies schien ihm offenbar ungerecht, unzweckmäßig, sowie politisch gefährlich.

Hieraus ergibt sich für Männer, die an der Gesetzgebung eines Staates mitzuarbeiten haben, daß zwar in Zeiten revolutionärer Gewalt alle Rechte wanken, daß dagegen in geordneten Staatszuständen Rechte und Pflichten höchstens dann gestrichen werden können, wenn sie jeden Inhalt verloren haben oder in unvereinbarem Gegensatz zu Fundamentaleinrichtungen der entwickelteren Gesammtheit stehen, daß aber Rechtsverhältnisse, in denen noch ein gesunder Blutstropfen umläuft, die eine hohe finanzielle Bedeutung oder einen vernünftigen wirthschaftlichen Werth haben, nur gegen Entgelt, durch allmählichen oder einmaligen Ersatz, beseitigt werden können. Dies gilt auch für die Staatskasse. Auch sie darf zugunsten Einzelner oder einzelner Klassen nicht um ihre Einkünfte gebracht werden, so lange nicht ein höheres Interesse der Gesammtheit dies gebietet. Darum wird man selbst vom Standpunkt eines Napoleon I. das jüngst in der bayerischen Kammer der Abgeordneten getroffene Abkommen billigen müssen, wonach erst ein Ersatzfond für die Bodenzinse der Staatskasse zu schaffen ist, ehe dieselben aufgegeben werden.

[1]) Diese Fixirungen scheinen bis zum Uebergang des Landes an Bayern durch Vertrag vom 28. Februar 1810, Besitznahme am 7. April 1810 (Bayer. Reg.-Bl. 1810, S. 539, Doellinger Verord.-Samml. 1 S. 232, 235) nicht durchgeführt gewesen und dann nicht festgesetzt worden zu sein. Deßhalb bestand auch im Baireuther Lande die Grundherrlichkeit bis zum bayer. Gesetze vom 4. Juni 1848 fort. Damit stimmt auch die Bemerkung b in Doellinger III S. 259 überein.

Die Pflanze in der Kunst.

Das Verhältniß des kunstschaffenden Menschen zur Natur, die er in seinen Kunstschöpfungen wiederzugeben hat, bewegt sich von Anbeginn, soweit wir dasselbe geschichtlich zurück zu verfolgen imstande sind, zwischen zwei entgegengesetzten Polen. Einerseits erkennt der Mensch in dem ungefügen Rohstoff und in den unzulänglichen Werkzeugen Hindernisse, die ihm eine völlig getreue Wiedergabe der Erscheinungen der Natur unmöglich machen, und er respektirt diese Hindernisse, indem er von den jeweiligen Erscheinungsformen der Natur nur diejenigen im Kunstwerk wiedergibt, die ihm Material und Werkzeug leicht und ungezwungen wiederzugeben gestatten. Andrerseits ist aber der Mensch unablässig bemüht, die gedachten Hindernisse zu überwältigen, dem Rohstoff die Fesseln ungewohnter Formen aufzuzwingen, die technischen Hülfsmittel immer raffinirteren Zwecken anzupassen.

Da diese zwei Bestrebungen einander bis zu einem gewissen Grade ausschließen, ist es selbstverständlich, daß niemals beide zu gleicher Zeit nebeneinander mit gleicher Intensität verfolgt werden können. Einmal ist man überwiegend geneigt zur Nachgiebigkeit und sucht die Probleme in einer Ausgleichung zwischen Menschenwerk und Naturwerk: man stilisirt. Das andremal stürmt man vorwärts und trachtet der Materie jene Annäherungen der Naturerscheinungen, die sie nicht gutwillig leisten will, mit Gewalt abzutrotzen: man naturalisirt. Das letztere bedingt einen Kraftaufwand, dessen die menschliche Natur nur zeitweilig nach längeren Intervallen fähig ist; daraus ergibt sich als natürliche Folge, daß quantitativ die Zeiten der Nachgiebigkeit und des ruhigen Stilisirens weitaus überwiegen, ja geradezu den Normalzustand darstellen müssen. Dagegen haben die Vorstöße des Naturalismus stets einen mehr episodischen Charakter gehabt: sie sind Krisen —, allerdings darf man zugeben, nothwendige Krisen.

In einer solchen Krisis befindet sich das Kunstschaffen, wie Jedermann weiß, in unsern heutigen Tagen. An allen Ecken ertönt das Feldgeschrei „Natur", und zwar so eindringlich und triumphirend, als ob es noch niemals dagewesen wäre. Und doch hat es nicht bloß einmal, sondern öfter bereits erklungen: zum erstenmale, wenn nicht alles trügt, schon bei den alten Aegyptern, bei deren Erwähnung wir sehr mit Unrecht gewöhnlich nur an Mumien zu denken pflegen, und später wiederholt: so z. B. in der Zeit um Christi Geburt, dann wiederum im 15. und im 17. Jahrhundert, und über diese letzteren Ereignisse sind wir sogar recht genau unterrichtet. Die Wandlung in der italienischen Kunst am Ende des 16. Jahrhunderts z. B. gleicht auf ein Haar derjenigen, die wir heute bei uns sich vollziehen sehen. Zuerst bei den Carracci ein nachahmendes Studium der bewundertsten Kunstwerke früherer Perioden, dann bei den Caravoggisten der plötzliche Ruf nach Natur. Bei Bellori mag man nachlesen, welchen Sturm dieser Ruf bei den italienischen Schongeistern jener Zeit erregt hat. Wie aber urtheilt man heute über den kühnen Neuerer von damals, über Michelangelo da Caravaggio? Kein Modernet hat sich ihn zum Vorbilde genommen, wie dies etwa mit Velasquez oder einigen Holländern der Fall ist, und sogar die Kunsthistoriker zucken die Achseln über seinen Naturalismus, indem sie ihm noch so und so viel dicken Manierismus nachzurechnen wissen. Dieses merkwürdige Urtheil beweist zweierlei: erstens, daß die Anschauungen darüber, wieweit es der Kunst gelungen ist, die Naturerscheinungen getreu wiederzugeben, zu verschiedenen Zeiten verschieden sind und wir daher durchaus nicht vorhersagen können, ob das Urtheil über unsre eigenen Leistungen in dieser Hinsicht seitens unsrer Nachkommen in 1—2 Jahrhunderten besser ausfallen wird; zweitens, daß

bei aller Naturstürmerei immer noch ein ansehnlicher Rest unbezwungen zurückbleibt, der in der Unzulänglichkeit alles Menschenwerks gegenüber dem Naturwerk, in dem hemmenden Einflusse von Reibungskoeffizienten, wie Material und Technik, seinen unbesieglichen Grund hat.

Das gewählte Beispiel betrifft die Malerei, die ihrem ganzen Wesen nach mit einer verhältnißmäßig geringen Dosis Materie schafft. Erscheinen schon hier die Schwierigkeiten nicht völlig überwindlich, so müssen sie sich ins beträchtlichste steigern im Kunstgewerbe, wo die Bezwingung des Rohstoffes zur Kunstform geradezu die Hauptaufgabe bildet. Soll das zufällig sein, daß die Zeitgenossen des Velasquez und Rembrandt im Kunstgewerbe hauptsächlich bei den Renaissanceformen verblieben sind, anstatt auch hier auf die „Natur" zu greifen? Die Normalform der todten Materie ist eben die krystallinische, die Gesetze der Stereometrie schienen von ihr allezeit, bis vor kurzem, unzertrennlich. Erst unsrer Generation war es vorbehalten, auch diese Ueberzeugung ins Wanken zu bringen. Die starre, krystallinische Kunstform soll verlassen, lebendig organisch erscheinende Formen an ihre Stelle gesetzt werden. Vor der künstlerischen Verarbeitung animalischer Formen in größerem Umfange scheut man zwar noch zurück; aber mit der Pflanze, der scheinbar unbeweglichen und doch dem Wachsthum unterworfenen, meint man die kühne Aufgabe lösen zu können. Die namhaftesten Künstler, die in der Darstellung der menschlichen Figur längst ihre Meisterschaft erwiesen haben, verschmähen es nicht, sich mit dem gedachten Problem zu beschäftigen, und staatliche Lehranstalten werden gegründet, an denen die Professoren ausschließlich darüber nachzudenken haben, wie der neue „Pflanzenstil" beschaffen sein soll.

In einem solchen Augenblick, wo alles in fieberhaftem Drange die Augen vorwärts richtet, von jedem Tage ein Neues, Niedagewesenes erwartet, ist es jedenfalls ein muthiges Wagniß, wenn Jemand auf den Plan tritt, der den Himmelsstürmern gleichsam ein Memento mori zuruft, der sie an die leidigen Faktoren erinnert, an denen bisher noch immer ähnliche Bestrebungen ihre Ufer gefunden haben, mögen auch jedesmal einige in früheren Fällen bewährte Dämme durch die Sturmfluth endgültig weggespült worden sein. Wäre der Muthige ein Kunsthistoriker, der diesem Zweck ein dickes Buch gewidmet hätte, wir glauben, er hätte sich vergeblich bemüht, denn kaum ein Künstler hätte sich heute die Zeit für die Lektüre eines solchen Buches genommen, und wäre es noch so gut geschrieben. Aber der Unternehmer des kühnen Wagestückes[1]) ist ein Künstler, ein Künstler, der auf ein thatenreiches Leben im Schaffen für die Bedürfnisse des Kunstgewerbes zurücksieht und sich damit das Anrecht erzwungen hat, von seinen Berufsgenossen gehört zu werden. Er kennt sein Publikum und muthet Niemand zu, sich in lange stilhistorische Ausführungen zu vertiefen, für deren Aufnahme augenblicklich alle Stimmung mangelt. Mit Ausnahme einiger weniger Zeilen, die hauptsächlich über den Umfang der Publikation orientiren sollen, bietet er bloß Blätter bildlichen Inhalts. Diese Blätter aber, die Jeder gern durchmustert, sprechen eine beredtere und eindringlichere Sprache, als es langathmige historische Deduktionen vermöchten.

Wir wählen als Beispiel das fünfte der bisher erschienenen zwölf Hefte, deren jedes mit sechs Blättern je einem Pflanzenmotiv gewidmet ist. Das fünfte Heft gilt der Rebe. Die erste Tafel bringt, wie immer, eine farbige Reproduktion des natürlichen Vorbildes, in unserm Falle also eines Rebenzweiges mit Trauben und Weinblättern. Die folgenden Tafeln zeigen der Reihe nach ein römisches Marmorrelief, ein römisches Silberrelief, ferner eine holzgeschnitzte Schrankfüllung, einen schmiedeisernen Wandleuchter und eine Goldstickerei, diese drei letzteren deutsche Arbeiten des 15. Jahrhunderts. Vor allem fällt auf, daß die hiemit gebotenen Beispiele nur der römischen Antike und dem 15. Jahrhundert entlehnt wurden; doch braucht uns dieses weniger zu wundern, als daß es in anderen Heften möglich war, eine verhältnißmäßig stattliche Zahl von Beispielen dekorativer Verwendung der Pflanze aus anderen Zeiten und Stilperioden beizubringen. Wenn man nun die gedachten fünf Tafeln mit Aufmerksamkeit vergleichend prüft, so wird man ohne Schwierigkeit sich überzeugen, wie das Naturmotiv in seinen charakteristischen Hauptzügen in allen fünf Fällen klar und deutlich erkennbar bleibt und doch jeweilig völlig unverkennbare Abwandlungen erfährt. Das mit dem Meißel aus dem Harten gehauene Marmorrelief sieht anders aus, als das aus dem Weichen mit dem Hammer getriebene Silberrelief; und nicht minder fordert die Arbeit des Schnitzmessers in Holz andere Konzessionen als diejenigen des Schmiedens in Eisen oder des Aufspannens von Goldfäden auf widerstandlosem Seidengrund. Freilich gewinnen wir noch Kenntniß von einem weiteren stilbedingenden Moment, sobald wir die römischen Beispiele einerseits mit den deutschen des 15. Jahrhunderts andrerseits vergleichen. Wir erkennen sofort, daß die Anforderungen an Naturtreue in der Zeit der deutschen Spätgothik entschieden geringere gewesen sind als diejenigen der frühen römischen Kaiserzeit; ja man wird sagen dürfen, daß überhaupt die römische Kunst in dieser Richtung weiter gegangen ist, als irgendeine ihrer Nachfolgerinnen bis auf die heutige Zeit — den einzigen Ghiberti vielleicht ausgenommen —, was uns unwillkürlich an andere Parallelen zwischen der Kultur der römischen Kaiserzeit und derjenigen unsrer Tage erinnert.

In analoger Weise, wie dies von der Rebe dargethan wurde, hat Storck bisher auch Rose, Lorber, Epheu, Lilie, Distel, Eiche, Nelke, Palme, Oelbaum, Granatapfel und Fruchtgehänge geschildert. Wer sich die Muße nimmt, diese Blätter mit aufmerksamem Auge zu durchmustern, wird reiche Belehrung daraus schöpfen, und ist es ein denkender Künstler, so wird er ihnen gewiß volle Beachtung schenken und wäre es auch nur, um daraus zu lernen, wie er am sichersten jene Schranken überspringen kann, die ihn noch von einer vollkommen treuen Wiedergabe der Natur trennen.

Storcks Tafelwerk ist aber auch lehrreich in demjenigen, was es nicht enthält und selbst in seinen Irrthümern. Nicht aufgenommen hat er unter seine Motive den Akanthus und dieses mag von Manchen sehr vermißt werden. Die Unterlassung hat aber den denkbar einfachsten Grund: was man unter Akanthus-Ornament versteht, das hat eben keine Pflanze zum unmittelbaren Vorbild. Auf Storcks Programm stand der Akanthus ursprünglich mit obenan, aber als er die verschiedenen Spezies der Akanthuspflanze in der Nähe betrachten konnte und dieselben mit dem antiken Akanthusornament verglich, da fand er, daß das Akanthusornament mit der Akanthuspflanze ebensowenig zu thun hat, als der Eierstab mit Eiern und das Kymation mit den Meereswogen. Seither hat man freilich die Entdeckung gemacht haben wollen, daß zwar nicht die charakteristischen Vollblätter der Akanthuspflanze, wohl aber die unscheinbaren und halb verborgenen Stützblätter derselben das Vorbild für das genannte Ornament abgegeben haben sollten. Hienach wären die Griechen der perikleischen Zeit, die sonst nur die strengstilistischen Palmetten und

[1]) Die Pflanze in der Kunst. Ein Vorlagewerk für den Zeichenunterricht an Kunstgewerbe- und Realschulen, Gymnasien u. s. w., ein Anschauungsmittel für ornamentale Stillehre und Nachschlagebuch für Künstler und Kunsthandwerker. Herausgegeben im Auftrage des k. k. Museums f. Kultus u. Unterricht von Joseph A. v. Storck. Wien, A. v. Waldheim.

Lotuskelche gekannt haben, in einem einzelnen Falle in der Beobachtung von Naturerscheinungen noch weiter ins Detail gegangen, als selbst die Japaner unsrer Tage, die sich doch in derlei Findigkeiten nicht spotten lassen. Daß aber diese „Entdeckung“ auch in archäologischen Kreisen wie es scheint Gläubige gefunden hat, beweist nur, welch unzulänglichen Vorstellungen über das Verhältniß zwischen schaffendem Künstler und vorbildlicher Natur in früheren Kunstperioden man sich vielfach selbst in jenen Kreisen heute noch hingibt.

Lehrreich ist Storcks Publikation endlich auch in einem Irrthum. Es ist derselbe Irrthum, dem er beim Akanthus glücklich entronnen ist. Bei der Palmette ist er ihm zum Opfer geworden. Niemand, der sein neuntes Heft aufmerksam durchblättert, wird verkennen, daß die künstlerische Verbindung zwischen Palme und Palmette eine gezwungene ist. Freilich sprach zugunsten dieser Verbindung ein womöglich noch verbreiteteres Vorurtheil als beim Akanthus. In dieser Hinsicht hatten es die italienischen Quattrocentisten besser: sie konnten hierüber freier und unbefangener entscheiden als unsre heutigen Künstler mit den auferlernten archäologischen Vorurtheilen. Man sehe nur das Blatt bei Storck mit der Intarsia aus Santa Maria Novella: Der Meister war hier in der That offenbar von der antiken Palmette, wahrscheinlich von einer gemalten griechischen Vase angeregt worden, um damit das Bild einer Palme auszustatten; aber sein Naturalismus wurde stutzig, da er solche Palmenwedel noch nie gesehen hatte, und er gab dem Fächer eine soweit abweichende Gestalt, bis er darüber beruhigt war, daß keines ihn verkennen konnte, der nur je in einem florentinischen Treibhause, geschweige denn auf der Höhe des römischen Palatinhügels Palmen nicken gesehen hat.

Alois Riegl.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. S. An der Westküste Afrika's. Wirthschaftliche und Jagdstreifzüge von Max Esser, Dr. jur. Berlin, Köln, Leipzig. Verlag von Albert Ahn 1898. (VIII und 225 S. Abbildungen, 11 Tafeln, 2 Karten. Preis 7 M.) — Der Verfasser hat sich von Mai bis Oktober 1896 in Kamerun, auf den Inseln des Guineabusens und in Angola zum Zweck des Studiums wirthschaftlicher Fragen aufgehalten und berichtet im vorliegenden Buche über seine Erfahrungen und Erlebnisse. Esser ist augenscheinlich ein leidenschaftlicher Kolonialenthusiast; zwar bemüht er sich, objektiv und kühl zu sein, zwischendurch aber begegnen wir doch bedenklich phantasievollen Zukunftsbildern. Hierher rechnen wir Essers Bemerkung (S. 211), er habe „die feste Ueberzeugung gewonnen“, daß eine Eisenbahn zwischen der Tigerbai (Mossamedes) und dem Cunene, die schließlich in südöstlicher Richtung über Transvaal bis zum Indischen Ozean fortgeführt werden müßte, „sich in hohem Maße rentiren würde“. Warum denn in aller Welt will denn der Verfasser gerade von hier aus eine transafrikanische Eisenbahn ausgehen lassen? Dieses Gewinnen von „Ueberzeugungen“ spielt im Buche überhaupt eine große Rolle. So gelangt Esser bei einer anderen Gelegenheit (S. 2) auf Grund seiner „eingehenden, an Ort und Stelle angestellten Studien“ zu der „Ueberzeugung, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern ist, wo durch Thatsachen glänzend bewiesen werden wird, daß in afrikanischen Landen deutsches Blut ... und deutsches Kapital nicht vergebens geopfert worden sind“. Wir sind zwar auch der Ansicht, daß dieser Zeitpunkt einmal kommen wird, müssen es aber bezweifeln, daß der Verfasser nach einem kurzen Aufenthalt in Kamerun zu solchen kategorischen Behauptungen berechtigt ist, zumal er sich um Beweise nicht viel kümmert. Einzelnes ist zwar richtig, aber keine neue Wahrheit. Was uns z. B. Kamerun ist und sein wird, wissen wir bereits und es bedarf wohl kaum erst der Versicherung Essers, er habe dort ein weites Feld für eine ertragreiche wirthschaftliche Thätigkeit „gefunden“. Immerhin empfehlen wir das Buch praktischen Kolonialfreunden zur Kenntnißnahme und verweisen namentlich auf den lehrreichen Abschnitt über Angola, dessen Grenzprovinz gegen Deutsch-Südwestafrika der Verfasser relativ genauer kennen gelernt haben dürfte. Erwähnt sei übrigens Essers Behauptung, daß in Angola unter Begünstigung der portugiesischen Kolonialregierung ein schwunghafter Sklavenhandel betrieben wird; Hauptstapelplatz und Ausfuhrhafen für schwarze Waare nach São Thomé und Principé ist Novo Redondo. Diese erbaulichen Enthüllungen erinnern an die Anklagen Camerons vor 20 Jahren. — Der Geograph wird von dem Buche arg enttäuscht sein. Esser hat den Weg von der Kamerunküste nach dem Balilande zusammen mit dem inzwischen verstorbenen Forscher Dr. Eugen Zintgraff zurückgelegt, und zwar auf bereits öfter begangenen Wegen. Ferner hat er das wenig bekannte Land zwischen Mossamedes und dem Ort Humbe durchzogen und dann den bisher ebenfalls ungenügend bekannten Cunene auf einer Strecke von 400 km bis zum Meere abwärts verfolgt. Endlich hat Esser die Tigerbai besucht und auf deutschem Gebiet einen nach seiner Ansicht vortrefflichen Hafen gefunden. Demnach also trägt Esser etwas stark auf, wenn er von seinen Reisen in „Zentralafrika“, von seinem Aufenthalt im „Innern Afrika's“ spricht. Auf seiner flüchtigen Reise nach Bali konnte er ja nichts bemerkenswerthes beobachten und also auch nicht berichten — seine, Zintgraff ergänzenden Mittheilungen über den Kannibalismus der Bakundu beruhen auch nur auf Hörensagen —, wohl aber hätte Esser sich über die Cunenereise erheblich eingehender auslassen können, als es geschieht. Am auffälligsten jedoch erscheint es, daß Esser zweimal so ganz beiläufig erwähnt, er sei am Cubango gewesen, und darüber mit keiner Zeile beeichtet. Ist er bis an jenen Strom gekommen, so wären Mittheilungen über diese Reise von höchstem Interesse und Werth gewesen! — Untermischt ist der Inhalt des Buches noch mit Bemerkungen historisch-geographischer Art, die besser weggeblieben wären. Daß die Phönicier Afrika umschifft haben und der Karthager Hanno bis nach Kamerun gelangt sei, ist doch keine so zweifellose Thatsache, wie Esser (S. 37) zu glauben scheint. Ophir soll (S. 90) „eine Stelle in Mittelafrika“ sein? „Sappar“ (S. 39) für Dapper ist wohl nur ein Druckfehler. Fernando Poo, Peincipe, São Thomé, Annobon — nicht Annabon, wie es konsequent im Buche heißt — sind nichts weniger als Diluvialinseln (S. 16). — Von den Karten ist die eine eine Routenkarte des Weges zwischen Mundame (am Mungo) und Bali im Maßstab 1 : 1/2 Million. Sie bietet zwar viel Detail, doch weicht der nördliche Theil der Route in Entfernung und Richtung so stark von der älteren Zintgraff'schen Aufnahme ab, daß man sie nicht ohne weiteres acceptiren darf, zumal über die Grundlagen der Konstruktion nichts mitgetheilt wird. Jene Abweichung ist darauf zurückzuführen, daß der Zeichner den Ausgangspunkt Mundame und das süd-nördlich geeichtete Routenstück bis Tinto um ca. 25 km nach Westen verschoben, dem Endpunkt Bali aber die alte Position fast unverändert gelassen hat. Die zweite Karte mit dem Cunene in 1:3 Mill. und der Tigerbai in 1:1/2 Mill. ist den „Mitth. aus den deutschen Schutzgebieten“ (1896, S. 211) entnommen. Da es sich hier, wie bemerkt, um fast unbekannte Gebiete handelt, muß man es bedauern, daß Esser nicht genauere Aufnahmen machen konnte. — Von den Abbildungen sind die Vollbilder dankenswerth, das übrige ist zumeist werthloser Ausputz. Die Zeichnung mit den abgeschnittenen Menschenköpfen (S. 101) hat der Künstler nach der Fischer'schen Illustration bei Junker (Bd. III, S. 178) einfach kopirt. Hier stellt das Bild Köpfe aus dem Niamniamlande, bei Esser Köpfe aus dem Kamerungebiet dar! Mit dieser — sonderbaren Art, ein ernstes Buch zu illustriren, sind wir nicht einverstanden. Die Ausstattung des Werkes läßt sonst, bis auf die Druckfehler, nichts zu wünschen übrig.

G. Die Schädeldimensionen Voltaire's und Rousseau's. H. Muffang, der Verfasser bemerkenswerther anthropo-soziologischer Studien, drückt im „Journal des Débats“ seine Ueberraschung aus über die geringen Dimensionen der Schädel Voltaire's und Rousseau's. Voltaire war Dolichokephale mit einem Schädelwinkel von 79.40, Rousseau aber Brachykephale mit einem solchen von 85.29. Die Geschichte hat zu allen Zeiten die unerklärliche Abneigung zwischen Dolichokephalen und Brachykephalen bestätigt, und der gegen-

seitige Haß Voltaire's und Rousseau's wäre somit ein interessanter Beweis für den Widerstreit zwischen zwei Individuen von verschiedenem Schädelbau. Voltaire's Dolichotephalie erklärt sich überdies durch seine Abstammung aus einer angesehenen bürgerlichen Pariser Familie, Rousseau's Brachykephalie durch seine Herkunft von einer kleinbürgerlichen Schweizer Familie: dies stimmt vollkommen mit den bis jetzt gewonnenen Resultaten der Anthropologie überein. Doch müßte man, um noch klarer zu sehen, genauere Messungen vornehmen und noch eingehendere Studien über die Vorfahren der beiden Philosophen machen.

W. H. Graf Leo Tolstoj's neuestes Werk „Ueber die Kunst" ist im Manuskript beendet. Es soll dem Verfasser sehr viel Zeit und Mühe gekostet haben, denn er mußte sowohl über die allgemeine Bedeutung der Kunst in allen ihren Zweigen, wie auch über die Geschichte derselben gründliche Quellenforschungen anstellen; auch enthält es Betrachtungen über die Zukunft der Kunst. Nun schreibt, es werde in der nächsten Nummer der russischen Zeitschrift „Fragen der Philosophie und Psychologie" zu erscheinen beginnen und etwa 20 Kapitel umfassen.

* Die kgl. Technische Hochschule zu Berlin wird im Wintersemester 1897/98 von 2292 immatrikulirten Studirenden besucht, von denen sich 393 der Architektur, 412 dem Bau-Ingenieurwesen, 1138 dem Maschineningenieurwesen, 164 dem Schiff- und Schiffsmaschinenbau, 184 der Chemie und Hüttenkunde und je 1 der Mathematik, den Naturwissenschaften und anderen allgemeinen Wissenschaften widmen. 293 Studirende sind Ausländer. Außer den 2292 auf Grund der Reifezeugnisse von deutschen Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen oder (bei Ausländern) außerdeutschen Schulen immatrikulirten Studirenden wahnen dem Unterricht noch 614 Hospitanten bei, von denen sich 224 der Architektur, 31 dem Bau-Ingenieurwesen, 296 dem Maschineningenieurwesen, 30 dem Schiff- und Schiffsmaschinenbau, 30 der Chemie und Hüttenkunde und 3 allgemeinen Wissenschaften (Mathematik, Naturwissenschaften 2c.) widmen und 45 Ausländer sind; ferner 156 nach § 35 des Verfassungsstatuts zur Theilnahme am Unterricht berechtigte Personen (22 kgl. Regierungsbauführer, 121 Studirende der kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität, 8 Studirende der Bergakademie, 4 Studirende der Landwirthschaftlichen Hochschule und 1 Studirender der Lehranstalten der kgl. Akademie der Künste) und 145 Personen, denen nach § 36 des Statuts gestattet ist, dem Unterricht beizuwohnen (unter diesen 31 kommandirte Offiziere und Maschineningenieure der kaiserlichen Marine); im ganzen also 915 Hospitanten. Die Gesammtzahl der Hörer, welche für das Wintersemester 1897/1898 Vorlesungen angenommen haben, beträgt demnach 3207. Der Lehrkörper besteht aus 79 etatsmäßig angestellten Professoren, bezw. selbständigen, aus Staatsmitteln remunerirten Dozenten, 55 Privatdozenten und Lehrern für fremde Sprachen und 244 zur Unterstützung der Dozenten bestellten Assistenten.

* **Aus Thüringen.** Der älteste Geistliche Thüringens und wohl überhaupt Deutschlands begeht heute, am 8. Januar, seinen 93. Geburtstag. Es ist der Geh. Kirchenrath Dr. theol. et phil. Julius Löbe, Pfarrer in Rasephas bei Altenburg, der seit 59 Jahren diesem Kirchspiel vorsteht. Löbe ist in wissenschaftlichen Kreisen sehr wohl bekannt durch seine Arbeiten auf sprachlichem und historischem Gebiete. Mit Prof. Dr. v. d. Gabelentz hat er die gothische Bibelübersetzung des Ulfilas nebst Wörterbuch und Grammatik herausgegeben und daneben zahlreiche Arbeiten aus der Geschichte seines Heimathlandes Altenburg veröffentlicht. Er wurde für diese seine Leistungen von der Universität Jena zum Ehrendoktor promovirt. — Auch der Vorgänger Löbe's war fast 40 Jahre in jener Gemeinde thätig, so daß in Rasephas innerhalb eines Jahrhunderts nur zwei Seelsorger nacheinander amtirten.

* **Berlin.** Im preußischen Staatshaushalt sind zur Erforschung der Elektrizität im Weltenraume jährlich 3000 M. auf die Dauer von 5 Jahren vorhergesehen. Es handelt sich dabei, wie die „Voss. Ztg." schreibt, um die Förderung von Studien, denen Prof. Galdstein obliegt. Dieser Gelehrte, Physiker an der hiesigen Sternwarte, beschäftigt sich seit vielen Jahren mit dem Studium der Kathodenstrahlen. Er zählt mit Hittorf, Hertz, Lenard, Röntgen zu den Physikern, denen man die wesentliche Kenntniß auf diesem Gebiet verdankt. Die Röntgenstrahlen stehen in engster Beziehung zu den Kathodenstrahlen, und wie unsern Lesern noch erinnerlich sein wird, veröffentlichte in diesem Sommer Prof. Förster, der Direktor der hiesigen Sternwarte, im „Reichs-Anzeiger", zur Wahrung des geistigen Eigenthumsrechts Goldsteins gegenüber Ansprüchen aus dem Auslande, einen gemeinverständlichen Bericht über Goldsteins Studien über die Wirkung der Kathodenstrahlen im Weltraume. Daß der Fortschritt der Goldstein'schen Arbeit, die bisher großen materiellen Schwierigkeiten begegnete, jetzt durch einen besonderen Haushaltposten gesichert ist, wird bei Allen, die für diese Forschungen Interesse haben, Befriedigung erregen.

* **Wien,** 7. Jan. Hiesige Blätter berichten über eine Aufsehen erregende Entdeckung, die der Professor der Embryologie an unsrer Universität, Dr. Schenk, gemacht haben will, um die Entstehung des künftigen Geschlechts im Embryo willkürlich zu beeinflussen. Prof. Schenk äußerte sich darüber, er sei im Anschlusse an Versuche, die früher schon zahlreich gemacht wurden, zu dem Ergebniß gelangt, daß man einen Einfluß auf die Entstehung des künftigen Geschlechts eines Embryo ausüben könne. Er müsse sich aber vorläufig darauf beschränken, zu sagen, daß er glaube, sein Verfahren ermögliche es, darauf Einfluß zu nehmen, ob sich fernerhin ein männliches oder weibliches Individuum aus dem Embryo entwickelt. Die Art, wie er zur Erzielung dieses Resultats vorgehe, will er vorläufig nicht mittheilen, da er sich eine eingehende wissenschaftliche Veröffentlichung vorbehalten müsse. Das eine könne er betonen, daß es sich nicht um eine operative oder medikamentöse Behandlung handelt, sondern um Resultate des Stoffwechsels. Weiter theilte Schenk mit: der Erste, der wissenschaftlich exakte Versuche in dieser Richtung machte, war der Schweizer Thierzüchter Thury. Seit mehr als 20 Jahren befaßt sich Prof. Schenk mit ähnlichen Experimenten an Hunden, Meerschweinchen und Hühnern. Diese Versuche sind deßhalb sehr schwierig, weil die den embryologischen Instituten am leichtesten zur Verfügung stehenden Thiere nicht immer ein geeignetes Material darstellen. Immerhin erklärt Schenk, durch sein Verfahren dahin gelangt zu sein, daß er z. B. bei Hunden einen höheren Prozentsatz von weiblichen Jungen erzielt habe, als dies gewöhnlich der Fall ist, und daß er in den letzten Jahren aus seinen Experimenten eine größere Klarheit erzielte. „In einer Reihe von Fällen," so führte Prof. Schenk weiter aus, „habe ich auch erfahren, daß die aus Thierversuchen hergenommenen Prinzipien auch für uns Menschen gelten; ja, ich kann von 14 Fällen mit Bestimmtheit sagen, daß die Richtigkeit meiner Theorie erhärtet wurde. Die größte Wichtigkeit messe ich meiner Entdeckung zu in ihrer Anwendung auf die Thierzucht. Eine Einflußnahme auf die Gestaltung der Zahlenverhältnisse der beiden Geschlechter beim Menschen vermöchte ich nicht für gerechtfertigt zu halten und nur für zulässig in den Fällen, in denen es aus wichtigen Gründen besonders wünschenswerth ist, daß ein erwartetes Kind ein bestimmtes Geschlecht habe." — Sollte sich die Entdeckung des Prof. Schenk bewahrheiten, so würde sie von unabsehbarer, auch sozialer Tragweite sein. Indessen wird man gut thun, eine authentische Darlegung des Prof. Schenk selbst abzuwarten und zu sehen, ob sie vor der wissenschaftlichen Kritik Stand hält. Das wird jedoch von hervorragenden Fachmännern schon jetzt bezweifelt.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Am 18. Dezember starb plötzlich Prof. Dr. W. H. Kosters zu Leiden, erst 54 Jahre alt. Der Verstorbene war, wie alle Professoren der Theologie hierzulande, erst Pfarrer und wurde dann 1892 Nachfolger des Prof. Kuenen in Leiden, wo er alttest. Exegese, Encyklopädie und biblische Archäologie vortrug. In Gemeinschaft mit den Professoren Kuenen, Hoplaas und Oort arbeitete er an der neuen Uebersetzung des Alten Testaments ins Niederländische, von der erst kürzlich ein Theil erschien. Da auch Kuenen vor einiger Zeit starb, so liegt die Fortsetzung jetzt Prof. Oort allein ob. Kosters war ein gründlicher Kenner der alttest. Theologie und Archäologie; ich er-

Digitized by Google

innere nur an seine Abhandlung über die Angeologie des Alten Testaments, seine Uebersetzung des Babylonischen Sintfluthberichts, seine Abhandlung über die Wiederaufrichtung Israels im Zeitalter der Perser, welche die bekannte literarische Fehde zwischen Meyer und Wellhausen zur Folge hatte. — Nachdem Prof. Molengraaff in Amsterdam die erbetene Entlassung erhalten, wurde Dr. Schröder übertragen, vorläufig (vom 1. Januar an) Mineralogie und Geologie vorzutragen. — Ernannt zum Professor an der Polytechnischen Schule in Delft wurde J. Kraus, Zivilingenieur in Groningen, früher Professor für Wasserbaukunde an der Universität zu Santiago. — Am 30. Dezember starb plötzlich der erst seit ½ Jahr pensionirte Professor Dr. M. Pols zu Utrecht. Man schätzte ihn als einen sehr tüchtigen Dozenten (für Strafrecht), noch mehr aber als wissenschaftlichen, gewissenhaften Untersucher und Herausgeber altniederländischer Rechtsquellen und als Mann von vielseitiger Kenntniß. Die niederländische Regierung schickte ihn häufig als ihren Vertreter bei den internationalen Kongressen ins Ausland, wo man ihn gern sah. Er erhielt deßhalb auch zahlreiche ausländische Orden. — Die in den Niederlanden erscheinende internationale Zeitschrift „Java" erhielt von dem Vizekönig in Nanking durch den niederländischen Gesandten in Peking 400 Dollars als Zeichen seiner Anerkennung für ihre Bestrebungen auf epidemiologischem Gebiet. — Bei der Verlagshandlung Ch. Sedelmeyer in Paris erschien jetzt der II. Theil von Bode's großem Werke über Rembrandt, welches seine Thätigkeit von 1632—1634 in Amsterdam als Portrait- und Historienmaler behandelt, die dazu gehörigen 77 Gemälde beschreibt und in Abbildungen mittheilt.

* **Paris.** Der Geschichtsschreiber Ernest Hamel, dessen Tod gestern telegraphisch gemeldet wurde, war einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreter des republikanischen Gedankens in Frankreich. Sein Arbeitsgebiet war die Geschichte Frankreichs während des Revolutionszeitalters und nach der Revolution, und diesem Stoffe brachte er eine durch Familienüberlieferungen genährte Begeisterung entgegen, denn er war ein Verwandter Saint-Justs, des Revolutionshelden, und fand in seinem eigenen Familienarchiv viele handschriftliche und gedruckte Materialien zur Illustrirung jener Epoche vor. Er trat zunächst (1859) mit einer Biographie Saint-Justs hervor, die aber der kaiserlichen Regierung zu gefährlich schien und deßhalb unterdrückt wurde. Hamel wich den Verfolgungen, die auch gegen ihn persönlich wegen dieses Buches ins Werk gesetzt wurden, nach Belgien aus, wo er eine Schrift über „Maria, die Blutige" veröffentlichte, die auch eine Tendenzschrift ist, insofern als sie den schädigenden Einfluß des Katholizismus auf die europäische Kultur nachzuweisen sucht. Auch dem hierauf (1864) von ihm veröffentlichten „Leben Robespierre's" wurden von der kaiserlichen Regierung große Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und erst nach dem Sturz des Kaiserreichs konnte sich seine republikanische Gesinnung in zahlreichen und höchst inhaltreichen Bänden über die Revolutionszeit vollauf aushun.

Hk. **Oxford.** Ueber den als Missionsarbeiter in Hongkong wie als Sinologe gleich verdienten Professor James Legge, dessen Ableben zu Oxford am 29. November seinerzeit in der „Beilage" kurz erwähnt ward, dürfte es nicht unwillkommen sein, nachträglich noch einiges Denkwürdige aus seinem Leben zu erfahren. Legge war von schottischer Herkunft und hatte sich als Student auf seiner heimischen Hochschule zu Aberdeen schon so hervorgethan, daß er daselbst frühzeitig, im Falle seiner Bewerbung, ein theologisches Lehramt hätte erlangen können. Allein, ihm schwebte ein weiteres Ziel vor Augen. Von glühender Liebe für den evangelischen Missionsberuf erfüllt und getrieben, trat er als junger Mann in diesen Dienst und schaffte sich mit eigener Kraft seinen Raum und Weg zur Erreichung des gesteckten Zieles. Es war ihm glücklicherweise beschieden, nach dem entferntesten Orient und dem ältesten der asiatischen Kulturgebiete, nach China, ausgesandt zu werden, das er mit selbstloser Hingabe erforschte und ans Licht zog. Hat jemals ein Mann ein ihm völlig fremdartiges Volk lieben gelernt, so lernte Legge das Chinesenvolk lieben. Er konnte nicht ertragen, daß diesem Volke ein Unrecht geschah und suchte es mit allen Kräften von ihm abzuwehren, wie, um nur ein Beispiel anzuführen, sein mannhafter Protest dewies, womit er zeitlebens den von der „East India Company" ihrerzeit dem Chinesenvolk aufgezwungenen schmachvollen Opiumhandel unermüdlich bekämpfte. Seinen Missionsdienst trat er mit einer wahehaft großen und edlen Erbschaft an, d. h. mit jenem von seinem berühmten Vorgänger Robert Morrison hinterlassenen Vermächtniß, der die Lernbegierde unter den Chinesen erkannt und zu ihrem Besten den Volksschulunterricht geplant, sowie die Bibel ins Chinesische übersetzt und ein chinesisch-englisches Wörterbuch veröffentlicht hatte. Legge folgte seinen Spuren im Geiste eines Staatsmannes und zugleich eines Christen, und die Zeiten waren seinem Unternehmen günstig. Was die „East India Company" nicht vermocht hatte, vollbrachte damals die britische Regierung. Sie that den nothwendigen Schritt und nahm von Hongkong Besitz. Dort wurde eine Regierung eingesetzt, und dort ließ sich bald eine Reihe von Kauffahrern nieder, die bestimmt waren, auf dieser Insel einen der größten und wichtigsten britischen Hafenplätze zu errichten, einen Berührungs- und Brennpunkt zwischen dem Morgen- und Abendland. Dort brachte Legge sein denkwürdiges Lebenswerk zustande. Nicht bloß als Missionär oder orientalischer Gelehrter, sondern wie ein wirklicher Staatsmann drückte er dieser jungen Kolonie in ihrer Kindheit das Gepräge seines Geistes und Charakters auf und war der Mann, der sie machte. Er überredete die Regierung, seine Vorschläge für die Volkserziehung anzunehmen und zu befolgen. Als anerkannter und einflußreicher Rathgeber der britischen Kaufleute genoß er in Verbindung mit seinem geliebten Missionsnamte das Ansehen eines moralischen Schiedsrichters unter denselben. Die Zuneigung und das Vertrauen der Chinesen aber gewann er in einem Grade, wie es nur den wenigsten Fremden gelang. Denn er wollte ihnen wohl, und sie wußten die Lauterkeit seiner Gesinnung zu schätzen. Und wie er dem Volke zugethan war, so vertheidigte und suchte er auch das Wahre und Gute in ihrem Glauben aus Licht zu ziehen. So wies er z. B. in einer berühmt gewordenen Streitschrift überzeugend nach, daß die monotheistische Gottesidee in der chinesischen Sprache ebenso klar, wie in den meisten anderen Kultursprachen ausgedrückt sei. Nachdem er ihre Sprache und Denkweise, ihre sittliche und religiöse Weltansicht von Grund aus erforscht hatte, war er zur Ueberzeugung gelangt, daß es die erste Bedingung für das Abendland, um in China Einfluß zu gewinnen, sei, uns das chinesische Land und Volk näher zu bringen und verständlich zu machen. Wie es die Aufgabe der Missionäre ist, die ein Volk bekehren wollen, vorher zu ihm herabzusteigen, um seine Religion kennen zu lernen, die sie ersetzen wollen, so müssen auch die Kaufleute, welche mit einer sogenannten niederen Menschenrasse Handel treiben wollen, zuvor den inneren und edleren Geist derselben kennen und schätzen lernen. Von diesem Gedanken geleitet, unternahm Legge seine oft genannte, große, unschätzbare Ausgabe der „Chinese Classics" im chinesischen Grundtext und später in englischer Bearbeitung (wie sie theilweise auch in Max Müllers „Sacred Books of the East" übergegangen ist), sein mit heldenmüthiger, unermüdlicher Ausdauer zustande gebrachtes Lebenswerk, dessen eigentliche Triebfeder aus der humanen Religion des Herausgebers entsprang. Nach mehr als 30jähriegem Missionsdienste kehrte er nach England zurück. Aber er kam nur nach England, um dem Chinesenvolk weiter zu dienen, und nicht, um es im Stiche zu lassen. Während der letzten 21 Jahre seines Lebens, in denen er als erster Professor des Chinesischen zu Oxford wirkte, weilten doch stets sein Denken, Empfinden und Wollen dort, wo er seine frühere, längere Zeit zugebracht und sein grundlegendes Werk hervorgebracht hatte.

* **Dorpat.** Die hiesige Universität hat den Oberprokureur des heiligen Synods, Pobedonoszew, zum Ehrenmitglied ernannt. Drei Russen hatten den Antrag gestellt, aber außer sämmtlichen Deutschen, deren Zahl jetzt ja sehr geeing ist, und von denen mehrere das Konseil gar nicht mehr zu besuchen pflegen, haben auch mehrere Russen starken Widerspruch gegen den Antrag erhoben, der jedoch schließlich mit 23 gegen 13 Stimmen durchging. Signum temporis!

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Montag, 10. Januar. Nummer 6.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber das Sehen der Thiere und Menschen. Von Dr. L. Heine. — Kostenanschlag für eine Neukatastrirung des Grundeigenthums in Frankreich. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber das Sehen der Thiere und Menschen.

Von Dr. L. Heine.

Es gibt eine Welt, von der sich die meisten Menschen nichts träumen lassen, eine Welt, gegen die das astronomische Weltall an Bedeutung verschwindet und die doch so winzig klein scheint, daß sie im Wassertropfen Platz hat: die Welt der mikroskopischen Lebewesen. Schon hier, in einem Reiche, das zur Thierwelt genau soviel Beziehungen hat, wie zur Pflanzenwelt und das man deßhalb als Reich der Protisten hat abtrennen wollen, indem man vergaß, daß man dann statt der Mißlichkeit, zwischen Thieren und Pflanzen zu trennen, die doppelte Mühe hatte, die Protisten gegen beide abzugrenzen, schon hier also wird gesehen? Blicken wir durch das Mikroskop. Eine Diatomee, ein schlankes, etwa wie ein Wetzstein aussehendes einzelliges gelbgrünes Wesen, kreist im Tropfen umher. Nun verdunkeln wir das Gesichtsfeld. Die Bewegung geht noch ein Weilchen weiter, dann wird alles ruhig. Langsam öffnen wir die Blende. Ein Weilchen müssen wir noch warten, dann erwacht sie wieder und je mehr Licht wir ihr gönnen, um so lebhafter werden ihre Bewegungen. Ist das „Sehen“? Vielleicht noch nicht. Nur im Licht vermag der gelbgrüne Farbstoff den Sauerstoff freizumachen, der zu jeder Bewegung, wie zu jeder Kraftleistung, nöthig ist. Enthält das Wasser, in dem die Diatomee schwimmt, viel Luft, so braucht sie kein Licht zur Bewegung, sie nimmt den Sauerstoff direkt aus der Luft des Wassers; hat sie aber den freien Sauerstoff des Wassers verbraucht, so kann sie sich nicht mehr bewegen. Mit Hülfe des Chromophylls kann sie, aber nur im Licht, nun selbst Sauerstoff produziren und dann kann sie sich auch wieder auf Kosten des selbsterzeugten Sauerstoffs bewegen. „Sehen“ kann man diesen Vorgang aber wohl noch nicht nennen. Wir können uns vorstellen, daß das Licht einen erregenden Einfluß auf den ganzen Stoffwechsel der kleinen Lebewesen ausübt. Seinen äußeren Ausdruck findet dieses in der sichtbaren Bewegung. Neben der Diatomee zieht ein Wimperinfusor seine fröhlichen Kreise. Scheffel sagt von ihnen: „Zuletzt jubilirt noch in Saus und Braus das Infusoriengestudel“. So sieht es in der That oft aus, wenn die kleinen runden Zellen wie ein Mückenschwarm durcheinander wirbeln. Den Tropfen bedecken wir mit einem Sackglaschen. Nachdem der erste Schreck überwunden ist, wird die Gesellschaft ruhiger, sie kreisen langsam umher. Dann aber werden sie allmählich wieder lebhafter, eine bemerkbare Unruhe kommt — scheinbar ohne jeden Grund — über die Thierchen und sie hasten und suchen in allen Richtungen hin und her. Die Luft geht ihnen aus, sie suchen ein Luftbläschen. Wo sie eines erwischen, da drängen sie sich schaarenweise herzu und kommen nicht eher zur Ruhe, ehe sie nicht auch etwas von dem Nektartropfen abbekommen haben. Finden sie keine Luftblase und verdunkeln wir das Gesichtsfeld zur Hälfte, so eilen sie alle nach und nach zum Licht, um sich dann hier mit Hülfe ihres grünen Chlorophylls selbst den nöthigen Sauerstoff zu erzeugen. Ist hier nicht schon eine „Empfindung“ für das Licht vorhanden? Nahe Verwandte dieser Paramäzien, die Euglenen, sind z. Th. noch viel ausgesprochenere Lichtfreunde. Bringt man einen Tropfen Wasser, welcher viele dieser Thierchen enthält, unter das Mikroskop, so sieht man sie einen Moment blindlings durcheinander jagen, dann aber ziehen sie wie auf ein Kommando grad aufs Licht zu. Kommen sie an den Rand des Tropfens, so drängen die nachfolgenden die vor ihnen angekommenen geradezu aufs Trockene, um selbst möglichst weit nach vorn zu kommen. Dreht man jetzt den Objekttisch um, so daß die Thiere ins Dunkle „sehen“, so machen sie auf der Stelle kehrt und schwimmen einhellig zum Lichtufer. Nur ein schmaler grüner Saum bleibt am anderen Ufer zurück: die vorhin aufs Trockene gesetzten. Die Ersten sollen die Letzten sein! Bringt man nun im Gesichtsfeld einen scharfen Schatten an, so prallen die zum Licht schwimmenden wie vor einer Mauer von ihr ab und schrecken zurück, sobald das vordere Körperende in den Schatten hineingetaucht ist. Muß man hier nicht anerkennen: die Thiere „sehen“? Es handelt sich um kleinste, aus einer einzigen Zelle bestehende Organismen, von „Augen“ kann also keine Rede sein. Oder sollen wir den kleinen braunen oder schwarzen Fleck am vorderen Körperende ein Auge nennen? Wohl möglich, daß es die erste schüchterne Andeutung eines solchen darstellt.

Wie wir bei den einzelligen Organismen zuerst den ganzen Körper für eine auf irgend eine Weise zustandekommende Lichtempfindung verantwortlich machen mußten, bis wir bei den nächsthöheren schon einige, durch begrenzte Farbstoffanhäufungen dazu besonders ausgestaltete Punkte fanden, die wir als primitive Augen deuten können, so finden wir auch bei den mehrzelligen Organismen zunächst wieder solche, deren Körperoberfläche kein einziges Sinnesorgan erkennen läßt, nicht einmal ein Farbstoffstörnchen läßt sich im ganzen Körper finden, und doch können die Thiere sehr wohl unter hell und dunkel unterscheiden. Wollen wir uns Repräsentanten für diese Klasse suchen, so dürfen wir uns nicht zu den Hohlthieren oder zu den Stachelhäutern wenden, die sonst wohl in der Thierreihe den Protisten am nächsten stehen. Es ist durchaus nicht so, daß je höher ein Thier entwickelt ist, um so höher auch seine Sinnesorgane, im speziellen seine Augen, entwickelt sein müssen. Vielmehr finden wir bei relativ niedrig stehenden Thieren schon recht vollkommene Augen, die dann bei der Weiterverfolgung in dem Thierreich wieder verkümmern. Damit geht der gute Gedanke, den Mutter Natur gehabt hat, natürlich nicht verloren; denn in der einen Thierklasse wird er sehr wohl immer weiter und

vollkommener ausgebaut, nur Allgemeingut wird er nicht, Allgemeingut etwa für alle Thiere gleicher und höherer Ordnung. Bei den Weichthieren, im besonderen bei den Muscheln, finden wir solche völlig farblose Thiere, an denen noch kein Mensch irgend ein Sinnesorgan, das man als Auge deuten könnte, entdeckt hat, und doch sind sie gegen Licht äußerst empfindlich. Hat man mehrere solcher Weichthiere im Halbdunkel in einem Gefäß stehen und läßt nun plötzlich grelles Licht, das man sorgfältig der Wärmestrahlen beraubt hat, auf sie fallen, so klappen sie sämmtlich sofort wie auf Kommando ihre Schalen zu. Daß es etwa die Wärme des Lichts sein könnte, die solche Wirkung hervorbringt, ist schon deßwegen unwahrscheintich, weil die Thiere auf rothes Licht wenig oder gar nicht reagiren. Gerade der „kalte" Theil des Spektrums erweist sich als wirksam. Ob man schon mit X-Strahlen probirt hat, auf die Thiere einzuwirken, ist mir nicht bekannt. Lange werden sie jedenfalls nicht davon verschont bleiben.

Die Schnecken tragen auf jedem Fühler ein Auge — aber auch wenn man ihnen sämmtliche Fühler abschneidet, unterscheiden sie noch hell und dunkel.

Der Zustand, in dem anscheinend die ganze Körperoberfläche an der Lichtempfindung betheiligt ist, muß bald einer anderen Anordnung Platz machen. Bald sehen wir, daß einzelne Körpergegenden, noch ohne daß wir mit dem Mikroskop etwas besonderes nachweisen können, für das Licht empfindlicher werden als andere. Der „Mantel"rand, oder der „Fuß" der Muscheln, bei den Würmern der Kopf, bei den Schnecken die außerhalb der Schale befindlichen Theile sind ungleich befähigter, Lichteindrücke aufzunehmen, als andere Körpergegenden. Dann, bei weiter fortschreitender Entwicklung, sehen wir, daß sich die Zellen der einschichtigen Epithellage, welche die ganze Körperoberfläche bedeckt, an einzelnen Stellen etwas in die Länge strecken, daß sie auswachsen. Jetzt stülpt sich diese Stelle der Körperoberfläche etwas nach innen ein, die Ränder der entstandenen Vertiefung nähern sich gegenseitig und von außen erkennt man nur noch an einem kleinen Loch die Stelle, wo die eingestülpten Sinneszellen zu suchen sind.

Solche Weichthiere „sehen" etwa so, wie wir sehen, wenn wir uns in einem fast völlig dunklen Zimmer befinden und wenn sich in einem der Fensterläden ein vielleicht handgroßer Ausschnitt befindet. Ich denke an die gemüthlichen altmodischen Fensterläden mit den ausgeschnittenen Herzformen. Wir sehen ganz gut, ob ein Mensch draußen vorbeigeht: ein Schatten huscht in entgegengesetzter Richtung durch den Raum. Ob es aber ein Mensch, ein Pferd oder ein Wagen ist, oder ob der Wind einen Baum hin und her biegt, das kann ein so primitiver Gesichtssinn nicht unterscheiden.

Schließt sich die Haut dieser Thiere nun noch über der eingestülpten Sinnesblase und bleibt sie an dieser Stelle durchsichtig, entsteht in den Sinneszellen etwas Pigment, wächst vom Gehirn her ein Sinnesnerv heran, so ist schon eine Art Auge fertig: der Zoologe redet nun von Cornea als Hornhaut, vom Glaskörper (dem schleimigen Inhalt der Sinnesblase), von Retina als Netzhaut und vom Sehnerven. Interessante Probleme, die hier überall am Wege liegen, wieso z. B. der vom Gehirn auswachsende Sehnerv immer den Weg so gut findet zu den kleinen Sinnesblasen als Augen und warum er nie daran vorbei wächst, werden die Forscher noch lange beschäftigen. Ueber Theorien von Chemotaxis und Phototaxis ist man hier noch nicht hinausgekommen.

Wie jedes Individuum in seiner Entwicklung die ganze Stufenleiter von der einen winzigen Eizelle bis zum vollentwickelten Organismus durchmachen muß, so, nehmen wir descendenztheoretisch an, hat sich auch die ganze Welt der Lebewesen entwickelt. Aber nicht eins aus dem andern, eines über dem andern und nach ihm, wie die Sprossen auf der Leiter, sondern gewissermaßen nach allen Seiten hin begannen sich endlose Reihen von Lebensformen aus der einzigen Urform zu entwickeln. Hier entstanden die Algen, dort die Fadenpilze, die Schimmelarten, dicht neben ihnen die Bakterien, Spirillen, neben diesen Amöben und Infusorien, dann die Kolonienthierchen, weit davon entfernt schon sind die Weichthiere: die Zwischenformen zwischen ihnen und der Urform sind verkommen und vergessen, keine Spur findet man mehr von ihnen, aber die primitivsten Formen der Sinnesorgane, wie sie diese Zwischenformen einzig besessen haben müssen, bestehen, neben den schon weit vollkommener ausgestatteten „Augen" der Mollusken, bei einzelnen Arten noch zeitlebens fort. Das eingestülpte, noch offen mit der Außenwelt in Verbindung stehende Sinnesbläschen, in dem das Meerwasser ein- und ausströmt — philogenetisch schon ein überwundener Standpunkt —, ist bei einzelnen Sorten noch Dauerzustand geblieben. Es sind dies die Minderbegabten, die Stiefkinder der Natur, die sich mit den Abfällen zufrieden geben müssen, die bei den immer neuen Schöpfungen und immer weiteren Plänen unbeachtet liegen geblieben sind. Sie haben es nicht weiter gebracht, die Gedanken der neuen Zeit haben sie nicht mit gelebt, sie verkümmern und gehen unter.

Was „sieht" nun ein solches Weichthier eigentlich? Wie sieht seine Welt aus? Welche Gesichtsvorstellungen können hier zustande kommen? Wir thun dem Thiere, glaube ich, nicht unrecht, wenn wir annehmen, daß ihre Gesichtsvorstellungen doch noch recht dürftig sind. Ob sich etwas auf sie zu bewegt, ob es etwas größeres — ein zu fürchtender Feind — oder ob es etwas kleineres — eine Beute ist, die verdient, verschlungen zu werden, das wird wohl das hauptsächlichste sein, was ihnen diese Augen zu unterscheiden haben. Daß sie dabei ein gewisses Gedächtniß für die Sinneseindrücke besitzen, geht aus folgenden Versuchen hervor. Schreckt man die Thiere in ihrem Bassin durch einen Schatten, so flüchten sie, wenn sie können, oder sie beschränken sich darauf, wie z. B. einige Muscheln, die Schalen zuzuklappen. Nimmt man den Schatten vorsichtig weg und wartet ab, so öffnet sich langsam eine Schale nach der andern. Beschattet man sie jetzt wieder, so klappen schon nicht mehr alle Schalen zu, einige besonders leichtsinnige sind anscheinend zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Gefahr überschätzt war. Macht man den Versuch noch öfter, so reagieren sie nicht mehr, sondern lassen die Schalen offen. Kommt nun wirklich ein großer Raubfisch, so müssen sie ihren Leichtsinn büßen.

Hat die Natur den ersten wichtigen Schritt zur Entwicklung von Sinnesorganen gethan, hat sie einzelne Stellen der Körperoberfläche für die Empfindung von Licht besonders empfindlich gemacht und hat sie so eine gewisse Arbeitstheilung in den Obliegenheiten der einzelnen Zellgruppen eintreten lassen, so ist die nächste Aufgabe die, diese bevorzugten Stellen mit weiteren Hülfsmitteln auszustatten.

Zunächst wird nun ein schwarzer oder brauner Farbstoff — ein Pigment — um die Sinneszellen herum oder auch in ihnen angehäuft. Durch einen solchen schwarzen Schirm wird nun mehr Licht „verschluckt", als wenn das Licht durch einen durchsichtigen Körper ungehindert hindurch treten könnte, oder als wenn es von einer weißen Wand ungenutzt zurückgeworfen würde. Vielleicht haben auch schon hier, wie man es für die höher entwickelten Formen annimmt, diese Pigmentzellen die Aufgabe, bestimmte Farbstoffe abzusondern, deren Bleichung durch das Licht im Sinnesnerven chemische Umsetzungen anregt, die im zentralen Nervensystem als Lichtempfindungen bewußt werden.

Denselben Zweck, möglichst viel Licht an den Sehstellen

Digitized by Google

zu vereinigen, verfolgt ein anderer Hülfsapparat: die Licht sammelnden Körper. Ueber dem primitiven Sinnesorgan verdickt sich die Oberhaut etwas, sie nimmt gewölbte Form an und wird durchsichtig: die erste Linse ist fertig. Bewegt sich an einem solchen Auge irgendein Gegenstand vorbei, so kann schon ein weit schärferes Bild auf der Schicht der Sinneszellen zustande kommen, Größe und Bewegung werden weit vollkommener wahrgenommen, als in den einfachen oben geschilderten Sinnesbläschen. Vergleichen wir diese letzteren mit einem dunkeln Zimmer, in dessen einem Fensterladen sich ein handtellergroßes Loch befindet, so können wir uns von ersteren eine gute Vorstellung machen, wenn wir uns erinnern, wie eine Camera obscura einfachster Form konstruirt ist. Ein innen geschwärzter Kasten, in der einen Wand ein rundes, durch eine Linse ausgefülltes Loch, auf der gegenüberliegenden Wand ein lichtempfindlicher Schirm. Die einfachsten Formen der „Augen"flecke mit lichtsammelndem Körper verdienen indeß die Vergleichung mit der Camera obscura durchaus noch nicht. Jedermann weiß, daß der lichtempfindende Schirm ein Stück weit von der Linse entfernt sein muß, damit — eine leidlich gute Linse vorausgesetzt — ein umgekehrtes wirkliches Bildchen zur Entstehung gelangt. So ist es nun in den Augenflecken in den seitlichen Bauchgegenden der Fische durchaus nicht. Wir finden nur einen sehr wenig exakt gearbeiteten und nur annähernd linsenförmigen, durchscheinenden Körper, der nie ein leidliches Bild entwerfen könnte, und dicht hinter ihm die lichtempfindliche Platte. Eine Wahrnehmung von Formen ist hier also noch nicht möglich.

Sehr interessant ist es nun, zu verfolgen, auf wie verschiedene Art die weitere Vervollkommnung des Organs erreicht wird. Die Natur kennt zwei Wege: entweder sie wirkt freigebigst durch Masse oder sparsam durch verfeinerte Ausführung eines oder nur zweier Organe. Massenwirkung erstrebt sie bei den sogenannten Facettenaugen der Insekten. Stellen wir uns den lichtsammelnden Körper ganz fein und in die Länge gezogen vor, so daß er mehr den Namen eines Krystallstäbchens verdient, denken wir uns um ihn herum ein Pigmentrohr und an seinem dem Körper des Insekts zugerichteten Ende eine Nervenzelle mit Nervenfaser dazu, so ist ein höchst primitives Auge fertig. Was kann dies Auge aber sehen? Nur gerade den Punkt der Außenwelt, der ihm direkt gegenüberliegt. Ein solches Auge sieht so viel wie wir, wenn wir durch ein Flintenrohr blicken. Denken wir uns nun aber tausend solche Augen auf der Oberfläche einer Kugel angeordnet, so muß jedes dieser Organe einen kleinsten Bezirk der Außenwelt wiederspiegeln, so daß auf der Oberfläche der Kugel, auf der diese Tausende von Augen dicht nebeneinander aufgestellt sind, ein aufrechtes Mosaikbild der Welt zustande kommt. Wir sehen, daß mit verhältnißmäßig einfachen Mitteln mit dem Prinzip der Massenwirkung doch etwas zu erreichen ist. Unsre Fliegen, Bienen u. s. w. besitzen solche Facettenaugen. Daß diese Augen ein scharfes Bild der Welt entwerfen, ist kaum anzunehmen. Man wird nicht glauben dürfen, daß eine Fliege einen Menschen erkennt, würde sie sich ihm doch sonst kaum auf Nase oder Hand setzen. Aus Dummheit oder Frechheit geschieht dies wohl nicht, denn so unvorsichtig sind die Thiere erfahrungsgemäß nicht, wenn man auch leicht geneigt ist, namentlich im Sommer bei Fliegen und Mücken eine gewisse Zudringlichkeit und Bosheit zu konstatiren. Die Thiere erkennen gar nicht so genau die Formen, daß sie eine Hand von einem Brot auf dem Tisch unterscheiden könnten, sie versuchen von beiden zu naschen. Wohl aber wird die Größe und ganz besonders die Bewegung eines Gegenstandes wahrgenommen. Dieses kann man täglich beim Fliegenfangen beobachten, und nach dem Bau solcher Augen ist es auch ganz verständlich.

Eine weitere Fähigkeit dieser Augen ist die Farbenempfindung. Besonders bei den Bienen scheint diese eine große Rolle zu spielen. Die Bienenzüchter können hiervon besser erzählen als der Gelehrte, der die Thiere nie so in der freien Natur zu beobachten Gelegenheit und Zeit hat. Wissenschaftliche Untersuchungen sollen ergeben haben, daß diese Thiere auch ultraviolette Strahlen noch unterscheiden können, also Lichtstrahlen, die wir uns nur durch die photographische Platte erkenntlich machen können.

Von einigen Spinnensorten hat man neuerdings sogar behauptet, daß sie eine sehr gute Sehschärfe besitzen sollen und daß sie auf größere Entfernung hin eine künstliche Fliege von einer ruhig dasitzenden natürlichen unterscheiden könnten. Wenn die natürliche Fliege wirklich völlig ruhig sitzt und sich nicht durch irgendwelche auch noch so geringe Bewegungen als Lebewesen verräth, so wäre nach dem Bau der Augen gar nicht zu verstehen, wie diese Thiere so gut sehen können.

Neben dem Prinzip der Massenanwendung betrachten wir nun das der Verfeinerung und Vervollkommnung des Sinnesorgans. Wir greifen auf die Camera obscura zurück. Sagen wir, die Camera ist auf die unendliche Ferne eingestellt, so bedeutet das: Lichtstrahlen, welche aus der unendlichen Ferne kommen und so miteinander parallel auf die Linse auffallen, werden von dieser so gebrochen, daß sie alle in einem Punkte auf der lichtempfindlichen Platte vereinigt werden. Hier entsteht also jetzt ein scharfes punktförmiges Bild eines sehr weit entfernten Gegenstandes, z. B. der Sonne. Die Lichtstrahlen, die von irgend einem etwas näher gelegenen Punkte zur Linse gelangen, werden erst etwas hinter der lichtempfindlichen Platte in einem Punkte vereinigt, auf der lichtempfindenden Platte selbst bilden sie also noch kein scharfes Bild. Soll die Camera für die Ferne eingestellt sein, so muß sich die lichtempfindende Platte im Brennpunkt der Linse befinden. Ist dies der Fall, so sehe ich das umgekehrte Bild eines entfernten Berges scharf auf der Platte, eine Person aber, die etwa gerade in der Entfernung von 1 m vor der Camera steht, sehe ich auf der Platte nicht scharf, sondern verwaschen abgebildet. Will ich sie scharf einstellen, so muß ich die Brechkraft der Linse entweder dadurch vermehren, daß ich eine Linse von 1 m Brennweite davorhalte, oder ich muß die Linse etwas von der lichtempfindlichen Platte entfernen und der Person nähern. Dann kann ich so oder so ein scharfes Bild der Person erzeugen, der Berg in der Ferne ist aber nun verwaschen abgebildet.

Genau so wie mit der Camera verhält es sich nun auch mit dem Auge der entwickelteren Thierformen. Sehen wir in die Ferne und halten einen Finger dicht (20—30 cm) vor das Auge, so erscheint uns der Finger verwaschen, weil das von ihm entworfene Bildchen erst hinter der Netzhaut — der lichtempfindlichen Platte — entsteht. Will ich nun den beispielsweise 30 cm vom Auge entfernten Finger deutlich sehen, will ich die Camera meines Auges auf 30 cm einstellen, so kann ich eine Linse von 30 cm Brennweite vor das Auge setzen. Jedermann weiß nun aber, daß er dafür durchaus keine Linse von 30 cm Brennweite nöthig hat, sondern daß er mit seinem Auge nur ein wohlbekanntes Manöver zu machen braucht, von dem er nur ein unbestimmtes Druckgefühl im Auge hat, um den Finger scharf zu sehen. Diesen Vorgang, welcher das Auge auf die verschiedensten Entfernungen einstellt, nennen wir die Accommodation, d. h. Anpassung, des Auges. Ist die Camera des Auges auf die Unendlichkeit eingestellt und will das Auge jetzt einen Punkt genau sehen, der 1 m vom Auge entfernt ist, so brauchte es, wenn es keine Accommodation besäße, eine Linse von 1 m Brennweite; setzen wir diese dicht vor das Auge, so werden die von dem gedachten Punkt

ausgehenden Lichtstrahlen in der lichtempfindenden Netzhaut zu einem punktförmigen Bild vereinigt. Will das Auge einen $^1/_2$ m entfernten Punkt scharf sehen, so brauchte es eine Linse von $^1/_2$ m Brennweite oder, was dasselbe ist, zwei Linsen je von 1 m Brennweite. Will das Auge in $^1/_3$ m Entfernung genau sehen, so braucht es eine Linse von $^1/_3$ m Brennweite oder drei Linsen je von 1 m Brennweite. Führen wir nun für die Linse von 1 m Brennweite den Begriff der Dioptrie im Sinne der Einheit einer Kraftleistung ein, so sagen wir: für 1 m Entfernung accommodirt das Auge eine Dioptrie, für $^1/_2$ m Entfernung zwei Dioptrien, für $^1/_{10}$ m zehn Dioptrien.

Diese trockene, rein physikalische Einleitung muß verstanden sein, wenn man die interessanten Verschiedenheiten im Bau und in den Fähigkeiten der verschiedenen höher entwickelten Thiere kennen lernen will.

Wie kommt nun im Auge diese Zunahme der Brechkraft der Linse zustande? An der Camera haben wir gesehen, daß sich dieser Zweck auf zweierlei Weise erreichen läßt. Entweder muß es die Linse selbst verstärken, indem ich eine weitere Sammellinse, ein Konvexglas, hinzufüge, oder aber ich muß die ursprüngliche Linse von der lichtempfindenden Netzhaut etwas entfernen, dem Gegenstand, welcher gesehen werden soll, also nähern. Dieser letzte Weg scheint in der Natur nirgends betreten zu sein. Augen, welche nach diesem Typus der photographischen Camera mit „ausschraubbarer" Linse versehen sind, kennt der Naturforscher nicht. So muß denn also die Linse selbst im Auge verstärkt werden. Auf sehr sinnreiche Weise wird dies durch eine Gestaltsveränderung der elastischen Linse ermöglicht. Für gewöhnlich, also in der Ruhestellung des Auges, wird die Kapsel, in der die Linse sitzt, durch das Strahlenband, etwa wie ein Trommelfell in seinem Rahmen, gespannt gehalten. An dem Rahmen ringsherum verläuft ein Muskel. Zieht sich dieser zusammen, so verkleinert sich der Durchmesser des Rahmens etwas, das Strahlenband wird etwas lockerer und die elastische Linse kann sich mehr der Kugelgestalt nähern. Dabei werden Vorderfläche wie Hinterfläche stärker gewölbt, also auch stärker lichtbrechend. So wird also die Einstellung des Auges für die Nähe dadurch erreicht, daß die Krystalllinse im Auge dicker wird. Die Frage liegt nahe, wie viel Dioptrien Accommodation vermag das Auge des Menschen zu leisten, d. h. auf wie nahe kann man einen Gegenstand seinem Auge nähern, um ihn noch scharf zu sehen. Ohne weiteres läßt sich diese Frage nicht beantworten, denn diese Entfernung ist für jedes Alter verschieden. Ein Kind von 10 Jahren kann feinste Schrift seinem Auge bis auf 7 cm nähern. Daß dieses dem Auge etwas schaden sollte, ist von vornherein durchaus nicht einzusehen.

Nun aber hat der Mensch zwei Augen. Bringt er vor das eine Auge irgendeinen Gegenstand, so stellt sich sofort auch das andere Auge auf diesem ein. Je näher der Gegenstand dem Auge gebracht wird, umsomehr muß das andere — laienhaft gesagt — schielen. Diese Konvergenzanstrengung ist es, welche man dafür verantwortlich zu machen hat, daß die Kinder kurzsichtig werden, wenn sie die Bücher immer dicht an die Nase hatten, nicht der physiologische Vorgang der Accommodation. Wird der Mensch 20 Jahre alt, so schiebt sich sein „Nahepunkt" schon auf 10 cm hinaus, er hat somit noch eine Accommodationsbreite von 10 Dioptrien. Mit 30 Jahren hat er etwa noch 7 Dioptrien. Der Nahepunkt befindet sich etwa in 13 cm. Mit 40 Jahren sind noch 4 Dioptrien übrig geblieben, der Mensch kann noch gut in 25 cm Entfernung lesen, wird er aber 45 Jahre, so fängt schon das Alter an, und er braucht ein schwaches Konvexglas, um in Lesweite bequem sehen zu können. Die elastische Krystalllinse wird allmählich härter; es ist keine Muskelschwäche, etwa der Muskeln im Innern des Auges, welche die Altersſichtigkeit — auch Weitsichtigkeit genannt — bedingt, sondern es ist ein ganz gesetzmäßiger Vorgang, der mit erstaunlicher Pünktlichkeit im 45. Lebensjahr den Grad erreicht, daß er sich für unsre täglichen Bedürfnisse bemerkbar macht. Dann geht die Verhärtung der Linse gesetzmäßig weiter, bis sie im 60. Jahr so hart ist, daß sie ihre Gestalt nicht mehr wesentlich verändert. Man braucht dann zum Lesen in 25 cm ein Konvexglas von 25 cm Brennweite, also 4 Dioptrien.

Hat der Großvater von 70 Jahren sich in den letzten 15 Jahren keine neue Brille gekauft, so ist seine alte Brille natürlich zu schwach geworden, er muß sie dann vorn auf die Nasenspitze setzen, damit sie etwas stärker wirkt. In diesem Fall findet dann eine Accommodation des Auges dadurch statt, daß die Linse der Camera etwas „ausgeschraubt" wird, ein Mechanismus, dessen Vorkommen in der Natur ich oben in Abrede stellte.

Wird die Linse noch härter, so kommt es leicht zu Trübungen in der Linsensubstanz, die wir grauer Staar nennen. Es gibt Augenärzte, Fatalisten, welche annehmen, die Staartrübung der Linse sei normale Alterserscheinung, bedingt durch fortgesetzte Schrumpfungsvorgänge. Jedem Menschen stehe der Altersstaar bevor, wenn er nicht durch einen rechtzeitigen Tod davor bewahrt bliebe. Daß diese Ansicht falsch ist, geht schon daraus hervor, daß die Verhärtung der Linse sehr gesetzmäßig vor sich geht, daß die Altertrübung aber zu sehr verschiedenen Zeiten auftritt. Sie kommt auch durchaus nicht immer auf beiden Augen gleichzeitig und kommt oft überhaupt nicht, auch wenn der Mensch über 100 Jahre alt wird.

Die Vögel scheinen in der Beziehung weit besser daran zu sein als der Mensch. Erstens einmal können sie viel schneller den Blick wechseln. Sehen wir vom Buch in die Ferne und dann wieder in unser Buch, so vergeht eine merkliche Zeit, ehe wir die Worte wieder scharf haben. Bei den Vögeln ist dieses nur ein Moment. Wie sollte auch sonst eine Schwalbe im Fluge ein kleines Mückchen fangen können?

Die ältesten Tauben, welche ich untersucht habe, hatten noch ein sehr gutes Accommodationsvermögen von 8, 10 und mehr Dioptrien. Ob es bei ihnen auch eine typische Altersſichtigkeit gibt, ist überhaupt noch nicht bekannt. Gegen den Menschen im Vortheil sind die Vögel bekanntermaßen auch durch die Größe des Gesichtsfeldes. Wie schwer ist es, ein Huhn zu fangen, und wenn man sich noch so vorsichtig von hinten heranschleicht! Weit schlechter sind die Saugethiere von der Mutter Natur behandelt. Neueste Untersuchungen haben ergeben, daß ein Hund oder eine Katze günstigstenfalls ein Accommodationsvermögen hat wie ein Mann von 55 Jahren, also etwa $1^1/_2$ Dioptrien. Daß sie nothwendig mehr brauchten, kann man ja freilich nicht behaupten, denn in $^3/_4$ m Entfernung können sie auf diese Weise noch sehen, zu lesen brauchen sie nicht, und was ihnen noch näher kommt, wird nicht mit den Augen, sondern mit der Nase beurtheilt. Die Affen stehen auch in dieser Beziehung dem Menschen am nächsten. Einige Exemplare, die ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, accommodirten auf 9—10 cm.

Ein ganz anderes Prinzip als das soeben besprochene, ein Prinzip, welches sich für die Bedürfnisse des Gekehrten eigentlich viel besser eignen würde, finden wir für die Accommodation der Fische angewendet.

Die Fische sind sämmtlich kurzsichtig. Ueber Wasser sind sie sogar enorm kurzsichtig. Außerhalb des Wassers müßte ein Hecht sich einem fernen Objekt bis auf 5 cm nähern, um ein scharfes Bild zu bekommen. Im Wasser

gleicht sich dies nun so weit aus, daß noch eine mittlere Kurzsichtigkeit zurückbleibt. Dieses versteht sich für die Ruhestellung des Auges. Will der Fisch nun in die Ferne sehen, so zieht er seine harte kugelrunde Linse mit Hülfe eines besonderen Muskels etwas nach hinten. Die Camera, welche für die Nähe eingestellt war, wird durch „Einschrauben" der Linse seensichtig. Es ist also hier ein ganz anderes Prinzip in Anwendung gebracht als beim Menschen. Während Mensch, Säugethiere und Vögel mit dem ruhenden Auge in die Feene sehen und für das Nahesehen eine gewisse Arbeit leisten müssen, sehen die Fische mit ruhendem Auge in der Nähe gut und müssen eine gewisse Kraftleistung aufbringen, wenn sie in die Ferne blicken wollen. Wahrscheinlich hat es für sie ja auch nicht viel Werth, in die Feene zu sehen, da sie im Wasser doch nicht so sehr weit sehen können. Uebrigens findet sich dieser Accommodationsmechanismus nicht nur bei den Fischen, sondern auch schon bei den Weichthieren, von denen einige noch mit ganz primitiven Sinnesorganen, wie wir oben sahen, vorliebnehmen müssen.

Ein Kuriosum mag unsern vergleichend physiologischen Streifzug abschließen. Einen Fisch hat die Natur konstruirt, welcher in den stillen Küstenwässern Mittelamerika's nicht selten ist, und den die Gelehrten Anableps tetrophthalmus getauft haben. Dieses Thier liegt gewöhnlich ganz still auf dem Wasser, so daß die Wasserlinie seinen Körper in zwei Hälften theilt. Dieser Fisch, ein Verwandter unsrer Karpfen, der übrigens auch lebendige Junge zur Welt bringen soll, hat vorn am Kopf zwei Augen, jedes mit einer schönen runden Hornhaut ausgestattet. Bei genauer Betrachtung sieht man, daß diese durch eine schwarze Linie je in eine obere und eine untere Hälfte getheilt ist. Hinter jeder dieser vier Hälften sieht man eine Pupille, so daß sich der Name tetrophthalmus — der vieräugige — einigermaßen rechtfertigt.

Der Fisch steht nun für gewöhnlich ganz ruhig so im Wasser, daß die schwarze Linie auf den zwei Hornhäuten genau in die Wasserlinie zu liegen kommt. Der oberen Pupille entspricht eine untere Netzhauthälfte; damit späht das Thier über Wasser nach Beute, denn es nährt sich von den Insekten der Luft; der unter dem Wasser befindlichen Pupille entspricht eine obere Netzhauthälfte; mit dieser ist das Thier über Wasser stark kurzsichtig. Unter Wasser wird es damit sehr wohl Gefahren erkennen können, denn dieser Karpfen dient den großen Raubthieren zum Fraße.

Kostenanschlag für eine Neukatastrirung des Grundeigenthums in Frankreich.

Bn. Schon lange tragen sich die zuständigen Behörden in Frankreich mit der Absicht, das Grundeigenthum neu vermessen und bonitiren zu lassen und hienach die Grundbücher neu aufzustellen, doch hatten die aus diesen Arbeiten erwachsenden bedeutenden Kosten bislang noch von einem festen Entschluß abgeschreckt. Endlich ist der Kammer ein Gesetzentwurf vorgelegt, von dieser auch bereits angenommen und an den Senat weitergegeben worden.

Die alte Katastrirung hat wie in anderen Ländern eine lange Reihe von Jahren in Anspruch genommen und ist eigentlich gar nicht zu einem vollständigen Abschluß gekommen; ihr fehlt aber auch die Gleichmäßigkeit und vielfach die Zuverlässigkeit. Im Laufe der Zeit haben sich dann diese Mängel noch wesentlich verschärft und gemehrt, so daß der jetzige Zustand geradezu unhaltbar ist. Die Güte des Bodens hat sich zu einem großen Theil erheblich verändert, während die alte Katastrirung fortgesetzt die Unterlage für die Grundsteuer bildet und infolgedessen eine sehr ungleichmäßige Belastung, bei vielen Grundstücken sogar eine vollständige Absorbirung des durchschnittlichen Reinertrags durch jene Steuer herbeiführt. Indessen ist dieses noch nicht das Hauptübel, vielmehr leidet das gesammte Grundeigenthum unter der Unsicherheit seiner Besitztitel. Was der Einzelne mit gutem Recht für sein Eigenthum hält, wird auf Grund des Katasters, sei es im allgemeinen oder doch in den Abgrenzungen, oft mit Erfolg angefochten. Die Folge ist, daß sich die ländlichen Kreditverhältnisse schwierig gestalten und die Grundeigenthümer häufig keine Hypothekdarlehen erhalten können.

Es bedarf nicht des Hinweises darauf, daß eine Katastervermessung grundverschieden ist von einer allgemeinen Landesvermessung, wie sie zu wissenschaftlichen, militärischen und anderen Zwecken ausgeführt wird. Die Katastrirung und Bonitirung hat bekanntlich jede einzelne Parzelle nach ihrer genauen Größe und dem Reinertrage, soweit ein solcher in Betracht kommt, festzustellen und in Karten nebst Verzeichnissen (Flurbücheen, Grundbüchern) aufzunehmen. Daß eine derartige Arbeit für ein großes Land mehrere Jahre in Anspruch nehmen muß, selbst wenn ein zahlreiches Heer von Vermessungs- und anderen Beamten dazu herangezogen wird, leuchtet sofort ein. Dementsprechend müssen auch die Kosten eine gewaltige Höhe erreichen. Andrerseits kann es bei der Mannichfaltigkeit der topographischen und geologischen Gestaltung, sowie der wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes nicht leicht sein, einen annähernd genauen Kostenanschlag aufzustellen. Eine solche Kostenschätzung mußte natürlich zu den ersten Aufgaben der von der französischen Regierung eingesetzten Katasterkommission (bezw. einer der drei Unterkommissionen) gehören. Von dem Kommissionsmitgliede Durand-Claye sind nun die Gesammtkosten auf 600 Millionen Francs veranschlagt worden, so daß auf 1 Hektar der Bodenfläche Frankreichs 11½ Fr., bezw. 12 Fr. auf 1 Hektar steuerbaren Landes entfallen würden; für je eine Parzelle ergäben sich danach 4 Fr. und für einen der meistens kleinen Besitzthümer durchschnittlich 10 Fr. Ein anderes Mitglied, Boutin (der Verwaltung der direkten Steneen angehörend), ist bei seiner Berechnung der Gesammtausgaben auf 574 Millionen Francs gekommen, und zwar ganz unabhängig von der vorgenannten Schätzung. Vermag man natürlich nicht zu sagen, ob diese Anschläge zutreffen werden, so ist doch von außerordentlichem Werthe, daß beide Ergebnisse zu annähernd derselben Summe geführt haben, denn jetzt dürfen wenigstens mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit die Kosten zu etwa 600 Millionen Francs angenommen werden. Ein Unterschied in den Abschätzungen von 26 Millionen Francs darf in der That als unbedeutend bezeichnet werden, zumal wenn man der Summen gedenkt, welche von anderen Seiten zum Zweck der Abschreckung als muthmaßlich erforderlich hingestellt worden sind. Da sollte 1 Milliarde Francs nicht ausreichen oder gar eine zweite Milliarde noch verschlungen werden.

Freilich wären auch 600 Millionen bereits genug, um der Staatskasse einige Sorge zu verursachen, und manch Unschuldiger wird über die Höhe der Summe den Kopf schütteln. Allein so hoch der Betrag auch sein mag, es muß unumwunden anerkannt werden, daß die geplante Neukatastrirung nothwendig ist und keinen Aufschub mehr verträgt. Aber die französische Finanzverwaltung fühlt sich auch nicht gar zu besorgt, denn an die Tragung der Kosten, wenigstens der Gesammtausgaben, hat sie nie gedacht. Es ist eine ihr wenig bekannte Methode, allgemeine Kulturaufgaben, die auch im Interesse der kommunalen Korporationen liegen und den Privaten von unmittelbarem Nutzen sind, allein auf die Staatskasse zu übernehmen. In dem Gesetzentwurf ist daher vorgesehen, daß die Gemeinden und

Digitized by Google

Departements, bezw. deren Bewohner und Grundeigenthümer in erster Linie ihre Schultern zur Lastentragung bereit halten sollen und der Staat nur bis zu 40 Prozent der Ausgaben auf sich nehmen will, wenn die Gemeinden darum nachsuchen.

Von einem Mitgliede der Katasterkommission ist darauf hingewiesen worden, daß jetzt bei den in Rede stehenden Arbeiten zum großen Theil neue Methoden in Anwendung kommen würden, die naturgemäß auch die Kosten beeinflußten; es frage sich daher, ob man nach den bis jetzt mit dem neuen Verfahren gemachten beschränkten Erfahrungen wohl eine verläßliche Kostenrechnung habe vornehmen können. Boutin bemerkt hierauf, daß in Elsaß-Lothringen seit dem Jahre 1884 eine Katastrierung nach den vollkommensten Methoden ausgeführt werde, worüber genaue Ausgabennachweisungen vorliegen; diese hätten für seine eigenen Schätzungen einen werthvollen Führer gebildet. Etwas mißverständlich ist der Zusatz: Elsaß-Lothringen sei französisches Land („L'Alsace-Lorraine est terre française", wie es in dem stenographischen Bericht über die betreffende Kommissionssitzung heißt). Damit wird nur gemeint sein, die Katasterverhältnisse in Elsaß-Lotheingen glichen denjenigen Frankreichs.

Obgleich nun die Kosten der Katastrirung in Frankreich zur größeren Hälfte von den Gemeinden und Privaten getragen werden sollen, so ist das Unternehmen selbst doch ein rein staatliches, sowohl in technischer und administrativer, wie zunächst auch in finanzieller Beziehung. Um die erheblichen Geldmittel für die Katastrirung zu beschaffen, wurde in der Kommission hervorgehoben, würde es sich empfehlen, die Vermittlung des bedeutenden Finanzinstituts „Crédit Foncier" zu gewinnen, dem es bei den gegenwärtigen günstigen Kreditverhältnissen nicht schwer fallen könne, diese Operation ohne Störung durchzuführen.

In Anbetracht der mißlichen Lage des ländlichen Grundeigenthums, die auch keine baldige Besserung erwarten läßt, wird die Regierung schwerlich beabsichtigen, auf Grund des neuen Katasters später eine Erhöhung der Einnahmen aus der Grundsteuer zu erstreben. Es wird nicht ohne Interesse sein, die gegenwärtige und frühere Belastung durch diese Steuer hier kurz zu berühren. An Grundsteuer wurden erhoben in Millionen Francs

	in den Jahren			
	1830	1890	1893	1897 (Anschlag)
von dem Staate . . .	183.7	206.4	196.5	199.6
von den Departements .	?	96.8	99.9	104.0
von den Gemeinden . .	ca. 15.0	91.8	95.7	100.4
zusammen . .	?	395.0	392.1	404.0

Dem Charakter der Grundsteuer entsprechend, hat diese seit 1830 eine erhebliche Steigerung nicht erfahren, eine solche würde sich auch nur durch Erhöhung des Steuerfußes, bezw. der Zuschläge erzielen lassen. Die obigen Summen ergeben aber, daß die Grundsteuer einen hervorragenden Platz im Haushalte des Staats und der Kommunen einnimmt, wenn auch ihre relative Bedeutung durch die Erhöhung anderer Abgaben und Schaffung neuer Einkünfte, namentlich im Staate und in den Gemeinden abgenommen hat; denn hatte diese Steuer z. B. im Jahre 1847 noch mit 15 Prozent an den Staats- und mit 10 Prozent an den Gemeinde-Einnahmen theil, so macht sie jetzt nur noch 6 und 7½ Prozent derselben aus, und dieser Antheil wird noch weiter sinken. Sollte auch gelegentlich der Neukatastrirung eine Erhöhung des absoluten Betrages und dadurch ferner zunächst eine relative Steigerung eintreten, so könnte letztere doch nur vorübergehender Art sein, solange die Aufgaben des Staats die Tendenz haben, sich zu erweitern und demzufolge die Staatsausgaben deßgleichen immer weiter zu wachsen. Solchen Erfordernissen vermögen, wie die Entwicklung der letzten Jahrzehnte bewiesen hat, nur anders geartete Einnahmen: eine Einkommensteuer, die Verbrauchsabgaben, die Reinerträge aus Monopolen und gewissen Staatsbetrieben u. dgl., sowie nöthigenfalls neue Steuern, bezw. Einnahmequellen zu begegnen. Dies gilt natürlich nur für Länder, die sich in wirthschaftlicher Aufwärtsbewegung befinden und zu denen Frankreich noch gerechnet werden muß.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. M. Stenglein: Kommentar zur Reichsstrafprozeßordnung. 3. Auflage. (München, Beck 1898). — Die längst erwartete Neuauflage des trefflichen Stenglein'schen Kommentars ist nunmehr erschienen. Die Verzögerung verschuldete die in Aussicht stehende Novelle zur Strafprozeßordnung, deren grundlegende Aenderungen das kaum erschienene Werk hätten unbrauchbar werden lassen. Bei dem Widerstande der Reichsregierung gegen die Forderungen der Reichstagsmajorität erscheint nach des Verfassers Ansicht das Schicksal der Novelle entschieden und war die Neubearbeitung des Gesetzes gerechtfertigt. Die dritte Auflage erscheint äußerlich im Umfange der früheren Auflage, enthält aber gleichwohl eine Mehrung des Stoffes. Das reiche Material aus den letzten 8 Jahren an Literatur und Kasuistik ist vollständig verarbeitet, insbesondere die Rechtsprechung und vor allem die reichsgerichtliche Praxis bis zur Gegenwart mit größter Sorgfalt nachgetragen und benutzt. Für die Güte und Brauchbarkeit des Kommentars in seiner Neubearbeitung spricht der Name des Verfassers.

z. Geographische Gesellschaft zu München. In der allgemeinen Versammlung im Chemischen Hörsaale berichtete Hr. Dr. Alfred Bergeat, Privatdozent an der Universität, über seine Reise nach den ätolischen oder liparischen Vulkaninseln, auf denen er im Herbste des Jahres 1894 drei genußreiche Monate behufs geologischer Untersuchungen zugebracht hatte. Die ätolischen Inseln sind bis jetzt nicht alle gleich eingehend und sorgfältig untersucht worden. Während einige, wie das westlich gelegene Alicudi (5.24 qkm) und Filicudi (9.55 qkm), nur von einzelnen Forschern betreten wurden, haben die beiden bemerkenswerthen Vulkaninseln Stromboli (12.63 qkm) und Vulcano (21.22 qkm), sowie die schöne und merkwürdige Insel Lipari von jeher die Aufmerksamkeit der Geologen erregt; es seien nur die Namen Dolomieu (1783), Spallanzani (1788), F. Hoffmann (1832), Abich (1841) und Judd (1875) genannt. Dem Stromboli hat der Redner selbst in diesem Jahre drei eingehende Abhandlungen, eine geologische, mineralogische und meteorologische, gewidmet. In dem kleinen ätolischen Archipel ist die Insel Stromboli die berühmteste. Ihr noch jetzt thätiger Vulkan hat schon die Phantasie der Alten beschäftigt, und sie ist es auch, von der die ganze Inselgruppe ihren Namen erhalten hat; denn bekanntlich war sie nach der homerischen Sage der Wohnsitz des Beherrschers der Winde, die Insel des Königs Aeolus. Unmittelbar an der von Neapel nach Messina führenden verkehrsreichen Seestraße gelegen, war der nimmer ruhende Vulkan schon in uralten Zeiten ein Gegenstand der Bewunderung für Seefahrer und Reisende, lange bevor der wilder erwachende Vesuv die Umwohner und die Bevölkerung des südlichen Italien in Schrecken versetzte. „Stromboli ist ein wunderlicher Anblick," schrieb 1786 Goethe an Karl August, „eine solche immer brennende Esse mitten im Meer ohne weiteres Ufer, nach Küste." Und Jeder, der in einer klaren Nacht von Messina nach Neapel gereist ist, wird gern an das schöne Schauspiel denken, welches ihm der nächtlich düstere Berg geboten hat: wie an einem Gipfel nach größeren oder geringeren Zeiträumen eine Feuergarbe emporschlägt, wie es mitunter nur im röthlichen Schein aufzuckt, wie die über dem Berg ruhenden Wolken für Sekunden in feuriges Roth getaucht sind, aber wie die Tausende von glühenden Schlacken, mit denen der Krater den Berghang überschüttete, den Anschein erwecken, als sei dort ein Lavastrom hervorgebrochen. Streichen über dem Stromboli feuchte Luftmassen hin, so wird scheinbar die Menge des vom Vulkan

ausgehauchten Dampfes beträchtlicher, als beim Eintritt trockener Winde in die höheren Luftregionen. Der Vulkan stellt auf solche Weise ein sehr empfindliches Hygroskop, zu gleicher Zeit aber auch eine Wetterfahne dar, und durch geschickte Kombination der Anzeichen, welche diese beiden, aan der Natur an einer der Hauptseestraßen aufgestellten Apparate bieten, mögen wahl seit alten Zeiten erfahrene Schiffer richtige Witterungsprognosen gebildet haben. Der Redner hat den 926 m hohen Gipfel des Kegels dreimal bestiegen und einmal eine Vollmondnacht in der Nähe des Kraters zugebracht. Das Schauspiel war inmitten der steilen Felswildniß aan einer unendlichen Pracht. An dem gluthrothen Aufleuchten konnte man die Lage der vier Krater erkennen; meist hörte man auch das unheimliche Rauschen der ausströmenden Dämpfe. Einmal war für lange Zeit Stille eingetreten, da verwandelte sich plötzlich das Rauschen in der Tiefe in ein lautes Donnern und endlich in ein betäubendes Brüllen, wie wenn aus einem riesigen Dampfkessel der Dampf ausgelassen würde; über der Oeffnung des vierten Kraters zeigte sich heller Gluthschein, der für Momente wieder verschwand; breite, feurige Lavafetzen wurden an den Rand der Oeffnung emporgespritzt; plötzlich nahm der Gluthschein zu, die Lava stieg im Krater empor, schien sich zu einer feurigen Blase aufzublähen und zersprang unter donnerndem Krachen zu einer Feuergarbe, die am meisten Aehnlichkeit hatte mit einem sogenannten Bouquet, mit dem man Feuerwerke zu beschließen pflegt. Die beiden anderen kleinen Krater begleiteten den Vorgang oft mit so todendem Lärm, daß es rings van den Bergen widerhallte und man glaubte, die ganzen Krater müßten in Stücke fliegen. Dann trat wieder völlige Stille ein, indeß die rothglühenden Auswürflinge, mit denen der Auswurf den Berghang übersäet hatte, wie ebenso viele Lichterchen erloschen. Im Gegensatz zu dem immerfort thätigen Stromboli befindet sich der Vulcano gewöhnlich im Solfatarenzustand, d. h. er wirft dann keine Bomben und Aschen, fördert keine Lavaströme, sondern haucht nur heiße Dämpfe aus, die der Hauptsache nach aus Wasser und Schwefelwasserstoff bestehen. Das Gesetz der reihenförmigen Anordnung von Vulkanen, das damit zusammenhängt, daß sich die Feuerberge sehr häufig über Spalten in der Erdkruste aufbauen, daß durch letztere, gleichsom wie aus Wunden, das Magma, das Blut der Erde, hervordringt, kommt wohl selten schöner zur Anschauung als an den liparischen Inseln, deren Anordnung derjenigen eines dreistrahligen Sternes entspricht. Längs der caladrischen West- und sicilischen Nordküste zieht sich ein etwa halbkreisförmiger Bruchrand hin, längs dessen eine mächtige Schalle zur Tiefe gebrochen ist. Daß ihre sinkenden Trümmer nach heute nicht zur Ruhe gekommen sind, beweisen die häufigen Erdbeben, welche alljährlich jene Gegenden beunruhigen und sie mitunter, wie dies 1783 und im Herbste 1894 geschehen ist, in entsetzlicher Weise heimsuchen. Dabei bleibt es bemerkenswerth, daß der Vesua bei Neapel fast genau in einer geraden Linie liegt mit der jüngsten Eruptionsspalte, die aam nördlichen Lipari nach dem thätigen Vulcano und endlich nach dem Aetna verläuft und daß ähnliches auch für den Vultur östlich aan Neapel, den Strombalt und den Aetna gilt. Die liparischen Inseln sind sieben, deren größte Lipari mit 37.63 qkm ist, ihr folgt Salina, dann Vulcano, Stromboli, Filicudi, Alicudi und die kleinste Panaria mit 2.44 qkm. Zusammen beträgt ihr Flächeninhalt 115.47 qkm. Es ist ein kleines, aber vielgestaltiges, durch seinen Reichthum an Weinreben, der edlen Malvasiertraube, Getreide, Oliaen, Kapern und immergrünem Buschwerk seine 18,000 Bewahner gut ernährendes Gebiet. Schmerzlich fühlbar ist der Mangel an frischem und reichlichem Quellwasser, zahlreich sind die Kaninchen auf dem Lande, die Fische zur See; Schlangen und Vipern fehlen fast gänzlich. Die Bevölkerung, ein harmloses Fischer- und Schifferaolk, zeigt sichtlich Spuren sarazenischer Blutmischung. Der Verkehr wird durch kleine Lokaldampfer und Segelbarken vermittelt; das einzige Gasthaus steht auf Lipari, die Gastfreundschaft der übrigen Inseln ist gutgemeint, doch empfiehlt es sich für den Fremdling, Konserven mitzunehmen. Maler treffen hier ihre schönsten Motive für hamerische Landschaften, der Archäolage ein für ihn beinahe nach unbebautes Land. Auf Filicudi finden sich mehrfach Spuren einer uralten Bevölkerung. Auf einem heute fast unbesiedelten Felsplateau, dem Terreane, kann man in großen Mengen bearbeitete Splitter des Obsidians aan Lipari, zudem allerlei ornamentirte Tapfscherben sammeln. Auf einem anderen rauhen Felsgipfel demerkt man eingemeißelte Zeichen in griechischen Lettern, aau denen Reduer das Wart κτήμαν entzifferte. Sein Wirth besaß eine schön bemalte griechische Vase; Gräberfunde und römische Bontenträmmer zeigen sich in Menge. Das wichtigste Ausfuhrobjekt der Insel Lipari ist neben dem Weine, den Kupern, Pafsalinen, getrockneten Weinbeeren, der Bimsstein; Vulcano exportirte früher Borsäure und Alaun, seit 1888 ist dieser Gewinn, wie längst die Korallenfischerei, erloschen. Sträflinge eines Bagno und andere Deportirte besargen die erste Ausbeute der Mineralien. Im Umgange zwar nicht mit diesen Unglücklichen, aber doch den Söhnen der idyllischen Inselflur aerlebte der Genlage hatkyanische Tage. Es war Adventszeit geworden, wo die Hirten mit dem Dudelsack und der Schalmei aan den Bergen in die Städtchen niederstiegen. Abends wurde Tarantella getanzt und gesungen, der Text wurde als Recitatia aon einem der Männer aargetragen und der Chorus fiel am Schluß jeder Zeile mit einem Mollaccorde ein, wodei sie sich die Hände an die Ohren hielten und die Köpfe möglichst nahe zusammensteckten, um den Accord leichter und sicherer zu finden. So endete stimmungsaall mit einer liedlichen Prode eines falchen Liedchens der farbenreiche Vortrag über eines der unbekanntesten und doch so leicht erreichbaren Gefilde des Mittelmeeres unter dem Beifall der Zuhörer, die auch den zahlreich ausgestellten Photographien, Aquarellen des Malers Adalf Höfer, Zeichnungen, Karten, gealogischen Handstücken, Bomben, Laaen und anderen Mineralien, dankbare Beachtung schenkten.

* Einen großen Fortschritt in der Wetterprognose würde eine in der „Naturwissensch. Rundschau" erörterte Methode, den allgemeinen Witterungsverlauf auf längere Zeit im aaraus zu bestimmen, herbeiführen, falls sie sich wirklich auf genaue Beobachtungen stützen kann. Der Verfasser jener Erörterung findet nämlich, daß die Witterung im Navember nnd Dezember an der narwegischen Küste (Christiansund) in ursächlichem Zusammenhang steht mit der Witterung Mitteleuropa's während des darauffalgenden ersten Quartals eines Jahres. Christiansund steht unter dem unmittelbarsten Einfluß des Golfstrams und der Winter wird je nach der Verschiedenheit der Temperatur des Golfstrams in den einzelnen Jahren wärmer aber kälter sein. Es würde sich in der That aerlahnen, diese Annahme durch eine Reihe zuverlässiger Beobachtungen zu stützen.

* **München.** Prof. Dr. Lassar-Cohn, früher Dozent an der Uniaersität Königsberg, der hieher berufen wurde, um die Leitung des naturwissenschaftlichen Theiles der Münchener volksthümlichen Hochschulkurse zu übernehmen, ist als Privatdozent in den Lehrkörper der hiesigen Universität eingetreten.

* **Bonn.** Der außerordentliche Professor der Chemie nn der hiesigen Uniaersität, Prof. Anschütz, ist zum Ordinarius als Nachfolger des ordentlichen Prof. Curtius bestimmt, der nach Heidelberg an Stelle des aerstorbenen Prof. Viktor Meyer geht.

* **Halle.** Am 10. Januar feiert der Professor der Zaalogie und Juspektor des zootagischen Museums an der hiesigen Uniaersität, Dr. Ernst Taschenberg, seinen 80. Geburtstag. Zum Unterschied nou seinem Sohne Otto, der an der gleichen Uniaersität und in demselben Fache thätig ist, wird er in den Fachkreisen gewöhnlich als „Taschenberg der Aeltere" citirt. Sein hauptsächlichstes Arbeitsgebiet ist die Insektenkunde, die er besanders im Hinblick auf die praktische Unterweisung der Berufsstände, die mit diesem Gebiet viel zu thun haben, alsa der Gärtner, Forstleute, Landwirthe, eingehend darstellte. Die Schriften, die er veröffentlichte, haben deßhalb fast alle einen aarwiegend belehrenden Zweck und haben als solche große Verbreitung gefunden und viel Gutes gestiftet; aber auch für die Fachgelehrten haben sie wegen der in ihnen angehäuften Fülle van Einzelbeobachtungen große Bedeutung.

* **Berlin.** Beim hiesigen Institut für Infektionskrankheiten wird laut „Voss. Ztg." eine Abtheilung für Wuthkrankheiten neu eingerichtet. Es handelt sich darum, für Preußen eine Stelle herzurichten, in der das von Pasteur

Digitized by Google

ersonnene Verfahren der Tollwuthbehandlnag geübt wird. Die Zaht der menschlichen Hundewuthertrankungea ist in Preußen gering. Für die Bedeutung des Pasteur'schen Verfahreus aber speicht die stete Vermehrung der Pasteur-Anstalten in den verschiedenea Staaten. Preußen hatte bisher nach keine Pasteur-Anstalt. Aller Voraussicht nach wird die Weisung an die Behörden ergehen, alle wuthverdächtigen Krankheitsfälle an die Berliner Sanderadtheilung za weisen. Durch die Begründung der Sanderadtheilung erhält das Institui für Insektionskrankheiten abermals Gelegenheit, seinea Arbeitskreis zu erweitern, nachdem es ia den letzten Jahren am Studium der Lepra sich betheiligt hat. — Die Katalagisirung der Handschriften der töniglichen Bibliothek ist neuerdings rüstig weitergeführt worden, so daß die Zahl der Handscheiftenaerzeichnisse nunmehr den stattlichen Umfang von 20 Bänden erreicht hol. Der Hülfsbibliathetar Dr. Oskor Mann macht hierüber interessante Mittheilungen im „Zentraldlatt für Bibl.": Bis oaf zwei, welche die lateinischen und die griechischen Handschriften behandeln, sind alle jene Bände der Beschreibuug der arientalischen Manuskripte gewidmet — bekanntlich ein Gebiet, auf welchem sich die kgl. Bibliothek den älteren ausländischen Büchereien getrast an die Seite stellen darf, obwahl gerade diese Sammlungen im großen Ganzen erst innerhalb der letzten 50 Jahre zusammengebracht warden sind. Im Vardergrunde des Interesses steht das Verzeichniß der arabischen Handschriften des Greifswalder Orientalisten Prof. Wilhelm Ahlwordt, der 24 Jahre seines Lebens diesem Werke gewidmet und die oft recht langwierige und ermüdende Arbeit glücklich zu Ende geführt hat. Jedem der Bände schickt Ahtwardt eine Einleitung ooraus, in der er seine syßtewatische Eintheilung wissenschaftlich begründet und auf die besouders werthaollen Haadschriften hinweist. So bildet z.B. die Abtheilung „Grahe Ramane" im 8. Bande einen der kastbarsten Schätze der ganzen Haudschriftensammlung. Auch die im 9. Bande verzeichnete Abtheilung „Biagrophiea" enthält eine so große Menge bedeutender Werke, wie kaum eine andere Bibliathel sie aufweisen dürfte, uad ist namentlich für die letzten 5 Jahrhunderte eine anschätzbare Fundgrube. Im Jahre 1897 ist ferner eine zweite Abtheilung der hebräischen Handschriftea hinzugekommen, welche, gleich der ersten, oan Prafessar Steinschneider bearbeitet ist. Der Band enthält die Beschreidung van 135, nach dem Johre 1878 seitens der kgl. Bidliothek erworbenen, Handschriftea. Den weitaus wichtigsten und wegen des hahen Alters der Handscheiften auch werthaollsten Erwerb bilden die 1880 aus der kgl. Bibliothek des evaagelischen Ministeriums der Stadt Erfurt gegen Entschädigung übernommenen 26 Manußkripte, oon denen schan Lagarde eine kurze Beschreidung gegeben hat. Steinschneider ist in der jetzt vorliegenden zweiten Abtheilung nun auch dem Prinzip der syßtematischen Naordaung nach dem Inhalt der Handschriften gefalgt. — Wie die „Nordd. Allg. Ztg." beeichtet, werden in dem nächstjährigen preußischea Staatshausholtselal ongemeldet werden eine neue außerordentliche Prafessur für Ohrenheilkunde an der Universität Bonn und eine gleiche an der Universität Morburg. Weiter ist in Aussicht genommen, das bisher oaa Prof. Schering in Göttlingen bekleidete Ordinarial der Astranomie in zwei Extraordinariate umzuwandeln, oon denen das eine für theoretische Astranaaie und Geadäsie, bos andere für Geaphysik oerwendet werden sall. Für Breslau endlich ist ein Ersatz-Extraordinariot für Agrikultur- und Thierchemie vargesehen. Nach einer Meldung der „Nat.-Ztg." sollen außer diesen noch vier juristische Extraordinariate geplant sein, deren zwei für Bertin und je eins für Greifswald und Kiel bestimmt sind.

* **Riga.** Das hiesige Polytechnikum hat dos Verzeichniß seines Personolbestandes für das Lehrjahr 1897/98 im Druck erscheinen lassen, nach welchem die Verwaltung desselben besteht: aus dem Direktar Hrn. Prafessar Gröndberg, seinem Gehülfen Hrn. Praf. a. Wadzinski, dem Setretär des Lehrkaafeils Hrn. Profeßar Dr. Walden und den Dekanen der sechs Abtheilungen des Palytechnikums, nämlich den HH. Prafessaren: Koch, Lovis, Malcher, Glasenapp, Thoms und Lieoenthal. Das Lehrpersanal besteht aus 23 Profeßoren, 24 Dozenten und 19 Aßistenten, im ganzen aus 66 Personen. Deputirte seitens der Staatsregierung sind für die Prüfungen: Wirkl. Staatsrath Ingenieur der Kammunikationswege A. Konstantinaw, Chef der Rigaer Hafenarbeiten, und Wirkl. Staatsrath Ingenieur P. Afraßimow, als Vertreter des Chefs der Riga-Oreler Eisenbahn. Die Gesammtzahl der Studirenden betrug 1370, mithin am 61 Personen mehr als im Varjahr.

* **Helsingfors.** An der hiesigen Alexander-Universität soll eine neue außerordentliche Profeßur für slavische Philologie errichtet werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redoktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Scheiften eingegangen:

Ludwig Ferdinand Neuburger: Gesammelte Werke. 2 Bde. Dresden u. Leipzig, E. Pierson 1898. — Wolfgong a. Oettingea: Unter der Sanne Hamers. Erlebnisse and Bekenntniße eines Dilettnnten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1897. — Rudolf Fürst: Deutsche Erzähler des 18. Jahrhunderts. (Nr. 68 und 69 der Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Hggb. oan August Sauer.) Leipzig, G. J. Göschen 1897. — Robert Graf Keyserlingk: Vam Japanischen Meer zum Ural. Eine Wanderung durch Sibirien. Mit Abbildungen. Breslau, Schletter 1898. — Johrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung and Volkswirthschoft im Deutschen Reich, hggb. oan Gußtav Schmoller. 21. Jahrgang. 4. Heft, erste Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblat 1897. — Dr. med. Wilhelm Hanauer: Gesundheitspflege für die arbeitenden Klaßen. Frankfurt a. M., Benno Schmidt. — K. Lamprecht: Zwei Streitschriften den HH. H. Ducken, H. Delbrück, M. Lenz zugeeignet. Berlin, R. Gaertner 1897. — Innaeenz: Will das deutsche Valk auf sein höchstes Gut, das Recht, verzichten oder für Erlangung desselben kämpfen? Züeich, E. Speidel 1897. — Wilhelm Hertz: Neubearbeitung des Parzival van Wolfram oan Eschenbach. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Soeben erschien im Kommissionsverlag von **E. F. Steinacker** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Allgemeine Zeitung

1798–1898.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse.

Von

Ed. Heyck.

Groß-Oktav. Broschirt Preis 5 Mark, fein gebunden 6 Mark.

Das vorliegende Buch ist zunächst als Festschrift für das hundertjäheige Jubiläum der „Allgemeinen Zeitung" gedacht und geschrieben, geht aber in seinem ganzen Inhalte über den Rahmen einer bloßen Festschrift weit hinaus. Denn es schöpfet, auf Grund eindringendee archivalischer Forschungen, überhaupt die Entwicklung der politischen Publizistik in unserm Jahrhundert, wozu ja der innere Werdegang der in Rede stehenden Zeitung den reichsten Anlaß bot.

In dem höchst interessanten ersten Theile des Buches wird viel neues Material für die Geschichte der Begründung der Zeitung herbergebracht und besonders die Gestalt des großen Buchhändlers Joh. Fr. Cotta, in dessen Haupt der erste Gedanke eines in politischee wie literarischer Hinsicht auf der Höhe seiner Zeit stehenden täglichen Organs entsprang, eingehend behandelt. Die Darstellung der Beziehungen, die durch Vermittlung Cotta's zwischen Schiller und Goethe einerseits und der ins Leben tretenden „Allgemeinen Zeitung" auf der anderen Seite bestanden, bildet eine besonders anziehende Partie des Werkes, das in seinem weiteren Verlaufe bedeutsame Streiflichter auf die politischen Vorgänge in den mittleren Jahrzehnten unsres Jahrhunderts wirft. In den glänzend geschriebenen Schlußbetrachtungen gelangt sodann die Stellung, die die „Allgemeine Zeitung" stets diesen Vorgängen gegenüber einnahm, zum klaren Ausdrucke.

„Verlag der Allgemeinen Zeitung", München,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 11. Januar. Nummer 7.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Suchen nach „l'âme française“ in der Literatur und Sprache Frankreichs. I. Von Dr. A. G. van Hamel. — Die Quelle von Goethe's Erlkönig. Von Anton E. Schönbach. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Suchen nach „l'âme française“ in der Literatur und Sprache Frankreichs. [1])

Von Dr. A. G. van Hamel.

I.

Abgesehen von ihrem besonderen Vorwurfe sind alle Sprach- und Literaturstudien in ihrem tiefsten Wesen ein Stück Psychologie.

Die Bedeutung des gesprochenen Wortes hängt — selbst wenn es einfach als ein Komplex von Lauten aufgefaßt wird — ab von dem Sinn, den wir hineinlegen, oder von der Stimmung, die es verdolmetscht. Nicht mit Unrecht gilt die Sprache von jeher für die direkteste und feinste Offenbarung unsres geistigen Lebens. Und wenn auch nach der Ansicht Metternichs die Seele noch viel deutlicher sichtbar wird im Schweigen — ich erinnere an sein treffendes Paradox: „Toutes les paroles se ressemblent, mais tous les silences diffèrent“ — so entlehnt das Schweigen seinen hohen Werth doch einzig und allein dem Umstande, daß die Reihe der hörbaren Laute zeitweilig abgebrochen wird, und es wirkt somit wie die Pause in der Musik, wie das stumme Spiel in einer dramatischen Vorführung, einen Theil ausmachend in dem Rhythmus der Rede.

Wer den Satzbau, den Wortschatz, die Rhetorik eines Schriftstellers prüft, der müht sich, einen Gedankengang zu begreifen, einen Geschmack zu fondiren, eine Phantasie in ihrem Zauberschaffen zu belauschen. Wer einem anderen — weniger persönlichen — Element des Stils, der Wortverbindung und Wortfügung nachforscht und sie zerlegt, der spürt aus der Art und Weise, in welcher die Worte aneinander gereiht sind, aus dem Gebrauche von Zeiten und Modi allerlei Nuancen von Gefühl und Vorstellung: man denke bloß an die Bedeutung, die im Französischen der Platz des Adjektivs der Beziehung zwischen Substantiv und Adjektiv verleiht, oder an den gegenwärtig so stark gefühlten Werth des „imparfait“, der charakteristisch geworden ist für die Art und Weise, wie die heutigen Romanschriftsteller die Dinge, die sie erzählen, ansehen, in direktem Gegensatz zu ihren Vorgängern. Wer den Bedeutungswandel der Wörter einer Sprache verfolgt, der entdeckt die Gesetze, welche dies merkwürdige Phänomen beherrschen, und bemerkt bisweilen hinter der einfachen Thatsache einen vollständigen Wandel in der Manier zu denken, zu fühlen, ja selbst zu hören. Haben nicht unsre euphemistischen Neigungen allerlei Wörter, die früher vornehm und ehrbar waren, für alle Zeiten degradirt? Bringt nicht unser Verlangen nach charakteristischen Ausdrücken oder wohl auch eine Art von „snobisme“ fortwährend Wörter und Bilder aus der Rumpelkammer des Argot zum Vorschein, um unsre Rede damit auszuschmücken? Ja, selbst der Phonetiker, der bis ins einzelne prüft, wie die Laute und Geräusche, welche die Elemente des gesprochenen Wortes bilden, durch die Sprachorgane hervorgebracht werden, und sich müht, zu erforschen, auf welchem Wege die phonetischen Veränderungen zustande gekommen sind, die den gegenwärtigen Lautbestand einer Sprache von früheren Zuständen scheiden, er studirt nicht bloß physiologische oder physische Phänomene; er fühlt bisweilen die Psyche, sowohl in der größeren oder geringeren Schnelligkeit und Regelmäßigkeit, womit die Veränderungen zustande gekommen sind, als auch in dem Nachahmungstrieb, der den Erfolg etlicher Lautgruppen gesichert hat, und schließlich auch in der Analogiewirkung, durch welche der ursprüngliche Vokal oder Konsonant durch den in einem sinnverwandten Worte angetroffenen ersetzt wird.

Daß die Literatur mit ihrer Geschichte zum Gebiete der Seelenkunde gehört, bedarf wohl keines ausführlichen Beweises mehr. Was sich ausspricht in einer mit Aufrichtigkeit geschriebenen literarischen Schöpfung, was bezeugt es anderes als hoch aufgeführte, durch Kunstgefühl verfeinerte Stimmungen, auserlesene Gedanken, als Rhythmus gefühlte Empfindungen, ideale Bestrebungen — ganze Stücke innerlichen Lebens, die so weit vor dem Verstande, der Phantasie und dem Gehör objektivirt sind, als das Instrument der Sprache, durch Wortsymbol und Klang imstande ist sie zu verdolmetschen? Und möge auch nach dem Urtheil feinfühlender Künstler das Wort nicht das höchste Kunstinstrument sein, weil es, wie Couperus sagt, „über Jedermanns Lippen gleitet und durchaus geläutert werden muß, um Materie zu werden für die Kunst“ — möge also die literarische Kunst die allerfeinsten Gefühle und Gedanken gar nicht oder bloß unvollkommen offenbaren können — so hat sie doch vor anderen Kunstäußerungen das voraus, daß sie im Bereiche des Kunstvermögens Vieler liegt und deßhalb wenigstens einigermaßen von Vielen nachgefühlt und verstanden werden kann.

Dem psychologischen Charakter entlehnt das Studium von Sprache und Literatur seine höchste, dauernde Bedeutung, eine Bedeutung, die den Werth solcher Studien unabhängig macht von der speziellen Vorliebe einzelner Gelehrter für philologische und linguistische Untersuchungen, und sie sicherud hinwegträgt über den zeitweiligen Aufschwung, den das Erforschen begrenzter Phänomene in manchen Kreisen nehmen kann. Seinen wissenschaftlichen Charakter empfängt das Studium natürlich ausschließlich von der Methode, deren Zucht es sich sonder Vorbehalt unterwirft. Seine Bedeutung hängt ab von dem Ziele, dem es nachstrebt. Wohl bringen die Forderungen und Aufgaben des Sprachstudiums es mit sich, daß es, um die Richtigkeit seiner Methode zu prüfen oder sich in dem Handhaben seiner kritischen Instrumente zu üben, bisweilen all seine Auf-

[1]) Auszug aus der am 21. Sept. 1897 zu Groningen gehaltenen Rektoratsrede, frei nach dem Holländischen von Dr. M. J. Minckwitz.

Digitized by Google

merksamkeit auf Kleinigkeiten konzentrirt, die ihm den Anschein dürrer Gelehrsamkeit verleihen können —, aber dennoch bleibt es seinen hohen Zielen getreu, wenn über dem gefundenen Kleinen das gesuchte Große nicht vergessen wird, wenn die Einzelheiten, welche den Gegenstand des täglichen Interesses bilden, den idealen Hauptzweck nicht aus dem Auge verlieren lassen.

Von dem psychologischen Charakter der Sprach- und Literaturstudien wird besonders derjenige betroffen, der seine Aufmerksamkeit auf eine fremde lebende Sprache und auf die in dieser Sprache geschriebene Dichtung und Prosa richtet. Bisweilen fühlt er bei dem Lesen, Hören, Suchen, Denken die Berührung mit einer fremden Seele. Und wenn gar diese Sprache noch täglich um ihn herum gesprochen wird, so daß er sie nicht bloß vor sich sieht in der Form eines ungewohnten Schriftbildes und einer eigenartigen Konstruktion, sondern sie hört in ihren besonderen Lauten, mit dem ihr eigenthümlichen Tonfall, in einem Timbre und einer Artikulation, die sich von denen seiner eigenen Sprache so gewaltig unterscheiden, daß sie nachahmen zu wollen ein völlig hoffnungsloses Unternehmen scheint, und wenn überdies die Literatur, weit davon entfernt als abgerundetes Ganzes vor ihm zu liegen, ihn unausgesetzt mit neuen Werken verfolgt, die sich mit verblüffender Schnelligkeit vor ihm aufthürmen, dann eben empfängt er einen so gewaltigen Eindruck von dem Leben, das in all den Buchstaben zuckt, in all den Lauten athmet, in all den Worten wühlt, ein Leben, dessen Mysterien zu verstehen sein täglicher Wunsch und seine Verzweiflung wird.

Bisweilen erheischt das Besondere, Zeitliche, Persönliche, das in den Worten und Werken zum Vorschein kommt, unsre ganz besondere Aufmerksamkeit. Es würde Mangel an Einsicht und Ernst verrathen, wenn derjenige, dem daran liegt, in den zahlreichen und bunten Gruppen von Phänomenen nach dem allgemein Nationalen zu greifen, sich nicht auch auf das Studium des Individuellen, des Kleinen, selbst des Geringfügigen zu beschränken vermöchte.

Aber das Allgemeine behauptet sein Recht. Auch von dem Studienleben gilt das Dichterwort: „Malgré nous l'infini nous tourmente". Wer seine volle Aufmerksamkeit nur den speziellen Phänomenen zuwendet, sieht dieselben doch nur so, wie er sie sieht, d. h. umringt von einer eigenartigen Atmosphäre.

Und wenn er von der Beschaffenheit dieser Umgebung den tiefsten Eindruck empfängt, wenn ihr thatsächliches Vorhandensein sich stark seinem Bewußtsein aufdrängt, wie vermag er dann den quälenden Problemen zu entrinnen, mit denen nicht das Besondere, das er sieht, sondern die Atmosphäre selbst seine Wißbegier, seinen Wunsch nach klarer Einsicht anstachelt?

Es wird somit geradezu unvermeidlich, schließlich nach dem nationalen Kern, der sich in einer fremden, lebenden Sprache und ihrer Literatur birgt, zu forschen, umsomehr, als wir auch außerhalb des eigentlichen Studienlebens hier und da deutliche Eindrücke davon empfangen. Als Goethe von Diderot erklärte, daß er von allen französischen Schriftstellern am meisten sich deutscher Anschauung nähere — ist doch auch bei Edgar Quinet die Rede von: la plus germanique des intelligences françaises —, so beruhte dieser Ausspruch doch nicht bloß auf der Erkenntniß, daß die Lieblingsgerichte des Anführers der Encyklopädisten in der Küche einer deutschen „Kneipe" am besten zubereitet werden können. Wenn französische Kritiker Macbeth als „la plus française des pièces de Shakespeare" bezeichnen, oder die Pariser einen ihrer gegenwärtigen romanciers mit einem artigen Wortspiel: Anatole Suisse nennen, um ihn von Anatole France zu unterscheiden, mit welchem er eine gewisse Verwandtschaft bekundet; wenn gewisse brenklingende Ausrufe der Bewunderung den Eindruck germanischen Wesens wachrufen, oder der häufige Gebrauch von Superlativen und Diminutiven das Bild italienischer Erregtheit und Italienischer Tändelei vor uns hinzaubert, dann entsprechen all diese Impressionen einer sicheren Realität, und das bündige Urtheil unterliegt einem Maßstab, der sich vielleicht nicht näher bezeichnen, aber desto lebhafter fühlen läßt. Wer aber solche Auffassungen als bloßes Vorurtheil bezeichnen möchte, dem halte ich ein Wort meines Kollegen Sijmons entgegen: „Die wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes ist von dem bloßen Dilettantiren und Probiren nicht durch eine steile Kluft geschieden. . . . Ueberall finden wir ein langsames Aufklimmen vom ziellosen Wahrnehmen zum bewußten Suchen, vom Dilettantismus zur Wissenschaft."

Das Forschen nach einer nationalen Essenz, nach einem kollektiv-psychischen Element in der Literatur und Sprache Frankreichs ist somit in dem Rahmen des wissenschaftlichen Studiums einbegriffen. Mit Absicht wählte ich zur Andeutung dieses großen Problems den einigermaßen auffallenden Ausdruck: Das Suchen nach „l'âme française". Er ist an der Tagesordnung. Denn in den letzten Jahren findet man häufig, wenn von dem spezifisch Nationalen in der Sprache und Literatur Frankreichs die Rede ist, den etwas sentimentalen Ausdruck: l'âme française, an Stelle der früher so beliebten le génie national, le caractère français, oder auch l'esprit gaulois. Wahrscheinlich hat deutscher oder russischer Einfluß diese Wiedertaufe bewirkt. Häufig will man damit den Volkscharakter in seinen verschiedenen Offenbarungen andeuten, noch öfter aber damit die Elemente des nationalen Geistes und der nationalen Neigungen bezeichnen, die sich in der Literatur und Sprache hervordrängen. Wiederholt wird der Ausdruck „l'âme française" in dem jetzt so viel geführten Streit zwischen Nationalismus und Kosmopolitismus vernommen. Um die „âme française" frei zu bewahren von fremder Trübung, fordert Mancher, daß Ibsen mit Gewalt von der französischen Bühne fern gehalten werden solle. Andere suchen ihre Sympathie für den nordischen Dichter dadurch vor ihrem nationalen Gewissen zu rechtfertigen, daß sie behaupten, die „âme norwégienne" sei eigentlich französischer Herkunft und durch den Herausgeber George Sands erst in Norwegen importirt worden. Zu vielfachem Streit — sogar zu ungelenken und unblutigen Duells — hat die Uneinigkeit betreffs „l'âme française" und ihres literarischen Monopols Anlaß gegeben. Auch in dem interessanten Streite zwischen dem neuklassischen Vers der Parnassiens und dem sogenannten „freien Vers" der Jüngeren — welcher von den Gegnern „le vers amorphe" oder „le vers invertébré" genannt wird —, wird hier und da der Ausdruck „l'âme française" vernommen. Und akademische Kritiker wie Lemaître und Brunetière, Historiker wie Texte und Rossel, ja Gelehrte wie Gaston Paris sprechen von „l'âme française", wenn von der Inspiration der literarischen Phänomene die Rede ist, welche den Gegenstand ihrer geduldigen philologischen und historischen Untersuchungen bilden.

Eng zusammen mit unserm national-psychologischen Fragestück hängt ein anderes Phänomen, das noch einen Beweis mehr liefert für seine Tragweite. Ich meine das Erwachen des Begriffs der „Einheit", der „Einswesenheit" möchte ich fast mit einem alten theologischen Ausdrucke sagen, die zwischen der französischen Literatur des Mittelalters und der neueren Zeit besteht. Es ist bekannt, daß die Unkenntniß und Gleichgültigkeit der Franzosen hinsichtlich ihrer ältesten Literatur und der ältesten Gestalt ihrer Sprache — eine Unkenntniß, die bereits aus dem 16. Jahrhundert datirt und die durch Boileau und seine Schule

das Kennzeichen literarischer Vornehmheit geworden war — erst nu die Mitte unsres Jahrhunderts zu verschwinden begann. Aber gerade deßhalb, weil die Kenntniß der mittelalterlichen Literatur nur durch wissenschaftliche Studien wieder aufleben konnte, und weil Interesse für die ferne Vergangenheit beinahe ausschließlich in gelehrten Kreisen zu finden ist, mußte dies Studium noch dazu beitragen, die zwischen Altem und Klassischem bestehende Kluft zu erweitern. Der hingebende Eifer, mit welchem die Lehrer und Schüler deutscher Hochschulen sich dem Studium der altfranzösischen Sprache und Literatur, zumeist ohne allen Zusammenhang mit den Formen der lebenden Sprache und den Erzeugnissen der neueren Literatur widmeten, war ganz dazu angethan, die Trennung zwischen Altem und Neuem noch zu verschärfen, als ob es sich handelte um die Scheidung zwischen Fremdem und Eigenem.

In den letzten Jahren aber hat sich, wie schon erwähnt, die Konstellation der französischen Philologie merklich geändert. Als Symptome dieses Wechsels erwähne ich in Deutschland die Umgestaltung der „neuphilologischen" Examenprogramme, in welchen der lebenden Sprache und der modernen Literatur ein viel wichtigerer Platz eingeräumt wird, ferner die erstaunliche Entwicklung der sog. „Reformliteratur", d. h. der Behandlung pädagogischer Sprachfragen, und zwar nicht bloß durch sog. „Schulmänner", sondern auch durch wissenschaftliche Romanisten. Für Frankreich verweise ich, was die Literatur anbetrifft, auf die Gründung der „Société littéraire de la France" und ihre vortreffliche Zeitschrift, in welcher die neuere Literatur nach derselben Methode philologischer Genauigkeit und historischer Kritik behandelt wird wie die mittelalterliche, und auf die Herausgabe einer großen, vollständigen Geschichte der französischen Literatur, unter der Leitung von Petit de Julleville, wozu der Meister der franzosischen Romanisten, Gaston Paris, die Vorrede schrieb. Was die Sprachstudien betrifft, so erinnere ich an das stetig zunehmende Interesse für die Dialekte, das zur Gründung der „Société des parlers de France" geführt hat, sowie an die merkwürdige Entwicklung der Phonetik, nicht bloß als historisches Studium — was sie durch Diez geworden und seitdem geblieben ist — sondern vor allem als Analyse der Laute und des Accentes der gegenwärtigen Sprechsprache, wozu sie in Frankreich — Deutschland schritt voran — durch Paul Passy und den genialen Experimentator Rousselot sich ausgebildet hat.

Durch dieses Zusammenfügen von längst Gestorbenem und noch Lebendem als Ausdruck eines einigen geistigen, literarischen und artistischen Volkslebens auf Grund der nämlichen, nach der gleichen Methode eingerichteten Studien tritt der nationale Charakter der französischen Sprache und Literatur mehr in den Vordergrund, weichen die vielen Schattirungen der Einzelheiten zurück vor dem allgemeinen Grundton des Ganzen; und immer stärker erwacht das auch wissenschaftlich immer mehr gerechtfertigte Bedürfniß, in der Sprachgeschichte, wie in den mannichfaltigen Literaturprodukten nach dem Seelenleben des Volkes zu forschen.

Das andauernde Streben der französischen Nation nach Einheit und Konzentration ihres nationalen Lebens scheint das Suchen nach einem kollektiv-geistigen Elemente besonders zu begünstigen. Die Ursache dieses Strebens ist hauptsächlich in der politischen Geschichte Frankreichs zu suchen, und das Uebergewicht von Paris über die Provinzen kann dafür als einer der Hauptfaktoren und zugleich als Symbol gelten. „Le peuple français si homogène, si ramassé dans son unité", schreibt Alfred de Vigny, und wie oft ist nicht dasselbe mit anderen Worten gesagt worden?

Freilich kann wohl bei keinem einzigen europäischen Volke weniger von Rasseneinheit und -reinheit die Rede sein, als bei den Franzosen; aber in diesem Rassengemisch ist schließlich doch eine Einheit von Leben und Streben zustande gekommen, woraus auch eine nationale Einheit und ein starkes Gefühl dieser Einheit geboren ward.

Von mehr Gewicht ist die Erwägung, daß die französische Literatur fast in allen ihren Perioden zum großen Theil fremde Literatur gewesen ist. Ich melde nichts neues, wenn ich auf den gewaltigen Einfluß von Italien im 16. Jahrhundert hinweise, einen Einfluß, der immer zu neuen Entdeckungen Anlaß bietet, oder auf den Impuls, den die französische Bühne im 17. Jahrhundert von Spanien und Italien empfangen hat, auf den Einfluß Englands im 18., Deutschlands im Anfange dieses Jahrhunderts. Die Chauvinisten, die gegenwärtig Norwegen und Rußland ängstlich die Thore verschließen möchten, sind wahrlich wenig mit den literarischen Traditionen ihres Volkes vertraut. In dem geistigen Tauschhandel der Völker hat Frankreich zu allen Zeiten nicht bloß zu geben, sondern auch freimüthig zu fordern und keck zu nehmen verstanden. Immer hat es freilich das fremde, entlehnte Gut mit außergewöhnlichem Talente zu nationalem Besitz umzuwandeln gewußt, und dieses Talent der Verfeinerung und Harmonisirung ist so groß, daß man darin bereits das Eigenartige des französischen Genies, das Persönliche der französischen Kunst gesucht hat. Als Frankreich im Zeitalter Ludwigs XIV. dem Protektionismus huldigte, hat somit seiner Literatur in dieser Epoche ihr schönster Glanz gefehlt.

Wie innig sich das nationale Genie an fremde Literaturen anpassen kann, beweist die Renaissance, denn dieselbe hat Frankreich einen klassischen Stempel aufgeprägt, der es unmöglich macht, Antikes und Nationales klar voneinander zu scheiden. Bisweilen sind wir versucht, diejenigen Dichter als echt national zu begrüßen, welche die hellenische Aesthetik am vollkommensten in sich aufgenommen haben, oder deren Kunstformen denen der Dichter des alten Roms am meisten gleichen. Es würde zu weit führen, den Ursachen dieses Phänomens eingehend nachzuforschen. Die Infiltration des griechisch-lateinischen Elements ist so stark gewesen, daß man von einer vollständigen Metamorphose, einer Art von Wiedergeburt der „âme française" sprechen und die antike Falte für eine ihrer sprechendsten Eigenschaften erklären kann. Selbst in der Bewegung der Romantiker ist sie anzutreffen, wie die französische Romantik überhaupt, paradox gesprochen, als der Versuch gelten kann, einen reinen Klassizismus herzustellen. Vielleicht werden die vielen neuen Einflüsse, die gegenwärtig in der französischen Literatur sich geltend machen, nochmals ihre Grundlagen verschieben und die Emanzipation des eigentlichen Französischen aus der Herrschaft des Klassischen vollkommen machen. Aber vorläufig begreift man, daß Viele, die gegenwärtig warm für das „Nationale" in ihrer Literatur eintreten, in gutem Glauben einfach für das eisern, was sie selbst als „la tradition gréco-latine" oder „l'esprit classique" bezeichnen.

Man könnte somit meinen, daß das spezifisch Nationale in der französischen Literatur gesucht werden könne: einerseits in einem ganz besonderen Adaptionsvermögen, einer merkwürdigen Gabe, die verschiedensten Elemente künstlerisch zu verbinden — und andrerseits hauptsächlich in der Sprache selbst, in der sie geschrieben ist.

So einfacher Art ist die Lösung der Frage indessen nicht. Das einzige Individuelle ist das Instrument der Sprache nicht. Würde man sonst so häufig die jüngeren belgischen Dichter, die doch auch in der Sprache Frankreichs schreiben, als Vertreter der „âme flamande" bezeichnen hören? Vielleicht werden die kosmopolitischen Bestrebungen

unſrer Zeit ſchließlich eine „âme européenne“ ſchaffen, die mit vielerlei Zungen redend, doch überall in jeder Hinſicht dieſelbe ſein wird. Aber vorläufig wird man ſchon noch in der Welt der literariſchen Ideen und Manieren, vor allem in den Auffaſſungen und Stimmungen nach dem Nationalen ſuchen können.

Für unſre Zwecke kommen zunächſt in Betracht die kritiſchen Momente in der Geſchichte der franzöſiſchen Literatur, während welcher ſie auf einer breiten Oberfläche in Berührung tritt mit der Literatur eines anderen Sprachgebietes und eines anderen Volkes, dieſelbe ſtreifend oder kreuzend. Aus der Sympathie, womit das Fremde begrüßt oder das Nationale anderwärts aufgenommen wird, aus der Zurückhaltung, welche dieſe Sympathie dämpft, aus den Nuancen, welche halb unbewußt dem Uebernommenen aufgedrungen werden, blickt die Art und Weiſe der Uebereinſtimmung, nicht minder aber auch die Verſchiedenheit von Stimmung, Geſchmack und Temperament, welche für den Augenblick wenigſtens zwiſchen beiden beſteht.

An derlei kritiſchen Momenten gebricht es der franzöſiſchen Literaturgeſchichte wahrlich nicht. Schon in der Blüthezeit der mittelalterlichen Literatur ſind ſie zu finden; in der Weiſe, wie ein Franzoſe des 12. Jahrhunderts das Meiſterwerk Virgils ſeinen Landsleuten mundgerecht macht, wie der myſtiſche deutſche Ritter Wolfram von Eſchenbach die Gralſage von Chrétien de Troyes in ſeine eigene Sprache herübernimmt, oder wie ein Niederländer des 13. Jahrhunderts den „Parthenopeus de Blois“ in jeder Hinſicht „verdietſcht“, liegt ebenſo viel Stoff für pſychologiſche als für philologiſche Unterſuchung. Als Gaſton Paris den keltiſchen Kern der Triſtanſage ſuchte und ſeine Umgeſtaltung nach franzöſiſchem Geſchmack und franzöſiſchen Sitten verfolgte, behandelte er mit der Sorgfalt des Gelehrten und dem Intereſſe des Denkers ein Problem hiſtoriſcher Pſychologie, und ſeltſam mußte ihn bei ſeinem Eintritte in die Académie française die Bemerkung ſeines confrère Joſeph Bertrand berühren, die gerade nach Anführung dieſer Arbeit erfolgte: Renan appelait votre méthode scientifique, elle n'est que savante.

Häufiger treten die kritiſchen Momente in der neueren Literatur hervor. Man denke an den echt franzöſiſchen Cid von Corneille, der aus einem lang ausgeſponnenen ſpaniſchen Drama geboren wird, an die nationale Metamorphoſe, die der ſpaniſche und italieniſche Don Juan in Molière's Meiſterhand erfahren haben, an den typiſch-franzöſiſchen Voltaire, der in England Shakeſpeare entdeckt, ihn bewundert, ihn nachahmt und ihn zu gleicher Zeit ausſchilt als „sauvage ivre“ und „vilain singe“, an den Beſuch von Madame de Staël in Weimar und den Eindruck, den die deutſche Dichtung auf ſie machte, eine Menge literariſcher Kontakte und Konflikte, die gerade deßhalb mit hiſtoriſcher Wißbegierde beſichtigt und beſchrieben zu werden verdienen, weil ſich nationale Antipathien und Affinitäten dahinter verbergen. Die Zeit, in der wir leben, wird unzweifelhaft für dergleichen pſychologiſche Studien Stoff in Ueberfluß liefern, denn ſie iſt in hohem Grade eine ſolche kritiſche Periode.

Ich gehe zu einer anderen Methode über, deren Beſprechung mir zugleich Gelegenheit bietet, ein paar literariſche Phänomene der älteſten Zeit etwas ausführlicher zu beſchreiben.

Nach Brunetière's Anſicht trägt die franzöſiſche Literatur einen ausnehmend ſozialen Charakter, der ſich kundgibt in der Neigung, einer großen Gruppe von Landsleuten zu behagen, den Idealen der Menge Ausdruck zu verleihen und die Formen des geſellſchaftlichen Lebens zu beeinfluſſen. Sozial erſcheint die franzöſiſche Literatur im Gegenſatze zur engliſchen, die als individualiſtiſch, zur deutſchen, die als philoſophiſch, zur italieniſchen, die als artiſtiſch, zur ſpaniſchen, die als chevaleresk bezeichnet werden kann.

Indeſſen gibt dieſe Charakteriſtik doch immerhin eher die Richtung an, in welcher die verborgenen pſychiſchen Elemente geſucht werden müſſen, als daß ihr eigentliches Weſen genügend dadurch ausgedrückt würde. Sie nennt mehr eine Formel als eine materielle Eigenart und enthält mehr die Formel von einem Temperament als das Bild eines beſtimmten Gemüthslebens.

Auf alle Fälle erhält aber Brunetière's Formel einen Anhalt in der Behauptung, die ich hier mit ein paar Beiſpielen bekräftigen will.

In einem Genre, das zu Anfang der literariſchen Entwicklung auf nationalem Boden entſtanden iſt, das ſofort von einer großen Anzahl von Dichtern vertreten und in weiten Kreiſen beifällig aufgenommen wird, deſſen Grundton trotz allen Wechſels von Geſchmack und ſozialen Verhältniſſen im weiteren Verlauf der Geſchichte zeitweilig wieder auftaucht — in ſolch einem Theile franzöſiſcher Literatur kann mit Recht nach der „âme française“ geſucht werden.

Obenan ſteht wohl in dieſer Hinſicht das nationale Epos des Mittelalters, der gewaltigen Literatur der „chansons de geste“.

Der Standpunkt der hiſtoriſchen Unterſuchung iſt hier für Konklusionen allgemeinerer Art beſonders günſtig.[1])

In germaniſcher Heldenverehrung — wobei Geſchichte und Sage ſich mengten —, durch die Franken auf den eroberten Boden des romaniſirten Gallien herübergebracht, muß der Urſprung der heroiſch-poetiſchen Stimmung geſucht werden, aus welcher das franzöſiſche Nationalepos hervorgegangen iſt. Aber die Verhältniſſe, welche dieſe neue Schöpfung ermöglichten, traten erſt ein, als das romaniſche Element, durch den definitiven Sieg der gallo-romaniſchen Sprachformen, vor allem auch durch die Ausbreitung des orthodoxen Chriſtenthums, ſeinerſeits das germaniſche Element ganz durchdrungen und einer neuen Nationalität das Daſein geſchenkt hatte.

Von der Taufe Chlodwigs datirt Gaſton Paris die „epiſche Fermentation“, mit welchem Ausdrucke er ſo treffend die fruchtbare Stimmung bezeichnet hat, welche die nationalen Heldengedichte als erſten mächtigen Ausdruck eines kollektiven Hochgefühls, eines Volksideals, einer „âme française“ ins Leben rief.

Jahrhundertelang hat die Gährung gedauert, mit neuer Kraft aufbrauſend, ſo oft ſich in weiteren Kreiſen der Ruf einer heldenmüthigen That verbreitete, ſo oft einer der merovingiſchen Fürſten dem Ideal des ſich Gott und dem Vaterlande weihenden Frankenfürſten nahe zu kommen ſchien.

Ueber die Beſchaffenheit des alten merovingiſchen Epos herrſcht noch Dunkel. Erſt gegen Ende des 11. Jahrhunderts bricht die Blüthezeit der „chansons de geste“ an. Im 12., 13., ja noch im 14. Jahrhundert erſcheint Frankreich überdeckt durch eine ſtetig ſich ausbreitende Vegetation von Heldengedichten, die bisweilen allzu gewaltig fortwuchern, bisweilen neue Sproſſen treiben. Schwerlich kann man ſich von dem innerlichen und äußerlichen Leben dieſer Literatur, von den Dichtern, die ſie ſchufen, von den Spielleuten, die ſie vortrugen, von dem Publikum ſelbſt eine vollkommen befriedigende Vorſtellung machen. Aber dieſe Literatur, die in der auf uns gekommenen Form reichlich zwei Jahrhunderte umfaßt und die in ihrem Urſprunge noch einige Jahrhunderte höher hinaufklimmt, fällt zuſammen mit der Geburt der franzöſiſchen Nationalität; in einer rein romaniſchen Form auftretend, weiſt ſie durch ihren Inhalt auf die innige Vermiſchung von germaniſchem Heldenthum und chriſtlichem Idealismus zurück, welche den romaniſirten Kelten zum Franzoſen umgewandelt hat.

[1]) Hier folgt eine geiſtreiche ausführliche Charakteriſtik der um das mittelalterliche Epos beſonders verdienten Gelehrten.

Digitized by Google

An dem Geiste und der Bedeutung dieser Heldendichtung werden scharfsinnige Untersuchungen wenig mehr verändern können. Und so dürfen wir mit Recht in dem nationalen Epos des Mittelalters das erste selbstbewußte Auftreten, das erste kräftige Erscheinen der „âme française“ begrüßen und die Seite, die sie uns hier zukehrt, folgendermaßen beschreiben: ein hohes nationales Selbstgefühl, gepaart mit einem Idealismus, der sich weit über das Niveau des nationalen Ehrgeizes erhebt.

Gilt dies von mir flüchtig gezeichnete Bild nur von dem Frankreich der alten Zeit? Findet sich dieses selbe Element der „âme française“ auch in den literarischen Strömungen späterer Perioden?

Hier stoßen wir auf zweierlei Hemmnisse. Erstlich hat Frankreich nach dem Mittelalter keine epische Poesie von Bedeutung mehr hervorgebracht. Zweitens ist der Patriotismus, wenigstens in den klassischen Perioden, nie ein wesentliches Ferment in der französischen Literatur gewesen.

Der erste Einwand ist kaum von Bedeutung. Die epische Dichtung ist von ganz besonderen Umständen abhängig; sie ist die poetische Form eines sehr beschränkten Zeitraums; und Voltaire brauchte sich mit seiner Henriade nicht so viel Mühe zu geben, um die „boutade“ des Marquis de Malénieux zu widerlegen: Le Francais n'a pas la tête épique.“ Ein Kunstepos wie das seine, Virgil, Lucanus und Tasso nachgedichtet, hat mit dem Volksepos nichts gemein. Hätte etwas von dem Geist der altfranzösischen Heldengedichte in Voltaire gelebt, so würde er vielleicht nicht seine Henriade, sicher aber nicht seine Pucelle geschrieben und viel eher die Jungfrau von Orleans zur Heldin eines Epos gewählt haben, um den galanten Bearner vor seiner épopée burlesque zu bewahren. Der zweite Einwand ist wichtiger. Nicht als ob es in Frankreich je völlig an patriotischer Poesie gefehlt hätte. Ein Hochlehrer der Sorbonne hat sogar eine lange Reihe von Vorträgen über die „Poésie patriatique“ der neueren Zeiten eröffentlichen können, worin unter anderem die Poesie aus den Kriegen der ersten Republik einen hervorragenden Platz einnimmt. Die populären Namen Bérangers und Auguste Barbiers sind für eine spätere Periode, der des Dichters der „Châtiments“ und von „l'Année terrible“ für die neueste Zeit sprechend genug. Aber eine fast nicht abgebrochene Tradition zwischen der mittelalterlichen Epik und dem Werke Michelets und Victor Hugo's ist in der französischen Literatur nicht nachzuweisen. Wohl sind auch von den Feldzügen der Valois und den Bürgerkriegen des 16. Jahrhunderts literarische Monumente erhalten geblieben; aber diese Literatur weckt keine Erinnerung an die heroische Poesie des Mittelalters. Dagegen wird man bei den Geschichtschreibern um die Mitte und gegen Ende des 16. Jahrhunderts, z. B. in den Memoiren von Moulue oder bei Agrippa d'Aubigné hier und da Anklänge an die alten „chansons de geste“ finden. Im 14. Jahrhundert ging das französische Nationalgefühl in Fürstenverehrung auf, und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ertosch es so sehr, daß, wie Hettner bemerkt, Rousseau kommen mußte, um dieses Gefühl wieder zu wecken; ohne den Contrat social und Emile wäre die „Marseillaise“ nicht möglich gewesen.

Aber die Schwierigkeit liegt noch tiefer: Frankreich entbehrt ein national-historisches Drama von Bedeutung. Voltaire's, Du Belloy's, Marie-Joseph Chéniers Versuche mißglückten; und Brunetière, wenn er von Zaïre und Adélaïde du Gueselin spricht, bemerkt mit Recht, wie interessant es sein würde, nachzuforschen, aus welchen Gründen Andromaque und Le Cid die nationalen Tragödien Frankreichs geblieben sind. Es ist in der That merkwürdig, daß ein literarisches Genre wie das Drama, das so besonders dazu geeignet ist, kollektive Ideen und Gefühle auszubilden, und das vielleicht in keinem einzigen Land so populär geworden und geblieben ist wie in Frankreich, ganz und gar die glänzenden Ereignisse, welche in der Geschichte der Königsfehden aufgestapelt lagen, umgeht.

Die Verhältnisse lagen übrigens auch für die alte Zeit nicht anders. Die Verfasser der Mysterienspiele haben ihre Stoffe — selbst als die heilige Geschichte ihnen verboten war — fast nie der vaterländischen Geschichte entnommen. Die Frage ist zu verwickelt, um hier näher besprochen zu werden. Jedoch steht fest, daß — abgesehen von dem Umstande, daß das Drama von allen literarischen Gattungen am meisten konservativ ist, so daß bedeutende Veränderungen darin nicht leicht zustande kommen — der literarische Genuß einer ernsten dramatischen Vorführung in dem sympathischen Mitdurchleben der Spannung besteht, die aus geistigen Konflikten geboren wird, so daß das äußerliche Kostüm, worin dieser Konflikt auftritt, Nebensache ist und die Aufmerksamkeit sich vielmehr auf die Hauptsache richtet, solange nicht nationale oder andere speziellere Sympathien störend dazwischen treten.

Immerhin hat das Element der „âme française“, das so kräftig in den: „chansons da geste“ hervortritt — ein hochgestimmtes Nationalgefühl, nationale Heldenverehrung, gepaart mit einem Idealismus, der auf die höchsten Güter der Menschheit gerichtet ist, nie, selbst in den Tagen der Erniedrigung nicht, aufgehört, in dem Gemüth des französischen Volkes Zeugniß abzulegen. Ist dieses Selbstgefühl nicht zum Bersten angeschwollen, wenn im Namen des französischen Volkes „die Menschenrechte“ verkündigt und das Reich der Freiheit und Gerechtigkeit für identisch erklärt wird mit der einen und untheilbaren französischen Republik? Und waren die Soldaten von 1794, die nach Stendhal all ihre Feinde ansahen als „des imbéciles ou de pitoyables feipons“, nicht echte Nachkommen von Roland und Guillaume?

In unsern Tagen ist das Ferment der alten Epik sozusagen wieder geschäftig, in die Literatur zu dringen. Man denke an die sich erneuernde Popularität von „Johanne la bonne Lorraine, Qu'Englois brulèrent à Rouen“, an das noch so frische Wiederaufleben der „épopée napoléonienne“, die sich in allen modernen literarischen Genres ein Eckchen erobert hat.

Doch unsre eigene Zeit gehört noch nicht in das Gebiet des wissenschaftlichen Studiums; ich streifte sie nur, um meine Behauptung zu bekräftigen, daß ein national-heroischer und zugleich menschlicher Idealismus nicht bloß ein altes, sondern auch ein dauerndes Element der „âme française“ ist.

Die Quelle von Goethe's Erlkönig.

Von Anton E. Schönbach.

So tief eingewachsen in all unsre früheren Vorstellungen von Poesie, so eng eingelebt in das deutsche Empfinden von dem unheimlichen Zauber der Herbstnacht, wo vom Winde, der in den dürren Blättern wühlt, die grauen Nebel um Strauch und Baum zu wunderlichen Gestalten geballt werden, bis sie weiß zusammengedrängt die Landschaft verschlingen und uns in grauenhafte Einsamkeit entrücken — so innerlichst unserm Gefühle angeeignet ist dieses Gedicht, daß wir fast eines gewaltsamen Rückes bedürfen, wenn wir es uns als die bewußte Schöpfung des Dichters vors Auge bringen, in Entstehung und Wirkung uns verdeutlichen wollen. Und doch erschließt sich uns damit nur ein neuer Genuß, denn je verständlicher sich uns aus dem Stoff von innen heraus das Gedicht aufbaut, desto freudiger folgen wir mit tastendem Blick den einzelnen Schönheiten der poetischen Form, und

mit der Einsicht in das Gewebe von Inhalt und Sprache, verknüpft mit der eigenartigen Triebkraft des Poeten, wächst uns das Vergnügen zur Ehrfurcht.

So viel ich weiß, kennt man für Goethe's „Erlkönig", der 1781 entstand, 1782 zuerst gedruckt wurde und mit dem das jüngst zu neuem Leben erweckte Singspiel „Die Fischerin" (1782) anhob, nur eine Vorlage, nämlich die von Herder in seinen „Volksliedern", zweiter Theil, zweites Buch, Nr. 27 (in Redlichs Ausgabe bei Stephan 25, 443 f. Anm. S. 681 f.), unter der Ueberschrift „Erlkönigs Tochter" übersetzte dänische Ballade, die auch Wilhelm Grimm, mit besserem Anschluß an das Original, in seine Sammlung „Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen" (1811), S. 91, Nr. 8, als „Herr Oluf" (vgl. Anhang S. 508 und die englische Fassung in den „Drei Altschottischen Liedern", 1813, S. 14 ff.) aufgenommen hat. Und wirklich verdankt Goethe der Gabe Herders sehr viel.

Dort wird in 21 Strophen aus je zwei durch Reim verbundenen Versen mit vier Hebungen und sehr freien Füllungen erzählt, wie Herr Oluf spät und weit ausreitet, um die Hochzeitleute auf sein morgiges Fest zu laden. In den grünen Auen, durch die er zieht, tanzen die Elfen, und ihre Gebieterin, Erlkönigs Tochter, reicht dem Helden die Hand und sucht ihn zum Tanze in ihre Reihen zu locken. Dreimal ruft sie ihn an, das zweitemal verspricht sie ihm güldene Sporen und ein seidenes Hemde (Redlich hat mit Unrecht Herder getadelt, daß er dies aus zwei dänischen Strophen „komponirt" habe, denn auch Grimm und das englische Stück bieten nichts anderes), endlich eine reiche Goldspende. Jedesmal weigert sich Herr Oluf und nennt Frühmorgen seinen Hochzeittag als Grund der Ablehnung. Nun droht ihm die Else mit „Seuche und Krankheit", schnell läßt sie den Worten Erfüllung folgen: einen Schlag thut sie ihm auf sein Herz, hebt den Erbleichenden auf sein Roß (entweder war er vorher zu ihr getreten oder jetzt erst gesunken), der mühsam heimreitet und von der Mutter angstvoll empfangen wird. „Wie ist deine Farbe blaß und bleich," so spricht sie zu ihm, und er erwidert, daß er in Erlkönigs Reich („bei Erlkönigs Spiel", sagt Grimm) gewesen sei. „Was soll nun der Braut gesagt werden," fragt die Mutter, und Herr Oluf räth, man solle ihr melden, er sei mit Pferd und Hund in den Wald geritten. Als nun die Braut beim ersten Tagen mit der Hochzeitschaar heranzieht, Meth und Wein zum Willkomm geschenkt werden, und sie nach dem Bräutigam fragt, wird ihr die Antwort; sie aber hebt den Scharlach auf, der über die Bahre gebreitet ist: „da lag Herr Oluf und er war todt." — Mit feinem Gefühl hat Herder die Strophen weggelassen, welche bei Grimm als Schluß folgen, in ihnen wird gesagt, es habe drei Leichen gegeben, denn auch die Braut und die Mutter seien vor Leid gestorben — diese Häufung schädigt den Eindruck von der gespenstischen Macht der Elfen, der Herr Oluf erlegen ist.

Goethe hat seine 32 Verse (gegen Herders 42) in acht Strophen zu vier Zeilen dem deutschen Liedbrauche gemäß aufgetheilt, aber die Reimpaare und die Freiheit des Rhythmus beibehalten. In drei Strophen ist die alte Zweizeiligkeit noch bewahrt, in den fünf übrigen, am Anfang und Ende, sowie in den Lockungen des Erlkönigs, greifen Hast und Angst und der Eifer des Ansendens über den Einschnitt hinaus. Auch die einleitende Formel, die ganze Bewegung der Verse, eilig geflüsterte Frage und Antwort, die Versprechungen, wiederum in drei Stufen, wobei Gald und Gewand in eins verschmelzen, und der Elfenreigen als letzte Lust anreizen soll — zu ihm mochte die Seele des Knaben wohl entschweben —, endlich der Tod des Kindes, das der Erlkönig anfaßt — dahin setzt sich der „Schlag aufs Herz" um —, das plötzliche Abbrechen, das grauenvoll den Hörer ergreift — alles dies theilt Goethe's Schöpfung mit Herders Ballade. Und vielleicht noch einzelnes, das weniger leicht zu fassen ist, Farbe und Stimmung, die nun freilich wiederum von Goethe zu solch überwältigender Einheit zusammengefaßt sind, daß sie auch nur angeregt seiner Bildkraft entstiegen sein mögen.

Aber neben dem allen erübrigen doch noch wesentliche Unterschiede. In dem alten dänischen Lied Erlkönigs Tochter und der Elfenreigen, bei Goethe der Erlkönig selbst, „mit Kron' und Schweif", der aus den Nebeln am Wasser („am Strand") dräuend heranschwillt; dort Herr Oluf am Vorabend seiner Hochzeit, hier der sorgende Vater und sein krankes Kind; bei Goethe drei Sprechende: Erlkönig und die Beiden auf dem Pferde, bei Herder tritt die Mutter doch sehr spät hinzu; die Angst des Knaben bei Goethe, nach dem die Gespenster greifen. Nichts davon in Herders Ballade. Gelangt man nicht zu dem Eindruck, als ob Goethe mit Hülfe des Stückes in Herders „Volksliedern" eine andere Geschichte, den eigentlichen Stoff, in Scene gesetzt, als ob er die dänisch-deutsche Ueberlieferung mehr zur Einkleidung eines sonst woher ihm zugekommenen Stoffes verwendet hätte?

Wie wunderlich es manchmal geht! Seit langen Jahren lese ich von Zeit zu Zeit immer wieder zu weitentlegenem Zweck die Dialoge Papst Gregors des Großen, dieses Haupt- und Grundbuch für die Literatur erbaulicher Erzählungen im Mittelalter. Und doch ist mir erst während der letzten Wochen die Geschichte aufgefallen, durch welche der erlauchte Kirchenvater zu beweisen sucht, daß auch getauften Kindern das Himmelreich verschlossen bleiben könne (so umschreibt er säuftiglich die Hölle), wofern sie von ihren Eltern schlecht erzogen und zu bösen Reden verleitet werden. Sie steht im 18. Kapitel des 4. Buches (Migne, Patrologia Latina 77, 349) und lautet: „In dieser Stadt Rom gab es vor 3 Jahren (die Dialoge sind 594 abgeschlossen) einen wohlbekannten Mann, der ein Söhnchen von 5 Jahren, wie ich meine, besaß, das er zärtlich liebte und deßhalb allzu nachgiebig aufzog. Dieses Knäblein aber — es ist furchtbar zu erzählen — hatte sich angewöhnt, sobald irgend etwas seinem Eigenwillen sich widersetzte, Gottes Majestät mit Lästerworten zu schänden. Nun sind es 3 Jahre her, daß der Knabe zu sterben kam. Als da sein Vater ihn auf den Armen (in sinu) trug, da sah der Kranke — wie die bezeugen, die dabei waren — mit angstvollen Augen böse Geister an sich herankommen und begann zu rufen: ‚Hilf, Vater! Hilf, Vater! Und klagend wandte er das Antlitz ab, um sich vor den Dämonen an der Brust des Vaters zu bergen. Als dieser nun den Zitternden fragte, was er denn erblicke, antwortete der Knabe: ‚Schwarze (Mauri) Männer sind gekommen, die mich fortnehmen wollen.' Und als er dies gesprochen und neuerdings den Namen Gottes mit Worten vermehrt hatte, gab er seinen Geist auf."

Das wäre nun die Geschichte, die wir vermissen. Hier ist der Vater und das kranke Kind, die Dämonen, vor denen es sich fürchtet, die es ergreifen und tödten, das Gespräch, des Vaters zärtliche Sorge, dem der Knabe in seinen Armen stirbt, indem er an seiner Brust vergeblich Schutz sucht. Stellen wir Gregors Bericht neben die Ballade bei Herder, dann fehlt uns nichts mehr von dem Stoff in Goethe's Erlkönig, und nur um so andächtiger können wir den Geist bewundern, der diese Stücke zu dem unvergeßlichen Gebilde umgeschaffen hat, das alle seine Voraussetzungen aus unserm Gedächtniß verdrängt.

Ob Goethe wohl selbst des ehrwürdigen Gregor Dialoge gelesen hat? Wenn ich die Sache recht beurtheile: schwerlich. Es wird an ein vermittelndes Buch gedacht werden müssen. Bernhard Senfert reicht nur des Erasmus Francisci Höllischen Proteus (Nürnberg 1680), das voll Wunder-

geschichten und Gespenstermärlein steckt und das Goethe doch wahrscheinlich gelannt hat, wosern er wirklich Valentins Lähmung durch Mephisto beim Zweikampf mit Faust aus dem 99. Kapitel (S. 1076 ff.) „Die verlierende Gegenwehr" schöpfte. Doch versagt auch dieser fast unendliche Vorrath und ich muß es den besser unterrichteten Forschern in der Geschichte der neueren deutschen Literatur überlassen, ein deutsches Zwischenbuch auszufinden.

An dem „Erlkönig" freuen wir uns aber nach wie vor, gehört doch dieses Gedicht zu den Schöpfungen, in deren Aufnahme schon der Geist der Zeiten sich spiegelt. Wie anders lesen und hören wir es, wie anders Goethe's Freunde und sein nächstes Publikum! Unsre Vorstellung von dem Gange und Vortrage des „Erlkönig" ist so ganz und gar durch Schuberts herrlich malende Musik beeinflußt, daß wir uns gar nicht denken können, man habe das Gedicht jemals in langsam schwermüthigem Andante recitirt. Und doch ist das der Fall, wie wir mit Erstaunen aus Max Friedländers schöner Sammlung „Gedichte von Goethe in Kompositionen seiner Zeitgenossen" (Weimar 1896, Nr. 47 bis 52, vgl. S. 142) lernen. Doch gleichviel, wie sich auch die Zeiten wandeln und der künstlerische Ausdruck ihres besonderen Vermögens, der „Erlkönig" wird sie alle überdauern, und wenn von einer unvergänglichen Wirkung in der Literatur überhaupt gesprochen werden darf, dieser Eingebung des Genius Goethe's bleibt sie gesichert.

Mittheilungen und Nachrichten.

b. **Wilhelm Haacke: Aus der Schöpfungswerkstatt.** Herausgegeben vom Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur. Berlin 1897. (II, 8°. 326 S.) — Ein ganz eigenartiges Büchlein liegt da vor uns, anregend durch den wechselvollen Inhalt, den die Kapitelüberschriften „Zugvögel", „Pfauenfedern", „Kukuksnatur", „Tiefseeleben" u. s. w. ungefähr ahnen lassen, dabei fesselnd durch nallendete Schreibweise, aber zugleich voll tiefer origineller Gedanken. Wer über das wichtigste Problem der Biologie, die Lehre von der organischen Entwicklung, wahres Verständniß zu gewinnen trachtet, der möge sich den anmuthig-ernsten Betrachtungen des durch die Entdeckung des Schnabelthier-Eies seinerzeit in weiten Kreisen bekannt gewordenen Verfassers beruhigt anvertrauen. An so einfachen, Jedem unbekannten Dingen, wie es z. B. Pfauenfedern sind, lehrt uns Verfasser die Wunder der Natur erkennen, indem er die unvergleichliche Harmonie im Bau des gesammten Gefieders aufzeigt — in dem nicht eine einzige Feder der andern völlig gleich ist und doch alle zusammenstimmen —, nicht minder auch die Harmonie im Bau der einzelnen Federn, die ihrerseits wieder aus Aesten und Federstrahlen mit seinen Wimpern und Häkchen in wunderbar harmonischer Weise zusammengesetzt sind. Erhebt man nun aber die schließlich uns doch immer am meisten interessirende Frage, wie solch nallendete Farmensymphonie im Sinne der Entwicklungslehre ursprünglich entstehen konnte, so beweist uns der Verfasser klipp und klar, daß durch darwinistische Nützlichkeitsauslese zwischen Zufallsvariationen solche harmonische Bildungen, in denen Millionen von Einzelgliedern aneinander streng gebunden sind, ganz unmöglich je zustande kommen können. Zu der That für Viele, die an moderne Schlagworte und an die moderne naturwissenschaftliche Literatur gewöhnt sind, ein merkwürdiges Resultat! Indeß, der Fachmann denkt darüber anders. Weiß er doch, daß Naegeli für die Botaniker, Eimer für die Zoologen schon längst das Gleiche gelehrt haben, nämlich die Unmöglichkeit jener Entstehung der Arten durch blaße Auslese zufällig variirter Bildungen, eine Lehre, wonach Thiere und Pflanzen nicht als Farmensymphonien erscheinen müßten, sondern als zufällig zusammengestückelte Masaiken. Solcher tief eindringender Gedankengänge wird man aber im vorliegenden Büchlein eine ganze Reihe finden, namentlich auch in den späteren Kapiteln sehr merkwürdige Ideen auf vergleichend-zoologischer Grundlage über Abstammung des Menschen, über die Frauenfrage u. a. m., weßhalb dasselbe wißbegierigen Lesern bestens empfohlen sei.

* Ueber die von Prof. Schenk in Wien gemachte Entdeckung der Möglichkeit einer Beeinflussung des Embryo im Sinne der Geschlechtsentwicklung (s. Nr. 5 der Beilage d. J.) haben sich jetzt, wie wir damals voraussahen, mehrere bedeutende Physiologen und Kliniker sehr zurückhaltend, wenn nicht zweifelnd, geäußert. Prof. Winckel in München betont ganz richtig, es seien in Bezug auf die willkürliche Erzeugung des Geschlechts in den letzten zwei Jahrzehnten so viele Behauptungen als wichtige Entdeckungen proklamirt worden, daß man solchen gegenüber im höchsten Grade mißtrauisch sein müsse, „ganz besonders aber, wenn so eine Art vorläufige Mittheilung vorausgeschickt wird, d. h. also, wenn die Sache noch nicht spruchreif erscheint, nachdem 20 Jahre an dieser Frage gearbeitet wurde. Außerdem sind Erfahrungen bei Hunden, Katzen, Kaninchen und Meerschweinchen doch nicht für den Menschen ohne weiteres zu verwerthen, wie zahlreiche Experimente, z. B. mit künstlicher Hervorrufung der Tuberkulose u. dgl., beweisen. Ferner spielen Zufälligkeiten eine gewaltige Rolle. Indessen alle diese Einwände," so fährt Prof. Winckel fort, „werden uns nicht abhalten, die angeblich neuen Thatsachen ernst zu prüfen und erst nach dieser Prüfung ein Urtheil abzugeben". Auch Prof. Ronx in Halle kommt zu denselben Schlußfolgerungen. Er sagt treffend: „So unwahrscheinlich die von den Zeitungen gemachte Entdeckung der willkürlichen Bestimmung des Geschlechts ist, so läßt sich zur Zeit, also bevor nach die Methode und ihre angeblichen Resultate publizirt und von kompetenter Seite nachgeprüft worden sind, über den Werth der Sache nichts bestimmtes urtheilen. Nur Eines ist gewiß: Wenn Prof. Schenk im Ernst vertritt, diese Frage gelöst zu haben, so wird er, wie im Jahre 1866 Benedek, sagen können: Entweder stehe ich in kurzer Zeit auf dem Postamentl, oder es schaut mi kein Hund mehr an."

* Ueber das Wachsthum in der Narkose hat, wie der „Hann. Courier" berichtet, jüngst ein Londoner Kunstgärtner interessante Beobachtungen an Pflanzen angestellt und in einer Londoner Fachzeitschrift veröffentlicht. Danach dürfte es als erwiesen betrachtet werden, daß die Pflanze ebenso wie Mensch und Thier des Schlafes und der Ruhe bedarf, um zu gedeihen. Dem erfahrenen Blumenzüchter kam eines Tages der Einfall, etwas näheres über den Schlaf seiner zarten Zöglinge zu erforschen. Von der Voraussetzung ausgehend, daß Pflanzen, wenn sie zu schlafen vermögen, sich auch in einen Zustand der Betäubung versetzen lassen müßten, versuchte er die Wirkung der Chloraformnarkose auf Blattpflanzensprößlinge zu erfahren, indem er die Wurzeln und Blattknospen den Chlorofarmdünsten aussetzte. Das Resultat war ein überraschendes; der zarte Sprößling einer nur langsam fortkommenden Pflanzenart zeigte schon nach den ersten zwei Versuchen die Spuren von ungewöhnlich schneller Entwicklung. Nun stellte der experimentirende Gärtner eine ganze Anzahl gleichmäßig vorgeschrittener Pflänzchen von einer Gattung in seinem Treibhause nebeneinander auf und ließ einigen derselben die regelmäßig fortgesetzte Chloraformbehandlung angedeihen, während die übrigen Sprößlinge wie gewöhnlich gepflegt wurden. Schon nach Verlauf einer Woche hatten die der Narkose ausgesetzten Pflanzen die anderen weit überholt, das Wachsthum nahm mit jedem Tage zu, und als die ersteren bereits zur vollen Entwicklung gelangt waren, hatten die nicht mit Chloroform genährten Pflänzchen sich kaum zur Hälfte entfaltet.

Literarische und wissenschaftliche Neuigkeiten aus Rußland. In Moskau wurde die 30jährige literarische Thätigkeit von N. N. Slatowratskij gefeiert, der sich durch Erzählungen aus dem russischen Volksleben einen geachteten Namen gemacht hat. — Der Thronfolger Georg Alexandrowitsch läßt russische Uebersetzungen hervorragender ausländischer Werke über das Seewesen anfertigen. — Graf D. A. Miljutin, Kriegsminister a. D., schreibt Memoiren aus der Regierungszeit der Kaiser Nikolaus I., Alexander II. und III. — Eine Gesellschaft in Moskau will eine Tageszeitung u. d. T. „Die Bedürfnisse der Provinz"

herausgeben. — Der bekannte Reisende und Forscher Potanin arbeitet an einem umfangreichen Werke, das Asiens Einfluß auf die europäische Volksindustrie schildern soll. — Graf Leo Talstaj hat ein Werk über die Kunst vollendet, das bereits in verschiedene Sprachen übersetzt wird. — Der Kaiserlichen Historischen Gesellschaft ist für das nächste Jahr eine Subvention von 6000 Rubel zur Herausgabe geschichtlicher Dokumente und zu wissenschaftlichen Forschungen bewilligt worden. — Die britische Bibelgesellschaft wird Uebersetzungen der Evangelien in vier kaukasischen Dialekten herausgeben. — Eine große Encyklopädie der häuslichen Erziehung und des Unterrichts soll binnen 3 Jahren erscheinen; die Kosten für das erste Jahr sind mit 25,000 Rubel veranschlagt. — Die von Prof. Asonassjew ins Russische übersetzte Realencyklopädie der medizinischen Wissenschaften von Eulenburg ist mit dem 21. Band beendet. — Eine Moskauer Gesellschaft zur Verbreitung technischer Kenntnisse wird „Programme für häusliche Lektüre" herausgeben, um Leuten behülflich zu sein, welche die Lücken ihrer Bildung durch Selbstunterricht ergänzen wollen. — Von Gneditschs Geschichte der Künste ist die 10. Lieferung des 3. Bandes erschienen. — Eine neue Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 700,000 Rubel will unter der Firma „Buchverlag Narod" Bücher für den Selbstunterricht herausgeben. — Ein kaukasischer Journalist hat eine dreibändige „Geschichte des Räuberunwesens im Kaukasus" verfaßt. — Von neuen Erscheinungen sind nach folgende zu erwähnen: Slutschewsky, Im Nordwesten Rußlands, 2 Bände mit Illustrationen und Karten, ferner die Uebersetzungen von Düring, die Größen der modernen Literatur, Herbert Spencers Philosophie von Collins, Giddins Grundlagen der Soziologie, Lippert's Geschichte der Familie. Als nächstens erscheinend sind angezeigt: Fussilows Denkmäler der altrussischen Baukunst und die russische Uebersetzung von Herbert Spencers Werken in 4 Bänden.

W. Henckel.

* **Wien.** Am 9. Januar Abends starb hier der emeritirte Professor des deutschen Rechts an unserer Universität Dr. Johann Adolf Tomaschek, eines der letzten Mitglieder des Frankfurter Parlaments, nach längerem Leiden im Alter von 74 Jahren. Er war in Iglau in Mähren geboren, und in derselben Stadt, nach Absolvirung seiner Studien an der damaligen Olmützer Universität, zunächst als Gymnasiallehrer thätig. Im Jahre 1848 wurde er von seinem Heimathbezirk zum Abgeordneten der deutschen konstituirenden Nationalversammlung in Frankfurt gewählt und nach seiner Rückkehr aus dieser Thätigkeit mit der Ordnung des städtischen Archivs in Iglau betraut. Diese Aufgabe führte ihn auf die Beschäftigung mit österreichischen Rechtsalterthümern und deutscher Rechtsgeschichte hin. Im Jahr 1858 trat er als Konzipist in das geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv und habilitirte sich 1858 als Privatdozent für deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte an der Wiener Universität. 1863 wurde er außerordentlicher Professor und einige Jahre später ordentlicher Professor des deutschen Rechts und der österreichischen Rechtsgeschichte, als welcher er bis 1893 wirkte. Er entwickelte neben seiner Lehrthätigkeit eine rege literarische Thätigkeit, die ihm in der deutschen Gelehrtenwelt einen ehrenvollen Platz sicherte. Die Gemeinde Wien übertrug Tomaschek die Herausgabe der „Rechte und Privilegien der Stadt Wien", welches Werk auf Kosten der Gemeinde in zwei Prachtbänden erschien. Die Akademie der Wissenschaften wählte ihn zum korrespondirenden, das Nationalmuseum in Nürnberg zum wirklichen ständigen Mitglied des Gelehrtenausschusses. Seine Brüder sind der Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Tomaschek in Wien und der Professor an der Technischen Hochschule in Brünn Anton Tomaschek.

* **London.** Am 7. Januar starb in Brighton der Leiter des „British Medical Journal", Ernest Hart, im Alter von 62 Jahren. Von Haus aus Chirurg, hat er auf dem Gebiete der medizinisch-wissenschaftlichen Journalistik, zunächst als Mitarbeiter des „Lancet", dann als Herausgeber der oben genannten Zeitschrift wahrhaft Großes geleistet. Ihm als Erstem ist die Aufdeckung der grauenhaften Verhältnisse in den Krankenhäusern der Londoner Armenanstalten zu danken, die dann zur Einsetzung des „Metropolitan Asylum Board" führte, und er in erster Linie war es, der den energischen Feldzug gegen die „Engelmacherei", das baby farming, einleitete und durchführte, dem England das vom Unterhaus angenommene „Gesetz zum Kinderschutz" verdankt. Auch die Einleitung ersprießlicher sanitärer Maßregeln gegen das Umsichgreifen der Cholera in Indien ist auf seine eifrige Agitation zurückzuführen, wie überhaupt in den letzten 3 Jahrzehnten die Gesetzgebung für öffentliche Gesundheitspflege in England von ihm aufs fruchtbarste beeinflußt, man möchte sagen, geschaffen worden ist. Auch als Verfasser höchst gediegener, rein wissenschaftlicher Artikel, die in verschiedenen Monatsschriften erschienen, hat sich Hart einen guten Namen gemacht.

* **Rom.** Am 7. Januar starb hier, im Alter von 75 Jahren, der bekannte Journalist Leone Fortis, neben dem jüngst verstorbenen Bottero einer der Nestoren der italienischen Publizistik. Er ist bis an sein Lebensende arm und auf seine tägliche Arbeit angewiesen gewesen, obschon er als einer der gefeiertsten Dichter und Kritiker der 50er Jahre leicht hätte große Reichthümer sammeln können. Das Hauptfeld seiner Thätigkeit war Mailand, wo er, wie die „Zeit. Ztg." schreibt, lange Zeit den „Pungolo" leitete, der im Zeitalter des Telegraphen zugrunde ging. Von 1850 bis 1858 gehörte er zu den gefeiertsten Bühnendichtern Italiens, und sein Hauptwerk „Cuore ed arte" gefiel hauptsächlich durch der Ristori Talent. Unter dem Namen „Doctor Veritas" gab er zwei Bände „Conversazioni" heraus. 1893 kam er nach Rom als attachirter Direktor der „Gazzetta officiale". Zugleich war er bis in die letzten Wochen für die „Vita Italiana" thätig.

E. **Athen,** 4. Jan. Das Grab des Themistokles scheint jetzt endlich entdeckt worden zu sein. Während man bisher allgemein annahm, daß der große Athenische Staatsmann auf der von der Einfahrt in den Piräus rechts gelegenen kleinen Landzunge, die heute mit dem sogenannten „Leuchtthurm des Themistokles" besetzt ist, begraben liege, hat nunmehr der griechische Gelehrte Jak. Dragatsis auf Grund einer richtigeren Erklärung einer Stelle im Diodor und des von Plutarch überlieferten Grabepigramms auf Themistokles die überzeugende Behauptung aufgestellt, daß die Grabstätte des Themistokles auf dem Kopa-Krakari zu suchen sei. Dort fand der erwähnte Gelehrte vor kurzem in der That unter einem Sockel ein bisher unbekannt gewesenes Grab, in dem er Bruchstücke einer Marmorurne und verschiedene Thongefäße, sowie Spuren einzelner Bronzegeräthe entdeckte. Die Auffindung dieses Grabes scheint für die aus der Erklärung der alten Schriftsteller geflossene Annahme des Hrn. Dragatsis zu sprechen, wenngleich eine absolute Sicherheit betreffs der Grabstätte des Themistokles damit noch nicht gegeben ist.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versand franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

☞ Hierzu ein Prospektus, betreffend „Deutsche Litteraturzeitung". (1305)

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 12. Januar. Nummer 8.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ostasiatische Fragen und Urtheile. Von Dr. L. H. Grothe. — Das Suchen nach „l'âme française“ in der Literatur und Sprache Frankreichs. II. Von Dr. A. G. van Hamel. — Ein Romantiker in der Perrückenzeit. Von Dr. M. Landau. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ostasiatische Fragen und Urtheile.

Zeitereignisse vermögen Büchern einen Erfolg zu geben, namentlich wenn es sich um Werke politischer Richtung handelt. Das Brandt'sche Buch „Drei Jahre ostasiatischer Politik“ (Stuttgart, Strecker und Moser) ist zu weit ausblickend, als daß es nicht auch ohne begleitende politische Thatsachen einer aufmerksamen Lektüre gewürdigt werden müßte. Der gegenwärtige Zeitpunkt muß es lebhaft in den Kreis der Betrachtung ziehen und wir säumen nicht, das behandelte Material auf Grund der Perspektiven der jüngsten deutschen Politik für das größere Publikum ans Tageslicht zu heben und die Brandt'schen sachmännischen Urtheile über chinesische, sowie japanische Verhältnisse und Persönlichkeiten hier zu erörtern.

Begriff und Verständniß vom Vorgang der Volksstimmungen und der Entwicklung der treibenden Kräfte, welche zum chinesisch-japanischen Zusammenprall und, anschließend an denselben, zum Eingriff europäischer Mächte geführt haben, sind noch nicht vollkommen festgelegt. Es wird naturgemäß noch einige Zeit vergehen, ehe alle zur Beurtheilung nöthigen Faktoren bei so entfernt sich abspielenden Ereignissen zur allgemeinen Kenntniß kommen. Sie müssen von den verschiedensten Personen, die den Geschehnissen nahe standen, im Gesichtspunkt individueller Anschauung beleuchtet werden. Man beginnt nun gegenwärtig genauer zu registriren, in welchem Zustand sich Staats- und Wirthschaftsleben in China und Japan befand, als das Aufeinanderstoßen der beiden ostasiatischen Reiche geschah. Gerade uns Deutschen liegen hoch zu schätzende Urtheile von Landsleuten vor, die Entwicklung und Gang der ostasiatischen Geschichte der letzten Dezennien an der Quelle zu beobachten vermochten. Hauptmann Hanneken kann uns von chinesischer Militär- und Verwaltungsstelle als Augenzeuge authentische Berichte geben, Professor Friedrich Hirth liefert uns neben reichen kulturhistorischen Ausblicken hochwichtige Dokumente über das Wirthschaftsleben des chinesischen Kolosses, über seine Verkehrsadern, seine Handelsbeziehungen, Kenntnisse, die nicht nur im Wege wissenschaftlicher Spekulation, sondern zugleich durch 27jährige energische Arbeit im chinesischen Zolldienst unter Sir Robert Hart gesammelt wurden. Sein Amtskollege Detring, ebenfalls Deutscher, bekannt durch seine Unterhändlerrolle im Dienste Li-Hung-Changs während des Tonkinstreites zwischen Frankreich und China im Jahre 1884, sowie im Laufe des chinesisch-japanischen Krieges, wird jedenfalls nicht säumen, seine Erfahrungen über die politischen und ökonomischen Verhältnisse China's den Hirth'schen Beobachtungen anzugliedern. Auch von Hrn. v. Möllendorf, der als koreanischer Minister und Bevollmächtigter Li-Hung-Changs eine bedeutende Stellung in Söul einnahm und in verschiedenen Theilen des chinesischen Reiches, wie auf Formosa, in amtlicher Eigenschaft lebte, werden wir noch werthvolle Eröffnungen über das koreanische Theater und seine dort agirenden Elemente zu erwarten haben.

Am ehesten und weitesten hinter die Coulissen der politischen Aktionen zu blicken gelang es Hrn. M. v. Brandt als vielgeschulten Diplomaten. Während seines Wirkens als Legationssekretär in Yokohama und als kais. deutscher Gesandter in Peking hatte er volle Muße, die regierenden Elemente im Staatsmechanismus, den Volkstypus der beiden Nationen, die Anschauungssphären der einzelnen Kasten und Parteien, die Wirthschaftsfaktoren der verschiedenen Gebiete zu beobachten. In seinem Buche „Die Zukunft Ostasiens“ (Stuttgart, Strecker und Moser), noch während des letzten Krieges geschrieben, entwirft er eine Skizze der industriellen, finanziellen und agrikulturellen Kräfte beider Länder und sucht die voraussichtlichen Folgen einer japanischen Suprematie, namentlich solche, die für den europäischen Handel mit Ostasien bevorstehen, mit schärfster Sachlichkeit zu erörtern. Die kürzlich erschienene Veröffentlichung „Ostasiatische Fragen“ (Berlin, Gebrüder Paetel) umfaßt wichtige historische Studien, Gemälde von Einzelpersönlichkeiten, Skizzen einzelner politischer Situationen, bestimmte Phasen chinesischer und japanischer Geschichte („Die japanische Invasion nach Korea im Jahre 1553“, „Die Entdeckung Japans und die Einführung des Christenthums“, „Sir Harry Parkes“, „Ito Hirobumi“, „Li-Hung-Chang“, „China und seine politische Stellung zur Außenwelt“, „China und seine Beziehungen zu Hinterindien und den Vertragsmächten“ ꝛc.). Es ist eine Sammlung von Aufsätzen, die in den verschiedensten Perioden einer 30jährigen Thätigkeit (seit 1873) geschrieben sind, in ihrer Zusammenstellung jedoch ein durchaus einheitliches Gesicht haben und die behandelten Gebiete in ein klares Relief stellen. Das jüngst herausgegebene Werk „Drei Jahre ostasiatischer Politik“ beschäftigt sich ausschließlich mit den Ursachen des chinesisch-japanischen Krieges, den maßgebenden Kräften im Verlauf desselben, sowie mit seinen Folgen.

Die Daten der jüngsten Kriegsepisoden sind noch frisch in der Erinnerung. Es dürfte sich gegenwärtig nicht darum handeln, das Historische in dem zuletzt erschienenen Werke Brandts herauszuschälen, sondern vielmehr die logische Gruppirung der Thatsachen hervorzuheben, die Momente zu zeichnen, welche in der Brandt'schen Schilderung den üblichen Ansichten entgegenstehen, sowie auf die politischen Konstellationen hinzuweisen, welche nach Brandt sich in Ostasien vorbereiten. Die Aufschlüsse, die Brandt über den Ausbruch des Krieges bringt, sind klar und auf Grund guten Beweismaterials gegeben. Die schon im Werke „Die Zukunft Ostasiens“ (S. 26) vertretene Meinung, der Krieg hätte der japanischen Regierung hauptsächlich zur Ablenkung innerer Gefahren gedient, wird S. 9 ff. aufgenommen und ausführlicher und durch die Psychologie der Geschehnisse erörtert. Die etwas

Digitized by Google

herbe Kritik über das übertriebene nationaljapanische Selbstgefühl und seine fremdenfeindlichen Aeußerungen, sowie über die Verlogenheit und Verstellungskunst, welche der Japaner im Laufe des Krieges stark und oft genug gezeigt, mag freilich den Japanfreund befremden. Diese Urtheile korrespondiren mit der Charakteristik der beiden Völker, die Brandt in „Zukunft Ostasiens" S. 17 f. aufstellt. Seine Sympathie steht eher auf Seiten des Chinesen; alle großen und edlen Eigenschaften setzt er auf Rechnung der in Japan eingedrungenen chinesischen Ethik (ebendort S. 19). Diese Ueberordnung des Chinesen über den Japaner beruht auf der individuellen Anschauung Brandts; der Standpunkt der rein objektiven Beobachtung der geistigen Struktur der Rasse, der Grundsatz der ethnischen Psychologie will mir nicht in allen Punkten gewahrt erscheinen. Es werden auch in einzelnen Kapiteln manche zugunsten der japanischen Rasse vorliegende Momente und Urtheile unterdrückt, so u. a. die Sympathiekundgebung des Sir Harry Parkes während seiner Wirksamkeit in Japan durch seine japanfreundliche Denkschrift an die fremden Konsuln (nach Ausbruch des japanisch-europäischen Konflikts von 1865; vgl. in „Ostasiatische Fragen" die Biographie von Parkes S. 223 f.). Vom Standpunkt der europäischen Diplomatie, aber nicht von dem der asiatischen, war allerdings die Haltung Japans gelegentlich der Verdrehung der Kriegserklärungsmotive, der unhöfliche Empfang der ersten chinesischen Friedensgesandtschaft zu Kobé (30. Januar 1895), die darauffolgende Nichtanerkennung der Vollmachten dieser Gesandtschaft, die Verzögerung der endgültigen Friedensberathungen in Shimonoseki u. s. w. von etwas unchevaleresker Art, aber wohl auch eine Nothwehr gegen die Macht der Trägheit und des passiven Widerstandes, welche der chinesischen Politik innewohnt. Was die Bedeutung der Brandt'schen Arbeit wesentlich erhöht, sind die im Wortlaut angezogenen Regierungsnoten, die amtlichen Publikationen, Memoranden der Gesandtschaften, Reden des Ministerpräsidenten Ito im Abgeordnetenhause, die verschiedenen Entwürfe der Verträge, chinesische, japanische und englische Zeitungsartikel u. a. m. Sie bieten eine interessante Einsicht in die asiatische Art der Stilisirung, des Gedankengangs, sowie der im Verlaufe der Kämpfe zutage getretenen Stimmungen. Bemerkenswerth ist ferner die Autorität Brandts, sofern sie sich gegen die Ueberschätzung der japanischen Macht, namentlich der militärischen Erfolge erhebt. So weist er in „Die Zukunft Ostasiens" S. 27 darauf hin, daß z. B. die Verluste der deutschen Armee vom 4. August bis 1. September, also während 26 Tagen, an Offizieren erheblich mehr betrugen, als die der gesammten japanischen Mannschaften in einem 7monatlichen Feldzuge! Zu beachten ist auch die Stimme des Hrn. v. Brandt, wo die protestantische Missionswirthschaft, besonders der Amerikaner, in Frage kommt („Ostafrikanische Fragen" S. 132, 133, 151, 170 f.). Er redet von einem Mißbrauch der den Missionen gewährten Ausnahmestellung (bezüglich der Reisen unerfahrener Eiferer ins Innere, Grundstückserwerb u. s. w.). Die gleiche Ansicht wird von einer Reihe anderer Persönlichkeiten vertreten, die an Ort und Stelle Ausblick hielten, so von Professor Hirth u. A. Mit der französischen Missionspolitik und ihren Hintergedanken beschäftigt sich Brandt in „Drei Jahre ostasiatischer Politik" S. 198 f.

Am meisten Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen, nachdem Deutschland mit territorialen Erwerbungen in die Reihe der stark in Ostasien interessirten Mächte getreten ist, die Beobachtungen Brandts gegenüber den Machinationen Rußlands und Frankreichs (im letztgenannten Buche in den Aufsätzen „Rußland und Japan in Korea", „Spolia opima", „Schluß"). Mit äußerster Sachkenntniß ist die Bedeutung der Konzessionen gekennzeichnet, welche Frankreich in Hinterindien und Südchina infolge seiner Vermittlerrolle in der Liaotungfrage durch die stetigen Bemühungen seines Pekinger Vertreters erlangt. Nicht nur daß durch die Abtretung wichtiger Gebiete, wie Mongsin und Kiang-hung, ein abgegrenztes hinterindisches Kolonialreich geschaffen wurde, auch mit der Ermächtigung zu Bahnbauten (Kwan-si-Bahnen) und zur Ausbeutung der Bergwerke in Yünnan sieht Brandt die autoritative Stellung Frankreichs in Südchina befestigt. Höher noch schlägt Brandt die Früchte an, welche Rußland durch seine Protektionspolitik einzuheimsen verstand. In der That muß die Rolle Rußlands als Gelddarleiher und Garanten für die chinesische 400-Millionenschuld, sowie seine organisatorische Thätigkeit als Erbauer der chinesischen Ostbahn (durch Vermittelung der 1895 gegründeten russisch-chinesischen Bank) China in absolute finanzielle und somit auch politische Abhängigkeit bringen. Ueber die Vortheile, welche Deutschland aus dem japanisch-chinesischen Konflikt zu ziehen wußte, hatte das Brandt'sche Buch noch nichts zu berichten. Angesichts des gewaltigen Einflusses aber, den Rußland und Frankreich in China eroberten, deren Wirkungen für die Zukunft Brandt in anschaulichster Weise erläutert, muß die jüngste Phase deutscher Politik, die thatkräftige Wahrung deutscher Interessen durch die Besetzung von Kiao-tschau, jedem Einsichtigen als unbedingtes Erforderniß begreiflich werden. Die Brandt'sche Vermuthung bezüglich der beabsichtigten Einbeziehung Kiao-tschaus in die russische Einflußsphäre (S. 209) hat sich zum Glück nicht bestätigt. Die Perspektive, die Brandt Japan stellt (S. 215), daß eine innere Krisis ausbrechen müsse, sobald durch die ungehinderte Zulassung der Europäer in das Innere die dem Japaner nach seiner Ansicht eigene, unzähmbare Volksleidenschaft und Fremdenfeindschaft neu aufgestachelt sein würden, hat vielleicht einen zu pessimistischen Hintergrund und beruht auf der skeptischen Auffassung Brandts von der Zivilisationsfähigkeit der japanischen Rasse. Die beigefügten diplomatischen Dokumente: Konvention von Tientsin (S. 221), Friedensvertrag von Shimonoseki (S. 236), die russisch-japanischen Konventionen (S. 251), die angebliche russisch-chinesische Konvention (S. 254), Statuten der chinesischen Ostbahngesellschaft (S. 258) sind Jedem, der sich über die ostasiatischen Verhältnisse eingehendere Belehrung verschaffen will, unentbehrliche Hülfsmittel. Alles in allem: die Brandt'schen Publikationen tragen durch sachmännische Beleuchtung und logische Anordnung des Stoffes einen großen ethnographischen wie aktuell politischen Werth in sich.

Dr. L. H. Grothe.

Das Suchen nach „l'âme française" in der Literatur und Sprache Frankreichs.

Von Dr. A. G. van Hamel.

II.

Noch durch ein zweites Beispiel anderer Art will ich darthun, wie das Studium eines literarischen Phänomens des Mittelalters zum Ausgangspunkt dienen kann für die Behandlung des psychologischen Fragestückes, das uns hier beschäftigt. Man hat eine Zeit lang geglaubt, daß in Frankreich im 12. und 13. Jahrhundert „Minnehöfe" bestanden haben. Diez hat bereits 1825 diese namentlich durch Raynouard vertretene Annahme bestritten. Seine später durch Gaston Paris und Pio Rajna wieder aufgenommenen Argumente blieben in Kraft, bis der dänische Gelehrte E. Trojel die ganze Frage einer neuen Behandlung unterwarf und das wirkliche Bestehen der „cours d'amour" vertheidigen zu können meinte. Aber weder die Dissertation Trojels noch seine kritische Ausgabe des Buches von Andreas Capellanus hat an den Schlüssen eines Diez viel ändern können. Uebrigens hat der junge Däne selbst zugegeben,

Digitized by Google

daß sich unter den 21 von André gemeldeten judicia amaris bloß 4 nachweisen lassen, die für wirkliche Urtheilssprüche zur Noth gelten könnten.

Der erste Fall betrifft eine Dame, deren Ritter ins heilige Land gezogen ist und schon lange kein Lebenszeichen von sich gegeben hat. Die Dame will einem Anderen ihre Gunst schenken, aber der „secretarius" des Abwesenden widersetzt sich dem verfrühten Vorhaben. Die Gräfin von Champagne, deren Schiedsgericht die Angelegenheit übergeben wird, gibt der Dame unrecht. Der Ritter hat seine Dame, meint sie, um eines edlen Zieles willen verlassen, und sein Schweigen bezeugt lobenswerthe Diskretion. Der zweite Fall gilt dem „secretarios" eines Ritters, der sich die Gunst der Dame seines Freundes zu erschleichen gewußt hat. Dieselbe Gräfin von Champagne, und mit ihr 60 Edelfrauen, verbannen den Verführer und die Verführte streng für immer aus dem Reich der Liebe. Im dritten Fall ist der Schuldige ein Ritter, der das Liebesgeheimniß eines Anderen verrathen hat; ein Hof von Damen der Gascogne verurtheilt ihn einstimmig, fortan „sander" Liebe zu leben. Im vierten Fall verurtheilt niemand Geringerer als die Königin von Frankreich selbst eine hochgierige Kokette, entweder dem Liebenden Gehör zu schenken, oder seine Geschenke zurückzuweisen.

Was die Streitfrage über die Existenz der Minnehöfe aber für alle Zeiten bedeutungsvoll macht, ist der Zusammenhang, in welchen sie durch Rojna und Trojel, am ausführlichsten aber durch Gaston Paris, mit der „höfischen Liebe" gebracht wird. Mit diesem Namen wird eine eigenartige Auffassung und Praxis der Liebe angedeutet, welche diesem einfachen und natürlichen Gefühl den Charakter einer verfeinerten Bildung verleiht, es zu einer Kunst, einer Wissenschaft, einer geselligen Tugend stempelt, es nicht allein zum feinsten und edelsten Stoff der Kunstpoesie und der literarischen Fiktion erhebt, sondern sogar die Scholastik zu Hülfe ruft, um es zu analysiren, und eine Metaphysik erfindet, um es zu verklären. Gaston Paris, der diese Liebe im Gegensatz zu der verhängnißvollen Leidenschaft eines Tristan und einer Isolde, im Gegensatz auch zu den schlichteren Verhältnissen, wie sie u. a. in den „Lais" von „Marie de France" beschrieben werden, charakterisirt als: „un amour exalté et presque mystique sans cesser pourtant d'être sensuel", hat le Conte de la Charette von Chrétien de Troyes als das Hauptwerk bezeichnet, worin diese Liebe geschildert und verherrlicht wird.

In der That ist die sündige Liebe Lancelots und der Königin Guenièvre — der Hauptpersonen dieses Romans — lange das Ideal „echter" Liebe geblieben, von der Francesca — das Schlachtopfer des Lancelot — später zeugen soll: „Amor che al cor gentil ratta s'apprende. . . . ." Ueberraschend und unwiderstehlich ist die Liebe in ihrem Erscheinen: durch das Auge dringt sie unvermuthet ins Herz und verwundet es; geheimsinnig und verfeinernd ist sie in ihren Aeußerungen, veredelnd und bildend in ihrem Wirken und ja absolut in ihren Forderungen, daß selbst der Ritter vor ihr weichen muß. Ungesetzlich ist die Liebe und muß sie sein; denn in der Ehe kann die echte Liebe nicht vorkommen. Die Gräfin von Champagne hat auf die briefliche Anfrage: „an inter conjugatos verus amor locum sibi valeat invenire" durch ein Sendschreiben vom 1. Mai 1174 geantwortet, daß die wahre Liebe frei sein und ihre Gunst gratis verleihen müsse, was hingegen in einem Verhältnisse, wie das zwischen Ehegatten, wo von Recht und Pflicht die Rede sei, nicht der Fall sein könne. „Dicimus enim et stabilita tenare firmamus amorem nan posse suas inter duas jugales extendere vires."

An dem Hofe dieser selben Marie de Champagne hat Chrétien sein Buch geschrieben. Sicher hat er auch unter dem Einflusse der höfischen Minnesänger des Südens gestanden. Denn „L'amour courtois" stammt aus dem Süden: Bernard de Ventadorn und etwas später, der mehr abstrakt dichtende Peire Rogier haben an dem Hofe derselben Frauen, deren judicia amaris so viel Aufsehen erregt hatten, gedichtet, gelebt, geliebt. Aber für Nordfrankreich ist Chrétien, der subtile Anatom und Beschreiber von Herzensgedanken, der vornehmste unter den poetischen Vertretern dieser Liebe gewesen. Sein anerkanntes Talent und der Zauber seiner Poesie haben die Herrschaft dieser Liebe in der Literatur und in den Sitten immer mehr ausgebreitet. Durch ihn ist die subtile Wißbegier dieser Liebe, deren ausführliche Darstellung uns bisweilen so kindisch dünkt, — z. B. wenn der Dichter sich Mühe gibt, durch passende Bilder zu veranschaulichen, daß die Liebe zwei Herzen eins machen kann, während doch jedes von beiden in seinem eigenen Leibe wohnen bleibt — populär geworden. Beinahe die ganze Lyrik des 13. Jahrhunderts, selbst ältere Heldengedichte sind unter den Einfluß dieser Liebesauffassung gerathen. Im Süden hat sie sich in immer abstrakteren und konventionelleren Formen kristallisirt; und als Dante seine Vita Nuova dichtete, hat er nichts anderes gethan, als das alte französische Minnelied, das Lied von „amour courtois" mit neuem Leben beseelt.

In mancher Beziehung hängt die höfische Liebe mit den besonderen Sitten und der eigenartigen Anschauungsweise des Mittelalters eng zusammen und besitzt in dieser Hinsicht einen vorübergehenden Charakter. Aber einer ihrer Züge reicht tiefer und weist auf einen Seelenzustand, der im weiteren Verlaufe der französischen Literatur Analogien finden läßt. Es ist das Raffinirte in der Liebe, das hervorgeht aus der innigen Verschmelzung des sinnlichen Begehrens mit dem subtilen Denken und Zergliedern, eine Tendenz, das Gefühl nicht bloß als Gefühl zu genießen, sondern die einzelnen Elemente desselben durchzukosten und in ihrem Wesen zu begreifen, so daß die Liebe schließlich aufhört, bloß Empfindung zu sein und zugleich ein intellektuelles Bedürfniß befriedigt.

Ich könnte hier darauf hinweisen, wie das cerebrale Element der französischen Liebe — im ersten Theil des Roman de la Rose nach Ovids Vorbild noch heiter gestimmt, durch den Verfasser des zweiten Theiles, Jean de Meung, aber in dürre Weisheit und encyklopädische Gelehrsamkeit entartend — die Liebesallegorien ins Leben gerufen hat, unter welchen die Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts so schwer gelitten hat. Doch erinnere ich lieber daran, wie dieses Element, selbst nach der völligen Umwandlung der französischen Literatur durch die Renaissance, erhalten geblieben ist und — wohl unter dem Einflusse der herrschenden Philosophie — soziale Phänomene ins Leben gerufen hat, die an „L'amour courtois", seelenkundige Liebesbespiegelungen, die an die Romane von Chrétien de Troyes erinnern. Ist nicht die ganze Bewegung des Preziösenthums, mit seiner zur Karikatur gewordenen Auffassung der Liebe, der die lebenslustigen „Armandes" zum Opfer fielen, worin sich die allzu zahmen Freier des Hauses Rambouillet mit bewunderungswürdiger Geduld zu fügen trachteten, und wovon sowohl die echten als die falschen „beaux-esprits" zu profitiren suchten, ein merkwürdiges Pendent zu den Kreisen der alten „jugements d'amour" in der Champagne und Gascogne? Aber auch die klassische französische Tragödie trägt diesen selben Stempel. Festgeknebelt durch das Band der Aristotelischen Regeln wird sie durch diese einseitige Beschränkung ihrer Entwicklung geradeswegs in die Richtung der analytischen Psychologie der Liebeskasuistik gelenkt, die, fad und ungenießbar in mittelmäßigen Händen, unsterblichen Meisterwerken das Dasein verleiht, sobald ein genialer

Digitized by Google

Dramaturg wie Corneville den subtilen Liebesstreit von Chinène und Rodrigue dramatisch gestaltet, sobald ein Psycholog von so unvergleichlicher Feinheit wie Racine die Qualen von Hektors Witwe, die Gewissensbisse einer Phèdre, den wehmuthigen Seelenkampf der ihren Titus so innig verehrenden Bérénice zum Thema seiner trotz ihres sanften Flusses so straff gespannten Trauerspiele erkiest.

Ueber unsre Zeit gestatte ich mir nur Andeutungen. Ist nicht ein Familienzug der alten judicia amoris in den sogenannten pièces à thèse von Alexandre Dumas, in den dramatisirten Plaidoyers der „Dame aux Camélias", der „Femme de Claude" oder „Denise", ja selbst in den Dramen der Jüngeren zu verkennen, die, sobald sie „pièces à idées" schreiben, wie: Amaureuse, Amants, la Daulaureuse, nicht bloß eine feine Empfindung, sondern ein Stück subtiler Liebesphilosophie in ihren Bühnenwerken niederlegen?

Ist nicht der psychologische Roman Paul Bourgets und seiner Schule, sind nicht die fein ausgesponnenen Analysen von Mensonges und Coeur de femme in vielerlei Beziehung moderne Gegenstücke zu so mancher Tirade aus Cligès, aus der Charette oder Ivain von Chrétien de Troyes? Und erinnern nicht die subtilen Fragen, die in manchen Pariser Salons unter dem Namen: „Le jeu des petits papiers" über die Liebe gestellt werden, und deren Auflösung die eine oder andere geistreiche Gräfin in einem: Livre d'or vereinigt, an die Fragen, die gegen Ende des 12. Jahrhunderts durch eine „réunion de dames de Gascogne" — dominarum curia in Guasconia convocata — oder durch die comtesse de Champagne und ihre 60 Edelfrauen mit höfischer Grazie und vornehmem Anstand geschlichtet werden? Und der Fremdling, der selbst in ernsten Kreisen in Paris über Liebesangelegenheiten sprechen und sie billigen oder mißbilligen hört, zufolge eines Maßstabes, der sein Urtheil in Verwirrung bringt, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß in Frankreich noch immer gewisse, nur für Franzosen verständliche: „regulae amoris" gelten, ganz wie in den Tagen von Andreas Capellanus.

Auf alle Fälle — und weiter reicht meine Folgerung nicht — kann das erotisch-cerebrale Element, das so häufig in der Literatur zum Vorschein kommt, für einen Charakterzug der „âme française" gehalten werden.

Im allgemeinen steht fest, daß die Seele eines Volkes sich am deutlichsten kundthut in seiner Sprache; immerhin ist es schwierig, zu erkennen, welchen besonderen psychischen Charakterzügen die linguistischen Eigenthümlichkeiten entsprechen. Am besten wäre es noch, wenn man Jedem, der „l'âme française" in der Sprache des französischen Volkes suchen will, den praktischen Rath ertheilt: Lerne die Sprache so sorgfältig und vollständig wie möglich; trachte sie so zu schreiben, wie sie geschrieben, sie so zu sprechen, wie sie gesprochen werden muß; die kunstgemäße Reproduktion hat eine kräftige Entwicklung des französischen Sprachgefühls zur Folge, läßt den Kontakt mit der fremden Seele stärker wahrnehmen und die verborgene Psyche durch das Gefühl kennen lernen.

Immerhin kann geforscht werden, ob unter den Elementen der Sprache keines nachzuweisen ist, dessen Studium für das erwähnte psychologische Ziel von Bedeutung sein kann.

Das Studium des „Bedeutungswandels" verspricht mehr als es hält. Das spezifisch Nationale der Metaphern z. B. liegt mehr in den Bildungsverhältnissen, worauf sie weisen, in den Einrichtungen und Gebräuchen, woraus sie entlehnt sind, als daß eine besondere Art des Fühlens oder ein Kollektivtemperament darin aufgeschlossen liegen sollte. In dem „Musée des métaphores", das durch jedes Volk angelegt werden kann, sind die historischen Bilder viel stärker vertreten als die rein symbolischen Figuren.

Auch die Wortbildung und das Gebiet der Syntax verheißen zu mancher interessanten Entdeckung, aber ganz besonders wichtig erscheint ein anderes Element, obwohl dasselbe zu dem phonetischen und somit zu dem am wenigsten bewußten Theil des Sprachausdrucks gehört. Ich meine das System der „Accentuirung" und verstehe darunter die größere Intensität, mit welcher eine der Silben eines Wortes infolge von stärkerer Exspiration und schärferer Artikulation gesprochen wird. Daß dieser Accent so weit in die Sprachgeschichte zurückgreift, daß er im Laufe der Zeiten so konstant geblieben ist, daß er trotz unzähliger Dialektvarietäten, die im Französischen angetroffen werden, mit ganz vereinzelten Ausnahmen in allen Dialekten zu finden ist, daß er das Ohr des Ausländers so auffällig berührt und doch noch so viel Geheimnißvolles bewahrt, daß unter den heutigen Phonetikern der Streit über den französischen Accent noch lange nicht abgeschlossen scheint —, das alles verleiht ihm einen ganz besonderen Werth für das Studium, auch für das psychologische Studium der französischen Sprache.

Es ist bekannt, daß bei der Umbildung des Lateins zum Romanischen, bei dem Uebergang der Formen und Wörter von Roms lingua plebeja in provinzielle Varietäten, die sich zu neuen Sprachen entwickelt haben, der lateinische Wortaccent das Spiel dieser Transformation gewesen ist.

Aber in keiner der romanischen Sprachen hat die Macht des Accents sich so stark geltend gemacht wie im Gallo-Romanischen, vor allem in der Sprache Nordfrankreichs. Dort hat er gewirkt nicht bloß wie ein stark schlagendes, sondern wie ein scharf schneidendes Instrument.

Die Beweglichkeit, das Fließende des Accents war bereits im 16. Jahrhundert so groß, daß bei den Grammatikern dieser und einer späteren Zeit die absonderlichsten Begriffe über den Platz und den Charakter des französischen Accents angetroffen werden, und daß fast nur diejenigen, die Englisch verstanden und Engländer Französisch lehrten, durch den Kontrast beider Sprachen zur richtigen Einsicht gelangt sind. Seit dieser Zeit ist durch die Abschwächung unbetonter Silben und durch das Verschwinden einiger Konsonanten der flüchtige Charakter des französischen Accents noch verschärft. Als ob die Frage aufs neue zu untersuchen wäre, wird gegenwärtig durch Linguisten und Phonetiker, durch Franzosen und Ausländer, mit dem Ohr und mit Instrumenten, eifrig nach dem Accent der französischen Sprache gesucht. „Où est l'accent?" ist eines der phonetischen „puzzles" unsrer Zeit geworden. Phonetiker, wie Ellis und Sweet, ein Linguist wie Schuchardt, behaupten, daß der Accent sich von der letzten nach der ersten, oder doch wenigstens nach der Stammsilbe des Wortes verschoben hat. Andere, worunter Paul Passy und Louis Havet, meinen, daß die Verschiebung des Accents wohl begonnen hat, aber noch nicht abgeschlossen ist, so daß aller Wahrscheinlichkeit nach erst eine folgende Generation von „le Palais Royal" und „le Théâtre français" sprechen wird.

Was die Untersuchung erschwert, ist die Thatsache, daß nach Ansicht der Franzosen die Ausländer nicht „rein" hören, während letztere wiederum behaupten, daß die Franzosen die schlechtesten Beurtheiler ihrer eigenen Diktion wären. So absonderlich das klingt, steht immerhin fest, daß 1811 der Italiener Scoppa der Erste gewesen ist, der den Franzosen den accentuirenden Charakter ihres Versbaues geoffenbart hat. Ist aber das fremde Ohr zuverlässiger? Ich werde etwas skeptisch gestimmt, wenn ich den großen Linguisten Prof. Meyer-Lübke behaupten höre: selbst in Paris ist eine oxytonische Aussprache der Wörter altfränkisch, und der gelehrte Phonetiker Storm dagegen erklärt: starkes Oxytoniren ist in Nordfrankreich gegenwärtig ganz allgemein. Und was das Hören der Franzosen betrifft, so erinnere

ich an die Anekdote von dem Deutschen, der einen Franzosen fragte, wie man sagen müsse: considération, oder cansidération, oder considérátian, oder considérátian, oder considération? Und der die Antwort erhielt, daß Jener zwischen den fünf Aussprachen keine Verschiedenheit hören könne.

Vorläufig theile ich die Ansicht der Gelehrten, welche glauben, daß in der französischen Sprache der Wortaccent noch immer auf der letzten vollen Silbe des Wortes ruht.

Ein kräftiger Beweis für diese Auffassung ist die eigenartige französische Aussprache des Lateins, die schon Erasmus auffiel. Jean Passy erinnert daran, daß die französischen Kinder, wenn sie, um einen Gegenstand zu bezeichnen, bloß eine Silbe des Wortes aussprechen, allezeit nur die letzte nehmen: ton für boutan, zin für magasin — woraus natürlich gefolgert werden muß, daß diese Silbe ihr Ohr am schärfsten getroffen hat. Bekannt ist auch das Schicksal fremder Eigennamen auf französischer Lippe. Ein Ibsen wird zu Ibsën, ein Spinoza zu Spinosà ꝛc.

Ich werde sicherlich nicht bestreiten, daß der französische Accent mit der Zeit Beeinflussungen unterliegen kann, die bereits individuell bei Rednern und Schauspielern, sowie in der Dialektsprache hervortreten. Aber die Behauptung, daß das System germanischer Accentuirung den alten französischen Accent noch völlig verdrängen werde, erscheint mir unannehmbar; und sollte Frankreich je von l'Alsace et La Lorraine sprechen, so meine ich, daß sich die französische Seele, die noch immer um die verlorenen Provinzen trauert, vorerst selber annektiren lassen muß.

Eng zusammen hängt bekanntlich die Accentfrage mit dem eigenartigen Charakter des französischen Versbaues. Der Ursprung des französischen Verses fällt unzweifelhaft mit derselben starken Verstümmelung der gallo-romanischen Wörter zusammen, die über das Loos der Accentuirung der französischen Sprache entschieden hat. Auch bei der Frage, die sich um „le vers libre“ dreht, zeigt es sich, daß ich mit einigem Rechte in erster Reihe die Accentuirung hervorhob, sobald man darnach forschen will, wo sich „l'âme française“ in der Sprache zum Vorschein drängt.

Soll ich nun eine Formel suchen oder ein Epitheton erfinnen, um die Seite ihres Lebens, die sich hier besonders fühlbar macht, anzudeuten? Ich bekenne — und Niemand wird darüber verwundert sein, da wir es hier ja nicht wie bei den literarischen Phänomenen, die ich beschrieb, mit einem bestimmten Gedanken oder einem bestimmten Gefühle zu thun haben —, daß ich Ihnen weder eine Formel noch ein Epithelon anzubieten habe. Vielleicht wird man durch den allgemeinen Charakter seiner Diktion veranlaßt, an dem Franzosen schnelles Denken, feinen Geschmack, rasche Ausdrucksfähigkeit zu preisen.

Ich erinnere mich, daß ich einst unter einem Reklamebild einige auf die Grazie der Pariserinnen bezügliche Worte fand: Prenez un pau ça. Mesdames les étrangères! Mit diesem geheimnißvollen und doch vielsagenden Wörtchen ça soll ich mich vorläufig auch betreffs des psychologischen Kerns der französischen Accentuation zufriedenstellen. Doch glaube ich allzu fest an die große Macht und den unbegrenzten Eifer der wissenschaftlichen Untersuchung, um nicht hinzuzufügen, was ein deutscher Kollege mir auf eine derartige Bemerkung antwortete: „Das ça soll auch noch herauskommen!“

Ein Romantiker in der Perrückenzeit.

„Derjenige, welcher behauptet: bis hieher und nicht weiter darf die Poesie, Kunst oder Wissenschaft gehen, der ist ebenso thöricht, als wer es unternimmt, den Sand des Meeres oder die Sterne des Himmels zu zählen. Reines Erachtens ist es ein kindisches Unternehmen, die Dichtkunst, diese Königin aller Künste, in gewisse Schranken einzuschließen, und ebenso kindisch ist die Behauptung, daß sie nicht in tausenderlei Weise ihre Schönheit entfalten und variiren könne.“

Wer diese Zeilen liest, glaubt gewiß, ich citire einen Aesthetiker unsres Jahrhunderts, wenn nicht gar einen Modernsten der Modernen. Und doch sind diese Zeilen geschrieben worden, als die klassizistische Tragödie der Franzosen noch als das unübertrefflichste, ja unerreichbarste Kunstwerk galt, als man in Europa nur einen „guten Geschmack“ anerkannte, als die Poetiken von Aristoteles, Horaz und Boileau für ebenso unantastbar, wenn nicht für unantastbarer als die Bibel gehalten wurden und Gotthold Ephraim Lessing noch in der Wiege lag.

Der Mann, der vor mehr als anderthalb Jahrhunderten diese, für jene Zeit revolutionären, Sätze drucken ließ, war kein feiner, Shakespeare bewundernder Engländer, und solche waren damals auch in Großbritannien sehr dünn gesäet; er war ein Italiener, der von englischen Dichtern nur Milton kannte. Mit den oben citirten Sätzen hat er auch keinem zufälligen, isolirten Einfall Ausdruck gegeben, sondern sie sind die Quintessenz seiner ganzen Anschauung, seiner Auffassung von Wesen und Inhalt aller Poesie, die er in einem dickleibigen Buche begründet und entwickelt hat.

Vergebens würde man den Namen Julius Cäsar Becelli in den landläufigen Handbüchern der italienischen Literaturgeschichte, bei Corniani, Maffei, Cappelletti und beim Deutschen Bouterweck suchen. Karl Sauer weiß von ihm nur, daß er vieles aus dem Französischen übersetzte, „sein eigentliches Gebiet jedoch die Poesie war“. Antonio Lombardi widmet ihm in seiner Staria della letteratura Italiana nel secalo XVIII ein Dutzend Zeilen, in denen gerade sein Hauptwerk nicht erwähnt ist. Kurze biographische und ausführliche bibliographische Notizen gab über ihn G. M. Mazzuchelli in seiner Scrittari d'Italia und darauf beruht größtentheils der ungenügende Artikel Tommaseo's im 7. Bande von Tipaldo's Biografia degli Italiani und im 2. Bande seiner Studi critici.

Erst in neuester Zeit hat Emilio Bertana im 26. Bande (1895) des Giarnale starica della letteratura Italiana dem „Vorläufer des Romantizismus“, wie er Becelli nennt, einen eingehenden Artikel gewidmet. Obwohl ich den Werth von Bertana's Arbeit anerkenne, kann ich ihm doch in manchen Beziehungen nicht beistimmen und will daher in folgendem, ohne mich in Polemik einzulassen, nur das Ergebniß meines eigenen Studiums der Werke Becelli's mittheilen.

Daß der italienische Romantiker, dessen Werk erschien, als der Vater der Brüder Schlegel noch ein Kind war, auch für Nichtitaliener und besonders für uns Deutsche von großem Interesse ist, braucht wohl nicht auseinandergesetzt zu werden.

Von der Lebensgeschichte Giulio Cesare Becelli's ist sehr wenig bekannt und scheint sie auch ohne besondere Zwischenfälle gewesen zu sein. Er wurde 1683 in Verona geboren, trat in den Jesuitenorden, den er dann verließ, um mit päpstlicher Dispens zu heirathen und starb 1750.

In seiner Jugend scheint er so eine Art von Adjutant Scipio Maffei's, des Verfassers der „Merope“ und damals der größten Berühmtheit Verona's gewesen zu sein, wie er denn auch Vorreden zur Ausgabe von 1730 von dessen Dramen geschrieben hat. Er selbst hatte 2 Jahre vorher eine Tragödie Oreste vendicata verbrochen, die wir aus Dankbarkeit, daß sie seine einzige blieb, der wohlverdienten Vergessenheit nicht entreißen wollen.

Erst im Alter von beinahe 50 Jahren trat er mit seinem Hauptwerk hervor, und im vollen Bewußtsein, daß

Digitized by Google

er damit einen neuen Weg einschlage, betitelte er es: „Von der neuen Poesie“ (Della novella poesia, cioè del vero genere e particolari bellezze della Poesia italiana libri tre, Verona 1732).

Freilich, in allem vollkommen neu war er nicht, er hat wie Jedermann seine Lehrer und Vorläufer gehabt. Aber sein Schritt nach vorwärts war doch ein riesiger, dem mehr ein halbes Jahrhundert lang kein Italiener mit einem zweiten nachfolgte. Und es bedurfte beinahe eines Jahrhunderts und des Umwegs über Deutschland und Frankreich, bis seine Theorie durch Manzoni zur Praxis in der italienischen Dichtkunst ward.

Ich sage in der Dichtung, denn ein anderer Zweig der Romantik hatte in Italien schon früher zu blühen begonnen. Wie in der Renaissance des 15. Jahrhunderts die Erforschung des Alterthums gleichzeitig mit der Nachahmung von dessen Kunst und Poesie betrieben wurde, so war die Romantik, die man ja im Gegensatz zur Renaissance des Alterthums eine Renaissance des Mittelalters nennen könnte, in Deutschland gleichzeitig eine historische und poetische. Georg Heinrich Pertz war Zeitgenosse der Schlegel. In Italien hat Muratori, der Anregung der französischen Benediktiner folgend, die Herausgabe der mittelalterlichen Geschichtsquellen lange vor Becelli's Neuer Poesie und ein Jahrhundert vor Manzoni's Carmagnola begonnen.

In Frankreich hatte schon am Ende des 17. Jahrhunderts mit Charles Perraults Parallèle des anciens et des modernes die Auflehnung gegen die ausschließliche Herrschaft der Antike begonnen, aber es war mehr ein Personen- als ein Prinzipienkampf und auf die Literatur des Mittelalters sah man von beiden Seiten hochmüthig herab. Dieser Kampf griff auch nach Italien hinüber, wo vielleicht dessen Ursprung zu finden ist. Denn schon Alessandro Tassoni, der Verfasser des komischen Epos „Der geraubte Eimer“ hatte (anno 1612) in seinen Pensieri diversi die Majestät Homers und Aristoteles' anzutasten gewagt, ja sogar lange vor Rousseau den Nutzen der Wissenschaften und der Literatur, freilich mehr scherzend als ernsthaft, in Frage gezogen. Und Charles' Bruder, Pierre Perrault, war ein großer Bewunderer Tassoni's und hat dessen „Eimer“ 1678 ins Französische übersetzt.

In Italien hatte dann wieder Francesco Prospero Montani in seiner Considerazioni (Venedig 1709) die sklavischen Anhänger der Alten und besonders des Aristoteles lebhaft angegriffen. Systematischer und mit gründlicherer Literaturkenntniß hat gleichzeitig der neapolitanische Jurist Johann Vincenz Gravina (1654—1718) in mehreren seiner Werke das Thema behandelt. Höheres als die griechischen Dichter gibt es freilich für ihn nicht und Homer wird von ihm fast vergöttert; aber Aristoteles ist ihm keine höchste Autorität mehr. Er greift sogar seinen Charakter an und räth, sich nicht allein an seine Regeln für das Drama zu halten, sondern zu den Mustern, nach denen er sie gebildet, den griechischen Dichtern, zurückzugehen.

Wichtiger ist aber für uns, daß Gravina auch diese nicht treu nachzuahmen empfiehlt, sondern schon zwischen den allgemein gültigen Regeln und den nur nach Zeit und Ort zu befolgenden unterscheidet. Er erkennt schon ein Recht der verschiedenen Nationalliteraturen an und dringt auf Nachahmung der Natur. Ja er geht in einem Punkte so weit wie die Modernen, indem er vor zu schöner Sprache warnt und gewisse Stilnachlässigkeiten empfiehlt, die dem Werke des Dichters den Anschein der Naturwahrheit geben sollen.

Bei alledem ist der gelehrte Jurist noch weit entfernt von jeder Romantik, aber er leitete Becelli auf den richtigen Weg, und dieser verehrte ihn hoch. Der Veronese weicht oft von dem Neapolitaner ab, widerspricht ihm manchmal und geht viel weiter als er, aber er hat vor ihm stets Respekt.

Auch Becelli ist kein Romantiker im vollen Sinn des Wortes. Es fehlt ihm das pronouzirt Christliche, das Katholische der deutschen Romantik und Manzoni's.

Er war gewiß ein so guter Christ wie Novalis oder Friedrich Schlegel, aber das war zu seiner Zeit in Italien etwas so selbstverständliches, daß er es nicht hervorzuheben, sich dafür nicht zu ereifern brauchte. In der antiken Literatur ist es mehr das Unmoralische als das Heidnische, das er tadelt. Und wenn er auch hervorhebt, daß der von ihm, in damals außerordentlicher Weise, bewunderte Dante sich dadurch auszeichnet, daß er den Reigen der Dichtungen von göttlichen Dingen eröffnete, wenn er christlichen Geist für seine neue Poesie fordert, so ist es, weil, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, das Christenthum einen Bestandtheil des milieu der neuen Zeit bildet, so gut wie das Ritterwesen und der Feudalismus. Denn für Becelli beginnt die neue Zeit mit dem Mittelalter, und deßhalb ist er zugleich Romantiker und Moderner. In Wirklichkeit ist er viel mehr romantisch als modern in unserm Sinne, aber er selbst hält sich, was übrigens im Verhältniß zu seiner Zeit ganz richtig war, für einen Modernen, für einen Neuerer. Deßhalb betitelte er sein Werk „von der neuen Poesie“, und im zweiten Buche desselben hat er einmal auf einer Seite nicht weniger als zehnmal das Wort nen gebraucht.

Schärfer als Becelli hat keiner vor ihm und auch lange nach ihm keiner den Unterschied zwischen Antike und Moderne hervorgehoben, eifriger keiner auf Grund dieses Unterschieds die Erneuerung der Poesie gefordert.

„Wir haben andere Sitten, andere Anschauungen, andere staatliche Institutionen als die Alten,“ sagt er, „wir unterscheiden uns von ihnen in jeder Beziehung. Es fehlen unsrer Zeit die großen heroischen Laster und Tugenden der antiken Welt“ (was kann dieser Misère großes begegnen, was kann großes denn durch sie geschehen?) „deßhalb langweilt sich unser Volk bei den antiken Tragödien, für die sich nur die Gelehrten interessiren“.

„In der Gegenwart können nur solche Dichtungen gefallen, welche unsre Sitten, Gesetze und Gebräuche darstellen, deren Stoffe aus der uns am nächsten liegenden Geschichte genommen sind. Den Griechen gefiel Homer am besten, den Römern Virgil und deßhalb hat Dante's Göttliche Komödie für uns den höchsten Werth. Aus denselben Ursachen gefallen uns die Rittergedichte und die moderne, von der antiken so verschiedene Lyrik. Tassetvetro tadelt Ariost weil sein Rasender Roland keine Epopöe nach den Regeln des Aristoteles ist. — Warum sollte er sich denn diesen Regeln unterwerfen? Sein Roland ist eben etwas neues, ein romantisches Gedicht, wovon Aristoteles nichts wußte. Der Statigirte ist höchst einseitig, denn er kannte nur die griechische Poesie, weder die hebräische noch sonst irgendeine.“

Weit höher noch als das Moderne gilt unserm Becelli das Nationale, und in dieser Beziehung steht er ganz auf dem Standpunkt der Romantiker. Seine Sache ist es freilich nicht, die Institutionen und Sitten des Mittelalters und was sich von ihnen erhalten hat, zu verherrlichen, aber er verlangt, daß der Dichter sie schildere, in ihrem Geiste dichten soll, weil sie uns zeitlich und örtlich nahestehen, weil sie Elemente unsrer Nationalität bilden.

Mit den älteren Theoretikern nimmt er einige für alle Literaturen gleichgeltende Regeln an, aber er hebt auch das für jedes Volk besonders geltende hervor, nach Verschiedenheit von Nationalcharakter, Sprache und Sitte.

Vor allem aber solle der Dichter aus der Geschichte seines Volkes schöpfen, die ihm örtlich und zeitlich am nächsten liegenden Stoffe (le più fresche storie) und nicht fernliegende seinen Werken zum Inhalt geben. Becelli macht

Digitized by Google

sich über die französischen Tragiker lustig, welche antike Helden mit modernen Sitten und Ideen auf die Bühne bringen, über ihre Monseigneur Ulysse und Madame Andromaque. Er zeigt aber auch das Moderunationale in der französischen, spanischen und englischen Poesie und bringt Beispiele davon, u. a. ein Stück aus Miltons Verlorenem Paradies in Uebersetzung. Am eingehendsten beschäftigt er sich selbstverständlich mit der Literatur und Sprache Italiens, denen der größte Theil seines Werkes gewidmet ist.

Das zweite Buch hat die Ueberschrift: „Ueber das, was eigentlich das Wesen der italienischen Poesie, gleichsam ihren Körper bildet," und mit Stolz spricht er darin von einer echtnationalen, von der antiken unabhängigen italienischen Poesie. Selbst der Dialektdichtung schenkt er liebevolle Aufmerksamkeit.

Im dritten Buche gibt er eine kurze Geschichte der italienischen Sprache und Literatur, wobei er ihre Eigenart und den besonderen Charakter der italienischen Poesie, der sie von dem der anderen Völker unterscheidet, hervorhebt. Die Ursache ihrer besonderen Anmuth (dolcezza) findet er im Klima und in den Sitten der Italiener.

Trotz der hohen Stufe, welche die italienische Poesie bereits erreicht hat, erwartet er, daß sie noch weitere Fortschritte machen werde, aber nur, wenn sie eine wahrhaft nationale sein wird.

Sehr verständig sind Becelli's Ansichten über die mit den Zeitverhältnissen wechselnde Wirkung des Komischen, sowie über die Anwendung der Mythologie und Göttermaschinerie in moderner Dichtung.

Freilich ist er in mancher Beziehung nicht ganz frei von den Vorurtheilen seiner Zeit, seiner Kritik mangelt es an Tiefe, seine Kenntniß der Sprach- und Literaturgeschichte ist eine mangelhafte, mitunter irrige, aber seine „Neue Poesie" bleibt doch eine bedeutende, seiner Zeit weit vorauseilende Leistung.

Viel geringeren Werth und sehr wenig Originalität haben seine anderen Werke: das komische Epos Il Gonnella, einige Lustspiele, kleine Aufsätze und Abhandlungen u. s. w. Doch enthält sein Esame della rettorica antica e uso della moderna manches Neue und Richtige. Sein Lustspiel Li falsi letterati ist von ziemlich plumper Mache und die Handlung größtentheils nach dem Schema der Komödie des 16. Jahrhunderts. Es ist aber doch nicht ganz ohne Witz, und manches klingt wie eine Satire auf die moderne Kleinkrämerei in der Literaturgeschichte, die „Goethe-Philologie" und die journalistische Kritik. Ja selbst das moderne, „von jeder Sachkenntniß ungetrübte Urtheil" scheint Becelli nicht unbekannt gewesen zu sein, wenn er die Kritiker schildert als „frei von jedem den Geist hemmenden Ballast des Wissens, der Zucht und der Kunst".

Liberi essendo d'ogni pregiudizio
D'arte, saper, notizie, disciplina,
Cose tutte che ingombrano lo spirito,
Nè lascian giudicare rettamente.

Dr. M. Landau.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Alois Höfler, Psychologie. Mit 77 Holzschnitten im Text. Wien und Prag. Verlag von F. Tempsky 1897. (Gr. 8°, XII u. 604 S.) — Hr. Dr. Alois Höfler hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Er verweilt zunächst rein deskriptiv bei den psychischen Thatsachen; denn Psychologie gilt ihm — mit Recht — ihrem Begriffe nach als empirische Wissenschaft. Aber es ist ihm zugleich — sehr richtig — daraum zu thun, daß die Psychologie nicht ausschließlich im Thale der Einzelforschung weile, sondern zu den höchsten Höhen der Philosophie mindestens emporblicke. Ethik und Religionsphilosophie sollen nicht die natürliche psychologische Basis verlassen; aber auch die Psychologie soll das Auge gegen die höchsten Fragen des Seelenlebens nicht verschließen, die doch mindestens von einer Seite auch ihr angehören. So beginnt er einleitend mit Aussonderung und Gruppirung der psychischen Thatsachen und bespricht dann die Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Physischem und Psychischem. In der eigentlichen (speziellen) Psychologie führt er zunächst die Psychologie des Geisteslebens aus, die mit Vorstellungen der Wahrnehmung und der Phantasie, von physischem und psychischem Inhalte, sowie mit Urtheilen der Wahrnehmung, Vergleichung, Erinnerung, Urtheilen des Verstandes und der Vernunft zu thun hat. In einem bedeutenden Schlußabschnitte dieses ersten Theiles gibt Dr. Höfler seine psychologische Raum- und Zeitlehre und erörtert die Vorstellungen von der physischen Außenwelt, sowie vom eigenen und vom fremden Ich. Der zweite Theil bringt die Psychologie des Gemüthslebens und leitet im ersten Abschnitte von den einfachsten sinnlichen und Vorstellungsgefühlen empor über die ganze Stufenleiter der Wirkgefühle bis zum Gegensatze zwischen Egoismus und Altruismus und zur Würdigung des religiösen Gefühlslebens. Ebenso begleiten wir im zweiten und letzten Abschnitt des zweiten Theiles das Begehren von seinen niedersten, noch halbsinnlichen Regungen in Trieb, Gelüst u. s. w. bis zum ursachbewußten, verantwortlichen Wollen und Handeln und zur Entwicklung des sittlichen Charakters. Zu dieser umfassenden Weite des Planes kommt noch, daß der Verfasser gemäß dem von ihm bekleideten Doppelamte eines Universitäts- und Gymnasiallehrers geglaubt hat, mit dem streng wissenschaftlichen Hauptzweck seines Lehrbuches auch eine didaktisch propädeutische Rücksicht auf die Lehrer der Psychologie im elementaren Gymnasialunterrichte nehmen zu dürfen und zu sollen, der zuliebe er u. a. gern von konkreten Fällen des Lebens ausgeht oder seine Ergebnisse möglichst konkret anwendet, auch Uebungsfragen einstreut 2c. Gewiß verdient er von jener Seite damit Dank; und man kann dem österreichischen Mittelschulwesen nur gratuliren, wenn wirklich ein so reges Interesse für den propädeutisch-philosophischen Unterricht an Gymnasien und anderen höheren Lehranstalten dort vorhanden ist, daß diese Rücksichtnahme sich lohnt. Aber es ist nicht ganz zu leugnen, daß an manchen Stellen das treffliche Buch dadurch etwas zu stark ausgedehnt und weitschweifig geworden ist. Immerhin darf man voraussagen, daß Niemand, der Höflers Psychologie durcharbeitet, den stattlichen Band ohne vollen Dank aus der Hand legen wird, und ganz besonders ist dieses Lehrbuch der Psychologie denen zu empfehlen, die über Wesen, Aufgaben, Arbeitsweise und vorläufige Ergebnisse der empor-strebenden modernen Psychologie erst einen orientirenden Ueberblick und zu dieser Wissenschaft feste Stellung gewinnen wollen. Uebrigens ist Höflers Psychologie nur ein Glied, wenn auch nach Umfang und ganzem Auftreten das Hauptwerk, aus einer Reihe verwandter Schriften desselben Verfassers. Mit der „Logik. Unter Mitwirkung von Dr. Alexius Meinong verfaßt von Dr. A. Höfler (Prag, Wien, Leipzig 1890)" sollte ursprünglich das Lehrbuch der Psychologie als Theil II eine „Philosophische Propädeutik" ausmachen. Allein wie schon die „Logik" über das Maß einer solchen hinausgewachsen war, so will nun die „Psychologie" sich gar nicht mehr in den Rahmen einer Propädeutik schicken. Mit Recht ist dieser Gesammttitel jetzt ganz fortgeblieben, dagegen die Psychologie in methodischer Hinsicht genau der Logik angereiht. Besser für den propädeutischen Zweck eignen sich die „Grundlehren der Logik. Lehrbrief und Uebungen" (II. Aufl., das. 1896) und die „Grundlehren der Psychologie" (das. 1897), die beide als Kompendien der größeren Lehrbücher sich darstellen. Lediglich Sonderausgabe aus der größeren Psychologie ist das Heftchen: „Die metaphysischen Theorien von den Beziehungen zwischen Leib und Seele" (Wien und Prag 1897), und mit einem Sonderabdruck aus der größeren Psychologie („Willensfreiheit und Zurechnung") zu einer Flugschrift verbunden sind die „Sieben Thesen zu Professor Dr. Franz v. Liszts Vortrag: Die strafrechtliche Zurechnung" (das. 1897). Glücklich gedacht ist endlich als Anhang zu den propädeutischen Lehrbüchern die Blumentale „Zehn Lesestücke aus philosophischen Klassikern. Unter Mitwirkung von Dr. A. Meinong herausgegeben von Dr. A. Höfler" (II. Auflage). Sie enthält Stücke von Descartes, Locke, Berkeley, Hume, Kant, Augustinus, Aristoteles. Ueber

Digitized by Google

Auswahl (nichts von Platon' von Kant nur zwei kurze Fragmente!) und Anordnung (offenbar angelehnt an den Gang der Psychologie; daher zuletzt Aristoteles!) läßt sich streiten. Und das gilt analog selbstverständlich für vieles Einzelne in den vorangeführten Schriften Höflers. Aber zu solchen Auseinandersetzungen ist hier nicht der Ort. Hier genüge es, auszusprechen, daß, wo man sich mit ihm ins Gespräch einläßt, man stets einen ernsten, fleißigen Forscher und kritischen Denker, wie einen warmen Freund der Wahrheit und ebenso vornehmen wie entschlossenen Vertreter edler, idealer Welt- und Lebensonsicht an ihm finden wird. Dieser inneren Vornehmheit entspricht das äußere Gewand, in dem der rühmlich bekannte Verleger die Schriften darbietet. Nur sieht man nicht ein, warum ein Theil der so eng zusammengehörigen Bücher in fog. deutschem, der andere in lateinischem Schriftsatze erscheint. S-r.

α **Das Rad im Dienste der Wehrkraft.** Von **Julius Burckart**, Hauptmann und Batteriechef im kgl. bayer. 3. Feld-Art.-Regt. „Königin-Mutter", Leiter der Militär-Radfahrkurse des kgl. bayer. I. Armeekorps seit 1895. Akademischer Verlag, München 1897. — In kaum geahnter Weise hat der Radfahrsport Aufschwung genommen und das Fahrrad ist längst ein Verkehrsmittel geworden, so daß man mit dem Fortschritte der Technik es auch für militärische Verwendung ins Auge faßte. Die hierüber angestellten Versuche führten zu großen Ueberschwänglichkeiten; man konnte, wollte man den enthusiastischen Berichten mancher Zeitungskorrespondenten glauben, fast meinen, daß unsre Reiter in Zukunft nicht mehr in den Sattel auf dem Rücken des Rosses, sondern in jenen auf dem Fahrrad steigen würden. Derlei Uebertreibungen tritt der Verfasser entschieden entgegen. Er schildert die Entwicklung des Radfahrwesens bis zum Jahre 1894, dann jene des militärischen Radfahrwesens von diesem Jahre an, namentlich die bayerischen Versuche, die bei geschulten Einzelfahrern eine tägliche Durchschnittsleistung von 100 km, bei geschulten Radfahrertruppen von 80 km und eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 15 km in der Stunde erwarten lassen. Hiefür ist strenge, systemotische Schulung, sowohl des Einzelnen wie der Truppe, eine unerläßliche Vorbedingung, deren Außerachtlassung die Schuld an der noch vielfach verbreiteten geringen Meinung von der kriegerischen Brauchbarkeit des Fahrrades trägt. Zur Ausrüstung fordert der Autor ein Pneumatikrad bester Qualität (aber kein Klapprad!), bei jeder Fahrradabtheilung außerdem einige Tandems, eine Rahmentasche für Gepäck und Munition, einen wasserdichten Radmantel neben dem gewöhnlichen Mantel, als Waffe den Karabiner nebst kurzem Säbelbajonet. Die Stärke von 200—250 Mann bezeichnet er als das Höchstzulässige für eine Radfahrer-Truppeneinheit. Do in Frankreich das Projekt der Aufstellung von 25 Radfahrer-Kompagnien sich bereits der Verwirklichung nähert, wird es sich darum handeln, den lieben Nachbar keinen Vorsprung gewinnen zu lassen. Die Verwendung der künftigen Radfahrtruppe sieht der Verfasser nicht in rangirter Feldschlacht, sondern für die zahllosen und meist lohnenden Aufgaben des „Kleinen Kriegs" der Streifkorps und Porteigänger weit van der Front oder vor den Flanken einer operirenden Armee, im Verein mit Kavallerie-Divisionen aber in der Zone zwischen diesen und der Aufklärungskaoallerie der Armeekarps. — Der Verfasser denkt sehr klar und entwickelt seine Ideen mit kunstgerechter Logik; allein er scheint doch eine zu optimistische Meinung vam geliebten Stahlrad zu haben. Dasselbe ist und bleibt ein sehr empfindliches und heikles Instrument, braucht zwar nicht Hafer und Heu, dafür aber gute Straßen oder wenigstens einen fahrbaren Baden. Das ist die erste Bedingung, an die sich die kriegsmäßige Verwendung des Fahrrades knüpft. Wird aber der Feind, zumal in einem insurgirten Lande, die Gefälligkeit haben, die Straßen und das Gelände für Einzelfahrer oder Radfahrertruppen passirbar zu halten? Wir haben die Erfahrungen von drei Kriegen hinter uns und erinnern nur an den Zustand der vorzüglichen französischen Chaussiren, sobald Truppen darüber weggegangen waren, und erinnern an das fast vollständige Versagen der Kavallerie im Aufklörungsdienst während des Vorkskrieges an der Loire. Wir geben willig zu, daß die Radfahrer unter Umständen große Dienste zu leisten imstande sind, aber mit der ausdrücklichen Einschränkung, daß die Gunst des Himmels, des Bodens und — last not least — eines lässigen Feindes ihnen hold sei. Die Ausstattung des höchst lesenswerthen Büchleins, auch mit Illustrationen, ist vortrefflich.

* **Berlin.** Die Verhandlungen über die Berufung des Konsistorialraths Prof. D. Dr. Cremer an die theologische Fakultät der Universität Berlin haben zu keinem Ergebniß geführt.

* **Zürich.** Prof. Diseli gedenkt mit Ende des Wintersemesters von seiner Lehrstelle am Technikum zurückzutreten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Uhlands Tagebuch 1810—1820. Aus des Dichters handschriftl. Nachlaß herausgegeben von J. Hartmann. Mit einem Bildniß Uhlands. 2. Aufl. Ebd. — W. H. Riehl: Ein ganzer Mann. Roman. 2. Aufl. Ebd. — Rudolf v. Gottschall: Gutenberg. Drama. Ebd. — Ida Gräfin Hahn-Hahn: Maria Regina. Eine Erzählung aus der Gegenwart. 2 Bde. 6. Aufl. Mainz, Franz Kirchheim 1898. — Konrad v. Bolanden: Otto der Große. Historische Erzählung aus dem 10. Jahrhundert. Ebd. — Emil Frommel: Ernstes und Heiteres. Erzählungen für das deutsche Volk. 2. Aufl. Leipzig, H. Ebbeke 1898. — Alfred Friedmann: Verkehr. Novelle. — Felix Philippi: Wer war's? Schauspiel in drei Akten. — Maria Meyr: Frühling in Abbazia. Stimmungsbild. (Aus der Sammlung: Unterwegs und Daheim.) Breslau, S. Schottlaender 1898. — Karl Bleibtreu: Freie Liebe. Berlin, Hugo Stern. — Stanislaus Pryby-szewski: Ueber Bord. Roman. Ebd. — J. R. zur Megede: Quitt! Roman. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1898. — Heinrich v. Treitschke: Politik. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin. Hggb. von Max Cornelius. 1. Bd. Leipzig, S. Hirzel 1897. — Julius Platter: Demokratie und Sozialismus. — Englische Sozialreformer. Eine Sammlung „Fabian Essays", hggb. von Dr. M. Grünwald, autoris. Uebers. von Dora Landé. — Adolf Gottstein: Allgemeine Epidemiologie. (Band 10, 11 und 12 der Bibliothek für Sozialwissenschaft.) Leipzig, Georg H. Wigand 1897. — Stephan Crane: Maggie, das Straßenkind. Autoris. Uebersetzung von Dora Landé. Ebd. — Marcel Prévost: Was Frauen schreiben. Autoris. Uebersetzung von Wolf Buttler. Ebd. — F. Gräfin zu Reventlow und O. Eugen Thoffan: Klosterjungen. Humoresken. Ebd. — Ludo Moritz Hartmann: Geschichte Italiens im Mittelalter. 1. Bd.: Das italienische Königreich. Ebd. — Johannes Scherr: Geschichte der deutschen Frauenwelt. 5. Aufl. 1. und 2. Bd. — Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. 10. Aufl. Revidirte Volksausgabe. Ebd. — Otto Henne-am Rhyn: Kulturgeschichte der jüngsten Zeit. Von der Errichtung des Deutschen Reichs bis auf die Gegenwart. Ebd. — Georg Längin: Der Christus der Geschichte und sein Christenthum. 1. Abtheilung. Ebd. — M. Ostrogorski: Die Frau im öffentlichen Recht. Autoris. Uebers. aan Franzista Steinitz. Ebd. — Kloer: Der türkisch-griechische Krieg im Jahre 1897. Mit 5 Kartenbeilagen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Sibylle v. Waldheim: Die Frau ist schuld! Ein Weckruf zum Kampf gegen die soziale Noth. 3. Aufl. Gotha, Fr. A. Perthes 1898. — Dr. Siegmund Günther: Handbuch der Geophysik. 2. gänzlich umgearbeitete Aufl. 1. Bd. Stuttgart, F. Enke 1897. — Medizinal-Kalender für das Jahr 1898. Hggb. von Dr. Wehner. Berlin, Aug. Hirschwald. — Ferdinand Cohn: Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebirt der Botanik. 2. vermehrte Aufl. Breslau, J. A. Kern. — Dr. F. E. Feller und Dr. C. G. Odermann: Das Ganze der kaufmännischen Arithmetik. 17. verbess. Aufl. Leipzig, O. A. Schulz 1897.

Monumenta Boica.

Vollständig und einzelne Bände zu kaufen gesucht. Offerten unter **J. R. Nr. 1409** befördert die Exped. d. Bl.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 13. Januar. Nummer 9.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Fehr. v. Meull in München.

Uebersicht.

Fortschritte der Afrikaforschung im Jahre 1897. I. — Bierstudien. — Mittheilungen und Nachrichten.

Fortschritte der Afrikaforschung im Jahre 1897.

I.

H.S. Von Jahr zu Jahr vermindern und verkleinern sich die „weißen Flecke" auf der Karte Afrika's, das Zeitalter der Pioniere geht mit raschen Schritten zu Ende, und dem neuen Jahrhundert, an dessen Schwelle wir stehen, wird wenig mehr als die Kleinarbeit aufgespart bleiben, soweit sie nicht schon begonnen hat oder durchgeführt ist. Fragen von mehr untergeordneter Bedeutung werden ja noch selbst einige Jahrzehnte der Beantwortung harren, und Ruhm und Ehre wird in absehbarer Zeit auf Afrika's heißem Boden noch immer in Fülle zu erwerben sein — allein alle Erfolge, die in Zukunft auf diesem Forschungsfelde errungen werden können, werden das Kartenbild Afrika's immer nur ergänzen, im einzelnen vielleicht berichtigen, in keinem Theile aber von Grund aus umgestalten. In zwei Jahren, nachdem ohne Zweifel auch das Material der politischen Zwecken dienenden Unternehmungen der Franzosen und Engländer vom Congo her zum Sudan und von der Ostküste her in die Nilländer vorliegen wird, dürfte eine auch im größeren Maßstabe gezeichnete Uebersichtskarte Afrika's wesentliche, auffällige Lücken nicht mehr aufweisen.

Die Behauptung, daß die Pionierarbeit im dunklen Welttheil bald beendet und die Zeit der Detailarbeit gekommen sei, ist im letzten Jahrzehnt schon so oft ausgesprochen worden, daß es trivial erscheinen könnte, daß wir sie oben aufs neue und gerade bei dieser Gelegenheit wiederholt haben. Thatsächlich aber hat sie erst durch die Ergebnisse der allerletzten Zeit eine wirkliche Berechtigung erhalten und zwar durch das Bekanntwerden neuer Forschungsresultate aus dem Gebiet zwischen Abessynien, dem Nil und dem Rudolfsee, aus dem Gebiet der Congoquellflüsse und aus dem Grenzlande Deutsch-Ostafrika's mit dem Congostaate. Ziehen wir ferner in Betracht, daß, wie bemerkt, für die nächsten Jahre noch einige weitere wichtigen Beiträge zu erwarten sind, so dürfte die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert sich als eine Grenzscheide ergeben für die Geschichte der Afrikaforschung, deren Heldenzeitalter mit der zweiten Hälfte des scheidenden Säculums zusammenfällt.

Wir werden in unserm Rückblick öfters über das Jahr 1897 zurückblicken müssen und Forschungsergebnisse berühren, die bereits ein oder zwei Jahre früher errungen sind. Da sie jedoch im verflossenen Jahre zum Theil überhaupt erst bekannt geworden, zum Theil erst in umfassenderer, zur Kritik geeigneterer Form an die Oeffentlichkeit gelangt sind, so bilden sie eben ein Charakteristikum des Jahres 1897 der Afrikaforschung, während wir andrerseits in vielen Fällen die im Berichtsjahr gewonnenen Resultate nur flüchtig berühren oder überhaupt nicht verzeichnen können, da wir von ihnen bislang wenig oder nichts wissen oder nichts wissen können.[1])

Der Nimbus, der einst die Afrikadurchquerungen umgab, ist heute geschwunden, da selbst im günstigsten Falle im Verhältniß zur Ausdehnung der Gesammtroute immer nur wenig neues Gebiet auf solchen Reisen erschlossen werden kann. Ueber Versepuy's Afrikadurchquerung Juli 1895 bis Juli 1896 wurden einige Details bekannt aus dem Bericht, den das überlebende Mitglied Baron de Romons in den Comptes rendus der Pariser Geographischen Gesellschaft (1896, S. 396, mit vorläufiger Karte) erstattet hat. Die Expedition bewegte sich auf größtentheils bekannten Pfaden von Mombas (Ostküste) durch das Massailand und Kikuyu nach Uganda. Interesse bietet nur der nun folgende Reiseabschnitt vom Albert-Edwardsee bis zum Ituri. Man stellte fest, daß der Rueruse, der seit Stanley und Lugard als ein Zipfel des Albert-Edward galt, ein besonderes Seebecken ist, 200 m höher als jener liegt und mit ihm durch einen 40 km langen, unbedeutenden Wasserlauf in Verbindung steht. Stanleys Gordon-Bennettberg konnte man nicht auffinden. Die Expedition überschritt den Semliki und erreichte, nordwestlich durch den Urwald marschirend, Stanley's Route am Ituri. Der Weg zur Westküste wurde den Congo abwärts genommen. Den einzig wichtigen Theil der Aufnahmen konnte der belgische Geograph Wouters bereits im Juli 1897 für die Seesektion seiner Karte des Congostaates in 1 : 2 Millionen verwerthen. — Vor kurzem erst kam die Kunde von zwei neuen Afrikadurchquerungen, die im Berichtsjahr zum Abschluß gelangt sind. Ein brasilianischer Afrikareisender, Matokenya Funza, der schon vor mehreren Jahren von Ambriz (portugiesische Westküste) aufgebrochen war, den Congostaat durchquert und sich dann längere Zeit im Gebiet der Seen Tanganika und Nyassa aufgehalten hat, ist vor einigen Monaten an der Ostküste herausgekommen. Ob und welche geographischen Resultate der Mann mitgebracht hat, ist bisher nicht bekannt geworden. Sollte er ein wissenschaftlich gebildeter Reisender sein, so würde er wenigstens auf der Strecke zwischen Ambriz und den congostaatlichen Stationen am Kassai Gelegenheit gehabt haben, unsre Karten zu bereichern; denn schon unmittelbar hinter Ambriz beginnt eine terra incognita, die bis zum Quango und stellenweise noch weiter reicht. — Eine zweite Afrikadurchquerung brachte mit Ablauf des Berichtsjahres der Franzose Edouard Foa zum Abschluß. Foa, der kein Neuling auf afrikanischem Boden ist, vielmehr schon Dahome bereist hat, seit dem Jahre 1891 in wissenschaftlicher Mission im östlichen Südafrika bis zum Nyassa hinauf thätig war und darüber von Afrika aus in einem besonderen Werkchen vorläufig berichtet hatte, brach im Februar v. J. von Sumbo am mittleren Sambesi nach Nordwesten auf, erreichte im Juli das Südende des Tanganika und ist dann, wie es in der bisher vorliegenden kurzen telegraphischen Meldung heißt, durch das belgische und französische Congogebiet zur

[1]) Abschluß dieser Uebersicht Anfang Januar 1898.

Westküste (Gabun) gelangt. Als der wichtigste Theil seiner Reise dürfte sich wahrscheinlich das Stück zwischen Sumbo und dem oberen Congo erweisen, während man aus der kurzen Spanne Zeit, die der Rest der Wanderung beansprucht hat, den Schluß ziehen muß, daß er dort Landmärsche kaum gemacht, sich vielmehr an den Congostrom und Ogowe gehalten, neue Aufnahmen also nicht beigebracht haben wird.

Durchmustern wir nun die einzelnen „Forschungsprovinzen" Afrika's. Aus Nordafrika und der Sahara ist wenig zu berichten. Der unermüdliche Saharaforscher, der Franzose Foureau, unternahm von März bis Juni einen neuen Vorstoß ins Land der Tuareg, der ihn auf theilweise neuen Wegen in der Richtung auf Rhat bis Tassindja (26½° n. Br.) südwärts führte. Sein Ziel, das zuerst von Barth besuchte Air, erreichte er jedoch auch diesmal nicht, da die Tuareg zu hohe Forderungen stellten. Aus Mangel an Geldmitteln mußte Foureau umkehren, ohne auch nur bis Rhat gekommen zu sein. — Ueber einen Besuch in der Oase Siuah, der in den Herbst des Jahres 1896 fiel, berichtete der Engländer Jennings-Bramly im „Geogr. Journ." vom Dezember 1897. Der Reisende fand bei dem Herrscher der Oase und sogar bei der fanatischen Senussipartei eine gute Aufnahme, er konnte jedoch die Berichte Minutoli's und Rohlfs' kaum ergänzen.

Im westlichen Sudan arbeiten die Franzosen an der Senegal-Nigerbahn. Die Strecke zwischen Kayes, wo die Schiffbarkeit des Senegal aufhört, bis Bafulabe (126 km) war schon vor fast 10 Jahren fertig, doch erwies sich die Anlage als fehlerhaft und mußte unter Aufwendung bedeutender Geldopfer nachgebessert werden. Gewaltige Schwierigkeiten bereitete der Bafing, der bei Bafulabe von Süden her in den Senegal mündet; die Brücke war erst Juni 1896 fertig. Seitdem ist der Schienenstrang (60 cm Spurweite) bis Diubeba, resp. Kale geführt — im ganzen 160 km. Bis Bammoko am Niger, dem Endpunkt der Bahn, bleiben noch 350 km. Da hier der Fluß Bakhoy zu überbrücken ist, und die sonstigen Hindernisse und Mühen bisher aller Voraussberechnung spotteten, dürften noch Jahre vergehen, ehe die Bahn den Niger erreicht; doch hoffen die Franzosen, die Bahn in 3 Jahren um weitere 100 km, bis Kita, vorzuschieben. — Hourst's Nigerfahrt gelangte Ende 1896 zum Abschluß; der Reisende hatte das ganze Stück von Timbuktu bis abwärts zur Mündung befahren. Seine vorläufige Karte erschien Anfang 1897 in den Pariser „Comptes rendus". Anderthalb Jahre vor Hourst wurde das noch unerforschte Nigerstück zwischen Say und Gomba durch die Franzosen Toutée und Decoeur und die Deutschen Gruner und v. Carnap aufgenommen. Toutée's Reisewerk (mit vorläufiger, ziemlich schlechter Karte in 1 : 3 Mill.) ist vor einiger Zeit erschienen, eine genauere kartographische Darstellung dieses Nigerstücks aber im vergangenen Jahre von keiner Seite gebracht worden. Dagegen hat der englische Oberst Trotter, der Dezember 1895 bis Mai 1896 die Nigerquellen aufs neue besuchte und astronomisch festlegte, seine Karte im „Geogr. Journ." vom Oktober 1897 veröffentlicht. — In Togo, das im Sommer 1897 seine politische Begrenzung gegen das französische Einflußgebiet erhalten hat, verdichtet sich das Routennetz mehr und mehr, doch ist bis zum Abschluß des verflossenen Jahres das nördliche Stück der großen Sprigade'schen Togokarte nicht erschienen. — Daß der englische Feldzug gegen Nupe und Ilorin zu Anfang 1897 auch einige spärliche geographische Resultate ergeben hat, erscheint sicher (Vandeleurs Bericht im Oktoberheft des Londoner „Geographical Journal"); wichtigere Ergebnisse dürfte indessen der Kriegszug der Franzosen (Ende 1896) gegen Mossi im Nigerbogen liefern. Er wurde im September 1896 mit der Einnahme der Hauptstadt Wagadugu vorläufig beendet. Genaueres indessen ist darüber weder in geographischer noch politischer Beziehung bekannt geworden; denn die Franzosen sind dort noch für die Ausdehnung ihrer Macht thätig, und mit ihnen konkurriren von Osten und Süden her die Engländer. Bemerkt sei noch, daß eine französische Expedition von Konakri (an der Küste, nördlich der englischen Sierra Leone) ins Innere abgegangen ist, um die Trace einer projektirten neuen Bahn zum oberen Niger festzulegen — und daß eine Telegraphenlinie von Segu am Niger bis zu dem erwähnten Wagadugu vollendet ist oder der Vollendung entgegengeht.

In der Erforschung Kameruns dauerte der Stillstand fort. Es war weder Neigung vorhanden, den bis zum Tschadsee reichenden Nordzipfel, noch die weiten Gebiete im Osten an der Grenze mit dem französischen Congolande näher kennen zu lernen. Der Gouverneur v. Puttkamer gab seinen Versuch, im Februar 1897 von der Yaundestation ostwärts ins unbekannte bis nach Gasa vorzudringen, leider auf. Zu erwähnen ist nur eine werthvolle Bereicherung der Karte Kameruns durch Lieutenant Frhrn. v. Stein, der im Sommer 1896 den Ossosee im Mündungsgebiet des Sanaga entdeckte und aufnahm; seine Karte brachten im letzten Sommer die „Mitth. a. d. deutschen Schutzgebieten". Sonst nimmt natürlich die Stationsarbeit ihren Fortgang. So segensreich freilich diese sein kann, so muß man doch wünschen, daß ein lebhafterer, aufs Extensive gerichteter Zug in die Erforschung dieses deutschen Schutzgebiets hineinkommt.

Ganz anders arbeiten die Franzosen auch vom Congo aus in der Richtung auf den Zentralsudan hin. Für sie gilt es allerdings noch, zu erwerben, was zu bekommen ist, während die benachbarten Deutschen sich ihr Kolonialgebiet schon haben festlegen oder vielmehr beschränken lassen. Da zwischen dem Congo, bezw. Ubangi und dem Schari, Nadai und den Nilzuflüssen noch viel unbekanntes Land liegt, so darf auch die Geographie von den Bestrebungen der Franzosen, sich von Süden her den Zugang einerseits zum mittleren Sudan, andrerseits zum oberen Nil zu erzwingen, werthvolle Ergebnisse erwarten. Vorläufig ist hier allerdings noch alles in zu starker praktischer Thätigkeit begriffen, als daß man daran denkt, die auf abstrakte Dinge gerichteten Wünsche der Fachleute daheim zu befriedigen. Der französische Schiffsführ Gentil hatte im Sommer 1896 den kleinen zerlegbaren Dampfer „Léon Blot" vom Kemo (Tomi), einem nördlichen Nebenfluß des Ubangi, zu Lande über die Wasserscheide zum Schari geschafft und ihn am Gribingue, einem von dessen linken Nebenflüssen, zusammengesetzt. Im Mai 1897 hatte Gentil fünf Stationen zwischen Ubangi und der Mündung des Gribingue in den Schari errichtet, und er gedachte, die Thalfahrt zum Tschad anzutreten. Wie weit er mittlerweile gelangt ist, weiß man zur Zeit nicht. Jedenfalls liegt hier, nordöstlich von der Route Maistre, viel unerforschtes Gebiet, und auch das Stromsystem des Schari ist noch wenig geklärt. — Inzwischen hat Gentil bereits Nachfolger gefunden. In seine Spuren tritt eine handelspolitische Expedition unter den Franzosen Béhagle und Bounel de Mézières, einem früheren Begleiter Maistre's. Sie wollen den ganzen zentralen Sudan von Süden nach Norden, vom Ubangi bis zum Mittelmeer durchqueren. Sollten sie sich über Nadai wenden, so würde man sich von dieser Unternehmung sehr hübsche Erfolge für die Karte Afrika's zu versprechen haben.

Viel machten in den letzten Monaten die französischen Expeditionen vom Congo ins Nilgebiet von sich reden, die allerdings in größerem Maßstab angelegt sind und einen vorwiegend politischen Charakter tragen. Führer der ersten war Liotard, der Gouverneur des französischen Ubangi. Ihm folgte eine zweite unter Major Marchand. Beider Ziel war der obere Nil, resp. die Vereinigung mit der von

Digitized by Google

Osten über Abessynien operirenden französischen Expedition des Marquis de Bonchamps. Nachdem Gerüchte, die im letzten Herbst nach Europa gelangten, bereits das Zusammentreffen jener Expedition im Bahr el Ghasal oder gar in Faschoda am Nil als vollzogen berichtet hatten oder doch in nahe Aussicht stellten, kam im Dezember v. J. die Hiobspost, daß Marchand mit seinen Truppen von den kriegerischen Stämmen vernichtet sei. Etwas später wurden diese Mittheilungen dahin eingeschränkt, daß Marchand schwere Verluste erlitten und sich bis auf weiteres südwestwärts habe zurückziehen müssen. Jene Vorfälle datiren wahrscheinlich vom September. Wo Liotard und Bonchamps währenddessen gewesen und wo sie heute sind, ist zur Zeit nicht mit Sicherheit bekannt; Bonchamps soll sich im Juli am Blauen Nil befunden haben. Die letzten, natürlich unkontrollirbaren Gerüchte von Anfang Januar v. J. wiederholen die Vereinigung der französischen Nilexpeditionen in Faschoda. Doch ist für Betrachtungen dieser Art hier nicht der Ort. Auch die Länder, die Liotard und Marchand durchzogen haben, sind noch wenig bekannt; zwischen dem mittleren Ubangi und dem ehemaligen Forschungsgebiet Junkers klafft eine Lücke, die sich erst nach Bekanntwerden des näheren Verlaufs aller dieser Unternehmungen schließen wird.

Weiter westlich und südlich, im Stromgebiet des Aruwimi, Ituri und in der ehemaligen ägyptischen Aequatorialprovinz wurde zu Beginn des Jahres 1897 die „große Armee" des Congostaates von einer Katastrophe ereilt. Sie war unter dem Befehl des bekannten Barons Dhanis auf dem Wege den Ituri aufwärts nach Lado, als die Truppen, die zum Theil aus Manyuema bestanden, im Bunde mit den Eingeborenen revoltirten. Zuverlässige Mittheilungen darüber sind auch erst vor wenigen Wochen durch einen auf englischem Gebiet thätigen Missionär nach Europa gekommen. Danach sollen mehrere Offiziere niedergemacht sein, Dhanis und die Uebrigen wenig mehr als das Leben gerettet haben. Im Juli scheint dann Lieutenant Henry die Aufständischen in der Nähe des Albert-Edwardsees geschlagen zu haben, während ein anderer Offizier, Chaltin, sich am Nil behauptet und auf Entsatz wartet. Mit der geographischen Forschung hängen diese Vorgänge natürlich auch nur sehr lose zusammen, und wir verzeichnen sie hier nur der Vollständigkeit wegen.

Aus anderen friedlicheren Theilen des Congostaates ist im vergangenen Jahr mancherlei Interessantes bekannt geworden. Den Kivusee im Norden des Tanganika hatten die Belgier vom Congo aus erreicht und an seinem Ostufer zwei Stationen gegründet. Die Frage, ob sie dazu berechtigt waren, da es sich wahrscheinlich doch um deutsches Gebiet handelt, interessirt uns hier nicht, wohl aber ihre Karte, die Wauters zu Anfang des Berichtsjahres im „Mouvement géographique" veröffentlicht hat. Demzufolge haben die belgischen Offiziere, nachdem das Nordufer des Kivusees im Jahre 1884 von Graf Götzen aufgenommen war, nun auch das Ostufer und, was noch wichtiger, den ganzen Lauf des Russisi kartirt, der den Kivu zum Tanganika entwässert. Der beträchtliche Niveau-Unterschied von 680 m zwischen beiden Seen wird zum großen Theil durch den nächtigen Wasserfall Pemba ausgeglichen, den der Russisi bald nach dem Verlassen des Kivu bildet. Dieselbe Zeitschrift lieferte bald darauf einen wenn auch nur vorläufigen Beitrag zur Kenntniß der beiden Congoquellflüsse Lualaba und Luapula, deren bisher nicht rekognoszirte Strecken Lieutenant Brasseur in der zweiten Hälfte des Jahres 1896 bereist und zum Theil aufgenommen hat. Er erreichte von Süden her, von der Station Lofoi in Katanga aus, den Lualaba in der Nähe des Kabetesees und verfolgte den Strom am rechten Ufer entlang. Er entdeckte dabei noch weitere Seen, die entweder mit dem Lualaba in Verbindung stehen oder von ihm durchflossen werden. Vom Kaloubasee ab bis zur Vereinigung mit dem Luapula ist der Lualaba schiffbar. Brasseur fuhr den letzteren herab und dann den Luapula hinauf bis in die Nähe des Märusees; diese bisher hypothetischen Flußtheile nahm der Reisende auf. Nachdem schon in den vorangehenden Jahren Mohun und Hinde das Stück des Lualaba zwischen Nyangwe und Lukugamündung, und Delcommune und Briart den Theil zwischen Lukugamündung und der Konfluenz von Lualaba und Luapula bei Ankolo aufgenommen hatten, bleibt vom Lualaba, der sich, wie schon Reichard es ausgesprochen, als der Hauptquellfluß des Congo erwiesen, nur noch der Lauf zwischen 9° und 7° 40′ s. Br. — das sind etwa 350 km — genauer zu erforschen. Allerdings ist dies ein hydrographisch sehr interessantes Gebiet. Die zahlreichen Seen, sowie die Stromstrecke des Lualaba selbst sind bis jetzt nur erst oberflächlich bekannt, trotzdem in den letzten Jahren zahlreiche belgische Beamte auf dem Wege nach und von Katanga dort durchpassirt sind. — Es sei hier gleich der letzten Forschungen am Bangueolosee durch den Engländer Weatherley gedacht. Seine Reise fällt allerdings bereits in das Jahr 1895, doch hat man von ihr erst neuerdings gehört. Der Bangueolo hat seit seiner Entdeckung durch Livingstone auf den Karten einen Proteuscharakter; jeder Reisende, wie Giraud, Capello, Thomson ꝛc., fand ihn anders und sah sich genöthigt, die Karte seines Vorgängers zu berichtigen. Auch Weatherley macht davon keine Ausnahme. Man hat es hier wohl ohnehin nicht mit feststehenden Verhältnissen zu thun; vielleicht geht der Bangueolosee seinem Untergang entgegen, nachdem auch der südliche Theil, Bemba, jetzt nur noch als Sumpf auf den Karten figurirt. Weatherley meint, daß der See jedenfalls viel kleiner ist, als man angenommen und sich lediglich als ein durch die nach Westen strömenden Gewässer verursachtes Ueberschwemmungsgebiet am Fuße des Tanganikaplateaus repräsentirt. Diese Anschauung dürfte das Richtige treffen. Des Sees größter Zufluß, der von Osten kommende Tschambese, soll nur ein unbedeutendes Gewässer sein. Dem Bangueolo entströmt der Luapula, als dessen Quelle er zu gelten hat. — Das Land zwischen Tanganika und Märusee wurde vor 2 Jahren von dem Provikar van Roelens und dem Pater de Beersts durchzogen, deren Routen „Petermanns Mittheilungen" im vergangenen Jahr veröffentlichten (Taf. 14); diese weichen zwar, mit Ausnahme der Theile im Gebirgslande südlich von der belgischen Tanganikastation Mpala, von denen ihrer Vorgänger Reichard, Stairs und Delcommune wenig ab, sind indessen reichhaltiger als die der letzten Beiden, deren Wege nur in Form roher Skizzen bekannt geworden sind.

Die Mussumba, die Residenz des Lundaherrschers Muata Yamvo, hat nach 10jähriger Pause wiederum ein Europäer betreten, nämlich der belgische Lieutenant Michaux. Er ging, wie man vor einigen Monaten erfahren hat, im Sommer 1896 von der Station Lusambo den Sankuru aufwärts und marschirte dann nach Westen zur Mussumba, die heute etwa 55 km nordöstlich von der Stelle liegt, wo zu Pogge's, Buchners und Carvalho's Zeiten die Residenzen aufgeschlagen waren. Der Muata Yamvo soll die Oberhoheit des Congostaates anerkannt haben; ein großer Theil seines Reiches, westlich des Kassai, liegt freilich in der portugiesischen Interessensphäre.

Der Congostaat hat sich günstiger entwickelt, als ihm vor 10 Jahren prophezeit wurde. Einen Ueberblick über das Erreichte gewährte die vorjährige Brüsseler Congoausstellung, deren von Masui herausgegebener Katalog eine vollständige und vortreffliche Geographie und Ethnographie des Staates bietet. Die Congoeisenbahn, die im ganzen

388 km lang sein wird, war im letzten Oktober bis zum Inkissi fertig. Mitte Dezember gelangte die erste Lokomotive bis zum 348. Kilometer, und die Erdarbeiten waren noch 20 km weiter gediehen. Allerdings war der Inkissi noch nicht überbrückt. Die Brücke sollte im Januar d. J. vollendet sein. Am 1. März, so hofft man, wird die Lokomotive den Endpunkt der Bahn, Leopoldville am Stanley-Pool, erreichen, und 2 Monate später soll die Eröffnung des ganzen Werkes stattfinden. — Die Dampferflottille auf dem Congo oberhalb des Stanley-Pool zählte Mitte vorigen Jahres, d. h. 20 Jahre nach Stanley's Thalfahrt auf dem Congo, 45 Dampfer; davon gehörten 20 der Regierung.

Bierstudien.

So reichhaltig uns die Quellenkunde der Geschichte des Weines bis in die ältesten Zeiten entgegentritt, so hypothetisch ist das kulturhistorische Forschungsgebiet für das Bier vor dem 10. Jahrhundert.

Der Wein als Naturprodukt beginnt seine Mission mit den Uranfängen menschlichen Daseins überall da, wo die klimatischen und Bodenverhältnisse die Rebe gedeihen ließen. Im Bier haben wir ein Kunstprodukt vor uns, ein Erzeugniß, das eine gewisse menschliche Kulturstufe voraussetzt.

Die kulturelle Vergangenheit des Bieres zerfällt in zwei Zeitabschnitte, den Wendepunkt bildet etwa das 10. Jahrhundert; er tritt ein mit der nachgewiesenen Verwendung des Hopfens (pumulus lupulus) zur Bierbereitung. Auch in der nordischen Mythologie, deren Entstehung übrigens in eine jüngere Zeit fällt, wird der Zugabe des Hopfens zum Bier an keiner Stelle gedacht, die kommende Herrschaft aber des Bieres auf germanischem Boden findet schon ein Vorspiel in der Huldigung, die dem Gerstensafte im nordischen Götterhimmel wird.

Wenn wir den Begriff Bier ekstisch und nicht in unserm Sinne, aus Gerste oder Weizen und Hopfen zusammengesetzt, nehmen, vielmehr darunter eine vergohrene Flüssigkeit, etwa auch aus Reis, Mais, Hirse ꝛc., verstehen, die statt des Hopfens mit irgendeinem Gewürze je nach dem Geschmack der Alten mundgerecht gemacht wurde, so haben wir auch in der Biergeschichte eine recht achtunggebietende Vergangenheit hinter uns. Bis jetzt erreicht diese ihren Höhepunkt in dem vielgenannten und berühmten Pelusium im Nildeltagebiete, 2017 v. Chr., im „Minchen" der alten Aegypter, durch die Glorifizirung eines Bierkultus, die allerdings etwas Phantasie bedingt, die indessen lebhaft unterstützt wird durch die Begleiterscheinung, daß nach Columella, Ackerbauschriftsteller zu Cadix, 50 n. Chr., um jene Zeit bei den Aegyptern auch schon Rettige gegessen wurden.

Die Alterthumsforschung in jüngerer Zeit gibt uns in den Papyrusfunden weitere Lichtblicke in die altägyptische Bierkultur, die ein Bierleben ganz in modernen Farben zeigen. Entnehmen wir hierüber folgendes den Ausführungen des Dr. Rudolf Kobert, Professor der Geschichte der Medizin und Pharmakologie zu Dorpat, gelegentlich eines öffentlichen Vortrages über die Geschichte des Bieres.

So ruft der philosophische Schreiber Ani in einem uns aus jener Zeit erhaltenen Papyrus einem Biertrinker zu: „Versitz nicht im Bierhause die Zeit, und Uebles vom Nächsten darfst du auch trunken nicht reden. Du fällst dann im Rausche zu Boden und brichst dir die Glieder, und Keiner reicht die Hand, dir zu helfen. Sieh! Deine Gesellen, sie trinken und sagen: Geh heim, der genug du getrunken!"

In einem anderen Papyrus findet sich ein Ermahnungsbrief an einen Studenten der altägyptischen Hochschule zu Chemmu: „Man hat mir berichtet, du verlassest das Schriftthum, du sehnest dich nach Lustbarkeiten, du gehest von Kneipe zu Kneipe, aber der Biergeruch, wohin führt der? Meide den Biergeruch, er bringt deinen Geist in Rückgang."

An anderen Stellen der Papyri wird geklagt, daß die des Studiums befliffenen jungen Heeren, wenn sie spät abends des Weines und Bieres voll aus dem Wirthshause nach Hause gingen, in ihrer tollen Laune Zäune umrissen, Thüren ehrsamer Spießbürger einwürfen ꝛc. Soviel davon.

Mit dem Verfall der ägyptischen Kultur verschwinden auch die volkswirthschaftlichen Anklänge an unsre Zeit. — In nachchristlicher Epoche sehen wir dann in der Lehre des Koran den Kampf gegen alle geistigen Getränke.

Daß die alten Griechen und Römer das ägyptische Bier als Gerstenwein kannten, aber ihrer Kulturmission auch als Weinländer treu blieben, wissen wir.

Wir kommen nun zur Braukunst der alten Gallier und Germanen, die fragelos auf viel niedrigerer Stufe gestanden ist als in altägyptischer Zeit. Hier erscheint das Bier noch als ebenbürtiger Rivale des Weines, die Versuchung muß für die Biertrinker groß gewesen sein, über die Schnur zu hauen, daher die Mahnungen zu größerer Enthaltsamkeit vom Katheder herab, ganz wie heute.

Das Bier der alten Germanen hatte offenbar nichts von dem orientalischen Gammelsitzel; so meint Tacitus: „es sei ein Saft aus Gerste oder Weizen, ein Getränke, das eine gewisse Aehnlichkeit mit schlechtem Weine habe." Und Kaiser Julian sagt noch 300 Jahre später von dem gallischen Biere: „es sei nicht der wahre Sohn Jupiters, der Wein rieche nach Nektar, das Bier aber stinke nach Bock."

Eine ganz vorurtheilsfreie Kritik kann indessen dem kulturstolzen Römer jener Zeiten nicht zugetraut werden.

Die klimatischen und Bodenverhältnisse des nördlichen Galliers setzten den Weinkulturbestrebungen der Römer einen Damm, die Aschenbrödelrolle des Bieres hörte damit auf, die Picardie, Bretagne, Normandie blieben Bierländer.

Unter Pipins Zeiten hören wir zum erstenmale von Hopfengärten, von der Zuthat des Hopfens zum Biere aber noch nichts. Karl der Große ließ schon Bier auf seinen Gutern brauen, war also Protektor des flüssigen Brotes, Hopfen findet aber noch keine Erwähnung. Der Abt Abelard des Klosters Corocy, im Jahre 822, befreit die Müller dieses Stiftes von der Hopfenarbeit.

Mit dem Entstehen der klösterlichen Brauslätten haben wir jedenfalls gute Lehranstalten zur Verbesserung der Brauereiprozedur vor uns; charakteristisch hiefür ist eine alte Anekdote, die sich in der verdienstvollen biergeschichtlichen Studie des Dr. J. G. Th. Gräße, Direktor des grünen Gewölbes zu Dresden, findet, wie wir überhaupt auf diesem Gebiete ihm die erschöpfendste Geschichte verdanken. Ein flandrischer und ein südfranzösischer Klosterbruder, ein Franziskaner und ein Dominikaner stritten sich in einer Schenke, welches Getränk besser sei, Wein oder Bier. Im Sinne sokratischer Weisheit meinte schließlich der Dominikaner: „Guter Bruder, der Unterschied zwischen Bier und Wein ist gerade wie der zwischen dem hl. Franziskus und dem hl. Dominikus."

Die älteste schriftliche Urkunde über die Zuthat des Hopfens zum Bier haben wir in einem Berichte der hl. Hildegardis, Aebtissin des Klosters auf dem Rupertsberge bei Bingen (gest. 1079).

In dem schon genannten Vortrag zu Dorpat, worin der Frage: „wann und wo die Hopfenbeimischung zum Biere zuerst nachweisbar sei", ausführlichst gedacht ist, wird allerdings die Erfindung des Hopfenrezepts örtlich und zeitlich verschoben. Nach dieser Forschung hätte das Stammvolk, aus welchem Esthen und Finnen hervorgegangen sind, schon vor mehr als 1000 Jahren Kenntniß vom Hopfen und seiner Anwendung zum Bierbrauen besessen. — Nur weniges davon.

Digitized by Google

Als ältestes kulturhistorisches poetisches Denkmal erscheine ein Lied vom Bierbrauen, das in den Runengesangen, die theilweise weit vor das 12. Jahrhundert zurückreichen, enthalten ist. Mit Bezug auf die Hopfenverwendung citire ich folgende Stellen:

140. Aus dem Hopfen gut Getränk'
Doch entsteht's nicht ohne Wasser,
Ohne Kraft des wilden Feuers.
Hopfen war ein Zahn des Rauschers,
Klein schon ward er in die Erde,
In den Boden er gepflanzet,
Ward als böse Schlang' geworfen
Zu dem Rand des Ratewdrunnens,
Zu dem Samn des Osmofeldes.
Dorten wuchs der junge Schößling u. s. w.

170. Fasset sechs der Gerstenkörner,
Greifet sieben Hopfenspitzen,
Schöpfet Wasser acht der Löffel,
Setzt den Grapen auf das Feuer,
Läßt die Masse dorten sieden,
Braute Bier so aus der Gerste u. s. w.

Mit dem Auftauchen des Hopfenrezepts für das Bier beginnt eine intensivere Förderung der Hopfenkultur und damit für Bayern ein bedeutsames Zeitalter, welches die Keime zu der glänzenden Entwicklung unsrer Bierindustrie in sich trägt.

Während bis zum 16. Jahrhundert Bayern einerseits noch keinen so ausgedehnten Bierkonsum aufzuweisen hatte, wie die nordwestlichen und nördlichen Nachbarländer, besaß es bereits um diese Zeit nächst Böhmen den verbreitetsten Hopfenbau aller Länder.

Wurden z. B. im nördlichen Frankreich noch bis Ende des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus Ingredienzien wie spanischer Pfeffer, Harz, dann Lorbeeren, Enzian, Salbeiblüthen, Lavendel, Coriander ꝛc. zum Biere verwendet, Ingredienzien, welche die Würze des Hopfens ganz oder theilweise ersetzen sollten, und illustrirt uns andrerseits die berühmte Bierreise des Doktor Knauft die Bierverhältnisse jener Zeit in den preußischen Provinzen in einer Weise, die neben lobenden Bierkritiken doch recht oft an die Worte des Kaisers Julian erinnert: „das ist nicht der wahre Sohn Jupiters" — habe ich doch nicht weniger als ca. 80 verschiedene Biere gezählt, die der lustige Doktor Knauft nach Geschmack und Wirkung prüfte! — so ist doch unsre bayerische Chronik recht arm in diesem Bierreiche der Phantasie.

Weist die bayerische Hopfenkultur dieser Zeitperiode auf eine schon allgemeinere und ausschließlichere Verwendung des Hopfens für die bayerischen Biere hin, so findet sich auch schon frühzeitig eine strenge Fürsorge der Obrigkeit für das Brauereigewerbe.

Um nur einiges davon anzuführen, erschien in Augsburg schon im Jahre 1155 eine Verordnung, wonach „schlechtes Bier und unrechtes Maß" der Strafe verfällt.

Im Jahre 1290 wurde in Nürnberg befohlen, nur ausschließlich Gerste zum Bierbrauen zu verwenden; die Burggrafen von Nürnberg kannten also schon das richtige Bierrezept. Ausschlaggebend für das bayerische Gemeinwesen war die Verfügung unter den bayerischen Herzogen Wilhelm IV. und Ludwig vom Jahre 1516, wonach fortan im ganzen Lande zum Bierbrauen nur mehr „Gerste, Hopfen und Wasser" genommen werden durfte, eine Bestimmung, die noch heute in § 7 und § 71 des bayerischen Malzaufschlaggesetzes fortbesteht.

In jene Zeit fällt auch die Bierprüfungskommission, die allerdings noch nicht mit wissenschaftlichen Instrumenten und Analysen untersuchte, sondern ein Naturverfahren einschlug. Die Herren Prüfungskommissäre in hirschledernen Hosen mußten sich auf eine hölzerne Bank setzen, die mit dem zu prüfenden Naß beschüttet war; blieben sie nun nach der abgelaufenen Sanduhrstunde darauf kleben, war das Bier gut genug eingesotten, wenn nicht, mußte der Brauer Strafe bezahlen. Daß übrigens auch heute noch das Klebenbleiben kein schlechtes Zeichen für den Bierstoff ist, daran erinnert uns oft die vorgeschrittene Stunde am Stammtische.

Von einem Weißbiere „Broyhan", nach seinem Erfinder so genannt, berichtet uns die städtische Urkunde von Hannover, um 1571, eine ganz gleiche Bierprobe; es unterliegt kaum einem Zweifel, daß wir hier eine Nachahmung der Münchener Bierkieser vor uns haben. St.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ Briefe J. V. v. Scheffels an Schweizer Freunde, herausgegeben von Adolf Frey. Zürich, F. Schultheß 1898. — Einer der begabtesten jüngeren deutsch-schweizerischen Dichter überrascht uns mit einer Sammlung echt Scheffel'scher Episteln, die biographisch und literarisch gleich anregend wirken. In einem feingeschriebenen Vorwort (das den Autor der aartrefflichen, rasch in zwei Auflagen erschienenen „Erinnerungen an Gottfried Keller" nirgends verleugnet) berichtet Adolf Frey sorgfältig und anmuthig über Scheffels Schweizer Freundeskreis, gedenkt ee aller folgenreichen Ausflüge des Poeten nach Laufenburg und Zürich, dem Seethal ꝛc. An diese gehalt- und geschmackvolle Ergänzung jeder Biographie Scheffels schließen sich Briefe an Heim, Dötzetel, Kern, Rothpletz, Erismann u. A. Sehr wichtig ist gleich die Eingangsepistel. Im Novemober 1854 bewirbt sich Scheffel vertraulich um die Kanzel für deutsche Literatur am Züricher Polytechnikum, die späterhin F. Th. Vischer zufallen sollte: „Meine ganze Entwicklung ist nämlich, um so zu sagen, eine dem polytechnischen Geiste entsprechende; es hat in mir der Künstler den Juristen durchkreuzt und nachdem ich mich in Italien dieses Zwiespalts entledigt und in der Poesie die Versöhnung gefunden, habe ich mir die Linien meines weiteren Schaffens dahin gezogen, den Ernst und stofflichen Gehalt der historischen Wissenschaft mit den Besatzen künstlerischer Schönheit zu verschmelzen. In dieser Weise habe ich jetzt ein Werk" — den Ekkehard — „unter der Feder, auf dessen Erfolg ich selbst gespannt bin; ich möchte es einen strengen historischen Roman nennen, der in spielender Weise das Kultur- und Geistesleben einer längst verklungenen Epoche enthält und der, wenn man ihn des psychologischen Rahmens der Geschichte entkleiden wollte, sich mit Leichtigkeit in eine Reihe gelehrter Abhandlungen auflösen ließe. Sie haben selbst, verehrtester Herr (Mayer-Ott), auf dem Gebiete geschichtlicher Arbeit so manche rühmliche Lanze gebrochen und begreifen meinen Standpunkt. Nach meiner Vorbildung und den vielen inneren Erfahrungen, die sich an das produktive Schaffen knüpfen, würde ich die Geschichte der deutschen Literatur weder als silbenstechender Philologe, noch als hahler phraseologischer Aesthetiker vortragen, sondern meine Zuhörer auf den Pfaden lebendig wehenden Geistes durch die heiteren Labyrinthe geleiten. Den Stoff habe ich in früherer Zeit, unter Zugrundelegung des Gervinus'schen Werkes, durch Studium der Quellen theilweise mit monographischer Genauigkeit mir angeeignet ꝛc." Ueber seinen Beruf zum Vortragen äußert er sich auch in anderen Zuschriften sehr vertrauensvoll: „Denn die Natur hat mich, so sehr ich auch gelernt habe, schweigsam zu sein, mit einem im Fall des Bedarfs reichlich und unverzagt überströmenden Mundwerk gesegnet." Nach dem Fehlschlagen dieser Bewerbung hat Scheffel alten und neuen Schweizer Freunden von dichterischen Erfolgen, mitunter auch von schweren Heimsuchungen zu erzählen. Die „Caburger Zeitung" hatte 1862 die Nachricht gebracht, Scheffel sei kürzlich aus dem Irrenhaus entlassen worden, eine Nachricht, die Scheffel nicht wirksamer zu widerlegen wußte, als durch die beschleunigte Veröffentlichung der „Frau Aventiure": „Ich habe mich des Sophokles erinnert, der, als er für altersschwach erklärt werden sollte, seinen Richtern einen Chorgesang aus dem Oedipus auf Kolonos vorlas, und habe deshalb ein

Digitized by Google

Buch in die Presse gegeben. Mehr — a dato 6 Wochen nach Empfang der Insulte — wird auch der Vernünftigste nicht zu thun imstande sein." In gleicher Weise gewinnend, markig, anspruchslos, launig, gibt Scheffel einmal Kunde von den — bald getrübten — Freuden seiner jungen Ehe; ein andermal von Ansiedelungsplänen in der Schweiz; mocht er dann wieder seine Glossen zu den deutschen Kämpfen und kirchlichen Wirren vor und nach 1866 und 1870; scherzt er über prähistorische Funde; liefert er vom ersten bis zum letzten Blatt treue Selbstportraits der einzigen, starken, liebenswerthen und vielgeliebten Persönlichkeit des Meister Josephus. Für Freud und Leid findet er die rechten Töne: „Ich habe in Gutem und Bösem vieles erlebt," so bekennt er nach dem 60. Geburtstag, „auch unverdientes Glück, z. B. vom „Trompeter" eine 50. Auflage. Gedichtet wird nicht mehr viel, aber praktisch gearbeitet und die Neigung zum Landleben hat mich an den Bodensee geführt, wo ich in Rebenhügeln der Landzunge, welche den Untersee vom Markelfingersee scheidet, mir ein freundliches Heim gegründet habe und die Sommerzeit in stiller Naturfreude verlebe!" Schwermüthiger äußert er sich drei Jahre später in einem Kondolenzbrief: „Unser Aller Gang durchs Erdenleben ist eine flüchtige Pilgerfahrt — Trost beim Verlust ist das Bewußtsein treuer gemeinsamer Arbeit und Erinnerung an glückliche Stunden. Kummer hilft zu nichts. Mir hat es das Leben anders gefügt; ich muß Erfolg und Mißerfolg, Freude und Leid allein tragen; ohne nahe Verwandte, nur von meinem heranjedeihenden großen Knaben Victor umgeben. Mein armer Bruder Carl ist im Oktober 53 Jahre alt gestorben, lahm und elend, ohne je einen Schritt gehen zu können. . ." Im Dezember 1886 klagt er dem Dichter Dötzekel: „Im vorigen Jahr haben sich die ersten starken Anzeichen, daß alles Irdische vergänglich, bei mir eingestellt, eine Lähmung der linken Seite, die zwar noch einer Kur in Kissingen beseitigt ward, aber Gefahr der Wiederkehr und stärkeren Schlagonfalls nicht ausschließt." Schon diese wenigen Proben aus dem reichen Inhalt von Adolf Frey's Scheffel-Bescherung lassen erkennen, daß der treffliche Alemanne sich selten unbefangener, gemüthlicher und offener gegeben hat, als im Verkehr mit befreundeten Eidgenossen. Es ist ihm warm ums Herz gewesen, da er in Ernst und Scherz mit ihnen plauderte: darum wird's auch heute jedem „gutgenoturten" Leser warm ums Herz, wenn er Scheffel in diesen Herzensergießungen leibhaftig vor sich sieht, mit dem unverkennbaren Tonfall natürlicher Rede sprechen hört. Damit rühren wir an den Hauptreiz der Scheffel-Episteln: er schrieb, wie er sprach: auch dem Briefsteller hatte „die Natur die Gabe der Rede gütigst verliehen".

α **Friedensmanöver und ihre Bedeutung.** Von K. Woide, kaiserlich russischer Generallieutenant. Mit Genehmigung des Hrn. Verfassers ins Deutsche übertragen von Krafft, Premierlieutenant im Infanterie-Regiment v. Horn (3. Rheinisches) Nr. 29, kommandirt zur Kriegsakademie. Berlin 1896. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung. — Nachdem eine ganze Reihe von Volksvertretern, die niemals des Königs Rock getragen und ihr ganzes militärisches Wissen bloß auf der Bierbank oder aus Parteiorganen geschöpft haben, in der bayerischen Abgeordnetenkammer tagelang über die Mannöver zu doziren und zu polemisiren sich bemüßigt fanden, dürfte es angezeigt erscheinen, die Blicke auf eine bereits im Vorjahre erschienene Schrift eines hochgestellten russischen Generalstabsoffiziers zu lenken, des Generallieutenants K. Woide, der durch sein hervorragendes Werk „Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870" mit einem Schlage in die erste Reihe der Militärschriftsteller getreten ist. Er schrieb das im vorstehenden genannte Buch zwar nur für Soldaten und speziell nur für die Armee seines Heimathlandes, keineswegs für Politiker und Parteimänner, immerhin könnten diese so viel daraus lernen, daß sie künftighin das Reden über Dinge unterlassen, die sie nicht verstehen und die ganz außerhalb ihres geistigen Gesichtskreises liegen. Die Voraussetzung ist freilich, daß sie ihre eigene Verständnißfähigkeit richtig taxiren und die Einsicht besitzen, sich zu sagen, selbst Volksvertreter müssen noch lernen. — Die Ausführungen des Verfassers gipfeln darin, daß die Friedensübungen den Truppen eine zuverlässige Vorbereitung für den Kampf und Krieg geben sollen, sowohl nach der materiellen Seite hin (gehörige Vorbereitung der Mannschaften und der Führer, die Fähigkeit, die Waffen zur Geltung zu bringen, zu manövriren), als nach der moralischen (Tapferkeit und Seidstverleugnung der Soldaten, Gewandtheit und Kühnheit der Führer und schließlich gegenseitiges Vertrauen von unten nach oben und umgekehrt). Er legt dar, wie diese Erziehung eingerichtet werden soll, positiv durch Leistungen und negativ durch Vermeidung von Fehlern, die bei Friedensübungen fast unvermeidlich sind, weil sie bei der Unmöglichkeit, die Waffen zur Wirkung zu bringen, keine wirkliche Darstellung des Krieges und des Kampfes geben können. — Es sind goldene, allseitig zu beherzigende Worte, welche der Verfasser in die Welt schickt.

γσ **Berlin.** Die Dezembersitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" ward durch den Vorsitzenden, Baron F. v. Richthofen, mit der Mittheilung eröffnet, daß für die Herausgabe des auf die Haussaländer sich beziehenden Nachlasses von Gustav Nachtigal dessen Neffen 500 M. zu einer Studienreise nach Tripolis vom Vorstande der Gesellschaft bewilligt worden sind. Außerdem hat Geheimrath Krupp-Essen die Summe von 10,000 M. gestiftet, aus deren Zinsen die Gesellschaft in Erfüllung eines lang gehegten Wunsches eine goldene „Nachtigal-Medaille" zu stiften beschlossen hat, die neben ihre goldene „Humboldt-Medaille" und ihre silberne „Karl Ritter-Medaille" als Auszeichnung treten soll. Man hofft beim 70. Stiftungsfeste der Gesellschaft, im Mai heurigen Jahres, diese neue Auszeichnung zum erstenmal vergeben zu können. Von den Eingängen verdient eine besondere Erwähnung der erste Band der wissenschaftlichen mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und unendlichem Fleiße gearbeiteten Ergebnisse der Reisen von Reis und Stübel 1868—1878 in Ecuador, Peru und Columbien. Die Erforschung der Vulkone Ecuadors war das Ziel dieser Reisen, und diese Vulkane sind auf das sorgfältigkte untersucht und in 180 zu Leipzig im „Museum für Völkerkunde" befindlichen Gemälden dargestellt worden, wobei der Forscher jeden Pinselstrich des Malers geführt hat. Eine Beschreibung dieser Gemälde nebst einer Karte von Peru in zwei Blättern, bei der die ungeheure Summe von Arbeit, die sie zustande gebracht hat, kaum zu merken ist, nebst Tabellen zur Topographie und geologischen Formation der erforschten Gebiete bietet Stübel in diesem Bande. Zudem liegt die ausgezeichnete Reisebeschreibung ihrer brasilionischen Forschungsreise aus der Feder der Prinzessin Therese von Bayern vor, die 1888 von der hohen Frau ausgeführt wurde. Es sei noch der Biographie Heinrich Barths von v. Schubert, einer auf Grund der Tagebücher und zahlreicher Briefe beruhenden Biographie Emin Pascha's von Georg Schweiher, sowie einer neuen Generalstabskarte von Mexico Erwähnung gethan, die durch den mexicanischen Geschäftsträger in Berlin der Gesellschaft überwiesen wurde, sowie neben zahlreichen kleineren Schriften der Arbeit v. Krohmers über die sibirische Bahn noch den neuesten russischen Quellen. Als erster Redner des Abends sprach Dr. Kurt Hoffert (Leipzig) über seine Streifzüge in Ober-Albanien. Dieses geheimnißvolle, selten erforschte, ungastliche Land kann als das „dunkelste Europa" bezeichnet werde. Religiöser Haß und Mißtrauen der türkischen Behörden hindert die Erforschung des Gebirgslandes von Ober-Albanien ungemein, und seit Bignenel, Griesebach und v. Hohn diese Gegenden bereist, ist kaum ein Forscher wieder dorthin gekommen. Der Vortragende beabsichtigte in Ergänzung seiner Studien in Montenegro 1891 92 auch Ober-Albanien zu durchstreifen, und begab sich trotz des Abmahnens von Seiten des Auswärtigen Amts wegen der Kriegsunruhen auf dem Balkon am 3. Juni 1897 in Begleitung seines Freundes, des Botanikers und Orientreisenden Dr. Antonio Baldazzi mit Empfehlungsbriefen des damaligen deutschen Botschafters am Quirinal, v. Bülow, von Brindisi aus nach dem gebirgigen Albanien. Am 4. Juni morgens war San Giovanni di Medua, der Vorhafen von Skutari, erreicht und nach Visirung der Päße und Anwerbung des Kawassen des italienischen Konsulats als Führer ging es auf verschlungenen Wegen zunächst südlich nach Kastell Alessio, wo einst der albanische Nationalheld Georg Castriota oder Skanderbeg

seinen Sitz gehabt hat. Die Landschaft ist hier links von der Bojana, die ins Adriatische Meer geht, durch Ueberschwemmungen meist unzugänglich und infolge der sogenannten Bojana-Fieber wenig gesund. Doch bieten die östlich des schiffbaren Stromes gelegenen Berge herrliche Alpenseenerien. Skutari, mit 30,000 Einwohnern und durch die Bojana mit der Adria verbunden, ist in Handel und Wandel unter der Türkenherrschaft zurückgegangen. Nur Produkte der Hausindustrie und der primitiven Landwirthschaft werden hier spärlich gewonnen. Die Stadt hat enge Gassen, die abends nicht erhellt sind. Ehe die Erlaubniß zur Bereisung Ober-Albaniens eintraf, unternahm der Vortragende einen Ausflug in Skutari's Umgebung, zu dem unabhängig lebenden Malissorenstamme, wobei er von Seiten der Behörden beständig überwacht ward. Ober-Albanien, dem die Regierung Fremde fernzuhalten sucht, ist ungleich schwerer zu bereisen als Montenegro. Es ist unwegsam und besitzt zur Ueberwindung der Geländehindernisse keine Wege. Die Malissoren leben als wilder Volksstamm, bei dem, wie auch sonst in Albanien, die Blutrache lebendig ist, und finden an Mord, Krieg und Raub ihre Lieblingsbeschäftigung. Die Pfaffereien bilden hier die einzigen Inseln der Zivilisation. Die Küste schneidet nirgends tief ins Innere ein. Die Dinarischen Alpen, ein Felsengebirge, weisen unendliche, zahlreiche tiefe Schluchten auf, steil steigt das Gebirge auf, Aufstieg und Abstieg von den Bergen sind gleich beschwerlich und ermüdend. Zwei bis drei Paßhöhen sind täglich zu überwinden, so daß an ein fortgesetztes Reisen, zumal auch wegen mangelnder Verpflegung und Unterkunft, kaum zu denken ist. Dr. Hassert unternahm deßhalb von Skutari aus mit seinem Begleiter neun Streifzüge in die verschiedensten Theile des Innern von Ober-Albanien. Ein Zug führte die Reisenden durch die Karrenkrustedene ins Thal des Kiri, nördlich von Skutari, zum Jukalitgebirge, dessen schluchtenreiche, zerklüftete Massen vom Kastanienwald bis zum Buchenwald aufsteigen; Bären und Wölfe sind in den höheren Theilen des Gebirgs nicht selten und von den erklommenen Spitzen genießt das Auge einen Rundblick auf das albanische Alpenland, dessen Firnflecken herüberschimmern und das auf der Unterlage von Schiefer als Kalkwall aufragt. Die Gipfel stiegen bis über 1600 m an. Ein zweiter Streifzug ging ostwärts von Skutari ins Mirditenland bis nach Prizren. Der Weg dahin führte auf Pferden längs der Drinasa durch die Ebene, der Fluß wurd auf einer Fähre übersetzt, dann ging es in 14stündigem Marsche über das Gebirge bis nach Orosi, dem Hauptort der katholischen Mirditen, die das Privileg besitzen, auf dem linken Flügel des türkischen Heeres kämpfen zu dürfen, während sonst Christen nicht zum Kriegsdienst herangezogen werden. Allein sie sind wild und dulden keinen Türken in ihrer Mitte. Ihr König ist der Geistliche Primo Doki, ein echter Albanese, der indessen in Amerika, Europa und in Indien im Dienste der Kirche sich reiche Welterkenntniß erworben hat. Der Weg ging dann ostwärts zu den räuberischen Liumesen, die indessen die von Gendarmen meist begleiteten Forscher nicht behelligten, und nach dem amphitheatralisch am Drinufer aufsteigenden, mit vielen Minarets geschmückten Prizren, das Waffen, Lederwaaren und Passementerie-Erzeugnisse hervorbringt. Es zählt 36—40,000 Einwohner, Albanesen, Walachen und Moslems. Viele Mohammedaner sind heimlich Christen, doch ist das Christenthum der Albanesen nur äußerlich. Geister- und Hexenglaube ist bei ihnen lebendig und die Blutrache hemmt jeden Fortschritt der Kultur. Der Saumweg, den die türkische Regierung als Handelsverbindung zwischen Prizren und Skutari unterhält, wird oft von den Bergvölkern gesperrt. Das Gebirge, an dem der Weiße Drin vorüberfließt und das von Prizren südwestwärts streicht, besteht aus Kalk, Diorit und Serpentin und ist mit Eichen unterhalb, seltener mit Nadelholz bestanden. Die Bestimmung des Gesteins ist infolge der selten vorkommenden Versteinerungen schwierig, wie die westliche Türkei bisher geologisch und tektonisch noch eine terra incognita darstellt. Ueber das Tuka-Plateau und durch das Gömsee-Thal ging die Reise nach Slutnei zurück. Eine der nächsten Exkursionen galt den albanischen Alpen. Man stieg zur 1400 m hohen Casa Biskasit hinauf, wo die Reisenden Aufnahme beim Bischof von Pulndi fanden. Es ist ein österreichisch-italienischer Geistlicher, der hier ein schweres Amt unter den Bergvölkern hat. Der geistliche Nachwuchs wird im Jesuitenkolleg von Skutari erzogen. Oesterreich schützt die römischen Katholiken hier, Rußland die griechischen Katholiken, doch hat Oesterreich hier politisch auch schon darum einen Vorsprung namentlich vor Italien, das sich die Albanesen zu Freunden machen sollte, weil es ein Gegner des großherrlichen Gedankens ist, und die Albanesen selbst hierin zu Oesterreich stehen. Auf schlechten Wegen und zu Fuß kam man zu den ungastlichen Calustämmen, die im Calathal wohnen, an dessen linkem Ufer sich die albanischen Alpenketten erheben, die fast gänzlich unbekannt sind. Hier ist kein Schiefer mehr. Kalkstein zeigt hier den Karstprozeß an, der hier stattgefunden hat, und hoch über der Baumgrenze ragen die zahlreichen Nadeln und Zinnen aus dem Kamm dieses finstern Gebirgswalls auf, die Maja Elbunit, die Maja Derit und die Maja Bosit, neben vielen ähnlichen Spitzen, deren manche bis zu 3000 m aufragen. Eine Vergletscherung ist hier auch aus früheren Perioden nach des Vortragenden Angaben nicht nachweisbar. Das albanische Land bietet die schärfsten Gegensätze von Hochland und Tiefland, von südlicher und hochalpiner Landschaft: Feigen und Granaten in den tiefen Schluchten, Buchen auf den hohen Bergeskuppen und weithin sichtbare Firnflecken neben ewigem Schnee. Die Siedelungen sind ärmlich; schlecht bekleidet, aber gut bewaffnet sind diese kriegerischen Bergstämme, bei denen nur die Kirche ein Asyl für den Verfolgten bietet. Die Blutrache zerfleischt das in völliger Anarchie lebende Volk Albaniens. Diese Jahrhunderte alte Sitte, welche die Wohnungen zu steinernen Burgen in vielen Theilen umgeschaffen hat, herrscht oft zwischen Stämmen ebenso, wie sie von Einzelnen zum Vorwand verbrecherischen Eingriffs in das Leben und das Eigenthum des Nächsten genommen wird. Die Frauen, die für unverletzlich gelten, stehen sozial sehr niedrig. Sie sind die Arbeitsgeschöpfe und müssen zum Theil selbst die Feldarbeit thun und die kümmerlichen Erzeugnisse gegen Nahrungsmittel eintauschen. Der Vortragende bestieg das Karstgebirge an mehreren Punkten bis fast zur Höhe von 1600 m und kehrte, zufrieden mit seinen wissenschaftlichen Ergebnissen, nach 10wöchigem Aufenthalt in Ober-Albanien von Skutari aus über Italien zurück in die Heimath. In diesem Lande sind noch Hülfsquellen und Schätze verborgen, deren Erschließung die Zukunft mit Erfolg in Angriff nehmen wird.

Hierauf sprach Dr. **Georg Huth** über seinen Aufenthalt bei den **Tungusen am Jenissei** im Sommer 1897. Der Vortragende schickte allgemeine Bemerkungen über das Verbreitungsgebiet der Tungusen in Nordasien voraus, das sehr ausgedehnt ist. Die Tungusen, heute etwa 40,000 Seelen stark, haben ihre Sitze vom Jenissei bis zum Pacific und vom nördlichen Eismeer bis zum Amur und an die Grenzen China's. Sie nomadisiren in den Gouvernements zwischen der Angara und der mittleren Tunguska, sind im Gouvernement Irskutk am Baikal-See, dann östlich vom Baikal-See, in den Gouvernements Udinsk und Irkutsk bis zum Ochotskischen Meer. Ferner sitzen einzelne Stämme, wie die Dauren, Orotschonen, am Amur und die Mandschuren in der Mandschurei. Ihre historische Bedeutung geht nach den Angaben der chinesischen Annalen bis ins 8. vorchristliche Jahrtausend zurück. Sie haben vom 11. vorchristlichen bis zum 8. nachchristlichen Jahrhundert eine Reihe großer Staaten und Dynastien gehabt, von denen die drei Reiche Bochai, Kitân und Njutschi vom 8. bis zum 13. Jahrhundert n. Chr. geblüht haben. Auch die Mandschu-Eroberer China's sind tungusischen Stammes. Aus den aufgefundenen Resten von Festungen, Gräbern, Thürmen, Tempeln, die noch in größerer Zahl zum Vorschein kommen werden, und durch die Existenz von Inschriften erhellt, daß diese Tungusen einen weitgedehnten Handel und eine hohe Kultur besessen haben müssen, zumal die Inschriften selbst in vier Schriftarten vorkommen. Um diese Inschriften zu entziffern, beschloß der Vortragende, die tungusischen Dialekte an Ort und Stelle zu studiren, womit er von der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften beauftragt wurde. Von Krasnojarsk aus ging er über Strjelka den Jenissei abwärts zur Angara, dann in die Gebiete zwischen Angara und dem Pitfluß, zu

Digitized by Google

den Goldwäschen der südlichen Taigá. Die Wege sind schlecht und eine Generalstabskarte in unserm Sinne ist von diesem Theile Sibiriens noch nicht vorhanden. Die Wege dienen nur zur Verbindung der einzelnen Goldwäschen unter einander; werden diese unergiebig, so gehen die Wege wieder ein. Der Vortragende hat 3 Monate mit den Tungusen zusammengelebt, die stets sich scheu zeigten, ihren Wald und ihre Renthiere nicht verlassen wollten, und unter unsäglicher Mühe und Aufwendung von großer Geduld gelang es ihm, die Dialekte der Jenissei-Tungusen durch Ausfragen nach Grammatik und Wortsatz festzustellen und zugleich einen Einblick in die geistige Verfassung dieser scheuen Mongolen zu gewinnen. Er schilderte die Begehrlichkeit, welche die Tungusen dem Branntwein entgegenbringen, und hob hervor, wie bei ihnen der Schamanismus lebendig ist, so zwar, daß die Schamanen als Aerzte keine chirurgischen Kuren anwenden dürfen. Auch Spuren einer Volksliteratur, die man bisher leugnete, Sagen, Legenden, Gesänge fand der Vortragende, selbst Epen, die von den Kämpfen der Tungusen mit Samojeden und Ostjaken Kunde geben, sind nach seinen Angaben vorhanden. Dr. Huth beabsichtigt, heuer zur Fortsetzung dieser Studien nach Transbaikalien sich zu begeben. Auch einige archäologische Funde konnte er der Gesellschaft vorlegen; der größte Theil seiner Sammlungen befindet sich noch in St. Petersburg.

* **Berlin.** Rektor und Senat der Universität haben beschlossen, das Andenken des verstorbenen Rechtsgelehrten Professor Befeler durch Aufstellung seiner Marmorbüste in der Aula zu ehren. Mit der Ausführung des Werkes ist im Auftrage des Kultusministeriums der Berliner Bildhauer Huga Berwald-Schwerin betraut worden.

* **Berlin.** Eine dem Reichstag zugegangene Denkschrift über die Thätigkeit der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt vom Frühjahr 1895 bis zum Sommer 1897 referirt über Arbeiten auf dem Gebiete der Wärme und der allgemeinen Präzisionsmessungen, der Elektrizität und des Magnetismus, optische Arbeiten, präzisionsmechanische Arbeiten, Arbeiten für Wärme und Druck, sowie chemische Arbeiten. Aus den elektrischen Arbeiten der zweiten Abtheilung der Anstalt sind namentlich Widerstandsprüfungen, Untersuchungen von Leitungs- und Widerstandsmaterial, Messungen für den Bedarf der Reichsanstalt, Versuche zur Herstellung Kundt'scher Widerstände, aus denen der ersten Abtheilung die Versuche mit elektrischem Leitvermögen von Lösungen zu erwähnen.

* **Heidelberg.** Hier starb der Professor der Philologie Geh. Rath Dr. Erwin Rohde. Er wurde am 9. Okt. 1845 in Hamburg geboren, studirte seit 1865 in Bonn, Leipzig und Kiel, wo er sich 1870 habilitirte und 1872 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde, 1876 wurde er ordentlicher Professor an der Universität zu Jena, 1878 in Tübingen, Ostern 1886 in Leipzig und Herbst 1886 in Heidelberg. Seine Hauptwerke sind: „Der griechische Roman und seine Vorläufer", „Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen", „Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode, Briefe und Dichtungen".

* **Freiburg i. S.** Die außerordentlichen Professuren in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. H. Oser (Schweizer) und Dr. v. Koschembahr-Lyskowski (Pole) sind zu Ordinarien ernannt worden. Damit sind die ausscheidenden deutschen Professoren v. Savigny und Laerkens ersetzt.

* **London.** Der Professor der Physiologie an der „Royal Institution" Walter hat sein Amt niedergelegt, weil ihm die Anstalt keine Mittel zum Studium seiner Wissenschaft bot. Er hat die Professur nur 1 Jahr bekleidet. — Das „Aberdeen Journal" hat in der letzten Woche das Jubelfest seines 150jährigen Bestehens gefeiert.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

G. Lausch: Nutzgeflügel. Seine Aufzucht und Pflege. Mit vielen Abbildungen. Stettin, Paul Niekammer 1897. — *Calvin Thomas:* Goethe's Faust edited. Vol. II: The Second Part (Heaths Modern Language Series). Boston, D. C. Heath and Co. 1896. — Th. Heine: Bilder aus dem Familienleben. Paris, Leipzig, München, Albert Langen 1898. — Musäus: Rolands Knappen, illustr. von Heinrich Lefler und Joseph Urban. Wien, Gef. f. vervielf. Kunst 1898. — Meisterwerke der Holzschneidekunst, N. F., 4. Heft. Leipzig, J. J. Weber. — Dr. Georg Schmidt: Die kirchenrechtlichen Entscheidungen des Reichsgerichts und der bayerischen obersten Gerichtshöfe. 3. Bd., zugleich 7. (Schluß-) Lieferung. München, J. Schweitzer (Jos. Eichbichler) 1897. — Berthold Raabe: Gudrun, Schauspiel in einem Aufzug. Ludwigslust, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung (C. Kober) 1897. — Ludwig Bamberger: Studien und Meditationen. Aus fünfunddreißig Jahren. Berlin, Rosenbaum u. Hart 1898. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Galizien. 10. Heft. Wien, Alfred Hölder. — Finanzarchiv. Zschrft. für das gesammte Finanzwesen, hggb. von Dr. Schanz. 14. Jahrg., 2. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta 1897. — Hans Büttner: Gedichte. Riga, Alexander Grosset (F. Deutsch) 1897. — Otto Forberger: Gereimte Prosa aus der Jugendzeit. Scherz und Ernst. Leipzig, Selbstverlag 1897. — B. Böhm: Anleitung zur Buch- und Rechnungsführung für Privatforstreviere. Neudamm, J. Neumann 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Gustav Fischer, Verlagsbuchhandlung in Jena.

Soeben erschien: (13402)

Handwörterbuch

der

Staatswissenschaften

herausgegeben von J. Conrad, Prof. der Staatswissenschaften in Halle a. S., Dr. L. Elster, Prof. der Staatswissenschaften in Breslau, Dr. W. Lexis, Prof. der Staatswissenschaften in Göttingen, Dr. Edg. Loening, Prof. der Rechte in Halle a. S.

Zweiter Supplementband

mit Register zum I. und II. Supplementbande.

Subskriptionspreis: broch. 20 Mark, geb. 22 Mark 50 Pf.
Einzelpreis: broch. 24 Mark, geb. 26 Mark 50 Pf.

Der Subskriptionspreis erlischt am 1. Februar d. J.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Kulante Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

Hierzu eine Probenummer der Wochenschrift: „Die Natur", herausgegeben von Prof. Dr. Willi Ule. (1460)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reit in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Freitag, 14. Januar. Nummer 10.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Ueberſicht.

Ueber die Abhängigkeit pſychiſcher Vorgänge vom anatomiſchen Bau des Gehirns. Von Dr. Franz C. Müller. — Fortſchritte der Afrikaforſchung im Jahre 1897. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber die Abhängigkeit pſychiſcher Vorgänge vom anatomiſchen Bau des Gehirns. [1])

Von Dr. Franz C. Müller.

Es iſt ein naheliegender Wunſch der Menſchen, herausbekommen zu wollen, warum und mit welchem Körpertheil wir eigentlich denken, fürchten, forſchen, ſündigen, lieben und haſſen. Schon vor Jahrtauſenden ſuchten die Philoſophen und Mediziner den Sitz der Seele. Während einige an das Herz dachten, vereinigte ſich die Mehrzahl der Forſcher in der Annahme, daß die Seele ihre Wohnſtätte im Gehirn habe. Es zeigt ja ſchon die tägliche Erfahrung, daß Verletzungen des Gehirns beſtimmte Veränderungen im Seelenleben erzeugen, die mit ſolcher Regelmäßigkeit bei den Krankheiten anderer Organe nicht beobachtet werden. Man ſieht auch, daß idiotiſche Kinder auffallende Schädelbildung haben, wie andrerſeits ausgezeichnete Gelehrte durch eine ſchöngeformte hohe Stirne hervorragen. Endlich findet man, daß beſtimmte Gifte auf das Gehirn und gleichzeitig auf die pſychiſche Verfaſſung, auf Wille, Bewußtſein und Verſtand wirken, und ſo wurde die Anſicht allgemein, daß der Sitz unſrer Seele im Gehirn iſt.

Man verſteht unter Seele die Summe aller im individuellen Bewußtſein gegebenen inneren Erlebniſſe; mithin fallen alle metaphyſiſchen Spekulationen über den Konnex der Einzelſeele zu einer geträumten Weltſeele, ſowie über die Unſterblichkeit unſrer Seele weg; wir haben es bei den nachfolgenden Unterſuchungen mit nüchternen, irdiſchen Dingen zu thun, mit Dingen, die einerſeits den Philoſophen und Pſychologen intereſſiren, andrerſeits den mit Meſſer und Mikroſkop arbeitenden Mediziner. Dieſe beiden Forſchergruppen ſtehen ſich nicht gerade freundlich gegenüber; jede glaubt die andere entbehren zu können, reſpektive von ihr unabhängig zu ſein. Inwieweit dies berechtigt iſt, werden wir im Verlauf meiner Darlegungen entſcheiden können.

Ich habe vorhin Seele die Summe aller im individuellen Bewußtſein gegebenen inneren Erlebniſſe genannt — das iſt mir aber entſchieden zu pſychologiſch —, als reiner Mediziner möchte ich behaupten: unter Seele verſtehen wir anatomiſch — man verzeihe die Schiefheit dieſes Ausdruckes! — diejenige Stelle des Gehirns, wo Sinneseindrücke bewußt in Bewegung umgeſetzt werden oder wo ſie in beſtimmte Relation zu früheren Sinneseindrücken treten. Es mag überraſchen, wenn ich die Seele in einem örtlich begrenzten Raume ſuche und an Stelle der pſychologiſchen Seele eine anatomiſche zu ſetzen mich unterfange, aber wenn wir die Abhängigkeit pſychiſcher Vorgänge vom anatomiſchen Bau des Gehirns ſtudiren, dann kommen wir immer auf einen materiell begrenzten Punkt oder auf eine Reihe von Punkten, die wir mit Augen ſehen wollen; kurzum wir ſuchen die Seele nicht im Ueberirdiſchen, nicht im Abſtrakten, ſondern im rein Sinnlichen, in der Verbindung der einzelnen Gehirntheile untereinander.

Unſre darauf bezüglichen Unterſuchungen haben eine Reihe von Reſultaten ergeben, mit denen man einigermaßen rechnen kann. So ſagt die moderne Gehirnlehre, daß nicht alle Theile des Gehirns von gleicher Bedeutung für die Seelenforſchung ſind: nur die Großhirnrinde iſt fähig, Bewußtſein zu vermitteln, und in dieſer gibt es räumlich getrennte Gebiete, welche Geſichtsvorſtellungen, andere, welche Gehörseindrücke ꝛc. vermitteln. Dazwiſchen liegen die motoriſchen Zentren, die man genauer präziſiren kann, ſeitdem Hitzig ſeine Methode erfunden hat, die Hirnrinde gewiſſermaßen galvaniſch abzutaſten. Die Gegenprobe machte Munk, der beim Thiere einzelne Windungen abtrug und dann die motoriſchen Ausfallserſcheinungen ſtudirte. Einen großen Schritt nach vorwärts that Goltz, denn ihm gelang es, einen des Großhirns beraubten Hund am Leben zu erhalten. Dabei zeigte ſich nun, daß das enthirnte Thier keine willenloſe Maſchine iſt, ſondern durch Luſt- und Unluſtempfindungen, wie Hunger und Durſt aus dem ſonſt vorherrſchenden, anſcheinend traumloſen Schlaf geweckt wird. Dieſes Thier bleibt abſolut nichts bewußtes an ſich und deßhalb ebenſowenig mit der Seele zu thun, wie man auch beim Neugeborenen, deſſen Gehirn different von dem des Erwachſenen organiſirt iſt, kaum von bewußten oder Seelenäußerungen ſprechen kann. Sobald das neugeborene Kind keine Unluſtempfindungen hat, alſo weder Hunger, noch Durſt, wenn es warm und trocken liegt und keine Gehörs- oder Lichteindrücke es beläſtigen, verliert es das Bewußtſein und fällt in Schlaf, bis es von einer Unluſtempfindung geweckt wird.

Die neueren Forſchungen haben ergeben, daß das Kleinhirn von jeder Lageveränderung des Körpers Meldung erhält und damit den Sitz des Gleichgewichts repräſentirt. Das verlängerte Mark hat die Aufgabe, den Mangel an Nahrung, Flüſſigkeit, Sauerſtoff zum Bewußtſein zu bringen. Rein geiſtige Vorgänge, bei denen die Ueberlegung und die Erfahrung, ſowie der Wille mitſpielen, werden nur durch die Mitbetheiligung der Großhirnrinde zuſtande gebracht; daher iſt es am Platze, deren anatomiſchen Bau näher zu ſtudiren.

Wenn auch dieſe Unterſuchungen zu den ſchwierigſten und zeitraubendſten gehören, was der Mediziner kennt, und trotz des Mangels an ſtaatlichen Inſtituten für Gehirnanatomie wird auf dieſem Gebiete auf das fleißigſte gearbeitet. Dafür ſprechen die zahlreichen Studien, welche die Archive der Pſychiatrie, Neurologie, normalen und pathologiſchen Anatomie füllen. Sinnreiche Methoden wurden erfunden, um die verſchiedenen Theile des Gehirns — die weiße und graue Subſtanz — verſchiedenfach zu färben;

[1]) Vortrag, gehalten in der Münchener pſychologiſchen Geſellſchaft am 9. Dezember 1897.

Instrumente wurden geschaffen, die es ermöglichen, das gehärtete Gehirn in Schnitte von je $^1/_{20}$ mm zu theilen. Wer ein nach dieser Methode präparirtes menschliches Gehirn durchmustert, ohne Anatom zu sein, der hat keine Ahnung von der gewaltigen Arbeit, welche die Herrichtung der Präparate nöthig machte.

Wie überall, wo ungeklärte Themata behandelt werden, der Tummelplatz der verschiedenen Meinungen ist, so sind auch auf dem Gebiete der Gehirnanatomie die kontroversen Punkte leider noch immer zahlreicher, als die feststehenden Thatsachen.

Um auf die verschiedenen Untersuchungsmethoden überzugehen, so erinnere ich daran, daß man einen Sinnesnerven, z. B. den Sehnerven, bis in seine letzten Ausstrahlungen verfolgt; man heißt dann das zentrale Ende ein „Sinneszentrum". Andrerseits studirt man pathologisch veränderte Gehirne und bringt die zerstörten Gehirntheile in Verbindung mit den sensiblen und motorischen Ausfallserscheinungen; endlich hat man am Thierhirn künstliche Defekte erzeugt (Gudden) und die sekundären Veränderungen auf ihren Werth und inneren Zusammenhang geprüft, man hat also beispielsweise nachgesehen, wie sich das Gehirn solcher Thiere repräsentirt, denen man mehrere Monate vor dem Tode ein Auge entfernt hat. Die auf diese Weise gefundenen Thatsachen sind von höchstem Interesse für die Gehirnanatomie, können aber leider noch nicht ohne weiteres für das Studium des Sitzes der Seele verwendet werden.

Wir verdanken es Flechsig, daß er eine Reihe von Hypothesen gebaut, die einen lebhaften Kampf verursachten. Flechsig hat nämlich seine Studien auf das entwicklungsgeschichtliche Gebiet gelenkt und benutzte das fötale Gehirn und das der Neugeborenen, in welch beiden noch nicht alle diejenigen Leitungsbahnen vorhanden sind, die das Gehirn des Erwachsenen zeigt. Jede Nervenfaser entsteht als Ausläufer einer Ganglienzelle; diese Fasern sind ursprünglich einfache lineare, undifferenzirte Gebilde, die sich später mit einer Hülle, der Markscheide, umgeben. Diese Markscheiden sind weiß und geben der weißen Substanz des Gehirns ihre Farbe, wogegen die Achsenzylinder grau sind. Die verschiedenen Leitungsbahnen, die zur Großhirnrinde in Beziehung treten, entstehen nicht gleichzeitig; einzelne sind beim 8monatlichen Fötus längst fertig, andere werden erst nach der Geburt ausgebildet. Auf diesen Grundlagen beruhen die Untersuchungen Flechsigs.

Zuerst entsteht also der Achsenzylinder und erst 3 bis 4 Monate später die Markscheide. Die Großhirnwindungen des Neugeborenen lassen nur zum Theil markhaltige Nervenfasern erkennen; am ersten werden die Sinnesleitungen ausgebildet. Bezüglich der Reihenfolge, in welcher sich die Sinnesleitungen entwickeln, ist zu bemerken, daß diejenigen zuerst fertig sind, die mit den Hinterwurzeln des Rückenmarks zusammenhängen. Man heißt sie die Körperfühlsnerven, weil sie alle Leitungen für die Tasteindrücke und Gemeingefühle enthalten. Etwas später kommt die Geruchsleitung, dann die Sehleitung, endlich das Gehör; aber alle diese Leitungen sind vor Beendigung des intrauterinen Lebens fertiggestellt.

Die kortikalen Zentren der Sinnessphären, die sogenannten Sinneszentren, nehmen etwa $^1/_6$ der Großhirnrinde in Anspruch; sie liegen nicht dicht nebeneinander, sondern sind durch große Bezirke getrennt, in denen weder sensible, noch motorische Bahnen zu finden sind. Sie bilden vier Distrikte von verschiedener Größe — am ausgedehntesten ist die Körperfühlsphäre, also das Ausstrahlungsgebiet der hinteren Rückenmarkswurzeln, welches um die Mitte der Zentralfurche herum angeordnet ist; am kleinsten ist die Riechsphäre im Stirn- und Schläfelappen, dann folgt die Sehsphäre im Hinterhauptslappen und endlich die Hörsphäre in der ersten Schläfenwindung.

Diese verschiednen Sinneszentren sind sich im anatomischen Bau nicht durchaus gleich, es zeigen sich Unterschiede in der Schichtung der Ganglienzellen. Während wir in der Riechsphäre nur zwei Schichten entdecken können, finden sich deren sechs im Sehzentrum. Interessant sind die zuerst von W. Baron Branca beschriebenen Riesenspindelzellen und die Riesenpyramiden.

In den Sinneszentren selbst, resp. in deren nächster Umgebung entspringen die motorischen Bahnen, und zwar die meisten in der Körperfühlssphäre. Es sind also die Sinneszentren gemischt sensorisch-motorische Bezirke. Das Tonangebende ist die eintretende Sinnesleitung, die auf reflektorischem Wege die Bewegungsorgane innervirt; wir könnten also diese Zentren als Umschaltestellen bezeichnen — Flechsig nennt sie Projektionszentren oder Projektionsfelder. Jede Sinnesnervenfaser hätte — grob anatomisch gedacht — an ihrem zentralen Ende einen Umschalteapparat für eine Bewegungsfaser, oder ein Sinnesfaserbündel stünde durch einen genau fixirten Umschalter mit einem bestimmten Bewegungsfaserbündel in Verbindung. Mit anderen Worten: ein von außen kommender Reiz mußte in jedem Fall in adäquater Weise beantwortet werden; mithin bestünde, wenn jede Association der einzelnen Eindrücke fehlte, unser ganzes Gehirnleben nur aus einer Summe von Reflexen, die jeden Willen und jede Ueberlegung, sowie jedes Bewußtsein völlig ausschließen.

Diese Ueberlegung brachte Flechsig auf den Gedanken, im Gehirne müßten noch andere Bezirke vorhanden sein, in denen die einzelnen Reize zusammengefaßt, nach Erfahrungsthatsachen geordnet und verwerthet werden, kurzum, in denen sich diejenigen Vorgänge abspielen, die wir Wille, Gedächtniß, Ueberlegung, Seele nennen. So erklärte sich Flechsig die von Meynert gefundenen Associationszentren.

Ich habe vorhin angedeutet, daß zwischen den Sinneszentren des Neugeborenen weite Gebiete ohne markhaltige Fasern sind. Schon im zweiten Lebensmonat wachsen zahlreiche markhaltige Fasern in diese Riesigebiete hinein und verschwinden in deren Rinde. Diese Leitungsbahnen verbinden verschiedene Gebiete der Großhirnrinde miteinander, aber meist nicht direkt, sondern auf mehr oder minder verschlungenen Wegen. Die bessere oder schlechtere Verbindung der einzelnen Sinneszentren untereinander macht die höhere oder niedrigere psychische Entwicklung des Individuums aus. Die niedersten Ordnungen der Säugethierreihe haben noch keine abgegrenzten Associationszentren, nur beim Menschen sind dieselben größer als die Sinneszentren. — Das neugeborene Kind hat völlig ausgebildete Sinneszentren und kann doch einen Gehörs- und einen Gesichtseindruck nicht associren, eben weil ihm die dazu nöthigen Associationsfasern noch nicht zur Verfügung stehen.

In den Ganglienzellen der Associationszentren spielen sich die Gedächtnißvorgänge ab, bis zu ihnen dringen die Erregungen der Sinneszentren vor. Aber die einzelnen Windungen der Associationszentren sind anatomisch nicht gleichwerthig: so sind die Randzonen mit den Sinneszentren durch zahlreiche Fasern verbunden, während zu den Zentralneuronen deren nur wenige vordringen. Diese Zentralneuronen sind durch lange Associationssysteme mit der Körperfühlssphäre verbunden, die den eigentlichen Mittelpunkt der Gehirnoberfläche darstellt. — Nach all dem Gesagten stellen also die Sinneszentren mit ihren zugehörigen Associationsfasern „Seelenorgane" dar, im Sinne der von Hirth aufgestellten Grundgedächtnißidee; sie vermitteln die Zusammenfassung zu Merksystemen. Eine selbständige Thätigkeit ohne die Sinneszentren haben die Associationszentren nicht; ihr Inhalt wird von außen geliefert, aber die Art und Weise

Digitized by Google

der Verarbeitung äußerer Eindrücke hängt von ihnen ab, so daß die geistige Individualität sich mehr als man bisher annehmen konnte, in der Form der Gehirnoberfläche, im Windungsreichthum der Associationszentren und ihrer relativen Größe gegenüber den Sinneszentren dokumentirt. — Die Anklänge, die Flechsigs Lehre an die Gall'schen Hypothesen hat, sind rein äußerliche und nicht in dem Wesen der Sache begründet.

Das große Associationszentrum, welches sich zwischen Tast-, Hör- und Sehsphäre befindet, wird von Flechsig als Beweis dafür angeführt, daß sich seine Anschauungen nicht bloß auf anatomische Befunde stützen, sondern auch durch die klinische Beobachtung bestätigt werden. Wenn nämlich diese Rindenabschnitte durch irgend einen krankhaften Prozeß zerstört werden, so finden wir nicht perceptive Blindheit, Taubheit oder taktile Anästhesie, sondern Seelenblindheit, Seelentaubheit, Seelengefühllosigkeit, ferner Schwächung der visuellen Einbildungskraft und die Unfähigkeit, früher bekannte Melodien ins Gedächtniß zurückzurufen. Sind die der Sprache dienenden Associationsfasern in der Leitung unterbrochen, dann haben wir sensorische Alexie, optische Aphasie, verbale Paraphasie. Es handelt sich also um ein Gemisch von Gedächtniß- und Associationsstörungen. Das Erinnerungsvermögen leidet einestheils in dem Maß, als die associative Auslösung der Vorstellungen gestört ist und überdies in Form einer dauernden Vernichtung der Gedächtnißspuren. Auf Grund aller dieser Thatsachen nimmt Flechsig an, daß dem hinteren großen Associationszentrum die Bildung und das Sammeln von Vorstellungen äußerer Objekte und von Wortklangbildern die Verknüpfung derselben untereinander, mithin das eigentliche positive Wissen zukommt, ebenso aber auch die phantastische Vorstellungsthätigkeit, die Vorbereitung der Rede nach Sprache und Inhalt, kurzum all das, was wir im gewöhnlichen Sprachsinn unter „Geist" verstehen.

Was die Associationszentren des Stirnhirns betrifft, so nimmt Flechsig an, daß dieselben in hervorragender Weise an dem Gefühl und Willen, an dem aus sich heraus hemmend und anregend wirkenden Ich betheiligt sind, umsomehr als partielle Läsionen des Stirnhirns von eigenartigen Veränderungen des Charakters begleitet werden. Flechsig vindizirt nach dem Gesagten besonderen distinkten Theilen des Gehirns, resp. der Großhirnrinde, spezifische psychische Eigenschaften und nimmt an, daß von der größeren oder geringeren Ausdehnung der Associationszentren die größere oder geringere psychische Leistungsfähigkeit des Individuums abhängt.

Die genannten Lehren haben in der wissenschaftlichen und in der Laienwelt großes Aufsehen erregt. Dem Forscher erstand eine Reihe von Anhängern und von Gegnern. Unter den Letzteren nenne ich zuerst Sachs. Er weist anatomisch nach, daß ein großer Theil der Behauptungen Flechsigs falsch ist und sagt: „Im allgemeinen hat ja Flechsig recht, wenn er der Association in der Großhirnrinde einen größeren Platz anweist als der Projektion, denn es gibt zweifellos mehr Associations- als Projektionsfasern, aber die ersteren sind nicht in besonderen Organen zusammengelagert: die ganze Rinde ist gleichzeitig Projektions- und Associationsorgan."

Ferner behauptet Flechsig, daß die Sinnessphären nur Associationsfasern in die Ganglien senden, und daß erst aus diesen weitere Fasern in das Zentrum der Associationszentren gehen, welch letztere mit den Sinnesorganen in gar keiner direkten Verbindung stehen, sondern nur mit der Körperfühlssphäre. Dies ist eine reine Theorie Flechsigs, für die auch nicht der geringste anatomische Beweis erbracht werden kann.

Endlich sagt Flechsig, die Associationszentren hätten einen einheitlichen, von dem der Sinneszentren verschiedenen Bau. Dagegen ist zu erwidern, daß in den Sinneszentren alles das enthalten ist, was die Associationszentren zeigen, im Gegentheil, die Sinneszentren sind noch komplizirter gebaut. Die Untersuchungen, welche Sachs vorgenommen hat, ergaben als Resultat, daß die Projektionsfasern sich im Laufe der Entwicklung eines Individuums thatsächlich vermehren und deren Menge von der höheren Entwicklung abhängt, aber alle Rindenpartien enthalten Projektions- und Associationsfasern. Es gibt keinen Theil der Rinde, der ausschließlich der Association dient, aber mit anderen Worten: es gibt kein geistig übergeordnetes Zentrum, es ist der Gehirnanatomie bisher nicht gelungen, den Sitz der Seele zu finden.

Sachs bringt für seine Behauptungen eine Reihe von Beweisen. Wenn Flechsig recht hätte, müßte es ihm gelungen sein, einzelne der von ihm gefundenen Verbindungsfasern zwischen den Sinneszentren und den Associationszentren von einem Ende bis zum anderen zu verfolgen. Dies ist ihm aber nicht geglückt, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde, weil es überhaupt unmöglich ist. Man kann eine solche Faser in ihrer ganzen Länge unter dem Mikroskop nur dann verfolgen, wenn dieselbe ihrer ganzen Länge nach in einer Ebene bleibt, und wenn man beim Schnitt zufällig gerade diese Ebene getroffen hat. Ferner ist bei der Markscheidenfärbung weder der Ursprung der Faser aus ihrer Ganglienzelle, noch die Endverästelung zu sehen, man weiß also nicht mit Bestimmtheit, ob sich nicht die Faser an dem einen aber andern Ende umgebogen hat. Auch beim kindlichen Gehirn kann man nur Faserbündel, nur Faserungsrichtungen, nie aber die einzelne Faser verfolgen. Immer steht man vor zwei großen Fehlerquellen: entweder die Umbiegung entzieht die beobachtete Faser dem Gesichtsfeld, oder man geräth in eine Reihe von Kreuzungen, die, sobald sie spitzwinklig erfolgen, als Fortsetzung der gekreuzten erscheinen, falls man nicht absolut kritisch zu Werke geht. Dies hat auch Flechsig herausgefühlt, denn er spricht von spitzwinkligen Umbiegungen und erklärt diese auffallende Knickung dadurch, daß durch Balkenfasern die Stabkranzfasern aus ihrer ursprünglichen Richtung verdrängt werden.

Gegen diese Annahme sprechen zwei gewichtige Gründe: erstens entstehen die Balkenfasern später als die Stabkranzfasern, also müßten wohl die ersteren den ihnen den Weg sperrenden und in der Entwicklung vollendeten Stabkranzfasern ausweichen und zweitens wäre im besten Falle nur an eine in sanftem Bogen erfolgende Kehrtwendung, nie an eine spitzwinklige Knickung zu denken. Derartige spitzwinklige Umbiegungen scheinen an verschiedenen Orten des Gehirns vorzukommen; es handelt sich aber immer dabei um das Zusammentreffen von schräg gegeneinander ziehenden Fasern, die sich entweder parallel aneinander legen oder spitzwinklig kreuzen. Hat sonach Flechsig mit seiner Ansicht von den getrennten Sinnes- und Associationsfasern im allgemeinen und im speziellen wenig Glück, so erübrigt noch, seine Ansicht von den sekundären Degenerationen zu prüfen. Die Methode beruht darauf, daß erfahrungsgemäß nach Zerstörung einer Rindenpartie die von derselben ausgehenden Fasern langsam schwinden. Wenn man diese Degenerationen verfolgt, kann man einerseits alle von dem zerstörten Rindenbezirk ausgehenden Fasern konstruiren, andrerseits kann man durch Verfolgung eines zerstörten Faserzuges die zugehörige Rindenpartie eruiren. Die sekundäre Degeneration läßt sich positiv durch die Marchi-Färbung, welche die Gewebstrümmer schwärzt, und negativ durch die Weigert'sche Methode, bei welcher sich bekanntlich die normalen markhaltigen Fasern schwärzen, nachweisen. Beide Methoden sind aber leider nur bei frischen Erweichungsherden anwendbar, weil die Gewebstrümmer im

Laufe der Zeit reſorbirt werden und die benachbarten geſunden Gehirnpartien ſo nahe aneinander rücken, daß nur eine ſchmale Narbe übrig bleibt. Flechſig hat möglichſt kleine Herde unterſucht; aus dem eben angegebenen Grunde iſt daher ſeine Methode nicht anwendbar. Bei großen Herden aber iſt nicht nur die Rinde, ſondern mit ihr auch ein Theil der darunter gelegenen Markmaſſe zerſtört, man kann dann nicht mit Sicherheit entſcheiden, welcher Theil der vorhandenen Degeneration ſich auf die zerſtörte Rinde und welcher ſich auf das zerſtörte Mark bezieht.

Unanfechtbar iſt eine andere Methode! Wenn nämlich ein großer Theil der Rinde zerſtört iſt, ſo können etwa noch vorhandene Faſerſchichten nicht mit dem zerſtörten Theil in Verbindung ſein, ſie müſſen unweigerlich von benachbarten, noch erhaltenen Rindenpartien abhängen. Wenn man alſo beiſpielsweiſe finden würde, daß bei zufälliger Zerſtörung der geſammten Flechſig'ſchen Sehſphäre noch ein Theil der Sehſtrahlung erhalten iſt, ſo wäre damit der Nachweis geliefert, daß nicht die ganze Sehſtrahlung aus dem präſumirten Sehzentrum herauskommt. Dieſen Befund hat Sachs an einem ſeiner Gehirne mit Sicherheit gemacht und er iſt bis heute nicht, auch von Flechſig nicht, desavouirt worden.

Déjérine weiſt nach, daß in allen Gebieten der Hirnrinde ſich Projektionsfaſern nachweiſen laſſen, aber nur beim völlig ausgebildeten Menſchen. Flechſig ſchließt aus dem Faſerbau des fötalen Gehirns auf das ausgebildete, und das iſt ein Trugſchluß! — Der dritte Gegner iſt Flechſig im eigenen Lager erſtanden, indem ſein Schüler Vogt den Satz aufſtellt, daß alle Gelehrten, welche den Faſerverlauf des Gehirns kennen, Flechſigs Anſchauungen verwerfen und nur ſolche Flechſig vertheidigen, denen dieſe Kenntniß fehlt. Vor allem wendet er ſich gegen die Anſicht, daß die Rieſenpyramiden eine beſondere Bedeutung hätten. Es iſt eine neuromorphologiſche Thatſache, daß die Ganglienzellen um ſo größer ſind, je längere Achſenzylinder aus ihnen entſpringen. Das Stirnhirn hat nicht deßhalb kleinere Ganglienzellen, weil aus ihm keine Projektionsfaſern entſpringen, ſondern weil die thatſächlich vorhandenen zum Thalamus opticus einen kurzen Weg haben.

Obgleich Flechſig das unbeſtreitbare Verdienſt hat, eine der wichtigſten Fragen angeſchnitten zu haben, kann aus dem eben Auseinandergeſetzten kein anderer Schluß gezogen werden, als daß er unrecht hat. Wir ſind noch lange nicht ſo weit in der Gehirnanatomie vorgeſchritten, daß wir uns an das höchſte wagen können. Der Bauherr, der das Fundament ſeines Hauſes fertig hat, darf wohl Pläne machen, wie er das krönende Dach zimmern will, aber er muß mit der Ausführung hübſch warten, bis alle Mauern fertig geworden ſind; er darf nicht in die Luft hinein bauen.

Schließlich iſt noch eine Frage zu beantworten: welche Bedeutung haben die genannten Hypotheſen für die Pſychologie? Sie ſtehen mit den Erfahrungen der Kliniker und mit denen ſelbſtbeobachtender Pſychologen in Widerſpruch. Die Pſychologie braucht zur Erklärung ihrer Phänomene keine beſonderen Aſſociationszentren; ſie verlangt, daß jedes Zentrum, in dem intellektuelle Vorgänge ausgelöſt werden, mit zentrifugal leitenden Projektionsfaſern verbunden ſein muß und poſtulirt richtig, daß die ganze Gehirnrinde mit zentrifugal leitenden Projektionsfaſern in Verbindung ſteht. Die Pſychologie braucht zu ihren weiteren Forſchungen nicht einmal das Vorhandenſein ſcharf abgeſchloſſener Zentren. Was ſind dieſelben anderes als die Aneinanderlegung einer Reihe von funktionell ähnlichen Elementen? Derartige Zentren ſind von Bedeutung für den Kliniker, dem dadurch vaſomotoriſche Veränderungen und Aſſociationsſtörungen klarer werden; auch der pathologiſche Anatom kann mit ihnen weitere Schlüſſe ziehen, aber der Pſychologe kann ohne ſie weiterarbeiten und hat fundamentelle Lehrſätze aufgeſtellt — ohne ſie.

Auf dem letzten Pſychologenkongreß gab es eine ſcharfe Auseinanderſetzung zwiſchen den Pſychologen und den Gehirnanatomen: Lipps meinte, die beiden ſollten ſich, jeder auf ſeinem Gebiete, anbauen. Er hat zwar nicht geſagt, die Pſychologen brauchten die Anatomen nicht, aber es liegt doch in ſeinen Worten eine Abſage. So wurden ſeine Worte auch vielfach aufgefaßt. — Am ſchärfſten opponirte Dechterew: „Wer nicht ernſte Fachſtudien als Phyſiologe und als Pſychiater gemacht hat, wird, wenn er ſich im künftigen Jahrhundert als Pſychologe bezeichnet, wie Jemand betrachtet, der ſich Architekt nennt, ohne eine Fachſchule beſucht zu haben."

So ſchlimm ſteht es nun nicht! Pſychologie und Medizin gehen nebeneinander her als Wiſſenszweige, die in vielen Punkten gegenſeitig aufeinander angewieſen ſind. Ein gut Theil ihrer beſten Unterſuchungsmethoden verdankt die Pſychologie der Medizin, die außerdem die Aufgabe hat, vielfach die Forſchungsreſultate der Pſychologie nachzuprüfen und erſt dadurch den Pſychologen neue Bahnen zu zeigen. Aber es muß und ſoll neidlos anerkannt werden, daß in der Erforſchung der höchſten Lebensprobleme die Pſychologie unabhängig daſteht. Durch dieſe Konſtatirung fällt uns Medizinern keine Perle aus der Krone.

Fortſchritte der Afrikaforſchung im Jahre 1897.

II.

H. S. Unſre Durchwanderung Südafrika's mit Einſchluß des Saobeſigebiets beginnen wir mit der Bemerkung, daß aus unſerm ſüdweſtafrikaniſchen Schutzgebiet kaum etwas von geographiſchem Intereſſe zu berichten iſt. Große Theile des Landes, ſogar in der Nähe der Küſte, ſind noch unbekannt. Der Hafen, den Dr. Eſſer ſüdlich von der Cunenemündung Ende 1896 auf einer Reiſe im deutſch-portugieſiſchen Grenzgebiet gefunden hatte, erwies ſich nach eingehenderen Unterſuchungen als werthlos. Recht annehmbar iſt dagegen Eſſers Aufnahme des Cunene-Laufs von Humbe abwärts — 400 km —, der bisher nicht bekannt war. Eſſers Aufnahme wurde von den „Mitth. a. d. deutſchen Schutzgebieten" Dezember 1896 in einer Kartenſkizze von leider nur kleinem Maßſtabe publizirt. Unlängſt hat Eſſer über ſeine Erfahrungen in Portugieſiſch-Weſtafrika, ſowie in Kamerun in einem beſonderen Werke berichtet („An der Weſtküſte Afrika's"). — Dr. Paſſarge war Mitte des Berichtsjahres am Ngamiſee. — Einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß des Landes im mittleren Sambeſibogen bedeutet eine Karte im Februarheft des „Geographical Journal", auf der die Reſultate der Wanderungen Alfred St. Hill Gibbons, P. C. Reids und Alfred Bertrands aus dem Jahre 1895 verzeichnet ſind. Ihr Reiſegebiet war das Land zwiſchen dem Oberlauf des Sambeſi im Weſten und ſeinem großen Zufluß Kafnè im Oſten. Sie beſuchten u. a. Lialui, die Hauptſtadt des Barotſereiches, und das Land der Maſchukulumbe. 1853/54 wurde das Gebiet dieſes gefürchteten Stammes von dem portugieſiſchen Händler Silva Porto auf ſeiner Wanderung quer durch Afrika berührt. 1878 hatte Serpa Pinto vergebens verſucht, von Lialui nach Oſten vorzudringen, während 1885 Dr. Holub von den Maſchukulumbe ausgeplündert und 1888 Selous dort ebenfalls geſcheitert war. — Daß Südafrika in politiſcher Beziehung Europa im vorigen Jahre lebhaft intereſſirt hat, ſei nur angedeutet; wir bemerken hier, daß im November die Eiſenbahn von Mafeking im Betſchuanalande bis Bulawayo im Gebiet

Digitized by Google

der Charlered Company — 931 km — eröffnet wurde, und daß man nunmehr die Strecke Capstadt-Buluwayo, 2332 km, in 90 Stunden zurücklegt, also in kaum 4 Tagen tief ins Innere Afrika's gelangt; ferner, daß die entsprechende Telegraphenlinie in Kürze bis Tete am Sambesi fortgeführt sein wird. Von da gehen die Drähte zum Nyassasee, und zwischen dem Nordende des Nyassa und dem Südende des Tanganika (englische Station Abercorne) sind die Ingenieure bereits mit der Weiterführung der Linie beschäftigt.

Während in Portugiesisch-Ostafrika jede Forschungsthätigkeit wie in Angola seit Jahren aufgehört hat, wird in Deutsch-Ostafrika so eifrig und mit solch bedeutendem Erfolge an der Erkundung des Landes gearbeitet, wie vielleicht in keiner anderen Kolonie. Aus dem Jahre 1897 verzeichnen wir eine Reihe wichtigerer Ergebnisse. Stuhlmann, der Chef der Landesaufnahme Deutsch-Ostafrika's, hatte 1895 Vermessungen im deutsch-portugiesischen Grenzgebiet am unteren Rovuma vorgenommen, die im letzten Jahre in den „Mitth. a. d. deutschen Schutzgebieten" (Karte 2) veröffentlicht wurden. Wir finden hier auch einige vermessene Grundlinien verzeichnet. Ferner wurde im letzten Bande der genannten Zeitschrift auf einer schönen Karte des inzwischen in Südamerika verstorbenen Geologen Lieder die Route zwischen Lindi und dem Nyassasee (1894) mitgetheilt und in Verbindung mit allem übrigen Material zu einem vortrefflichen Kartenbilde des ganzen Gebiets verwerthet. Eine dritte Karte aus diesem Schutzgebiet brachte das erst neuerlich erschienene letzte Heft jener Zeitschrift, nämlich Aufnahmen in Unyamwesi (nördlich von Tabora) von Pater Capus und Lieutenant v. Wulffen aus dem Jahre 1896, die wieder eine Lücke ausfüllen. — Uhehe besuchten aufs neue der derzeitige Gouverneur, Generalmajor Liebert, der darüber in einem besonderen Schriftchen („Neunzig Tage im Zelt") berichtete, und Forstassessor v. Bruchhausen (Station Iringa). — Zum Rikwasee, im Südwesten des Schutzgebiets, gelangte im Februar 1897 der Stationschef von Tabora, Hauptmann Langheld. Er fand an Stelle des Sees eine Steppe, die nur in der Regenzeit unter Wasser stehen soll. Ob auch der südliche Theil des ausgedehnten Sees nicht mehr existirt, erscheint aber doch fraglich. — Die Nichtschiffbarkeit des Malagarasi, des größten östlichen Zuflusses des Tanganika, konstatirte Lieutenant Fonck auf einer Reise im September 1896. — Den fernen Nordwesten des Schutzgebiets, die Landschaften Uha, Urundi und Ruanda, die namentlich durch die Frage nach den fernsten Quellen, die dem Victoria Nyanza und also dem Nil Wasser zuführen, interessant geworden sind, durchwanderte auf einer zweiten Rundreise von Udschidschi aus Ramsay in den Monaten Februar bis April 1897. In dieselben Gebiete kam auch der Führer der Schutztruppe, Oberstlieutenant v. Trotha, der außerdem auch im Südosten und Osten des Victoria Nyanza manch neues Terrain kennen lernte. Zwar ist es Beiden nicht geglückt, die sogenannte Nilquelle, für die man heute den Ursprung des Kageraquellflusses Nyavarongo hält, aufzufinden, doch scheinen ihre Reisen so viel geographisch wichtige Resultate erzielt zu haben, daß man der Veröffentlichung ihrer Aufnahmen, namentlich der Ramsay'schen, mit Spannung entgegensieht. v. Trotha hat über seine weitausgedehnten Reisen im Schutzgebiet vor kurzem in einer Broschüre berichtet. Es sei hier gleich bemerkt, daß nach diesem Nilquellengebiet zur Zeit eine deutsche Privatexpedition, die des Dr. Kandt, unterwegs ist, die nach den letzten Nachrichten vom Oktober in Tabora angelangt ist und inzwischen ihr eigentliches Forschungsziel erreicht haben dürfte. — Vom Victoria Nyanza, dessen zerrissene Südufer noch lange nicht ausreichend bekannt sind, kam die Meldung, daß Hauptmann Hermann den Bukumbigolf und die Insel Ukerewe triangulirt hat — eine ganz besonders verdienstliche Leistung, deren Ergebnisse uns hoffentlich bald zugänglich gemacht werden. — Premierlieutenant Werther, bekannt als früheres Mitglied der „Antisklaverei-Expedition", wurde zu Beginn des Jahres 1897 aus dem Nordosten des Schutzgebietes zurückberufen. Er hat dort zwischen Irangi und Mangati einige interessante Beobachtungen machen können. Er fand nämlich am Westrande des ostafrikanischen Grabens, westlich von Irangi, einen neuen See und bestieg zum erstenmal den 3100 m hohen erloschenen Vulkan Gurui. Auch die Aufnahmen dieses Offiziers dürften mancherlei Neues bringen. — Auf weitere Einzelheiten der Detailforschung in Deutsch-Ostafrika sei hier nicht eingegangen. Daß Beamte und Offiziere dort eifrig bei der Arbeit sind, lehrt ja ein Blick in das amtliche deutsche Kolonialblatt, das auch im letzten Jahre eine Reihe provisorischer Berichte der verschiedensten Art gebracht hat. Die große Ostafrikakarte in 1:300,000 schreitet allmählich fort.

Bereits zum großen Theil auf englischem Gebiet liegen die Reiserouten der im vergangenen Jahre zum Abschluß gelangten deutschen Expedition von Alfred Kaiser und Dr. Max Schöller. Die Reisenden, die es sich zur Aufgabe gestellt, auf ihrem ja schon öfters durchzogenen Forschungsfelde nur unbekannte oder ungenügend bekannte Wege zu verfolgen, gingen im Juli 1896 von Pangani nach dem Kilimandscharo und von da nach dem Ostafrikanischen Graben, dessen Sohle sie bis zum Natronsee zwecks topographischer und geologischer Aufnahmen entlang reisten. Während Kaiser vom Natronsee den Lauf des Nguaso Ngiro aufwärts bis zur Landschaft Kawirondo am Victoria Nyanza erforschte, unternahm Schöller einen Abstecher nach Uganda. Vom Naivaschasee aus ging die Expedition dann durch das Bergland Kikuyu März 1897 nach Mombas. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Unternehmungen sollen nach jeder Richtung hin sehr werthvoll sein.

Die Engländer sind in ihrem bis ins obere Nilland reichenden Antheil an Ostafrika fleißig mit Straßen- und Eisenbahnbau beschäftigt. Die Eisenbahn von Mombas nach dem Victoria Nyanza wird mit allen Mitteln energisch gefördert. Näheres darüber hört man natürlich nicht. Bereits im März 1897 waren 70 km fertig, während im August 14 Lokomotiven und 225 Waggons schon auf 192 km Schienen rollten. — Die englische Expedition unter Major Macdonald, von deren Mißgeschick in den letzten Monaten berichtet wurde, dient militärisch-politischen Zwecken und soll bekanntlich den oben erwähnten französischen Unternehmungen am oberen Nil entgegenwirken. Sie marschirte im Juni von Mombas ab; in Usoga meuterten die Mannschaften. — Der britische Lieutenant Vandeleur (siehe oben seine Betheiligung am Ilorin-Feldzuge) berichtete im Märzheft des „Geogr. Journ." über seinen an Detailergebnissen reichen 2jährigen Aufenthalt (1894—1896) in Unyoro und in der ehemaligen Aequatorialprovinz.

Besonders interessante Aufschlüsse brachte das Jahr 1897 über die noch immer wenig bekannten Länder im Osthorn Afrika's, im Süden Abessyniens bis zum Nilgebiet hin. Zu erwähnen ist hier vor allem das Bekanntwerden der geographischen Resultate der letzten Expedition Böttego's, die sich nach den vorläufigen Berichten als die bei weitem wichtigste und ergebnißreichste wissenschaftliche Unternehmung der letzten Jahre auf dem Boden Afrika's herausstellt; es sei ihrer daher hier etwas ausführlicher gedacht. Böttego, der sich bereits durch seine Reise zum oberen Djuba (1892 bis 1893) und sein Buch darüber (Il Giuba esplorato) in die Reihe der erfolgreichsten neueren Afrikaforscher gestellt hatte, unternahm im September 1895 von der Südostküste der Somalhalbinsel aus eine zweite, größer

angelegte Expedition, die allerdings im letzten Grunde auch politische Zwecke verfolgen wollte. Er ging zunächst nordwestwärts nach Lugh am mittleren Djuba bis 4° n. Br., 200 km oberhalb des, durch den vor 30 Jahren erfolgten Untergang des deutschen Reisenden von der Decken bekannten Bardera. Hier blieb einer seiner Offiziere, der Kapitän Ugo Ferraudi, behufs Begründung einer Station zurück, die er erst Mitte vorigen Jahres verlassen hat. Böttego mit den übrigen durchzog dann von neuem das Gebiet der Djubaquellflüsse in nordwestlicher Richtung und kam nördlich vom 7.° n. Br. in völlig unerforschtes Land. Hier verzeichneten die Karten — wie man annehmen darf, auf der Sohle der nördlichsten Fortsetzung des Ostafrikanischen Grabens — eine Reihe von Seen, die zum Theil schon vor 50 Jahren von d'Abbadie erkundet waren. Den bedeutendsten dieser Seen, den 150 km langen Abbala- oder Pagadesee, umging Böttego vollständig. Er nannte ihn „Königin Margheritasee" und stellte fest, daß er mit einem kleineren südlichen See, Tschamo oder Abaya (von D. Smith kurz vorher aufgefunden), in Verbindung steht, während die beiden nördlichen Seen, Suai und Hogga, selbständige Gewässer sind. Von hier löste Böttego das Problem des Omo. Während nämlich v. Höhnel und Graf Teleki, die Entdecker des Rudolfsees, sowie der Franzose Borelli den in das Nordende des Sees einfließenden Strom Nianam mit dem aus Südabessynien kommenden Omofluß für identisch hielten, war das durch die Reise des Engländers D. Smith (1894) wieder zweifelhaft geworden und die Annahme immerhin zulässig, daß der Omo der Oberlauf des Nilzuflusses Sobat sei. Böttego verfolgte den Omo etwa von Borelli's südlichstem Punkt abwärts über D. Smiths nördlichsten Punkt am Nianam hinaus (ca. 150 km Südwestrichtung) und fand, daß er thatsächlich in den Rudolfsee mündet; er konstatirte also die Identität beider Ströme. Nach einem Abstecher in das Gebiet des ebenfalls von v. Höhnel entdeckten Stephaniesees und der Aufnahme des unbekannten Westufers des Rudolfsees drang Böttego nach Nordwesten ins Nilgebiet vor, während einer seiner Begleiter, Dr. Sacchi, mit einem Theil der gewonnenen Resultate ostwärts zur Küste zurückkehren wollte. Unterwegs, am Margheritasee, wurde jedoch Sacchi bei einem Ueberfall durch Amharas getödtet, einige seiner Leute gewannen Lugh. Böttego war unterdessen an die Quellflüsse des Sobat gelangt, wo er den bereits 1881 von Juan Maria Schuver als „Harlemsee" erkundeten Totosee auffand und den Anschluß an die Ronten dieses holländischen Reisenden erreichte. Unweit Gobo, 9° n. Br., südlich von dem auch auf älteren Karten verzeichneten Fadasi, wurde die Expedition im März 1897 von Wallega-Galla's, die von dem Friedensschluß zwischen Menelik und den Italienern noch nichts gehört hatten, theilweise vernichtet; Böttego fiel. Gezwungen, den Haupttheil der wissenschaftlichen Ausbeute im Stiche zu lassen, gewannen Böttego's europäische Begleiter, die Lieutenants Bannutelli und Citerni, glücklich die Küste. Während diese in Italien mit der Verarbeitung der Reiseresultate beschäftigt waren (vorläufiger Bericht und Karte im Boll. Soc. Geogr. Ital. 1897 No. 9), kam das gesammte wissenschaftliche Material, zu dessen Herausgabe Negus Menelik, seit 20 Jahren Ehrenmitglied der Geographischen Gesellschaft in Rom, die Wallega gezwungen hatte, im November nach Italien, so daß die Veröffentlichung des Böttego'schen Reisewerkes in einigen Monaten zu erwarten steht. Es wäre zu wünschen, daß dieses ohne Zweifel besonders wichtige Werk dem weiteren Kreise des deutschen Publikums durch eine deutsche Ausgabe zugänglich gemacht werden möchte.

Demnächst erwähnen wir eine Reise des russischen Forschers Anatol Gudsenko von Dschibuti über Harrar nach Entotto zu Menelik. Gudsenko ist zu Anfang 1897 nach Europa zurückgekehrt und scheint namentlich viel ethnographische Ausbeute mitgebracht zu haben. Ferner den Aufenthalt des bekannten Prinzen Heinrich von Orléans und seines alten Reisegefährten aus den Wüsten Tibets, Bonvalots bei Menelik. Beide sind schon wieder in der Heimath, indessen ist ein anderes Mitglied dieser Expedition, der Marquis de Bonchamps, zurückgeblieben, um nach Westen zum Nil vorzudringen. Ob er, wie es hieß, glücklich nach Faschoda gekommen und die geplante Vereinigung mit der französischen Congo-Expedition von Liotard (siehe oben) vollzogen hat, steht dahin.

Im Laufe eines Jahres hat unlängst ein junger englischer Reisender, H. S. H. Cavendish, das Osthorn Afrika's durchzogen und ist auf der Route über den Stephanie- und Rudolfsee, durch Kikuyu nach Mombas gekommen. Obwohl zunächst Jagdzwecke verfolgend, hat er auch einige neue geographische Resultate gewonnen. Er ging im September 1896 von Berbera quer durch das Somalland südwärts nach dem mehrfach erwähnten Lugh. Auf dem Wege nach Westen zum Stephaniesee entdeckte er in dessen Nähe einen merkwürdigen, mit Salzwasser gefüllten Krater, den etwa 2.5 km breiten und 400 m tiefen Sodigo Bo. Am Rudolfsee entlang zog Cavendish nach Süden und fand am Südende des Sees, daß der von Teleki und von v. Höhnel entdeckte Vulkan verschwunden und einer lavabedeckten Ebene Platz gemacht hatte; doch war dafür 5 km südlich ein neuer Vulkan entstanden. Zwischen Rudolf- und Baringosee stieß Cavendish ferner auf einen neuen See (Engata) mit einem zerstörten Vulkan in der Mitte. Im Herbst 1897 erreichte Cavendish die Küste. — Zu erwähnen wäre noch, daß im Frühjahr 1897 ein österreichischer Offizier, Graf Ed. v. Wickenburg, eine Forschungsreise von Zeila nach Schoa und Kaffa antrat. Er ist jedoch im November wieder zur Küste zurückgekehrt, da Ras Makonnen, Meneliks Statthalter in Harrar, ihm die Weiterreise untersagte. Sein Ziel war die Lösung des Omoproblems, das inzwischen durch Böttego seine Erledigung gefunden hat.

Wir hätten somit die einzelnen Theile Afrika's durchmustert und die sehr erhebliche Bedeutung des verflossenen Jahres für die Afrikaforschung zu kennzeichnen versucht. Wir schließen mit einem Blick auf die im Jahre 1897 erschienene wichtigere Afrikaliteratur — Reisewerke und Karten —, soweit sie nicht schon im vorstehenden erwähnt sind und soweit sie sich auf bereits längere Zeit zurückliegende Unternehmungen beziehen. Von hervorragenderen Reisewerken sind zu verzeichnen: Donaldson Smith „Trough unknown A'rican countries" — enthält die Resultate und ausführlichen Karten der Reisen Smiths 1894—1895 im Gallalande, am oberen Djuba, am Rudolfsee ꝛc.; Volkens „Der Kilimandscharo"; Baumann „Die Insel Sansibar" — kein Reisewerk, sondern eine kleine, aber gute Monographie mit Karte in 1 : 200,000; Dubois „Timbouctou la mystérieuse" — leider durch viele gehässige und ungerechtfertigte Angriffe auf Barth entstellt; Toutée „Dahomé, Niger, Touareg" (siehe oben); Foureau „Au Sahara. Mes deux Missions de 1892 et 1893" — mit 2 Routenkarten in 1 : 400,000. Karten: Flotte de Roquevaire „Carte du Maroc", 1 : 1 Million; Marchand „Le Transnigérien, le Bandama et le Bagoë". 2 Blätter in 1 : 500,000 — Aufnahmen im Gebiet zwischen der französischen Elfenbeinküste und dem Nigerzufluß Bagoë 1892—1895.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Statistisches Jahrbuch für das Königreich Bayern.** Herausgegeben vom kgl. Statistischen Bureau. München 1897. Kommissionsverlag der J. Lindauer'schen Buchhandlung (Schöpping). — Der soeben erschienene 3. Jahrgang des Statistischen Handbuchs für das Königreich Bayern weist gegenüber dem 2. im Jahre 1895 veröffentlichten Jahrgang eine Reihe von Verbesserungen auf, die den Werth des auch in der bisherigen Gestalt schon mit Recht sehr geschätzten Buches wesentlich erhöhen. Vor allem sind für die einzelnen Zusammenstellungen zum erstenmale die Quellen angegeben, die für die Beurtheilung der Zuverlässigkeit, so sehr man sie an und für sich auf die Sorgfalt der Arbeit vertrauen kann, immerhin erwünscht sind. Sodann ist in den Tabellen über die Bevölkerungsbewegung in den einzelnen Regierungsbezirken eine Richtigstellung dahin eingetreten, daß nicht mehr die jeweils zur Zeit der Zählung, sondern durchgehends die im Jahre 1895 bestehenden Abgrenzungen zugrunde gelegt wurden. Nach der bisherigen Methode zeigte beispielsweise der Regierungsbezirk Unterfranken zwischen den Jahren 1861 und 1871 einen Bevölkerungsrückgang von 15,000 Menschen, eine Folge der Gebietsabtretung nach dem Kriege von 1866; die natürliche Entwicklung der Bevölkerung ließ sich aus diesen Zahlen nicht entnehmen. Nach der neuen Anordnung ergibt sich für den gleichen Zeitraum in dem gegenwärtigen Gebiete des Regierungsbezirkes eine Bevölkerungsmehrung von etwa 18,000 Personen. Auch die im Jahre 1879 vorgenommene Umgestaltung der Regierungsbezirke kommt hiebei zur Berücksichtigung. Der Stand der Bevölkerung ist nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 2. Dezember 1895 und der Berufszählung vom 14. Juni 1895 dargestellt. Neu und interessant ist eine Uebersicht über die Bevölkerungsbewegung in Bayern seit 1825 bis 1896; das letzte Jahr ist das günstigste von allen, indem der normalen Geburtsziffer (38 ‰) eine außergewöhnlich niedrige Sterbeziffer (22 ‰) gegenübersteht. Aus der Berufsstatistik läßt sich eine starke Verminderung der in der Landwirthschaft thätigen Personen wahrnehmen, die aber ausschließlich auf die Klasse der Gehülfen, Taglöhner und Dienstboten entfällt. Der Rückgang beträgt hier im Vergleich zu der Zählung des Jahres 1882 nicht weniger als 250,000 Personen, mehr als 20 % der Gesammtzahl. Die Zahl der selbständigen landwirthschaftlichen Unternehmer und der landwirthschaftlichen Beamten dagegen hat sich etwas erhöht. Die auf die Landwirthschaft speziell bezüglichen Tabellen sind eingehender als bisher behandelt; sie beweisen, daß der kleinste Besitz (unter 5 Hektar bestellter Fläche) seit 1882 abnimmt, und in gleichem Maße der mittlere Besitz (5—50 Hektar bestellter Fläche) wächst. Der Großbesitz bleibt sich gleich. Die Statistik der landwirthschaftlichen Vergantungen von 1887 bis 1896 verräth aber, daß diese Gefahr für große Anwesen in besonderem Maße besteht: auf 10,000 kleine Anwesen treffen 15, auf 10,000 mittlere Anwesen 16 bis 19, auf 10,000 große Anwesen 30 Subhastationen. Aus der Gewerbestatistik ist die Bewegung der Arbeitseinstellungen von 1889 bis 1896 hervorzuheben. In diesen Jahren haben im ganzen 198 Arbeitseinstellungen stattgefunden, von denen 74 (37 %) mißglückten, 33 vorwiegend kleinere (es waren nur 8 % der ausständigen Arbeiter daran betheiligt) allen Erfolg hatten, die übrigen mit Vergleichen endigten.

Ganz neu und sehr werthvoll ist die Tabelle über den landwirthschaftlichen und städtischen Hypothekenverkehr in Bayern rechts des Rheins während des Jahres 1895. Der Ueberschuß der Neueintragungen über die Löschungen ist bei den städtischen Grundstücken viel höher als bei den landwirthschaftlichen (102 Millionen Mark gegen 22 Millionen). Der Zunahme der Verschuldung stehen auch erhöhte Kapitalsansammlungen gegenüber; die Einlagen in den Sparkassen sind seit 1893 auf das Doppelte gestiegen (23 Millionen Mark gegen 12 Millionen); die Betheiligung an Lebensversicherungen ist gleichfalls in stetem Wachsen begriffen (242,000 Versicherte mit 650 Millionen Mark Versicherungssumme im Jahre 1895, gegen 220,000 Versicherte mit 600 Millionen Mark Kapital im Jahre 1894; im Vergleich zum Jahre 1887 ist die Zahl der Versicherten auf das Doppelte, das versicherte Kapital um fast 75 Proz. gestiegen). Auch das übrige Versicherungswesen zeigt einen fortwährenden Aufschwung, der besonders augenfällig bei der Hagelversicherung der kgl. Versicherungskammer hervortritt. Im Jahre 1896/97 waren bei derselben für rund 100,000 Personen 150 Mill. Mark versichert, an Entschädigungen wurden über 2 Mill. M. ausbezahlt. Die neubegründete Abtheilung der Kammer für Viehversicherung wies am 1. Aug. 1897 einen Bestand von 805 zugehörigen Ortsvereinen mit 36,376 Mitgliedern auf, versichert waren 169,249 Stück Rindvieh und 12,642 Ziegen. Aus den Tabellen über die soziale Versicherung fordern die Angaben über den Bestand der Alters- und Invalidenrenten in den einzelnen Kreisen eine besondere Achtnahme. Die Thatsache, daß in Niederbayern, dessen Bevölkerung zu mehr als 60 Proz. den landwirthschaftlichen, zu weniger als 20 Proz. den industriellen Berufsklassen angehört, im Jahre 1895 nicht weniger als 420,000 M. an Alters- und Invalidenrenten zur Auszahlung kamen, läßt die Behauptung, daß die Landwirthschaft nur die Lasten dieser Versicherung zu tragen habe, ihre Vortheile aber nicht genieße, in umso fragwürdigerem Licht erscheinen, als die Summe der geleisteten Beiträge im Verhältniß zu jener der gezahlten Renten in keinem Kreise so wenig ausmacht wie eben in Niederbayern. Seltsam erscheint auf den ersten Blick, daß auf die Zahl der von der Armenpflege unterstützten Personen die Versicherungsgesetze fast keinen Einfluß üben; ein bemerkenswerther Rückgang im Jahre 1885 (am 1. Dezember 1884 war das Krankenversicherungsgesetz in Kraft getreten) war schon im Jahre 1887 wieder ausgeglichen. Im Unterstützungsaufwand war die Steigung ahnlich seit 1881 ununterbrochen; doch läßt sich nicht bezweifeln, daß ohne die soziale Gesetzgebung sich noch weit ungünstigere Ziffern herausstellen würden, wie schon aus dem Umstand zu entnehmen ist, daß der Unterstützungsaufwand in den 5 Jahren von 1875—1880 um 1½ Millionen Mark stieg, von 1885—1890 und von 1890 bis 1895 dagegen die Zunahme nur 600,000 und 900,000 Mark betrug. Mit den Armenlasten sind auch die übrigen Aufwendungen der Gemeinden größer geworden, und zwar besonders in den unmittelbaren Städten, deren Umlagenbedarf sich seit 1876 von 3 Millionen auf 12 Millionen Mark gesteigert hat. Bei den mittelbaren Gemeinden entspricht dem gleichen Zeitraum eine Erhöhung der Umlagen von 11 Millionen auf 17 Millionen Mark. Die bis auf das Jahr 1876 zurückgreifende Zusammenstellung ist neu. Aus dem sonstigen Inhalt des Buches sei noch erwähnt, daß die Statistik der Rechtspflege auch auf die Rechtsprechung des Verwaltungsgerichtshofs und der Kreisregierungen ausgedehnt und um mehrere Zusammenstellungen (Gerichtsbezirke, Zahl der Richter, Staatsanwälte und Rechtsanwälte) erweitert ist. Die Kriminalstatistik ist umgearbeitet und hat dadurch an Uebersichtlichkeit viel gewonnen. Die fortwährende Zunahme der Verurtheilungen seit 1886 bricht sich im Jahre 1894; freilich ist der Rückgang im Jahre 1895 (für das Jahr 1896 liegen noch keine Angaben vor) nur gering. Von den Tabellen über das Militärwesen hat jene über die Berufsangehörigkeit der Militärdienstpflichtigen nach den Ergebnissen des Ersatzgeschäftes für 1896/97 eine Art Berühmtheit gewonnen durch die Verhandlungen in der Kammer der Abgeordneten, wo der Kriegsminister sich auf sie bezog, um die Behauptung, die Landwirthschaft werde durch die Dienstpflicht stärker belastet, als die übrigen Berufszweige, zu widerlegen. Es wäre bedauerlich, wenn diese Erhebungen, wie der Kriegsminister in Unmuth über die wenig freundliche Behandlung derselben durch die davon nicht überzeugten Abgeordneten in Aussicht stellte, nicht fortgesetzt würden. Bereits bekannt geworden, aber doch jederzeit erfreulich wieder zu vernehmen, ist die Feststellung, daß unter den beinahe 30,000 bayerischen Rekruten des Jahres 1895/96 sich nur 9 ohne Schulbildung fanden. Als besondere Bereicherung der neuen Ausgabe erscheinen endlich die zahlreichen graphischen Darstellungen, die für den raschen Ueberblick, wie für die nachhaltigere Einprägung von gleich hohem Werth sind; auch hier ist der Berufsstatistik die ihr bei den heutigen politischen Verhältnissen gebührende besondere Sorgfalt zugewendet. Der wichtigste Zweck der Statistik bleibt, für politische und wirthschaftliche Streitfragen feste Anhaltspunkte und damit einen Zwang zu sachlicher Behandlung zu schaffen. Diesem Zweck genügt das Statistische Jahrbuch, insbesondere in seiner neuen Gestalt, auf das beste.

Digitized by Google

* Zur Schenk'schen Entdeckung schreibt Professor Ernst Häckel der „V. Wiss. Korr.“: „Das große Aufsehen, welches die Veröffentlichung von Prof. Schenk in Wien über „willkürliche Geschlechtsbestimmung des künftigen Kindes“ kürzlich erregt hat, scheint mir nicht gerechtfertigt. Denn die Ansicht, daß die Entstehung des männlichen oder weiblichen Geschlechts aus der gleichen indifferenten Keimanlage wesentlich durch die verschiedene Ernährungsweise der Eltern bewirkt werde, ist schon alt. Bei mangelhafter Ernährung und unter Hungerverhältnissen werden mehr männliche, umgekehrt bei reichlicher Nahrungszufuhr und Ueberfluß mehr weibliche Nachkommen erzeugt; dos gilt ebenso vom Menschen und Thiere wie von Pflanzen. Schon im Anfang des Jahrhunderts, und besonders in der zweiten Hälfte desselben, ist dieser maßgebende Einfluß des Stoffwechsels auf die Geschlechtsbestimmung durch viele Beobachtungen und Versuche festgestellt worden, so von den Botanikern Knight, Manz, Hoffmann, von den Zoologen Sommer, Heyden, Born u. A. Einer meiner früheren Schüler, Dr. Karl Düsing, hat viele bezügliche Angaben zusammengestellt und durch statistische Nachweise und eigene Versuche bestätigt (in der Jenaischen Zeitschrift für Naturwissenschaft, Bd. 16, 17, 19 — 1883—1886). Die angebliche „Entdeckung“ von Professor Schenk würde daher nur dann die große, für sie in Anspruch genommene Bedeutung besitzen, wenn es ihm gelungen wäre, die betreffenden — bis jetzt nicht näher bekannten! — Bedingungen der Ernährung genau festzustellen und dergestalt praktisch zu reguliren, daß dadurch wirklich das Geschlecht des zu erwartenden Kindes sicher bestimmt werden kann. Bis jetzt ist darüber eben nichts mitgetheilt.“

* Arktische Expeditionen. Im nächsten Sommer sollen aus Schweden zwei arktische Expeditionen ausgesandt werden. Die eine, die von Hrn. Jäderin geleitet wird, bezweckt, wie in der „N. A. Ztg.“ mitgetheilt wird, die vorbereitenden Arbeiten für eine geplante schwedisch-russische Gradmessung auf Spitzbergen auszuführen. Diese Expedition ist in diesen Tagen durch ein Geschenk von 10,000 Kronen von unbekannter Seite gesichert worden. Die andere größere Expedition ist eine von Hrn. Prof. Nathorst geplante, welche u. A. König Oskor und mehrere Privatleute mit reichen Spenden unterstützt haben. Prof. Hjalmar Nathorst, geboren 1850, ist als einer der hervorragendsten Poläontologen der Gegenwart bekannt. Er hat an mehreren arktischen Expeditionen, u. a. unter Nordenskjöld, theilgenommen und ist seit 1892 mit der Ausarbeitung der Pläne für die Expedition beschäftigt gewesen. Anfang Mai geht die Expedition auf dem von Kapitän Sverdrup, dem Begleiter Nansens, für sie gekauften Dampfer „Antarctie“ nach Spitzbergen ab. Die Expedition besteht außer dem Leiter aus sechs Naturforschern und einem Arzt, der auch die biologischen Untersuchungen des Thierlebens im Meere anstellen soll. Die Besatzung des Schiffes beträgt 17 Mann außer dem Kapitän. Alle Theilnehmer sind Schweden. Nach dem Plane soll die Expedition nordwärts längs der westlichen Seite von Spitzbergen segeln und sich sodann gegen Osten wenden nach König Karls-Land und New Island (wahrscheintich dasselde wie Gillis Land). Hier werden geographische und naturwissenschaftliche Untersuchungen im möglichst großen Maßstabe angestellt, und zwar besonders hydrographische Unterfuchungen der großen Meertiefen in der Nähe von Spitzbergen. Diese Forschungen werden wahrscheinlich für die in diesen Gewässern von Norwegern betriebene, ziemlich ausgedehnte Fischerei von wesentlicher Bedeutung werden. Die Expedition hofft im Monat Oktober zurückkehren zu können, ist aber auf eine Ueberwinterung vorbereitet.

-s. Der in **Heidelberg** am 11. d. M. gestorbene Prof. Erwin Rohde war eben mit der Neubearbeitung seines Meisterwerks, der „Psyche“, beschäftigt, des besten, weit über die Kreise der Fachgenossen hinauswirkenden Buches über antike Religionsgeschichte. Wie er hier alle Vorzüge des Forschers und Darstellers, auf der Höhe seines Lebens stehend, vereinigt, so bewährte er dieselbe künstlerische und wissenschaftliche Reife schon bei seinem ersten größeren Werk, dem feinsinnigen Buch über den griechischen Roman (1876), das man ohne Uebertreibung als die vollendetste Darstellung aus der antiken Literaturgeschichte bezeichnen kann, die wir Deutsche besitzen. Wenn diese Arbeit weniger in die Weite gewirkt hat, so lag das an dem spröden, aber historisch nichts weniger als bedeutungslosen Stoff. Die wissenschaftliche Hauptthat Rohde's ist aber doch die Um- und Neugestaltung der literarhistorischen und chronologischen Methode (wenigstens für das Alterthum), die in einer glänzenden Reihe tiefeingreifender Untersuchungen und Aufsätze (im „Rheinischen Museum“, dem „Philologus“ und den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern“) durchgeführt wurde. Mit derselben Meisterschaft hat er unlängst ein psychologisch und literarisch gleich anziehendes Problem aus der neueren Gelehrten- und Literaturgeschichte behandelt, die Beziehungen zwischen Friedrich Creuzer (seinem Vorgänger auf dem Heidelberger Lehrstuhl) und Karoline v. Günderode. Rohde gehörte Ende der 60er Jahre zu dem intimen Schülerkreis, der sich um den greisen Friedrich Ritschl — den optimus magister, wie er ihn selbst nannte — versammelte; ein Arbeitsgenosse und Freund aus dieser Zeit ist der unglückliche Fr. Nietzsche.

* **Berlin.** Zum Leiter der Abtheilung für Wuthkrankheiten, welche, wie schon gemeldet, bei dem Institut für Infektionskrankheiten in Berlin errichtet wird, ist Prof. Dr. R. Pfeifer bestimmt, der Vorsteher der wissenschaftlichen Abtheilung des Koch'schen Instituts. Für die neue Abtheilung sind im Etat vorläufig nur 4000 M. zur Beschaffung der erforderlichen Einrichtungsgegenstände eingestellt. Die Abtheilung wird in einer der Koch'schen Baracken eingerichtet werden.

* **London.** Prof. Ray Lankester, Lehrer der Anatomie an der Universität Oxford, ist zum Nachfolger Wallers, der seine Entlassung genommen hat, als Professor der Physiologie an der „Royal Institution“ ernannt worden.

* **Paris.** Bei der Preisvertheilung in der Pariser Akademie der Wissenschaften am 10. d. M. wurde der Prix La Caze (Physiologie, 10,000 Frcs.) Prof. Roentgen zugesprochen.

* **Kapstadt.** Eine „Times“-Meldung konstatirt, daß sich Prof. Kochs Gallenimpfungsverfahren gegen die Rinderpest als erfolgreich erweise.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Christian Petzet: Bayerische Wahlreform: direkte Landtagswahlen; gesetzliche Wahlkreiseintheilung; Minoritätenvertretung; Wahlpflicht. München, C. H. Beck 1897. — Handbuch der Ernährungstherapie und Diätetik, herausgegeben von E. v. Leyden. 1. Bd., 1. Abth. Leipzig, Georg Thieme 1897. — Heinrich v. Poschinger: Fürst Bismarck und der Bundesrath. 3. Band: Der Bundesrath des Deutschen Reichs (1874 bis 1878). Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898. — Max Bäckler: Leitfaden der vereinfachten deutschen Stenographie. Einigungssystem Stolze-Schrey, aufgestellt vom Einigungsausschuß der Stenographieschulen Stolze-Schrey-Velten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1897. — Thomas Carlyle: Lebenserinnerungen, übers. von Paul Jaeger. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1897. — *Annali Di Statistica:* Statistica industriale, fascicolo 62. Natizie sulle condizioni industriali della provincia di Messina. Rama, Tipografia Nazionale Di G. Bertero 1897. — Der Sozialismus in England, geschildert von englischen Sozialisten. Hggb. von Sidney Webb. Deutsche Originalausgabe von Dr. Hans Kurella. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1898. — Georg Killermann: Entwurf eines Besitzsteuergesetzes. München, J. Schweitzer (Jos. Eichbichler) 1898. — Dr. Karl E. Ranke: Einige Beobachtungen über die Sehschärfe bei südamerikanischen Indianern. Aus dem Corresp.-Bl. der Deutschen anthrop. Ges., Nr. 10, 1897. München 1897. — Anton Bultinger: Phantasterei oder Schwindel? Frage an den Neuscholastiker Dr. M. Glossner. München, Theodor Ackermann 1897.

☞ Der heutigen Nummer liegt eine Preisliste der rühmlich bekannten Schreibwaaren-Fabrik von **F. Soennecken** in **Bonn** bei über Soennecken's patentirte Briefordner. Wir empfehlen diese Beilage der Beachtung unserer Leser. [1593]

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Samstag, 15. Januar. Nummer 11.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Menzi in München.

Uebersicht.

Die Errichtung eines Reichsmilitärgerichtshofes und die bayerischen Reservatrechte. Von Dr. Graßmann. — Grundseagen der Reformationsgeschichte. Von K. Mumpel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Errichtung eines Reichsmilitärgerichtshofes und die bayerischen Reservatrechte. [1]

Von Dr. Graßmann (Augsburg).

Zu § 33 des Entwurfs eines Einführungsgesetzes zur Militärgerichtsordnung, wonach die Einrichtung der obersten militärgerichtlichen Instanz mit Rücksicht auf die Verhältnisse Bayerns besonders geregelt wird, haben der Reichskanzler Fürst Hohenlohe und der kgl. bayerische Gesandte Graf Lerchenfeld im Reichstage Erklärungen abgegeben. Hienach hat der Bundesrath die Rechtsfrage, ob Bayern ein vertragsmäßiger Anspruch auf einen eigenen obersten Militärgerichtshof zusteht, noch nicht entschieden; die preußische Regierung will Bayern ein solches Sonderrecht nicht zugestehen, während die bayerische Regierung — in Uebereinstimmung mit den Darlegungen des Professors v. Seydel — dem Reiche die Berechtigung, selbst die Gerichtsbarkeit für Bayern auszuüben, bestreitet. Wenngleich nun die Auffassung der bayerischen Regierung in den Kreisen Bayerns, welche sich für solche Fragen besonders interessiren, allgemeine Zustimmung gefunden hat, erscheint es doch nicht überflüssig, die Begründung der entgegengesetzten Meinung zu prüfen, wie sie in der einheimischen Presse und vornehmlich in Nr. 289/1897 der Beilage der Allg. Ztg. entwickelt worden ist. Politische Erörterungen über die Geltendmachung des Reservatrechtes scheiden hier ganz aus.

Die Seydel'sche Auffassung ist aus seinem Staatsrechte und einem Aufsatze in Nr. 487/1897 der „M. N. N." bekannt, sie braucht hier nicht wiederholt zu werden; wir wollen uns hauptsächlich mit der Stengel'schen Beweisführung, die theilweise mit einem Artikel in Nr. 467 der „M. N. N." „von hervorragender juristischer Seite" übereinstimmt, befassen. Als unbestritten ist bei dem Widerstreite dieser Meinungen voranzustellen: die deutsche Landmacht ist ein Kontingentsheer, die Militärjustizhoheit ein integrirender Bestandtheil der Militärhoheit, welche dem König von Bayern über das bayerische Heer zukommt. Die Zuständigkeit des Reiches erstreckt sich auf die Ausübung der Militärgerichtsbarkeit ebensowenig wie auf die Militärverwaltung. — Nun zieht aber v. Stengel folgenden Schluß: Diese Kompetenzschranke besteht auch gegenüber allen anderen Einzelstaaten, in der Errichtung eines Reichsmilitärgerichtshofes liegt daher eine Aenderung der Reichsverfassung durch allgemeine Beschränkung der Militärjustizhoheit. Zwischen der Militärhoheit des Königs von Bayern und der Kontingentsherrlichkeit der übrigen Bundesfürsten besteht kein wesentlicher Unterschied, der König von Bayern kann sich daher einer allgemeinen Beschränkung der Militärhoheit nicht unter Berufung auf ein Sonderrecht widersetzen. Ein Sonderrecht könne auch begriffsmäßig nicht existiren bei Materien, bezüglich welcher die Zuständigkeit des Reiches Bayern gegenüber ebenso ausgeschlossen werden wollte, wie gegenüber den anderen Staaten; ein solches sei nur möglich bei Materien, hinsichtlich deren die Reichskompetenz für Bayern enger begrenzt wurde, als für die anderen. Der Bündnißvertrag enthalte überdies keine Andeutung über einen Unterschied Bayerns von den anderen Staaten hinsichtlich der Militärgerichtsbarkeit, die sog. Kompetenz-Kompetenz des Reiches gelte also uneingeschränkt in dieser Frage auch gegenüber Bayern.

Wir sind nun zunächst über den Begriff eines Reservatrechts anderer Meinung. Stengel behauptet, weil die Errichtung des Reichsmilitärgerichtshofes eine Verfassungsänderung gegenüber allen Staaten bedeute, könne sie für Bayern keine Verletzung eines Sonderrechts enthalten. Nun ist unsres Erachtens die Meinung, als sei ein Reservatrecht immer und nothwendig die Verneinung eines positiven Satzes der Reichsverfassung gegenüber einem einzelnen Staate, nicht haltbar. In der Regel werden ja solche Rechte nicht ausbedungen sein oder neu geschaffen werden, wenn die Reichsverfassung die Zuständigkeit des Reiches in einer Materie völlig ausschließt; begriffsmäßig zulässig und möglich wäre aber auch für solche Materien ein Sonderrecht mit Rücksicht auf Art. 78, I der Verfassung; umsomehr bei reichsrechtlich erfaßten Materien: weßhalb soll hier nicht das gemeine Recht mit dem Sonderrecht, das eine ausnahmsweise Verstärkung des Schutzes gegen die Abänderung der Verfassung bedeutet, parallel gehen? Auch darin zeigt sich die Unzulänglichkeit der Stengel'schen Definition, daß hienach z. B. die preußische Präsidialstellung nicht als Sonderrecht Preußens bezeichnet werden könnte. — Wie will man die durch das Branntweinbesteuerungsgesetz vom 24. Juni 1887 geschaffenen Reservatrechte mit dieser Begriffsbestimmung in Einklang bringen? Diese Rechte der süddeutschen Staaten bestehen doch gerade darin, daß sie sich für ihren Theil gegen die Aenderung des allgemein gültigen Bundesrechts wehren können!

Doch gibt nicht diese theoretische Erörterung des Begriffs eines Reservatrechtes in erster Linie den Ausschlag, sondern der klare Wortlaut des Bündnißvertrages, welcher u. a. sagt: „Die Artikel 61—68 der Reichsverfassung" (die Beschränkungen der übrigen Bundesfürsten) „finden auf Bayern keine Anwendung. An deren Stelle treten folgende Bestimmungen." Von diesen kommt hier, da die Zuständigkeit des Reiches zur gesetzlichen Regelung des

[1] Wir haben in Nr. 289 des vorigen Jahrgangs in der obigen, zur Zeit akut gewordenen reichsstaatsrechtlichen Frage unsern verehrten Mitarbeiter Hrn. Prof. v. Stengel zu Worte kommen lassen. Den entgegengesetzten Standpunkt vertritt in dieser Nebenein anderer langjähriger Freund unserer Zeitung, der Verfasser des obenstehenden Artikels. Es ist oft gesagt worden, mag aber hier wiederholt werden, daß die „Beilage der Allg. Ztg." jeder wissenschaftlichen, das öffentliche Interesse mit Recht beanspruchenden Diskussion offen stehe, daß aber damit die politische Stellung der Gesammtredaktion zu einer solchen Frage niemals festgelegt werden soll. Der Herausgeber.

Digitized by Google

Militärstrafverfahrens nicht bestritten wird, nur Ziff. III § 5 in Betracht: „Das bayerische Heer bildet einen in sich geschlossenen Bestandtheil des deutschen Bundesheeres mit selbständiger Verwaltung, unter der Militärhoheit des Königs von Bayern; im Kriege unter dem Befehle des Bundesfeldherrn." Ferner bestimmt Ziff. XIV § 4 des Schlußprotokolls: „Diejenigen Gegenstände des bayerischen Kriegswesens, betreffs welcher der Bundesvertrag vom Heutigen oder das vorliegende Protokoll nicht ausdrückliche Bestimmungen enthalten, werden durch dieselbe (scilicet: die Verfassung oder Bundeslegislative) nicht berührt."

Es ist also vertragsmäßige Abmachung nicht nur, daß gewisse Artikel der Reichsverfassung auf Bayern keine Anwendung finden, sondern es sind auch die „folgenden Bestimmungen", d. i. Ziff. I—VIII, nach ihrem ganzen positiven Inhalt Gegenstand des Vertrages. Hienach kann nicht nur die Anwendung eines der Artikel 61—68 der Reichsverfassung auf Bayern ohne Zustimmung Bayerns nicht beschlossen werden, sondern es kann auch eine Aenderung des positiven Inhalts der Ziff. I—VIII, insbesondere der Ziff. III § 5, nicht ohne Bayerns Einwilligung eintreten.

Es ist das bayerische Kriegswesen zweifellos nach Vertrag selbständig, soweit nicht der Vertrag Beschränkungen der Militärhoheit eingeräumt hat, so daß selbst Hänel, den man gewiß nicht zu einem Mitglied der jüngst von der Revue du droit public entdeckten „bayerischen Schule des öffentlichen Rechts" stempeln kann, konstatiren muß, der Bündnißvertrag habe eine Zweitheilung des deutschen Heeres bewirkt, und die bayerische Armee sei ein Kontingent im vollen und eigentlichen Wortsinn geblieben. Auch Stengel gibt zu, daß das Reich bisher keinen Rechtstitel zur eigenen Ausübung der Militärgerichtsbarkeit besitzt, sondern einen solchen erst durch Abänderung der Verfassung schaffen müßte. Bewirkt nun diese Aenderung eine Minderung in dem Umfang und Inhalt der dem König von Bayern vertragsmäßig zugesicherten Militärhoheit? Dies kann nicht bestritten werden. Ist mithin der derzeitige Bestand der bayerischen Militärhoheit durch Vertrag gegenüber dem Reiche fixirt und außerdem im Vertrage bedungen, daß die Kompetenz der Bundeslegislative für alle im Vertrage und dem Schlußprotokolle nicht ausdrücklich berührten Gegenstände des bayerischen Kriegswesens ausgeschlossen sein soll, so ist doch unzweifelhaft eine Aenderung im Umfange dieses Rechtes auch eine Aenderung des bisherigen Vertragsrechtes, also prinzipiell nur zulässig im Wege des Art. 78 Abs. II der Reichsverfassung, d. i. mit Zustimmung des begünstigten Staates — ganz abgesehen von der erwähnten Generalklausel der Ziff. XIV § 4 des Schlußprotokolls.

Nur noch eine Folgerung aus Stengels Grundsätzen! Nach Art. 64 der Reichsverfassung ernennt der Kaiser die Generale ꝛc. in allen Kontingenten mit Ausnahme des bayerischen. Würde nun durch eine Verfassungsänderung dem Kaiser das Recht zur Ernennung der Regimentskommandeure in allen Kontingenten eingeräumt, so würde auch die Erweiterung dieses Ernennungsrechtes nach Stengel keine Verletzung eines bayerischen Reservatrechtes sein; denn dieses Ernennungsrecht steht jetzt allen Einzelstaaten zu, also könnte Bayern in dieser Richtung kein Reservatrecht haben. Diese Schlußfolgerung dürfte wohl auch Nichtjuristen als unzulässig und unvereinbar mit Bayerns Sonderstellung in militärischer Hinsicht erscheinen.

Der Wortlaut des Vertrages, neben welchem die bekämpften Einwendungen nicht in Betracht kommen, hat allerdings der Militärgerichtsbarkeit keine Erwähnung gethan; unleugbar ist jedoch die Absicht der Kontrahenten bestimmt darauf gerichtet gewesen, festzustellen, daß eine weitere Einschränkung in der Ausübung der bayerischen Militärhoheit nicht einseitig vom Reiche vorgenommen werden kann. Ist die Militärjustizhoheit bisher ein Theil der vorbehaltenen Militärhoheit und ist diese für Bayern im Vertrage gesichert, so ist auch dieser Theil der Militärhoheit geschützt. — Wir sind der Meinung, daß Bayern aus Rechtsgründen das Reservatrecht geltend machen kann.[1])

Endlich muß betont werden, daß eine solche Rechtsfrage nicht durch politische Sympathien oder Antipathien entschieden werden darf. Der Partikularismus kann niemals da eine Stelle finden, wo es sich um objektive Auslegung bestehender Verträge handelt.

Grundfragen der Reformationsgeschichte.

Von K. Mümpel.

Wissenschaftliche Ueberzeugungen bilden sich zunächst in ihren ersten Trägern und Entdeckern, sie werden dann der fachmännischen Gelehrtenwelt zur Beurtheilung vorgelegt, um Zustimmung oder Widerspruch zu ernten, und vielleicht scheinen sie auf den ersten Blick eine durchschlagende Kraft ausüben zu können, dann werden sie wieder streng abgewiesen und befehdet, der Streit taugt hin und her, bis endlich die Zeit ihre große kritische Arbeit vollzieht und in ihrem allmählichen Läuterungsprozeß das gefundene Wahre sich für immer durchsetzt.

Im Anfang der 80er Jahre war es dem Dichter und Schriftsteller der rothen Erde, Levin Schücking, vorbehalten, in diesen Blättern die Leser mit den Hauptzügen eines fesselnden religiösen Charakterbildes bekannt zu machen und ein Werk deutschen Gelehrtenfleißes aus der Feder Ludwig Kellers zu besprechen, die Biographie Hans Denks, eines Apostels der Wiedertäufer.[2]) Auch dieses Buch hat sein Schicksal gehabt, und zwar im Grunde ein recht sonderbares, denn gerade das lebendig gezeichnete Bild eines so friedlich und harmonisch gestimmten Geistes, wie Hans Denck, sollte das Sturmsignal für die gegen den Verfasser seither fast unaufhörlich gerichteten Angriffe werden. Ludwig Keller aber bleibt trotz aller Angriffe das Verdienst gesichert, ein wissenschaftlicher Entdecker in seiner Weise genannt zu werden und eine in der That neue Bahn in der Erforschung der ersten eigenthümlichen Zusammenhänge der reformatorischen Bewegung des 16. Jahrhunderts eröffnet zu haben. Und wenn er sich in den von ihm geleiteten Monatsheften der Comeniusgesellschaft neuerdings wieder zu einer scharfen Auseinandersetzung mit seinen wissenschaftlichen Gegnern herausgefordert sieht[3]), so darf vielleicht von neuem auch an dieser Stelle die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf diesen Historiker des Ketzerthums und seine seit der Denck-Biographie ganz wesentlich bereicherten Forschungsergebnisse hingeleitet werden.

Aus seiner Stellung und Thätigkeit am Staatsarchiv zu Münster heraus sind Kellers erste reformationsgeschichtliche Arbeiten hervorgegangen. Ein umfassendes Urkundenmaterial stand ihm dort zu Gebot, das vielfach neue Aufschlüsse bot, ohne daß jedoch bis dahin die historische Forschung sich seiner bemächtigt und die darin liegenden Hinweise verwerthet gehabt hätte. Je mehr sich aber der Bearbeiter in diesen vergessenen Schacht vertiefte, um so unabweisbarer drängte sich ihm die wachsende Ueberzeugung auf, daß in manchen entscheidenden Hauptpunkten die geschichtliche Wahrheit Zwang zu leiden schien, und so sah er sich von selbst mit der Zeit dahin geführt, eine Reihe ganz neuer Ansichten über die Entwicklung der Reformations-

[1]) Uebereinstimmend im Ergebniß Reichsgerichtsrath Dr. Meves in der Januar-Nummer von „Das Recht". 1898 S. 2.

[2]) Allg. Ztg. v. 3. Dez. 1882 Nr. 357.

[3]) Monatshefte der C. G. 1897 S. 132 ff.

Digitized by Google

geschichte an den Tag zu fördern, die vielleicht von vornherein geeignet waren, zu überraschen und auch Widerspruch zu wecken. Zwei Jahrzehnte genügten dann, um die Bewegung in der wissenschaftlichen Welt sattsam in Fluß zu bringen und eine Fülle von Besprechungen, Aufsätzen und Streitschriften anzuhäufen, deren sämmtliche Gedanken sich schließlich um einen einheitlichen Kern gruppiren lassen: eben um gewisse umstrittene Grundfragen der Reformationsgeschichte.

Der Historiker im Kampf mit der konfessionellen Kritik, der ruhig besonnene Forscher in seiner maßvollen und vornehmen Frontstellung gegenüber einer leidenschaftlichen Polemik von verschiedenen Seiten her — es ist ein immerhin lehrreiches Kapitel aus der Geschichte der neueren Wissenschaft, das sich hier entrollt. Wir beschränken uns an dieser Stelle darauf, bloß nach den großen Prinzipien zu fragen, um die es sich dabei handelt.

Das Buch über Hans Denck war im Jahre 1882 erschienen. Während sehr viele achtbare Historiker und Fachgenossen die Wiedererweckung dieses über den Religionsparteien stehenden, seiner Zeit vorauseilenden Bannerträgers des religiösen Freiheits- und Duldungsgedankens mit freudiger Genugthuung begrüßten, erscholl zunächst aus dem konfessionell-lutherischen Lager der Warnungsruf vor dem „Häretiker sehr bedenklicher Art".

Die weiteren Veröffentlichungen Kellers — seine Schrift über „Joh. v. Staupitz und die Anfänge der Reformation", sein Hauptwerk über „die Reformation und die älteren Reformparteien", seine „Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen" — haben ihm dann zahlreiche weitere Anfeindungen eingetragen, schließlich auch nicht mehr bloß solche, die allein von den Vertretern einer oben gekennzeichneten streng konfessionellen Richtung, wie Tschackert in Königsberg und Kolde in Erlangen, herrührten.

Welches waren nun die wesentlich neuen Aufstellungen Kellers, seine Thesen, die so viel Aufsehen erregt haben, diese Grundfragen der Reformationsgeschichte, die seither immer mehr in den Vordergrund getreten sind und bereits immer stärker Schule zu machen beginnen, die wir darum hier in den kürzesten Umrissen zunächst skizziren wollen, bevor wir auf die erneute Gegnerschaft, die sich dagegen erhob, den Blick richten?

Es sind die Waldenser, die böhmischen Brüder, die Täufer, ein großer Theil der Reformirten, die zusammen nach Keller ein Ganzes und eine selbständige Grundform christlichen Lebens von jeher gebildet haben, deren innere Verwandtschaft er behauptet und über deren Abstammung er urtheilt, daß eine unparteiische Geschichtschreibung wenigstens die Möglichkeit einer bis auf die altchristlichen Zeiten zurückreichenden Tradition unter ihnen werde zugestehen müssen. In höherem Grade, als eine frühere Geschichtsbetrachtung diese Thatsachen anerkannt hat, betont die Keller'sche Geschichtsbetrachtung den ununterbrochenen Entwicklungsgang auch auf dem Boden der evangelischen Welt und der evangelischen Fortschrittsideen, eine Kontinuität, die weit über das 16. Jahrhundert zurückreicht, sowie die innerhalb der älteren Reformparteien frühzeitig vorhandene Leuchtkraft des Evangeliums, die mithin schon vor Luther intensiv wirksam gewesen ist. Aber auch die weitere Fortpflanzung und Ausprägung der Grundsätze der älteren Evangelischen seit dem 16. Jahrhundert bis auf die Gegenwart in einer Reihe eigenthümlicher kirchlich-religiöser Organisationen (Parteien des sogenannten „Anabaptismus", Waldensergemeinden ꝛc.) finden wir in den Publikationen Kellers behauptet und diese Behauptung durch ein fortlaufend neues und reiches Beweismaterial unterstützt. Jene altchristlichen Gemeinden, die sich die verschiedensten Ketzernamen durch das ganze Mittelalter hindurch gefallen lassen mußten und ihnen zur Seite die Korporationen der deutschen Bauhütte haben die wohl unverkennbar fruchtbarsten kirchlich-religiösen Lebenskeime in ihrem Schoß geborgen, die dann in den wichtigen Epochen des 14., des 16. und des 18. Jahrhunderts erfolgreich ans Licht getreten sind, deren Werth für die Geschichte des deutschen Geisteslebens bisher trotzdem nur unzureichend erkannt worden ist.

Was Keller an besonders charakteristischen Grundanschauungen der „Täufer" — dies der Gesammtname — hervorzuheben weiß, betrifft zunächst ihren Kirchenbegriff, mit dem sich diese ältere evangelische Opposition von den römisch-katholischen Doktrinen gewiß um ein bedeutendes Stück weiter entfernt hielt als der spätere Luther in seiner unleugbaren Abwendung von dem freiheitlichen Prinzip, das er doch ursprünglich — bis etwa 1524 — mit ihnen gemeinsam vertrat. Keine alleinseligmachende Kirchenform und kein alleinseligmachendes Bekenntniß, keine dogmatischen Ausgestaltungen irgendeines einheitlichen Lehrsystems haben in den Reihen der „Täufer" jemals eine Stätte und eine Pflege finden können —, umsomehr haben immer wieder die praktischen Tendenzen unter ihnen vorgeherrscht und eine eng an die „Herrenworte" sich anschließende Gemeindeordnung ist bei allen sonstigen national und geschichtlich bedingten Lehrverschiedenheiten das zusammenhaltende Band und ihr hervorstechendes Merkmal gewesen.

Man wird die gewaltige Anziehungskraft der Gedanken nicht in Abrede stellen können, denen man im Täuferthum begegnet: hier haben wir das Christenthum als eine Lebensauffassung vor uns, nach ihrer weltumgestaltenden und weltüberwindenden Seite hin wird die christliche Idee erfaßt und realisirt, und es ist mehr eine Geistesrichtung als eine „Kirche", die sich hier geltend macht mit der steten Abzweckung auf eine Organisation der sittlich-religiösen Lebensverhältnisse und auf die wahre Gemeinschaft des ganzen Lebens nach den Normen des Christenthums. „Nicht auf die Schöpfung eines Lehrgebäudes oder auf dessen theologische Ausgestaltung," sagt Keller von den „Täufern", indem er deren inneres Wesen schildert und vor den vielfachen unangebrachten Verkennungen in Schutz nimmt, „noch auf die Errichtung einer mächtigen Hierarchie und glänzender Kulturstätten ging ihr vornehmstes Streben: nach ihrer Ansicht waren die Menschenseelen die wahren Tempel, an deren Ausbau und Läuterung die Gesammtheit zu arbeiten berufen war. Alle ihre Einrichtungen waren darauf berechnet, der Erziehung und Entwicklung der schlummernden Kräfte zu dienen und die in dem Einzelnen vorhandenen Geistesgaben durch Antheil am Gemeindedienst zum Nutzen der Gesammtheit wirksam zu machen." Wir bemerken noch, daß unser Historiker vor allem ein eingehendes Studium auf die Spezialgeschichte der Ketzernamen verwendet hat, und während er dabei die Nachweise erbringen konnte, daß die ursprünglich bloß den Wanderpredigern anhaftenden und von den Eigenthümlichkeiten derselben hergeleiteten Namen (Arme von Lyon oder einfach Pauperes, Lombardische Arme, Waldenser, Winkeler, Gottesfreunde) allmählich von dem Kollegium der Geistlichen auf die Gemeinden selbst übertragen wurden, haben diese Nachweise den Erfolg gehabt, auch über die Entstehungsgeschichte der Bettelorden (Pauperes minores, Minoriten) ein neues überraschendes Licht zu verbreiten, und sie haben die Schlußfolgerung eines inneren Zusammenhangs zwischen dem Waldenserthum und den Franziskanern nahegelegt. Ueberhaupt sind es immer wieder diese verbindenden Linien und historischen Zusammenhänge zwischen den Religionskämpfen und den großen religiösen Triebfedern der verschiedenen Jahrhunderte, denen Keller nachzugehen sich angelegen sein läßt, und eine unbefangene Geschichtswissenschaft wird ihm keinen geringen Dank dafür zollen müssen, daß er so viele im Dunkel liegende Fäden zuerst verfolgt und aufgedeckt hat.

Digitized by Google

Wer vermag schließlich zu ermessen, zu welcher geistigen Großmacht der Gegenwart — vielleicht ersten Ranges — die täuferischen Ideen mit den Jahrhunderten hätten heranGedeihen können, wenn ihnen nur etwas mehr Raum in der Welt zum Athmen und Leben gegönnt worden wäre, wenn etwa von einem fürstlichen Scepter, das sich zur rechten Stunde schützend darüber ausgestreckt, auch aus ihrer Geschichte der Nachwelt erzählt werden könnte, oder von einer Wartburg, wo einer ihrer „Apostel" sein „Patmos" gefunden, oder von sonst irgendeiner geringsten staatlichen Gunst? Dagegen gebeugt unter einem unerträglichen fortdaueruden Druck ärgster Verfolgungen, hat die altevangelische Bewegung dem Geschick des Verkümmerns nicht zu entgehen vermocht, und es kann in Anbetracht der widerfahrenen Grausamkeiten und Unbilden Niemand wundernehmen, daß, was so edel und vielverheißend begonnen hatte, schließlich theilweise so grotesk ausarten mußte und in ein so trübes kirchengeschichtliches Schauspiel mündete, wie das Zionskönigthum von Münster es darstellt.

Selten aber sind wohl einem Forscher, dem es an der Hand einer nicht nach rechts und nicht nach links schielenden Prüfung der Quellen einzig auf die Klarstellung der historischen Wahrheit ankam, fortgesetzt die Einwände der theologischen Polemik in solchem Maße entgegengetreten, wie die Untersuchungen L. Kellers und die von ihm angeregten Grundfragen der Reformationsgeschichte dieser Polemik ausgesetzt gewesen sind. Es sind Streitfragen von scharfer Zuspitzung geworden, und wir können hier nur die vorwiegenden Punkte, die in Betracht kommen, registriren. Vornehmlich mit drei literarischen Gegnern sieht sich der angegriffene Historiker in eine Auseinandersetzung verwickelt, mit Prof. Lüdemann in Bern, dem Verfasser eines Buches über „Reformation und Täuferthum in ihrem Verhältniß zum christlichen Prinzip",[1]) mit Dr. Herm. Haupt und mit K. Müllers Waldenserforschungen. Wir übergehen hier die Beschwerden, die Keller über eine unberechtigte Ausnutzung seiner Forschungsergebnisse durch Haupt (in Sachen des sogenannten Tepler Codex, der aus Waldenser Kreisen hervorgegangenen Handschrift einer deutschen Bibelübersetzung) und durch K. Müller erheben muß. Im übrigen ist auf Seite dieser drei Gegner nur allzu häufig von der wissenschaftlichen Verwirrung die Rede, die Kellers Schriften angerichtet haben sollen, man warnt vor diesen Entstellungen und Verdrehungen auf dem Arbeitsfelde der Reformationsgeschichte, man tadelt diese phantasirende Historik, ja geradezu wird außerdem noch von katholisch-klerikaler Seite aus der mindestens harte Vorwurf von Fälschungen erhoben.[2]) Keller fühlt sich mit einem Worte denselben Schicksal und denselben nicht immer ritterlichen Kampfmitteln preisgegeben, wovon sich einst der Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts in seinen führenden antischolastischen Häuptern getroffen sah, — galten doch auch diese „Poeten" und „Grammatiker" in ihrem freien Literatenthum, ohne öffentliche Lehrstühle für nichts besseres als für Phantasten, die im Geruche des Mangels an Wissenschaftlichkeit standen. Der heftigste Gegner unter allen und der neueste Bekämpfer der oben in ihren Grundlinien gezeichneten Forschungsresultate bleibt aber ohne Zweifel Lüdemann, der schnell fertig ist, die Tendenz der Keller'schen Darstellung hervorzuheben: es liege hier das tendenziöse Bestreben vor, den Lorbeer Luthers zu zerpflücken, der nach Keller mit „peinlichster Gleichgültigkeit" die ethische Seite des Christenthums gänzlich vernachlässigt habe, und auf seine und der anderen Reformatoren Kosten das Verdienst der älteren evangelischen Opposition ungebührlich zu steigern, es sei das Bild Luthers, das hier gegeben werde, „auf Abschreckung berechnet", und eine schmählichere Entstellung von Luthers reformatorischen Gedanken werde kaum auf ultramontaner Seite geleistet.[1]) Das Täuferthum ist für Lüdemann nur ein „in kindischen Heiligkeitsillusionen beschränktes Konventikelchristenthum", die Täufergemeinden nähren sich in ihrem religiösen Leben von den „Illusionen beschränkter Bauernheiliger", es ist der Standpunkt eines „religiös wie wissenschaftlich gleich unreifen theologischen Idiotismus", wenn Keller das, was diese Kreise bewegte, zum Gegenstand unsrer Bewunderung erheben will. An einem Beispiel aber mag auch hier das eigene wissenschaftliche Verfahren Lüdemanns und seiner Polemik in gedrängter Knappheit vor Augen geführt sein. Abgesehen von einigen Schriften Denck's stützt sich die ganze Lüdemann'sche Beweisführung auf das Protokoll eines Religionsgespräches zwischen reformirten Predigern und einer Anzahl Zofinger Bauern von 1532, das dann der Magistrat von Bern in den Druck gegeben hat, und nicht nur die Lehre Denck's wird an dieser Art von Täuferthum gemessen, sondern auch der ganze Protestantismus und die Kirche der Reformation dagegen in die Waagschale gelegt. Was kann man selbstverständlich anderes als ein sehr verzerrtes Miniaturbild gewinnen, wenn man eine so große geistige Bewegung nach einer solchen Methode studirt und sie damit abgethan zu haben glaubt? Wie es ein offenbar krasser wissenschaftlicher Fehlgriff sein würde, wenn ein katholischer Autor etwa den Versuch anstellen wollte, einem einseitig konfessionellen Lutherthum die Schilderung des eigentlichen und wahren Protestantismus zu entnehmen, wie es auch innerhalb der Reformationskirchen eine große Mannichfaltigkeit von einzelnen Erscheinungsformen gibt, deren keine in ihrer Eigenart die Eigenart und das Wesen des Protestantismus selbst erschöpft, so dürfte, in Analogie zu einer Abwehr solcher Fehlgriffe, die Methode Kellers im Gegentheil wissenschaftlich durchaus gerechtfertigt erscheinen, wenn er alle die Sonderbildungen der täuferischen Bewegung als „Zweige eines Stammes" erklären will und wenn er es ablehnt, „ein Bild für zutreffend zu halten, das auf Grund mangelhafter Quellenbenützung gewonnen worden ist", sondern stets das Wesen dieser Richtung „unabhängig von örtlichen und landschaftlichen Trübungen und Färbungen aus ihrer Gesammtgeschichte heraus" zu begreifen und begreiflich zu machen sucht.

Für die Wissenschaftlichkeit der Kritiker selbst ist es ferner bezeichnend genug, daß sie kein Bedenken tragen, einen Joh. Denck, einen Thomas Münzer und einen Johann von Leyden, wie grundverschieden geartet sie sein mochten, in das gleiche Schema des „Wiedertäuferthums" unterschiedslos einzureihen, und bezeichnend genug für sie, daß sie immer wieder darauf verfallen, sehr nebensächliche Lehrpunkte und Ansichten, vorübergehende Schulmeinungen, Hirngespinste einzelner Köpfe zu wesentlichen Lehrbestandtheilen der ganzen Partei zu stempeln und nach dem dadurch erzielten Maßstabe ihr eigenes historisches Urtheil zu modifiziren. Und doch heißt es überhaupt von vornherein den Lebensnerv dieser Art von Religionsgemeinschaften, um die es sich handelt, ganz und gar verkennen, sobald man vorzugsweise nach der Glaubenslehre des Täuferthums fragt und lediglich das Bekenntnißmäßige zur Grundlage ihrer geschichtlichen Würdigung nimmt. „Das Wesen des Täuferthums' kommt durchaus nicht in erster Linie in der Lehre zum Ausdruck", sagt Keller,[2]) und die Bekenntnisse der Täufer müssen überdies auch aus dem anderen Grunde so wenig gültig und von so zweifelhaftem Werth erscheinen, weil sie meist nur „von der Noth abgepaßte Lebens-

[1]) Verlag von W. Kaiser in Bern 1897.

[2]) Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. B. VII, Heft 3, S. 477 ff.

[1]) Vgl. die Verwahrung, die K. aufs neue gegen diese Insinuationen niedergelegt. Monatsschrift d. C. G. a. a. O. S. 137.

[2]) a. a. O. S. 146.

Digitized by Google

äußerungen“ waren. Diese Form des Christenthums bietet eben an ganz anderer Stelle dem Auge des Historikers die Lösung ihres Geheimnisses dar, und ihr Kern und Schwerpunkt liegt immer in der Ausgestaltung, die das Gemeindeleben in Gottesdienst, Gebet, Liebeswerken, Verfassung und Kultus erfahren hat, das ist das Charakteristische und derjenige geschichtliche Stoff, den man vorwiegend kennen zu lernen und zu bearbeiten hat, sobald man eine in den Hauptzügen getreue, unparteiische Geschichte der Täuferbewegung schreiben, oder — über eine solche zu Gericht sitzen will.

Ein merkwürdig prophetisches aber ist das Wort Heinrich v. Sybels gewesen und eine merkwürdige Bestätigung hat es gerade in der wissenschaftlichen Laufbahn des Mannes erlangt, an welchem es in einem Briefe aus dem Jahre 1878 gerichtet war: „Es gibt kein anderes Gebiet der Geschichte, wo den Autor eine so vielseitige und unbarmherzige Kritik erwartet, wie das Gebiet der Reformationsgeschichte. Nicht bloß die wissenschaftliche Kritik ist es, die hier mitredet, sondern auch die konfessionelle, diejenige Kritik, die von konfessioneller Leidenschaft eingegeben ist.“

Die Waffengänge werden so bald noch nicht beendet sein, die für und gegen die neue Geschichtsauffassung Kellers auch weiter in Aussicht stehen, denn die von dem verdienten und vielbekämpften Historiker in die wissenschaftliche Diskussion der Gegenwart eingeführten Grundfragen der Reformationsgeschichte sind eben erst aufgetaucht und haben ihre Zukunft.

Mittheilungen und Nachrichten.

—z. **Adolf Pichlers** Name hat einen guten Klang in deutschen Landen und im deutschen Hause. Man wird Pichlers Tiroler Geschichten lieben und lesen, solange noch gesunde deutsche Herzen schlagen, solange der Sinn für schlichte Wahrheit, klare Schönheit und kernige Kraft nicht erstorben ist unter uns, solange der müde Geist aus den Ueberfeinerungen der Kultur zur reinen Natur sich flüchtet, wo die starken Wurzeln seiner Kraft ruhen und wo ihm ein Jungbrunn der Erquickung und Belebung fließt. Unsre modernen Naturalisten, Realisten, Veristen and wie sie alle heißen, thun ja freilich, als hätten sie erst wieder das Dornröschen der unverfälschten Natur aus einem weiß Gott wie langen Schlafe geküßt; aber sie „maßen sich was an“; was sie geweckt haben, ist nicht das echten Dornröschens unverwelkte Jugend, ist vielmehr eine sich jung schminkende alte Megäre, die schon je und je im Reiche der Kunst ihr Unwesen getrieben hat, bis man sich allemal wieder entsann, daß der Zweck der Kunst die Schönheit sei. Die wahren Dichter haben zu allen Zeiten den Weg zum innersten Heiligthum der Natur zu finden gewußt, sind immer Realisten gewesen, aber sie haben, was die Natur ihrem Auge darbot, verklärt mit dem holden Schimmer der Poesie, haben es durchdrungen mit der Gotteskraft der Idee, die sie selbst erfüllte und beseelte. Und dieser wahren Dichter einer ist Adolf Pichler, der greise, ehrwürdige Poet des schönen Landes Tirol, der sich selbst bescheiden nur die parteilose Liebe des Naturforschers zuerkennt. Ja seinem Herzen spricht die gewaltige Natur seiner Heimath, wie ihre thaten- und leidenvolle Vergangenheit; er spürt den warmen Pulsschlag ihres Lebens in sich selbst und darum weiß er ihre Geheimnisse zu künden, ihre Lust und ihren Schmerz, ihre Kraft und ihre Schwäche, ihre Schönheit und ihre Schatten. Und wenn der Dichter immer sein bestes Theil aus dem Boden seiner Heimath zieht, wie reich ist da der Sänger Tirols vor allen Anderen!

In seinem Vorwort zu den „**Allerlei Geschichten aus Tirol**“, die als erster Theil der „Gesammelten Erzählungen“ unlängst im Verlag von Georg Heinrich Meyer (Leipzig) erschienen sind, spricht sich Pichler selbst über seine Heimath folgendermaßen aus: „In den Bergen Tirols fluthet der Strom einer neuen Zeit gewaltiger von Tag zu Tag. Ein altes Geschlecht sank und sinkt rasch in das Grab; manche Typen habe ich, ehe sie von der Erde verschwinden, aufgefaßt und mich bemüht, das Bild einer nahen Vergangenheit zu entwerfen — sei's auch nur mit leichten Linien, während sich die Gegenwart mit einer Kraft der Farbe in den Vordergrund drängt. . . . Der Mensch lebt hier in einer mächtigen Natur; indem ihn nun diese fast zur Staffage herabdrückte, stellte sie ihn andrerseits auf seine eigene Kraft, daß sich das Volk eine Geschichte schuf, die fortwirkt von Geschlecht zu Geschlecht und Jeden, oft ihm unbewußt, hebt und trägt.“ Davon geben nun die einzelnen Geschichten der vorliegenden zwei Bände: „Im Altdach“, „In der Wildniß“, „Ein Veteran“, „Der Flüchtling“, „Die Franzosendrant“, „Ein Brautpaar“ wunderbar lebensvolle und farbenfeische Bilder. Himmelhoch erheben über die Dorfgeschichten gewöhnlicher Mache, lassen sie sich nur mit den Kunstwerken des Meisters der Novelle, Gottfried Kellers, vergleichen, an den Pichler mit seiner reizvollen Vereinigung von Feinheit und Schlichtheit sehr häufig erinnert. Daneben stehen freilich auch wieder namhafte Gegensätze. Wir können darauf des näheren nicht eingehen, müssen uns vielmehr darauf beschränken, es nach einmal auszusprechen, daß Adolf Pichlers Schriften zu den allerbesten gehören, wonach das gebildete deutsche Haus zu allen Zeiten greifen kann. In unsern Tagen aber haben diese Bilder aus dem Natur-, Familien-, Liebes- und Heldenleben eines der deutschesten Volksstämme noch einen ganz besonderen Werth. Wir möchten ihn andrucken, indem wir den Wunsch wiedergeben, den Pichler am Schluß der schon erwähnten Vorrede ausspricht: „Daß die Deutschen in Oesterreich mit rücksichtsloser Kraft jeden Versuch, sie zu vergewaltigen, in den Staub werfen und Jedem zum Trotz die Stellung, die ihrem geschichtlichen Ruhm und ihrer Bedeutung für die Gegenwart entspricht, erobern und behaupten mögen.“

-rt- **Die totale Sonnenfinsterniß am 22. Jan.** Am frühen Morgen des 22. Jan. wird, zum letztenmale in diesem Jahrhundert, eines jener Ereignisse am Himmel stattfinden, die von den Astronomen und Einsichtigen aller Zeiten und Länder mit größter Aufmerksamkeit, von den auf niederer Kulturstufe stehenden Völkern und Indianern häufig mit Angst und Schrecken verfolgt wurden und noch werden — **eine totale Sonnenfinsterniß.**

Eine Sonnenfinsterniß kommt bekanntlich zustande, wenn die Mittelpunkte von Sonne, Mond und Erde in der hier eingehaltenen Reihenfolge auf einer Geraden liegen; es wird demnach, beiläufig bemerkt, der Mond zur Zeit einer Sonnenfinsterniß stets in der Phase „Neumond“ stehen. Soll die Finsterniß eine totale sein, so tritt als weitere Bedingung hinzu, daß die Entfernung des Mondes von der Erde so klein bleibt, daß der Kernschatten des Mondes noch die Erdoberfläche trifft. Dies wird dann der Fall sein, wenn zur Zeit der Sonnenfinsterniß der Mond sich noch nicht allzuweit aus seiner Erdnähe entfernt hat.

Aus der letzteren Bedingung geht noch hervor, daß die totale Verfinsterung der Sonne nur für dasjenige stets sehr engbegrenzte Gebiet der Erdoberfläche sichtbar ist, über welches der Schattenkegel des Mondes während der Verfinsterung hinwegschreitet.

Die beiden obigen Bedingungen nun sind um die Zeit des nächsten Neumonds (22. Jan., 8 h 25 m Vm.) erfüllt, es wird demnach um diese Zeit eine totale Sonnenfinsterniß stattfinden, deren Daten die folgenden sind:

	M. E. Z.	Länge	Nördl. Breite
Beginn der Finsterniß überhaupt . .	5 h 46 m	210° 36′	0° 28′
Beginn der totalen Verfinsterung . .	6 49	9 46	11 14
Zentrale Finsterniß im wahren Mittag	8 37	68 36	12 57
Ende der totalen Verfinsterung . .	9 51	119 9	45 47
Ende der Finsterniß überhaupt . .	10 53	110 7	35 36

Für diejenigen Erdorte, für welche die Finsterniß der Reihe nach in die obigen Phasen eintritt, sind die geographischen Koordinaten (die Längen östlich von Greenwich) beigesetzt.

Die **totale** Verfinsterung der Sonne wird demnach auf einem zwar sehr langen, aber verhältnißmäßig schmalen Streifen der Erdoberfläche sichtbar sein, der in Zentralafrika, am unteren Niger beginnend, gegen den Aequator an der Ostküste von Afrika sich hinzieht, im Bogen den Indischen Ozean überschreitet, bei Rajapur, etwa 200 km südlich von Bombay, den asiatischen Kontinent beteilt und diesen in schwacher Krümmung in nordöstlicher Richtung durchquerend bis in die

Digitized by Google

Mandschurei sich erstreckt. In diesem, in Indien durchschnittlich 75 km breiten Streifen der totalen Verfinsterung liegt u. a. auch der höchste Gipfel des Himalayagebirges, der Mount Everest, liegen ferner außer einer größeren Anzahl von Dörfern und kleineren Ortschaften die indischen Städte Benares und Nagpur.

Die Finsterniß überhaupt ist dagegen innerhalb viel weiter gezogener Grenzen (als partielle Sonnenfinsterniß) sichtbar: in Europa an allen Orten, die östlich der Linie Stockholm-Lübeck-Barcelona liegen, in Afrika — mit Ausnahme der Südspitze — an allen Orten östlich vom Greenwicher Meridian, ferner in ganz Asien mit Ausnahme der Sundainseln und des nordöstlichen russischen Gebietes.

In München, wo die Sonne am 22. Jan. erst um 7 h 56 m aufgeht, kann ebenso, wie in ganz Mitteleuropa, nur der Austritt des Mondschattens aus der Sonnenscheibe beobachtet werden. Dieser erfolgt um 8 h 21 m Vm. Die größte Phase der Verfinsterung (welche noch vor Sonnenaufgang stattfindet), würde, in Theilen des Sonnendurchmessers ausgedrückt, 0.22 betragen; der Positionswinkel des Austritts endlich ist, vom Nordpunkt ab gezählt, 126°.

Fast in der gleichen Lage, wie wir in Deutschland, werden sich, beiläufig bemerkt, unsere gegenwärtig in Kiao-tschau stationirten Blaujacken befinden; auch sie werden nur einen Theil der Sonnenfinsterniß zu sehen bekommen, weil in der dortigen Gegend die Sonne noch vor dem Ende derselben untergeht.

Zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß sind u. a. bereits mehrere englische und amerikanische Expeditionen nach Ostindien abgegangen, wo die Sichtbarkeitsverhältnisse sehr günstige sind und wo außerdem um diese Zeit erfahrungsgemäß beständig trockenes, klares Wetter herrscht. [1]) Gewitzigt durch die im August 1896 gemachten Erfahrungen (wo zahlreiche Expeditionen einerseits im Unranger Fjord in Norwegen, andrerseits in Japan vereinigt waren und dann infolge von ungünstiger Witterung sämmtlich den bekannten Mißerfolg hatten, während die wenigen auf Nowaja Semlja stationirten Expeditionen [2]) vom Wetter begünstigt waren), werden sich diesmal die sämmtlichen Expeditionen auf verschiedene, verhältnißmäßig weit von einander entfernt liegende Stationen innerhalb der Totalitätszone vertheilen. Die Franzosen dürften sich an der afrikanischen Ostküste niederlassen, wo die Sichtbarkeitsverhältnisse ebenso günstig sind, wie in Indien.

Die Dauer der totalen Verfinsterung der Sonne beträgt sowohl an der Ostküste von Afrika als auch in Ostindien durchschnittlich nur 2 Minuten, sie sinkt am Südfuß des Himalayagebirges bereits auf 1½ Minuten herab. Um diesen kurzen Zeitraum möglichst auszunützen, wird ein englischer Beobachter, Rev. Bacon, einen Kinematographen in Anwendung bringen, der in der Sekunde 5 bis 6 photographische Aufnahmen der Sonnenscheibe liefert. Gelingt dies in der That, so wird die große und zusammenhängende Reihe der erhaltenen Photogramme ein äußerst werthvolles Material insbesondere zum Studium der Sonnen-Corona bieten. Dieses bei totalen Sonnenfinsternissen stets auftretende, längst bekannte, aber keineswegs völlig aufgeklärte Phänomen besteht darin, daß nach dem Eintritt der totalen Verfinsterung rings um den Mondrand herum ein oft sehr intensiver, weißer oder gelblicher Lichtschimmer auftritt, der allem Anschein nach dem Vorhandensein einer Sonnenatmosphäre seine Entstehung verdankt.

Auch die Bestrebungen der übrigen Beobachter dürften sich in der Hauptsache auf photographische Aufnahmen, sowie auf spektroskopische und photometrische Untersuchungen der Sonnen-Corona erstrecken.

Die nächste totale Sonnenfinsterniß wird erst im Mai des Jahres 1900 stattfinden und in Zentralamerika und Spanien sichtbar sein. In Amerika werden jetzt schon insofern Vorbereitungen für dieselbe getroffen, als nach einer von Prof. Frank H. Bigelow in der „Monthly Weather Review" veröffentlichten Mittheilung 66 Stationen, die über das in Frage kommende Gebiet vertheilt sind, in systematischer Weise während der Monate Mai und Juni meteorologische Beobachtungen zur Ausführung gelangten, welche in gleicher Weise bis zum Jahre 1900 fortgesetzt werden sollen. Ist auch der Zeitraum, über den sich diese Beobachtungen schließlich erstrecken werden, nur verhältnißmäßig kurz, so darf man doch hoffen, daß die Ergebnisse derselben bei der Auswahl der Stationen für die Beobachtung der nächsten Sonnenfinsterniß werthvolle Fingerzeige werden geben können.

-rt- Prof. E. S. Holden, seit Eröffnung der Lick-Sternwarte Direktor derselben, hat mit dem Ende des abgelaufenen Jahres nach 10jährigem Aufenthalt auf dem Mount Hamilton seine Stellung niedergelegt. Seine Resignation scheint in der Hauptsache durch Schwierigkeiten persönlicher Art, in die er mit den übrigen Astronomen der Sternwarte gerieth, veranlaßt worden zu sein. Die Leitung der Sternwarte hat — wahrscheinlich nur provisorisch — mit dem 1. Januar Prof. J. M. Schaeberle übernommen. — Miß Alice B. Gould, die Tochter des verstorbenen amerikanischen Astronomen Benjamin A. Gould, hat dem Andenken ihres Vaters eine Stiftung im Betrage von 20,000 Doll. gewidmet, welche als „Benjamin Apthorp Gould Fund" von der U. S. National Academy of Sciences verwaltet wird und aus deren Erträgnissen astronomische Arbeiten, vorzugsweise solche auf dem Gebiete der Stellarastronomie, gefördert werden sollen.

* Zur Geschichte der Maria Theresien-Thaler. Die kürzlich ausgegebenen „Mittheilungen" des österreichischen Finanzministeriums enthalten eine inhaltreiche Arbeit über die Geschichte der Maria Theresien-Thaler. Dennoch reicht diese Münze auf die zwischen der Kaiserin Maria Theresia und dem Kurfürsten von Bayern im Jahre 1753 abgeschlossene Münzkonvention zurück. Kaiserin Maria Theresia verwandte große Sorgfalt auf die Vollausprägung dieser Münze und so bahnten sich die Konventionsthaler sehr bald den Weg ins Ausland, speziell nach den östlichen Nachbarstaaten. Die Levante war in ihrem Außenhandel stark thätig und deshalb flossen alljährlich große Beträge dieser in Günsburg (Markgrafschaft Burgau), Hall bei Innsbruck und Wien geprägten Thaler über Venedig und Triest theils in die Türkei, theils nach Afrika und Asien ab. Später, als die französischen Kaufleute die Beliebtheit der Münze gemerkt hatten, wurde sie auch aufgekauft und über Marseille oder Genua in die Levante gebracht, wo sie bald ein bis auf 15 Kreuzer steigendes Agio erreichte. Der Thaler galt in den Ländern des Konventionsmünzfußes 2 Gulden C.-M. Das Thalerverschleißgeschäft wurde in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts von der Regierung an zwei Kompagnien, an die „k. k. privilegirte ausländische Silberhandlung" und an die „Baron Fries'sche Thalerhandlungskompagnie" übertragen. Der Thalerexport begann dann indeß zu stocken. Schließlich, im Jahre 1776, wurde der private Tholerhandel aufgehoben. Nach Besserung der Levantiner Handelsbeziehungen und des Silberpreises machte sich indeß wieder eine erhöhte Nachfrage bemerkbar. Gerade die Beliebtheit der Münze ließ ihr aber auch manche Gefahr erwachsen. Zunächst wurde versucht, statt der Maria Theresien-Thaler andere ähnlichen, oft eigens hiezu geprägten Münzen den Weg in den Orient zu bahnen. Auch wurde wiederholt versucht, die Levantiner Thaler Oesterreichs nachzuprägen, allerdings ohne Erfolg, und überdies wurde versucht, den Umlauf in gewissen Gebieten des Orients zu verbieten. Im italienisch-abessynischen Feldzuge, in den Jahren 1896 und 1897, machte sich eine besonders starke Nachfrage nach Maria-Theresien-tholern bemerkbar.

* **Berlin.** Der Orientalist Prof. Ahlwardt von der Universität Greifswald hat jetzt eine Arbeit im Dienste der Berliner königlichen Bibliothek zu Ende geführt, die ihn 24 Jahre lang in Anspruch nahm. Es handelt sich um die Herstellung eines umfassenden beschreibenden Verzeichnisses der arabischen Handschriften der kgl. Bibliothek, welche Aufgabe Ahlwardt im Jahre 1873 übernommen hat. Zuvor hatte er 1871 ein kurzgefaßtes „Ver-

[1]) Hoffentlich erleiden diese günstigen Aussichten auf guten Erfolg auch durch das in den letzten Tagen telegraphisch gemeldete neuerliche Umsichgreifen der Pest in Indien keine Einschränkung.

[2]) Unseres Wissens waren an letzterem Orte nur eine von einem englischen Privatmann, Sir Baden-Powell, ausgerüstete, von Prof. Stone geleitete englische und eine vom Direktor der Pulkowaer Sternwarte, Prof. Backlund, geleitete russische Expedition stationirt.

zeichniß arabischer Handschriften der kgl. Bibliothek" veröffentlicht. 1887 waren die Vorarbeiten so weit gediehen, daß mit der Drucklegung begonnen werden konnte. Nach 1887 kam der erste Band heraus. Es folgte je einer 1887, 1889, 1891, 1892, 1893, 1894, 1895, 1896. Der Schlußband, der neunte, wurde jüngst ausgegeben. In Bearbeitung sind die Register. Ahlwardt bietet in seinen Beschreibungen eine sehr reiche Fülle von Mittheilungen dar. Die Anordnung der Handschriften im Ahlwardt'schen Verzeichnisse ist nach dem Stoffe getroffen. Literatur, Glaube und Ueberlieferung, Philosophie, Geschichte, Staatswesen, Naturwissenschaft und Heilkunde, die Fülle der Realien sind in Sonderhauptstücken untergebracht. Zu einem jeden Hauptstück schrieb Ahlwardt eine Einführung. Diese Einführungen bilden zusammengenommen eine Art Encyklopädie der arabischen Literatur.

* **Berlin.** Eine neue Behandlung der Rückenmarksschwindsucht wird seit einiger Zeit in einer großen Döcker'schen Baracke, die die Charité-Direktion zur Verfügung gestellt hat, mit Apparaten, zu deren Beschaffung das Ministerium die Mittel bewilligte, von der unter Leitung des Prof. a. Leyden stehenden ersten medizinischen Universitätsklinik geübt: die „kompensatorische Uebungstherapie". Der Leiter der Uebungen, der Assistent der Klinik Dr. Paul Jacob, hat, wie die „Nat.-Ztg." mittheilt, diese Behandlungsart auf dem vorjährigen Mastauer Aerzte-Kongreß und jüngst im Verein für innere Medizin zur Sprache gebracht. Die kompensatorische Uebungstherapie stellt sich nicht die unlösbare Aufgabe, das Rückenmark selbst in seinem ursprünglichen Zustand wiederherzustellen, sondern trachtet darnach, den Zustand des Kranken nach Möglichkeit zu bessern und zu erleichtern. Zu dem Zwecke greift sie systematisch die wichtigste Erscheinung der Rückenmarksschwindsucht, die Bewegungsstörungen, an. Die kompensatorische Uebungstherapie geht von der Leyden-Galdscheider'schen Lehre aus, nach der die Unfähigkeit zu geordneten Bewegungen auf einer Störung aber dem Verlust des Bewegungssinnes beruht. Das Verdienst, eine systematische, auf wissenschaftlichen Grundsätzen nach dieser Richtung aufgebaute Behandlungsweise geschaffen und ausgearbeitet zu haben, gebührt dem Schweizer Arzt Dr. Frenkel, der die erste Mittheilung darüber auf der Naturforscher-Versammlung im Jahre 1890 machte. Ueber die Erfahrungen mit dieser neuen Behandlung haben sich bisher nur wenige Aerzte vernehmen lassen, hauptsächlich wohl deshalb, weil die meisten Aerzte ihr Wesen noch nicht genügend erkannt und gewürdigt haben. Die kompensatorische Uebungstherapie will, wie ihr Name sagt, die Bewegungen der Rückenmarkskranken, die durch den Verlust des Bewegungssinnes ungeordnet geworden sind, durch Uebungen unter Heranziehung anderer Sinne, die bei der Bewegung Gesunder nur eine untergeordnete Rolle spielen, wieder regeln. Mit der aktiven und passiven Gymnastik hat sie nichts gemein. Denn es handelt sich bei ihr nicht darum, entkräftete Muskeln durch gymnastische Uebungen wieder leistungsfähig zu machen, sondern sie will den Kranken, denn sie den Bewegungssinn selbst nicht wiedergeben kann, daran gewöhnen, seine Bewegungen unter die Kontrole anderer Sinne, namentlich des Gesichtssinnes, zu stellen, ihn so dahin bringen, sich gleichsam unter ganz neuen Bedingungen zu bewegen, und ihm auf diese Weise die Sicherheit seiner Bewegungen wiedergeben. Auf Anregung a. Leydens befaßt sich Dr. Jacob seit Jahresfrist mit dieser kompensatorischen Uebungstherapie und hat eine Reihe von Apparaten für die Beseitigung der Regellosigkeit in den Bewegungen der unteren Gliedmaßen konstruirt, während er sich für die oberen Gliedmaßen mit einigen Abänderungen der Frenkel'schen Methoden und Hülfsmittel bedient. Die Uebungen bauen sich systematisch auf nach den drei Stufen des Krankheitszustandes, die durch den stampfenden, den schwankend-schleudernden und den Gang an Stöcken, Krücken, Gehstuhl ꝛc. zum Ausdruck kommen. Die Voraussetzung ihrer heilsamen Wirkung ist unter allen Umständen eine richtige, zweckmäßige Anpassung der Uebungen und ein systematischer, von kundiger Seite ertheilter Unterricht. Für die praktischen Uebungen in der Döcker'schen Baracke bedient sich die Klinik seit Anfang d. J. fast ausschließlich der von ihr konstruirten Apparate. Den Uebungen im Sitzen dienen ein Pendel- und ein Gitterapparat und das Fußkegelspiel, den Gehübungen Gehbretter und Laufbarren und eine Uebungstreppe. Nach Ansicht Dr. Jacobs sollen nur diejenigen Aerzte die kompensatorischen Uebungen betreiben, die sich auf Grund eines besonderen Studiums der Rückenmarkskrankheiten eingehend mit dieser Heilweise beschäftigt haben. Die Kranken dürfen auch niemals ohne Aufsicht eines Arztes etwa in ihrer Wohnung oder ihrem Garten die kompensatorische Uebungstherapie selbständig betreiben. Die Methode ist nicht so einfach, wie sie aussieht, und wird daher auch weiterhin von spezialistisch geschulten Aerzten betrieben werden müssen. Richtig angewandt, liefert sie dafür aber auch erfreuliche Ergebnisse. Auf der Leyden'schen Klinik befinden sich mehrere Kranke, die vor der Behandlung selbst mit Hülfe von zwei Stöcken oder Krücken kaum einige Schritte gehen konnten und die jetzt, nach 2- bis 6monatiger Anwendung der Uebungstherapie, im Stande sind, mit geringer oder ohne jede Unterstützung längere Zeit hindurch sich zu bewegen, sogar die zwei Treppen bis zum Garten hinunterzugehen vermögen. Die kompensatorische Uebungstherapie ist demnach im Stande, die Regellosigkeit der Bewegungen Rückenmarkskranker zu bessern und unter Umständen zu heilen. Sie kann also den Leidenden einen großen Theil ihrer Erwerbsfähigkeit und die Freude am Leben wiedergeben, wenn sie auch den anatomisch-pathologischen Vorgang im Rückenmark in keiner Weise unmittelbar beeinflußt, sondern höchstens in seinem Fortschreiten vielleicht aufhält.

* **Weimar.** Aus den Kunstschätzen des Goethe-Nationalmuseums ist den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft eine vom Direktor Dr. Ruland herausgegebene Mappe mit 25 Blättern zugegangen. Zwölf der Blätter sind von Goethe's Hand und während der italienischen Reise entstanden, landschaftliche Skizzen und ausgeführte malerische Aquarelle, welche von neuem das „Zeichentalentchen" des Dichterfürsten wiederspiegeln. Hiezu kommt eine von Goethe (1770) in Rothstein ausgeführte Zeichnung des Sesenheimer Pfarrhauses. Auf der Rückseite steht, von Friederike Brion geschrieben, in französischer Sprache Goethe's Adresse in Straßburg. An diese Blätter von des Dichters Hand schließen sich zwei bildliche Darstellungen Goethe's aus seinem Alter an: eine Originalzeichnung Schwerdgeburths von 1832 und eine Silhouette von 1829. Es folgen Schattenrisse von Herzog Karl August und den Herzoginnen Anna Amalia und Louise. Sodann zehn Bildnisse aus dem Goethe-Kreise. Da ist das Jugendbildniß des unglücklichen Jerusalem, dessen Name mit Werthers Leiden verbunden bleibt. Die dramatische Darstellerin Karoline Schröter erscheint an einer kleinen Staffelei sitzend; das Aquarell stammt von G. M. Krous. Weiter sieht man den alten Wieland in einer Zeichnung von Jak. Friedr. Lartzing. Den Schluß bilden sieben Portraitzeichnungen Schmellers: Goethe's Schwager Christian August Vulpius, der Kanzler v. Müller, der Kunstsammler Sulpiz Boisserée, ferner Riemer und Eckermann, sodann der Kopf des 21jährigen Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy, endlich ein Bildniß von Karl v. Holtei, der mit Goethe's Sohn August herzlich befreundet war.

* In **Brüssel** starb der Botaniker Jean Linden im Alter von 81 Jahren. Er war in Luxemburg geboren und hatte in seiner Jugend mit seinem Landsmann und späteren Schwager Funk, dem nachmaligen Direktor der Flora in Köln, große Reisen nach überseeischen Ländern unternommen. Er führte in die europäische Treibhauskultur zahlreiche tropische Pflanzen ein. Aus seinen Brüsseler Treibhausanlagen ist die gegenwärtig in Bezug auf wissenschaftliche Pflege solcher Pflanzen auf der höchsten Stufe stehende, von seinem Sohn geleitete Compagnie continentale d'horticulture hervorgegangen.

* Aus **Zürich** wird der „Frkf. Ztg." mitgetheilt: An Stelle des verstorbenen Oberst Rothpletz wurde Dr. Oberst Alexander Schweizer zum Professor der Kriegswissenschaften am eidgenössischen Polytechnikum gewählt, ein Sohn des bekannten Züricher Theologen Alexander Schweizer und Bruder von Paul Schweizer, Professor der Geschichte an der Universität Zürich. Er wandte sich ursprünglich dem Kaufmannsstand zu, ging dann aber zu Anfang der 60er Jahre nach Amerika und machte als Freiwilliger den Sezessionskrieg

Digitized by Google

mit. Zurückgekehrt widmete er sich vollständig dem Militärwesen. Er gilt längst als einer der gelehrtesten Schweizer Offiziere. Den zweiten Lehrstuhl des Fachs hat Professor Dr. Affolter inne, der frühere Kommandant der Gotthard-Forts.

* **New-York,** 11. Jan. Thomas A. Edison kündigt an, daß es ihm gelungen ist, durch Zusatz eines gewissen Metalls Gußeisen dieselben Eigenschaften der Zähigkeit und Festigkeit zu geben, welche Schmiedeeisen besitzt. Weitere Einzelheiten wird er erst bekannt machen, wenn er seine Versuche zum Abschluß gebracht hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Erich Meyer: Die Entwicklung der französischen Literatur seit 1830. Gotha, Perthes 1898. — Josephine Geisin Schwerin: Ein Kuß. Berlin, Albert Goldschmidt. — F. Arnefeldt: Die Juwelen der Tante. Ebd. — J. D. H. Temme: Bis Mitternacht. Ebd. — M. a. Beandt: Drei Jahre ostasiatischer Politik (1894—1897). Stuttgart, Strecker u. Moser. — Otto Eitle: Die Mondnacht. Augsburg, Lampart u. Co. 1898. — Kennst Du das Land? Hggb. von Julius R. Haarhaus. 9. Band: Auf Goethe's Spuren in Unter-Italien. Mit einer Karte von Julius R. Haarhaus. 10. Band: Alltägliches aus Neapel von A. Kellner. Leipzig, C. G. Naumann 1898. — Waldemar Kuno Waltemath: Die Ursachen der niedrigen Preise unsrer Zeit und der Bimetallismus. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1898. — Dr. Nikolaus Buschmann: Die Arbeitstätigkeit und die Berufsorganisationen. Ein Beitrag zur Lösung der Arbeitslosen-Frage. Ebd. 1897. — Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870. 6. Band: Die entscheidenden Tage von Orleans im Herbst 1870, von Fritz Hönig. 4. Theil. Mit zwei Kartenbeilagen. Berlin, Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn 1897. — Liebert: 90 Tage im Zelt. Meine Reise nach Ithehe Juni bis September 1897. Ebd. — Hans v. Boecke: Zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskriege der Konföderirten. 3. Aufl., mit einem Nachtrage „Zwanzig Jahre später". 2 Bände. Ebd. — *Ernesto Parenti:* Cortumi ed Uranze nelle Tradizioni Italiane. Milano, Ulrico Hoepli 1897. — Gustav v. Schubert: Heinrich Barth, der Bahnbrecher der deutschen Afrikaforschung. Berlin, Dietrich Reimer 1897. — Das Avancement (Personalveränderungen des Reichsheeres). Hggb. von Rich. Schatt. Heft 7. Berlin, L. Trautmann. — Max Künze: Beim Königs-Regiment 1870/71. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1896. — Dr. jur. v. Maeck: Das bayerische oberste Militärgericht. Ebd. — Adolf Streckfuß: Die wilde Jagd. Berlin, Albert Goldschmidt 1898. — Reinhold Ortmann: Ohne Gewissen. Ebd. — Martin Langen: Drei Damen. Paris, Leipzig, München, Ald. Langen 1897. — Rud. Füest: Die Betäubee der madeenen Naelle im 18. Jahrhundert. Halle a. S., Max Niemeyer 1897. — Eduard Ackermann: Die häusliche Erziehung. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne 1895.

Soeben erschien im Kommissionsverlag von **E. F. Steinacker in Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Allgemeine Zeitung

1798–1898.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse.

Von

Ed. Heyck.

Groß-Oktav. Broschirt Preis 5 Mark, fein gebunden 6 Mark.

Das vorliegende Buch ist zunächst als Festschrift für das hundertjährige Jubiläum der „Allgemeinen Zeitung" gedacht und geschrieben, geht aber in seinem ganzen Inhalte über den Rahmen einer bloßen Festschrift weit hinaus. Denn es schildert, auf Grund eindringender archivalischer Forschungen, überhaupt die Entwicklung der politischen Publizistik in unserm Jahrhundert, wozu ja der innere Werdegang der in Rede stehenden Zeitung den reichsten Anlaß bot.

In dem höchst interessanten ersten Theile des Buches wird viel neues Material für die Geschichte der Begründung der Zeitung beigebracht und besonders die Gestalt des großen Buchhändlers Joh. Fr. Cotta, in dessen Haupt der erste Gedanke eines in politischer wie literarischer Hinsicht auf der Höhe seiner Zeit stehenden täglichen Organs entsprang, eingehend behandelt. Die Darstellung der Beziehungen, die durch Vermittlung Cotta's zwischen Schiller und Goethe einerseits und der ins Leben tretenden „Allgemeinen Zeitung" auf der anderen Seite bestanden, bildet eine besonders anziehende Partie des Werkes, das in seinem weiteren Verlaufe bedeutsame Streiflichter auf die politischen Vorgänge in den mittleren Jahrzehnten unsres Jahrhunderts wirft. In den glänzend geschriebenen Schlußbetrachtungen gelangt sodann die Stellung, die die „Allgemeine Zeitung" stets diesen Vorgängen gegenüber einnahm, zum klaren Ausdrucke.

„Verlag der Allgemeinen Zeitung", München,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1898. 121. Band. Zweites Heft.

Inhalt: Von der Wiedergeburt katholischen Lebens II. — Der kunstliebende Klosterbruder. Eine literarhistorische Studie. — Die Freimaurerei im Oriente von Hannover. — Die Neugestaltung der Wiener k. k. theologischen Fakultät. — Führende Geister. — Zeitläufte. Deutsche „Weltpolitik" in China und die Flottenvorlage. — Christenthum und Weltmoral. (1599)

R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder, Berlin SW.

Soeben sind erschienen: (16892)

Ludwig Keller, Grundfragen der Reformationsgeschichte. Eine Auseinandersetzung mit litterarischen Gegnern. (Auch unter d. T.: Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. V. Jahrg. 1. u. 2. Stück.) M 1.50.

Der Verfasser wendet sich gegen die jüngst erschienenen Besprechungen seiner Schriften von Prof. D. Lüdemann (Bern), Prof. D. Karl Müller (Breslau), Ober-Bibl. Dr. Herm. Haupt (Giessen), Prof. D. von Nathusius (Greifswald), Pfarrer D. Gust. Bossert (Nabern) und erörtert im Anschluss an diese Auseinandersetzung eine Reihe von grundsätzlichen Fragen, die gerade gegenwärtig ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen.

Adolf Lasson, Jacob Böhme. Rede zur Böhme-Feier im Festsaale des Berliner Rathauses am 4. April 1897. (Auch unter d. T.: Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. V. Jahrg., 3. Stück.) 0.75 M.

Der Vortrag Lassons, der in klarer und übersichtlicher Darstellung ein Bild von der Bedeutung Jacob Böhmes giebt, wird heute, wo sein Andenken an zahlreichen Orten gefeiert wird, um so willkommener sein, als es an einer in volkstümlicher Form gehaltenen Würdigung des Mannes bisher fehlt.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band. (1600)

Erste Hälfte 3. Auflage. 7 Mark
Zweite Hälfte 2. Auflage. 7 Mark

Zweiter Band.

Erste Hälfte . . . . . 8 Mark
Zweite Hälfte. . . . . 8 Mark

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart

Tauchnitz Edition.

January 12, 1898.

Many Cargoes.

By (1644)

W. W. Jacobs.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Am 15. Jan. beginnt zu erscheinen:

Felix Dahns Sämtl. poetische Werke.

Erste bill. Gesamtausgabe d. Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen od. 21 Bdn.
Preis Mk 75.— Gebunden Mk. 95.—
Monatl. 1 Band oder 3—4 Lieferungen, jede durchschnittl. 7 Bog. zu je Mk 1.—
Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

Die erste Lieferung wird in allen Buchhandlungen vorgelegt.

Eröffnet durch: (1600)

Ein Kampf um Rom.

Diese erste billige Gesamtausgabe der Werke dieses echten Dichters, dessen Lebenswerk in Romanen und Dramen, Dichtungen und Balladen die Entwickelung unseres Volkes von Anbeginn bis zu Kaiser Wilhelms Tode umfaßt, wird für jedes deutschgesinnte Haus ein wertvoll. Familienschatz sein.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 17. Januar. Nummer 12.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wirthschaft und Recht. Von Dr. Georg Gaupp. — Bayerische Landeskunde. Von S. Günther. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wirthschaft und Recht.

Von Dr. Georg Gaupp.

Daß Sitte, Recht und Staat nicht in der Luft stehen, sondern ihre realen Bedingungen und einen festen Untergrund haben, ist selbstverständlich. Es ist heute ausgemacht, daß sie keine willkürlichen Schöpfungen und konventionellen Erzeugnisse des Menschen sind. Sie haben einen objektiven Bestand und sind von der Menschenwillkür unabhängig, nicht aber unabhängig von den realen Bedingungen; sie entwickeln sich nicht nach einer inneren Logik oder einer inneren Gesetzmäßigkeit, wie man einstens nach Hegel glauben konnte, wiewohl ihnen eine innere Logik zugrunde liegt. Sittlichkeits- und Rechtsgefühl sind keine leeren Namen, kein bloßer Reflex der Entwicklung. Sittlichkeit und Gerechtigkeit sind ohne Zweifel in der Vernunft begründet, und mögen die unvergänglichen, allgemein gültigen und Alle verpflichtenden Prinzipien noch so gering an Zahl sein, ganz zu verkennen sind sie nicht. Allerdings tausendfach verschieden ist ihre Anwendung und Ausgestaltung, und es ist nicht immer leicht, aus der bunten Fülle der konkreten Erscheinungen des Rechts und der Sitte den schlichten Gedanken und das Prinzip herauszuschälen. Die realen Bedingungen, unter denen sie zur konkreten Gestaltung gelangen, sind eben verschieden. Welches sind nun diese Bedingungen? Ist es das Klima, die äußere Umgebung, die Natur oder sind es geschichtliche Ereignisse, ist es die durch die Naturgrundlage und geschichtliche Verhältnisse gegebene Wirthschaftsordnung oder ist es der Volksgeist, der Volkscharakter? Alle diese Verhältnisse hängen miteinander zusammen und man wird keines vom andern losreißen können. Es wäre daher einseitig, wenn man das Recht und die Verfassung eines Staates nur aus dem Volkscharakter erklären wollte, und einseitig, wenn man nur die Wirthschaftsart und Wirthschaftsordnung zugrunde legen wollte.

Früher, als noch eine idealistische Geschichts- und Weltanschauung herrschte, hat man einseitig die geistigen Faktoren berücksichtigt und nebenbei nur noch das Klima in Rechnung gezogen, man denke an Montesquieu's grundlegenden Geist der Gesetze! Dagegen hat schon Möser die wirthschaftlichen Bedingungen des Rechtes erkannt Rousseau gegenüber, der den Menschen abstrakt auffaßte und alle als gleich voraussetzte, da sie den Staatsvertrag abschlossen, während Möser hervorhebt, eine solche Gleichheit gebe es gar nicht. Eine Gesellschaft von Jägern und Hirten müsse sich unter ganz anderen Bedingungen vereinigen als eine von Ackerbauern. Möser hat eine Reihe von Zuständen und Anstalten, die sich aus dem Mittelalter noch erhalten hatten, aus geschichtlichen und wirthschaftlichen Verhältnissen erklärt, so vor allem den Feudalismus, das Monopol- und Privilegienwesen, den Mangel der Freizügigkeit, wogegen sich die damalige Vernunftsphilosophie richtete. Allerdings geschah dies mit ungenügend historischen Kenntnissen. Seine Betrachtungsweise ist auch nicht überall durchgedrungen, die Zeit Kants und Hegels war ihr nicht günstig. Erst um die Mitte unsres Jahrhunderts wurde sie wieder erfolgreich geltend gemacht: Arnold und Ihering haben die Unterschiede und die Eigenthümlichkeiten des römischen und germanischen Rechts aus wirthschaftlichen Ursachen erklärt. Mommsen hat in seiner römischen Geschichte, und Nitzsch in seiner deutschen Geschichte den wirthschaftlichen Untergrund stark hervortreten lassen. In neuester Zeit hat diese Berücksichtigung noch zugenommen. Der wirthschaftliche Gesichtspunkt wird beinahe allen Verhältnissen zugrunde gelegt, die Wirthschaftsgeschichte wird allbeherrschend. Insofern nicht die richtigen Grenzen überschritten werden, ist das wohl als eine heilsame Reaktion zu begrüßen. Die Volkswirthschaft war lange genug und allzusehr vernachlässigt im Vergleich zu der Bedeutung, die sie im Volksleben einnimmt.

Die Wirthschaft und wirthschaftliche Arbeit nimmt einen breiteren Raum im Volksleben ein, als man nach früheren Voraussetzungen glauben könnte. Nur ist man heute in das andere Extrem gefallen und überschätzt ihre Bedeutung. Die materialistische und sozialistische Geschichtsauffassung kennt nur noch materielle, gar keine idealen Faktoren des Volkslebens mehr. Zwar sagt schon Schiller, Hunger und Liebe machen das Weltgetriebe aus, aber nach der materialistischen Geschichtsauffassung könnte man glauben, der Hunger allein sei das große Weltmotiv; alles wird hier zurückgeführt auf den Kampf um Besitz, nicht bloß Recht und Politik, sondern auch die Religion und selbst sprachliche und literarische Erscheinung. Die Wandlungen der Sprachen, das Auftauchen von Dialektformen, sagt man z. B., hänge mit sozialen Verschiebungen, dem Aufsteigen unterdrückter Volksschichten zusammen. Der Meistersang habe die Minnedichtung verdrängt, als das Bürgerthum höhere Bedeutung erlangte. Die Religion eines Volkes widerspiegle die soziale Ordnung, man übertrage auf den Himmel die Kasten- und Ständeunterschiede, so namentlich in China und Indien. Der mittelalterliche Gottesbegriff sei ein Reflex der absoluten Fürstengewalt, der moderne der der konstitutionellen Monarchie. Verkehrt sei es, wenn Quinet und Max Müller soziale Verhältnisse aus religiösen erklären.

Am weitesten geht in dieser Richtung ein italienischer Universitätsprofessor Achille Loria in dem Werke „Die wirthschaftlichen Grundlagen der herrschenden Gesellschaftsordnung“, übersetzt von Karl Grünberg, Privatdozent in Wien (Freiburg 1890).

Derselbe übertrifft weit dasjenige, was bis jetzt in dieser Richtung von Bebel, Kautsky und Marx geleistet wurde, von Lamprecht gar nicht zu reden. Nach ihm hat sich nicht bloß thatsächlich und unwillkürlich Recht und Religion den sozialen Verhältnissen angepaßt, sondern wurde absichtlich so gestaltet, daß die Vorherrschaft der besitzenden Klassen dadurch gewährleistet werde. Zur Sicherung dieser

Herrschaft wurde auch eine entsprechende Moral erfunden, die Moral der Sympathie statt der des Egoismus.

Soweit die menschliche Gesellschaft in ihrer Geschichte vor uns liegt, zeigt sich nach Loria überall der Gegensatz zwischen den besitzenden und nichtbesitzenden Klassen. Dieser Gegensatz bleibt im Wesen immer gleich, seien die Besitzenden Grundrentner oder Kapitalisten, die Nichtbesitzenden Sklaven, Hörige oder Lohnarbeiter. Es ist eine unnatürliche Ordnung, die sich zuletzt selbst zerstört, da Grundrenten und Kapitalgewinn zuletzt wegfallen müssen. Diese unnatürliche Ordnung beginnt da, wo das Grundeigenthum nicht mehr frei war und in den ausschließlichen Besitz einer beschränkten Zahl überging. Die natürliche Ordnung stellt die sogenannte Grenzwirthschaft dar, von der die bestehende Ordnung ausging und zu der sie zurückkehren muß. Die Grenzwirthschaft beruht auf einer freien Vereinigung der Produzenten. Ihr voraus geht die isolirte Wirthschaft, wo noch Ueberfluß an Land besteht. Sobald aber die Grenzen enger werden und ein besserer Ertrag erstrebt werden muß, vereinigen sich die Produzenten oder Kapitalerzeuger zu gemeinsamer Arbeit und gleicher Ertragstheilung. Neben dieser freien und selbständigen Association gibt es aber auch eine gemischte, wo sich die selbständigen Produzenten mit den Arbeitern verbinden. Woher freilich diese Arbeiter kommen und wie sie sich selbständig neben den eigenen Produzenten erhalten können, ohne in Abhängigkeit zu gerathen, vergißt Loria zu sagen, und das ist umso bedauerlicher, als gerade die gemischte Association die häufigste und eigentliche Idealform der Grenzwirthschaft darstellt.

Aber diese Grenzwirthschaft ist, ich will nicht gerade sagen für die Zukunft, aber doch für die Vergangenheit, für die Urzeit in der Form, wie sie Loria darstellt, überhaupt eine Phantasie. Die freie Association, die man in den Nebel der Urzeit hinein konstruirt, hat nicht bestanden oder wenn sie bestand, war sie nichts weniger als ideal. Auch Loria spricht es gelegentlich aus, daß die Vereinigung auf primitiver Stufe nur durch Gewerbe möglich sei (S. 93, 135).

Am gründlichsten zerstört alle Illusionen Richard Hildebrand in dem Buche „Recht und Sitte auf den verschiedenen wirthschaftlichen Kulturstufen". Hildebrand leugnet überhaupt die freie Vereinigung und das Gemeineigenthum in gewöhnlichem Sinne, und er geht in dieser Hinsicht wohl etwas zu weit, er überträgt ohne weiteres die rohen Verhältnisse der heutigen Wilden auf die Urzeit. Aber im großen Ganzen dürften seine Annahmen richtig sein, namentlich dann, wenn dieselben sich auf Angaben alter Schriftsteller stützen können, was in wichtigen Punkten der Fall ist. Man braucht nur die primitive Wirthschaft schärfer ins Auge zu fassen, so werden alle idyllischen Träume rasch verfliegen. Die Jäger- und Hirtenvölker gleichen sich immer und überall, während der Ackerbau eine größere Verschiedenheit zuläßt.

Die Jäger und Fischer leben isolirt, nicht in Horden, sondern in Familien auf getrennten Gebieten. Frau und Kinder sind dem Manne unbedingt unterthan, auf der Frau ruht alle Arbeit, der Mann kämpft und jagt. Gewöhnlich nimmt man auch an, daß auf dieser Wirthschaftsstufe Frauen geraubt werden und daß das Mutterrecht besteht, d. h. daß die Mutter über die Kinder verfügt, und der Mann sich nicht um sie annimmt, aber diese Erscheinungen finden sich in noch höherem Grade bei den Hirtenvölkern.

Die Hirten sind nothwendigerweise Nomaden, selten vereinigt dasselbe Zeltlager das gleiche Geschlecht. Die Hirten leben weniger von dem Fleisch ihrer Weidethiere als von Milch und erjagten Thieren. Es gibt selten gemeinsame Obrigkeiten (Häuptlinge), und jeder Vater „richtet nach Willkür seine Kinder und Weiber und kümmert sich nicht um die Anderen" (Od. IX, 114). Die Frauen werden bereits gekauft, da das Vermögen ein Interesse darstellt. Das Privateigenthum hat bereits eine höhere Bedeutung erlangt, und damit ist auch die Ungleichheit eingebrochen. Es gibt, wie aus der Bibel bekannt ist, bereits Knechte und Mägde, das sind vielfach verarmte Leute des eigenen Stammes. Verarmte leihen Vieh und müssen starke Zinsen bezahlen, bis 100 Proz. Damit ist der Schuldknechtschaft der Boden bereitet.

In der Regel verbindet sich mit der Viehzucht bereits in kleinem Umfang der Früchtebau als Sache der Weiber und Knechte oder verarmter Familien unter dem Geschlechte.

Auf der untersten Stufe wird der Ackerbau noch nicht auf festem Grund und Boden betrieben, sondern nur im Umherziehen, wie es von den Germanen bekannt ist, und zwar wurde in der Regel nur eine Sommersaat auf höher gelegenen Ebenen gepflanzt. Ohnedies pflegen die Hirtenvölker den Sommer auf den Höhen zuzubringen. Auf dieser Stufe standen auch die Germanen, als sie in die Geschichte eintraten und Cäsar von ihnen berichtet. Die Freien beschäftigen sich nur mit Jagd und Viehzucht, und den Ackerbau betrieben Frauen, Knechte und arme Volksgenossen. Eine Genossenschaft, ein Gemeinwesen und Beamte gab es noch nicht, nur Verwandtschaften, Geschlechter und Familien. Den unfreien Volksgenossen wiesen die angesehensten Persönlichkeiten, die Stammeshäupter und Vornehmen, die Plätze zum Ackerbau an.[1]) Es bestand aber noch kein getheiltes Eigenthum, sondern noch eine Art Gemeineigenthum und wohl auch, was Hildebrand nicht zugeben mag, gemeinsamer Betrieb. Das Ackerland wurde nicht vertheilt, weil es noch zu unbedeutend und der Betrieb zu roh war. Cäsar meint auch, weil man die Ungleichheit vermeiden wollte, die sich sogleich an eine Vertheilung knüpft. Allein eine Ungleichheit war nicht zu vermeiden und bestand thatsächlich schon. Es war zuerst eine rein persönliche Ungleichheit; die nähere oder entferntere Verwandtschaft mit dem Stammeshaupt ergab ein Mehr oder Weniger an Rechten. Sobald man zu einer wirklichen Vertheilung von Gütern schritt, richtete man sich nach dieser Verwandtschaft. Nach den Brehon laws, die Hildebrand nicht anführt, theilten in Irland die Stammeshäupter an die einzelnen Häuser, zunächst an die verwandten, dann an die entfernteren, das Vieh. Wer ein solches empfing, der mußte 7 Jahre hindurch dem Geber jährlich ein Drittel der Zahl der empfangenen Kühe, ferner Milch und Dünger liefern, er mußte das Stammeshaupt mit seinem Gefolge jährlich zweimal beherbergen und verpflegen und er mußte ihm Dienste leisten beim Burgbau, in der Erntezeit und bei Kriegszügen. Nach 7 Jahren hörten die aus dem Empfang der Kühe entsprungenen Verpflichtungen auf und das Vieh wurde das Eigenthum derjenigen Hausgemeinschaften innerhalb des Stammes, die es empfangen hatten.[2]) Nach der Zahl des empfangenen Viehes richtete sich auch das getheilte Ackerland, im Grunde genommen, also nach der näheren Verwandtschaft mit den Stammeshäuptern (secundum dignationem, selon son antiquity, sagt ein Berichterstatter). Aus der Vieh- und Landvertheilung an weniger vornehme und ärmere Volksgenossen ergab sich natürlich eine Abhängigkeit, eine Art Hörigkeit und daher ist es sowohl von Hildebrand einseitig, wenn er meint, der Ackerbau habe allein die Verschuldung und Verknechtung des Bauern verursacht, als von Meitzen, wenn er der Viehzucht diesen Vorgang zuschreibt.

[1]) In diesem Sinne ist zu verstehen, was Cäsar schreibt: Magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum qui una coierunt, quantum et quo loco visum est agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt.

[2]) Vgl. Brentano, Die Entwicklung des Eigenthums in der Zukunft. 12, 295.

Mag ſich die Hörigkeit gebildet haben, wie immer, ſicherlich aber beſtand ſie nicht allein in vorchriſtlicher, ſondern auch in vorhiſtoriſcher Zeit, und es iſt ungerecht, das Chriſtenthum oder überhaupt die Religion verantwortlich zu machen. Nicht einmal die Erhaltung und Befeſtigung der Hörigkeit kann das Werk einer Religion ſein, da doch wirthſchaftliche Gründe allein darüber entſcheiden. Beſtimmen doch wirthſchaftliche Verhältniſſe die Religion und Moral ſelbſt nach der Annahme der Wirthſchaftshiſtoriker! Aber da pflegen dieſe materialiſtiſchen Hiſtoriker auf einmal in der Regel ſehr inkonſequent zu ſein. Loria, um auf ihn zurückzukommen, wirft dem Chriſtenthum vor, die Kapitaliſtenherrſchaft geheiligt und die Hörigkeit in gewiſſem Sinne unverbrüchlich gemacht zu haben. Vor dem Chriſtenthum wurde, meint er, die Sklaverei nur durch Gewaltmittel, durch Abſchreckung und durch die „Moral des Schwertes“ aufrecht erhalten. Die Religion bekümmerte ſich um die Sklaven nicht, ſie war ja, wie Ariſtoteles ſagt, nur Sache der Reichen. Das wurde anders mit dem Chriſtenthum. Urſprünglich ſei dieſes eine Sache der Unterdrückten geweſen und habe nicht nur die Emanzipation, ſondern auch die Empörung der Sklaven begünſtigt, aber aus einem revolutionären Prinzip ſei bald ein konſervatives geworden. Das Chriſtenthum bedrohte den Ungehorſam nicht mit irdiſchen, ſondern mit ewigen Strafen und ſtellt ſich darin in den Dienſt der Kapitaliſten. Zwar ſucht es unter den Kapitaleigenthümern Handlungen zu verhindern, die ſie gegenſeitig ſchädigten, aber es ließ, ſagt Loria, allem Unrecht freien Lauf, wenn es nur das kapitaliſtiſche Syſtem nicht in Frage ſtellte. Unter dem Schutz der Religion ſeien unſagbare Greuel, Räubereien und Grauſamkeiten begangen worden. Den Hörigen, die mahlten, ſei der Mund verbunden worden, damit ſie nicht Mehl naſchten. Philipp der Schöne habe die Retigion und Prieſter als ein gutes Mittel erklärt, um das Gewiſſen abzuſtumpfen. Skeptiſche Genußmenſchen haben ſich mit den Prieſtern verbunden, um das Volk im Zaum zu halten. Selbſt die Greuelthaten der Renaiſſance werden der Religion zur Laſt gelegt.

So hätte alſo die Religion, anſtatt von der Wirthſchaftsordnung ausſchließlich beſtimmt zu ſein, dieſe ſelbſt ungünſtig beeinflußt! Aber ihre Macht habe doch bald abgenommen, als die Wirthſchaftsordnung eine andere wurde, als die zwangsweiſe Arbeiterafſociation begann. Dieſe Organiſation fand am früheſten und ſtärkſten im Norden ſtatt, und deßhalb habe ſich hier die Religion zum Proteſtantismus abgeſchwächt. Der Süden ſei in dieſer Hinſicht zurückgeblieben und deßhalb, nicht weil die Verwaltungsorganiſation der Kirche bei lateiniſchen Völkern kräftiger war,[1]) habe ſich hier der Katholizismus erhalten. An der Sklaverei des Südens ſei das Heidenthum eigentlich ſo unſchuldig geweſen, wie das Chriſtenthum an ihrer Aufhebung. Sie ſei einfach dadurch zu erklären, daß hier der Boden viel fruchtbarer war. Daher ſei die Ausſchließung des Arbeiters vom freien Lande nur mit Blut und Eiſen durchgeführt worden. Als nach dem Einfall der Germanen die Wirthſchaftsverhältniſſe ſich änderten, ſei auch hier die Hörigkeit eingeführt worden. Die Kirche hat alſo nach Loria gar kein Verdienſt an der Milderung der Sklaverei, im Gegentheil hätte erſt ihre Zurückdrängung freien Verhältniſſen Raum geſchafft. Erſt damit wäre man in das Stadium der Lohnverhältniſſe und, fügen wir bei, der Pachtverhältniſſe eingetreten. Man pflegt dieſe Veränderung ſonſt mit dem Uebergang von der Natural- zur Geldwirthſchaft zu verbinden. Loria kennt offenbar die Bedeutung dieſes Umſchwungs nicht, ſeine Anſchauungen ſind in dieſer Hinſicht ziemlich oberflächlich. Er legt einſeitig den Nachdruck darauf, ob die Sklaverei oder die Hörigkeit oder ein Lohnverhältniß die Beziehungen der arbeitenden Klaſſen zu den kapitaliſtiſchen beſtimmt, ohne die Bedingungen der Verſchiedenheit gründlicher zu unterſuchen. Die Verſchiedenheiten hängen nicht allein davon ab, ob das Land frei oder beſchränkt und die Arbeiter iſolirt oder einer Vereinigung fähig ſind. Der ſittliche und religiöſe Geiſt, die Fortſchritte der Wirthſchaft ſpielen auch eine bedeutſame Rolle. Wenn die Sklaverei verſchwand, ſo war daran vor allem die höhere Einfachheit und Sittlichkeit der chriſtlich-germaniſchen Völker ſchuld. Auch die von Loria ganz verkannte Zunftorganiſation des Mittelalters verdankt ein gutes Theil ihrer Erfolge dem chriſtlichen Geiſte; ohne eine ſolche Organiſation wäre weder die Blüthe des italieniſchen, noch des deutſchen und engliſchen Gewerbefleißes möglich geweſen. Für Loria exiſtirt dieſe Entwicklung überhaupt gar nicht. Selbſt das Geldweſen hätte ſich nicht zu einem ſo mächtigen Kreditverkehr entwickelt, wenn nicht der Geiſt des Vertrauens und die Solidarität die Völker erfüllt hätte.

Die wechſelnde Stellung der arbeitenden Klaſſen drückt ſich nach Loria auch in anderen Rechtsverhältniſſen aus. So könne man in der Familie an der Stellung der Frau und Kinder erkennen, ob Sklaverei, Hörigkeit oder Lohnverhältniſſe herrſchen. Im Eigenthumsrecht erlange die Arbeit immer mehr und mehr ein Recht gegenüber dem bloßen Eigenthum und der grundherrlichen Macht. Daher wurden die Erſetzungsfriſten kurz bemeſſen, das Eigenthum von dem Erzeugniß aus fremden Materialien wurde dem Erzeuger zugeſchrieben. Die Pächter erhielten mehr Rechte, und zwar um ſo mehr, je höher die Grundrente nach dem Anbau weniger ergiebiger Ländereien ſteigt. Der Rentenzuwachs treibt an ſich zur Schlechterſtellung des Pächters, aber wie Loria, ohne ſich deſſen klar zu ſein, zugibt, tritt dem das Recht entgegen, nur in Italien, meint er, habe es eine entgegengeſetzte Richtung genommen und begünſtigte die Grundeigenthümer.

Von anderen Geſichtspunkten wird das Erbrecht beſtimmt. Urſprünglich beſtehe ſo ziemlich überall das Geſammterbe der Familienglieder, die das Gut gemeinſam bearbeiten. Mit der Entwicklung der Sklaverei und ſpäter wieder der Lohnwirthſchaft führe das Beſtreben der Kapitalsanhäufung zum Teſtamente. Die Teſtierfreiheit habe nicht den Sinn und Erfolg einer Zerſplitterung, ſondern der Anſammlung des Grundbeſitzes. Erſt die Einführung von Pflichttheilen (quarta falcidia) nöthigte zu einer Theilung. In Deutſchland habe die Verbindung der Gerichtsbarkeit mit dem Eigenthum, m. a. W. die Grundherrlichkeit zu Majoraten und Fideikommiſſen geführt. Eigentlich kam das zuerſt in Spanien, Frankreich und dann auch in England auf. Walfgang von Eſchenbach verwirft ſie noch als eine welſche Sitte, und in erſter Linie war nicht die Gerichtsbarkeit, ſondern die lehensrechtliche Gebundenheit für die Geſtaltung des Erbrechts maßgebend. Die Verbindung politiſcher Rechte mit dem Grundbeſitz hat in Deutſchland nicht verhindert, daß gerade in den wichtigſten Punkten Land- und Landesherrlichkeit ſehr häufig vertheilt, ja zerſplittert wurde. Das war ja das Unglück des deutſchen Territorialismus, daß ſo viele Erbtheilungen vorkamen. Man kann das noch heute an der Zerſplitterung des erneſtiniſchen Hausbeſitzes in Sachſen bemerken.

Daß das Eigenthums- und Erbrecht von den beſitzenden Klaſſen in ihrem Sinn mißbraucht werden könne, unterliegt keinem Zweifel. Das beweiſt ſowohl die Geſchichte der Grundherrſchaft als die Geſchichte des Kapitalismus. Die Grundherren haben ihre Stellung oft mißbraucht, ſie haben die Leiſtungen ihrer Grundholden ausgedehnt und aus dinglichen Verpflichtungen perſönliche gemacht, ſie haben ihr Bannrecht ausgedehnt und ihm Dinge

[1]) Macaulay in dem Eſſay über Ranke.

und Betriebe unterworfen, die ursprünglich als gemeines Recht galten. Daß der Kapitalismus Arbeiter und Schuldner ausnutzen kann, braucht nicht weiter erwähnt werden. Aber daraus folgt nicht, daß das Eigenthum überhaupt bloß eine kapitalistische Rechtsform sei. Abusus non tollit usum. Nach der materialistischen Rechts- und Geschichtsauffassung sind jene Rechtsformen historische Kategorien, geschichtliche Erscheinungen, die mit der fortschreitenden Entwicklung von selbst verschwinden. Daß sie in der Natur des Menschen begründet sind, wird vollständig übersehen oder geleugnet. Eine gesunde Rechtsanschauung muß daran festhalten, daß Eigenthum und Erbrecht ewige Kategorien sind. Sie sind begründet in der Natur des Menschen, die sich ohne sie nicht entwickeln und kein Familienleben führen kann. Wohl unterlag die nähere Ausgestaltung des Eigenthums und Erbrechts geschichtlicher Entwicklung und wohl waren die Rechtsformen in ihrer positiven Gestaltung allerlei Mißbräuchen zugänglich, aber das wird immer so bleiben, und es kann sich nur darum handeln, ob man im Eigenthums- und Erbrecht mehr den individualistischen oder den sozialen Gesichtspunkt zur Geltung kommen läßt. Heutzutage ist man mehr für den sozialen Gesichtspunkt eingenommen, was gewiß sehr erfreulich ist. Das neue Bürgerliche Gesetzbuch hat dieser Stimmung Rechnung getragen, freilich nicht in dem Maß, wie es Pfizer in der Beilage 1893 (Nr. 18, 55, 106, 147) verlangt hat. Wie man sich erinnert, hatte er u. a. eine Gewinnbeteiligung unter Unternehmern und Arbeitern und eine Verstaatlichung solcher Vermächtnisse, die an entfernte Verwandte fallen würden, vorgeschlagen. Das ging wohl etwas zu weit. Wenn man durch solche Maßregeln oder zu starke Besteuerung die Ansammlung großer Kapitalien verhindern will, so lähmt man auch dadurch alle Unternehmungslust und verhindert alle jene Unterstützungen, die aus freier Wahl von Privaten zu gemeinnützigen Zwecken geschehen. Private könnten dann weder für Kunst und Wissenschaft, noch für Religion etwas thun. Wie manche Genies verdanken aber gerade privater Hülfe ihr Aufkommen? Der Staat kann ihre Thätigkeit doch nicht ganz ersetzen. Man darf daher den sozialen Gesichtspunkt nicht übertreiben, man muß auch an das Recht des Individuums und an die Freiheitsrechte erinnern. In seiner Verbindung mit den demokratischen Einrichtungen würde der soziale Gedanke allzusehr dazu dienen, jedes individuelle und originale Streben zu verhindern und eine traurige Mittelmäßigkeit zu erzeugen. Die Gleichheit verschlänge die Freiheit.

Bayerische Landeskunde.

Geographica geographice. Unter diesem Motto möchte der Unterzeichnete den zweiten Band des nunmehr fertig gewordenen Werkes [1]) von W. Götz über Bayern besprechen. Verschiedene Umstände veranlassen dazu, gerade diese Devise zu wählen; denn bei einem Buche von dieser Art liegt immer die Gefahr nahe, daß es verkannt, in seiner Eigenart unterschätzt und nicht so gewürdigt werde, wie es dies im vollsten Maße verdient. Wir stellen die gewiß nicht unberechtigte Forderung auf, daß eine geographische Leistung auch vom geographischen Standpunkt aus geprüft werde, und zwar darf dieser Standpunkt nicht der sein, welchen auch innerhalb der allmählich zum Bewußtsein ihrer Eigenart und ihres Werthes gelangenden Wissenschaft ganz achtbare Leute vor einigen Dezennien einnahmen, sondern allein derjenige, den wir glücklich, und nach vielen Mühen, jetzt erreicht haben und von dem wir doch nicht mehr abgedrängt zu werden wünschen.

Daß es nicht so ganz leicht ist, den Kernpunkt, auf den alles ankommt, herauszuschälen, das wollen wir gern zugeben. Wesentlich aus praktischen Gründen ist dem Text auch stets eine ortsgeschichtliche Uebersicht einverleibt worden, welche nicht von dem Verfasser selbst herrührt, welche vielmehr, wie das Vorwort klar ausweist, von Hrn. Schriftsteller J. M. Forster bearbeitet ward. Es liegt nun die Gefahr nahe, daß man in dieser Beigabe, welche als integrirender Bestandtheil einer Landeskunde nicht angesehen werden kann, so werthvoll auch sehr Vielen diese fleißige Zusammenstellung oft wenig bekannter Begebenheiten erscheinen mag, eine Hauptsache erblicke und über den historischen Details das außer acht lasse, auf was es dem Autor und den seine Absichten verstehenden Lesern hauptsächlich ankommt. Des ferneren wird so Mancher, der die Geographie nur im statistischen Gewand kennen zu lernen Gelegenheit hatte, auf Zahlenangaben ein Hauptgewicht legen wollen; fehlen dürfen dieselben freilich nicht, und es ist auch wahrlich ein stattlicher Apparat angewendet worden, um nach dieser Seite hin auch hochgespannten Anforderungen zu genügen; aber trotzdem erblicken wir in diesem Bestandtheil, der natürlich die Brauchbarkeit und Verkäuflichkeit des Werkes beträchtlich fördert, nicht ein entscheidendes Moment. Zum dritten endlich muß zwar die mühevolle, bis ins einzelne gehende Berücksichtigung der rein typographischen Dinge als ein großes Verdienst des Verfassers ihm angerechnet werden, aber das hätte bei entsprechender Hingebung auch ein Anderer fertig gebracht. Was dagegen dieses Handbuch als eine ganz einzigartige literarische Leistung für unser engeres Vaterland kennzeichnet, das ist der Umstand, daß wir nun endlich eine wirklich diesen Namen verdienende bayerische Geographie erhalten haben. Eine solche gab es bisher noch nicht, so treffliche Anläufe und Vorarbeiten darzu auch bereits vorhanden waren.

Es ist hier nicht der Ort, Wesen und Zweck einer wissenschaftlichen Landeskunde eingehend zu skizziren; der Raum würde nicht reichen, und es ist auch kein Bedürfniß darnach anzuerkennen, da Jeder, dem es um Belehrung über diese methodisch so wichtige Frage zu thun ist, in den Schriften deutscher Fachmänner — es sei nur an Pencks „Deutsches Reich" erinnert — sich leicht darüber zu orientiren vermag. Aus unsrer Inhaltsanalyse wird ja ebenfalls hervorgehen, was wir meinen. Nur mit kurzen Worten sei hervorgehoben, daß wir darauf ausgehen, von jedem großen oder kleinen Theil des Erdganzen Bodengestalt, Bodenbeschaffenheit, Bewässerung, Klima und das Zusammenwirken dieser drei geographischen Elemente bei der Ausgestaltung der anthropologischen Verhältnisse erforscht wissen zu wollen. Und eben dieses leistet in selten umfassendem Maße der Verfasser vorliegenden Werkes.

Der erste Band enthielt, wie man sich erinnert, eine allgemeine Landesbeschreibung und die spezielle Charakteristik der drei altbayerischen Regierungsbezirke; diesmal kommen die fünf Kreise Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken, Pfalz und Schwaben-Neuburg an die Reihe. Die Art der Stoffbehandlung konnte sich selbstredend nicht ändern, und es wird mithin zunächst in größeren Strichen ein Bild der Oro- und Hydrographie einer jeden Provinz gezeichnet, welchem sich die Einzelbeschreibung der alphabetisch geordneten Bezirksämter anreiht; die unmittelbaren Städte erhielten die ihnen zukommende Sonderstellung angewiesen, und innerhalb jedes Bezirksamts sind die Unterabtheilungen wieder durch die Amtsgerichte bestimmt. Bei dieser Anordnung hat der Geograph dem Statistiker unzweifelhaft eine gewisse Konzession machen müssen; denn der erstere

[1]) Geographisch-Statistisches Handbuch von Bayern. Verfaßt von Dr. Wilh. Götz, k. Professor. II. Band. München 1898. G. Franz'scher Verlag (J. Roth, kgl. bayer. Hofbuchhändler). gr. 8°. XI und 1158 S., XXXIX Seiten Index.

würde, wenn er nicht eben auch noch andere Rücksichten zu nehmen hätte, wohl lieber, um beim Kreise Schwaben zu bleiben, von Ries aus zu den Donaugegenden und von da, an den Flüssen Lech, Wertach und Iller aufwärts schreitend, zu den Alpen und endlich zum Bodensee übergehen; aber die damit ausgesprochene Zerreißung der administrativen Einheiten des Königreichs würde allen denen unbequem sein, welche das Werk nicht bloß der Belehrung halber, sondern auch als Rathgeber in den Fragestellungen des täglichen Lebens auf ihrem Tisch liegen haben. Unter den gegebenen Verhältnissen war die gewählte Gliederung die einzig mögliche und somit auch die beste.

Wir wollen, um dem, der unsre Vorlage noch nicht aus eigener Anschauung kennt, eine deutliche Vorstellung von dem Verfahren des Verfassers zu verschaffen, irgend ein geographisches Individuum herausgreifen und wählen als solches Probebeispiel die durch ihre Isolirung vom Hauptkörper hiezu am meisten auffordernde Rheinpfalz. Dieselbe läßt sich zerlegen in die drei Haupttheile: Nordpfälzisches Bergland nebst Donnersberggebiet; Westrich und Haardt; Vorderpfalz. Die Grenzlinien der drei Landestheile sind geologisch gegeben, denn nach Westen markirt die Landstuhler Bruchlinie einen deutlich erkennbaren Abschnitt, und gegen die sich völlig mit dem bayerischen Stücke des großen rheinischen Senkungsgrabens deckende Vorderpfalz heben sich die aus diesem Graben als Horste aufragenden Nordvogesen kräftig genug ab. Innerhalb jedes einzelnen Bereiches bieten sich dann die tektonisch vorgezeichneten, aber erst durch die Erosion ausgetieften Flußthäler für die Schaffung weiterer Untergruppen dar; so wirkt die Alsenz als eine unverkennbare Scheidelinie, indem namentlich auch die verschiedene Natur der Gebirge zu beiden Seiten sich als unterscheidender Faktor bemerklich macht; hier wiegt der pfälzische Sandstein der Triasperiode vor, dort haben paläozoische Melaphyrdurchbrüche dem Bodenrelief eine vielfach abweichende Gestalt verliehen. Ebenso bieten sich Lauter und Glan als Hülfsmittel der Abtrennung dar. Da, wo solche versagen, muß der Geograph andere Kriterien zu Hülfe nehmen, so daß im sogenannten Westrich vier Bezirke sich herausbilden, je nachdem man ein Gebiet relativer Unfruchtbarkeit (im Bliesgau), ein solches des besseren Ackerstandes (in der Mittelzone), ein eigentliches Gebirgsterritorium (im Süden) und ein Waldland (vgl. schon im Werke des Großen Generalstabes über 1870/71 die Waldzone von Kaiserslautern) einander gegenüberstellt. Innerhalb der Haardt fällt die geographische Sonderung sogar noch leichter, und sogar in der oroplastisch allerdings weit weniger differenzirten Rheinebene liefert der Speyerbach ein passendes Mittel zur Abgrenzung einer Nord- und Südhälfte. Als ein sehr gutes Beispiel für die Methode des Verfassers möchten wir ferner die Erörterung der Bedingungen hier anführen, von welchen sich die Prosperität gewisser Städte abhängig erweist. Nicht immer freilich hat bei solchen Untersuchungen die Geographie das entscheidende Wort zu sprechen, denn wenn es z. B. das auf einer, an sich sterilen Hochfläche, entfernt von großen Verkehrsstraßen gelegene Pirmasens zu stattlicher wirthschaftlicher Entwicklung gebracht hat, so ist das nur aus der Geschichte heraus zu verstehen; „das Werden und Erblühen der Stadt ist," wie Prof. Götz zutreffend sagt, „nur eine Wirkung menschlicher Willenskraft." Doch bleibt dies eine Ausnahme; denn in der Regel war die spätere Bedeutung einer menschlichen Ansiedlung schon durch die besonderen geographischen Zustände der Oertlichkeit vorausbestimmt. Davon überzeugt man sich recht deutlich, wenn man die Darlegungen dieses Landes über Nürnberg und Augsburg vergleicht, über zwei Großstädte, die, als an Kreuzungslinien europäischer Handelswege gelegen, den Keim zu der außergewöhnlichen Stellung, welche sie insbesondere im Mittelalter behaupteten, von Anfang an in sich trugen.

Wir würden diesem stattlichen Bande nicht gerecht werden, wollten wir von dem schweigen, was der Mühewaltung und Opferwilligkeit der Verlagshandlung zu danken ist. Hieher gehört die vornehme Ausstattung an sich, hieher namentlich auch der reiche Bilderschmuck, welcher diesen zweiten Theil noch mehr als den ersten ziert. Es will uns vorkommen, als sei den Zwecken, welchen durch derartige landschaftliche Illustrationen nachgestrebt wird, ein ganz besonderes Genüge geleistet worden; denn so weit der Berichterstatter sich auf Autopsie berufen kann, muß er erklären, daß das typische Gepräge des betreffenden Ortes durchweg ganz ausgezeichnet zur Geltung kommt. Und zweifellos ist dies ein Punkt, welcher zur Belebung des mitunter etwas unter der Stofffülle erliegenden Interesses aller Leser, welcher Kategorie sie auch angehören mögen, ganz erheblich beiträgt.

Zum Schlusse halten wir eine Bemerkung allgemeiner Natur für angezeigt. Unsre Ueberzeugung geht dahin, daß Prof. Götz alles, was in der Kraft eines einzelnen Menschen steht, gethan hat, um einerseits durch das fleißigste Studium aller zugänglichen Quellen, andrerseits durch Bereisung und Durchwanderung der von ihm geschilderten Orte und Gegenden seiner Darstellung das höchstmöglichste Maß von Exaktheit zu verleihen. Daß aber z. B. ein Ortseingesessener gelegentlich einmal eine Notiz antrifft, die er zu verbessern in der Lage ist, versteht sich ganz von selbst; nur durch Zusammenwirken einer Vielheit von Mitarbeitern wäre dem a. nfalls zu begegnen, und damit wäre gerade der höchste Vorzug wieder aus der Hand gegeben, welcher einem solchen Werke zuzusprechen ist, die Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Wer da wähnt, durch Zusammenklauben einer Anzahl von Fehlerchen, die in einer Viertelstunde gehörigen Ortes richtigzustellen sind, an einem Buche, wie es diese Landeskunde ist, sich die Sporen des Splitterrichters verdienen zu können, der negirt, so hat sich jüngst erst das „Liter. Zentralblatt" sehr bezeichnend ausgedrückt, die Existenzberechtigung einer großangelegten, zusammenfassenden Arbeit überhaupt. Wer ein ähnliches Werk schreibt, der nimmt wohlgemeinte Berichtigungen, die ihm für eine Neuauflage übermittelt werden, gewiß gern und dankbar an; der sachliche Werth dagegen wird durch eine Handvoll solcher Berichtigungen in gar keiner Weise beeinflußt. Das ist unstreitig die Anschauung aller Geographen, denn in erster Linie die nun fertiggestellte bayerische Geographie empfohlen sein möge.

S. Günther.

Mittheilungen und Nachrichten.

C. H. **Eine falsch katalagisirte Statue im Louvre-Museum.** — In derjenigen Abtheilung des Louvre-Museums zu Paris, worin die Bildhauerei des 18. Jahrhunderts aufgestellt ist, befindet sich an einem hervorragenden Platze eine Statue, einen liegenden, berauschten Faun vorstellend. An dem Piedestal liest man: T. Sergel (* 1736, † 1814). Jeder, der diese lügige und schlecht ausgeführte Arbeit sieht, bleibt sicher verwundert stehen und fragt sich: Wie ist es möglich, daß der berühmte schwedische Bildhauer Johann Tobias Sergel diese Statue ausgeführt haben soll? Ein Kunstkenner sieht leicht ein, daß diese Statue unecht ist und des großen Bildhauers unwürdig, der am 31. Januar 1779 feierlich zum Mitglied der französischen Kunstakademie gewählt wurde und den die Nachwelt an die Seite von Canova und Thorwaldsen gestellt. Da aber die Aufsichtsbehörde für Kunst in Frankreich gegen besseres Wissen eigensinnig darauf beharrt, diese Statue für Sergels Arbeit gelten zu lassen, verdient deren Geschichte bekannt zu werden.

Im Palais de Luxembourg in Paris befand sich 1803, laut dem damals ausgegebenen Katalog (l'Explication des

tableaux, statues, bustes etc. composant la Galerie du Palais du Sénat, An XI) eine Statue mit dem Titel: **Liegender Faun, ausgeführt in Rom aan Sergel, erstem Bildhauer des Königs von Schweden** (Faune couché, fait à Rome par Sergell, premier sculpteur du roi de Suède). Diese Statue von Sergel findet sich in allen Jahrgängen dieses Katalogs bis zum Jahre 1816 verzeichnet, verschwindet aber von da ab aus denselben. Im Jahre 1858 schrieb der nachmalige Direktor für bildende Künste, Marquis de Chennevières, in der Revue des Arts einen längeren Aufsatz über Sergel. Nachdem darin unter anderem erwähnt wird, daß Sergels „liegender Faun" seit 1816 verschwunden, erzählt er, er habe das außergewöhnliche Glück gehabt, diese kostbare Arbeit wiederzufinden. Während seiner Studien, schreibt er, fiel ein 1824 aufgestelltes Verzeichniß in seine Hände, welches die plastischen Arbeiten der damaligen königl. Sammlung enthielt. In diesem Verzeichniß ist unter Nr. 1920 eine Statue mit dem Titel: „Betrunkener Faun mit Trauben gekrönt auf einer Draperie liegend, von einem Unbekannten (Deutschen) ausgeführt." (Faune ivre couronné de raisins et couché sur une draperie, fait par un inconnu [un allemand] — Palais de Versailles). Sofort davon überzeugt, daß diese Statue die verlorene Sergel'sche sei, begab sich Marquis de Chennevières nach Versailles, wo er nach vielem und langem Suchen schließlich die im Inventarverzeichniß vom Jahre 1824 bezeichnete Statue bei dem Konservator Mr. E. Saulié auffand, welcher dieselbe aus einem Magazin, in dem Marmorarbeiten von geringerem künstlerischen Werth aufbewahrt wurden, entnommen hatte, um damit eines seiner Arbeitszimmer zu schmücken. — Dies ist die Erzählung des Marquis de Chennevières von dem von ihm entdeckten und im Louvre-Museum aufgestellten Faun!

Es ist höchst eigenthümlich, daß eine Person wie Marquis de Chennevières, welcher speziell den Künstler in Sergel studirt hat, so wenig Auge für dessen Art, die Natur aufzufassen und wiederzugeben, hatte und so kritiklos vorgehen konnte. Es war dem Marquis de Chennevières nämlich nicht unbekannt, daß sich in Stockholm aus der Zeit Sergels ein Exemplar seines liegenden Fauns befindet und daß der Katalog des schwedischen Nationalmuseums eine vollständige Beschreibung der Statue enthält, mit dem Zusatz, daß dieselbe eine Reproduktion der in Rom 1774 für Baron de Breteuil ausgeführten gleichen Statue ist. Diese Beschreibung hätte den Marquis de Chennevières schon überzeugen müssen, daß Sergels liegender Faun keine Aehnlichkeit mit dem von ihm gefundenen und nun im Louvre-Museum befindlichen liegenden, betrunkenen Faun hat, welcher übrigens im oben angeführten Inventarverzeichniß vom Jahre 1824 auch ganz anders beschrieben ist. Der gelehrte Marquis wollte jedoch behaupten, daß Sergel zwei ungleiche Faune gemacht, den in Stockholm und den von ihm aufgefundenen, und nahm keine Rücksicht darauf, daß dieser letztere nicht signirt war und in der Art der Behandlung keine Aehnlichkeit mit den Arbeiten Sergels hatte.

Die Ehre aber das Glück, den 1816 verschwundenen Faun von Sergel wiedergefunden zu haben, gebührt dem finnischen Maler Professor Adalf v. Becker, der gerade 100 Jahre nach der Herstellung, 1874, denselben in Paris entdeckte.

Wir wollen hier Professor Adalf v. Beckers eigene Erzählung von seiner Entdeckung anführen. — Während seines Aufenthalts in Paris 1874 ging Professor v. Becker eines Tages durch die Rue Lepeletier und ward nicht wenig überrascht, als er durch das Fenster eines Kuriositätenhändlers, Mr. Laurent, eine hübsche Marmorstatue erblickte, welche er als Sergels berühmten liegenden Faun wiedererkannte, den er im Nationalmuseum zu Stockholm oft gesehen und bewundert hatte. Er trat in den Laden und betrachtete die Statue näher. Dieselbe ruhte auf einem Piedestal von geschliffenem Porphyr, eingefaßt von einem Bronzegitter im Stile Ludwigs XV., und trug folgende Inschrift: „J. Sergell fecit Roma anno 1774." Professor v. Becker frug im Vorbeigehen leichthin, wer diese Arbeit ausgeführt, und erhielt von Mr. Laurent folgende Antwort: „Ich kenne den Bildhauer nicht, aber ich weiß, daß er einer von den Stipendiaten der französischen Akademie in Rom gewesen. Die Arbeit ist ausgezeichnet, und ich habe dieselbe 1871 bei der Versteigerung des Nachlasses des bekannten Kunstsammlers Mr. Demion gekauft." Professor v. Becker taxirte die Statue, nachdem der Preis, ohne Piedestal und Gitter, von 3000 Fr. auf 2500 Fr. ermäßigt worden, und sandte dieselbe nach Helsingfors (Finland), wo dieselbe sich im Museum des Finnischen Kunstvereins befindet.

Als es nachher verlautete, daß vom damaligen Direktor für bildende Kunst, Marquis de Chennevières, ein schlafender Faun von Sergel im Louvre-Museum aufgestellt worden sei, taxirte Professor v. Becker, daß diese Statue unecht sei und ersuchte einen in Paris sich aufhaltenden finnischen Kunsthistoriker, sich zu dem Marquis de Chennevières zu begeben und ihm zu beweisen, daß diese Statue unecht sei. Dieses geschah auch, aber Marquis de Chennevières blieb dabei, daß er Sergels verlorenen Faun wiedergefunden habe, und wenn der von ihm aufgefundene und im Louvre-Museum aufgestellte anders sei, als der des schwedischen Nationalmuseums, so habe eben Sergel zwei ungleiche Faune gemacht. Später erschien in der in Stockholm herausgegebenen Zeitschrift für Kunst und Industrie des norwegischen Professors Dietrichsen ein Aufsatz über Sergels liegenden Faun. Darin wird behauptet, daß Sergel zwei vollkommen gleiche Exemplare seines liegenden Fauns gemacht hat. Das eine kam zu Lebzeiten Sergels nach Stockholm und befindet sich nun dort im schwedischen Nationalmuseum. Das andere, sozusagen das Original, wurde 1774 auf Bestellung des Louis Auguste Baron de Breteuil ausgeführt, der Mitte des 18. Jahrhunderts in Stockholm, 1770 in Neapel und um das Jahr 1780 französischer Staatsminister in Paris war. Bei dem Ausbruche der französischen Revolution emigrirte derselbe nach Hamburg und sein Eigenthum wurde konfiszirt. Der größere Theil seiner interessanten Kunstsammlungen wurde im Hotel des Nesles (später Palais de l'Institut genannt) untergebracht, wohin ein Mr. Naigeon alles, was er von den Kunstsammlungen der Emigrirten retten konnte, brachte. Dieses Hotel des Nesles lieferte später reichen Beitrag zu der von dem nämlichen Naigeon 1802 gegründeten „La Galerie du Sénat conservateur" im Palais de Luxembourg. — Im Katalog der Sammlungen dieser Galerie findet man unter den plastischen Arbeiten zum erstenmal angeführt: „J. Sergel. — Faune couché fait à Rome."

Lebenszweck und Lebensauffassung von Dr. O. Stock. Greifswald, J. Abel 1897. — Wer einen Vergleich anstellt über die Bedeutung der Philosophie für das deutsche Kulturleben zu Ausgang des 18. und am Ende des 19. Jahrhunderts, der muß sich billig wundern, wie es kam, daß diese Königin der Wissenschaften aus ihrer führenden Stellung verdrängt wurde. Nur zwei Kanäle, der Materialismus und der Pessimismus, haben sich von dem Hauptstrom abgezweigt und das deutsche Geistesleben bis in die breitesten Schichten hinein mit ihrem keineswegs sehr reinen Wasser durchtränkt, während jener abseits sich immer tiefer in sein eigenes Bett eingrub.

Und doch scheinen heute die Gefilde, aus denen die Antriebe zum geistig sittlichen Fortschritt entsprießen sollten, förmlich zu lechzen nach direkter Befruchtung durch den allnährenden Strom einer geschlossenen, brauchbaren Welt- und Lebensauffassung. Ohne Ziel und Führung leben unsre modernen Freidenker in den Tag hinein, und selbst die rastlosen Förderer der Einzelwissenschaften haben den Zusammenhang mit einer umfassenden Weltanschauung und mit dem Geistesleben der Nation vielfach verloren. Bei solcher Lage der Dinge ist es freudig zu begrüßen, wenn ein junger Vertreter der Philosophie so gründliche Untersuchungen anstellt über „Lebenszweck und Lebensauffassung".

Es ist ein ernster, scharfsinniger Denkprozeß, in welchen wir durch das vorliegende Werk eingeführt werden, und anstrengende Denkarbeit erfordert es, ihm in alle die Verzweigungen der Gedanken und Schlüsse zu folgen. Aber unsre Mühe wird auch reichlich belohnt, nicht so sehr durch die Resultate, als durch die Arbeit selbst. — Als die Hauptaufgabe einer wissenschaftlichen Ethik betrachtet der Verfasser die Aufsuchung eines nothwendigen, absoluten und überindividuellen Zweckes, welcher nicht nur „das Gesetz der sittlichen Unterscheidung (bezw. Werthschätzung), sondern zugleich das Sittengesetz, und zwar unbedingt, begründen soll". Indem er diesen Zweck in erster Linie als einen „denk-nothwendigen

faßt, hofft er, vom „Boden des subjektiven Bewußtseins aus objektiv gültige sittliche Zwecke nachzuweisen.“ Als solchen nächsten objektiven Lebenszweck findet er, ähnlich wie Prof. Schuppe in seiner leider zu wenig beachteten „Ethik und Rechtsphilosophie“ (Breslau 1881), das Leben selbst oder die Selbstbehauptung. Der Verfasser erkennt und fühlt aber ganz genau, daß er mit dieser Zweckbestimmung noch nicht auf der Höhe des sittlichen Seins und Handelns angelangt ist. Denn das spezifisch menschliche Leben und Streben geht nicht wie das der übrigen Organismen in der Erhaltung der Individuen und der Gattung auf, sondern es hat offenbar noch höhere Zwecke und Aufgaben zu erfüllen. Allein statt aus der Geschichte des menschlichen Kulturstrebens diesen höchsten Zweck zu entnehmen, läßt sich der Verfasser verleiten, denselben durch scharfsinnige, aber gewagte logische Deduktionen zu gewinnen. Er geräth dadurch auf eine Seitenstraße, die ihm das Ziel nur theilweise erblicken läßt. Er sieht nämlich von den mannichfachen höheren oder Kulturleistungen der Menschheit nur Eine Reihe, den sogenannten intellektuellen Fortschritt, und kommt so zu einer allzu einseitig intellektualistischen Lebensauffassung. „Unser Wille zum Leben,“ so schließt er, „ist seinem Wesen nach Wille zur Erkenntniß“ (S. 99); die Selbstbehauptung ist nur Mittel zu diesem letzten und höchsten Zweck, dem Erkennen oder Wissen. Das Erkennen aber führt als stufenweise Annäherung an die Objektivität zur Selbstüberwindung (S. 108) und aus der Bewußtseinsgemeinschaft der Individuen zum sozialen Gemeinschaftsbewußtsein (S. 111). Sittlich sind die Zwecke, die dem absoluten Zweck der Erkenntniß oder der Wahrheit dienen. (S. 129). Die subjektive Sittlichkeit besteht also wesentlich in der Erkenntniß des logischen (!) Zusammenhangs der Zwecke (S. 140), Tugend = Denken, Wissen, Weisheit (S. 142—44).“ Nicht bloß seine Methode, sondern auch sein psychologischer Standpunkt, demzufolge ihm die gegenständliche oder Vorstellungsseite des Bewußtseins als „die übrigen weit überragende“ gilt (S. 107), macht uns diese einseitige Werthschätzung des Denkens gegenüber dem Fühlen und Wollen begreiflich. Dem unbefangenen, pädagogisch und historisch geschulten Betrachter jedoch ist es unzweifelhaft, daß das Sittliche keineswegs nur im Gebiete des Vorstellens, das ist im „Erfassen des Zusammenhanges der Zwecke“, sich abspielt, sondern daß dazu eine Veredlung des Gemüths durch Ausbildung der individual- und sozial-ethischen Gefühle, sowie eine Kräftigung des Willens und Charakters durch Uebung im rechten Handeln gehört. Die Verkennung dieser fundamentalen Thatsache verleitete den Verfasser zu der Behauptung, (S. 145), daß ein besonderer Moralunterricht nicht möglich sei, da „die Jugend noch nicht fähig sei, durch eigenes Denken den Zusammenhang der Zwecke herzustellen“. Gewiß, aber einer derartigen vernünftigen Sittlichkeit kann und muß durch Bildung des Gemüths und Gewöhnung des Willens vorgearbeitet werden, wenn es nicht später heißen soll: „Das Gute, das ich erkenne, vermag ich nicht zu thun, aber das Böse, das ich nicht will, thue ich.“

Natürlich konnte mit diesen kurzen Bemerkungen die Bedeutung des vorliegenden ethischen Werkes nicht genügend gewürdigt werden. Es entstand vielmehr in uns der dringende Wunsch, mit dem scharfsinnigen Verfasser, nachdem er von unsrer „Grundlegung einer modernen Lebensanschauung“ (Leipzig, bei Hirzel 1896) Einsicht genommen, uns gründlich aussprechen zu können, um in diesen wichtigsten Fragen, welche unser deutsches Geistesleben in den nächsten Jahrzehnten beschäftigen werden, zu möglichster Klarheit und Wahrheit zu gelangen. Vielleicht wird sich dann der von uns durch natur- und kulturgeschichtliche Untersuchung gewonnene Lebenszweck: Erhaltung und Veredlung des Ganzen (Volk und Menschheit) durch Erhaltung und Veredlung der Einzelnen, als der umfassendere und pädagogisch brauchbarere bewähren.

München. Unold.

* **Das unterseeische Boot**, das der Amerikaner Lake im Dezember v. J. auf dem Patapsco-Fluß bei Baltimore zu Wasser gelassen und auf mehreren Probefahrten versucht hat, scheint, wie der „Köln. Ztg.“ berichtet wird, wirklich eine brauchbare Grundlage darzustellen für weitere Versuche auf diesem von den Technikern aller Länder augenblicklich so eifrig angebauten Felde moderner Schiffsbaukunst. Verschiedene Marinen europäischer Staaten haben in schon seit längerem kleine unterseeische Fahrzeuge konstruiren lassen, zum Theil sogar in Gebrauch genommen; nur sehr wenig davon dringt in die Oeffentlichkeit, da die Versuche noch nicht abgeschlossen sind und einstweilen noch geheim gehalten werden müssen. Auch in der kaiserlich deutschen Marine werden schon seit längerem eingehende und unermüdliche Versuche mit unterseeischen Fahrzeugen angestellt, ohne daß davon auch nur das geringste bekannt würde. Die neue amerikanische Erfindung scheint einstweilen nur friedliche Zwecke zu verfolgen: in der Beschreibung, die Harpers Weekly in seinem letzten Heft davon gibt, ist auch nichts von den Torpedos zu finden, die das Boot nach den ersten Telegrammen abgeschossen haben sollte. Vielmehr scheint der Erfinder zunächst nur an ein Taucherboot gedacht zu haben. Zu dem Zweck hat er seinem Fahrzeug „Argonaut“ vor allem große Kessel zur Aufbewahrung von Preßluft gegeben, die den im Innern arbeitenden Mannschaften die nöthige Luft zuführen sollen. Gasolin treibt die Maschine und liefert die Heizung, ein elektrischer Scheinwerfer von 4000 Kerzenstärke soll dem Taucher, der, mit dem Boot verbunden, arbeitet, einen möglichst großen Umkreis für seine Thätigkeit ermöglichen. Das wichtigste Stück der Konstruktion ist die Versenkungsvorrichtung und der Apparat für den künstlichen Auftrieb, wenn nach gethaner Arbeit das Boot wieder an die Oberfläche kommen soll. Seiner äußeren Gestalt nach erinnert es an die Zigarrenform unsrer Torpedogeschosse. In der Mitte ragt ein großer zylinderförmiger Aufbau hervor, von dem aus bei Fahrt über Wasser das Steuerruder bedient werden kann. Einstweilen ist es dem Ingenieur Lake bei seinen Baltimorer Probefahrten gelungen, mit mäßiger Geschwindigkeit 4 Stunden lang unter Wasser zu fahren und allerhand Versuche über Manövrirfähigkeit der Maschine und Ankerung am Grunde zu machen, ohne daß er oder Jemand der zahlreichen Besatzung irgendwelche Beschwerden gefühlt hätte. Bei den ungezählten Schätzen, die alljährlich durch den Untergang von Schiffen in allen Meeren unwiderbringlich verloren gehen, würde eine weitere Vervollkommnung der „Argonaut“ zu einem völlig seetüchtigen, manövrirfähigen Taucherboot eine weittragende Bedeutung haben, und der Werth für diese friedlichen Zwecke würde umso größer sein, als die unterseeischen Boote, die Nordenfelt für England und die Türkei baute, sowie die neueren französischen Konstruktionen von Gustave Zédé und Anderen sämmtlich an den Grundgedanken des von unserm Landsmann Bauer 1850 in Kiel gebauten Tauchersprengbootes anknüpfen und ausschließlich kriegerischen Zwecken dienen.

* Seine Versuche mit der **Telegraphie ohne Draht** setzt der Italiener **Marconi** jetzt in England fort. Er sucht an der Südküste von Hampshire mit einem Punkt in der Nähe der als „Nadeln“ bekannten Kreidefelsen an der westlichen Ecke der Insel Wight ohne Draht telegraphische Verbindung herzustellen. Anfang der verflossenen Woche ließ Marconi nach der „Bass. Ztg.“ in dem Garten des Chine-Hotel in Boscombe einen Apparat aufstellen, um mit dem Apparat auf der Insel Wight Verbindung herzustellen. Die Entfernung beträgt in gerader Linie etwa 18 km und die Uebersendung der Nachrichten soll vollständig gelungen sein. Am Donnerstag rückte Marconi mit seinem Apparat zwei Meilen weiter westlich; auch dieser von der Düne bei Bournemouth aus ausgeführte Versuch gelang. Am Freitag ist Marconi nach dem 6 Meilen entfernten Swanage in Dorsetshire gereist, um seine Versuche auf eine Entfernung von 27 km vom Peveril Point aus fortzusetzen. Diese Versuche werden nicht im Auftrage des englischen Post- und Telegraphenamts ausgeführt, sondern geschehen für ein Syndikat. Der Zweck ist, zu ermitteln, ob es möglich sei, telegraphische Verbindung mit den großen transatlantischen Dampfern herzustellen, die aus allen Welttheilen an den „Nadeln“ vorbei nach dem Solent und Southampton fahren. Ist dies möglich, so ist der Schiffahrt allerdings ein große Dienst geleistet.

* **Darmstadt.** Am 14. Januar ist der Professor der Kunstgeschichte und Aesthetik an der hiesigen technischen Hochschule, zugleich Inspektor des großherzoglichen Museums, Dr. Rudolf **Adamy**, im 48. Lebensjahre gestorben. Er war

Digitized by Google

zu Lüdenscheid in Westfalen geboren und verfaßte u. a. „Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage", „Einführung in die antike Kunstgeschichte", „Die Einhard-Basilika zu Steinbach", „Die fränkische Thorhalle und Klosterkirche zu Lorsch".

* **Zürich.** An Stelle des zurückgetretenen Professors Forel wurde vom Regierungsrath Dr. Bleuler von der Pflegeanstalt Rheinau zum Professor der Psychiatrie an der hiesigen Universität und zum Direktor der Irrenanstalt Burghölzli gewählt.

* **Paris,** 14. Jan. In der vergangenen Woche weihte, wie die „Magdeb. Ztg." berichtet, Unterrichtsminister Rambaud zwei neue Gebäude der im Umbau begriffenen Sorbonne ein: die Universitätsbibliothek und die École des chartes (Urkundenhochschule). Mit der Fertigstellung dieser Baulichkeiten ist ein weiterer wichtiger Schritt in der Vollendung des Riesenwerkes — denn ein solches stellt der Umbau der Sorbonne dar — gethan. Der Umbau begann im Jahre 1885 und wird erst das neue Jahrhundert seine Vollendung sehen. Die alte Sorbonne wurde 1629 vom Kardinal Richelieu für die theologische Fakultät der Pariser Universität gebaut. Sie wurde, als Napoleon I. im Jahre 1808 die heutige „Universität von Frankreich" gründete (worunter man die obere Leitung des Unterrichts in ganz Frankreich versteht), zugleich der Sitz der Faculté des lettres und der Faculté des sciences, also der philosophisch-philologischen und der naturwissenschaftlichen Disciplinen. Die juristische und die medizinische Fakultät bewohnen außerhalb der Sorbonne ihre besonderen Paläste. Die Vorlesungen der fünf Fakultäten werden gegenwärtig von 14—15,000 Studenten besucht und sind unentgeltlich und öffentlich. — Die Erneuerungsarbeiten unter der Leitung des Architekten der Sorbonne, Nénot, nähern sich nunmehr ihrem Abschluß. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, die Vorlesungen der drei in ihr hausenden Fakultäten möglichst wenig zu stören. Man half sich dadurch, daß man den weiten Gebäudekomplex, den die Baulichkeiten der Sorbonne einnehmen und der nun der Rue des Écoles, der Rue de la Sorbonne, der Rue Cujas und der Rue Saint-Jacques begrenzt wird, in vier Abschnitte zerlegte und einen neuen Abschnitt erst dann in Angriff nahm, wenn der vorige niedergerissen und wieder aufgebaut war. Die Gebäude an der Rue des Écoles verschwanden zuerst und wurden durch die gegenwärtige Façade ersetzt, die einen etwas strengen, aber dennoch wirkungsvollen Eindruck macht. Hier befinden sich auch die Räumlichkeiten, die man die Empfangsgemächer der Pariser Universität nennen könnte; das monumentale Vestibül, die Ehrentreppe und das große Amphitheater, das für 3000 Personen Raum bietet und dessen Besuch jedem Fremden wegen des berühmten Freskogemäldes von Puvis de Chavannes zu empfehlen ist. Dieser Theil des Neubaues wurde bereits im Jahre 1889 eingeweiht und der Benutzung übergeben. 5 Jahre später wurde der zweite an der Rue Cujas gelegene Abschnitt beendigt. Dieser beherbergt hauptsächlich die Faculté des sciences. Die Amphitheater dieses Flügels, nämlich die der Chemie, der Physik, der Mineralogie und der Geologie, verdienen wegen ihrer glänzenden Ausstattung auch von Anderen besucht zu werden als von Studirenden. Der dritte Abschnitt mit der Front nach der Rue Saint-Jacques ist soeben vollendet und, wie erwähnt, vom Unterrichtsminister eingeweiht worden. Die Universitätsbibliothek, das anatomische Amphitheater, die Büchermagazine und die Säle der École des hautes études (diese Schule entspricht etwa den an deutschen Hochschulen bestehenden Seminaren) werden bereits benutzt. Die übrigen Hörsäle der Faculté des sciences und des lettres sind nicht weniger prunkvoll gehalten als die schon fertigen und werden im Februar ihrer Bestimmung übergeben werden. Die Bibliothek zählt durch ihre praktischen Einrichtungen zu den Hauptzierden der neuen Sorbonne und ist mit allen denkbaren Bequemlichkeiten ausgestattet. Der botanische Saal, in dem 140 Studenten, jeder an seinem kleinen Tisch, mikroskopisch arbeiten können, hat eine vortreffliche Beleuchtung. Der letzte Abschnitt des Neubaues ist vor kurzem begonnen worden.

* **Rom,** 14. Jan. Heute starb hier nach kurzer Krankheit der Präsident des Staatsraths, Senator Marco Tabarrini im 80. Lebensjahre. Er gehörte mit Vieusseux, Remont, Manzoni und Andern zu den Begründern des Archivio Storico Italiano, um das sich in den 40er und 50er Jahren alle die Geister schaarten, die für die Befreiung Italiens vom fremdherrschaftlichen Einflusse und für die politische wie geistige Selbständigkeit der Nation kämpften und — litten. Tabarrini war im Jahre 1848 in den Reihen der Toskaner in der unglücklichen Schlacht bei Montanara gestanden und gehörte für seine Nation schon aus diesem Grunde zu der sich immer mehr vermindernden Zahl der „eroi dell' independenza". Nachher war er intimster Freund und eine Zeit lang Sekretär Ricasoli's und einer der thätigsten Beförderer der friedlichen Revolution von 1859, die das Haus der Lothringer aus Toskana vertrieb. Das vornehm und würdig gehaltene Memorandum, welches noch dieser Revolution die provisorische Regierung Toskana's unter Ricasoli an die europäischen Mächte richtete, entstammt seiner Feder. Es gehört zu den schönsten Dokumenten der italienischen Unabhängigkeitsbewegung, auch im literarischen Sinn. Ueberhaupt trug Tabarrini in seinem ganzen Wesen etwas von der feinen Art der Toskaner des 14. und 15. Jahrhunderts an sich und vereinigte in seltener Weise die Energie und Tüchtigkeit des Charakters mit dem Sinn für die schöne Form und den maßvoll abgestimmten Ausdruck. In dieser Hinsicht hat er ungemein viel gewirkt, sowohl in den rein literarischen und journalistischen Stellungen, die er während der Zeit des Kampfes innehatte, wie in der leitenden Thätigkeit im Kultusministerium und im Staatsrath, zu der er nach der Gründung des Königreichs berufen wurde. Seine feinen biographischen Arbeiten, die er als Accademico onorario der Akademie der Crusca in Florenz herausgab, seine zeitgeschichtlichen Werke, die ihm später einen Sitz in der Akademie der Lincei eintrugen, und seine meisterhaften Berichte über das italienische Unterrichtswesen stellten ihn den feinsten Schriftstellern des modernen Italiens ebenbürtig an die Seite. Er war einer der wenigen Toskaner, die, nach Ricasoli's Hinscheiden, in Rom einen wirklich maßgebenden, wenn auch niemals sich laut in den Vordergrund drängenden Einfluß ausübten.

† **Rußland.** Der Professor der klassischen Philologie, J. W. Pomjalowskij, einer der ersten Gelehrten Rußlands, feierte am 20. Dezember 1897 unter großer Betheiligung seitens seiner Schüler und Verehrer sein 30jähriges Dozentenjubiläum. In seiner literarischen Thätigkeit ist er vielseitig, durchaus nicht nur auf sein Spezialfach beschränkt. Große Verdienste hat er auch um den Unterricht an den Mittelschulen. — Gestorben sind: J. P. Archipow, Vorsitzender des Unterrichtskomitees beim Landwirthschaftsministerium und besonderes Mitglied des Unterrichtskomitees beim Ministerium der Volksaufklärung, Abtheilung für technische Ausbildung. Der Verstorbene hat viele Verdienste um die Hebung des landwirthschaftlichen Unterrichts, von der auch in Nr. 294 (1897) die Rede war; E. E. Lindeman, wissenschaftlicher Sekretär des Pulkowaer Observatoriums, einer der hervorragendsten russischen Astronomen; endlich das berathende Mitglied des militär-medizinischen Unterrichtskomitees und Konsultant des St. Petersburger Nikolajewski'schen Militärhospitals, P. J. Multonowskij. Der Verstorbene genoß den Ruf eines ganz hervorragenden Chirurgen und war in letzter Zeit auch Vorsitzender der russischen chirurgischen Gesellschaft.

* **Krakau,** 15. Jan. Dr. Lucian Malinowski, Professor der vergleichenden slavischen Philologie an der hiesigen Universität und Mitglied der polnischen Akademie der Wissenschaften, ist heute nach kurzer Krankheit, 59 Jahre alt, gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Fest-Reden zur Feier nationaler Gedenktage und andere Festlichkeiten in Schulen und Vereinen. 3. Heft. 2. Aufl. Ebd. 1896. — Dr. With. Ulrich: Hülfsbüchlein zur Erlernung der englischen Konversationssprache. Ebd. 1897. — Dr. G. Steinhausen: Häusliches und gesellschaftliches Leben im 19. Jahrhundert. 4. Band von: Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwicklung. Hggb. von Dr. Paul Bornstein. Berlin, Siegfried Cronbach 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 19. Januar. Nummer 14.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Handelshochschulen. I. Von Dr. Alexander Tille. — Die Verbreitung der litauischen Sprache und Tracht in Deutschland. Von Dr. F. Tetzner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Handelshochschulen.

I.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts warf der königlich polnische und kursächsische Hof- und Kommerzienrath Paul Jakob Marperger, Mitglied der Königlichen Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, ein Mann mit einem weiten volkswirthschaftlichen und kaufmännischen Interessenkreise, in seinem „Dreyfachen güldenen Kleeblatte der wertheu Kaufmannschafft“ die Frage auf, ob es nicht geboten sei, dem Vorschlag zur Eröffnung einer Kaufmannsakademie näher zu treten. Später scheint er seine Anschauungen über diesen Punkt geändert zu haben; denn in der ersten Fortsetzung seiner „So nöthig- als nützlichen Fragen über die Kaufmannschaft“ stellt er die andere Frage, ob es nicht rathsam sei, „auf Universitäten öffentliche Professores der Kaufmannschaft zu verordnen, welche die Handlung und alles, was in dieselbige hinein läuft, oder von selbiger dependiret, lehren müßten“, sucht sie mit guten Gründen zu bejahen und zeigt dabei, „wie es dem Mangel einer dergleichen Profession auf Universitäten zuzuschreiben sei, daß beides, die Rechtsgelehrten, als die Philosopheu, die Kaufmannschaft als ein Nebenwerk bishero abgehandelt, wenn jene von solchen Kontrakten, die hauptsächlich die Kaufleute angingen; und diese von der Verfassung der Republiken, deren Anwachs und Erhaltungmitteln geredet; nirgends aber angezeiget hätten, worinnen die Geheimnisse der so großen Nutzen bringenden Handlung bestünden“. Diese Anregungen waren nicht verloren. Schon in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts machte sie sich ein spekulativer kaufmännischer Schriftsteller, Karl Günther Ludovici, zunutze, indem er seiner Encyklopädie des Handelswesens den Titel gab: „Eröffnete Akademie der Kaufleute oder vollständiges Kaufmanns-Lexikon, woraus sämmtliche Handlungen und Gewerbe, mit allen ihren Vortheilen, und der Art, sie zu treiben, erlernet werden können. Mit vielem Fleiße aus den besten Schriftstellern zusammengetragen.“ Diese Schriften sollten in keiner kaufmännischen Bibliothek fehlen, und es wäre wünschenswerth, daß sie durch Neudrucke wieder allgemein zugänglich gemacht wurden. Ludovici's Werk erschien 1767 in Leipzig bei Breitkopf u. Sohn und scheint die Idee einer Akademie des Kaufmannsstandes in weitere Kreise getragen zu haben: „Was sind Akademien eigentlich?“ fragt es. „Nichts anders, als solche Oerter oder Gesellschaften, worinnen man die Wissenschaften und Künste lehret, ihre größere Vollkommenheit und bessern Flor zu befördern sucht, und daher einen jeden zur geschickten und nützlichen Ausübung derselben, des gemeinen Bestens wegen anführt. Daher hat man nicht nur die sogenannten hohen Schulen oder Universitäten gleichfalls Akademien genennet, sondern auch gewisse Gesellschaften unter dem Namen der Akademien, entweder der Wissenschaften überhaupt, oder insbesondere der Baumeister, der Maler, der mechanischen Künste, der Musik u. s. w. errichtet. Warum sollte man nicht auch eine Akademie der Kaufleute aufrichten können? bevorab, da von der Handlung das Aufnehmen [d. i. die Hebung] und der Wohlstand ganzer Länder adhanget.“ Am Anfange der 70er Jahre finden wir bereits in Hamburg Bestrebungen, mit dieser Idee Ernst zu machen und eine wirkliche Handelshochschule zu errichten. Denn Andreas Meyer erzählt uns in seinen „Briefen eines jungen Reisenden durch Livland, Kurland und Deutschland, erster Theil, Erlangen 1777“ aus Hamburg gelegentlich seines dortigen Besuches in den 70er Jahren folgendes: „Ich will hier keiner Bibliothek besonders erwähnen, so zahlreich und ausgesucht auch die Mehresten sind, um Ihnen nur das zu sagen, daß es unter den Hamburgern Männer gibt, die patriotisch genug sind, auch ihre Handlung in eine bessere Form, als sie bisher gehabt hat, umzugießen, und den sonst gewöhnlichen Schlendrian aus diesem Orte zu verbannen. Zu dem Ende arbeitet man an den Anstalten, eine Handlungsakademie hieselbst zu errichten, die für diejenigen, die sich der Kaufmannschaft zu widmen Willens sind, von so unendlichem Nutzen seyn kann, daß nicht allein die Handlung selbst dadurch blühender wird; sondern, daß auch zugleich der Geist des Zöglings auf solche Art gewissermaßen mit Wissenschaften genährt wird, die bey einer etwas polizirtern Erziehung, Hamburg mit der Zeit zu einem Versammlungsorte der artigsten Leute machen können.“

In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts scheint diese Bewegung im Sande verlaufen zu sein. Die politischen Wirren der 90er Jahre und des Anfangs des neuen Jahrhunderts waren derartigen neuen, immerhin mit beträchtlichen Kosten verbundenen Gründungen nicht günstig. Aber mit der Zeit der Freiheitskriege taucht auch in Deutschland der Gedanke einer besonderen niederen und höheren Fachausbildung für den Handel wieder aus der Vergessenheit empor, wenn auch nur ganz vereinzelt. Unter Stein und Hardenberg geschahen allerlei Anregungen, das kaufmännische Unterrichtswesen zu fördern, sowohl durch weiteren Ausbau der vorhandenen niederen Anstalten, als durch Gründung neuer und vielleicht klingt auch in den Worten Goethe's, „Ich wußte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte, als der Geist eines echten Handelsmannes“, dieser Zeitgedanke wieder, Goethe's, der das kühne Wagniß unternahm, einen Kaufmann zum Helden seines größten Romans zu machen. Vielleicht liegt auch den Ausführungen in Schillers „Spaziergang“ dieselbe Idee zugrunde. Aber wie dem auch sei, praktische Gestaltung erhielt sie jedenfalls nicht, sondern diese blieb vielmehr zunächst dem Auslande, und zwar Frankreich überlassen.

Im Jahre 1820 gründeten zwei Pariser Großkaufleute zu Paris eine höhere Handelsschule großen Maßstabes, die

lange Zeit die einzige der Welt blieb. Erst in den 60er Jahren kam auch anderorts ähnliches zustande. 1866 errichtete eine Aktiengesellschaft eine ähnliche Anstalt in Lyon, noch 1871 folgte eine ebensolche in Havre, 1872 in Marseille und 1874 vereinigten sich in Bordeaux die Handelskammer, das Gremium der Kaufleute und die Stadt zur alljährlichen Unterstützung einer gleichen Anstalt mit namhaften Beiträgen. Später schloß sich noch Rouen mit einer gleichen École superieure de commerce an. 1869 hatte auch die Pariser Anstalt eine gründliche Veränderung erfahren. Von der Pariser Handelskammer käuflich erworben, wurde sie tiefgreifend umgestaltet und namhaft erweitert und behauptete so auch neben den neuen Provinzialanstalten ihre führende Stellung. Aber eben durch das Entstehen dieser Institute entstand ein neues Bedürfniß. Die höhere Handelsschulbildung, welche sie vermittelten, verlangte nach einer Krönung durch einen wirklichen Hochschulunterricht. Die Handelskammer von Paris hat das Verdienst, dieses Bedürfniß erkannt und zugleich befriedigt zu haben. Mit einer Anleihe von 2 Millionen Francs gründete sie die erste Handelshochschule, École des hautes Études commerciales, und eröffnete dieselbe 1881 in einem eigens hiefür geschaffenen Prachtbaue. Dazu kam ungefähr gleichzeitig noch die École préparatoire du commerce d'exportation, in der aller Nachdruck auf die Vorbereitung zum Exporthandel gelegt wurde, und neben Handelsgeographie und Waarenkunde die fremden, besonders die orientalischen Sprachen gelehrt wurden, nahezu in derselben Ausdehnung wie in unserm orientalischen Seminar in Berlin. In den übrigen Punkten ist diese Anstalt jedoch eher unsern höheren Handelsschulen als einer Handelshochschule zu vergleichen, wie auch in Oesterreich diese Stufe des kaufmännischen Studiums bisher nicht überwunden worden ist.

Oesterreich-Ungarn besitzt zur Zeit acht „Handelsakademien", aber diese hochtrabende Bezeichnung darf nicht irre leiten, in ihnen etwas anderes zu sehen als höhere Handelsschulen. Selbst die Wiener Anstalt, die sonst einen weiten Ruf genießt, nimmt keinen höheren Rang ein. Daneben oder vielmehr darunter stehen namentlich in Wien, Prag und Budapest eine große Anzahl zweiklassiger Handelsschulen, als deren beste die „Gremial-Handelsfachschule der Wiener Kaufmannschaft" gilt. Ueber die höhere Handelsschule steigt heute außer der École des hautes études commerciales in Paris nur noch eine einzige Anstalt in Europa auf, und das ist die Handelsakademie in Antwerpen, auf die z. B. die rheinischen Großindustriellen nicht selten ihre Söhne schicken, da es in Deutschland etwas ähnliches nicht gibt. Aber auch sie steht schon unter der Pariser Anstalt. England, in dem der technische Unterricht trotz Huxley's nimmermüdlicher Thätigkeit dafür noch immer der schlechteste der Welt ist, besitzt ernsthaft in Betracht kommende ähnliche Anstalten überhaupt nicht, und die vielgerühmten amerikanischen Business Colleges stehen zum allergrößten Theil kaum auf der Stufe unsrer Realschulen und entlassen ihre Zöglinge etwa mit einer Einjährig-Freiwilligen-Bildung. Italien hat in Turin eine bekannte Handelsschule mit kaufmännischen Mustereinrichtungen, aber auch sie steht nicht höher. Die sonstigen Akademien und Hochschulen für Handel im Auslande, die in den großen deutschen Zeitungen beharrliche Inserate haben, sind fast alle kleine Privatinstitute, meist mit Pension für junge Leute und lehren außer modernen Sprachen fast nichts. So z. B. das mit viel Reklame angepriesene Collège Commercial de Bruxelles (51 Rue Linthout), dessen Prospekt in allzu großem Gegensatz zu seinem hochtrabenden Namen steht. Gerade in Belgien aber macht man jetzt Anstrengungen, den kaufmännischen Unterricht zu heben. So plant man die Gründung einer Wanderschule für Kaufleute mit 3jährigem Lehrkursus, die ihren Sitz in La Louvière haben soll, ihre Zöglinge aber nur 1 Jahr dort behält und sie dann für je 1 Jahr auf Tochterpensionen in Leipzig und London schickt, damit sie die dort bestehenden Handelsschulen besuchen. Sie ist bestimmt, jungen Kaufleuten und Konsulatsanwärtern eine erhöhte fremdsprachliche Ausbildung zu bieten, dürfte sich aber über das Niveau der höheren Handelsschule auch nicht erheben.

Deutschland besitzt bekanntlich ein reiches Maß und eine bunte Musterkarte von kaufmännischen Lehranstalten, und zwar öffentliche und private. Zum großen Theil befindet sich der kaufmännische Unterricht nämlich noch in Privathänden, und zwar ebensowohl in den Händen von Einzelunternehmern wie in den Händen von kaufmännischen Vereinen und Stiftungen, ja Handelskammern und Syndikaten, und es ist im höchsten Maße anzuerkennen, welche Opfer der Handelsstand alljährlich für die Ausbildung seines Nachwuchses bringt. Ohne Zweifel gibt es keinen anderen Beruf, der in gleichem Maß dafür sorgte. Diese Schulen zerfallen in drei Gruppen; nämlich in die Handelsvorschulen, Fortbildungsschulen für Handlungslehrlinge und Lehrlingsnachhülfeanstalten, die von der einfachen Volksschulbildung ausgehen und ihre Schüler zu keinem staatlich anerkannten Zeugniß vorbereiten; sodann in die Handelsschulen, deren Anforderungen und Leistungen etwa denen der Realschule entsprechen und die ihre Schüler bis zu einer Freiwilligenexamenbildung bringen, und endlich die höheren Handelsschulen, die das Freiwilligenzeugniß zur Grundlage nehmen und ihre Schüler für eine dem Realgymnasialabiturientenexamen gleichwerthige Prüfung vorbereiten, wie z. B. die Handelsabtheilung der Wöhlerschule zu Frankfurt a. M., die dem Realgymnasium parallel mit der oberen Realabtheilung angegliedert ist. Der Besuch dieser Art Anstalten ist einstweilen noch schwach. So hatte die Handelsabtheilung der Wöhlerschule 1896 einen, 1897 zwei Abiturienten aufzuweisen. Das kommt jedoch nicht daher, daß sich so wenige junge Leute zum höheren Kaufmannsberufe vorbereiten, sondern daher, daß diese Kandidaten des höheren Handelswesens fast ausnahmslos sich das Abiturientenexamen eines Realgymnasiums oerdienen.

Und dann? Dann, mit 18 oder 19 Jahren, dem Alter, in dem die meisten begabten Großstadtkinder das Realgymnasium verlassen (die Kleinstadt- und Landkinder sind, weil sie meist später auf eine höhere Schule kommen, beim Abgang etwa 20—21 Jahre alt), treten sie in das praktische Leben ein, indem sie in einer Großhandlung in die Lehre kommen. Für ihre weitere wissenschaftliche Bildung und für die planmäßige, methodische Kenntniß ihres Erwerbszweiges und seiner geistigen Nachbargebiete sind sie ausschließlich auf Privatstudium angewiesen, wenn sie sich nicht auf einer Universität oder technischen Hochschule einiges ihnen zwar ferner liegende, aber immerhin möglicherweise einmal Verwendbare mühsam zusammensuchen wollen unter dem Risiko des Verlustes ganzer Jahre vergeblichen Suchens; oder wenn sie nicht nach Paris oder Antwerpen gehen wollen. Denn noch bis heute ist Marzergers Traum nicht in Erfüllung gegangen, noch bis heute hat es ganz Deutschland nicht zu einer einzigen Handelshochschule gebracht. Allerdings ist es hergebracht, daß unsre Rechtsanwälte und juristischen Bankbeamten, unsre Aerzte, Chemiker und Physiker, die Mathematiker unsrer Versicherungsanstalten, unsre Privatgelehrten und höheren Journalisten auf Universitäten ein vielseitiges Studium zu äußerst niedrigem Preise geboten erhalten; allerdings ist es hergebracht, daß unsre Bau- und Maschinentechniker, unsre Elektrotechniker und Wasserbauingenieure auf unsern technischen Hochschulen mit fast noch geringeren Kosten eine Ausbildung erhalten, um die die Welt sie beneidet; allerdings ist es hergebracht, daß

Digitized by Google

wir landwirthschaftliche, forstwirthschaftliche und Bergbauakademien haben, ganz abgesehen von Kunstakademien und kgl. Hochschulen der Musik — trotzdem nur ein ganz geringer Prozentsatz der Vertreter dieser Berufe je als Beamte in den Staatsdienst träten. Für unsre Theologen, Richter, Oberlehrer läßt sich ja anführen, daß sich der Staat doch seine Beamten erziehen müsse, für die Angehörigen jener freien Berufe aber nicht. Und doch ist für sie alle gesorgt, für sie alle mit Ausnahme des Handels, der Deutschland im letzten Menschenalter riesenhafte Absatzgebiete im Ausland für seine Industrieerzeugnisse geschaffen hat und im Auslande und namentlich in England noch weit stärker gefürchtet ist als die deutsche Industrie. Alle englischen Konsular- und Handelskammerberichte bis hinauf zu den Veröffentlichungen des Handelsamts heben es einstimmig hervor, daß der Fortschritt, der unaufhaltsame Fortschritt des deutschen Absatzes weit weniger auf Rechnung der Ueberlegenheit der deutschen Produkte als auf die überlegene Sachkenntniß und Rührigkeit des deutschen Kaufmanns zu setzen sei.

Hat aber Deutschland zur Zeit auch noch keine Handelshochschule, so ist doch in dem letztverflossenen Jahrzehnt eine starke Strömung hervorgetreten, die gebieterisch nach der Errichtung einer Reihe solcher Anstalten hindrängt. Wenn man Hannover und Aachen, Bonn, Karlsruhe und Straßburg dafür vorgeschlagen hat, so bedeutete das freilich keineswegs glückliche Griffe. Denn daran, daß solche Hochschulen nur an den Haupthandelsplätzen Deutschlands gedeihen können, daran soll eigentlich kein Zweifel sein können. Außer Berlin sind an erster Stelle Hamburg, Leipzig, München, Breslau, Frankfurt a. M., Köln und vielleicht noch Mannheim dazu berufen, die Heimstätten solcher Hochschulen zu bilden, die den technischen Hochschulen gleichgestellt werden müssen und mit diesen in denselben Austausch von Lehrkräften zu treten hätten, wie er heute zwischen technischen Hochschulen und Universitäten besteht. Daß nur ihre Stellung als Staatsanstalten eine wirkliche Blüthe verbürgen würde, liegt schon wegen der Bestellung der Lehrkräfte auf der Hand, und deßwegen war es ein Mißgriff, wenn die Rheinprovinz auf ihrem 38. Provinziallandtage versuchte, aus Provinzmitteln eine solche Anstalt in Köln ins Leben zu rufen. Der Antrag wäre zweifellos angenommen worden, wäre Hr. v. Stumm nicht aus unbegreiflichen Gründen dagegen aufgetreten und hätte ihn noch im letzten Augenblick zu Fall gebracht. Etwas ganz anderes wäre es, wenn ein selbständiger Staat wie Hamburg die Idee der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts wieder aufnähme und eine solche Anstalt aus Staatsmitteln schüfe, die zugleich geeignet wäre, den Mittelpunkt für das gesammte höhere Bildungswesen Hamburgs zu bilden und als Hörer Hunderte von Männern und Frauen aufnehmen könnte, die ihre Bildung in der Richtung einer solchen Hochschule zu vervollkommnen wünschten. Der Staat Hamburg würde auch imstande sein, sich aus den deutschen Gauen diejenigen Männer zu gewinnen, die in erster Linie zur Uebernahme derartiger schwieriger neuer Lehrämter geeignet wären, für die sie erst eine Tradition zu schaffen hätten. Denn, daß man nicht daran denken könnte, den Studenten der Handelswissenschaft dieselben Kollegien vorzutragen, die heute Juristen und Nationalökonomen, Mathematiker und Philologen hören, daran sollte kein Zweifel sein, ganz zu geschweigen von den Fächern, die an einer solchen Handelshochschule gelehrt werden müßten, sich aber heute weder auf unsern Universitäten noch auf unsern technischen Hochschulen finden. Das ist ja auch der Hauptgrund, warum es unthunlich wäre, die Handelswissenschaft den staatswissenschaftlichen Fakultäten unsrer Universitäten oder den allgemeinen Abtheilungen unsrer technischen Hochschulen anzugliedern; ein Vorschlag wie er z. B. von R. Beigel in seinem „Vorschlag zur Erweiterung der technischen Hochschule zu Karlsruhe durch eine Abtheilung für Handelswissenschaft", aber auch in Aachen gemacht (Straßburg 1895), und in der Errichtung von handelswissenschaftlichen Lehrstühlen in Karlsruhe und Darmstadt bereits verwirklicht worden ist.

Als vor einer längeren Reihe von Jahren einmal die Frage der Handelshochschulen rein theoretisch aufs Tapet kam, hat Gustav Cohn sie in einem nicht vagen Essay mit mehr als fadenscheinigen Gründen zu bekämpfen gesucht, indem er annahm, man habe die Absicht, auf ihnen Buchführung, Rechnen, und englische und französische Korrespondenz zu lehren, und meinte, damit sei ihr Hauptnutzen erschöpft. Alles übrige aber gehöre nicht zu ihnen, sondern entweder auf die für die Hochschule vorbereitenden Unterrichtsanstalten oder auf die Universität selbst. Er verstieg sich sogar zu der absurden Behauptung (die nach seiner Auffassung gar noch den „wunden Fleck der Handelsakademien" bezeichnete): sie seien ein Mittel, „sich um die bewährte, anerkannte Zucht der Schule herumzuschleichen und doch den äußeren Anstand mit einer gewissen Manier zu wahren". Auf Grund derselben Behauptung könnte man auch unsre Universitäten in die Klosterschulen zurückverwandeln, die sie einst gewesen sind. Als im Jahre 1888 von einer schweizerischen Kommission die Errichtung einer „rechts- und staatswissenschaftlichen Schule" ins Auge gefaßt wurde, in die eine „höhere Handelsschule" einbegriffen sein sollte, wurden mehrere Schweizer Fachgelehrten um Gutachten ersucht, und während sich Julius Wolf damals noch im wesentlichen auf den Standpunkt Cohns stellte und die Errichtung eines Lehrstuhls für die speziell kaufmännischen Fächer an der geplanten „eidgenössischen politischen Schule" vorschlug, trat doch auch schon eine starke gegnerische Richtung auf den Plan, die seitdem immer gewachsen ist. Wolf empfahl als besondere Vorlesungen folgende:

1. Ueber die schwierigen Theile der kaufmännischen Arithmetik (Arbitrage, Zinseszins- und Wahrscheinlichkeitsrechnung in ihrer Anwendung auf Loos- und andere Anleihen, wie auf die Versicherung) und über Buchhaltungsmethoden;

2. über die Technik des Waarenhandels (Usancenkunde, Spedition u. s. w.);

3. über die Fondsbörsen;

4. über die wichtigsten Stücke des Obligationen-, Handels- und Gewerberechts, sowie des Prozeßrechts und Konkurs-, theilweise auch Strafrechts des Inlandes und der mit dem Inland vorzugsweise Handel treibenden Länder. Durch Vorlesungen in diesem Rahmen würde nach seiner Meinung das hin und wieder aufgetauchte Verlangen nach Handelshochschulen insoweit befriedigt werden, als es berechtigt sei.

Im Gegensatz dazu erklärte Meili, Professor des internationalen und interkantonalen Privatrechts an der Universität Zürich, er halte es für falsch, der eidgenössischen Rechtsschule eine derartige Handelsschule anzugliedern, sondern sei vielmehr für die Errichtung einer selbständigen Handelshochschule mit Berücksichtigung der Rechtskunde. Der Bund habe die Verpflichtung, auch für ausreichende Bildung im Handel, in der Industrie, im Bankwesen, Zoll- und Eisenbahnwesen, in den modernen Sprachen, in der Technologie und Geschichte zu sorgen.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Die Verbreitung der litauischen Sprache und Tracht in Deutschland.

Von Dr. F. Tetzner-Leipzig.

Die heutigen Grenzen des litauischen Sprachgebiets zu bestimmen ist deßhalb schwierig, weil fast sämmtliche Litauer Deutschlands beider Sprachen mächtig sind. Die Willkür des Zählers oder Gezählten entscheidet allein, ob als Muttersprache die eine oder beide Sprachen zugleich angegeben werden. Wie diese Willkür falsche Anschauungen zeitigen kann, erhellt aus jenem Beispiel der Niederdeutschen an der Nordsee, die sich allesammt als Friesen bezeichneten, und ferner der Slowinzen in den Klucken, die als Muttersprache die deutsche angaben.

In Bezug auf die Litauer ist die Scheidung deßhalb leichter, weil man sich einfach auf die Betheiligung am litauischen oder deutschen evangelischen Gottesdienst stützen kann. Dieser Gesichtspunkt war für mich maßgebend und bestimmte mich, da seit 1890 keine Volkszählung mit Scheidung der Muttersprache stattfand, mittelst Fragebogen die sprachlichen Verhältnisse im litauischen Ostpreußen zu erkunden. Die Ergebnisse lege ich in folgenden Zeilen nieder. Die Zahlen beziehen sich auf den März 1897 und auf die geschlossenen Kirchspiele der einzelnen Kreise, als deren Vertreter das Kirchdorf gilt. Sich neu abgrenzende Seelsorgerbezirke werden allmählich zu Kirchspielen; solang sie dies noch nicht waren, habe ich deren Einwohner zu den alten Kirchspielen gerechnet. Die Kirchspiele selbst sind räumlich sehr ausgedehnt, im Kirchort selbst überwiegt meist das Deutsche. Zu jedem Kirchspiel gehören eine Menge Dörfer, Dörfchen und Schulen. Als Beispiel sei Tolminkemen erwähnt, das ja seit einigen Jahrzehnten völlig germanisirt ist, von ihm ward Rominten abgezweigt. Das Tolminkemische Kirchspiel hat außer dem Kirchdorf und den anderen Schuldorfern Ballupönen, Didszullen, Islandszen, Kiaunen, Kudillen, Laukischken, Pickeln, Pöwgallen, Schackeln, Theweln, Warnen noch die Dörfer: Bergenthal, Budszedehlen, Czerwonnen, Deeden, Ellischönen, Jessatischen, Jagdbude, Kaseleken, Kudlischken, Martischken, Makunischken, Meldienen mit dem Rettungshaus Bethanien, Motzkuhnen, Oszeningken, Palldäszen, Raudohnen, Samonienen, Sergunen, Waldaukadel, Werxnen.

Vor 300 Jahren erklang hier fast nirgend ein deutscher Laut, noch vor 200 Jahren gehörten außer den jetzigen zehn ostpreußischen Kreisen Königsberg-Land, Fischhausen, Wehlau, Gerdauen, Darkehmen, Gumbinnen zum litauischen Sprachbereich. 1848 befanden sich in diesen Kreisen nur wenig Leute noch, die des Deutschen nicht mächtig gewesen wären. Zu Muldszen im Gerdauischen erlosch die litauische Predigt im vorigen Jahrhundert, ebenso in den Stranddörfern von Fischhausen und Königsberg-Land. Dasselbe Ereigniß vollzog sich um 1890 zu Ballethen im Darkehmischen und zu Plibischken im Wehlauischen. Plibischken hatte um 1800 noch 1000 litauische Kommunikanten. Im Gumbinnischen wurde 1883 zu Niedudszen das letztemal litauisch gepredigt.

Heute verläuft die südliche Sprachgrenze der gemischtsprachigen Kirchspiele von Nidden (Nehrung) über Gilge, Laukischken, Mehlauken, Popelken, Berschkallen (Insterburg), Insterburg-Land, Georgenburg, Aulowönen, (Grünheide, Pelleningken, Kraupischken (Ragnit), Mallwischken (Pillkallen), Kussen, Pillkallen, Kattenau, Warningken, Bilderweitschen, Endruhnen, Stallupönen, Göritten, Pillupönen, Enzuhnen, Melkemen, Szittkemen, Dudeninken.

Südlich von dieser Linie wird kein litauischer Gottesdienst abgehalten und von den Pastoren das Litauerthum für erloschen erklärt; man predigt aber litauisch nordlich davon in jedem Kirchspiel. Das so begrenzte litauische Sprachgebiet hat einige rein deutsche Inseln: in jeder der drei größeren Städte Tilsit, Memel und Ragnit besteht neben der deutsch-litauischen Landgemeinde eine rein deutsche Stadtgemeinde, die die Vorherrschaft des Deutschthums endgültig besiegeln. Und von der angeführten Kirchspiellinie haben die Orte Georgenburg (Insterburg), Warningken (Pillkallen), Bilderweitschen (Stallupönen) keinen selbständigen litauischen Gottesdienst mehr, sondern halten sich, soweit sie nicht, wie in Bilderweitschen, den deutschen besuchen, zu den nächstliegenden deutsch-litauischen Kirchspielen. Die Grenzlinie selbst bleibt der eigenthümlichen Lage jener drei Orte wegen unverändert. Im übrigen ist die litauisch-ostpreußische Ostgrenze deßhalb keine Sprachgrenze, weil jenseit der Grenzpfähle die litauische Sprache vorwiegt. Die natürliche Westgrenze hat sich infolge des unfruchtbaren Bodens am unveränderlichsten in den Händen der Letten erhalten. Derselbe natürliche Grund ist die Ursache der Slowinzeninsel am Ledasee inmitten des völlig germanisirten Pommerns. Es gehören also zum litauischen Sprachgebiet hinsichtlich der Kirchensprache vollständig die fünf Kreise Memel, Heydekrug, Tilsit, Ragnit, Niederung; theilweise aber die fünf Kreise Pillkallen (ohne Warningken!), Ladiau Ost, Insterburg Nord, Stallupönen Nordost, Goldap Ost.

Dieser Sprachbezirk hat eine Einwohnerzahl von 415,411, die Zahl der Litauer beträgt davon 120,693, d. i. 29.1 Proz. der Gesammtbevölkerung. Diese Zahl vertheilt sich auf die lutherische, katholische und baptistische Kirche. Die reformirten apostolischen und israelitischen Gemeinden haben keinen litauischen Gottesdienst. Hinsichtlich der Zahl der litauisch-deutschen Kirchspiele folgen die Kreise so: Tilsit 12, Heydekrug und Ragnit je 11, Memel und Stallupönen je 9, Niederung und Pillkallen je 8, Ladiau 6, Goldap 2; nach der absoluten Anzahl der Litauer folgen die Kreise: Tilsit 27,004, Heydekrug 26,362, Memel 24,464, Ragnit 16,324, Ladiau 10,080, Niederung 9680, Pillkallen 4607, Stallupönen 1302, Goldap 450, Insterburg 440. Nach der relativen: Heydekrug 61.9 Proz., Memel 47.4 Proz., Tilsit 38 Proz., Ladiau O. 30 Proz., Ragnit 27 Proz., Niederung 19.2 Proz., Pillkallen 10 Proz., Goldap O. 4.3 Proz., Stallupönen NO. 3 Proz., Insterburg N. 1.6 Proz.

Würde man die drei deutschen Gemeinden in Memel, Tilsit und Ragnit von der Berechnung ausschließen, so würden die ersten vier relativen Zahlen lauten: Memel 70 Proz., Heydekrug 61.9 Proz., Tilsit 58.1 Proz., Ragnit 33 Proz.

Hinsichtlich der Lebenskraft des Litauerthums zerfällt der litauische Sprachbezirk in fünf Theile.

Der erste Theil umfaßt den Kreis Memel mit Ausschluß der Stadtgemeinde und die Kirchspiele Ruß, Kinten und Saugen vom Kreis Heydekrug. In diesem Theil tragen die Litauer, alt wie jung, noch allenthalben Tracht, besonders die Frauen. Die lettischen auf der Nehrung und in den Stranddörfern die vielfältigen schwarzen, die litauischen auf dem Festland die dunkelgestreiften Röcke. Außerdem überwiegt das Litauerthum in allen Gemeinden, regelmäßiger sonntäglicher litauischer Gottesdienst, litauische Konfirmation ist überall zu finden. Die beiden Nehrungsgemeinden haben deutsche Konfirmation eingeführt. Für diese sind das Litauische wie das Deutsche gleich fremde Sprachen und das neu gelernte Deutsch ist gemäß der Schriftsprache, aber nicht etwa das vorgerückte Platt, wie auf der südlichen Nehrungshälfte.

Der zweite Theil reicht südlich von der Linie Nidden, Ruß bis Schakuhnen, Plaschken, Pokraken, Tilsit, Pikupönen, Laugszargen. Ihm mangelt von den vorhin angegebenen Kennzeichen die ausgesprochene Tracht. Wohl wird noch hier und da von älteren Frauen die Marginne getragen, auch läßt sich hie und da noch ein Bastschuhenträger blicken, der Nachwuchs aber trägt deutsche Kleidung. Dieser Theil liegt großtentheils rechts vom Njemen und Rußstrom in den Kreisen Tilsit und Heydekrug und kennzeichnet zugleich, mit Ausschluß von Tilsit-Stadt, die Südgrenze des ostpreußischen Bezirks, wo die Deutschen in den evangelischen Gemeinden in der Minderheit sind.

Der dritte Theil, südlich der oben angegebenen Linie Nidden-Laugszargen, reicht südlich bis Inse, Naukehmen, Pokraken, Jurgaitschen, Lengwethen, Budwethen, Wischwill, Schmalleningken. Hier sind, mit Ausnahme der Gemeinden Inse, Schillgallen (kath.), Riedelsberg (kath.), überall die Deutschen in der Mehrheit. Es findet jedoch noch sonntäglicher Gottesdienst und alljährliche litauische Konfirmation statt. Der Theil umfaßt das linke Njemenufer in den Kreisen Tilsit, Ragnit, Niederung, Heydekrug.

Digitized by Google

Der vierte Theil, südlich der vorhin genannten Linie Inse-Schmalleningken reicht südlich bis Gilge, Laukischken, Mehlauken, Popelken, Skaisgirren, Jurgaitschen, Szillen, Kraupischken, Kussen, Pillkallen, Schillehnen. Er umfaßt also den südlichen Theil der Niederung, Labiau Ost, Ragnit Süd, Pillkallen Nord. In diesem Theil sind die Litauer, wie im vorigen Kreis, in den Gemeinden in der Minderheit. In Laukneu nur überwiegen die Litauer. Tracht trifft man nirgend mehr, die litauische Konfirmation ist erloschen, aber in allen Gemeinden findet sonntäglich litauischer Gottesdienst statt.

Der fünfte Theil, südlich der oben angegebenen Linie von Popelken bis Schillehnen reicht südlich bis Berschkallen (litauische Predigt jährlich einigemal), Insterburg L. (2mal), Georgenburg (0mal), Aulowönen (einigemal), Grünheide (12mal), Pelleningken (2mal), Mallwischken (4mal), Kattenau (12mal), Warningken (0mal), Willuhnen (Sommers), Schirwindt (4mal) und umfaßt außerdem folgende zehn südlich sich anschließende Grenzkirchspiele Bilderweitschen ev. (0mal), Bilderweitschen kath. (regelmäßig), Eydtkuhnen (1mal), Stallupönen (14tägig), Göritten (4mal), Pillupönen (mehrmals), Enzuhnen (3mal), Melkehmen (4mal), Szittkehmen (Sommers), Dubeningken (4mal). Dieser fünfte Theil umfaßt also Insterburg Süd, Pillkallen Süd, Stallupönen NO., Goldap Ost. In diesem Kreis hat nur die Bilderweitschener katholische Insel das Litauerthum überwiegend, in allen anderen Kirchspielen tritt es in verschwindender Minderheit auf. Es wird den alten Leuten zu Gefallen noch einigemal litauisch gepredigt. Die Pastoren brauchen meist nicht Litauisch zu können, sondern dürfen den jährlich mehreremal stattfindenden Gottesdienst von litauisch sprechenden Kollegen halten lassen. In den drei Gemeinden Georgenburg, Warningken und Bilderweitschen ev. ist sogar dies nicht nöthig, da die wenigen Litauer den litauischen Gottesdienst der Nachbargemeinde besuchen oder sich am deutschen betheiligen, den sie ebenso gut verstehen. Die Jugend ist völlig deutsch. Die Namen nur erinnern an die alte litauische Abstammung. In dem Grenztheil und auch in rein deutschem Gebiet werden staatliche Bekanntmachungen aber immer noch in deutscher, litauischer und polnischer Sprache veröffentlicht.

Obgleich diese Kreise ziemlich fest geschlossen sind, finden sich doch einige Kirchspiele südlich des zweiten Kreises, die über 50 Proz. Litauer zählen, nämlich Inse 55.5 Proz. (Niederung), Laukneu 59 Proz. (Labiau) und die kleinen katholischen Kirchspiele Bilderweitschen 83.3 Proz. (Stallupönen) und Riedelsberg 60 Proz. (Tilsit).

Fast rein litauische Kirchspiele sind die um Memel herum: Deutsch-Crottingen 92.3 Proz., Nidden 89.1 Proz., Dawillen 83.1 Proz., Prokuls 76.1 Proz., Plicken 74.1 Proz.; das gleiche gilt von der baptistischen Gemeinde Bruiszen mit 100 Proz. Litauer und sämmtlichen katholischen Gemeinden außer Tilsit und Memel.

Hinsichtlich der Konfession zählt Deutsch-Litauen unter seinen 78 deutsch-litauischen Gemeinden 7 katholische, 4 baptistische und 67 evangelische.

Von den katholischen entfallen je eine auf Memel (Memel mit 800 = 50 Proz. L.), Ragnit (Riedelsberg mit 300 = 60 Proz. L.) und Stallupönen (Bilderweitschen mit 550 = 83.3 Proz. L.), je 2 auf Heydekrug (Szibben und Schillgallen mit je 500 = 76.9 Proz. L.) und Tilsit (Tilsit mit 150 = 12.5 Proz. und Robkojen mit 595 = 96 Proz. L.). So klein die katholischen Gemeinden sind, die sich zum größten Theil aus russischen Litauern gebildet haben, so treu halten sie an ihrer Muttersprache fest. Die 3295 katholischen Litauer machen 56.6 Proz. ihrer Gemeinden aus.

Nicht so zäh bewahren die Baptisten das Litauerthum. Ragnit-Ilschen mit 10 = 3 Proz. Litauern hat keinen litauischen Gottesdienst, ebensowenig die rein deutsche Prokulser Gemeinde. Tilsit mit 30 = 10 Proz. und Memel mit 70 = 18.9 Proz. Litauern werden nur von Alexen mit 90 = 33.3 Proz. und von Bruiszen mit 200 = 100 Proz. Litauern übertroffen. Im ganzen verfügten die fünf deutsch-litauischen Baptistengemeinden über 400 = 24.8 Proz. Litauer.

Die Evangelischen zählen an deutsch-litauischen Kirchspielen in Memel 7, Heydekrug 8, Tilsit 9, Ragnit 9, Niederung 8, Pillkallen 8, Labiau O. 5, Insterburg N. 6, Stallupönen NO. 8, Goldap O. 2 Kirchspiele. Von diesen 70 Kirchspielen wird in 67 litauischer Gottesdienst gehalten. In diesen 70 Kirchspielen leben 28.8 Proz. = 116,998 evangelische Litauer. Am treuesten bewahren die Maldininker das Litauerthum, die in ihren Laiengottesdiensten abwechselnd deutsch und litauisch predigen, beten und singen.

Von den ostpreußischen Litauern sind 97 Proz. evangelisch, 2.7 Proz. katholisch, 0.3 Proz. baptistisch; in früheren Verzeichnissen sind auch (1890) 95 litauische Juden, 20 Dissidenten, 1 Griechisch-Katholischer namhaft gemacht worden. Soweit es sich nicht um vorübergehend Anwesende handelt, sind bis jetzt solche von Gemeindevorstehern nicht namhaft gemacht worden; die Juden verständen wohl etwas litauisch, betrachteten dies aber nicht als Muttersprache. Die Zahl war übrigens schon 1890 eine verhältnißmäßig geringe.

Von der Gesammtbevölkerung Preußisch-Litauens bilden die Litauer überhaupt 29.1 Proz., die evangelischen 28.1 Prozent, die katholischen 0.8 Proz., die Baptisten 0.1 Proz.

Da seit 1890 die Volkszählungen nicht mehr die Bewohner nach ihrer Muttersprache unterscheiden, ist es schwierig, über die Litauer außerhalb des Sprachbezirks etwas genaues anzugeben. Kurschat nahm 1890 für die nun reindeutschen Kreise Wehlau, Gumbinnen und Darkehmen 373 an, für sämmtliche andere ostpreußische Kreise 1020, v. Fircks für Preußen außerhalb der 10 litauischen Kreise 1470.

Von größeren Städten außerhalb des Bezirks kommen nur Königsberg und Berlin in Betracht, von denen ersteres 1890: 469, letzteres 705 Litauer zählte. In den anderen Großstädten leben Litauer nur sehr vereinzelt, und wenn man den Namen auf -eit, -at, -ies, -wicz begegnet, wird der Träger des Namens bestätigen, daß schon der Vater und Großvater Deutsche waren.

Das deutsch-litauische Völkergemisch im Sprachbezirk erhält noch durch drei an den Grenzen wohnende neue Völker Farbe: die Russen, Polen und Letten. Die Russen sind an der Grenze in ganz geringer Zahl vorhanden und die in Utica, Kreis Lötzen, lebende Philipponengemeinde wohnt schon beträchtlich von den litauischen Sprachgrenzen entfernt. Polen und Masuren berühren sich mit den Litauern im südlichsten Kirchspiel Dubeningken, wo außer deutschem und litauischem auch polnischer Gottesdienst stattfindet.

Bedeutender ist die Anzahl der Letten auf der Nehrung und in den Stranddörfern nördlich der Memel. Die Kirchensprache dieser ist die litauische, die Familiensprache aber ist meist lettisch. Abgesehen von den vereinzelten 10 Letten in Sarkau und Pillkoppen wohnen deren im Kirchspiel Nidden 87.5 Proz. = 800, im Kirchspiel Schwarzort 45 Proz. = 180, im Kirchspiel Memel L. 0.4 Proz. = ca. 50, im Kirchspiel Crotlingen 5 Proz. = 245. Das sind etwa 1175—1200 Letten. Am meisten hat sich das Lettenthum in den beiden Nidden'schen Fischerdörfern Preil und Perwelk erhalten, wo außer dem Lehrer nur Letten wohnen, nämlich über 200. Fast ebenso viel leben noch in Schwarzort, das aber in insolge seiner Entwicklung als Badeort bald reindeutsch sein wird. Dreimal soviel zählt das Kirchdorf Nidden, Karkelbeck die Hälfte von Preil-Perwelk. Gering ist die Zahl der Letten in Bammelsvitte, Melneragen und Immerfatt-Nimmerfatt. Auf der Nordhälfte der Nehrung bilden sie 75 Proz., auf dem Strand Melneragen-Nimmerfatt 10 Proz. der Bevölkerung. Im Fischereigewerbe bedienen sich aber auf beiden Theilen etwa 85 Proz. der lettischen Sprache.

Die Zahl der Litauer in früheren Zeiten ist erst seit 1831 auf Grund genauerer Angaben festzustellen, solche haben Fircks, Böckh, Völkel, Kurschat zusammengestellt. Die Zahlen schwanken zwischen 119,000 und 150,000 und machen trotz der Unsicherheit der Angaben und der Zählweise den Eindruck, daß das Litauenthum in Ostpreußen sich zäh hält, aber doch allmählich abnimmt. Noch zäher hält sich das Riddener Lettisch. Die Letten werden von den Litauern Kuren genannt, auch die Livländer Letten von den Schmeilen. Dies sei zur Berichtigung für einige

Digitized by Google

Statistiken angeführt, in denen die Kuren-Letten mit dem südlichsten, ausgestorbenen finnischen Stamm der Kuren in Kurland verwechselt worden sind. Solche finnische Kuren gibt es in Deutschland nicht. (Liven leben noch bei Domesnäs am Rigischen Busen.)

Im Kreis Memel, der 47.4 Proz. = 24,464 Litauer zählt, wird in neun Kirchen deutsch-litauischer Gottesdienst gehalten; die reformirte, die jüdische und die evangelische Stadtgemeinde hatten keinen litauischen mehr, dagegen die katholischen (50 Proz. = 800) und baptistische (18.9 Proz. = 70) und die evangelischen Landgemeinden zu Crottingen (92.3 Proz. = 4800), Dawillen (83.1 Proz. = 2700), Memelland (50 Proz. = 6000), Nidden (89.1 Proz. = 814), Plicken (74.1 Proz. = 2000), Prökuls (76.1 Proz. = 7080), Schwarzort (50 Proz. = 200).

Im Kreis Heydekrug, der 61.9 Proz. = 26,362 Litauer aufweist, sind sämmtliche elf Gemeinden doppelsprachig. Die eine baptistische Gemeinde zu Bruiszen ist fast rein litauisch (100 Proz. = 200), die beiden katholischen Gemeinden zu Schillgallen und zu Szibben haben je 76.9 Proz. = 500 Litauer. Die übrigen acht evangelischen Kirchspiele zählen zu Karkeln 5.9 Proz. = 80 Litauer, zu Kalninken 36.8 Proz. = 350, zu Kinten 73.5 Proz. = 3730, zu Ruß 60.9 Proz. = 4502, zu Saugen 64 Proz. = 3200, zu Schakuhnen 55.5 Proz. = 2500, zu Werden 60 Proz. = 6000, zu Wieszen 70.6 Proz. = 4800.

Zwei Kirchspiele sind als „Seelsorgerbezirke" in Bildung begriffen, Egdathen und Dronszeln. Ersterer löst sich von Saugen und Werden, letzterer von Werden, Wieszen, Coadjuten und Plaschken ab.

Im Tilsiter Kreis mit 58.1 Proz. = 27,004 Litauern überwiegen links vom Njemen die Deutschen, rechts die Litauer. Gemeinden mit deutscher Kirchensprache sind die Tilsiter reformirte, die apostolische, die israelitische und die evangelische Stadtgemeinde. Doppelsprachig sind die baptistische Gemeinde zu Tilsit mit 10 Proz. = 30 Litauern, die katholische daselbst (12.5 Proz. = 150) und zu Rodkojen (96 Proz. = 595), sowie die neun evangelischen Dorfgemeinden zu Coadjuten (66.6 Proz. = 4000), Lauggargen (68.6 Proz. = 1420), Nattkischken (60.6 Proz. = 2000), Piktupönen (51.8 Proz. = 3015), Plaschken (65.3 Proz. = 2824), Pokraken (52.4 Proz. = 1100), Rucken (66.6 Proz. = 2730), Wilkischken (40 Proz. = 1640). Der Seelsorgbezirk Neu-Argeningken zweigt sich aus den an Heinrichswalde angrenzenden Gemeinden ab.

Im Ragniter Kreis mit 27 Proz. = 16,324 Litauern wohnen in zwei Kirchspielen nur Deutsche, im evangelischen zu Ragnit-Stadt und im baptistischen zu Ragnit-Ilschen, deren 10 Litauer (3 Proz.) am deutschen Gottesdienst theilnehmen, während die 200 Ragniter Lithauer in die evangelische Landkirche gehen. Elf Gemeinden sind doppelsprachig, die zu Budwelhen (23.1 Proz. = 1500), Jurgaitschen (29.7 Proz. = 1900), Kraupischken (20 Proz. = 1600), Lengwethen (14.3 Proz. = 400), Ragnit-Land (33.4 Proz. = 3460), Rautenberg (18.6 Proz. = 800), Schmalleninken (33.3 Proz. = 800), Szillen (26.2 Proz. = 1854), Wischwill (46.7 Proz. = 3500); außer diesen evangelischen Gemeinden besitzt das katholische Kirchspiel Riedelsberg noch 60 Proz. = 300 Litauer. — Der Seelsorgbezirk Lenkeningken zweigt sich von Ragnit ab.

In der Niederung befinden sich 19.2 Proz. = 9680 Litauer in sämmtlichen acht evangelischen Kirchspielen, nämlich in Großfriedrichsdorf 13.8 Proz. = 800, in Heinrichswalde 12.2 Proz. = 900, in Jnse 55.5 Proz. = 1000, in Kaukehmen 24.8 Proz. = 2000, in Lappienen 3 Proz. = 150, in Neukirch 9.9 Proz. = 600, in Seckenburg 35.4 Prozent = 1730, in Skaisgirren 22.7 Proz. = 2500.

Ueber Pillkallen sind 10 Proz. = 4607 Litauer in sämmtlichen neun evangelischen Kirchspielen vertheilt, doch gehen die wenigen Warnikauer Litauer zum litauischen Gottesdienst nach Pillkallen. Es sind ansässig in Kussen 5.1 Proz. = 300, in Lasdehnen 32.6 Proz. = 3000, in Malwischken 1.1 Proz. = 40, in Pillkallen 2.9 Proz. = 300, in Schillehnen 22.2 Proz. = 600, in Schirwindt 0.9 Proz. = 50, in Warmingken 0.1 Proz. = 5, in Willuhnen 5.7 Prozent = 312 Litauer.

Labiau zerfällt sprachlich in zwei Theile. Der Westen ist reindeutsch, nämlich die Kirchspiele Cannen, Labiau, Legitten. Ostlabiau hingegen ist mit seinen 30 Proz. = 10,060 Litauern in der katholischen Gemeinde zu Alexen (33.3 Proz. = 90), wie in den übrigen 5 evangelischen Gemeinden deutsch-litauisch. Der litauischen Sprache rechnen sich zu in Gilge 46.5 Proz. = 2000, in Laukischken 16.6 Prozent = 1500, in Lauknen 59 Proz. = 3170, in Mehllauken 19.7 Proz. = 1500, in Popelken 25 Proz. = 1800 Bewohner. — Die große Wald- und Moorgegend am Haff und am Gilgestrom mit der zahlreichen litauischen Bevölkerung steht im merkwürdigen Gegensatz zum deutschen Westen dieses Kreises.

Im Kreis Insterburg ist die Südhälfte deutsch: Insterburg-Stadt, Didlacken, Jodlauken, Norkitten, Odehlischken, Puschdorf, Saalau; als reindeutsch können auch die beiden Institute gelten: das Seminar zu Karalene und die Strafanstalt zu Insterburg, wiewohl beide auf die Litauer Rücksicht nehmen. Die rein evangelische Nordhälfte von Insterburg hingegen ist schwach, aber gleichmäßig mit Litauern übersäet (1.6 Proz. = 400). Es nennen sich in Antowöhnen 1.6 Proz. = 80 Bewohner Litauer, in Berschkallen 1.7 Proz. = 80, in Georgenburg 0.5 Proz. = 30, in Grünheide 5.5 Proz. = 200, in Insterburg-Land 0.6 Prozent = 30, in Pelleningken 0.6 Proz. = 20. In all diesen Kirchen, mit Ausnahme von Georgenburg, findet litauischer Gottesdienst statt.

Von der Nordosthälfte des Kreises Stallupönen mit 3 Proz. = 1302 Litauern gilt dasselbe, wie von Nordinsterburg. Sämmtliche acht evangelische Kirchspiele und der katholische zu Bilderweitschen (83.3 Proz. = 550) weisen Litauer auf, die 5.8 Proz. = 150 evangelischen Litauer zu Bilderweitschen aber haben keinen besonderen litauischen Gottesdienst. Uebrigens zählten Endtkuhnen 0.1 Proz. = 8 Litauer, Enzuhnen 0.3 Proz. = 20, Göritten 1.8 = 50, Kattenau 1.5 Proc. = 80, Melkemen 0.9 Proz. = 54, Pillupönen 8 Proz. = 350, Stallupönen 0.4 Proz. = 50.

Im Goldaper Kreis sind nur die beiden evangelischen Kirchspiele an der russischen Grenze doppelsprachig (4.3 Proz. = 450 Litauer), davon hat Szittkemen 4.9 Proz. = 250 und Dudeningken 3.8 Proz. = 200 Litauer. Das angrenzende Rominten ist deutsch.

Wie weit nun im litauischen Bezirk eine eigenartige vom Deutschen unterschiedene Sitte herrscht, ist schwer festzustellen. Gerade einige in die Augen springende Eigenarten sind vielleicht weniger bei den Deutschen in Ostpreußen, dafür aber in entfernten deutschen Gauen zu finden und können also nicht als unterscheidende Merkmale gelten. Im großen und ganzen aber kann daran festgehalten werden, daß im ersten der angegebenen fünf Bezirke, also auf der Nehrung und jenseit des Memelstroms, das Deutschthum noch den wenigsten Einfluß ausgeübt hat, dasselbe gilt für die Inser Gegend am Haff, für den großen Moorbruch im Nordosten des Kreises Labiau und für die Grenzdörfer, die abseits von den Verkehrsstraßen liegen. Auf einige Eigenthümlichkeiten sei aufmerksam gemacht. Das neuerdings durch alle Zeitungen berichtete Strohumwickeln der Bäume am Sylvesterabend ist keine spezifisch heidnisch-litauische Gewohnheit, sondern findet sich ebensogut bei den Slowinzen am Lebasee, bei den Süddeutschen, bei den Hessen, Sachsen und anderwärts. Der von Thür zu Thür getragene Schutzenstab (Krivule) ist in ähnlicher Weise noch vor kurzem im oberen Erzgebirge Mode gewesen. Der vielfaltige kurze Bauschrock der Litauerinnen ist ebenso bei den kurischen Frauen, wie bei den Slowinzinnen, als auch im Oderbruch und anderwärts zu finden. Das litauische Haus weicht fast gar nicht vom kaschubischen und südpommerischen ab. Die Kanklys ist bei finnischen Völkern noch im Gebrauch, und zahlreiche Gewohnheiten unsres Volkes finden sich ebensowohl bei der ackerbautreibenden, wie andrerseits bei der fischenden Bevölkerung Deutschlands. Der Hauptunterschied ist doch nur die Sprache. Es ist darum zurückzuweisen, wenn geflissentlich oder von oberflächlichen Betrachtern in kleinen Provinzialblättern die östlichen Ostpreußen und besonders die Litauer als halbe

Heiden und abergläubische, thörichte Menschen geschildert werden. Von einem bedeutenden Unterschied zwischen ihnen und den gleichgestellten Berufsständen im übrigen Deutschland ist nichts zu spüren. Die Eigenart ist an die Bodenbeschaffenheit, das Gewerbe, die Witterung und andere äußere Verhältnisse geknüpft, durchaus nicht an altüberkommene, dem Deutschen feindliche, Sonderthümlichkeiten. Das litauische Volk liefert gleich dem preußischen dem deutschen Vaterlande tüchtige Bauern, Handwerker, Soldaten, Lehrer, Pastoren, Gelehrte.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. D. **Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins**, herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. N. F. Band 12. (Der ganzen Reihe 51. Band.) Karlsruhe, L. Bielefelds Verlag 1897. — Mit dem 4. Heft ist der 12. Band der neuen Folge komplet geworden. Die Redaktion für den badischen Theil hat nach dem Abgang A. Schulte's Karl Obser übernommen und sich auch hierin, wie nicht anders zu erwarten stand, vortrefflich bewährt. Man sieht, die Zeitschrift ist im besten Gedeihen und erfüllt die ihr gestellte Aufgabe in jeder Beziehung. Der Inhalt ist denn auch in diesem Jahrgang sehr reichhaltig, und zwar fällt der Löwenantheil den Arbeiten über elsässische Geschichte zu. So veröffentlicht der Straßburger Privatdozent O. Cuny als Vorbotin einer dem Abschluß nahen neuen Bearbeitung der Itinerare eine Studie über „die elsässischen Römerstraßen der Itinerare", die geeignet ist, die Erwartung auf das Hauptwerk zu steigern. — Recht dankenswerth ist auch die gründliche Abhandlung H. Witte's über „den heiligen Foest und seine ältesten Besitzer", die auf die gesammten Besitzverhältnisse im Elsaß, vor allem aber des staufischen Hauses, neues Licht wirft. Sie reicht bis zu dem Moment, wo die Staufer als „bonâ possidentes" im Elsaß gelten können. — Mit dem Elsaß beschäftigt sich auch der Aufsatz Jos. Beckers über die „Verleihung und Verpfändung der Reichslandvogtei Elsaß von 1408—1634", der als eine Fortsetzung der Arbeit des Verfassers über „die Landvögte des Elsaß von 1308—1408" anzusehen ist. — Alfred Doermann schließt seine Studie über „die Reichsritterschaft im Unterelsaß bis zum Beginn des 30jährigen Krieges" und zeigt die Ritterschaft in den religiösen Kämpfen der Gegenreformation. — Paul Kalkoff behandelt in ausführlicher Weise Jakob Wimpfelings Antheil an der Erhaltung des Katholizismus in Schlettstadt und sucht zu erhärten, wie hier durch Reformen der Reformation vorgebeugt wurde.

Hier soll auch gleich die epochemachende Entdeckung Hermann Blochs genannt werden, der mit glänzendem Scharfsinn und geistvoll geführtem Beweis dem heraorragenden elsässischen Historiker Grandidier eine Reihe von Urkundenfälschungen nachgewiesen und somit der Wissenschaft einen bedeutenden Dienst geleistet hat. Mit Recht betont Bloch, wie wohrlos unsre gegen mittelalterliche Fälschungen so wohlgerüstete Wissenschaft modernen Machwerken gegenüber ist. Nicht minder gelungen als der Nachweis der Fälschungen selbst ist die Darlegung der Motive: darnach hat lediglich Ruhmsucht Grandidier zu diesem Trugspiel veranlaßt. Blochs Abhandlung kann als Muster einer scharf- und feinsinnigen Quellenkritik gelten. — Albert Werminghoff beleuchtet die schriftstellerische Thätigkeit des Bischofs Otto III. von Konstanz, der freilich kein Wessenberg war, sondern als ergebener Anhänger des Papstthums gegen die Beschlüsse des Baseler Konzils mit seinen Streitschriften in die Schranken trat. Seine Schriften sind uns in den Codices Augienses XXXIV und XXXIX der Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe erhalten. Th. Ludwig berichtet über einen wiederaufgefundenen Band der Mainzer Erzstiftschronik des Grafen Wilhelm Werner, eines der Schöpfer der Zimmer'schen Chronik. Es ist zu hoffen, daß auch die übrigen Theile des verlorenen Werkes wieder zutage gefördert werden. — Weech setzt seine interessanten Mittheilungen aus dem Vatikanischen Archiv fort, und zwar aus dem Nachlaß des Kardinals Giuseppe Garampi, die der Forscher auf dem Gebiete der Geschichte des 18. Jahrhunderts mit Dank begrüßen wird. Nicht minder werthvoll sind die Nachträge zur Geschichte der Konversion des Markgrafen Jakob III. von Baden und Hochberg und zur Biographie des Pistorius. — Wesentlich an die Arbeiten Weechs lehnt sich an Bruno Albers; derselbe publizirt einige Schriftstücke, welche auf die Bemühungen des Pistorius, auch den Markgrafen Ernst Friedrich zur Konversion zu bewegen, Bezug haben. — H. Funck veröffentlicht J. C. Lavaters Aufzeichnungen über seinen ersten Aufenthalt in Karlsruhe (1774). — Mehr lokaler Natur sind die Arbeiten von Zehnter über die „Geschichte der Juden in der Markgrafschaft Baden-Durlach" und von Platz über „die Unruhen in der freien Reichsstadt Zell a. H. (1760)". Die beiden Literaturberichte für badische und elsässische Geschichte, der erstere von A. Werminghoff und A. Winkelmann, der letztere in bekannter, tüchtiger Weise von E. Marckwald erstattet, verdienen volles Lob. Die Miszellen, die Zeitschriftenschau und die Literaturnotizen sind sehr reichhaltig und instruktiv. Die „Mittheilungen" bekunden die rege Thätigkeit, welche die Gründung der Historischen Kommission für die Badische Landesgeschichte geweckt und organisirt hat.

α **Der Walchensee und die Jachenau.** Eine Studie von E. Becker, M. d. D. u. Oe. A.-V. Mit einer Karte. Innsbruck, A. Edtingers Verlag 1897. — Keiner unsrer Alpenseen, dieser Perlen am Saume des Hochgebirges, hat eine so eingehende und alles umfassende Beschreibung von der Hand eines begeisterten Kenners und Liebhabers gefunden, wie der tiefgrüne, von dunklen Walddergen eingeschlossene Walchensee, der ungeachtet aber vielleicht gerade wegen seiner melancholischen Stimmung einen eigenartigen Reiz auf die Besucher ausübt. Der Verfasser schildert den romantischen Seespiegel und seine Umgebung, sowie das grüne Thal der Jachenau nach allen Seiten hin: die Entstehung des Erosionsbeckens zur Gletscherzeit, die naturwissenschaftlichen Verhältnisse, Fauna und Flora, Sage und Geschichte, Land und Leute, Touristisches. Er zeigt sich in allem wohlunterrichtet und als ein scharfer Beobachter, nur mit den Kenntnissen in der alten Geschichte hapert es; hier hat er die richtigen Quellen offenbar nicht zu finden gewußt. Als die ältesten Bewohner der Alpen erklärt er z. B. die Räter (er schreibt Rätier) und diese hinwiederum als aus dem Süden eingewanderte Kelten, als Insassen der Gegend nennt er die Breonen. Die neuere Forschung hat dagegen mit ziemlicher Sicherheit festgestellt, daß die Räter ein Zweig des großen etruskischen Stammes und von Norden her in die Alpen eingewandert, bezw. in denselben sitzen geblieben sind; die Breonen wurden in jüngster Zeit und nicht aus ganz haltlosen Gründen sogar als Illyrier angesprochen, für die sie bereits Straba erklärt, und ob ihre Wohnsitze über die heutige Tiroler Grenze nördlich gereicht haben, steht sehr in Frage; auch ihr Geschichtsschreiber, Jäger, gibt ihnen keine solche Ausdehnung. Nur darin wird der Verfasser das Richtige getroffen haben, daß die ältesten uns bekannten Einwohner des fraglichen Striches Kelten waren; welchem der vier vindelicischen Stämme sie jedoch zuzutheilen sind, hüllt sich in Dunkel. — Die große Heerstraße aus Oberitalien (Verona) führte nicht bloß bis Augusta Vindelicorum, sondern bis an die Donau und über diese hinüber bis zum Scheitelpunkt des Limes bei Gunzenhausen; ihr Name ist via Claudia Augusta, nicht Claudia Augusta. Der an ihr gelegene Ort Abuzaenm ist nicht die Stadt Füssen, sondern das Dorf Epfach am Lech, B.-A. Schongau, ein Knotenpunkt römischer Straßen überhaupt; die Namensform Abuzaeum ferner gehört dem Patois des Antoninischen Itinerars an, die schriftmäßige der Peutinger Tafel lautet Abodincum. Möge der Verfasser bei einer zweiten Auflage seiner im großen Ganzen vortrefflichen Schrift auch diesem Abschnitte die gleiche Sorgfalt widmen, wie den anderen. — In einem Punkte stimmen wir ihm übrigens unbedingt bei. Die bitteren Klagen über mangelhafte Verpflegung, fehlenden Komfort und trotzdem ganz übertrieben hohe Preise sind nicht bloß für die Gegend am Walchensee, sondern für das ganze oberbayerische Gebirge nur zu berechtigt; diese Uebelstände bilden leider ein partikularistisches Reservatrecht des schönen Oberlandes.

* **Ein neues Heitmittel gegen Tuberkulose** hat Dr. Hirschfelder in San Francisco erfunden und, wie er angibt, in vielen Fällen mit großem Erfolg ange-

Digitized by Google

wandt. Das Cooper Medical College in San Francisco veröffentlicht darüber einen Bericht, dem die „K. Z." folgende Schlußsätze entnimmt: Das Oxytuberkulin — so benennt der Erfinder das neue Mittel — verhindert das Wachsthum der Tuberkelbazillen in Bouillonkulturen. Bei 15 untersuchten Fällen hat sich sein positiver therapeutischer Werth erwiesen, um so klarer, als keinerlei andere Behandlung angewandt wurde. Bei seinem Gebrauch ergaben sich keine gefährlichen Nebenwirkungen. Das Oxytuberkulin (ein bakteriologisches Produkt) ist nach seiner Zusammensetzung und Herstellungsart beschrieben worden, so daß sich alle Aerzte desselben bedienen können. Die Kommission empfiehlt infolgedessen das Mittel zu weitestgehender Prüfung, da auch bei vorgerückten Stadien der Krankheit sehr bemerkenswerthe Erfolge erzielt werden, während für die letzten Stadien allerdings keine Heilung gewährleistet werden kann.

* Um die Lehrpläne für das Reformgymnasium, die sogenannten „Frankfurter Lehrpläne", einer erneuten und fortgesetzten Prüfung zu unterziehen, ist im Etat des preußischen Kultusministeriums eine bestimmte Summe in Ansatz gebracht worden. Die Begründung dieses Etatpostens ist bezeichnend für den Standpunkt, den das preußische Kultusministerium dem Reformgymnasium gegenüber überhaupt einnimmt. Der betreffende Passus hat folgenden Wortlaut: „Der mit der Durchführung der Frankfurter Lehrpläne am Goethegymnasium in Frankfurt a. M. gemachte Versuch hat, soweit der bisherige Aufbau der Schule fortgeschritten ist, befriedigende Ergebnisse erzielt. Da indeß verschiedene besonders günstige Umstände einen großen Antheil an den erreichten Erfolgen haben, so wird dieser Versuch, auch wenn er zu dem erwarteten günstigen Abschluß gelangt, als ein ausreichender Beweis für die ausgedehntere Durchführbarkeit der fraglichen Lehrpläne nicht erachtet werden können. Inzwischen ist die zur Erlangung eines sicheren Ergebnisses erforderliche Durchführung der Frankfurter Lehrpläne auch an mehreren anderen höheren Lehranstalten entweder schon begonnen oder in Aussicht genommen. Soll indeß diese Umgestaltung des Lehrplans der Schulen in einzelnen dazu geeigneten Orten nicht dem Zufall überlassen, auch nicht von ungünstigen Verhältnissen von vornherein beeinträchtigt werden, so ist eine umfangreiche, mit Kosten verbundene Vorbereitung erforderlich. Es bedarf zunächst einer sorgfältigen Auswahl und dazu einer vermehrten und öfter wiederholten Inspektion der für den Versuch geeigneten Schulen und der für sie bestimmten Lehrer. Besonderes Gewicht ist vor allem auf die Ausbildung dieser Lehrer zu legen. Dazu wird es nöthig sein, sie in Frankfurt a. M. oder an anderen derartigen Schulen längere Zeit hospitiren zu lassen, sie zu diesem Zweck mit den nöthigen Mitteln zu versehen und für ihre Vertretung zu sorgen. Auch wird man ihnen behufs gründlicher Vorbereitung für die einzelnen Unterrichtsstunden eine Erleichterung in der Zahl ihrer Pflichtstunden gewähren und zu ihrer Entlastung Hülfskräfte heranziehen müssen. Ebenso werden Hülfskräfte für Klassenabtheilungen nöthig werden, da in stark besuchten Klassen die erfolgreiche Durchführung der veränderten Unterrichtsertheilung zu sehr erschwert sein würde. Namentlich können Klassentheilungen dann erforderlich werden, wenn ein Theil der Schüler nicht nach dem neuen, sondern nach dem allgemeinen Lehrplan unterrichtet werden soll, was schon der Vergleichung wegen nützlich ist. Endlich wird auch die Beschaffung neuer Lehrmittel Aufwendungen verursachen, deren schleunige Deckung im Interesse der Sache liegt. Wie hoch sich die hiedurch entstehenden Kosten im ganzen belaufen werden, läßt sich zur Zeit nicht übersehen. Nach ungefährer Schätzung dürfte ein Betrag von jährlich 15,000 M. für etwa 5 Jahre erforderlich sein."

* **Weimar.** An den Gymnasien des Großherzogthums soll die Stenographie, und zwar nach Gabelsbergers System, als fakultativer Unterrichtsgegenstand eingeführt werden. In dem soeben dem Landtag unterbreiteten Voranschlag für die nächste Finanzperiode werden Vergütungen für Lehrer der Stenographie an den Gymnasien Weimar, Eisenach und Jena gefordert.

* **Berlin.** In der hiesigen medizinischen Fakultät habilitirten sich am 17. Januar drei Privatdozenten: Dr. G. Joachimsthal für orthopädische Chirurgie, Dr. Lexer für Chirurgie und Dr. Wolpert für Hygiene.

* **London,** 17. Jan. Der Physiker Randolf hat in diesen Tagen Versuche mit neuen telephonischen Apparaten angestellt, die es ermöglichen, die gewöhnlichen Telegraphenleitungen zu benutzen. Einer der Versuche fand auf dem hiesigen Telegraphenamt der Großen Westbahn statt. Es wurde mit dem etwa 160 km entfernten Gloucester gesprochen. An Stelle der Telegraphenapparate wurden die des Hrn. Randall eingeschaltet. Die folgenden Gespräche überzeugten die zahlreich anwesenden Vertreter der Behörden und der Technik vollständig von der Brauchbarkeit der Erfindung. Zu bemerken ist, daß auf der betreffenden Strecke die Telegraphenstangen durchweg 50—60 Drähte tragen. Es kam trotzdem keine Störung vor und die Gespräche blieben vollständig klar.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hülfswissenschaften. Herausgegeben von Friedrich Mann. Heft 4, 53—55, 60, 62, 69, 73, 74, 87, 88, 91. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne 1895—1897. — Die Kinderfehler. Zeitschrift für pädagogische Pathologie und Therapie in Haus, Schule und sozialem Leben. Hggb. von J. Träger. 2. Jahrg. Heft 1—5. Ebd. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Hggb. von W. Rein. 4. Band. 2. Hälfte. Ebd. — Blätter für Haus- und Kirchenmusik. Hggb. von Prof. Ernst Rabich. Nr. 6—11. Ebd. — Heinrich Heine: Sein Leben in seinen Liedern. Ein Breviarium zum 100. Geburtstage. Hggb. von Richard Schaukal. Aus Fischers und Franks Bibliothek für Bücherliebhaber. Berlin 1897. — Ernst v. Wildenbruch: Tiefe Wasser. Fünf Erzählungen. Berlin, Freund u. Jeckel 1898. — Prof. Karl Bücher: Die Entstehung der Volkswirthschaft. Vorträge und Versuche. 2. stark vermehrte Aufl. Tübingen, H. Laupp 1898. — Die Rauchplage in den Städten und ihre Beseitigung. Denkschrift für die Mitglieder der 22. Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Karlsruhe. Gewidmet von B. Fröhlich u. Co. in Leipzig-Reudnitz. — Fritz Lapidoth: Gottia, die Priesterin der schwarzen Kunst. Einzig berechtigte Uebersetzung. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. — Balduin Mällhausen: Welche von Beiden. Roman in 2 Bänden. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union. — M. Baksó: Ufia. Budapest, in Kommission von Friedrich Kilian 1897. — Jevnnot Emil Frhr. v. Grotthuß: Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Literatur unsrer Zeit. Mit 10 Portraits. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1898. — Arthur Foltin: Tiroler Alpensagen. Illustr. von Adolf Schlabitz. Ebd. — Werner v. Heidenstem: Karl XII. und seine Krieger. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Therese Krüger. Paris, Leipzig, München, Albert Langen 1898. — Geographischer Jahresbericht über Oesterreich. Redig. von Dr. Rob. Sieger. 1. Jahrg. 1894. Wien, Ed. Hölzel 1897. — Die deutschen elektrischen Straßenbahnen, Klein- und Pferdebahnen, sowie die elektrotechnischen Fabriken, Elektrizitätswerke sammt Hülfsgeschäften im Besitz von Aktiengesellschaften. Leipzig, A. Schumann 1897. — Dr. M. Scherer: Allgemeiner Theil des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. 2. Heft. Erlangen, Palm u. Enke 1897. — Dr. jur. Gustav Heyer: Die Standesherren des Großherzogthums Hessen und ihre Rechtsverhältnisse in Geschichte und Gegenwart. Darmstadt, L. Brill 1897. — Prof. Georg Meyer: Ueber die Entstehung und Ausbildung des allgemeinen Stimmrechts. Akademische Rede. Heidelberg, J. Hörning 1897. — Dr. Felisch: Die Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Johanna Baltz: Im deutschen Märchenwald. Lebende Bilder mit verbindendem Text. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1898. — Dies.: Lisso's Christfest. Komödie. 2. Aufl. Ebd. — Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. Begr. von Ferd. v. Witzleben-Wendelstein. 16. Jahrg., 2. und 3. Heft. Dresden, Friese u. v. Puttkamer.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 20. Januar. Nummer 15.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Kleinasiens Naturschätze. Von Dr. Paul Broennle. — Handelshochschulen. II. Von Dr. Alexander Tille. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kleinasiens Naturschätze.

Schon vor 40 Jahren hat der vortreffliche Alterthumsforscher Ludwig Roß, Professor der Archäologie an der Hallenser Universität, in seinen Reisebriefen und Aufsätzen über „Kleinasien und Deutschland“ die Kolonisationsfrage in Kleinasien angeschnitten, mit großem Nachdruck die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Gedanken deutscher Niederlassungen in Kleinasien hinzulenken gesucht und lebhaft dafür Stimmung gemacht, daß diese Frage von kundigen und umsichtigen Männern in Erwägung gezogen, „am liebsten zum Gegenstand örtlicher Untersuchungen und Ergründung durch eine einzusendende Kommission gemacht werde“. Kein Geringerer als Moltke hat etwa zur selben Zeit wiederholt und eindringlich einer deutschen Kolonisation in Kleinasien, diesem mit allen Schätzen der Natur verschwenderisch gesegneten Land, das Wort geredet, und eine Reihe von hervorragenden Männern ist ihm darin gefolgt.

Der Bau des anatolischen Eisenbahnnetzes, welcher eine neue Etappe in der wirthschaftlichen Entwicklung der Türkei bedeutet und berufen erscheint, für das kulturell so hoch stehende Land, die Wiege der europäischen Kultur, eine neue segensreiche Aera herbeizuführen, hat die anatolische Frage aufs neue in Fluß gebracht und eine reiche Literatur erzeugt. Als die hervorragendsten dieser Arbeiten mögen hier nur hervorgehoben werden die treffliche kolonialpolitische Studie von Dr. Karl Kaerger über „Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld“ (Berlin 1892); von Reinhold Menz, „Deutsche Arbeit in Kleinasien“ (Berlin 1893); die frisch und anregend geschriebene Reiseskizze von Friedr. Dernburg „Auf deutscher Bahn in Kleinasien“ und in erster Linie das ausgezeichnete, umfangreiche Werk des ehemaligen Direktors der Kaiserl. japan. topagr. und geolog. Landesaufnahme, Dr. Edmund Naumann, „Vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat“ (München und Leipzig 1893), welchem sich in würdiger Weise anschließen die im Lauf dieses Jahres erschienenen „Anatolische Ausflüge“ von Frhrn. v. d. Goltz. In allen diesen Werken wird Kleinasien gepriesen als eine unerschöpfliche Kornkammer, eines der produktivsten Weinländer, das nicht allein im Besitz eines großen, theils noch wenig ausgebeuteten, ganz beträchtlichen Reichthums an Mineralien ist, sondern auch eine ganz vorzügliche Seide und Baumwolle erzeugt und die mannichfachsten Industriepflanzen hervorbringt.

Einen neuen, überaus werthvollen Beitrag zur Kenntniß der wirthschaftlichen Verhältnisse Kleinasiens bietet das soeben (im Verlag von Gebrüder Borntträger-Berlin) erschienene Buch des Premierlieutenants K. Kannenberg über „Kleinasiens Naturschätze“ dar. Der Verfasser tritt nicht mit der Prätension auf, etwas durchaus Originales zu liefern, vielmehr stellt sich seine Arbeit, wie er selbst bescheiden bemerkt, nur dar als ein übersichtlich geordnetes Sammelwerk, für welches in langjährigem Studium fast die gesammte ältere und neuere Reiseliteratur über Kleinasien verwerthet worden ist und wozu der Verfasser aus den Erfahrungen und Beobachtungen einer mehrmonatlichen, von Angora aus ins Innere Anatoliens unternommenen Reise „sein bescheidenes Scherflein beigesteuert hat“. Die Arbeit verdient alle Anerkennung. Der Verfasser hat nicht allein das überaus weitschichtige, fast erdrückende Material der früheren Literatur klar und übersichtlich gruppirt, sondern auch selbst zur Förderung und Erweiterung unsrer Kenntnisse der wirthschaftlichen Lage Kleinasiens ganz wesentlich neues Material beigebracht. Der Nachweis über das Vorkommen mancher Thiere, Pflanzen und Mineralien hat die größten Anforderungen an den Sammelfleiß des Verfassers gestellt, da Zusammenstellungen hierüber nur vereinzelt vorlagen. Eine erhebliche Steigerung ihres wissenschaftlichen Werthes und eine gewisse Sicherstellung gegen etwaige leicht unterlaufende Irrthümer und Versehen erhielt die Arbeit dadurch, daß eine Reihe von Fachgelehrten dieselbe einer Durchsicht unterzogen und einzelne wissenschaftliche Anmerkungen beifügten. So wurde der erste Theil der Arbeit „Bilder aus dem Thierleben Kleinasiens“ von Prof. Dr. Marshall in Leipzig revidirt, der zweite Theil, „Kleinasiens wichtigste Kulturpflanzen“, von Prof. Dr. Ascherson in Berlin und der dritte „Kleinasiens wichtigste Mineralschätze“ von Prof. Linck in Jena, während der Privatdozent an der Universität Leipzig, Dr. Stumme, der treffliche Kenner der arabischen Dialekte Nordafrika's, die Revision in sprachlicher Beziehung übernahm.

Eine werthvolle Zugabe bildet die an der Spitze eines jeden Artikels gegebene türkische Nomenklatur, welche die von den verschiedensten Reisenden und vom Verfasser selbst an Ort und Stelle gesammelten volksthümlichen Ausdrücke enthält. Auch die Etymologie ist berücksichtigt worden, wofür der Verfasser folgende bekannte Werke zu Grunde gelegt hat: Bambéry, „Die primitive Kultur des turkotatarischen Volkes“ (Leipzig 1879); Viktor Hehn, „Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang von Asien nach Europa“ (Berlin 1883); Gustav Meyer, „Türkische Studien“ (Wien 1893). Durch die Etymologie will der Verfasser einen klaren Einblick in die ursprüngliche Naturanschauung und Naturkunde des türkischen Volkes erhalten und dabei erkennen, „mit welcher Sicherheit und Anschaulichkeit das ungetrübte Auge des Naturmenschen und der schaffende Sprachgeist dieser durch eine bewundernswerthe Klarheit und Durchsichtigkeit des Aufbaues und Einfachheit der Formen ausgezeichneten Sprache regelmäßig den treffendsten Ausdruck für jeden Gegenstand erfand“. Zugleich läßt auch die Etymologie bei Fremdwörtern die Wanderungen und Wandlungen erkennen, welche der Gegenstand und sein Name durchgemacht haben, worin zugleich ein gutes Stück Kulturgeschichte liegt, wie der Verfasser richtig hervorhebt.

Digitized by Google

Das erste Kapitel „Bilder aus dem Thierleben Kleinasiens“ enthält kurzgefaßte Monographien über die Hausthiere in Kleinasien. Pferd und Rind, die ältesten Hausthiere, haben längst aus ihrer bevorzugten Stelle weichen müssen. Das Pferd, das vornehmste Hausthier der Türken, hat mit ihnen auch die Heimath gemein. Die weite Steppe Innerasiens, der Tummelplatz der Stürme, hat das flüchtige Pferd geboren und die wilden Steppenvölker, die Türken und Mongolen, haben es zuerst eingefangen, gezähmt und dem Menschen dienstbar gemacht (Hehn). Stutenmilch war ihr ältestes Nationalgetränk. Unentbehrlich war ihnen das Pferd auf ihren unaufhörlichen Raub- und Beutezügen. Während Kleinasien im ganzen Alterthum durch seinen immensen Reichthum an ausgezeichneten Pferden berühmt war, läßt sich heute, wo fast überall das Pferd durch Büffel und Rind als Zugthier verdrängt ist, ein auffallender Mangel an Pferden konstatiren, so daß sich nur noch der Reiche und Vornehme Reitpferde halten kann. Heute ist die Türkei, ehemals ein ausgezeichnetes Reitervolk, kaum imstande, eine auch nur einigermaßen hinreichende Kavallerie aufzustellen. Diesem verhängnißvollen Pferdemangel hat die Regierung schon durch verschiedene Maßregeln abzuhelfen versucht, einmal durch Pferdeausfuhrverbote, sodann durch große Pferdeankäufe in Ungarn und durch Anlage eines großen Mustergestüts mit einem Bestand von 40 Hengsten, 600 Stuten und 600—700 Fohlen, freilich ohne nennenswerthen Erfolg. Der Typus des heutigen türkischen Pferdes, wie er sich in Kleinasien am ausgeprägtesten herausgebildet hat, ist, wie Kannenberg sagt, das Erzeugniß einer Mischung von türkisch-turkmenischem mit persischem und arabischem Blut. Mit dem Araber theilt es die steilen, kleinen Hufe, den hohen Ansatz und die edle Haltung des langen, seidenhaarigen Schweifes, mit dem Perser die hohen Beine und die Neigung zum Hirschhals, mit dem Türken endlich hat es die eckigen, unedlen Formen und den großen Kopf gemein; von allen dreien aber vereinigt es deren Haupttugenden: „Die Ausdauer und Genügsamkeit des alttürkischen mit dem lebhaften Temperament des persischen und der Gelehrigkeit des arabischen Pferdes.“ Als Lastthier kommt das Pferd nur höchst selten in Verwerthung; am ehesten in Konstantinopel, wo man öfter 4—5 Pferde untereinander verbunden sieht, wobei das hintere Pferd am Schwanze des vorderen mit einem Strick festgemacht wird. Auch auf der persischen Karawanenstraße wird es häufig verwendet. Besondere Erwähnung verdient noch, daß die Pferdehaare in der Türkei zur Anfertigung der für den Transport von Waaren auf Saumthieren im Orient so unentbehrlichen Säcke (torbâ) Verwerthung finden.

Während in einigen Theilen Nordkleinasiens das Maulthier, in Syrien in erster Linie das Kameel als Reitthier verwendet wird, wird in Kleinasien selbst am meisten der Esel zu diesem Zweck benutzt. Der Esel ist das gebräuchlichste und verbreitetste Transportmittel, weil er die geringsten Anschaffungs- und Unterhaltungskosten erfordert, die selbst der Aermere erschwingen kann. Im Innern des Landes kostet ein Esel durchschnittlich 100—200 Piaster (18—36 M.). Als Lastthier sieht man ihn in den verschiedenartigsten Verwendungen, „bald auf den großen Karawanenstraßen die Waarenballen der Kaufleute schleppend, bald an den Marktlagen in langen Zügen von nah und fern die Landesprodukte der Bauern in die Stadt tragend und mit neuen Ackergeräthen und städtischen Waaren zurückkehrend, bald in den Maulbeerpflanzungen unter den großen Bürden von Maulbeergezweig fast verschwindend, bald in langen Kolonnen von den Sägemühlen in den Flußthälern des waldbedeckten paphlagonischen Küstengebirges die langen Holzbohlen ans Meeresgestade hinabschleppend, bald die schweren Steinkrüge von den Bergen tragend, die Angora mit Trinkwasser versorgen, oder im holzarmen Hochland stachlige Astragalusbüschel auf seinem dickfelligen Rücken schleppend, die den Bewohnern als Feuerungsmaterial dienen“. Das Maulthier, die Kreuzung von Pferd und Esel, wird am häufigsten an der pontischen Küste, im Paphlagonischen, gezüchtet, in dem mehr türkischen Innern dagegen nicht. Es gilt für stärker und ausdauernder als der Esel und selbst als das Pferd, und wird namentlich auf der persischen Karawanenstraße nach Trapezunt als Lastthier verwendet, ebenso wie das Kameel. In Kleinasien, ebenso wie in Armenien und Syrien trifft man fast nur das einhöckrige Kameel; doch werden, wie Naumann ausführt, in verschiedenen Theilen der Halbinsel, so seitens der Armenier und Turkmenen von Bozuk und von den Yürüken in Cilicia Trachea, Bastarde zwischen männlichen baktrischen (zweihöckrigen) und weiblichen syrischen (einhöckrigen) Kameelen gezüchtet, welche Tulu heißen. Sie haben ebenfalls nur einen Höcker, gleichen aber sonst dem Trampelthier. Sie sind für Kleinasien während der rauhen Jahreszeit von hohem Werth, da sie Reisen durch Schnee und Schlamm sehr wohl auszuhalten vermögen; im Sommer dagegen, wo sie durch das syrische Kameel abgelöst werden, werden sie meist auf die Weide getrieben. In Kleinasien und Armenien ist das Kameel nur Lastthier; als Reitthier kommt es erst in der syrischen Wüste zur Verwendung.

Die Türken sind von Natur kein ackerbautreibendes Volk, sondern ein Hirtenvolk. Ihre Heerden sind ihr Reichthum und ihr Stolz. Im Sommer ziehen die anatolischen Türken und Turkmenen fröhlich hinauf auf die Berge in die Yâila (Sommerdorf) und erst zum Winter wieder hinab in das geschützte Thal, in ihr Kyshlât (Winterdorf), wo sie mit Weben und Spinnen ihren Lebensunterhalt gewinnen. Rind und Büffel sind in Kleinasien nur Zug- und Melkthier, nicht Schlachtvieh; der Büffel wird fast nie, das Rind nur selten gegessen, hauptsächlich als Basdyrmâ, d. h. Kuhfleisch, das gesalzen, getrocknet und zwischen Brettern gepreßt ist. Die anatolischen Kühe sind auffallend kleine und unansehnliche, beinahe zwerghafte Thiere, auch die Büffel sind im allgemeinen nicht besonders groß und stark. Immerhin ist ihr Gewicht, Nahrungsbedürfniß und Arbeitsleistung doppelt so groß als das der Ochsen, weßhalb sie auch für den Türken als Zugthiere unersetzlich sind; besonders zur Pflugarbeit sind sie durch ihr Gewicht und ihre Körperkraft vorzüglich zu verwenden. Mit Vorliebe werden sie auch zum Transport der Produkte des Landes und der Waaren des Kaufmanns verwendet. Wenn auch diese Art des Transports ziemlich langsam ist, so ist sie doch erheblich billiger als die mit Lastthieren und sogar noch billiger als mit der Eisenbahn. Nach Aussage des Paschas von Tschangry geht deßhalb die ganze große Getreideausfuhr von Tschangry nach Stambul nicht mit der anatolischen Bahn über Angora, sondern auf der Karawanenstraße über Inebolu (pro Wagenlast 20 Piaster, auf der Eisenbahn 170 Piaster). — Durch seine trockene Luft begünstigt, zeichnet sich Kleinasien besonders aus durch seinen außerordentlichen Reichthum an Schafen. Von altersher berühmt sind die anatolischen Fettschwanzschafe; die jährliche Ausfuhr von Wolle der Fettschwanzschafe aus Angora wird auf 2 Millionen Kilo angegeben. Bedeutende Schafzucht wird in der kaiserlichen Musterwirthschaft zu Tchiftelér Tchiftlyi an den Quellen des Sataria getrieben (10,000 Stück). Besonders groß ist der Schafreichthum der Kurden, deren Marktplatz Erzerum, Ausfuhrhafen Trapezunt ist. Von hier aus gehen ganze Schiffsladungen von Schafen, Schafwolle und Schafhäuten nach Konstantinopel. Schaffleisch bildet die fast allenige und beliebteste Nahrung der Türken. Am türkischen Passahfest, dem Kurbân Bairém, an dem die Straßen Konstantinopels buchstäblich mit Schaf-

heerden angefüllt sind, gibt es, nach Kannenberg, kein türkisches Haus, in dem nicht ein Lamm geschlachtet wird. Auch sonst werden bei wichtigen Ereignissen Opferlämmer geschlachtet. Die kleinasiatischen Schafe zeichnen sich, wie alle Thiere des anatolischen Hochlandes, durch ihre besonders feine Wolle aus. Die Wollausfuhr der Türkei ist bedeutend; Rohwolle wird ausgeführt aus Smyrna, Ismid und Trapezunt. Freilich können die einheimischen Wollstoffe mit den billigen europäischen Fabrikaten nicht konkurriren. Der Türke bevorzugt wollenes Tuch für seine Kleidung. Gesuchte Wollfabrikate sind auch die wollenen Bettdecken und die aus starkem, wollenen Tuch verfertigten Gebetsteppiche, die meist mit bunter Seide, Silber oder Gold durchwirkt sind.

Von größerer Wichtigkeit als die Tuchfabrikation ist die türkische Teppichfabrikation. Allgemeineres Interesse dürfte beanspruchen, was Kannenberg hierüber zusammenstellt. Unter den berühmten orientalischen Teppichen, die heute in der gesammten modernen Teppichindustrie den Geschmack beherrschen, stehen die kurzhaarigen, feingewebten persischen Teppiche höher im Preise als die meisten türkischen Teppiche, obwohl es auch unter diesen kostbare und theure Stücke gibt. Bezüglich der Smyrnateppiche, welche sich des weitverbreitetsten Rufes erfreuen, unterscheidet man vier Sorten: Alyzary, Alyzary und Kochenille gemischt, Kochenille erster Qualität und sammetartige Qualität. Freilich werden die unter dem Namen „Smyrnateppiche" gehenden Erzeugnisse nicht in Smyrna allein, sondern auch in Gördes, in der im Innern gelegenen Stadt Uschak und von dem Nomadenstamm der Yürüken angefertigt. Berühmt sind auch die Kyzkilim-, Sichlm-, Kasák- und Maráshteppiche. Bei den Turkmenen ist die Teppichknüpferei eine beliebte und blühende Hausindustrie. Freilich droht der blühenden Industrie eine große Gefahr dadurch, daß jetzt vielfach Anilinfarben verwendet werden und daß sich immer mehr Fabrikanten dem europäischen Geschmack anzupassen streben.

Einen ebenso wichtigen Industriezweig, der früher in höchster Blüthe stand, aber auch, wie die Meerschaumindustrie, ein Opfer der Konkurrenz geworden ist, bildet die Mohairindustrie, jenes spezifisch kleinasiatische Produkt, welches das weiche, seidenartige Haar der Angoraziege liefert. Die Angoraziege wurde wahrscheinlich durch die Osmanen von den Ufern des Oxus her nach Anatolien verpflanzt. Wie Kannenberg nachweist, beschränkt sich ihre Verbreitung nicht allein auf Angora, das ihr den Namen gegeben hat, sondern umfaßt ein viel größeres Gebiet, als man gemeiniglich annimmt. Im Norden bildet das pontische Randgebirge dicht nördlich von Boli, Kastamnuni, Boyabad, Amasia, Siwas die Grenze, nach Süden erstreckt sie sich über die Sandjaks Afyun-Karahissar, Konia und Kyrshehr, im Osten ist sie noch über Diarbekr hinaus und im Vilayet Van zahlreich verbreitet, während im Westen etwa Boli, Eskishehir, Kintahia, Afyun-Karahissar die Grenze bilden. Die beste Wolle kommt aus Beibazár, westlich von Angora, am Kirmir Tchay. Die Zahl der Ziegen in der gesammten Turkei wird auf ca. 2½ Millionen angegeben und die Gesammtproduktion auf 5 Millionen Kilogramm. Der Konkurrenzkampf mit der überlegenen europäischen Maschinentechnik hat diese blühende Industrie, welche noch 1812 1000 Webstühle besaß und 10,000 Weber beschäftigte, schwer geschädigt. Das Produkt wird von den armenischen Kaufleuten, welche den ganzen Handel in Händen haben, nach Konstantinopel und von dort durch Vermittlung englischer Firmen und englischer Schiffe zum größten Theil nach England gebracht, theilweise auch nach Frankreich (besonders nach Roubaix). Schon mehrfach hat man Versuche gemacht, die Angoraziege anderswohin zu verpflanzen, so 1820 nach dem Mont-Dore in Frankreich, nach Escurial in Spanien, sowie insbesondere von Seiten der englischen Regierung nach Natal und ans Kap der guten Hoffnung. Wenn auch die türkische Regierung ein Ausfuhrverbot erließ, so hatte dies doch keinen großen Erfolg angesichts der von den Engländern gebotenen Preise, welche zuweilen mit 5—10,000 Fr. das Stück bezahlten.

Mit derselben Genauigkeit, Zuverlässigkeit und sorgfältigen Schichtung des Materials, durch welche sich die ganze Arbeit des Verfassers kennzeichnet, sucht er nun im weiteren Verlauf seiner Darlegungen das Vorhandensein von Jagdthieren (Hirsch, Reh, Hase, Biber), Raubthieren und sonstigen wilden Thieren (Leoparde, Wildkatze, Luchs, Wolf, Schakal, Hyäne, Fuchs, Dachs, Marder, Bär), Vögeln, Insekten, Amphibien und Reptilien, Fischen und Seethieren (Thunfisch, Stör, Forelle, Wels, Hecht, Hummern, Seekrebse und Austern, Seemuscheln) nachzuweisen, um sodann zu dem zweiten Haupttheil des Werkes, den wichtigsten Kulturpflanzen Kleinasiens, überzugehen, die er in Unterabtheilungen (Nahrungs-, Industriepflanzen, Blumen und Ziersträucher, wildwachsendes Holzgewächse, Wald und Waldbäume) ausführlicher behandelt.

In verschwenderischem Reichthum hat die Natur über Kleinasien ihr Füllhorn ausgegossen. Kleinasien ist eines der produktivsten Weinländer, eine unerschöpfliche Kornkammer, unglaublich reich an dem herrlichsten Obst und Gemüse jeder Art. Infolge seiner vorzüglichen Maulbeerkulturen erzeugt es die kostbarste Seide, ferner Baumwolle, sowie eine Reihe anderer wichtiger Industriepflanzen. Dank der ganz verschiedenen klimatischen Verhältnisse der einzelnen Theile der Halbinsel ist die Vegetation des Landes überaus mannichfaltig und wechselnd. In den westlichen Küstenstrichen, die, durch ihr herrliches, gemäßigtes Klima ausgezeichnet sind, gedeihen am reichsten und üppigsten Weinrebe und Feige, Quitte, Olive, Maulbeere und die köstlichsten Südfrüchte, besonders Orangen, während in dem tropischen Klima der schmalen Südküste, die durch die hohe Gebirgsmauer des Taurus und Antitaurus gegen Nordwinde geschützt ist, nur die Dattelpalme schüchtern sich hervorwagt. Dem Gedeihen der Obstbäume am zuträglichsten ist das Klima an der pontischen Küste. Hier wachsen Birnen, Aepfel, Pflaumen und Kirschen, Walnüsse, Haselnüsse, Brombeeren u. s. w. Viele Obstsorten, die jetzt in Europa kultivirt werden, haben hier ihre Heimath und sind erst von hier dorthin verpflanzt worden, so die Aprikose, Mandel, Granate, Sauerkirsche, Walnuß u. s. w. Freilich ist das Klima an der pontischen Küste nicht überall gleichmäßig. Während es nach Osten zu immer milder und wärmer wird, ist es im Westen rauh und windig. Von Sinope nach Osten zu ist die Olive zahlreich vertreten, während sie vom Bosporus bis Sinope sich nirgends findet. Bei Unie und Trapezunt gedeihen prachtvolle Granaten und noch weiter östlich in dem milden Klima von Rize finden sich sogar Zitronen und Pomeranzen.

Den Hauptreichthum dieser östlichen Küstenhälfte von Sinope ostwärts bildet der Tabak, der weit und breit Thalwände und Berghänge bedeckt, während der breite Gürtel der Randgebirge, das pontische Küstengebirge, der lycische und cilicische Taurus, das kurdische und armenische Hochland, die Grenzscheide zwischen dem anatolischen Hochland und dem asiatischen Festland, einen großen Waldreichthum aufweist. In diesem breiten Gebirgsgürtel liegt das Gebiet der Yailas, die Region der weiden- und wiesenreichen Hochebenen. In den Hochgebirgen, dem bithynischen Ayng, dem Taurus und Antitaurus, dem Ararat, Bingöl, Daghy und Erdjas Daghy folgen oberhalb jener Weidenflächen noch die alpine und hochalpine Zone mit der ihnen eigenthümlichen Flora. Auf dem anatolischen Hochland, im Innern der Halbinsel, herrscht ein äußerst trockenes und

Digitized by Google

heißes Klima; die Gräser sind versengt, die Luft erzittert in der glühenden Hitze; gleich einem flimmernden bewegten Meer von Luft und Licht wogt es über der endlosen, öden, kahlen Steppe. So weit das Auge reicht, sieht man oft keine einzige Pflanze über 1 Fuß Höhe; meilenweit bildet die als Viehfutter dienende Artemisia fragrans (Beifuß) die einzige Vegetation. Ein umso reicheres Leben blüht in den fruchtbaren Flußthälern, von denen das öde Steppenland durchzogen wird und in denen Mais-, Reis- und Baumwollfelder, Obst- und Weingärten miteinander abwechseln. Wo nur ein Wässerchen und eine Wasserrinne das trockene, aber fruchtbare Erdreich netzen, da grünt es und sproßt es und wuchert es aus dem Boden von den üppigsten und köstlichsten Gewächsen, und man erkennt mit Bedauern, was dies gesegnete Land erst sein könnte, wenn es nicht durch die unsinnige Waldoerwüstung so verödet und wasserarm gemacht worden wäre.

Während die Weintraube den Türken schon in ihrer asiatischen Heimath bekannt war, wußten sie nichts von einer Weinkultur; dieselbe ist nach Hehn eine semitische Erfindung, die mit dem Eindringen der islamitischen Völker in ihrem Ausgangsland Vorderasien in Verfall gerieth.

Die Weinfabrikation ist in Kleinasien ausschließlich in den Händen von Armeniern, Griechen, Levantinern. Freilich ist dieselbe sehr zurückgegangen infolge der hohen Besteuerung (die Dette publique erhält 15 Proz.), infolge der hohen Traubenpreise, welche von den Türken, die große Obstliebhaber sind, bezahlt werden. Dazu kommt, daß infolge des religiösen Verbots, das freilich nicht immer streng eingehalten wird, im eigenen Lande eine relativ geringe Nachfrage herrscht. Am meisten angebaut wird die sogenannte Tschauschtraube; dieselbe wird jedoch nicht, wie bei uns, an Rebpfählen gezogen, sondern am Boden rankend und nur so weit durch niedrige Hölzer unterstützt, daß die Trauben den Boden nicht berühren. Der Traubensaft wird vielfach auch zu einer dickflüssigen, syrupartigen, wohlschmeckenden Masse oder zu einem dicken Gelée eingekocht, das Petmés genannt wird.

Die ausgezeichnetsten Weine liefern nach Kanneuberg die Westküste und die vorliegenden Inseln. Die Hauptweinorte sind Smyrna, Aidin, das einen guten Landwein produzirt, Turbaly (Metropolis), Manissa, sowie die ganze weinreiche hyrkanische Ebene nördlich davon und Kyrkaghadj. Der Hauptausfuhrhafen für alle diese Orte ist Smyrna, welches jährlich etwa 500,000 Okka Wein und ca. 2 Mill. Zentner Rosinen ausführt. Ebenso ist Nordwestkleinasien am Bosporus, Golf von Ismid, Sakariathal und bei Ismik durch seine Weine berühmt. Zwischen Bulgurlu und Scutari gedeiht am köstlichsten die Tchauschtraube, die geschätzteste Traubensorte Konstantinopels. Dieselbe liefert jedoch nur Eßtrauben und ist zur Weinerzeugung unbrauchbar. Um die Veredlung des Weines, besonders durch amerikanische Reben, haben sich mehrere Deutsche große Verdienste erworben, in erster Linie die Württemberger Eckerlin, der in Erenköi eine Rebschule errichtet hat. Ausgedehnte Weingärten ziehen sich längs der ganzen entzückenden Küste des Marmarameeres hin, bedecken die Insel Prinkipo und die Gestade des Golfs von Ismid, so vor allem bei Herekee, Daiydja und bei Ismid selbst. Weiter hinein ins Innere zeichnen sich das ganze Sakaria- und Karasuthal und seitwärts die Orte Torbaly und Sögüd durch die Fülle und Billigkeit ihrer Trauben aus. Bis jetzt wurden auf der anatolischen Eisenbahn etwa 1600 Tonnen Wein und 4000 Tonnen Rosinen verfrachtet.

Ein drittes großes Weingebiet erstreckt sich von Angora, das in weitem Umkreis von einem herrlichen Kranz blühender Wein- und Obstgärten umgeben ist, an den Hängen des Tchal Deghy im Süden und des Hissar Daghy im Norden nordostwärts über das Stromgebiet des Kyzyl Yrmak. Hier finden sich kilometerlange ganz verwilderte Weinfelder, die ohne jede Kultur die schönsten Trauben tragen. Das an einem rechten Nebenfluß des unteren Delidje Yrmak gelegene Sungurlu, Iskelib und das östlich davon gelegene gartenartige Kyzyl Yrmakthal sind sämmtlich von prachtvollen Obst- und Weingärten umgeben, ebenso weiter stromab Tozia am Devrezichay, Karghy am Kyzyl Yrmak und das ganze Zeitinthal, während im Zentrum Kleinasiens nach Moltke's Beobachtungen die Hänge des Erdjas Daghy bis nach Kaisary hin, sowie die Hochebene von Uergub mit endlosen Weingärten bedeckt sind.

Nicht minder gering ist der Reichthum an Gemüsen der verschiedensten Art. Schon in Meyers Reisewerk über die Türkei findet sich die Beobachtung, daß die türkische und die nur wenig von ihr abweichende griechische Küche sich durch einen vorherrschenden Gebrauch von Gemüsen, Gurken, Reis, Pfeffer, Zwiebel, Knoblauch, Zitronensaft, Zucker, Milch, Honig auszeichnet, und Naumann weiß mit Humor davon zu erzählen, wie schwer es dem Reisenden wird, seinen Gaumen an die befremdenden, unheimlichen, erschütternden Kombinationen der anatolischen Küche zu gewöhnen, an Verbindungen wie gestockte Milch und rohe Gurken, Lattich und Zitronensaft, an rothe Paprikasaucen und so komplizirte Verquickungen, wie die aus Gurken, Pfeffer, Oel, Knoblauch, Salz, Essig und Mandeln oder gestoßenen Haselnüssen bereitete, kalte Sommerspeise „terratór". Als die beliebtesten und wichtigsten Gemüse führt Kannenberg an: Kapamá (Ragout aus Huhn und Gemüse), Dolmá (Komposition aus Gurke, Kürbis, Reis), Patlydjan, Bamia, Retchel (eingemachtes Obst und Gemüse mit Peinez gemischt), Turshy (Mixed Pickles, in Essig eingemachte Gurken, Sellerie, Ruben, Pfeffer u. s. w.). Nach Kärger ist die Kultur der Gemüse sowohl in Eskishehir, wie besonders auch im Tieflaud am Golf von Ismid sehr verbreitet: es werden hier Knoblauch, Zwiebeln, Tomaten, Bohnen, Eieräpfel, rother Pfeffer, Kohl, Petersilie, Sellerie, Artischoken u. a. gebaut. Und Menz hinwiederum berichtet, daß die Strecke von Haidar Pascha bei Scutari, dem Ausgangspunkt der anatolischen Bahn, bis gegen Ismid hin so viel hervorbringe, daß die Verwaltung der Bahn im Sommer nachts besondere Gemüse- und Obstzüge fahren läßt, welche die Güter sammeln und morgens früh nach Haidar Pascha für den Markt in Konstantinopel bringen. Dieselben halten an verschiedenen Punkten der freien Strecke an, wo die Gärtner alsdann ihre Früchte direkt in den Zug laden dürfen. Es gibt eine besondere Saison der Kirschen, Artischoken, Melonen, Tomaten, Gurken, Fisolen, Mohrrüben und Trauben. Im Jahre 1891 wurden auf der anatolischen Bahn 2662 Tonnen frisches Gemüse und 2115 Tonnen „trockenes Gemüse" verfrachtet.

Kleinasien, das schon im Alterthum und noch zur Zeit des byzantinischen Kaiserreiches als eine unerschöpfliche Kornkammer galt, erfreut sich auch heute noch eines ganz außerordentlichen Getreidereichthums. Es dürfte auch heute noch berufen sein, in dem internationalen Getreidemarkt eine gleich bedeutende Rolle zu spielen, wie ehedem, wenn erst der Getreidebau rationell betrieben würde. Der meist ungedüngte Boden liefert trotz der mangelhaften Bestellung ganz erstaunlich reiche Erträge, welche wesentlich erhöht und gesteigert werden könnten, wenn der ganze Betrieb in geregelte Bahnen geleitet würde. Nach Naumanns Mittheilungen beschäftigt sich die Mehrzahl der ganzen Bevölkerung, einschließlich der Frauen und Kinder, nicht weniger als 81 Proz., mit Ackerbau und Viehzucht; ausschließlich der Viehzucht widmen sich nur etwa 5 Proz. Der ganze Bauernstand in dem Ausnutzungsgebiet der projektirten Bahnen, also in den Provinzen Scutari, Ismid,

Digitized by Google

Brussa, Kastamuni, Angora, Konia, Adana, Sivas und Trapezunt wird auf 3,880,000 Seelen veranschlagt, die Anzahl der größeren und kleineren Bauernwirthschaften auf 582,000. Die Verwaltung der anatolischen Bahn läßt sich mit regem Eifer die Förderung und Hebung des Acker- und Gartenbaues angelegen sein. An den verschiedenen Bahnstationen ließ sie die zahlreichen Musterpflanzungen anlegen. Zum Direktor dieses ganzen Betriebes wurde der ehemalige Professor an der Landwirthschaftlichen Schule in Bonn, der Kulturingenieur Herrmann, berufen, der trotz seiner verhältnißmäßig kurzen Wirksamkeit schon überaus erfreuliche Resultate zu verzeichnen hatte, wie aus seinen Berichten hervorgeht. Wer sich eingehender für die landwirthschaftlichen Verhältnisse in Kleinasien interessirt, den verweise ich auf die schon oben erwähnte treffliche kolonialpolitische Studie des Dr. Kärger „Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld". Ich beschränke mich darauf, an dieser Stelle noch zu erwähnen, daß von Getreide und Feldfrüchten besonders angepflanzt werden Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Hirse, Mais, Reis, Buchweizen, Kartoffeln, Luzerne, Lupine, Klee u. s. w.

Von den weiteren Ausführungen des Verfassers verdienen noch besondere Beobachtung seine monographischen Studien über den Tabakbau und die Forstverhältnisse in Kleinasien, auf die aber an dieser Stelle ebenfalls nicht ausführlicher eingegangen werden kann. Erwähnt sei nur, daß unter den kleinasiatischen Tabaken, deren Qualität sich freilich seit Einführung der Tabakregie in der Türkei (1883) erheblich verschlechtert hat, die von Samsun, Bafra und Trapezunt obenan stehen. Das erstere ist im Ausland am meisten bevorzugt; von hier aus werden bedeutende Quantitäten nach Rumänien, Rußland, Oesterreich, Deutschland, England, Aegypten exportirt. Wenig günstig für die Tabakkultur ist das Klima von Sivas. Bezüglich der Holznutzung mag darauf hingewiesen sein, daß in Kleinasien die Wälder Allgemeingut sind. Freilich hat der Staat das erste Anrecht, aber auch jeder Bauer darf sich nach Belieben Holz schlagen, ein Vorrecht, das sie freilich oft in der unsinnigsten Weise mißbrauchen. Nur zum Verkauf nach auswärts ist eine besondere Erlaubniß der Regierung nöthig, welche sich zahlreiche auswärtige Kaufleute, besonders aus Stambul, erworben haben. Daß dieselben in schonungslosester Weise auf ihre Kosten zu kommen suchen, ist natürlich. Der türkische Staat seinerseits deckt seinen ganzen Holzbedarf für die Marine aus den pontischen Küstenwäldern. In Boli ist dauernd ein Marineoberst stationirt, welcher die Holztransporte von dort aus nach Stambul vermittelt. Durch besonderen Holzreichthum zeichnen sich aus die Nordküste Armenien, Lagistan, das trapezuntische Küstengebirge, die mächtigen Waldgebirge Paphlagoniens, sowie die ganze Deltaniederung des Kyzyl Yrmak, und in Westkleinasien der bithynische Olymp, besonders die südlichen Seitenthäler des Adranoz Tchay. Nach Naumann reicht die Waldgrenze an der Südküste höher hinauf als an der pontischen Küste, steigt von West gegen Ost an und reicht an den Hängen der Landseite höher hinauf als an den Hängen der Meeresseite. Von Laubhölzern sind vertreten: die Platane, Pappel, Linde, Buche, Ulme, Eiche, Weide, Eiche, Roßkastanie und Birke; von Nadelhölzern die Tanne, Fichte, Pinie, Kiefer, Cypresse, Ceder, Wacholder.

Im dritten und letzten Kapitel behandelt der Verfasser die wichtigsten Mineralschätze Kleinasiens, vornehmlich fußend auf den grundlegenden Ausführungen Naumanns. Nach Naumann war die Mineralproduktion bis zum Jahr 1861 in der ganzen Türkei durch große Beschränkungen an der Entwicklung gehindert. Eine rationelle Ausnutzung der mineralischen Lagerstätten wurde erst ermöglicht seit dem Erlaß des auf dem französischen Gesetz von 1810 beruhenden Berggesetzes, das im Jahr 1869 erschien und die alten, dem Fortschritt schädlichen Stipulationen aus dem Weg schaffte. Eine wiederholte Revision der gesetzlichen Bestimmungen über Bergbau und Hüttenbetrieb führte im Jahr 1887 zu neuen Fortschritten. Die Konzessionsdauer wurde auf 99 Jahre festgesetzt, die Steuer auf 5 Proz. reduzirt und dem Entdecker besondere Vorrechte zugestanden. Erst jetzt wandte sich der Unternehmungsgeist mit größtem Eifer den reichgesegneten Gebieten Anatoliens zu. Levantinische Kapitalisten ließen zahlreiche Vorstöße in die Gebirge der Halbinsel ausführen, besonders das westliche Kleinasien wurde nach allen Richtungen hin von rekognoszirenden Ingenieuren durchstreift, da man von der Ansicht ausging, daß das seit Jahrhunderten in montanistischer Beziehung vernachlässigte und dem Unternehmungsgeist verschlossene anatolische Land reiche Schätze bergen müsse. In einzelnen Fällen wurden auch in der That große Erfolge erzielt. Kleinasien beherbergt vor allen Dingen eine ganze Reihe von Mineralien, welche für das Land besonders charakteristisch sind, so besonders Meerschaum, Pendermit, Chromeisen und Schmirgel. Von besonderem Werth für das Land ist die Meerschaumfabrikation, welche freilich auch der erdrückenden Konkurrenz nicht standzuhalten vermochte. Der aus kieselsaurer Magnesia bestehende Meerschaum findet sich außer in Mähren, Spanien und Griechenland hauptsächlich in Kleinasien, in den berühmten Meerschaumgruppen östlich von Eskischehir, an den Thalwänden des Pursakthals, sowie in geringerem Maße zu Killishik bei Konia. Die Gruben sind gegen eine Steuer von 15 Proz. von der Regierung verpachtet. Während die Meerschaumfabrikation bis zum Jahr 1891 fortwährend stieg und sich bis auf 10—11,000 Kisten per Jahr im Werth von 1—1½ Millionen Mark belief, ist die Produktion seitdem stark zurückgegangen. Die Türken selbst sind keine Liebhaber von Meerschaumspitzen, weßhalb der Meerschaum sämmtlich ins Ausland geht, nach Frankreich und Nordamerika, besonders aber nach Wien und nach Ruhla, wo er zu den weltberühmten Meerschaumspitzen verarbeitet wird.

Wichtiger als alle anderen Mineralienvorräthe Kleinasiens sind die am Ufer des Schwarzen Meeres bei Eregli gelegenen reichen Kohlenvorräthe, welche 1837 entdeckt wurden und seit 1844 ausgebeutet werden. Der Hauptort der Bergwerksindustrie ist Songuldak und Kozlu.

Von Metallen hat Kleinasien einen nicht unerheblichen Reichthum an silberhaltigen Kupfer-, Blei- und Manganerzen aufzuweisen, während Arsen, Antimon, Schwefel und Wismuth von untergeordneter Bedeutung sind. Chromeisenlager finden sich zahlreich besonders im Vilayet Salonichi, Brussa, südlich und südöstlich vom Olymp; ferner in Kaza Latakia, im Vilayet Aidin, Kaza Mokri und Gediz. Die Chromeisensteinlagerstätte in Daghardy, im Süden des Olymp, hält Naumann für die großartigste in der ganzen Welt in Bezug auf Umfang und Reichhaltigkeit.

Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung schreibt Naumann den Steinsalzlagern zu, welche sich in den Händen der Dette publique befinden. Oestlich des Halys sind die wichtigsten die von Sefilo und Tepesidelik, südlich die von Pallas und von Tuzköi. 80 Häuser dieses Dorfes sind zum großen Theil aus Steinsalzfelsen ausgehauen. Die jährliche Produktion in früheren Jahren wird auf 3—400 Kameelladungen angegeben. Die Ausbeutung des Salzes aus dem im Zentrum Kleinasiens gelegenen großen Salzsee Tuz Tchölü, der wahrscheinlich alle anderen Seen an Salzgehalt (32.2 Prozent) übertrifft, ist von der Regierung an eine Gesellschaft verpachtet worden, welche die jährliche Produktion auf ca. 20 Millionen Kilogramm gehoben hat.

Zum Schluß seien noch einige Produkte aus dem Mineralreich erwähnt, welchen nach Naumann schon jetzt nicht geringe Bedeutung zukommt, nämlich Mineralwasser, Petro-

lenm, Bitumen, Asphalt, Schwefel, Oelsteine, Walkerde und Seifenstein. Die Gesellschaft der anatolischen Bahn hat in ihrem Konzessionsvertrag (1888) von der türkischen Regierung das Recht zugebilligt erhalten, die von ihr entdeckten mineralischen Lager ausbeuten zu dürfen.

Dr. Paul Broennle.

Handelshochschulen.

II.

In Deutschland gibt es zur Zeit zwei private kaufmännische Lehranstalten, welche sich selbst den Titel Akademie beigelegt haben. Zunächst die Droguisten-Akademie in Braunschweig, begründet und unterhalten vom Deutschen Droguisten-Verein. Sie ist eine Spezialschule für Droguenwesen, etwa auf dem Niveau einer höheren Handelsschule. Dann die Handelsakademie des Dr. jur. Huberti in Leipzig, deren Niveau ungefähr, was Lehrer- und Schülerpersonal anlangt, das gleiche ist, während die Form des Lehrens vorzugsweise die von Vorlesungen ist und der Kreis der Lehrgegenstände mit Recht ein außerordentlich großer und gut ausgewählter genannt werden kann. An Sprachkursen sind, außer Deutsch, Französisch, Englisch, Spanisch, Russisch regelmäßig in mehreren Abstufungen vertreten. Außerdem noch Italienisch in freien Uebungen und unter Umständen auch besondere Kurse „in allen sonstigen modernen Sprachen". Der Nachdruck liegt auf Korrespondenz und Konversation. Dazu kommen dann Stenographie, Kalligraphie, Maschinenschreiben und praktische Arbeiten im chemischen und Waaren-Laboratorium, sowie sachliche Exkursionen. Die handelswissenschaftlichen Vorlesungen gliedern sich in sechs Abtheilungen. Da sind zuerst (I): Allgemeine wissenschaftliche Vorträge: Kaufmännische Rechtskunde in gemeinfaßlicher Darstellung, zur Einführung in das politische Verständniß der Gegenwart, besonders für staatliche, städtische und kaufmännische Bureaubeamte; allgemeine Volkswirthschaftslehre; das Recht der Gewerbetreibenden; das deutsche und internationale Handelsrecht; Wechselkunde und Wechselrecht; Kaufmännische Prozeßkunde; Konkursrecht und Konkursprozeß; das moderne Geld-, Bank- und Börsenwesen; Handelsgeographie und Handelsgeschichte; Reichsversicherungsrecht und allgemeine Versicherungstechnik; zweitens (II) Kurse für Buchhändler: Gesetz und Recht im deutschen Buchhandel, die Buchführung im Buchhandel; drittens (III) Post- und Eisenbahn-Kurse: das Post-, Telegraphen-, Fernsprech- und Eisenbahnwesen der Gegenwart, verbunden mit Zollgesetz- und Speditionskunde für Post- und Eisenbahnbeamte, Kaufleute und Gewerbetreibende; viertens (IV) technische Kurse: die Chemie des täglichen wirthschaftlichen Lebens; Experimentalvorträge über Elektrizität, ihre Erzeugung und Anwendung in Industrie und Gewerbe; allgemeine Gewerbehygiene und erste Hülfeleistung bei Unglücksfällen; fünftens (V) kaufmännische Kurse: kaufmännische und gewerbliche Geschäftskunde, Usancen- und Kalkulationskunde; kaufmännische, gewerbliche und politische Arithmetik; deutsche Handels- und Gewerbekorrespondenz; einfache Buchführung; doppelte Buchführung und sechstens (VI) kaufmännische und Sprachübungen in einem Musterkontor. In der Leipziger privaten Handelsakademie liegt ein bemerkenswerther Versuch vor, das Problem der Handelshochschule zu bemeistern; aber auch nur ein Versuch. Weder hinsichtlich der Vorbildung ihrer Zöglinge, noch hinsichtlich der Bedeutung ihrer Lehrkräfte kann sie sich einer technischen Hochschule oder einer Universität an die Seite stellen, sondern höchstens etwa einem Technikum. Wenn sie es trotzdem in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Blüthe gebracht hat, so ist damit die Frage nach einem vorhandenen Bedürfniß in dieser Richtung bejaht, und zwar bejaht durch den praktischen Erfolg. Die Abiturienten eines Realgymnasiums, aus denen sich unsre höchste Kaufmannsschicht doch im ganzen rekrutirt, haben auf einer Anstalt, wie die Leipziger, freilich kaum viel zu suchen, und das geistige Niveau der Vorträge dürfte im allgemeinen kaum den Anforderungen entsprechen, die sie sich zu machen berechtigt fühlen werden. Der erste ernste Versuch, auch diesem Bedürfniß entgegenzukommen, ist in Preußen gemacht worden, und zwar in der Rheinprovinz.

In Preußen ist im allgemeinen, wenigstens mit Bayern und Sachsen verglichen, für das kaufmännische Unterrichtswesen noch recht wenig geschehen. Das liegt wohl zum größten Theil daran, daß der Handelsunterricht nicht dem Handelsministerium, sondern dem Kultusministerium unterstellt ist, das der Natur der Sache nach für ihn besondere Theilnahme kaum fühlen kann. In Bayern, wo sogar für die Handelslehrer ganz fest bestimmte Anforderungen in Kenntniß und Ausbildung bestehen, ist man wohl theoretisch am weitesten, während Sachsen, praktisch, wie überall im Schulwesen, so auch hier, unbestritten die erste Stelle behauptet. Auf Grund des steigenden Bedarfs an fachmäßig ausgebildeten Handelsschullehrern haben sich sogar Privatanstalten gebildet, die sich mit der Vorbereitung derselben beschäftigen, da der Staat das einstweilen noch nicht thut. So die Höhere Fachschule für Kaufleute nebst Handelslehrer-Seminar in Offenbach a. M. Der Vorschlag zur Gründung einer Handelshochschule in der Rheinprovinz ist ausgegangen von der Kaufmannschaft der Stadt, die vor anderen berufen ist, eine solche Hochschule zu erhalten, von Köln, und über sie liegen bis jetzt gegen 30 Gutachten von Handelskammern, Stadtverwaltungen und kaufmännisch-industriellen Korporationen vor. Von diesen sind diejenigen mit speziell industriellen Wohnsitzen, für welche die technischen Hochschulen ausreichend sorgen, meist Gegner eines solchen Projektes, so die Stadtverordneten-Versammlungen zu Elberfeld, Barmen, Essen, Rheyd und Düsseldorf; und die Handelskammern des gleichen Sprengels, so von Krefeld, Elberfeld, München-Gladbach, Remscheid und Düsseldorf nebst dem Wirthschaftlichen Verein für Rheinland und Westfalen, der in Dusseldorf seinen Sitz hat. Nur die Handelskammern von Barmen, Duisburg und Düsseldorf haben sich von dieser niederrheinischen Strömung freigehalten und sich unbeirrt durch ihre industrielle Umgebung für die Handelshochschulen ausgesprochen. Gleich ihnen der ganze südliche Theil der Rheinprovinz, so die Stadtverordneten-Versammlungen von Aachen, Bonn und Köln, die Handelskammern von Aachen, Koblenz, Köln und Mülheim a. Rh. Aber auch der Verein der Industriellen des Regierungsbezirks Köln hat warme Worte dafür gefunden und ebenso der Tuchfabrikantenverein zu Aachen-Burtscheid.

Am tiefsten greift ohne Zweifel das Gutachten der Handelskammer von Köln: „Angesichts der außerordentlichen Entwicklung, welche Handel, Gewerbe und Verkehr, namentlich während der letzten Jahrzehnte, in unserm Vaterlande erfahren haben, wird eine erweiterte wissenschaftliche Ausbildung und Fachbildung der jungen Kaufleute, welche später in leitender Stellung als Inhaber, Direktoren, Disponenten größerer Handelshäuser, industrieller Werke, Geldinstitute, Versicherungsanstalten, Rhedereien, Speditionsgeschäfte u. s. w. thätig sind, allgemein als dringendes Bedürfniß empfunden."

„Es ist daher begreiflich, wenn die Klagen darüber, daß es an geeigneten Anstalten, welche diese Bildung vermitteln könnten, bisher gänzlich fehle, immer stärker hervortreten. Während den angehenden Theologen, Juristen, Medizinern,

Digitized by Google

Lehrern an höheren Schulen u. s. w. nach Vollendung der Schulbildung die Universität ihre weitere Ausbildung gibt, den Vertretern der verschiedenen technischen Fächer der Besuch der technischen Hochschulen als der gewiesene Weg sich darbietet, ist für die jungen Kaufleute hier eine empfindliche Lücke vorhanden. Wenn nun auch anzuerkennen ist, daß viele unsrer Kaufleute durch eifriges Selbststudium diesen Mangel zu ersetzen wissen, so bleibt doch die große Mehrzahl derselben nach Verlassen der höheren Schulen ohne weitere wissenschaftliche Ausbildung, und es ist dem Zufall und dem größeren oder geringeren Pflichteifer des Einzelnen überlassen, in welcher Weise er den Mangel planmäßiger Weiterbildung auf dem Wege des Selbststudiums ersetzen kann und will. . . ."

„Das einzig mögliche Ziel ist also die Schaffung einer nach Art der Universitäten eingerichteten selbständigen Handelsakademie, auf welcher in freien Vorträgen und an diese anschließenden seminaristischen Uebungen in erster Linie die schon erwähnten für die kaufmännische Praxis wichtigen nationalökonomischen und rechtswissenschaftlichen Gebiete zu lehren sein würden, also namentlich theoretische Volkswirthschaftslehre, Geld- und Münzwesen, Kredit und Bankwesen, Verkehrswesen, Gewerbewesen, Technik des Handels, Handelsgeschichte, Handelspolitik, Handelsgeographie, Bevölkerungslehre einschließlich des Kolonialwesens, Versicherungswesen, Finanzwissenschaft, Statistik, Verwaltungs- und Verfassungsrecht, Handels- und Wechselrecht, Gewerberecht und Seerecht."

„Als weitere Unterrichtsgegenstände kommen u. a. in Betracht: Mathematik, Chemie, Physik (insbesondere chemische und mechanische Technologie), Mineralogie, Metallurgie, Waarenkunde, fremde Sprachen, praktische Uebungen in der Buchführung und der Korrespondenz."

„Bei solchen Unterrichtsgegenständen würde übrigens der Besuch einer Handelsakademie nicht allein für die Kaufleute, sondern auch für die künftigen Beamten des Finanz-, Eisenbahn- und Postfaches, des Konsulats- und Kolonialdienstes, für Gewerberäthe u. s. w. von großem Nutzen sein. Es würde diesen Beamtenkategorien, für welche die Einführung in die genannten nationalökonomischen, rechtswissenschaftlichen und technischen Gebiete ein dringendes Bedürfniß ist, die Möglichkeit geboten, das jetzige Selbststudium durch planmäßige handelsakademische Bildung, beziehungsweise das Universitätsstudium zum Theil durch den Besuch der Akademie zu ersetzen. Letztere würde außerdem die berufene Anstalt für die Ausbildung von Handelsschullehrern sein, für welche bis jetzt bei uns im Deutschen Reiche in keiner Weise Sorge getragen ist."

Dieses Gutachten gibt einen festumrissenen Plan, mit dem mir die Idee der Handelshochschulen ungefähr ihre endgültige Form angenommen zu haben scheint. Als Eintrittsbedingung für Handelsstudenten wäre am geeignetsten das Abgangszeugniß eines Realgymnasiums, beziehungsweise einer höheren Handelsschule, oder das Freiwilligenzeugniß nebst einem Zeugniß über die vollendete kaufmännische Lehrzeit zu fordern. Damit wäre die Gewähr gegeben, daß man durchschnittlich junge Leute im Alter von 19—20 Jahren bekäme, welche die genügende geistige Reife hätten. Jene Alternative wird wohl unter allen Umständen nothwendig bleiben. Anders wird man den Bedürfnissen beider Gruppen von künftigen höheren Kaufleuten nicht gerecht werden können. Für Handelslehrer hätte das gleiche zu gelten. Vielleicht könnte bei ihnen das Lehrerseminar die Vorschule zur Freiwilligenprüfung vertreten, obgleich das hinsichtlich der modernen Sprachen seine Bedenken hat. Die praktische Lehrzeit sollte ihnen aber nicht erlassen werden, wenn man sie auch auf 1 Jahr beschränken könnte. Den so ausgebildeten und auf Grundlage dieser Studien geprüften Lehrern wäre der Oberlehrertitel bei ihrer Anstellung ebenso zu verleihen, wie heute den studirten Lehrern unsrer höheren Schulen. Ein Handelsschuldirektorexamen würde sich gleichfalls nöthig machen und würde dem Unfug des Privatschulwesens auf diesem Felde, namentlich bei Zwerganstalten, in wünschenswerther Weise steuern.

Auch die Denkschrift der Aachener Handelskammer verbreitet sich sehr eingehend über die einzelnen Lehrfächer. Sie unterscheidet in seiner Weise gemeinsame Fächer, Sonderfächer für die kaufmännische Richtung und Sonderfächer für die kaufmännisch-technische Richtung. Unter die ersteren rechnet sie außer den Kölner Fächern noch Zollpolitik, Rechtsencyklopädie mit Grundzügen des Zoll- und Staatsrechts; unter Gewerberecht betont sie noch den Schutz des geistigen Eigenthums und die Gewerbegerichte und soziale Gesetzgebung; Botanik und Zoologie, sowie kaufmännische Arithmetik macht sie noch besonders namhaft. Die Sonderfächer der kaufmännischen Richtung bestehen aus: Bank- und Börsenwesen; Statistik; Stempelsteuergesetzgebung; Konkursrecht; politische Arithmetik und Versicherungsmathematik; internationale Münz-, Maß- und Gewichtskunde; Handelsgeographie und internationale Handelskunde; Waarenkunde; während als Sonderfächer der kaufmännisch-technischen Richtung angeführt werden: Baukonstruktion; mechanische Technologie; Fabrikanlagen und Werkzeugmaschinen; theoretische Maschinenlehre; chemische Technologie; Gewerbehygiene.

Eben macht die Nachricht die Runde durch die Presse, daß in Leipzig die Errichtung einer Handelshochschule beschlossen worden ist, die möglicherweise schon Ostern 1898 eröffnet werden soll. Sie soll als selbständige Anstalt von der Handelskammer unter Mitwirkung der Universität und der öffentlichen Handelsakademie daselbst errichtet werden, wird also eine Schöpfung der Leipziger Kaufmannschaft sein. Einzelheiten über die Einrichtung sind jedoch noch nicht bekannt geworden.

Im allgemeinen dürfte kein Streit darüber bestehen, daß eine Handelshochschule sich am besten in derselben Weise in Abtheilungen theilte, wie die technischen Hochschulen, deren Abtheilungen den Fakultäten unsrer Universitäten entsprechen, und daß am besten sechs Abtheilungen errichtet würden:

1. eine allgemeine Abtheilung, die außer den modernen Sprachen (bei denen ausschließlich Professoren in Frage kommen würden, die die fremde Sprache selbst fließend sprechen und vortragen und überdies in den Fachausdrücken des Handels genügend beschlagen wären) die allgemein bildenden Fächer, wie Geschichte, Geographie, Kunstgeschichte, deutsche und fremde Literatur, zu umfassen hätte. Handelsgeschichte und Handelsgeographie könnten sich hier anschließen;

2. eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abtheilung, welche kaufmännische, politische Arithmetik, Versicherungsmathematik, Botanik und Zoologie, Waarenkunde, encyklopädische Chemie und Physik umfaßte;

3. eine volkswirthschaftlich-sozialwissenschaftliche Abtheilung, welche außer theoretischer Nationalökonomie Sozialwissenschaft, Bevölkerungslehre, Verkehrswesen, Finanzwissenschaft, Theorie des Handels, Kolonialwesen, Statistik, Sozialgesetzgebung verträte;

4. eine rechtswissenschaftliche Abtheilung, welche internationales und nationales Zivil- und Staatsrecht, Handels-, Wechsel- und Gewerberecht, Strafrecht, Konkursrecht, Stempelsteuergesetz, Seerecht, Börsenrecht und Verwaltungsrecht in Rücksicht auf das Handelswesen darstellte;

5. eine technologische Abtheilung, welche den Sonderfächern der kaufmännisch-technischen Richtung in der Aachener Denkschrift entspräche;

6. eine Abtheilung für kaufmännische Praxis, mit Buchhaltung, Bilanzirungskunde und Handelskorrespondenz,

Stenographie, Musterkontor, Internationaler Münz-, Maß- und Gewichtskunde, Usanzenkunde, Spedition.

Im allgemeinen würde ein 2jähriges Studium an einer solchen Handelshochschule genügen, um die künftigen Großkaufleute Deutschlands in dem Maße theoretisch auszubilden, wie es für ihren Beruf nothwendig ist, und ihnen jenes Maß von methodischem Wissen und theoretischer Einsicht zu geben, das oft auch Jahre praktischer Thätigkeit und eifrigen Selbststudiums nicht zu verleihen vermögen. Die Einzelheiten einer solchen Anstalt zum voraus auszuspintisiren, ist eine undankbare Aufgabe. Da schafft sich die Praxis bald genug selbst eine Tradition. Aber daß eine Handelshochschule eine selbständige Anstalt sein muß und daß sie an geistigem Niveau nicht unter unsern technischen Hochschulen stehen darf, das sollte von vornherein klar sein. Die rheinische Handelshochschule war als eine Provinzialanstalt gedacht, und das würde das Hinübergreifen der Provinzialverwaltung auf ein völlig neues Gebiet bedeutet haben. Der 38. rheinische Provinziallandtag hat sie schließlich wohl auch mit aus diesem Grunde abgelehnt. Vielleicht ist das nur zum Besten der Sache gewesen; denn mit einer Staatsanstalt gleich den Technischen Hochschulen hätte sich eine solche Provinzialgründung kaum vergleichen lassen. Bei dem nächsten Ansturm, den der Kaufmannsstand zur Erlangung einer eigenen Hochschule für die Blüthe seines Nachwuchses macht, wird er sich an die richtige Adresse, an den Staat, wenden, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß diese Bemühungen auf die Dauer sehr wohl mit Erfolg gekrönt sein werden.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Bamberg**, 18. Jan. Prof. Dr. Heinrich Weber, Dozent für Geschichte am hiesigen Lyceum und Ehrendoktor der Universität Würzburg, wurde heute im Kapitelshause des Domstiftes vom Schlage gerührt und starb sofort. Weber hat sich durch seine Forschungen über fränkische Geschichte einen Namen erworben.

* **Wien**, 19. Jan. Heute Vormittag fand die Eröffnung des neuhergestellten und mit allen modernen Behelfen ausgestatteten Hörsaales der Universitätsklinik für Dermalologie des Hofraths Professor Dr. Neumann im Allgemeinen Krankenhause statt.

* **Paris**, 18. Jan. Ein Bibliothekar von Toulouse, namens Raschach, hat die Entdeckung gemacht, daß die vielbesungenen Clémence Isaure, die um das Jahr 1490 die berühmten „Jeux Floraux" von Toulouse gegründet haben soll, nie gelebt hat. Das ist für die Tolosaner fast so schmerzlich, wie seinerzeit der Nachweis der Nichtigkeit Wilhelm Tells für die Urschweizer. Der Archäologe Dieulafay, der ebenfalls von Toulouse stammt, hat die kühne These Raschachs vor der „Académie des inscriptions et belles lettres" vertheidigt. Darnach wurden die „Jeux Floraux", die schon früher bestanden, im Jahre 1323 in den Schutz der huldreichen Jungfrau Maria (virgo clemens) gestellt, die 200 Jahre ihre einzige Patronin blieb. Im Jahre 1488 ließen die Capitouls, der Rath von Toulouse, ein Portal der „Dama Clumenssa" neu bemalen. Aus dem Jahre 1524 datirt das erste erhaltene Dokument über die Spiele, worin die Gründung durch eine dame Clémence erwähnt wird. Erst 70 Jahre später kam zu Clémence der Name Isaure hinzu. Der Name wurde einer aus römischen Inschriften zusammengesetzten Grabinschrift entnommen. Seit 1557 besitzt Toulouse auch eine Statue der Clémence Isaure, aber sie ist, wie Raschach nachweist, eine verstümmelte, grab zusammengefügte jetzt aufrecht gestellte, einst liegende Grabfigur einer 1348 in La Daurade beigesetzten Bertrande Ysalguier. Es ist möglich, daß der Name Ysalguier zu Isaura latinisirt wurde. Im 18. Jahrhundert war das Ansehen der Clémence Isaure trotz des alljährlichen Bankets der Capitouls im Schwinden begriffen, als der Dichter Florian (1755—1794) sie in sein berühmtes Hirtengedicht „Estelle" einführte. „A Toulouse il fut une belle Clémence Isaure était son nom" begann sein strophenreiches Lied, dem die sagenhafte Schwester der Jeux Floraux bis heute ihre Popularität verdankt. Die 4 Jahre nach der „Estelle" entdeckten angeblichen Poesien der „dona Clemensa Isaura" im Dialekt von Toulouse sind nur eine Umschreibung des Gedichts von Florian durch einen gewissen Chevalier Dumège.

* **Rom.** Die im Herbst vorigen Jahres von D. Gnoli, dem früheren Herausgeber der „Nuova Antologia" begründete Revue „Italia", über die wir in Nr. 257 v. J. berichteten, hat sich mit der illustrirten „Vita Italiana" des Prof. de Gubernatis verschmolzen. Die neue, elegante und inhaltreiche Monatsschrift führt den Titel „Rivista d'Italia" und erscheint im Format und im Umfang der „Nuova Antologia".

* **Genua.** Die allen Shakespearekorschern durch ihr geschätztes Nachschlagebuch Concordance to Shakespeare wohlbekannte englische Schriftstellerin Mary Cowden Clarke, geborene Novello, ist auf ihrer Villa Novello hier im Alter von 89 Jahren gestorben. Sie war das älteste unter den elf talentvollen Kindern des bekannten, nach England eingewanderten italienischen Musikers und Gründers der großen Musikverlagsfirma Novello, und ihr verstorbener Gatte, der Schriftsteller Charles Cowden Clarke, war der Theilhaber dieses Geschäfts.

Gustav Fischer, Verlagsbuchhandlung in Jena.

Soeben erschien: (12402)

Handwörterbuch

der

Staatswissenschaften

herausgegeben von J. Conrad, Prof. der Staatswissenschaften in Halle a. S., Dr. L. Elster, Prof. der Staatswissenschaften in Breslau, Dr. W. Lexis, Prof. der Staatswissenschaften in Göttingen, Dr. Edg. Loening, Prof. der Rechte in Halle a. S.

Zweiter Supplementband

mit Register zum I. und II. Supplementbande.

Subskriptionspreis: brosch. 20 Mark, geb. 22 Mark 50 Pf.
Einzelpreis: brosch. 24 Mark, geb. 26 Mark 50 Pf.

Der Subskriptionspreis erlischt am 1. Februar d. J.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen, Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✿ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reif in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Freitag, 21. Januar. Nummer 16.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Profane Wandmalereien des Mittelalters. I. Von Dr. Paul Weber. — Der fette Hamlet. Von F. P. v. Westenholz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Profane Wandmalereien des Mittelalters.

Von Dr. Paul Weber (Jena).

I.

Wenn von mittelalterlicher Kunst die Rede ist, so denkt man gewöhnlich nur an die kirchliche Kunst, deren Denkmäler uns ja auf allen Gebieten, in Architektur, Skulptur, Malerei bis herab zu den Kleinkünsten des Holzschnitzers und Goldschmiedes, des Glasmalers und Zeugwebers in ziemlich großer Anzahl erhalten sind. Von der Profankunst des Mittelalters, von der Kunst, die weder zu kirchlichem Zwecke schaffte, noch kirchliche, bezw. religiöse Gedankenkreise zum Inhalt hatte, wissen wir eigentlich recht wenig. Der Wechsel der Zeiten und Generationen hat unbarmherzig mit ihren Denkmälern aufgeräumt und keine schützende Hand legte sich darüber, wie jahrhundertelang die Kirche über ihre Güter wachte, oder seit einigen Jahrzehnten der Staat begonnen hat, über die seinem Machtbereiche zugänglichen Denkmäler zu wachen. Noch heute ist ja der Staat der Vernichtung der Privatdenkmäler gegenüber machtlos — die Veränderungen in den Straßenbildern unsrer alterthümlichen Städte, das immer schnellere Verschwinden so manchen kostbaren Denkmals, das glücklich den Sturm der Jahrhunderte überdauert hatte, bringt es immer wieder zu schmerzlichem Bewußtsein. So ist es meist nur Zufall, wenn sich ein Denkmal mittelalterlicher Profankunst noch bis zum Ende unsres zerstörungsreichen Jahrhunderts erhalten hat, und die wenigen überbliebenen sind bisher nur nach ganz vereinzelten Richtungen hin systematisch gesammelt. Ein Feld, wo so geringer Ertrag droht, lockt eben nicht zur Bearbeitung, und der Stoßseufzer, den Alwin Schultz im Jahre 1879 der ersten Auflage seines „Höfischen Lebens zur Zeit der Minnesinger" vorausschickte: „Im großen und ganzen hat die Archäologie der kirchlichen Kunst ihre Aufgabe gelöst. Wer aber hat Theilnahme für die Werke der Profankunst?" — gilt auch heute im wesentlichen noch. Höchstens für die militärische Seite des deutschen Mittelalters — wir wollen einmal vorläufig bei Deutschland bleiben — hat man Interesse bewiesen; an Werken über Kriegskunst, Waffen und Rüstungen und Befestigungsbauten ist kein Mangel, wenn wir auch erst seit 2 Jahren eine wirklich genügende (und dabei doch auch noch vieler Erweiterungen bedürftige) Geschichte der deutschen Burg besitzen.[1]) Die friedliche Seite des deutschen Mittelalters aber, vor allem das, was der Bürger- und Bauernstand, überhaupt die nichtritterlichen und nichtkirchlichen Kreise, geschaffen haben und was für sie entstanden ist, das harrt noch größtentheils der Bearbeitung. Alwin Schultz hat in seinem „Höfischen Leben" für die Hohenstaufenzeit, und in seinem „Deutschen Leben des 14. und 15. Jahrhunderts" für die Ausgangszeit des Mittelalters so bequem die Wege geebnet und an vielen Stellen, oft unter Hinweisen auf eine Menge des einschlägigen Materials, angedeutet, wo die Sammel- und Forscherarbeit weiter einzusetzen habe. Dennoch besitzen wir auch heute noch nicht eine Geschichte des deutschen Bürgerhauses, des deutschen Rathhauses, der Stadtbefestigung, des Bauernhauses bei den verschiedenen deutschen Stämmen, ja wir besitzen noch nicht einmal eine genügende Gesammtausgabe der erhaltenen romanischen Kaiserpfalzen, geschweige denn der erhaltenen mittelalterlichen Geschlechterhäuser in den Städten, deren Regensburg z. B. noch eine so stattliche Anzahl besitzt. Auf einigen der eben bezeichneten Gebiete beginnt man ja jetzt allmählich systematisch zu sammeln, aber viel schneller schreitet die Zerstörung vorwärts. Bei dem rapiden Wachsthum unsrer Städte, bei der immer noch weit verbreiteten Pietätlosigkeit und der oft unheilvollen Restaurirungswuth wird schon die folgende Generation nur wenig mehr von dem noch vorfinden, was die Freude historisch fühlender Herzen am Ende des 19. Jahrhunderts gewesen ist. Man mag beklagen, daß man nicht vor 60 Jahren begonnen habe, die deutschen Profanalterthümer zu sammeln, als noch die wenigsten der deutschen Städte ihren Befestigungsgürtel gesprengt, ihre Straßen verbreitert und durchgebrochen hatten, noch nicht durch Eisenbahnen und Fabriken verwüstet und mit fremdem Bewohnerzufluß überschwemmt worden waren, als noch vieles im Privatbesitz sich befand an altem Hausgeräth und Werken der Kleinkunst, was seitdem zugrunde gegangen oder ins Ausland verkauft oder im besten Falle durch die Hand des heute von Haus zu Haus ziehenden Händlers in den Besitz einiger Wenigen gelangt ist; das entbindet uns aber nicht der Pflicht, für kommende Geschlechter wenigstens das wissenschaftlich festzulegen, was ein gütiges Geschick uns noch erhalten hat. Und zwar bezieht sich das durchaus nicht bloß auf die führende Kunst des Mittelalters, die Architektur; gerade auch die Skulptur — ich erinnere nur an die Grabsteine und an die Werke der Kleinkunst, Schmucksachen, Elfenbeinarbeiten, zu privatem Gebrauche ꝛc. —, wie auch die Malerei bedürfen der sorgsam sammelnden Hand. Ueber dem Sammeln wächst der Umfang, zumal in unsrer Zeit, wo durch die lebhafte Bau-, Umbau- und Grabethätigkeit so manches wieder zutage tritt, von dessen Existenz man nichts mehr ahnte, das aber leider nur allzu oft auch ebenso schnell wieder verschwindet.

In dieses Kapitel gehört in erster Linie die mittelalterliche Wandmalerei. Es sei mir gestattet, zwei Denkmäler näher zu analysiren, die seit kurzer Zeit der Forschung zugänglich gemacht worden sind. Das eine von ihnen bereichert unsre Kenntniß von der profanen Malerei des hohen Mittelalters auf eine ganz überraschende Weise, das andere, wenn vielleicht auch nicht profanen Ursprungs, gibt uns

[1]) Otto Piper, Burgenkunde. Forschungen über gesammtes Bauwesen und Geschichte der Burgen innerhalb des deutschen Sprachgebietes. München 1895.

willkommenen Aufschluß über die Innenausstattung mittelalterlicher Räume und weist auf ein von der Forschung noch wenig aufgeklärtes, aber kulturgeschichtlich höchst interessantes Gebiet hin.

Das erste Denkmal, mit dem wir uns zunächst eingehender beschäftigen wollen, sind die Wandmalereien aus dem Hessenhofe zu Schmalkalden, deren Publikation[1]) in Nr. 38 des Jahrganges 1897 dieses Blattes bereits kurz angezeigt worden ist. Sie waren schon frühee bekannt — zugetüncht sind sie ja überhaupt nie gewesen — und in Lotz' „Kunsttopographie Deutschlands" (Kassel 1862) standen sie mit der kurzen Notiz verzeichnet: „Im Kellee am Tonnengewölbe noch Reste von roher figürlicher Malerei"; aber die Forschung war nicht weiter aufmerksam auf sie geworden, außer daß Oberbaurath Hase (Hannover) sie irrthümlich als Malereien einer Kapelle, als einen Cyklus aus dem Leben der hl. Elisabeth, bestimmt und im Jahre 1893 in der „Zeitschrift für christliche Kunst" (VI, 121) ganz ungenügend und ohne Abbildungen beschrieben hatte. Erst durch die im Jahre 1896 erschienene Veröffentlichung Gerlands, dee die Bilder schon in den 60er Jahren gesehen und studirt hat, ist offenbar geworden, daß hier ein Denkmal von prinzipieller Bedeutung der Forschung zugänglich gemacht worden ist, daß wir in diesen Schmalkaldeuer Fresken den einzigen bis jetzt auf deutschem Boden bekannten Cyklus profaner Wandmalereien aus dem 13. Jahrhundert besitzen.

Daß eine so lebensfrohe und auf künstlerische Ausgestaltung des Daseins bedachte Gesellschaft, wie die ritterlichen Kreise dee Hohenstaufenzeit, auch ihre Wohnzimmer und voe allem ihre Festräume mit bildnerischem Schmucke auszuzieren liebte, vor allem mit Abbildern dessen, was ihre Phantasie erfüllte und begeisterte, nämlich mit den Gestalten und Abenteuern der Helden, die durch die Dichtung in Aller Munde lebten und die Lebensideale dieser ganzen Gesellschaftsklasse verkörperten, das konnte einem Zweifel kaum unterliegen. Nur in welchem Umfange dies geschah und in welchen Formen, und ferner wie weit daran geeade die Kunst der Wandmalerei selbst betheiligt war, darüber besaßen wir bisher nur wenig Anhaltspunkte. Die Angaben in den gleichzeitigen literarischen Quellen über diesen Punkt sind merkwürdig selten und dürftig. Von „gemalten Häusern" im allgemeinen reden die deutschen Dichtungen aus der Erinnerungszeit öfters, aber in der Regel handelt es sich nur um bunte kostbare Steinverzierung oder rein ornamentale Kompositionen, wobei die Goldfarbe eine ganz hervorragende Rolle spielt, aber von figürlichen Wandmalereien, namentlich im Innern der Häuser, erfahren wir nur selten und noch seltener näheres über deren Inhalt. Von den in Alwin Schultz' „Höfischem Leben"[2]) aufgeführten Stellen aus deutschen Dichtungen kommen wegen des Inhalts der darin geschilderten Wandgemälde hier in Betracht vor allem die über den Pfaffen Amis, der von England kommt und in Paris im Saale des königlichen Schlosses folgende Scenen zu malen hat: Davids Kampf gegen Absalon, Absalons Tod, Alexander überwindet Darius und Porus, die Thaten der römischen Könige, die babylonische Geschichte, den König von Frankreich mit seinen Rittern. (Laubel, Schwänke ², S. 40 fg. V. 650 fg.) In Terramers Palast ist ferner die Schlacht von Nouceval in Materei dargestellt. Abenteuer Alexanders und die Geschichte von Troja sind in einer Kammer gemalt, die im Walewein beschrieben wird.

[1]) Dr. Otto Gerland, Die spättomanischen Wandmalereien im Hessenhof zu Schmalkalden. Nach Originalaufnahmen veröffentlicht und beschrieben und mit Unterstützung des kgl. preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten herausgegeben. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann 1896. (Mit 7 Lichtdrucktafeln und 29 Seiten Text.)

[2]) 2. Aufl. I, 74 fg. Vgl. auch I, 61 Anm. 1 und I, 105.

John Meyer wies gelegentlich einer Anzeige dee Gerland'schen Publikation (in der Zeitschrift für Kulturgeschichte 1897, S. 459 fg.) noch auf folgende Stellen hin: Eine Darstellung der Fortuna mit dem Rade, erwähnt in der Kolmarer Liederhandschrift; Portraits als Wandbilder im Demantür und in den Gedichten Meister Altswerts, und einige Wanddarstellungen religiösen Inhalts aus verschiedenen Dichtungen, die sich aber wohl auf sakrale Räume beziehen. Es ließen sich diesen wohl noch die historischen Notizen an die Seite stellen, daß Landgraf Friedrich der Gebissene (1291—1324) in dem oberen Saal der Wartburg seine Kriegsthaten in Wandmalerei verherrlichen ließ und daß 1342 in Chillon das Gemach des Grafen mit Bildern ähnlichen Inhalts ausgeziert war.[1])

Es bleibt immerhin auffallend, daß in den Dichtungen und sonstigen zeitgenössischen Quellen nicht öfters die Rede von solchen Darstellungen ist. Die Folgerung läßt sich nicht wohl abweisen, daß die Verzierung der Wände mit Malerei in Haus und Burg doch wohl nicht allzuhäufig war. Auf die muthmaßliche Ursache dieser Erscheinung komme ich weiterhin noch zu sprechen. Ich möchte aber schon hier darauf aufmerksam machen, daß bei Schilderung des Wandschmuckes öfter von Teppichen und Stickereien die Rede ist und daß gerade bei diesen nicht nur ornamentale Darstellungen, öfter verflochten mit thierischen und menschlichen Gestalten, sondern ausdrücklich gerade Schlachtenbilder und Scenen aus Ritterromanen namhaft gemacht werden. Von den bei Schultz (a. a. O. I, 77) zusammengestellten Belegen verweise ich besonders auf eine Reihe im Schatze König Karls V. vorhanden gewesener Teppiche, die unter folgenden Bezeichnungen aufgeführt werden: „Le tapplz del sainct Gruel, de Fleurence de Rome, d'Amis et d'Amile, d'Ivinail et de la royne d'Irland, de messire Yvain." Es ist gewiß ein erfreulicher Zufall — wenn man in solchem Falle überhaupt von Zufall reden darf —, daß gerade das einzige Denkmal profaner Wandmalerei, das wir bis jetzt aus dem 13. Jahrhundert auf deutschem Boden besitzen, ein solches Thema uns vorführt, Scenen aus einem ritterlichen Epos, und zwar gerade aus dem an letzter Stelle citirten, aus dem „messire Yvain", allerdings nicht im Anschluß an die Dichtung des Chretien, sondern an die deutsche Fassung, an Hartmann v. Aue's „Iwein mit dem Löwen".

Darin liegt die große Bedeutung der Schmalkaldener Wandbilder. Wollten wir uns bisher eine Vorstellung von der Kunstweise machen, in welcher die höfische Gesellschaft des 13. Jahrhunderts die Lieblingsgestalten ihrer Dichtungen in ihren Räumen monumental verkörpern ließ, so waren wir, da die literarischen Quellen, wie gezeigt, so wenig Anhaltspunkte bieten, nächst den ungenügenden Federzeichnungen und Miniaturen der Handschriften nur angewiesen auf Denkmäler einer späteren Epoche, meist erst des ausgehenden 14., zum Theil auch erst des 15. Jahrhunderts, also einer Zeit, in der die Blüthe der epischen Dichtung schon vorüber war. Und auch solcher Denkmäler waren es herzlich wenige: der Freskencyklus im Schloß Runkelstein in Tirol (in welchem sich übrigens ebenfalls wieder Scenen aus Iwein finden), der aber zu verschiedenen Zeiten in wesentlichen Theilen übermalt, ergänzt und erweitert worden ist und nur in geringen Theilen noch unverfälscht die Formensprache des ausgehenden 14. Jahrhunderts zeigt, die Wandbilder in einem jetzt verschwundenen Konstanzer Patrizierhause mit Illustrationen zu Versen aus Frauenlob, das originelle Wandbild zu Neidharts „Veilchen" im Hause zum Grundstein in Winterthur — meines Wissens ebenfalls zerstört —,

[1]) Mit einer Reihe Nachrichten über Façaden- und Dekorationsmalereien zusammengestellt in Pipers Burgenkunde S. 461.

die spärlichen Reste von Scenen aus dem Minneleben im Ehinger Hofe zu Ulm und die neuerdings auch zerstörten Fresken in der Apotheke zum Elefanten in Regensburg (o. Hößlin'sches Haus) mit Scenen aus ritterlichen Dichtungen; aus dem 15. Jahrhundert etwa noch die Wandbilder in Schloß Lichtenberg in Tirol. Die Scenen aus der Legende des hl. Georg in der Burg Neuhaus in Böhmen, die zu prächtigen Darstellungen des ritterlichen Lebens des 14. Jahrhunderts den Anlaß boten, gehören streng genommen nicht in diesen Zusammenhang, da sie sich an den Wänden einer Kapelle befinden und kirchlichem Zwecke dienen. Das war aber auch alles.

Jetzt aber, seit die Wandmalereien im Hessenhofe zu Schmalkalden der Forschung zugänglich gemacht worden sind, besitzen wir ein Denkmal aus der Blüthezeit der ritterlichen Kultur, aus dem 13. Jahrhundert, und zwar wohl sogar aus der ersten Hälfte desselben. Das verleiht jenen Wandbildern vorläufig fundamentale Bedeutung.

Freilich beruht diese Bedeutung im wesentlichen in der Thatsache des Inhaltes. Daß die Darstellungen wirklich Illustrationen zu Hartmann v. Aue's „Iwein mit dem Löwen" sein wollen, darüber kann jetzt kein Zweifel mehr herrschen, da die Ausführungen Gerlands, dem das Verdienst zukommt, den wahren Sachverhalt erkannt zu haben, durch die von Jedem auf den Lichtdrucktafeln nachzukontrolirenden Beischriften der Gemälde bestätigt werden. Rein kunstgeschichtlich aber ist die Bedeutung des Fundes gering, denn die Malereien sind sehr schlecht erhalten. Das Gelaß, dem sie einst zur Zierde gereichten, befindet sich im Erdgeschoß eines älteren Bauwerkes, in welchem einst nach Gerlands überzeugender Darlegung die Vögte des Landgrafen von Hessen ihren Amtssitz hatten. Durch die Erhöhung des umliegenden Terrains im Laufe der Jahrhunderte sank das ganze Erdgeschoß des Hauses nach und nach bis zu einer Tiefe von anderthalb Metern in den Boden — eine Erscheinung, die sich ja in allen alten Städten beobachten läßt. In Köln liegt das Straßenpflaster aus römischer Zeit 2, 3, ja 4 und noch mehr Meter unter dem der heutigen Stadt. Dadurch wurden die ehemals zu ebener Erde gelegenen Räume des alten Herrenhofes zu Kellern, und gerade der Raum, der jetzt durch die Veröffentlichung seiner ehemaligen malerischen Ausschmückung eine so unerwartete Berühmtheit erlangt hat, hat schon seit längerer Zeit als Kohlenkeller gedient. Leider sind die Malereien nie übertüncht gewesen, waren also allen Unbilden der Zeit ausgesetzt. Kohlenstaub und Schmutz aller Art hat sich in Menge auf ihnen abgelagert und große Theile derselben ganz zerstört. Feuchtigkeit, Einbrüche von Thüren ꝛc. haben das übrige gethan, um dieses so schätzbare Denkmal nur als traurige Ruine auf unsre Zeit kommen zu lassen.

Eine Kopirung aus freier Hand oder Durchzeichnung ließ sich nach Aussage des Herausgebers, der sich durch die Veröffentlichung dieses Denkmals ein hervorragendes Verdienst erworben hat, nicht ermöglichen. Die bei künstlichem Licht gewonnenen photographischen Aufnahmen lassen natürlich alle Risse und Flecken des Malverputzes und jedes Kohlenstäubchen viel deutlicher hervortreten, als die halb erloschenen Umrißlinien der Figuren. Der Gedanke, für das Auge des ungeübteren Betrachters die zur Malerei gehörigen Linien für sich herauszuziehen und alles störende Beiwerk auszuscheiden, ist so übel nicht. Es befindet sich daher in der Publikation vor jeder Lichtdrucktafel ein Vorsatzblatt mit verstärkter Wiedergabe der auf der Photographie erkennbaren Linien. Wie der Herausgeber mittheilt, hat man diese „retouchirten" Bilder, wenn man sie so nennen darf, auf die Weise gewonnen, daß man auf der Originalplatte alle erkennbaren Linien mit Bleistift nachzog, dann den übrigen Inhalt der Photographie durch Fixage wieder entfernte und die nunmehr übrig gebliebenen nachgezeichneten Linien nochmals photographirte. Alles ganz gut! Nur soll sich der Beschauer ja nicht verführen lassen, bloß diese retouchirten Bilder — der Bequemlichkeit wegen — seiner Beurtheilung zugrunde zu legen. Denn erstens zeigen sie durchaus die Linienführung einer Hand des 19. Jahrhunderts; nur der Eingeweihte wird darin noch keinen Vorwurf erblicken. Zweitens aber sind in diesen dicken Bleistiftlinien eine Menge Feinheiten verloren gegangen, die die Originalgemälde noch zeigen, wie ein vergleichender Blick auf die unretouchirten Aufnahmen beweist. Der Gesammteindruck wirkt dadurch viel unerfreulicher, stümperhafter — möchte ich sagen — als die Originale thatsächlich beanspruchen dürfen. Drittens aber, und das ist das schwerwiegendste, hat man sich beim Nachziehen der Linien nicht darauf beschränkt, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit nur das wiederzugeben, was thatsächlich auf der photographischen Platte noch zu erkennen war, sondern ein bißchen die „rekonstruirende Phantasie" mitspielen lassen, die ja auf anderen Gebieten der archäologischen Forschung eine wahre Gottesgabe sein soll, hier aber allerlei übles angerichtet hat. So ist z. B. gleich auf der ersten Tafel der Deckelpokal in der Hand eines der beiden Speisemeister, die von rechts her an die Tafel der Schmausenden herantreten,[1]) bei der Retouche zu einem menschlichen Gesicht avancirt und die fröhliche Tafelrunde hat dadurch plötzlich einen Theilnehmer mehr gewonnen. Auf Tafel 2 hat sich die große Gestalt Landineus, die sich zu dem sterbenden Aslalon herniederbeugt, wie auf dem Original noch ganz gut zu erkennen ist, in ein vollständig verzeichnetes rückwärts gewandtes Kinderköpfchen mit langem Lockenhaar verwandelt, umgeben von einer Fülle gänzlich unverständener Linien, die auf dem Originale mit seiner einfachen großen Linienführung schlechterdings nicht zu entdecken sind. Die Gesichter der drei dahinter stehenden Begleiter heucheln auf der Retouche eine tief schmerzliche Theilnahme an dem Tod des Helden, von der das Original auch nicht die Spur mehr zeigt. Von welcher Tragweite aber auch nur die geringste „Verbesserung" in solchen Fällen werden kann, will ich an einem recht drastischen Beispiel zeigen: Jedermann wird zugeben, daß der Hauptwerth der Schmalkaldener Fresken in ihrem hohen Alter besteht, in ihrer Zugehörigkeit zum 13. Jahrhundert. Ob man die Entstehungszeit nun gerade „auf das Jahr 1215 oder bald nachher" festsetzt, wie Gerland will, oder mehr nach der Mitte des Jahrhunderts zu, wie ich vorschlagen möchte, thut nicht viel zur Sache. Hauptsache bleibt, daß wir in den Schmalkaldener Fresken ein Denkmal höfischer Monumentalkunst zu besitzen glauben, das 100 und mehr Jahre älter ist, als alles, was wir bisher auf diesem Gebiete besaßen. Da die Formensprache im allgemeinen bei dem schlechten Erhaltungszustande der Bilder kaum eine genaue Festlegung der Entstehungszeit gestattet — nicht einmal, ob es 12., 13. oder 14. Jahrhundert ist, würde man darauf hin allein genauer bestimmen können —, so ist man bei der Datirung in erster Linie angewiesen auf die Tracht und auf die Form der Waffen und Rüstungen. Diese lassen ja, wenn sie getreu wiedergegeben sind, eine zeitliche Umgrenzung gelegentlich selbst bis auf 8 und 2 Jahrzehnte zu. Nun

[1]) Gerland hält diese beiden Gestalten irrthümlicherweise für Almosen heischende Bettler. Es sind aber zweifellos die Speisemeister, bezw. Mundschenken, als solche kenntlich gemacht durch den langen Stab in der Linken, das Abzeichen ihrer Würde, und den großen Deckelpokal, deren jeder von ihnen einen in hocherhobener Rechte hält. Genau ebenso mit Pokal und Stab erscheinen die beiden Speisemeister (mit ihrer Dienerschaft) schon auf dem Wandgemälde zu Burgfelden (ca. 1060—1070) bei dem Mahle des reichen Prassers aus dem Evangelium. (Abbildung in Paul Weber, Die Wandgemälde zu Burgfelden, Darmstadt 1896, Tafel III, Abb. 17.)

Digitized by Google

wahl, auf der Retouchetafel IIa trägt der eine Ritter unten rechts in der Ecke, der auf einen andern halbzerstörten Reiter losſprengt, einen Helm, der zweifellos ein Turnierhelm des 14. Jahrhunderts iſt. Damit würde alſo, da hiſtoriſche Daten zur Zeit noch fehlen und da ſich auf Grund der anderen Anhaltspunkte der daraus ſich ergebenden Folgerung nicht widerſprechen ließe, mit einem Schlage das ganze Denkmal von ſeiner hohen Bedeutung herabgeſtürzt ſein, wir würden in den Schmalkaldener Fresken nur ein weiteres Glied in der Kette der ritterlichen Darſtellungen aus dem 14. Jahrhundert, alſo vom Ausgange des Mittelalters, zu begrüßen haben.

Zum Glück iſt das nun nicht der Fall. Auf dem Original iſt nämlich nichts von der verdächtigen Helmform zu entdecken. Daß dem Retoucheur nicht ganz wohl bei der Sache zu Muthe war, erkennt man ja ſchon daran, daß er den fraglichen Helm mit unſicheren doppelten Strichen umriſſen hat. Soweit aber die ſchwachen, noch erkennbaren Linien des Originals ein Urtheil geſtatten, iſt jener Helm ein flacher Topfhelm geweſen, wie er auch auf all den anderen Scenen wiederkehrt und überhaupt durchaus im ganzen Cyklus vorherrſcht, ein charakteriſtiſches Waffenſtück des 13. Jahrhunderts, während ich zu jenem angeblichen Turnierhelm nirgends Analoga zu entdecken vermag. Vielmehr weiſen auch alle ſonſtigen Kennzeichen in Bewaffnung, Kleidung und Haartracht durchaus noch ins 13. Jahrhundert zurück, und zwar wohl mit ziemlicher Sicherheit noch in die erſte Hälfte desſelben. Gut, daß der Publikation die unveränderten Originalplatten beigegeben ſind! Hoffentlich iſt auf dieſen wenigſtens alles in Ordnung und hat man nicht, wie das in ähnlichen Fällen ja leider öfter vorkommen ſoll, die Umrißlinien auf den Fresken ſelbſt vor der photographiſchen Aufnahme (aber vielleicht ſchon früher?) an einigen beſonders verblichenen Stellen verſtärkend nachgezogen, um eine beſſere Aufnahme zu erhalten — ein Verfahren, das den Werth des Denkmals weſentlich herabmindern würde — oder auf den Originalnegativen ſelbſt herumretouchirt, was immerhin noch der geringere Schaden wäre, wenn auch vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus ebenſowenig ſtatthaft. Ich deute dies nur mit einem Fragezeichen an, weil auf einigen der Lichtdrucktafeln einzelne Figuren etwas verdächtig voll in den Umrißlinien hervortreten, ſo die Reiter auf Tafel 4 und 5 und ſämmtliche Geſtalten auf Tafel 6.

Recht bedauerlich iſt es, daß man ſich nicht die Mühe genommen hat, alle Scenen auf ein einheitliches Maß zu zu bringen. Durch dieſe Ungleichheit, bei der faſt auf jeder Tafel ein anderes Größenverhältniß der Figuren ſich ergibt, leidet der harmoniſche Geſammteindruck unnöthig Einbuße, und die Ueberſicht wird umſomehr erſchwert, als auch ein Orientirungsplan über die Vertheilung der Fresken an den verſchiedenen Wänden des Gemaches ſchmerzlich vermißt wird. Es iſt ja erfreulich, wenn aus ganz anderen Berufsſtänden heraus die kunſtgeſchichtliche Forſchung freundliche Förderung erfährt, noch dazu auf einem ſo ſchwierigen und mühſeligen Gebiet, wie dem der mittelalterlichen Wandmalerei, an das ſelbſt der Fachmann in der Regel erſt mit einiger Ueberwindung herantritt, aber man darf dann auch wohl die Erwartung ausſprechen, daß auf die billigen Anforderungen Rückſicht genommen wird, welche die Wiſſenſchaft an eine ſolche Veröffentlichung ſtellen muß, zumal an eine ſtaatlich ſubventionirte. Auf andere Kreiſe als die ſtreng wiſſenſchaftlichen können doch ſolche Publikationen ohnehin nicht rechnen, ſonſt wäre ja eben kein Staatszuſchuß nöthig.

Auf eine kunſtgeſchichtliche Würdigung im einzelnen einzugehen, lag anſcheinend nicht in der Abſicht des Verfaſſers. Der Text bringt in der Hauptſache mit Umſicht, Gründlichkeit und dabei doch angenehmer Knappheit bei, was zur Geſchichte des Heſſenhofes, zum Standort und Inhalt der Gemälde von Wichtigkeit iſt. Einige erweiternde Erläuterungen ſind daher wohl nicht unerwünſcht, wie auch das Eingehen auf einige nicht ganz einwandfreie Schlüſſe des Herausgebers.

Was zunächſt die wichtige Frage der Datirung anbelangt, ſo möchte Gerland das Jahr 1215 aber „nicht viel ſpäter als 1215“ als äußerſte Grenze der Entſtehungszeit annehmen, und zwar auf Grund der Hypotheſe, daß die Ausmalung jenes Zimmers im Heſſenhofe mit Bildern aus einem höfiſchen Epos im Zuſammenhang ſtehen müſſe mit der Pflege der Dichtkunſt am Hofe des Thüringer Landgrafen, denen damals die Stadt Schmalkalden noch gehörte. Da dieſe Kunſtpflege mit dem Tode des Landgrafen Hermann von Thüringen (1195—1215), unter welchem der ſagenhafte Sängerkrieg auf der Wartburg ſtattfand, abgeſtorben ſei, ſo werde man nicht weſentlich über das Todesjahr jenes Landgrafen hinausgehen dürfen. Dieſe Annahme iſt gefällig, aber beweiſen läßt ſie ſich nicht. Ich möchte mir bei der Datirung Spielraum bis zum Jahre 1250 freihalten. Prinzipiell, meine ich, thut es doch der Bedeutung des Denkmals wenig Abbruch, ob es noch bei Lebzeiten des Dichters des hier verherrlichten Epos entſtanden iſt — Hartmann v. Aue iſt 1170 geboren, die Dichtung des Iwein war vor 1204 vollendet — oder erſt einige Zeit nach ſeinem Tode. Die Thatſache bleibt jedenfalls immer noch intereſſant genug, daß in dem Hauſe des landgräflichen Vogtes in einer dem höfiſchen Treiben doch immerhin einigermaßen entrückten Bergſtadt des Thüringer Waldes in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts große Darſtellungen aus einer der beliebteſten höfiſchen Epen der gleichen Zeit zur Verzierung des Speiſeſaales gemalt worden ſind. Denn daß jener Raum als Speiſe- und Feſtſaal gedient habe, gilt dem Herausgeber als zweifellos. Es wird auch dadurch beſtätigt, daß als Hauptſcene im Mittelpunkt des ganzen Cyklus ein großes Mahl dargeſtellt iſt, das an und für ſich doch den ſonſt ausgewählten Scenen aus dem Epos gegenüber ein ziemlich bedeutungsloſes Ereigniß zur Darſtellung bringt, und eben wohl nur deßhalb herausgegriffen worden iſt, um den Zweck des Raumes gleich zur Anſchauung zu bringen und um außerdem den fröhlich unten Schmauſenden zu zeigen, daß ihre Vorbilder, die von der Poeſie verklärten fahrenden Helden und minniglichen Frauen ſich auch auf die Freuden der Tafel verſtanden.

Der Zuſtand der Schmalkaldener Malereien macht, wie ſchon angedeutet, einer rein künſtleriſchen Würdigung ziemliche Schwierigkeiten. Wenn wir die Linien der Originalplatten aufmerkſam verfolgen — nur dieſe können ja dabei in Betracht kommen —, ſo ergibt ſich aber doch mit einiger Sicherheit der Schluß, daß der Maler nicht ganz auf der künſtleriſchen Höhe ſeiner Zeit geſtanden haben kann. Das kehrt ein Vergleich mit Miniaturen der gleichen Zeit, namentlich ſoweit ſie gleichartige Stoffe behandeln (z. B. die Weingartner Liederhandſchrift und der Manneſſekodex, die allerdings beide erſt in das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts geſetzt werden), wie vor allem mit kirchlichen gleichzeitigen Wandmalereien. Mit dieſen iſt ein Vergleich um ſo eher erlaubt, als die Technik dort die gleiche iſt, wie bei den Schmalkaldener Fresken: Vorzeichnung aller Umrißlinien mit ſtarken rothbraunen Strichen auf den Verputz und dann Ausfüllung der Flächen mit einfachen, möglichſt bunten Farben ohne Schatten und feinere Uebergänge. Allerdings läßt ſich zur Rechtfertigung der etwas unbeholfenen Erzählungsweiſe und des nach mangelhafteren Kampanirungsvermögens des Schmalkaldener Meiſters ſagen, daß er eben längſt nicht in der günſtigen Lage war, wie die Darſteller religiöſer Wandmalereien. Wo dieſe mühelos ſich an die

durch jahrhundertelange Tradition geheiligten und abgeschliffenen Vorbilder anlehnen konnten und für alle Darstellungsgebiete nicht nur die Auswahl der Scenen und Personen, sondern auch die Komposition selbst, die prägnante Heraushebung der Handlung, ja selbst die Gesten der theilnehmenden Personen, die entsprechenden Farben und Beischriften bequem vorbereitet fanden, so daß sie ihre Erfindungskraft in keiner Weise anzustrengen brauchten — was auch gar nicht in der Absicht und im Auftrage des mittelalterlichen Kirchenmalers lag —, da mußte der Illustrator weltlicher Historien ganz aus seinem Eigenen heraus neuschaffend hervortreten, mußte nicht nur die Auswahl der Scenen treffen (eine Arbeit, bei der ihm der Besteller des Wandschmuckes wohl an die Hand ging), sondern nun auch die Elemente dieser Scenen zu neuen organischen Gebilden zusammenschweißen, mußte die für den mittelalterlichen Künstler anscheinend nicht immer leichte Aufgabe zu lösen suchen, alle dargestellten Personen auf den Kernpunkt der im Mittelpunkt stehenden Handlung hin zu konzentriren, mußte wohl auch ab und zu Dinge, für die er gar keine Anlehnung finden konnte, gänzlich neu erfinden — sicher der schwerste Theil einer solchen Aufgabe. Denn das, was heute den höchsten Ehrgeiz des modernen Malers bildet — nur um Gottes willen nichts zu malen, was ein Anderer vor ihm schon ähnlich ausgedrückt haben könnte, lieber etwas unverständliches als etwas schon dagewesenes zu produziren —, das war dem mittelalterlichen Künstler ein Greuel. Dieser fühlt sich nirgends wohler, als wo er recht bequem mit dem schalten kann, was Andere schon früher für ihn erdacht und geformt. Ganz deutlich ist dies auch bei unserm Schmallaldener Meister zu erkennen, dem wohl für seine Scenen aus dem Iwein, falls sie etwa gar noch bei Lebzeiten des Dichters entstanden sein sollten, schwerlich schon monumentale Vorbilder in Wandmalerei, etwa in anderen Herrensitzen, als Anhalt dienen konnten. Höchstens auf Miniaturen und Federzeichnungen in Prachthandschriften der Hartmann'schen Dichtungen wird er sich haben stützen können und etwa noch auf Teppichwirkereien. Gerade den heiklen Punkt seiner Aufgabe aber, die Einkomponirung der Scenen in den gegebenen Raum und die Trennung und Verbindung der einzelnen Darstellungen, konnte er weder den Miniaturen noch den Teppichen absehen. So ist er auch nur da wirklich Herr der Situation, wo er etwas ganz landläufiges darzustellen hatte, nämlich die auseinander lossprengenden Kämpferpaare. Darin hat er wirklich etwas treffliches und künstlerisch flottes geschaffen, was von den anderen mühsam komponirten Scenen merklich absticht. Die turnirenden Ritter waren eben ein Lieblingsgegenstand der bildenden Kunst jener Zeit von der Wandmalerei bis herab zu dem kleinen geschnitzten Elfenbeinspiegel, den die höfische Dame in der Tasche mit sich führte. Selbst an heiliger Stätte fehlten solche Darstellungen nicht und in halbheiligen Räumen. So sind z. B. um ein Denkmal der gleichzeitigen Monumentalmalerei zu nennen, im Kapitelsaal der Tempelherren zu Metz, dessen Malereien auch ins 13. Jahrhundert gesetzt werden, solche kämpfenden Ritterpaare dargestellt.[1]) Sogar im Gebetbuch der hl. Elisabeth von Thüringen, das sich im Kapitelarchiv zu Cividale im Friaul befindet, kehren diese Kampfesbilder wieder. Aus welcher Zeit die im Deutschordensschlosse zu Lochstädt im vorigen Jahre aufgedeckten Wandgemälde stammen, welche ritterliche Scenen enthalten sollen, konnte ich aus den beiden kurzen Notizen nicht entnehmen, welche als einzige mir bisher bekannt gewordene Nachricht die Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1896 Nr. 236, 1897 Nr. 190) brachte.

Jedenfalls fehlte es hier unserm Meister nicht an Vorlagen. Seine Pferdchen sind wirklich außerordentlich nett gerathen und bewegen sich viel lebendiger und naturgetreuer, als die Menschen. Alle Schwächen der Kunstanschauung seiner Zeit, als welche sie dem modernen Auge erscheinen müssen, finden sich im übrigen in seiner Kunst doppelt scharf ausgeprägt, von naturalistischer Auffassung keine Spur. Die Bäume bestehen noch ganz aus jenen symbolischen Gewächsen, für die man keine botanische Bezeichnung finden kann, wie sie in der deutschen Kunst von karolingischer Zeit an bis tief ins 14. Jahrhundert hinein fast allein herrschen. Gerland und John Meyer wollen Linden in den dargestellten Baumgewächsen entdecken — nun, wenn es zum Inhalte des Gedichtes gut paßt, kann man sie ja dafür ansprechen. Würde der Dichter aber Eichen oder Tannen vorgeschrieben haben, so würden sie in der bildlichen Wiedergabe auch nicht anders ausgesehen haben.

Auch in allem sonstigen landschaftlichen Beiwerk bewegt sich der Schmallaldener Künstler vollständig in der symbolischen, uns heute so unglaublich naiv anmuthenden, Formensprache seiner Zeit: Die Thürme, welche andeuten, daß die betreffende Scene im Innern eines Schlosses spielt, sind gerade so groß, wie die Menschen, die neben ihnen stehen, die Thorwege viel niedriger, als die Personen, die hindurchgehen sollen, die Bäume kleiner als die Menschen, die Pferde etwa so groß wie Hunde — von Perspektive keine Ahnung. Aber das theilt der Meister ja mit der künstlerischen Anschauungsweise seiner ganzen Zeit und außerdem müssen wir für manche Ungeschicklichkeit in Rechnung ziehen, daß er im Raume, vor allem durch die Anordnung der Scenen, in zwei niedrigen übereinander hinlaufenden Streifen, außerordentlich beschränkt war. Uebrigens legt gerade diese streifenweise Anordnung der Bilder, diese Unfähigkeit, die Wand als ein Ganzes zu erfassen und als Kompositionsgrenze zu benutzen, die Vermuthung nahe, daß die ganze Anschauung des Künstlers durchaus im Banne der Dekoration der Wände durch Teppiche stand. Ich habe oben schon angedeutet, daß wir auf Grund der literarischen Quellen die Verzierung der Wände mit Teppichen und Stickereien (Rücklaken, Umhänge und wie sie sonst noch in den zeitgenössischen Quellen genannt werden), wohl als das häufigere ansehen müssen, und, wie wir jetzt auf Grund des Schmallaldener Denkmals hinzusetzen dürfen, auch wohl als das frühere. Der Grund dafür ist sehr einfach: Die Anfertigung der Wandlaken oder mindestens ihre Verzierung mit figürlichen und ornamentalen Darstellungen in Stickerei, besorgten vielfach — wir dürfen auf Grund der Zeitquellen sagen: in der Regel — die Frauen und Mädchen, der Ritter selbst; Sticken war die Lieblingsbeschäftigung unter den häuslichen Arbeiten der höfischen Frauen. (Vergleiche die Schilderung und Zusammenstellung in Schultz, Höfisches Leben I, 195 fg.) Selbst die große Tapisserie von Bayeux, das berühmteste erhaltene Stück abendländischer profaner Stickkunst aus der ersten Hälfte des Mittelalters, ein 71 m langer, ca. ½ m breiter Leinwandstreifen, der in Wollstickerei die Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie darstellt, soll ja von Mathilde, der Gemahlin Wilhelm des Eroberers, mit ihren Mägden angefertigt worden sein. Solche Teppiche hatten also die Form langgestreckter schmaler Streifen. Die Scenen gehen auf ihnen, wie die erhaltenen Denkmäler beweisen, ohne strengere lineare Scheidung, nur getrennt durch einen Baum oder einen Thurm oder ähnliches, ineinander über, gerade wie auf den Schmallaldener Bildern. Auf eine symmetrische Uebereinanderordnung der Scenen konnte natürlich erst recht keine Rücksicht genommen werden, wenn etwa zwei oder mehr solcher Laken übereinander an den dazu eigens vorhandenen Gestellen vor den Wänden aufgehangen wurden. Die auffallende Gleichgültigkeit des Schmallaldener Meisters

[1]) Vergl. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst 24, 116.

in diesem Punkte erklärt sich wohl am einfachsten, wenn man annimmt, daß eben sein Auge durch die bisher gesehenen Wanddekorationen noch gar nicht für solche naheliegende Anforderungen der Symmetrie geschärft war. Das folgende und namentlich das 15. Jahrhundert stellen in dieser Beziehung viel höhere Ansprüche an das Komponiertalent des Wandmalers.

Die gestickten und gewirkten Laken also, um darauf zurückzukommen, wurden in den meisten Fällen wohl im Hause selbst beschafft, sie werden auf keinem einigermaßen kunstliebenden Herrensitze gefehlt haben, zumal sie auch den praktischen Nebenzweck erfüllten, die Kälte aus den Mauern in den meist unheizbaren Räumen abzuhalten. Zu der Herstellung figürlicher Wandmalereien aber bedurfte man unter allen Umständen eines gelernten Meisters, der natürlich nur für Geld, und höchst wahrscheinlich nur für schweres Geld zu haben war, denn man wird ihn in den meisten Fällen von weiter her haben holen müssen. Wir müssen bedenken, daß die Ausübung der Künste bis an die Schwelle der Zeit, um die es sich hier handelt, im wesentlichen noch in den Händen der Geistlichkeit gelegen hatte und größtentheils auch jetzt noch lag, die sich natürlich in der Regel nicht zur Herstellung unheiliger Bilderfolgen in den Häusern der Laienwelt hergegeben haben wird,[1]) und daß die Ausbildung künstlicher Laiengewerbe im 13. Jahrhundert in Deutschland eben erst im Entstehen war (während Frankreich auch darin bedeutend vorausgeeilt war). Es wird also wohl einige, aber gewiß nicht viele, bürgerliche Meister gegeben haben, die der Darstellung weltlicher Historien auf großen Wandflächen kundig waren, und wir dürfen wohl annehmen, daß diese sich ihren Unterhalt im Umherziehen von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß, erwarben. Das setzte aber auf alle Fälle schon eine erhöhte Lebenshaltung auf Seiten der Besteller voraus. Die Vermuthung Gerlands, daß die Malereien im Hessenhofe von einem in Schmalkalden ansässigen Künstler herrührten, dürfte daher wohl kaum haltbar sein. Dem armen Manne würden in der kleinen Bergstadt wohl bald die Aufträge ausgegangen sein. Interessant aber ist die Thatsache, auf die Gerland hinweist, daß der Dialekt der hier im Bilde wiedergegebenen Dichtung nicht unberührt von der lokalen Klangfarbe geblieben zu sein scheint. Wenigstens zeigen die Beischriften auf den Fresken stets die Schreibweise Iwan statt Zwein, ein Umlaut, wie er noch heute im Schmalkaldener Dialekt unter dem Einfluß des benachbarten Fränken vorherrscht.

Diese gelegentlichen kleinen Beobachtungen, die sich aus dem Denkmale im Hessenhofe herausschälen lassen, müssen unser Bedauern verdoppeln, daß die Gemälde in solch verwüstetem Zustand auf unsre Zeit gekommen sind, sie würden sonst gewiß eine Fundgrube für noch viel weiter reichende Schlüsse bilden. Aber auch so schon müssen wir dankbar für diesen Rest sein und uns der Hoffnung getrösten, daß unsre vom Finderglück begünstigte Zeit vielleicht noch andere und bessre erhaltene Denkmäler aus der Blüthezeit der höfischen Kunst unter der Tünche hervorholt.

[1]) Das oben angeführte Beispiel des Pfaffen Amis, der im königl. Schlosse zu Paris Historien zu malen hat, dürfte eine Ausnahme sein. Es handelt sich hier außerdem um die Burg des Königs, nicht um die eines gewöhnlichen Adligen, und zweitens sind ein großer Theil der dem Pfaffen aufgetragenen Scenen biblischen Ursprungs.

Der fette Hamlet.

Von F. P. v. Westenholz.

„Sie verderben mir die Imagination! Weg mit Ihrem fetten Hamlet! Stellen Sie uns ja nicht Ihren wohlbeleibten Prinzen vor."

Seit Aurelia, des wackeren Serlo empfindsame Schwester, der Vorstellung Wilhelm Meisters von einem „wohlbehäglichen" Hamlet mit diesen Worten entgegentrat, ist der gleiche Ruf wer weiß wie oft erhoben worden.

Allein allen „Forderungen der Aesthetik, allen „Heilversuchen" menschenfreundlicher Kommentatoren zum Trotz leidet der unglückliche Dänenprinz nach wie vor unter der Last seines Embonpoint durch die große Mehrzahl der Shakespearetexte. Zum Glück nicht auch über die Bühne, auf der auch die radikalsten Realisten uns einen schmerbäuchigen Hamlet bisher nicht angethan haben, obschon eine allerdings wenig glaubhafte anekdotische Ueberlieferung in der vielbesprochenen Leibesfülle des Prinzen lediglich eine Konzession des Dichters an die Körperbeschaffenheit des ersten Hamletdarstellers, Richard Burbadge, sehen wollte.

Der neuesten Hamletkritik erst ist es vorbehalten geblieben, die „Fettleibigkeit" des Prinzen als nothwendige Begleiterscheinung seines Charakters in Anspruch zu nehmen.

„So kommt es", sagt Loening in seinem Buche: „Die Hamlettragödie Shakespeare's"[1]), „daß wir uns Hamlet in solcher Weise als fett geradezu denken müssen, selbst wenn es der Dichter nicht ausdrücklich gesagt hätte." Für das passive, träge, jeder körperlichen Anstrengung abholde Naturell, das dieser Kritiker dem Hamlet zuschreibt, sei die „körperliche Verfettung" (die nach Loening allerdings hauptsächlich in einer innerlichen „Fettablagerung an Herz und Lungen" besteht) ein „regelmäßiges Zubehör".

Noch weniger als Loening kann Karl Rosner[2]) die Korpulenz für seinen „neurasthenischen" Hamlet entbehren, von dessen äußerer Erscheinung er das folgende wenig schmeichelhafte Bild entwirft. „Hamlet ist im Shakespeareschen Sinne als klein zu denken, als schwächlich und wie einige weitere Stellen des Textes beweisen, (?) als untersetzt, blaß und von schwammiger Fettleibigkeit."[3])

Auf das Bedenkliche in Loenings Auffassung des Hamletcharakters und der daraus gezogenen Schlüsse in Bezug auf die Entwicklung der dramatischen Handlung hier näher einzugehen, ist umsoweniger nothwendig, als dies bereits von Kuno Fischer[4]) mit gewohnter Schärfe und Prägnanz geschehen ist. Auch die psychophysiologische Betrachtung Rosners hat eine eingehende Widerlegung erfahren durch Fr. Rubinstein.[5]) Die Aesthetik darf sich dessen freuen, denn mit der ganzen Auffassung der beiden genannten Erklärer wird auch die von ihnen „festgelegte" Fettleibigkeit Hamlets wieder anfechtbar.

Und so sei denn die Zahl der „Entfettungsversuche" hiermit um ein weiteres Glied vermehrt.

„He's fat and scant of breath" ruft die Königin aus,[6]) indem sie dem vom Fechten (mit Laertes) erhitzten Prinzen ihr Tuch reicht: „Here, Hamlet, take my napkin, rub thy brows."

Alle bisherigen Angriffe gegen den „fetten" Hamlet sind von der Annahme eines Druckfehlers an dieser Stelle ausgegangen. Für „fat" solle ein anderes Wort stehen, als welches etwa hot, faint oder flat vorgeschlagen wurde.

Vielleicht können wir aber auch ohne Anklage gegen den „Setzerkobold" zum Ziel gelangen.

Die ersten Einzelausgaben Shakespeare'scher Dramen (soweit deren überhaupt vor dem Erscheinen der ersten Gesammtausgabe veranstaltet wurden) die sogenannten

[1]) Stuttgart, Cotta 1893. S. 182.
[2]) Shakespeare's Hamlet im Lichte der Neuropathologie. Berlin. Prag. Fischers Medizinische Buchhandlung 1895.
[3]) A. a. O. S. 15.
[4]) Shakespeare's Hamlet. Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. S. 74–88.
[5]) Hamlet als Neurasthenikers von Dr. Fr. Rubinstein. Leipzig 1896. Hermann Haacke.
[6]) Hamlet, V. 2.

„Quartos", werden ziemlich allgemein als sogenannte „Raubdrucke" angesehen, denn Text auf irgend eine illoyale Weise, am einfachsten wohl durch Nachschreiben während der Aufführung des betreffenden Stückes, gewonnen wurde. Aus der Geschwindigkeit, mit welcher, dem gesprochenen Wort folgend, diese Manuskripte hergestellt werden mußten, erklärt sich von selbst der vielfach verderbte Text, der diese Quartos (und die des Hamlet nicht zum wenigsten) auszeichnet, sei es nun, daß, wie Curt Dewischeit [1]) unlängst wahrscheinlich zu machen suchte, die Fehler aus mißverstandenen stenographischen Zeichen, oder, was doch wohl noch glaubhafter erscheint, aus Undeutlichkeiten der gewöhnlichen Kurrentschrift herzuleiten sind. Den eigentlichen Druckfehlern dürfte schließlich noch die relativ geringfügigste Rolle dabei zufallen.

Zu den „Undeutlichkeiten" der Handschrift treten dann als weitere Quelle möglicher Mißverständnisse die für den eiligen Nachschreiber unentbehrlichen Abkürzungen hinzu. Allerdings wird deren richtige Ergänzung für den Setzer in den meisten Fällen keine Schwierigkeit geboten haben. Anders aber konnte es da sein, wo zufällig und ohne daß der Schreiber dies in der Hast bemerkte, die Abkürzung eines mehrsilbigen Wortes selbst wieder einen Sinn ergab.

Hier konnte unter Umständen auch die Aufmerksamkeit eines „Korrektors" getäuscht werden. Und nicht nur das: der einmal übersehene Fehler konnte sich nur zu leicht von Ausgabe zu Ausgabe „wie eine ewige Krankheit forterben".

Einen solchen Fall haben wir m. E. in den fraglichen Worten der Königin vor uns. Das Uebersehen eines einzigen Punktes (des eigentlichen „punctum saliens" in diesem Falle) nach dem Worte fat hat das ganze „Unglück" verschuldet. Ich lese demnach die Stelle so:

Laertes. A tauch, a tauch, I da confess.
King. Our sau
Shall win.
Queen. He's *fatigate* and scant of breath.

Es ist ersichtlich, daß auf diese Weise zugleich die sonst unvollständigen Vers einen metrisch einwandfreie Form erhalten. Die Partizipialform „fatigate" (mit abgeworfenem d) entspricht bekanntlich einem gewöhnlichen Shakespearischen Sprachgebrauch.[2]) Und in der That begegnen wir dem Worte in derselben Form und in ganz dem gleichen Sinne im „Coriolan":

„his doubled spirit
Requicken'd what in flesh was fatigate."

Bei der Erwähnung (und Zurückweisung) der von Eugen Reichel (im „Magazin für Literatur" 1891, Nr. 36) vorgeschlagenen Lesart „flat" (für fat) bemerkt Loening,[3]) daß die Verdeutlung „ermüdet", welche Reichel diesem flot geben wollte, abgesehen von den (von Loening mit Recht hervorgehobenen) sprachlichen Bedenken doch nur für die Theorie vom „fetten" Hamlet sprechen würde, denn nur ein solcher könne schon nach dem zweiten Fechtgange „ermüdet" sein.

Ich meine aber doch, daß bei einem Zustande so ungeheurer Nervenanspannung, wie es der ist, in welchem sich Hamlet während der ganzen Handlung des Dramas befindet, ein plötzliches „Nachlassen" der Kräfte auch ohne „innere Versetzung" erklärlich und entschuldbar sein dürfte.

Ich bin nicht so kühn zu hoffen, daß dem hier vorgeschlagenen „Heilversuch" ein besserer Erfolg als allen früheren beschieden sein werde. Allein auch ohne diese Hoffnung bleibt der Wunsch bestehen, der auch in diesem Falle des Gedankens Vater war:

O that this *too, too solid flesh* would melt!

---

[1]) Shakespeare und die Anfänge der englischen Stenographie. Ein Beitrag zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Berlin. Verlag des Verbandes Stolze'scher Stenographenvereine. H. Schumann 1897.

[2]) Daß dieser besonders häufig bei den Formen auf -ate Anwendung findet, bezeugt u. A. Delius in einer Anmerkung zu Hamlet III, 1 seiner Shakespeare-Ausgabe. Vgl. auch August Lammert: Die Orthographie der ersten Folioausgabe der Shakespeare'schen Dramen. Halle, Max Niemeyer 1883. S. 56.

[3]) a. a. O. S. 180.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Kiau-Tschau-Bucht. Von großer aktueller Bedeutung ist die von der Verlagshandlung Dietrich Reimer in Berlin soeben veranstaltete vortreffliche kartographische Veröffentlichung über das Gebiet unserer neuesten Interessensphäre in Ostasien. Diese kartographische Darstellung trägt den Titel: „Deutschland in Ostasien, die Kiau-Tschau-Bucht; Ost-Shantung mit dem deutschen Pachtgebiete." Maßstab 1 : 750,000. Mit kräftigem Roth ist das Gebiet bezeichnet, und durch leichtere rothe Schraffirung die ungefähre Ausdehnung der Zone, innerhalb welcher keine Maßnahmen oder Anordnungen chinesischerseits ohne deutsche Zustimmung getroffen werden dürfen. Das Blatt, welches dem bekannten v. Richthofen'schen Atlas von China entnommen ist, reicht von ca. 119° östl. Länge von Greenwich bis 123° und enthält ca. 3 Breitengrade. Die Projektion ist zylindrisch. Nördlich ist die Karte durch das innere und äußere Gelbe Meer mit den Miau-tsau-Inseln, der gleichnamigen Straße und Tang-Tshou begrenzt; südlich durch To-to-shan, Tsho-lien-tau und Ka-ti-miau; diese drei Inseln, durch Gerade unter sich und mit der Bucht verbunden, bilden einstweilen den deutsch begrenzten Theil des südlich ausbuchtenden Gelben Meeres. Oestlich läuft die Festlandsgrenze nahe dem 120. Meridian senkrecht und durchschneidet nördlich den See Pi-ma-hu. — Um allen Interessenten zu genügen, hat die Verlagshandlung auch das westlich anstoßende Kartenblatt zur Einzelausgabe gebracht, über dessen reichen Inhalt zu berichten hier zu weit führen würde. Jedes der beiden Blätter kostet nur 1 M. Fischer.

* Ueber die Vertheilung giftiger Schlangen in Tirol berichten Tiroler Blätter: Da der Tiroler Landtag wieder 400 fl. Prämien bewilligt hatte, sind auch im vergangenen Jahre wieder zahlreiche Schlangen, bezw. deren Köpfe, behufs Erlangung der zugesicherten Belohnung von 1 Krone für das Tödten und Einsenden jeder Giftschlange eingelangt, und zwar 967 Giftschlangen und 870 giftlose Schlangen. Von den Giftschlangen entfallen auf Deutschtirol 217, auf Wälschtirol einschließlich des politischen Bezirks Ampezzo 750. Giftlose Schlangen wurden aus Deutschtirol 38, aus Wälschtirol, inkl. Ampezzo, 830 eingesendet. Von den wälschtirolischen Gemeinden entfallen die meisten Giftschlangen auf die Gemeinden Vallarsa, Bezirk Rovereto, welche ausschließlich Vipern, und zwar in der Zahl von 137 Stücken in vier Partien einsandte; in Deutschtirol entfallen die meisten Giftschlangen auf die Gemeinden Kollfuschg, Bezirk Enneberg, mit 33 Stück, und Schmirn, Bezirk Steinach, mit 27 Stück. Für Wälschtirol wurde die Einsendung von Schlangen, bezw. die Anweisung von Prämien für solche bereits mit 15. Juni 1897 sistirt, da schon damals der vom Landtag bewilligte Betrag nahezu erschöpft war, während aus Deutschtirol noch Ende des Monats November einzelne Schlangentöpfe gesendet wurden. Da die Zahl der aus deutschtirolischen Gemeinden eingelangten Giftschlangen im Jahre 1897 größer war als im Vorjahre, hat sich trotz obiger Sistirung eine Ueberschreitung des Kredits um 83 fl. 56 kr. ergeben. Die Agnoszirung der Schlangen besorgte wieder Universitätsprofessor Dr. Dalla Torre in Innsbruck.

* Einen neuen Beitrag zu der Feststellung des Geburtsjahres Heinrich Heine's hat soeben der Gymnasialdirektor Asbach in Düsseldorf geliefert. Er fand, wie er der „Köln. Ztg." berichtet, bei genauer Durchsicht des Gymnasialarchivs ein Schulprogramm vom Jahre 1813, welches die Schüler der obersten Klasse namentlich aufführt, darunter Heinrich Heine. Das betreffende Unterrichtspensum der Klasse und die klassischen Sachen, welche gelesen wurden, gestattet den sichereu Schluß, daß die Schüler durch-

gängig im Alter von 16 Jahren gestanden haben; mit 13 bis 14 Jahren hätten sie wohl die der 1. Klasse des Lyceums, von der aus sofort die Universität bezogen wurde, entsprechende Reife nach nicht besitzen können. Dieser Umstand spricht stark für das Jahr 1797 als das Geburtsjahr Heinrich Heine's, das auch die bisher verschollene und von J. Nassen wieder ans Licht gezogene erste Biographie Heine's aan J. B. Rousseau ausdrücklich nennt.

* **München.** Am 18. Januar hielt Privatdozent Dr. Rieder in der hiesigen morphologischen Gesellschaft einen interessaten Vortrag über epochemachende Resultate, die man mit den Röntgenstrahlen des verbesserten Volt-Ohmschen Apparates in der Abtödtung von Bazillen gemacht hat. Der Vortrag wird in der nächsten Nummer der Münchener medizinischen Wochenschrift erscheinen.

* **Halle,** 20. Jan. Der außerordentliche Professor der Zoologie Dr. Ernst Taschenberg, der unlängst sein 80. Lebensjahr vollendete, ist heute gestarben. Wir brachten in Nr. 6 d. J. eine Charakteristik dieses verdienstvollen Gelehrten.

* **Berlin.** Ein Komitee, dessen zweiter Vorsitzender der Admiral und Staatssekretär a. D. Hatlmann ist, fardert zur Begründung einer deutschea Orient-Gesellschaft auf. Der Zweck der neuen Gesellschaft ist, das Interesse und das Verständniß für die altorientalische, namentlich für die babylonisch-assyrische Kultur in weiteren Kreisen zu wecken und zu verbreiten und durch Hinzuziehung und regelmäßige Beihülfe eben dieser weiteren Kreise regelmäßige Ausgrabungen in Gebieten, auf deaen die babylonisch-assyrische Kultur heimisch oder wirksam gewesen ist, zu ermöglichen. Auch sollen die auf die Erwerbung arientalischer Alterthümer, Denkmäler der Kunst und allgemeinen Kultur gerichteten Bestrebungen des kgl. Museums zu Berlin, sowie vorkammendenfalls anderer öffentlicher Sammlungen im Deutschen Reiche Unterstützung finden. Man wird der deutschen Orient-Gesellschaft um sa größeren und nachhaltigeren Erfolg wünschen können, je mehr sie bestrebt sein wird, ihre Geschäftsführung ausschließlich nach sachlichen Gesichtspunkten zu gestalten, ihre Funde und Veröffentlichungen der Gesammtheit, zunächst der Forscher, und durch sie der weiteren Oeffentlichkeit zugänglich und dienstbar zu machen. Nach der großen Reihe der klangvollen Namen zu schließen, die unter dem Aufrufe stehen, hat der Gedanke, eine solche Gesellschaft zu begründen, sowohl in den wissenschaftlichen wie in den politischen und kommerziellen Kreisen Deutschlands bereits allerarten große Zustimmung gefunden.

— In diesem Etatsjahr sollen sechs forstlich-meteorologische Beabachtungsstationen in Preußea errichtet werden, wazu im Etat für 1898/99 13,000 Mark ausgeworfen sind. Auf den Stationen sollen behufs Erforschung der klimatischen Wirkungen des Waldes Beobachtung der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit im Bereiche eines größeren Laubwaldes angestellt werden. Ferner sollen sechs Regenstationen zur Beobachtung der atmosphärischen Niederschläge im Bereiche van sechs verschiedenen Waldflächen eingerichtet werden. Auf der Schneekoppe wird, wie bereits mitgetheilt worden ist, eine meteorologische Station 1. Ordnung eingerichtet, wofür in den Etat des Kultusministeriums eine einmalige Forderung von 44,000 M. eingestellt worden ist. Die Einrichtung dieser Höhenstation entspricht einem in der Sitzung des Abgeordnelenhauses am 22. Juai 1897 angenommeneu Antrage. Der Bauplatz wird seitens der Schaffgotsch'schen Verwaltung auf eine längere Reihe von Jahren überlassen werden. Die Höhe der Baukosten erklärt sich dadurch, daß alles Baumaterial und das erforderliche Wasser durch Menschen auf den Berg getragen werden muß.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Dr. A. A. Folter, Lehrer an der Handelsschule, erhielt vom Stadtrath die Erlaubniß, sich als Privatdozent für malaiische Sprache und Literatur an der Universität Amsterdam zu habilitiren. Am 8. Juli feierte dieselbe Universität den dies natalis auf herkömmliche Weise. Der rector magnificus Prof. de Vries hielt die Festrede über „Einheit und Veränderlichkeit". — Der Verein der Studentinnen D. D. D. in Amsterdam feierte am 5. Jan. sein 5jähriges Bestehen. In Holland gab es bis jetzt nur Damen, die Medizin, Philologie und Naturwissenschaften studirten; nur Leiden hat dieses Jahr auch eine studiosa juris. — Prof. Rasenstein in Leiden feierte das Jubiläum seiner 25jährigen Thätigkeit. — Die Direktoren der meteorologischen Institute zu Utrecht, Amsterdam und Rotterdam haben die Absicht, dem am 3. Februar 1890 verstorbenen Prof. Buys Ballot, Direktor des Observatoriums zu Utrecht, ein würdiges Denkmal zu setzen. Dieser Plan fand auch bei sehr vielen Direktoren der Observatorien in Europa und Amerika Beifall, und so hat sich ein internationales Komitee gebildet, das Beiträge zu diesem Zweck sammelt. — Das erste Heft der „Zeitschrift für Geschichte, Land- und Völkerkunde", Groningen, Noordhoff, enthält eine Studie von Dr. J. A. Teith über „Niederländische Kolonisation in Brandenburg" im 12. Jahrhundert. Spätere Aufsätze sollen die Kolonisation im 17. und 18. Jahrhundert behandeln. — Am 13. und 14. April findet der Erste niederländische Philologen-Kongreß in Amsterdam statt. Er zerfällt in eine Sektion für klassische Philologie, für romanische und germanische Philalogie, Linguistik, Geschichte und Archäologie und Pädagogik.

* **Helsingfors.** Am 14. Januar feierte Zacharias Topelius, der neben dem im Jahre 1877 gestorbenen Runeberg der größte schwedische Dichter Finnlands genannt werden darf, seinen 80. Geburtstag. Seine berühmten Schilderungen aus der schwedisch-finnischen Geschichte, die unter dem Titel „Erzählungen eines Feldschers" erschienen und zum Theil auch ins Deutsche übersetzt worden sind, entstammen noch der Zeit, in der er publizistisch thätig war und die „Helsingfors Tidningar" herausgab. Später wurde er zum Professor der Geschichte an der hiesigen Universität ernannt. Außer jener berühmten Novellensammlung dichtete er mehrere, ebenfalls die schwedisch-finnische Geschichte behandelnde Dramen nnd gab er ein weitverbreitetes „Lesebuch für Kinder", sowie Arbeiten über die Geschichte und die Natur Finnlands heraus.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Martha Strachwitz: Gedichte. Breslau, G. P. Aderholz 1898. — Prof. A. Brandt: Vergesellschaftung und gegenseitiger Beistand bei Thieren. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1897. — Dr. G. Jart: Chidher in Sage und Dichtung. Edd. — M. v. Braadt: Kolanien und Flottenfrage. Berlin, Dietrich Reimer 1897. — Homöopathischer Kalender für 1898. Hggb. von der homöop. Zentral-Apotheke Dr. Willmar Schwade. Leipzig, Dr. Willmar Schwade 1898. — Statsoetenskaplig Tidsskrift utgiwea af E. A. Reuterskiöld. Probenummer. Upsala, Almquist u. Wiksell. — Joseph Blum: Kunigunde Kirchner. Volksstück. München, Cäsar Fritsch (H. Ploch.) — Derf.: Todtschlag. Schwank. Edd. 1897. — v. Schimpff: Aus dem Leben der Königin Carola von Sachsen. Leipzig, J. C. Hinrichs 1898. — Prof. O. Pfleiderer: Reformation und Revolution. Berlin, Georg Reimer 1897. — Deutschland am Scheidewege von Quidam. Zürich, Cäsar Schmidt 1897. — Eduard Srabatnik: Anta. Roman. Graz, Cordia 1898. — Konstantin Bulle: Ovids Verwandlungen. In Stanzen übers. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Soeben erschien:

Neujahrsblätter der Bad. historischen Kommission.
N. Folge 1. 1898.

Weech, Fr. von, Römische Prälaten am Deutschen Rhein 1761—1764.

8°. brosch. M. 1.20.

Die Neujahrsblätter wenden sich an die weitesten Kreise unseres Volkes, um die Kunde der Vergangenheit unserer Heimath zu verbreiten und die Liebe zur vaterländischen Geschichte zu wecken und zu nähren. Sie finden daher auch außerhalb der Grenzen unseres engeren Vaterlandes Würdigung und Interesse. (10075)

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Samstag, 22. Januar. Nummer 17.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Versandexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Ueberſicht.

Graf Tolſtoi über die Kunſt. — Profane Wandmalereien des Mittelalters. II. Von Dr. Paul Weber. — Dramen von Hermann Lingg. — Mittheilungen und Nachrichten.

Graf Tolſtoi über die Kunſt.

G. P. Ueber die Kunſt wird viel geredet und doch wird kaum ein zweiter Gegenſtand zu finden ſein, über den ſo viel unklares, verworrenes und widerſpruchsvolles vorgebracht wird. Vielleicht liegt der Grund darin, daß in der Kunſt mitzureden ſich Jeder berufen fühlt, der ein erſtes beſtes Büchlein geleſen oder irgendein illuſtrirtes Blatt abonnirt hat oder mit zweifelhaften Dekorationsſtücken „ſein Heim ſchmückt“. Allein was auch die Urſache dieſer Erſcheinung ſein mag, die Thatſache bleibt an und für ſich unbeſtreitbar. Ebenſo unwiderlegbar iſt auch, daß die Kunſt eine große Rolle in unſerm Leben ſpielt, während wir nicht einmal wiſſen, worin ihr Weſen beſteht. — Mit Hinweis auf dieſe widerſpruchsvolle Erſcheinung beginnt Graf Tolſtoi ſein demnächſt erſcheinendes Werk über die Kunſt,[1]) aus deſſen Einleitung im folgenden ein Auszug gegeben werden ſoll.

Während einerſeits für die Volksbildung nicht einmal das allernöthigſte aufgewendet wird, ſagt Tolſtoi, werden von der Regierung andrerſeits Millionen aufgeboten, als Subſidien für Kunſtakademien, Muſikhochſchulen und Theater. In jeder großen Stadt errichtet man Prachtbauten für Muſeen, Akademien, Konſervatorien, Vorſtellungs- und Konzertetabliſſements. Hunderttauſende von Arbeitern: Zimmerleute, Steinmetzmeiſter, Maler, Tiſchler, Tapezierer, Theaterſchneider, Friſeure, Juweliere, Schriftſetzer, bringen ihr ganzes Leben in ſchwerer Arbeit zu, um die Kunſt fördern zu helfen, ſo daß kaum eine andere Art menſchlicher Thätigkeit außer der militäriſchen exiſtirt, die ſo viel Arbeitskraft bedingt wie die Kunſtförderung. Und nicht nur menſchliche Arbeit fordert ſie, nein, ſie verlangt mehr, ſie fordert das Leben: Tauſende von jungen Leuten opfern ihre ganze Jugend, um ihre Beine zu dreſſiren (Tänzer), Manche (Muſiker), um möglichſt ſchnell Saiten und Taſten anſchlagen zu lernen, wieder Andere (die Maler) wollen alles, was ſie ſehen, mit Farbe und Stift verewigen, während es auch ſolche gibt, die ſich alle Mühe koſten laſſen, Phraſen zu erſinnen und Rhythmen zu erfinden. Und all dieſe Menſchen, die häufig ganz gute Leute, geſcheidt und zu jeder nützlichen Arbeit brauchbar wären, verkommen auf dieſe Art, werden abgeſtumpft für alle ernſten Aufgaben des Lebens und werden ſich ſelbſt überſchätzende Spezialiſten, die nur ihre Beine, ihre Zunge und ihre Finger artiſtiſch zu gebrauchen wiſſen. Dieſen Allen iſt freilich die Kunſt das wichtigſte. Allein iſt dies wirklich — Kunſt, und iſt die Kunſt wirklich ſo wichtig, daß ſie auf ſolche Opfer Anſpruch machen darf? Dieſe Frage erſcheint von um ſo größerer Bedeutung darum, weil die Kunſt, der die Arbeit und das Leben von vielen Tauſenden geopfert wird, ſo wie ſie heute betrachtet wird, im Bewußtſein der Menſchen unklare und verworrene Anſchauungen zu erzeugen geeignet iſt.

Die Kritik, in der früher die Kunſtbefliſſenen und Kunſtfreunde eine Stütze fanden hinſichtlich der Beurtheilung deſſen, was Kunſt iſt, tritt in letzter Zeit ſo zerfahren auf, daß, wenn man aus dem Gebiete der Kunſt alles das ausſchließt, wofür die Kritiker der verſchiedenen Schulen ſelbſt die Exiſtenzberechtigung verneinen, für die Kunſt nichts übrig bleiben wird.

Die Künſtler als Kritiker verleugnen ſich ſelbſt. Die Anhänger der einen Schule haben keine Anerkennung für die der andern und begegnen einander mit ſchlecht verhehlter Verachtung. Die alten Romantiker wollen nichts wiſſen von den Realiſten und Dekadenten, die Romantiker und Dekadenten nichts von den Vorläufern und Symboliſten, die Symboliſten nichts von allen Anderen u. ſ. f. Und ſo ergibt ſich, „daß der Begriff Kunſt keineswegs klar feſtgeſtellt iſt, ſondern ſo verſchieden von ſeinen Freunden aufgefaßt wird, daß es ſchwer fällt zu ſagen, was eigentlich Kunſt iſt, beſonders, was eine gute, nützliche Kunſt iſt, welche die erforderlichen Opfer zu rechtfertigen vermag“. Es wäre gut, fährt Tolſtoi fort, wenn die Künſtler ſelbſtändig wären, allein ſie benöthigen alle die Hülfe der Arbeiter, nicht nur, um die Kunſt ins Leben zu rufen, ſondern auch um ihren Ruhm zu verbreiten. „Die Kunſt verdankt ihr prunkhaftes Daſein dem Gelde der Reichen oder den Subſidien der Regierung. Dieſes Geld ſtammt aber zuletzt doch vom Volke, einem Volke, das nie den äſthetiſchen Genüſſen nachgehen kann, welche die Kunſt bietet.“

„Die altgriechiſchen und altrömiſchen Künſtler, ſogar die Künſtler der 1. Hälfte unſres Jahrtauſends haben es beſſer gehabt: Sklaven und Leibeigene waren damals nichts ungewöhnliches und Jeder glaubte mit ruhigem Gewiſſen ſie zwingen zu dürfen, ſeinen Zwecken zu dienen; in unſrer Zeit aber, in der bei allen Menſchen, wenn auch dunkel, das Bewußtſein einer allgemeinen Gleichheit dämmert, gibt es kein Recht, Jemand zu zwingen, der Kunſt ſich zu opfern, ohne vorher darüber ſich Rechenſchaft gegeben zu haben, ob es denn richtig iſt, daß die Kunſt ſo wichtig und nützlich iſt, daß ſie dieſen Zwang rechtfertigt.“

Die Geſellſchaft ſollte ſich daher vor allem fragen, „ob all das wirklich Kunſt iſt, was als ſolche ausgegeben wird und ob wirklich all das gut iſt, was Kunſt iſt, wie es heutzutage angenommen wird. Und wenn es gut iſt, ſo fragt ſich's noch, ob es wichtig iſt und jene Opfer werth iſt, die es fordert. Beſonders muß ſich deſſen jeder gewiſſenhafte Künſtler bewußt ſein, wenn er die Ueberzeugung gewinnen will, daß ſein Schaffen Sinn hat“.

Was iſt alſo Kunſt? Der Durchſchnittsmenſch glaubt darüber im klaren zu ſein, indem er ſich mit der Phraſe hinweghilft: „Die Kunſt iſt eine Thätigkeit, welche das Schöne erzeugt.“ Das geheimnißvolle Wort Schönheit

[1]) Bis jetzt iſt nur die Einleitung in Druck herausgegeben — Journal für Pſychologie und Philoſophie. Moskau 1898.

ſcheint hier alles erklären zu wollen. Nun glaubt Graf Tolſtoi, mit dieſer Definition der Kunſt als „Produktion des Schönen“ ſei ſo viel wie nichts geſagt, ſchon aus dem Grunde, weil eigentlich doch Niemand ſo recht wiſſe, worin das Schöne beſteht.

„Worin liegt der merkwürdige Begriff des Schönen,“ fragt Tolſtoi, „der Allen ſo einleuchtend iſt, die nicht denken, worüber ſie ſprechen, der hingegen den Philoſophen verſchiedener Völker und Richtungen während mehr als eines Zeitalters ein unlösbares Räthſel zu ſein ſcheint?“

„Schön kann ſein ein Menſch, ein Pferd, ein Haus, eine Anſicht, eine Bewegung. Von Handlungen, Charakteren, Gedanken, Muſik ꝛc., wenn ſie uns gefallen, können wir ſagen, daß ſie entweder ‚gut‘ ſind oder ‚nicht gut‘. Mit dem Worte ‚ſchön‘, bezeichnen wir nur das, was dem Auge gefällt, ſo daß das Wort und der Begriff gut in ſich den Begriff des ‚Schönen‘ ſchon enthält. Der Begriff des ‚Schönen‘ hingegen deckt nicht den Begriff des Guten. Wenn wir das Wort ‚gut‘ auf einen Gegenſtand übertragen, welcher nach ſeinem Ausſehen geſchätzt wird, ſo ſagen wir damit auch, daß dieſer Gegenſtand ſchön iſt. Legen wir aber einem Gegenſtand die Bezeichnung ‚ſchön‘ bei, ſo ſagen wir damit nicht, daß derſelbe auch ‚gut‘ ſei.“

„Das iſt die Bedeutung, welche die ruſſiſche Sprache und folglich der ruſſiſche Volksſinn dem Worte und Begriffe ‚ſchön‘ und ‚gut‘ beimißt. In allen europäiſchen Sprachen, in den Sprachen jener Völker, bei welchen die Lehre von der Schönheit mit dem Weſen der Kunſt identifizirt wird, haben die Worte ‚beau‘ ‚ſchön‘, ‚beautiful‘, ‚bello‘ zugleich die Bedeutung der ‚ſchönen Form‘ wie des ‚Guten‘.

In allen dieſen Sprachen werden ganz natürlich Ausdrücke gebraucht, wie: belle âme, ſchöne Gedanken, beautiful deed. Für die Definition der Schönheit der Form haben dieſe Sprachen kein entſprechendes Wort und müſſen Wortverbindungen gebrauchen, wie ‚beau par la forme‘ ꝛc.“

Nachdem Tolſtoi noch einen Blick auf die wichtigſten Definitionen des Schönen, wie ſie von europäiſchen Autoritäten gegeben wurden, geworfen hat, gelangt er zu folgendem Schluſſe:

„Sieht man ab von den ungenauen, das Weſen der Kunſt nicht darthuenden Definitionen des Schönen, welche dasſelbe bald im Nützlichen, bald im Zweckmäßigen, in der Symmetrie, der Ordnung, der Proportionalität, der Harmonie der Theile, der Einheit im Mannichfaltigen, den verſchiedenen Kombinationen dieſer Prinzipien ſuchen, — ſieht man alſo ab von den ungenügenden Verſuchen einer objektiven Definition, ſo laſſen ſich alle äſthetiſchen Erläuterungen des Schönen auf zwei Grundanſchauungen zurückführen:

Erſtens, das Schöne iſt etwas an und für ſich Exiſtirendes, ein Beſtehen des abſolut Vollkommenen — der Idee, des Geiſtes, des Willens, der Gottheit und zweitens, das Schöne iſt der Genuß einer uneigennützigen Freude.“

Beide Anſchauungen verwirft Tolſtoi. Er bezeichnet ſie als phantaſtiſch, unbegründet und ganz willkürlich und in der That: wie kann man den Begriff des Schönen mit der Vorſtellung der Gottheit vereinigen! Alles als ‚ſchön‘ zu betrachten, was Freude macht — wenn auch uneigennützige —, iſt ſchon darum nicht ſtichhaltig, weil Jeden etwas anderes freut. Wir bedürfen der objektiven Merkmale des ‚Schönen‘ und ‚Nicht Schönen‘, allein dieſe kennen wir nicht trotz jahrhundertelangen Forſchens.

„Es gibt keine objektive Definition des Schönen. Die exiſtirenden Anſchauungen, die metaphyſiſche und die empiriſche weiſen ein ſubjektives Verhalten auf, welches, wie albern es auch erſcheinen mag, in dem Grundſatze gipfelt, daß Kunſt das ſei, was das Schöne ſchafft, das Schöne aber das, was uns gefällt (ohne Begierde zu erwecken). Viele Aeſthetiker empfanden das Unzulängliche und Schwankende einer ſolchen Definition und um ſie zu bekräftigen, mußten ſie die Frage aufwerfen, warum uns etwas gefällt. Und ſo wurde das Problem des Schönen mit dem des Geſchmackes identifizirt. Hutchinſon, Voltaire, Diderot u. A. folgten dieſem Gedankengange. Allein alle dieſe Verſuche, das zu definiren, was das Weſen des Geſchmacks iſt, blieben, wie die Geſchichte der Aeſthetik und der empiriſchen Beobachtung lehrt, erfolglos: warum dem Einen das, dem Andern jenes gefällt, kann nicht erklärt werden. Die gegenwärtige Aeſthetik enthält folglich nicht das, was man von einer Wiſſenſchaft verlangen muß, nämlich nicht die Eigenſchaften der Kunſt oder des Schönen, wenn dasſelbe das Weſen der Kunſt bilden ſoll, nicht das Weſen des Geſchmacks, wenn derſelbe das Weſen der Kunſt und deren Werth bilden ſoll, die Aeſthetik enthält alſo keine Geſetze, deren Geſammtheit zu einer grundlegenden Theorie der kritiſchen Beurtheilung der Kunſt erhoben werden könnte — ſondern iſt vielmehr dazu geeignet, eine beſtimmte Art von Kunſtwerken, die einem gewiſſen Kreiſe von Menſchen gefallen, zu einem künſtleriſchen, allgemein gültigen Kanon zu machen. Phidias, Sophokles, Homer, Titian, Raphael, Bach, Bethoven, Dante, Shakeſpeare, Goethe u. A. ſollen hier muſtergültig ſein.“

Der Kanon kann freilich von einer gewiſſen Geſellſchaftsklaſſe als ſolcher anerkannt werden, er enthält aber nicht unbedingt Richtiges für Alle. Das unbedingt Richtige muß vor allem objektiv ſein. Um aber dieſes Objektive zu finden, muß man nach Tolſtoi den Gedanken aufgeben, daß die Kunſt „die Produktion des Schönen“ ſei und unſern Genuſſen diene: „Den Zweck und die Beſtimmung der Kunſt in dem von derſelben gewährten Genuſſe zu ſehen, hieße ſo viel, als den Zweck und die Beſtimmung der Nahrung dem von ihr gewährten Genuſſe zuzuſchreiben, wie es bei den Menſchen der niedrigſten Stufe, den Wilden z. B., der Fall iſt. Ebenſo wie diejenigen Menſchen, welche den Zweck und die Beſtimmung der Nahrung in den Genuß verlegen, nicht imſtande ſind, den wahren Zweck der Nahrung zu ermitteln, ſind auch diejenigen, die den Zweck der Kunſt im Genuſſe ſehen, nicht imſtande, den tieferen Werth derſelben zu erfaſſen. Denn ſie ſchreiben einer Thätigkeit, die einen Zweck nur im Zuſammenhange mit anderen Lebenserſcheinungen hat, eine falſche und einſeitige Tendenz zu. Die Menſchen werden erſt dann das Weſen der Kunſt verſtehen, wenn ſie aufgehört haben werden, ihren Zweck im Schönen, d. h. im Genuſſe zu ſehen.“

Was iſt alſo die Kunſt, wenn man den ſinnverwirrenden Begriff des Schönen fallen läßt? Nach Tolſtoi's Meinung iſt ſie vor allem eine „Bedingung des menſchlichen Lebens“ und zugleich erſcheint ſie als Verſtändigungsmittel der Menſchen unter ſich.

„Die künſtleriſche Thätigkeit baſirt darauf, daß der Menſch, indem er durch das Hören oder Sehen die Gefühlsausdrücke eines anderen Menſchen wahrnimmt, fähig wird, dieſelben nachzuempfinden.“

„Einfache Beiſpiele: ein Menſch lacht, und ein Anderer lacht mit, Einer weint, und der Andere, der dieſes Weinen hört, wird traurig. Einer erregt ſich, empört ſich, und der Andere, ihm zuſehend, geräth in denſelben Zuſtand. Ein Menſch ruft durch ſeine Bewegungen, den Zufall ſeiner Stimme Munterkeit, Entſchloſſenheit ꝛc., oder im Gegentheil Kleinmuth, Niedergeſchlagenheit ꝛc. hervor, und dieſe Stimmung überträgt ſich auf einen Anderen. Ein Menſch leidet: ſich krümmend und ſtöhnend drückt er ſein Schmerzgefühl aus, und dieſes wird auf einen Anderen übertragen. Ein Menſch geräth in Entzücken, iſt von Ehrfurcht durchdrungen,

empfindet Angst, hegt Achtung vor gewissen Gegenständen und Personen, und Andere werden von diesen Affekten angesteckt."

„Auf dieser Fähigkeit der Menschen, sich von den Gefühlen Anderer hinreißen zu lassen, beruht die künstlerische Thätigkeit. Wenn der Mensch einen Andern direkt, unmittelbar durch sein Aeußeres, seine Stimme ꝛc. in demselben Moment, da er ein Gefühl empfindet, zum Mitleidenden macht, zum Gähnen zwingt, da er selbst gähnt, zum Lachen, zum Weinen, zum Leiden, da er selbst lacht, weint und leidet, so ist das noch keine Kunst. Die Kunst beginnt erst dann, wenn der Mensch in der Absicht, das von ihm Empfundene wiederzugeben, es von neuem in sich erschafft und zum Ausdruck bringt. Gefühle verschiedenster Natur, starke und schwache, bedeutsame und geringe, gute und schlechte, wenn sie nur dem Leser, Zuschauer und Hörer suggerirt werden können, bilden den Gegenstand der Kunst. Das Gefühl der Selbstverleugnung und der Hingabe an das Schicksal und Gott, das in einem Drama geschildert wird, das Gefühl des Entzückens der Geliebten in einem Romane, der Wollust in einem Bilde, der Gehobenheit in einem feierlichen Marsch, der Heiterkeit in einem Tanz, des Komischen in einer Anekdote, der Stille in einer Abendlandschaft oder in einem Schlummerliede — all das ist Kunst. Die Kunst ist also jene menschliche Thätigkeit, durch welche ein Mensch kraft seines eigenartigen Könnens seine Gefühle Anderen überträgt und sie zwingt, sie mit ihm zu fühlen."

Mit dieser Definition bricht Tolstoi ab und zieht vorläufig den Schluß, daß, wenn die Kunst ein Verständigungsmittel unter Menschen ist, so ist sie, wie die Sprache, nicht abzuerkennen. Man darf aber nicht alles das als Kunst erachten, was in unsrer kulturellen Gesellschaft als solche gilt.

„Diejenigen," sagt Tolstoi, „welche jede Kunst absprechen wollten, thäten unrecht, da sie das leugnen, was sich leugnen läßt: ein nothwendiges Verständigungsmittel, ohne welches die Menschheit nicht leben konnte. Allein nicht minder im Unrecht sind diejenigen unsrer europäischen ziollisirten Gesellschaft, Menschen eines beschränkten Kreises und einer beschränkten Zeitstimmung, welche alle Kunst zulassen, wenn sie nur der Schönheit, d. h. dem Genusse dient."

„Früher fürchtete man sich, in das Bereich der Kunst Gegenstände aufzunehmen, welche die Menschen entsittlichen und sie wurden verboten, jetzt fürchtet man, irgendwelchen Genuß zu verlieren, den die Kunst gewährt und man fördert jede: zwei Irrwege, und ich glaube, daß der letztere dornenvoller und unheilbringender ist, als der erstere."

Profane Wandmalereien des Mittelalters.

Von Dr. Paul Weber (Jena).

II.

Der andere Fund, dessen ich hier Erwähnung thun wollte, ist ja auch unter dem Titel eines profanen Denkmals an die Oeffentlichkeit getreten, und da es wohl ein ungefährer Zeitgenosse des Bildes in Schmalkalden ist, so wäre ja die Freude groß, wenn wir nun gleich zwei Denkmäler profaner deutscher Wandmalerei aus dem 13. Jahrhundert besäßen. Und da dieser Fund aus zwei bemalten Holzdecken besteht, die über und über mit figürlichen Darstellungen bedeckt sind, so wäre es ja ein ganz besonders erfreulicher Zufall, wenn wir nun gleichzeitig über die ganze Ausstattung eines deutschen Privatraumes des 13. Jahrhunderts durch leibhaftige Anschauung uns unterrichten könnten, über den Schmuck der Wände in Schmalkalden, über den Schmuck der Decke in Metz. Denn dort sind im vorigen Jahre die beiden in Rede stehenden Holzdecken beim Umbau eines jetzt zu Schulzwecken eingerichteten Hauses gefunden worden.

Aber wir werden wohl vorläufig unsre Freude etwas dämpfen müssen. Denn der profane Ursprung der beiden Metzer Decken steht durchaus nicht so außer allem Zweifel. Der Herr Herausgeber[1]) versichert uns zwar ohne weiteres, daß die Decken „Ueberreste eines mit großem Reichthum ausgestatteten Patrizierhauses" seien, thut aber nichts, um das zu beweisen, weder inhaltlich aus den Darstellungen, noch archivalisch aus der Geschichte des Hauses. Sein Beweis besteht nur darin, daß er sagt, die grotesken Figuren, die den Haupttheil der Dekoration bilden, seien profan. Ja, wenn sie das nur sicher wären, dann wäre mit einem Schlage der Forschung über ein recht dunkles Gebiet des mittelalterlichen Kulturlebens ein schönes Stück geholfen!

Beide Decken sind in der Weise ausgemalt, daß auf den Füllbrettern zwischen den nur ornamental verzierten Tragbalken eine Fülle von menschlichen und thierischen Gestalten und vor allem von Fabelwesen sichtbar werden. Jede dieser Figuren ist einzeln, zuweilen auch paarweise, einkomponirt in eine besondere Umrahmung. Die Umrahmungen sind ornamental untereinander verbunden, und zwar bei der einen Decke abwechselnd je ein Quadrat und ein Kreis, bei der anderen nur Kreise. Die Figuren selbst nun sind zum Theil gar nicht zu benennen, denn neben den naturgetreuen Bildern des Fisches, des Adlers, der Eule, des Hahnes, Bären, Löwen, Leoparden erscheinen eine solche Fülle der wunderbarsten Mischformen aus Mensch und Thier oder Thier und Thier, daß man die ganzen Begriffsformen des Physiologus und der sonstigen fabelhaften Naturgeschichten des Mittelalters ausschütten müßte, um Bezeichnungen dafür zu finden. Da sehen wir einen Judenkopf, an den sich ein Fischleib anschließt, Mischformen aus Elefant und Fisch, Esel und Fisch, Hirsch und Fisch, Affe und Fisch, Vierfüßler, die an Stelle der Brust einen Kopf haben, affenartige Menschengestalten, zum Theil ohne Leib, nur aus Kopf und Beinen bestehend, dann wieder sieben menschliche Köpfe in einen Knäuel geformt mit sechs Tatzen daran, einen Doppelmenschen mit nur zwei Beinen, einen Menschen, an dem eine Schlange aus der Rückseite herauswächst, einen menschlichen Kopf mit Schweinsfüßen und bewaffneten Armen, daneben bekanntere Formen, wie die Sirene, das Einhorn, den Basilisken, einen Hahn mit Satyrkopf, einen Hahn vom Fuchs gefressen, vor allem aber alle nur erdenklichen Arten von Drachen, Greifen, Chimären, Schlangen, Lindwürmern und wie man diese Ungeheuer sonst noch benennen will, in allen möglichen oder vielmehr unmöglichen Formen und Zusammensetzungen, mit keinem, einem, zwei, drei und noch mehr Köpfen, dann wieder mit menschlichen Köpfen und Gliedmaßen, kurz in einer Vielseitigkeit, die der mittelalterlichen Phantasie in puncto Drachen eine Achtung abnöthigende Erfindungskraft nachweist.

Aehnliche oder vielmehr oft die gleichen Gestaltungen kehren ja nun an zahlreichen mittelalterlichen Decken wieder, aber in solcher Vollständigkeit, wie an den beiden Holzdecken zu Metz dürften sie kaum irgendwo sonst noch anzutreffen sein, obgleich sie ja auf allen Arten von Kunstdenkmälern anzutreffen sind, an den Portalen, Gesimsen, Kapitälen der romanischen Kirchen so gut wie in Elfenbeinschnitzereien oder in den Miniaturen

[1]) Architekt Wilhelm Schmitz: Die bemalten romanischen Holzdecken im Museum zu Metz. (Les plafonds peints du musée de Metz.) Mit 6 Tafeln, 8 Textabbildungen und 6 Spalten Text. Separatabdruck aus der „Zeitschrift für christliche Kunst", Jahrgang X (1887), Verlag von Schwann, Düsseldorf.

Digitized by Google

der Gebetbücher. Schon dadurch, durch die Häufigkeit ihres Vorkommens, wie namentlich durch die regelmäßige Wiederkehr ganz bestimmter Typen in weit auseinanderliegenden Orten und Zeiten ist ja erwiesen, daß diesen grotesken Bildungen ein Sinn zugrunde liegen muß und zwar ein für gewisse Reihen sicherlich einst genau festgestellter Sinn. Nur sinnlose Ausgeburten finsterer mittelalterlicher Phantasie in ihnen zu sehen, wie man es früher wohl that, geht ebenso wenig an, wie etwa ganz willkürliche individuelle, durch keine Norm gezügelte Spielereien, „Kinder muthwilliger Künstlerlaune", wie Hr. Schmitz frischfröhlich behauptet. Seit uns Goldschmidt in seinen Studien über den Albanipsalter[1]) einen großen Kreis verwandter Darstellungen, der sich übrigens mit den hier gebotenen Cyklen nur in wenig Punkten berührt, aufgellärt und die Gesetzmäßigkeit und den Sinn einer früher am meisten der tollen Willkür bezichtigten Formenwelt überraschend nachgewiesen hat — es handelt sich um die phantastischen Skulpturen an Kirchenportalen des 12. Jahrhunderts, die einzelne Psalmverse illustriren —, geht es durchaus nicht mehr an, sich mit ein paar Redensarten von „phantastischer Willkür" ꝛc. über diesen Bilderkreis hinwegzusetzen.

Damit soll ja nicht gesagt sein, daß hinter jeder Fratze, jedem grotesken Fabelwesen, das irgendwo als Wasserspeier oder Eckausfüllung an einer romanischen oder gothischen Kirche sitzt, ein tiefer symbolischer Sinn verborgen läge. Das hieße dem unerschöpflich reichen Kulturleben des Mittelalters Gewalt anthun. Aber daß einem solchen doch augenscheinlich planmäßig zusammengestellten Bildercyklus, wie dem an den beiden Metzer Decken, nur ein dekorativer Werth zukommen solle, das kann man heute nicht mehr im Ernst behaupten wollen. Wenn die mittelalterlichen Menschen nur Dekoration wünschten, so wußten sie hübscheres zu schaffen, als solche unabsehbare Reihen greulichster Fabelwesen. Es liegt außerhalb meiner Aufgabe, und zur Zeit auch noch außerhalb der sichergestellten Forschungsergebnisse, die beiden Metzer Bildercyklen Bild für Bild aufzuklären. Einzelne Figuren daraus sind ja aus der mittelalterlichen Symbolik in ihrer Bedeutung wohlbekannt, und diese lassen genügend erkennen, daß dem ganzen Cyklus sicher ein belehrender, und zwar moralischer, Gedankengang zugrunde lag, etwa wie Warnungen vor den Lastern, vor den sündigen Gedanken des Herzens und den Gefahren der Welt, und dazwischen dann wohl Versinnbildlichungen der guten Eigenschaften des Herzens, — aber es geht zur Zeit noch nicht an, jede einzelne Figur sicher zu deuten. Dazu müßte man erst das Grundprogramm ganz sicher erkannt haben, um das herum sich das Ganze krystallisirt hat. Denn der Sinn der einzelnen symbolischen Figur wechselt in der mittelalterlichen Kunst ungeheuer oft, der Löwe oder Leopard oder Drache oder Adler kann z. B. ganz verschiedene Dinge bedeuten, je nachdem er in einen bestimmten Gedankengang eingereiht ist.

Dazu kommt als weitere Erscheinung, daß auch zeitlich innerhalb der einzelnen Jahrhunderte des Mittelalters selbst wieder ein Wechsel der Vorstellungen in diesen Dingen unverkennbar vorzuliegen scheint. Symbolische Gestalten, die im 11. und 12. Jahrhundert diesen Sinn haben, haben im 13. und 14. öfters wieder einen anderen.

Es fehlte auch im Mittelalter selbst nicht an Geistern, die diese ganze Symbolik verwarfen und als sinnverwirrend verdammten. Oft citirt ist ja die Stelle aus den Schriften des heiligen Bernhard von Clairvaux (1091—1153), des großen Reformators des Mönchwesens, der in seinem Reformeifer sich nicht nur gegen die Größe und Pracht der Bethäuser und ihre luxuriöse Ausstattung im einzelnen wendete, sondern dabei auch ausdrücklich die in den Klostern so häufigen Thierbilder tadelt. Es heißt da, ins Deutsche übersetzt: „Was soll diese lächerliche Ungeheuerlichkeit, diese wundersame formlose Formenwelt und gesormte Formlosigkeit? Was sollen dort die unreinen Affen? Was die wilden Löwen? Was die ungeheuerlichen Stiere? Was die Halbmenschen? Sieh nur dort unter einem Kopfe viele Körper und über einem Körper viele Köpfe. Hier sieht man an einem Vierfüßler den Schwanz einer Schlange, dort an einem Fisch den Kopf eines Vierfüßlers. Hier besteht eine Bestie vorn aus Pferd, hinten aus einer halben Ziege, dort ein gehörntes Thier hinten aus einem Pferde." Und dann heißt es weiterhin ausdrücklich: „So zahlreich und so wunderbar erscheint die Vielfältigkeit der verschiedenen Formen, daß man lieber an den Steinkrusten (in marmoribus) lesen möchte, als in den Büchern und den ganzen Tag damit zubringen, diese Einzelheiten anzustaunen, als über das Gesetz des Herrn nachzudenken. Wenn man sich dieser Dummheiten vor Gott nicht schämt, warum scheut man dann nicht wenigstens die Kosten?"[1])

Es ist, als hätte der heilige Bernhard unsre Metzer Decken vor Augen gehabt, so trefflich passen selbst die Einzelheiten aufeinander. Natürlich ist dies nicht der Fall gewesen, sintemalen sie wohl erst ein halbes Jahrhundert nach Bernhards Tode gemalt worden sind, soweit die Formensprache eine ungefähre Datirung zuläßt. Aber eben durch diese Stelle wird wohl erwiesen, daß dieser ganze Gedankenkreis seine Ausgestaltung in mönchischen Kreisen erfahren haben muß. Das bestätigen auch die sonstigen erhaltenen Denkmäler. In Metz selbst befindet sich oder befand sich bis vor kurzem eine ganz ähnliche Holzdecke im Kapitelsaale der Templerherren, eben jenes Saales, aus dem ich die kämpfenden Ritterpaare im ersten Theile dieses Aufsatzes erwähnte, und zwar wohl gleichzeitig mit den beiden neu aufgedeckten Decken entstanden.[2]) Auch auf der dritten uns erhaltenen romanischen Holzdecke kehrt dieser Gestaltenkreis wieder, auf der aus der Frühzeit des 12. Jahrhunderts stammenden bemalten Felderdecke der Kirche zu Zillis in Graubünden, während er auf der vierten bis jetzt bekannten, der auch noch der romanischen Zeit angehörenden Decke der St. Michaeliskirche zu Hildesheim, verbannt ist. Daß aber dieser Gestaltenkreis gerade für die Decken, beziehungsweise an den Decken, eine besondere Bedeutung besessen haben muß, erscheint mir außer Frage. Ich erwähne noch seiner großen Vollständigkeit halber den ganz ähnlichen Cyklus am Dome zu Schleswig, den man wenigstens in den Deckenfeldern des Kreuzganges untergebracht hat.

Daß ursprünglich diese ganze Gestaltenwelt unkirchlich ist, daß vieles daraus direkt noch ins Heidenthum, sowohl in das orientalische und griechisch-römische, wie auch in das germanische zurückweist, ist schon längst erkannt. Die Verwerthung aber in moralischem Sinne und die Zusammenfügung in geschlossene Ideenkreise darf man wohl sicher als ein Werk des frühmittelalterlichen abendländischen Mönchthums bezeichnen. Wieweit dabei der Physiologus mitwirkte,[3]) wie weit sich diese Bilderkreise mit jenen decken, worin sie sich von ihm entfernen und eigene Bahnen gehen, das bedarf alles erst noch der Klarstellung. Werth aber ist dieser Ausschnitt des mittelalterlichen Geisteslebens der hingebenden Forschung durchaus, schon wegen seiner außerordentlichen Vielseitigkeit und Verbreitung in allen Ländern des lateinischen

[1]) Adolf Goldschmidt, Der Albanipsalter in Hildesheim und seine Beziehungen zur symbolischen Kirchenskulptur im 12. Jahrhundert. Berlin 1895.

[1]) Bernhardi Opp. I, 544.

[2]) Bilderproben bei Schmitz selbst nach Lützows Zeitschrift f. bild. Kunst Bd. 24, 116.

[3]) Vgl. dazu auch das neuere Werk von Evans, Animal Symbolism in Ecclesiastical Architecture. New-York 1896. Ausführlich angezeigt in diesem Blatte 1896, Nr. 171.

Abendlandes. Vor allem wäre es sehr wichtig, hiebei festzustellen, ob und wieweit sich auch die mittelalterliche Profankunst diesen Vorstellungskreisen erschlossen hat. Hier hätte der Hr. Herausgeber des Metzer Fundes ein verdienstliches Werk thun können, wenn er an der Hand alter Stadtpläne und archivalischer Notizen genau verfolgt hätte, in wessen Händen das Gebäude ursprünglich war, das uns nun diesen interessanten Schatz wiedergeschenkt hat. Hätte es sich dabei ergeben, daß es thatsächlich zur Entstehungszeit der Decken in profanem Besitze war, wie Hr. Schmitz so ohne weiteres behauptet, dann könnte der Fund der Decken unter Umständen von grundlegender Bedeutung werden. Wahrscheinlich dünkt mich das nicht. Und die einzige Nachricht, die der Herausgeber über die Vorgeschichte seines „Patrizierhauses" mittheilt, nämlich daß das fragliche Gebäude auf einem Plane der Stadt Metz vom Jahre 1738 als im Besitze des Domkapitels befindlich verzeichnet sei, spricht doch jedenfalls wenig für seine Behauptung.

Die ganze Publikation jenes interessanten Denkmals macht überhaupt den Eindruck, als ob es dem Herausgeber nur um jeden Preis darauf angekommen wäre, seine Skizzen so schnell als möglich an die Oeffentlichkeit zu bringen, ohne irgendein liebevolles Eingehen auf den Gegenstand, ja auch ohne — es muß offen gesagt werden —, irgendein tieferes Verständniß für denselben. Und diese Beobachtung fand ich überraschend bestätigt, als ich Nr. 157 des Jahrganges 1897 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung zur Hand nahm, wo die Vorgeschichte der Schmitz'schen Publikation bekanntgegeben wird. Vielleicht entschließt sich der auf so bedauerliche Weise um die Frucht seiner Arbeit gebrachte wahre Entdecker dieses Fundes doch noch, der wissenschaftlichen Welt eine gründliche Bearbeitung des Gegenstandes und namentlich aller irgend erreichbaren historischen Thatsachen, die zur Aufklärung dienen können, zu schenken.

Künstlerisch ist aus diesem Funde ja natürlich nicht allzuviel herauszuholen. Es handelt sich um ziemlich handwerksmäßige Malereien, die auf größere Entfernung, eben von der Decke herab, zu wirken bestimmt waren. Neben der dekorativen Farbenwirkung, von der die beigegebene Farbentafel eine wohl allzu verblaßte Vorstellung gibt — denn ursprünglich sind die Farben gewiß viel greller gewesen —, war ja der Inhalt der Darstellungen die Hauptsache. Feineres Formengefühl wird man von dem Meister bei einem Thema nicht erwarten, wo schon durch die Art des Gegenstandes alles natürliche Schönheitsempfinden systematisch abgestumpft wird. Und dennoch wirken die Decken, jede als Ganzes betrachtet, gefällig, namentlich die zweite, auf der das ornamentale Beiwerk eine größere Rolle spielt. Man fühlt sich unwillkürlich an orientalische Gewebe der gleichen Zeit erinnert, die nicht nur zur Bereicherung des symbolischen mittelalterlichen Thierbilderschatzes nachhaltig beigetragen haben, wie Springer[1]) schon vor Jahren nachgewiesen hat, sondern die gewiß auch für die höchst geschickte Einkomponirung der Einzelbilder in die umrahmenden geometrischen Formen dem abendländischen Künstler als willkommene Vorbilder dienten. Dabei hat sich der Künstler zugleich sehr geschickt in die engen Abstände der Balken und Bretter zu finden gewußt und ohne jede Aengstlichkeit sein reiches Programm ausgebreitet. Man sieht deutlich, daß hier eine althergebrachte Kunstübung mit längst auswendig gelernten Formen und fester Tradition mühelos schafft, die wohl auf viele Hunderte von Vorbildern ähnlicher Deckendekorationen zurückschauen konnte. Unter solchen Verhältnissen war es dem Künstler leicht, auch auf solche Dinge zu achten, daß z. B. nicht nur jeder Balken ein anderes Ornament erhielt, sondern auch in jeder Felderreihe nicht nur die Art der Verschlingung der geometrischen Abtheilungen, sondern auch die ornamentale Ausfüllung der Zwickel verschiedenartig ausfiel.

In Schmalkalden tritt uns eine schwer ringende Kunst entgegen, die sich wie ihre Daseinsberechtigung, so auch ihre eigene Formensprache und Kompositionsweise erst noch zu erkämpfen hat, hier eine ausgereifte, im Vollbesitz aller Mittel mühelos schaffende, durch Tradition geheiligte Kunst. Aber dafür weisen die Schmalkaldener Wandbilder aufwärts, einer weiteren fröhlichen Entwicklung und vor allem einer höheren Kulturstufe zu, wo Geschmack, Schönheit, Poesie herrschen, sie weisen auf die lichte Kultur der ritterlichen Blüthezeit hin, der ersten Epoche des Mittelalters, in welcher der Mensch sich frei, ohne kirchliche Bevormundung, zu regen und an der Welt und ihrem Leben Freude zu gewinnen beginnt, während die Metzer Decken mit ihren finsteren Spukgestalten einer absterbenden Kunstsprache und einer absterbenden Geistesrichtung angehören, die in der Welt nur den sündigen Tummelplatz aller Lockungen und Fährnisse erblickt, vor denen allein die Mauern der Kirche und am sichersten die Mauern des Klosters Schutz und Rettung gewähren. Das 13. Jahrhundert ist die Zeit, in der beide Geistesrichtungen zum erstenmale in erbittertem Kampfe miteinander ringen, in der „Frau Welt" immer mächtiger ihr Haupt erhebt gegen die „sancta mater ecclesia", und wenn es ihr auch in diesem Jahrhundert noch nicht bestimmt war, den vollen Sieg zu erringen, so hat sie es doch erreicht, daß die empfindungswidrigen Mißgeburten, wie wir sie an den Metzer Decken mit solchem Behagen ausgesponnen sehen, in ihr nächtiges Dunkel zurückgebannt wurden. Denn im 14. Jahrhundert ist deren Herrschaft gebrochen, über das 13. Jahrhundert hinaus wird man wohl nirgends mehr einen so vollständigen und planmäßig organisirten Cyklus der Bestiendichtung im lateinischen Abendlande nachweisen können. Nur in vereinzelten Trümmern und mit veränderter Bedeutung fristen einzelne dieser Gestaltenkreise ihr Dasein weiter bis zum Ausgang des Mittelalters.

Aber noch mehr ist in jenem Kampfe im 13. Jahrhundert erreicht worden: die Kunstpflege und Kunstübung ist von dieser Zeit an nicht mehr in gleichem Maße an die Kirche gebunden, wie sie es in den bisherigen Jahrhunderten des Mittelalters gewesen war. Die Profankunst wächst als ständig zunehmende Macht neben der kirchlichen Kunst empor, um sie von da an immer mehr zu verdrängen. Eine nach der anderen von den künstlerischen Fertigkeiten und technischen Wissenschaften, deren treue Hüterin die Kirche jahrhundertelang gewesen war, muß sie nun an die Laienwelt abgeben; sie muß mit jedem Jahrzehnt mehr ihre eigenen Arbeiten weltlichen Künstlern in Auftrag geben. Und deren Existenz ist jetzt nicht mehr abhängig von den kirchlichen Aufträgen allein, der Mensch hat gelernt, auch sein eigenes Heim mit den Schöpfungen der Kunst auszuschmücken; nicht bloß die Gestalten der Heiligen und die Geschichten des Alten und Neuen Testaments gelten ihm jetzt mehr als einzige der künstlerischen Darstellung würdige Gegenstände, sondern auch das, was seinem eigenen Leben Reiz und Inhalt verleiht, so vor allem die poetische Verklärung seines eigenen Lebens in den Bildern der ritterlichen Heldenmit ihren Fahrten und Abenteuern, ihren Kämpfen und ihrem Minneleben. Als das erste monumentale Denkmal dieser neuen Gesinnung auf dem Gebiete der Malerei stehen die Wandbilder im Hessenhofe zu Schmalkalden vor unsern Augen, als eine der letzten monumentalen Verkörperungen der überwundenen Geistesrichtung die bemalten Holzdecken aus dem alten Hause zu Metz.

---

[1]) Ikonographische Studien. Mitth. d. k. k. Zentralkommission 1860.

Digitized by Google

Dramen von Hermann Lingg.

Daß die Weltgeſchichte das reichſte Lager dramatiſcher Stoffe birgt, duldet keinen Zweifel. Ebenſo iſt es bekannt, daß die Dichterzunft der „Modernen“ für ihre Dramen geſchichtliche Stoffe mißachtet und ſich lieber in das Gebiet des Märchens oder gar nur der Allegorie flüchtet, um ihre patentirte Weisheit auf dieſem Felde flackern zu laſſen. Sie will ſelbſt auf Koſten des guten Geſchmacks „modern“ bleiben und Funkelnagelneues bringen, ſelbſt wenn dieſes von Ungereimtheiten umſäumt iſt. Geſchichtliche Dramenſtoffe gelten ihr für „veraltet“ und ſie werfen manches cyniſche Spottwort nach jenen Poeten, welche die Hauptgeſtalten ihrer dramatiſchen Schöpfungen aus dem Arſenal der Weltgeſchichte holen.

Gewiß ſtehen uns Charaktertypen aus dem bewegten Leben der Gegenwart näher als etwa die Schickſale eines Gothenkönigs; ebenſo werden uns Konflikte, welche ſich aus den jetzigen Geſellſchaftsverhältniſſen ergeben und Leidenſchaften, von denen unſre Zeitgenoſſen erfaßt und zu Boden geworfen werden, unzweifelhaft mehr intereſſiren, als Figuren des Mittelalters mit ihren engen Gedankenhorizonten und mit ihren brutalen Liebhabereien. Allein nie darf man es gutgeheißen, wenn man einen Dichter moraliſch zwingen will, ſich auf ein Stoffgebiet zu beſchränken, weil dieſes eben in Mode iſt. Die Völker leben ethiſch nur von wenigen Grundgedanken und immer wiederholen ſich dieſelben Konflikte großer einſamer Menſchen, die in ihrer erleuchteten Einſicht ſich mit der Majorität der geiſtig Zurückgebliebenen überwerfen und von der Roheit der Menge unter die Füße gebracht werden. Deßhalb kann die Gegenwart ſich im Spiegel der Vergangenheit genau wieder erkennen und deßhalb ſind dramatiſche Dichtungen vollberechtigt, welche weltgeſchichtlich bedeutſame Vorwürfe behandeln.

Dr. Hermann v. Lingg hat, wie man es aus ſeinen epiſchen Dichtungen weiß, immer wieder Geſtalten der Geſchichte in poetiſche Beleuchtung gerückt und dabei eine hervorragende Geſtaltungskraft beurkundet. Er blieb dieſer Vorliebe auch bei ſeinen Dramen treu, deren Geſammtausgabe jüngſt im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger (Stuttgart) erſchienen iſt. An die Spitze derſelben ſtellt er das Trauerſpiel „Die Catilinarier“. Es iſt bezeichnend für den Werth dieſer Tragödie, daß man deren poetiſche Vorzüge entſchiedener ſchätzen lernt, je öfter man ſie lieſt. Die Charaktere heben ſich in ſcharfen plaſtiſchen Umriſſen voneinander ab und die geiſtreichen Gedankenſpitzen blitzen aus dem Dialog um ſo heller hervor, je mehr man ſich mit Liebe und Aufmerkſamkeit in das Durchprüfen dieſes Dramas verſenkt. Die Handlung bewegt ſich durchaus in geſchichtlichen Bahnen und zerfällt in hochintereſſante Scenen, die ſich freilich nicht um einen organiſchen Mittelpunkt ſtellen. Catilina iſt allerdings der Hauptheld; allein ſeine Anhänger Cethegus und Prätor Lentulus finden ebenſo ein tragiſches Ende ihrer politiſchen Beſtrebungen wegen wie Catilina, und deßhalb mag Lingg den Titel ſeiner edlen Tragödie gewählt haben.

Der Dichter ſchildert den Catilina als einen ehrgeizigen Mann, der nach dem Konſulat ſtrebt und dem Vaterland ernſtlich ſeine Dienſte weihen will, nachdem er ſeine Jugend frohlebig genoſſen hat. Er iſt einer ſtrengen Selbſtbeurtheilung fähig, allein noch ſchärfer kehrt ſich ſeine Kritik gegen ſeinen Nebenbuhler M. T. Cicero, dem er es offen ins Geſicht ſagt, daß er die Maske der Tugend nur vorhalte und ſich durch Liſt und kriechende Geſchmeidigkeit aus niederem Winkeldaſein emporgearbeitet habe, um anderen Vaterlandsfreunden die Wege zu verſtellen. Catilina verachtet alle Streber, die zu ihm halten wollen, um durch ihn Provinzen zum Ausbeuten zu gewinnen; gleichwohl verſpricht er ſeinen Anhängern „Reichthum und öffentliches Anſehen“, die „großen Saturnalien, Gleichheit des Glücks, aller Güter Theilung, in allem und für alle Freiheit.“ Er greift nach den Waffen, nicht gegen das Vaterland, ſondern nur gegen Jene, „die alles Gut der Erde für ſich behaupten wollen, um den Reichthum allein und ohne Nutzen zu verſchwenden“. Ein römiſcher Sozialdemokrat alſo! Dabei iſt Catilina ſanguiniſch, wie alle Männer, die Heilandsrollen übernehmen. Er meint, daß die halbe Welt ſich mißvergnügt in den Feſſeln Roms winde und daß die Völker nur des Zeichens harren, um loszuſchlagen. Er fällt als Opfer dieſes Irrthums. Ausgezeichnet iſt jene Scene des vierten Aktes, in welcher Catilina ſeine ideal angehauchten Abſichten in flammenden Worten vorträgt. Er will eine beſſere Zeit bringen, wird daran jedoch von der Eigenſucht, von der nie geſättigten Habſucht, von der Stumpfheit, ſowie von der Verbrecherfurcht gehindert, die ihren Raub in Ruhe verzehren möchte. Catilina erkennt es, daß der Erfolg alles bedeute. Ohne dieſen treffe die Verwünſchung der Menſchheit Jenen, der nach den höchſten Zielen des Volkswohles mit alter Kraft ſtrebe.

Cicero ſpricht wie die erbarmungsloſe Polizeigeſinnung in Perſon. Er bewirft ſeinen Nebenbuhler Catilina mit Beſchimpfungen und Verwünſchungen, nennt ihn Hochverräther und Meuchelmörder und beantragt im Senat deſſen Verurtheilung zum Tode. Muthig vertheidigt ſich nun Catilina, nennt die Senatoren ironiſch „Tugenden auf Polſterkiſſen“ und zeigt ihnen ſeine geiſtige Ueberlegenheit, ſeine Frohlaune und Großmuth. Den blinden und gelähmten Senator Balbus geleitet er aus dem Berathungsſaal, „damit ihn Catilina nicht erſchlage“. Dafür nennt ihn der gerettete Senator, der kurz zuvor den „Hochverräther“ Catilina zum Tode verurtheilt hatte, einen „edlen und hochgeſinnten Römer“. Ein kräftiger dramatiſcher Pulsſchlag durchzuckt dieſe Scenen im Senat. Lingg ſchildert ſeinen Helden überhaupt als einen Mann von Geiſt, der ſelbſt auf dem Schlachtfelde philoſophiſche Betrachtungen ausſpricht, die Qual als Grundbedingung alles Lebens bezeichnet und daran zweifelt, ob es die Gottheit mit uns gut gemeint habe, als ſie uns erſchuf.

Eine hochſympathiſche Geſtalt in den „Catilinariern“ iſt die geiſtreiche Römerin Sempronia, die Freundin des Prätors Lentulus, deſſen Ehrgeiz ſie anregt, weil es ſo ihre Liebe gebietet. Ihr Selbſtgefühl zeigt ſich beſonders beredt in einer Scene, in der ſie von dem Volkstribun Metellus auf ihre Güter verbannt wird. Sempronia weiſt dies als freigeborene Römerin zurück und verbittet ſich einen jeden „Schutz und jede Warnung“ des Volkstribunen, der ſich in dieſem Falle wie ein Polizeikommiſſär gibt, der eine Verſammlung von Freidenkern auflöſt.

Es geht ein Zug Shakeſpare'ſchen Geiſtes durch dieſes Trauerſpiel, deſſen poetiſche Vorzüge hoch anzuſchlagen ſind. Ein werthvolles Schauſpiel ſchätzen wir auch in der „Bregenzer Klauſe“ von Hermann Lingg. Die Handlung wird darin bis zur letzten Scene ſpannkräftig geführt, der Bau des Stückes iſt geſchickt angelegt und die Charaktere feſſeln, weil ſie nicht ſchablonenhaft gezeichnet ſind. Das Milieu des Schauſpiels liefert der Schluß des 30jährigen Krieges. Der ſchwediſche General Karl Guſtav Wrangel will ebenſo den Frieden hintertreiben, wie die franzöſiſche Emiſſärin Marſiſa von Zarden, welche im Auftrag Mazarins bemüht iſt, die Schwächung Deutſchlands durch den Krieg fortzuſetzen. Vorarlberger Landesſchützen ſtellen ſich muthig den Soldaten Wrangels entgegen, der ſich um den Waffenſtillſtand wenig kümmert. Ihre gedeckte Stellung ſollen ſie durch Verrath einbüßen. Natürlich wird auch in dieſem Stück kreuz und quer geliebt. Die nach rechts und links gerichteten Neigungen, nicht zum wenigſten

die Liebe eines Kastellans zu seinem im schwedischen Kriegsdienst stehenden Sohne schürzen und lösen den Knoten der Handlung in einer ungemein fesselnden Weise. Der Dialog dieses effektvollen Dramas ist, wie sich's bei Lingg von selbst versteht, reich an feinen Pointen.

In dem Trauerspiel „Korsar und Doge", dessen Handlung im Jahre 950 u. Z. spielt, und in dem Einakter „Högni's letzte Heerfahrt" spiegelt sich eine Lebensanschauung, die zum Glück von der unseren weit absteht. Die neueste Form der Blutrache, die in „Högni's letzter Heerfahrt" zum Handeln und zur Selbstaufopferung treibt, ist zwar das Duell, allein zur Selbstverbrennung reizt uns Kulturleute der Gegenwart der beleidigte Familiensinn doch nicht mehr. Die Tragödie „Korsar und Doge" ist in Bezug auf Scenenaufbau und Geschlossenheit der Handlung ein tadellos gemachtes Stück, allein es fließt darin zu viel Menschenblut, als daß es ästhetisch ganz befriedigen könnte.

Dagegen ist die einaktige Tragödie mit Chor „Die Frauen Salonas", die eine Anekdote aus dem Leben des römischen Kaisers Diocletian behandelt, mit allen poetischen Vorzügen geschmückt, über welche die Feder Linggs verfügt. Ein wahres Juwel ist die Scene aus Pompeji: „Clytia"; da ist alles: Handlung, Charaktere, Dialog von Poesie wie von Mondlicht übergossen. Ein so zart empfundenes und sinnig erfundenes Dramolet kann nur ein Dichter ersten Ranges schaffen, wie es Dr. Hermann v. Lingg ist. Man muß diese pompejanische Scene selber lesen, um sie voll genießen zu können. A. S.

Mittheilungen und Nachrichten.

γσ. **Berlin.** Die erste Monatssitzung in diesem Jahre der „Gesellschaft für Erdkunde" ward von dem Vorsitzenden Baean v. Richthofen mit Gedächtnißworten für die im Dezember gestorbenen Mitglieder eröffnet. Dem Geologen Grafen Zeppelin (Stuttgart), Dr. Zintgraff, Prof. Joest und Generalkonsul William Schoenlank widmete der Vorsitzende ehrende Nachrufe. Aus den Berichten des Generalsekretärs, Hauptmann Kollm, ergibt sich die gegenwärtige Mitgliederzahl von 1147. Die Gesellschaft hat den 3. Band der Bibliotheca geographica und die Arbeiten Dr. Philippsons über Thessalien und Epirus edirt, Hrn. Lupper in Honduras für seine Forschungen Beihülfe geleistet und dem Neffen Dr. Nachtigals, Hrn. Prietze, Unterstützung für seine linguistischen Studien in Tunis und Tripolis gewährt. Das Werk der Grönlandexpedition der Gesellschaft dürfte noch im Laufe dieses Monats erscheinen. Die Erbschaft von 70,000 M. aus dem Legat Dr. Nachtigals ist von dessen Universalerbin Frau Justizrath Goddeck an die Gesellschaft gelangt, auch hat sich ein Beirath zur Vorbereitung des VII. Internationalen Geographen-Kongresses in Berlin im Jahre 1899 aus Geographen aller deutschen Landestheile bereits gebildet. Der Vorsitzende erhofft aus Deutschlands Festsetzen in China auch Vortheile für die Wissenschaft. Von den der Gesellschaft zugegangenen Schriften seien erwähnt: Nordenskiölds großes Werk „Periplus" zur Geschichte der älteren Kartographie, eine sehr werthvolle Arbeit. Publikationen über Wind und Gezeiten im Ostindischen Archipel, Sachau, Das moslemische Reich und Karten des französischen Nigergebiets. Als erster Redner sprach Prof. Dr. Walther (Jena) über Vergleichende Wüstenstudien in Transkaspien und Buchara. Die großen tellurischen Klimabezirke weisen auf beiden Hemisphären zwischen Tropenland und gemäßigter Zone einen Wüsten- und Steppengürtel auf, wo wegen Regenmangels arides Klima herrscht. Die Abflußlosigkeit dieser Wüsten ist ihr wichtigstes Charaktermerkmal. Der atmosphärische Kreislauf des Wassers ist kein einziger universeller Ring, jede Wüste führt hierin ihr besonderes Leben und von dem süßen Bächlein der Oase Feiran am Sinai bis zu dem ungeheuren Wolgaflußgebiet gibt es zahllose in den Wüsten versiegende Wasseradern. Die Wüsten als nothwendige Erscheinungen in der Anordnung der Zonen zeugen die Thatsache, daß auch frühere Erdperioden abflußlose Gebiete kannten, und diese recenten Wüsten werden so ein Hülfsmittel für die historische Geologie. 1888 und 1892 hatte der Vortragende schon über seine Wüstenstudien in Nordafrika und Nordamerika Bericht gegeben und im Anschluß an den VII. Internationalen Geologenkongreß hat er im letzten Sommer die von der transkaspischen Bahn durchschnittenen Wüsten auf vielen Seitenexkursionen studirt, unterstützt durch die Verwaltung Transkaspiens. Er suchte aus der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen in vergleichender Darstellung das Gesetzmäßige herauszuheben. Wie prächtig windet sich der gewaltige Wolgastrom, der seine Zuflüsse aus dem Ural und dem zentralrussischen Waldgebiet erhält, noch bei Samara, wie majestätisch wälzt er seine gelben Fluthen bei Kaschour, wenn das Westufer schon in die ebene Steppe übergeht, und diese Wassermasse verdampft in der zentralasiatischen Wüste und verschwindet im Kaspischen Binnenmeer. Verdamsende Flüsse verlieren sich im Sand der Karakum, wenn sie aus den fruchtbaren Oasen von Merw, Buchara und Samarkand hervorgegangen sind, und auch der Amudarya, über den eine 5 km lange Holzbrücke führt, findet im Binnensee des Arat als verdampfender Fluß sein frühes Ende. Ein mächtiger Gewitterregen riß im Mai 1897 bei Kisilarwat 400 m Bahndamm fort, aber alles Wasser verdampfte, kein Tropfen dieser Menge erreichte das Meer. Das Wasser wirkt in der abflußlosen Steppe abtragend und transportirend, aber alle mechanischen und chemischen Massen, Sand und Salztheile, die in unserm Klima zum Meere geführt werden, sammeln sich in den Thalmulden der Wüsten, die sich mit Konglomeraten füllen; Ebenen bedecken sich mit Flugsand, Gips- und Salzlager bilden sich in flachen Becken. In den Ablagerungen glauben wir die Sedimente eines Meeres zu sehen, während es Gesteine sind, die in kontinentalem Wüstengebiet sich gebildet haben. Auf mehreren Exkursionen vom Kuba-Dagh aus bereiste der Vortragende die Felsenwüste. Die Felsenformen sind denen der afrikanischen und amerikanischen Wüsten ähnlich, oft überragt eine Kalkbank eine Felskluft, an der gebräunte Zacken hängen. Kieselreiche Spongien in gelbem Kalkstein sind mit dunkelbraunem Wüstenlack überzogen. Der Sandwind hat Kiesel rundgeschliffen oder getrennt. Die Ursachen dieser Phänomene müssen hier in Zentralasien die gleichen gewesen sein wie in Afrika und Amerika. Den Wüstenboden schützt keine Vegetation vor der Sonnengluth, und der Wechsel mittägiger Hitze und nächtlicher Kälte wirkt dort auf die Gesteine ähnlich wie bei uns der Spaltfrost. Mittelst eines spiralförmigen, dünnwandigen Thermometers und dadurch daß durch Messingsand zwischen der rauhen Oberfläche des heißen Gesteins ein gut leitender Kontakt erzielt wurde, gelang es dem Vortragenden die Temperatur der Wüstenfelsen zu beobachten. Von 5 Uhr morgens bis 10 Uhr abends bei stündlicher Beobachtung, bei Lufttemperatur von 32° C. zeigte olivgrüner Sandstein um 1 Uhr 48.5°, ein Wind kühlte den Fels um 5° ab, nach Sonnenuntergang sank die Temperatur von 38° schnell auf 30°. Die Abkühlung der Luft bei Gewitter war von 50° auf 12° C., dem entspricht eine Abkühlung der Felsen um mindestens 50°. Ein kalter Stein, der durch die Sonne erwärmt wird, dehnt seine Oberflächenschicht aus, so sehr oft, daß sie sich als Rinde abhebt; bei Abkühlung schrumpft die Oberflächenschicht zusammen und wird kleiner als der noch warme Kern, so daß Sprünge entstehen können. Livingstone beobachtete, daß nachts die Felsen brachen, was auch in den texanischen Wüsten beobachtet worden ist. Bei weichen marinen Sedimenten spielt nach Schweinfurth der Salzgehalt noch eine bedeutende Rolle. Alle Felssolitter in den Geotten trugen eine dünne Salzkruste. Diese Gesteinsfragmente, geschaffen durch die Arbeit der Temperatur, bieten dem Winde Material, das er aufheben und durch die bewegte Luft abtragen kann. Diese Erscheinung, Deflation genannt, hat die seltsamen Formen der Felswüste erzeugt. Bei uns, wo der Felsboden von Moos, Rasen, Haide, Flechten, Wald bedeckt und gegen den Wind geschützt ist, kann die Deflation, zumal auch Regen auf Wind folgt, schwer beobachtet werden. In der Wüste erheben sich die furchtbarsten unwiderstehlichen Gluthwinde beim schönsten Sonnenschein und deflatiren alles lockere Material. Auf der Wanderung des Vortragenden von Station Perewal zum alten Oxusbett am 24. September 1897 konnte er die Gewalt der Wüstenwinde von 300 m in der Minute beobachten, die die deflatirten Staubmassen hoch in die Lüfte warfen. Der

Digitized by Google

Landwind wetzt selbst die Telegraphendrähte in größeren Zeiträumen ab, er unterbläst den sandigen Boden, auf dem größere Steine liegen und kann sie so um wenige Millimeter rollen, also im Laufe von Jahrhunderten kann der Wind kiesbedeckte Ebenen in fließende Bewegung bringen und dem Wasser aararbeiten. In den Kieswüsten Nordafrika's ist durch jahrtausendelange Einwirkung der Insolation und Deflation ein mächtiges Schichtensystem zerstört worden, nur härtere Bestandtheile sind, wie 20 m lange aersteinerte Holzstämme, zurückgeblieben zwischen den Kieseln des großen oersteinerten Waldes. In den Wüsten aon Arizona, Neumexico und Texas sind die Kieswüsten durch Aufschüttung entstanden. Die Kieswüsten Transkaspiens sind ausgefüllte Wannen. Bei Dschebel zwischen dem Großen und dem Kleinen Balchan konnte der Vortragende die Struktur der Kieswüste studiren. Aus den Schluchten des Gebirges ergießt sich wie ein Gletscher ein mächtiger Steinstrom; je näher man ans Gebirge geht, desto mehr Geröll findet sich. Von wahlgeschichteten Sanden bis zu angeschichteten Kieslagern sind alle Uebergänge aorhanden, Lehmlager wechseln mit groben Kiesbänken, laage Zangen gerundeter Steine keilen sich zwischen sandigen Thonen aus und ihre Querschnitte stellten sich als Linsen dar, mitten in feinkörnigen Sedimenten. Regen und Wind breiten den aus dem Gebirge herausgeführten Schutt über die Ebene. Der Wind wirkt in größerer Entfernung vom Gebirge als das Wasser, darum liegt die Sandwüste weiter oom Gebirge ab, als die Kieswüste, die Lehmwüste vermittelt hier den Uebergang, die mit der Salzsteppe eng verwandt ist, wo die Vegetation schwindet und den Takyrboden erzeugt, jene silbergrauen Flächen längs der transkaspischen Bahn, die im Frühjahr eine Flora zeigen aon Tulpen, Mohn und Schwertlilien, während sie die Sommerhitze wieder ausdörrt. Wa chemisch gelöste Salze durch das Wasser in die Senken der abflußlosen Gebiete kommen, da entstehen Salzseen und Gipslager. Aus mauchen Salzseen werden Tausende aon Zentnern Salz jährlich gewonaen, doch ersetzt sich das Salz immer aan neuem durch salzige Zuflüsse nach dieser Waune. Eingeschlaffene Krebschen geben dem Salz bisweilen eine röthliche Farbe, oft zeigen sich Salzerzstollen in ihrer Bildung an, die in der Tiefe aorgeht. Allen diesen neptunischen Ablagerungen stehen die Sandwüsten und Lößgebiete aon Turkestan gegenüber, die ihre Entstehung dem Winde danken, der während des ganzen Sommers von Norden her über die Karakum weht und, wo sich ein kleines Hinderniß findet, die Bildung flacher Sandhaufen oerursacht. Bei Murgak erschien aor etwa 60 Jahren der erste Flugsand, jetzt finden sich dort mehr als 100 Sicheldünea in allen Stadien der Entwicklung. Die Urdüne stellte dem heranwehenden Sande sich hindernd in den Weg, daß dieser sich an sie ansetzte und die Halbmondform der Düae im Laufe der Zeit sich herausbildete, den sogenannten typischen turkestanischen Barchem. Oft aerschmolzen diese Barcheme zu zweien ader zu dreien miteinander. Der Südwind, der diesen mit der Sichelöffnung nach Süden liegenden Düaen entgegenweht, dreht diese fast adlig um. Blickt man über das gelbe Sandmeer nach Süden, so erscheinen die Dünen als runde Kuppen; im Profil gesehen, erscheint die Sandwüste wie ein wogendes, brandendes Meer, diese durch Insolation zertrümmerte und durch Deflation flüssig gewordene Felsmasse. Langgestreckte Sandkämme, wie sie die Lybische Wüste zeigt, müssen aus solchen Barchemen, die lange oon der gleichen Windrichtung bestrichen wurden, entstanden sein. In der Karakum wandert aon Oktober bis Januar der durch den Südwind umgekrempelte Dünenkamm über seinen eigenen Rücken hinweg, etwa 12 m nach Norden. Der Nordostwind oom Februar ab treibt die Dünen dann wieder 18 m zurück, so daß ein Unterschied der Standaeränderung um 6 m jährlich bei den Dünen erscheint. Zahllose Flüsse und Bäche oersiegen im Sandmeer, Salzseen und Takyrboden fehlen auch hier nicht, und der gurgeinde, in Strudeln reißend dahin strömende Oxus oder Amudarna durchschneidet die Karakum, um im Aralsee ein frühes Ende zu finden. Schlammbänke, die er mitführt, setzt er nach rechts hinaus, und er soll in je 20 Jahren etwa um je eine Werst nach rechts sich verschieden. Das Oxusproblem wird nächstens durch dea Vortragenden eine gesanderte Behandlung vom geologisch-empirischen Staadpunkte aus finden. Bei Samarland sind die Staubmaterialien als 20 m hohe Lößmassen aufgeschichtet. Ungeschichtete gelbe Lehmwände mit vertikalen Klüften und senkrechten engen Thalschluchten sind fest verkittet. Doch die sich senkenden Staubnebel der zentralasiatischen Steppe müssen auch als die Anfänge der Vorgänge betrachtet werden, die am Rande der Wüste fruchtbare Oasen nad Gartenland erzeugt haben, wu Samarkand, Tamerlans Stadt, im Grünen so paradiesisch liegt.

* **Gotha.** Hier starb am 19. Januar der Kartograph Dr. Richard Lüddecke, der fast 15 Jahre aa der geographischen Anstalt aon Justus Perthes mit reichem Erfolg gewirkt hat, im Alter aon erst 39 Jahren.

C. **Rom,** 20. Jan. Giosuè Carducci hat unerwartet Stellung genommen gegen die in Bologna beabsichtigte vierte Centenarfeier des Todes von Savonarola. Er hatte zuerst zugesagt, dabei zu erscheinen nad eine Rede zu halten, die maa um so sicherer aon ihm erwartete, als sie gegen die weltlichen Uebergriffe der Päpste im allgemeinen und besonders Alexanders VI. gerichtet sein sanate. Carducci hat sich aber anders besonnen und zieht in einem Schreiben an das Festkomitee mit energischen Worten sein Versprechen zurück. Er sei nicht imstande, einen Mann zu preisen, der, wie der Prior aan San Marco, aus Florenz ein Kloster und aus allen Menschen Büßer habe machen wollen. Was aber Alexander VI. betreffe, so sei der bereits abgethan. Er beschließt seine Ablehnung nach mit der weiteren Begründung, daß er seine Einsamkeit schwer verlasse, denn er liebe zwar seinen Nächsten, aber nur aun weitem. Man erwartet dennoch in Rom den Dichter, da er es übernommen hat, eine der Vorlesungen in der Palambella (der höheren Töchterschule) zu halten. Diese Vorlesungen stehen unter der Protektion der Königin, die nie verfehlt, anwesend zu sein. Das aon Carducci gewählte Thema ist: „Italien im Schmerz der Realtian, denaach stark im Hoffen." — Ein neuer Band von Carducci ist soeben in Florenz bei Zannichelli erschienen. Er enthält Reden und Essays politischen und literarischen Inhalts, im neuen Gewand vielfach schon Veröffentlichtes. Die Huldigungen und die Triamphe sind aerzeichnet, die dem Paltiker-Dichter zutheil worden, aber auch die Mißerfolge und Angriffe, die er erlebte, bis zu dem: „Nieder mit Carducci!" Es war der Ruf, auf den der Dichter antwortete: „Mich hat die Natur zu hoch gestellt! Schreit: ‚Tod dem Carducci!' aber nieder! niemals."

* **Aus Amerika.** An der Universität in Chicago soll der „Post" zufolge mit einer journalistischea Fakultät der Versuch gemacht werden. Eine besondere Schulabtheilung soll eigens für die Leute eingerichtet werden, welche sich dem Berufe der Zeitungsschreiberei widmen wollen. Es haadelt sich um die Heranbildung aon Journalisten für die anglo-amerikanische Presse.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben erschien:

Kuno Fischer.

Spinozas Leben, Werke und Lehre. 4. neu bearbeitete Auflage. (Gesch. d. neuern Philosophie. Jub. Ausg. II. Bd.) gr. 8°. brosch. 14 M., in Orig.-Halbfranz. 16 M.

. . . Meisterhaft und mit der klaren Wissenschaftlichkeit, die allen biographischen Legenden mit eiuiger Sicherheit ein Ende bereitet, führt uns Fischer dieses der Erkenntnis im höchsten Sinn des Wortes gewidmete Leben des aus der Synagoge feierlich verstoßenen und mit dem schwersten Fluch belegten Denkers vor. Die Wiedergabe von Spinozas Lehre hat von jeher als ein Glanzstück Fischer'scher Darstellungskunst gegolten. . . . (Allg. Schweizer Ztg.)

Baehee sind eeschienea:

Descartes' Leben, Werke und Lehre mit dee Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie. 4. neu bearbeitete Auflage (Gesch. d. neuern Philosophie. Jub. Ausg. I. Bd.). gr. 8°. brosch. 11 M. In Orig.-Halbfranz. 13 M.

Schopenhauers Leben, Werke und Lehre. 2 neu bearbeitete und vermehrte Auflage (Gesch. d. neuern Philosophie. Jub. Ausg. IX. Bd.). gr. 8°. brosch. 14 M. In Orig.-Halbfranz. 16 M. (16075)

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Montag, 24. Januar. Nummer 18.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber die wirthschaftliche Lage und Bedeutung der östlichen Mongolei und westlichen Mandschurei, insbesondere in ihrem Verhältniß zu Rußland. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber die wirthschaftliche Lage und Bedeutung der östlichen Mongolei und westlichen Mandschurei, insbesondere in ihrem Verhältniß zu Rußland.

I.

Physikalische Beschaffenheit der östlichen Mongolei.

a) Geographische Lage. Bodengestaltung.

Was in den folgenden Ausführungen unter der Bezeichnung „östliche Mongolei" verstanden wird, ist im wesentlichen das Grenzgebiet der weiten, baumlosen Hochebene zwischen China und dem asiatischen Rußland nach den berg- und waldreichen Provinzen der Mandschurei zu. Es sind die östlichsten Ausläufer jener endlosen Grassteppen, die sich im Westen fast bis an den Fuß des Himmelsgebirges und die Grenzen von Turkestan erstrecken, und die im Osten noch über den niedrigen Höhenzug, der die steilen Bergmassen von Nord-China mit denen des Amur-Gebietes verbindet, hinausreichen und erst durch die Gebirge der Mandschurei ihren Abschluß erhalten. Die Grenzen des hier in Betracht kommenden Gebietes sind im Osten die Kamunlinie des auf europäischen Karten Hingan genannten, eben erwähnten Höhenzuges, im Norden die russische Grenze, im Westen etwa der 84. Längengrad, im Süden der mongolische Grenzfluß Shira muren und das Randgebirge des extramuralen China. Der natürliche Charakter der östlichen Mongolei gleicht nur theilweise dem der zentralen und westlichen Gebiete. Der ganze Südosten wird von den vielverschlungenen Ketten des nordchinesischen Randgebirges eingenommen. Die Höhen derselben sind hier noch zum Theil mit Wald bedeckt, zahlreiche Thäler durchschneiden das Bergland und bilden fruchtbare Niederungen mit verhältnißmäßig guten Verbindungswegen. So sind besonders die breiten Thäler des Tsaghan muren und Oertche muren, die beide zum Stromgebiet des Shira muren gehören, taichinge von Norden nach Süden führende Gebirgsübergänge. Wenn man auf einem dieser Pässe die 1400 m hohe, von Südwest nach Nordost streichende steile Kette überschritten hat, so steigt man hinunter in das weite, hügeldurchzogene Grasplateau, das sich nach Westen zu in die sandigen Flächen der Gobi verliert, hier im Süden noch eine Meereshöhe von durchschnittlich 1100 m hat, allmählich aber nach der russischen Grenze zu sich bis 600 m senkt und schließlich im Norden von den niedrigen Gebirgen Sabaikaliens begrenzt wird. Die westlichen Ausläufer der Hingan-Kette reichen weit in diese endlosen Prairien hinein und geben ihnen ein welliges, abwechslungsvolles Aussehen. Weiter im Norden findet man die eigenartigen Steppenplateaux, die sich plötzlich und mit großer Regelmäßigkeit kaum 60 m über das Durchschnittsniveau erheben und steil, als seien sie mit dem Spaten abgestochen, nach den Flußthälern zu abfallen. Durch die ebenen Zwischenräume winden sich zahlreiche Flüßchen, die allerdings zum Theil nur während der Regenzeit Wasser führen. Sie fließen fast ausnahmslos nach Nordwest und West und verlieren sich in sumpfigen Niederungen, in denen sich oft auch jene bekannten abflußlosen Steppenseen befinden, die den Mongolen und Chinesen ihre Salzvorräthe liefern. Die größten dieser Flüsse sind der 80 m breite Chalcha gol, der sich in den großen See Puir nor (unter dem 48. Breitengrad) ergießt und der 150 m breite Chailar gol, der zusammen mit dem Ausfluß des Kulun nor (des größten der Steppenseen) den Grenzfluß Argun bildet.

b) Klima. Natürliche Hülfsquellen.

Das Klima dieses hochgelegenen Steppenlandes ist ein gemäßigtes, kontinentales, von großer Regelmäßigkeit, die Durchschnittstemperatur aber bedeutend niedriger, als die der gleichen Breiten Europa's. Der Frühling beginnt im April, die größte Wärme bringen die Monate Juli und August, wo die mittlere Temperatur 18° C beträgt, während die stärkste Hitze am Mittag in den Niederungen 30° nicht oder nur ausnahmsweise übersteigt. Der Winter beginnt früh, schon Anfang Oktober setzt die Kälte ein und beginnen die Schneestürme, und während der folgenden Monate herrscht dann fast ununterbrochen eine strenge Kälte, die zuweilen bei den eisigen Nordwinden bis zu 30° C steigt. Abgesehen von der Regenzeit, von Ende Juli bis Ende August, ist die Atmosphäre klar und trocken, jedoch ist der Thaufall während der Nacht meist so stark, daß selbst im heißesten Sommer nur stellenweise das Gras von der Trockenheit zu leiden hat. Fast den ganzen Sommer hindurch wehen über die Steppen kühlende Nord- und Nordwestwinde, welche die Luft immer frisch und rein erhalten, so daß das Klima ungemein anregend und gesund ist.

Noch günstiger als mit den klimatischen Verhältnissen ist es mit den natürlichen Hülfsquellen des Landes bestellt. Was Fruchtbarkeit des Bodens anlangt, so wird sich in der ganzen Mongolei, vielleicht im ganzen Nordosten des asiatischen Kontinents, kein Landstrich finden, der die östliche Mongolei übertrifft. Wenn man von den zahlreichen, aber nicht sehr großen sogenannten „Sandgruben" oder „Sandnestern" absieht, d. h. den mit tiefem Flugsand bedeckten Stellen, die oft ganz plötzlich die grüne Steppe unterbrechen und in denen nur Disteln und Dorngestrüpp wuchern, sowie von den mit Büscheln von Schwertgras bedeckten Morästen in den Niederungen, die, meist Reste ehemaliger Seen, zum Theil aus einem klebrigen, weißlichen Thon bestehen, so gibt es in jenen weiten Gegenden keine Strecke, die als absolut steril bezeichnet werden könnte. Wohl aber finden sich weite Landstriche, deren jungfräulicher Boden in reichster Fruchtbarkeit prangt. So bilden besonders die Thäler des Tsaghan muren und

Digitized by Google

Oertche muren, die hügeligen Prairien südlich des Chalcha gol und die Steppenplateaux nördlich davon bis zum Argun im Sommer Bilder üppigster Vegetation. Fast bis an die Kniee der Pferde reicht hier das dichte, saftige Gras, und die stark duftende Artemisia, die selbst in den fruchtbarsten Theilen der Pekinger Ebene nicht über 1 ½ Fuß hinaus wächst, erreicht hier eine Höhe von 2 ½ und 3 Fuß. Der rasche Wechsel in der Beschaffenheit des Bodens ist oft auffallend; so haben die Gegend nördlich von Shira muren genau bis zum Thalrande des Tjaghan muren, sowie die niedrigen Plateaux unmittelbar nördlich von Chalcha gol, scharf bis zum Fuße der eigentlichen Steppenplateaux, fast den Charakter gewisser märkischer Landschaften: sandige Hügelreihen mit Buschwerk und spärlichem Grase bedeckt, wechseln mit dünnen, melancholischen Kiefernbeständen. Aber auch an besserem Nutzholz hat die östliche Mongolei, wenigstens im Süden, keinen Mangel. Die hohen Bergrücken im Quellgebiet des Tjaghan muren sind mit dichten Wäldern bedeckt, und ebenso sieht man oft von höheren Punkten der Steppe aus an den Westabhängen der Hingan-Kette, besonders zwischen dem 45. und 47. Breitengrade, die dunklen Massen der Nadelholzwaldungen. Kiefernstämme von 3 und 4 Fuß sind hier keine Seltenheit. Ob die südlichen Theile des Hingan mit demselben Mineralreichthum gesegnet sind, wie die Randgebirge der Provinz Chihli, in denen diese Kette ihre Wurzel hat, ist noch nicht zu sagen; wenn man aber den begeisterten Schilderungen der chinesischen Kolonisten vom Shira muren glauben darf, so müssen die Berge auf dem rechten Ufer des Tjaghan muren ein wahres Eldorado sein. Nicht nur Silber, Eisen und Kohle sollen in Massen vorhanden sein, sondern auch Edelsteine mannichfacher Art, von denen der Achat besonders genannt wird. Der Schreiber dieses hat von allen Schätzen nur einige Proben eines weichen, aber glänzend weißen Marmors gesehen.

II.

Die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse.

a) Die Bewohner des Landes, ihr Charakter und ihre Lebensweise.

Bewohnt wird dieses in obigen Zeilen geschilderte Land von mehreren Mongolenstämmen, die von ihren einheimischen Fürsten und Adeligen unter Oberhoheit des chinesischen Kaisers regiert werden; nur im äußersten Norden, zwischen dem Chailar gol und der sibirischen Grenze, wohnt ein mandschurischer Stamm, der gleich nach der Eroberung China's durch die Mandschus, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, als eine Art Grenzmacht gegen die Russen und gegen feindliche Mongolenstämme im Westen hier angesiedelt wurde. Dieser Theil des Landes ist daher administratio der mandschurischen Provinz Heilung-chiang einverleibt worden, während alles übrige zu den tributaren mongolischen Außenländern gehört. Der Charakter dieser Völkerschaften ist in seinen Grundzügen der nämliche; auch die Mandschus im Norden haben sich den Mongolen so vollkommen angeglichen, daß sie sogar ihre heimische Sprache vergessen und die ihrer Nachbarn dafür angenommen haben. Wenn man bedenkt, daß wir es hier mit den Nachkommen jener wilden Horden zu thun haben, von deren verheerenden Einfällen in die Kulturgebiete des Mittelreichs uns bereits die ältesten geschichtlichen Annalen der Chinesen berichten, jener gefürchteten Hunnenvölker, die einst die ganze westliche Kulturwelt zu bedrohen schienen, und die dann bis in das 14. Jahrhundert hinein unter ihren großen Chanen ein asiatisches Weltreich beherrschten, so wird man mit Staunen das verwandelte Bild betrachten, das die Mongolenstämme uns heute bieten. Es ist hier nicht der Ort, in die verwickelte und noch vielfach dunkle Geschichte dieses Volkes einzutreten, oder die Ursachen zu erörtern, welche jenen Wandel vollzogen haben. Die Mongolen von heute, mit denen die interessirten Mächte, d. h. ihre Nachbarn im Norden und Süden, allein zu rechnen haben, sind harmlose, friedfertige Steppenbewohner, deren hauptsächlichste Eigenschaften kindliche Naivetät, religiöser Aberglaube und ein starkes Unterordnungsbedürfniß sind. Es sind wettergebräunte, kräftige Gestalten (soweit sie das vom Süden heranskommende Opium noch nicht angefressen hat), von erstaunlicher Aufspruchslosigkeit, dabei gastfrei und hülfsbereit, friedliebend und gutmüthig, ohne doch eigentlich feige zu sein, zugleich aber schmutzig, unaufrichtig, diebisch und für alle Ausdauer erfordernde Arbeit unbrauchbar. Die Chinesen sehen auf sie herab als „Barbaren" und treten selbst in ihrem eigenen Lande hochfahrend gegen sie auf; im Süden, an der Grenze, wo beide Völker am meisten miteinander in Berührung kommen, sind die Mongolen daher sehr verschüchtert und scheu bis zur Unnahbarkeit. Diese Eigenheit verschwindet, je weiter man nach Norden kommt, statt dessen nimmt aber das Mißtrauen gegen den Fremden zu, je mehr man sich der sibirischen Grenze nähert. Der nordische Nachbar, die Oroſſi, wie die Russen in jenen Gegenden genannt werden, ist der einzige Europäer, von dem der gewöhnliche Mongole gehört hat; man hat eine dunkle Vorstellung von einem zahlreichen, gewaltthätigen Stamme an der Nordgrenze, dessen wilde, waldbedeckte Gebiete sich weithin ausdehnen und dessen Häuptling sein Zeltlager fern im Westen, nahe der Grenze seines Landes, hat. Man lebt in beständiger Furcht, daß er einst kommen und die Weideplätze wegnehmen wird, und darum betrachtet man den Fremden mit mißtrauischer Scheu, und überall, wo die Angst nicht größer ist als das Mißtrauen, findet der Letztere einen passiven Widerstand, der ihm oft große Schwierigkeiten bereitet. In dieser Furcht vor den Russen hängen die Mongolen um so loyaler dem Kaiser von China an, der ihnen wegen seiner mandschurischen Herkunft nicht als Chinese, sondern als einer der Ihrigen erscheint; in ihm sehen sie noch heute den „Sohn des Himmels", den legitimen Beherrscher der Erde, der sie auch gegen die „rebellischen" Russen schützen wird.[1])

Als ein eigentlich seßhaftes Volk kann man die Mongolen nicht bezeichnen, ebensowenig allerdings auch ohne weiteres als Nomaden. Sie leben streng nach Stämmen, und diese wieder nach „Bannern" geschieden, jeder Theil auf seinen bestimmten Gebieten; Niemand geht ohne einen bestimmten Zweck aus seinem Bezirk auch nur vorübergehend in einen andern. Da jeder Mongole in erster Linie von dem Ertrage seiner Herden lebt, so ist er um der Thiere willen auf Gegenden angewiesen, in denen sich neben guten Weideplätzen auch genügendes Trinkwasser findet. Dort schlägt er seine feststehenden (nicht beweglichen) Jurten oder Zelte auf und bricht sie nur wieder ab, wenn bei langer Dürre das Gras vertrocknet oder das Wasser versiegt. Sonst verlebt er bedürfnißlos und dem Nichtsthun ergeben gleichmäßig seine Tage. Sein Vermögen (von den Fürsten und Vornehmen abgesehen) besteht in seinen Pferde-, Kuh- und Schafherden,

1) Die chinesische Regierung ist sich dieser Anschauung auch sehr wohl bewußt und pflegt sie nach Kräften. Alle Beamte, die in die Mongolei (und Mandschurei), sei es als ständige Residenten, sei es zur Erledigung bestimmter Aufträge, entsandt werden, sind ausnahmslos Mongolen oder Mandschus, nie Chinesen. Vielleicht soll es auch zur Beruhigung der Mongolen dienen, wenn in bestimmten Zeitabschnitten ein hoher Beamter deputirt wird, um die Grenze zu bereisen und zu sehen, ob die russischen „Stämme" sich ruhig verhalten. Noch im letzten Jahre war man in Peking unbefangen genug, den Bericht eines solchen Beamten in der „Peking-Zeitung" zu veröffentlichen. An der Grenze am Argun verkehren übrigens Kosaken und mandschurische Bannertruppen in freundschaftlichster Weise.

Digitized by Google

die die Steppe im Sommer und Winter ernähren muß; sie liefern ihm Fleisch, Milch, Butter und Käse als Nahrung, Pelze für die Kleidung, Mist zum Brennmaterial. Was sonst gebraucht wird, Tuch für die Sommerkleidung, Stiefeln, Mützen, auch wohl Seide für die Reichen, silberne Haarspangen für die Frauen, Sättel, Tabak, Hirse und als Leckerbissen Reis ꝛc. wird von den Chinesen in Dolonor oder in der Steppe gekauft, resp. eingetauscht. Ackerbau ist dem Mongolen seinem ganzen Wesen nach zuwider. Vom Thal des Tsaghan muren ab bis zur russischen Grenze findet sich in der ganzen östlichen Mongolei selbst in den fruchtbarsten Landstrichen nicht eine Scholle, wo man der Erde außer dem Grase irgendwelche Erzeugnisse abgewänne. Und dabei wird jede eßbare Kornart von dem Mongolen aufs höchste geschätzt. Am Norduser der Shira muren hat man, verlockt durch das Beispiel der chinesischen Ansiedler südlich davon, einige schüchterne Versuche gemacht, Buchweizen und Hirse zu bauen, aber die Felder befinden sich in einem Zustande, daß sie den Spott und das Lachen der Chinesen herausfordern. Schon die großen Mandschu-Kaiser des 17. und 18. Jahrhunderts haben sich erfolglos bemüht, die Mongolen zum Ackerbau zu erziehen, es scheint indessen ebensowenig aussichtsvoll, sie hieran zu gewöhnen, wie sie zur Bildung von Dörfern und Städten zu veranlassen. Bei der eben erwähnten Nothwendigkeit, die Wohnplätze mit Rücksicht auf das Wasser auszusuchen, kann es nicht wundernehmen, wenn weite Landstrecken trotz üppigster Fruchtbarkeit unbewohnt bleiben, weil offenes Wasser sich nicht findet, das Anlegen eines Brunnens aber Arbeit erfordern würde. Eine Schätzung der Gesammtzahl der Bewohner für die in Rede stehenden Ländergebiete unternehmen zu wollen, würde hier zu weit führen, es genüge zu sagen, daß die ganze östliche Mongolei bei all ihrem Bodenreichthum nur sehr dünn bevölkert ist; nur die Flußthäler und einige Niederungen kann man als eigentlich bewohnt bezeichnen, dazwischen kann man oft tagelang in dem dichten Prairiegras wandern, ohne die Spur einer menschlichen Wohnung anzutreffen. Die (mandschurische) Bevölkerung des Landes zwischen Chalcha gol und der russischen Grenze soll 60,000 bis 70,000 Seelen betragen.

b) Das chinesische Element. Der chinesische Handel in der östlichen Mongolei.

Nach all dem bisher Gesagten muß es begreiflich erscheinen, wenn ein dem Handel und Ackerbau mit gleicher Liebe ergebenes und dabei so expansionsbedürftiges Volk wie die Chinesen das reiche Land mit umso begehrlicheren Blicken betrachtet, je hartnäckiger man ihm den Eintritt in dasselbe verwehrt. Die mongolischen Stämme südlich vom Shira muren sind längst nicht mehr Herren ihrer schönen, einst mit Wäldern bedeckten Berggebirte: die an Intelligenz und Arbeitslust weit überlegenen chinesischen Ansiedler haben ihnen ihre Ländereien abgekauft oder abgepfändet, die Wälder sind ausgerodet, die wildreichen Jagdgebiete verödet, in den Flußthälern entlang und die steilen Berghänge hinauf ziehen sich die Ackerfelder der immer tiefer eindringenden Bauern, Dörfer und Städte sind entstanden, in denen chinesische Kramläden Opium und Samshu (Branntwein) feilhalten, und wo einst der monogolische Jäger den Antilopen und Hirschen nachspürte, begegnet man heute den Waarenzügen der reichen Kaufleute aus Chihli und Shansi. Die Mongolen aber, soweit sie, mit Chinesen vermischt, nicht selbst mittelmäßige Ackerbauer geworden sind, stehen finster und scheu beiseite, in Müßiggang den kümmerlichen Pachtzins verzehrend, den ihnen der eingewanderte Bauer entrichtet, verachtete Knechte, wo sie einst als Besitzer geherrscht. Ihren Volksgenossen nördlich vom Shira muren ist dies Schicksal ihrer Brüder im Süden eine warnende Lehre geworden: kein Chinese hat bislang noch gewagt, jenseit des Flusses den Pflug durch die Prairie zu führen, einen Baum zu fällen oder in den Wäldern oben im Gebirge ein Stück Wild zu erlegen; er würde auch, wie die ansässigen Kolonisten selbst versichern, solchen Versuch unzweifelhaft mit dem Tode zu büßen haben. Die chinesische Einwanderung ist daher für die gesammte östliche Mongolei streng verboten, und selbst im Chailargebiet im Norden, das zu der der Einwanderung geöffneten mandschurischen Provinz Heilung-chiang gehört, ist Ackerbau nicht gestattet. Abgesehen von der kleinen Kolonie Chailar, von der weiter unten die Rede sein wird, gibt es in den weiten Gebieten keinen chinesischen Bewohner, wohl aber eine nicht unbedeutende Anzahl vorübergehend im Lande weilender Söhne des Mittelreichs. Dieselben sind theilweise Viehhändler, theilweise Krämer, die alle Arten von Bedarfsartikeln verkaufen und theils Agenten chinesischer Kaufhäuser, die sich mit dem Export von Landesprodukten befassen. Die Viehhändler kommen aus den angrenzenden Gebieten südlich vom Shira muren und aus den intramuralen Theilen der Provinz Chihli. Sie kaufen in erster Linie Schafe und Pferde, von denen erstere im Herbst in großen Herden nach Peking getrieben werden, um dort als eins der Hauptnahrungsmittel für alle Klassen der Bevölkerung zu dienen. An diesem Viehhandel betheiligen sich auch, nach dem Maße ihrer Mittel, die Ansiedler im Süden, und so lebendig ist der Handelssinn in jedem Chinesen, daß selbst diese urwüchsigen Bauern selten die Grenze überschreiten, ohne einen Vorrath an Tuch, Korn oder kleinen Bedarfsartikeln mitzunehmen, die sie den Mongolen zu theuren Preisen verkaufen. Während die Viehhändler kaum über die Gegenden am obren Tsaghan muren hinausgehen, dringen die eigentlichen Krämer und Kaufleute bis zum äußersten Norden vor. Sie sind meist in Peking, Kalgan, Dolonor und den mandschurischen Städten ansässig, ziehen mit ihren Zelten im Lande herum und verweilen da, wo sie am meisten Gelegenheit haben mit den Eingeborenen zusammenzukommen. Sie bringen Reis, Hirse, Tabak nebst Pfeifen, Opium, Thee, Zucker, Tuch, Seide, Mützen, daneben für die Wohlhabenderen auch einige wenige europäische Artikel, wie Lampen, Uhren, Gläser, Petroleum, Streichhölzer, Kerzen, Knöpfe, Tuch ꝛc., die über Tientsin aber Kiachta eingeführt werden und größtentheils japanische Erzeugnisse sind. Als Rückfracht nehmen diese Importeure gewöhnlich Salz mit, das aus den erwähnten abflußlosen Steppenseen gewonnen wird und einen Hauptausfuhrartikel der südlichen Gegenden bildet. Die Agenten der chinesischen Kaufhäuser endlich haben ihre Hauptfirmen fast ausnahmslos in Dolonor, dem großen, sieben Tagereisen nördlich von Peking gelegenen Handelszentrum der südlichen Mongolei, und in Tsitsihar in der Mandschurei. Es sind meist wohlhabende, aus der Provinz Shansi stammende Kaufleute, die Schafselle, Rindshäute, sowie Schaf- und Ziegenwolle in großen Quantitäten aufkaufen und an ihre Auftraggeber zum weiteren Verfand (auch in das Ausland) transportiren. Ihre großen Karawanen, denen man besonders im August und September auf den nach Dolonor führenden Straßen vielfach begegnet, zählen oft bis 70 und 80 Wagen. Alle diese Karawanen bringen im Frühjahr Thee von Kalgan und Dolonor nach Chailar, von wo er weiter nach Ostsibirien geht; die Kaufleute haben in der Regel Agenturen in Chailar, schlagen aber auch an anderen Orten in der Steppe für kürzere oder längere Zeit ihre Zelte auf, um Wolle ꝛc. einzukaufen. Der lange und strenge Winter setzt natürlich diesem ganzen Verkehr ziemlich enge Grenzen. Im April und Mai beginnen die Händler und Karawanen nach dem Norden zu ziehen, und Ende September ist der Markt geschlossen. Die Mongolen verhalten sich diesen herum-

ziehenden chinesischen Kaufleuten gegenüber niemals feindlich, zumal sich in den weiter nach Norden gelegenen Gebieten, wo das eingeborene Element selbstbewußter ist als im Süden, die Chinesen wohlweislich bescheidener und vorsichtiger benehmen als in der Nähe der Grenze. In den Gegenden südlich vom Chalcha gol sollen allerdings den chinesischen Händlern gewisse Beschränkungen mit Bezug auf ihre Aufenthaltszeit gesetzt sein, doch werden sich ernste Einwendungen nur gegen die Absicht einer permanenten Niederlassung erheben. Ackerbau und Städtebildung sind es nun einmal, die von den Mongolen wie zwei finstere Mächte gefürchtet werden. Untrennbar damit verbunden scheint ihnen Verlust der Weideplätze, Armuth und schließlicher Untergang.

Nur ein Moment gibt es, das von einer konzentrirenden Bedeutung für den Handel und Verkehr in der Mongolei ist und vielleicht immer mehr werden wird, und das liegt seltsamerweise in der Religion des Landes. Ueber die weiten Steppen hin verstreut liegen zahlreiche lamaistische Klöster, große massive Steingebäude, um die herum viele Hunderte von kleinen Häusern und Jurten gebaut sind. Die Bewohner solcher religiösen Niederlassungen zählen oft nach Tausenden, und von weitem gesehen nehmen sich die letzteren fast wie Miniaturstädte aus. Diese Lamaserien sind die einzigen festen Punkte in dem großen Land der Zeltbewohner. Ihre Gebäude sind für die Dauer berechnet, ihre Namen sind weit in den Steppen bekannt, bei ihnen treffen sich die Straßen, die die Klöster untereinander und mit den chinesischen Grenzstädten im Süden verbinden, und hier geht der größte Austausch von Waaren vor sich. Alljährlich im Frühjahr und Herbst, gelegentlich der religiösen Feste, finden hier große Märkte statt, zu denen die Mongolen von weither gezogen kommen, theilweise um ihren religiösen Bedürfnissen zu genügen, theilweise um ihr Vieh, ihre Wolle und ihre Häute zu verkaufen und ihre Bedarfsartikel an Kleidung, Cerealien ꝛc. dafür einzutauschen. Die chinesischen Händler und Kaufleute finden sich sämmtlich zu diesen Messen ein; da dieselben nicht überall auf die gleichen Tage fallen, so ziehen sie oft von Kloster zu Kloster, treffen mit ihren alten Kunden zusammen und knüpfen neue geschäftliche Beziehungen an. Für die Klöster selbst bilden die Massen mit den Geschenken der Gläubigen und den Abgaben der Händler eine reiche Einnahmequelle, und die Priester thun alles, um ihrem Tempel sowohl den Ruf eines erfolgreichen Wallfahrtsortes, als auch eines stark besuchten Handelsplatzes zu verschaffen oder zu erhalten. Sollte die Mongolei einmal für die chinesische Einwanderung geöffnet werden, so würde vermuthlich die Dörfer- und Städtebildung bei den Lamaserien ihren Anfang nehmen.

Eine Stadt oder stadtartige Ansiedlung existirt nun aber bereits in der östlichen Mongolei, nämlich der in Verbindung mit der mandschurischen Abzweigung der sibirischen Bahn neuerdings öfter erwähnte Ort Chailar, in der Nähe des gleichnamigen Flusses, 120 km von der russischen Grenze entfernt. Die Gegend gehört allerdings, wie oben gezeigt, administrativ nicht zur Mongolei, sondern zur Mandschurei, und nur diesem Umstand verdankt Chailar die Möglichkeit seiner Existenz. Der Ort ist vielleicht eines der eigenartigsten Stadtgebilde der Welt. Er liegt in der breiten Niederung des Iben gol, dicht oberhalb seiner Mündung in den breiten Chailar gol, und besteht aus einem mit einer Lehmmauer umgebenen Rechteck von 800 m Länge in der Richtung von Norden nach Süden und 200 m Breite von Osten nach Westen. Im Norden und Süden befindet sich je ein zweistöckiges Thor, im Westen und Osten sind kleinere Seitenthore. Das Ganze wird von einer einzigen Straße durchzogen, die auf jeder Seite von ca. 50 in genau demselben Stil aus Lehm gebauten Häusern eingefaßt wird. Im ganzen wohnen etwa 600 Chinesen hier, durchweg Kaufleute aus Dolonor, Tsitsihar (östlich in der Mandschurei) und der Provinz Shansi, die als Vertreter ihrer Handelshäuser, theilweise nur während der Sommermonate, hier verweilen und den Aufkauf der Landesprodukte besorgen. In den Läden an der Straße legen sie zugleich die importirten Bedarfsartikel zum Verkauf aus und endlich übernehmen sie auch das Transitgeschäft in Thee für die russischen Theekaufleute in Kalgan und Dolonor. Chailar ist zugleich Sitz der kaiserlichen Verwaltungsbehörden für den westlichen Theil der Provinz Heitung-chiang; außer dem Vizegouverneur residiren eine große Anzahl untergeordneter Beamten hier, die in stattlichen Amtsgebäuden sämmtlich außerhalb der „Stadt“ untergebracht sind. Als Curiosum mag noch erwähnt werden, daß kein Chinese in Chailar seine Familie hat und keine einzige chinesische Frau dort existirt.

c) Handelsstraßen und Verkehrsmittel.

Von Chailar führt eine große Karawanenstraße südwärts nach Dolonor und Kalgan; dieselbe theilt sich bereits nach wenigen Kilometern in eine östliche, die unweit der Bergkette entlang geht, und eine westliche, die über die große Lamaserie Kandjur sumo, am Westufer des Puir nor aufwärts führt und sich später mit der ersteren wieder vereinigt. Wegen der aus der Mandschurei herüberkommenden Banditenbanden (meistens Chinesen) ist die nähere östliche Straße augenblicklich sehr in Verruf und die westliche daher die beliebtere. Außer diesen beiden trifft man aber auch noch auf eine ganze Anzahl von Wegen, welche die größeren Lamaserien miteinander verbinden, oder auch hinüber über die Berge in die Mandschurei führen. Diese „Straßen“ bestehen in der Regel aus einer mehr oder minder großen Anzahl von parallelen Wagenspuren, zwischen denen das Prairiegras üppig emporwächst. Je nach Bedarf dehnen sie sich rechts und links über die Steppe aus, so daß sie oft eine Breite von 10—12 m erreichen. Meist sind die Wege gut und leicht passirbar; abgesehen von den gebirgigen Theilen im Südosten führen sie in der Regel über hügeliges oder leicht gewelltes Steppenland; Schwierigkeiten in der Passage machen nur die obenerwähnten Sandstrecken und vor allem die halbtrockenen Sümpfe, die bei nassem Wetter in weitem Bogen umgangen werden müssen. Von den Flüssen sind für gewöhnlich nur der Chalcha gol und der Chailar gol schwer zu passiren, bei Regengüssen machen sie jeden Verkehr unmöglich. Entsprechend diesen Verhältnissen sind die Transportmittel außerordentlich einfach. Sofern man die Waaren nicht auf Kamele ladet — und dies geschieht in der östlichen Mongolei sehr selten —, bedient man sich leicht gebauter Karren mit zwei Rädern, deren Durchmesser mit Rücksicht auf die zu überschreitenden Flüsse bis zu 2 m beträgt. Diese Vehikel, die bei den Mongolen oft ohne Zuhülfenahme eines einzigen Eisentheiles angefertigt sind, werden meist von Ochsen, selten von Pferden, zuweilen von beiden zusammen gezogen. Die chinesischen Karawanen brauchen in der günstigsten Jahreszeit, wenn sie unterwegs keinen Aufenthalt nehmen, für die Reise von Chailar nach Dolonor etwa 40 Tage.

III.

Rußland und die östliche Mongolei.

a) Die älteren russischen Handelsbeziehungen.

Diese einfachen Handelsverhältnisse zwischen zwei asiatischen Nachbarvölkern, von denen das eine sich noch gänzlich im Zustand kindlichen Nichtsthuns und primitiver Bedürfnißlosigkeit befindet, das andere zwar mit überlegener Intelligenz und einem ungewöhnlich feinen Handelsinstinkt

begabt ist, aber von seiner Regierung ohne Hülfe gelassen wird, haben sich erst unter der gegenwärtigen Dynastie in China entwickelt. Sie würden einen größeren Umfang angenommen haben, hätten nicht die Mongolen in begreiflichem Selbsterhaltungstrieb der Unternehmungslust des chinesischen Kaufmanns wie des kornbauenden Kolonisten Schranken gesetzt, die keiner von Beiden Aussicht hat, in absehbarer Zeit zu überschreiten. Europäische Betheiligung an dem Handel ist wegen der geographischen Lage und der mangelhaften Aufnahmefähigkeit der in Betracht kommenden Gebiete bei den gegenwärtigen Verkehrsmitteln und politischen Verhältnissen ausgeschlossen. Die wirthschaftliche Lage der östlichen Mongolei würde also voraussichtlich auch in der Zukunft, solange die Mandschus Herren in China sind, kein anderes Bild zeigen als das, welches sie während der letzten 150 Jahre dargeboten hat, wenn nicht in neuerer Zeit ein politischer Machtfaktor anfinge, sich geltend zu machen, der zwar schon seit Jahrhunderten vorhanden, aber während all der Zeit fast ganz latent geblieben ist, der, wenn seine Wirkungskraft in gleichem Maße an Intensität zunimmt, wie in jüngster Zeit, noch einmal von umgestaltender Bedeutung auch für jene Gegenden des fernen Ostens werden muß. Dieser Machtfaktor ist der Nachbar im Norden, das russische Riesenreich, das sich nach langer Apathie an seinen entferntesten Grenzen energisch zu regen beginnt.

Handelsbeziehungen zwischen Rußland und China von Sibirien aus haben freilich schon vor langen Zeiten bestanden. Die Anknüpfung derselben geht zurück bis zum Jahre 1619, nach anderen Quellen sogar bis 1567. Von da ab bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts haben die russischen Herrscher eine ganze Anzahl von politischen sowohl wie von kommerziellen Missionen nach China entsandt, die nähere Beziehungen zwischen den beiden Nachbarreichen und ihren Herrschern anbahnen sollten. Solange die russischen Besitzungen in Sibirien nicht weiter als bis zum Jenissei reichten, überschritten jene Gesandtschaften die Grenze in den nordwestlichen Gebieten der Mongolei, um die letztere dann nach Südosten hin zu durchwandern; nach der Eroberung Ostsibiriens aber in der Mitte des 17. Jahrhunderts wurden die neugegründeten Städte Nertschinsk und Selenginsk — in der Nähe des letzteren entstand bald die bedeutendste aller Grenzstationen, Kiachta — die Ausgangspunkte für die weiteren Missionen. Und zwar war bis 1736 die am meisten benutzte Route diejenige von Nertschinsk über Zuruchaitu am Argun zum Chailar-Fluß (die Kolonie Chailar war damals noch nicht vorhanden), dann über die Hingan-Kette nach Tsitsihar und von dort durch die mandschurischen Steppen nach Südwesten zur chinesischen Hauptstadt.[1]) Alle diese russischen Handelsmissionen haben indessen niemals Resultate von größerer Bedeutung zu erzielen vermocht; die letzte ward im Jahre 1754 über Kiachta geschickt, von da ab wurden alle derartigen Unternehmungen kommerzieller Art als zwecklos aufgegeben.[2])

b) Die russisch-mongolischen Handels- und Grenzverhältnisse von heute.

Die Idee, die diesen Operationen zugrunde lag, war sowohl die Erschließung von Absatzgebieten für russische Erzeugnisse in China, als auch die Einfuhr der schon damals weit berühmten chinesischen Kunstgegenstände und werthvollen Landesprodukte, wie Seide und Thee, nach Rußland. Dabei sah man in den weiten Länderstrecken der Mongolei und Mandschurei naturgemäß nichts als eine riesige Wüste, die beide Reiche voneinander trennte und deren Schrecken man zu überwinden hatte, um dahin zu gelangen, wo überhaupt erst Handelsverhältnisse möglich waren. Der Gedanke, diese trennenden Ländergebiete selbst einmal in den Kreis der Unternehmungen hereinzuziehen und sie für den russischen Handel fruchtbar zu machen, ist in jenen Zeiten niemals aufgetaucht und konnte es auch kaum bei dem Zustande des asiatischen Rußlands. Diese Auffassung ist dem modernen Rußland vorbehalten geblieben. Freilich ein Fundament, auf dem die kaiserl. Regierung mit ihren großartigen Plänen theilweise ansetzen und weiterbauen konnte, hat sich doch hier vorgefunden. Ganz in der Stille und ohne Aufmunterung von einer der beiden Seiten, hat sich an den fernen Grenzen von Sabaikalien und dem Amurgebiet ein Handelsverkehr mit Mongolen und Chinesen entwickelt, von dem man bis in die neueste Zeit im europäischen Rußland wohl kaum eine Ahnung hatte. Von Blagowechtschensk am Amur, von Stretensk, von den wohlhabenden Dörfern am Argun und dem blühenden Städtchen Nertschinskzavod, welches das eigentliche Nertschinsk längst überflügelt hat, wandern den Sommer hindurch eine ganze Anzahl russischer Viehhändler und Kaufleute hinüber in die Steppen der Mongolei und kaufen dort Pferde, Kühe, Schafe, dann aber auch Häute, Wolle und Salz. Ihr Hauptstützpunkt ist die Kolonie Chailar, wo man beständig russische Karawanen trifft, die ihre Waaren theilweise von chinesischen Agenten erhalten; indessen gehen sie auch weit in die Steppen hinein, besuchen die großen Messen an den Lamaserien und sind fast bis zum Chalcha gol hinab bekannte Gäste. Außer den genannten Waaren bildet für diesen Grenzhandel noch einen sehr wichtigen Faktor der Thee, der, wie oben gezeigt, von chinesischen Kaufleuten aus Dolonor und Kalgan nach Chailar gebracht wird. Hier nehmen ihn die Russen in Empfang und bringen ihn an die sibirischen Grenzorte, von wo er weiter ins Innere geht. Auch kleinere Seidensendungen kommen auf diesem Wege nach Sibirien. Dieser Transithandel in Thee ist in neuerer Zeit immer bedeutender geworden. Er verdankt seine Blüthe einem seltsamen Umstande, der bezeichnend ist für die Kenntniß, die man bis vor kurzem in Rußland über jene Verhältnisse hatte. In der gesammten Grenze von Sabaikalien nämlich (und vermuthlich auch des Amurgebiets) herrscht absoluter Freihandel. Zölle, Grenzkontrole, Paßlegitimationen u. s. w. sind sämmtlich unbekannte Dinge dort; anscheinend haben selbst die sibirischen Gouvernements niemals vermuthet, daß in jenen Gegenden Verhältnisse herrschten, die eine Zollregulirung nöthig oder möglich machten.[1]) Die russischen Kaufleute machen sich diese idyllischen Zustände nach Kräften zunutze, zumal dieselben nicht mehr allzulange bestehen bleiben dürften. Da die Waaren erst vom Westufer des Baikalsees ab zollpflichtig werden und die von Kiachta kommenden Güter an der Angara sämmtlich versteuert werden müssen, so können natürlich die über Chailar importirten Rohprodukte aus der Mongolei, sowie Thee und Seide in Ostsibirien um ein gutes Theil billiger verkauft werden als im Westen.[2])

[1]) Diese Route deckt sich bis Tsitsihar mit dem von der mandschurischen Abzweigung der sibirischen Bahn genommenen Wege.

[2]) Der russisch-chinesische Friedensvertrag von 1728 (Art. 4) gestattet den Russen, alle 3 Jahre eine Handelsexpedition nach Peking zu senden und gab genaue Regulationen hiefur. Aber oft hat man von diesem Recht nicht Gebrauch gemacht, und die späteren Expeditionen hatten keinerlei offiziellen Charakter mehr.

[1]) Die Konvention von 1869, betreffend den Landhandel zwischen Rußland und China, bestimmt in Artikel 1, daß der Handel an der Grenze der beiden Länder in einem Territorium von 100 Li (56 km) zollfrei sein soll. Die gesammten Regulationen berücksichtigen lediglich die Route Kalgan—Kiachta.

[2]) Bei seinem Aufenthalte in den ostsibirischen Städten hat Schreiber dieses die Erfahrung gemacht, daß man selbst in Tschita, Werchne Udinsk ꝛc. von dieser östlichen Theeroute nichts wußte. Man glaubte allgemein, daß über Kiachta eingeführten Thee zu trinken, und die Angabe, daß hier der Thee vom Osten und nicht vom Westen käme, schien allenthalben sehr befremdlich. Der Unterschied der Preise in Tschita und Irkutsk ist aber ein deutlicher Kommentar.

Falls die Angabe eines freilich höchst unzuverlässigen russischen Reisenden, der Chailar im Jahr 1873 besuchte, wahr sein sollte, daß russische Kaufleute damals keinen Zutritt in die östliche Mongolei gehabt hätten, so würden sich die Verhältnisse allerdings seitdem bedeutend geändert haben; jetzt gehen Tag für Tag große russische Karawanen bis zu 25 und 30 Wagen von Staro und Novo Zuruchaitu am Argun nach Chailar und umgekehrt. Ihre kleinen vierrädrigen Wagen mit gut gehaltenen Pferden und solidem Ledergeschirr stechen in sehr vortheilhafter Weise von den rohen mongolischen Karren ab. Die Russen am Argun sprechen sämmtlich mongolisch, auch mit den chinesischen Agenten, und verkehren in kordialer Weise mit ihren eingeborenen Geschäftsfreunden. Bei den wirthschaftlichen Verhältnissen in Sibirien ist dieser Grenzhandel bisher allerdings ein ganz einseitiger geblieben. Die Wagen, mit denen die Russen nach Chailar kommen, sind ausnahmslos leer; das ganze Geschäft am Argun und Amur besteht im Import nach Sibirien, russische Exportartikel können nicht auf den Markt kommen, weil keine vorhanden sind, oder nur zu Preisen, die ihre Absetzbarkeit unmöglich machen. Sie würden nicht einmal gegen die ganz minderwerthigen japanischen Erzeugnisse konkurriren können, wie sie zu theuren Preisen in Tsitsihar verkauft werden.

c) Der beabsichtigte und voraussichtliche Einfluß der sibirischen Eisenbahn auf die russischen Beziehungen zur östlichen Mongolei und zur Mandschurei.

Eine gänzliche Neugestaltung dieses russisch-mandschurischen Handels hofft man nun aber durch jenes gewaltige Unternehmen mit zu bewirken, von dem Rußland sich die Erschließung einer neuen Welt verspricht, durch den Bau der sibirischen Bahn mit ihrer mandschurisch-koreanischen Verzweigung. Die Idee, von der die russische Regierung in Bezug auf diesen Punkt geleitet wird, ist vor allem: Schaffung eines großen Absatzgebietes für russische Waaren im unmittelbaren Anschluß an die eigenen Landesgrenzen. Und zwar handelt es sich dabei um ein Gebiet, das infolge seiner Abgelegenheit — und aus anderen Gründen — bisher in seinen südlichen Theilen wenig, in seinen nördlichen gar nicht von dem europäischen Importhandel aufgesucht werden konnte. Wie es um diese Verhältnisse in der östlichen Mongolei steht, ist oben gezeigt worden; was es in der Mandschurei an europäischen Importen gibt, ist das verhältnißmäßig Wenige, was über die Vertragshäfen Niuchuang[1]) und in neuerer Zeit auch über Tientsin eingeführt wird. Aus Europa und Amerika stammende Waaren werden kaum weiter als bis Kirin absatzfähig sein, was darüber hinaus bis Tsitsihar geht, ist theures und schlechtes japanisches Gut. Diesen von Süden her kommenden Import hofft man nun russischerseits allmählich hinausdrängen zu können, um dann in den ganzen Gebieten für den russischen Handel ein Monopol herzustellen, gegen das nach Fertigstellung der Bahn eine wirksame Konkurrenz höchstens noch in solchen Artikeln möglich ist, die Rußland überhaupt nicht, oder noch nicht produzirt. Daneben sollen natürlich auch die Steppen der östlichen Mongolei weiterhin als Märkte für billige Rohprodukte ausgenutzt werden, und besonders an der Salzgewinnung scheint man ein lebhaftes Interesse zu haben.[2])

Freilich, allzuschnell wird es mit der Verwirklichung dieses ganzen Programms nicht gehen. Um eine russische Einfuhr in großem Stile zu schaffen, dazu bedarf es einer erheblichen Steigerung der Aufnahmefähigkeit der weiten, dünnbevölkerten Länderstrecken der nördlichen Mandschurei und östlichen Mongolei. Daß mit den Mongolen und den ihnen eng verwandten Mandschus ein Handel nur in sehr beschränktem Maße möglich ist, erhellt aus dem früher Gesagten. Für die kommerzielle Fruchtbarmachung der von der Natur zum Theil so reich bedachten Länder ist ein anderes Element durchaus nothwendig, das bisher in der östlichen Mongolei noch nicht vorhanden ist, nämlich das chinesische, und zwar das ansässige chinesische. Von der Freigabe der chinesischen Einwanderung in die östliche Mongolei und das Chailargebiet allein wird es abhängen, ob der russische Einfuhrhandel dort entwicklungsfähig ist oder nicht. Daß die Kaufleute und Bauern aus den nordchinesischen Provinzen sehr lüstern nach dem fruchtbaren Lande sind, ist oben erwähnt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, falls die Erlaubniß dazu gegeben würde, sich sehr bald ein Strom von Einwanderern durch die breiten Thäler im Süden über die Prairien ergießen würde; bei dem guten Boden und dem günstigen Klima, dessen Härten im Winter durch die Besiedelung gemildert werden würden, könnte der Ackerbau floriren, Dörfer und Städte würden entstehen, und der rastlose Erwerbssinn der Chinesen dürfte rasch genug die verknüpfenden Fäden des Handels zwischen dem neuen Kolonialgebiete und den durch die Bahn erschlossenen Märkten von Südsibirien spinnen, zumal dem Transport von Waaren sich hier weniger Schwierigkeiten entgegenstellen als in den meisten anderen Theilen des chinesischen Reiches. Was die chinesische Einwanderung für ein fruchtbares, aber dünn bevölkertes Land bedeutet, zeigt die benachbarte Mandschurei. Obwohl die Ansiedelung von Chinesen in den nördlichen Theilen keinerlei Aufmunterung erfährt, im Gegentheil durch Beschränkungen stark gehemmt wird, sind volkreiche Handelsstädte dort entstanden, während im Süden das ganze Aussehen des Landes das einer chinesischen Innenprovinz geworden ist, so daß hier selbst das zivile Verwaltungssystem China's neben der militärischen Organisation der Mandschus Platz gefunden hat. Die Chihli- und Shansi-Kaufleute in Chailar sehen dem Bau der Eisenbahn mit großen Erwartungen und vielleicht mit aufrichtigerer Freude entgegen als manche ihrer russischen Kollegen in Sibirien. Es wird offen ausgesprochen, daß es doch der europäischen, d. h. russischen Intervention gelingen möge, die chinesische Regierung zu einer Eröffnung der östlichen Mongolei zu bewegen. Ob man sich in Rußland dessen bewußt ist, was von der Beseitigung der Hindernisse für die Einwanderung in die Mandschurei und von der Aufhebung des Einwanderungsverbots mit Bezug auf die östliche Mongolei für die Entwicklung des Handels und die Zukunft der Bahn abhängt, scheint zweifelhaft. Wußte man doch bislang nicht einmal, daß im Chailargebiet kein Ackerbau getrieben wird und keine Einwanderung stattfindet. Leicht zu lösen wird diese Frage der Einwanderung bei den oben geschilderten Beziehungen der Mongolen zu den Chinesen allerdings nicht sein, und es würde eines sehr starken Druckes bedürfen, um die chinesische Regierung zu einer Vergewaltigung ihrer loyalsten Unterthanen zu bewegen. Daß die Eröffnung ihres Landes für die Mongolen Aufgeben ihrer bisherigen Lebensweise oder Untergang bedeutet, fühlen dieselben instinktiv; ohne schwere Komplikationen würde daher die Ansiedelung der Chinesen nicht vor sich gehen, wenngleich zu einem Verzweiflungskampfe gegen das mandschurische Kaiserhaus, dem die russischen Kosaken zu Hülfe kommen dürften, die Mongolen kaum noch Energie und Kraft genug behalten haben.

Neben der Rezeptionsfähigkeit der berührten chinesischen Länderstrecken steht als zweites bedingendes Grundmoment

[1]) Die Einfuhr von fremden Waaren in Niuchuang hatte im Jahr 1896 einen Gesammtwerth von 8,157,651 Taels, erheblich weniger als der Werth der fremden Einfuhr von Chefoo mit dem verhältnißmäßig armen Hinterland von Shantung.

[2]) Von welcher Bedeutung und wie entwicklungsfähig der Exporthandel der benachbarten Mandschurei ist, zeigt der Bericht über Niuchuang in den 1895 veröffentlichten Decennial Reports der Seezölle. Danach hat sich die Ausfuhr des genannten Hafens in 10 Jahren um 113 Prozent vermehrt. Die Statistik von 1896 zeigt ein weiteres Steigen.

Digitized by Google

für die kommerzielle Zukunft der großen Bahn auf der andern Seite die Produktionsfähigkeit Sibiriens. Daß es hiermit aber noch außerordentlich schwach bestellt, daß Sibirien vorläufig nicht einmal imstande ist, seine eigenen geringen Bedürfnisse zu decken, geschweige denn für den Export zu arbeiten, ist bekannt.

Diese beiden Gesichtspunkte der produktiven und rezeptiven Kraft ergeben im allgemeinen bereits die Antwort auf die Frage der Bedeutung der sibirischen Bahn für die russisch-chinesischen Handelsbeziehungen. Modifizirt wird diese Antwort allerdings noch durch den anderweitigen Einfluß, den die Bahn in der Mandschurei und Mongolei ausüben wird, sowie durch gewisse andere günstige Umstände, die dem russischen Handel allein zur Hand sind. Daß die russischen Kaufleute ihre Waaren billiger in die genannten Länder bringen können als andere, ist vorläufig noch sehr zweifelhaft; wohl aber können sie schneller und bequemer mit denselben auf den fremden Markt gelangen. Dazu kommt das vorzügliche Anpassungstalent dieser Kaufleute oder ihrer Agenten, durch das sie jeden Westeuropäer weit übertreffen. Sie werden an allen Haupthandelsplätzen Waarenlager eröffnen, die Sprache der Eingeborenen rasch erlernen und mit ihnen leben und umgehen wie mit Ihresgleichen. Wie in den Grenzländern Indiens die Rupie, so wird in der Mandschurei die russische Währung Kurs bekommen, die außerordentlich thätige Russisch-Chinesische Bank wird sich bald in den größeren Handelsplätzen etabliren, und die einheimischen Chinesen werden sich dieser Neueinrichtungen willig bedienen. Auf diese Weise wird in gewissem Maße die Mandschurei ebenso russifizirt werden, wie die Chinesen sie chinesisch gemacht haben und wie die Letzteren es gern mit der östlichen Mongolei thun würden, wenn sie dürften. Die chinesisch-mongolisch-russischen Elemente werden sich sehr gut einander anpassen; die russischen Kaufleute am Argun, die mit ihren blonden Haaren und blauen Augen eine ganz andere Rasse zu sein scheinen wie die Bewohner der Städte von Ostsibirien, die, freilich nur wenigen, handeltreibenden Buriaten-Mongolen und die zahlreichen chinesischen Händler in den Dörfern und Flecken zwischen Argun und Shilka, sowie in den ostsibirischen Städten, die sich russisch kleiden, russisch sprechen und zum Theil mit Russinnen verheirathet sind, werden die besten Pioniere und Träger des russischen Einflusses sein. Die Ausbeutung der mineralreichen Gebirge durch russische Gesellschaften wird auch nur eine Frage der Zeit sein. Was die chinesische Regierung und ihre Behörden zu dieser gemächlichen Eroberung des Stammlandes der Dynastie sagen mögen, wird den Russen wenig Sorge machen; sie werden die Mandschurei occupiren mit oder ohne amtliche Zustimmung, mit oder ohne schriftliche Verträge. Der russische Kaufmann wird sich mit orientalischer Gleichmüthigkeit in die ihm nur zu verständlichen Ausmanieren der kleinen und großen chinesischen Würdenträger zu schicken verstehen, er wird weniger rechthaberisch und weniger arrogant auftreten als der Westeuropäer, aber dafür wird auch kein chinesischer Beamter ihm ernste Schwierigkeiten zu machen wagen, besonders wenn an der Eisenbahn Kosakendetachements stationirt sind und an den größeren Handelsplätzen gemischte Gerichtshöfe konstituirt werden. Russen und Chinesen kennen einander und diese Bekanntschaft wird die Beilegung aller Schwierigkeiten wesentlich erleichtern.

IV.

Schluß.

Die sibirische Bahn und der europäische Handel mit China.

Der westeuropäische und der amerikanische Kaufmann werden sich also darauf gefaßt machen müssen, daß die mandschurischen Provinzen und die östliche Mongolei nach Vollendung der sibirischen Bahn als Absatzgebiete für seine Waaren verloren gehen, aber das ist auch alles, was er Nachtheiliges von der Bahn zu fürchten hat. Daß dieselbe den fremden Handel mit dem eigentlichen China affiziren könnte, ist für absehbare Zeiten ausgeschlossen. Solange die russische Industrie nicht ebenso billig und gut produziren kann wie die deutsche, belgische, englische und amerikanische, kommt die Bahn für Massengüter als Konkurrentin gegen den Seeverkehr überhaupt nicht in Betracht. Selbst wenn aber dieser — vorläufig noch sehr unwahrscheinliche — Fall einmal eintreten sollte, so wird der große Unterschied zwischen der Land- und Seefracht immer ein unüberwindliches Hinderniß für die Konkurrenzfähigkeit der Bahn bleiben. Es ist eine hiefür sehr lehrreiche Thatsache, daß in Amerika bis auf den heutigen Tag, trotz der außerordentlichen Entwicklung der transkontinentalen Bahnen in den Vereinigten Staaten, für den Versand gewöhnlicher Güter von der Ostküste nach Californien und umgekehrt der Seeweg um Kap Horn herum der Billigkeit wegen vorgezogen wird. Was die theuren, eine hohe Fracht am ehesten vertragenden Güter, also vor allem Thee und Seide, betrifft, so kann natürlich nur deren Export nach Rußland selbst in Betracht kommen. Und auch hier ist es, soweit es sich nicht um die für Sibirien bestimmten Waaren handelt, sehr zweifelhaft, ob der Theekaufmann in Fuchou und Hankou, oder der Seidenexporteur in Shanghai seine Waaren erst mit dem Dampfer nach Wladiwostok oder wo immer die mandschurische Bahn enden mag, verfrachtet, dann umladet und mit der Bahn durch den asiatischen Kontinent schickt oder ob er sie direkt nach Odessa verschifft. Der Unterschied in der Schnelligkeit der Beförderung ist nicht so wichtig und nicht so groß, daß er die kostspielige Umladung und die so viel höhere Bahnfracht rechtfertigen könnte. Hier müßten schon Zollerleichterungen für die mit der Bahn eingeführten Waaren nachhelfen. Es scheint sogar noch sehr zweifelhaft — und in unterrichteten russischen Kreisen theilt man diese Zweifel —, ob die Bahn auch nur imstande sein wird, die bisherige große Theeroute Tientsin-Kalgan-Kiachta außer Kurs zu setzen. Die Entfernung bis Irkutsk ist hier so bedeutend kürzer als durch die Mandschurei, daß die Bahnfrachten schon sehr niedrig sein müßten, um den Transportspesen der Mongolen das Gleichgewicht zu halten.

Die kommerzielle Aufgabe der sibirischen Bahn wird also vielmehr darin bestehen, neue Handels- und Einflußgebiete zu schaffen, als schon erschlossene zu erobern; vor allem wird sie das asiatische Rußland selbst erst zu eröffnen und produktionsfähig zu machen haben. Der chinesisch-europäische Handel wird nach wie vor seine eigenen Bahnen gehen, unberührt durch die große nordische Verkehrslinie, dafür aber wird dieselbe der russischen Thatkraft und Organisationsfähigkeit Aufgaben stellen, die Generationen beschäftigen können und von denen die Entwicklung des russisch-chinesischen Handels nur ein kleiner Theil ist. Sie wird die Trägerin werden für russischen Einfluß und russische Macht in den fruchtbaren Küstenländern des chinesischen Reiches, in ihr wird sich die plötzlich und energisch in die Erscheinung getretene Expansionskraft des europäisch-asiatischen Riesenstaates verkörpern. Die Wirkungen dieses neuen Kulturelements auf zwei voneinander gänzlich verschiedene Völkerschaften und auf ihre gegenseitigen Beziehungen werden ein interessanter historischer Vorgang für eine lange Zukunft sein. M.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Kgl. Akademie der Wissenschaften. Januar-Sitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Klasse legte Professor Dr. Krumbacher Heft 1

des VII. Bandes seiner mit Unterstützung der kgl. Akademie erscheinenden „Byzantinischen Zeitschrift“ vor. Prof. Furtwängler hielt zwei Vorträge a) Zu den Tempeln der Akropolis in Athen, b) Griechische Originalstatuen in Venedig. Der erstere erscheint in den Sitzungsberichten, letzterer wird mit sieben Tafeln und einigen Textbildern in den Denkschriften veröffentlicht werden. — Geheimrath v. Christ hielt einen Vortrag „Zu den neuaufgefundenen Gedichten des Bacchylides“, welcher in den Sitzungsberichten gedruckt werden wird. II. In der mathematisch-physikalischen Klasse legte Geheimrath Dr. W. v. Gümbel durch den Klassensekretär eine Abhandlung vor: „Ueber die in den letzten Jahren in Bayern wahrgenommenen Erdbeben“, welche in den Sitzungsberichten erscheinen wird. Prof. Dr. R. Hartig hielt einen Vortrag: „Ueber den Einfluß der Ausästung und der Wurzelverminderung auf die Größe, Form und anatomische Zusammensetzung des Holzzuwachses der Bäume“. Der Vortrag erscheint nicht in den Akademieschriften. Zur Veröffentlichung in den Sitzungsberichten wurden weiter angenommen: ein Aufsatz des Steuerrathes Dr. J. H. Franke: „Ueber die Koordinaten-Transformationen in geodätischen Dreiecken“, welchen General v. D. Dr. v. Orff überreichte; von Professor Dr. Lindemann: „Ueber gewisse Umkehrprobleme aus der Theorie der elliptischen Integrale“, worüber der Autor selbst Mittheilung machte; eine Arbeit des korrespondirenden Mitgliedes Prof. Eugraph v. Fedarow in Moskau: „Die Resultate der Feldspatstudien“ vorgelegt von Prof. Dr. Groth; ein Aufsatz von Prof. Dr. Pringsheim: „Zur Theorie des Doppel-Integrals“; eine Abhandlung des Direktors Sigmund v. Merz: „Das Fraunhofer-Objektiv“, worüber Professor Dr. Seeliger im Auftrage des Präsidiums berichtete, endlich eine von Prof. Dr. v. Lommel überreichte Arbeit seines Schülers J. Stark „Ueber Ausbreitung von Flüssigkeiten“. III. In der historischen Klasse, welche seit der letzten Sitzung einen neuen schweren Verlust durch das am 5. Januar 1898 erfolgte Ableben ihres ordentlichen Mitgliedes Prof. Dr. Lossen erlitten hat, hielt Prof. Dr. Friedrich einen Vortrag: „La Vaudoyre (Valdesia). Ein Beitrag zur Geschichte der Waldenser“. Der Vortrag erscheint mit einigen Aktenstücken in den Sitzungsberichten.

— Die historische Klasse hat an Stelle des Professors Cornelius den ordentlichen Professor der Geschichte Johannes Friedrich zu ihrem Sekretär gewählt.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 6. Januar. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. Hr. Dilthey las Ueber den Plota Schleiermachers. Er erörterte die geschichtlichen Bedingungen des gemeinsamen Plato-Unternehmens von Friedrich Schlegel und Schleiermacher und den Verlauf desselben, versucht die Theorie Friedrich Schlegels aus neuen Quellen wiederherzustellen und handelt schließlich von dem dauernden Werth der Platotheorie Schleiermachers. — Der Vorsitzende legte vor: Ammonius in Aristotelis de interpretatione commentarius ed. A. Busse. G. Reimer. Berlin 1887. — Hr. G. Darboux in Paris, Korrespondent der Akademie, sandte ein: Leçons sur les systèmes orthogonaux et les coordonnées curvilignes. I. Paris 1898. — Die philosophisch-historische Klasse hat Hrn. Prof. Dr. Burdach in Halle a. S. zu Untersuchungen über Ursprung und Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache 600 M. bewilligt. — Die Akademie hat am 13. Dezember 1897 das korrespondirende Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse Francesco Brioschi in Mailand durch den Tod verloren. — Physikalisch-mathematische Klasse. Sitzung vom 13. Januar. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. Hr. Kahlrausch las über die Beweglichkeit der Ionen in verdünnter wässeriger Lösung. — Hr. Königsberger, korrespondirendes Mitglied, übersendet eine Mittheilung über die erweiterte Laplace'sche Differentialgleichung für die allgemeine Potentialfunktion. — Hr. Möbius legte eine zweite Mittheilung des Hrn. Prof. Friedr. Dahl in Kiel über die Verbreitung der Thiere auf hoher See vor. Die Verbreitung der Hochseeorganismen und die Ansammlung großer Massen derselben an gewissen Stellen in denselben Jahreszeiten hängt ab von den physikalischen Eigenschaften des Meeres. Sogenannte Thierschwärme scheinen besonders durch verschieden gerichtete, Wirbel bildende Strömungen zu entstehen. Thiere, welche über die Wasserfläche emporragen (Siphonophoren), stehen unter dem Einfluß des Windes. Fliegende Fische treten nur da häufig auf, wo das Wasser tief, rein und nicht unter 25° C. warm ist. Seeschlangen leben in flachen Küstenmeeren, deren Temperatur nicht unter 28° sinkt. — Hr. Klein überreichte eine Mittheilung des Hrn. Professors E. Cohen in Greifswald: Ueber ein neues Meteoreisen aon Ballinaa am Murchisonfluß, Australien. Das neue Meteoreisen gehört zu den oktaedeischen Eisen mit feinsten Lamellen, also zu der Abtheilung der oktaedeischen Meteoreisen, die bis jetzt die wenigsten Vertreter hat. Es besteht aus 96.81 Proz. Nickeleisen, 3.11 Proz. Schreibersit und 0.08 Proz. Schwefeleisen. — Hr. Schulze legte eine in den Zaalogischen Jahrbüchern 1897 veröffentlichte Abhandlung des Reisenden der Humboldt-Stiftung, Hrn. Dr. L. Plate, aor: Die Anatomie und Phylogenie der Chitonen. — Philosaphisch-historische Klasse. Sitzung vom 13. Januor. Varsitzender Sekretär: Hr. Diels. Hr. Dümmler las: Hrobanstudien. Es wurde darin über einige Punkte aus dem Leben des Abtes Hraban von Fulda und über die Zeitfolge seiner älteren Schriften gehandelt.

* **Halle.** Der Professor der Psychiatrie an der hiesigen Universität Dr. Eduard Hitzig ist zum Ehrenmitglied der Neurological Society of London ernannt worden an Stelle des verstorbenen Prof. du Bois-Reymond. Diese Auszeichnung ist um so ehrenvoller, als die Zahl der Ehrenmitglieder dieser Gesellschaft statutenmäßig auf sechs beschränkt ist, in letzter Zeit aber sogar nur zwei Ehrenmitglieder aarhanden waren: Sir Herbert Spencer und Wilhelm Wundt.

* **Aus der Schweiz.** Als Nachfolger des Professors Böchtold auf dem Lehrstuhl für deutsche Literatur an der Uniaersität Zürich wurde Dr. Adolf Frey, bisher Prof. am Gymnasium in Aarau, gewählt. — Prof. D. Bornemann, seit Michaelis 1886 geistlicher Inspektor am Kloster U. L. Fr. zu Magdeburg, ist zum ardentlichen Professiar für Kirchengeschichte und der praktischen Theologie an der Uniaersität Basel gewählt worden. Er gehört der Ritschl'schen Richtung an.

* **Paris.** Von der französischen Akademie der Wissenschaften ist jetzt auch Professor Röntgen mit dem La Caze-Preis (10,000 Fr.) ausgezeichnet warden, den kürzlich schon Prof. Lenard in Heidelberg erhalten hatte. In der Begründung der Verleihung dieses Preises an Röntgen heißt es: „für seine schönen Experimentalunterfuchungen über die seinen Namen tragenden neuen Lichtstrahlen und ihre therapeutischen Anwendungen“. Der deutschen Insektenforschrrin Gräfin Maria a. Linden ist eine ehrenvolle Erwähnung zuerkannt worden für Unterfuchungen, welche die Beantwortung der Frage bezweckten: „Ist die Stammesgeschichte der Schmetterlinge auf ihren Flügeln verzeichnet?“

* **Stockholm.** Die kgl. Akademie der Wissenschaftrn rrnannte den Geh. Oderregierungsrath, Direktar des preußischen Geheimen Staatsarchivs, Dr. Reinhold Koser, zum ausländischen Mitgliede der historischen Abtheilung.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), Berlin W. 9.

Beiträge zur Deutschen Culturgeschichte von Herman Grimm.

Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

Tauchnitz Edition.

January 19, 1898.

St. Ives. (1910)

By Robert Louis Stevenson.

In 2 vols.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reif in München.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 25. Januar. Nummer 19.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Deutsche und französische Ideengänge in der Geschichte Rußlands. Von Th. Pezold. — Das Spektrum eines Meteors. — Mittheilungen und Nachrichten.

Deutsche und französische Ideengänge in der Geschichte Rußlands.

Von Th. Pezold.

I.

Die im verflossenen August rasch aufeinander folgenden Besuche des Deutschen Kaisers und des französischen Präsidenten in Peterhof-St. Petersburg konnten nicht ermangeln, das in Rußland früher so beliebte Thema von der Bedeutung der westeuropäischen Kultur für das Zarenreich wieder aufzufrischen. Fast einstimmig wurde von der russischen Presse auf diesem Gebiete Frankreich die Palme zuerkannt, das sich vorzüglich berufen gezeigt, jenen Bindeprozeß westeuropäischen und russischen Wesens zu befruchten, welchen die neuere Geschichte Rußlands darstellt. Es muß daher nicht ganz undankbar erscheinen, dem Wesensunterschiede deutscher und französischer Ideengänge in ihrer Wirkung auf Staat und Volk Rußlands näher zu treten, in kurzer geschichtlicher Uebersicht das Wesentliche zu kennzeichnen, das beide Kulturgebiete russischer Entwicklung dauernd einverleibt haben.

Die Versuche Peters des Großen, womöglich den gesammten literarischen Bildungsschatz des Westens durch ein Heer improvisirter Uebersetzer, Techniker, Diplomaten, Kleriker seinem Volke zugänglich zu machen, ermangelu, wenn man von rein technischen Dingen absieht, begreiflicherweise jedes eigentlichen Systems. Frankreich findet dabei, vielleicht weil der höfisch-aristokratische Charakter seiner damaligen Kultur den persönlichen Neigungen des Zaren wenig zusagen konnte, geringere Berücksichtigung, als seiner derzeitigen kulturellen Weltstellung zu entsprechen schien, und es stehen Deutschland, Holland, Italien, ja die antike Welt — die russische Redaktion von Ovids Metamorphosen ist dem Heiligen Synod übertragen — mehr im Vordergrunde. Mit dem Regierungsantritt der Kaiserin Elisabeth 1741 beginnt für Rußland das Vorwalten des einstweilen ausschließlich auf Hof und Aristokratie sich stützenden französischen Einflusses; er nimmt unter Katharina II. jene skeptische und liberalisirende Richtung an, die die gleichzeitige Weltpublizistik Voltaire's und seiner Schule kennzeichnet und ist in den ersten Regierungsjahren dieser Kaiserin hart daran, das Gebiet des Staatslebens zu beeinflussen, um sich später ausschließlich auf das der Literatur und Sitte zu beschränken. Deutsche Einflüsse sind nicht ausgeschlossen, wir erinnern an Herder und an Lessings Berufung an die Moskauer Universität, an dessen Stelle eine Ironie des Schicksals den Gottschedianer Reichel setzte. Indeß waltet der französische Einfluß unbedingt vor und das Franzosenthum fühlt sich seiner Rolle in Rußland so sicher, daß beispielsweise der Physiokrat Mercier de la Rivière, von Katharina zu ökonomistischer Konsultation nach St. Petersburg berufen, noch bevor letztere zustande gekommen, einen ganzen Häuserkomplex der Stadt miethen konnte, um in ihm das mit Sicherheit für sich selbst in Anspruch genommene russische Finanzministerium der Zukunft unterbringen zu können.

Hatte Katharina II. während ihrer letzten, dem politischen Liberalismus abgewandten Regierungsjahre, durch die Lektüre Montesquieu's beeinflußt, sich bemüht, mittelst korporativer Organisation von Adel und Stadtbewohnern in Rußland ständische Körper zu schaffen, die den westeuropäischen entsprechen sollten, so steht Alexander I. zu Anfang seiner Regierung durchaus im Bannkreise des liberalistisch-zentralistischen Staatsgedankens neufranzösischer Provenienz. Sein begutachtender Reichsrath und seine Ministerien sind den analogen Institutionen Frankreichs nachgebildet, dasselbe gilt von seiner Fachschule für künftige Administratoren und Diplomaten, dem Lyceum von Zarskoje Selo. Die geplante schrittweise Emanzipation der Leibeigenen weist auf ähnliche Konzeptionen aus der ersten Regierungszeit Katharina's II. zurück; als ihr Inspirator kann vorzuglich der Genfer Franzose Laharpe, bekanntlich Alexanders vielvermögender Erzieher, gelten.

Der erbittertste und zugleich einflußreichste Gegner des Neufranzosenthums und seines Liberalismus war in Rußland schon lange die altrussische Partei gewesen, deren Programm sich etwa in die Worte nationale Exklusivität und ständischer Aristokratismus fassen läßt, doch hatte eben diese Partei, welcher der glückliche Ausgang des Krieges von 1812 zu gesteigerter Bedeutung verholfen, es keineswegs allein mit jenem Neufranzosenthum zu thun. War doch das Rußland Alexanders I., dank den Weltbegebenheiten, dem Charakter seines Kaisers und jenem eklektischen Zuge, der die russische Aristokratie auszeichnete, recht eigentlich zu einem Sammelplatze für alle Propheten und Weltverbesserer aus aller Herren Länder geworden. Hier wirkte neben dem neufranzösischen Liberalen und Republikaner der altfranzösische katholikfreude Legitimist nicht minder wie der deutsche Mystiker und der englische Philanthrop, im Salon, Kabinet und Freimaurerloge ihre Ideen um die Wette an den Mann bringend und nicht selten selbst das konservativste Element des alten Rußland, die hohe russische Geistlichkeit für die Gedankengänge des Westens gewinnend. Der Kaiser selbst neigte nach Anlage und Erziehung unzweifelhaft eben jenem Westen zu, aber der Gang, den die Dinge dort nach dem Wiener Kongreß nahmen, die ziemlich offen zutage tretenden Symptome der später zum Ausbruch gelangenden Militärverschwörung näherten ihn den Feinden der Richtung, die sein jugendliches Denken und Trachten bestimmt. Ein soldatischer Gewaltmensch, ein nationaler Doktrinär und ein mönchischer Asket, die Araktschejew, Schischkow, Photius, Männer für sich genommen an Charakter und Streben sehr verschieden, bahnten jeder in seiner Weise jene Uebergangszeit der letzten Regierungs-

jahre Alexanders I. an, deren Signatur wesentlich in einer Absage gegen den westeuropäischen Liberalismus und alle auch nur entfernt ihm verwandten Strebungen bestand.

Der Dezember-Aufstand von 1825 gab einen neuen Riegel ab, um in Rußland den Theoremen, Kammerdebatten und Broschüren des gleichzeitigen oppositionellen Frankreich Thür und Thor zu verschließen, und weder der Thronerschleicher Ludwig Philipp noch der Mann des suffrage universelle konnten der legitimistischen Denkweise des Kaisers Nikolaus I. Sympathien für das offizielle Frankreich abgewinnen. Indeß auch unter dieser Regierung behauptete die französische Literatur, und vielleicht ausschließlicher als zuvor, ihren Ehrenplatz in der russischen maßgebenden Gesellschaft, nur daß die Doktrinäre der Revolution, wie Madame de Staël, und ein Benjamin Constant, den Chateaubriand, Lamartine, Balzac Platz gemacht hatten, alle drei mehr oder weniger mit jenem mystischen Zuge behaftet, wie er der vornehmen russischen Gesellschaft zumal seit den letzten Jahren Alexanders I. eigen war. Anders stellte sich die Sache bei demjenigen Theile der russischen Jugend, welchen Anlage, Anregung und etwa verletzende Erfahrungen persönlicher Art dem Lager der Opposition zuführten.

Ein bekannter russischer Schriftsteller und Agitator, der Slavophile Juri Samarin, vergleicht die Verhältnisse Rußlands in jener und der Folgezeit mit denen, wie sie vor Erfindung der Buchdruckerkunst in Westeuropa anzutreffen waren. Bei Abhandensein der Presse dominirte dort das gesprochene Wort, die Diskussion des gelehrten Disputs, zu dem man sich an öffentlicher Stelle versammelte, was alles in Rußland, den Augen der Welt verborgen, im geschlossenen Zirkel geschah. Wir wollen Samarins Vergleich nicht in jedem Punkte unterschreiben, in einem aber mag er recht haben, in dem nämlich, daß Scholastik, Jungendrescherei und fanatische Unduldsamkeit in jenen russischen sozialpolitischen Debattirzirkeln ebenso tonangirten, wie bei dem theologischen Wortgefecht des Mittelalters. Wie dem auch sei, jene geheimen Kreise in St. Petersburg und Moskau gaben die Herde ab, wo das gesellschaftliche Element im Gegensatz zur Offizialität Funken und Flamme schlug. Der Slavophile, wie der sogenannte Westling (Zapadnik), der gemäßigte Liberale, wie der erklärte Revolutionär lernten hier in gegenseitigem Unterrichte ihre Waffen schleifen und es leuchtet ein, wie sehr das alles einem blinden Doktrinarismus die Wege ebnen mußte.

Es war vorzüglich der radikale Sozialismus, wie er unter dem Julikönigthum sich in Frankreich entwickelt hatte, mit dem sich während der 40er Jahre die russische frondirende Jugend befaßte. „Unsre geistige Heimath war damals in Frankreich zu suchen, nicht in dem Frankreich eines Ludwig Philipp, Perier und Guizot, sondern in dem Louis Blancs, Cabets, Fauriers," heißt es in einer Reminiscenz aus den Studienjahren im Zarskoje Selo'schen Lyceum bei dem bekannten russischen Satiriker Satirkow-Schtschedrin, und das Schicksal des sozialistischen Diskutirvereins der sogenannten Petraschewzen ist durch Julius v. Eckardts Darstellung auch in Deutschland wohl bekannt. Ein anderer Protest gegen das im Rußland jener Tage herrschende System stellt sich in der durch Theador v. Bernhardi's Denkwürdigkeiten ja wohl auch dem Westen nicht ganz fremden Persönlichkeit Tschaadajews dar. Tschaadajew, ein glänzender Gardeoffizier, der eine Zeit lang den Männern des Dezemberaufstandes nicht ganz fern gestanden haben soll und sich durch langjährigen Aufenthalt in Westeuropa ein ungemein vielseitiges Wissen angeeignet hatte, veröffentlichte 1836 in dem Moskauer Journal „Teteskop" seinen sogenannten „Philosophischen Brief", einen Aufsatz, in dem die gesammte Gegenwart und Vergangenheit Rußlands als jedes geschichtlichen Inhalts ledig und gleichsam dem Weltgesetz der Entwicklung entrückt dargestellt wird; als Folie dient ihm bei derartigen Betrachtungen der Westen mit seiner durch die römische Kirche und ihren Papst inaugurirten vielgestaltigen Kulturarbeit. Der Skandal war ganz ungeheuer, zumal der Artikel gerade in jener Zeit erschien, in der zuerst das Stichwort vom „fauten Westen" in Rußland zu verfangen begann. Kaiser Nikolaus I., der bekanntlich keinen Spaß verstand, verfügte einfach: Unterdrückung des Journals, Absetzung des mit seiner Zensur betrauten Zensors und seelenärztliche Aufsicht für den Autor. Ueber Tschaadajew wird zur Stunde nach in der russischen Journalistik viel gestritten: deutsche und französische Inspirationen, ein Schelling und ein Joseph de Maistre mögen hier gleicherweise im Spiel gewesen sein; nach den Schilderungen der Zeitgenossen erscheint er als eine Art René Chateaubriandschen Ursprungs, wie denn die Typen der Literatur des Weltschmerzes kaum irgendwo so zahlreiche Nachahmer gefunden haben, wie in dem impressionablen und tief mit den heimischen Verhältnissen zerfallenen russischen Aristokratenthum liberalistischer oder sonstiger occidentaler Richtung.

Wenn es unter Alexander I. die russische Aristokratie war, die vorzugsweise jenem Gährungsprozeß unterlag, den westeuropäische Bildungsfermente oft sich gegenseitig widerstrebender Natur am Anfange des Jahrhunderts in Rußland heraufbeschworen, so trägt die Periode einer zweiten Hochfluth der Ideengänge des Westens, welche sich in den 50er und 60er Jahren unter Alexander II. im Reiche einstellt, einen, wir möchten sagen: demokratischen Charakter. Solange die Leibeigenschaft in Rußland bestand, war, was man Bildung nennt, dort nicht viel mehr als ein schöner Schmuck, eine Art nobler Zeitvertreib gewesen; ihr eigentlicher Träger, der Adel, war dem Kampfe ums Dasein enthoben, und die Zustände mit ihrem primitiven Wirthschaftsleben und patriarchalischen Regimente waren leicht übersichtbar und ohne sonderliche Technik zu bewältigen. Einer solchen Sachlage aber entsprach wohl keine Bildung besser, als die für Popularisirung aller Wissensgebiete so ungemein geschickte französische.

Ein gesteigertes Bedürfniß nach Wissen, nicht etwa dilettantischem, sondern recht eigentlich fachmännischem, brachte die Zeit Alexanders II. mit ihren Reformen, die den rechtlichen und wirthschaftlichen Habitus des Reiches ganz wesentlich umgestalteten. Auf allen Gebieten machte sich eine lebhafte Nachfrage nach geschulten und disciplinirten Köpfen geltend, und wenn es vorher vorzugsweise die Zöglinge der aristokratischen Fachschulen gewesen waren, die das Bedürfniß nach Beamten höheren und mittleren Schlages befriedigte, so wurden jetzt Universität und Mittelschule zu gleichem Behufe mehr in Anspruch genommen als zuvor. Nun ist es freilich nicht in Abrede zu stellen, daß nicht nur sie, sondern auch ihre bevorzugten Konkurrenten, die privilegirten Fachlustitute, eine ganz unverhältnißmäßige Anzahl deutscher oder doch mindestens deutscher Wissenschaft ihre Bildung verdankender Lehrkräfte zählten; doch muß zugegeben werden, daß der deutsche Geist auf der russischen Universität und Mittelschule sich stets mächtiger hatte bethätigen können, als in dem aristokratischen Fachinstitute, da die Zöglinge ersterer vorzugsweise dem im wesentlichen russisch gebliebenen kleinen Adel und der Mittelklasse, die des letzteren der durchweg stark französirten Aristokratie anzugehören pflegten, welche eben dank ihrer französischen Kultur sich deutschen Einflüssen als weniger zugänglich auswies.

Hatte so der deutsche Geist sich eine Einflußsphäre erobert, die dem französischen nicht eben günstig sein konnte, so wirkte ein anderer Umstand negativer Art gleichfalls in Richtung der Einschränkung französischer Geistesbegemonie. Die Mittelklasse begann sich als eine Art Träger des natio-

nalen Gedankens zu geberden; man liebte es, der Aristokratie, die, wenn sie je populär gewesen, das wenige an Popularität einzubüßen nahe daran war, ihre Entfremdung von allem national Russischen vorzuwerfen und sie nicht ganz unähnlich der Art, wie das dem deutsch-aristokratischen Baltenthum gegenüber geschah, als die Vertreterin eines überwundenen antinationalen Standpunktes zu verketzern; und daß ihre französische Bildung dabei nicht eben gut wegkommen konnte, liegt auf der Hand. Die letzten Jahre haben Frankreich wieder gesteigerte Sympathien zugeführt, an denen der russische Liberalismus wie der russische Nationalismus gleicherweise ihr Theil haben. Von einer ähnlichen Hegemonie des französischen Geistes, wie er unter Katharina II. fast ausschließlich, unter Alexander I. und Nikolaus I. stark vorwiegend in Rußland herrschte, kann zufolge der nationalen Strömung, die unter Alexander II. begann, unter Alexander III. sich zu staatlichem Programm gestaltete, und, fügen wir hinzu, dank jener latenten Wirkungen des deutschen, deren später ausführlicher gedacht werden soll, auch nicht im entferntesten die Rede sein.

Die französische Ideenwelt hat, wie sonst überall, so auch in Rußland in doppelter Richtung gewirkt: auf politisch-sozialem Gebiete emanzipatorisch, auf literarischem formgestaltend. Doch gewann ihr Einfluß, im Vergleich mit seiner Wirkung auf Westeuropa, hier dadurch seine ganz spezifische Bedeutung, daß in Rußland jede der ständisch-kommunalen Bildungen, die die Aera des westeuropäischen Absolutismus überdauert hatten, ebenso fehlte, wie die klassische Schulung, deren sich der Westen seit Mittelalter und Renaissance erfreut hatte. Was zunächst den französischen, an sich schon abstrakten Freiheitsbegriff betrifft, so mußte er sich auf russischem Boden abstrakter und radikaler gestalten als im Westen, fehlten ihm hier doch alle autonomen Organisationen, die im umfassendsten Sinne wohl als „freie Verwaltung" bezeichnet, der Freiheit erst ihren konkreten Inhalt verleihen. Der russische Seigneur der Zeiten Katharina's II. und Alexanders I. nahm, mochte er im übrigen noch so liberal denken, nicht den geringsten Anstoß daran, daß er seinen Luxus durch unfreie Arbeit bestritt, und mit ungemeiner Leichtigkeit ist der Russe gar oft dem Trugschlusse verfallen, daß die gesellschaftliche Garantie der Existenz erst die Freiheit bedinge. Der im 18. Jahrhundert Rußland von Frankreich überkommene Freiheitsgedanke hat dort manche schöne Frucht getragen, wir erinnern an die Aufhebung der Leibeigenschaft, der eine lange, nicht durch das Leben, sondern ganz wesentlich durch die Literatur bewerkstelligte Schulung der Geister vorausging; es ist dieser Gedanke andrerseits gerade dort mit Gefahren verknüpft, welche auf die Dauer nur durch eine den Verhältnissen wirklich Rechnung tragende Selbstverwaltung beschworen werden können, ein Problem, das noch keineswegs ausreichend gelöst, die wichtigste staatlich-organisatorische Aufgabe für Rußlands nächste Zukunft abgeben dürfte.

Ein anderes geistiges Ferment französischen Ursprungs stellt sich in der formalen Schulung dar, die die ältere französische Literatur der russischen hat zugute kommen lassen. Den antiken Klassizismus ersetzte hier das, was man wohl als den Pseudoklassizismus des sogenannten goldenen Zeitalters Ludwigs XIV. zu bezeichnen pflegt. Heutzutage steht diese Art Klassizismus in Rußland in keinem guten Andenken, da man ihn oft als eine Art Zwangsjacke betrachtet, die ein seine Einflußsphäre über Gebühr ausdehnendes Gouvernement dem nationalen Denken und Empfinden aufgezwängt. Bei alledem ist ein gewisser günstiger Einfluß jener Rhetorik-Poetik Boileau'scher Schule, wie sie von Katharina II. an während der Regierungen Alexanders I. und Nikolaus' I. in ganz unverhältnißmäßigem Grade das russische Unterrichtswesen beherrschte, nicht wohl in Abrede zu stellen. Die jung aufkeimende Literatur einer so sehr dem Naturalismus zuneigenden Nation, wie die russische, wäre ohne diesen Zügel leicht arger Verwilderung verfallen, ein Gedanke, der Jedem kommen muß, der mit dem im Westen wenig bekannten Realismus russischer Autoren mittleren Schlages vertraut ist.

Charakteristisch für den Russen ist, daß ein älteres Ferment französischen Geisteslebens, die dogmatisch ausgeklügelte Doktrin des Legitimismus, welche auf den roi-soleil zurückweist und von den französischen Emigranten während der letzten Regierungsjahre Katharina's II. und später noch in Rußland eifrig verbreitet wurde, hier auf gänzlich unempfänglichen Boden fiel. Ein Volk, das gewohnt war, seinen Herrscher mit „Du" und „Väterchen Gebieter" anzureden, konnte für diese Art Gottesgnadenthum schlechterdings kein Verständniß haben, und so erwiesen sich jene legitimistischen Bestrebungen, sofern sich ihnen nicht eine übrigens nur von sehr ephemeren Erfolgen begleitete Propaganda für den römischen Katholizismus beigesellte, als durchaus resultatlos.

II.

Gehen wir jetzt zum Einfluß, den der deutsche Ideenkreis auf die russische Gesellschaft geübt, über, so stellt sich derselbe zuvörderst als rein literarisch und vorzugsweise an das leicht erregbare Gemüthsleben der Nation appellirend dar. Was die Nouvelle Héloïse Rousseau's begonnen, vollendete Goethe's Werther, und die zahlreichen russischen Denkwürdigkeiten und Briefe aus dem Schlusse des vorigen und Anfange dieses Jahrhunderts beweisen deutlich, wie lebendig der Wiederhall war, welchen die Sentimentalität des Westens nicht allein bei der derzeitigen Damenwelt Rußlands fand. Der jugendliche Karamsin, später ein eifriger Verfechter kernrussischer Tradition und Inaugurator einer offiziell approbirten Geschichtschreibung, kann in gleicher Weise als russischer Uebermittler deutschen Wertherthums gelten, wie sein jüngerer Zeitgenosse Schukowski als Uebermittler des Schiller'schen Pathos und der Schlegel'schen Romantik. Schukowski wird in dem gegenwärtigen Rußland, das sich daran gewöhnt hat, alle geistigen Schöpfungen nach einseitig publizistischem Maße zu messen, weniger geschätzt, als er es verdient. Ist gleich ein guter Theil seiner Erfolge als Uebersetzer auf Rechnung der wunderbar bildsamen und elastischen Sprache zu setzen, die sich insbesondere dem Reim wie von selbst fügt, so bleibt es doch nicht hoch genug anzuschlagen, daß er seine Vaterlandsgenossen zumal mit den Schiller'schen Balladen bekannt gemacht hat, und nicht ohne seines Verständniß für die Psyche seines Volkes läßt Dostojewski in den Gebrüdern Karamasow den entsetzlich verwilderten Helden Dimitri im Zustande tiefen inneren Zerwürfnisses die Verse des Schiller'schen „Bürgerliedes" in der Schukowski'schen Uebersetzung recitiren, welche das Bild der Humanität der Barbarei gegenüberstellen. Neben Schiller war es die deutsche Romantik, welche in Rußland einen ungemein dankbaren Boden fand. Der französische Klassizismus des 17. und 18. Jahrhunderts hatte mit seinen, dem griechisch-römischen Alterthum entlehnten Helden eine Gestaltenwelt nach Rußland importirt, für die sich in der Geschichte des Landes auch nicht die geringste Analogie aufweisen ließ, während die Gnomen und Elfen der deutschen Romantik in der russischen Volksüberlieferung eine Fülle des Verwandten antrafen. Wohl mochte es, wie mehr als ein russischer Schriftsteller behauptet, Regel gewesen sein, daß sich die Verachtung des privilegirten und zu großem Theil dem dürren französischen Klassizismus huldigenden Adels gegen den leibeigenen Knecht auch auf dessen Phantasiewelt, den ungemein reichen heimischen Märchen- und Liederschatz, er-

streckte; die fremde, deutsche Dichtung der Romantik führte jetzt dieser herrschenden Klasse Motive aus der damals fast ausnahmslos vergötterten Fremde zu, die dank ihres Ursprunges größerer Aufmerksamkeit sicher sein mußten und dergestalt auch dem ihnen so nahe verwandten Heimischen die Thür von Herrenhaus und Salon öffneten. Die Poesie der deutschen Romantik hat zu Beginn unsres Jahrhunderts die russische Volksdichtung der maßgebenden Gesellschaft des Landes gemüthlich ebenso näher gerückt, wie später — es soll dies hernach erörtert werden — die deutsche Wissenschaft dem Russen die verstandesmäßige Erfassung seines gesammten Volkslebens nach den verschiedensten Richtungen vermittelte.

Bekannt ist, daß die älteren Moskauer Slavophilen, die Chomjakow, Kirejewski, Aksakow, ihre Theorien ganz wesentlich auf Hegels Geschichtsphilosophie und Logik gestützt haben; seltener ist der Umstand beobachtet worden, wie sehr jene national-russischen Theoretiker unter dem Einfluß der deutschen Romantik standen. Dem weniger mit dem Gegenstand Vertrauten, dem die national-russischen und nicht selten durchaus modernen Bestandtheile der Doktrin — wozu beispielsweise die Betonung der Preßfreiheit gehört — nicht bekannt sind, dürfte sie auf den ersten Blick als eine Art Reproduktion der deutsch-romantischen Publizistik des Restaurationszeitalters gelten.

Der ethische Grundgedanke der Schule findet sich wie vorgezeichnet in einer Novelle Achim von Arnims. Nur ein Ruchloser, so etwa lautete die Losung, vermag sich in eine von Grund aus neue sittliche Welt zu finden. Hieraus erklärt sich denn der Protest gegen den Bruch mit der Vergangenheit, wie letzterer in Peters des Großen Reformen vorlag, die Sehnsucht nach Rückkehr zum russischen 17. Jahrhundert, das bei den Slavophilen als ein ziemlich willkürlich rekonstruirtes russisches Mittelalter erscheint. Verwerfung der bureaukratischen Ordnung des dem 18. Jahrhundert entstammenden Polizeistaats, wie des atomisirenden Liberalismus der Neuzeit; Vertiefung in Sprache, Brauch und Sitte des eigentlichen Volkes; Emanzipation der Kirche vom Staat; Selfgovernment und ständische Betheiligung an der Regierungsgewalt; gewisse ans Sozialistische streifende Forderungen, die die Härten des modernen Eigenthumsbegriffs mildern sollen und der römischen Kirche des Mittelalters nicht ganz fremd gewesen; endlich die religiöse Weihe, mit der das gesammte Gemeinwesen umkleidet ist: das alles findet sich bei den Slavophilen, wie in der romantischen Staatslehre, wie sehr auch erstere den Westen und seine ganze Vergangenheit schmähen mochten.

Trugen jene ersten, rein gesellschaftlicher Sitte entsprossenen Versuche, dem russischen Staats- und Volksleben einen ethischen Inhalt zu geben und ein russisches Nationalgefühl im zeitgenössischen Sinn zu schaffen, auch ein utopisches Gepräge und machte sich in ihnen gleich viel Ueberschwänglichkeit und Anmaßung geltend, welche leicht auf die imposante Weltstellung des derzeitigen Rußland und das Abhandensein von jeder Art Oeffentlichkeit zurückzuführen sind, so bleibt doch unverkennbar, daß Rußland bei dem in nichtigen Aeußerlichkeiten sich gefallenden Kultus, den jene maßgebende Gesellschaft gerade in jenen 30er Jahren mit allem Fremden, vorzüglich Französischem trieb, eines Appells an die Eigenart, der nicht, wie der offizielle, rein an der Oberfläche haften blieb, durchaus bedurfte. Wie sehr wäre hier ein in vernünftigem Maß abgeklärtes Nationalgefühl bei der höheren Gesellschaft geeignet gewesen, jenen radikalen Umdenkungsprozeß in seinen Wirkungen zu mildern, die der Russe aus dem Volke durchzumachen hatte, wenn er in die Klasse der Gebildeten treten wollte, einen Umwandlungsprozeß, in dem ein gut Theil seines sittlichen Inhalts zu Schaden kam. Einer jugendlichen Richtung, die noch dazu dergestalt gegen die Tradition der Gesellschaft verstieß, mußte es schwer werden, nicht ins Extreme zu verfallen, immerhin hat die Pflege, welche die älteren Moskauer Slavophilen der heimischen Sprache und Sitte angedeihen ließen, vor allem aber die Aufmerksamkeit, die sie dem sittlich arg vernachlässigten kleinen Mann schenkten, ihnen ein Ehrenplatz in Rußland gesichert, der, wenn auch bei weitem nicht allen ihren Bestrebungen, so doch gewiß ihrem auch gegnerischerseits nie angezweifelten guten Glauben und Wollen entspricht.

Der Slavophilismus hat sich dem französischen Geist gegenüber stets abwehrend verhalten — daß Chomjakow seine theologischen Traktate französisch abfaßte, beruhte keineswegs auf französischen Sympathien —, der deutsche, zumal der deutsche Geist der klassischen Periode, der Romantik und Philosophie übte immer eine große, wir konnen wohl sagen auf Wahlverwandtschaft beruhende Anziehungskraft auf ihn. Vor ein paar Jahren noch that ein vielgenanntes Mitglied des Slavischen Wohlthätigkeitsvereins, der General Kirejew, den Ausspruch: Wir Russen hätten unsre Kultur nicht nach Comte, Offenbach und Zola, sondern nach Kant, Beethoven und Goethe zu gestalten; freilich im Sinne der Partei ein bedenkliches Zugeständniß, dem sich indeß vieles Analoge von jetzt und früher an die Seite stellen läßt.

Nachdem Spekulation und Romantik allenthalben ihren Reiz verloren, haben auch die Slavophilen in Rußland bedeutend an Boden eingebüßt. Als eine Art Bindeglied zwischen ihnen und dem sonst jedem Doktrinarismus sehr abholden modernen Ultra-Russenthum kann Danilewski's auch ins Deutsche übersetztes Buch „Rußland und Europa" gelten, das sich im äußersten Uebertreiben der ursprünglichen Doktrin gefällt und jene humane Denkweise der Begründer der Schule, für welche Toleranz in kirchlichen Dingen beispielsweise ein wesentlicher Forderungssatz war, sehr vermissen läßt. Sonderbarerweise ist Danilewski's ungeheuerliche Theorie von der sogenannten Kulturfolge weltgeschichtlicher Völkertypen, eine Theorie, die jede sittliche Kontinuität ausschließt, einigen beiläufigen Bemerkungen des, es im übrigen keineswegs so öde meinenden, jetzt verstorbenen Breslauer Professors Heinrich Rickert entlehnt. Ihre praktischen Konsequenzen sind durchaus mandarinenhafter Natur und von Wladimir Solowjew und andern gescheiten und maßvollen Russen in ihrer gemeinschädlichen Tragweite schon lange nach Gebühr gewürdigt worden.

Als der tiefgreifendste und zugleich gesundeste von allen Einflussen des deutschen Geistes auf Rußland ist wohl der der deutschen historischen Wissenschaft zu bezeichnen. Allbekannt ist, was die russische Geschichtschreibung dem Gottinger Schlözer verdankt; und als, vorzugsweise durch die deutsche Romantik veranlaßt, sich die deutsche historische Forschung mit Vorliebe jenem unbewußten Schaffen in Sprache, Sitte, Mythologie und Gewohnheitsrecht zuwand, fugte es ein fur Rußland gunstiger Stern, daß der Unterrichtsminister Uwarow in den 30er Jahren eine ganze Schaar junger Russen nach Deutschland schickte, um dort den Anregungen eines Grimm, Savigny, Creuzer zu folgen. Man kann die Universitätslehrer und unabhängigen Gelehrten nach Hunderten schätzen, die seitdem die deutschen wissenschaftlichen Methoden auf die einschlägigen Materien der eigenen Heimath angewandt. Ein Deutscher, Osten oder Wostokow, wie er sich im russifizirten Namen selbst nannte, hatte den ersten wissenschaftlichen Entwurf einer russischen Grammatik geschaffen; die Namen Bußtajew, Affanasjew Tschitscherin, lauter Schuler deutscher Meister, und durch ihre Arbeiten über russische Volkspoesie, Mythologie, Gewohnheitsrecht vielleicht auch im Wesen nicht ganz unbekannt, und ihnen folgte ein zahlreicher jungerer Nachwuchs, der zu allermeist den deutschen Anregungen seiner Vor-

gänger treu geblieben ist. Das Streben nach positiver Erkenntniß des eigentlich Volksthümlichen, das im 18. und tief in das 19. Jahrhundert hinein dem vorwiegenden Fremden gegenüber fast gar keine Beachtung fand, ist wesentlich durch deutschen Einfluß in die richtige Bahn gelenkt worden. In jenen Bemühungen nun wäre ganz wesentlich der Keim zu erkennen für ein russisches Nationalgefühl der Zukunft, welches auf festerer Basis errichtet wäre, als ie die oft traumhaften Vorstellungen der Slavophilen zu bieten vermochten.

Das Spektrum eines Meteors.

Eine der bedeutendsten Sternwarten Amerika's ist unzweifelhaft das zur Harvard-Universität in Cambridge bei Boston gehörige Harvard College Observatory. Kaum 60 Jahre alt, hat diese Sternwarte unter der Leitung ihrer thätigen und umsichtigen früheren Direktoren William C. Bond und George Ph. Bond, wie nicht minder unter dem Regime ihres gegenwärtigen Leiters Prof. Edward C. Pickering in allen Zweigen der beobachtenden Astronomie, insbesondere aber auf dem Gebiete der Astrophysik hervorragendes geleistet. Mehrfache reiche Zuwendungen, wie sie in Amerika bekanntlich nicht selten sind, ermöglichten es den Leitern dieser Sternwarte, nicht nur nach und nach ein ungewöhnlich zahlreiches Personal (darunter auch mehrere Damen) an den wissenschaftlichen Arbeiten derselben zu betheiligen, sondern auch für besondere Zwecke wissenschaftliche Expeditionen auszurüsten und dauernde Zweigniederlassungen der Sternwarte in anderen Gegenden Amerika's zu begründen und auszustatten.

Eine solche Zweigniederlassung der Harvard-Sternwarte ist die Arequipa-Sternwarte in Peru, die im Jahre 1891 auf einem der westlichen Ausläufer der Cordilleren, etwa 3 km nördlich der Stadt Arequipa, errichtet wurde. Für die Wahl dieses Ortes zur Begründung des neuen Observatoriums war wohl in erster Linie seine südliche Lage maßgebend (die geographische Breite beträgt — 16° 22'), da die neue Sternwarte als Hauptaufgabe die photographische, photometrische und spektroskopische Durchmusterung des südlichen Himmels zugetheilt erhielt. Und da ferner einerseits die Küste des Stillen Ozeans nur 40 km vom Observatorium entfernt ist, andrerseits dessen Meereshöhe rund 2450 m beträgt, erfreut sich die Arequipa-Sternwarte ähnlicher klimatologischer Verhältnisse, wie die Licksternwarte auf dem Mount Hamilton in Californien (1300 m M.-H.): sehr geringer Niederschlagsmengen, sowie vieler klarer Nächte und sehr durchsichtiger Luft.

Begünstigt durch diese vortrefflichen äußeren Verhältnisse hat die Arequipa-Sternwarte in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon höchst anerkennenswerthe Erfolge errungen; vor allem wohl auf dem Gebiet der Spektroskopie, welche mit ganz besonderem Eifer gepflegt wird, indem dort, wie schon oben angedeutet wurde, eine photographisch-spektroskopische Durchmusterung des ganzen südlichen Himmels zur Durchführung gelangt. Es wird hiebei nicht, wie dies sonst gewöhnlich geschieht, ein Spektroskop mit schmalem Spalt verwendet (welches natürlich immer nur das Spektrum desjenigen Sterns liefert, auf den das Instrument gerade gerichtet ist), Prof. Pickering ist vielmehr wieder zur Fraunhofer'schen Form des Spektroskops zurückgekehrt, indem er vor das Objektivglas des Instruments ein großes Glasprisma setzte. Auf diese Weise werden gleichzeitig die Spektra aller (helleren) Sterne, die sich gleichzeitig im Gesichtsfeld des Fernrohrs befinden, auf einer in der Bildebene des Objektivs aufgestellten photographischen Platte abgebildet. Und um die Anzahl dieser Sterne recht groß zu machen, wurde (vermuthlich nach dem Vorgang von Prof. Wolf in Heidelberg) das Objektivglas des Fernrohrs durch eine photographische Portraitlinse mit kurzer Brennweite ersetzt, deren Gesichtsfeld nicht weniger als 10 Quadratgrad am Himmel einschließt.

Am 18. Juni des vergangenen Jahres war dieses Instrument gegen das Sternbild des „Teleskops" gerichtet, welches in Arequipa um die angegebene Jahreszeit etwa gegen Mitternacht seine größte Höhe mit rund 55° über dem Horizont erreicht, als zufällig ein sehr helles Meteor diese Stelle am Himmel kreuzte und auf der photographischen Platte sowohl das Bild seiner Bahn, als auch das seines Spektrums hinterließ.

Dieses Spektrum nun besteht aus sechs hellen Linien, deren Intensität in verschiedenen Theilen des Bildes variirt, woraus zunächst hervorgeht, daß die Helligkeit des Meteors selbst während des außerordentlich kurzen Zeitraums seines Vorüberganges vor dem Instrument nicht konstant war.

Von ganz besonderem Interesse aber sind die Wellenlängen der sechs hellen Linien, welche Prof. Pickering wie folgt angibt:[1]) 485.7; 463.6; 434.4; 419.5; 412.1; 395.4 $\mu\mu$ (Milliontel Millimeter). Die dem Photogramm (durch Schätzung) entnommenen relativen Intensitäten dieser Linien sind der Reihe nach 10, 10, 13, 2, 100, 40; die vorletzte Linie mit der Wellenlänge 412.1 $\mu\mu$ ist also bei weitem die hellste.

Eine Vergleichung der Wellenlängen der sechs hellen Linien mit bekannten Spektren führt zu dem Ergebniß, daß die 1., 3., 5. und 6. Linie ohne Zweifel beziehungsweise mit den Wasserstofflinien $H\beta$ (486.1 $\mu\mu$), $H\gamma$ (434.1 $\mu\mu$), $H\delta$ (410.1 $\mu\mu$) und $H\varepsilon$ (397.0 $\mu\mu$) identisch sind, welche sämmtlich nicht nur auch im Spektrum der Sonnencorona, sondern auch in den Spektren der planetarischen Nebel (dies sind solche, die auch in den stärksten Fernrohren sich nicht in einzelne Sternchen auflösen lassen) sich vorfinden. Sämmtliche im Spektrum des Meteors beobachteten hellen Linien kommen ferner nach früheren Untersuchungen von Prof. Pickering in den Spektren einer Anzahl von Sternen vor, welche Pickering (im Anschluß an P. Secchi's gegenwärtig veraltete Eintheilung der Sterne nach ihren Spektren in vier Typen) als Sterne des fünften Typus bezeichnet.[2]) Zu diesen Sternen gehören bemerkenswerther Weise auch die sogenannten neuen Sterne.

Den hellen Wasserstofflinien der Sterne des Pickering'schen fünften Typus entspricht eine glühende Wasserstoffatmosphäre, mit der dieselben umgeben sind; ebenso ist durch Beobachtungen von Huggins und Vogel nachgewiesen, daß in den planetarischen Nebeln Wasserstoff in glühendem Zustande sich befindet. Welchen Stoffen die zweite und die vierte helle Linie des Meteorspektrums entsprechen, hat sich bis jetzt nicht feststellen lassen.

Nach dem Vorausgegangenen liegt es nahe, aus dem Auftreten der hellen Wasserstofflinien im Spektrum des auf der Arequipa-Sternwarte beobachteten Meteors den Schluß zu ziehen, daß auch die Meteore Wasserstoff enthalten und es ist dieser Schluß auch thatsächlich schon von verschiedenen Seiten gezogen worden. Eine zwingende Nothwendigkeit für diese Annahme dürfte indessen, wie sich sogleich zeigen wird, nicht bestehen.

Das Aufleuchten der Meteore beginnt, wenn sie in die obersten Schichten der Erdatmosphäre eindringen, in Höhen von mindestens 160 km und ist eine Folge des Widerstandes, welchen die mit enormen Geschwindigkeiten eintreffenden Meteore in der Atmosphäre erfahren. Ueber die Zusammensetzung der Luftschichten oder des widerstehenden Mittels in solchen Höhen besitzen wir keinerlei Kenntniß, doch ließe sich die Annahme, daß dieselben Wasserstoff enthalten, immerhin durch den Hinweis darauf rechtfertigen, daß über den Verbleib des beständig von der Erde (besonders aus den feuerspeienden Bergen, an denen ja gerade Südamerika nicht arm ist) aufsteigenden Wasserstoffgases, welches 14½mal leichter ist, als Luft, nichts bekannt ist.

Aber noch ein anderer, vielleicht noch gewichtigerer Einwand gegen die Annahme, daß die Meteore Wasserstoff enthalten, läßt sich geltend machen.

---

[1]) Nature, Vol. 57, p. 101.

[2]) Astronomische Nachrichten. Nr. 3025. Nach der gegenwärtig fast allgemein gebräuchlichen von Prof. Vogel in Potsdam eingeführten Eintheilung bilden diese Sterne die Klasse IIb.

Nach den schönen Arbeiten von Prof. Schiaparelli in Mailand und Prof. Weiß in Wien kann heutzutage ein inniger Zusammenhang zwischen den Kometen und Meteoritenschwärmen, die in bestimmten Bahnen den Weltenraum durchkreisen und periodisch zu unserm Sonnensystem zurückkehren, vernünftigerweise nicht mehr in Abrede gestellt werden. Nun zeigen aber die Spektra aller bis jetzt untersuchten Kometen eine nahezu vollständige Uebereinstimmung mit dem Spektrum des Kohlenwasserstoffes, besonders wenn dem letzteren noch Kohlenoxyd beigemischt ist; helle Wasserstofflinien fehlen im Spektrum der Kometen gänzlich.

Nach dem Obigen liegt der Schluß nahe, daß das Spektrum der Meteore dem der Kometen, also auch dem des Kohlenwasserstoffes, verwandt sein wird. In der That hat Prof. Vogel in Potsdam den experimentellen Nachweis dafür erbracht, daß die Meteore, wenigstens auf die Erde gefallene Bruchstücke von solchen, Spektren liefern, die mit denen der Kometen vollständig identisch sind. Dies gelang ihm dadurch, daß er in einer Geißler'schen Röhre solche Bruchstücke zum Verdampfen brachte und die eingeschlossenen Dämpfe beim Durchschlagen des elektrischen Funkens spektroskopisch untersuchte.

Negirt man das Vorhandensein von Wasserstoff in den obersten Schichten unsrer Atmosphäre, so bleibt demnach zur Erklärung der hellen Wasserstofflinien im Spektrum der Meteore nur die Annahme übrig, daß dieselben auf ihrer Reise durch den Weltenraum von einer Wasserstoffhülle umgeben sind, welche beim Eintritt der Meteore in die obersten Schichten unserer Atmosphäre ins Glühen geräth und von deren Vorhandensein auf die Erde gelangte Bruchstücke von Meteoren natürlich nichts mehr verrathen können. Der Widerspruch zwischen Kometen- und Meteorspektrum wird allerdings auch durch diese Annahme nicht beseitigt.

Im übrigen ist es gar nicht nöthig, ja höchst wahrscheinlich nicht einmal erlaubt, anzunehmen, daß die Spektra aller Meteore miteinander übereinstimmen; es könnte vielmehr das auf der Arequipa-Sternwarte beobachtete Meteor hinsichtlich seiner festen und gasförmigen Bestandtheile recht wohl von der durchschnittlichen Beschaffenheit der Meteore erheblich abweichen.

Sollte gleichwohl jemals in einwurfsfreier Weise der Nachweis gelingen, daß Wasserstoff in der That einen Bestandtheil der Meteore bildet, so würde sich hiedurch hinsichtlich einer anderen Frage ein bedeutungsvoller Ausblick eröffnen.

Schon oben wurde erwähnt, daß zur Klasse derjenigen Sterne, deren Spektrum neben den hellen Wasserstofflinien noch andere helle Linien unbekannter Herkunft besitzt, ganz besonders auch die „Neuen Sterne" gehören. Es sind dies Sterne, welche plötzlich am Himmel erscheinen, gewöhnlich unter langsamer Helligkeitsabnahme eine Zeit lang am Himmel fortleuchten und dann allmählich wieder erlöschen.

Nach einer von Prof. Seeliger in München aufgestellten Hypothese hat man sich das Aufleuchten eines neuen Sterns dadurch entstanden zu denken, daß ein dunkler oder doch äußerst lichtschwacher Himmelskörper bei seiner Bewegung durch den Weltenraum mit einer „Wolke dünn verstreuter Materie" zusammentrifft, bezw. durch eine solche mit enormer Geschwindigkeit hindurchgeht. Hiebei wird der dunkle Körper durch die Heftigkeit des Anpralles gegen die einzelnen Theilchen dieser kosmischen Wolke glühend werden und demnach aufleuchten; es werden sich ferner an seiner Oberfläche Verdampfungsprodukte in Form von glühenden Gasen bilden, die ihn theilweise einhüllen und auf diese Weise nicht nur die hellen Linien, sondern auch die dunklen Absorptionsstreifen erzeugen, die in dem an sich kontinuirlichen Spektrum der neuen Sterne stets sichtbar sind.

Die Frage nach der physikalischen Beschaffenheit der kosmischen Wolke, in die der dunkle Himmelskörper eindringt, hat Prof. Seeliger zunächst offen gelassen, es liegt aber wohl am nächsten, sich hierunter einen Meteoritenschwarm vorzustellen. Thut man dies, so ergibt sich aus der Uebereinstimmung der hellen Linien in den Spektren der neuen Sterne mit den hellen Linien des auf der Arequipa-Sternwarte erhaltenen Meteorspektrums eine ausgezeichnete Bestätigung der Seeliger'schen Hypothese.

-rt-

Mittheilungen und Nachrichten.

J. Der zweite Band der „Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung 1740—1848 von weil. Dr. Ignaz Beidtel, k. k. Appellationsrath", in der Bearbeitung des Prof. Alfons Huber ist, 2 Jahre nach dem ersten, soeben erschienen (Jansdruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung 1898). — Er behandelt die Zeit von 1792 bis 1848, in der sich gegenüber der französischen Revolution und gemäß der Individualität des Kaisers Franz aus den vorzeitig abgebrochenen Bestrebungen Josephs II. und Leopolds II. heraus das Regierungssystem entwickelte, wie es seitdem der „österreichischen" Monarchie eigenthümlich geblieben ist. Als Kaiser Franz im Alter von 24 Jahren die Regierung antrat, entbehrte er des Selbstvertrauens, da Joseph II. von ihm nicht viel gehalten, auch sein eigener Vater ihn zurückgesetzt hatte. Er ließ sich daher dem Rath seines Beichtvaters gemäß von seinem Erzieher, dem zum Kabinetsminister und Oberstthofmeister erhobenen Grafen Franz Colloredo, leiten. Von diesem Colloredo urtheilte Fürst Kaunitz, der damals noch lebte, es fehle ihm an Charakter und er befinde sich nicht auf der Höhe der Verhältnisse. Man vergleiche die interessanten zeitgenössischen Aufzeichnungen über den Wiener Hof im Jahre 1791 bis 1792 von Greppi in der „Deutschen Revue" 1897. Auch Beidtel nennt den Grafen einen beschränkten Kopf. Gleichwohl gelang es erst dem Erzherzog Karl, als er militärische Erfolge aufzuweisen hatte, gegen den Einfluß Colloredo's aufzukommen. Er paßte eben zu dem Kaiser, der sein System auch nach Colloredo's Rücktritt (1805) beibehielt und das dann in die Metternich'sche Zeit übernommen wurde. Franz war Absolutist und eifersüchtig auf die monarchischen Vorrechte, die er durch Polizeimaßregeln, die Abschließung vom Auslande, Kaebelung der Wissenschaft, Literatur und selbst der Religion zu schützen suchte. Seitdem er seine schwungvolleren Brüder Karl und Johann zurückgedrängt und gleichwohl nach 1813 große Erfolge in der auswärtigen Politik erzielt hatte, war das Vertrauen des Kaisers zu sich selbst gesteigert; es war sein System, das als Metternich'sches angeklagt wird. Während alle „Ideen" erstickt wurden, machte die Organisation der Monarchie keine Fortschritte. In den nach dem „deutschen Modus" eingerichteten Provinzen wurden die Kräfte des Volkes durch die staatliche Maschinerie lahmgelegt, die Landstände nur als Formalität beibehalten, während Ungarn und Siebenbürgen jede zeitgemäße Aenderung ablehnten, um nur ja nicht die Polizeiwirthschaft auch hieher ausgedehnt zu sehen. Als der Kaiser starb, aber das System fortdauerte, ohne daß von einer wirklichen Lenkung des Staates die Rede sein konnte, nahm die Bewegung der Geister eine Richtung, die sich nicht bloß gegen die Minister, sondern, namentlich in Ungarn, auch gegen die Dynastie kehrte. Der Adel, dessen Einfluß unter Maria Theresia und Joseph II. sehr im Sinken gewesen war, wußte auf die Regierung wieder Einfluß zu gewinnen, einmal, indem er in die obersten Behörden eintrat, dann durch die Landtage, in denen er Stimmenmehrheit hatte. Auch die slavischen Bestrebungen, z. B. in Böhmen, fanden von diesem Gesichtspunkte aus die Unterstützung des Adels. Daneben lebten die Traditionen aus der Zeit Josephs II. im Beamtenstand, zum Theil auch im Schul- und Kirchenwesen, fort. Ueber all diese Dinge, welche noch jetzt die Parteiung in Oesterreich bestimmen, findet man im vorliegenden Werke reichliche Belehrung. Das Urtheil Beidtels deckt sich meist mit dem Grillparzers und seiner literarischen Genossen, wofür ein Brief von Zedtitz an Hammer-Purgstall aus dem Jahre 1830 („Grillparzer-Jahrbuch" 1897) charakteristisch ist. Im Anhange findet man eine Uebersicht der österreichischen Kirchengeschichte von 1848 bis 1861, welche die Anbahnung und das Zustandekommen des Konkordats schildert. Beidtel war damals eine Zeit lang dem Kultusministerium unter dem Grafen Leo Thun zugetheilt, da er durch Arbeiten über die kirchlichen

Digitized by Google

Verhältnisse in Oesterreich die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Diese sind denn auch in seinem Werke durchweg eingehend gewürdigt; zur Ergänzung und zugleich zur Kritik seiner Darstellung mag man den neuesten Aufsatz von Adalf Beer: „Kirchliche Angelegenheiten in Oesterreich 1816—1842" in den „Mitth. des Instituts f. österr. Geschichtsforschung", Bd. 18 (1897) heranziehen.

R. St. Drakmöler der Baukunst, zusammengestellt, gezeichnet und herausgegeben vom Zeichen-Ausschuß der Studirenden der tgl. Technischen Hochschule zu Berlin (Abtheilung für Architektur). Lieferung XXVII. Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin 1897. — Dieses neue Heft der seit dem Jahre 1870 mit Unterstützung seitens des Wirklichen Geheimen Oberbaurathe und Professors Fr. Adler und anderer Lehrkräfte der Technischen Hochschule in Berlin erscheinenden, sehr zweckentsprechenden Veröffentlichung enthält auf 12 Foliotafeln in Steinstich nach Federzeichnung Darstellungen einer Reihe von Baudenkmälern der deutschen Renaissance, und zwar von Schloß Gattesau, vom Schloß und Dagobertsthurm in Baden, von den Schlössern zu Heidelberg, Heiligenberg, Liebenstein, Tübingen, vom ehemaligen Lusthaus und vom alten Schloß in Stuttgart, von den Schlössern in Aschaffenburg, Offenbach, Mergentheim, der Plassenburg bei Kulmbach, der alten bischöflichen Residenz zu Bamberg, vom Schloß Stern, dem Belvedere und der Waldsteinhalle in Prag, von den Schlössern in Liegnitz, Brieg, Oels, Torgau, Leitzlau, Merseburg, Dresden, Detmold, Brake bei Lemgo und der Hämel'schen Burg bei Hameln. Die reichhaltige Sammlung von Ansichten, Grundrissen, Schnitten und perspektivischen Skizzen in ziemlich gleichmäßig guter, sicherer und klarer zeichnerischer Wiedergabe nach älteren und neueren Aufnahmen mit gewissenhafter Benutzung alles bekannten Quellenmaterials reiht sich den früher erschienenen Theilen des Unternehmens würdig an. Das ganze Werk, das bis jetzt die wichtigsten Baudenkmale der Antike, des Mittelalters und der Renaissance in den Hauptkulturländern umfaßt, empfiehlt sich in erster Linie für das Studium der Architekturgeschichte, namentlich zu Lehrzwecken dadurch, daß für die Darstellung durchweg einheitliche Maßstäbe festgehalten sind (Grundrisse 1 : 400, Ansichten und Schnitte 1 : 200), so daß eine sonst nirgends gebotene vergleichende Uebersicht ermöglicht wird. Auch für den praktisch thätigen Architekten wird die planmäßig angelegte, sorgfältig durchgeführte Veröffentlichung im ganzen und in ihren einzeln käuflichen Lieferungen eine schätzbare Quelle der Anregung und Belehrung bilden.

* Ueber die Feststellung beginnender Tuberkulose mit Röntgenstrahlen wird der „Köln. Ztg." geschrieben: Unter den vielen Versuchen, die mit der neuen Strahlenart in der Medizin angestellt worden, sind diejenigen die bedeutsamsten, über welche neulich Kelsch und Boinot aus Lyon vor der Pariser Akademie der Medizin Mittheilung gemacht haben. Es handelt sich um die frühzeitige Feststellung von vorhandenen Tuberkeln, deren Bedeutung für das Schicksal des Menschen eine so furchtbare ist. Die genannten Aerzte haben seit Monaten die Brust junger Leute mit dem Radioskop untersucht; es wurde dabei der Patient ausschließlich von der Rückseite des Rumpfes her beschaut, weil diese ein klareres Bild gestattet als die Vorderseite. Die Aerzte schildern dieses Bild, welches der Brustkorb des Menschen auf dem Antiumeyonür-Schirm gibt, als ein geradezu ergreifendes; alles lebt und bewegt sich auf demselben. Beim gesunden Menschen erscheinen die Lungen von oben bis unten durchsichtig, man sieht die Athembewegung an dem Heben und Senken der Rippen, man erkennt das Klopfen des Herzens, die Krümmung der Aorta, sowie die Bewegung des Zwerchfells, das bei der Ausathmung bis zur sechsten Rippe steigt und sich bei der Einathmung bis zur achten oder neunten senkt, also bei jedem Athemzuge 8—10 cm verschoben wird und an die Bewegung einer mächtigen Pumpe erinnert. Nachdem die Aerzte durch fortgesetzte Beobachtungen in diesem Bilde des Brustkorbes zu lesen gelernt hatten, bemühten sie sich, die Anzeichen tuberkulöser Erkrankung darin zu entdecken. Die Untersuchungen erstreckten sich auf 124 Personen, die aus verschiedenen Gründen in das Krankenhaus aufgenommen waren, bei denen aber mit den gewöhnlichen Mitteln eine tuberkulöse Erkrankung der Lungen nicht zu erkennen war. In 51 Fällen wurden verschiedene Abweichungen von dem normalen Zustand der Lungen wahrgenommen, und zwar: eine Verminderung der Durchsichtigkeit einer oder beider Lungenspitzen, mehr oder mindere Undurchsichtigkeit des Brustfells, größere oder geringere einseitige Verringerung der Bewegungshöhe des Zwerchfells, regelwidrige Zustände der Luftbläschen auf einer Seite oder auf beiden. Da die Lungenspitzen, die Endigungen der Luftröhre und das Brustfell vorzugsweise den Herd der Tuberkulose bilden, so schlossen die Forscher, daß die angegebenen Beobachtungen über Veränderungen dieser Organe als Zeichen eines frühen Stadiums von Tuberkulose anzusehen sind, zu dessen Entdeckung es bisher kein Mittel gab. In fünf Fällen wurden bei den so untersuchten Personen später durch die Sektion thatsächlich tuberkulöse Zustände entdeckt. Im Vertrauen auf die Zuverlässigkeit solcher Beobachtungen stimmten die anwesenden Mitglieder der Akademie darin überein, daß die frühzeitige Diagnose tuberkulöser Lungenerkrankung der werthvollste Dienst wäre, den die Röntgenstrahlen der Heilkunde bisher geleistet hätten. Es wurde zugleich auf die hohe Bedeutung hingewiesen, den diese Art der Untersuchung bei der Musterung der Rekruten haben müßte, da sich häufig der Keim zur Schwindsucht während des Militärlebens durch die vielerlei Anstrengungen des Körpers entwickeln und dann weiter verbreiten kann. Da tuberkulöse Personen oft ein blühendes Aussehen haben, so war eine Ausscheidung der Lungenkranken bei der Musterung bisher nicht durchzuführen.

* Motorfahrräder mit Acetylen-Betrieb werden jetzt in Italien auf den Markt gebracht. Der Motor, der mit einem Gasgemisch von $^1/_{16}$ Acetylen und $^{15}/_{16}$ Luft betrieben wird, wiegt nur 19,8 Pfund, ertheilt der Maschine 400 Umdrehungen in der Minute und besitzt eine Leistungsdauer von 15 Stunden. Wie dem „Hamb. Korresp." mitgetheilt wird, haben Versuche bewiesen, daß sich der Acetylen-Motor ohne Veränderung auch für den Betrieb mit gewöhnlichem Leuchtgas benutzen läßt, jedoch hat sich das genannte Acetylengemisch sehr bewährt.

-rt- Ein neuer Erdtrabant. Ein Hr. Dr. Woltemath in Hamburg hat die Erde und ihre Bewohner mit einem zwar etwas verspäteten, dafür aber desto ausgiebigeren Neujahrsgeschenk bedacht: mit nichts geringerem, als einem zweiten Erdmond. Dieser allerneueste Himmelskörper, dessen (sehr ansehnliche) Dimensionen und Bahnelemente Dr. Woltemath mit unheimlicher Sicherheit durch ein Zirkular urbi et orbi bekannt macht, ist, wie Dr. Woltemath ferner mittheilt, seit 200 Jahren gar nicht selten beobachtet worden, und zwar sowohl als helltenchtendes Objekt am Himmel, als auch als dunkler Körper vor der Sonnenscheibe. Sonderbar, daß die Astronomen von diesem zweiten Trabanten der Erde bisher nichts bemerkt haben!

* Wie der „N. Fr. Pr." gemeldet wird, ist es nach 3jährigen Nachforschungen und Ausgrabungen französischen Gelehrten unter der Leitung Amélineau's gelungen, in den Ruinen von Abydos, an der asiatischen Küste der Dardanellen, ein Grabmal des ägyptischen Gottes Osirts zu entdecken, das aus der ältesten Zeit Aegyptens stammt.

* **München**, 24. Jan. Der Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. Karl Mayr wurde ohne Aenderung seiner Stellung an der Universität zum Sekretär der Akademie der Wissenschaften und des General-Konservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates ernannt.

* **Jena.** Dem verstorbenen Jenenser Kirchenhistoriker Karl Hase soll an der Stätte seiner fast 60jährigen akademischen Wirksamkeit ein Denkmal aus Bronze oder Marmor errichtet werden. Als Zeitpunkt für Verwirklichung dieses Gedankens ist sein 100. Geburtstag, der 25. August 1900, in Aussicht genommen. Die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses: Oberkirchenrath D. Dreyer in Meiningen, Geh. Staatsrath Dr. Eggeling in Jena, Verlagsbuchhändler Dr. Fischer in Jena, Generalsuperintendent D. Kretschmar in Gotha, Geh. Kirchenrath D. Nicolai in Altstedt, Geh. Kirchenrath D. Siegfried in Jena, Oberbürgermeister Singer in Jena und Oberhofprediger D. Spianer in Weimar sind zur Em-

pfangnahme von Beiträgen zur Herstellung des Denkmals bereit. Verlagsbuchhändler Dr. Fischer in Jena wird die Hauptkasse führen, und alle Freunde des Unternehmens, die in ihrem Kreise Beiträge sammeln, werden ersucht, sie an diese Adresse zu senden. Die Sammlung soll mit dem 1. Juli 1898 abgeschlossen werden. — In den Lehrkörper der Universität ist Dr. phil. Alexander Steuer aus Dresden als Privatdozent für Mineralogie und Geologie eingetreten.

* **Leipzig.** Moritz Busch, der frühere vertraute Sekretär des Fürsten Bismarck, feiert am 26. Januar die goldene Hochzeit, nachdem er am 13. Novemder v. J. die Feier des 50jährigen Doktorjubiläums begehen konnte. In dem bei dieser Gelegenheit erneuten Diplom der hiesigen philosophischen Falultät heißt es unter anderem: „Patriae vero amorem per omnes fati vicissitudines tam re quam scriptis constanter professus, civium animis Germaniae unitae conciliandis fortiter ac feliciter serviit, qui denique *magni cancellarii* nostri sermonibus familiaribus exceptis vivos historiae temporis nostri condendae fontes aperuit."

* **Berlin.** Der Professortitel wurde verliehen dem vor kurzem zum dirigirenden Arzt der Abtheilung für Augenkrankheiten in der kgl. Charité zu Berlin ernannten Dr. Richard Greeff und dem Staatsanwalt z. D. Dr. jur. v. Marck zu Wilmersdorf, letzterem in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete des Militärrechts.

* **London.** Am 22. Januar vollendete Karl Adolf Buchheim, Professor der deutschen Sprache und Literatur am hiesigen Kings College, sein 70. Lebensjahr. Er ist ein Deutschösterreicher, der im Jahre 1851 nach England kam, wo er sich alsbald dem Lehrfache der deutschen Sprache and Literatur widmete. Auf diesem Felde erwarb sich Buchheim große Verdienste, indem er das vernachlässigte Studium der deutschen Klassiker in England durch seine werthvollen Schulausgaben neu belebte. Im Jahre 1863 wurde Buchheim, den auch Grimm, Ruge und Gervinus empfahlen, Professor am Kings College und später Mitglied zahlreicher Prüfungskommissionen. Buchheim, dessen Studentenlied „Die lustige Legion" 1848 von Franz Liszt komponirt wurde, ist auch Verfasser eines historischen Romans „Die Rebellen von Lübeck". Vor kurzem verlieh ihm die Universität Oxford den Ehrentitel eines Magistar artium. Der Jubilar unterrichtete seinerzeit auch die Kinder des Prinzen von Wales in deutscher Literatur.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Historische Zeitschrift. Hggb. von Friedr. Meinecke. N. F. 24. Band, 1. Heft. München und Leipzig. R. Oldenbourg 1897. — Dr. Rudolph Ehlers: Das apostolische Glaubensbekenntniß. Predigten. Frankfurt a. M., Diesterweg 1898. — Wilh. Busch: Aus'm Isarwinkel. Gedichte in oberbayerischer Mundart. München, Cäsar Fritsch (H. Plach) 1897. — J. B. Engl: Die Indianer. Ein lustiges Kinderbuch. Paris, Leipzig, München. — Konrad Telmann: Bau jenseit des Grabes. Dresden und Leipzig, C. Reißner 1897. — Hermione v. Preuschea: Noch einmal „Mors Imperator". Ein Requiem für Konrad Telmann. Ebd. — Karl Spittler: Konrad der Lieutenant. Berlin, Romanwelt 1898. — Wilhelm Jensen: Der Nachbar. Ebd. — Wilhelm Kreiten S. J.: Ledrecht Dreves. Freiburg i. Br., Herder 1897. — Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen. Prov. Starkenburg, von Dr. G. Schäfer. Darmstadt, Arn. Bergstraesser 1898. — Max Hesdörffer: Anleitung zur Blumenpflege im Hause. Berlin, Gustav Schmidt 1897. — G. Frhr. v. Hertling: Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik. Freiburg i. Br., Herder 1897. — Richard Foerster: Otfried Müller. Rektoratsrede. Breslau, M. u. H. Marcus 1897. — Dr. Max Fleischmann: Der Weg der Gesetzgebung in Preußen (Heft 1 der Abhandlungen aus dem Staats- und Verwaltungsrecht, hggb. von Dr. Siegfried Brie). Ebd. — Richard Adalbert Lipsius: Glauben und Wissen. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. Mit einem Bildniß des Verf. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1897. — Dr. Eugen Schwiedland: Eine fortgeschrittene Fabrikgesetzgebung. Die Fabrikgesetze der Kolonie Neu-Seeland. Wien, Manz 1897. — Julius Groisse: Das Volksramslied. Ein Sang aus unsern Tagen. 3. Aufl. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson 1897. — Luise Schenk: Moderne Ramfahrt. Ebd. — M. v. Sydow: Aus dem Buch der Träume. Erzählungen. Ebd. — Arthur Zapp: Der Kampf um den Dollar. Roman. Ebd. — Otto a. Leigner: „Also sprach Zarathustra's Sohn." Aus der Geistesgeschichte eines Modernen. Berlin, Otto Janke 1898. — Wilhelm Rabe: Das Odfeld. Eine Erzählung. 3. Aufl. Ebd.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgartner, A., S. J., Geschichte der Weltliteratur.

Zweites Band: Die Literaturen Indiens und Ostasiens. Erste und zweite Auflage. gr. 8°. (XVI u. 630 S.) M. 9.60; geb. in Halbfranz M. 12.—

Früher ist erschienen:

Erster Band: Die Literaturen Westasiens und der Nilländer. Zweite, unveränderte Auflage. (XX u. 620 S.) M. 9.60; geb. M. 12.— (2104)

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Nun erschienen:

Festschrift

zu Ehren des

Kunsthistorischen Instituts in Florenz

dargebracht vom

Kunsthistorischen Institut der Universität Leipzig.

Inhalt:

Lob der Florentiner Kunstwelt. Gedicht des Ugolino Verini. Mitgeteilt von Heinrich Brockhaus.

Florentiner Studien. 1. Niccolò und Giovanni Pisano. — 2. Andrea Pisano. — 3. Sta Caterina in Antella. — 4. Die Statuen an Orsanmichele. — 5. Die Kaiserkrönung im Museo Nazionale. — 6. Neuordnung florentinischer Museen. (1834)

Italienische Studien in anderen Sammlungen. 7. Raphaels Skizzenbuch in Venedig. — 8. Italienische Malerschulen in der Londoner Nationalgalerie. — 9. Meister des 14. und 15. Jahrhunderts im Museum von Lindenau zu Altenburg.

Gr. 40. IV und 200 Seiten, mit 12 Heliogravuren, 10 Autotypietafeln und 39 Textillustrationen von Meisenbach, Riffarth & Co.

Preis 26 Mark.

Luxusausgabe: Die Heliogravuren auf Japanpapier **36 Mark.**

Prospekte mit Probebild kostenlos.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 26. Januar. Nummer 20.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eine persische Dichteranthologie. I. — Der Indigo, ein Hauptproblem der chemischen Technik. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine persische Dichteranthologie.

I.

P. H. Die ältesten einheimischen Wörterbücher der neupersischen Sprache, die uns aber bloß dem Titel nach bekannt sind, stammen von zwei Dichtern. Wenn wir dann finden, daß das dritte, wirklich auf uns gekommene nach den letzten Buchstaben und Silben, nicht nach den Anfängen der Wörter, geordnet ist, so sehen wir, daß wohl das Bedürfniß nach einem Reimlexikon den ersten Anstoß zur Abfassung eines persischen Wörterbuches gegeben hat. Dazu ist auch wieder ein Dichter sein Verfasser gewesen. Bei der Vieldeutigkeit der arabischen Schrift, die den Persern durch ihre Besieger zugleich mit deren Religion, dem Islâm, aufgezwungen war, mußten sich schon sehr früh Unsicherheiten über die richtige Form selten gebrauchter Wörter einstellen, man begann daher bald, sie in Sammlungen zu kodifiziren und durch Dichterstellen zu belegen. Citate aus der Poesie, nicht aus Prosawerken, wählte man, weil das Metrum hier mehr Schutz gegen Verschreibungen bot als bei der ungebundenen Rede. Uebrigens haben die Perser keine Ursache, sich über das ihnen aufgedrungene, für ihre Sprache höchst unvollkommene arabische Alphabet zu beklagen; denn ihre eigene Schrift, die sie bis dahin benutzt hatten, war ohne diakritische Punkte mindestens ebenso vieldeutig und schwer lesbar.

Von dem Dichterautor des ältesten Wörterbuches wissen wir nur sehr wenig. Der des zweiten war einer der größten persischen Poeten aller Zeiten, Rûdakî (gest. 954 n. Chr.), der erste Klassiker des mohammedanischen Persiens. Als Dritter schließt sich Asadî an, ein Neffe des großen Firdausî, der sich wie dieser als Epiker versucht hat, allerdings mit weit minderem Erfolge. Wenn solche Männer sich mit der Abfassung von Wörterbüchern abgaben und wenn sie ihre Vokabeln sämmtlich durch poetische Zitate stützten, so werden wir mit einigem Recht eine interessante Anthologie erwarten dürfen. Diese Hoffnung bewährt sich denn auch bei Asadî's allein erhaltenem Werke, wir finden hier eine Vielseitigkeit, die geradezu erstaunlich ist. Eine einzige Handschrift hat es uns nur bewahrt, soviel wenigstens bis jetzt bekannt ist, und diese bildet die Hauptzierde der persischen Manuskripte des Vatikans. Der persische Text liegt jetzt gedruckt in den Abhandlungen der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vor (Philolog.-Historische Klasse, neue Folge, Band 1, Nr. 8); einige Mittheilungen aus ihm sind vielleicht auch für weitere Kreise von Interesse.

Der Dichter Asadî junior — ein früherer des gleichen Namens war Firdausî's Lehrer gewesen — war bisher als Verfasser des Epos „Kerschasbuch“, sowie als Abschreiber der ältesten uns erhaltenen neupersischen Handschrift bekannt. Das letztere Werk ist für uns weit werthvoller als das Epos — dergleichen besitzen wir viele, aber alle sind sie nur Nachahmungen des Schâhnâmes, das sie jedoch längst nicht erreichen, und für die Kenntniß der alten Heldensage liefern sie nur geringe oder keine Ausbeute. Es wird in Wien aufbewahrt und enthält das pharmalogische Werk eines um 100 Jahre früheren Arztes; sprachlich wie epigraphisch ist es von hohem Werthe. Was den Dichter bewog, ein medizinisches Buch abzuschreiben, war nicht etwa eine Vorliebe für diese Wissenschaft, sondern sicherlich nur der Wunsch, Geld zu verdienen. In seinem Wörterbuch zeigt er sich, so oft er irgendwelche Heilmittel oder offizinellen Pflanzen, Thiere oder dergleichen zu erwähnen hat, so wenig naturwissenschaftlich interessirt wie nur möglich. Dagegen hatte Asadî augenscheinlich lexikalische Neigungen und diesen entsprang sein Wörterbuch, das er dann naheliegenderweise als Reimlexikon anordnete. Einen endgültigen Abschluß scheint es nicht gefunden zu haben, er ist wohl darüber hinweggestorben, darauf deuten verschiedene Umstände hin.

Uns interessiren hier nur die Dichtercitate, nicht die belegten Vokabeln des Wörterbuches nebst ihren Erklärungen. Aus ihnen lernen wir nun Asadî als einen Mann kennen, der in der bereits recht umfangreichen, poetischen Literatur seiner Zeit vortrefflich Bescheid weiß. 78 verschiedene Dichter citirt er, nach dem Stande der Lexikographie vor ihm muß er die allermeisten Stellen sich selbst zusammengetragen haben; man kann den Sammler noch verschiedentlich auf seinen Wegen verfolgen und von ihm auseinander gerissene Zeilen wieder zu ihrem ursprünglichen Ganzen vereinigen. Von manchen alten Dichtern wissen wir so nur durch ihn etwas, ja selbst von einigen berühmten Weisen hervorragender Dichter hat er allein uns Bruchstücke erhalten.

Wir wußten, daß der schon genannte Rûdakî als Erster eine gereimte persische Bearbeitung des bekannten Thierfabelcyklus „Kalîla und Dimna“ verfaßt habe, beklagten dieselbe aber als verloren gegangen, wie auch die Perser selbst schon seit Jahrhunderten gethan haben. Nun finden sich bei Asadî unter dem Stichworte „Wasserwehr“ vier Doppelverse des folgenden Inhaltes von Rûdakî: „Er sagte zu Dimna: ‚Was ist das für eine Stimme? Voller Schrecken und Graus wer schreit da so?‘ Dimna sagte zu ihm: ‚Macht dir außer dieser Stimme noch etwas anderes Furcht? Wenn das Wasser Gewalt anwendet, so reißt es das schwach gewordene Wehr weg. Du bist in Sorge wegen der lauten Stimme, Kummer macht sie dir und bitteres Leid.‘“ Einige Worte mögen im einzelnen noch ein wenig anders zu übersetzen sein, jedenfalls weist die zweimalige Erwähnung Dimna's auf die Thierfabel und hier gleich im Anfang auf das Gespräch Dimna's mit dem erschreckten Löwen über den brüllenden Stier.[1]) War so nun einmal ein erstes Bruchstück aus Rûdakî's verlorenem Gedicht gefunden, so

[1]) Vgl. Ph. Wolff, Calila und Dimna (arabische Version), Stuttgart 1857; Bickell, Kalilag und Damnag (syrische Version), Leipzig 1876; *Keith-Falconer*, Kalilah and Dimnah (syrische), Cambridge 1885.

ließen sich leicht noch andere einzelne Zeilen im gleichen Metrum ihm zuweisen. Zum Beispiel: „Der Mönch (Einsiedler) kam und brachte ihm ein Beil, weil der Gast den Eingang in mein Loch öffnen wollte“ (unter dem Stichwort „Beil“); hierin erkennen wir nun, nachdem unser Auge geschärft ist, Worte der Maus, welche die Goldstücke vergraben hatte. Derselben Episode gehört der Vers an (unter „schmutzig“): „Er sagte zu dem Einsiedler: ‚Diese Goldstücke waren es, die der schmutzigen Maus Kraft verliehen.‘“ „Als die Schildkröte das viele Gezänk vernahm, erzürnte sie sich über die Rede und Stichelei der Menschen“ (unter „Stichelei“) gehen auf die in der Luft fliegende Schildkröte; „Eines Nachts froren die Affen, da fanden sie unverhofft ein Glühwürmchen; sie hielten es für Feuer und legten ein Stück Holz darauf“ (unter „Glühwürmchen“) auf die Affen, die so ein Feuer anzuzünden versuchten; „Wenn er von dem Baume Zeugniß sucht, so rufe du von oben herab: ‚Er hat die Kiste mit den Goldstücken von hier weggenommen, da er unklug war‘“ (unter „Kiste“), auf die unter einem Baume vergrabene Kiste mit Goldstücken, die ein Freund dem andern stahl; „Der Löwe ergrimmte, sprang auf und näherte sich entschlossen dem Hasen“ auf die Geschichte, wo der Hase den Löwen betrügt und ihn in das Wasser zu springen veranlaßt. So lassen noch einige weitere Verse deutlich die Situation erkennen, der sie entnommen sind, außerdem bleiben aber auch viele andere übrig, die im Metrum und Kolorit ganz genau zu den oben identifizirten stimmen, deren Inhalt aber zu wenig charakteristisch ist, als daß man sie bestimmten Episoden zuweisen könnte.

Unter dem Stichwort „Schnappsack“ findet sich ferner ein Stück von drei Versen, das folgendermaßen lautet: „Reis und Zucker nahm er ganz weg und band der Frau Erde in ihren Schnappsack. Die Frau kam schnell wie der Wind aus dem Laden heraus und nahm ihren Schnappsack in die Hand. Ihr Mann machte den Schnappsack auf, sah die Erde, schimpfte die Frau und rief: ‚Du Ekel!‘“ In Kalila und Dimna kommt keine entsprechende Scene vor, wohl aber im Sindbadbuch.[1]) Da nun noch eine ganze Reihe Verse auf Geschichten mit Weibern anspielen, die in diesem eine große Rolle spielen, so ergibt sich, daß der Dichter Rûdakî auch das Sindbadbuch poetisch bearbeitet hat, eine Thatsache, von der keine Literaturgeschichte bisher etwas wußte. Bei näherem Zusehen finden wir nun in den späteren Wörterbüchern noch andere Verse, die aus des Dichters beiden Werken stammen oder stammen können; daß wir uns von der Art und Weise, in welcher diese verfaßt waren, jetzt wenigstens eine Vorstellung machen können, verdanken wir allein Asadî's Wörterbuche, der uns durch Mittheilung besonders charakteristischer Verse auf die Spur geholfen hat. Der einfache Stil, in welchem Rûdakî diese Sachen gedichtet hat, trägt die Schuld, daß sie nicht erhalten geblieben sind. Die Perser haben schon früh Künstelei und Geziertheit der Schlichtheit und Natürlichkeit in der Literatur vorgezogen und Werke des letzteren Genres häufig gar nicht weiter überliefert. Daß Firdausî's großes Epos nicht das gleiche Schicksal gehabt hat, hat es nur dem Grunde zu danken, daß es von Anfang an als das Nationalepos anerkannt worden ist, das für den epischen Stil überhaupt maßgebend ward. Auch von dem etwas älteren Dichter Abû Schukûr haben sich zahlreiche Fragmente erhalten, die zu Erzählungen in einem naiven, anmuthigen Genre gehört haben müssen, sie haben aber vor dem bald veränderten Geschmack später keine Gnade mehr gefunden und sind verschollen. Wie gern man in der vielfach so geschraubten, sich in ewigen Wiederholungen bewegenden persischen Poesie einfache Verse wie die folgenden liest, kann sich ein Nichtkenner des Persischen schwerlich vorstellen (wir wählen ein paar zusammenhängende Zeilen des eben genannten Abû Schukûr, die im Original natürlich weit netter sind, als in unsrer Reimerei):

„Der Vater sprach: ’s ist einst ein Bettler gewesen,
Der ging auf die Straße, so hab’ ich’s gelesen,
Heischt’ trockenes Brot sich an jeglichem Haus,
So hatt’ er’s getrieben von Jugend aus.“

Es ist wirklich schade, daß wir in dieser behaglichen Breite nichts weiteres von der Geschichte dieses Bettlers erfahren, Asadî hat sich leider mit den vier Zeilen als Beleg für ein etwas ungewöhnliches Wort für „Bettelmann“ begnügt. Nach dem Zuckerwerke der „Rubinlippen“, „Korallenmünder“, „Perlenzähne“ ꝛc., die dann später in unermüdlicher Wiederholung immer wieder und wieder kehren, ist solche einfache Kost wahrhaft herzstärkend.

Die Liebesgeschichte von Vâmik und Azrâ ist von orientalischen Dichtern mehrfach behandelt worden, ihr Stoff erfreut sich großer Beliebtheit, derselbe soll bereits der vormohammedanischen persischen Literatur entstammen. Dieses letztere ist aber schon wegen der rein arabischen Formen der Namen des Helden (Vâmik) und der Heldin (Azrâ) unwahrscheinlich. Die älteste persische Bearbeitung sollte von dem Dichter Unçurî stammen, sie ist aber nicht erhalten geblieben, überhaupt war außer dem Titel jede Spur des Werkes verloren. Nun hat Asadî unter dem Stichworte „sich zusammenkrümmen“ den folgenden Vers Unçurî's: „Die Jungfrau krümmte sich zusammen, wie es die Krieger thun, sie schrumpfte sich ganz eng auf dem Reitthier zusammen (wohl um recht schnell reiten zu können).“ Das Wort für „Jungfrau“ kann auch der Eigenname Azrâ sein, und wenn wir an Unçurî's Gedicht denken, so liegt die Vermuthung nahe, daß hier in der That Vâmiks Geliebte gemeint ist, die auch wirklich zweimal als Reiterin, allerdings auf Dämonen, auftritt. Eine Anzahl unter desselben Dichters Namen gehender Verse im gleichen Metrum können wir nun ebenfalls dem Gedichte zuweisen, das wir auf diese Weise, allerdings nur in winzigen Brocken, wieder in die Literaturgeschichte einführen können.

Daneben lassen sich aber die weitaus meisten der vorkommenden Verse nicht als aus einem größeren Ganzen stammend bestimmen. Nur aus Firdausî's Schâhnâme sind ziemlich viele genommen, die bisweilen ältere Gestaltungen aufweisen, als wir sie in unsern jüngeren Handschriften heute finden, und darum für die Texteskritik des Epos von hohem Werthe sind. Häufig ist es recht schwer, manchmal sogar geradezu unmöglich, die aus ihrem Zusammenhange herausgerissenen einzelnen Zeilen richtig zu verstehen. Das Gleiche gilt ja sogar von deutschen Versen selbst für einen Deutschen. Kann sich z. B. jeder Leser etwas bei den Worten aus Geibels Juninsliedern denken: „Das wie eine Bienentraub’ am Stocke Um mich hing und tausend Wunder fragte?“ Der Dichter meint hier das frische, junge Leben, das in Gestalt der Kinder seiner Schwester ihn bei der Heimkehr umschlingt. Oder ohne Interpunktion, wie in orientalischen Texten: „Und mir ward es die Natur schläft gebannt in ihren Kreisen“ (mir ward es = ich erkannte, daß)? Versteht jeder Deutsche ohne weiteres das Wort „Herbstgestäude“ in den Zeilen: „Durchs Feld vom Herbstgestäude her trieb das dürre Laub“? Ganz abgesehen von Fällen, wie: „Und lies uns deinen neusten Reim im goldnen Pfropfenzieher“, wo der Dichter selbst eine Fußnote für nothwendig erachtet. Dazu bezeichnet unsre Schrift die Vokale deutlich, die arabische nicht, und durch Weglassen diakritischer Punkte, was in den Handschriften etwas sehr häufiges ist, fallen eine ganze Reihe von Buchstaben

[1]) Vgl. Baethgen, Sindbad oder die sieben weisen Meister, Leipzig 1879.

Digitized by Google

zusammen. Begeben wir uns nun gar auf das Gebiet der humoristischen Poesie, die auch in unsrer persischen Anthologie vertreten ist, so mehren sich die Schwierigkeiten des Verständnisses; denn der Witz ist immer das schwerste. Ein Ausländer müßte schon sehr viel vom Deutschen wissen, um die Zeile aus der grausen Moritatsgeschichte des Kommersbuches: „Er ahnte des Säugers Fluch bei seiner Frau Marie" auch nur einigermaßen so zu begreifen, wie sie gemeint ist, nämlich als reinsten Ulk. Und wir sind von den Versen Asadi's außer durch die Nationalität noch durch einen Zeitraum von 8 Jahrhunderten getrennt.

Unberufene haben zu jeder Zeit gereimt und Verse gemacht, in Asadi's Anthologie finden sich verschiedene Stoßseufzer über solche Selbstverkennung. „Geh und treibe das Handwerk deines Vaters, sammle Brennholz und lies Mist auf," soll gewiß einem Dichterling gellen, ganz wie es ein andermal heißt: „Was hast du mit Tintenfaß, Schreibgriffel und Poesie zu thun? Steh auf und nimm Axt, Säge, Beil und Pickel zur Hand." In dem letzteren Fall ist der Abmahnende zufällig ein Schuster, der einem mit ihm Rivalisirenden empfiehlt, bei seinem Leisten zu bleiben. Handwerk und Dichtkunst sind im Persischen nicht selten vereint, berühmte Dichter haben als nom de plume einen Handwerksnamen geführt. „Ich fluche jammernd dem Thun des Schicksals", ruft einer aus, „das jenem Weber Größe und Rang verlieh; wer mit Webschiff und Haspel zu hantiren hat, woher soll der Laute, Harfe und Melodien kennen?" Dichterneid spricht ferner aus den Worten: „Du behauptest der erste Dichter der Epoche zu sein („Dichter der Epoche" ist ein besonderer Ehrentitel wie „König der Dichter"), aber damit ist es nichts, denn deine Verse haben weder Verstand, Geschmack noch Anmuth". Selbstbewußt lauten die folgenden Aeußerungen: „Schlechte Verse aus meinem Munde sind wie Zucker, gute aus deinem wie Schlippermilch", oder „Brauche ich Gold und Geld, so hole ich mir's aus meines Schreibrohrs Spitze heraus," was allerdings mit Zuversicht am ehesten damals wie heute ein Panegyriker der Großen sagen konnte.

Der Indigo, ein Hauptproblem der chemischen Technik.

Im Laufe der letzten 20 Jahre haben die chemische Wissenschaft und die mit ihr eng verbündete chemische Technik der Natur im wahren Sinn des Wortes das Gebiet der Farbstoffe aus den Händen gerungen. Seit etwa 20 Jahren erscheint ein mit jedem Jahr sich verstärkendes Heer von künstlichen Farbstoffen im Handel, das einen großen Theil der früher dominirenden Pflanzenfarbstoffe verdrängt hat. Dabei ist, da diese Forschungen vorwiegend praktischen Zwecken dienen, es bei dem Suchen nach einem Ersatz für die natürlichen Farbstoffe naturgemäß weniger darauf angekommen, mit den bisher verwendeten Pflanzenfarbstoffen chemisch identische Körper zu erzeugen, als vielmehr dieselben durch solche zu ersetzen, welche mit ihnen an Güte, also Schönheit der Nuance, Echtheit gegen Wasser, Seife, Licht u. s. w. und last not least im Preis konkurriren können. In diesen Bahnen bewegt sich ein Theil der Forschung nach brauchbaren Farbstoffen, und zwar der an Ausdehnung größte Theil.

Ein anderer an Umfang kleinerer Theil der wissenschaftlichen Bearbeitung des Farbstoffgebietes bewegte sich in anderer Richtung: in der Erforschung des chemischen Charakters, also der genauen chemischen Zusammensetzung wichtiger natürlicher Farbstoffe und in dem Bestreben, das so in seiner Wesenheit erkannte Molekül künstlich aus den Elementen aufzubauen. In dieser Richtung ist der größte Erfolg vor etwa 30 Jahren zwei deutschen Forschern beschieden gewesen, den Chemikern Liebermann und Graebe, ein Erfolg, der in theoretischer und in praktischer Hinsicht gleich groß war, nämlich die künstliche Herstellung des sehr viel gebrauchten rothen Farbstoffes der Krapp-Pflanze, des Alizarins. Da es dem künstlichen Alizarin bald gelang, das natürliche Krapproth zu verdrängen, wobei die Möglichkeit der Konkurrenzfähigkeit des ersten gegen das letztere in Bezug auf den Preis mit in erster Linie stand, so hat diese Entdeckung in wirthschaftlicher Beziehung natürlich einen ganz bedeutenden Umschwung mit sich gebracht. Ungezählte mit Krapppflanzungen bestandene Quadratkilometer mußten andern Zwecken dienstbar gemacht werden und wurden in ihrer Funktion abgelöst von nüchternen, mit ragenden Schornsteinen versehenen Fabrikgebäuden, ein Gebiet der Landwirtschaft von der Industrie abgewonnen.

Damit war eines der größten Probleme dieser Art gelöst, aber nicht das allergrößte. Der wichtigste aller Farbstoffe, der Indigo, wird noch heute in exotischen Ländern aus der Pflanze gewonnen und hieher importirt.

Zwar ist die chemische Zusammensetzung des Indigoblaus, des wichtigsten Bestandtheils der Indigopflanze, ebenfalls der chemischen Forschung nicht entgangen, auch ist die künstliche Synthese dieses Farbstoffes etwa um dieselbe Zeit wie die des Alizarins bereits gelungen, hier aber lagen die Verhältnisse in Bezug auf den Preis nicht so günstig wie beim Alizarin, so daß es gelungen ist, dem natürlichen Produkt seine volle Bedeutung zu erhalten.

Es versteht sich von selbst, daß auf einem Gebiet, wo so große mögliche Erfolge winken — wenn auch die Möglichkeit nur wenig Wahrscheinlichkeit für den einzelnen Chemiker besaß — die chemische Forschung sich nicht mit dem begnügte, was da war, sondern unermüdlich und stetig weiter arbeitete, und es hat den Anschein, daß zur Zeit diese Frage an einem Wendepunkt angelangt ist, daß man mit anderen Worten den Indigo jetzt bereits künstlich zu einem Preis herstellen kann, bei dem an eine Konkurrenz mit dem Naturprodukt schon gedacht werden kann.

Die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen bringt seit einigen Monaten synthetisch, also künstlich dargestellten Indigo in den Handel, und zwar zu einem Preis, der eine Konkurrenz mit dem natürlichen Produkt bereits ermöglicht.

Wir werden auf die einzelnen Phasen, die zu dem jetzt erreichten geführt haben, weiter unten noch zurückkommen müssen und begnügen uns vorderhand mit dem Hinweis, daß dieses neue Stadium, in das eine der wichtigsten Fragen der Volkswirthschaft eingetreten ist, es wohl rechtfertigt, ein größeres Publikum gerade jetzt mit dem, worauf es ankommt, bekannt zu machen.

Der Indigo wird aus einer Reihe von Pflanzenarten gewonnen, von denen Indigofera tinctoria, Indigofera Anil, Indigofera disperma die bedeutendsten sind. Diese Pflanzen werden namentlich in Ostindien, ferner in Mittel- und Südamerika gezogen; auch Afrika liefert Indigo, indeß hat sich dieser noch nicht eingebürgert. Der beste Indigo kommt aus Ostindien und von den ostindischen Sorten ist wieder der Bengalindigo der ausgezeichnetste. Auch der bei uns einheimische Färberwaid (Isatis tinctoria) liefert Indigo, aber verschwindend wenig gegenüber den Indigoferaarten. Vor Einführung des Indigos war es hauptsächlich der Waid, der zum Blaufärben benutzt wurde.

Der Indigo war schon den Alten bekannt und wurde schon lange vor Christi Geburt in Ostindien und Aegypten gebraucht. Erst im 16. Jahrhundert kam der Indigo nach Europa, und zwar waren die Italiener die ersten, die ihn anwandten. Seiner Ausbreitung in Europa setzten sich aber Schwierigkeiten entgegen in Gestalt der Interessen der

einflußreichen heimischen Waidpflanzer, die ihren Vortheil durch die ausländische Farbpflanze bedroht sahen und in verschiedenen europäischen Staaten strenge Einfuhrverbote gegen den Indigo durchzusetzen wußten. Dabei wurde diese Art von Interessenpolitik denn doch noch mit ganz anderen Mitteln geführt, als es heutzutage in unserm humanen und parlamentarischen Zeitalter in analogen Fällen geschehen mag.

In Deutschland geschah das erste Verbot 1577 von Frankfurt a. M. aus. Dasselbe richtete sich gegen „die neulich erfundene, schädlich und betrügliche fressend oder corrosif Farb, so man die Teuffelsfarb nennet, durch die Jedermann viel Schaden zugefügt wird u. s. w." Gewiß eine gesetzgeberische Ausdrucksweise, die an Kraft und Saft unsre heutige in den Schatten stellt. Auf den Gebrauch der „Teuffelsfarb" wurden dann strenge Strafen an Geld und Ehre festgesetzt. In Nürnberg stand gar die Todesstrafe auf dem Gebrauch des Indigos, ebenso in Frankreich, wo die Verwendung desselben erst 1737 freigegeben wurde.

Der Indigo wird aus den Blättern der Indigopflanze gewonnen und zwar durch ein Gährungsverfahren. Der Hauptbestandtheil des Indigos, das Indigoblau oder Indigotin, welches als Farbstoff des Indigos allein in Betracht kommt, ist nämlich in der Indigopflanze nicht als solches vorhanden, sondern in chemischer Verbindung mit einer dem Indigo eigenthümlichen Zuckerart, dem Indiglucin. Diese Verbindung des Indigotins mit dem Indigluein heißt „Indican". Das Gährungsverfahren, das natürlich in seinen Einzelheiten zahlreicher Modifikationen fähig ist, hat nur den Zweck und Erfolg, das Indican in Indigoblau und Indigozucker (Indiglucin) zu trennen und ersteres in fester Form zu gewinnen.

Neben dem Indigoblau sind noch in dem Indigo einige andere Substanzen, zum Theil farbstoffartiger Natur, vorhanden, die weniger wegen ihrer Färbekraft, als wegen gewisser Nebenwirkungen in der Färberei eine gewisse Rolle spielen. Diese sind ein rother Farbstoff, Indigoroth oder Indirubin, wenig Indigogelb, Indigobraun, ferner eine leimartige Substanz, Indigoleim, und schließlich mineralische Salze.

Die Art und Weise, wie mit Indigo gefärbt wird, muß sich natürlich den Eigenschaften dieses Farbstoffes anpassen. Das erste Erforderniß, welches vom Färber an einen Farbstoff im allgemeinen gestellt wird, ist nun, daß er im Wasser löslich sei. Dieser Anforderung entspricht nun der Indigo durchaus nicht; er ist vollkommen unlöslich. Dagegen ist es eine chemische Eigenschaft des Indigoblaus, die hier zu Hülfe kommt. In der Chemie wird unter „Reduktion" ein Vorgang verstanden, welcher chemischen Körpern Sauerstoff entzieht oder denselben Wasserstoff zuführt. So ist die Verarbeitung eines Metalloxyds mit Kohle zum Zwecke der Gewinnung des Metalls ein Reduktionsvorgang, indem durch das Glühen mit Kohle der Metallverbindung ihr Sauerstoff entzogen wird und das Metall als solches zurückbleibt. Auf dem Gebiet der organischen Farbstoffe ist es eine sehr verbreitete Erscheinung, daß durch einen derartigen Reduktionsvorgang der Körper seine Farbe vollkommen verliert und in ein ungefärbtes chemisches Individuum übergeht; jedoch pflegt dieser farblose Körper sehr leicht wieder durch oxydirende, d. h. Sauerstoff zuführende Mittel in den ihm verwandten Farbstoff überzugehen. Der Reduktionsvorgang beruht in diesen Fällen meist nicht auf einer Entziehung von Sauerstoff, sondern in der Zufuhr von Wasserstoff. Auch beim Indigo findet ein solcher Reduktions- und Oxydationsprozeß mit Leichtigkeit statt. Durch reduzirende Mittel geht der blaue unlösliche Indigofarbstoff in das in alkalischen Flüssigkeiten lösliche, völlig farblose Indigoweiß über. Darauf beruht die Indigofärberei. Die alkalische Reduktionsflüssigkeit des Indigos nennt man „Küpe"; der Indigo wird also auf dem Wege der „Küpenfärberei" verwendet, und zwar wird für Baumwolle die kalte, für Wolle die warme Küpe angewandt. Die zu färbenden Stoffe werden also mit der alkalischen Indigoweißlösung getränkt, und da das Indigoweiß mit Leichtigkeit schon durch den Sauerstoff der Luft in Indigoblau übergeht, einfach der Oxydation durch die Luft überlassen, wobei sich das schöne Blau von selbst entwickelt. Die Mittel, mit denen die Reduktion in der Küpe vorgenommen wird, sind verschieden; die Auswahl unter diesen wird natürlich allein von der Praxis und der Erfahrung des Färbers bestimmt.

Man schreibt den im Indigo enthaltenen Nebenbestandtheilen, namentlich dem Indigoroth und dem Indigoleim, eine befestigende Wirkung für den Farbstoff auf der Faser zu.

Der Indigo ist auf der Baumwolle sehr licht- und waschecht; säure-, alkali- und chlorecht; ganz besonders hervorragend ist aber seine Lichtechtheit auf Wolle, und da sein Blau, namentlich in hellen Nuancen, von außerordentlicher Schönheit ist, so ist es nicht zu verwundern, daß ihm die künstlichen Farbstoffe fein Terrain im großen und ganzen noch nicht abzunehmen imstande waren.

Es ist noch eine Anwendung des Indigos zu erwähnen, durch die die Küpenfärberei vermieden und der Indigo in ein wasserlösliches Produkt verwandelt wird. Es beruht dies auf einer in der organischen Chemie viel verwendeten Eigenschaft der hochprozentigen und besonders der rauchenden Schwefelsäure. Diese ist nämlich unter gewissen Bedingungen imstande, einen Bestandtheil ihres Moleküls, die im freien Zustand nicht existenzfähige „Sulfogruppe", an viele organische Körper abzugeben, wodurch die letzteren ganz allgemein eine weit höhere Löslichkeit im Wasser erlangen. Diese Methode wird in der Technik der künstlichen Farbstoffe und der für diese verwendeten Rohmaterialien in ausgedehnter Weise gebraucht und ist auch auf den Indigo anwendbar. Durch Behandlung mit Schwefelsäure treten je nach den bei der Operation gewählten Bedingungen eine oder zwei Sulfogruppen in das Molekül des Indigoblaus ein, und es entsteht auf diese Weise ein in Wasser leicht löslicher blauer Farbstoff, das Indigokarmin. Der innere Bau des Indigomolekuls wird wohlgemerkt durch diese „Sulfurirung" nicht angegriffen, sondern dasselbe nur durch die Sulfogruppen gewissermaßen äußerlich beschwert. Zur Darstellung des Indigokarmins muß man, um möglichst reine Nuancen zu erzielen, von einem möglichst reinen, namentlich an Indigoroth armen Indigoblau ausgehen. Dieses lösliche Indigoblau wird, wie andere Wollfarbstoffe, auf Wolle und Seide gefärbt und findet eine sehr verbreitete Anwendung zu diesen Zwecken. Auf Baumwolle läßt es sich jedoch nicht fixiren. Die mit Indigokarmin erhaltenen Färbungen sind noch lebhafter als die in der Küpenfärberei erzielten, stehen diesen aber an Echtheit gegen Seife, Licht u. s. w. ganz bedeutend nach. Das Färben mit Indigokarmin nennt man auch die Sächsisch-Blaufärberei, weil diese Methode in Großenhayn in Sachsen vom Bergrath Barth im Jahre 1740 zum erstenmal ausgeführt wurde. Die Bedeutung des Indigos für die nationale Volkswirthschaft wird am besten durch einige Zahlen illustrirt, die den Import von Indigo ins deutsche Zollgebiet und den natürlich weit unbedeutenderen Export kennzeichnen.

Im Jahre 1891 wurden importirt 1,265,800 kg, exportirt 555,600 kg Indigo.

Im Jahre 1892 wurden ins deutsche Zollgebiet importirt 1,743,500 kg Indigo, die einen Werth von 18,743,000 M. repräsentirten. Die Ausfuhr aus Deutschland betrug in demselben Jahre 619,640 kg im Werthe von 6,971,000 M. Im Jahre 1893 wurden nach Deutschland eingeführt 1,272,500 kg (14,634,000 M.), ausgeführt 591,700 kg (7,100,000 M.).

Digitized by Google

Im Jahre 1894 wurden importirt 1,507,200 kg (18,086,000 M.), exportirt 606,600 kg (7,583,000 M.).

1895 wurden nach Deutschland importirt 1,794,500 kg (21,534,000 Mark), exportirt 658,400 kg (8,225,000 M.),

1896 betrug der Import nach Deutschland 1,973,300 kg (20,720,000 Mark), der Export 581,000 kg (6,391,000 M.).

In den ersten drei Vierteljahren des Jahres 1897 betrug die Einfuhr an Indigo nach Deutschland 1,242,600 kg, die Ausfuhr 367,500 kg.

Daß das Schwanken dieser Zahlen zum großen Theil mit der in den verschiedenen Jahren ungleichen Geschäftslage zusammenhängt, ist ja selbstverständlich; sie zeigen aber jedenfalls zur Genüge, welche hohe Wichtigkeit für Deutschland die Frage hat, ob es gelingen wird, den Indigo durch ein in Deutschland hergestelltes Kunstprodukt zu ersetzen oder nicht.

Anders liegen natürlich die Ein- und Ausfuhrverhältnisse beim Indigokarmin, dem eben gekennzeichneten Einwirkungsprodukt von Schwefelsäure auf Indigo; dieses stellt ein Kunstprodukt dar, das natürlich in einheimischen Fabriken in großen Mengen dargestellt wird. Hier überwiegt bei der dominirenden Stellung der deutschen Farbstoffsfabrikation der Export den Import und zwar in stark ansteigender Progression.

1892 wurden ins deutsche Reichszollgebiet importirt 55,700 kg Indigokarmin im Werthe von 139,000 M., exportirt 72,000 kg (216,000 M.).

1893 betrug der Import 59,900 kg (148,000 M.), der Export 58,300 kg (175,000 M.).

1894 Einfuhr 27,300 kg (68,000 M.).
Ausfuhr 51,400 kg (154,000 M.).

1895 Einfuhr 12,200 kg (31,000 M.).
Ausfuhr 72,200 kg (217,000 M.).

1896 Einfuhr 14,500 kg (36,000 M.).
Ausfuhr 54,000 kg (162,000 M.)

In den ersten 3 Vierteljahren von 1897 betrug die Einfuhr 6400 kg, die Ausfuhr 43,100 kg.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß die künstliche Darstellung von Indigoblau auf chemischem Wege ein längst gelöstes Problem ist, und daß die praktische Verwendung dieser Synthese bisher nur an der Preisfrage scheiterte.

Es würde zu weit führen und bei dem Leser die Kenntniß einer viel zu großen Menge rein chemischer Begriffe und Gesetze voraussetzen, wollten wir den Versuch machen, einem Laienpublikum die Gedankengänge dieser Darstellungsweisen auseinanderzusetzen.

Dieser Punkt unsres Themas sei daher nur in aller Kürze berührt.

Es war Professor Baeyer in München, dem es zuerst gelungen ist, den Indigo künstlich darzustellen, und zwar war das Ausgangsprodukt die Orthonitrozimmtsäure, eine Verbindung, die bei der Behandlung der Zimmtsäure mit Salpetersäure in kleinen Mengen neben der in größeren Mengen entstehenden Paranitrozimmtsäure sich bildet. In dieser Benutzung eines in geringen Mengen entstehenden Nebenproduktes zur Darstellung des Indigos bestand die praktische Schwäche derselben. Auch die meisten der zahlreichen folgenden Synthesen hatten mit dieser Schwierigkeit der Darstellung des Ausgangsprodukts zu kämpfen. Erst die in dem Deutschen Reichspatent 56,273 niedergelegte Heumann'sche Synthese überwand bis zu einem gewissen Grade diese Schwierigkeit, indem sie von einem leichter zu gewinnenden Ausgangsmaterial ausging, der Phenylglycincarbonsäure. Indessen sind ja alle diese chemischen Termini für den Leser, der nicht Chemiker ist, nur Worte und keine angenehme; wir müssen es uns daher auch hier versagen, auf dieses Verfahren näher einzugehen und bemerken nur, daß auch nach dieser Methode, die im Besitz der Badischen Anilin- und Sodafabrik ist, die Darstellung des Indigo noch große Schwierigkeiten bot.

Aber diese Darstellungsweise gab schon Anlaß zu einem Versuch, den künstlichen Indigo in die Praxis einzuführen. Eine nach der Heumann'schen Methode erzeugte Verbindung, im Handel „Indophor" benannt, mit dem wissenschaftlichen Namen „Indoxylsäure", wurde in den Verkehr gebracht. Diese Säure war zwar noch kein Indigo, hatte aber die Eigenschaft, in Lösung an der Luft sofort Indigo abzuscheiden. Der Indophor diente zum Indigoblaudruck auf Baumwolle.

Ein weiterer von einem gewissen Erfolg begleiteter Schritt zum Ersatz des natürlichen Indigos durch den künstlichen bestand in der Darstellung des „Indigosalzes" durch die Anilinfarbenfabrik von Kalle in Biebrich a. Rh. Die Darstellung dieses „Indigosalzes" beruht auf einer Entdeckung von Baeyer und Drewsen, daß nämlich das Orthonitrophenylmilchläureketon (wieder so ein chemisches Wortungeheuer) bei der Behandlung mit Alkalien in Indigo übergeht. Da nun der erwähnte Körper in Wasser unlöslich ist, wurde er durch Vereinigung mit Natriumbisulfit in lösliche Form gebracht und als „Indigosalz" verwendet. Die Stoffe mußten also mit Indigosalzlösung und mit Natronlauge nacheinander behandelt werden, wodurch die blaue Farbe des Indigos hervorgerufen wurde.

Bei diesen Handelsprodukten handelte es sich um den Versuch eines nur beschränkten Ersatzes des natürlichen Indigos für gewisse Verwendungsarten durch den künstlichen.

Der eigentliche Kampf zwischen dem natürlichen und künstlichen Indigo hat erst begonnen, seit vor wenigen Monaten die Badische Anilin- und Sodafabrik künstlichen, also synthetisch aufgebauten Indigo in den Verkehr zu bringen anfing und zwar selbstverständlich zu einem Preise, der eine Konkurrenz mit dem Naturprodukt erlaubt. Nach welchem der bekannten Verfahren die Fabrik den künstlichen Indigo herstellt, das ist ihr Geheimniß; vielleicht handelt es sich dabei um eine Fortbildung und Verbesserung des Heumann'schen Verfahrens.

Es handelt sich allerdings, wie hervorgehoben werden muß, bei dem Wettbewerb zwischen dem natürlichen und dem Kunstprodukt um keine reine Preisfrage. Denn der künstliche Indigo enthält selbstverständlich die Beimengungen, oder, wenn man will, Verunreinigungen nicht, die der natürliche hat, die oben erwähnten Indirubin, Indigogelb, Indigoleim u. s. w.

Das wird ihm nun — denn selbstverständlich haben bereits die fachlichen, journalistischen Auseinandersetzungen der Fachmänner über das Thema begonnen — von der einen Seite zum Lobe, von der anderen zum Fehler angerechnet. Denn — so wird von der einen Seite hervorgehoben — das neue Produkt als Kunstprodukt läßt sich stets dem Konsumenten in gleicher Reinheit und Stärke liefern, es wird also ein Leichtes sein gleichmäßige Färbungen bei gleichmäßiger Arbeit damit zu erzielen; die Naturprodukte aber sind je nach der Provenienz von sehr verschiedenen Reinheitsgraden, enthalten theilweise nur ziemlich wenig von dem werthvollen Indigoblau, das erschwert natürlich die Handhabung des Farbstoffes und bringt eine Masse von Belästigungen mit sich. Von anderer Seite wird wieder dagegen der Werth der Beimengungen des natürlichen Indigos, namentlich von Indigoroth und Indigoleim, für die bessere Befestigung des Farbstoffs auf der Faser hervorgehoben und daher dem bisher eingeführten Naturprodukt der Vorzug gegeben; dieser Werth der Beimengungen wird nun von den Vertheidigern des künstlichen Indigos nicht in Abrede gestellt; dagegen angegeben, daß dieselben sich ebensogut durch künstlichen Zusatz von bestimmten, dem Färber von jeher geläufigen Chemikalien ersetzen lassen.

Alle diese Meinungsverschiedenheiten, die ja wenigstens theilweise mehr auf Interessen- als auf Meinungskämpfen

beruhen, waren voranszusehen, haben aber eigentlich auf die schließliche Gestaltung der Verhältnisse weit weniger Einfluß, als die Thatsachen, die sich dem Verbraucher von selbst aufdrängen.

Daß der Ersatz des natürlichen Indigos durch den künstlichen, vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, ein großer Vortheil wäre, steht wohl außer aller Frage; dies erhellt schon aus der Betrachtung der oben angeführten Importziffern.

Bekanntlich nimmt die deutsche Farbstoffindustrie bei weitem den ersten Rang in der Welt ein, es würde sich also um die Gewinnung einer ungeheuren Kapitalsmenge gerade für Deutschland handeln; ja, ein großer Theil des Imports nach den anderen europäischen Ländern, der doch jedenfalls nicht geringer sein dürfte als der nach Deutschland, würde wahrscheinlich einem Import von künstlichem Indigo aus Deutschland Platz machen müssen.

Es ist anzunehmen, daß die Produzenten von natürlichem Indigo noch nicht an der Grenze in Bezug auf die Reduzirbarkeit ihrer Preise angelangt sind, zu einer Reduktion hatten sie bisher noch keinen großen Anlaß; indeß dürfte diese Art von Wettbewerb bald beginnen und im Verlaufe weniger Jahre die Frage: „Künstlicher Indigo oder natürlicher" entschieden sein.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Das österreichische Zivilprozeßrecht in systematischer Darstellung.** Von Dr. Joseph Trutter. Wien 1897, Moriz Perles. — In Nr. 278 der Beilage hat J. Tinzl die neue österreichische Zivilprozeßgesetzgebung einer scharfen, wie mir von zuverlässiger Seite versichert wird, zu scharfen Kritik unterzogen. Ich kann auf seine Ausführungen hier nicht weiter eingehen, da mir die hinlänglich genaue Kenntniß der Gesetze abgeht; wenn eine Richtigstellung erfolgt, muß sie wohl von österreichischer Seite kommen. Mir liegt hier nur die Besprechung eines auch schon von Tinzl erwähnten, aber nicht näher gewürdigten Buches ob, das ich mit aufrichtigem Vergnügen kennen gelernt habe, weil ein unverkennbar klarer, den Stoff beherrschender Geist bei seiner Schöpfung thätig war. Trutter stellt auch in der Fremde — wenn man Bayern für den Oesterreicher eine Fremde heißen kann — seine eminente juristische Kraft vorwiegend in den Dienst des angestammten Vaterlands. In Grünhuts Zeitschrift hat er seinerzeit die Entwürfe zum österreichischen Zivilprozeß besprochen; nachdem nun aus den Ruinen der verschiedenen Entwürfe endlich ein neues, lebendes Gesetz erstanden ist, steht er wieder auf dem Platz und bietet die erste systematische Darstellung davon. Ich kann sie in den Einzelheiten, ob sie alle richtig und außer Anfechtung sind, nicht beurtheilen; aber als Ganzes macht die Arbeit einen sehr gediegenen Eindruck. Der Verfasser hat sich viel von Wach, nicht unserm glänzendsten, aber vielleicht unserm gründlichsten Zivilprozeßjuristen, angeeignet. Er liebt die knappe, klare, oder stets, selbst wo es etwas schwer klingt, genaue Fassung; was selbstverständlich ist, wird auch als selbstverständlich mit wenig Worten abgethan. Dafür kommt der eigentliche Zweck des Buches, das System des neuen Prozesses zur klaren Anschauung zu bringen, um so besser zur Geltung. Es ist mir eine Freude, die Arbeit rühmen zu können, denn gerade jetzt ist jedes Beweisstück von Werth, das mithilft darzuthun, wie sehr in Oesterreich der Schwerpunkt des Kulturlebens bei den Deutschen liegt. Die neue Gesetzgebung ist unbestreitbar nicht bloß, weil sie sich an die des Deutschen Reiches anlehnt, sondern ihrem ganzen Ursprung und Charakter nach ein deutsches Werk, und von deutscher Seite wird auch, wie immer, das Beste zur weiteren Ausgestaltung des Neugeschaffenen geleistet werden. Trutters Buch ist ein guter Anfang.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse.** Sitzung vom 10. November 1897. Der Sekretär legt eine Abhandlung des Dr. Victor Hasenöhrl, k. k. Regierungsrath in Wien: „Die Beweiszutheilung im österreichischen Rechte des Mittelalters", vor, um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte oder das Archiv der Verfasser ersucht. Dieselbe wird einer Kommission zur Begutachtung zugewiesen. Das w. M. Hofrath Jagić legt namens der Kommission für die Erforschung der Dialekte der Balkanhalbinsel einen ausführlichen Bericht vor. — Sitzung vom 17. Nov. 1897. Der Sekretär legt folgende Druckwerke vor: P. Heinrich Denifle O. P.: „La désolation des églises, monastères, hôpitaux en France vers le milieu du XVe siècle", Tome I, geschenkt vom Verfasser: Gonser A.: „Das Weltprinzip und die transcendentale Logik", geschenkt vom Verfasser; „Fontes rerum Austriacarum. Cose dall' Istria". Sunti e note di *Francesco Salata*, gespendet vom Herausgeber. — Sitzung vom 1. Dez. 1897. Der Sekretär legt einen Bericht des Dr. Eugen Herzog über seine mit Unterstützung von Seite der Akademie in Paris gemachten Studien über Moes de la Charité's französische Bibelübersetzung vor: Das Werk des Pfarrers Moés de la Charité, eine 42,650 Verse lange Uebersetzung der historischen Theile des Alten und Neuen Testaments in altfranzösischen Achtsilbern, ist in zwei Handschriften auf uns gekommen, die eine in der Bibliothèque Nationale zu Paris (Fonds franç. 401, P), die andere in Tours (Gemeindebibliothek 906, T). P ist im Jahre 1343 geschrieben, T dürfte ungefähr ans derselben Zeit stammen. Beides sind Pergamenthandschriften, in Folio, die Seite zwei Spalten enthaltend, deren jede in P aus ca. 50, in T aus 40 Versen besteht. Da der letzte Theil des Gedichts, die Apokalypse, nach einer bei Bonnard mitgetheilten Stelle derselben, jedenfalls nach 1300 geschrieben ist, so darf man mit Recht vermuthen, daß die Handschriften sich nicht weit vom Original entfernt haben. Namentlich P, überhaupt im allgemeinen die zuverlässigere Handschrift, bewahrt auch so ziemlich den Dialekt des Autors, obwohl, wie ausgeführt wird, in einigen Punkten Abweichungen zu bemerken sind. T dagegen zeigt einen zentral-französisch-champagnischen Charakter. P und T hängen nicht direkt voneinander ab, wie schon daraus hervorgeht, daß nothwendige und sicher ursprüngliche Verse, die in P erhalten sind, in T fehlen und, wenn auch etwas seltener, umgekehrt. Dagegen geht aus einer Reihe von Stellen mit absoluter Sicherheit hervor, daß sowohl P als T auf eine schon in manchen Stücken schlerhafte gemeinsame Vorlage zurückgehen. Auch ist es wahrscheinlich, daß P nicht direkt auf die gemeinsame Quelle zurückgehe. Es begegnen manche grobe Irrthümer, die bei einer direkten Kopie des Richtigen wohl kaum möglich wären. Wir haben höchst wahrscheinlich in dem Zeitraume von höchstens einem halben Jahrhundert mindestens fünf Abschriften des so langen Gedichts. Unter solchen Umständen werden wir ein richtiges Bild der Sprache unsres Dichters natürlich nur aus Reim und Metrum erwarten. Diese bieten nun allerdings des Interessanten genug. Sie beweisen die Zugehörigkeit zum Süd-Südosten des Oil-Gebietes, jener noch so lückenhaft in Bezug auf alten und auch modernen Dialekt untersuchten Gegend, aus der der Verfasser stammt, in der er seine Pfarre hatte, und wo seine Gönner wohnten, denen er sein Werk widmete. — Der Sekretär legt weiter eine Abhandlung des Dr. Heinrich Gottlieb in Lemberg: „Das Erkenntnißproblem auf naturwissenschaftlicher Grundlage" vor, um deren Aufnahme in die Schriften der Akademie der Verfasser ersucht. Der Sekretär legt ferner die von der historischen Kommission der kais. Akademie mit Unterstützung des Ministeriums für Kultus und Unterricht herausgegebenen „Nuntiaturberichte aus Deutschland. Zweite Abtheilung 1560—1572", 1. Band, vor. Der Sekretär legt endlich folgende weitere Druckwerke vor: „Handel, Verkehr und Münzwesen" von Arnold Luschin v. Ebengreuth (Separat-Abdruck aus Band I der „Geschichte der Stadt Wien", herausgegeben vom Alterthumsverein in Wien), geschenkt vom Verfasser; „The sacred books of the east, edited by *F. Max Müller*. Vol. XLVII Pahlavi Texts, translated by *E. W. West*", geschenkt vom Herausgeber. Das w. M. Hofrath Dr. Friedrich Müller überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Die Sprache der Bribri-Indianer in Costa-Rica" von H. Pittier de Fábrega, herausgegeben und mit einer Vorrede versehen von Dr. Friedrich Müller, Professor an der Wiener Universität. Mit einer Karte. Der Herausgeber bemerkt hierüber: Unter den ameri-

Digitized by Google

tanischen Sprachen sind jene Costa-Rica's am wenigsten näher bekannt. Die wichtigste Sprache dieser Gruppe ist entschieden das Idiom der Bribri-Indianer in Talamanca. Dasselbe bietet einen sehr einfachen Bau dar und ist imstande, die über die Sprachen Amerika's unter den Sprachforschern verbreitete Ansicht wesentlich zu berichtigen. Das von dem Nordamerikaner Gabb im Jahre 1875 veröffentlichte, von kurzen grammatischen Notizen begleitete Glossar dieser Sprache ist schon deßwegen nicht ganz genügend, weil Originaltexte, an welchen man die grammatischen Aufstellungen prüfen könnte, fehlen. Diesem Mangel hilft die vorliegende Publikation ab. Neben dem Umstande, daß Originaltexte mit Interlinearversion und grammatischen Anmerkungen geboten werden, ist noch hervorzuheben, daß das Glossar Pittiers reichhaltiger ist als jenes Gabbs und mehreremale mit verschiedenen Bribri-Indianern durchgenommen wurde. Es ist, im Gegensatz von jenem Gabbs, welches englisch-bribri angelegt ist, bribri-deutsch-spanisch ausgearbeitet, so daß beide Arbeiten hierin sich gegenseitig ergänzen. In der Vorrede erörtert Fr. Müller den aus dem vorgelegten Material gezogenen sprachwissenschaftlichen Gewinn, der angesichts der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht hoch genug angeschlagen werden kann. — Das w. M. Regierungsrath Dr. Kenner überreicht eine gedruckte Abhandlung des Hrn. F. de Mély: „Les Reliques de Constantinople au XIIIe siècle. La sainte Lance", geschenkt vom Verfasser. — Sitzung vom 9. Dez. 1897. Der Sekretär überreicht eine Abhandlung von Konrad Schiffmann, Weltpriester der Diözese Linz: „Zur Geschichte des Cistercienserstifts Schlierbach in Oesterreich ob der Enns", um deren Aufnahme in die akademischen Schriften der Verfasser ersucht. Dieser bemerkt hierüber: Die Schrift versucht zu zeigen, daß die ersten Ansiedlerinnen des ehemaligen Cistercienser-Nonnenstifts Schlierbach aus der Diözese Konstanz, und zwar vielleicht aus dem Cistercienser-Nonnenkloster Wald bei Sigmaringen in Hohenzollern, kamen. — Der Sekretär legt die Pflichtexemplare des von der kais. Akademie subventionirten Werkes: „König Alfreds Uebersetzung von Beda's Kirchengeschichte", herausgegeben von Jakob Schipper, 1. Hälfte, vor. Daran anknüpfend, legt das w. M. J. Schipper eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Die Geschichte und der gegenwärtige Stand der Forschung über König Alfreds Uebersetzung von Beda's Kirchengeschichte", vor. Es werden darin, wie derselbe bemerkt, zuerst die älteren Ausgaben von Wheloc (1643) und von Smith (1722) kurz charakterisirt und es wird dann hingewiesen auf die Fortschritte, die das Studium der Werke König Alfreds bei dem Aufschwung der Wissenschaft der englischen Philologie während der letzten 20 Jahre, namentlich infolge der Veröffentlichung der von König Alfred übersetzten Schriften „De cura pastorali" Gregors und der Weltgeschichte des Orosius durch Sweet, gemacht hat. Für Alfreds Bedaübersetzung sind die Untersuchungen von August Schmidt über das Verhältniß derselben zum lateinischen Original (Berliner Dissertation, 1889) und die 1890 in den Publikationen der Early English Text Society erschienene neue Ausgabe Thomas Millers von besonderer Wichtigkeit. Die aus dem Letzteren aus sprachlichen Gründen aufgestellte Behauptung, daß die Uebersetzung nicht von König Alfred herrühre, sondern in einem mercischen Kloster entstanden sei, sucht der Verfasser durch die dagegen geltend gemachte Bedeutung der historischen Zeugnisse für Alfreds Autorschaft und durch Hervorhebung gewisser syntaktischer Mängel der Uebersetzung, die ein gelehrter Geistlicher sich schwerlich hätte zu Schulden kommen lassen, zu entkräften. Der weiteren Erörterung dieser Fragen auf Grundlage des gesammten handschriftlichen Materials und einer genauen Vergleichung desselben mit der lateinischen Vorlage soll die von dem Verfasser im ersten Halbband der Akademie vorgelegte, mit ihrer Unterstützung von ihm veröffentlichte neue Ausgabe der „Uebersetzung König Alfreds von Beda's Kirchengeschichte" dienen, in der er die in Betracht kommenden Theile des lateinischen Textes auf Grundlage der neuesten Ausgabe von C. Plummer (Oxford, „Clarendon Preß" 1896, 2 Bände) mitgetheilt hat. Zum Schluß der Abhandlung wird diese verdienstliche Ausgabe in Kürze besprochen. — Das w. M. Hofrath O. Benndorf überreicht im Namen der kleinasiatischen Kommission folgenden Bericht des Dr. Adolf Wilhelm über seine in Griechenland gemachten epigraphischen Studien: Von dem Ministerium für Kultus und Unterricht zur Unterstützung der von Oesterreichern in Griechenland betriebenen klassischen Studien nach Athen entsendet, habe ich seit Herbst 1894, gleichzeitig seitens der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften mit einem Auftrage betraut, meine Studien über griechische, insonderheit attische Inschriften an Ort und Stelle wieder aufnehmen und dank der ebenso wohlwollenden als wirksamen Förderung, die mir die Herren Generalephoros P. Kawadias und Epimelitis B. Leonardos jederzeit angedeihen ließen, an der Neuordnung und Ausbeutung der nordem durch den verewigten H. G. Lolling geleiteten Inschriftensammlung des Nationalmuseums zu Athen theilnehmen können. Die Ergebnisse meiner Forschungen, soweit sie attische Steine angehen, gedenke ich demnächst theils in einer größeren Abhandlung unter dem Titel „Attische Studien", theils in kleineren Aufsätzen vorzulegen. Umfängliche neue Texte mitzutheilen, wie sie den verwöhnten Epigraphikern unsrer Tage andere Stätten liefern, ist mir nicht gegönnt. Allerdings ist die Zahl der unveröffentlichten Stücke, die das Nationalmuseum birgt, keine ganz geringe und der Zuwachs, den zufälliger Fund oder systematische Grabung bringen, erfreulicherweise noch immer ein ansehnlicher. Aber auch in dem Bestande, den das Sammelwerk der Berliner Akademie bucht, hat der große Trümmerhaufen der attischen Inschriften nach manchen Schatz ungehoben vorbehalten. Ueber Erwarten reich ist der Gewinn, den auch nach Kirchhoffs, Köhlers, Dittenbergers und Lollings grundlegender Arbeit eindringende Erklärung und zutreffende Ergänzung der bereits bekannten und vor allem richtige Zusammensetzung der noch nicht als zu einander gehörig erkannten Bruchstücke erzielen kann. Ohne spätere Zeiten auszuschließen, haben sich meine Bemühungen bisher vornehmlich den Urkunden des 5. und 4. Jahrhunderts zugewendet. Diese Wahl und Beschränkung des Gebietes war durch das Bedürfniß der Sammlung, deren Ordnung von den älteren zu den jüngeren Steinen vorzuschreiten hat, und durch die Thatsache geboten, daß eine neue Bearbeitung des ersten Bandes des Corpus Inscriptionum Atticarum und seiner Supplemente dringend wünschenswerth erscheint. Inwieweit dieser Aufgabe und der Ergänzung und Berichtigung der übrigen Theile des Corpus von dem Berichterstatter vorgearbeitet ist, läßt eine ausführliche von ihm hierauf mitgetheilte Uebersicht über die hauptsächlichsten Ergebnisse seiner mehrjährigen Studien erkennen.

* In der letzten Nummer der „Münch. Med. Wochenschrift" berichtet Dr. C. Näse über die zahnärztlichen Untersuchungen, die er an etwa 20,000 Rekruten vorgenommen hat. Er gelangt hinsichtlich des Einflusses der Bodenbeschaffenheit auf die Beschaffenheit der Zähne zu dem Resultate, daß, je härter das Trinkwasser, d. h. je kalk- und magnesiumreicher der Boden, um so besser der Zahnbau ist. Eine Bestätigung erhält Dr. Näse durch die Untersuchungen des schwedischen Zahnarztes Dr. Förberg. In Schweden sind die zahnärztlichen Untersuchungen im ganzen Lande angestellt worden, gleichzeitig mit den allgemeinen ärztlichen Untersuchungen. Auch dort hat sich ergeben, daß der Härtegrad des Wassers bestimmend ist für den Prozentsatz an kariösen Zähnen. So hatten beispielsweise in der schwedischen Stadt Boras, dessen Trinkwasser einen Härtegrad von 0.5 besitzt, 97.7 Proz. der gesammten Kinder kariöse Zähne und 25 Proz. der gesammten Bevölkerung. In Malmö, dessen Trinkwasser überaus reich an Kalk und Magnesia ist, so daß dasselbe einen Härtegrad von 12.0 aufweist, betrug der Prozentsatz an Kindern mit kariösen Zähnen nur 0.3, während der Prozentsatz der Personen an erkrankten Zähnen sich nur auf 15.4 belief.

* In Bezug auf die offizielle Schreibung unsrer neuesten in China erworbenen Gebietstheile erhalten die „Hamb. Nachr." aus wissenschaftlicher Seite eine Zuschrift, in der abermals darauf hingewiesen wird, daß die Umlautung des Namens Kiao mit Ki—a—o falsch ist. Wir Deutsche haben in Bezug auf die Namenschreibung fremder Orte und Eigennamen uns lange Zeit von den Engländern und Franzosen ins Schlepptau nehmen lassen und die Namen einfach nach deren Angaben nachgeschrieben, während es doch geboten

erscheint, dieselben, namentlich wenn es sich um deutsches oder neutrales Gebiet handelt, nach unsrer Weise und so zu schreiben, wie sie von den Eingebornen an Ort und Stelle gesprochen werden. Warum schrieben wir z. B. stets Zanzibar statt Sansibar, wie die Araber v. a. den Namen der Insel aussprechen? Warum schreiben wir heute noch Ujiji statt Udschidschi, wie der deutsche Ort am Ostufer des Tanganjika-Sees in Mittelafrika heißt? Warum Ukerewe statt Ukerewe? Den gleichen Fehler begehen wir bei der Schreibung des Namens Kiao, der, wie alle in China mit tj geschriebenen Worte, von den Franzosen mit ki geschrieben wird, da ihnen (den Franzosen) das weiche chinesische tj schwer fällt, zu schreiben und zu sprechen. Die Chinesen sagen Tjau-tschau, nicht Kiau- oder Kiao-tschau, ebenso Petjing, Nantjing, Jangtsetjang und nicht Peking, Nanking, Jangtsekiang. (Das j entspricht hier genau dem ch in dem deutschen Pronomen „ich".) Der Ort, an dem die zwei deutschen Missionäre getödtet wurden, heißt Tschavgtja, nicht Tschaaglia, wie die Franzosen schreiben. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir uns endlich von der falschen, die Originalsprechweise meist vergewaltigenden Schreibung der Engländer und Franzosen frimachten und uns auch in dieser Beziehung auf die eigenen Füße stellten, umsomehr, als das Deutsche sich bei weitem besser eignet zur Wiedergabe der originalen Laute fremder Völker als das Französische, oder gar das Englische. Also: Kiao-tschau-Bucht ist unrichtig, die Chinesen an Ort und Stelle sagen „Tjav-tschau-Bucht". Wir haben gar keinen Grund, eine substituirte französische und obendrein falsche Schreibung zu acceptiren. Vielleicht findet sich in der Umgebung des Prinzen Heinrich ein „weidlicher Linguiste", der sich der Sache annimmt und beizeiten für Remedur sorgt, damit unsre kartographischen Werke und Lehrmittel frühzeitig genug von dem Irrthum Notiz nehmen können.

* In einer neu erschienenen englischen Fachzeitschrift für Zahnärzte findet sich das Bild des vom Röntgenstrahlen durchleuchteten Kopfes einer Mumie. Mit besonderer Deutlichkeit sind zwei Reihen tadelloser Zähne zu erkennen, deren Kronen merkwürdigerweise alle eine vollkommen rechtwinklige Form haben. Die Röntgenstrahlen durchdringen die vielen Hüllen der Mumie, als wären diese nur dünne Schleier. Der Kopf, den man unstreitig für den einer jungen Frauensperson halten darf, weist — wie der „Radiograph" ebenfalls mit großer Klarheit zeigt — sehr dicht gewachsenes, anscheinend helles Haar auf.

* **Würzburg.** An der hiesigen Universität fanden im letzten Jahre 160 Promotionen statt, davon entfallen 133 auf die medizinische, 3 auf die theologische, 4 auf die juristische und 20 auf die philosophische Fakultät.

* **Karlsruhe,** 24. Jan. Prof. Sombart (Breslau) wurde von der Fakultät der hiesigen Technischen Hochschule der Regierung vorgeschlagen als Nachfolger des nach Zürich berufenen Prof. Herkner.

* **Berlin.** Der Konservator des Archäologischen Museums in Stockholm, Prof. Dr. Oskar Montelius und der Director of the Scottish marine station for scientific research in Edinburg, Dr. John Murray, wurden zu ausländischen Rittern des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste ernannt. — An der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg ist der Architekt Friedrich Seefeberg als Privatdozent bei der Abtheilung für Architektur zugelassen worden. — Am 22. Jan. starb in Charlottenburg nach kurzem Leiden der kgl. Oberförster a. D. Oskar v. Riesenthal im 68. Lebensjahre. Er war einer der hervorragendsten Kenner der deutschen Vogelwelt, besonders der Raubvögel; sein bedeutendstes Werk, „Die Raubvögel Deutschlands", hatte er Kaiser Wilhelm I. gewidmet. Er war seit 30 Jahren als Jagdschriftsteller thätig, und sein Name ist einer der gefeiertsten in der deutschen Jägerwelt. Bis zum letzten Augenblicke arbeitete er noch an dem jetzt im Erscheinen begriffenen großen Werke „Naumanns Vögel Europa's", dessen Abschnitt „Raubvögel" er zum größten Theil übernommen hatte.

* **Wien.** Zur Erinnerung an den auf den Salomons-Inseln im August 1896 ermordeten österreichischen Geologen Heinrich v. Foullon wurde Sonnabend Nachmittag im Geologischen Institut der hiesigen Universität eine Gedenktafel enthüllt. Der Feier wohnten die Wittwe des Ermordeten, ihre Kinder und die übrigen Familienmitglieder bei. Prof. Eduard Sueß hielt die Festrede. In bewegten Worten schilderte er das tragische Loos Foullons, der, fern von der Heimath, im Dienste der Wissenschaft sein Leben verlor. Vier meiner Schüler, sagte Prof. Sueß, hat nun das gleiche Schicksal ereilt: Ferdinand Stoliczka, der den Strapazen in den Hochgebirgen Zentralasiens erlag; Rohler, der in den bachtyarischen Bergen Persiens sein Leben lassen mußte; Lend, den in noch jungen Jahren die Wilden Zentralafrika's tödteten, und Baron Foullon, den der tödtliche Streich eines Tamahawks im Augenblick traf, als der Forscher die Ziffer seines Aneroïds notirte, um die Seehöhe festzustellen. Prof. Sueß gedachte auch in ergreifenden Worten der Mitglieder der Kriegsmarine, die als treue Kameraden Foullons mit ihm den Tod fanden, und schloß mit Worten des Beileids für die Familie. Das Denkmal ist von dem jungen Bildhauer Dietrich in weißem Marmor ausgeführt.

* **St. Petersburg,** 25. Januar. Die soeben hier eingetroffene „Turkestanskija Wjedomosti" meldet das Eintreffen der nach Turkestan, Kaschgar und Tibet entsandten wissenschaftlichen Expedition Dr. Futterers und Dr. Halderers. Die beiden Forscher, welche aus Karlsruhe stammen, verließen Deutschland Ende November v. J., um eine Reise über Kaschgar und Inner-Asien nach Peking auszuführen. Prof. Dr. Futterer ist Geologe. Die Reise geschieht auf Privatkosten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Max Haushofer: Lebenskunst und Lebensfragen. Ein Buch fürs Volk. 1. Lfg. Ravensburg, Otto Maier. — Rich. Voß: Der neue Gott. Roman. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898. — Elsässische und lothringische Kunstdenkmäler. Hggb. von Dr. S. Hausmann. Lothringische Kunstdenkmäler Lief. 3 bis 6, elsässische Kunstdenkmäler Lief. 15 bis 18. Straßburg i. E., W. Heinrich. — Marie Beeg: Das Kränzchen in der Küche. Ein Kochbuch in Versen. München, Karl Haushalter 1897. — Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Hggb. von Paul Seidel. 1. Jahrg. Berlin und Leipzig, Giesecke u. Devrient 1897. — Wild und Hund. 3. Jahrg., Nr. 50. Berlin, Paul Parey. — C. Regenhardts Geschäftskalender für den Weltverkehr. Adreßbuch von Bankfirmen, Spediteuren, Agenten u. s. w. 1898. 3. Aufl. Berlin und Wien, C. Regenhardt. — O. v. Schneching: Auf Rußlands Eisfeldern. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt 1898. — A. Oskar Klaußmann: Das Leben im deutschen Kaiserhause. Mit zahlreichen Abbildungen. Minden i. W., Wilhelm Köhler 1896. — Frühroth. Gedichte, verfaßt von drei Münchnern. Stuttgart, Felix Krais 1897. — Dr. Udo Dammer: Palmenzucht und Palmenpflege. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn 1897. — Geographische Zeitschrift. Hggb. von Dr. Alfred Hettner. 3. Jahrg., 12. Heft. Leipzig, B. G. Teubner 1897. — Franz Kullak: Der Vortrag in der Musik am Ende des 19. Jahrh. Leipzig, F. E. C. Leuckart 1898. — Wanda v. Bartels: Aus dem Sonnenstimmern. Novelletten. Leipzig, Eduard Avenarius 1898. — F. W. Weber: Dreizehnlinden. Illustrirte Prachtausgabe von Karl Rickelt. Paderborn, Ferdinand Schöningh. — Dienstaltersliste der Offiziere der preuß. Armee und des XIII. (württ.) Armeekorps. 1897/98. Abgeschlossen am 28. Nov. 1897. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1897. — Dr. Otto Stählin: Oberkonsistorialpräsident D. Adolf v. Stählin. Ein Lebensbild. Mit einem Bildniß. München, C. H. Beck 1898. — Dr. Bernard Altum: Der Vogel und sein Leben. 6. vermehrte Auflage. Münster i. W., Heinrich Schöningh 1898. — Georg Gayau, Andreas Pérate, Paul Fabre: Der Vatikan. Die Päpste und die Zivilisation. Die oberste Leitung der Kirche. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Muth. Mit vielen Illustrationen. Heft 1. Einsiedeln, Waldshut, Köln, Benziger u. Co. 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 27. Januar. Nummer 21.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Opitz und seine Kritiker. Von E. L. Gehring. — Eine persische Dichteranthologie. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Opitz und seine Kritiker.

Die Geschichte des Lebens und Wirkens des „Vaters der deutschen Poesie“ kontrastirt so gewaltig mit dem Geschick seines Namens, daß es gerade jetzt, beim Rückblick auf das 3. Centenarium seiner Geburt (23. Dezember 1597), wohl der Mühe sich verlohnt, eine flüchtige Umschau zu halten, um zu sehen, wie weit es der modernen Literarhistorie gelungen ist, das Wirken und Verdienst Opitzens in geschichtlich objektiver Weise zu würdigen.

Betrachten wir gewissenhaft das Leben und Schaffen des großen Schlesiers, so tritt er uns mit dem Wesen und allen Eigenschaften eines sprachlich-literarischen Reformators entgegen. Poesie und Poetik sind die Pole, um die sich seine agitatorische und versifikatorische Thätigkeit bewegten, und nach beiden Richtungen hin hat sich jede Kritik zu bewegen, die sich mit historischer Festsetzung und Begründung des Werthes Opitzens und seiner sprachgeschichtlichen Stellung befaßt. Das war aber nicht immer und allerwärts der Fall. Seine Zeit, ja das ganze Jahrhundert, dem er die Signatur seines Geistes aufgedrückt hat, nahm und bewunderte ihn als kritisch-poetisches Doppelwesen, und selbst seine wenigen Gegner (Audreä, Lauremberg und Schuppius) richteten ihre satirischen Pfeile gegen das Zaunshaupt des Poeten und Theoretikers Opitz. Dieselben prallten aber an der olympischen Ruhe und Siegesgewißheit des schlesischen Reformators wirkungslos ab und die kleineren, meistens geringfügig formellen Bemäkelungen seiner öffentlichen oder anonymen Anhänger waren derart unbedeutend und einflußlos auf die Opitz-Kritik des 17. Jahrhunderts, daß sie als vollständig belanglos nicht in historische Betrachtung gezogen werden können. Das Beispiel Haumanns, eines zweifellos begeisterten Bewunderers Opitzens, hatte offenbar abschreckend auf sämmtliche Kritiker der deutschen Renaissance gewirkt, die doch sonst von kühnem, ja übermüthigem Geiste beseelt waren, was ihr Vorgehen gegen Zesen bewies. Haumann hatte in seinen „Anmerkungen“ den leisen Versuch gewagt, einige Reime des schlesischen Meisters wegen ihrer dialektischen Färbung zu tadeln; dafür wurde er von Tscherning in barbarischer Weise gebrandmarkt und ihm unter anderen Höflichkeiten auch der Titel eines „elenden Skribenten“ verliehen; in gleichem Tone fielen noch hundert Jahre später Opitzens Biograph Lindner und der Dichter und Polyhistor Triller über den kritischen Sündenbock der deutschen literarischen Renaissance her. So kam es, daß Opitz bis zu den Zeiten Gottscheds als Dichter und Poetiker unangetastet den Ruf des „Vaters der deutschen Poesie“ genoß, dem die ganze Nation zu höchstem Danke und begeistertster Bewunderung verpflichtet sei.

Seine poetischen Werke galten als Gipfel dessen, was an dichterischen Leistungen erreicht, nicht aber übertroffen werden könne, und sein Buch von der deutschen Poeterey sah man als unfehlbaren Kodex der literarischen Kritik an.

Gottsched, der Usurpator des kritischen Areopags zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, griff bei seinem Tantalussturze nach dem Opitzischen Nimbus, um sich durch ihn zu halten, doch vergebens! Er riß den schlesischen Meister mit sich in seinen Fall, und der Name und Ruhm des „Sterns der Renaissance“ erlosch für mehr als ein halbes Jahrhundert; seinen Ruin überstrahlten neue, glänzendere kritische und dichterische Gestirne. Durch Lessing und Goethe wurde Opitz für immer aus dem literarischen Leben unsres Volkes verdrängt und in eine historische Figur verwandelt, Jahrzehnte jedoch dauerte es, bis sein Name in dieser Eigenschaft wieder auftauchte. Doch wie verschieden war nun die Erscheinung gegenüber ihrem meteorartigen Niedergange!

Gervinus und Hoffmann von Fallersleben waren die Ersten, die sich mißtrauischen Blickes dem schlesischen Reformator wieder nahten.

Der Anfang dieser neuen Phase der Opitzkritik war kein günstiger für den Altmeister der deutschen Renaissance. Die beiden Forscher nahmen Charakter, Leben und Schaffen des „Herrn von Boberfeld“ unter eine so scharfe Lupe, daß von dem vergötterten Idol der Renaissance kaum mehr als einige schattenhafte Umrisse erkennbar waren.

Hoffmann von Fallersleben war es gelungen, im Wiener Archiv die Entdeckung zu machen, daß sich der Uebersetzer des berüchtigten Manuals des Jesuitenpaters Martin Becanus Martin Opitz nenne. Das war allerdings eine für den moralischen Ruf Opitzens höchst kompromittirende Thatsache.

Gervinus, der es zu den Hauptprinzipien eines literarhistorischen Kritikers rechnete, an erster Stelle auch den Charakter eines Dichters gründlich zu durchleuchten, zog aus der Hoffmann'schen Entdeckung eine tiefgehende Abneigung gegen den Boberschwan und zerpflückte dessen Ruhm in jeder Hinsicht, wie das Kind die Blume. Seine Antipathie gegen den Charakter Opitzens, die sich stellenweise zu förmlichem Hasse steigert, verleitet ihn jedoch sehr häufig bei Würdigung des Schlesiers als Mensch, Dichter und Gelehrten zu Uebertreibungen, falschen Schlüssen, sowie geringschätzigen, verächtlichen und wegwerfenden Urtheilen.

Opitzens dichterische und formelle Verdienste bezeichnet er als „hohl“ und das Buch von der deutschen Poeterey wird in seiner Bedeutung mit Gottscheds „Kritischer Dichtkunst“ verglichen.

Der Grundton der Kritik des literarhistorischen Altmeisters Gervinus kehrt fast in allen größeren Literaturgeschichten, Dissertationen, Essays ꝛc. bis auf unsre Tage wieder. Stets herrscht in denselben das negative Urtheil gegenüber dem positiven vor. Die äußersten Konsequenzen aus demselben zogen Tittmann und Roquette. Beide sprechen dem „Deutschen Horaz“ jeglichen Werth als Dichter rundweg ab. Tittmann (M. Opitz, Einleitung S. 62) sagt hierüber: „Opitz ist kein Dichter; dazu fehlt ihm so gut wie alles.“ Roquette: „Er war kein schöpferisches, er war ein rein formales Talent. Er hatte weder Gemüth, noch innere

Wärme, ihm fehlte zum Dichter nicht mehr als alles. Er arbeitete nach äußeren Regeln, ohne innerliche Betheiligung, Erfindung und Phantaſie waren ihm etwas unbekanntes.“

Später macht er Opitz ſogar den Vorwurf, daß er in ſeinem „Vesuvius“ beſchrieben, „was er nie geſehen“ habe. Derſelbe Vorwurf müßte aber auch gegen Schillers Alpenſchilderungen im „Wilhelm Tell“ und in ſeinem Gedichte „Der Berggeiſt“ erhoben werden, wo er „die niegeſehene Wirklichkeit“ ſo gut getroffen hat.

Roquette geht aber in ſeinem Urtheil noch einen gewaltigen Schritt weiter, indem er Opitz auch als Patrioten und moraliſchen Charakter verwirft: „Als patriotiſcher Charakter, als Mann der deutſchen Freiheit iſt Opitz nicht zu verwerthen.... Er lag im Staube vor jedem Großen, er wußte nichts von Ueberzeugung und ſchmeichelte, wo er als Ehemann verabſcheuen ſollte.... Er war berechnend und charakterlos in allem.... Opitz hat die Geſinnungsloſigkeit, welche unter den Poeten des 17. Jahrhunderts ganz zur Regel wurde, eingeführt.... In unſern Tagen ... ſoll man in Schulen und in Büchern einen charakterloſen Poeten nicht mehr preiſen, der ſeinen Ruhm dahin hat.“

Zum Glücke ſtehen dieſen maßloſen Urtheilen eine Reihe anerkennender, wie die Strehlke's und Weinholds, gegenüber. Sie gründen ſich auf Ausſprüche von Zeitgenoſſen, auf Opitzens Aeußerungen in ſeinen Schriften und auf das, was man zwiſchen den Zeilen der damaligen Kulturgeſchichte leſen kann; auf ihre Details ſoll ſpäter näher eingegangen werden.

Erfreulicherweiſe kann konſtatirt werden, daß ſämmtliche negative Kritiker Opitzens mit Gervinus immerhin einen „guten Grund“ in Opitz anerkennen und dieſen als „formelle Gewandtheit“ definiren oder wohl auch als Gabe, „Fremdes ſich in leichter und eleganter Form zu aſſimiliren“. In dem Verwerflichen ſeines Charakters und in der Schmälerung ſeiner Verdienſte als Dichter, Ueberſetzer und Theoretiker ſind ſie Alle einig.

Charakteriſtiſch für die ganze Gruppe, wozu wir auch Koberſtein, W. Scherer, Vilmar und Goedeke rechnen, iſt das Urtheil Fritſchs (Promotionsſchrift über das Buch v. d. d. Poet. S. 77): „Der Vater der deutſchen Dichtkunſt“, der Erwerber der deutſchen Sprache für die Poeſie, der Streiter für ihre Reinheit iſt mit nichten biederdeutſch. ... Und vollends der poetiſche Charakter Opitzens iſt nicht nur undeutſch, er iſt geradezu franzöſiſch.... Von der Gemüthstiefe deutſcher Lyrik finden wir in Opitz kaum eine Spur. Was nun die Subſtanz ſeines Weſens ausmacht, ... ſo ſind dies formales Dichtertalent, feines Sprachgefühl, nationaler Stolz.“

Ein früherer Kritiker, Reinhart Zöllner (Deutſches Muſeum, 15. Jahrgang 1865), iſt ebenfalls ein prägnanter Vertreter dieſer negativen Richtung, die auf der einen Seite ein weniges zugibt, um auf der anderen faſt alles hinwegzunehmen. Er äußert ſich an der bezeichneten Stelle folgendermaßen: „Opitz' eminenter Sinn (nur dieſer? der Verfaſſer) für Sprache und Versmaß muß anerkannt werden, übertroffen wurde er aber von ſeiner Nachahmungsſucht und blinden Abhängigkeit von Ronſard. Ein merkwürdiges Faktum, daß er ſein Vorbild auch in rhythmiſcher Liedertüchtigkeit nachäffte. (Dieſes Urtheil beruht auf der irrthümlichen Auffaſſung einer Stelle in der Poeterey: Bin ich mehr als Anakreon ꝛc., derſelbe Irrthum unterlief auch Borinski und Fritſch.)... Kann es uns nun noch auffallen, daß bei ſo ſklaviſcher Abhängigkeit auch der Charakter ſich wandelte und ſeinem Vorbilde gemäß geſtaltete, daß Opitz bei dem franzöſiſchen Hofdichter (Ronſard) Kriecherei, Lobhudeln und eine Geiſtesproduktion lernte, die ihm Stellung (?) und Vortheil (?) bei ſeinen Zeitgenoſſen und Verachtung der Nachwelt einbrachte?“

Vorurtheilsfreier und würdevoller äußert ſich K. E. P. Wackernagel über Opitz. Er preiſt (Vorreden zu ſeiner Auswahl deutſcher Gedichte, Berlin 1845) deſſen ſprachliche und metriſch-proſodiſche Verdienſte und entſchuldigt ſeinen übermäßigen Ruhm als Dichter mit „ſeiner verfallenen, haltungsloſen Zeit“. Aber eben dieſe rühmt Tittmann in dem Proſpekt zu ſeiner Ausgabe deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts mit überſchwänglichen Worten: „Dem 17. Jahrhundert gebührt das Verdienſt, die deutſche Schriftſprache wieder zu Ehren gebracht, ſie wieder in die Poeſie eingeführt und ſo den Boden geſchaffen zu haben, auf dem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Kunſtdichtung der Deutſchen ſich zur klaſſiſchen Blüthe entfaltet hat. Man ſtellte feſte Regeln für Proſodie und Versbau auf; man ſonderte die verſchiedenen Dichtgattungen, indem man ihre Grenzen zu beſtimmen ſuchte. Unverkennbar tritt auch das Beſtreben hervor, die poetiſchen Erzeugniſſe mit einem höheren und würdigeren Gedankeninhalt zu erfüllen.“

Welche kritiſche Naivetät, die Verdienſte des Meiſters zu übertragen auf die Zeit, die er geſchaffen, ihm ſelbſt aber von dem reichen Tiſche, den er ihr bereitet hat, nur ein paar Broſamen zukommen zu laſſen!

Als moderne Reſtauratoren und Apologeten des Schöpfers und Leiters unſrer literariſchen Renaiſſancebewegung ſind Barthold (Geſch. d. Fruchtb. Geſell.), die Literarhiſtoriker Lemcke und Cholevius, ſowie Micus (Paderborner Programmſchrift) zu betrachten.

Sie gelangten, den Standpunkt Gervinus' verlaſſend, zu Reſultaten, die dem ſeinigen und dem ſeiner Anhänger geradezu entgegengeſetzt ſind. Weichen ſie auch in ihren Urtheilen faſt gerade ſo viel nach der anderen Seite von der Mittellinie der hiſtoriſchen Wahrheit ab, wie ihre kritiſchen Kollegen der Gervinusſchule nach der einen, ſo gebührt dieſen Männern immerhin das Verdienſt, ein ſtarkes Gegengewicht gegenüber den Extravaganzen der negativen Richtung in die Waagſchale der modernen Opitzkritik gelegt zu haben.

Strehlke, der bis jetzt einzige Monograph Opitzens, hält die Mitte zwiſchen dem Abſprechenden der Gervinusſchule und den modernen Lobrednern des großen Schleſiers. Aeußerlich erkennt er zwar Gervinus' Prinzip der literarhiſtoriſchen Kritik an, in ſeinem thatſächlichen Urtheil aber rühmt er Opitzens vielſeitige Verdienſte und mildert, was dem Meiſter etwa als zu große Schwäche angerechnet oder zum ſchwerwiegenden Vorwurf gemacht werden könnte, betonend, wie ſchwierig Terrain und Umſtände waren, die Opitz beim Beginn ſeiner Reformthätigkeit angetroffen habe. Außerdem finden wir bei Strehlke zum erſtenmal den Geſichtspunkt richtig angegeben, von dem aus Opitz und die literariſche Renaiſſance in ihren Werken und Zielen erforſcht, betrachtet und kritiſirt werden wollen, wenn ein klares, objektives, hiſtoriſch gerechtes Urtheil gewonnen werden ſoll. Er ſagt nämlich in der Vorrede (S. V) zu ſeiner gediegenen Monographie: „Je weniger jene ältere Zeit auf die Anerkennung deſſen zu rechnen hat, der die Literatur nur vom äſthetiſchen Standpunkt aus betrachtet, umſomehr iſt es die Aufgabe der hiſtoriſchen Forſchung, ſich in ſie zu vertiefen und die faktiſchen Grundlagen zu liefern, deren eine gerechte und tiefeingehende Kritik nicht entrathen kann.“ — Daher kommt es, daß Strehlke's Buchlein über Opitz, abgeſehen von manchem Veralteten, im großen Ganzen noch immer das beſte iſt, was bisher über den ſchleſiſchen Reformator geſchrieben wurde. Strehlke's Monographie übertrifft an Grundlichkeit, an Ruhe des Urtheils und an Exaktheit der Schlußfolgerungen ſämmtliche Opitzkapitel in den großen, bekannten Literaturgeſchichten. Und wie ſehr man ſich auch von gewiſſen Seiten bemüht hat, Strehlke's Opitzurtheil nach dieſer oder jener Richtung hin auszugreifen:

fast immer hat die fortschreitende Forschung dem divinatorischen Blick Strehlke's recht gegeben.

Weinhold, der Dialektforscher und Landsmann Opitzens, hat am Schlusse seines Kieler Vortrags (1862) den Grundgedanken Strehlke's über Opitz und seine Bedeutung klar aufgefaßt und in weihevollen Worten ausgesprochen: „Martin Opitz konnte von seinem Sterbelager mit Befriedigung auf sein Leben zurückblicken; was dem Jünglinge vorschwebte, hatte der Mann erreicht. Die deutsche Poesie war selbst nach dem Urtheil des Auslands in den gleichen Rang mit der niederländischen, französischen, italienischen getreten; von dem Haupt der deutschen Dichter war Spott und Hohn genommen; und ihn sah ganz Deutschland, ganz Europa als den an, welcher durch Einsicht und Geschick, durch Lehre und Beispiel diese große Veränderung bewirkt hatte. Das ist sein geschichtliches unvergängliches Verdienst. ... Seine Gedichte leiden unter seinem gelehrten Gedächtniß und unter der Lehrhaftigkeit, unter der Mühe selbst, womit die poetische Sprache erst zu schaffen war. Wenn man aber vergleicht, was er fand, mit dem was er hinterließ, dann lernt man das Verdienst dieses Mannes schätzen und man bewundert, wie alle Richtungen der Folge sich in ihm bereits andeuten. ... Aus der Zerstörung des 30jährigen Krieges ragt er als ein aufbauender Geist hervor. Während das Blut und die Ehre Deutschlands vergeudet wurden, legte seine stille, fleißige Hand Stein auf Stein zu dem Bau, auf den das Vaterland seinen Ruhm und seine Hoffnung stützt." — Dieser Richter urtheilt gerecht! —

Wie die Gesammtauffassung und das Gesammturtheil der Forscher über Opitz die schärfsten Extreme aufweisen, so zeigen sich auch in der Kritik der einzelnen Werke des „deutschen Ronsard" geradezu diametrale Gegensätze. Es kann nicht des Verfassers Aufgabe sein, hier alle die sich widerstreitenden Richtungen im einzelnen oder auch nur im allgemeinen vorzuführen. Es würde der Aufsatz zu einem Buche anschwellen. Nur der divergirenden Ansichten über Aristarch, das Buch von der Poeterey und die Uebersetzungen Opitzens sei in gedrängter Kürze gedacht. Hiebei kommen außer den großen Literaturgeschichten auch eine Anzahl Dissertationen (Muth, Beckherrn, Frisch, Borinski), Essays (Zollner, P. Schultze), Programmschriften (Berdnek ꝛc.) und kleinere gedruckte Abhandlungen (Berghoeffer ꝛc.) in Betracht. Nach A. Zöllner (D. Mus. XV. Jahrg. 1865) ist der Aristarch „eine von Opitz in seinem 20. Jahre zur Würdigung der deutschen Sprache geschriebene lateinische Dissertation, verräth ziemlich genaue Bekanntschaft mit den Hauptvertretern der französischen Hofpoesie und besonders eine für Opitz sehr charakteristische Würdigung ihrer Verdienste um die Sprache"; nach P. Schultze (Schnorrs Arch. 14. Bd. S. 247) dient er „eminent vaterländischen Zwecken"; nach Beckherrn (Diss. S. 45) „zeigt sich uns darin der Theoretiker Opitz bereits im Keime"; nach Borinski (Poet. d. Ren. S. 57) muß man anerkennen, daß Opitz das Thema (de contemptu linguae Teutonicae) „von einer neuen, sehr wirksamen Seite erfaßt und ohne Zugeständnisse energisch durchführt". Tittmann (M. Opitz S. XVIII) und andere Anhänger der Gervinusschule betrachten ihn als die „Arbeit eines Schülers"; „unmittelbare Wirkung für seine Zeit hatte derselbe nicht."

Dem steht aber die Thatsache gegenüber, daß Schottel, Tscherning und andere Theoretiker der damaligen Zeit bald längere, bald kürzere Citate aus Aristarch anführen und Schottel überhaupt seine sämmtlichen (10, eigentlich 9) Lobreden auf Aristarch gründete.

Die unmittelbare Wirkung des Aristarch auf seine Zeit war weit größer als bis jetzt aus dem vorhandenen Quellenmaterial ersehen werden kann. Die kleine Reformschrift des 20jährigen Opitz verräth eine Reife des Urtheils, wie wir sie in ähnlichem Grade nur bei dem jungen Lessing noch finden.

Ebenso scharf steht Meinung gegen Meinung in den Urtheilen über das Buch von der deutschen Poeterey (1624)! „Diese erste deutsche Poetik", sagt Berdnek, „war die Frucht eines langen, eifrigen Studiums ausländischer Muster." Borinski dagegen (Poet. d. Ren. S. 63) meint: „das Büchlein hat ihm (Opitz) sehr geringe Anstrengung gekostet; es war ihm noch weniger als den übrigen Poetikern daran gelegen, den Gegenstand tiefer zu durchdenken oder gar eigenthümlich ästhetische Ansichten darzulegen."

Als schärfster Gegner Opitzens, außer Gervinus, erweist sich auch hier wieder Tittmann, der von der bedeutendsten Reformschrift des Schlesiers also urtheilt (M. Opitz S. XXVIII): „Das so berühmt gewordene Buch ist im ganzen eine flüchtige Arbeit, weniger auf ernsten Forschungen und eigenem Denken beruhend, als auf Reminiszenzen aus der Lektüre klassischer Schriftsteller, des Aristoteles, Horaz ꝛc. ꝛc."

In handgreiflichem Gegensatz zu dieser Meinung Tittmanns steht die folgende von Borinski (S. 64): „Es ist doch bewunderungswerth, mit welcher Selbständigkeit unser ‚Theoretiker' (Borinski hat in seiner Promotionsschrift Opitz für ‚keinen Theoretiker' erklärt, was im Zusammenhalte mit den Ansichten Anderer, Opitz sei kein Dichter, für den Werth des Reformators das absolute Nichts ergeben würde!) in der Auswahl verfährt; er nimmt das, was seinen Ansichten zusagt, heraus und geht an dem ihn nicht Ansprechenden, ohne sich durch Autoritäten blenden zu lassen, selbstbewußt vorüber. Insofern ist also Opitzens Poetik keine bloße Kompilation, die nur als Grundlage für die Folgezeit wichtig wäre, sondern sie hat als Vermittelung einer ganz bestimmten, wenn auch eklektischen Anschauung von dem Wesen der Poesie ihren selbständigen Werth."

Das gediegenste Urtheil über die erste deutsche Renaissancepoetik dürfte sich bei Berghoeffer (Buch v. d. d. Poet. S. 5) vorfinden, wo er sagt: „Von diesem Gesichtspunkte aus (d. i. Nachahmung und Nachbildung der Antike) wird man Opitz allerdings eine hervorragende Stelle in der deutschen Literaturgeschichte einräumen müssen, indem sein Buch von der deutschen Poeterei zum erstenmal, und zwar mit Nachdruck und durchschlagendem Erfolg, die damalige Gelehrtenposie von den Fesseln der antiken Sprache und Metrik loszulösen und der lateinischen Dichtung eine lebensfähigere deutsche an die Seite zu stellen suchte;" und weiter verweist er auf die Thatsache, „daß faktisch die deutsche Literatur den Gang nahm, welchen Opitz ihr vorschrieb, und auf diesem Wege zu der Höhe gelangte, die wir in der Blüthezeit des vorigen Jahrhunderts an ihr bewundern. Die Opitz'sche Poetik steht demnach ganz und gar innerhalb des Entwicklungsganges unsrer Literatur, das Verständniß der letzteren ist undenkbar ohne jenes Buch und seine Einwirkung auf die Folgezeit".

Von der weittragenden Bedeutung des poetischen Renaissancekodex, die von der Frage, ob sein Inhalt mehr Original oder Entlehnung sei, völlig unabhängig ist, zeigen auch Borinski's Schlußworte zu seinem Opitzkapitel (S. 113 u. ff.): „Das ‚nichtige Büchlein' ... hat Anstoß zu einer neuen Literatur gegeben und auch wir ... datiren von ihm, nach wie vor, eine neue Epoche. Opitz hat damit zuerst gewirkt für die Verbreitung der nothwendigsten Grundbegriffe und formalen Anschauungen von der poetischen Kunst, die im Auslande schon lange Gemeingut Aller geworden waren. Daß er dadurch auf die Produktion irgendwelchen autoritativen Druck hätte ausüben wollen, von einer solchen Absicht zeigt sich in seinem ganzen Wirken keine Spur; ... noch ist er angeweht von dem frischen Hauche der Renaissance, und nicht Gottscheds Kritischer Dichtkunst ist mit

Digitized by Google

Gervinus sein theoretisches Büchlein zu vergleichen, sondern eher dem Manifeste, mit dem die Plejade die neuen Gallier zur geistigen Eroberung der sacrez thresors des Alterthums einlud."

Roquette's und Anderer Urtheil über den „Codex Opitianus" ist, weil gänzlich unmotivirt und widersinnig, ohne jeglichen wissenschaftlichen Werth.

Daß bei der Quellenforschung über Opitzens Buch von der Poeterey stets nicht auseinander gehalten worden ist, was Opitz darin als allbekanntes und selbstverständliches Eigenthum der humanistisch Gebildeten aller Kulturländer Europa's hinstellte (die fünf ersten Kapitel) und was er selbst als wichtig und neu für die Bedürfnisse unsrer Sprache und Metrik (Kap. 6 und 7) festsetzte, kann hier nur angedeutet werden.

Als Begründer der deutschen Uebersetzungskunst im Sinne von Voß und Schlegel wird Opitz ebenfalls sowohl begeistert anerkannt als geringschätzig verworfen. B. Muth z. B. preist ihn als solchen (S. 19 seiner Promotionsschrift): „Zu dem Ruhme, der Begründer der neuen deutschen Prosodie geworden zu sein, hat Opitz sich auch den erworben, der Begründer der neuen deutschen Uebersetzungsweise zu sein, die nicht allein, gleich den Dichtern des Mittelalters, den Stoff aus der Fremde entlehnt und in freier selbstgeschaffener Form wiedergibt, sondern die dichterischen Erzeugnisse der anderen Nationen in wort- und sinngetreuer Uebertragung dem deutschen Publikum vorzulegen sich bemüht"; und Zöllner gesteht trotz aller sonstigen Abneigung gegen Opitz in Bezug auf seine Uebersetzungen: „Ueberall ist der Ausdruck glatt und fließend und offenbart ein außerordentliches Uebersetzungstalent". Borinski dagegen (S. 86 u. ff.) äußert sich hierüber skeptisch: „Diese Verdeutschungen sind zwar keine Paraphrasen mehr, wie sie bis jetzt bei Aneignung fremder Dichtwerke einzig üblich waren, Uebersetzungen in unserm Sinne sind sie noch nicht. Man kann wohl von Hübners Bartas und Werders Tasso, nicht aber von ihnen den Beginn des neuen Uebersetzungsprinzips datiren." Borinski dürfte sich hierin schwer geirrt haben; denn die Leistungen der beiden letztgenannten Uebersetzer aus dem Französischen und Italienischen erscheinen im Vergleich zu Opitzens „Antigone" und „Trojanerinnen" sprachlich und metrisch doch als sehr geringfügig, während Opitzens Uebertragungen aus der Antike sich durch Knappheit, Reife, Glätte und Glanz der Form höchst vortheilhaft vor den andern auszeichnen und das ganze 17. Jahrhundert hindurch in diesen Beziehungen nicht mehr erreicht wurden.

Des Verfassers Absicht kann es hier nicht sein, des weitern die mäandrischen Gänge der modernen Opitzforschung genauer zu verfolgen; dem Leser wird das vorstehend gegebene kleine labyrinthische Bild zur allgemeinen Orientirung genügen. Nur auf einige weitverbreitete thatsächliche Irrthümer und Unzukömmlichkeiten sei noch in Kürze hingewiesen; vielleicht verschwinden sie in Bälde aus den landläufigen Hand- und Lehrbüchern der Literaturgeschichte.

Es ist unrichtig, daß Opitz Anregung und Förderung seiner Ziele von der „Fruchtbringenden Gesellschaft" erfahren habe; daß er der Schöpfer oder auch nur Beförderer der verrufenen Gelegenheitspoesie des 17. Jahrhunderts gewesen sei; ebenso ist es falsch, daß sich Opitz Stellung und Reichthümer erworben habe; er brachte es in seinem ganzen Leben nicht höher als bis zum Range eines Privatsekretärs; 8 Jahre war er überhaupt ohne Verdienst und während dieser Zeit auf die Gastfreundschaft seiner Gönner angewiesen; er hat einfach gelebt und ist arm gestorben. Der ihm verliehene Adel (von Boberfeld) verwandelte ihn nach seinem eigenen Geständniß lediglich in einen „eques ἄνιππος sine rusticis".

In gleicher Weise sollte endlich einmal sein unpassender literarhistorischer Titel: „Haupt der 1. schlesischen Schule" in den allein richtigen: „Haupt der deutschen Renaissance" umgewandelt werden.

Absolut grundlos ist auch der häufig gehörte Vorwurf, daß die deutsche Literatur von Opitz zu einem internationalen Markt gemacht worden wäre, in dessen Getöse man das eigene deutsche Wort nicht mehr vernehmen könne. Dem widersprechen vollständig die thatsächlichen Verhältnisse unsres Klassizismus. Der Weg, den der schlesische Meister zur Hebung unsrer Literatur eingeschlagen, war der einzige, der ihm unter den damaligen literarischen Umständen und Bedingungen möglich war, und es ist derselbe, auf dem sich auch die Literaturen aller gebildeten Völker zu ihrer klassischen Periode emporgerungen haben. Daß wir im 17. Jahrhundert keinen deutschen Shakespeare oder Tasso bewundern können, und Schiller und Goethe erst ein Jahrhundert später erschienen sind, ist nicht die Schuld Opitzens, sondern Ironie des Zufalls.

Gelingt es der modernen literarhistorischen Kritik, wofür übrigens alle Anzeichen sprechen, die Beziehungen Opitzens zu seiner Zeit tiefer aufzudecken und wird sie, den exklusiven Standpunkt Gervinus' vermeidend, dem Schöpfer der deutschen Renaissance alle jene Rücksichten und mildernden Umstände zutheil werden lassen, die nothgedrungen einem literarischen Strategen an der Stelle Opitzens eingeräumt werden müssen, so kann es über kurz oder lang nicht fehlen, daß die sich entgegenstehenden Richtungen auf dem goldenen Mittelwege der historischen Wahrheit sich vereinigen, um dem deutschen Volk die wahre Gestalt jenes Mannes zu zeigen, der zur unglücklichsten Zeit der deutschen Geschichte mit sicherer Hand die solide Grundlage geschaffen hat, worauf später glanzvoll erleuchtete Geister den Tempel für die höchsten geistigen Güter unsrer Nation in unvergleichlich herrlicher Weise aufgerichtet haben.

E. L. Gehring.

Eine persische Dichteranthologie.

II.

P. H. Das zarte Sehnen der Liebe findet in der Poesie des Persers nur selten Ausdruck, die reelle Vereinigung mit der Geliebten steht ihm immer im Vordergrund. Er hegt daher Wünsche wie den folgenden, der bei aller Anspruchslosigkeit doch höchst raffinirt ist: „O wär' ich, Liebchen, doch dein Fieber, daß ich dann eine Fieberpustel auf deiner Lippe würde," oder er ruft: „Bist du eine Huri des Paradieses, mein Haus sei dein Paradies, bist du ein weißer Falke, mein Busen sei dein Nest." Bei der mohammedanischen Ausgestaltung der Ehe ist eine Frau die Rivalin und natürliche Feindin ihrer anderen Haremsgenossinnen, zwei Frauen desselben Mannes — für diese gibt es eine besondere Bezeichnung, mehr als zwei können sich meist nur Fürsten und sehr Hochstehende leisten — sind geradezu sprichwörtlich wegen ihrer Eifersüchtelei und Uneinigkeit untereinander verrufen. Z. B.: „Meine Freunde sind alle wie zwei Ehefrauen (desselben Mannes) geworden; das kommt daher, daß mir nicht Geld noch Gold blieb"; ein späterer Dichter macht einem Herrscher eine besonders feine Schmeichelei, wenn er sagt: „Beim Anblick deiner Gerechtigkeit schwand den Ehefrauen ihre Feindschaft (wurden selbst diese Zänkerinnen einig)."

Der Mohammedaner darf bekanntlich keinen Wein trinken, trotzdem findet man zahlreiche begeisterte Lobpreisungen des edlen Traubes. Schon der Traube: „Schau die Traube, gleich einem verschlossenen Weinschlauche, den noch niemand berührt hat. Wie ein dunkelfarbiges Auge

ist ihre Beere, ihr Kern darin wie die Pupille." Ein Anderer sagt ganz offen: „Trinke Wein und bezeche dich! Was willst du dich grämen? Weißt du nicht, daß ein Trunkener hundertmal besser ist, als ein in Kummer Versunkener?" Der fromme Muslim wird sich selbstverständlich beeilen, solche Trunkenheit auf mystische Versenkung in Gott zu deuten, wie ja Häfizs Lieder auf diese Art alle geistlich interpretirt werden. Schwerer war dies bei dem sich meist mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit ausdrückenden Omar Chajjâm, den man daher als unverbesserlichen Sünder gelassen hat, wie er ist, vor dem dann aber alle Frommen nachdrücklich warnen. „Offenbare deine heimliche Liebe und halte sie nicht verborgen. Was nutzt der Wein, der im Kruge bleibt?", oder: „Ich trinke Wein, bis ich wie eine Orange platze, ich trinke Wein, bis ich wie ein Schlauch anschwelle" kann man schließlich auch mystisch deuten, aber um damit Glauben zu finden, muß man schon ein persischer Mullâh sein. „Wenn ich trinke, trinke ich auf sein Wohl, die Erinnerung an ihn schwindet nie aus meinem Gedächtnisse", diese Worte setzen einen richtigen Trinkkomment voraus, wie er im Schâhnâme bis in das einzelne gehend durchgeführt ist. Hier wird bei den überaus häufigen Gelagen auf das Wohl Anwesender wie Abwesender getrunken, das erste Glas gilt meist dem Könige. Auch „Vor-" und „Nachkommen" war üblich, sogar auf das „Spezielle" Jemands trank man. Rustem leert einmal kurz vor dem Auszug zu einem Gefechte einen vollen Humpen auf seines Bruders Zevâr Wohl, den dieser nicht nachtrinken kann, da er für den Kampf nüchtern bleiben muß. Für Zecher hatte man den Ausdruck maigusâr, der wörtlich „Weinvernichter, Weinvertilger" bedeutete, also eine unserem studentischen „Biermörder" ganz verwandte Bezeichnung.

Die Vergleiche, welche persische Dichter anwenden, erforderten wohl einmal eine Monographie. Ausgeführte Bilder, wie sie Homer in so unübertrefflicher Weise bietet, findet man hier selten, gewöhnlich nennt der Perser nur kurz den verglichenen Gegenstand und überläßt es der Phantasie des Lesers, sich das angedeutete Bild im einzelnen auszumalen. „Um deinen Sohn sorgst du dich Tag und Nacht mit Leib und Seele und gleichst in deiner Liebe zu ihm einem Krokodil." Ein etwas sonderbarer Vergleich! Der Dichter hat dabei an ein wüthendes, im Wasser aufgeregt umherschwimmendes Krokodil gedacht, so außer sich wie dieses sei der Vater in der Sorge um seinen Sohn. Es ist merkwürdig, mit welcher Vorliebe die alten persischen Dichter das Krokodil in Vergleichen anwenden, obgleich sie kaum Gelegenheit haben konnten, je eines aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Der Verfasser des citirten Verses, Abû Schukûr, war in Balch heimisch, die nächsten Krokodile konnte er etwa im persischen Golf sehen, wohin er gewiß niemals gekommen ist. Im Schâhnâme werden sehr gern streitbare Heloen mit Krokodilen verglichen, aber auch ohne jede nähere Ausführung, es handelt sich immer nur um eine kahle Gleichstellung in Worten. Aegypten ist nur zweimal, beidemale auf kurze Zeit, persisch gewesen, doch wäre es immerhin möglich, daß das für das Nilland eine große Rolle spielende Thier auf die Phantasie der Perser, welche Aegypten besuchten, einen solchen Einfluß gewonnen hätte, daß es dann für immer dem Handwerkszeuge der Poesie beigefügt wurde. Indessen hat sich schwerlich eine deutliche Vorstellung von dem Thier gemacht, wenn er einen Tapferen „ein muthiges Krokodil" oder dergleichen nennt, oder wenigstens keine deutlichere als von einem Drachen oder Lindwurm.

Einige andere Vergleiche sind: „Sei fröhlich, aber die Augen deines Feindes seien immer von Thränen so naß, wie Aehrengrannen vom Thau", „Meine Hände sind schwach wie eine faule Zwiebel"; oder ausgeführter: „Wie die Winde sich um den Rosenstamm schlingt, so umschlinge ich jene silberweiße Pinie (die schlanke Geliebte von blendend weißer Hautfarbe)." Auch die Schwiegermutter trill schon auf: „Dein Feind und Widersacher ist wie eine kampfsüchtige Schwiegermutter gegenüber dem Schwiegersohn."

Die orientalische Phantasie ist unerschöpflich in Erfindung wundersamer Bilder. Z. B. „Der Himmel ist wie ein blaues Gewand, dessen schöne Franse der Regenbogen ist"; „Aus Verliebtheit habe ich in meinem Herzen hundert Feuertempel und in jeder Wimper eine Cisterne (Liebesgluth und Thränen dicht beisammen)." „Einer Barmherzigkeitswolke gleicht die flache (offene) Hand des Fürsten, wie eine Wolke läßt sie unaufhörlich Goldstücke regnen"; „Des Fürsten Größe und Freigebigkeit entfernt aus den Gesichtern der Greise alle Runzeln"; „Wie der Quellsucher aus dem Felsen die Quelle hervorlockt, so bringt dein mildes Herz aus deiner flachen (offenen) Hand Goldminen zum Vorschein". In plastischen Ausdrucksweisen leisten die Perser oft prächtiges; z. B. „Wenn dir deine Thaten am Jüngsten Tag vorgehalten werden, dann steckst du fest wie der Esel im Lehm", oder „Sein Bart ist länger als eine Elle, hundert Spinnen haben in ihm ihr Gewebe gesponnen (so verfilzt ist er)", oder „Was hältst du mich für eine Grille, die sich vor Tellergeklirr fürchtet (und lädst mich nicht mehr ein)?"

Ausgeführte Naturschilderungen sind nicht häufig; hübsch der Wirklichkeit abgelauscht ist das folgende Bildchen: „Wenn der junge Taube sich der Schnabel härtet, glattet sie ihr Gefieder und zupft sich den gelben Flaum aus. Der Korb, in dem sie aufgezogen ist, steht ihr nicht mehr an, sie verlangt nach der Stange (vor der Thür zum Taubenschlag), von ihr strebt sie kreisend zum Dach hinauf."

Pessimistische Klagen über die Vergänglichkeit alles Irdischen sind etwas sehr häufiges, sie treten in den verschiedensten Variationen auf. Um verlorenes Glück klagt der Eine: „Oft war ich berauscht und fröhlich in diesem Hause, mein Rang war höher als der von Edlen und Fürsten. Noch bin ich derselbe, das Haus ist das gleiche, aber auch mein Leid. Warum, ach, ward die Freude zu Leid?"; über die entschwundene Jugend der Andere: „Wie Myrte war einst all mein Haar frisch (wörtlich „grün", d. i. nach persischem Sprachgebrauch zugleich bräunet), jetzt, ach, hat sich weißer Reif auf dieses frische Haar gelegt." Umgekehrt rühmt ein Dritter: „Von Sandale und Esel bin ich dahin gekommen, daß ich nur noch chinesische Pantoffeln und Araberrosse will." Die sozialen Gegensätze liefern auch manchen Stoff, z. B.: „Viele sitzen tagtäglich bei Lammbraten und Crême, Viele können sich nicht einmal mit einer Linse satt essen." „Auf der Königsstraße denke nicht froh zu reisen, der Mensch wird auf ihr elend gestoßen", warnt den Niederen vor zu naher Berührung mit dem Höheren. Allgemeiner sind Sprüche wie die folgenden: „O Gott! Was ist dies für eine Welt! O Gott! Freude schenkt sie ein Gran und Leid die ganze Waagschale voll", „Dieses ganze Leben ist gleich einer Jagd, mein Sohn. Wir sind Spatzen, der Tod ist die Weihe", „Die Welt ist ein Gauckelspieler, ihrem Trugе ist kein Teufel gewachsen", „Wir sind Schafe und die Welt ist eine Hürde; zur Schlafenszeit (Tod) müssen wir Alle in die Nachthürde hinein", „Gottesdienst treiben wir hier Alle, die Welt ist der Gotze und wir seine Schamanen". Die Ungerechtigkeit der Welt charakterisirt der Spruch: „Warum erreicht des Geiers Leben 200 Jahre, ach! und warum bleibt die Schwalbe nicht länger als eines!"

Praktische Lebensweisheit äußert sich in folgenden Erwägungen: „Schaue auf den Igel: wegen der Rauheit seiner Stacheln gelüstet's den Kürschner nicht nach seinem Fell", „Was ist rachsüchtiger und bösartiger als eine Schlange?

Und doch locken sanfte Worte sie aus ihrem Loche heraus", „Bist du ein Falke, so schaue nicht auf Spatzen, bist du ein Habicht, so fliege nicht mit Enten."

Epigrammartig ist: „Jenes Weibsbild da hat eine Stimme, daß Einem bei ihrem Gesang kein Wein schmeckt. Man könnte wahrhaftig sagen, in ihrer Kehle kneise Jemand eine Katze am Ohr (die dann aus Schmerz schreit)."

Interessant ist folgendes Urtheil über einige Handwerksleute: „Bauern, Schmiede und Weber schlage todt, wenn sie müßig sind" — dieselben müssen also als besonders unruhige Köpfe gelten.

Eine echt orientalische prächtige Hyperbel leistet sich ein Dichter: „Vom vielen Wiegen des vom Fürsten geschenkten Goldes zerbrechen im Hause seiner Lobpreiser beständig Zünglein und Schalen der Waagen."

Sehr häufig bedauern wir es lebhaft, daß wir von einem Gedichte nicht mehr als nur die wenigen überlieferten Zeilen haben. „Der Jasmin kam zur Gesellschaft und drückte dem Veilchen die Hand, einen Angriff machten sie und schlugen das Heer der Orangen", geht das auf eine Blumenschlacht, oder soll es nur sagen, daß nach Orangenblüthen in einer Gesellschaft Jasmin und Veilchen herumgereicht wurden? Aus einem Liebesabenteuer stammt das Bruchstück: „Als Sämend, wie er versprochen hatte, erschien, ließ sich die Jungfrau flugs vom hohen Dach an einem Seil zu ihm herunter. Von den Bewegungen des Seils kam ihm Glück. Sie liebkoste ihren theuren Sämend, küßte ihm Fuß, Kopf und Hand." Kurios ist das Fragment: „Ich erhielt die Kunde, er habe ein Paar Hosen zum Schlafen für die Nacht gemacht von lauter schönem Stoff aus Dabik (Stadt in Aegypten)." Derartige Bruchstücke, die gar keine Vermuthung über die Situation zulassen, auf welche sie anspielen, sind leider recht viele; wenn sie uns wie das eben erwähnte wenigstens auch etwas kulturhistorisch oder andernfalls etwas sprachlich interessantes mittheilen, so können wir damit sehr zufrieden sein; bisweilen ist aber auch dieses nicht der Fall.

Eine beliebte Kunstform der Poesie besteht darin, daß ein Ereigniß, dessen Eintreten für ganz unmöglich gilt, mit einer anderen Unmöglichkeit in Parallele gesetzt wird. So läßt Geibel das Negerweib sagen:

„Das mag werden, wenn der Mississippi rückwärts fließet,
Wenn in hoher Baumwollstaude dunkelblau die Blüthe sprießet,
Wenn der Alligator friedlich schlummert bei den Büffelherden,
Wenn die weißen, freien Pflanzer, wenn die Christen Menschen werden."

Wie populär diese Form ist, beweisen ewige Freundschaft versprechende Verse, welche man in Jugendstammbüchern finden kann. Im Persischen ist nun eine derartige Ausdrucksweise auch sehr beliebt, der Dichter Farruchi hat sie besonders gern angewandt, doch finden sich auch Beispiele schon vor ihm. So heißt es: „Bis nicht der Fasan seine Eier in das Alkalikraut (vor dem alle Thiere eine große Abneigung haben) legt, oder der Dammhirsch aus seiner Brust Milch gibt", oder „So lange nicht am Jasminstrauche Rosen sprießen, so lange nicht Orangen am Sauerkirschenbaume wachsen", oder „So lange sich der schwarze Rabe nicht mit dem weißen Falken paart, so lange sich nicht mit dem grauen Falken das Rebhuhn paart", oder „So lange die Aloe nicht des Zuckers Süße hat, so lange die Weide nicht wie Aloe duftet" u. a. m.

Eine vollständige Uebersetzung von Ajadi's Anthologie würde ein verdienstliches Unternehmen sein, die große Schwierigkeit der Aufgabe läßt aber eine solche in befriedigender Weise kaum möglich erscheinen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse.** Sitzung vom 15. Dezember 1897. Es werden folgende Druckwerke angelegt: „Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina", herausgegeben vom bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum. 5. Band, eingesendet von der bosnisch-herzegowinischen Landesregierung: „Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft" von Dr. med. W. Stern, geschenkt vom Verfasser; „Die böhmischen Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse", herausgegeben vom kgl. böhmischen Landesarchive, 9. Band (1595—1599), eingesendet vom Landesausschusse des Königreichs Böhmen; „Die archäologischen Funde römischer Zeit in Wien" von Friedrich Kenner (Separat-Abdruck aus dem 1. Band der „Geschichte der Stadt Wien"), gespendet vom Verfasser; „Saint Eucher, Evêque de Lyon", gespendet von Hrn. Paul Richard in Lyon. — Das w. M. Regierungsrath Dr. Friedrich Kenner legt namens der Limes-Kommission folgenden Bericht des k. u. k. Obersten Groller vor: Die Fundorte einer stattlichen Reihe von Grabsteinen, deren Inschriften — mit Ausnahme der zwei zuletzt ausgegrabenen — durchweg Soldaten der XV. Legion nennen, liegen innerhalb eines Raumes, der einen schmalen, geraden Landstreifen zwischen Petronell und dem Lager von Carnuntum darstellt. Innerhalb dieses Landstreifens war, wie Prof. Dr. Bormann (Bericht über die Ausgrabungen in Carnuntum 1892—1894) dargethan hat, die „älteste Gräberstraße von Carnuntum" zu suchen, eine Vermuthung, welche durch die im letzten Sommer ausgeführten Grabungen zur Thatsache geworden ist. Im Nachfolgenden werden die Ergebnisse dieser Grabungen kurz beschrieben. Nahe der genau bekannten Fundstelle eines im Frühjahre 1897 ausgegrabenen Steines (Sextus Julius) wurde der solid gebaute Straßenkörper zuerst angeschnitten; die Aufdeckung eines der beiden Ränder in der Länge von mehreren Metern ergab das Alignement für die weitere Aufsuchung. In Sprüngen von 50—100 m nach beiden Richtungen fortschreitend und stets den aufgedeckten Rand als Richtschnur benutzend, trat allmählich der Straßenkörper in der knieenten Länge von 650 m zutage. Diese Strecke zeigt in drei Abschnitten, deren jeder rund 200 m lang ist, einen wesentlich verschiedenen Erhaltungszustand; im mittleren Drittel fand sich der Straßenkörper vollständig konserviert und läßt das technische Detail mit voller Klarheit erkennen. Hiernach ergibt sich in diesem Abschnitte folgendes Bild der Anlage: Unter der heutigen Bodenoberfläche liegt eine oben und unten scharf und eben begrenzte Schicht von Belvedereschotter in der Mächtigkeit von 50—60 cm und in der wechselnden Tiefe von 10—60 cm. Diese Schotterschichte wurde als Bett des Straßenkörpers benützt. Derselbe besteht aus einer 15—25 cm dicken, sorgfältig ausgeführten Packung von Bruchsteinen des in der Gegend allenthalben vorkommenden Kalksteines; diese Packung wurde so weit in die Schotterschichte eingebettet, daß ein unberührter Rest der letzteren, in der Dicke von 10—15 cm die Unterlage der ersteren bildet. Auf die Steinpackung, welche durchgehends die Breite von 2.60 m besitzt (nahe 9 römische Fuß), wurde sodann wieder eine 10—15 cm starke Schichte des ausgehobenen Schotters aufgebracht, nachdem ihm etwas lehmiger Sand beigemengt worden war, und sodann festgestampft. Eine Wölbung besaß der Straßenkörper nicht. Die Fahrbahn zeigte weder ausgefahrene Geleise, noch Spuren von Ausbesserung; sie scheint als kontinuirlich in gutem Stande gehalten worden zu sein. Je nach den Niveauverhältnissen des angrenzenden Bodens begleitete die Fahrbahn des Straßenkörpers entweder ein Bankett oder ein flacher Abzuggraben; das Material ist in beiden Fällen das erwähnte Gemenge von Schotter, Sand und Lehm. Die einzelnen Steine der Packung waren durch irgendein Bindemittel miteinander nicht verbunden. In den einzelnen Gräben, welche im mittleren Drittel des aufgedeckten Straßenstückes gezogen wurden, ergaben sich sichere Anhaltspunkte für die Beurtheilung, welche Lage die Straßentrace im antiken Bodenrelief eingenommen haben müsse. Der dieser vorläufigen Mittheilung zugemessene Raum gestattet eine eingehende Schilderung des Befundes nicht, es möge daher die

Digitized by Google

Anführung des Gesammtresultates genügen. Die Gräberstraße lief in diesem Theile quer durch eine sehr flache Mulde, deren mittlere Tiefenlinie die Straße senkrecht durchschneidet; die Fahrbahn der letzteren lag wagrecht. Wo die Straße die erwähnte Tiefenlinie quert, war jene etwa 80 cm aufgedämmt; weiter ost- und westwärts nahm die Aufdämmung in demselben Maße ab, als der Umfang der Mulde erreicht wurde. Endlich lag weiterhin der Straßenkörper ohne Aufdämmung auf dem natürlichen Boden (Schotterunterlage). Im westlichen Drittel wurde der Straßenkörper nirgends mehr intakt aufgefunden; bald war der eine, bald der andere Rand mehr oder weniger breit verschwunden; endlich konnte von demselben überhaupt kein Rest mehr ergraben werden. Da die letzten aufgefundenen Reste des Straßenkörpers nur mehr 10—15 cm unter dem heutigen Niveau des Bodens lagen, so wäre anzunehmen, daß hier Zerstörung durch Menschenhand stattgefunden habe; allein diese Annahme dürfte durch die Wahrnehmung hinderlegt erscheinen, daß dort, wo der Straßenkörper abbricht, auch die ihn bisher stetig begleitende Schotterschichte gänzlich fehlt. Dies scheint vielmehr dahin zu deuten, daß hier das antike Niveau höher gelegen habe als das heutige, und daß die oberste Bodenschichte sammt dem Straßenkörper hier abgespült und anderswo aufgeschüttet worden sei — eine Vermuthung, die mit dem heutigen Bodenrelief vollkommen im Einklang steht. Wesentlich anders liegen die Verhältnisse im östlichen Drittel des aufgedeckten Straßenzuges. Auch hier sind nun der Steinpackung nur mehr Bruchstücke gefunden worden, auch hier bricht sie endlich völlig ab; richtiger gesagt, sie verliert sich zwischen zahlreich vorgefundenen Mauerfundamenten, an die sich Stampf- oder Beton-, Estrich- oder Ziegelfußböden anschließen, also innerhalb eines Gebäudekomplexes. Stellenweise lagen auf der Fahrbahn Mauer- oder Brandschutt und allerlei Abfälle. Sind nun diese Gebäude älter oder gleichaltrig, so dürfte der Straßenzug in dem zwischen den Gebäuden liegenden Gassennetz aufgegangen sein. Gehören die Gebäude einer späteren Zeit an als die Straße, so mag letztere beim Bau der ersteren aufgelassen und theilweise zerstört worden sein. Es bleibt künftigen Grabungen vorbehalten, den Zug der Straße nach beiden Richtungen weiter zu verfolgen. Nebst dem Straßenkörper haben die heurigen Grabungen auch andere Funde zutage gefördert: vier Grabsteine mit Inschriften, ein vollständiges Urnengrab, mehrere Graburnen, zwei thurmartige Rundbaue, deren Zweck nicht völlig klar ist, und zahlreiche Kleinfunde: Scherben, Eisen- und Bronzegegenstände, Ziegel mit Legions- und Gefäßbruchstücke mit Töpferstempeln u. s. w. Unter den gefundenen Grabsteinen war jener des L. Centillius unter anderem dadurch interessant, daß sein in situ verbliebener Untertheil die Lage des antiken Bodenniveaus deutlich erkennen ließ; noch höhere Bedeutung kommt den beiden zuletzt ausgegrabenen Steinen zu, da beide Soldaten der X. Legion nennen. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß in der Umgebung aller vier Grabsteine wohl Menschenknochen und verschiedene Kleinfunde, aber keinerlei Reste irgend einer Gradanlage zu finden waren. Endlich sei noch, wenn auch nur flüchtig, des einen der beiden aufgedeckten Rundbaue Erwähnung gethan. Er besteht aus einer im Grundrisse schwach elliptischen, 1.30 bis 1.50 m hohen, 0.45 m starken, ziemlich unordentlich aus Kalkbruchstein und reichlichem Mörtel aufgeführten Mauer; der äußere Umfang derselben beträgt 7.96 m. In halber Höhe lag innen eine 10—15 cm starke Brandschicht, in der verkohlte Knochen und einige kleine Bronzestückchen gefunden wurden. Unter der Lagerfläche der Mauer lagen — in keinerlei technischer Beziehung zu dem Bau —, theilweise übereinander, die beiden Grabsteine von Soldaten der X. Legion. Der Runddau läßt nach seiner Gestalt und den Nebenumständen schwer eine andere Bestimmung denn die als Ustrina zu.

* Zu der Notiz über die Auffindung eines **Osiris-grabmals** (in Nr. 19 der „Beilage" d. J.), die wir der „N. Fr. Pr." entnommen hatten, verdanken wir der Liebenswürdigkeit des Hrn. Prof. **Georg Ebers** folgende Richtigstellung und Vervollständigung:

Amélineau ist allerdings als Ausgräber thätig, doch nicht in dem „Abydos an der asiatischen Küste der Dardanellen", sondern in dem oberägyptischen Abydos. Dort stand der berühmteste aller Osiristempel, von dem auch Strabo berichtet, und zu dem gehörte das Osirisgrab, in dem man den 14 Gliedern des Gemahls der Isis das edelste bestattet war: das Haupt, oder, wie Inschriften längst mittheilten: der Kopf mit dem Nacken. Das Grab, das diese berühmte Reliquie barg, wurde schon lange gesucht. Jetzt scheint Amélineau, der schon andere höchst interessante Monumente in Abydos zutage förderte, das eigentliche Osirisgrab gefunden zu haben. Der Haupttempel des Gottes wurde schon längst durch Mariette vom Sande befreit. Er gehört mit den prächtigen Skulpturen (Reliefbildern), die Künstler Sety's I herstellten, und der berühmten Königstafel, die Dümichen in die Wissenschaft einführte, zu den schönsten Denkmälern Aegyptens.

G. **Eine berühmte Waffenfabrik im Mittelalter.** Die französischen Geschichtswerke des Mittelalters sind reich an Berichten über Schlachten, Turniere und Einzelkämpfe, in denen häufig der schönen und vortrefflichen Waffen Erwähnung geschieht, die in Bordeaux fabrizirt wurden. Im 13. und noch mehr im 14. Jahrhundert gibt es keinen Dichter oder Prosaschriftsteller, der nicht die Wunder der Tapferkeit rühmt, welche die Helden des Mittelalters „mit den kurzen und spitzen Degen von Bordeaux verrichteten, mit den Schwertern aus hartem Stahl von Bordeaux, mit den langen, scharfen Schwertern von Bordeaux, mit den kräftigen Dolchen mit breischneidiger Klinge, den unbiegsamen, langen Lanzen aus hartem Stahl von Bordeaux, die durch die Panzerhemden hindurch drangen". Während des ganzen Mittelalters und bis in unsre Zeit glaubte man allgemein, daß diese berühmten Waffen aus Bordeaux stammten. Nun ist aber diese bislang so feststehende Ansicht durchaus irrthümlich, wie ein verdienstvoller Gelehrter, J. B. Giraud, der Konservator der Archäologischen Sammlungen in Lyon, nachgewiesen hat. Das „Journal des Débats" berichtet, daß Herr Giraud, als er im Journal du voyage de Montaigne en Italie (1580) die Stelle las: „Après Chambéry, le mont du Chat ... au pied duquel se fiet un grand lac (celui du Bourgat) et le long d'icellui un château nommé Bordeau, où se font des épées de grand bruit ..." sehr erstaunt war, daß der berühmte Eisayist, der doch 1581 Maire von Bordeaux war, nicht im mindesten an das alte Renommee zu denken schien, in dem seine gute Stadt Bordeaux stand. Aber nach längeren Nachforschungen kam Hr. Giraud zu der Ueberzeugung, daß die berühmteste Waffenfabrik des Mittelalters thatsächlich ihren Sitz in dem bescheidenen Flecken Bordeau-la-Chambéry in Savoyen hatte. Endlich konnte er auch nach weiteren Forschungen feststellen, daß bis zum 16. Jahrhundert kein Bergwerk in der Gegend von Bordeaux an der Garonne, dagegen in Bordeau du Bourget schon in den ältesten Zeiten metallurgische Industrie existirte, woraus sich die Schlußfolgerung ergab, daß die im Mittelalter so berühmten Waffen savoyischen Ursprungs sind.

* Ueber ein in der Nähe von **Prag** am Abend des 21. Januar bemerktes prachtvolles **Meteor** wird den Wiener Blättern von verschiedenen Seiten berichtet. Das Meteor löste sich scheinbar von einem größeren, sehr licht strahlenden Sterne los, fuhr von NNW gegen SSO, anfangs kleiner und wenig hell, dann größer werdend und sehr hell aufleuchtend in weißgrüner Farbe, bis zur Größe im Durchmesser von ca. 25 cm eine Kugel formend, und verschwand dann hinter einer kleinen Wolke. Auffallend war der **helle Glanz des Sternes**, was einen Beobachter veranlaßte, diesen Stern auf seiner, eine halbe Stunde währenden Fahrt fortwährend zu beobachten, bis sich plötzlich das Meteor loslöste. Das Phänomen verschwand ganz plötzlich, indem die Feuerkugel in Tausende von kleineren und größeren Funken zerstob, welche, wie bei einer in der Luft explodirenden Rakete nach allen Seiten hin sich als feuriger Sprühregen ergossen und gleich darauf verloschen. Ungefähr 4 Sekunden nach dem Erlöschen konnte man deutlich eine Detonation, ähnlich jener eines in geringer Entfernung abgefeuerten Kanonenschusses, vernehmen. Die Lichtentwicklung war eine so intensive gewesen, daß einige Beobachter noch dem Erlöschen derselben wie geblendet waren und ihre Augen sich erst wieder an die sie umgebende Dunkelheit gewöhnen mußten. Die Erscheinung, die das Dunkel des Abends so wirkungsvoll unter-

bruch, war wenigstens 3½ Sekunden sichtbar. Die Temperatur betrug 1 Grad über Null, das Aneroid zeigte 764 mm bei Windstille.

* Wie der „Wien. Allg. med. Ztg." aus Berlin geschrieben wird, ist auch der Gesetzentwurf, betreffend die Reform der medizinischen Studienordnung, in der Medizinalabtheilung des preußischen Kultusministeriums umgearbeitet worden und soll demnächst dem Reichstag vorgelegt werden. Der Entwurf war im vergangenen Jahre von den medizinischen Fakultäten und den Aerztekammern begutachtet und dann in einer Konferenz im Kultusministerium durchberathen worden. Nach den abgegebenen Voten ist der Entwurf nun in der Medizinalabtheilung umgearbeitet und jetzt soweit vollendet, daß er dem Parlament vorgelegt werden kann. Ueber seinen Inhalt verlautet noch nichts, insbesondere nicht, ob die neue einschneidende Bestimmung, daß die jungen Mediziner auch Absolvirung des Staatsexamens noch 1 Jahr in Krankenhäusern oder Kliniken praktisch thätig sein sollen, ehe sie die ärztliche Approbation erhalten, beibehalten werden soll.

* Eine allindianische Tabakpfeife fand eine Hamburger Firma, die Nußbaumblöcke aus Südbrasilien empfing, eingewachsen in einem Blocke vor. Der Stamm wird auf 500 Jahre Alter geschätzt, die Pfeife muß länger als 300 Jahre in demselben gesessen haben.

* **Heidelberg.** Um den Geh. Rath Kuno Fischer in seinen Beeufspflichten zu entlasten und ihm bei Fortsetzung seiner Lehrthätigkeit die Schonung seiner leidenden Gesundheit zu ermöglichen, hat der akademische Senat beschlossen, bei der Regierung die Schaffung einer außerordentlichen Professur für Philosophie zu beantragen.

* **Halle.** Bisher war es Sitte, daß beim Festakt der Universität am Gebartstag des Kaisers der professor eloquentiae, gegenwärtig Geheimrath Dittenberger, die Festrede in lateinischer Sprache hielt. Wie der Genannte jetzt in der Stadtverordnetenversammlung als deren Vorsteher bei Uebermittlung der Einladung der Universität zur Feier mittheilte, wird der bisherige Brauch nur noch in diesem Jahr innegehalten; vom nächsten Jahr ab wird eine deutsche Festrede gehalten werden. — Auch in den hiesigen Kirchen ist der Erlaß der Kirchenbehörde, der als Antwort auf das päpstliche Rundschreiben dient, das bei Gelegenheit der Canisius-Feier veröffentlicht warde, den Gemeindegliedern vorgelesen worden. — In dem nächsten Monat wird der hiesige Verein für Erdkunde, an dessen Spitze Prof. Kirchhoff steht, sein 25jähriges Bestehen feiern. Prof. Kirchhoff hat sich um diesen Verein, der eine große Anzahl von Mitgliedern zählt, die größten Verdienste erworben.

* **Breslau.** Dem hiesigen Professor der Botanik Ferdinand Cohn wurde auf Anregung des Direktors des botanischen Gartens, Professors Pax, anläßlich seines 70. Geburtstags von seinen Fachgenossen, Kollegen und Schülern ein prachtvolles Album überreicht, welches 270 Photographien der Schüler des Gelehrten und Botaniker aller Länder enthält.

* **Aus Oesterreich.** Der Privatdozent an der theologischen Fakultät der Universität in Krakau Dr. Franz Gadryl ist zum außerordentlichen Professor der christlichen Philosophie und Fundamentaltheologie an dieser Universität ernannt worden. Der Juristenpräfekt der theresianischen Akademie, Dr. Alfred Ritter v. Wretschko, ist als Privatdozent für deutsches Recht und österreichische Reichsgeschichte an der Universität Wien zugelassen worden.

* **Budapest,** 26. Jan. Im Polytechnikum kam es heute zu einer argen Demonstration gegen den Professor Desider Nagy. Die Studenten empfingen ihn mit Lärm und Fußstampfen und verhinderten hiedurch die Abhaltung der Vorlesung. Die Intervention des Dekans blieb fruchtlos. Als Ursache der Demonstration wird angegeben, daß Professor Nagy bei den jüngsten Prüfungen 57 Kandidaten, mehr als 80 Proz., durchfallen ließ. Einer Studenten-Deputation gegenüber erklärte der Dekan, man werde die Durchgefallenen wahrscheinlich zur Nachprüfung zulassen.

* **Aus Rußland.** In nächster Zeit wird, den „Russk. Wed." zufolge, die Frage der Errichtung einer höheren Lehranstalt im Kaukasus entschieden werden. Vertreter der Städte Tiflis, Wladikawkas, Jelaterinodar, Kutais u. a. m. werden an der Berathung theilnehmen. Bisher ist noch nicht bestimmt, ob im Kaukasus ein Polytechnikum oder ein landwirthschaftliches Institut mit Spezialabtheilungen gegründet werden wird. — Ein Sacharjin-Stipendium soll, Moskauer Blättern zufolge, an der Moskauer Universität gestiftet werden. Weiter berichten die Blätter, daß der Verstorbene mehrere interessante, für das Leben der Moskauer Universität im letzten Dezennium charakteristische Manuskripte und eine Reihe ungedruckter klinischer Vorlesungen hinterlassen haben soll. — Im Physikalischen Zentralobservatorium zu St. Petersburg ist, der „Nowoje Wremja" zufolge am 1. Januar der neue Etat in Kraft getreten, wonach die Zahl der Beamten vergrößert worden ist. Die fachwissenschaftliche Bibliothek des Observatoriums, die reichhaltigste ihrer Art in Rußland, ist auf 31,000 Bände angewachsen. Die Zahl der meteorologischen Stationen beträgt zur Zeit 795, die Zahl der Stationen zur Messung der Niederschläge 990. Nachrichten über Gewitter empfängt das Observatorium aus 1294 Punkten, Nachrichten über Schneeverhältnisse aus 1575 Stationen. — Die Eröffnung der höheren medizinischen Frauenkurse in St. Petersburg hat Moskau nicht ruhen lassen, denn gegenwärtig ist dort, auf Initiative mehrerer Professoren und Aerzte, mit dem Professor ord. A. Raszwetow an der Spitze, eine Gesellschaft in der Gründung begriffen, die die Errichtung eines weiblichen medizinischen Instituts auch für Moskau durchsetzen will, und zur Ausführung dieses Zwecks durch Sammlung freiwilliger Beiträge ein Kapital von 1 Million Rubel zusammenzubringen beabsichtigt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg sind folgende Schriften eingegangen:

Wilh. Wundt: Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. 3. umgeard. Auflage. Hamburg, Leipzig, Leop. Voß 1897. — Theodor Wundt: In luftiger Höhe. Skizzen aus dem Bergsteigerleben: Die Jungfrau und das Berner Oberland. Hggd. von der Sektion Berlin des D. u. Oe. A.-V. Berlin, Raimund Mitscher. — A. Tarner: Das Problem der Krystallisation. Mit 26 Tafeln. Leipzig, Theod. Thomas 1897. — Derf.: Die Kraft und Materie im Raume. Grundlage einer neuen Schöpfungstheorie. 5. veränd. Aufl. Ebd — P. Stursberg: Freund Vorwärts. Roman. Leipzig, Erfurt, Zürich, Edmund Moos 1898. — F. Krüch: Die Politik des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm 1632 bis 1636. Düsseldorf, Ed. Lintz 1897. — Der Bote für deutsche Literatur, ausgesandt an die Deutschen der Erde. 1. Jahrgang. Heft 1 und 2. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. — Die Grundregeln des Anstandes. Eine Ergänzung der Schul- und Hauserziehung von einem Schulmann. Leipzig, Frankfurt a. M., Keiselring. — Ferdinand Wallmann: Erlebnisse eines Jägers im großen Kriege 1870/71. Berlin, Ernst Siegfried Mittler a. Sohn 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Deutsche Nähmaschinen
bester Qualitäten,
ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.
Keine Erhöhung bei Theilzahlung.
Kataloge und Versandt franko.
Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,
Hoflieferant, (13963)
Perusastrasse 11 ✲ Kaulbachstrasse 9.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 28. Januar. Nummer 22.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Disciplinarverhältnisse der Privatdozenten in Preußen. — Zur Geschichte des Humanismus. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Disciplinarverhältnisse der Privatdozenten in Preußen.[1])

S. Der preußische Gesetzentwurf über die Disciplinarverhältnisse der Privatdozenten stößt auf vielseitigen Widerspruch. Man sieht in ihm eine Maßregel zur Beeinträchtigung der akademischen Lehrfreiheit, mindestens aber eine Art von kleinem Sozialistengesetz, das speziell auf den Fall Arons berechnet sein soll. Ein berechtigtes Urtheil über diese Vorlage aber ist nur möglich, wenn man sich zuvor den bestehenden Rechtszustand der Privatdozenten klar macht und sich Rechenschaft darüber gibt, ob im Vergleich mit diesem die beabsichtigte neue Ordnung eine Verbesserung oder einen Rückschritt darstelle.

Eine gleichmäßige Rechtsstellung der Privatdozenten gibt es in Preußen überhaupt nicht; sondern die einzelnen Fakultätsstatuten und Regulative enthalten über diesen Gegenstand sehr verschiedene Bestimmungen, nach denen insbesondere der Antheil des Ministeriums und der Fakultäten an der Disciplinargewalt über die Privatdozenten sich mannichfaltig abstuft. Professor Hinschius kam aber in seinem 1895 erstatteten Gutachten zu dem Ergebniß, daß der Unterrichtsminister bei der gegenwärtigen Rechtslage allgemein nicht nur befugt sei, kraft seiner Stellung als oberste Aufsichtsbehörde die Fakultäten zu der angemessenen Ausübung der ihnen zustehenden Disciplinarbefugnisse anzuhalten und eventuell ihre Entscheidungen von Amts wegen durch andere zu ersetzen, sondern daß er auch eine unmittelbare und direkte Disciplinargewalt über die Privatdozenten besitze, vermöge welcher er namentlich auch berechtigt sei, ohne vorgängiges Einschreiten der Fakultät die Disciplinarsache eines Privatdozenten zur eigenen Untersuchung und Entscheidung an sich zu ziehen. Diese Ansicht wurde bekanntlich in einer von 53 Berliner Professoren unterzeichneten Erklärung lebhaft bestritten, jedoch nicht mit staats- oder verwaltungsrechtlichen Gründen, sondern mit der allgemeinen Berufung auf den korporativen Charakter der Universitäten und die historische Entwicklung des Privatdozententhums. Es steht nun aber jedenfalls fest, daß nach den positiven Bestimmungen der Statuten von Greifswald, Königsberg und Halle der Unterrichtsminister berechtigt ist, auch unmittelbar und ohne den Antrag der Fakultäten einem Privatdozenten die venia docendi zeitweilig oder für immer zu entziehen, und daß in Göttingen der Kurator als Stellvertreter des Ministers dieselbe Befugniß besitzt. In den Statuten von Kiel und Münster wird den Fakultäten überhaupt keine Disciplinarbefugniß über die Privatdozenten zugesprochen, und hier steht also dem Minister als Aufsichtsbehörde selbstverständlich die unmittelbare Disciplinargewalt zu. Nach den Fakultätsstatuten der vier übrigen preußischen Universitäten liegt die unmittelbare Disciplinarbefugniß in den Händen der Fakultäten; wenn es sich um eine Remotion handelt, hat der Minister seine Genehmigung zu ertheilen oder er kann als zweite Instanz angerufen werden. Thatsächlich aber hat das Ministerium sich auch an diesen Universitäten das Recht des unmittelbaren Einschreitens vorbehalten, wie der Fall Merz (1865) in Bonn beweist. Ueberhaupt aber ist zu bemerken, daß die Fakultätsstatuten im Unterschied von den Universitätsstatuten nur die Bedeutung von Ministerialverfügungen besitzen und daher auch einfach durch Ministerialerlaß abgeändert werden könnten.

Die Rechtsstellung der Privatdozenten ist somit an mehreren preußischen Universitäten unzweifelhaft eine sehr ungünstige, an den übrigen aber mindestens unsicher, und es kann daher nur als Fortschritt betrachtet werden, wenn das neue Gesetz allgemein bestimmt, daß die Fakultät für die Privatdozenten immer die erste Disciplinarinstanz bildet, ein unmittelbares Eingreifen des Ministers also nicht stattfindet. Soll es aber neben der Fakultät nicht auch eine höhere Instanz geben, die sowohl der angeschuldigte Privatdozent als auch der Vertreter der Regierung anrufen kann? Wer diese Frage verneint, geht von der Ansicht aus, daß die Privatdozenten sich unter der alleinigen Obhut der Fakultäten unter allen Umständen so wohl und gesichert wie möglich fühlen und daß die Intervention des Ministers immer nur in einem für sie nachtheiligen Sinne zu erwarten sei. In Wirklichkeit können aber auch Fälle vorkommen, in denen es einem mit Remotion bedrohten Privatdozenten sehr erwünscht ist, daß die Entscheidung über sein Loos nicht endgültig oder nur mit dem Vorbehalt ministerieller Bestätigung der Fakultät zusteht. Es möge hier ein Fall in Erinnerung gebracht werden, der dies beweist, wenn es sich dabei auch nicht um eine Disciplinarmaßregel gegen einen Privatdozenten handelte.

Am Ende des Wintersemesters 1858 erhielt der Privatdozent der juristischen Fakultät in Bonn Dr. Beckhaus vom Dekan die Mittheilung, daß die Fakultät auf Grund des § 57 ihrer Statuten, nach dem die venia docendi nur auf 4 Jahre ertheilt werden dürfe, über die Verlängerung derselben für Beckhaus verhandelt habe und sich nach reiflicher Berathung nicht bewogen finde ihm die venia zu erneuern; jedoch wolle sie ihm mit Rücksicht auf die bereits erfolgte Anzeige seiner Vorlesungen im Lektionskatalog die Fortsetzung seiner Lehrthätigkeit während des Sommersemesters noch gestatten und ihm Gelegenheit geben, inzwischen in der Form eines freiwilligen Rücktritts einen anderen Wirkungskreis zu wählen.

Jene statutarische Bestimmung über die Verleihung der venia docendi auf nur 4 Jahre mit der Möglichkeit, sie durch einfachen Fakultätsbeschluß zu verlängern, bestand

[1]) Wir stimmen mit den Ausführungen dieses Artikels nicht nach jeder Richtung hin überein, glauben ihn aber mit Rücksicht auf die Person des Verfassers unseren Lesern nicht vorenthalten zu sollen.
Der Herausgeber.

damals für alle Fakultäten in Bonn und für die katholisch-theologische, die juristische und die medizinische in Breslau. Formell konnte gegen das Verfahren der Bonner juristischen Fakultät höchstens eingewendet werden, daß sie ihren Beschluß zu spät gefaßt habe, da die Habilitation des Dr. Beckhaus bereits im November 1853 erfolgt war. Bis dahin hatte die Fakultät von jenem Paragraphen keinen Gebrauch gemacht und die Verlängerung der venia ohne besonderen Beschluß stillschweigend gewährt. Dr. Beckhaus konnte daher mit einigem Recht der Ansicht sein, daß er, nachdem die Fakultät den richtigen Zeitpunkt für eine andere Entscheidung habe verstreichen lassen, ebenfalls auf weitere 4 Jahre als Privatdozent anerkannt sei, und daß die Fakultät nicht berechtigt sei, ihm nachträglich ohne Angabe von Gründen und ohne ihn anzuhören, die venia zu entziehen. Vorher war allerdings ein ähnlicher Fall in der medizinischen Fakultät vorgekommen, die 1½ Jahre nach Ablauf des 4jährigen Zeitraums die Lehrberechtigung des Privatdozenten Dr. Sch. für erloschen erklärt hatte. Aber es geschah dies in der Absicht, diesen Dozenten zu schonen und das sonst nothwendige Disciplinarverfahren gegen ihn zu vermeiden. In dem Fall des Dr. Beckhaus aber lag keinerlei Veranlassung zu einem disciplinarischen Einschreiten vor; auch seine Lehrthätigkeit hatte befriedigenden Erfolg, wie die zunehmende Zahl der Zuhörer in seinen Privatvorlesungen zeigte. Die Fakultät war aber der Ansicht, daß er sich wissenschaftlich nicht ihren Erwartungen gemäß entwickelt habe, und namentlich fiel gegen ihn ins Gewicht, daß er den unbegreiflichen Mißgriff begangen habe, eine deutsche Uebersetzung des Gajus herausgegeben. Die einzige Mahnung, die Dr. Beckhaus von der Fakultät erhalten hatte, war die Aeußerung der Besorgniß, daß er sich über seine Kräfte belaste, wenn er für das Sommersemester 1858 außer einer 1stündigen Gratisvorlesung römische Rechtsgeschichte und Pandekten angekündigt habe. Obwohl über die Lauterkeit der Motive der Fakultät kein Zweifel obwalten konnte, so veranlaßte doch gerade diese Warnung in der Presse, die großtentheils für Beckhaus Partei nahm, vielfach Andeutungen in dem Sinn, daß das Vorgehen der Fakultät nur den Zweck gehabt habe, die im Amte befindlichen Professoren des römischen Rechts von der unbequemen Konkurrenz einer tüchtigen jüngeren Lehrkraft zu befreien. Beckhaus selbst unterließ nicht, in einer Broschüre die Sache ebenfalls in diesem Licht erscheinen zu lassen. Indeß handelt es sich hier nicht um die Beckhaus'sche Angelegenheit an sich, sondern um die prinzipielle Stellung der Privatdozenten unter der Herrschaft des in diesem Fall zur Anwendung gebrachten Paragraphen. Diese Stellung war nun aber so ungünstig wie möglich, denn ein Reskript des Ministers v. Raumer erklärte ausdrücklich, es sei nicht vorgeschrieben, daß der Beschluß der Fakultät über die Verlängerung der venia unmittelbar nach Ablauf der ersten 4 Jahre gefaßt werden müsse, sondern es sei „dem pflichtmäßigen Ermessen der Fakultät anheimgegeben, die licentia docendi stillschweigend fortbestehen zu lassen, und ob und wann sie nach Ablauf der ersten 4 Jahre über die Verlängerung der Licenz einen ausdrücklichen Beschluß fassen wolle." Dem entsprechend erklärte auch der Minister auf die Beschwerde des Dr. Beckhaus, daß die Befugniß, eine Verlängerung der ihm ertheilten und mit dem Wintersemester 1857/58 erloschenen licentia docendi auszusprechen, statutenmäßig ausschließlich der Fakultät zustehe und der Beschwerde daher keine Folge gegeben werden könne. Die Privatdozenten der acht hier in Frage kommenden Fakultäten konnten also nach Ablauf der ersten 4 Jahre jederzeit ad nutum der vom Ministerium in diesem Punkt völlig unabhängigen Fakultäten entfernt werden, während im übrigen für die Remotion eines Privatdozenten ein Disciplinarverfahren vor der Fakultät vorgeschrieben war und Maßregeln nach den Statuten aller dieser Fakultäten, mit einer Ausnahme, der Genehmigung des Ministers bedurfte.

Daß diese Lage für den Stand der Privatdozenten nicht würdig sei, wurde schließlich von allen Seiten anerkannt, wie sich auch darin zeigte, daß das Haus der Abgeordneten am 19. Februar 1859 eine Petition des Dr. Beckhaus um Abschaffung der betreffenden Bestimmung der Bonner Fakultätsstatuten dem Unterrichtsminister zur Berücksichtigung überwies. Es wurde dann auch in der That durch einen Ministerialerlaß vom 5. Oktober 1859 der Paragraph über die Ertheilung der venia auf nur 4 Jahre für alle Fakultäten, in deren Statuten er sich vorfand, außer Kraft gesetzt. Das Interesse der Angelegenheit für die Gegenwart aber liegt zunächst darin, daß der weggewiesene Privatdozent sich in seiner Broschüre gegenüber der „Inkompetenzerklärung" des Ministers darauf berief, daß der § 23 der Verfassung ausdrücklich das Oberaufsichtsrecht des Unterrichtsministeriums über alle öffentlichen Unterrichtsanstalten, also auch über die Universitäten, ausspreche. Solle die Bonner juristische Fakultät auf Grund des § 57 ihrer Statuten wie keine andere Korporation im Staate souverän sein und willkürlich ihre Statuten interpretiren können, so seien die Privatdozenten der Fakultät gegenüber völlig wehrlos. Ferner aber ist bemerkenswerth, daß Dr. Beckhaus in seiner Petition an das Haus der Abgeordneten auch den Schutz des Disciplinargesetzes für nichtrichterliche Beamte vom 21. Juli 1852 für die Privatdozenten in Anspruch zu nehmen suchte. Durch § 100 dieses Gesetzes seien alle demselben entgegenstehenden Bestimmungen aufgehoben, und das sollte nach seiner Meinung auch für jenen Paragraphen der Fakultätsstatuten gelten; denn zu den „auf Probe oder Kündigung angestellten Beamten", von denen § 83 jenes Gesetzes redet, werde man doch die Privatdozenten nicht wohl zählen können. Selbst die Kanzleidiener seien durch § 86 des Gesetzes vor willkürlicher Entlassung gesichert, und da könne doch ein Privatdozent, der so viel Zeit, Arbeit und Geld für seine Stellung aufgewendet habe, nicht ohne weiteres der Willkür seiner Widersacher preisgegeben sein. Beckhaus nahm also an, daß die Privatdozenten Beamteneigenschaft besäßen, und er sah darin und in der daraus folgenden Anwendbarkeit des Disciplinargesetzes von 1852 einen Vortheil für sie. Jene Annahme ist nun allerdings nicht richtig, aber es läßt sich nicht bestreiten, daß die Privatdozenten eine öffentliche Stellung mit besonderen Rechten und Pflichten einnehmen. Insbesondere haben sie die wichtige Berechtigung, daß ihre Zeugnisse für den von den Studirenden zu erbringenden Beweis eines ordnungsmäßigen Studiums dieselbe Geltung haben, wie die der ordentlichen Professoren. Es ist daher vollkommen gerechtfertigt, wenn auch die Disciplinarverhältnisse der Privatdozenten zwar einerseits mit Rücksicht auf ihr eigenthümliches Verhältniß zur Fakultät, andrerseits aber nach Analogie der für die nichtrichterlichen Beamten geltenden Bestimmungen geregelt werden. Für die Professoren ist der Disciplinarhof die erste Instanz, für die Privatdozenten soll es die Fakultät sein. Die zweite Instanz aber soll, wie man hört, für diese dieselbe sein, wie für jene, nämlich das Staatsministerium, jedoch würde dieses keinen Beschluß fassen können, bevor das Gutachten des Disciplinarhofes eingeholt wäre, und wenn dieses nicht auf Remotion lautet, würde auch das Staatsministerium diese höchste Strafe nicht verhängen können.

Die unmittelbare Disciplinargewalt des Unterrichtsministeriums über die Privatdozenten, die ihm an mehreren, wenn nicht an allen Universitäten ganz unzweifelhaft zusteht, würde also hinsichtlich der Remotion nach diesem Gesetz aufgehoben sein; der Minister konnte nur die Ein-

leitung des Verfahrens vor der Fakultät veranlassen und durch seinen Vertreter, wie auch der Angeschuldigte selbst, gegen die Entscheidung der Fakultät Berufung einlegen lassen. Die Rechtsstellung der Privatdozenten würde also durch dieses Gesetz wesentlich verbessert und mindestens ebenso gesichert sein, wie die der Professoren, überdies auch günstiger sein, als sie sich in fast allen anderen deutschen Staaten nach den dort geltenden Bestimmungen darstellt.

Zur Geschichte des Humanismus.

Immer wieder reizt die proteische und bis zu einem gewissen Grade räthselhafte Persönlichkeit des Erasmus das wissenschaftliche Interesse; aber der literarische Erfolg entspricht nicht recht der aufgewendeten Mühe und Arbeit. Im Verhältniß zu den anderen beiden bekanntesten Führern des deutschen Humanismus hat Erasmus kein glückliches Loos gezogen; während Hutten und Reuchlin Biographien gewidmet sind, die über alle Seiten ihres Wesens und ihrer Lebensarbeit ausreichendes Licht verbreiten, mangelt es noch immer an einer biographischen Arbeit, die den Kern dieser merkwürdigen Individualität erfaßte und ihre weitverzweigte Thätigkeit nach Ursprung, Gehalt und Wirkungen darlegte. Freilich war die Aufgabe bei Hutten und Reuchlin doch nicht ganz so schwierig wie bei Erasmus. In beiden Fällen liegen die Persönlichkeiten klarer und offener da; die Lebensarbeit, so ungemein wichtig sie ist, berührt nicht in dem gleichen Maße das gesammte geistige und wissenschaftliche Leben des 16. Jahrhunderts. Die große Schwierigkeit des Unternehmens mag daher daran schuld sein, daß dem Erasmus in Deutschland noch kein der Aufgabe gewachsener Biograph erstanden ist. Das Buch von Stichart gibt zwar durch gut ausgewählte Auszüge eine recht dankenswerthe Einführung in die wichtigsten Anschauungen des Humanistenkönigs und handelt lehrreich über seine Stellung zu den Zeitfragen, vor allem zu den religiösen Streitigkeiten, aber der ganze Gehalt dieses wichtigen Lebens wird nicht ergriffen, woraus selbstverständlich auch dem Verfasser kein Vorwurf zu machen ist. So wird sich der Leser noch am ersten durch das verständige Buch des Engländers Drummond angezogen fühlen; allerdings, so tüchtig diese Leistung auch ist und so fein durch manche Bemerkungen schwierige Punkte aufgehellt werden, ein ganz befriedigendes Bild des Mannes wird auch hier nicht erreicht. So bleibt es noch eine zu erfüllende Ehrenpflicht der deutschen Wissenschaft, dem großen Humanisten, der geschichtlich betrachtet in jeder Beziehung Deutschland angehört und gelegentlich auch selbst von „unserm Deutschland" zu sprechen pflegte, ein seiner würdiges biographisches Denkmal zu setzen. Mit dem Plan eines solchen hat sich der so früh verstorbene Karl Hartfelder getragen, und was an seinen Vorarbeiten für ein derartiges Werk an den Tag getreten ist, läßt darauf schließen, daß das vollendete Buch wahrscheinlich nach Form und Inhalt ein ähnliches Gepräge wie seine Darstellung Melanchthons getragen haben würde. In den bereits veröffentlichten Bruchstücken ist Erasmus' Stellung zu den Päpsten seiner Zeit anschaulich und lebhaft dargestellt; sein Verhältniß zu den Anfängen der Reformation ist klar entwickelt worden; auch einen recht aufschlußreichen Aufsatz über die Colloquia des Erasmus verdanken wir dem Eifer und Fleiß des der Wissenschaft so plötzlich entrissenen Forschers.

Auch in der allerneuesten Zeit ist in England wieder eine Gesammtdarstellung von Erasmus' Leben mit besonders hervorgehobener Berücksichtigung seines Briefwechsels unternommen worden, und zwar von einem bekannten und geachteten Schriftsteller, von J. A. Froude (1895). Allein wenn es auch im diesem Buch nicht an guten Beobachtungen und Urtheilen fehlt, der deutsche Leser wird schwerlich viel neues daraus entnehmen können, und keineswegs sind hier alle Forderungen erfüllt, die man an eine ihre Aufgabe völlig erschöpfende Erasmusbiographie zu stellen berechtigt ist. In dem gleichen Jahre wie der englische Historiker hat ein jüngerer deutscher Theologe, F. Lezius, den Versuch gemacht, eine der wichtigsten Seiten der Thätigkeit des Erasmus zu behandeln, nämlich seine theologischen Anschauungen, und wer sich über dieses so wichtige Kapitel der Geistesgeschichte des 16. Jahrhunderts unterrichten will, dem kann die kurze, aber inhaltreiche und belehrende Schrift (Gütersloh 1895) warm empfohlen werden. Zwar erhebt auch sie nicht den Anspruch, viel neues zu bringen, aber schon das ist nicht gering anzuschlagen, daß hier einmal ein weitschichtiges Material gesichtet, auf die hauptsächlichsten Züge zurückgeführt und im Umriß dargestellt worden ist. Ebenfalls nur eine Seite der Wirksamkeit des Erasmus wird in dem Buche erfaßt, auf das wir durch diese Zeilen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise lenken möchten. Als 8. Band der „Bibliothek katholischer Pädagogik" sind „Ausgewählte pädagogische Schriften des Desiderius Erasmus. Allgemeine Einleitung, Biographie, Uebersetzung und Erläuterungen von Dietrich Reichling (Freiburg, Herder)" erschienen. [1]) Da einzelne Bände derartiger Unternehmungen sich leicht der Aufmerksamkeit der Leser entziehen, und da es sich um eine Arbeit handelt, die trotz starker konfessioneller Färbung einen durchaus ernsten, wissenschaftlichen Charakter trägt, so wird es gewiß, zumal bei der Bedeutung des behandelten Gegenstandes, Billigung finden, wenn wir bei diesem Versuche einer Einführung in die Pädagogik des Erasmus etwas näher verweilen.

Der Bearbeiter des vorliegenden Bandes, Dietrich Reichling, ist den Freunden des deutschen Humanismus kein Fremder. Er hat sich durch eine vortreffliche Biographie des wackeren Münsterischen Humanisten Johannes Murmellius eingeführt und durch diese Arbeit nicht bloß die Verdienste seines Helden, sondern auch die Entwicklung des Humanismus in Westfalen der wissenschaftlichen Betrachtung erschlossen. Weniger als mit dieser Leistung, deren werthvolle Anregungen noch jetzt wirksam sind und in zahlreichen Ausgaben und Studien zur Geschichte des westfälischen Humanismus Früchte tragen, konnte man sich mit dem zweiten größeren wissenschaftlichen Versuche einverstanden erklären, einer Ehrenrettung des Ortuin Gratius, jenes Kölner Verfassers, den der böse Scherz des Crotus Rubeanus zum Adressaten der Dunkelmännerbriefe gemacht hatte. Reichlings Bestreben, den Ruf des durch die Dunkelmännerbriefe so schwer Geschädigten wiederherzustellen, wäre gewiß zu billigen gewesen, wenn jemals ein Freund des Humanismus die Angaben über Ortuin, die die Briefe machen, für etwas anderes gehalten hätte, als für böse Erfindungen, wie sie von jeher von großen Satirikern — man denke an Aristophanes — ins Feld geführt worden sind. So aber verfehlte seine Schrift ihren Zweck, da sie etwas nachzuweisen suchte, was von den Sachkennern noch niemals bezweifelt worden ist; dazu kam aber, daß sich Reichling entschieden auf die Seite der Feinde Reuchlins, der Hochstraten und Pfefferkorn, stellte und somit einen Standpunkt ein-

[1]) Außer den pädagogischen Schriften des Erasmus enthält der vorliegende Band noch eine Auswahl aus der gleichartigen Thätigkeit des Johannes Ludovicus Vives. Die von Dr. F. Kayser herrührende Einleitung führt trotz der schroff konfessionellen Färbung gut in das Leben und Wirken des spanischen Humanisten ein; drei Schriften und zwei Lehrplanentwürfe des Vives werden in guten, sehr verständnißvollen Uebersetzungen vorgelegt. Besonders sei hier auf die encyklopädische Uebersicht über alle Unterrichtsfragen aufmerksam gemacht, die Vives unter dem Titel verfaßt hat: „Ueber den Unterricht in den Wissenschaften oder den christlichen Unterricht" und die hier vollständig geboten wird.

nahm, den wir wenigstens als durchaus ungeſchichtlich bezeichnen müſſen. Hohes Verdienſt hat ſich Reichling dagegen durch die von ihm für die Monumenta Germaniae paedagogica beſorgte Ausgabe des Doktrinale erworben. Das von Alexander v. Villedieu verfaßte Buch, das um die Wende des 12. Jahrhunderts entſtanden iſt, nahm, wie bekannt, in den Tagen der Scholaſtik die herrſchende Stellung im grammatiſchen Unterricht ein, wozu es indeſſen trotz einzelner unleugbarer Vorzüge, die namentlich auf dem Gebiet der Syntax liegen, keineswegs geeignet war. Als daher die von den Humaniſten angebahnte Unterrichtsreform begann, wurde das Doktrinale zum eigentlichen Fehdezeichen, und die heftigen Angriffe, die von humaniſtiſcher Seite gegen das Buch gerichtet wurden, haben ſich ſpäter von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt, ſo daß die landläufigen Urtheile über das Doktrinale meiſt ohne jede Kenntniß des beſprochenen Werkes gefällt wurden. Es war darum gewiß nothwendig und darum verdienſtlich, daß das viel geſchmähte, aber wenig gekannte Werk durch eine neue Ausgabe allgemein zugänglich gemacht wurde. Reichling hat ſich der Aufgabe unterzogen und ſie mit Fleiß, Umſicht und erſtaunlicher Sorgfalt gelöst. Daß er den Werth des Lehrbuches weit höher veranſchlagt, als eine unbefangene ſachliche Kritik zugeben kann, wird man begreiflich finden. Die vielfach gedankenlos nachgeſprochenen Urtheile über das Doktrinale mußten ihn naturgemäß in eine Oppoſitionsſtellung zu der bisher herrſchenden Anſchauung über das Hauptbollwerk der ſcholaſtiſchen Grammatik bringen, und daraus ergab ſich mit Nothwendigkeit eine gewiſſe Ueberſchätzung, die ſich aber leicht auf das richtige Maß zurückführen laſſen wird.

Mit den Fragen, die Reichling bei ſeiner Ausgabe des Doktrinale zu erledigen hatte, berührt ſich auf das engſte die allgemeine Einleitung, die er dem vorliegenden Bande vorausſchickt. In ihr entwirft er eine kurze Charakteriſtik des mittelalterlichen Lateins und ſucht von der Entwicklung der Sprache innerhalb des angegebenen Zeitraums eine Vorſtellung zu geben. Bei dem geringen Raum, der dem Verfaſſer zur Verfügung ſtand und bei dem völligen Mangel an brauchbaren Vorarbeiten konnte hier freilich nichts erſchöpfendes geſchaffen werden. Trotzdem aber geben die wenigen Seiten, die Reichling dieſem Gegenſtand gewidmet hat, eine klare Ueberſicht über die in Betracht kommenden Hauptpunkte, und Jedem, der ſich über die Grundlinien der Entwicklung unterrichten will, ſteht jetzt ein kurzes Orientirungsmittel zu Gebote, das zur erſten Einführung durchaus zu empfehlen iſt. Vollkommen richtig wird darauf hingewieſen, daß das mittelalterliche Latein nur dann richtig zu verſtehen ſei, wenn man es als eine lebende Sprache, eine Weiterbildung der neben der römiſchen Schriftſprache immer hergehenden und ſchließlich unter dem Einfluß des Chriſtenthums zur Herrſchaft gelangten Vulgär- oder Volksſprache betrachte. „Indem das Mittelalter," ſagt Reichling, „die lateiniſche Sprache als eine lebende betrachtete und demgemäß nach den jeweiligen Bedürfniſſen der Zeit wandelte oder, genauer geſagt, die Dinge mit den Namen benannte, die zu ihrer Bezeichnung ihm geeignet erſchienen, machte es lediglich von dem erſten allgemeinen Menſchenrechte Gebrauch. In der Neubildung von Wörtern und Begriffsbezeichnungen beruht denn auch der weſentlichſte Unterſchied des mittelalterlichen Lateins von dem klaſſiſchen; die grammatiſchen Formen und Flexionen, die Art und Weiſe der Wortableitung, die ſyntaktiſchen Verbindungen u. dgl. blieben im allgemeinen gewahrt, wenn auch die Satzkonſtruktionen und die grammatiſchen Regeln überhaupt bedeutende Vereinfachungen erfuhren. Was nun die Neubildungen betrifft, ſo war zunächſt durch die Vulgata und die Werke der Kirchenſchriftſteller eine große Anzahl von Wörtern und Wortverbindungen, namentlich aus dem Griechiſchen und Hebräiſchen, in Aufnahme gekommen, die für die neuen Bedürfniſſe der Religion und der Philoſophie geſchaffen waren. Dieſer Wortſchatz wurde im Zeitalter der Scholaſtik ganz erheblich vermehrt, unter anderem durch Entlehnungen aus den Volksſprachen, bei uns namentlich auch aus dem Deutſchen. Aber darum verlor die Sprache den Charakter einer lateiniſchen ebenſowenig, als beiſpielsweiſe die aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche herübergenommenen und der deutſchen Flexion angepaßten Wörter die Natur unſrer Sprache ändern." Gewiß ſagen dieſe Ausführungen dem Kenner nichts neues. Allein es iſt doch gut, daß den verſchwommenen und vielfach von traditionellen Urtheilen abhängigen Angaben gegenüber, die bisher immer über das vorhumaniſtiſche Latein gemacht worden ſind, hier einmal ſummariſch die wichtigſten Grundzüge dieſer ſprachlichen Entwicklung dargelegt worden ſind. Mit derſelben Klarheit und Umſicht behandelt der Verfaſſer die pädagogiſchen Beſtrebungen des deutſchen Humanismus bis auf Erasmus, wobei Agricola, Hegius, Wimpheling und Murmellius ſorgſam und richtig charakteriſirt werden. Nicht in dem gleichen Maße kann man ſich mit dem ausführlichen Lebensbilde einverſtanden erklären, welches Reichling dem Erasmus gewidmet hat. Zwar das Thatſächliche wird überall richtig angegeben und umſichtig dargeſtellt, aber der ſtreng katholiſche Standpunkt, von dem aus die Thätigkeit des Erasmus beurtheilt iſt, macht es dem Verfaſſer unmöglich, die ganze Bedeutung von Erasmus' Lebenswerk zu erfaſſen. Dagegen werden mit dem Scharfblick der Abneigung die Mängel und Lücken in der Wirkſamkeit des großen Humaniſten überall richtig erkannt, ebenſo die zahlreichen, nicht wegzuleugnenden Schwächen ſeines Charakters; und gewiß wird jeder einſichtige Beurtheiler Reichling recht geben, wenn er bei der Darſtellung des Streites mit Hutten die Schuldfrage durchaus zu ungunſten des Erasmus entſcheidet.

Die Auswahl aus den pädagogiſchen Schriften des Erasmus, die Reichling vorlegt, umfaßt allerdings nur einen kleinen Bruchtheil der in Betracht kommenden Thätigkeit des Humaniſten. Denn fortgeſetzt hat ſich Erasmus mit pädagogiſchen Fragen beſchäftigt; auch den elementarſten Vorſchriften, die der Lehrer zu geben hat, war ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet. Dazu kam eine ganze Anzahl von Schriften, die direkt oder indirekt an den Unterricht anknüpften oder zu ſeiner Unterſtützung beſtimmt waren, ſo die ſchon oben erwähnten „Vertrauten Geſpräche", für und neben der Sprichwörterſammlung eine der wichtigſten Quellen über des Erasmus allgemeine Anſchauungen. Die Bedeutung dieſer Seite ſeiner Lebensarbeit kann nicht hoch genug angeſchlagen werden. Zwar ſind die pädagogiſchen Theorien, die er vorträgt, nicht ſein geiſtiges Eigenthum; wohl aber verſtand er aus den Erziehungsvorſchriften der Alten ſowie der italieniſchen und deutſchen Humaniſten das weſentlichſte und nothwendigſte herauszugreifen und es auf eine möglichſt klare und knappe Formel zu bringen. Dazu kam noch eins; wenn auch die von ihm aufgeſtellten Erziehungsnormen nicht originell waren, ſo verſtand er ſie doch dadurch zu einem einheitlichen Ganzen zuſammenzufaſſen, daß er ſie durch beſtimmte Grundgedanken beſeelte und ſo ſie gewiſſermaßen von neuem aus ſich herausſchuf. Die Ideen, die ſeine pädagogiſchen Grundſätze durchziehen und auf denen ſein ganzes Erziehungs- und Unterrichtsſyſtem ſich aufbaut, ſind die gleichen, die auch ſeine anderen Beſtrebungen leiteten. Im weſentlichen laſſen ſie ſich folgendermaßen zuſammenfaſſen: überall muß darnach geſtrebt werden, das Kleben am Aeußerlichen zu vermeiden und möglichſt ſchnell in den Weſensgehalt, den Kern der Sache einzudringen; alles aber muß ſich auf dem Wege der

Digitized by Google

ruhigen, organischen Entwicklung und ohne jede Gewaltsamkeit vollziehen. Diese beiden Hauptgrundsätze sind es, nach denen Erasmus die Erziehung und den Unterricht schon von den frühesten Kindheitsjahren an regeln will; er verlangt daher eine stetige und ruhige Entfaltung der Geistesanlagen, beständiges Eingehen auf die Individualität des Kindes und Berücksichtigung der verschiedenen Stufen des Alters. Bei der Einprägung des Wissensstoffes soll ebenfalls mit möglichster Vorsicht verfahren und nur allmählich vom Einfachen zum Verwickelteren fortgeschritten werden.

Ganz vortrefflich hat Erasmus diese Erziehungsmaximen in den beiden Traktaten dargestellt, die uns Reichling in einer mustergültigen Uebersetzung vorlegt. Der erste: „Ueber die Nothwendigkeit einer frühzeitigen wissenschaftlichen Unterweisung der Knaben," beschäftigt sich hauptsächlich mit der Gestaltung des ersten Unterrichts, während der zweite: „Ueber die Methode des Studiums" dem höheren Unterricht gewidmet ist. Bei der Lektüre ist man immer wieder aufs neue über die Feinheiten der einzelnen Beobachtungen, das sichere Erfassen aller einschlagenden Fragen und das vorsichtige, zurückhaltende und doch immer das Richtige treffende Urtheil überrascht. Zugleich aber fesselt die Darstellung den Leser in hohem Maße; die stilistische Meisterschaft, die in den beiden Abhandlungen zutage tritt, darf als geradezu vorbildlich bezeichnet werden. Trotz des einförmigen Stoffes und der lehrhaften Tendenz liest sich das Ganze wie eine angenehme Plauderei; überall versteht Erasmus zu fesseln, aus dem einen Punkt sorgfältig den anderen abzuleiten und zu eigenem Denken anzuregen. Rühmend sei dabei der Uebersetzung gedacht, auf die Reichling offenbar viele Mühe verwendet hat; es ist dem Uebersetzer gelungen, den feinen, weltmännischen Ton, der das eigentliche Kennzeichen von Erasmus' lateinischem Stil ist, in der deutschen Uebertragung wiederzugeben, ohne doch wörtliche Treue, Klarheit und Deutlichkeit darüber zu vergessen. G. E.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Die Christenverfolgungen im römischen Reiche vom Standpunkt des Juristen.** Von Dr. Max Conrat (Cohn), Professor des römischen Rechts an der Universität Amsterdam. Leipzig, Hinrichs 1897. — Die Christenverfolgungen im römischen Reiche waren zum Theil das ausschließliche Werk gehässiger heidnischer Priester und des von ihnen geleiteten Pöbels; insofern mögen sie in der Kirchengeschichte Behandlung finden. Den Juristen berühren nur die Christenprozesse, die sich vor den ordentlichen Gerichten in einem geregelten Verfahren abspielten und regelmäßig zu den schweren Strafen führten, von denen uns die Martyrologie erzählt. Für sie müssen positive gesetzliche Vorschriften vorhanden gewesen sein, an deren Feststellung ein rechtsgeschichtliches Interesse besteht. Zum geringen Theil sind sie uns überliefert, so insbesondere ein Reskript Trajans und ein Edikt seines Nachfolgers Hadrian, beide prozessualer Natur. Vorwiegend müssen sie aber aus den vorhandenen Akten herauskonstruirt werden. Da diesen fällt alsbald ein Umstand ins Auge, in dessen Erklärung der Schwerpunkt der ganzen Frage liegt. Die Prozesse wenden sich fast immer nur gegen einzelne Christen und lassen Andere, obwohl deren Zugehörigkeit zum Christenthum offenkundig ist, unbehelligt, ja sogar die Priester entgehen nicht selten der Verfolgung, die ihre Gemeinde trifft, und üben während derselben unverhohlen ihre religiösen Funktionen. Einigermaßen läßt sich das auf das System des römischen Strafprozesses zurückführen, der im ganzen auf das Anklageprinzip aufgebaut war und durch die erwähnten Gesetze Trajans und Hadrians in dieser Richtung, gerade soweit er die Christen betraf, noch befestigt wurde. Da eine öffentliche Anklagebehörde nicht bestand, hing also die Verfolgung davon ab, ob Jemand aus irgendwelchem Grunde sich veranlaßt fühlte, die Anzeige zu erstatten. Der eigentliche Grund der Verschiedenheit liegt aber zweifellos auf materiellrechtlichem Gebiete. Es kann hier als feststehend angesehen werden, daß die Zugehörigkeit zum Christenthum als solche bis auf die Zeiten Diocletians niemals unter Strafe stand. Wie sollte, da doch nicht nur im römischen Reich, sondern in Rom selbst ungehindert die Kulte griechischer, asiatischer, ägyptischer Gottheiten geübt wurden, die christliche Religion als solche feindselig behandelt worden sein! Ein bedeutsames Merkmal unterschied allerdings sie wie auch die jüdische Religion von allen übrigen, sie war in ihrem Wesen mit dem Heidenthum intolerant. Der Grieche mochte aus dem Tempel des Zeus in den des Jupiter gehen, ohne darin etwas seltsames zu erblicken. Der christliche Gott verlangte aber: Du sollst keine fremden Götter neben mir haben! Sicherlich lag in dieser Neuerung ein Grund des Mißtrauens und der Abneigung, mit der von vielen Seiten das Christenthum bedacht wurde. Die erste Christenverfolgung unter Nero stützte sich auf diese Momente, aber die Christen wurden nicht bestraft, weil sie Christen waren, sondern weil sie den Brand der Hauptstadt verschuldet haben sollten. Ein Untergrund für diese Behauptung ließ sich auch durch Mißdeutung der christlichen Lehren nicht gewinnen, sie entstammte ausschließlich der Willkür eines Tyrannen. Doch wurden schon um jene Zeit, und jedenfalls bald nachher, wie Tacitus bezeugt, Vorwürfe gegen die Christen laut, die auf falscher Auffassung ihrer Lehre beruhten und sie schwerer Missethaten ziehen. Das eucharistische Mahl wurde als thyesteische Mahlzeit, als Kindermord, die Bruderliebe, welche das Evangelium predigte, als ödipodeische Verbindung, als Inzest bezeichnet. Conrat nimmt an, daß die Christenprozesse wegen dieser Verbrechen in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts sehr zahlreich gewesen seien, und daß die Richter an der Verübung solcher Greuel in den Versammlungen der Christen so wenig zweifelten, daß sie Jeden, dessen Eigenschaft als Christ einmal feststand, wegen dieser Verbrechen bestraften. Das nomen christianum bildete eine unwiderlegliche Präsumtion der begangenen Missethat. Hier könnte dann allerdings das Anklageprinzip allein erklären, warum nicht alle Christen, die als solche bekannt waren, zur Strafe gezogen wurden. Anders ist das mit der späteren Fassung der Anklagen gegen Christen, die überhaupt auf anderem Boden steht und der, so ungerecht sie materiell war, doch eine gewisse formale Richtigkeit nicht abgesprochen werden kann. Nach ihr war die Uebung der christlichen Religion strafbar, sobald sie zu einer Verletzung der Staatsreligion wurde, sobald ein Christ dem römischen Kult die ihm gebührende Reverenz versagte, die majestas der römischen Götter beleidigte. Hier ist leicht zu erkennen, daß bei vorsichtiger Zurückhaltung eine strafrechtliche Verfolgung nicht selten vermieden werden konnte. Schwerer wurde das freilich dadurch gemacht, daß auch der Kaiser unter die Zahl der Gottheiten aufgenommen wurde und die Christen sich demzufolge von den Huldigungen gegen ihn selbst, da sie an und für sich unverfänglich gewesen wären, wie bei Volksfesten und Siegesfeiern, zurückhalten zu müssen glaubten, um nicht gegen ihre religiösen Vorschriften zu verstoßen. Immerhin mußte bei dieser Kategorie von Prozessen zu der Theilnahme an der christlichen Gemeinschaft noch ein weiteres Moment hinzutreten, um einen strafbaren Thatbestand herzustellen, wie auch ein vorliegender Verdacht dadurch beseitigt werden konnte, daß im Laufe des Prozesses dem Kaiser oder den römischen Göttern die vorgeschriebene Ehrung erwiesen wurde. Hiezu war auch Auffassung der heidnischen Römer und auch einzelner christlicher Sekten die Abschwörung des Christenthums durchaus nicht nöthig, man mochte Christ sein und bleiben, wenn man nur die Staatsreligion nicht beleidigte. Das Christenthum als solches wurde nicht verfolgt. Erst in ihrer letzten Phase greifen die Christenverfolgungen weiter: es wird, was früher fehlte, eine heidnische Kulthandlung vorgeschrieben und gegen Jene, die sich ihr entzogen, eingeschritten. Vielleicht hing diese Entwicklung mit der Feier des 1000jährigen Bestehens der Stadt Rom zusammen. Die neuen Verfolgungen wenden sich vorwiegend gegen die Kleriker, die Bevölkerung hat sich wahrscheinlich dem Opferzwang gefügt, oder doch leichter entzogen. Diocletian holte zu einem entscheidenden Schlage gegen das Christenthum als solches aus, in dem er eine unbequeme politische Partei erblickte,

Er kannte den neuen Gedanken nicht mehr unterdrücken. Dem faktischen Siege des Christenthums folgte noch wenigen Jahren die öffentliche Anerkennung.

Rudolf Steiner: Goethe's Weltanschauung. Weimar, Emil Felber 1897. 8°. X u. 206 S. — In der stetig wachsenden und fast schon unübersehbar gewordenen Masse der Goetheliteratur werden uns nur allzu oft weitläufige Darstellungen höchst kleinlicher, unbedeutender und gleichgültiger Ereignisse aus dem Leben des Dichters geboten; umso freudiger ist es daher zu begrüßen, wenn wir wieder einmal bei einem so gründlichen und ernsten Buche verweilen dürfen, wie es das vorliegende ist. Goethe's Weltanschauung darzustellen und zu erklären, ist eine gewaltige Aufgabe, und in ihrem vollen Umfange sie zu lösen hat Steiner nicht vermocht — aber auch nicht beabsichtigt. Er hat „in dieser Schrift nur die Weltanschauung Goethe's im Auge, aus der seine Einsichten in das Leben der Natur hervorgewachsen sind und welche die treibende Kraft in ihm war von der Entdeckung des Zwischenknochens beim Menschen bis zur Vollendung der Farbenlehre". (S. 82.) Alles andere, seine ethischen, religiösen, zum Theil auch seine philosophischen Vorstellungen, und namentlich auch die Entwicklungsgeschichte des Goethe'schen Geistes läßt er hier beiseite, und darum hätten wir einen Titel wie „Goethe's Naturanschauung" wohl lieber gesehen. Innerhalb dieses engeren Rahmens aber erscheint uns das Werk als durchaus zuverlässig und erschöpfend. Vor allen Dingen ist es mit einer vollkommenen Herrschaft über den Stoff geschrieben, die immer die großen, bedeutenden Züge herausfindet und sich nicht durch vereinzelte Widersprüche Goethe's selbst beirren läßt, und von einer innigen Liebe für den Gegenstand eingegeben. Ist es ja doch die Frucht von mehr als 10jährigen Studien, denen sich der Verfasser bei der Herausgabe von Goethe's naturwissenschaftlichen Schriften für „Kürschners Nationalliteratur" und für die große Weimarer Ausgabe gewidmet hat.

Der erste Abschnitt des Buches schildert Goethe's Stellung innerhalb der abendländischen Gedankenentwicklung. Steiner geht aus von der ursprünglichen Gegensätzlichkeit von Goethe's und Schillers Weltanschauung, um uns dann nach einem summarischen Ueberblick über die philosophischen Systeme von Plato bis Descartes Goethe's Verhältniß zu denselben vorzuführen, über das sich dieser selbst einmal in einem Briefe an Jacobi so aussprach (S. 55): „Gott hat dich mit der Metaphysik gestraft . . . mich mit der Physik gesegnet. Ich halte mich an die Gottesverehrung des Atheisten (Spinoza) und überlasse Euch alles, was ihr Religion heißt und heißen mögt. Du hältst aufs Glauben an Gott; ich aufs Schauen." Sein Ziel ist es, „zu erforschen, zu erfahren, wie Natur im Schaffen lebt". Aber eben weil Goethe sein ganzes Denken immer nur auf die Gegenstände der Anschauung richtete, ist es ihm (nach Steiner) nicht gelungen, die höhere, die höchste Stufe zu erreichen, das Denken selbst zum Gegenstand des Denkens zu machen; mit anderen Worten, es fehlt ihm die Gabe der Selbstbetrachtung im höchsten Sinne, die Beobachtung der innersten Menschennatur, weswegen ihm auch nie die Erkenntniß der Freiheit des Menschen klar bewußt geworden sei.

Nach diesen wichtigen, allgemeinen Erörterungen wendet sich der Verfasser zu seiner Hauptaufgabe, uns Goethe's Naturanschauung und -auffassung im engeren Sinne vorzuführen. Den Anfang machen, wie billig, seine Forschungen über Natur und Entwicklung der Lebewesen, d. h. die Metamorphosenlehre. Der Gang seiner Studien wird uns dargelegt, seine thatsächlichen Verdienste, namentlich die Entdeckung des Zwischenkieferknochens am Menschen, gewürdigt, seine Hypothesen über die Entwicklung der Pflanze aus der Urpflanze, ihrer Organe aus dem Urorgan, dem Blatte, über die Bildung der Thiere eingehend geschildert: Forschungen, um derentwillen man in neuerer Zeit Goethe so gern zum Propheten des Darwinismus gestempelt hat.

Der nächste Abschnitt beschäftigt sich sehr gründlich mit der Farbenlehre, jenem fehlgeschlungenen Versuche, der es verschuldete, daß man Goethe's naturwissenschaftliche Studien überhaupt lange völlig unterschätzt hat. Auf seine eigene Entwicklung aber, auf sein Verhältniß zur Kunst übten sie einen großen Einfluß, da er durch sie zu einer Kultur gelangt ist, die er sich schwerlich von einer anderen Seite verschafft hätte. (An Fr. v. Stein.)

Das Kapitel: Gedanken über Entwicklungsgeschichte der Erde und der Lufterscheinungen, handelt in kürzerer Form über Goethe's Stellung zu dem Streit zwischen den Anhängern des Neptunismus und Vulkanismus, wo ein Hinweis auf die klassische Walpurgisnacht wohl nahe gelegen hätte, und über seine Betrachtungen über die Wolkenbildung.

Den Schluß macht ein kurzer Vergleich Goethe's mit Hegel; obgleich Beide dieselbe Darstellungsweise haben, obgleich Beiden die Gabe der Selbstbeobachtung fehlt, hat doch Goethe so ungleich mehr Großes und Dauerndes geleistet, weil er seine Reflexionen auf dem Gebiete der Anschauungswelt anstellte, wo dieser Mangel nicht schädlich wirkt, während Hegel gerade auf dem Gebiete philosophirte, wo er am meisten empfunden wird, auf dem der Ideenwelt. — Endlich sei noch ein sonderbarer Denkfehler (S. 18) berichtigt: Descartes stellte seine Beobachtungen natürlich nicht 3 Jahrhunderte, sondern 3 Jahrzehnte nach Bacon von Verulam an.

H. Jantzen.

E-m. Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Verlag Ed. Heitz in Straßburg. 11. Heft: Ueber den Humor bei den deutschen Kupferstechern und Holzschnittkünstlern des 16. Jahrhunderts von Dr. R. v. Lichtenberg. — Der Verfasser hat sich ein sehr interessantes Thema gestellt, bei dessen Durchführung er allerdings weder neue Thatsachen noch Gesichtspunkte von Belang vorbringt. Jedoch wird das sogenannte gebildete Publikum mancherlei amüsantes Detail in dieser Studie finden können, zumal eine Anzahl nicht übel gelungener Reproduktionen alter Kupferstiche und Holzschnitte den im Text gegebenen Ausführungen zur Veranschaulichung beigegeben sind. Der Fachmann wird manche Lücke schmerzlich empfinden: besonders bei der Besprechung der satirischen Drucke des 16. Jahrhunderts wäre ein näheres Eingehen auf die höchst interessanten und noch massenhaft erhaltenen Flugblätter von Werth gewesen. Sonderbar berührt bei dem nicht eigentlich noch wissenschaftlichen Prinzipien abgefaßten Werkchen eine in Aeußerlichkeiten peinlich genau eingehaltene Beobachtung wissenschaftlicher Formen. So sehr „philologische Akribie" bei kunsthistorischen Arbeiten am Platz ist, so wenig erfreut sie uns, wenn sie nur für Nebensächlichkeiten angewendet wird. — Das 12. Heft der Studien zur deutschen Kunstgeschichte bilden die Forschungen Dr. Ch. Scheeres zur Elfenbeinplastik der Barockzeit. Der Verfasser wagt sich da auf ein noch jungfräuliches Gebiet. Wenn er dabei noch in mancher nächtigen Frage nur Hypothesen aufstellen kann, so ist das nicht mehr als natürlich und es bleibt doch ein großes Verdienst, daß er sich der mühevollen Arbeit unterzogen hat, wozu ihn seine große Detailkenntniß ja vor Allen befähigt. Besonders interessant sind seine Angaben über den geschickten Elfenbeinschnitzer Elhafen, von dem das Münchener Nationalmuseum eine reiche Anzahl tüchtiger Werke besitzt. Ein fesselndes Bild abenteuerlichen Künstlerthums ist die freilich noch fragmentarische Biographie Lücke's, von dem ebenfalls in München einiges zu finden ist.

Zu Tolstoi's „Anschauungen über die Kunst". Die Beilage der A. Z. vom 22. Januar 1898 (Nr. 17) brachte einen Artikel „Graf Tolstoi über die Kunst", der mich zu einigen Bemerkungen anregt. Tolstoi zieht, wie mir scheinen will, mit Recht gegen die Versuche zu Feld, die Kunst als Darstellung des Schönen aufzufassen. Er weist darauf hin, daß eine befriedigende Umschreibung des Objektiv-Schönen noch von Niemandem gegeben worden ist. Dann heißt es: „In allen europäischen Sprachen, in den Sprachen jener Völker, bei welchen die Lehre von der Schönheit mit dem Wesen der Kunst identifizirt wird, haben die Worte »beau«, „schön", »beautiful«, »bello« zugleich die Bedeutung der „schönen Form", wie des „Guten". Nur im Russischen (was ich nicht überprüfen kann) sei der Gebrauch ein anderer. Schön bezeichne da nur das „was dem Auge gefällt". Bezüglich von Handlungen und Musik spreche man von gut. „Der Begriff des Schönen deckt nicht den des Guten" und „wenn wir das Wort: gut auf einen Gegenstand übertragen, welcher nach seinem Aussehen geschätzt wird, so sagen wir damit auch, daß dieser Gegenstand schön ist. Legen wir

aber einem Gegenstand die Bezeichnung schön bei, so sagen wir damit nicht, daß derselbe auch gut sei." Tolstoi gebraucht das Wort gut in etwas untlarem Sinn, wie es scheint, mehr in ethischem als in künstlerischem Verstand, und daran möchte ich meine Bemerkungen knüpfen, welche meine eigenen Bemühungen betrifft, im Deutschen die Ausdrücke schön, künstlerisch gut und ethisch gut streng auseinander zu halten. Diese Ansichten sind von mir erst andeutungsweise, dann schärfer ausgeprägt vertreten worden 1893, als mein „Handbuch der Gemäldekunde" (mit der Jahreszahl 1894) erschien, und später in dem Artikel „Lose Blätter aus dem Buch der Kunstphilosophie" des „Wiener Almanach" (herausgegeben von Jacques Jäger und Heinrich Bohrmann) für das Jahr 1897. Endlich hat auch mein selbständig ausgegebenes Heft „Vom Sehen in der Kunstwissenschaft" die Frage vorübergehend erörtert. Der Umstand, daß in den genannten Arbeiten der Unterschied zwischen „gut" und „schön" viel schärfer betont ist, als bei Tolstoi, gab mir den Muth, auf meine Auffassung der Sache hinzuweisen.

Wien, 23. Jan. 1898. Dr. Th. v. Frimmel.

* Eine große völkerkundliche Forschungsreise wird, wie die „Reichswehr" mittheilt, von hervorragenden Mitgliedern der Universität Cambridge nach den Gebieten der Torres-Straße zwischen Australien und Neu-Guinea und nach der Insel Borneo unternommen werden. Bis jetzt ist die Theilnahme von sieben Gelehrten gesichert. Der Leiter der Expedition ist Alfred C. Haddon. Zwei Theilnehmer werden Studien über vergleichende Psychologie der dortigen Naturvölker und anderer Rassen vornehmen, ein Forscher wird sich vorzugsweise mit der Musik der Eingeborenen beschäftigen, ein weiterer mit der Soziologie, den Legenden und Sagen, ein Naturforscher wird in erster Linie die Nutzpflanzen der Eingeborenen untersuchen, aber auch sonst die Thier- und Pflanzenwelt, sowie geographische Untersuchungen berücksichtigen, endlich werden einige Mediziner zum Studium der hygienischen und medizinischen Theile der völkerkundlichen Erforschung theilnehmen. Außer den Apparaten für Körpermessungen wird auch eine Sammlung von Apparaten zur vergleichenden Psychologie mitgenommen, ferner zwei Phonographen zur Aufzeichnung der Gesänge und der Sprache der Eingeborenen, auch ein Kinematograph zur Wiedergabe der Volkstänze, Zeremonien und besonders charakteristischer Verrichtungen. Später wird ein Theil der Expedition zum Studium der Urbewohner von Baran auf Borneo abgehen. Die Abreise der Gelehrten ist auf den 2. März d. J. festgesetzt.

* Ein archäologisch wichtiger Fund ist auf einem Landgut südlich der Station Karaferia der Linie Salonichi-Monastir gemacht worden. Der Fund ist, wie der „N. A. Z." aus Konstantinopel geschrieben wird, ein wohlerhaltenes Hautrelief, welches Olympia, die Gemahlin des Königs Philippos von Makedonien und Mutter Alexanders des Großen, darstellt. Die Einverleibung des interessanten Stückes in das kaiserliche Antiquitätenmuseum in Konstantinopel, dem unausgesetzt mehr oder minder werthvolle Bereicherungen zufließen, ist bereits angeordnet. Die von Prof. Schorndorf geleiteten Ausgrabungen auf dem Gebiet des althellenischen Priene haben bislang als werthvollstes Resultat die Freilegung der Theaterbühne ergeben, die ungleich besser ist, als sie anderwärtige Ausgrabungen aufweisen. Ferner ist, an Pompeji erinnernd, der Grundriß der Straßen und Plätze mit ihren Marktballen freigelegt worden, wobei sich ergab, daß die Stadt kein Straßengewirr darbot, sondern mit gleichmäßig breiten, sich rechtwinklig schneidenden Straßen, wie nach feststehendem Plan erbaut, sich darstellt.

* Eines der kostbarsten Dokumente altserbischer Kunst wird nächstens auf Veranlassung des Königs Alexander von Serbien veröffentlicht werden. Es ist das Faksimile eines Evangeliums, das die Mönche vom Berge Athos dem König als Geschenk darbrachten, als er ihnen seinerzeit einen Besuch in ihrem Kloster abstattete. Das mit kostbaren Initialen und Abbildungen geschmückte Evangelium wurde im zwölften Jahrhundert vom Peinzen Miroslaw niedergeschrieben. Bemerkenswerth ist, daß in dem herrlichen Buch ein Blatt fehlt; ein russischer Pope riß es heraus, und es wird seither in der kaiserlichen Bibliothek zu Kiew sorgsam verwahrt. Der Zar hat den König Alexander bevollmächtigt, eine Faksimile dieses einen Blattes abnehmen zu lassen, so daß die neue Ausgabe ganz vollständig sein wird.

Rom. Im Alter von 70 Jahren ist am Morgen des 18. Nov. 1897 Graf Michael Tyszkiewicz in Rom gestorben. Während sonst die Zeitungen von jedem halbwegs bemerkenswerthen Ereignisse Notiz nehmen, wurde sein Tod gar nicht beachtet, und doch gehörte der Mann, dem diese Zeilen in pietätvoller Erinnerung geweiht sind, mit zu den interessantesten Gestalten der vielsprachigen Fremdenkolonie Roms. Von Geburt aus Pole — er war in Wilna 1828 geboren — erwarb er späterhin das schweizerische Staatsbürgerrecht, um schließlich als echter Kosmopolit, wie viele seiner Landsleute, seinen ständigen Wohnsitz in Rom aufzuschlagen. Lebhaftes Interesse für die Denkmäler des ältesten Kulturvolkes führte ihn 1860—61 nach Aegypten, dann übersiedelte er, als seine Neigung sich immer mehr dem klassischen Alterthum zuwandte, 1862 nach Neapel und ließ sich endlich 1865 in Rom nieder, das er seitdem nur im Sommer verließ, den er in der Schweiz oder Frankreich zubrachte. Ein großes Vermögen setzte ihn in den Stand, die Leidenschaft, mit der er Antiken sammelte, zu befriedigen. Er kam in der glücklichen Zeit noch Italien, da noch die Funde überall der Sammler harrten und nicht, wie es jetzt der Fall ist, der Sammler auf die Funde. Reichlich benutzte er die unvergleichlich günstige Lage. Mehrere der größten Zierden in den hervorragendsten europäischen Museen waren zuerst in seinem Besitze. Hier seien nur der Jünglingskopf aus Benevent und der Herakles von Fulgino, beide Bronzen des Louvre, erwähnt. Er kaufte, freute sich an dem Besitze, und nahmen seine Interessen eine andere Richtung, so gab er das Erworbene wieder weiter und erstand Neues. Wäre alles beisammen geblieben, so hätte seine Sammlung unbestritten den ersten Rang unter den Privatsammlungen behauptet. Er war ein feinsinniger Mann von erlesenem Geschmacke und einem außerordentlichen Kennerblicke. Im Gegensatz zu anderen Sammlern legte er den Nachdruck auf wenige Stücke, diese aber mußten ersten Ranges sein. Nur in wenigen Vitrinen dorg sich, als der Schreiber dieser Zeilen, der oft das Glück hatte, seine Schätze zu sehen, zum letztenmale im Mai bei ihm war, seine ganze Sammlung, in die er nur selten Marmorskulpturen aufnahm. Den Hauptbestand bildeten Bronzen, Vasen, Goldschmuck, und das größte Gewicht legte er auf seine geschnittenen Steine, die er Besuchern, denen er besonders wahlwollte, gleichsam als pièces de résistance zum Schluß zeigte. Einen Jeden, der seine in der via Gregoriana hochgelegene Wohnung betrat, die er erst vor kurzem mit der seines Nachbarn Crispi vertauschte, umfing sogleich eine behagliche Stimmung, die von dem Herrn des Hauses ausging, der, von ungewöhnlich hoher, durch das Alter ungebeugter Statur, mit dem stattlichen weißen Vollbarte eine imposante Erscheinung bildete. Er hatte immer etwas Neues, Wichtiges zu zeigen, denn seine zahlreichen, weit ausgedehnten Verbindungen führten ihm von allen Seiten werthvolle Denkmäler zu. So lernte man stets bei und von ihm. Er war von der größten Liberalität, die einem gerade hier doppelt wohlthat, in der Stadt, wo dem Hochgelehrten sehr oft große Schwierigkeiten in der Besichtigung und Benutzung der Sammlungen von Seiten Privater und einiger Museumsverwaltungen bereitet werden. Seine Sammlung kannte man noch jeder Richtung hin studiren, Beliebiges publiziren und der Besitzer, der nicht wie Andere eifersüchtig auf seinen Schätzen saß und ihren Anblick Niemand gönnte, freute sich selbst, wenn aus seiner Sammlung der Wissenschaft neues Material gebracht wurde. Er selbst sorgte für eine Veröffentlichung der ganzen Sammlung in glänzender Form, von der nur fünf Lieferungen mit Wilhelm Fröhners Text und 40 prachtvollen Tafeln bei Bruckmann in München erschienen sind. Als das Erscheinen der fünften Lieferung sich durch verschiedene Umstände verzögerte, äußerte sich Graf Tyszkiewicz ungeduldig, er wolle die Publikation nicht weiter fortsetzen, und er ahnte damals nicht, daß der Tod ihm so bald die Fortsetzung unmöglich machen werde. Als die letzte Lieferung endlich erschien, dachte er aber gleich wieder an die Herstellung der Tafeln für die nächste. So werden denn wenigstens diese

fünf Lieferungen in ihrer Zusammenfassung der Nachwelt eine Idee davon geben, mit was für Schätzen er sich in den letzten Jahren umgab. Vor 2 Jahren hatte er den glücklichen Gedanken, Erinnerungen aus seinem Sammlerleben zu veröffentlichen. Die seit 1895 in der „Revue archéologique" erschienenen Notes et souvenirs d'un vieux collectionneur geben eine Fülle interessanter Mittheilungen und sind gewiß nicht in letzter Linie ein werthvoller Beitrag zur Kulturgeschichte Roms in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Einige Gestalten, wie Alessandro Castellori, der König der römischen Antiquare, sind doria trefflich gezeichnet. Schlicht wie er gelebt hatte, starb er noch. Seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß erfolgte keine Anzeige in den Blättern; in der einfachsten Form wurde er am 20. auf dem Campo Verano zu Grabe getragen, keine Blumen schmückten den Sarg und ein bescheidener Stein wird nichts als seinen Namen tragen. Eine große pruakvolle Grabschrift hat er nicht nöthig, sein Andenken wird bleiben als das eines Mannes, dem die klassische Archäologie viel verdankt, mehr als Manche im ersten Momente, da sie die Todesnachricht erhalten, ahnen.

Rom. Dr. Ludwig Pollak.

* **Würzburg.** Zum außerordentlichen Professor für englische Philologie an der hiesigen Universität wurde Dr. Ernst Sieper aus München ernannt. Er war anfangs Volksschullehrer und legte erst in seinem 30. Jahr die Reifeprüfung für das Universitätsstudium ab. Seine philologischen Studien machte er unter Schick in Bonn und nahm hierauf einen längeren Aufenthalt in England und Frankreich zur weiteren Ausbildung. 1895 erwarb er mit der Abhandlung „Die Geschichte von Soliman and Perseda in der neueren Literatur" in Heidelberg den Doktortitel.

* **Straßburg i. E.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. med. R. Dreyfus als Privatdozent für das Fach der innerea Medizin habilitirt.

* **Berlin,** 25. Jan. Die Deutsche Orientgesellschaft, über deren Ziele wir berichtet hatten, ist gestern hier konstituirt worden. In den Vorstand wurden gewählt: Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath als I. Vorsitzender, Staatssekretär a. D. Hollmana als II. Vorsitzender, ferner Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Abg. Dr. Hammacher, Steuerrath Horn, Franz v. Mendelssohn, Generalsuperintendent Dryander u. A. Der wissenschaftliche Beirath wird sich zusammensetzen aus je einem noch zu ernennenden Vertreter des Kultusministeriums, der Akademie der Wissenschaften und der Museumsverwaltung, sowie aus den Professoren Delitzsch (Breslau), Zimmern (Leipzig), Conze, Sachau und Privatdozent Dr. Lehmann in Berlin.

* **Basel.** Die theologische Fakultät ertheilte in ihrer Sitzung vom 21. d. M. den HH. Licentiaten Karl Götz und Albert Bruckner die venia legendi für Kirchengeschichte. Ferner wird die Ernennung des Hrn. Prof. Dr. Karl Groos von der philosophischen Fakultät der Universität Gießen zum ordentlichen Philosophieprofessor gemeldet.

HK. **Oxford,** 23. Jan. Am 18. d. M. starb zu Ascot bei Windsor im 86. Lebensjahre der ehemalige Dekan des Christ-Church-Stiftes dahier (1855—91), Henry Liddell. Als Gelehrter hat sich derselbe durch sein zuerst 1843 erschienenes und später in verschiedenen erweiterten Ausgaben verbessertes „Greek Lexican" (auf Grund seines berühmten Vorgängers Gaisford) um die Förderung der altklassischen Philologie in England kaum geringeres Verdienst erworben als Passow und Pape zu ihrer Zeit in Deutschland. — Nur um wenige Tage früher verschied ein anderer hiesiger hervorragender Lehrer der Mathematik und Verfasser mehrerer Handbücher über Algebra und Geometrie, Dodgson, der bis zum Jahre 1881 in demselben Christ-Church-Stifte gewirkt und zugleich als beliebter Jugendschriftsteller unter dem Pseudonym „Lewis Carroll" den Ruhm des englischen „Hans Andersen" gewonnen hat. Am populärsten sind namentlich sein seit 1865 veröffentlichtes Buch „Alice's Adventures in Wonderland", sowie dessen 1871 erschienenes Seitenstück „Through the Looking-glass, and what Alice found there" geworden, zwei reizende, humor- und phantasievolle Jugendmärchen, die ihrem Verfasser gleich großen Erfolg verschafften und seitdem auch in französischer und deutscher Ausgabe übertragen wurden.

* In **New-York** starb der „Deutsch. med. Wochenschr." zufolge Dr. med. O'Dwyer, der als Erfinder der sogenannten Tubage des Kehlkopfs in der Medizin allgemein bekannt geworden ist.

* Aus **Algier** wird der „Köln. Ztg." berichtet, daß man dort, im Gebiet der Gemeinde Montenotte, sehr deutliche Spuren langer, in den nackten Fels gehauener Bewässerungskanäle, die von den Römern herstammen, aufgefunden hat. Sie führen nach zwei zur Anlegung großer Wasserbehälter äußerst gut geeigneten Schluchten von Bon-Hollon, deren eine 4, die andere nur 1½ m breit in die Ebene ausläuft. Mit geringen Kosten, ungefähr 95,000 Fr., könnte man die jedenfalls früher vorhandenen Thalsperren mit einem Wasservorrath von 9 Mill. cbm wiederherstellen, auch die alten Kanäle wieder nutzbar machen. Die Frage wird von den daran Betheiligten reiflich in Erwägung gezogen.

* Die Geschäftsführung der 70. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hat in Uebereinstimmung mit dem Ersten Vorsitzenden Waldeyer in Berlin die Zeit der Versammlung in Düsseldorf auf die Woche vom 19. bis 25. September festgesetzt. Die Vorarbeiten in den 33 wissenschaftlichen Abtheilungen haben begonnen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Statistischer Rückblick auf die königl. Theater zu Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden für das Jahr 1896. Edd. — Ernst Haeckel: Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftl. Vorträge über die Entwicklungslehre. 9. umgearb. Auflage. Mit Tafeln. In zwei Theilen. Berlin, Georg Reimer 1898. — Elard Hugo Meyer: Deutsche Volkskunde. Mit 17 Abbildungen und einer Karte. Straßburg, Karl J. Trübner 1898. — *Prof. G. Garollo.* Dizianario Geografico Universale. Quarta Edizione del tutto rifatta e molto ampliata. Milano, Ulrico Hoepli 1898. — Franz Herfurth: Aus Heimath und Ferne. Vier Vorträge. Wien, Karl Gräser; Hermannstadt, W. Krafft 1898. — Deutscher und internationaler Patent-Kalender 1898. Hrsgd. vom Patentbureau G. Dedreux. München, Georg D. W. Callwey. — Rangliste der kais. deutschen Marine 1898. Abgeschlossen am 30. November 1897. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. — A. Slaby: Die Funkentelegraphie. Mit 22 Abbildungen und 2 Karten. Berlin, Leonhard Simion 1897. — Dietrich v. Oertzen: Landeskirchenthum und soziale Frage. Vortrag gehalten auf der kirchlich-sozialen Konferenz in Bremen, 10. Nov. 1897. Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt 1897. — Erwin Brecht: Wolfram, die Trogädie des Geistes. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig, Eduard Avenarius 1898. — Adolf Glaser: Schlitzwang. Ein Roman aus dem 8. Jahrhundert. Mit Illustrationen von Adalbert v. Roeßler. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Adreßbuch der Dampfkesselbesitzer Deutschlands. Band 1, Provinz Brandenburg. — Alfred Lichtwark: Die Wiedererweckung der Medaille. Mit Abbildungen. Dresden, Gerhard Kühtmann 1897. — Derſ.: Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken. Nach Versuchen mit einer Schulklasse. 2. Auflage. Edd. 1898. — Derſ.: Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus. Edd. 1897. — Derſ.: Deutsche Königsstädte, Berlin, Potsdam, Dresden, München, Stuttgart. Ebd. — Prof. Dr. M. Schmid: Besprechung von C. Weichardt, Pompeji vor der Zerstörung. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für bildende Kunst. N. F. VIII. — Fritz Löwe: Kunterbunt. Humoresken und Novellen aus dem Studentenleben. Rathenow, Max Babenzien 1898. — Arnold Otl: Grabesstreiter. Eine Sagen-Trogödie. Luzern, H. Keller 1898. — Auf der Birsch. Brüche aus meinem Jägerleben. Vom „Wilden Jäger". Mit Abbildungen. Berlin, P. Parey 1898. — H. Ritter v. Foederansperg: In der österreichischen Armee. 1. Bd. Dresden, E. Pierson's Buchhandlung (Alex. Beyer). — Bericht über die 50. Hauptversammlung des Evang. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung zu Berlin, 28.—30. Sept. 1897. Leipzig, Selbstverlag des Vereins. — Neun Predigten, gehalten auf dieser Hauptversammlung. Edd.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Samstag, 29. Januar. Nummer 23.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Ueberſicht.

Begriff einer Geſchichtsphiloſophie. Von Dr Georg Polonsky. — Erinnerungen von Ludwig Bamberger. Von Sigmund Schott. — Mittheilungen und Nachrichten.

Begriff einer Geſchichtsphiloſophie.

Von Dr. Georg Polonsky.

Den geſchichtlichen Verlauf zu verfolgen, die in ihm wirkenden Kräfte aufzuſpüren und ſeine wichtigſten Momente feſtzuſtellen, iſt der nie zum Stillſtand gelangte Wunſch des menſchlichen Denkens geblieben. Es iſt kaum ein Gebiet der Geiſtesthätigkeit zu nennen, welches nicht der verlockenden Möglichkeit einer Erkenntniß des Inhalts alles hiſtoriſchen Geſchehens dienſtbar gemacht worden wäre.

Abgeſehen von der Theologie, die an Stelle des Wiſſens den Glauben ſetzt, und welcher ſchon von vornherein die Erforſchung der wirklichen Triebfedern der Geſchichte verſagt iſt, war es die Philoſophie, die es ſich angelegen ſein ließ, dem aufgetauchten Problem nachzugehen. Die philoſophiſche Richtung in der Geſchichtsauffaſſung hat ihre Verzweigungen, die miteinander zwar viel Gemeinſames haben, aber ſtreng auseinanderzuhalten ſind: die rein metaphyſiſch-ſpekulative und die rationaliſtiſche.

Die Spuren der erſteren laſſen ſich ſchon im Alterthum in den griechiſchen Kosmogonien finden. Unter dem Namen der „idealiſtiſchen" zieht ſich dieſe Richtung durch das geſammte geſchichtsphiloſophiſche Denken hindurch; ihr typiſcher Repräſentant iſt Hegel, von welchem wir folgende charakteriſtiſche Merkmale gewinnen. Erſtens ſollte ein Geſetz aufgefunden werden, aus dem heraus der ganze hiſtoriſche Prozeß zu erklären wäre, zweitens ſei dieſes Geſetz rein a priori zu konſtruiren. Von Hegels Geſichtspunkt aus iſt alſo die Geſchichte nichts anderes, als eine allmähliche Entwicklung eines außerhalb des menſchlichen Thun und Laſſens liegenden, vom Weltgeiſte diktirten Geſetzes. Der Weltgeiſt hat ſeine geheimen Ziele, welche er durch die Menſchen zu verwirklichen ſucht, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, ihren Wünſchen und Hoffnungen gerecht zu werden, indem er ſie bloß als reines Mittel zum Zweck betrachtet. Hegel bewundert ſogar die Liſt der Vernunft, mit der ſie die Menſchen die einzelnen Theile des gemeinſamen Planes der Geſchichte ausführen läßt. Nach ſeiner Meinung enthalten ſchon die erſten Spuren des Geiſtes die ganze menſchliche Geſchichte genau ſo, wie der ganze Baum im Kern enthalten iſt.

In ähnlicher Weiſe, aber von einem anderen Geſichtspunkt, ſieht den hiſtoriſchen Prozeß die auf dem Boden des optimiſtiſch geſtimmten vorigen Jahrhunderts erwachſene rationaliſtiſche Richtung in der Geſchichtsauffaſſung an. Wie jene, ſo faßt auch dieſe den hiſtoriſchen Prozeß rein a priori auf. Wie die idealiſtiſche Metaphyſik, ſo will auch der Rationalismus von der wirklichen Geſchichte nichts wiſſen. Auch er trachtet nach einem Geſetze, aus dem alles in der Geſchichte, wie auch deren Verlauf ſelbſt, zu erklären wäre. Aber dieſes Geſetz, dieſer Lebensnerv der Geſchichte erſcheint nicht mehr als ein außerhalb, ſondern vielmehr innerhalb des Menſchen liegendes Motiv. Die Ideale der Menſchen, ihr ewiges Streben nach Glück, das allein hielt man für das Grundprinzip alles hiſtoriſchen Geſchehens. Die Menſchen machen und ändern nach Belieben ihre Geſchichte, und ihre rein ſubjektiv aufgeſtellten Ideale ſind die Grundmotive der geſchichtlichen Bewegung — dahin läßt ſich der geſchichtsphiloſophiſche Rationalismus zuſammenfaſſen.

Die rationaliſtiſche Geſchichtsauffaſſung wurzelte in jener geiſtigen Richtung des 18. Jahrhunderts, die den jeweiligen Glauben verleugnen wollte, und für alles, dem Anſcheine nach, Beweiſe der Vernunft fordernd, ſelbſt in letzter Inſtanz auf dem Glauben an die Macht der Vernunft ruhte, die auf dem Gebiete des theoretiſchen Denkens alles zu erklären und auf dem Gebiete der praktiſchen Thätigkeit alles zu ſchaffen vermag. Ihre Geburtsſtätte war der hoffnungsvolle Vorabend der Revolution.

Die franzöſiſche Revolution brach aus und mit ihr verſchwanden viele Illuſionen des philoſophiſchen Zeitalters. Bei den neu aufgetretenen Lebenserſcheinungen konnte die Enttäuſchung über viele alte Ideen nicht ausbleiben. Die Ereigniſſe am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, die Gewaltthaten des Terrorismus und des Deſpotismus von Napoleon verſtimmten den Optimismus. Die geſchichtliche Entwicklung erſcheint von jetzt an nicht ſo einfach, wie ſie von den ſtolz auf ihre Vernunft pochenden Aufklärern gedacht worden war. Die Allmacht der Vernunft ſchien Schiffbruch gelitten zu haben. Von den ſubjektiven Idealen kehrte man zum Studium der wirklichen Geſchichte zurück. Frau Staël beſchreibt folgenderart dieſe geiſtige Revolution: „Das 18. Jahrhundert ſprach ſeine Prinzipien unbedingt aus. Das 19. Jahrhundert wird ſehr gehorſam die Thatſachen zu erklären ſuchen. Jenes glaubt an die abſolute Natur der Dinge, dieſes wird nur an die Umſtände glauben. Das erſte wollte die Zukunft beherrſchen, das letzte wird ſich auf die Unterſuchung der Gegenwart beſchränken."

Der aufgetauchte hiſtoriſche Sinn zeitigte ſeine Früchte. Er äußerte ſich zuerſt in dem Streben, die wirklichen Kräfte, die in der Geſchichte walten, aufzudecken. In dieſer Abſicht ſieß man auf die natürliche Bedingtheit der geſchichtlichen Entwicklung, und die Naturwiſſenſchaft begann der Geſchichtsphiloſophie weſentliche Dienſte zu leiſten. Die von Comte aufgeſtellte Klaſſifikation der Wiſſenſchaften, in der die Soziologie unmittelbar der Biologie folgt, iſt der erſte ſyſtematiſche Verſuch, die Erkenntniß des hiſtoriſchen Prozeſſes durch den erlangten Grad der naturwiſſenſchaftlichen Erkenntniß zu bedingen. Es iſt der erſte Verſuch einer Methode der geſchichtswiſſenſchaftlichen Forſchung, die allerdings mehr im Programm neben blieb, als in Praxis umgeſetzt wurde. Spencers Auffaſſung des geſchichtlichen Lebens als einer weiteren und komplizirteren

Digitized by Google

Evolution des biologischen Organismus, nach der in der Geschichte der Menschen ausschließlich die Gesetze der Integrirung und Differenzirung, die in der organischen Welt sich berühren, ihre Wirkungskraft behalten, ist die konsequenteste und einseitigste Durchführung dieses Gedankens von der natürlichen Bedingtheit der Geschichte.

Bestand der Fehler der Comte'schen Klassifikation — dieses theoretischen Programms einer geschichtsphilosophischen Erkenntniß — in dem Uebersehen des Mittelringes zwischen Biologie und Soziologie, der Psychologie, so leidet die Soziologie Spencers, welche im Grunde genommen trotz all seines Sträubens die wissenschaftlichste praktische Durchführung des klassifikatorischen Gedankens des Meisters ist, an nichtssagenden biologischen Analogien. Diese lassen nicht einmal die Ahnung aufkommen, daß die Geschichte der Menschheit in ihrer kulturellen Entwicklung der unmittelbaren Abhängigkeit von der organischen Welt immer mehr entwachsen ist und neuen Bedingungen entgegensteuert, die auf psychische Einflüsse zurückzuführen sind. Man darf dabei nicht vergessen, daß letztere trotz ihrer biologischen Herkunft ihre Selbständigkeit eifersüchtig zu bewahren geeignet sind, ebenso wie das psychische Leben des Menschen trotz seines physiologisch-biologischen Ursprungs in seiner Selbständigkeit nicht verkannt werden darf.

Den Fehler der extremen naturwissenschaftlichen Richtung in der Geschichtsphilosophie sucht die Volkerpsychologie gut zu machen. Lazarus und Steinthal und theilweise Lindner waren es, die das historische Geschehen auf dem Boden der psychischen Einflüsse abspielen lassen und erklären wollen. Ihnen ist die Geschichte nichts anderes als die psychische Wechselwirkung zwischen Individuen und Nationalitäten. Las man früher in dem Buche der Naturwissenschaft über die Geschicke der Menschheit, so glaubte man jetzt, alleinige Auskunft bei der Menschheit selbst zu finden. Die Psychologie streitet mit der Naturwissenschaft im Wettkampf um den Preis.

Allein dabei ist man im Suchen nach Mitteln zu geschichtsphilosophischer Erkenntniß nicht müde geworden. Verkannte die Biologie in ihrer Alleinherrschaft die selbständige Bedeutung der rein psychischen Kräfte in der Geschichte, so lag jetzt die Gefahr nahe, daß die auf dem neugefundenen Boden — psychischer Einflüsse — entstandenen Faktoren, wie die politischen, gesetzgeberischen, ökonomischen, literarischen ꝛc. Institutionen in ihrer beeinflussenden Wirksamkeit übersehen werden konnten, trotzdem dieselben, auf einer gewissen Höhe der Entwicklung angelangt, modifizirend und selbstbewußt der eigenen Macht auftreten können. So suchte jedes Wissensgebiet, zuerst vielleicht von einem geistigen Selbsterhaltungstrieb geleitet, nur noch dem weltgesetzgeberischen Ehrgeiz der älteren Wissenschaften Trotz zu leisten, um dann aber selbst die bekämpften Ansprüche auf absolute monarchische Herrschaft im ganzen Gebiete des historisch-theoretischen Forschens zu erheben.

Auf diese Weise geschah es, daß die historisch-juridische Schule in der Geschichte der Menschheit nichts anderes und nichts mehr sehen wollte, als eine aufeinander folgende Reihe politischer und gesetzgeberischer Institutionen, die allein zu untersuchen und auf ihre Prinzipien zurückzuführen wären, um den geheimnißvollen Gang der Geschichte in allen ihn bewirkenden Faktoren zu erkennen. So verirrt sich der Franzose Taine, vertieft in die Erforschung des literarhistorischen Milieus der Zeiten, zu einer ganz merkwürdigen Ansicht, die eine offenbare Neigung zeigt, in der Geschichte nichts anderes als eine ausschließlich schöngeistige Produktion sehen zu wollen. So kam es auch, daß der sogenannte historische, resp. ökonomische Materialismus sich berufen fühlt, die bunte Mannichfaltigkeit des geschichtlichen Lebens auf lauter ökonomische Verhältnisse zu reduziren.

Und nicht nur die einzelnen selbstständigen Wissensgebiete waren versucht, die gesammte historische Wirklichkeit in ihre relativ engen Domänen hineinzuzwängen, sondern auch ganz spezielle Forschungszweige glaubten befähigt zu sein, die Frage allein zu lösen. Der letzte Versuch einer monistischen Geschichtsphilosophie, der vom ökonomischen Materialismus repräsentirt ist, wird von einem allerletzten Versuch abgelöst, welcher in der Rassentheorie von Gumplowicz einerseits und in der Nachahmungstheorie von Gabriel Tarde zum Ausdruck kommt. Den letzten Theorien gemäß läßt sich der geschichtliche Verlauf auf die in der Geschichte auftretenden Rassenkämpfe einerseits und auf die zum Theil bewußten, zum Theil unbewußten massenhaften Nachahmungserscheinungen andrerseits ebensogut ohne Rest zurückführen, wie es seinerzeit die Theologie mit ihrer übernatürlichen Teleologie, die Philosophie mit ihrem subjektiven Rationalismus und metaphysischen Idealismus, die Naturwissenschaft mit ihren biologischen Analogien, die Psychologie mit ihrem psychogenetischen Verfahren, die politischen, ökonomischen ꝛc. Geistteswissenschaften mit ihrem thatsächlichen Wissensmaterial darzuthun suchten.

Die aufgezählten Geschichtskonzeptionen genügen, um die Behauptung wagen zu können, daß jede Wissenschaft das Bestreben zeigte, mit eigenen Mitteln den Gang der Geschichte zu erkennen, und daß jeder solche Versuch fruchtlos auslief. Denkt man aber daran, daß die mißlungene Arbeit trotz alledem von neu auftauchenden Forschungszweigen immer wieder aufgenommen wird, so kann man sich kaum des Gefühls erwehren, daß sich hier hinter der oberflächlichen Halsstarrigkeit ein tiefes, unstillbares Verlangen regt, für welches die kompakte Zusammenstellung der mißlungenen Versuche eine symptomatische Bedeutung gewinnt.

Betrachtet man die äußere Seite der Entstehung der angeführten geschichtsphilosophischen Theorien, so liegt der monistischen Erklärungsweise zweifellos eine oberflächliche Halsstarrigkeit zugrunde: jedes einzelne Wissensgebiet hat einen Kreis von Erscheinungen als Material zur Verfügung, die alle ihren Platz in der Geschichte behaupten. Es ist selbstverständlich, daß das betreffende Wissen zur Erklärung und Deutung des historischen Geschehens vieles beitragen konnte, indem geschichtliche Erscheinungen, die vom Dunkel der Unwissenheit umhüllt waren, durch dasselbe in helleres Licht gesetzt werden. Hingerissen aber von diesen Erfolgen glaubt die betreffende Forschung, die ohnehin zu frühzeitiger Verallgemeinerung geneigt ist, ihr Wissen als allerklärendes proklamiren zu dürfen und verfällt auf diese Weise fanatisch in Einseitigkeit. Allein damit ist der Charakterzug der gekennzeichneten geschichtsphilosophischen Erkenntniß nicht erschöpft. Es fehlte an einer inneren psychologischen Analyse, mit der wir es jetzt versuchen wollen.

Es ist ein in den tiefsten Tiefen des menschlichen Geistes liegendes Bedürfniß nach einer monistischen Erklärung aller Dinge vorhanden. Dieses Bedürfniß, wie mannichfaltig auch dessen Aeußerungen sein mögen, hat seinen Grund in dem ewigen Streben nach der Erkenntniß einer letzten Ursache aller Dinge, nach der Erkenntniß des Weltalls. Durch die ganze Geschichte der Philosophie zieht sich wie ein rother Faden der Streit über die vermeintlich aufgefundene letzte Ursache. Der Materialismus und der Idealismus sind die beiden entgegengesetzten Pole, um welche sich dieser Streit bewegt. Jeder von beiden eroberte sich während ihrer hundertjährigen Kämpfe eine Position, von der er nicht zu vertreiben ist. Wo ist die Wahrheit, wo ist die Unwahrheit? Wer wagt es leichten Herzens zu entscheiden? Wir wissen nur, daß häufig der Versuch gemacht worden ist, mit diesem übernatürlichen Drang abzurechnen, aber wir wissen auch, daß dieser Versuch erfolglos

geblieben ist, und daß die genügsame Selbstbegrenzung der menschlichen Erkenntniß einen empörenden Widerspruch erzeugt. Der Neu-Idealismus eines Wundt, Eucken, Windelband, Paulsen ꝛc. in Deutschland, welches in die kritische Schule eines Kant gegangen ist, und die Neu-Fichtianer und Hegelianer in England, dem klassischen Lande des agnostischen Positivismus eines Comte und Spencers, mögen den Beweis dafür liefern, wie schwer es ist, das auch von Kant anerkannte metaphysische Bedürfniß zu tilgen. Diesem letzteren mußte auch das geschichtsphilosophische Denken seine Opfer bringen.

Ist aber das metaphysische Bedürfniß auch eine anerkannte Thatsache, so sehen wir nicht ein, was uns zwingen könnte, dessen Ansprüche dort gelten zu lassen, wo es dem ernsten, wissenschaftlich realen Streben subjektive Launen in den Weg legt. Hat Kant dem betonten Drange nach transscendentaler Erkenntniß nur dadurch Genüge leisten wollen, daß er die Untersuchung unsres Erkenntnißvermögens überhaupt vorgenommen hat, so glauben wir jetzt das geschichtstheoretische Denken, welches in monistischen Illusionen gefangen ist, vor dieselbe Aufgabe gestellt zu sehen, die einst Kant in der Philosophie zu lösen hatte. Wir glauben, auch hier einmal fragen zu müssen, was wir in der Geschichte überhaupt zu erkennen fähig sind, wenn wir ein für allemal die reale, wirklich lebendige Mannichfaltigkeit des historischen Verlaufs dem bisher immer willkürlich-subjektiven Monismus entreißen wollen. Die Welt der Erscheinungen, zu der auch die Geschichte gehört, besteht aus mannichfachen Prozessen, von denen jeder seine spezifischen Eigenthümlichkeiten hat, deren Untersuchung je einer besonderen Disciplin vorbehalten ist; in der Geschichte aber wirken all die mannichfachen Prozesse zusammen, da dieselbe nichts anderes ist als das Produkt der Wechselwirkung dieser letzteren; sie haben ihre objektive Gültigkeit, wenn man sie abstrakt betrachtet. In der Theorie der geschichtlichen Evolution aber müssen sie an ihren Träger, an die Persönlichkeit, gebunden sein; denn nur die Menschen weben die Geschichte, indem sie allein fühlen, denken, wollen, genießen, leiden, Ziele stecken, dieselben verfolgen, handeln.

Wenn aber dem so ist, so könnte die ganze historische Entwicklung nur dann auf einem einzigen Prinzip basiren, wenn dieses die beiden Seiten des Trägers des historischen Geschehens — des Menschen —, nämlich die materielle wie die psychische in sich zusammenfassen würde. Ein solches Prinzip aber hat uns kein einziges Wissensgebiet hervorgebracht. Können wir überhaupt ein solches haben, oder können wir es vielleicht erzwingen? Die zahlreichen mißlungenen Versuche mögen darauf eine Antwort geben, jenes fieberhafte Suchen nach dem einzigen erlösenden Prinzip, welches uns unwillkürlich an das fruchtlose Suchen nach dem Stein der Weisen erinnert. So bleibt uns nichts übrig, als sich an die gemeinsame Beihülfe sämmtlicher Wissenschaften zu wenden und an Stelle des monistischen Prinzips das der Wechselwirkung zu setzen.

Es ist das Ideal unsrer Wissenschaft, dessen Herannahen Lippert sehen will, indem er seine Kulturgeschichte mit folgenden Worten beginnt: „Um das Wissen von Menschen bewegt und bemüht sich im Grunde all unser Wissensdrang. Getrennt und gesondert, nach Gegenstand und Behandlung völlig verschieden, arbeiten die mannichfaltigen Forschungszweige; aber in irgend einer Beziehung zum Menschen treffen sie sich."

Die universelle Arbeit der Wissenschaften also, von einem synthetischen Wechselwirkungsprinzip geleitet, ist allein geeignet, eine Theorie des historischen Prozesses möglich zu machen, und die Frage, wie die geschichtliche Entwicklung zustande kommt, wissenschaftlich zu beantworten. So wird auch der Boden geschaffen für eine wissenschaftliche Geschichtsphilosophie, die in der wirklich erkannten, nicht verstümmelten historischen Evolution einen Sinn suchen und in der Anschauung eines immerwährenden Fortschritts im Leben der ihrer Natur nach einheitlichen Menschheit finden wird.

Erinnerungen von Ludwig Bamberger.

Seit dem Erscheinen des zweiten Bandes der „Gesammelten Schriften" von Ludwig Bamberger, den wir in der Beilage Nr. 231 vom 6. Oktober 1894 besprochen haben (den „Charakteristiken"[1]) und des in Beiloge Nr. 57 vom 9. März 1895 angezeigten ersten Theiles der „Politischen Schriften" ist von diesen rasch ein zweiter[2]) und ein dritter[3]) gefolgt. Jetzt liegt endlich auch der erste Band der Sammlung vor, der den Titel „Studien und Meditationen. Aus fünfunddreißig Jahren"[3]) trägt. Um's gleich von vornherein zu sagen: wir betrachten dies kurz vor Weihnachten erschienene Buch als eines der werthvollsten, die unsre ganze zeitgenössische Essayliteratur überhaupt aufzuweisen hat. Den Titel, den Bamberger wählte, hätten wir freilich für den Einleitungsband anders gewünscht. Indessen, mag uns auch die Benennung „Studien und Meditationen" etwas gezwungen klingen, so darf man doch annehmen, daß ein so überlegender und klardenkender Mann, wie der Verfasser, seine wohlerwogenen Gründe dafür gehabt haben muß. Alle drei Bände könnten übrigens auch den Titel „Erinnerungen" tragen, denn aus den Ergebnissen eines fruchtbaren und reichausgefüllten Lebens als Politiker, Journalist und Schriftsteller wird der Inhalt dieser Bücher gebildet. Allerdings hätte dann für die Selbstbiographie, die ursprünglich für den ersten Band beabsichtigt war, ein anderer Titel gewählt werden müssen. Diese Lebenserinnerungen will Bamberger, wie wir hören, erst herausbringen, wenn die Manuskripte, die ihm unter der Hand mächtig anwachsen, ganz fertiggestellt sind. Sie sollen nun den Schluß des Ganzen bilden, während der vorliegende Band vorangestellt wurde, um die Sammlung nicht länger kopflos zu lassen.

Mit der halbhundertjährigen Jubelfeier der sturmbewegten Frühlingstage von 1848 fällt auch der 50. Jahrestag des Beginnes von Ludwig Bambergers politischer Wirksamkeit zusammen. Wie in unsrer Besprechung vom 9. März 1895 erwähnt wurde, trat der damals Vierundzwanzigjährige mit einer Artikelserie: „Die Flitterwochen der Preßfreiheit" zuerst an die Oeffentlichkeit. Seitdem hat er unablässig, lernend und lehrend, forschend und kämpfend, für die eigene Vertiefung und für die Allgemeinheit gearbeitet. Der Verzicht auf die politische Thätigkeit, zu dem er sich vor etwa 5 Jahren entschloß, war keineswegs ein völliges Zurückziehen auf den Altentheil, ein „ausgesorgtes" Sichbeschränken auf sich selbst und auf das eigene Behagen. Die Sammlung und Sichtung der Früchte langjähriger Thätigkeit brachte allein schon ein vollgerüttelt Maß von Arbeit, zugleich stand und steht er dem, was der Tag bringt, stets mit hellem Blick, mit feinhörigem Ohr gegenüber, und findet dadurch immer neue Anregung, seine Stimme zu erheben.

Wenn das Werk seines Mannesalters von Unverstand und Oberflächlichkeit bedroht wird, wenn die deutsche Goldwährung, an deren Zustandekommen er als einer der Berufensten kundig und kräftig mitgewirkt hatte, zum Gegenstand frivoler und gefährlicher Experimente gemacht werden

---

[1]) Politische Schriften von 1868 bis 1878. Von Ludwig Bamberger. (Band IV der „Gesammelten Schriften".) Berlin, Rosenbaum u. Hart 1896.

[2]) Politische Schriften von 1879 bis 1892. (Band V der „Gesammelten Schriften".) Ebenda 1897.

[3]) Ebenda 1898.

soll, dann ist er mit wahrhaft jugendlicher Energie zur Stelle. Zum Schutz dieser glücklichen Errungenschaft aus den Jugendtagen des Reiches hat er dann auch die wirksamsten Waffen bei der Hand, die er so sicher zu führen weiß, daß er damit die Gegner rasch und elegant in den Sand streckt.

Ueber die „Goldwährung" und die „Kunst zu schenken", die „Organisation der Deutschen Reichsbank" und die „Methode eines französischen Geschichtsphilosophen", „Das Spiel in südafrikanischen Minenaktien" und „Die politische und sittliche Bedeutung der Abschreckungstheorie" — fürwahr, solche Vielseitigkeit ist schon allein bewundernswerth, zumal der Verfasser alle diese verschiedenen Gebiete mit gleicher Sicherheit behandelt und nirgends Spuren von Dilettantismus zeigt. Daß er immer ganz bei der Sache ist, beweist, wie weit er es in der Fähigkeit gebracht hat, in seinem Gehirn gleichsam alles andere auszuschalten, wenn er sich mit einem Gegenstand beschäftigt. Diese große Vielseitigkeit ist nun zunächst zweifellos einer ganz individuellen Anlage Bambergers zu danken, aber ihre starke Ausbildung ist wohl zum guten Theil eine Folge seines Entwicklungsganges, seiner thätigen Antheilnahme am öffentlichen Leben und ganz gewiß auch der praktischen kaufmännischen Thätigkeit, der er sich nach der errungenen breiten wissenschaftlichen Grundlage widmen konnte. Diese praktische Thätigkeit hat vielleicht wesentlich dazu beigetragen, daß „mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick" in ihm reifte.

Wie der Band „Charakteristiken", so ist auch der vorliegende geeignet, einen größeren Leserkreis anzuziehen, als es bei dem vorwiegend politische und wirthschaftliche Dinge behandelnden Inhalt der beiden Bände „Politische Schriften" der Fall ist. Sehr zu unrecht reden sich viele Leute ein, daß derartiges nur ein zeitgeschichtliches Interesse habe und theilweise überhaupt nur Fachleute angehe. Abgesehen davon, daß Bamberger dank seinem lebendigen und eleganten Stil und der lichtvollen Vortragsweise, die ihm eigen ist, auch die trockensten Themata fesselnd zu behandeln weiß, sind auch viele unter den politischen Artikeln der beiden Bände zum Verständniß mancher seitdem eingetretenen Entwicklung lehrreich und nothwendig. Wohl liegt das Zollparlament weit hinter uns, aber die Briefe, die Bamberger damals schrieb, versetzen uns ganz in jene Zeit des Ringens und Gährens, die Artikel über die fünf Milliarden, die Embryologie und die Geburt des Bankgesetzes, über die Silberfrage, die Goldwährung sind frisch wie am ersten Tag. Und liest man, wie Bamberger schon im Jahre 1874 sich über den geringfügigen Antheil äußerte, der damals dem Kaufmannsstande bei uns in der parlamentarischen Vertretung eingeräumt war, so muß man sagen, daß die Handelskreise diese Warnung, die noch rechtzeitig kam, besser hätten beachten sollen. Denn wenn auch 46 Mitglieder des Reichstags, also nicht der achte Theil, dem kaufmännischen Berufe angehörten, so schrumpft diese Zahl, wenn man die zum Centrum zahlenden Abgeordneten, die meist nach kirchlichen Gesichtspunkten stimmen, abrechnet, auf etwa zwei Dutzend Köpfe zusammen. „Und faßt man diejenigen ins Auge, welche in der Debatte mit der Sprache herausrücken, so sind es solche, die vormals studirt haben, ursprünglich einem anderen Stand angehörten und erst in späteren Lebensjahren den Geschäften sich zuwandten. Denkt man an die Zeit zurück, in welcher die Hansemann, Camphausen, Beckerath ihren Platz im politischen Leben des deutschen Volkes neben den Welcker, Gagern und Dahlmann einnahmen, so fühlt man sich versucht, zu fragen: hat der Geist des Handelsstandes, der Geist der deutschen Politik und das Gegenseitigkeitsverhältniß zwischen dem Volk und den Männern des kaufmännischen Berufs diese Wandlung herbeigeführt? Wie dem immer sei: die Ehre wie das Interesse der Geschäftswelt muß aus solchen Betrachtungen die dringende Aufforderung schöpfen, sich nicht von den Rechtsgelehrten, Fachpolitikern, Gutsbesitzern und Beamten aus der großen Politik und der großen Volksvertretung abdrängen zu lassen; und wenn die Besten des Standes ihren Sinn darauf richten wollten, die verlorenen Bahnen der höchsten öffentlichen Ehren wieder zu finden, so würden sie damit auch einen Kompaß gewinnen, dessen Zeiger ihre Barke davor bewahrt, in die Stromschnellen schwindelhafter Bewegungen zu gerathen. Die Art, wie jetzt in unserm Parlament von ihnen gesprochen wird, kann ihnen unmöglich gleichgültig sein, und die einzige gute Art, sich zu rächen, besteht in der männlichen Wiedereroberung des verlorenen Postens." Seitdem ist es mit der Vertretung der kaufmännischen Interessen im Reichstage noch gar viel schlimmer geworden, und die Wirkung läßt sich ja in der Gesetzgebung deutlich erkennen. Aus dem Inhalt der „Politischen Schriften von 1879 bis 1892" sei besonders der Eingangsartikel über „Deutschthum und Judenthum", eine scharfe und wirksame Polemik gegen Treitschke, die politisch interessante Darlegung über die „Sezession" hervorgehoben, sodann die werthvollen Betrachtungen „Kaiserthum und Reichstag", „National", „Zum Jahrestag der Entlassung Bismarcks" und „Die Krisis in Deutschland und der Deutsche Kaiser", in der über den berühmten Schulgesetzentwurf und eine Brandenburger Rede des Kaisers manch kräftig Wörtlein gesagt ist.

Wie gesagt, wird der Band „Studien und Meditationen" von allen bisher erschienenen wohl das größte Publikum finden, da er geeignet ist, auch die Damenwelt mächtig anzuziehen. Denn der ernste Mann verläßt hier nach des Tages Last und Mühen das Gebiet, auf dem er sich gewöhnlich bewegt, aber er wuft sich nicht etwa in den bequemen Hausrad, nein, er führt uns in den Salon und plaudert dort mit uns in der liebenswürdigsten anregendsten Weise über so manche Dinge aus dem täglichen Leben. Allem weiß er eigene Seite abzugewinnen und überall erweist er sich als ein Causeur ersten Ranges, der bei den Franzosen die Kunst des Plauderns gelernt hat, als ein Mann von Welt, von Takt und feinster Herzensbildung. In diesen Weihnachtsbriefen erhellt manchmal auch ein fröhliches Lächeln das sonst so ernste Antlitz. — Wir haben aben gesagt, daß wir den Band dem Werthvollsten zur Seite stellen, was die zeitgenössische Essaysliteratur hervorgebracht hat. Wir denken dabei besonders an die „Essays" von Otto Gildemeister und die „Zeiten, Völker und Menschen" von Karl Hillebrand, die zu unsern Lieblingsbüchern zählen. Indem wir über die mannichfachen Berührungspunkte nachsinnen, die Bamberger mit den beiden von ihm in so warmen Worten verherrlichten Männern [1]) hat, suchen wir nach dem prägnanten Ausdruck für das, was sie unterscheidet. Bamberger ist der vielseitigste, Hillebrand hatte das stärkste Temperament, und in Gildemeister tritt der dichterische Schwung, die Fähigkeit des Nachschaffens in imposanter Weise hervor bei einem gleichzeitig milden und weisen Humor. Bamberger, der zu beiden Freunden verehrend aufblickt, hat in dem vorliegenden Band manche Essays geboten, die auch den Sammlungen der genannten beiden Autoren zur Zier gereichen würden. Welche Fülle von Geist und Wissen in anmuthvoller Form vorgetragen, steckt in der Plauderei die „Kunst zu schenken", dem Kapitel vom „Briefschreiben". Es wird uns schwer, aus dem köstlichen Inhalt dieses Artikels („heutzutage nennt man das Aufsätze. Ich finde das Wort in dieser Anwendung entsetzlich. Es führt unmittelbar auf die Schulbank zurück") etwas anzuführen, denn es ist uns leid um jede Stelle, die wir nicht citiren

[1]) Siehe Charakteristiken Seite 137 und 309.

können. Doch greifen wir aufs Gerathewohl eine über die Freuden der Briefschreiber heraus, deren einer übrigens auch Karl Hillebrand war:

„Fern von mir, Philinens Lied von der Herrlichkeit friedenssicherer Schäferstunden auf ein anderes, minder himmlisches Gebiet irdischer Freuden herüberzuziehen. Aber dennoch etwas von jener Lampe süßer Dämmerung, etwas von jenen Ruh und Sicherheit versprechenden zwölf bedächtigen Schlägen ist hineingewebt auch in die stillen Stunden, in denen mit sanften Warten der Geist eines lieben Menschen heraufbeschworen wird, um unser trauliches Bekenntniß zu vernehmen. Auch hier ruht, wenn schon nicht der lose Knabe, der sonst rasch und feurig eilt, doch der Genius edler Menschlichkeit vom streng gebundenen Ernst und Gang des Lebens bei kleinen Spielen aus. Denn ein Spiel, ein zwangloses Thun, um des freien Genießens willen muß der Brief sein, soll er seiner wahren Natur entsprechen. Er muß gehen und verweilen, abwechselnd beim Großen und beim Kleinen, wie ihn der Zufall am Weg vorbeiführt. Das ist das Geheimniß, man dürfte wohl sagen, die Kunst des Briefschreibens. Sie gehört in die Gattung des Humors, welcher bekanntlich den Ernst und sogar die Traurigkeit nicht ausschließt, aber allerwegen das beflügelte Hinschweben über und das Abschweifen von dem regelrechten Pfade voraussetzt. Vom Hundertsten ins Tausendste der Außenwelt mag ein wohlgemuther Brief sich hinschlängeln, um an der nächsten Ecke sich in das eigene Ich des Schreibenden zu versenken. Manchmal endet ein Brief, der viel von diesem Ich erzählt hat, mit den Worten: „Entschuldigen Sie, daß ich so viel von mir gesprochen habe," worauf die Antwort gebührt: „Aber warum denn nicht, darum schreiben Sie mir ja!" Alles ist besser als jene stehenden drei Formeln, mit denen gedankenfaule Menschen vier Seiten ausfüllen: zuerst die Entschuldigung, daß man so lange nicht geschrieben, mit Angaben von Gründen, die ganz überflüssig, weil immer die nämlichen und falschen sind. Dann ein Hoffen, daß es dem Adressaten gut geht, dann ein Wünschen, daß es so weiter gehe, mit einer schönen aus der höchsten „Möchte"-Tonart gehenden Schlußwendung — ach, ich sehe sie schon wieder um die Jahreswende nahen, die so beredtes Zeugniß geben, daß sie nichts zu sagen wissen!" — Und wie treffend sind seine Bemerkungen über die sogenannten „schönen" Briefe, in deren Hintergrund sich der Gedanke verbirgt, daß sie weiter gezeigt werden sollen. „Die Grenze zwischen dem wahren und „schönen" Brief liegt in dem Unterschied zwischen dem Schreiber, der sich gibt und dem, der sich bespiegelt."

Oder, wenn er von Toasten redend, das Entsetzen schildert, das sich bei „wohltemperirter Geselligkeit des Gastes bemächtigt dadurch, daß einer der Gaste an ein Glas klopft, sich erhebt und eine mehr oder minder feierliche Anrede beginnt, wie dies leider bei uns furchtbar überhand genommen hat. Ich weiß nicht, ob es Anderen ähnlich geht, aber meine erste Bewegung in solchem Fall ist immer die, daß ich unter den Tisch kriechen möchte. Und das ist gar nicht unnatürlich. Eine ebenmäßig und ebenbürtig zusammengesetzte, behaglich plaudernde Tafelrunde wird mit einem Schlage umgewandelt in ein Publikum und einen Schauspieler, es ist, als wenn alle Sitze auseinandergerückt würden und ein Podium aus der Mitte aufstiege, und als wenn die vier Wände fielen, um in ihre behagliche Atmosphäre die kalte Luft von draußen hereinströmen zu lassen."

„Die Tischberedsamkeit ist eine besondere Art, von der man beileibe nicht verächtlich sprechen soll. Wie jegliche Kunst ist sie schwer und hat ihre Feinheiten. Jeder, der überhaupt Reden halten kann, ist auch imstande, eine Tischrede und sogar eine gute zu halten, wenn er einigermaßen vorbereitet ist, was ich überhaupt für die Regel bei guten Reden halte. Gewiß, es gibt vortreffliche Improvisationen, aber keine unfehlbaren Improvisatoren. Der gewissenhafte Redner wird, wenn er kann, sich immer lieber vorher besinnen auf das, was er zu sagen hat. Das ist er sich und seinen Hörern schuldig."

Und in dem köstlichen Artikel über einige Formen des geselligen Verkehrs, von der Geschmacklosigkeit der Anzeigen bei Trauer- und Freudefällen redend, sagt er: „Daß die Trostlosigkeit ihre Stimme ins Weite hinausschallen läßt, mag immerhin noch einige Entschuldigung finden. Aber die heiße Liebe zu einem lebenden Wesen, von deren bester Sorte „Niemand nichts weiß", wie kommt die dazu, es auszuposaunen? Will man eine Geburt, obgleich das gar nicht solche Eile hat, möglichst schnell herumbringen, gut! so lasse man's in die Zeitung setzen. Aber daraus folgt noch nicht die Nothwendigkeit, bei diesem Anlaß zu inseriren, daß man seine Gattin „innigst liebt" und daß sie einen beglückt hat, was sich leider eigentlich von selbst verstehen sollte. Doch es ist ja sogar begreiflich, in die Zeitung zu setzen, daß man sich verlobt, d. h. mit Erfolg verliebt hat! . . . Die Ehen werden, im Anfang wenigstens, auf Lebenszeit geschlossen. Aber Verlobungen können rückgängig werden, und das ist sogar keine Seltenheit. Dann verlangt die Konsequenz, daß auch diese Vergänglichkeit von Lieb und Treu im Blättchen zu Jedermanns Nachachtung gebracht werde, ansonst Jedermann bis dahin zum Festhalten an dem alten Glauben berechtigt bleibt. Wie lieblich sich das für die Betheiligten lesen muß: „Mein Verlöbniß mit Fräulein N. N. ist wieder aufgehoben, was hiermit zur Kenntniß gebracht wird."

Welch ein gut Stück Lebensphilosophie steckt in dem dem Artikel „Ein Weihnachtsbrief" entnommenen Gedanken: „Das Ueberraschen ist eine gemeine Bewucherung; wie viel höher steht die Morgenröthe der Vorfreude als der Mittagssonnenstich der plötzlichen Blendung."

Nach sei auf die ausgezeichneten Darlegungen „Das Reich und die Wissenschaft" hingewiesen, welche zuerst in dieser Beilage (vom 17. bis 22. Juli 1872) erschienen und einige sehr bemerkenswerthe Aeußerungen Theodor Mommsens an den Verfasser enthalten. Die Artikel „Vor 25 Jahren", geschrieben aus Anlaß der 25jährigen Jubelfeier der Gründung des Deutschen Reiches, geben einen verheißungsvollen Vorgeschmack von den Genüssen, die wir uns von der Selbstbiographie Bambergers versprechen dürfen.

Die Redaktion der verschiedenen Artikel war diesmal eine sehr sorgfältige und die Flüchtigkeiten, die wir bei Besprechung des Bandes „Charakteristiken" zu erwähnen hatten, sind diesmal vermieden. Nur beiläufig sei bemerkt, daß die Fußnote am Schluß des Artikels „Die neueste Aera der Spekulation" nach unserm Dafürhalten nicht mit der im Text enthaltenen Auskündigung in Einklang steht.

Bamberger selbst hat es einmal ausgesprochen, daß und warum er nicht zu allen Zeiten in allen Fragen die gleichen Anschauungen beibehielt. Darum bedarf es auch keiner besonderen Betonung dafür, daß wir, und zwar dieses Blatt sowohl, als auch der Unterzeichnete, vielfach uns in unsrer Meinung von der seinigen entfernen. Seine Schriften tragen zumeist subjektives Gepräge und ihm selbst würde es sicher fern liegen, zu behaupten, daß er zu der reinen, zu der objektiven Wahrheit emporgestiegen sei. Aber ein redlicher Wahrheitssucher ist er allzeit gewesen. Und daß er im heißen Kampf der Meinungen immer reinliche Waffen führte, niemals seiner vornehmen Denkart und Haltung untreu wurde, darf in einer Zeit, die in mancher Beziehung anders geartet ist, mit besonderem Nachdruck hervorgehoben werden.

Digitized by Google

Ein Alter, das nach einem thatenreichen Leben solche Früchte zeitigt, wie die Weihnachtsbriefe des vorliegenden Bandes, ist in der That ein gesegnetes, und da rastlose Arbeit den Menschen frisch und kräftig erhält, so dürfen wir hoffentlich von Ludwig Bamberger noch eine lange Reihe solcher Gaben erwarten. Sigmund Schott.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. Zorns Staatsrecht des Deutschen Reichs. — Bei dem gesteigerten Interesse, welches die öffentliche Meinung der Frage entgegenbringt, wie die Machtfaktoren des Deutschen Reiches sich zu den erweiterten politischen Aufgaben Deutschlands stellen werden, ist das Erscheinen eines Werks in hohem Grade zeitgemäß, welches die schwierige Aufgabe unternommen hat, das gesammte Staatsrecht des Deutschen Reichs in streng wissenschaftlicher Weise, dabei aber in so gedrängter Fassung und knapper Diktion zu bearbeiten, daß es auch für weitere Kreise des gebildeten Publikums als informatorische Lektüre empfohlen werden kann. Das „Staatsrecht des Deutschen Reichs“ von Professor Philipp Zorn in Königsberg (Berlin, Guttentag) hat sich wegen dieser Vorzüge schon bei seinem ersten Erscheinen, zu Anfang der 80er Jahre, einen angesehenen Platz in der staatsrechtlichen Literatur erworben. Mittlerweile sind in der Gesetzgebung des Reichs, namentlich auf wirthschaftlichem Gebiet, so viele Aenderungen und Neuerungen eingetreten, daß eine Neubearbeitung des Werks nöthig wurde. Die neue, zweite, Auflage überschreitet an Umfang, entsprechend der Ausgestaltung der Gesetzgebung und Verwaltung des Reichs, die erste um mehr als das Doppelte an Umfang und nähert sich in dem elegant ausgestatteten, sogenannten Baedeker-Format, besonders im zweiten Band, fast der Grenze der Handlichkeit. Mit der gebotenen Erweiterung hat der Stoff aber auch eine tiefgründige Umarbeitung erfahren, bei der manche frühere prinzipielle Darlegungen modifizirt worden sind. So ist der Verfasser u. a. in der Frage der Souveränität im Bundesstaat, die mit ihren Konsequenzen den Theoretikern des Staatsrechts so viel Kopfzerbrechen verursacht, zu einer Definition gelangt, die von allen versuchten die befriedigendste sein dürfte und mit den gelegentlichen Aeußerungen des Altreichskanzlers sowie den bei den Bundesstaaten herrschenden Anschauungen am meisten übereinstimmt. Nach dieser Definition ist das Deutsche Reich „ein Staat, dessen thatsächliche Unterlagen die Einzelstaaten bilden. Das Reich setzt autonome Gliedstaaten voraus. Diese thatsächliche Unterlage ist der Veränderung im Rechtswege entzogen. Die Existenz der Einzelstaaten steht nicht zur Disposition des verfassungsmäßigen Staatswillens des Reichs, denn dieses beruht auf der Existenz der Einzelstaaten. . . . . Die Konsolidirung zum Einheitsstaat ist daher rechtlich unmöglich. Der Staatswille des Reichs ist die in den verfassungsmäßigen Formen hergestellte Einheit des Staatswillens der Gliedstaaten.“ „Der Träger der Souveränität im Deutschen Reich,“ heißt es weiter, „ist weder monarchisch im eigentlichen Sinn des Wortes, noch republikanisch (was auch behauptet wurde) sondern pleonarchisch organisirt. Träger der Souveränität ist die durch Errichtung der Zentralgewalt geschaffene Einheit derjenigen 25 Faktoren, welche bis dahin Träger der Landessouveränität waren, die ‚Gesammtheit der verbündeten Regierungen‘. Wie das Reich ein Staat ist, dem die Einzelstaaten unterworfen sind, der aber nichts anderes ist, als eben die Einzelstaaten, in begrifflicher Einheit gedacht, selbst, so ist Träger der Reichssouveränität die Gesammtheit der früheren Träger der Landessouveränitäten, oder korrekter: die juristische Einheit der verbündeten Staatsoberhäupter. — In diesem Sinne also, als Mitträger der Reichssouveränität, als Bestandtheil derjenigen juristischen Person, welche die Reichssouveränität trägt, sind die bisherigen Träger der einzelstaatlichen Souveränität auch nach der Aufrichtung des Deutschen Reichs souverän geblieben.“ — Ausdrücklich hebt der Verfasser hervor, daß die Gliedstaaten somit nicht Provinzen des Reichs sind, da sie als Gliedstaaten als Träger des Staatswillens des Reichs erscheinen. Sie seien aber ebensowenig wie die Territorien des alten Reiches Staaten im vollen Sinne des Wortes, da sie einer Souveränität unterthan sind, die zwar durch sie dargestellt wird, die aber dem einzelnen Gliedstaat gegenüber unbeschränkt herrschende Staatsgewalt ist. „Die Einzelstaaten haben ihren Staatscharakter im Reiche und haben keinen anderen Staatscharakter als den im Reiche, auch für ihre autonome Sphäre nicht, denn auch diese muß als auf dem Willen des Reiches beruhend angenommen werden, falls überhaupt das Reich den souveränen Staatswillen hat.“ Die praktische Konsequenz dieser Deduktionen ist eine scharfe Heraarhebung der verfassungsmäßigen Stellung des Bundesraths im Deutschen Reich, als „das im Namen und Auftrag der verbündeten Regierungen fungirende oberste Organ der Reichsstaatsgewalt, das Regierungskollegium des Reichs“. Dem Bundesrath steht als dem Träger der Souveränität im Reiche die Sanktion der Reichsgesetze, der Gesetzesbefehl zu, und es ist nur folgerichtig, wenn der Verfasser findet, daß dieser staatsrechtlich wichtigste Akt unter allen staatlichen Funktionen nach unserm Reichsstaatsrecht äußerlich gar nicht hervortritt.

Der Raum verbietet, auf diese, wie auf andere im vorliegenden Staatsrecht erörterte prinzipielle Fragen näher einzugehen. Wir möchten nur noch hervorheben, daß neben den anderen Theilen des deutschen Staatsrechts die auf das internationale Gebiet hinüberspielenden, nämlich die Staatsverträge, die Kolonien (Schutzgebiete), die auswärtige Verwaltung (Gesandtschafts- und Konsularrecht), das Seerecht in Friedenszeiten, dann das verwickelte Gebiet des Reichsfinanzrechts eine ausführliche Darstellung gefunden haben. Und was das Studium aller dieser Materien besonders erleichtert, ist der entschieden nationale Ton und die Hochachtung vor den Schöpfern der Reichsverfassung, die ohne Aufdringlichkeit und trotz scharfer juristischer Kritik das Werk durchwehen und welche sich unwillkürlich auch dem Leser mittheilen.

n. Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Es dürfte unter den neueren literarischen Erscheinungen kaum ein Werk geben, das zugleich einen solchen Reichthum an Thatsachen und eine so charaktervolle Beleuchtung der Gesammtlage der Gegenwart bringt, als das von dem hochgeschätzten Juristen und Philosophen Prof. Karl Hilty herausgegebene „Politische Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft“, wovon soeben der 11. Jahrgang erschienen ist (Bern, K. J. Wyß, 790 S.). Das Buch enthält zunächst eine feinsinnige und gedankenreiche Abhandlung des Herausgebers: de senectute, eine Vertheidigung des Alters gegen die üblichen Anklagen; es bringt dann von demselben eine historische Untersuchung „Vor 50 Jahren“, mit einem Anhang von bisher ungedruckten Briefen schweizerischer Staatsmänner, mit Einleitung von Prof. Dr. Blösch; ferner von Prof. Dr. Oechsli „Das Tagebuch des schweizerischen Abgesandten Hirzel bei seiner Sendung in das Hauptquartier der Alliirten, November 1813“, „Frauenstimmrecht“ vom Herausgeber und endlich von demselben einen fast 400 Seiten umfassenden „Jahresbericht 1897“. Letzterer ist es, den wir hier besonders der allgemeinen Aufmerksamkeit aufs wärmste empfehlen möchten. Denn unter den vier Abschnitten: Aeußeres, Inneres, Gesetzgebung und Verwaltung, Gesellschaftliches, bringt der Verfasser eine höchst gehaltvolle und anziehende Darstellung der gesammten Arbeit und der Hauptbestrebungen der unmittelbaren Gegenwart. Er hebt zunächst das an Thatsachen heraus, was von bleibender Bedeutung ist, und gibt in dieser Hinsicht namentlich eine Fülle von Aktenstücken, Gesetzen, Staatsverträgen, Parteiprogrammen u. s. w.; er verfolgt aber auch die inneren Bewegungen und erstreckt seine Aufmerksamkeit auch auf Kunst, Literatur u. s. w.: er beschränkt sich bei dem allen nicht darauf, Vorhandenes zu konstatiren, sondern er beurtheilt es aus einer durchaus selbständigen Ueberzeugung, die von starrer Enge ebenso entfernt ist wie von mattherziger Unbestimmtheit. Unablässig dringt er auf den ethischen Kern und auf ein Ganzes der Weltanschauung, aber er thut das nie in aufdringlicher Weise, sondern er urtheilt überall auf Grund tiefgehender historischer Einsicht, reicher Lebenserfahrung und liebevoller Befassung mit den Gegenständen. Naturgemäß stehen die Thatsachen und Aufgaben des schweizerischen Lebens im Vordergrunde, und man wird sich über den gegenwärtigen Stand dieses

Digitized by Google

Lebens schwerlich irgendwo besser orientiren können, als aus diesem Buch, aber der Blick erstreckt sich von dort über das Ganze der Kulturwelt, und so ergibt sich eine Beleuchtung und Sichtung des gesammten Strebens unsrer Zeit, von der Niemand ohne große Anregung und Gewinn Kenntniß nehmen wird. Das Buch kann überall Leben erwecken, weil es an jeder Stelle inmitten aller Thatsächlichkeit lebendige Gesinnung zum Ausdruck bringt.

ys. **Berlin,** 23. Jan. In der gestrigen außerordentlichen Sitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" sprach Sanitätsrath Dr. M. Borteis über Vorrömisches aus Italien. Der Vortragende erörterte an einer großen Reihe vortrefflich zur Darstellung gebrachter Projektionsbilder die Reste, die uns von einer vorrömischen, theils etruskischen, theils nach älteren, umbrischen Kultur in Italien übrig geblieben sind. Von den Architekturwerken der Etrusker ist nur noch sehr wenig erhalten: die Cloaca maxima in Rom, sowie Reste einiger Mauerzüge in alten Etruskerstädten, die so aufgeführt sind, daß in die Lücken, die zwischen rechteckigen, aufeinandergefügten Steinen geblieben sind, unbehauene Steine eingefügt wurden. Sie sind die fast einzigen Ueberbleibsel dieser einst gewaltigen Architektur, die den Mörtel nicht verwandte und doch Bauwerke herzustellen vermochte, wie das noch erhaltene Thor in Volterra, dem alten Volaterrä, das schon 2500 Jahre besteht und an dessen Fries wir drei echt etruskische Köpfe von Göttern erblicken, deren Gesicht leider zerstört ist. Am bedeutendsten müssen für die Erkenntniß der alt-etruskischen Kultur für uns die zahlreichen, oft aus Alabaster hergestellten rechteckigen Aschenkisten sein, die wir in den alten Grabkammern finden und deren Reliefs Säulen, Pforten, Giebel, Balken und Firste Nachahmungen von Architekturwerken darstellen. Auch die eigenthümlichen Kassettendecken finden wir in den Grabkammern der Nekropole von Corneto. Die Grabkammern, wie die der Volumnier in Perugia, sind in Korridore eingetheilt, die seitliche Eingänge zu den Haupt- und Nebenkammern dieser Familiengruft zeigen. Schlangenköpfe, die sich in diesen Grabgewölben finden, scheinen als Stützpunkte für Lampen gedient zu haben. Die Bemalung der Kassetten wie der Urnen und Grabkisten ist in manchen Fällen noch gut erhalten. Geflügelte Thiere, Hermen und Bäume sind nichts seltenes unter den Darstellungen auf den Sarkophagen. Nun kennen wir heute für Italien eine Steinzeit, eine Zeit der Terramaren, die den schweizerischen Pfahlbauten gleichsteht, wie die Periode der „liegenden Hocker" in der Emilia, und wissen, daß die neolithische und etruskische Periode keineswegs gleichzeitig zu setzen sind; denn in der Bologneser Umgegend ist man auf noch ältere Gräber gestoßen, als die der Etrusker, die aber metallische Beigaben enthalten, deren Typ nicht etruskisch ist. Es sind die Gräber der alten Umbrer, der Vorgänger der Etrusker auf italischem Boden, in deren Funden sich drei Perioden scharf scheiden lassen. Die älteste Periode kennzeichnet sich als die des Leichenbrands und der Beisetzung der Aschenreste in Gruben, die mit großen Flußkiesen umgeben wurden. Die Urnen stellen sich als abgestumpfte Doppelkegel dar, zum Theil bemalt, theils mit geometrischen Ornamenten versehen. Spinnwirtel, Spulen, bronzene Spiralen, Messer, Stacheln, Nadeln und Fibeln sind als Beigaben neben den Urnen niedergelegt; charakteristisch unter diesen Beigaben sind die paarweise vorkommenden doppelten Pferdegebisse und ein Stachel, der zum Antreiben der Pferde bei den Umbrern gedient hat. Die zweite umbrische Periode zeigt höhere Aschengefäße, zierlicher gearbeitete Beigaben, Messer in gestreckter Form, Bogen- und Schlangenfibeln und vollkommenere keramische Artefakte. Eine ausgedehnte Kunstfertigkeit in Terrakotten sehen wir in der dritten umbrischen Periode, daneben zahlreiche bronzene Gegenstände, selbst Nadeln mit sorbigen Glasknöpfen. Die mittlere und letzte umbrische Periode kennen die Leichenbestattung. Die Thonwaaren dieser umbrischen Herkunft zeigen auch Bemalung, und neben Rosetten, Sternen, auch Thier- und Menschengestalten in der Ornamentik. Diese Dinge sind von den etruskischen Artefakten durchaus verschieden. Denn die etruskischen Dreifüße, Schalen und Sessel in den Grabkammern zeigen griechischen Einfluß. Aus Holzsärgen der Etrusker haben sich die eisernen Nägel zum Theil in situ noch erhalten und neben ihnen fanden sich Schalen und Schnabelgefäße aus gebranntem Thon. In die etruskische Schicht bei Bologna sind etwa 40 Gräber gerathen, die La Tène-Dinge als Beigaben zeigen, breite Schwerter, Scheren, einen goldenen Lorberkranz, neben etruskischen Helmen, zum Theil mit Inschriften versehen. Es sind dies zweifellos Gräber von Galliern, die mit Brennus nach Italien gekommen sind und dort mit den Etruskern gekämpft haben. Mag man die in Certosa gefundenen Metallspiegel als etruskisch ansehen, eine genietete, noch nicht gelöthete situla (bauchige Urne) im Museo Civico zu Bologna ist älter als etruskisch. Auf ihr ist in erhabener Arbeit eine Todtenfeier dargestellt, Reiter und Krieger zu Fuß in verschiedener Bewaffnung, Opferthiere, Weiber mit ärmellosen Gewändern, geflügelte Thiere, Syrinx- und Leierspieler sind hier in erhabener Arbeit dargestellt. Es ist ein Kampfspiel, das zu Ehren des Verstorbenen stattfindet, hier künstlerisch wiedergegeben. Auf einer zweiten situla aus Bologna finden wir eine ähnliche Darstellung, wo nackte Männer, also wohl Gallier, kämpfen. Es ist nicht mit Sicherheit zu sagen, welches Volk diese Cisten gemacht hat. Ein Bronzehelm, in Krain gefunden, zeigt die gleiche Form mit den auf der Bologneser situla dargestellten Helmen und auch der eigenthümliche umbrische Stachel zum Antreiben der Pferde aus der alten Felsina (die Etrusker hatten Peitschen) findet sich in den Darstellungen auf der Bologneser situla wieder. Daß die Etusker hervorragendes im Bronzeguß geleistet, zeigen die Funde aus Chiusi, der alten Porsennastadt Clusium, andererseits wissen wir auch, daß zwischen den Umbrern und Phönikern schon Handelsbeziehungen stattgefunden haben. Aus Chiusi besitzt man eine Grabausstattung, zu der, neben einem Lehnstuhl in getriebener Bronze, Vasen gehören, denen als Deckel ein menschlicher Kopf aufgesetzt ist. Im Museum von Florenz findet sich eine beanzene Chimära mit etruskischer Inschrift auf dem einen Vorderfuß, deren Schweif, aus einer Schlange bestehend, jedoch nachträglich angefügt ist. Aus der spätetruskischen Zeit besitzen wir künstlerische Bronzen, so einen Redner mit umgeschlagenem Mantel, einen Merkur (nackte Jünglingsfigur) in Lebensgröße. Die größte Lampe der antiken Welt in Corbona, für 16 Dochte eingerichtet, mit 1 m Durchmesser und einem Gewicht von 85 kg, ist ein etruskisches Produkt. Ein Medusenhaupt in der Mitte ist von Wellenornamenten und 16 Figuren (Bacchen und Sirenen) umgeben. Die Grabbeigaben aus glänzendem schwarzen Thon, die Darstellungen von Centauren, phantastischen Thier- und Medusenhäuptern auf den Vasen zeigen die hohe Vollendung der Keramik bei den Etruskern, auch die Canopi-Urnen, deren Deckel den menschlichen Kopf darstellt, sind etruskische Spezialität. Die Arme sind meist durch die Urnenhenkel hindurchgesteckt. Auf Stelen sind Kampfscenen dargestellt, die sich bisweilen als solche zwischen Galliern und Etruskern deuten lassen; auch finden sich menschliche Figuren, von Todesgenien umgeben, in solcher Darstellung, so ein Vettius Claudius und ein Tanoquila nach der Inschrift. Das Grab der Volumnier bei Perugia zeigt uns die Aschenkisten in Alabaster, auf deren Deckel die lebensgroßen Figuren der Verstorbenen als auf Ruhebetten liegend porträtähnlich dargestellt sind, während die Seiten der Sarkophage Todesgenien oder mythologische Scenen in Anspielung auf den Heimgang der Verstorbenen in künstlerischer Darstellung aufweisen. Orest in Tauris, der Raub der Helena, die Bestrafung des Aktäon sind hier dargestellt. Die weiblichen Figuren der Verstorbenen sind mit Halsringen, Ketten, Agraffen reichgeschmückt und halten Federfächer, Spiegel oder Balsamgefäße in den Händen. Um nun eine anthropologische Bestimmung der Rasse zu erreichen, zu der die alten Etrusker zu rechnen sind, müßten wir vorerst eine Zusammenstellung aller der mit Sicherheit als Portraits anzusprechenden Gesichter besitzen, die zur Zeit noch fehlt. Sechs Gruppen lassen sich in der Darstellung des menschlichen Gesichtsausdruckes bei den alten Etruskern aus den Darstellungen ableiten. Neben der rohesten Form der Darstellung erscheint ein gewisser grinsender Ausdruck schon als ein Fortschritt, während in einer dritten und vierten Gruppe der Darstellungen sich schon griechischer oder nach weiter östlich gelegener Einfluß zeigt, so daß wir Gesichter mit verschobenem und solche mit richtigem, sogenannten griechischem Profil unterscheiden können. Die Idealgestalten, wie sie in den Todesgenien und

den Gestalten der Heroen in den Darstellungen an den Grabkisten sich finden, würden in eine fünfte Gruppe zusammenzufassen sein, der dann als sechste die der bradidichten Portraits in den liegenden lebensgroßen Figuren der Verstorbenen sich anreiht, deren künstlerischer Werth, zumal der Figuren, die im Florentiner Museum zahlreich aufgestellt sind, keine geringe Bedeutung beanspruchen darf. Als Probe der etruskischen Malerei besitzen wir auch einen Musenkopf, der in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts bei Certosa gefunden wurde und das vollendete Können des Künstlers zeigt. Das Bild ist auf eine Schiefertafel gemalt. Ueber den Gesichtstypus der alten Etrusker ist sicheres bisher nicht festzustellen. Der Typus ist keineswegs gleichmäßig, indessen treffen wir nur wenige Gesichter mit ausgesprochenem semitischen Typus an. Es mögen hier phönizische Kolonisten dargestellt sein, die, soviel bekannt, in Etrurien gewesen sind.

* Ueber ein im Juli v. J. bei Pompeji entdecktes merkwürdiges Mosaik, das sieben mit der Toga bekleidete Gelehrte darstellt, von denen einer, ein Greis, mit einem Stäbchen auf die Weltkugel deutet, haben sich die Archäologen schon viel den Kopf zerbrochen. Man nahm bisher meistens an, es sei die Akademie von Athen mit Plato wiedergegeben. Jetzt veröffentlicht Prof. Stein im „Archiv für Geschichte der Philosophie" von diesem Mosaik eine Abbildung und zugleich eine uns besser erscheinende Deutung. Danach handelt es sich um eine Gruppirung der Vertreter der verschiedenen griechischen, namentlich athenischen Schulen, gleichsam um das Vorbild der berühmten „Schule von Athen". Drei von ihnen sind unschwer als Pythagoras, Aristoteles und der Stoiker Zeno zu erkennen. Der ideale Sinn dieser Komposition ist noch Prof. Chiapelli folgender: „In der Exedra, wie an einem Ehrenplatze, sitzen die vier Gestalten der Väter der griechischen Schulen, Aristoteles, Pythagoras, Plato und Sokrates. Pythagoras befindet sich in der Mitte als der Aelteste, als italischer Philosoph und darum als die Zierde des Landes, in welchem der Künstler sein Werk vollendete." Die Kugel, auf welche die als Pythagoras gedeutete Mittelfigur hinweist, kann die Weltkugel, aber auch die Erdkugel sein, da die Pythagoreer die Erde für kugelförmig hielten.

* Ueber die Tiefseeforschungen des Fürsten von Monaco wird der „Frkf. Ztg." aus Paris geschrieben: Fürst Albert von Monaco stattete am 24. d. M. in der Akademie der Wissenschaften über seine im Jahre 1897 vorgenommenen Ozeanforschungen Bericht ab. Besonders genau hat er die von ihm entdeckte Azorenbank durchforscht. Diese dehnt sich noch weiter aus, als der Fürst anfänglich voraussetzte. Der Fischfang auf ihr ist sehr einträglich: einige Fahrzeuge hoben in wenigen Monaten 22,000 kg Fische über dieser ozeanischen Formation eingefangen. Der Fürst hat von seiner Yacht „Princesse Alice" ein Fangnetz bis in die Tiefe von 1400 m herabsenken lassen; es ist, hauptsächlich mit Fischen angefüllt, wieder emporgezogen worden. Man hat auch eine große Anzahl von Schildkröten aufgefischt, deren Ursprung recht räthselhaft ist, da die Schildkröten ihre Eier auf der Küste ablegen und in der Umgegend der Azoren keine Küste existirt. Und doch hat man junge Schildkröten dort gefunden. Sollten diese durch ozeanische Strömungen von den Antillen herbeigeführt worden sein? Der Fürst kündigte ferner an, daß seine Yacht für die von ihm betriebenen Forschungen zu klein geworden sei und daß er sich eine neue von 1100 t Gehalt mit einem permanenten Laboratorium erbauen lasse.

* Wir brachten in unsrer vorgestrigen Nummer eine aus **Heidelberg** uns zugesandte Notiz über die Berufung eines außerordentlichen Professors der Philosophie an die dortige Universität. Darin wurde als Motiv dieser Berufung auch die leidende Gesundheit des Hrn. Geh. Raths Kuno Fischer angeführt. Wir freuen uns, heute von hochgeschätzter Seite zu erfahren, daß diese Angabe unbegründet ist. Von leidender Gesundheit kann bei Hrn. Geh. Rath Fischer absolut nicht die Rede sein; derselbe erfreut sich vielmehr trotz seiner 74 Jahre einer außerordentlichen Frische und Leistungsfähigkeit. Wenn die Fakultät im Einverständniß mit ihm die Kreirung einer außerordentlichen Professur für Philosophie beantragt hat, so ging sie dabei von der Erwägung aus, daß Geh. Rath Fischer durch sein hohes Alter und seine vieljährige verdienstvolle Thätigkeit an der dortigen Hochschule einen gewissen Anspruch auf Entlastung hat.

-x- **Leipzig,** 28. Jan. Heute starb der namentlich in den Kreisen der Literaturfreunde wohlbekannte Buchhändler Heinrich Rudolf Brockhaus. Ueber 3 Jahrzehnte hat er dem weltbekannten Hause F. A. Brockhaus seine hervorragende fachmännische Thätigkeit gewidmet. Von 1874—1895, wo er mit seinem Bruder Dr. Heinrich Eduard Brockhaus in den Ruhestand trat, war er mit diesem Inhaber der Firma, die seitdem von den Söhnen weitergeführt wird. Heinrich Rudolf Brockhaus, der seine buchhändlerische Ausbildung außer in Leipzig, in Wien, London und Paris erhielt, hat sich auch als Autographensammler einen Namen gemacht und u. a. am Körnertage (23. Sept. 1891) seine große auf den Dichter bezügliche Sammlung literarisch werthvoller Papiere veröffentlicht. — Wie das „Leipziger Tageblatt" hört, hat Prof. Dr. Gustav Wustmann, Oberbibliothekar und Archivdirektor, seine langjährige Thätigkeit bei der Redaktion der „Grenzboten" mit Anfang dieses Jahres aufgegeben, um sich ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen.

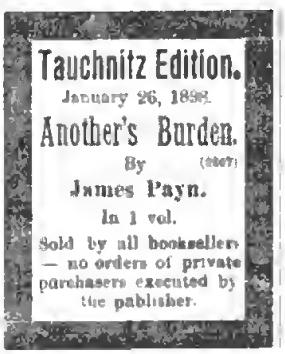
* **Aus Oesterreich.** Nachdem die Einrichtung von Volkshochschulkursen durch die Universität Wien so große Erfolge erzielte, hat man auch an der Universität Graz damit begonnen, ebenso in Marburg a. d. Drau und in Leoben.

* **St. Petersburg.** Eine neue Entdeckung auf dem Gebiete der Photographie soll von einem Photographen Schwartz in Simferopol gemacht worden sein. Wie nämlich die Zeitung „Krym" mittheilt, hat Hr. Schwartz ein Verfahren gefunden, wonach photographische Aufnahmen auch in der Nacht ausgeführt werden können. Hr. Schwartz beabsichtigt, seine Arbeiten auf der am 8. Februar hier zu eröffnenden V. Photographischen Ausstellung der kaiserl. Technischen Gesellschaft auszustellen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Heinrich Herberl: Das Innungswesen in Hermannstadt zur Zeit Karls VI. (Sonderabdruck aus dem Archiv des Vereins für siebenbürg. Landeskunde Bd. XXVII.: Heft 2 u. 3). — Dr. W. v. Odernitz: Vasari's allgemeine Kunstanschauungen auf dem Gebiete der Malerei. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1897. — L. v. Kobell: König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen Illustrationen. München, Jos. Albert 1898. — Stimmen aus Maria Laach. Katholische Blätter. Jahrgang 1897 und 1. Heft des Jahrgangs 1898. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlag. — Alexander Baumgartner S. J.: Geschichte der Weltliteratur. 14.—16. Lfg. Edd. — *Dr. G. A. Scartazzini:* Enciclopedia Dantesca. Vol. II. Parte prima. Milano, U. Hoepli 1898. — Franz Xaver Kraus: Dante. Sein Leben und sein Werk, sein Verhältniß zur Kunst und Politik. Mit zahlreichen Illustrationen. Berlin, G. Grote 1897. — Maxime Collignon: Geschichte der griech Plastik. 2. Bd. Ins Deutsche übertragen von Prof. Fritz Baumgarten. Straßburg, K. Trübner 1898.

Inseratenpreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.



Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin SW. 46, Hedemannstr. 2.

Carlyle.

Seine Welt- und Gesellschaftsanschauung.

Von

Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz.

Zweite, vermehrte u. verbesserte Aufl. (Band 6 der Sammlung „Geisteshelden".)

Geheft. M. 2.40; Leinenbd. M. 3.20; Halbfrzbd. M. 3.80.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 31. Januar. Nummer 24.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Erwin Rohde. Von F. Schöll. — Die Erwerbung von Kiao-tschau vom Standpunkt des Völkerrechts und Staatsrechts betrachtet. Von Karl v. Stengel. — Philip Gilbert Hamerton. Von M. Benfey. — Mittheilungen und Nachrichten.

Erwin Rohde.

† 11. Januar 1898.

Gedächtnißrede, gehalten in der Aula der Universität Heidelberg, Donnerstag, 13. Januar, von F. Schöll.[1])

Hochansehnliche Trauerversammlung! Die letzten beiden Male, daß wir unsern Festsaal in Trauerflor hüllen mußten, galt es, Kollegen die letzte Ehre zu erweisen, die — fast gleichzeitig — die Siebzig überschritten hatten, um nicht lange danach ihrem immer noch rüstigen und thätigen Greisenalter ein Ziel gesetzt zu sehen.

Im Beginne der letzten Herbstferien schied dann ein auf der Höhe der besten Jahre, inmitten eines großen, blühenden Instituts wirkender Mann von uns: und die Zeitumstände gestatteten nicht, ihm die gewohnte und verdiente akademische Feier zu widmen.

Nun hat uns das kaum begonnene Jahr wieder hier vereint nach dem jähen Ende eines Kollegen, der erst im Anfang der Fünfziger stand, und der seinen theuren Angehörigen, unsrer Universität und seiner Wissenschaft noch so viel versprochen hatte und noch so dringend nöthig gewesen wäre.

Wohl mußten wir Alle, die treu sorgenden Aerzte voran, seit 3 Jahren beobachten, daß schwere Leiden an seiner hohen Gestalt zehrten und sich in seinem mächtigen, ausdrucksvollen Antlitz ausprägten, Leiden, die an einem tiefen Seelenschmerz, dem baldigen Verlust eines noch spät zu seiner Wonne aufgeblühten Söhnchens, besondere Nahrung fanden. Aber nur auf Wochen und Tage hatten sie ihn übermannt; mit starkem Willen zum Leben und zum Schaffen wußte er nicht nur meist den Pflichten und Aufgaben des Tages gerecht zu werden, sondern auch weiterzubauen an seinen Werken und neue Pläne zu fassen und zu gestalten. Gerade in der letzten Weihnachts- und Neujahrszeit sahen wir ihn wiederholt heiter, mittheilsam, ausgiebig in ernster und scherzhafter Unterhaltung — nun haben wenige Minuten der zweiten Morgenstunde des 11. Januar sein Herz stille stehen lassen: ein rascher Ausgang, wie er ihn immer glücklich pries und für sich nicht hoffen zu dürfen wähnte und den wir ihm gönnen müssen, so sehr dieser Schlag uns betäubt.

In diesen drangvollen Tagen die Summe eines so reichen Menschenlebens und Geisteslebens zu ziehen, ist unmöglich: Sie aber mögen doch mit Nachsicht und Theilnahme den flüchtigen Ausführungen des nächsten Amtsgenossen folgen, der heute auf eine im 12. Jahre abgerissene, durch Gemeinschaft der Schule und der Ziele getragene, durch warme Freundschaft gehobene, durch keine, auch nicht die geringste Mißhelligkeit je getrübte Verbindung wehmüthig und bang zurückblickt.

Erwin Rohde wurde am 9. Oktober 1845 zu Hamburg geboren. Der Vater war ein hochangesehener und vielbeschäftigter Arzt, der sich in seinem Berufe aufrieb und fast im gleichen Alter wie der Sohn starb. Die Mutter entstammte der bekannten Schleiden'schen Familie, eine feine, etwas strenge Frau. Die entscheidenden Kinderjahre, vom 7. bis zum 14., verbrachte aber Erwin nicht im Elternhaus, sondern in dem Stoy'schen Institut zu Jena, was für die Bildung seiner Gemüthsart von nachhaltigem Einfluß sein mußte. Dann bezog er das Hamburger Johanneum, das neben einigen alten Originalen auch treffliche, philologisch hervorragende Lehrer hatte, und blieb nach dem Abiturientenexamen noch 1 Jahr in dem höheren Cötus dieser Anstalt. Sein eigentliches Studium begann er in Bonn, wurde aber durch Ritschls Uebersiedelung nach Leipzig 1865, infolge der bekannten Wirren, gleich Friedrich Nietzsche und Anderen bewogen, dem Meister dahin zu folgen. Nietzsche und Rohde gehörten dann dort zu den Stiftern des Philologischen Vereins und zu den Hauptstützen der Ritschl'schen societas philologa, wie des Seminars: und Ritschl war stolz, später mit Arbeiten von ihnen die Akta seiner Sozietät zu eröffnen, von Rohde mit einem Anekdoton aus der Mirabilienliteratur. Diese beiden gleichaltrigen socii schlossen sich immer enger aneinander an, auch in gemeinsamen Ausflügen, und trotz mancher Verschiedenheit und häufiger Disputationen fanden sie sich im Innersten und Tiefsten zusammen. Schon im Jahre 1867 redet Nietzsche brieflich Rohde zur Habilitation zu: „Hier ist ängstliche Selbstprüfung gar nicht an der Stelle, wir müssen einfach, weil wir nicht anders können, weil wir keine entsprechende Lebensbahn sonst vor uns haben: sorgen wir für unsern Theil dafür, daß die jungen Philologen mit der nöthigen Skepsis, frei von Pedanterie und Ueberschätzung ihres Fachs, als wahre Förderer humanistischer Studien sich geberden." Nietzsche wurde bekanntlich 1869, 24 jährig, ohne weiteres Professor in Basel, und der Plan eines gemeinsamen Studienaufenthalts in Paris wurde dadurch zerstört: aber Rohde gewann Antheil an dem Baseler Freundeskreise mit dem Theologen Overbeck u. A. und an der Freundschaft mit Richard Wagner. Und als Nietzsche die Welt mit seiner „Geburt der Tragödie" überraschte, trat Rohde warm und gegenüber einem jugendlichen Angriff auf diese „Zukunftsphilologie" von Wilamowitz in seiner „Afterphilologie" (einem Sendschreiben an Richard Wagner) voll Schärfe, ohne Rücksicht vor allem auch gegen sich selbst und die Aufnahme seines Schrittes, für den Freund ein. Auch bei Nietzsche's weiteren Wandlungen, obwohl er sie nicht alle mitmachen konnte und durch die entscheidende Wendung sich verletzt fühlte, hielt er ihm die Treue, und die traurige

[1]) Einem wiederholt geäußerten Wunsche entsprechend, hat sich der Verfasser entschlossen, diese, zunächst nur für die akademische Trauerfeier bestimmten Worte zu veröffentlichen, in der Hoffnung, daß sie auch anderwärts eine verständnißvolle Aufnahme finden und den zahlreichen Verehrern Rohde's wohlthun möchten.

Umnachtung dieses reichbegabten und tiefunglücklichen Geistes lastete schwer auf ihm.

Rohde hatte zunächst seine Studien in Kiel beendet, wo er in O. Ribbeck nicht nur einen Lehrer, sondern in dem Ehepaar Ribbeck auch die besten Freunde gewann; auch A. v. Gutschmid und Nöldeke trat er nahe. Dann war er auf Reisen, besonders nach Italien, gegangen und brachte manche Frucht heim. 1869 gab er in der Schrift über Lucians Λούκιος ἢ ὄνος im Verhältniß zu Lucius von Paträ und den Metamorphosen des Apulejus einer auch seitdem öfter behandelten literarischen Frage die entscheidendsten Anstöße: und er hat dann auch weiterhin die Schriftsteller Lucian und Apulejus in zusammenhängenden Erörterungen wie in glänzenden Emendationen erheblich gefördert. Im folgenden Jahre habilitirte er sich in Kiel mit einer Schrift über die Quellen für das Scenische in dem sachlichen Lexikon des Julius Pollux: und auch die Bühnenalterthümer hat Rohde dann nicht nur in seinen Vorlesungen, sondern auch in einer ertragreichen Abhandlung Scenica weitergefördert, feste, brauchbare Bausteine auf diesem hypothesenreichen Felde herbeischaffend. Mit seinen Vorlesungen, namentlich über die verschiedenen Zweige der griechischen Poesie und die Quellenkunde der griechischen Literaturgeschichte, auch über Catull u. A., machte Rohde bei den stammverwandten begabten Holsteiner Studenten Glück; er wurde schon 1872 außerordentlicher Professor und hatte, nach Ribbecks Berufung hieher, mehr Zuhörer als die Ordinarien. Mittlerweile reifte sein erstes großes Werk: Der griechische Roman und seine Vorläufer, 1876.

Während sein nächster französischer Vorgänger, Chassang, auf Irrgängen, die uns freilich jüngst wieder als neue Wege gewiesen worden sind, alles mögliche zusammenstellte, was „romanhaft" erschien, ohne doch zum Roman wirklich geführt zu haben, ging Rohde gerade auf die wahren Entwicklungsmomente ein. Einer Andeutung Philipp Buttmanns und einer Einzelerklärung Karl Dilthey's folgend, legte er, mit allen Mitteln wissenschaftlicher Kombination und durch Beweise aus den feinsten Zügen der Technik der Schilderungs- und Erzählungskunst, die Erotik der hellenischen Poesie als Quelle dar; ein weiteres, schon in der Odyssee und der Argonautensage vorgebildetes, in didaktischen und philosophischen Darstellungen ausgebildetes Element wurde verfolgt in der geographisch-ethnographischen Fabulistik: und aus der Belebung dieses Elementes eben durch die Erotik und aus Einwirkungen der Sophistik in der Kaiserzeit mit ihren Kontroversen, Briefen u. a. erklärte sich Entstehung, Wesen, und Entwicklung der griechischen Romane in ihrer stillosen poetischen Prosa und leeren rhetorischen Poesie. Bis zu einem Ausblick auf die spätbyzantinischen Ausläufer wurden diese Gebilde verfolgt; eine anregende Skizze der griechischen Novellistik fügte Rohde in einem Vortrag auf der Rostocker Philologenversammlung hinzu. In jenem Buche ist noch bewundernswerther, als die Beherrschung all der berührten Literaturgebiete, die Kunst, daraus ein fesselndes, meisterlich geschriebenes Ganze zu gestalten und dazu in gelehrten und lehrreichen Anmerkungen oft zusammenzudrängen, woraus Andere Abhandlungen füllen und seitdem öfter gefüllt haben.

In der Widmung an O. Ribbeck deutet der Verfasser etwas melancholisch auf Enttäuschungen persönlicher und beruflicher Art, die er erfahren hatte: mit diesem Werk war er aber in die Reihe der ersten und unworbensten Philologen getreten. Ostern 1876 folgte er einem Rufe nach Jena neben Gutschmid: und hier gründete er schon im nächsten Jahre seinen eigenen Herd und sein häusliches Glück, das sich mit dem Aufwachsen geliebter Kinder noch mehrte und vertiefte. Als Ritschl's Nachfolger mußte Rohde in Jena auch das Lateinische umfassender vertreten: er setzte gleich mit Plautus ein und ließ u. a. Geschichte der römischen Dichtung, sowie Rhetorik der Griechen und Römer folgen. Aber schon nach 2 Jahren wurde er als Nachfolger Teuffels nach Tübingen berufen, wo er abermals neben Gutschmid und weiterhin mit Socin, Sigwart, Schwabe, Sievers u. A. vereint war. In Tübingen hatte er das Gesammtgebiet der griechischen und römischen Literaturgeschichte zu vertreten, auch die Metrik der Griechen und Römer; aus seinen zahlreichen exegetischen Kollegien erwähne ich nur die über Pindar und griechische Dramatiker, über Platons Symposion und die platonische Literatur, über Horaz' Oden; auch griechische und lateinische Stilübungen leitete er: und trotz wechselnder Stimmungen, die ihn einmal sogar an Annahme eines Rufes nach Prag denken ließen, lebte er sich mehr und mehr ein; und die tüchtigen Schwaben erkannten bald, was sie an dem, Manchen anfangs befremdenden Norddeutschen hatten: die nachhaltige Wirkung seines Unterrichts bezeugen auch größere, von ihm angeregte und unterstützte Arbeiten, wie die Konstantin Ritters über die Deklamationen Quintilians und über Plato und Wilhelm Schmids verdienstliches Werk über den Attizismus.

Rohde selbst konnte unter so vielseitiger Thätigkeit Größeres zunächst nur vorbereiten, spendete aber inzwischen zahlreiche und oft umfängliche Beiträge für das Rheinische Museum und sonst. Nur zwei davon seien hier kurz charakterisirt. Der häufige Ausdruck γέγονε von Schriftstellern kann sowohl die Geburtszeit als die Blüthezeit bezeichnen: und es liegt auf der Hand, wie viele Schiedungen und Verschiedungen in der chronologischen Entwicklung von der jeweiligen Auffassung abhängig sind. Der letzte Herausgeber der Chronik des Eusebius, dem man in solchen Dingen Autorität beimessen sollte, hatte behauptet, daß in den häufigen Fällen im Lexikon des Suidas fast immer die Geburt gemeint sei: mit dem methodischen Nachweis des geraden Gegentheils gab Rohde eine Fülle von Aufklärung. Ebenso hat er in seinen Studien über die zeitlichen Bestimmungen betreffs des Homer und Hesiod eine vielgerühmte und -geglaubte Hypothese Seugebuschs zerstört und die Spiegelungen der großen Epiker in der antiken Gesammtliteratur erleuchtet.

Bei solchen Leistungen war es kein Wunder, daß nach Ludwig Lange's und Georg Curtius' Tod die Leipziger Fakultät einstimmig und zuerst Rohde berief: nicht leicht trennte er sich von dem oft geschmähten Tübingen und fand bei seinem Eintritt Ostern 1886 trotz erfolgreichen Anfangs mit seiner Homervorlesung an der Stadt und in den Verhältnissen manches, was ihm nicht behagte; vor allem widerstrebte ihm, sich in der Wahl seiner Kollegien entweder zu sehr beschränkt oder zu einer direkten Konkurrenz mit den befreundeten Fachgenossen gedrängt zu finden. So gelang es uns, dank dem verständnißvollen Entgegenkommen der großherzoglichen Regierung, Rohde nach wenig Wochen Leipzig abspenstig zu machen und im Herbst 1886 zu gewinnen, als Nachfolger des gleichzeitig mit ihm nach Leipzig übergesiedelten Wachsmuth, auch in dessen Eigenschaft als außerordentliches Mitglied des Oberschulraths und ständiger Examinator. Willig, aber nicht leicht, verzichtete Rohde hier u. a. auf die Vorlesung über römische Literaturgeschichte und fügte dafür seinen Hauptkollegien die griechischen Staatsalterthümer ein, für die er auch durch öftere Behandlung attischer Redner vorbereitet war und bald durch die neu aufgefundene Aristotelische Schrift vom Staate der Athener noch weiter interessirt wurde. In seinen Kollegien wußte Rohde weite Stoffe durch lehrreiche Gliederung und gedrungene Charakteristik zu beherrschen und durchzuführen, und allem war eine scharfe, persönliche Würze beigegeben, die auch des erfrischenden Humors nicht entbehrte. Als Examinator schöpfte er gleichfalls aus dem Vollen und

verstand es, Eindringlichkeit mit hülfreicher Lehrtigkeit zu verbinden. Aus seinen eigensten Gebieten aber gelang es ihm auch hier von Anfang an bis in die jüngste Zeit manchen Schüler zu eigenen Forschungen anzuregen und anzuleiten.

Die Erwerbung eines Hauses in ihm besonders wohlthätiger ländlicher Stille ließ ihn bald heimischer werden und kam auch seinen Arbeiten zugute, die außer zu kleineren Beiträgen, literarhistorischen, kritischen und polemischen Streifzügen auch zu einem recht eigentlich Heidelberger Erzeugniß führten: „Friedrich Creuzer und Caroline von Günderode", das in der maßvollen Auswahl intimer Mittheilungen und ihrer zurückhaltenden, taktvollen Verbindung manchem neueren Literarhistoriker zum Muster dienen könnte und sollte. Vor allem aber gipfelte hier seine Arbeit in dem Werke: „Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen", dessen erster Theil 1890 erschien und das 1894 zum Abschluß kam. Der Eindruck dieses Buches war noch größer als der des ersten Hauptwerkes: die Vorzüge der umfassenden methodischen Forschung und der vornehmen, licht- und schwungvollen Darstellung sind die gleichen, sie sind aber gehoben durch die Tiefe und Bedeutung der hier behandelten und großentheils gelösten Fragen. Eine zweite, nur wenig veränderte Auflage, die in den allerletzten Tagen noch zu vollem Abschluß gekommen ist, besiegelt den Erfolg.

Ueber Ahnen- und Seelenkult hatten moderne Ethnologen schon manche Hypothese auch auf die antike Religions- und Sagenwelt angewendet, aber ohne historisch-philologische Schulung, oft in bloßer Sucht, Primitives der Naturvölker wiederzufinden, auch in nichts weniger als primitiven Ueberlieferungen. Anders Rohde. Aus seiner breiten und tiefen Kenntniß und kritischen Beherrschung der Antike wie der modernen Sagenlitterotur entwickelt er Thatsachen; er gewinnt durch eindringende Exegese des Homer aus Todtenopfern, Bestattungsriten, Schwurformeln u. a. Rudimente eines vorhomerischen Seelenkults, der weniger der Pietät, als der Angst vor beunruhigender Wiederkehr zur Oberwelt entsprang, Reminiscenzen einer schon fremd gewordenen Vergangenheit, die gerade im Gegensatz zu dem echten ionischen Homer und der bei ihm beginnenden Skepsis stehen; auch die merkwürdige Verheißung der Entrückung an Menelaos wird in das rechte Licht gestellt und die Vorstellung vom Elysium, wie weiter von Hohlenentrückten erläutert. Nicht minder Wichtiges findet Rohde bei Hesiod; wir erkennen, wie im Heroendienst die bei Homer noch glimmenden Funken alten Glaubens neu entfacht werden: und wie aus dem Heroenkult, so wird aus dem chthonischen Dienst, dem Gräberkult von Mykene und bei den alten dortschen Königsgeschlechtern der Ahnenkult dargelegt, sowie die Ausbreitung der Geschlechtsahnen auf den Demos und bei den Kolonisirungen: und hier soll der Kult der Seelen nicht Sicherheit vor Beunruhigung geben, sondern aus Pietät werden Opfer und Ehren gespendet; und nun trifft auch der Lebende Vorsorge, daß ihm die Grabesehren einst nicht fehlen möchten. Aus Familienfesten und Staatsfesten, aus der staatlichen Uebernahme des bei Homer privaten Blutrechtes und der Mordsühne werden Schlüsse gezogen; endlich werden in den Eleusinischen Mysterien Jenseitsbilder gefunden, welche den Unsterblichkeitsglauben der Seele zwar nicht lehren, aber voraussetzen. Der eigentliche Unsterblichkeitsglaube wird dann aus dem Dionysoskult entwickelt, zunächst dem thrakischen Orgiasmus, gegen den sich der griechische Geist sträubte, und der dann doch im apollinischen Delphi die Opfer- und Zeichendeutung durch die Ekstase, die Inspirationsmantik verdrängt. Nun treten die Sibyllen und Bakiden, Propheten und Wunderthäter auf, nicht nur zur Enthüllung der Zukunft, sondern auch zur religiösen Katharsis, zur Bannung der unreinen Geister des Todes und zur Führung eines asketischen Lebens. Hier greift die orphische Lehre und Dogmatik ein, in Athen und besonders in Unteritalien und Sicilien, wo auch der Pythagoreismus davon mitergriffen wird. In eingehendster Würdigung werden dann die wechselnden Lehren von der Seele und Unsterblichkeit bei den Philosophen, wie bei den Dichtern, Rednern, Historikern vorgeführt, auch die Vorstellungen, die sich aus den zahllosen Grabschriften und sonstigen Quellen des Glaubens und Aberglaubens ergeben — bis zum Schwinden vor der neuen Religion, deren die neu sich bildende Welt bedurfte.

Ein Nachhall dieses großen Werkes, von dessen Reichthum und Größe eine so dürre, unvollständige Inhaltsangabe kein Bild geben kann, war Rohde's Prorektoratsrede 1895 über die Religion der Griechen. Als Prorektor erwarb er sich trotz eintretender Krankheit Anerkennung und Dank bei Kollegen, wie bei der Studentenschaft; und auch an sonstigen Auszeichnungen fehlte es ihm nicht, auch als ihn noch im vorigen Jahre die Straßburger Universität zu gewinnen trachtete und jüngst die Münchener Akademie ihn ehrte.

Soll ich nun noch ein Wort von seiner Persönlichkeit sagen, dem Besten, was der Mensch hat und was er so ausgeprägt besaß, wie Wenige in unserer vieles nivellirenden Zeit?

Er war keine einfache Natur: und manches von dem, was wir berührt haben, kann uns darauf hinweisen und es erklären. Er konnte schroff und düster sein, und offenbarte doch große Weichheit und Zartheit der Empfindung; seine Aeußerungen klangen oft herb und abweisend, und doch zeigte er sich voll Wohlwollen und milder Gerechtigkeit; seine Lebensauffassung hatte einen pessimistischen Zug, und doch fühlte er kindlich mit seinen Kindern, fühlte tief das Glück der ihn umgebenden, hegenden Liebe. Solche Verbindung des Strengen und Zarten, des Starken und Milden gab einen guten, reinen Klang: es war kein Falsch in ihm; nichts war ihm fremder und verhaßter als Unwahrheit, Kleinlichkeit und Trivialität, als Intriguen und Cliquenwesen, wie er auch parteipolitisch indifferent war, aber von feinster Empfindlichkeit für die Größe und die Großen unsres Deutschen Reiches, besorgt für das Errungene, empört über jede Beeinträchtigung, mochte sie kommen von welcher Seite sie wollte. Fremd war ihm auch das, was man zunächst unter Frömmigkeit versteht, aber in höchstem Maße eigen die antike pietas: die reine Treue zunächst gegen sich selbst, gegen die von Gott verliehenen Gaben und gesetzten Pflichten, dann gegen die Seinen, seine Familie, seine Schüler, seine echten Freunde, gegen die Heimath, Fürst und Vaterland. Und so können wir ihm auch aus vollem, dankbarem, tiefbewegtem Herzen nachrufen:

Have, pia anima, have, have!

Die Erwerbung von Kiao-tschau vom Standpunkt des Völkerrechts und Staatsrechts betrachtet.

Von Karl v. Stengel.

Die Rechtsverhältnisse welche sich aus der Erwerbung von Kiao-tschau ergeben, sind vor kurzem in der „Köln. Ztg." besprochen worden. Da die bezüglichen Ausführungen nicht in allen Punkten als zutreffend betrachtet werden können — wie schon in Nr. 21 der Allg. Ztg. hervorgehoben ist — dürfte es angezeigt sein, die Erwerbung von Kiaotschau einer kurzen Betrachtung vom Standpunkte des Völkerrechts und Staatsrechts zu unterziehen, soweit dies gegenüber dem dürftigen Inhalte der offiziellen Bekanntmachungen

Digitized by Google

über die zwischen dem Deutschen Reiche und China abgeschlossene Uebereinkunft möglich ist.

Nach diesen Bekanntmachungen hat das Deutsche Reich von China in der Form eines Pachtvertrags auf längere Dauer das gesammte innere Wasserbecken der Kiao-tschau-Bucht bis zur Hochwassergrenze, ferner die südlich und nördlich vom Eingange der Bucht liegenden größeren Landzungen bis zur natürlichen Abgrenzung durch die geeigneten Höhenzüge, sowie die innerhalb der Bucht und vor derselben gelegenen Inseln mit einem Gesammtflächeninhalt von einigen Quadratmeilen erworben, und sich von der chinesischen Regierung für die Dauer der Pachtzeit alle die ihr in dem abgetretenen Gebiete zustehenden Hoheitsrechte übertragen lassen. Gleichzeitig ist verabredet worden, daß innerhalb einer größeren rings um die Bucht gezogenen Zone seitens der chinesischen Regierung ohne die deutsche Zustimmung keine Maßnahmen und Anordnungen getroffen und insbesondere der deutscherseits nothwendig erachteten Regulirung der Wasserläufe keine Hindernisse entgegengesetzt werden dürfen.

Sollte sich aus irgend einem Grunde die Kiao-tschau-Bucht für die von der deutschen Regierung in Aussicht genommenen Zwecke nicht als passend erweisen, so ist die chinesische Regierung verpflichtet, nachdem sie sich mit der deutschen Regierung ins Einvernehmen gesetzt hat, der letzteren an einem Punkte der Küste ein, für den ins Auge gefaßten Zweck besser geeignetes Gebiet zu überlassen. Die chinesische Regierung wird in diesem Fall die von der deutschen Regierung im Kiao-tschau-Gebiete errichteten Baulichkeiten, Anlagen u. s. w. übernehmen und die dafür verausgabten Beträge ersetzen.

Dieser letztere Theil des Vertrags kann hier ganz außer Betracht bleiben; ebenso besteht auch kein Anlaß auf den zweiten Theil der Vereinbarung einzugehen, durch welchen zugunsten des vom Deutschen Reich erworbenen Kiao-tschau-Gebiets eine Art Staatsdienstbarkeit auf der umliegenden Zone bestellt wurde.

Von Interesse ist nur der über das Kiao-tschau-Gebiet abgeschlossene Pachtvertrag. Daß in der Verpachtung des Kiao-tschau-Gebiets auf längere Zeit eine thatsächliche Abtretung des Gebiets an das Deutsche Reich liegt, wird sich umsoweniger bestreiten lassen, als China sämmtliche Hoheitsrechte über das Gebiet an das Deutsche Reich abgetreten hat, ohne sich selbst nur formell die Souveränität über dasselbe zu wahren, wie dies bezüglich der Souveränität der Türkei über die Oesterreich-Ungarn zur Verwaltung überlassenen Provinzen Bosnien und Herzegowina in Art. 25 des Berliner Vertrags vom 13. Juli 1878 geschehen ist.

Es liegt sonach ein Fall einer sogenannten verschleierten Abtretung vor, die das Deutsche Reich berechtigt, die Souveränität über das abgetretene Gebiet voll und ganz und zwar zu eigenem Rechte auszuüben.

Daß der Kaiser auf Grund des Art. 4 Ziff. 1 R.-V. (Zuständigkeit des Reichs zur Erwerbung von Kolonien) und Art. 11 ibid. (Vertretung des Reichs im auswärtigen Verkehr durch den Kaiser) berechtigt war den Vertrag mit China abzuschließen, unterliegt keinem Zweifel. Ebenso ist es zweifellos, daß zur rechtlichen Gültigkeit des Vertrags eine Mitwirkung des Bundesraths und Reichstags nicht geboten war. Eine solche Mitwirkung wäre erst dann veranlaßt, wenn das erworbene Gebiet zum Reichsgebiet nach Maßgabe des Art. 1 R.-V. erklärt werden sollte — woran natürlich nicht gedacht werden kann — oder wenn aus der Erwerbung sich finanzielle Leistungen des Reichs (Zahlung der Pachtsumme u. s. w.) ergeben würden, die natürlich nur von den gesetzgebenden Faktoren bewilligt werden können, oder wenn etwa die rechtliche Stellung des Kiao-tschau-Gebiets gegenüber dem Reiche in der Weise geregelt werden sollte, wie dies bezüglich der deutschen Schutzgebiete durch das Gesetz vom 17. April 1886, betr. die Rechtsverhältnisse der Schutzgebiete, geschehen ist.

Durch den Vertrag mit China ist die Souveränität über das Kiao-tschau-Gebiet auf das Reich übergegangen, es ist im völkerrechtlichen Sinn deutsches Gebiet geworden, d. h. das Deutsche Reich ist berechtigt, jeden anderen Staat von jeder Einwirkung auf dasselbe und von jeder Ausübung einer öffentlichen Gewalt in demselben abzuhalten und seinerseits in dem Gebiete die gesammte Staatsgewalt in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Vollziehung auszuüben.

Dagegen ist das Kiao-tschau-Gebiet keineswegs Reichsgebiet im Sinne des Art. 1 R.-V., daher würde ein feindlicher Angriff auf dasselbe den Kaiser nicht berechtigen ohne Zustimmung des Bundesraths dem angreifenden fremden Staat den Krieg zu erklären. Ebenso ist das Kiao-tschau-Gebiet nicht Bestandtheil des deutschen Zoll- und Handelsgebiets; die deutschen Zollgesetze und die vom Deutschen Reich abgeschlossenen Zoll- und Handelsverträge treten daselbst nicht in Kraft. Andrerseits ist das Reich in der Lage die Zoll- und Handelsverhältnisse in dem neuerworbenen Gebiete ganz nach seinem Ermessen zu regeln. Insbesondere ist in dieser Beziehung das Reich durch die bisher von China mit anderen Staaten abgeschlossenen Zoll- und Handelsverträge nicht behindert, da diese Verträge nach völkerrechtlichen Grundsätzen für das abgetretene Gebiet nicht mehr in Kraft sind.

Ueberhaupt ist und bleibt zunächst das Kiao-tschau-Gebiet im staatsrechtlichen Sinn Ausland. Eine Gleichstellung mit dem Reichsinlande wird erst dann und insoweit erfolgen, als deutsche Gesetze daselbst zur Einführung gelangen. Die Sache liegt hier ebenso wie bei den deutschen Schutzgebieten. Voraussichtlich wird man bezüglich des Kiao-tschau-Gebiets in gleicher Weise verfahren, wie bezüglich der deutschen Schutzgebiete, indem nämlich das Konsulargerichtsgesetz vom 10. April 1879 mit seinen Nebengesetzen, den deutschen Strafgesetzen, Zivilgesetzen und Prozeßgesetzen im Kiao-tschau-Gebiet für anwendbar erklärt wird. Dies würde zur Folge haben, daß zunächst wenigstens die Reichsangehörigen und die deutschen Schutzgenossen deutscher Gerichtsbarkeit unterstellt würden. Daß die in Kiao-tschau befindlichen Angehörigen der Marine und des Landheeres der deutschen Militärgerichtsbarkeit unterliegen, bedarf wohl keiner Hervorhebung; ob sie im Inland oder im Ausland im Dienst sind, ist ja in dieser Beziehung völlig gleichgültig.

Wie der Kaiser für sich allein das Recht hatte, das Kiao-tschau-Gebiet zu erwerben, muß ihm auch die Befugniß beigelegt werden, die Verhältnisse desselben von sich aus ohne Mitwirkung des Reichstags wenigstens vorläufig zu regeln.

Es liegt aber in der Natur der Sache, daß, wenn, wie anzunehmen ist, die Erwerbung von Kiao-tschau als eine dauernde und definitive gedacht ist, die Rechtsverhältnisse des Kiao-tschau-Gebiets ebenso durch ein Reichsgesetz werden geregelt werden, wie die Rechtsverhältnisse der Schutzgebiete durch Reichsgesetz geregelt worden sind. Es wird sich dies aus verschiedenen Gründen gar nicht vermeiden lassen.

Wie diese Regelung zu erfolgen hat, zu erörtern, ist zur Zeit umsoweniger Anlaß, als noch nicht einmal der genaue Wortlaut des deutsch-chinesischen Vertrags bekannt gegeben ist.

Digitized by Google

Philip Gilbert Hamerton.[1])

Mr. Hamerton war eine jener seltenen Persönlichkeiten, in denen Vornehmheit und Bedeutung sofort fesseln und den Wunsch des Näherkommens wecken. Ein plötzlicher Tod entriß den eigenartigen Schriftsteller, den feinsinnigen Kunstkenner zu früh der Liebe der Seinen, der Verehrung der Freunde. Mit pietätvoller Hand hat die Wittwe aus eigener Erinnerung die unvollendete Selbstbiographie ergänzt; wir danken ihr für das edle Bild, das sie in liebevoller Treue dem großen Kreis der Theilnehmenden dadurch erhalten. Als ich den sehr starken Band — 636 Seiten — zur Hand nahm, beschlich mich eine leise Furcht; als ich ihn aus der Hand legte, geschah es mit dem Gefühl tiefster Rührung und dem innigen Bedauern, schon von diesen Erinnerungen scheiden zu müssen. Ob Hamerton als Schriftsteller in Deutschland die Würdigung gefunden, die seinen mannichfachen, eigenartigen und feinsinnigen Arbeiten gebührt, scheint zweifelhaft: als Mensch ist ihm entschieden noch nicht die Anerkennung geworden, die einem edlen, selbstlosen, fortwährend an sich selbst wie für hohe Ziele arbeitenden Manne zukommt.

P. G. Hamerton ward 1834 in Laneside bei Shaw (Lancashire) als Sohn einer angesehenen und begüterten Familie geboren. Unglückliche Familienverhältnisse schmälerten das Vermögen des Frühverwaisten. Großmuth, die nicht rechnet, vielleicht auch jene Ungewandtheit in Geldangelegenheiten, die so häufig geistig wie künstlerisch hochbegabten Naturen eignet, zwangen den Mann, der ohne jede Sorge um seinen Unterhalt aufgewachsen war, sein und der Seinen Brot durch seine Arbeit zu erwerben. Doch er liebte die Arbeit, und als er beim Nahen der höheren Jahre manchen Genüssen entsagen mußte, sprach er es aus, daß das Aufgebenmüssen der Arbeit das härteste für ihn sein würde: als er fühlte, daß er nicht mehr kalt baden durfte, pflegte er with a shade of melancholy zu sagen, that we must resign ourselves to the gradual deprivation of all the little pleasures of existence — even of the most innocent ones — but that the hardest for him would be to renounce work.

Nach dem frühen Tode seines Vaters, der seinem einzigen Kinde stets eine unerbittliche eiserne Strenge gezeigt hatte, ward seine Erziehung von einer unverheiratheten Tante geleitet, mit großer Liebe, doch ohne Schwäche. Er liebte diese Tante unendlich und war bereit, dieser innigdankbaren Kindesliebe ein jedes Opfer zu bringen, das nicht mit seiner Wahrhaftigkeit in Konflikt kam. Unendlich schwer wurde es ihm daher, ihr zu erklären, daß er nicht nach Oxford gehen könne — was bei einem jungen Manne seines Standes als der selbstverständliche Abschluß der Erziehung betrachtet wurde —, weil die Ueberzeugungen, die er im eigenen Nachdenken erworben, ihm nicht erlaubten, die Thirty nine Articles zu unterschreiben. Ihr diesen Schmerz zu bereiten, that ihm weher als all die sozialen Folgen, die aus diesem Schritt hervorgehen mußten; die angeborene und anerzogene Wahrhaftigkeit seines Charakters machten es ihm aber unmöglich, ihr, der er so gern jedes Opfer brachte, das seiner Ueberzeugung zu bringen. Sie stand hoch genug, diese Unmöglichkeit zu begreifen und, wie sehr sie auch darunter litt, den Neffen, den sie wie einen Sohn liebte, von dem Wege abweichen zu sehen, der ihr der allein richtige schien, trübte dieser Zwiespalt das innige persönliche Verhältniß nicht. Die Unterzeichnung dieser Glaubensartikel war eine unerläßliche Nothwendigkeit des Eintritts in eine englische Universität. Das Studium an einer solchen ward also unmöglich für ihn. Er mußte den Gedanken daran aufgeben und beschloß, seine Neigung und Anlage zu Malerei und Literatur als Lebensberuf auszubilden. Solch selbständiges Freimachen von althergebrachten Ansichten und Formen ging nicht an ohne innere wie äußere Kämpfe. Der streng konservative, aristokratische Kreis, in dem er aufgewachsen, ließ den jungen Mann seinen „Abfall" schwer büßen. Mannichfache gesellschaftliche Kränkungen schmerzten ihn der Lieben wegen, die durch seine Schuld mitlitten. Doch er ließ den Muth nicht sinken. Ernste Arbeit in Kunst — Landschaftsmalerei — und Literatur füllte seine Zeit aus und gab seinen Kräften Spielraum. Das echte Landkind, das nur in freier Natur sich wahrhaft leben fühlte, entschloß sich trotzdem nach London zu gehen, um dort unter Leitung eines tüchtigen Meisters in der Landschaftsmalerei zu arbeiten. Die Bekanntschaft mit einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten erleichterte ihm das Leben in der Großstadt. Die kurze und treffende Schilderung hervorragender Menschen, wie sie der Maler sieht, der Schriftsteller schildert, gibt dieser Biographie einen besonderen Reiz.

Feinsinniger Beobachter der Wirklichkeit, unabhängig und wahrhaftig im Charakter wie im Denken, versteht er es, Bemerkungen von allgemeiner Tragweite aus flachen Thatsachen des täglichen Lebens zu ziehen. Den Grundzug seines Wesens bildete jene bewußte Güte, wie sie hochstehenden Naturen eignet. „Freigebig mit Zeit und Gedanken war er in allem, was Liebe oder Barmherzigkeit hieß; seine Sympathie war stets bereitwillig und thatkräftig, und nie war ihm eine Anstrengung zu viel, wenn es galt, Trost und Hülfe zu schaffen für die, welche ihrer bedurften." So gütig und liebevoll das Herz, so strebsam war der Geist, der stets nach Vertiefung seines Wissens, nach Erweiterung seines Gesichtskreises verlangte: „ein Geist, der eine unerschöpfliche Fundgrube des Interesses in den alltäglichsten Ereignissen, in den einfachsten Naturen, in dem einförmigen Dasein des Landmanns wie in der Philosophie eines Auguste Comte und John St. Mill, oder in der Aesthetik von Ruskin und Charles Blanc fand. Ein Geist, der alles, was in sein Bereich kam, in das Gold des Wissens wandelte und es dann freigebig spendete, nicht nur in seinen Schriften, auch im traulichen Gespräch: seine Freunde sagten, sie gewännen stets im Verkehr mit ihm, durch die angeborene Hoheit seines Geistes, die alle Fragen vom intellektuellen Standpunkt aus behandelte." Auch erfinderisch war er: er ließ nach seiner Angabe Boote anfertigen und im späteren Leben erfand er Wagen, die in Bau und Einrichtung den Bedürfnissen einer zahlreichen Familie entsprachen. Er besaß Handwerkszeug für alle möglichen Arbeiten und wußte es gut zu gebrauchen. Als Künstler wie als freiheitliebender Mensch empfand er eine tiefe Liebe für Natur und natürlich einfache Lebensbedingungen.

Sein erstes Buch „The Isles of Loch Awe and other Poems" erschien 1855. Doch es ist unmöglich, in dieser Uebersicht, die ein gedrängtes Bild des Menschen und seines Lebens geben möchte, auch die Leistungen des fruchtbaren und mannichfaltigen Schriftstellers zu berücksichtigen, die eine besondere Würdigung verdienen. — In demselben Jahre machte Hamerton seine erste Reise nach Paris, wo er Eindrücke empfing, die umgestaltend auf sein Leben wirken sollten. Als nach einigen Jahren der Wunsch erwuchte, einen eigenen Herd zu gründen, trat das Bild eines jungen Mädchens, das er damals dort kennen gelernt, so lebhaft vor seine Seele, daß er nach Paris reiste und um sie warb. Er heirathete 1858 diese junge Französin, Mademoiselle Eugénie Gindriez. Innigtiefe Liebe machte diese Verbindung eines Engländers mit einer Französin zu einer in edelster Seelenharmonie glücklichen Ehe. Mit Heimführung der Gattin schließt die Selbstbiographie, die als Memoir von der Wittwe fortgesetzt wird.

[1]) *Philip Gilbert Hamerton.* An Autobiography 1834—1858 and a Memoir by his wife 1858—1894. London. Seeley & Co. 1894.

Digitized by Google

Das Ehepaar siedelte 1863 ganz nach Frankreich über, das Hamerton zur zweiten lieben Heimath ward. Die Vertiefung und Erweiterung des Gesichtskreises, die ein solches Einleben in zwei Volkscharaktere, der nothwendige tägliche Vergleich zwischen zwei Lebensanschauungen, zwei Lebensweisen, mit sich bringt, hat zu der eigenartigen Bedeutung des hervorragenden Mannes tacsentlich beigetragen. Als Mitglied der französischen Familie seiner Frau, mit welcher er durch die innigsten Bande der Liebe verbunden war, lebte er nicht als Fremder, wie so viele seiner Landsleute, die lange Jahre tacht in Paris, aber dort nur in englischen Kreisen — gleichsam in Kleinengland — zubringen. Tief ist er eingedrungen in französische Anschauung, in die geistige und künstlerische Entwicklung, in Sitte und Leben der Heimath seiner Wahl. Mit offenem dankbaren Sinn hat er das Gute, das er fand, auf sich wirken lassen. Der Künstler, der Schriftsteller, der feinsinnige Beobachter des Individuums dankt diesem Einfluß vieles; vor allem tairkliche Kenntniß und unparteiische Beurtheilung französischer Verhältnisse. Er galt auch in Frankreich als der einzige zuverlässige ausländische Kenner französischer Zustände (Revue des Deux Mandes). In England war er anerkannt als the chief English autharity an all French questians.

Mannichfach waren die Ursachen, welche diese Uebersiedlung veranlaßt hatten. Mit dem Zuwachs der Familie — zwei Söhne und eine Tochter — waren auch die pekuniären Schwierigkeiten gewachsen. Hamerton eignete sich nicht dazu Grundbesitzer zu sein, sein Herz war zu weich. Wie oft geschah es, daß er, statt auf Zahlung der Pacht, der Miethe zu dringen, noch der Frau aber dem Kinde des armen Schuldners Geld in die Hand drückte. Verschiedene äußere Umstände waren hinzugetreten und hatten ihn veranlaßt, ernstlich an eine fundamentale Umgestaltung seiner Lebensverhältnisse zu denken. Ausschlaggebend wirkte der Wunsch, dem Schwiegervater — er war unter der Republik préfet du Doubs gewesen, hatte aber nach dem Staatsstreich jedes Amt ausgeschlagen — dessen Gesundheit litt, zu Hülfe zu kommen. So verkaufte er seine Besitzungen in England und gründete mit dem Kapital ein Weingeschäft, dessen Leiter der Schwiegervater sein sollte, da er selbst durchaus nichts von kaufmännischen Dingen verstand. Da starb Hr. Giudriez plötzlich, noch ehe das Unternehmen, in dem Hamerton im Vertrauen auf die Sachkenntniß und in liebevoller Rücksicht für den verehrten Vater seiner Frau sein Kapital angelegt hatte, ins Leben treten konnte. Ohne durch diesen letzten furchtbaren Schlag den Muth zu verlieren, bot er sofort seiner Schwiegermutter eine Pension an, die hinreichte, sie die Erziehung ihrer jüngeren Kinder vollenden zu lassen. Diese Pension sollte allmählich geringer werden, wenn die Kinder imstande wären, selbst zu erwerben und ihren Antheil zum Unterhalt der Mutter beizutragen. Thatsache war, daß Hamerton von der Zeit an zwei Familien zu erhalten hatte; diese doppelte Last ward um so schwerer, als das Kapital, das in dies traurige Weingeschäft gesteckt war, durch Schuld des kaufmännischen Theilnehmers, der an die Stelle des Verstorbenen getreten war, binnen weniger Jahre vollständig verloren ging. Sogar die Kunst, die stets sein Ideal gewesen, erwies sich ihm spröde: der Präraffaelismus mit seinem strengen Haften an jeder Einzelheit der Wirklichkeit war zwar durch den Einfluß französischer Kunstanschauung überwunden, trotzdem gewährten ihm seine Leistungen in der Landschaftsmalerei wie in allen Zweigen der graphischen Künste wenig direkte Erfolge. Sie gaben jedoch seiner Kunstkritik die sichere Grundlage der Selbstpraxis, die wesentlich beitrug zu dem hohen Ansehen, das ihm als Kunstkenner von allen Seiten zutheil ward.

So vergingen ihm die Jahre in rastloser Arbeit: in England, in Frankreich, in Amerika ward sein Ruf als bedeutender, anregender Schriftsteller auf mannichfachen Gebieten mehr und mehr anerkannt. Die meisten seiner Bücher erschienen im englischen wie im amerikanischen Verlag, einige auch in französischer Uebersetzung. Die angesehensten Zeitschriften warben um seine Mitarbeit; eine vornehme Kunstzeitschrift, „The Partfolio“, gründete er 1869 selbst. Die Nothwendigkeit, einem bedeutenden Mittelpunkt des Kunstlebens nahe zu sein, zwang ihn, sein ländliches Heim, La Tuilerie bei Autun, aufzugeben und sich in nächster Nähe von Paris, Villa Clematis Boulogne sur Seine, ein neues Heim zu gründen. Dort ward ihm noch die Freude, eine ehrenvolle Anerkennung seines Schaffens aus der alten Heimath zu empfangen: am 3. März 1894 schrieb ihm der Sekretär der Universität von Aberdeen: „Dear Sir, I have the pleasure af infarming yon that the Senatus af the University at its meeting ta-day canferred upan yan the Hanarary Degree of Doctor af Laws (L. L. D.) I am Yaurs faithfully Alexander Stewart, Secretary of the Senatus.“

Dies war die letzte Freude, die ihm zutheil ward. Ein Herzleiden, das längere Zeit unbeachtet geblieben, nahm zu und machte die Zuziehung eines Arztes nothwendig. Geistige und physische Ueberanstrengung, erklärte die Autorität und forderte Schonung. Am 4. Nov. 1894 hatte er im Louvre zu thun; seine Frau, die ihn nicht allein lassen mochte, gab ihr eigenes Interesse als Grund ihrer Begleitung in den Saal des primitifs an, und fuhr mit ihm. Auf dem Rückweg, wo er die ziemlich lange Fahrt zum Lesen seines Taschenvirgils benutzte, fiel ihr seine Blässe auf. Denselben Abend hatte er einen heftigen Anfall seines Leidens; seine Frau versuchte, ihn in die frische Luft des Gartens zu führen; ein neuer Krampf ergriff ihn, bevor er die wenigen Stufen hinabgehen konnte, und so, an das kleine Gitter der Pforte gelehnt, starb er aufrecht stehend.

„Quest of Happiness“ hieß seine letzte, unvallendet gebliebene Arbeit; zwei Stunden var seinem Tade hatte er die Feder aus der Haud gelegt, nachdem er in den letzten Zeilen, die er daran geschrieben, dem Sehnen nach einer idealen Welt in folgenden Warten Ausdruck gegeben: „If I indulge my Imaginatian In dreaming about a cauntry where justice and right would always surely prevail, where the weak would never be appressed, nar an honest man incur any penalty far his hanesty — a cauntry whera na animal wauld ever be illtreated ar killed, atherwise than in mercy — that is truly ideal drenming, because, hawever far I travel, I shall nat find and such a cauntry in the warld, and there is nat any record af such a cauntry in the authentic history of mankind.“ Der letzte Gedanke noch ein Traum des Ideals!

M. Benfey.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- **Der gestirnte Himmel im Monat Februar.** Da die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne im Durchschnitt täglich um nahezu 1° im Winkelmaß aber um 4 Minuten im Zeitmaß fortschreitet, müssen für einen bestimmten Ort der Erde die Auf- und Untergänge der Gestirne täglich um nahezu 4 Minuten, im Verlauf eines Monats daher um rund 2 Stunden früher erfolgen. Dementsprechend wird das von uns in Nr. 2 der „Beilage“ d. J. entworfene Bild des gestirnten Himmels jetzt nicht mehr völlig richtig sein.

Der Leser wird, wenn er etwa um die Mitte des Monats Februar abends 10 Uhr den gestirnten Himmel betrachtet, zunächst die Wahrnehmung machen, daß die Milchstraße nunmehr schon erheblich gegen Westen vorgerückt ist. Im

Digitized by Google

Südwesten, nicht mehr sehr hoch über dem Horizont und jenseit der Milchstraße, wird er die Sternbilder des Orion und des Großen Hundes erblicken, deren hellste Sterne, Rigel und Beteigeuze im Orion und Sirius im Großen Hunde wir schon früher kennen gelernt haben. Im Süden, ebenfalls in nicht sehr großer Höhe über dem Horizont, steht der Kleine Hund mit dem Stern erster Größe Procyon. Die beiden zuletzt genannten hellen Sterne nehmen insofern ein besonderes Interesse für sich in Anspruch, als sowohl Sirius, als auch Procyon je einen sehr schwachen Begleiter hat, dessen Existenz aan dem berühmten Königsberger Astronomen F. W. Bessel bereits im Jahre 1844 auf rechnerischem Wege aus zwar sehr geringfügigen, aber doch merkbaren Unregelmäßigkeiten in den Eigenbewegungen der mehrerwähnten beiden Sterne nachgewiesen wurde. Erst im Jahre 1862 gelang es dann dem ausgezeichneten amerikanischen Glasschleifer Alvan Clark sen. in Boston, mit einem von ihm verfertigten Refraktor aam 47 cm Oeffnung den Begleiter des Sirius als einen Stern 9. Größe in ganz geringem Abstand vom Sirius aufzufinden, während der Begleiter des Procyon erst im Noaember 1896, nach wiederholtem aergeblichen Suchen, als ein Sternchen 13. Größe in nur 4 ½" Abstand von Procyon aon Prof. Schäberle mit dem 36zölligen Refraktor der Lick-Sternwarte entdeckt wurde.

Von Interesse mag noch die Bemerkung sein, daß etwas südlich aan Procyon varbei und sehr nahe durch den nördlichsten der drei Gürtelsterne (des Jakobsstabs) im Orion der Himmelsäquator hindurchgeht.

Nördlich aom Kleinen Hund, nicht sehr weit aom Zenith entfernt, erblicken wir Castor und Pollux, die beiden hellsten Sterne im Sternbild der Zwillinge; nicht gar zu weit westlich von ihnen, theilweise in die Milchstraße hineinragend und ebenfalls nahe dem Zenith, steht das Sternbild des Fuhrmanns, dessen hellster Stern, die Capella, am östlichen Rande der Milchstraße liegt. Jenseit der Milchstraße sehen wir das Sternbild des Stiers mit der bekannten Sterngruppe der Hyaden (mit dem Stern 1. Größe Aldebaran) und dem nach belaaateren Sternhaufen der Plejaden. In der Nähe des südwestlichen Harizonts, anterhalb aom Orion, steht das Sternbild des Hasen, am westlichen Harizont ist das Sternbild des Walfisches im Untergang begriffen.

Zwischen der Capella und den Plejaden, nördlich aon beiden, steht in der Milchstraße das Sternbild des Perseus mit seinen beiden, schon dem freien Auge erkennbaren Sternhaufen und dem schon früher erwähnten veränderlichen Stern Algal, während das Sternbild der Andromeda am nordwestlichen Harizaal sich dem Untergang zuneigt. Westlich vom Polarstern, dem hellsten Stern des Kleinen Bären, steht in der Milchstraße das Sternbild der Cassiopeja, kenntlich an der Form eines W, das ihre fünf hellsten Sterne bilden. Nordwestlich vam Polarstern, am östlichsten Rand der Milchstraße, ist noch das Sternbild des Cepheus zu erwähnen.

Am östlichen Horizont ist das Sternbild der Wasserschlange (Hydra) eben im Aufgehen begriffen; zwischen ihr und dem Kleinen Hund steht das Sternbild des Krebses mit dem ebenfalls dem unbewaffneten Auge erkennbaren Sternhaufen der Praesepe (Krippe). Gehen wir von der Wasserschlange aus nördlich (gegen den Polarstern zu), so stoßen wir zunächst auf das schöne, langgestreckte Sternbild des Löwen mit dem Stern 1. Größe Regulus und noch weiter nördlich auf den Kleinen Löwen. Ueber diesem breitet sich, einen beträchtlichen Raum am Himmelsgewölbe umspannend, das uns Allen längst bekannte Sternbild des Großen Bären oder Himmelswagens aus. Im Zenith steht, östlich an den Großen Bären, westlich an den Fuhrmann angrenzend, das Sternbild des Luchses, das ebenfalls sehr ausgedehnt, aber nicht eben reich an helleren Sternen ist.

Am nordöstlichen Horizont steigt das Sternbild des Baates mit dem schönen, röthlich strahlenden Stern Arctur (1. Größe) langsam am Horizont empar. Arctur hat aan allen helleren Sternen des nördlichen Sternhimmels die größte Eigenbewegung (2".3 im Jahr). Am äußersten östlichen Horizant erblicken wir fernerhin das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern 1. Größe Spica (Kornähre). Zwischen den Sternbildern des Großen Bären und des Bootes bemerken wir noch die Jagdhunde, in denen sich, nahe dem untersten Stern in der Deichsel des Himmelswagens, ein schon mit einem mäßigen Fernrohr erkennbarer, schöner Spiralnebel befindet. Nur wenig südöstlich von den Jagdhunden, in der Mitte zwischen diesen und der Jungfrau, steht noch das Sternbild Haar der Berenike, das zwar wenig helle Sterne, dafür aber zwei schöne Sternhaufen besitzt, aon denen der eine mit freiem Auge wahrzunehmen ist.

Der Vollständigkeit halber erwähnen wir endlich noch die beiden, das gonze Jahr hindurch sichtbaren Sternbilder des Drachen und der Giraffe. Das langgestreckte Sternbild des Drachen zieht sich aam Cepheus, im Bogen den Kleinen Bären umspannend, bis zum Großen Bären hin, während das bis zum Nordpol reichende Sternbild der Giraffe zwischen dem Kopf des Großen Bären und der Milchstraße liegt. Auch in der Giraffe befindet sich (nahe der Milchstraße) ein heller Nebel und ein scham mit freiem Auge wahrnehmbarer Sternhaufen.

Die Sanne nähert sich immer mehr dem Aequator, am 1. Februar steht sie noch 17°, am 28. Februar dagegen nur noch 8° südlich desselben. Die Entfernung der Erde van der Sanne wächst im Verlaufe des Maaats um rund 10,000 geogr. Meilen, dementsprechend aerringert sich der scheinbare Halbmesser der Sonnenscheibe van 16′ 13".6 auf 16′ 18".2. Die Zeiten des Auf- nad Untergaags der Sonne sind (mitteleuropäische Zeit):

Februar	Aufgang		Untergang	
1.	7 h 45 m	vorm.	5 h 11 m	nachm.
8.	7 34	„	5 23	„
15.	7 23	„	5 34	„
22.	7 11	„	5 45	„
28.	7 —	„	5 54	„

Die Tageslänge nimmt somit während des Monats Februar um 1 Stunde 28 Minuten zu.

Die Phasen des Mandes im Monat Februar sind folgende:

1. Februar	10 h	vorm.	Erdferne
6. „	7	nachm.	Vollmond
14. „	1	nachts	Letztes Viertel
17. „	8	vorm.	Erdnähe
20. „	9	abends	Neumond
28. „	12	mittags	Erstes Viertel.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs des Mondes sind der nachstehenden Tabelle zu entnehmen:

Februar	Aufgang		Untergang	
1.	12 h 6 m	mittags	4 h 5 m	morgens
8.	7 42	abends	7 55	vorm.
15.	3 18	morgens	11 12	vorm.
22.	7 27	vorm.	8 9	abends
28.	10 2	vorm.	1 54	nachts.

Am 14. Februar, nachts 11 Uhr, wird Antares, der hellste Stern im Storpion (1. Größe), aom Monde bedeckt.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der größeren Planeten gestalten sich im Februar etwas günstiger als im Vormonat.

Merkur ist am Anfang des Monats am Morgenhimmel sichtbar, wo er im Sternbild des Schützen steht; im Verlauf des Monats bewegt er sich rechtläufig durch das Sternbild des Steinbocks, um gegen Ende des Monats in das Sternbild des Wassermanns zu gelangen. Am 4. Februar geht er durch den niedersteigenden Knaten seiner Bahn, kammt am 11. Februar abends in Konjunktion mit dem Mars (dem er sich bis auf 1 Bogenminute nähert) und gelangt am 14. Februar in dos Aphel (Sonnenferne) seiner Baha. Seine Entfernung von der Erde wächst beständig, dementsprechend sinkt sein scheinbarer Halbmesser aon 3".2 am Anfang bis auf 2".5 am Ende des Manats. Nichtsdestaweniger gestalten sich die Bedingungen für die Sichtbarkeit des Merkur zunächst günstiger, weil der beleuchtete Theil seiner Scheibe immer größer wird. Am Anfang des Monats geht Merkur reichlich 1 Stunde vor der Sonne auf, er kann demnach unter günstigen Umständen in der Nähe des südöstlichen Horizonts beobachtet werden; gegen Schluß des Manats aerschwindet er jedoch in den Strahlen der Sonne.

Venus ist rechtläufig, steht zunächst noch im Sternbild des Steinbocks und gelangt in der zweiten Hälfte des Monats in das Sternbild des Wassermanns. Am 5. Februar geht sie durch das Aphel, kommt am 15. Februar in obere Konjunktion mit der Sonne und erreicht am 27. Februar ihre größte südliche heliozentrische Breite. Venus geht während des Monats Februar durchschnittlich 10 Minuten nach der Sonne auf und eine halbe Stunde vor derselben unter; obgleich ihre Scheibe fast während des ganzen Monats voll beleuchtet ist, wird sie demnach im Februar unsichtbar bleiben.

Mars bewegt sich rechtläufig langsam durch das Sternbild des Steinbocks, sein Abstand von der Erde nimmt zwar nur wenig, aber beständig ab; seine Scheibe, deren scheinbarer Halbmesser 2" beträgt, ist nahezu voll (za 98 Hundertsteln) beleuchtet. Gleichwohl ist Mars zunächst nicht sichtbar, weil er durchschnittlich nur $^3/_4$ Stunden vor der Sonne auf- und $2^1/_2$ Stunden vor ihr untergeht.

Jupiter führt während des Monats Februar eine geringe rückläufige Bewegung im Sternbild der Jungfrau aus. Seine Entfernung von der Erde nimmt ab, sein scheinbarer Durchmesser mißt am Anfang des Monats 38."8, am Schluß desselben 20". Da Jupiter um die Mitte des Monats bereits um 9 Uhr abends aufgeht, ist er die ganze Nacht hindurch am Himmel sichtbar, wo er gegen Mitternacht, alle Fixsterne an Helligkeit übertreffend, in ruhigem, weißem Licht erglänzt. Seine vier äußeren Monde und die Verfinsterungen derselben können mit mittleren Fernrohren gut beobachtet werden. Am 10. Febr. nachts 11 h kommt Jupiter in Konjunktion mit dem Monde, wobei er rund 7° nördlich von diesem steht.

Saturn ist zunächst noch rechtläufig im Sternbild des Schlangenträgers, wo er gegen den Schluß des Monats stationär wird (scheinbar stehen bleibt). Sein scheinbarer Halbmesser nimmt entsprechend der beständigen Annäherung an die Erde stetig zu, um die Mitte des Monats beträgt er 7".5. Saturn geht durchschnittlich $4^1/_2$ Stunden vor der Sonne auf, ist also in den frühen Morgenstunden schon gut sichtbar. Am 15. Febr., früh 6 h, kommt er in Konjunktion mit dem Mond, er steht hiebei 5° 30' nördlich vom letzteren. Die große Achse seines uns elliptisch erscheinenden Ringes mißt durchschnittlich 37, die kleine Achse 16 Bogensekunden.

Bei reiner Luft und mondfreien Nächten ist in der zweiten Hälfte des Monats Februar am westlichen Abendhimmel ein kegelförmiger Lichtschein, das Zodiakallicht, sichtbar (in München wegen der elektrischen Straßenbeleuchtung nur an Orten, die westlich der Stadt liegen).

* **Heidelberg.** Am 28. Jan. früh starb plötzlich an einem Herzschlage der Professor der experimentellen Pharmakologie an unserer Universität Dr. Waldemar v. Schröder im 48. Lebensjahre. Der Verstorbene entstammte einer angesehenen Gelehrtenfamilie in Dorpat und wandte sich, nachdem er in seiner Vaterstadt sich zunächst dem Studium der Chemie gewidmet, später ganz der physiologischen Chemie und experimentellen Pharmakologie zu. Auf dem ersteren Gebiet bildete er sich hauptsächlich in der berühmten physiologischen Anstalt Karl Ludwigs in Leipzig aus. Seine akademische Laufbahn begann er 1883 als Privatdozent in Straßburg. Von dort wurde er 1890 als Professor für Arzneimittellehre und als Leiter des neubegründeten pharmakologischen Instituts nach Heidelberg berufen. Schon während seiner Arbeitszeit im Ludwig'schen Laboratorium in Leipzig veröffentlichte er werthvolle Untersuchungen über die Bildung und Bildungsstätte des Harnstoffes, sowie über den Nachweis des Harnstoffes im Blute. Spätere experimentelle Forschungen betrafen vor allem die heute so wichtig gewordenen Heilmittel Morphin und Coffein, sowie die Wirkungen einiger Gifte auf den Organismus. Seine Arbeiten erschienen meistens in fachwissenschaftlichen Zeitschriften.

* **Göttingen.** Der Privatdozent Prof. Wiechert ist zum außerordentlichen Professor mit dem Lehrauftrag für Geophysik und Erdmagnetismus ernannt worden. Ferner wurde als Nachfolger des an die Dresdener Technische Hochschule berufenen Prof. Mollier der Prof. Dr. Eugen Meyer aus Hannover zum Professor für landwirthschaftliche Maschinenkunde und technische Physik an der hiesigen Universität ernannt.

dm. **Wien,** 30. Jan. Um 2 Uhr nachmittags findet heute in der Stephanskirche das Leichenbegängniß von Moriz Frhrn. v. Eschenbach statt. Der ausgezeichnete Mann hat in seinem arbeits- und segensreichen 83jährigen Leben als Soldat und Gelehrter Bedeutendes geleistet und Großes erreicht. Er hat in der Militärschule von Klosterbruck und anderenorts hervorragende Schüler erzogen. Er hat — wie Prof. Karl Erdmann Edler in der Biographie des Oberstthofmeisters Fürsten Hohenlohe im ersten Band des „Deutschen Nekrologs" erzählt — entscheidenden Antheil gehabt an dem Werk der Wiener Stadterweiterung. „Frhr. v. Ebner-Eschenbach, der Gemahl unsrer großen Dichterin, damals Major und Vorstand der technischen Abtheilung des Geniekomitees, legte im März 1858 in die Stadtwälle die erste Bresche. Hiebei erzielte dieser geniale und gelehrte Erfinder der elektrischen Zündmethode durch die gleichzeitige Zündung schwacher, aber zahlreicher Bohrschüsse die Wirkung einer starken Demolirungsmine, jedoch ohne deren weitreichende Erschütterung, welcher die Basteihäuser zum Opfer gefallen wären. Durch das Ineinandergreifen von einem halben Hundert seiner verbundenen Bohrschüsse warf Frhr. v. Ebner die mächtigen Wälle wie Kindertand nieder." An äußeren Ehren fehlte es dem verdienten Manne nicht: er wurde Exzellenz, Ritter des Leopoldordens, korrespondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Rastlos thätig, pflegte er jederzeit künstlerische Liebhabereien. Als Pensionist begann er, der vorher schon als Komponist dilettirt hatte, sich auch als Erzähler zu versuchen. Zwei Altwiener Geschichten *Hypnosis perennis* und Ein Wander des heiligen Sebastian wurden bei Cotta gedruckt und vor Monaten in der Beilage besprochen. Sie offenbaren die wahrhaft adelige Herzenshöflichkeit eines echten Aristokraten der Gesinnung und gipfeln in einem rührenden Preislied auf seine Lebensgefährtin. Ein gleiches ist den handschriftlichen „Erinnerungen eines Veteranen" nachzurühmen, die Baron Ebner in den letzten Zeiten diktirte und redigirte. Durch Geburt, Erziehung und Lebensstellung sei er Oesterreicher, heißt es dort; seine Familie stamme jedoch aus Nürnberg; dort sei sie seßhaft seit dem 10. Jahrhundert und habe den Namen des naheliegenden Schlosses Eschenbach, das seit 300 Jahren in ihrem Besitz sei, dem Familiennamen als Prädikat beigefügt. Seine Kinderjahre im Umkreis des Franziskanerplatzes, im vormärzlichen Alt-Wien verlebt, sind ebenso ausführlich und anschaulich erzählt, wie seine Lehrjahre im Theresianum, seine militärischen und Reise-Erinnerungen, die europäischen und asiatischen Eindrücken gelten. Das schönste Blatt des stoffreichen Buches (das zum mindesten als Manuskript für Freunde im Auszug mitgetheilt werden sollte) gilt der treuen Lebensgefährtin Baron Ebners. (Der greise Herr hatte die Güte, dasselbe dem Verfasser dieser Notiz auf seine Bitte hin für eine biographische Studie zu überlassen. Wir müssen es leider heute wegen Raummangels zurückstellen, werden es aber in einer der nächsten Nummern, als einen werthvollen Beitrag zur Lebensgeschichte der vortrefflichen Frau und Schriftstellerin, unsern Lesern mittheilen. D. Red.)

C. G. **Rom,** 28. Jan. Der junge Professor Maruechi hat auf dem Palatin eine interessante Entdeckung gemacht. Unterhalb der Wand, auf welcher das wohlbekannte Spottbild eines der Polizeidiener oder Wachen auf einen christlichen Kameraden gefunden ward, das längst im Museum Kircherianum aufbewahrt ist, entdeckte Maeuchi griechische Worte, welche vermuthlich als Antwort des ob seiner Religion als „Eselsanbeter" Verspotteten anzusehen sind. „Chrestus ist der Sieger — mein Gott und König", lautet die griechische Inschrift, die gleich der früher entdeckten in den Bewurf der Mauer eingeritzt ist. Sie war schon vor Jahren von P. Garucci bemerkt, aber nicht ganz entziffert und deßhalb falsch gedeutet worden.

* **Paris,** 30. Jan. Der Chirurg Jules Emile Pean, Mitglied der Akademie der Medizin, ist gestorben.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 1. Februar. Nummer 25.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ **Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Donnerstag.**

Ueberſicht.
Kirchenpolitiſche Briefe. XXXII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitiſche Briefe.[1])

XXXII.

„Praefulgebant Cassius et Brutus eo ipso quod eorum effigies non visebantur.“
Tacitus.

Berlin, 20. Jan. Das „katholiſche“ Kongreßleben des abgelaufenen Jahres kam an Mannichfaltigkeit und Bedeutung demjenigen des Jahres 1896 nicht gleich, und es lohnt ſich wirklich nicht, bei allen Erſcheinungen desſelben ſtehen zu bleiben. Immerhin aber wäre das Bild, welches wir als aufmerkſamer „Zuſchauer“ der kirchenpolitiſchen Bewegung zu geben haben, kein vollſtändiges, wollten wir nicht wenigſtens bei den wichtigeren dieſer Verſammlungen einen Augenblick verweilen und zuſehen, was aus ihnen oder ob überhaupt etwas aus ihnen zu lernen ſei.

Auch der beſte Freund der Sache wird von der Generalverſammlung der deutſchen Katholiken, welche am 29. Auguſt und den folgenden Tagen in Landshut getagt hat, kaum zu behaupten wagen, daß ſie eine ſonderlich bedeutende geweſen ſei. Die Wahl des Ortes ſchien ſchon zu beſagen, daß die Veranſtalter einen gewiſſen Werth auf ſtille Zurückgezogenheit legten. Der Beſuch war, was hervorragende Perſönlichkeiten anlangte, ſehr wenig glänzend. Irren wir nicht, ſo waren der nun verſtorbene Erzbiſchof von München und der Biſchof von Regensburg, Hr. Senestrey, die einzigen Vertreter des Epiſkopats. Von den führenden Centrumsmännern bemerkte man die HH. v. Hertling, v. Heereman, Graf Hompeſch, Lieber, Schädler, Porſch, Gröber, Bachem, Prinz Arenberg, Graf Konrad v. Preyſing, Orterer und Daller, v. Kehler. Der rheiniſche und bayeriſche Adel hatte zahlreiche Mitglieder nach Landshut geſandt. Die wiſſenſchaftliche Theologie fehlte bis auf ein paar Namen (Pruner, Schlecht) gänzlich, dagegen war die ultramontane Preſſe ſtark vertreten. Unter den zur Debatte geſtellten, bezw. angenommenen Anträgen fanden ſich der ſtereotype über die Wiederherſtellung „der territorialen Souveränität des hl. Stuhles“ als Mittel zur Wiederherſtellung der erſchütterten Geſellſchafts-Ordnung; ein zweiter gegen den Zweikampf; ein weiterer (Pruner) gegen die glaubensloſen Lehrervereine und den auf dem Gebiet der Schule hervortretenden „naturaliſtiſchen Humanismus und religiöſen Indifferentismus“, mit dringender Einladung an die katholiſchen Lehrer zum Eintritt in die katholiſchen Lehrervereine; ein weiterer (v. Kehler) beantragt Unterſtützung der Konvertiten; ein fernerer tritt wiederholt für berufsſtändige Organiſation der Landwirthe ein; ein ſechster fordert den Anſchluß der religiöſen Kunſt an die alte kirchliche Tradition und ſpricht ſich (ſehr mit Recht) gegen den die echte religiöſe Kunſt beeinträchtigenden Fabrikbetrieb vieler ſogenannten Kunſtanſtalten aus. Die beiden braven Männer, welche dieſen lobenswerthen Antrag geſtellt, ſind die Münchener Gg. Buſch und Dr. Weiß. Es wird ferner vor unbedachter Auswanderung nach Amerika gewarnt und gefordert, daß den Reiſenden die Orientirung über den ſonntäglichen katholiſchen Gottesdienſt allenthalben erleichtert werde. Andere Beſchlüſſe betrafen die agrariſche Frage, wo nach der vor drei Jahren in Köln angenommenen Parole einem Zuſammenſtoß der Agrarier und ihrer Gegner ſorgfältig aus dem Wege gegangen wurde. Unter den Vorträgen war im Grunde nur derjenige des Frhrn. v. Hertling über Katholizismus und Wiſſenſchaft einigermaßen bemerkenswerth. Wir kommen ſpäter auf die Stellung des Münchener Philoſophen zu dieſer Frage und dem von ihm ſelbſt zuerſt aufs Tapet gebrachten angeblichen Bildungsdefizit der deutſchen Katholiken zurück. Hier in Landshut hat Hr. v. Hertling im weſentlichen nichts neues geſagt. Er kennt ſein Publikum und ſucht ihm gegenüber den Eindruck abzuſchwächen, den ſeine Konſtanzer Rede auf die mit den geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Verhältniſſen der Gegenwart völlig unbekannten Kreiſe hatte machen müſſen. Das Nebeneinander von Sätzen wie die folgenden iſt durchaus bezeichnend: „An dem Vorwurfe unſrer Unwiſſenſchaftlichkeit ſeien wir Katholiken zum Theil ſelbſt Schuld. Er werde kein Klagelied über die katholiſche Inferiorität anſtimmen, er proteſtire dagegen (gegen das Klagelied oder gegen die Inferiorität? „Beifall!“) Ueber dem glücklichen Beſitz des Glaubens ſollen wir nicht die Nothwendigkeit wiſſenſchaftlicher Erkenntniß vergeſſen. Die Wiſſenſchaft habe Großes geleiſtet; wir dürften die Errungenſchaften, die ſie gebracht, nicht als Bettler aus fremder Hand nehmen, ſondern müßten ſelbſt arbeiten und auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft Hervorragendes leiſten. Die katholiſchen Gelehrten ſeien immer noch die weißen Raben; das katholiſche Deutſchland müſſe die wahre Wiſſenſchaft der Gelehrten (welche das iſt, hat Hr. v. Hertling nicht näher geſagt) ſchätzen lernen. Möge vor allem die ſtudierende Jugend das Ihrige thun. Die katholiſchen Gelehrten aber müßten vor allem zuſammenhalten (Beifall). Sie ſeien nur wenige und könnten daher nichts weniger gebrauchen, als gegenſeitiges Mißtrauen und Verdächtigungen. Die wiſſenſchaftlichen Intereſſen könnten auseinandergehen, aber der Geiſt der katholiſchen Liebe müſſe alle einigen.“ Stürmiſcher anhaltender Beifall, heißt es, habe dieſe ſchönen Worte gelohnt. Hoffen wir, daß die nun folgenden Jahrgänge der Centrumspreſſe und der theologiſchen Zeitſchriften von

[1]) Erſcheinen in der erſten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 1 vom 3. Januar d. J. — Um der beſonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat ſich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herſtellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entſchloſſen und zugleich den Preis für jede dieſer Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark feſtgeſetzt. D. Red.

Digitized by Google

Maria-Laach, Innsbruck und Fiesole den Beweis liefern, daß Hr. v. Hertling nicht, wie so viele Andere vor ihm, als Johannes in der Wüste aufgetreten ist. Die „Köln. Volksztg." (Nr. 642) macht zu der Rede die Anmerkung: „Ganz besonders freut es uns, daß man sich dabei nicht gescheut hat, unangenehme Wahrheiten auszusprechen. Die Katholikentage sind nicht zum Austausch von Komplimenten erfunden, zur selbstgefälligen Feststellung, wie herrlich weit wir es gebracht haben; wenn sie nicht den Finger in die Wunde legen, wenn sie nicht mahnend und anfeuernd wirken überall, wo es nöthig ist, dann haben sie keinen Zweck. Und auf wissenschaftlichem Gebiete war ein solcher Aufruf nöthig." Das ist ungefähr genau das, was wir hinsichtlich dieser „Katholikenversammlungen" von jeher und seit Jahren gepredigt haben. Es ist sehr erfreulich, daß man nun auf einer derselben im Jahre des Heils 1897 diese Entdeckung auch macht. Leider wahrscheinlich viel zu spät. Denn die Herrschaft über diese Dinge ist längst Elementen anheimgefallen, welche von der Wissenschaft blutwenig weiß und wissen will, und der mit ehrlicher Aussprache, wie Hr. v. Hertling und die Kölnerin sie hier träumen, gar nicht gedient ist. Die erleuchteteren und ehrlicheren Elemente haben hier das Nachsehen, nachdem die wirkliche Wissenschaft, verdächtigt, beschimpft, in ihren Rechten durch Niemand geschützt, einer unwissenden und zügellosen Preßmeute preisgegeben, schon seit und nach der Versammlung des Jahres 1865 ihr Kapital aus diesem Geschäft allmählich gänzlich herausgezogen hat.

Oesterreich-Ungarn hat in diesem Sommer keine namhafte Versammlung aufzuweisen, als den im November zu Pest abgehaltenen ungarischen Landeskongreß für die Katholikenautonomie. Dieser Gegenstand ist aber damit nur angeschnitten; die eigentlichen Verhandlungen sollen erst im Januar beginnen und so wollen wir die Erörterung derselben einer späteren Betrachtung vorbehalten.

Einige Worte dagegen müssen wir zwei ihrer Natur freilich sehr verschieden gearteten Versammlungen widmen, welche uns die Schweiz jüngst geboten hat. Sprechen wir zuerst von dem Sozialistenkongreß in Zürich. Vor 20 oder 30 Jahren wäre man noch gesteinigt worden, wenn man eines solchen im Zusammenhange der „Katholikenversammlungen" gedacht hätte. Heute liegen die Dinge schon so, daß man manche sog. Katholikenversammlungen nur mehr an der schwarzen Umrahmung ihres Aushängeschildes von den Zusammenkünften der Sozialisten puren Wassers zu unterscheiden vermag.

Die Verbindung der schweizerischen Ultramontanen mit dem Sozialismus geht ins Jahr 1887 zurück, wo ihr Führer Decurtins für sich und die Seinigen die Zulassung zu dem Aarauer Arbeiterkongreß verlangte. Damals war der Berner Advokat Steck noch dagegen; er wollte nichts von diesem „hybriden Wesen wissen, das mit dem rothen Kopf der Sozialdemokratie, dem weißen Leib der volkswirthschaftlichen Opportunisten und dem langen, schwarzen Schwanz des Klerikalismus daherkäme". Seither hat sich gleichwohl dies hybride Wesen ausgeboren und der am 28. August in Zürich zusammengetretene Arbeiterschutzkongreß hat uns die HH. Bebel und Decurtins als verbündete und gute Freunde gezeigt. Dr. Decurtins führte eine Sprache, die jedem Liebknecht und Bebel anstehen würde. „Vor 100 Jahren sprach man von allgemeinen Menschenrechten, heute hört man bei unsern aberen Zehntausenden nichts mehr davon. Als überzeugter Christ (!) muß er erklären, daß die christliche Idee nur eine allgemeine Christenheit kennt." Der große, stürmische Beifall des Auditoriums hätte Hrn. Decurtins überzeugen müssen, daß er hier einen kapitalen Unsinn verbrochen. Er fuhr aber unentwegt fort: „Wenn die Arbeiter durch ihre Zusammenarbeit einen Arbeiterschutz schaffen, haben sie die besten Säulen für eine neue Kultur gegründet. — — Heute sehen wir eine gewaltige Kluft zwischen Arbeit und Genuß. Die aberen Zehntausend taumeln in ihrem zügellosen Genuß demselben Abgrund zu, vor dem die Reichen der antiken Welt standen."

Der Pariser „Univers" hat diese Sätze sehr schön gefunden und die für uns Katholiken so äußerst schmeichelhafte Arabeske hinzugefügt: „abgesehen von den Werken der Charitas, haben die Katholiken bisher — seit 18 Jahrhunderten — nichts gethan, um das Loos der arbeitenden Klassen zu verbessern; jetzt erst, seit der Encyklika Rerum novarum, sei die Arbeiterklasse endlich so glücklich, nicht mehr Einen Freund, wie sie geglaubt, sondern zwei zu haben: den Sozialismus und den Katholizismus." Die Vereinigung der Anhänger des einen wie des andern wurde denn am Schluß des Kongresses von Dr. Decurtins in allem Ernst als ein nach nie dagewesenes herrliches Schauspiel gepriesen. In demselben Ton äußerte sich der bekannte, jetzt wieder zu Gnaden aufgenommene galizische Agitator, P. Stojalowski: „im Namen der Christlich-Sozialen könne er erklären, daß sie gewillt seien, gegen den gemeinsamen Feind, den Mammon, oder, wie man ihn jetzt nenne, den Kapitalismus, den Kampf gemeinsam zu führen. Sie seien im Grundprinzip nicht in allen Fragen einverstanden, was besonders bei der Frauenfrage sich zeige; würden aber, wenn auch getrennt marschiren, so doch vereint mitschlagen." Andere werden finden, daß auch die Marschroute der schwarzen und der rothen Sozialisten schon nahe beisammen liegt und, wie Hr. Vandervelde sich neulich ausgedrückt, „Les catholiques sociaux sont les meilleurs recruteurs du parti Révolutionnaire". Sie werden von dem Letzteren einfach in Dienst genommen, um die Zerstörung unsrer ganzen Gesellschaftsordnung mit ihm gemeinsam zu besorgen. Ist das geschehen, so werden die Bebel'schen Genossen ihren Weg fortsetzen und ihren neuen sozialistischen Staat aufrichten, nachdem sie die Kirche aus der Gesellschaft herausgeworfen und die Religion bis auf ihre letzten Regungen erstickt haben.

Wenden wir den Blick von diesem schmachvollen Schauspiel, das uns der Züricher Kongreß geboten, nach der westlichen Schweiz, so treffen wir hier auf eine Versammlung, der wir nur mit Sympathie begegnen können.

Die „katholischen Gelehrtenkongresse" haben ihren Ursprung von Frankreich aus genommen, wo der Rektor des Institut catholique von Paris, Msgr. d'Hulst, an der Spitze des Unternehmens stand. Man erstrebte für diese Versammlungen einen internationalen Charakter und hielt die erste in Brüssel ab; die zweite fand im August 1897 in Freiburg i. d. Schweiz statt, die dritte soll in München tagen, nachdem der ungeschickte Antrag, in Rom zusammenzukommen, an dem Widerspruch der Freiburger Versammlung gescheitert ist. Offenbar liegt den Veranstaltern und Theilnehmern dieser Kongresse sehr daran, mit dem deutschen Element Fühlung zu behalten, und das kann der Sache natürlich nur zugute kommen. Man kann auch nicht leugnen, daß in Brüssel wie in Freiburg eine namhafte Anzahl wirklicher Gelehrter zusammengekommen ist — neben vielen Anderen, die auf diesen Titel keinen Anspruch erheben können — und hier viel schöne Reden gehalten worden sind. Insbesondere wird die Rede des Frhrn. v. Hertling über das Thema: „Gibt es eine katholische Wissenschaft?" gerühmt, und man muß auch anerkennen, daß in derselben kabenswerthe allgemeine Gesichtspunkte herausgekehrt und eine persönliche Ueberzeugung ausgesprochen wurde, der man seine Achtung nicht versagen kann.

Diese zum großen Theil jungeren, muth- und begeisterungsvollen Elemente, welche in Brüssel und in Freiburg sich zu diesen beiden Kongressen vereinigten, sind in

unsern Augen, neben der historischen Abtheilung der Görresgesellschaft, das erfreulichste und trostreichste Element, welches das geistige Leben des europäischen Katholizismus zu Ausgang dieses Jahrhunderts darbietet. Wir wünschen diesen Werken aufrichtig Gedeihen und Zukunft. Wird ihnen eine solche beschert sein? Wir wissen es nicht.

Uns Aelteren wird es schwer sein, des Schicksals zu vergessen, welches die Versammlung katholischer Gelehrten in München im Jahre 1864 gehabt hat. Unsre heutigen internationalen Gelehrtenversammlungen werden diesem tragischen Geschick hoffentlich entgehen. Sie haben es bis jetzt sorgfältig vermieden, irgend ein Thema von aktueller Bedeutung anzuschneiden oder den Versuch zu machen, auf die Gestaltung des theologischen Unterrichts, den Betrieb der Wissenschaft in den Schulen, das Verhältniß der kirchlichen Autorität und Verwaltung zu den wissenschaftlichen Fragen und dem Studium, kurzum, auf die Praxis der Dinge, auf die großen Probleme des öffentlichen Lebens irgendwelchen Einfluß zu gewinnen. Sie haben weiter ihre zahlreichen und gewiß sehr gelehrten Untersuchungen und Abhandlungen in einer Reihe von Bänden vergraben, die Niemand liest, und man kann ihnen daher nicht vorwerfen, daß ihr Geist oder ihre Tendenzen in das Publikum eindringen. Topographie des Mondes, syrische Kirchenväter, das sind hier gegebene Themata für diese Exercitien; nur um Himmels willen keine Kirchenpolitik, keine spekulative Theologie, keine Erörterungen der Prinzipien der historischen Kritik. Erreicht man noch, daß die zu selbständig gearteten Naturen sich möglichst von diesen Versammlungen fern oder auf denselben recht still verhalten, so wird ein Uebriges geschehen sein, um die Zukunft dieser Gelehrtenkongresse einstweilen zu sichern, worüber sich denn alle Betheiligten nur aufrichtig freuen können.

Unterdessen hat diese letzte schöne Versammlung in Freiburg in der Schweiz selbst nicht soviel Einwirkung auf die Geister geübt, um den Zusammenbruch der dortigen „katholischen" Universität zu verhüten. Man hätte dies Ereigniß unmittelbar nach einer anscheinend so glänzenden und allgemein zufriedenstellenden Manifestation nicht erwartet. Wir persönlich haben nie gezweifelt, daß ein solcher „Krach" einmal kommen werde, ebenso wie er in Dublin, London eingetreten ist. Wir haben von diesen Dingen schon früher an diesem Ort gesprochen. Die katholische Universität in Dublin brach nach wenigen Jahren zusammen, obgleich sie die Verkörperung aller irisch-nationalen Bestrebungen darzustellen schien und obgleich sich der größte Mann der englischen katholischen Kirche, obgleich Newman sich hatte bereit finden lassen, an die Spitze derselben zu treten. Das Londoner Unternehmen der Herren Manning und Capel machte nach zwei Jahren einen schimpflichen Bankerott und führte zu einem skandalösen Prozeß, der dem Kardinal viel Geld und dem Msgr. Capel Stellung und Ehre kostete. Es wäre einfacher gewesen, wenn der gute Herzog von Norfolk seine Millionen gleich in die Themse geworfen hätte. In Frankreich hat sich keine der sogenannten katholischen Universitäten, wie sie nach 1870 erstanden, zu einer vollständigen Hochschule zu entwickeln vermocht; die bedeutendste, das Institut catholique in Paris, hat ganz auf die Idee einer kompleten Universität verzichtet und beschränkt sich auf Supplementärvorlesungen, welche neben den Kursen der hohen Staatsschulen gehört werden. Es hat sich zudem auch gewissen Strömungen gegenüber nur über Wasser zu halten gewußt, indem es, wie wir neulich auseinandersetzten, seinen bedeutendsten Lehrer auf den Sand setzte. Die Gründung zu Freiburg im Uechtland war von Anfang an ungenügend dotirt, und man hatte den Skandal zu erleben, daß eine „katholische Universität", um ihre Existenz zu retten, zu einer Geldlotterie ihre Zuflucht nehmen mußte, deren Geschichte auch nicht schön war. Die Professoren sind, wie überall in der Schweiz, nur auf drei Jahre angestellt, aber auch noch ganz abhängig von der bischöflichen Zensur. Komisch war, daß Mermillod, der Jesuiten an die theologische Fakultät gewünscht, als er mit Dominikanern vorliebnehmen mußte, dem ganzen Unternehmen den Rücken wandte und seine Theologiestudirenden nicht an dieser Universität wollte studiren lassen. Das war dann der Grund zu seiner — Erhebung, bezw. Anwoirung zum Kardinal. Trotz dieser ungünstigen und unwürdigen Bedingungen hatten sich neben manchen Nullen, die ohne irgendwelche praktische oder theoretische Vorbildung hier sofort den Lehrstuhl als Ordinarius bestiegen, einige hervorragende Gelehrte aus Deutschland, neben ihnen auch einige tüchtige Franzosen, zum Eintritt in die philosophische oder juristische Fakultät bereit finden lassen. Es dauerte nicht lange, so sehnten sich fast alle nach der Heimath zurück. Zu den ersten, die wieder mit Aufgabe der Professur in ihre frühere Stellung zurückkehrten, gehörte der ausgezeichnete Münchener Philologe Wewmann und der jetzt verstorbene Bonner Philosoph Wolf: beides Männer, welche gleich dem Germanisten Jostes, dem Linguisten W. Streitberg u. A. jeder deutschen Hochschule Ehre gemacht hätten. Jetzt haben, wie die Allg. Ztg. ihren Lesern berichtet hat, auf einmal acht deutsche Professoren ihre Entlassung eingereicht und von der Kantonalregierung erhalten; die näheren Umstände dieses Ereignisses und seine unzweifelhaften Folgen für den völligen Niedergang der ganzen „Universität" hat unsre Beilage Nr. 290 kürzlich erörtert. Selbst wenn der Konflikt beigelegt und der Schaden diesmal wieder geflickt würde, so hat sich die Unhaltbarkeit dieser Verhältnisse herausgestellt und das moralische Ansehen ist dahin, nachdem es, manchem gerechten und manchem ungerechten Vorurtheil gegenüber, gerade von den nun ausscheidenden Deutschen der jungen Anstalt war zugewonnen worden.

Diese Erfahrungen sind schmerzlich, aber lehrreich. Es kann sehr zweifelhaft sein, ob es ein richtiger Griff war, eine internationale katholische Hochschule gründen zu wollen. Wollte sie wissenschaftlich gedeihen, so mußte das deutsche Element den Ausschlag geben; den deutschen Geist vertrug aber auf die Dauer die herrschende kirchliche Strömung nicht: sie mußte auf das Ueberwiegen des romanischen Elements drängen, dem die deutsche Wissenschaft höchstens als glitzernde Arabeske angehängt war. Es war eine auf die Dauer unmögliche Situation.

Sie war es auch aus einem anderen Grunde. Eine wirklich katholische Hochschule wäre vielleicht möglich; es gibt unter den Katholiken Gelehrte genug, um eine solche zu alimentiren, und es hätte seinen Reiz und seinen großen Nutzen gehabt, den vorwaltend protestantischen Hochschulen Deutschlands ein derartiges katholisches Institut als Rivalen an die Seite zu stellen. Für die Katholiken wäre das ein mächtiger Ansporn zur Entfaltung ihrer ganzen geistigen Kraft gewesen; die Protestanten und die ganze Welt hätte Anlaß und Gelegenheit gehabt, am lebendigen Körper die Frage zu untersuchen, ob es heute noch eine katholische Wissenschaft gebe und geben könne.

Wir wiederholen es: eine solche katholische Universität wäre denkbar und wäre vielleicht sehr wünschenswerth gewesen: der Katholizismus konnte dergleichen noch schaffen und darstellen, nicht aber der Ultramontanismus. Er hat zunächst hinsichtlich dieses Gegenstandes keine reine Absicht; d. h. seine Absicht ist nicht auf Wissenschaft, sondern auf Macht gerichtet. Wir haben es an dem Beispiel Mannings aufgewiesen, wie seine Bestrebungen nach dieser Richtung nur von Machtfragen diktirt und von keinerlei wissenschaftlichem Interesse eingegeben und geleitet waren. Das ist ein Vitium originale all dieser Stiftungen, an dem sie

früher oder später zugrunde gehen müssen. Solche große Institutionen können aber auch nicht bestehen, ohne eine durchgreifende Gesetzmäßigkeit und ohne eine wohlbedachte Verbindung dieser Legalität mit einem großen Maße verständiger Freiheit. Der Ultramontanismus, schrankenlos in seiner Willkür, Todfeind jeder geistigen Freiheit, hat weder für die eine noch für die andere Grundbedingung des akademischen Lebens irgend ein Verständniß. Er würde heute die Struktur der alten Sorbonne ebensowenig finden wie die Quadratur des Zirkels.

Von den italienischen Zusammenkünften hatte diejenige zu Fano (14. Sept.) einen vorwaltend lokalen Charakter. Hier trafen sich die Herren aus den Marken. Die vorliegenden Berichte lassen erkennen, daß die 1300 Theilnehmer vortrefflicher Laune waren — „i brindisi furono numerosi, ma tutti improntati all' amicizia più fraterna e all' affetto per l'Italia nostra, che, sia pure con mezzi e vedute diverse, tutti vogliono ritornare lieta e prospera." Ein studirender Jüngling las eine Abhandlung über den Carattere del giovane cattolico, in welcher er auf Grund seiner Lebenserfahrungen versicherte, daß es gar keinen Unterschied zwischen cattolica und clericale gebe. Ein Advokat aus Fermo, der den imposanten Namen Titus de Angelis führt, wurde sehr applaudirt, als er die Segnungen der christlichen Demokratie pries und erklärte, man müsse dem Hymnus der Revolution das himmlische Adveniat regnum suum entgegensetzen.

Weniger idyllisch ging es auf dem 15. allgemeinen italienischen Katholikentage zu, welcher zu Ende August in Mailand stattfand und dessen Verhandlungen wohl wesentlich die Rudini'schen Zirkulare hervorgerufen haben. Er war das eigenste Werk des Kardinals Ferrari, welcher, wie er selbst sagte, sechs Monate an den Vorbereitungen für den Kongreß gearbeitet hatte. In seiner Eröffnungsrede konnte er erklären, daß der Hl. Vater ihm die „Azione cattolica" und die „Opera dei Congressi cattolici" stets anempfohlen habe. Ohne Zweifel seien die Kongresse „l'opera del Papa, dunque l'opera di Dio". Der Vorsitzende des Kongreßkomitees, Graf Paganuzzi, erinnerte in seiner Antwort an den Erzbischof an dessen großen Vorgänger im Amte, den hl. Ambrosius, der von den Kaisern Theodosius und Gratian den Erlaß christlicher Gesetze erlangte, den großen Theodosius vor die Thüren der Kirche verwiesen und so die Rechte der letzteren gewahrt habe. Es empfehle sich auch hier die Erinnerung an die Lega Lombarda, die den Papst an ihrer Spitze gehabt, und an das Werk des hl. Ambrosius: Italia tentata sempre, cambiata mai. Unter den weiteren Vorträgen verdient der des Cav. Sacchetti Erwähnung, welcher das „Non expedit" erörterte und zu der Konklusion gelangte: „Il non expedit include una vera proibiziane; il non expedit deriva da ragioni di ordine altissimo, che noi nan dobbiamo discutere, ma dobbiamo accettare, puramente e semplicemente accettare. — Applausi fragorissimi e ripetuti." — In derselben Sitzung befürwortete Don Albertario die Gründung einer katholischen Universität und forderte „die Freiheit des Unterrichts"! Unsre Leser sind gebeten, hier nicht zu lachen. Der sicilianische Kanonikus De Giovanni sprach weitläufig über den Religionsunterricht und ist überzeugt, daß es den Katholiken demnächst gelingen werde, die Jugend dem Rachen der Revolution zu entziehen. Mgr. Scotton schildert das Schauspiel der sich am Schlusse dieses Jahrhunderts auflösenden Gesellschaft und kommt zu dem Schlusse, daß es nur der Papst sein werde, welcher die Welt retten wird. Das zwanzigste Jahrhundert wird den Triumph Christi und der katholischen Idee sehen. Unter allgemeinem Händeklatschen schlägt er eine Manifestation vor „di devozioni a Gesù Cristo e devozione al Pontefice". Es wird ein Komitee gebildet, um am Schluß des Jahrhunderts „un omaggio mondiale a Gesù Salvatore ed al suo Vicario Augusto in terra" darzubringen. Dieser Huldigungsakt soll in der Beschaffung einer möglichst großen Summe Geldes bestehen, welche dem Mavimenta cattolico als Betriebskapital zur Verfügung zu stehen hat. Für das 60jährige Jubiläum Sr. Heiligkeit wird, den Beschlüssen von Fiesole entsprechend, eine Neubelebung des Peterspfennigs ins Auge gefaßt. Dieser Odole di S. Pietra ist von jedem katholischen Kongreß zu empfehlen; Jeder hat die Pflicht, di insistere sempre pel rifiorimento e il massima sviluppo di questa providenziale e nella sua sostanza vetustissima istituzione, indice dell' unità e della universalità del sentimento e della vita cattolica. Der ganzen christlichen Welt liegt die Verpflichtung ob, der Armuth des gemeinsamen Vaters zu gedenken (sopperire alla augusta povertà del Padre comune, povertà da lui gloriosamente sudita e sostenuta ecc.). Die soziale Frage ward natürlich auch verhandelt. Ein Graf Piccolomini Bandini aus Siena, Direktor des „Popolo di Siena", erzählte mit hoher Befriedigung, daß er in denselben Tagen, wo der Züricher internationale Kongreß die Uebereinstimmung gewisser Forderungen der Arbeiter mit den sozialen Doktrinen des Christenthums aufgewiesen, ermuthigt von seinem Bischof in Siena, etwas Aehnliches zustande gebracht habe, indem er gemeinschaftlich mit den Sozialisten gegen die Erhöhung der Brotpreise protestirte und trotz seiner Eigenschaft als Katholik zum Vorsitzenden der auf dieses Ziel gerichteten Bewegung erwählt wurde. Außer diesem staunenswerthen Vertreter der Nationalökonomie waren auch ein Kanonikus Piovano aus Turin, der im dortigen Seminar Professor ist und die „Democrazia cristiana" redigirt, ferner der Bischof von Crema, Mgr. Fontana, anwesend, welch Letzterer in einer Versammlung von jungen Klerikern (!) aus dem lombardischen Seminar in Rom den bewunderungswerthen Beschluß fassen ließ, daß die Bewegung der christlichen Demokratie legitim, opportun und nothwendig sei. Der Hr. Bischof von Crema thäte unsres Erachtens besser, diese konfirmirten Knaben und Jünglinge etwas ordentliches aus ihrer Theologie lernen zu lassen, als sie, ehe ihnen der Bart wachsen konnte, politisch zu korrumpiren.

An Ausfällen gegen die giarnali sconci, assassini, inverecondi, scellerati des Liberalismus hat es natürlich in Mailand nicht gefehlt. Lassen wir diese fromme Polemik auf sich beruhen und heben wir nur noch hervor, daß der Kardinal Ferrari den Kongreß mit einer Ansprache schloß, in welcher die Einheit Italiens dahin definirt wurde: es hätten sich alle Italiener vor dem Papst zu beugen. „Italien," rief der Nachfolger des hl. Ambrosius aus, „wird nicht früher Ruhe und Frieden haben, bis es sich nicht hingestreckt hat, um den heiligen Fuß zu küssen."

Auch die katholischen Studentenvereine Italiens, deren Mitglieder 1896 auf 920 angegeben wurden, und deren Organ die Zeitschrift „Vita nova" ist, nahmen an dem Kongreß theil und erwählten sich hier ein allgemeines Wappen, das in der Mitte das griechische Kreuz mit dem päpstlichen Wappen, dazu das Motto: Fides, scientia, patria zeigt.

Frankreich hat indessen trotz dieser schönen Mailänder Versammlung auch diesmal mit seinen Kongressen den Vogel abgeschossen. Es kommt das den Franzosen auch zu; denn kein anderes Volk der Welt hat wie sie das herrliche Talent einer unerschöpflichen Beredsamkeit, keines besitzt gleich ihnen ein so vervollkommnetes Sprachinstrument, und keinem wohnt so wie ihm die Gabe inne, in der angenehmsten Form stundenlang zu sprechen, ohne etwas vernünftiges zu sagen. Auch die Italiener sind groß in der Kunst di far teatro, aber wir ziehen die französische

Digitized by Google

Komödie doch jeder anderen vor, sie ist unendlich geschmackvoller in der Inscenirung wie gelecter im Vortrag, und vollends ist die Intendanz gewöhnlich über alles Lob erhaben. In Paris kennt der Fremde wirklich nur l'embarras du choix und er kann in Verzweiflung gerathen, wenn das „Français", die „Opéra" und „Porte-Saint-Martin" am selben Abend ihre Lichter anzünden.

Doch dies nur so nebenbei; nicht, als ob uns gewisse Kongresse den sündhaften Gedanken an das Theater suggerirten, sondern weil wir wirklich den Boden Frankreichs nicht betreten können, ohne uns gleich seiner hervorragendsten Eigenschaften zu erfreuen.

Auf diesem Boden fanden zunächst einige kleinere Versammlungen statt, auf die hier nicht näher einzugehen ist, unter denen aber immerhin diejenige zu Tarbes (24. August) ehrenvolle Erwähnung verdient. Es war dies der erste französische Kongreß der Raiffeisen'schen Auralkassen, von zahlreichen Geistlichen und Laien besucht: ein Beweis, wie rasch und stark sich diese Institution auch in Frankreich verbreitet hat. Daß dieselbe von Deutschland ausging, hat man ihr in Anbetracht ihrer Vortrefflichkeit offenbar verziehen, und so viel wir sehen, verlief dieser übrigens durchaus nicht spezifisch kirchlich-religiöse Kongreß auf das beste und würdigste. Hier wurden praktische und greifbare Ziele verfolgt und die leere Phrase beiseite gelassen.

Die drei Hauptversammlungen aber waren diejenigen von Lille und Lyon, beides Kongresse der christlichen Demokratie, und die Pariser, die man den Ralliirten-Kongreß nennen konnte; man sieht sofort: die politischen und sozialen Fragen kommen hier fast allein oder wirklich allein mehr in Betracht, für die Probleme des religiösen und inneren Lebens hat die Gegenwart keine Zeit und kein Interesse mehr, und wenn sie beides hätte, wo fande sie bei der Menge noch ein Verständniß dafür?

Der zu Anfang November zu Paris tagende „Congrès national catholique" war angeblich ein allgemeiner Katholikentag; in Wirklichkeit war er nichts als eine Ralliirtenversammlung. Um nicht parteiisch zu erscheinen, lassen wir den Korrespondenten der „Köln. Volksztg." (Nr. 881) über dessen Zusammensetzung reden: „Der nationale Katholikentag bietet diesmal ein ganz anderes Bild, als die Katholikentage, welche früher (bis 1894) in Paris stattfanden. Die Zusammensetzung ist wesentlich anders: ich erblicke kein bekanntes Gesicht mehr, während mir früher zahlreiche Mitglieder nah und fern bekannt, befreundet waren. Alle Royalisten sind weggeblieben, darunter z. B. Keller und Chesnelong." In noch schärferer Weise äußert sich dasselbe Organ (Nr. 908) nach den Verhandlungen, wo es sich mit der unverschämten Prätension der Ralliirten sans phrase, als die einzigen Katholiken im Gegensatz zu den Réfractaires und Obliques zu getten, beschäftigt. „Auf dem Lille Kongreß trat das so recht hervor in dem Versuch, unter den dem Kongreß zur Verfügung gestellten Zeitungen die aufliegende „Verité" zu ächten. Aehnlich, wenn auch bei weitem nicht so kraß, steht es mit dem soeben beendeten Nationalkongreß der Katholiken Frankreichs in Paris. Schon durch die vorbereitenden Preßartikel waren altgediente und hochverdiente Katholiken, wie Keller und Chesnelong, weggedrängt worden. Das mußte Jeder bedauern, der in der Zusammenfassung der so zusammengeschmolzenen Kräfte der Katholiken das einzige Mittel sieht, sich noch einigermaßen geltend zu machen. Statt dessen liest man im „Univers" Worte, die an eine undankbare, lieblose Jugend erinnern, die über „verflossene" Leute und Standpunkte ohne eine Regung von dankbarer Anerkennung im Gemüth hinweggeht: Schmoller, die glaubten, daß man ohne sie nichts rechtes zustande bringen könnte, hatten sich ferngehalten. Sie wollten damit eine Lektion (?) geben; sie selbst hatten eine solche erhalten. Man hat nicht einmal ihre Abwesenheit bemerkt. „Wenigstens wird man uns vermissen." Man ist vergessen. — In dieser Weise wird die republikanische Zuchtwahl bethätigt. Und doch ist man trotz allem nicht reinen Stammes. „Graf de Mun und die christlichen Demokraten sind nicht immer eines Sinnes," verkündigt der Abbé Naudet selbst im „Univers". Diese Meinungsverschiedenheit ist schon so ausgewachsen, daß Graf de Mun, unzweifelhaft ein Ralliirter, nicht nur nicht „vermißt" wird, sondern auch sozusagen auf den Kongressen „vergessen" ist."

So die „Kölnische Volkszeitung". Es ist zu hoffen, daß diese den französischen „Veranstaltern" gehaltene „Gewissenserforschung" auch einmal den Häuptern unsrer deutschen Katholikenversammlungen Anlaß zu einer Betrachtung darüber gibt, weßhalb denn auch diese ihre Kongresse ein bißchen auf den Sand gerathen sind und viele alten und wohlverdienten Gesichter auf ihnen nicht mehr gesehen werden.

Der Präsident des Kongresses eröffnete die Sitzungen mit einer Anrede, in welcher er Einheit im Glauben, Unterwerfung unter die Kirche, Eintracht unter uns als Losungsworte ausgab und schloß: „en écoutant tous Celui qui est le chef de l'Unité, nous élèverons nos yeux vers la lumière qui n'égare pas (lumen in caelo)". Da die Verhandlungen wesentlich sich um politische Fragen drehten, muß angenommen werden, daß hiemit auch in solchen der Papst diesen französischen Ralliirten als unfehlbarer Lehrer gilt und die Vorstellung herrscht, daß die Nation ihre politische Leitung von Rom zu erwarten hat. Heben wir einiges aus den Verhandlungen heraus.

Ein R. P. Ballchod liest einen Bericht über den Unterricht in der Philosophie und findet, daß derselbe sich noch enger an die in der Encyklika „Aeterni Patris" gegebene Richtschnur anzuschließen hat. Ein Arzt, Dr. Boissarie, nennt sich „l'homme d'un seul livre et d'un seul sujet, Lourdes", um dann von den wunderbaren Heilungen dieser Grotte zu sprechen, welche in der That das Studium der medizinischen Wissenschaften, wenigstens für diesen bevorzugten Kliniker, als ziemlich überflüssig erscheinen lassen. Nach dem Vorgang des eucharistischen Kongresses von Paray-le-Monial (1896) beantragt Hr. Victor Franque aus Havre unter warmem Beifall die Adoptirung eines neuen Nationalbanners für Frankreich in Gestalt eines Bildnisses des Herzens Jesu. Es ist noch nicht bekannt, wie sich die HH. Faure und Méline zu diesem Beschlusse stellen werden. Die wichtigsten Debatten drehten sich um die Betheiligung an den bevorstehenden Parlamentswahlen: hier drang die Meinung durchaus durch, sich an die Republik anzuschließen; nur zeigte sich ein Schwanken darin, ob dieser Beschluß ein unbedingter sein solle oder ob man den verschiedenen Gruppen der Katholiken eine Sonderexistenz belassen und sie nur zum Zwecke der Wahlen vereinigen solle: ein Vorschlag des Abbé Naudet, der die ehemalige Union conservatrice wieder zum Leben zu erwecken schien. Umsonst reklamirte der monarchistische Mitredakteur des „Gaulois", Hr. de Claye, indem er meinte: auch die Monarchisten erkennten den thatsächlichen Bestand der Republik an, da sie die Steuern bezahlten und keine Barrikaden bauten; darüber hinaus ihnen ein Vertrauensvotum an die Republik zuzumuthen, gehe über das Lied. Die definitiven Beschlüsse lauteten: 1. Acceptation loyale du terrain constitutionnel; 2. Réforme, en ce qu'elles ont de contraire au droit commun et à la liberté, des lois dirigées contre les catholiques; 3. Entente avec tous ceux qui veulent un régime de paix dans la liberté et dans la justice.

Mit all dem könnte man einverstanden sein, vorausgesetzt, daß das ferne Land der Freiheit und Gerechtigkeit

in dieser Republik der Francs-Maçons auch durch die längsten Fernrohre zu erblicken wäre.

Bemerkenswerth ist noch die Schlußpredigt in der Montmartre-Herz-Jesukirche, welche der Jesuit P. Bouvier hielt und in welcher diese unsern Lesern schon bekannte Prediger einen Ausfall gegen diejenigen machte, welche, um eine gute Sache zu vertheidigen, stets ihre Zuflucht zu verletzenden Worten und giftigen Verdächtigungen nehmen und ihre Feder stets in Galle getränkt halten. Mit solchem Vorgehen werde man nach dem Ausdruck des hl. Gregor von Nazianz (Br. II, 84) ein neues Schauspiel, aber nicht für Engel und Menschen, sondern für alle Sorten von Uebelthätern. Wir überlassen unsern Lesern zu rathen, welche Zeitungen und Zeitschriften dieser buon gesuita des Abends vor seiner Predigt auf seinem Tische gefunden haben mag.

Einen spezifisch demokratischen Charakter hatte der Kongreß, welcher vom 16. bis 21. November zu Lille gehalten wurde und mit welchem die Rentrée der katholischen Universität in Lille zusammengebracht wurde. Diesen Liller Kongreß nannte einer seiner Vorsitzenden „la Maisan du Bon Dieu, où tous ses enfants ont leur place". Könnte man danach nicht glauben, die demokratisch-christlichen Kongresse seien die Zukunftskirche dieser Herren? Abbé Lemire, der die ganze Versammlung organisirt hatte, erntete reichen Beifall für sein Werk. Wir haben längst in Lemire den fähigsten Mann dieser Bewegung kennen gelernt. Demgemäß kann es nicht verwundern, wenn sein Unternehmen über den Rahmen zweckloser Deklamationen hinausging und den Boden der Wirklichkeit mit Erfolg betrat. So oft das geschieht, kann auch eine Versammlung dieser Elemente auf eine billige Beurtheilung unsrerseits rechnen. So wird man die Beschlüsse nur billigen können, welche die Versammlung zur Bekämpfung des Alkoholismus, zur Einrichtung der Sparkassen, zur Regelung und Sicherstellung der Sonntagsruhe faßte. Wir haben hier Lemire's Ideen über den einem jeden Bürger zuzuerkennenden unveräußerlichen Minimalbesitz schon auseinandergesetzt und als zum guten Theil utopisch erkannt. Man kann diese Ueberzeugung festhalten, ohne deßhalb das Werk der Ligue française du coin de terre et du foyer, welche ihren Sitz zu Paris, 28 rue L'homond, hat, zu mißbilligen. Der Gedanke derselben erscheint uns im Gegentheil richtig und aller Unterstützung werth: der Modus der Ausführung wird in Frankreich wie in Deutschland noch vorläufig sehr diskutabel bleiben. Bedenklicher können die ebenfalls von dem Kongreß stark befürworteten jardins ouvriers erscheinen: alle diese Dinge sind davon bedingt, ob es gelingt, die Arbeiterbewegung in ihrem wohlverstandenen Interesse und ihren gewiß berechtigten Forderungen vor dem Zusammengehen mit der Sozialdemokratie und den politischen Umsturzparteien zu bewahren, beziehungsweise wieder loszulösen. Ob das damit zu erreichen ist, was der Liller Kongreß schließlich über die „demokratische Erziehung" beschloß, dürfte sehr fraglich sein. Er verlangt hier: „qu'une éducation vraiment démocratique et profondément chrétienne soit donnée par tes familles, par l'enseignement scolaire à tout ses degrés (écoles, collèges, universités) et par les oeuvres qui complètent ou continuent l'école"; und „que cette même éducation soit le but que l'on se propose d'atteindre par la parole et par la plume dans les journaux, revues, cercles d'études et conférences". Wir beharren im Gegentheil bei der Meinung, daß das Hereintragen dieser Dinge in die Erziehung und in die Schule von keinem Segen sein könne; am allerwenigsten in Frankreich, dessen Erziehungssystem von jeher daran gekrankt hat, daß die Einpflanzung des Respekts vor der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung in dem nationalen Temperament der französischen Jugend den allergrößten Schwierigkeiten begegnet ist. Die französische Schule ist leider schon längst eine Pflanzschule der Respektlosigkeit und der Auflehnung: die systematische Brunnenvergiftung mit den Ideen der Demokratie wird der Nation den letzten inneren Halt nehmen und sie der abwechselnden Herrschaft der wildesten Revolution und des entwürdigendsten Despotismus anheimfallen machen. Die am Schlusse des Kongresses von Hrn. Tancred Rothe an die Demokratie gerichtete Aufforderung: „fondez le parti justicier" kann nur als eine halbverrückte Selbsttäuschung, wenn nicht als blutige Ironie angesehen werden.

Der in der zweiten Dezemberwoche zu Lyon gehaltene (II.) „nationale Kongreß der christlichen Demokratie" war offenbar die Haupttagung dieser Partei. Die Versammlung hatte sich ein reiches Programm aufgestellt: 1. die landwirthschaftliche Frage; 2. die Arbeiterfrage; 3. die politische Frage in ihrem Verhältnisse zu der christlichen Demokratie; 4. die Mittel der Organisation und Aktion der letzteren. Bei den Verhandlungen feierten die ausgesprochenste Bewunderung und Begeisterung für die Republik ihre Orgien in den berauschten Reden der Gayraud, Veuillot, Harmel, Lemire u. s. f. Von dem Hochgefühl dieser Herren konnte man sich schon bei der Erörterung der Frage überzeugen, ob man im Interesse des religiösen Friedens Opfer zu bringen habe — devons-nous accorder quelque chose? Hr. Harmel namentlich wurde nicht müde, das Programm der christlichen Demokratie als auf die unsterblichen Encykliken Leo's XIII. begründet darzustellen: ein pacte fédéral, adopté à Paris est ratifié à Lyon. Der „Univers" (20. Dez.) konnte proklamiren, hier hätten, wenn man von dem glorreichen Feldzug zugunsten der Unterrichtsfreiheit absehe, die „Katholiken" zum erstenmal seit 1789 ihre Einigung gefunden. Hr. François Veuillot illustrirte diese glorreiche Entdeckung mit dem Vorschlag einer neuen einheitlichen Organisation der katholischen Presse, welche auf die Mittel persönlichee Angriffe und Verhetzung verzichten werde: eine Proposition, die unter der Feder eines Veuillot und eines Redakteurs des „Univers" zu amüsant ist, um nicht Erwähnung zu verdienen, und die gewiß die Montalembert und Lacordaire noch im Grabe bedauern läßt, daß sie diesen Tag heller Freude nicht erlebt haben. Ein Kongreßsist entsprach dieser Feststimmung, indem ee sofort vorschlug, den „Univers", den „Peuple français", die „Croix", die „Justice sociale" und die „France libre" als Vertreter der Ideen der christlichen Demokratie anzuerkennen und der Unterstützung zu versichern. Ueber die monarchistischen Blätter ist selbstverständlich die kleine Exkommunikation verhängt: wirkliche Katholiken sind heute nur mehr die Ralliirten und die christlichen Demokraten; beide behaupten, die Politik des hl. Vaters zum vollen Ausdruck zu bringen. Den Arbeitern, welche im vorigen Jahre nach Rom pilgerten, wurde eine Denkmünze verabreicht, auf deren einer Seite Leo XIII., auf der andern die Republik mit der phrygischen Mütze auf dem Kopf, in den Händen Schwert und Kreuz, zu sehen ist. Die Umschrift lautet: Démocratie cathalique française, über dem Bilde der Republik sieht man eine Sonne mit „Rome". Dem hl. Stuhl feindliche Blätter behaupten, der Papst habe diese Medaille und ihren Graveur Giacomelli gesegnet und Kardinal Rampolla, als er das erste Stück der Denkmünze entgegennahm, der Ausspruch gethan: „Die Republik ist das schönste Ding der Welt." So u. A. Hr. Clémenceau in der „Aurore", indem er hinzufügt: „Wir leben in einer wunderbaren Zeit, in einer Zeit, wo Zaren die Marseillaise singen und Päpste ihe Bildniß neben dee revolutionären Mütze zeigen, die während der Schreckenszeit auf blutigen Piken herumgetragen wurde. Wahrlich, ich sage euch, alles ist im Wandel begriffen, sogar die unwandelbare Kirche. Die Denkmünze wird in dee Geschichte

von einem Seelenzustande der Republik und des Papstthums Zeugniß ablegen. . . ." Gewiß, denn sie ist die sonderbarste Illustration, die man sich denken kann, von jenem Satze des Syllabus, der diejenigen verdammt, welche mit der Demokratie in der Autorität nichts anderes als das Produkt der numerischen Abstimmung sehen (auctoritas nihil aliud est nisi numeri et materialium virium summa) und welche die Versöhnung des Papstthums mit dieser Art von Fortschritt forderten (Romanus Pontifex cum progressu, cum liberalismo et cum recenti civilitate se reconciliare et componere). Der Seelenzustand aber, von dem jene Münze Zeugniß ablegt, ist jedenfalls der merkwürdigste, dem wir viele Jahrhunderte hindurch in der Geschichte der politischen Parteien begegnen. Kein Wunder, daß er manche Geister ebenso überrascht als erschreckt: „Democratici in politica," schreibt Ferrero neulich in seiner „Europa Giovane", „ma inquisitori e seguaci del Sillabo in filosofia ed in scienza! . . . Contraddizione tremenda, e rovinosa per un partito!"[1])

Sonderbarerweise gibt es noch immer einzelne Bischöfe und Priester, die sich zu dieser Höhe des Verständnisses für die „kirchliche Bewegung" nicht aufschwingen können. War da in der Normandie so ein altmodischer Bischof, Msgr. Germain von Coutances, der angesichts des Todes seinen Klerus vor dem Eindringen der unruhigen und unüberlegten Elemente der sozial-christlichen Demokratie glaubte warnen zu müssen. Man hat ihn natürlich nicht unter die Erde gebracht, ohne ihm eine Leichenrede zu bestellen, in welcher Msgr. Touchet in der liebenswürdigsten Form seinem dahingegangenen Mitbruder ein wenig das Konzept korrigirte. Das hat freilich den Kardinalvikar von Rom nicht abgehalten, bei der Eröffnungsfeier der Moralkonferenzen in S. Apollinare neulich die Worte des todten Bischofs von Coutances zu kommentiren und den „abbés démocrates" auch seinerseits sehr harte Worte zu sagen. Kardinal Parocchi verhehlte nicht, daß der Episkopat mit Recht beunruhigt sei über das Eindringen der Anarchie und der Revolution in das Heiligthum. Er warnte vor den Priestern, die, wie er sich in seiner pittoresken Weise ausdrückte," ihren Pantalon wachsen lassen und ihre Soutane kürzer schneiden; die den Beichtstuhl und die Kanzel verlassen, um in den Klubs und Meetings zu reden."

Zum Schlusse sei auch noch eines katholischen Kongresses gedacht, der in Brasilien, und zwar in Caxias in Rio Grande del Sud, der ersten italienischen Parochie des Staates, stattfand (14. Oktober) und über welchen der „Osservatore Romano" vom 11.—12. Dezember berichten konnte. Die Versammlung scheint vorwaltend von Ordensgeistlichen besucht und von Jesuiten geleitet gewesen zu sein. Sie faßte Beschlüsse zugunsten des Petrus-Pfennigs und der christlichen Erziehung, welche in jenem Lande offenbar zu wünschen läßt. Auf Antrag eines feurigen Neapolitaners, des Padre Carmine Fasulo, gab man sich das Wort, sich künftighin der Lektüre jedes nicht strikte katholischen (non schiettamente cattolico) Buches und Journals zu enthalten. Homer und Cicero, Shakespeare und Goethe werden also in Rio Grande del Sud kaum mehr auf Abnehmer zählen dürfen. Am Schlusse der Verhandlungen langte die betrübende Mittheilung ein, daß das an Se. Heiligkeit gerichtete Ergebenheitstelegramm in Porto Alegre zurückgehalten worden sei, weil es nicht, wie die Frankatur betrug 114,000, sondern 224,920 Reis kostete. Mit bewundernswürdigem Opfermuth erklärte sich indessen die Soletà cattolica Caxiensi bereit, nicht bloß auch diesen Mehrbetrag zu zahlen, sondern selbst Blut und Leben für den erhabenen Gefangenen des Vatikans hinzugeben. Die Telegraphenverwaltung hat indessen ein so großes Opfer nicht gefordert und sich mit der Erledigung von weiteren 111,000 Reis zufrieden gegeben; da 400 Reis auf 1 Franc gehen, so macht das ca. 277 Francs; eine Summe, die so großer Aufregung nicht werth erscheint; doch ist letztere immer recht lobenswerth gewesen.

Fassen wir die auf den italienischen, französischen und Schweizer Kongressen gefaßten Beschlüsse zusammen, so ergeben sich als Hauptresultate der diesjährigen Katholikenversammlungen dieser Länder folgende Punkte:

1. Zusammenfassung der „katholischen Aktion" zum Zwecke der Wiederherstellung des Kirchenstaates. Demgemäß
2. fernere Enthaltung von den politischen Wahlen, Fortführung des Non expedit.
3. Beschaffung eines bedeutenden Grundkapitals als Betriebsmittel für die „katholische Aktion".
4. Neubelebung des Petrus-Pfennigs.
5. Anschluß an die französische Republik.
6. Zusammengehen mit der Demokratie und selbst
7. stellenweises Zusammengehen mit der Sozialdemokratie.

Mit diesem überall einigermaßen, am stärksten in Frankreich und Italien hervortretenden Programm sind als korrelate Erscheinungen zusammenzuhalten:

1. Die fast gänzliche Abstension der katholischen Wissenschaft.
2. Die zunehmende Zurückhaltung und Beunruhigung des Episkopats.
3. Der deklarirte Bruch der sogenannten „katholischen Aktion" mit den monarchistischen und konservativen Tendenzen.

Wir klagen nicht an, wir konstatiren bloß; und damit wünschen wir heute, am Vorabend der Purificatio, unsern freundlichen Lesern ein gutes Fest: reliquiae cogitationis diem festum agent tibi (Ps. 75, 11).

SPECTATOR.

---

[1]) Die offiziöse „Italie" vom 26. und 27. Dez. kann kaum glauben, daß Hr. Harmel, der „Barnum des katholischen Sozialismus", oder einer seiner Freunde wirklich die obenerwähnte Medaille habe schlagen lassen, und verlangt rundweg darüber eine Erklärung vom „Osservatore Romano". Der „Osservatore" hat sich indessen bis jetzt über diese Sache gänzlich ausgeschwiegen. Daß der Vatikan selbst an derselben irgendwie betheiligt ist, wird kein Verständiger glauben, aber daß, wie jetzt versichert wird, der Corse Giacomelli die Medaille auf eigene Kosten und zu seinem persönlichen Vergnügen geschlagen haben solle, leuchtet auch nicht ein; sie wird wohl an den Rockschößen des Hrn. Harmel hangen bleiben.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Deutsche Meteorologische Gesellschaft (Zweigverein für Bayern in München).** In der Sitzung am 25. Januar sprach Hr. Prof. Dr. S. Finsterwalder über „die Bewegung der alpinen Gletscher in den letzten Jahrzehnten". Der Vortragende berichtete über den Verlauf der letzten, allerdings sehr schwach ausgesprochenen Periode des Gletschervorstoßes in den Alpen. Sie begann 1875 in der Montblanegruppe und beschränkte sich fast ein Jahrzehnt auf diese Gruppe und die benachbarten Walliser Alpen. Erst anm Jahre 1885 ab folgen einzelne Gletscher des Berner Oberlandes und der Ortlergruppe. Bis zum Jahre 1893 mehrte sich die Zahl der vorschreitenden Gletscher in den Westalpen bis auf etwa 60 und geht seitdem langsam zurück. In den Ostalpen findet dagegen eine allmähliche Ausbreitung der vorschreitenden Tendenz der Gletscherbewegung statt. In der Ortlergruppe geht die Mehrzahl der Gletscher vor, in den Oetzthaler Alpen etwas weniger als die Hälfte, in den Stubaiern vielleicht ein Viertel. Im vergangenen Jahre hat das Wachsen der Gletscher in der Zillerthalergruppe ziemlich allgemein eingesetzt und schon finden sich deutliche Spuren davon in der Venediger- und Glocknergruppe. Vereinzelte Gletscheraarstöße werden auch aus der Adamellogruppe, der Berninagruppe und der Sitarettagruppe gemeldet. Die Intensität des Gletscherwachsthums ist äußerst gering, es kommen nur ausnahmsweise Längenänderungen über 100 m vor; aber dieselben beweisen immerhin den, wenn auch verspäteten, Einfluß der letzten Klimaschwankung auf die Gletscherbewegung. Neben

den deutlich wachsenden Gletschern gibt es allerdings eine große Zahl solcher, welche gegenwärtig nur etwas langsamer zurückgehen als früher, ja an einer geringeren Zahl läßt sich bis jetzt noch keinerlei Einfluß der vergangenen fruchtbaren Periode feststellen. Zu letzteren gehört der Plattachferner an der Zugspitze, der Gepatschferner in den Oetzthaler Alpen und die Pasterze in der Glocknergruppe. Zum Schlusse zeigte der Vortragende an einer großen Zahl von Bildern, die sich über 35 Jahre vertheilen, wie sich die Klimaschwankung am Mondronferner in der Adamellogruppe, der seit 9 Jahren im Vorgehen begriffen ist, geltend macht. An die mit großem Beifall aufgenommenen, äußerst interessanten Ausführungen schloß sich eine kurze Erörterung an.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 20. Januar. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. Hr. **Warburg** hielt einen Vortrag: **Ueber die Entstehung der Spitzenentladung.** Eine Spitze befindet sich in einer metallischen Hülle. Die Elektrizitätsmenge e, welche in einer kleinen Zeit (ungefähr 0.01 Sek.) nach Herstellung einer elektrischen Potentialdifferenz zwischen Hülle und Spitze aus dieser durch Leitung in die Luft entweicht, wird gemessen und verglichen mit derjenigen Elektrizitätsmenge ε, welche in derselben Zeit entweicht, wenn der am Galvanometer beobachtete Strom sich als konstant erweist. — Hr. Fischer legte eine Abhandlung der HH. Dr. M. **Krüger** und Dr. G. **Salomon** vor: **Die Alloxurbasen des Horns.** Durch ein neues Trennungsverfahren ist es gelungen, im menschlichen Haar ein neues Methylxanthin zu finden und zugleich das quantitative Verhältniß der anderen Alloxurbasen festzustellen. — Die philosophisch-historische Klasse hat Hrn. Prof. Dr. **Freudenthal** in Breslau 700 M. zu Forschungen über das Leben Spinoza's bewilligt.

* In **Norderney** sind, wie der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" berichtet wird, am Westrande der Insel neuerdings starke **Erdsenkungen** hervorgetreten, an denen wahrscheinlich die Sturmfluth vom Februar 1896 die Hauptschuld trägt. An einer Stelle haben die Tiefenverhältnisse bereits einen so gefahrdrohenden Charakter angenommen, daß schleunigst Sicherungsmaßnahmen getroffen werden mußten. Um den Strand gegen weitere Angriffe des Meeres thunlichst zu schützen, sollen in den nächsten Jahren umfassende Buhnenbauten vorgenommen werden. Die Buhnen, die, aus Faschinen und Steinschüttungen bestehend, weit in das Meer hineinragen sollen, verhindern, daß Fluth- und Ebbestrom den Strand berühren, der dann stets, ausgenommen bei sehr hoher Fluth, am ruhigem Wasser umspült wird. Die Kosten der Schutzbauten, die zur Erhaltung der Insel nothwendig sind, sind auf 1,350,000 M. veranschlagt worden.

* **Otto Böhtlingk,** der Altmeister der indischen Philologie, feiert am 3. Februar den Tag, an dem er sich vor 60 Jahren in Gießen den Doktorgrad erworben hat. Er steht jetzt im 83. Lebensjahre, aber bewunderungswürdig ist seine Arbeitskraft und Geistesfrische, die noch immer die Fachgenossen mit werthvollen Untersuchungen zumal in den Berichten der sächsischen Geheiten Gesellschaft der Wissenschaften, beschenkt. So verwächst sein Name alljährlich noch mehr mit dem Sanskrit, dem er ein ungewöhnlich reich gesegnetes Gelehrtenleben gewidmet hat. Möge der große Jubilar noch manches weitere Jahr in gleicher Arbeitsfrische und Arbeitsfreudigkeit genießen wie bisher! Die Bewunderung und Liebe Aller, die dem Greis und seinen Werken nahe stehen, bleibt ihm in allen Theilen der Erde treu.

* **Berlin.** Dem Prof. Dr. **Reinhold Koser,** Direktor der kgl. Staatsarchive, ist an Kaisers Geburtstag die Würde eines **Historiographen des preußischen Staates** verliehen worden. Er ist der sechste Geschichtschreiber, der diesen Titel trägt. Seine Vorgänger in dieser Würde waren Johannes v. **Müller,** Berthold Georg **Niebuhr,** Friedrich **Wilken,** Leopold v. **Ranke** und Heinrich v. **Treitschke.** Koser, der im Jahre 1852 in Schmorsau bei Prenzlau geboren ist, ist also der erste Preuße von Geburt in dieser erlauchten Reihe. Auch sein eigentliches Arbeitsgebiet ist bekanntlich das der brandenburgisch-preußischen Geschichte, insbesondere das Leben und die Zeit Friedrichs des Großen.

* **Breslau.** Als Nachfolger des verstorbenen Professors Rudolf Heidenhain ist der hiesige außerordentliche Professor Dr. Karl **Hürthle** zum ordentlichen Professor der Physiologie und Direktor des Breslauer physiologischen Instituts berufen worden. Professor Härthle war bisher erster Assistent am Institut und hatte bereits vertretungsweise die physiologischen Vorlesungen übernommen. Derselbe hat außer seinem speziellen Arbeitsgebiet der Hämodynamik auch eine Reihe anderer wichtiger Fragen der Physiologie, wie z. B. die Bedeutung der Schilddrüse rc., in den Bereich seiner wissenschaftlichen Untersuchung gezogen.

* **Paris.** Der Chirurg Jules Emile **Péan,** dessen Tod wir gestern telegraphisch meldeten, gehörte zu den hervorragendsten französischen Medizinern der Gegenwart. Besonders wichtige und bahnbrechende Erfolge hatte er auf dem Gebiete der operativen Eingriffe in die Bauheingeweide davongetragen. Er bildete eine ganz neue Technik für die Ovariotomie aus, die seitdem überall angenommen wurde und veröffentlichte eine zusammenfassende Darstellung der Lehre von der Erkennung der Geschwülste des Bauches und des Beckens. Auch seine Erfahrungen und Arbeiten über die Blutstillung und die besonderen Instrumente (die Klemmpincetten), die er zum Verschluß blutender Gefäße erfand, machten seinen Namen weit über sein Vaterland hinaus in allen chirurgischen Kreisen wohlbekannt. Péan war 1830 in Chateaudun geboren, hatte seine Studien in Paris gemacht und war dort an verschiedenen Krankenhäusern, zuletzt am Hospital St. Louis, als erster Chirurg thätig. Der Académie de médecine gehörte er seit langen Jahren als eines der hervorragendsten Mitglieder an.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Paul Pochhammer: Durch Dante. Ein Führer durch die „Commedia" in 100 Stanzen und 10 Skizzen. Zürich, Leipzig. — **F. Heinke:** Unser Soldatenkaiser Wilhelm I. Dem deutschen Soldaten dargebracht. 17. Aufl. Berlin, Liebel'sche Buchh. — **E. Schlack:** Carls Dante. Militärischer Schwank in einem Aufzug. Ebd. — **Eintheilung und Quartierliste des Deutschen Heeres.** Nach dem Stande vom 1. Dez. 1897. 86. Aufl. Ebd. — **Christian Wagner:** Neue Dichtungen. Heilbronn a. N., Schröder u. Co. 1897. — **Himmel und Erde.** Illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift. 10. Jahrgang, Heft 3. Berlin, Hermann Paetel. — **Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild** (Galizien). 11. Heft. Wien, Alfred Hölder. — **Statistik der Sanitätsverhältnisse der Mannschaft des k. k. Heeres im Jahre 1896.** Wien, Hof- und Staatsdruckerei 1897. — **Die katholische Kirche unsrer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild.** Hggb. von der Leo-Gesellschaft in Wien. Heft 2 u. 3. Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft. — **Karl Hagemann:** Die Technikerfrage eine Titelfrage. Im Auftrag des Verbandes der Studirenden deutscher technischer Hochschulen verfaßt. Hannover, Karl Fr. Augustin 1897. — **Göttinger Musenalmanach für 1898.** Hggb. von Göttinger Studenten. Göttingen, Lüder Horstmann 1898. — **Adolf Stern:** Studien zur Literatur der Gegenwart. 2. verm. Aufl. Mit 20 Bildnissen. Dresden und Leipzig, C. A. Koch (H. Ehlers u. Co.) 1898. — **Derselbe;** Ausgewählte Novellen. Ebd. — **Sammlung Göschen:** Prof. Dr. F. **Heiderich:** Länderkunde der außereuropäischen Erdtheile. **Max Simon:** Analytische Geometrie der Ebene. Mit 45 Abbildungen. Dr. **Karl Weiser:** Englische Literatur-Geschichte. Dr. **E. Berneker:** Russische Grammatik. Vers.: Russisches Lesebuch mit Glossaren. Vers.: Russisch-deutsches Gesprächsbuch. Leipzig, G. J. Göschen 1897.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1898. 121. Band. Drittes Heft.

Inhalt: Die Umgestaltung der Wiener k. k. theologischen Fakultät. (Schluß.) — Die Parität in Preußen. — Freiherr v. Hertling über Naturrecht und Politik. — Ein sich anbahnender Umschwung in Frankreich. — Zeitläufe. Die Marine-Vorlage und Zugeher im Reichstag. — Der Begründer des preußischen „Staatskatholizismus". (Graf Frankenberg †.) — Hauck's Kirchengeschichte Deutschlands. (Schluß.) — Kardinal Pazmany's gesammelte Schriften. [2407]

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 3. Februar. Nummer 26.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Sallo in München.

Inhalt.

Das Plankton und die Veränderungen im Zustand des nordatlantischen Meeres. Von C. Schaich. — Die Befriedigung des Kommunalkredits in Preußen auf dem Anleihewege. Von W. Berdrow. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Plankton und die Veränderungen im Zustand des nordatlantischen Meeres.

Der Schöpfer des Namens Plankton ist der bekannte deutsche Naturforscher Haeckel. So benannte er die Menge der im Meer schwebenden Organismen, alles „Umherschweifende“ aus der niederen, zum Theil mikroskopisch kleinen Pflanzen- und Thierwelt. Seitdem hat sich diese Bezeichnung in der internationalen naturwissenschaftlichen Terminologie eingebürgert, und die Planktonologie ist zu einem besonderen Wissenszweig geworden.

Die Planktonflora besteht in einer Vegetation der mannichfaltigsten, oft überaus zierlichen und seltsamen Formen mit reizenden Symmetrieverhältnissen, deren Heimath bis in die eisreichen Gewässer des höchsten Nordens hineinreicht. Im anatomischen Bau des Planktonwesens macht sich das Prinzip der Erhöhung der Schwebefähigkeit geltend, was durch Ausbildung einer großen Zelloberfläche und durch fadenförmige Auswüchse der Zelle erreicht wird. Am bekanntesten sind die Diatomeen oder Kieselalgen, deren Kieselpanzer am Aufbau der Erdrinde theilnehmen, indem sie auf dem Grund der Gewässer ganze Gebirgsschichten abzulagern imstande sind. Merkwürdig, daß an diese winzigen Pflanzenformen die Existenz der riesigen Wale geknüpft ist. Denn das vegetabile Plankton ist die Urnahrung, das Futter der gleichfalls winzigen, zum animalischen Plankton gehörigen Krebsthierchen und Mollusken, welche wiederum der höheren Thierwelt, den Nutzfischen und selbst dem Riesen des Meeres Unterhalt gewähren. Demnach hat die Planktonforschung einen eminent wichtigen, volkswirthschaftlichen Hintergrund; sie ist ein Stück angewandte Nationalökonomie. In absehbarer Zeit dürften ihre Resultate dem Erwerb weiter Volksschichten eine wissenschaftlich gesicherte Basis verleihen. Auf 250 Millionen Mark wird allein die jährliche Ernte der Herings-, Kabljau- und Walfischflotten geschätzt, welche in die Meeresgebiete zwischen Großbritannien und Skandinavien ausziehen.

Die Planktonexpedition unter Leitung von Prof. Hensen im Jahre 1889 war wohl das erste, aus deutscher Initiative hervorgegangene Unternehmen, wodurch eine solide Grundlage zu ferneren Studien in dieser modernen Wissenschaft geschaffen wurde. In neuester Zeit aber entfalten auf diesem Gebiet die Skandinavier eine außerordentliche Thätigkeit. Sie gaben die Anregung zu den gleichzeitigen internationalen Meeresunterinchungen, die in den Jahren 1893 und 1894 unter Betheiligung nordeuropäischer Staaten ausgeführt wurden. Es möge nur an die Namen der damaligen Expeditionsleiter, an die Dänen Wandel und Nördam, den Kieler Professor Krümmel, den britischen Mr. Dickson, den norwegischen Dr. Hjort und die schwedischen Professoren Cleve und Pettersson und den unermüdlichen Ekman erinnert werden. Wie weit es nun den skandinavischen Forschern gelungen ist, die damals gewonnenen Resultate auf ihren neuesten Forschungsreisen zu ergänzen und zu berichtigen, kann man aus ihren letzten Publikationen entnehmen, worunter ein gemeinsames, mit trefflichen Karten und Skizzen versehenes Referendum.[1])

Mit Rücksicht auf die Veränderungen im hydrographischen Zustand des Meeres, der mit der verschiedenen Jahreszeit verschieden ist, dehnten die Expeditionen ihre Arbeiten auf das ganze Jahr aus. Zur Ergänzung ihrer eigenen Untersuchungen ordneten sie die Anlage eines weitverzweigten Observationsnetzes über das ganze Nordseegebiet in der Art an, daß sie an Bord der die Nordsee befahrenden Kursschiffe regelmäßige Beobachtungen anstellen ließen. — Durch direkte Beobachtungen lassen sich indeß Stärke und Herkunft der verschiedenen Wassergattungen, auch die Stromrichtung, nicht ohne weiteres erkennen. Unerläßlich ist es, daß unter Anwendung genauer chemischer und physikalischer Methoden Temperatur und Salzgehalt der Wasserschichten und die darin schwebenden Organismen untersucht und bestimmt werden. Da die Verbreitung der Meerespflanzen an die durchleuchteten Regionen (bis zu 400 m Tiefe) gebunden ist, so sind in den Kreis unsrer Erörterung auch bezüglich des Salzgehalts und der Temperatur nur die oberen Wasserschichten zu ziehen.

Im Vergleich zum Luftmeer hat das Wassermeer im allgemeinen einen ziemlich konstanten Temperaturcharakter. Die Höhe der Temperatur an der Oberfläche der Nordsee bewegt sich im Lauf des Jahres zwischen 6 und 16° C. Die Ostsee ist als seichtes Binnenmeer etwas größeren Schwankungen unterworfen. Im Sommer führt die baltische Oberströmung große Quantitäten 17° warmen Ostseewassers durch das Kattegat und Skagerack in die Nordsee herein; im Winter ist der quantitativ schwach gewordene Einfluß auf 1—2° abgekühlt. Von der entgegengesetzten Seite sendet der stets warme Golfstrom zwei Aeste über das Nordseeplateau, von denen der eine durch den englischen Kanal, der andere aus der Gegend der Shetlandsinseln einströmt. Und namentlich im Herbst und Winter entfaltet der kalte Polarstrom seine größte Kraft zum Ansturm gegen die Gewässer, welche aus wärmeren Zonen stammen. Jede dieser verschieden warmen Wassergattungen führt ihre eigenthümliche Planktonflora und -fauna mit sich; die Mehrzahl der Planktonwesen ist für die ihnen zusagende Temperatur gleichsam abgestimmt.

Keinen geringeren Einfluß übt auf das Auftreten der einzelnen Planktontypen der Gas- und Salzgehalt aus, welche im Verein mit der Temperatur das spezifische Gewicht des Meerwassers ausmachen. Läßt man 1 l Wasser

[1]) Skagerracks tillstånd under den nuvarande sillfiskeperioden. Göteborg 1897.

verdunsten und es bleiben 35 g Salz, bezw. salzartige Substanzen zurück, so spricht man von 35 pro Mille Salzgehalt. Bisher war unsre Kenntniß über die Vertheilung des Salzgehalts in den Oberflächeschichten noch recht mangelhaft. Für manche Gegenden des Atlantischen Ozeans tragen auch Krümmels Karten, welche sich auf die Ergebnisse der Planktonforschung von 1893 stützen, den Stempel der Hypothese. Darum sind besonders zwei Karten, welche die skandinavischen Gelehrten dem Anhang ihrer gemeinsamen Berichterstattung 1897 einverleibt haben, geeignet, unser Interesse für sich in Anspruch zu nehmen. Die eine stellt den Salzgehalt an der Oberfläche des nordatlantischen Meeres mittelst Isohalinen (Grenzlinien gleichen Salzgehaltes) dar, so wie er im Sommer 1896 beobachtet wurde; die andere sucht ein gleichzeitiges Bild von der Vertheilung des Planktons zu geben. — In der vom Golfstrom angedeuteten Richtung breitet sich die gewaltige Region des 35‰ salzhaltigen Wassers über die zentralen Theile des nordatlantischen Spiegels aus, vom amerikanischen Kontinent sich mehr und mehr entfernend, dagegen an die iberische, französische und britische Westküste hart herantretend. Durch den englischen Kanal wird ein Ast dieser Wassergattung aus dem atlantischen Zentralbecken nach der Nordsee abgesandt. Bevor der allmählich schmäler werdende Hauptast die Schwelle des Eismeeres überschreitet, rückt ihm in der Gegend von Island grönländisches Polarwasser in die Flanke und veranlaßt eine starke Abbiegung, ein Knie gegen Südosten. Die hiedurch entstehende, über die Nordsee sich ausbreitende Zunge 35‰ Wassers macht sich sogar bis gegen die Mündung des Skagerracks hin bemerkbar. Auf der Nordsee selbst herrscht übrigens das 34‰ Wasser vor, das ebenso im westatlantischen Gebiet, besonders zwischen Neufundland und Grönland-Island dominirt. Bei den hier in Betracht kommenden Fragen ist das 32—33‰ salzhaltige, durch Mischung des eigentlichen Meerwassers mit dem vom Festland einströmenden Flußwasser, der Eisschmelze ꝛc. entstehende sogenannte Bankwasser von besonderer Bedeutung. Auf der Karte erscheint es als ozeanische Randformation, die sich wie ein schlangenartig gewundenes Band einerseits dem nordamerikanischen Kontinent und der grönländischen Ostküste entlang zieht, andrerseits dem holländischen Strand und der jütischen und skandinavischen Westküste folgt. Während an der Entstehung des amerikanisch-grönländischen Bankwassers die Eisschmelze vorzugsweise betheiligt ist, fällt die entscheidende Rolle an der Bildung des Nordseebankwassers wasserreichen Flußmündungen und der salzarmen baltischen Oberströmung zu. Schon im Jahre 1877 hat der schwedische Hydrograph Prof. Ekman durch eingehende Forschungen in der Ostsee die Gründe der Salzarmuth und der allmählichen Abnahme von 12‰ in der mittleren Ostsee bis auf 3‰ Salz im bothnischen Meerbusen dargelegt. In der wärmeren Jahreszeit zeigt die durch Vermischung des Ostseewassers mit den salzigeren Grundschichten des Kattegats entstandene baltische Oberströmung ihre größte Verbreitung an der südskandinavischen Küste und reicht an der norwegischen Westküste oft bis zum 64. Grad. Im Winter aber vermindert sie sich so sehr, daß sie nicht einmal mehr das ganze Skagerrack zu überdecken vermag, sondern hier nur eine schwache Küstenströmung bildet, die durch eintretende Ostwinde zurückgetrieben, vor dem salzigeren Ozeanwasser häufig das Feld räumt. Auf dem östlichen Theil der Nordsee und im Skagerrack geben sich also Wassergattungen nicht bloß verschiedener Temperatur, sondern auch verschiedenen Salzgehalts Stelldichein und verursachen merkwürdige Komplikationen. Ein dort durch die heteragene Wassermasse gelegtes Querprofil erinnert aufs lebhafteste an die geognostischen Profildarstellungen unsrer Flötzgebirge mit ihrer eigenthümlichen Schichtung.

Von einschneidender Wichtigkeit ist nun, daß die meisten Arten des vegetabilen Planktons wie für die Temperatur, so auch für die Veränderungen im Salzgehalt des Wassers äußerst empfindlich sind, was zwar in einem geringeren Grade auch bei einem Theil der Thierformen zutrifft. In dem Biologen Prof. Cleve in Upsala, der durch umfassende Studien der Planktonflora im atlantischen und Polarmeer wohl am tiefsten in diesen neuen Wissenszweig eingedrungen ist,[1]) haben die schwedischen Hydrographen einen berufenen Arbeitsgenossen gefunden und mit dessen Unterstützung den erstmaligen Versuch gewagt, die Fläche des nordatlantischen Ozeans nach dem im Meerwasser vorherrschenden Plankton kartographisch darzustellen. Daß diese schematische Uebersichtskarte mit dem Vorwurf des Oberflächezustandes im Sommer 1896 noch wichtige Zusätze und Berichtigungen erfahren wird, verhehlen sich die schwedischen Gelehrten nicht. Bei einem Vergleich mit der hydrographischen Karte, die wir schon kurz zu präzisiren versucht haben, fällt die überraschende Uebereinstimmung mit der Planktonkarte sofort in die Augen. Den beiden Hauptwassergattungen, dem ozeanischen Wasser und dem gemischten Strandwasser, entspricht das ozeanische Plankton und das neritische Strandplankton. Die weite Fläche des 35‰ Wassers ist durch das Styliplankton charakterisirt, eine Art Stabalgen, die, unter dem Mikroskop betrachtet, gespitzten Griffeln nicht unähnlich sind. Vom 60. Breitegrad an zieht sich in der Richtung des nördlichen Golfstromastes, etwa dort, wo der Polarstrom seinen intensivsten Ansturm gegen die südlichen Gewässer entwickelt, ein Band, das die Herrschaft des arktischen Chätoplanktons bedeutet; dies besteht vorzugsweise aus Algen mit borstenähnlichen Seitenauswüchsen, die an die Pappushaare des Löwenzahns und anderer Kompasitenfrüchte erinnern. In dem westatlantischen Areal zwischen Neufundland und Island, das sich durch 34‰ Wasser auszeichnet, herrscht das ebenfalls arktische Trichoplankton, äußerst zierliche, haarfeine Fadenalgen. Auf dem kalten Schmelzwasser des nordamerikanischen und grönländischen Strandgebietes hat sich das winterliche Sirophankton ausgebreitet in Form perlschnurartig geordneter Gliederalgen. Den Uebergang vom ozeanischen zum neritischen Plankton bildet auf der Nordsee und der norwegischen Rinne das Triposplankton, dem Cleve diesen Namen beilegte wegen des Reichthums an dreifüßigen, unterähnlichen Cilioflagellaten (Geißelthierchen). Ausschließlich der Strandflora gehören die kurzen und gepaarten Formen des Coscinus- und Didymusplanktons an. Ein Theil der neritischen Formen scheinen im offenen Meer nie vorzukommen, während umgekehrt die Mehrzahl der ozeanischen Typen im salzärmeren Küstenwasser entweder untergehen oder sich zu besonderen charakteristischen Varietäten umbilden. Im offenen Ozean sind da, wo sich verschiedenartige Wassergattungen begegnen, die Planktongrenzen scharf gezeichnet. Wie ein gelblicher Papierbrei folgt die entsprechende Diatomeenmasse genau der Ausbreitung der ihr zusagenden Wassergattung. Der Meeresforschung im allgemeinen ist damit ein neues Mittel in die Hand gegeben, die ozeanische Zirkulation auch durch biologische Analyse der mikroskopischen Pflanzen- und Thierwelt zu studiren. Und speziell für die skandinavischen Gewässer haben die Forscher eine Entdeckung von praktischer Bedeutung insofern gemacht, als sie feststellen konnten, daß die hydrographischen und bialogischen Veränderungen mit dem Eintreffen und Verschwinden der Wanderfische in den Küstenbezirken in Wechselbeziehung stehen. Diese Entdeckung war nur möglich, weil sie in ihren heimischen Gewässern die Beobachtungen zu allen Zeiten des Jahres ausführten.

[1]) *P. T. Cleve:* Phytoplankton of the Atlantic and its periodical changes of Plankton in Skagerrack. Upsala 1897. (Um 8 M. von Prof. Cleve in Upsala zu beziehen.)

Günstiges Windverhalten vorausgesetzt, pflegt das Tankwasser im Herbst eine reichbesetzte Tafel thierischen Planktons, Geißelinfusorien und jene winzigen Ruderkrebse, die Copepoden, mit sich zu führen. Röthlich erscheint dann der Wasserspiegel ob solcher lebendigen Thiersuppe (rödät), der Lieblingsspeise der Heringe und Makrelen.

Ueber die jährlichen periodischen Veränderungen im Auftreten der eigenthümlichen Pflanzen- und Thierformen hat auch Dr. Aurivillius an der zoologischen Station Kristineberg (am Kattegat) den ganzen letzten Sommer und Herbst hindurch tägliche Beobachtungen angestellt. Mit Beginn des Sommers erschienen dort die Vorläufer zu der großen Menge südlicher Spezies, deren Massenauftreten im Herbst den Höhepunkt erreichte. Im Darmkanal des Herbstherings fand Aurivillius die dem südlichen Bankwasser angehörenden Copepoden und Cilioflagellaten, woran das Sommerplankton so reich ist. Gleichzeitig fing er den von Frankreichs Westküste stammenden, in Schwärmen anrückenden Tintenfisch Loligo Forbesii und den großen Polypen Pilema octopus, zwei Arten, die an der Küste Bohusläns mit Ausnahme der Herbstmonate nie angetroffen werden. Es scheinen sich von den starken Meeresströmungen also auch größere beutesuchende Thiere mit selbständigerem Bewegungsvermögen weit über ihre ursprünglichere Heimath versetzen zu lassen. Schon im Oktober wurden Planktonformen mit arktischem Typus bemerkt, die bis in den Februar hinein da verharrten. Der Mageninhalt des Winterherings bestand aus der dem Polarstrom angehörigen Schwarzäsung (svartät) Limacina balea und Clio und der krebsähnlichen Euphausia. Mit dem Auftreten des dem grönländischen Schmelzwasser entstammenden Siraplanktons war der Heringsfang in sein letztes Stadium eingetreten. Der eben angedeutete Verlauf an der Bohuslän'schen Küste findet seine Bestätigung in dem Beobachtungsmaterial, das in den Jahren 1893 bis 1897 an den verschiedensten Punkten des Observationsnetzes des nordatlantischen Meeres von Spitzbergen bis Bermuda und von der Baffinsbai bis zur Ostsee gesammelt wurde.

Welches sind aber die Ursachen zu dem periodischen Auftreten jener atlantischen Pflanzen- und Thierformen an der skandinavischen Küste, die mit dem Erscheinen und Verschwinden bestimmter Wassergattungen im Zusammenhang stehen? Bei dieser Frage drängen sich zwei Möglichkeiten in den Vordergrund: entweder läßt sich das jeweilige Auftreten ozeanischen Planktons an den genannten Küsten damit erklären, daß es von den Meeresströmungen dorthin mitgeführt wird. Das Vorkommen arktischen Planktons im Winter beruht dann eben darauf, daß während dieser Zeit ein mehr oder minder unmittelbarer Einfluß von westatlantischem und borealem Meerwasser ins Skagerrack stattfindet. Das ist die Strömungshypothese der schwedischen Forscher. Oder es muß die Erscheinung ihre Erklärung darin finden, daß alle Planktonsarten im Skagerrack zu allen Jahreszeiten existiren, allerdings den größten Theil des Jahres in Form von Ruhesporen in der Meertiefe ein verborgenes Dasein führend und an der Oberfläche massenhaft auftretend, wann die physikalischen und chemischen Verhältnisse ihre Entwicklung begünstigen. Nach dieser zweiten Hypothese tritt die arktische Planktonvegetationsperiode im Skagerrack z. B. ein, wenn die Verhältnisse daselbst arktische werden, mithin im Winter. Diese Ansicht, welcher die norwegischen Hydrographen und Biologen zuneigen, können wir die Uebersommerungshypothese heißen. Betrachten wir in Kürze zunächst die Gründe, worauf sich die Strömungshypothese stützt! Thatsächlich erleidet das Stromsystem des Nordmeers in der kalten Jahreszeit Veränderungen. Wenn man annimmt, daß die gegen Nordost gerichteten Golfstromäste, die den Sommer über mit der norwegischen Küste parallel laufen, im Winter gegen Osten abgelenkt werden, so daß eine allgemeine Zurückströmung von Nordmeerwasser über das nördliche Nordseeplateau stattfindet, so fände damit das Einfließen des Nordseebankwassers, das auch im Winter wirklich eintrifft und den Fischfang ebenso wie das Erscheinen verschiedener ozeanischen Planktonsarten in verschiedener Zeitfolge mit sich bringt, hinreichende Erklärung. Die Ursache zu dieser Ablenkung dürfte darin beruhen, daß das Nordmeer einschließlich des Polarmeeres, das ein stark abgegrenztes Wassergebiet mit schwachem Abgang darstellt, im Sommer mächtig gespeist wird: 1. vom Golfstrom, 2. von der das Sammelwasser des mittleren und nördlichen Europa's einführenden baltischen Strömung, 3. von den sibirischen Flüssen, 4. von dem Schmelzwasser des Meeres und Kontinents. Wenn nun im Herbst die baltische Strömung allmählich aufhört, macht sich von Seiten der im Nordmeer schwellenden Wassermassen eine Reaktion geltend, infolge deren die Strandgewässer wie auch andere im südlichen Theil des Nordmeers befindliche Wassergattungen über die norwegische Rinne und das Nordseeplateau in die Nordsee selbst und ins Skagerrack hereingedrängt werden und hier die ausbleibende baltische Strömung ersetzen. Aus der Vereinigung der nördlichen Strömungen mit dem südlichen Bankwasser erklärt sich das Ueberhandnehmen des dem Golfstrom eigenen Styliplanktons, das im Herbst die von der Ostsee herrührende neritische Sommerflora ablöst. Eine ähnliche Erscheinung der Stromablenkung hat Dr. Dickson an der Küste Neufundlands beobachtet, wo der polare Labradorstrom gegen die warme atlantische Strömung antreibt und sie gegen Osten ablenkt. Daß die im Salzwasser vor sich gehende Eisschmelze eine Quelle zu Oberströmungen werden muß, hat schon früher Prof. Ekman bewiesen. Und daß bei der Eisbildung ein gewisser Vorrath von Arbeitsenergie im Eis aufgestapelt wird, eine Energie, welche wiederum bei der Eisschmelze im Salzwasser zur Arbeit (der Strombildung) frei wird, ist in einer ebenfalls früheren Arbeit von Pelleriſſon dargelegt worden. Die Ansicht, wonach die Strömungen des atlantischen Meeres ausschließlich aus der Friktionswirkung des Windes auf der Oberfläche zu erklären seien, muß als einseitig und auf ungenügendem Beobachtungsmaterial gegründet betrachtet werden (die Zöppritz'sche Theorie). Die Variationen in der Stärke des reaktionären Polarstroms veranlassen periodische Verschiebungen und bis jetzt noch unberechenbare Unregelmäßigkeiten, welche in den Schwankungen des nordeuropäischen Klimas und im periodischen Auftreten der Wanderfische zum Ausdruck kommen. Unter niederen Breitegraden, innerhalb der Passatregion, wickelt sich die ozeanische Zirkulation weit regelmäßiger ab. Erst vom 45. Breitegrad ab, also da, wo polare Strömungen anfangen, ihren Einsatz im atlantischen Stromsystem zu bewerkstelligen, beginnen die Unregelmäßigkeiten. Südöstlich von Neufundland äußert sich die Wirkung des Zusammentreffens derart, daß wegen des bedeutenden Temperaturunterschieds die ablenkende arktische Strömung von dem salzigeren Golfstromwasser rasch überlagert wird. Aehnlich ist die Folge des Konflikts auf der Schwelle zum Nordmeer zwischen Schottland und Island, wo die heraustreibenden kalten Strömungen eine Abbiegung gegen Osten, gegen Shetland und die norwegische Küste veranlassen, überlagert und an ihrer oberen Grenze bis zu 11° erwärmt werden. Umgekehrt verschwindet südlich von Spitzbergen der allmählich schwächer gewordene Golfstrom aus physikalischen Gründen unter die Oberfläche und taucht letztmals westlich von Spitzbergen in einem isolirten Fleck empor, der sich durch höheren Salzgehalt und eine Temperatur von noch 5° auszeichnet. Als Unterstrom dürfte sich der Einfluß des Golfstroms weit in das Polarbecken hinein geltend machen, wo Nansen etliche hundert Meter unter dem Niveau ein warmes Wasserlager getroffen hat. Von der schwedischen

Spitzbergenexpedition 1896 konnten die Brechungen der Golfstromarme durch westatlantisches Wasser und durch den Polarstrom am Salzgehalt und den Planktonveränderungen deutlich unterschieden werden. Und auf Grund der im Winter 1896/97 gemachten Beobachtungen sprechen die schwedischen Meerforscher die Vermuthung aus, daß zu dieser Jahreszeit westatlantisches und arktisches Wasser die Golfströmung in der Richtung Island-Farder sogar durchbrechen und eine neue Wassergattung mit ozeanischem Plankton über den nördlichsten Nordseetheil nach der skandinavischen Küste sende. Weil gegenwärtig ein solcher Einfluß in der That sehr stark ist, erblicken die genannten Forscher darin eine der möglichen Ursachen zu der Kulmination, welche die gegenwärtige säkulare Periode des im Skagerrack eintreffenden Winterherings zur Zeit erreicht hat. Dieser Massenbesuch scheint weder von dem Fortpflanzungs-, noch Erhaltungstrieb diktirt zu werden, sondern gleicht einer Flucht vor einem entstandenen ungünstigen Naturverhältniß.

Die Ansicht der Norweger, die Hypothese der Uebersommerung des Dialomeenplanktons in den skandinavischen Küstengewässern, stützt sich theils auf biologische Studien, theils auf eine Reihe hydrographischer Untersuchungen des Nordmeers, welche der Leiter der norwegischen Expedition, Dr. Hjort, unterstützt von der norwegischen Flotte und Eismeerrhederei, ausführen ließ. Dieser glaubt, das auch im Winter wie eine mächtige Zunge über den mittleren Theil des Nordmeers bis gegen die Finnmark sich hinerstreckende 35‰ haltige Golfstromwasser müsse als eine gewaltige Scheidewand zwischen dem Eismeer und den norwegischen Küstengewässern angesehen werden; das 34‰ Wasser könne darum nicht als Zufluß aus dem Eismeere entstanden sein. Vielmehr müsse die Ursache zu den hydrographischen Veränderungen, denen die Küstengewässer unterworfen sind, in dem vom Kontinent und der Atmosphäre herrührenden Einfluß gesucht werden. Und zwar seien an der Vermischung und Bildung des Bankwassers die herbstlichen Weststürme wesentlich betheiligt. Zu diesem letzteren Faktor glaubt er auch den besten Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme zu besitzen, weil eben in Wintern mit vorherrschenden Westwinden die Bankwasserschichte stets ihre größte Mächtigkeit erlangt hat. Das Vorhandensein eines Wasserlagers mit demselben Salzgehalt, wie er dem Eismeer zukommt (34‰), sei der Vertikalzirkulation zuzuschreiben, derzufolge das an der Oberfläche durch Abkühlung spezifisch schwerer gewordene Wasser untersinkt und sich mit der Unterschichte vermischt — ein Vorgang, zu dem neuerdings bei Aufklärungsversuchen so gern Zuflucht genommen wird.

Auf solche Weise entwickle sich im Spätherbst ein Verhältniß, wie man es im Eismeer das ganze Jahr hindurch vorfindet. Trotzdem das skandinavische Meer nach Hjorts Ansicht in keiner Stromverbindung mit dem arktischen Meer steht, ist es seinem Charakter nach in den Monaten Februar und März entschieden arktisch. Das Auftreten der Planktonwesen während der verschiedenen Jahreszeiten erklärt er damit, daß die meisten der dem vegetabilen Plankton angehörigen Organismen die Fähigkeit besitzen, Ruhesporen zu entwickeln, wenn Temperatur und Salzgehalt des Strandgewässers für ihre Existenz ungünstig werden. Das thierische Plankton überlebt die ungünstige Jahreszeit in Form von Eiern oder Larven. Mit dem Eindringen der Winterkälte ins Meerwasser bilden die Organismen des Herbstplanktons, dessen Existenz eine hohe Meerwassertemperatur voraussetzt, Ruhesporen aus, welche zu Boden sinken, um erst wieder aufzublühen, wenn auch tiefere Meereslagen von des Sommers Wärmevorrath erreicht werden. Auf gleiche Weise gehen im Frühling arktische Formen in ihr Ruhestadium über und überwintern, bis im Herbst die Kaltepertode beginnt; dann blühen auch sie wieder auf. Daraus ziehen die norwegischen Forscher den Schluß, daß die charakteristischen Herbst- und Winterformen die Küste nie verlassen, sondern dort jederzeit vorzufinden seien, entweder als vollständig entwickelte Organismen oder als Sporen.

In der Auffassung von des Skagerracks hydrographischem und biologischem Zustand sind die schwedischen und norwegischen Gelehrten einig; nur in der Erklärung der Erscheinung gehen ihre Ansichten auseinander. Gewiß sind die praktischen Resultate ihrer neuesten Untersuchungen nicht zu verkennen, insofern der Nachweis erbracht ist, daß die hydrographischen und biologischen Veränderungen den engsten Zusammenhang mit den Schwankungen der Heringsfischerei zeigen. In welchem Grade diese Veränderungen durch Strömungen oder lokale Mischung hervorgebracht wird, ob der Strömungs- oder der Uebersommerungstheorie der Vorzug gebührt, das zu erörtern mag der nächsten Zukunft vorbehalten sein.

Welcher Ansicht man in dieser letzlberührten Frage auch huldigen mag, so ist immerhin zuzugeben, daß die Auffassung des Naturverhältnisses, worauf die Meerfischerei beruht, eine neue Grundlage deßhalb gewonnen hat, weil es gelungen ist, auf einen periodischen Verlauf im Zustand des Meeres hinzuweisen, welcher ganz und gar der Periodizität der Fischerei entspricht: im Herbst, wenn der Fetthering hereinkommt, eine Anhäufung von Nahrungsstoffen im Meerwasser; dann Eintritt des arktischen Verhaltnisses, während dessen das Meer an animalem Leben steril wird und der Meerhering schließlich seinen Rückzug antritt.

Stuttgart. C. Schaich.

Die Befriedigung des Kommunalkredits in Preußen auf dem Anleihewege.

Von W. Berdrow.

Als erster Beitrag zu einer künftigen „Lehre von den öffentlichen Schulden" ist neuerdings von Dr. W. Kähler[1]) eine Untersuchung der Verschuldung und der Kreditbefriedigung in den preußischen Städten und Landgemeinden herausgegeben worden, deren wichtigste Ergebnisse in mehrfacher Hinsicht eine kurze Wiedergabe verdienen. Einmal steht die Finanzwissenschaft, wenigstens wenn man von ihren Leistungen in Bezug auf den bisher in dieser Hinsicht fast allein untersuchten Staat absieht, noch in ihren Anfangsgründen, und dann haben neben dem modernen Staat neuerdings gerade die Städte als Ausgangspunkt großer Unternehmungen auf sozialem und wirthschaftlichem Gebiete ein Wichtigkeit erlangt, die es für weitere Kreise wünschenswerth macht, einen Einblick in die Finanzpolitik zu erhalten, mit deren Hülfe die Gemeinden diesen neuen Aufgaben gerecht werden. Die auf reichlichen Quellen fußende Untersuchung der Verhältnisse in den preußischen Gemeinden mögen wohl in ziemlich weiten Grenzen auch auf das Reich Anwendung finden können, jedenfalls bildet sie für die einschlägigen Fragen, so weit die neuere Zeit in Ansehung kommt, das erste und am besten gesichtete Material.

Nach Ausscheidung aller hypothekarischen Schulden, Anleihen bei Sparkassen, Staatskassen oder Banken, werden hier nur die an Höhe weit überwiegenden Anleihen, zu denen durch Obligationsausgaben die breiteste Oeffentlichkeit herangezogen wurde, berücksichtigt. So sehr das Verwendungsgebiet derselben, die bekanntlich in jedem einzelnen Falle der staatlichen Prüfung und königlichen Genehmigung unterliegen, neuerdings eingeschränkt worden ist, um so mehr haben sich doch die zur Aufnahme von städtischen Obligationsschulden jetzt noch allein berechtigenden kom-

[1]) Die preußischen Kommunalanleihen, mit besonderer Rücksicht auf eine Zentralisation des Kommunalkredits. Jena, G. Fischer 1897.

Digitized by Google

munalen Aufgaben im einzelnen vergrößert. Wenn Anleihen früher zu Erhaltungs- und Erneuerungsarbeiten an längst bestehenden Unternehmungen, z. B. zu Chausseeverbesserungen u. dgl. genehmigt wurden, so sind jetzt nicht nur diese Zwecke, sondern weit umfassendere Aufgaben der städtischen Selbstverwaltung aus dem Verwendungskreis der Anleihen ausgeschieden worden. Rechnet man doch jetzt zu den ordentlichen und laufenden Ausgaben, die vom Steuer- und Einnahmebudget zu decken sind, nicht nur die Erhaltung der bestehenden Werke und Anlagen, sondern auch alle Neubauten, die, wenn auch nur durch das Anwachsen der Bevölkerung herbeigeführt, sich doch von Zeit zu Zeit wiederholen und mit einiger Sicherheit vorausgesehen werden können. So ist nicht nur der Ausbau des Straßennetzes, die Vermehrung der Volksschulen, Verwaltungsgebäude u. s. w., sondern auch die Erweiterung der fast überall durch Schuldenaufnahme geschaffenen und ohne sie unmöglichen städtischen Werke, z. B. der Kanalisationsanlagen, der Gasanstalten und Wasserwerke, dem Ordinarium des städtischen Haushalts zugewiesen worden. Nur in außerordentlichen Fällen, wenn z. B. durch Straßenverbreiterungen, den Umbau hygienisch schädlicher Stadttheile, durch außerordentliche soziale Wohlfahrtseinrichtungen dem allgemeinen Interesse hervorragend gedient wird, oder wenn die zu erbauenden Anstalten mit Sicherheit als gewinnbringend angesehen werden können, steht für ihren Bau oder ihre der Bevölkerungszunahme folgende Erweiterung der Weg der öffentlichen Anleihe auch jetzt noch frei.

Ist damit das außerordentliche Wachsen der bleibenden Ausgaben im städtischen Haushalt und die stärkere Belastung der Steuerkraft für kommunale Zwecke erklärt, so wäre es gefehlt, gleichzeitig ein Sinken der sog. einmaligen Ausgaben vorauszusetzen. Im Gegentheil, so schnell und stark haben sich, seitdem der Staat einen Theil seiner im vorigen und noch im Anfang dieses Jahrhunderts eifersüchtig gehüteten Aufgaben auf dem Gebiet der Verwaltung und Volkswirthschaft den Gemeinden übertrug, die Aufgaben der letzteren vermehrt und vergrößert, und so energisch haben sie in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts auch auf die früher nur dem privaten Unternehmungsgeist offenstehenden Gebiete übergegriffen, daß an neuen und außerordentlichen Ausgaben, die nach Deckung suchten, auf der einen Seite stets mehr hinzuwuchs, als auf der anderen durch Uebernahme ins Ordinarium fortgeschafft wurde. So zeigt denn eine Tabelle der in den preußischen Städten, Landgemeinden, Kreisen, und seit den 70er Jahren auch in den Provinzialkorporationen, aufgenommenen Obligationsanleihen zwischen 1830 und jetzt gewaltig steigende Ziffern. Im ganzen sind es bis jetzt rund 2 Milliarden, die den angeführten Verwaltungen in diesem Zeitraum auf dem Wege der öffentlichen Anleihe zugeflossen sind, aber nur ein verschwindender Theil davon, kaum mehr als 1 Proz., entfällt in die Zeit vor 1850 und ein weit überwiegender Theil, wohl über drei Viertel, in die letzten 20 Jahre. Ein Steigen und Fallen im Kreditbedürfniß der Gemeinden hat es ja immer gegeben, und in Zeiten hochgehenden politischen Lebens, wie 1848, in den Epochen nach den Kriegen von 1864, 1866 und 1871 sehen wir auch die kommunalen Anleihen zu außerordentlicher Höhe anschwellen. Nie aber haben sie eine so starke und dauernde Steigerung erfahren, wie in den letzten 10 bis 15 Jahren, in denen sich wiederum die Zeiträume 1886—1887 und 1890—1893 durch eine ungewöhnliche Höhe der städtischen Schuldenkontraktion auszeichnen. Es wird erlaubt sein, die von Kähler erbrachten Zahlen auf das städtische Schuldenwesen in erster Linie zu beziehen, da die Stadtgemeinden, besonders im Westen, den weitaus überwiegenden Antheil an diesen Zahlen haben, während allerdings in den städte- und industriearmen östlichen Provinzen auch die Kreisanleihen eine ziemliche Höhe gewinnen. Folgen wir unter diesen Voraussetzungen der Statistik weiter, so finden wir das Anleihebedürfniß bis 1855 sehr gering. In dem dann folgenden Jahrzehnt sind jährlich 5 bis 6 Millionen, zwischen 1865 und 1875 aber bereits 25 Millionen zu seiner Befriedigung nöthig. Und in weiteren 10 Jahren hat es sich abermals verdoppelt, bis im letzten Jahrzehnt in den Kommunalkorporationen Preußens ein jährliches Kreditbedürfniß von nahezu 90 Millionen durch die Ausgabe von Obligationen befriedigt werden mußte. Ungefähr zwei Drittel davon — die überaus genauen Tabellen des Verfassers gestatten die detaillirte Feststellung — werden auf die Städte entfallen und wenn man unter diesen wieder von Berlin absieht, dessen ungeheurer Finanzorganismus das Gesammtbild nur trüben könnte, so gebrauchen die preußischen Stadtgemeinden nunmehr jährlich rund 40 Millionen an Anleihen zur Deckung ihrer außerordentlichen Bedürfnisse. Bevor wir auf die letzten Erörterungen des Autors über die heutige Methode der Befriedigung dieses Geldbedarfs, über ihre Mängel und eine mögliche Beseitigung derselben eingehen, erübrigt noch ein Blick auf ihre Entstehung und Verwendung.

Die Städte, welche im 18. Jahrhundert, wenigstens in Preußen, durch eine hauptsächlich vom Staatsgedanken getragene Regierung, wenn auch stark bevormundet, so doch andrerseits auch mit Theilnahme gefördert und vor allen Dingen von dem größten Theil ihrer älteren Schuldenlast befreit worden waren, wurden im ersten Viertel des neuen Jahrhunderts durch die Rückwirkung der politischen Misère auf das bürgerliche Leben und durch die drückenden Kriegskontributionen der französischen Einfälle aufs neue in Schulden gestürzt. So hatte Berlin unter dem Druck dieser Verhältnisse Obligationsschulden konzentrirt, die sich 1815 auf etwa 4½ Millionen Thaler und nach mehreren z. Th. verunglückten Tilgungsplänen noch 1860 auf über 6 Mill. M. beliefen. Königsberg hatte allein im Jahre 1807 zur Bezahlung seiner Kontributionen Anleihen von mehr als 3¼ Millionen Thaler konzentriren müssen. In Elbing, Halle, Naumburg, Breslau, Brieg, Glogau und anderen Städten finden wir ebenfalls noch in den 20er Jahren und später beträchtliche, am Beginn des Jahrhunderts konzentrirte Schuldmassen vor, von denen man sich schwer losmachen konnte und denen Kähler es in erster Linie zuschreibt, wenn wir in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast in ganz Deutschland einen auffälligen Stillstand in der Entwicklung des Städtewesens zu verzeichnen haben. Dagegen war ihre bis 1850 durchschnittlich erledigte Beseitigung wiederum die Grundbedingung für den nunmehr folgenden gewaltigen Fortschritt in der wirthschaftlichen Entfaltung und in der Kräftigung der Selbstverwaltung der städtischen Gemeinden. Die Anlage von Gasanstalten scheint es gewesen zu sein, welche in den meisten Städten zum erstenmal die Ausgabe von Obligationen im modernen Sinne, d. h. auf den Inhaber lautend, veranlaßte und die Kommunalverwaltungen an diese Methode zur Deckung des für öffentliche Zwecke nun schnell wachsenden Geldbedarfs gewöhnte. Die Ausführung von Wasserwerken, von öffentlichen Wegen, von Schulen und anderen gemeinnützigen Bauten, die Straßenregulirung und der Umbau älterer Stadttheile, die Einrichtung von Feuerwehren und anderen Organismen im Dienste der kommunalen Wohlfahrt sorgten dafür, daß das Bedürfniß nach neuen Anleihen nie zu lange auf sich warten ließ. Jetzt sind die meisten dieser Aufgaben längst erledigt oder, wie ihre Erweiterung, den laufenden Einnahmen der Gemeinden zur Befriedigung überwiesen worden, aber dafür haben sich ganz im Sinne der wachsenden Selbstverwaltung

Digitized by Google

und Unternehmungslust der Städte neue Aufgaben und Bedürfnisse eingestellt, welche nur auf dem Wege neuer Anleihen erfüllt werden können. Entwässerungsanlagen, Markthallen, Schlachthöfe, Elektrizitätswerke, ja die Uebernahme städtischer Verkehrsmittel in die Selbstverwaltung, dann als Gegenpol dieser Unternehmerthätigkeit die wachsende Fürsorge für die arbeitenden Klassen, für die Volksbildung, für die Kranken, Arbeitslosen und Elenden, genug alles das, was man neuerdings mit dem Namen Municipalsozialismus bezeichnet hat, brachte eine Unsumme von Aufgaben, Ausgaben und Schulden mit sich. Eine nicht geringe Anzahl von Anleihen ist endlich gemacht worden, um ältere Schulden zu decken, welche entweder durch ihre Zinshöhe oder die Art der Unterbringung den Städten unbequem geworden waren. Besonders sind wohl die im ersten Viertel unsres Jahrhunderts nicht selten aufgenommenen Anleihen auf einzelne Namen später, als der regere Geldverkehr die Form der unpersönlichen Obligationsanleihen mehr entwickelt hatte, zum Theil durch die letzteren beseitigt und ersetzt worden.

Interessante Nachweise bringt der Verfasser über die Verzinsung und Amortisation der städtischen Schulden und über die damit im Zusammenhang stehenden Konversionen. In den 40er Jahren waren städtische Anleihen durchschnittlich für 3 ½ Prozent unterzubringen, das Jahr 1848 brachte, gleichzeitig mit einer Erhöhung der Anleihen selbst auf das Zehnfache des früheren Durchschnitts, eine Erhöhung des Zinsfußes auf 5 Proz. In den 50er und 60er Jahren waren bald 4, bald 4 ½ Proz. üblich, nur im Nordosten, wo überhaupt Zinserniedrigungen für städtische, wie für Kreisanleihen sich schwerer fortzupflanzen scheinen, wurde auch in dieser Zeit eine Reihe von Anleihen zu 5 Proz. aufgenommen. Seit 1867 wurde dieser Zinsfuß allgemein, um 1872 einer seitdem ungestörten sinkenden Bewegung Platz zu machen, die im Anfang der 80er Jahre 4 Proz., dann 3 ½ und neuerdings 3 Proz. erreicht hat. Die diesem Wechsel des Zinsfußes folgenden Konversionen spielten sich besonders 1873 und 1874 zur Herabsetzung der 5proz. Anleihen auf 4 ½, dann in den ersten 80er Jahren auf 4 und seit 1886 auf 3 ½ Proz. ab. Daß nicht schon jetzt eine neue Konversion auf 3 Proz. in allgemeiner Durchführung steht, rührt nur daher, daß vielfach bei der letzten Zinsherabsetzung die Städte sich verpflichteten, von einer weiteren Konversion für längere Zeit Abstand zu nehmen. Eine große Gleichmäßigkeit existirt, besonders auf Grund der das Kommunalschuldenwesen betreffenden Erlasse von 1879 und 1890, in der Tilgung der Obligationsanleihen. Als Minimaltilgungssatz ist in diesen Erlassen 1—1 ½ Proz. der aufgenommenen Schuld pro Jahr angesetzt worden, und man findet bei der Durchsicht der Kähler'schen Tabellen nur selten eine Anleihe, bei welcher diese Tilgungsquote überschritten worden ist. Trotzdem sind die Fristen, innerhalb deren die Tilgung sich vollzieht, eher zu kurz als zu lang, denn da in jedem Falle die durch die schon vollzogene Amortisation erübrigten Zinsbeträge der Tilgungsrate hinzugefügt werden müssen, so vermehrt sich die letztere sehr schnell.

Diese rasche Tilgung, und neben ihr allerdings noch manche andere Umstände, hält der Verfasser gleichzeitig mit anderen Finanzstatistikern für einen Fehler in der Praxis des heutigen Anleihewesens der Städte, und zur Beseitigung dieses und anderer Mängel räth er zu einer Aenderung in der Handhabung der städtischen Obligationsanleihen, die hier wenigstens in ihren Grundzügen skizzirt werden soll.

Um aus den Kommunalobligationen im allgemeinen das zu machen, was bis jetzt höchstens diejenigen der größten Städte sind, nämlich ein gut börsengängiges, dauerhaftes Papier, gleich den Staatsanleihen, denen ja die städtischen an Sicherheit wirklich nicht nachstehen, müßten vor allem zwei Uebelstände der letzteren beseitigt werden, die schnelle Einziehung und jährliche Auslosung, und dann vor allem die viel zu niedrige Durchschnittshöhe der weitaus meisten Stadtanleihen. Ein Papier, das in großen Summen existirt, ist erfahrungsmäßig geringeren Schwankungen ausgesetzt, ist beliebter, gesuchter und werthvoller als dasjenige einer geringen Anleihe, die nur hier und da in wenigen Händen existirt. Dem Besitzer der letzteren erwachsen Schwierigkeiten beim Ankauf, bei der Abgabe, bei der Zinseinziehung, genug in hinreichendem Maße, um den Werth des ganzen Papiers herabzudrücken. Ebenso ungünstig stellen sich die Verhältnisse für eine Anleihe von kleinem Betrag bei der Ausgabe selbst. Alle Posten der großen Rechnung, welche mit der Unterbringung einer Anleihe für Bekanntmachung, für die Provisionen der Bankhäuser, für den Druck, die Ausfertigung und Stempelung verknüpft sind, ebenso die Kosten der Verwaltung, der Verkoosungen, der Zinszahlung u. s. w., belasten eine kleine Anleihe unverhältnißmäßig mehr, als eine große. Aus diesen Erwägungen nimmt man an, daß die vollen Vortheile der Geldbeschaffung auf dem Anleihewege gegenüber der Darlehensverschuldung bei Sparkassen oder dergleichen erst zur Geltung kommen, wenn die Höhe der Obligationsanleihe mindestens 3 Millionen Mark beträgt. Derartige Anleihen aber pflegen nur in den größeren Städten aufgenommen zu werden; im Durchschnitt beträgt die Emissionshöhe der preußischen Kommunalanleihen kaum 1 ½ Millionen Mark oder, wenn man die Berliner Anleihen mit in Betracht zieht, 2 Millionen. Gerade den kleineren Städten also, die der finanziellen Vortheile der öffentlichen Anleihen am meisten bedürfen, kommen dieselben am wenigsten zugute. Der Verfasser empfiehlt, um diesen Uebelständen abzuhelfen, die Zentralisation des Kommunalkredits. Schon die geringen Ansätze zu einer Zusammenfassung des städtischen Anleihewesens, welche durch die, für den Kommunalkredit bestimmte Abtheilung des Reichsinvalidenfonds und die gleichgerichtete Thätigkeit der „Preußischen Zentral-Boden-Kredit-Aktiengesellschaft" geschaffen worden sind, sprechen für die Vortheile der Zentralisation. Besonders die von der letzteren Gesellschaft ausgegebenen und in manchen Jahren in sehr hohen Summen auf den Markt gebrachten Papiere haben stets gute Aufnahme gefunden und sind an der Börse fast von derselben Gleichmäßigkeit, wie die Konsols der Staatsanleihen, gewesen. Kähler empfiehlt die Zusammenfassung der gesammten städtischen Anleihen in gemeinsame preußische Kommunalanleihen, zu deren Durchführung ein Zentralinstitut zur Ausgabe eines einzigen Papiers in so großen Summen geschaffen werden soll, wie das gesammte Anleihebedürfniß der Städte sie in jedem Jahre verlangt. Die Verrechnung der Beträge auf die einzelnen Städte, die jährlichen Zins- und Tilgungszahlungen der letzteren, genug, das ganze Anleihewesen der einzelnen Körperschaften würde sich dann im Innern dieses etwa als eine Genossenschaft von Kommunalverwaltungen zu denkenden Instituts vollziehen, während es nach außen hin nur eine einzige Art preußischer Kommunalobligationen in großen Mengen, überall erhältlich, überall verkäuflich, bekannt und verzinsbar geben würde. Die Tilgungsquoten der Einzelanleihen könnten in der Zentralkasse gegen die neuen Anleihen derart verrechnet werden, daß gleichzeitig die Beunruhigung des Marktes durch das fortwährende Auslosen und die Bekanntmachungs- und Durchführungskosten des letzteren Prozesses vermieden würden. Die jährliche Ausgabe neuer Zentralobligationen wird eben einfach um den Betrag der gleichzeitigen Tilgungssummen vermindert. Die gehofften Vortheile der neuen Anleihe-

regulirung sollen hier nicht weiter detaillirt werden; durchzuführen ist dieselbe ohne Zweifel, wenn die Mehrzahl der Stadtverwaltungen sich von ihren Vorzügen überzeugen sollte, die für die kleinen Städte in der leichteren Unterbringung ihrer Anleihen, für die großen zum mindesten in einer Vereinfachung der Verwaltung bestehen würde. Ob und wann es aber in der That zur Anwendung des so mächtigen Koalitionsprinzips auch auf diesem Gebiete kommen wird, ist schwer zu sagen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber die richtige Schreibung und Aussprache des Namens Kiao-tschou sind in letzter Zeit in den Tageszeitungen mehr oder weniger begründete philologische Erörterungen gepflogen worden. Wir gaben (in Nr. 20 d. J.) eine derselben wieder. Heute sind wir in der Lage, zwei diese Frage betreffende Zuschriften zu veröffentlichen, die uns von wirklichen Kennern der chinesischen Sprache und Geschichte zugehen und die, gerade weil sie von denselben Gesichtspunkte aus die Frage erörtern, zur Orientirung in derselben am besten beitragen werden.

Hr. Professor A. Conrady in Leipzig schreibt uns:

In Nr. 20 der „Leipziger Neuesten Nachrichten" (vom 21. Januar l. J.) ist eine Korrespondenz der „Saale-Zeitung" im Auszug wiedergegeben, die sich, soweit die auszugsweise Mittheilung ein Urtheil zuläßt, gegen die amtliche Schreibung Kiaotschau wendet und für Kiautschau oder Kjautschou als die richtige eintritt. Das ist nun doch wohl unbegründet, und damit sich der Irrthum nicht in weiten Kreisen festsetze, sind wohl dem Fachmann einige Bemerkungen darüber an dieser Stelle erlaubt.

Die beiden Diphthonge — wie ich sie der Kürze halber nennen will —, die in dem Worte vorkommen, sind nicht gleichlautend und niemals gleichlautend gewesen. Das iao (jao, ein mit dem halbvokalischen Vorschlag j versehenes ao) von Kiao hat früher vermuthlich ia-o gelautet; jetzt wird es in den meisten Fällen iau (tjau) und nur noch in einzelnen Wörtern, vielleicht mundartlich, iäo (jso) gesprochen. In wissenschaftlichen Werken pflegt man es in Deutschland und vielfach auch anderswo durch iao wiederzugeben. Das au in tschou dagegen lautete früher eu (d. h. e-u), wie es in der deutschen wissenschaftlichen Transskription und von den Franzosen (ćau) noch jetzt meistens wiedergegeben wird; ausgesprochen wird es heutzutage ou (d. h. o-u). Die beiden Laute müssen also in der Umschreibung unterschieden werden. Nicht etwa, damit philologische Genauigkeit erzielt werde. Ihrer pedantischen Durchführung in solchen Fällen, wo es sich um die Wiedergabe von Wörtern handelt, die für die weitesten Kreise mundgerecht sein sollen, will ich ebensowenig das Wort reden, wie der philologisch getreuen Wiederherstellung der richtigen Form bei Wörtern, die sich längst in volksthümlich entstellter Form festgesetzt haben. Aber wir haben m. E. nicht das Recht, einen neu auftauchenden Namen — noch dazu offiziell — von vornherein zu entstellen, wenn es möglich ist, ihn richtig und doch verständlich wiederzugeben. Die volksthümliche Umformung wird auch ohne unser Zuthun erfolgen. Bei chinesischen Wörtern ist es überdies auch nicht einmal praktisch, verschiedene Laute zusammenzuwerfen, weil dadurch die ohnehin schon sehr beträchtliche Zahl der gleichlautenden Wörter vermehrt würde.

Der Laut au kann nun im vorliegenden Falle nicht durch ou wiedergegeben werden; denn es ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß er dann vielfach, wenn nicht meistens, u gelesen und jedenfalls nicht verstanden werden würde. Aehnlich würde es der Schreibung eu oder des englischen aw ergehen. Da ist in der That au der beste Ausweg, denn dies kommt dem eigentlichen Laute am nächsten; es wird übrigens auch in wissenschaftlichen Werken mitunter dafür gefunden. Dann ist aber wohl keine andere Möglichkeit, als daß ao (iao) eben, unter Beibehaltung der wissenschaftlichen Transskription, iao geschrieben werde. Mir scheint also die Schreibweise Kiaotschau ein recht glücklicher Griff zu sein. Außerdem ist dabei noch zweierlei mit großer Genugthuung zu begrüßen: einmal, daß das Auswärtige Amt eine deutsche Transskription angewendet hat und nicht die englische, der wir leider noch so oft, besonders auf der asiatischen Landkarte, begegnen, und andrerseits, daß es darauf verzichtet hat, die leider immer häufiger angewendete verschliffene Aussprache von Peking zugrunde zu legen, nach der Tschiautschou geschrieben werden müßte.

Noch eine zweite Berichtigung möchte ich anschließen. Auch die in jener Korrespondenz ausgesprochene oder vermuthlich nur wiederholte Meinung, Kiao-tschou habe seinen Namen von dem einst in Schantung wohnhaften nichtchinesischen Eingeborenenstamme, trifft wohl nicht zu. Sie beruht auf einer durch die Namensähnlichkeit hervorgerufenen Verwechslung: der Autochthonenstamm, der in diese Gegend gesetzt wird, hieß Kiai. Er wird 630 und 629 v. Chr. erwähnt. Daß sich späterhin ein Stamm Kiao hier vorfände, ist mir nicht bekannt und aus mehreren Gründen, die hier nicht entwickelt werden können, auch sehr unwahrscheinlich. Der Name ist vielmehr offenbar von dem Flusse Kiao genommen, der in der Nähe mündet; Kiao-tschau ist also, da Tschou eine Provinz, ein Departement mit seiner Hauptstadt bedeutet, eine Bildung wie etwa „Rheinprovinz". Der Name des Flusses bedeutet „Leim"; eine Quelle Kiao-tsing („Leimquell"), aus deren Wasser durch 7tägiges Kochen eines Eselfelles darin eine Medizin gegen Dysmenorrhöe gemacht wird, befindet sich bei Ting-o im nordwestlichen Schantung.

Hr. Professor Friedrich Hirth schreibt uns zu dieser Frage:

So sind wir Deutschen! Anstatt uns ungestört unsrer neuen Kolonie zu freuen und der Regierung zu danken, die uns dazu verholfen hat, müssen wir ab ovo mäkeln; und da vorläufig die Sache noch zu wenig bekannt ist, so muß der Name herhalten, dessen offizielle Schreibweise „Kiao-tschao" schon so mancherlei Oppositionsblüthen gezeitigt hat. Ob richtig oder falsch, ist doch die Orthographie der Regierung maßgebend; eine Ortschaft heißt so, wie sie auf dem Stempel ihrer Postanstalt genannt wird, und dies sollte dem deutschen Leser, der so doch nicht Chinesisch lernen will, um diesen einen Namen richtig auszusprechen, vollkommen genügen. Ob wir Kiao oder Kiau schreiben, bleibt sich vollkommen gleich; nur bei tschau ist die richtige Beschreibung des Lautes der Popularität des Namens zum Opfer gebracht worden. Wer die zweite Silbe so aussprechen will, wie sie an Ort und Stelle gehört wird, vergegenwärtige sich das hebräische toha in tohu-wabahu, lese statt dessen bei gleicher Aussprache der Vokale tschohu und lasse schließlich das h weg. Den übrig bleibenden Laut pflege ich durch tschóu wiederzugeben, und dies ist der zweite Theil im Namen der neuen Kolonie. Will man den Setzerkästen deutscher Provinzblätter zuliebe alle orthographischen Spitzfindigkeiten, wie Accente und Apostrophe, vermeiden, so ist wohl tschau, wenn auch nicht ganz richtig, so doch das Nächstliegende. Ein Korrespondent der „Hamburger Nachrichten" vom 25. Jan. 1898 tritt für Tjau-tschau ein, indem er behauptet, die erste Silbe werde am Orte tjau und nicht kiau oder kiau ausgesprochen. Dabei schwebt ihm vermuthlich die Aussprache von Peking vor, wo k vor i in eine Sibilante übergeht und wo tschiang für kiaag (Fluß), tsching für king (Konon), tschi für ki (Huhn) u. s. w. gelesen wird. Diese, die neueste Sprachentwicklung des Chinesischen bezeichnende, an den Jotacismus des K-Lautes im Lateinischen und den romanischen Sprachen erinnernde Erscheinung ist in China viel weiter verbreitet als von Vielen angenommen wird. Wer weiß, ob überhaupt ihr Ursprung in Peking zu suchen ist, da sie sich in Schensi, Sstitsch'uan und Yünnan wiederfindet. Aber gerade in Ost-Schantung hat sie noch nicht platzgegriffen; dort liest man noch kiau und nicht tschau. Das letztere entspricht der Hofsprache von Peking, an deutschen Höfen darf man getrost aussprechen und schreiben: „Kiao-tschou". Wird doch, wenn wir die Legenden der Poststempel zugrunde legen, fast jeder Vertragshafen in China noch einer anderen Orthographie benannt. Neben Newchwang lesen wir Kiukiang; und Namen, wie Pakhoi, Swatow und Hangkaag, sind noch obendrein verschiedenen Dialekten entlehnt. Hätte der Kor-

respondent des „Hamburgee Nachrichten“ recht, so müßten wir auch Pei-tsching oder Pe-tying anstatt Peking lesen; denn so wird der Name gerade an Ort und Stelle ausgesprochen. Abee im Handel und Wandel heißt es: usus est tyrsnaus; es ist ja auch ganz gleichgültig, wie wir „Kioo-tschau“ buchstabiren, wenn wie es nue haben.

-rt- Die Pariser Akademie der Wissenschaften hal in ihrer Sitzung vom 3. Januar Mr. Von Tieghem für dos Jahr 1898 zum Vizepräsidenten gewählt, da der bisherige Vizepräsident, Mr. Wolf, an Stelle des abtreteaden Präsidenten Mr. Chatin den Präsidentenstuhl einnimmt. — Der Professor füe Mathematik and Astronomie an der Catholic University of America in Washington, Mr. G. M. Seaele, wurde vom Papst an Stelle des verstorbenen P. Denza zum Direktor der votikanischen Sternwarte in Rom ernannt. — Die goldene Medaille der Royal Astronomical Society in London wurde dem auf dem Gebiet der Meteor- und Kometenostronomie bekannten Mr. W. F. Denning in Bristol verliehen.

* **Würzburg.** Hr. Dr. Sieper, dessen Ernennung zum Professor der englischen Philologie an der hiesigen Universität wir kürzlich anzeigten, bittet uns, zu berichtigen, daß es sich bei dieser seiner Lehrthätigkeit lediglich um ein Interimistikum zur Vertretung des beurlaubten Prof. Stürzinger handelt.

* **Heidelberg,** 2. Febr. Zur Besetzung der neugeschaffenen außerordentlichen Professur für Philosophie an der hiesigen Universität (vergl. Ne. 21 u. 23 der Beilage) ist von der badischen Regierung eine Berufung an den außerordentlichen Professor der philosophischen Fokultät in Straßburg, Dr. Paul Hensel, ergangen und dieser hat sich zur Annahme des Rufes bereit erklärt.

* **Dresden.** Am 1. Februar ist hier der Kunstschriftsteller und -dozent Theodor Seemann an einem Herzschlag plötzlich gestorben. Er war 1837 in Göttingen geboren und hatte sich durch oerschiedene Schriften über die bildenden Künste einen Nomen gemacht. Hier in Dresden war er hauptsächlich durch die regelmäßigen Vorträge über die Entwicklung der Kunst, die besonders in der Domenwell viel Anklang faaden, wohlbekaant geworden.

* **Königsberg,** 1. Febr. Der Privatdozent Dr. med. Max Podack, der zweite Assistent an der hiesigen medizinischen Universitätsklinik, ist nach kurzem, schwerem Leiden im 31. Lebensjahr oerstorben.

* **Kiel,** 1. Febr. Geheimroth v. Esmarch hot zum Schluß des Winterhalbjohrs seine Entbindung von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, beantragt.

* **Aus Oesterreich.** Der bisherige außeeoedentliche Professor an der Unioersität Innsdruck Dr. Wladimir v. Lukasiewicz ist zum ordentlichen Professor für Hautkrankheiten an der Universität Lemberg ernannt worden. — Im Laufe dieses Sommers, und zwor vom 28. Juli bis 2. Aug., findet in Wien der dritte internationale Kongreß für angewandte Chemie statt. Dem Organisationskomitee sind bereits aus allen Staaten Anmeldungen von Theilnehmern und von Referaten zugegangen. Der Kongreß wird die hervorragendsten Autoritäten Europa's und Amerika's auf dem Gebiete der angewandten Chemie in Wien versammeln. Selbstoerständlich zählen unter diese ouch die Vertreter zohlreicher großer Industrien, die im Zusammenhang mit der Landwirthschoft, Metallurgie, Textilindustrie stehen. Die Regieeung ist im Organisotionskomitee durch Repräsentanten der Ministerien des Innern, des Kriegs, des Handels, des Unterrichts, des Ackeebaues und der Finanzen vertreten.

* **Serajewo.** Am 28. Januar storb hier der Vorstand dee prähistorischen Abtheilung des bosnisch-herzogewinischen Landesmuseums, Franz Fiola, im 38. Lebensjohr. Er wae von Haus aus Botaniker nnd hat auf diesem Gebiet zur Erforschung der Flora Bosniens edenso werthvolle Beiträge geliefert, wie er später auf prähistorischem Gebiet durch seine Durchforschungen der alten bosnischen Nekropolen Bedeutendes leistete.

* **Aus der Schweiz.** Zum Professoe für französische Sprache nnd Literatur am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich ist vom Bundesrath der Schriftsteller Paul Seippel in Genf ernannt worden. — Der Professor für Hygiene on der Universität Lausanne Dr. Karl Nicolos ist, 50 Jahre olt, om Schlagfluß gestorben.

-ir **Aus den Niederlanden.** Prof. van Hamel in Amsterdom mußte sich aufs neue einer Operation unterziehen. Sein Zustand ist befriedigend. — Dr. J. L. Schroeder van der Kolk, bisher Lektor on der Universität Amsterdam, wurde zum Professor an der Polytechnischen Schule zu Delft ernannt. — Der Minister hot Dr. E. A. Kaddie, Assistenten für Chemie on dee Unioersität Leyden, die Erlaubniß ertheilt, sich als Privatdozent für Chemie, speziell für Mikrochemie, zu habilitiren. — Auch in den Niederlanden erheben die Ultramontanen von Zeit zu Zeit laute Klagen, daß untee den hohen Beamten so wenig gute Katholiken seien. Seit einigen Wochen dreht sich der Streit dorum, daß auch unter den Professoren nur ein einziger guter Katholik sei (nämlich Prof. Sproal in Utrecht) sonst aber seit einem Menschenalter kein Katholik zo dieser Würde gelangt sei, die Regierung vielmehr noch ooriges Jahr die Katholiken dadurch beleidigt habe, daß sie einen Apostaten zum Peofessor der Philosophie in Leyden befördert Die Ursoche, daß dem so ist, liegt natürlich hier, wie überall an dem katholischen Erziehungs- und Unterrichtswesen selbst. — Das große Bibliothekgebäude in Groningen ist jetzt fertig. Man hat bei dem Umbau alle Sorgfalt darauf verwondt, die Feuergefahr auf ein Minimum zu beschränken. Fast alles ist aus Stein und Eisen konstraikt, sogar die Thüren sind mit Eisen beschlagen. Das Gebäude kostet zirka 80,000 fl.

* **Upsala.** Am 26. Jaauar staeb der Professor des Zivilrechts an der hiesigen Universität, Ernst Victor Nordting, einer der größten neueren Juristen Schwedens, im 66. Lebensjahr. Seine Schriften zum schwedischen Zivilrecht, sowie seine ganz hervorragende Lehrbefähigung sicherten ihm eine tiefe Einwirkung auf die wissenschaftliche Ausbildung der gesammten jüngeren Juristenwelt Schwedens.

* **St. Petersburg.** Graf Eugen Zichy wird in Begleitung von sechs österreichischen Gelehrten dieser Toge Moskau verlassen, um eine wissenschoftliche Expedition durch Sibirien noch Wladiwostok zu unternehmen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion dee Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Holger Drachmann: Die Leute von Skraudoe. Dresden, Leipzig, E. Pierson 1898. — Felix Hüdel: C-Moll. Eine Künstlerlaufbahn. Ebd. — Edm. G. Ehrenfreund: Wilde Epheuranken. Gedichte. Ebd. — Elfrieda Meinhold: Der Nordpolfahrer. Drama in drei Aufzügen. Ebd. — Königsdran-Schauz: Hundstagszauber. Ebd. — Meisternovellen deutscher Frauen. Hggd. v. Ernst Brausewetter mit 16 Charakteristiken und 16 Portraits. Berlin, Schuster u. Loeffler 1897. — Timm Kröger: Die Wohaung des Glücks. Ebd. — Protokolle der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Bearbeitet von Achilles Gebhard u. Spahn. Lfg. 4. Berlin, J. Guttentag 1897. — Hesba Stretton: Zu des Herrn Hand. Autoris. Uebersetzung. Rotterdam, Leipzig, D. A. Doonen 1898. — Dr. Julius v. Staudinger: Das Vereinsrecht nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Mit dem einschlägigen Gesetzestext. Erlangen, Palm u. Enke 1897. — 17. Jahresbericht der Deutschen Gesellschaft von Milwoukee. Milwaulee, Wis., Franz D. Hale 1897. — *Americana Germanica.* A quarterly devoted to the comparative study of the literary, linguistic and other cultural relatioas of Germany and America. Ed. Marion Dexter Learned. Vol. 1, No. 3. New York, Loadon, Macmillaa Company 1897. — Anton Weber: Regensburgs Kunstgeschichte im Grundriß. Mit 12 Abbildungen. Regensburg, J. Habbel 1898. — Joseph Merkl: Im Hörselberg. Lustspiel in 4 Akten. München, J. Lindauer 1897. — Frieda Awerlau: Am Herd des Hauses. Kochbuch. Stettin, Paul Nielammer.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Freitag, 4. Februar. Nummer 27.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Klavier und das Empfinden der Töne. Von Dr. Franz Bachmann. — Adolf Sterns Novellen. Von Adolf Bartels. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Klavier und das Empfinden der Töne.

Von Dr. Franz Bachmann (München).

Ohne Zweifel nimmt das Klavier heute eine weite, das musikalische Empfinden beeinflussende Stellung ein. Es ist wohl keine Regung der menschlichen Seele in Freud und Schmerz, in Glück und Lust, in Liebe und Leid, in Sehnen und Bangen, die nicht durch den Klavierton die Vermittelung für Andere gefunden hätte. Dadurch sind wir mit dem Klavier und seinem Tone wie verwachsen und wir können uns selbst und das musikalische Leben in unsern Familien kaum vorstellen ohne die Mitwirkung des Klaviers. Eine derartige intensive Verbindung eines bestimmten Instruments mit unserm Tonempfinden seit mehr denn 150 Jahren kann nicht ohne den tiefgehendsten Einfluß auf dieses selbst sein, und es ist nicht zu viel gesagt, daß wir heute in hohem Maße klaviermusikalisch bestimmt sind und immer weiter bestimmt werden gegenüber einer mehr gesangmusikalischen Vergangenheit, die ein mit dem Klavier zu vergleichendes Instrument nicht besessen hat.

Angesichts dieser Thatsache erhebt sich die Frage: ist diese dominirende Stellung des Klaviers von gutem Einflusse für das musikalische Empfinden des Volkes selbst geworden? — Ist bei dem eigenartigen Charakter des Instruments die Bildung der Tonempfindung gefördert oder gehemmt?

Zum Charakter des Klaviers rechnen wir den dem Instrumente eigenen, fertig daliegenden Metallsaitenton, der zu den einzelnen Tönen des Instruments im Verhältniß der fixirten temperirten Stimmung steht; ferner die ihm eigenthümliche Tastatur, durch deren Anwendung die Saite in Schwingung und zum Tönen gebracht wird. Und da müssen wir von vornherein erklären, daß das Klavier durch die Mitwirkung dieser seiner Faktoren für das musikalische Empfinden und die musikalische Bildung eine nur — um nicht mehr zu sagen — hemmende Wirkung ausgeübt hat. Wir geben zu, daß das Klavier an und für sich solchen Einfluß nicht auszuüben braucht, ausüben muß; bei Betrachtung der empirischen Verhältnisse dagegen halten wir uns zu diesem Urtheil berechtigt. Im letzten Grunde ist es ja der individuelle Mensch, die individuelle Gesellschaft, die die Intensität ihres inneren Lebens, ihre geistige und sittliche Energie von Innen aus bestimmt; äußere Einflüsse wirken nur hemmend oder fördernd mit. Das Klavier hat für das musikalische Innenleben, im besonderen für das Empfinden der Töne einen hemmenden Faktor abgegeben. Es wird Zeit, daß wir uns heute dieses Zustandes bewußt werden und das Unsre thun, der Verblassung der Tonbildung entgegenzuwirken.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß Kinder mit ausgeprägt musikalischer Begabung, bevor sie dem Einfluß des Klaviertons ausgesetzt sind, nicht den Ton dieses Instruments mit seinen Intervallbeziehungen von Quinte, Terz ꝛc. haben, ebenso, daß musikalische Sängerinnen nicht immer ihren Ton mit den Schwingungsverhältnissen des Klaviertons identifiziren können. Man darf bei solchen nicht sagen: sie treffen daneben, sie treffen den Ton nicht, oder sie singen unrein, sondern im Gegentheil: ihr seelischer Tonapparat ist auf andere, und sagen wie gleich, reinere Tonverhältnisse gestimmt. Aber wie ist es möglich, fragen wir uns, daß eine Differenz eintreten kann, daß ein Intervall c—e oder d—e hier und dort, wenn auch oft kaum merklich, verschieden klingt, daß unser inneres Instrument auf andere Tonverhältnisse gestimmt ist, daß das äußere Instrument, das Klavier, andere Tonverhältnisse zeigt? Nun wir wissen, daß mit dem dominirenden Hervortreten der Tonartengattungen von Dur und Moll, mit der Entwicklung der Mehrstimmigkeit sich eine Tonstimmung einbürgerte, die wir im Unterschied von der reinen, natürlichen die temperirte nennen. Und man kann sagen: das Klavier ist der latente Träger der temperirten Stimmung geworden. Was ist temperirte Stimmung? Negativ ausgedrückt: es ist nicht die reine musikalische Stimmung. Für die reine Stimmung ist in der Musikpraxis, besonders der Mehrstimmigkeit, noch kein Modus ihrer Anwendbarkeit gefunden, und man hat die temperirte Stimmung an ihre Stelle gesetzt. Dieselbe gleicht die Schwingungsdifferenzen naheliegender Töne, wie z. B. ges und fis, durch Reduzirung und Potenzirung aus und hat dadurch eine Oktavenskala mit zwölf, im Verhältniß eines Halbtons gleichmäßig zu einander stehenden Zwischentönen geschaffen.

Wir sehen hier also die Thatsache, daß das hervortretende Tonalitätsgefühl von Dur und Moll mit der Entwicklung der Mehrstimmigkeit sich ein Tonsystem gebildet hat, das von den natürlichen Tonverhältnissen Abstand genommen hat. Ich scheue mich durchaus zu sagen, daß dasselbe ein künstlich gemachtes sei, aus inneren und äußeren Gründen, auch angesichts der Thatsache, daß unsre großen Meister in denselben gefühlt und ihre reiche Empfindungswelt uns erschlossen haben. Auf diese Verhältnisse aber hinzuweisen, halte ich für durchaus nöthig. Gibt es doch selbst Musiker, und nicht die letzten, die kaum noch dies Verhältniß bedenken; es ist ihnen die temperirte Stimmung in Fleisch und Blut übergegangen und sie rechnen mit derselben, wie mit einem ewigen fait accompli. Ich bin der Meinung, daß die Akten über die Stimmung, ob temperirt, ob rein, noch lange nicht abgeschlossen sind. Die temperirte Stimmung ist nicht ein Naturgesetz, das unabänderliche Geltung besäße; es hieße an dem großen Gesetz der Entwicklung irre werden, es hieße dieses wichtige Gebiet musikalischen Lebens von der Entwicklung ausschließen, wollten wir nicht die Weiterbildung und Vermittelung der reinen und temperirten Stimmung im Auge behalten. In welcher Weise die Entwicklung gehen wird, läßt sich heute

noch nicht mit Bestimmtheit sagen, jedenfalls nicht auf rein temperirtem Grunde. Treffliche Vorarbeiten von Nichtfachmusikern existiren von Helmholz, Preyer und besonders von Eitz in Eisleben, und es scheint, als ob diese Frage diesmal nicht durch die Praxis der Musik, die sonst den Weg vorausgegangen ist, sondern durch die theoretische Forschung entschieden wird. Die praktischen Musiker stehen zumeist noch skeptisch der Frage gegenüber, wie ein Aufsatz von Hertzogenberg in der Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft Band I, 1894, zeigt. Zu erwähnen ist hier auch Riemanns vortrefflicher Katechismus über Akustik.

Wir kehren zu unserm Thema zurück und sagen, daß Klavier und temperirte Stimmung zu korrelaten Begriffen geworden sind. Das Klavier ist nicht bloß der latente Träger, sondern auch der typische Vertreter der temperirten Stimmung geworden. Wir stellen nun eine weitere Behauptung auf, der vielleicht anfangs widersprochen, die indeß jeden Nachdenkenden zur Zustimmung veranlassen wird. Wir sagen: wenn das Klavier nicht toäre als der latente Träger und Vertreter der temperirten Stimmung, für Jedermann stets gegenwärtig, für Jedermann zur steten Verfügung, d. h. wenn das Fehlen eines solchen Instruments jeden Musiktreibenden zwänge, mit den Tönen seines innern Instruments zu rechnen, so wäre die temperirte Stimmung nie zu solcher langen und vorherrschenden Geltung gekommen, ja, so hätte die Entwicklung des Tonalitätsgefühls nicht jahrhundertelang stillgestanden, sondern vielleicht schon zu dem Resultat geführt, dem wir jetzt zustreben: zu der Vermittelung unser gegenwärtigen Stimmung mit der reinen. Es wird Zeit, daß auch die Musiker dies erkennen und vor allem, daß sie ihre Kompositionen anders fühlen lernen als so, daß das Klavier bei der Prüfung der musikalischen Konzeption sein placet dazu gibt. Es ist nölhig, daß der Musiker vor Allen und auch der Laie, der in der Musik mehr als nur ein Vergnügen, einen Genuß, ein heiteres Spiel sieht, auch weiß, daß die termini technlei für die Intervalle, die das Prädikat der Reinheit an sich tragen, mit Unrecht zu dieser Ehre kommen. Das, was man mit großer Terz zu bezeichnen pflegt, ist eine Mischung von reiner und pythagoräischer Terz. Und das Verhältniß der Ganztöne? Ist c—d und d—e dem Intervall nach dasselbe? Wo sind die reinen Quinten? Lassen wir c—g und f—c bei einer kaum merklichen Schwingungsdifferenz auch als solche gelten, so differirt a—d dagegen völlig mit diesem Quintenverhältniß. Aber wo finden wir da bei der präparirten temperirten Stimmung auf dem Klavier nur den geringsten Anhalt dafür, zu erkennen, daß in C-dur a—d nicht mit der Quinte c—g zu vergleichen ist; es tritt im Gewande einer reinen Quinte auf! Ferner, wer hat sich das Verhältniß des Accords d—f—a in C-dur, der nach der alten Terminologie als der Accord der zweiten Stufe in C-dur bezeichnet wird, klar gemacht, daß demselben nicht weniger als neun Deutungen unterzulegen sind! In der heutigen Musikpraxis nennt man ihn kurzweg einen reinen Molldreiklang auf zweiter Stufe in C-dur, auf vierter Stufe in A-moll. Es ließen sich mit Leichtigkeit noch weitere Differenzen in der musikalischen Logik und Grammatik anführen. Das Unglück ist, daß dieselben nicht einmal als solche erkannt, empfunden und der Verbesserung für bedürftig gehalten werden. Es ist, wie Eitz in einer demnächst erscheinenden Schrift über die reine Stimmung in dem Paragraph 12: Widersinn im Musikbetriebe, sagt: „Bei der Würdigung des Notensystems haben wir festgestellt, daß die Musiker in pythagoräischer Stimmung denken. Wir wissen, daß sie auf Instrumenten in temperirter Stimmung spielen." Heinrich Bellermann beginnt sein Vorwort zu der Schrift: Die Größe der musikalischen Intervalle, Bonn 1873: „Im unbegleiteten Gesange haben die Sänger das Bestreben, alle konsonirenden, d. h. alle im Dreiklange und seinen Umkehrungen enthaltenen Intervalle wirklich rein, ihren einfachen Schwingungsverhältnissen gemäß auszuführen." Eduard Grell und viele andere haben es als wichtigste Aufgabe betrachtet, die natürlich reine Intonation im a capella-Gesange zu pflegen. Wenn alles zusammengehalten wird, so ergibt sich ein ähnliches Ergebniß wie bei der Frage nach den Abstimmungsverhältnissen der griechischen Diatonik. Nur viel verworrener und fast unheilbar ist der Schaden jetzt. Man denke: Unsre Musiker denken in pythagoräischer Stimmung, spielen in temperirter und singen in reiner Stimmung. Das ist ein Widersinn von so trauriger Komik, wie es sich wohl auf keinem Gebiete des Wissens und Könnens wiederfindet. Bei solchem musik-akustischen Wirrwarr nimmt man nun das wenigstens einigermaßen auf sicheren Füßen stehende Klavier her, Schülern das Verhällniß der Töne beizubringen und ihr Empfinden zu pflegen. Man hält es für eine Nothwendigkeit, daß in Gymnasien und Töchterschulen im Musiksaal sich ein Klavier befindet, als müßte mit Hülfe des Instruments der Unterricht festere, sichere Resultate für das Tonempfinden hervorbringen. Natürlich, wenn die Begriffe: temperirte, pythagoräische, reine Stimmung mit dem tonalen Denken des Musikers in wahrhaft temperirter Weise selbst spielen, so muß er etwas haben, an das er sich hält; und als deus ex machina erscheint das Klavier, das mit schwarzen und weißen Tasten Halbton, Ganzton, Terz, Quart und Quint und Sept und Septime dem eifrigen famulus ad oculos demonstrirt. Das Resultat ist, wie mich letzthin ein Lehrer der musikalischen Hochschule in München versicherte, daß die Schüler, welche nur klavier-musikalisch geübt sind, bei den gemeinschafttichen Chorübungen weniger Reinheit im Tone zeigen.

Ungünstiger gestaltet sich unser Urtheil über den Einfluß des Klaviers auf das allgemeine Tonempfinden noch, wenn wir die Art der Tonerzeugung und die mit dem Spielen verbundene seelische Aktion in Betracht ziehen.

Ich sagte schon, daß die Art der Erzeugung eines Tones mit Hülfe eines Instruments schon an und für sich einen gewissen Nachtheil hat. Aus welchen Gründen? Ich neige mich zu der Ansicht, daß der Ursprung aller Musik in der Bewegung der menschlichen Seele ruht, und daß gleich dem poetischen Worte in seiner einfachsten Form der musikalische einfache Ton der Ausdruck dieser Bewegung ist, hervorgebracht durch das natürliche Organ: den Kehlkopf und seinen Resonator: die Mundhöhle. Der Ton ist also das Kind der Seele. Dies Abhängigkeitsverhältniß ist in seiner absoluten Gültigkeit festzuhalten. Wie ist nun aber dem gegenüber das Verhältniß der Töne, die mit Hülfe von Instrumenten, also außer dem Menschen liegenden musikalischen Organen, hervorgebracht werden? Jedenfalls darf es kein äußeres sein oder gar ein so völlig losgelöstes, daß der Ton eines Instrumentes als solcher völlig selbständig geworden ist und Selbstbeziehung und -Bedeutung gewonnen hat. Der Ton jedes Instruments bleibt stets ein abgeleiteter, wenn er auch in dieser seiner Ableitung zu der denkbar möglichsten Freiheit sich entwickeln kann; das Instrument selbst bleibt ja auch mit seinem Schallkörper, seinen Schallbögen, der Luftsäule, den schwingenden Saiten, selbst in der denkbar größten Abweichung, ein Abbild des Ur-Instruments: des Kehlkopfes mit der Mundhöhle. Betrachten wir einzelne Instrumente. Bei den Blasinstrumenten ist selbst noch die Mitwirkung des ursprünglichen Tonerregers: der Hauch, der Athem erforderlich, und da, wo nicht durch Ventile die Höhe und Tiefe, der bestimmte Ton schon gegeben ist, auch die Bethätigung des inneren Tonempfindens durchaus erforderlich. Anders ist es bei den Streichinstrumenten. Das Instrument steht in keiner unmittelbar äußeren Beziehung zu dem Ur-Instrumente. Andere

Faktoren treten auf: Hand und Finger, Streichbogen, gespannte Saiten, Resonanzboden, durch deren Zusammenwirken der dem Streichinstrument eigene Ton hervorgebracht wird und damit die seelische Bewegung ihren Ausdruck findet. Die Streichinstrumente bleiben aber insofern von günstigem Einfluß auf das Empfinden der Töne, als sie den Spieler stets zur Selbstthätigkeit in dem Bilden des ganzen Tones zwingen und dadurch die stete Beziehung des Tones zu der Seele des Spielers wachhalten. Bei dem Klaviere sind nicht mehr wie bei den übrigen Instrumenten Töne erst zu bilden, sondern ein fertiges Tonmaterial liegt zur Benutzung da. Der Ton der Seele ist zu einem mechanischen Produkt klingender Saiten geworden. Der Ton ist selbständig vorhanden, auch ohne daß die Seele irgendwelche musikalische Funktion ausübt. Gewiß hat man das Verhältniß von Ton zu Ton nie vergessen und kann es nicht vergessen; man drängt beim Spielen auf Herstellung dieses Verhältnisses auch hier, so daß also der Ton des Klaviers als nicht vorhanden betrachtet wird und erst im Moment der musikalischen Thätigkeit seine Existenz gewinnt. Es ist dies sehr wichtig und wir unterscheiden daran das Spiel des Künstlers von dem des Virtuosen. Der erstere schafft mit seiner Seele den Ton, der letztere mehr mit seinen Fingern. Der Künstler legt in den Ton seine Seele hinein, und der Ton ist von der Bewegung der Seele wie ein von der Seele hervorgebrachter getragen. In dieser Weise betrieben ist das Spiel auf dem Klavier von hohem Werth. Der Ton aus dem Innern gehend, nicht bloß aus dem Resonanzboden des Instruments, geht wieder zum Innern und kann ein höheres musikalisches Empfinden im Hörer wecken; vor allem kommt das Tonempfinden hierbei nicht schlecht weg. Anders aber, wenn die Seele des Musikers nicht spontan thätig ist, er aber doch spielen will und spielen muß. Das Klavier ist da, es hat Töne in großer Anzahl, die Finger des Spielers sind durch jahrelange Uebungen so geschult, daß sie beim Anschlagen der Tasten mit Leichtigkeit harmonische Tonmassen zum Klingen bringen; glänzende Kompositionen, zu deren Faktur die Seele gerade ausreichte, gibt es ja auch genug. Und das Resultat davon? Es ist ein Abbild unsrer Salons, wo es auch zumeist keine Seele gibt, wo es aber viel auf glänzende Form, auf sichere Gewandtheit im Treffen des feineren Gesellschaftstones, auf äußere Politur, auf Finessen im Einzelnen, auf Darbietung von Interessanten, Erregenden, Neuigkeiten ankommt, wo es sich nicht um einen gewissen objektiven Werth einer Sache oder Person handelt, sondern jeder einen recht guten Eindruck von sich, einen glänzenden Effekt machen will. Gewiß gehört auch dazu Seele — aber eine mißhandelte, eine zugeschliffene, die sich in diesem wunderbaren Konglomerat menschlicher Bildung nicht frei äußern darf. Wie mancher Virtuos, wie mancher Klavierspieler, wie mancher Musiker fühlt das Mißverhältniß, in dem er zu den Tönen steht, zu der Kunst überhaupt! und je ehrlicher der Mensch es mit derselben meint, desto schmerzlicher die Empfindung innerer Gebundenheit. Sagte doch selbst der ehrliche Mendelssohn von sich: Es sei ein gewisses Etwas, über das er nicht hinwegkäme. Es fehlt der Seele die volle, ungetheilte, freie, künstlerische Funktion.

Die Gefahr liegt, wie wir sahen, für den, der Klavier spielt, schon an und für sich nahe, weil das Instrument ein fertiges Tonmaterial hat und es eine stete Einladung zur musikalischen seelischen Trägheit enthält. Wird aber der Ton von dem Spieler nicht mehr erzeugt, so kann er auch nicht mehr völlig als einzelner und dann im Zusammenklang empfunden werden, auch nicht in seiner Reinheit, in seiner Höhe und Tiefe, in seinem Wechselverhältniß zu anderen. Ja, das Umgekehrte kann eintreten: das Klavier weckt erst das Tonempfinden des Menschen, der Klavierton wird sein Ton, und der Ton in der Tiefe seiner in Unthätigkeit verharrenden Seele schweigt. Das Klavier wird unentbehrlich und übt einen despotischen Einfluß aus. Ueberall braucht man das Klavier, aber eben nicht immer deßhalb, weil man musikalisch ist, sondern weil man die musikalische seelische Freiheit eingebüßt hat. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, daß unter den heutigen Klavierkompanisten nicht einer ist, der wirklich musikalisch, der den freien, unabhängigen, künstlerischen und seelischen Ton besitzt. Und daß dies nicht bloß den Klavierkomponisten so ergeht, sondern auch anderen, sagen sich die Ehrlichen unter denselben selbst.

Es wird uns in diesem weiteren Zusammenhang nun begreiflich, warum heute in den meisten musikalischen Kreisen die Frage nach der Fortentwicklung der Tonalität, die Frage nach Vermittlung von temperirter und reiner Stimmung wie eine terra incognita und ohne jedes Interesse ist. Es liegt mir fern, der Ehre unsrer Musiker und echten Künstler nahe zu treten, aber es ist eine Thatsache, daß unter 100 Musikern vielleicht 15 über diese Frage orientirt sind, von dem musikliebenden Publikum überhaupt nicht zu reden. Wir betrachten deßhalb das Klavier bei seiner Stellung, bei seinem Charakter als ein musikalisches Unglück. Es kommt noch ein weiteres Moment hinzu, warum ein gegebener fertiger Ton, der durch einen Druck des Fingers auf die Tasten erzeugt werden kann, das Tonempfinden eventuell ungünstig beeinflußt. Es ist eine psychologische Thatsache, daß wir einen Ton um so deutlicher und schärfer hören, wenn unsre musikalische Vorstellungskraft ihn vor dem äußern Klang im Innern hat erklingen lassen. Der Ton gewinnt dadurch viel mehr persönliche Beziehung, seelische Farbe, wir können ihn und seinen Charakter genauer kontroliren, wir unterscheiden einen reinen Ton von dem unreinen viel sicherer, und die Intervallverhältnisse der Töne untereinander treten bewußter hervor. In der richtigen Musikpraxis wird dieser Prozeß, der mit größter Geschwindigkeit fast gleichzeitig sich vollzieht, auch walten. Eine derartige Schöpfung des Tones, der vor dem realen Erklingen präexistent in der Seele lebte, würde die Nachtheile des fertigen Klaviertons bedeutend verringern. Die Erfahrung zeigt uns leider, daß man diesen Zusammenhang völlig übergeht und die Nachtheile als solche gar nicht mehr empfindet. Es kann der Einfluß davon, daß das Klavier der hauptsächlichste Repräsentant des fixirten, temperirten Stimmungstons ist, bei richtiger Musikbildung belanglos werden; wo aber das Verhältniß des äußeren Tones zum inneren vergessen, vernachlässigt, ja geradezu umgekehrt ist, da wird jede echte Musikbildung, jede Stärkung des Tonempfindens unmöglich. Man halte dazu, daß die Stimmung der Klaviere selbst oft eine ganz verschiedene ist, daß das eine einen Viertelton höher oder tiefer steht als das andere, ja daß wir selten ein gut gestimmtes Klavier, das auch die Stimmung behält, antreffen. Ein jeder musikalische Mensch müßte diese Unreinheit sofort empfinden, wie man sich von äußerer Unsauberkeit verletzt fühlt.

Betrachten wir nun noch den Einfluß der Kompositionen, die für das Klavier geschaffen sind und durch das Klavier auf unser tonales Empfinden wirken.

Der eigenthümliche Charakter des Klaviers, seine weite Ausdrucksfähigkeit, viele Stimmen gleichzeitig in orchestraler Nachahmung verklingen zu lassen, wozu außer der Orgel und verwandter Instrumente kein anderes fähig ist, die Stellung des Klaviers im Hause, dies alles hat zusammengewirkt, eine ungeheure Fülle von Kompositionen hervorzurufen. Man vergleiche nur die Kataloge der Musikalienhandlungen, und man wird die größte Anzahl Kompositionen unter der Rubrik für das Klavier finden. Die Quantität steht aber durchaus nicht in dem Verhältniß

Digitized by Google

der Qualität. Wie wir oben den Ton als das Kind der Seele bezeichnet haben, so betonen wir auch hier: die Kunst ist seelischen Ursprungs. Sie stammt aus der bewegten Seele des Menschen, der, von einer idealen, übersinnlichen Welt angezogen, sich in der realen Welt weiß, der von der realen sinnlichen Welt sich und die Menschen gefesselt sieht und die Heimath seines Geistes und Herzens in der idealen Welt hat. Diese Doppelstellung des Menschen prägt sich ja besonders beim Künstler aus, aber doch auch bei jedem Menschen, der nicht an der sinnlichen Erscheinung der Welt haften geblieben ist. Ein Künstler und ein Kunstempfinden ist undenkbar, wo nicht die Seele in der Stunde des Schaffens und Aufnehmens Freiheit und Freude, Schmerz und Leid fühlt, wo nicht die Potenzen der idealen und realen Welt einander gegenübertreten, sich verschlingen, sich wiederum trennen, sich befehden, sich ergänzen, sich beleuchten und eben in dem Innersten des Menschen jenen Stoff produziren, aus dem ein Kunstwerk — hier können wir das Wort getrost anwenden — fabrizirt wird, aus dem es schließlich selbst besteht.

In den Klavierkompositionen moderner Musiker vermissen wir fast jeden höheren, werthvollen Gedanken. Es fehlt jenen das künstlerische einheitliche Bewußtsein von dieser Doppelstellung des Menschen, und darum muß ihren Werken mit Naturnothwendigkeit der beseelende Hauch, der belebende Athem, fehlen, der der materiellen Masse Inhalt gibt. Man verstehe mich nicht falsch, als solle sich der Künstler so schwärmerisch in eine ideale Welt versenken, daß er zuletzt den rechten klaren Zusammenhang mit der materiellen Welt verliert. Dies führt zu ungesunden Empfindungen und verworrenen Vorstellungen über sich und die Welt. Gewiß mag der Künstler ein beglückendes Bewußtsein davon haben, daß er ein begnadeter Mensch ist, aber er darf nie vergessen, daß er auch nur ein Mensch ist, der mit den Uebrigen den Erdentribut zu zahlen hat. Eine derartige Klarheit über seine bescheidene und doch wieder hervorragende Stellung gewonnen zu haben, ist freilich viel verlangt von dem Geist und Herzen eines Menschen, der mit moderner ungenirter Leichtigkeit den Namen eines Künstlers sich beilegt, weil er auf irgend einer Akademie, bei irgend einem berühmten Lehrer studirt, weil das Spiel seiner Finger die Beifallswerkzeuge seiner Zuhörer in große Bewegung gesetzt hat, weil er auch einen Verleger gefunden hat. Besonders bei Klavierspielern und -komponisten wird mit diesem Namen wie mit einer abgegriffenen Münze umgegangen, und es ist hier doch geradezu haudgreiflich zu fassen, daß einem solchen Menschen zum Künstler gerade das beste fehlt. Diese Verhältnisse, die wir bei den Klavierkomponisten finden und sich in ihren Produkten wiederspiegeln, üben natürlich ihren Rückschlag auf das Publikum, auf das musiktreibende Volk, das in den Komponisten und Künstlern mit Recht seine Lehrer und Vorbilder sehen muß. Bei Bach und Beethoven und den großen Meistern ist dies Verhältniß auch das richtige; das Volk sieht zu ihnen hinauf, und Jene suchen das Volk zu sich in ihre Welt emporzuziehen. Sie stellen Anforderungen, sie verlangen Unterordnung, ein Eingehen auf ihre weite, innerlich zusammenhängende Gedanken- und Empfindungswelt, ein Oeffnen der Seele des Zuhörers für den flüchtigen Augenblick des Aufnehmens, sie setzen ein musikalisches Sichweiterbilden und vor allem ein sicheres Empfinden der Töne voraus. Dem gegenüber stehen die Kompositionen der weniger musikalisch als seelisch dii minorum gentium, die eher zum Publikum hinabsteigen und auch musikalisch keine zu großen Anforderungen machen. Mit technischen Mitteln, also etwas äußerlichem, suchen sie den von ihnen selbst empfundenen Mangel auszugleichen. Sie streugen das Ohr des Zuhörers in musikalischem Sinne nicht an, die Wellenbewegungen der Seele des Zuhörers gehen bei aller gezeigten Begeisterung nicht über eine bestimmte Höhe. Zu dem Klavierkonzert eines bekannten Virtuosen hörte Verfasser die Aeußerung einer gebildeten Dame, nachdem die Nummern: Beethoven, Brahms glücklich überstanden waren: nun beginnt eigentlich mein Theil. Es ist die Dame durchaus nicht mit musikalisch-pharisäischem Blick zu strafen; es war von ihr sehr ehrlich. Aber es ist symptomatisch: tonal und seelisch fühlt sich im großen und ganzen der moderne Mensch nicht wohl bei den großen Meistern. Das Klavier mit seinen verflachenden Wirkungen und die Klavierspieler mit der oft gänzlichen Vernachlässigung ihre Psyche — nomina sunt odiosa — tragen an diesem Zustand einen nicht geringen Theil der Schuld. Wir betonen es: dem Musiker fehlt nicht die musikalische Begabung, die bei den Epigonen vielleicht ebenso groß ist wie bei den Meistern, sondern die Kraft der arbeitenden, mit der Welt, dem Ich ringenden Seele. Sie haben die Begriffe Welt und Ewigkeit in ihrer Brust nicht zur harmonischen Einheit zu verbinden getrachtet, sie haben — was der Künstler sein muß — die Vollendung zum religiösen Künstler zu erreichen, weder die geistigen noch moralischen Kräfte in sich entwickelt. Es fehlt ihnen demnach die Hauptsache zur Kunst: das höhere reine Material. Dafür bieten sie nun, was sie haben — im besten Glauben: Oft geistvolle Bruchstücke eines vom großen Welt- und Seelenleben losgelösten Individualempfindens, was man auf philosophischem Gebiet im besten Fall geistvolle Aperçus zu nennen pflegt. Diese ziehen an, sie fesseln, sie erzeugen einen gewissen geistigen Genuß, aber einer allgemeinen philosophischen Bildung sind sie oft mehr hinderlich als förderlich; sie sind lendenlahm bei allem Glanz im Ausdruck und in der Form und erzeugen nicht selbständiges Denken. Wie nun diese philosophischen Aperçus auch nicht eines logischen Materials bedürfen, zu dem die Prinzipien alles Wissens beigesteuert haben, so bedürfen auch jene musikalischen Aperçus weder des ganzen seelischen noch musikalischen Materials, beides in angestrengtester Arbeit gewonnen.

Wohin sind wir gekommen mit unserm musikalischen Leben, mit dem freien Empfinden der Töne? Die Fähigkeit, rein musikalisch zu empfinden, ist stark reduzirt. Wenn dem Volke auch noch so viel Gelegenheit geboten wird, Musik, selbst bessere Musik zu hören, so muß es doch auf diesem Wege mit dem Empfinden der Töne bergab gehen. Als Bach das wohltemperirte Klavier geschaffen hatte, da sollte die Stellung des Klaviers in dem Musikleben des Volkes verwerthet und die tonale Bildung vertieft werden. Was sind die Fugen des wohltemperirten Klaviers anders als eine stete Anspornung zu inniger seelischer und intensiver musikalischer Mitarbeit! Und Beethovens Klaviersonaten, was bedeuten sie anders, als den Ernst der Kunst. Es könnten hier natürlich ebensogut noch andere Meister genannt werden; indessen die Kompositionen jener Beiden: Bach und Beethoven, sind typisch für das Klavier, und es läßt sich an denselben am besten ermessen, zu welcher Tonsprache das Klavier fähig ist und wiederum, welche Tonbildung es schließlich auch ermöglichen kann.

Soll es nicht dahin kommen? In gewissem Sinne hatte Bach für seine Klavierwerke ein musikalisch vorbereiteteres Volk vor sich, als heute die Meister überhaupt. Wir wissen, daß Bach damals weit über seine Zeit hinausging und man vielfach den Kopf über ihn schüttelte. Musikalisch fanden sich aber dennoch für ihn mehr Anknüpfungspunkte mit dem allgemeinen Musikempfinden des Volkes denn heute. Die Polyphonie, der Kontrapunkt, war bei den Musikern nicht so in den Hintergrund gedrängt zugunsten einer Melodie. In den Kirchenkompositionen, deren Einfluß das Volk am meisten ausgesetzt war, herrschte die Polyphonie, die musikalisch an den Komponisten wie an

den Hörer stete Aufforderungen stellt. Es ist unmöglich, daß ein so allgemein herrschender polyphoner Stil nicht schließlich seinen Rückschlag ausgeübt hat auf das allgemeine tonale Empfinden. Wie hätte sonst das Volk an den wunderbaren, heute nicht übertroffenen Volksgesängen, wie sie die Madrigale des 16. Jahrhunderts zeigen, Freude haben können, wie hätte es überhaupt die fast durchgängig polyphon gehaltenen Kirchenchöre, die wieder einzuüben in Folge mangelhaften Tonempfindens heute auf die größten Schwierigkeiten stößt, mitsingen und mitanhören können! Heute steht's damit traurig: die Hervorhebung einer Melodie, was in der Entwicklung des musikalischen Lebens vielleicht eine nothwendige That war, ist über Gebühr geschehen und hat zu großen Einfluß gewonnen. Wollen wir mit Ernst Musik treiben und das Volk an einen weniger oberflächlichen Genuß der Musik gewöhnen, so heißt's: zurück zur Polyphanie! Kombination der Melodien, nachdem das Wesen derselben in einer langen Entwicklung deutlich genug hervorgetreten ist, untereinander in polyphoner Gestalt! Es ist auf diesem Gebiet ungeheuer viel zu thun; auch die Stellung des Klaviers im musikalischen Leben und sein Charakter kann verwerthet werden, den musikalischen Theil des Volkes aus seiner tonalen Lethargie zu einer gewissen tonalen Selbständigkeit zu erwecken, auf daß es wieder seine Meister verstehen lernt und in der Kunst den Hauch ewigen Lebens spürt.

Adolf Sterns Novellen.

Von Adolf Bartels.

Die Bevorzugung einer bestimmten poetischen Form in den einzelnen Literaturperioden ist eine geschichtliche Thatsache, die man häufig beobachtet, aber selten aus tieferen Ursachen zu erklären versucht hat. Der Erfolg, den ein hervorragender Dichter in irgend einer Gattung hat, genügt sicher nicht zur Erklärung des Umstandes, daß die meisten Talente diese pflegen; man muß annehmen, daß die Zeitströmung und die von ihr beeinflußte Geistesdisposition der Dichter diese Form als besonders geeignet erscheinen läßt, den poetischen Gehalt der Zeit (wenn man von einem solchen reden darf) in sich aufzunehmen. So hat das klassische Zeitalter unsrer Literatur den großen Bildungsroman bevorzugt, als dessen Muster uns heute Goethe's „Wilhelm Meister" erscheint, so wandte sich die Restaurationsepoche dem historischen Roman zu; das junge Deutschland gab sein Eigenstes in dem feuilletonistischen Reisebild, und die nach ihm heraufgekommene Generation verfiel der Dorfgeschichte. Endlich begann Mitte der 50er Jahre der Siegeszug der Novelle, die zwar schon früher von Tieck für Deutschland „begründet" worden war, aber nun erst zur vollen Ausbildung gelangte und ihre Meister fand, die dann fast ein volles Menschenalter hindurch die deutsche Literatur beherrschten. Die Ursache, daß die Novelle die Lieblingsform der deutschen Dichter wurde, dürfte zunächst in der seit 1848 stetig wachsenden Mannichfaltigkeit und Bewegtheit des deutschen Lebens zu suchen sein, die die Konzentration zum großen Roman anders als auf Kosten der Poesie fast unmöglich machte, weiterhin in dem Zustande des deutschen Theaters, der das künstlerische Drama fast völlig ausschloß und die Dichter zwang, ihre Probleme in der dem Drama an Geschlossenheit am nächsten stehenden Novellenform zu behandeln. Es wäre sehr lobenswerth, wenn schon jetzt einmal eine zusammenfassende Darstellung der Entwicklung der deutschen Novelle während des verflossenen Menschenalters versucht würde; ohne Zweifel hat diese Form nie und nirgends eine so hohe Ausbildung erlangt, wie in Deutschland zu jener Zeit, und neben den von Jedermann gepriesenen Meistern ist eine ganze Zahl von ihnen unabhängiger, selbständiger Talente hervorgetreten, denen ihr Recht noch werden muß. Zu ihnen gehört auch Adolf Stern, der jetzt die abschließende Sammlung seiner „Ausgewählten Novellen" (Dresden, C. A. Kochs Verlag) veröffentlicht hat.

Stern hat früher sechs Novellensammlungen herausgegeben: „Am Königsee" 1863, „Historische Novellen" 1866, „Neue Novellen" 1875, „Aus dunklen Tagen" 1879, „Venetianische Novellen" 1886, „Auf der Reise" 1891. Außerdem ist noch manches Werk einzeln aber in Zeitschriften erschienen. Wenn er jetzt in seine „Ausgewählten Novellen" nur neun seiner hieher gehörigen Produkte aufnimmt, etwa ein Viertel der Gesammtzahl, so beweist das, daß er sehr strenge Selbstkritik geübt hat. Die neun Novellen heißen: „Die Fluth des Lebens" (aus den „Neuen Novellen"), „Am Wildbach" („Am Königsee"), „Vor Leyden" („Historische Novellen"), „Heimkehr" („Aus dunklen Tagen"), „Die Wiedertäufer" („Hist. Nov."), „Der neue Merlin" („Venet. Nov."), „Violanda Robustella" („Neue Nov."), „Der Pathe des Todes" („Auf der Reise"), „Die Schuldgenossen" („Venet. Nov."). Fünf von diesen Novellen sind historisch: „Die Fluth des Lebens", „Vor Leyden", „Die Wiedertäufer", „Violanda Robustella", „Die Schuldgenossen"; von den übrigen vier behandeln zwei, „Am Wildbach" und „Heimkehr", Stoffe aus dem Volksleben, „Der neue Merlin" ist eine venetianische Novelle aus nicht allzu entlegener Zeit, „Der Pathe des Todes" eine moderne Hofgeschichte.

Die historische Novelle möchte ich als die Spezialität Sterns bezeichnen, er ist ihr oder doch einer ihrer Begründer. Wohl hat schon der Vater der modernen Novelle, Tieck, historische Novellen geschrieben, und Riehls kulturhistorische Novellen erschienen ein Jahrzehnt früher als Sterns historische, aber diese sind doch etwas anderes; die Form der historischen Novelle in ihrer ganzen Reinheit ausgebildet zu haben, dürfte doch das Verdienst des jüngeren Dichters sein, der somit wieder als Vorläufer Konrad Ferdinand Meyers erscheint. Stellt der historische Roman die ganze Breite der Welt und in seinem besonderen Fall historische Ereignisse in ihrem Gesammtverlaufe dar, so ist die historische Novelle, schon durch ihren geringeren Umfang, auf die Episode angewiesen; dafür schöpft sie diese aber auch aus, indem sie ihr eine Idee oder ein zu lösendes Problem verleiht, den Helden der Episode zum allseitigen Charakter, die Handlung als Entwicklung und Auflösung eines Konflikts ausbildet und, statt wie der Roman den großen Fluß des Ganzen, die plastische Ausgestaltung jeder einzelnen Situation anstrebt. Daß die betreffende Episode wirklich historisch sei, ist nicht einmal nöthig, sie kann auch frei erfunden sein, aber sie muß allerdings in den geschichtlichen Zusammenhang, in dem sie stehen soll, ganz genau hineinpassen, sie muß als Geschichte erscheinen, mit den überlieferten Thatsachen gewissermaßen durch natürliche, nicht künstliche Bande verknüpft, in Farbe und Charakteristik durchaus echt sein. Und wenn man gegenüber dieser frei erfundenen historischen Novelle nun den Vorwurf erheben sollte, daß es bei dem ungeheuren Reichthum der Geschichte doch ein seltsames Beginnen sei, noch allerlei dichterisches Gespinnst in sie hineinzutragen, so ist darauf zu entgegnen, daß es poetische Individualitäten gibt, deren Phantasie gleichsam historisch angehaucht ist, die der Glanz und die Pracht des geschichtlichen Kostüms, noch mehr aber die historische Bedingtheit menschlicher Charaktere und Schicksale unwiderstehlich anzieht, die dann vor allem auch lebhaft empfinden, daß die Gegenwart manche rein menschliche Probleme nicht so anschaulich hervortreten, nicht zu so vollständiger Lösung gelangen lassen würde wie die Vergangen-

Digitized by Google

heit. Das gibt der historischen Novelle ihre Berechtigung und zugleich auch ihren Reiz.

Adolf Sterns historische Novellen sind meistens frei erfunden, aber sie wirken alle wie Geschichte. Ihr Problem ist in der Regel sehr einfach, aber jede Situation dafür umso reicher ausgestaltet. Welch ein kleines Meisterwerk ist beispielsweise „Die Fluth des Lebens"! Zur Zeit des beginnenden 30jährigen Krieges lebt irgendwo an der böhmisch-schlesischen Grenze ein junger Förster, Erich Wallram, den es nach der großen Fluth des Lebens dürstet. Da kehrt auf der Flucht nach der Schlacht am Weißen Berge das böhmische Königspaar in seine stille Waldhütte ein, er darf der schönen Königin Elisabeth in die Augen schauen, er darf sie vor Verrath bewahren und für sie sterben — das ist alles, wie ein flüchtiger Traum zieht es vorüber, und doch hat sich uns die nächtliche, fackelbeleuchtete Waldscene dauernd eingeprägt, dauernd bleibt auch der Eindruck dieses Menschenschicksals. „Drunten aber an der Waldecke, unter Schnee und Tannenzweigen, lag ein einsamer Todter, über den die Fluth des Lebens hinweggebraust war." Gleich diesem Schlußsatz ist die ganze Novelle von der größten Schlichtheit und Gedrungenheit, nirgends zu viel und nirgends zu wenig, durchaus reife Künstlerarbeit. — Wie hier das Bild der schönen Königin und das ihres schwachen Gemahls mit wenigen charakteristischen Strichen hingestellt sind, so in „Vor Leyden" die Gestalt des großen Oraniers. Dieser ist es auch, der in kurzen Worten den Grundgedanken der Novelle ausspricht: daß echter Reue, dem festen Willen zur Umkehr der Himmel auf halbem Wege entgegenkommt. „Vor Leyden" ist breiter angelegt und ausgeführt als „Die Fluth des Lebens"; es ist die Geschichte eines verlorenen Sohnes, eines jungen Leydener Arztes, der, trotzdem seines Vaters Haupt durch Alba auf dem Schaffot gefallen, um der Liebe zu einer schönen Spanierin willen die Heimath und die alte Mutter verläßt, sich dann aber, als er von der Geliebten betrogen wird, auf sich selbst besinnt und nun bei der Befreiung der Stadt Leyden in der vordersten Reihe der Kämpfer ist. Der ganze Hintergrund des niederländischen Befreiungskampfes wird hier vortrefflich gegeben, wieder aber gipfelt die Novelle in einer einzigen großen Situation: der verlorene Sohn erblickt mitten im Kampfe die alte Mutter und wird dadurch zu der letzten siegreichen Anstrengung entflammt. Auch hier ist also der rein menschliche Gehalt der durchschlagende. — „Die Wiedertäufer" sind, da sie in Reclams Universalbibliothek Aufnahme gefunden haben, wohl die bekannteste Novelle Sterns. Sie spielen 40 Jahre nach der Münsterer Revolution in den großen Mooren an der holländischen Grenze, wohin sich eine Schaar der Wiedertäufer geflüchtet, unter Führung jenes Predigers Bernhard Rothmann, der nach der geschichtlichen Ueberlieferung bei der Eroberung der Stadt Münster durch die Bischöflichen spurlos verschwand. Ein Hamburger Rathsherr, der die Münsterer Herrlichkeit unter Jan von Leyden mitgenossen, aber längst aus einem Paulus wieder zum Saulus geworden ist, spürt die weltvergessene Niederlassung der Wiedertäufer, die, wie sich dann zeigt, jedoch keine mehr sind, auf, und nun tritt ihm Rothmann als das verkörperte Gewissen entgegen, und in einem jungen Mädchen, das sein Neffe liebt, muß der Rathsherr seine eigene Enkelin erkennen. Die Idee dieser Novelle tritt schon aus dieser Inhaltsangabe klar hervor, ihre Ausführung ist äußerst fesselnd, namentlich auch durch die enge Verbindung, in der in ihr Naturscenerie und Menschenschicksal stehen. Es schwebt etwas wie die schwere Moorluft über der Erzählung. — Ebenso gut wie in den oden Mooren des Emslandes weiß sich die Phantasie Sterns in den glücklichen Thälern des Veltlins heimisch zu machen, wie das seine in die Zeit der Graubündener Glaubenskämpfe verlegte Novelle „Violanda Robustella" erweist. Man vergleiche K. J. Meyers Roman „Jürg Jenatsch" mit dieser (älteren) Novelle Sterns, und man wird, was lokale, ethnographische und auch kulturhistorische Treue anlangt, zwischen dem Dresdener und dem Schweizer Dichter wenig Unterschied finden, wie denn auch die seltene Kraft plastischer Situationswiedergabe beiden Dichtern gemeinsam ist. „Violanda Robustella" ist im übrigen eine gluthvolle Liebesgeschichte, die sich zwischen einer katholischen Veltlinerin und einem Hauptmann der bündnerischen Truppen abspielt, und deren Höhe mit der historischen „Mordnacht", die auch im „Jenatsch" geschildert wird, zusammenfällt. — Die letzte der fünf historischen Novellen Sterns, „Die Schuldgenossen", führt uns nach Venedig zur Zeit des Pestjahres 1630. Ein historischer Vorgang liegt ihr schwerlich zugrunde, aber sie gibt ein geschichtliches Bild des alten Venedig in düsterster Beleuchtung. Ein Gondolier und ein Mitglied des Rathes der Zehn haben einst gemeinschaftlich an einem jungen, leichtsinnigen Nobile das unverdiente Todesurtheil vollstreckt; jetzt erwacht unter dem Einfluß der Pest die Reue in ihnen, sie hebt den ganzen Standesunterschied zwischen den Beiden auf und läßt sie sich Beide um die hinterlassene Tochter des Unglücklichen bemühen, die vor ihnen zurückschaudert. Die Novelle predigt also in eindringlichster Weise die Lehre, daß man auch für Thaten, die man auf Befehl eines Andern, selbst der Obrigkeit, thut, verantwortlich ist. Außer in der meisterhaft zur Anschauung gebrachten Atmosphäre beruht der Werth dieser Novelle vor allem in der trefflichen Charakteristik der beiden Schuldgenossen.

Man ersieht schon aus meinen kurzen Inhaltsangaben, daß alle historischen Novellen Sterns durch tieferen menschlichen Gehalt ausgezeichnet, nicht etwa bloß Illustrationen zur Geschichte sind. Aber das historische Kleid ist ihnen auch nicht willkürlich verliehen, es ist das natürliche Gewand der Gestalten. Als Erzähler hat Stern durchaus seine eigene Weise: er ist von unsern Novellisten vielleicht der objektivste, jede Einzelheit bildet er rein für die Anschauung aus, verliert jedoch darüber nicht den Fluß, der freilich stets ruhig und wohlgelenkt erscheint. Ein geborener Epiker, ist Stern auch ein vollendeter Künstler, der stets genau weiß, was er will, und sein Ziel immer erreicht. Eben diese ruhige Künstlerschaft hat vielleicht einen Theil des Publikums von Sterns Novellen ferngehalten; Kenner haben sie stets geschätzt, da sie wußten, daß sie bei ihnen auf ihre Rechnung kämen.

Die modernen Novellen Sterns theilen die Vorzüge der historischen; man kann sagen, auch sie sind in ihrer Art historisch, d. h. mit dem das Wesentliche klar erkennenden historischen Blick geschaut, historisch in dem Sinne etwa der historischen Landschaft. Kein Mensch wird z. B. in die Versuchung kommen, Sterns beide in den „Ausgewählten Novellen" enthaltene, dem Volksleben entnommene Novellen „Am Wildbach" und „Heimkehr" (die erste im Berchtesgadener Land, die zweite in einem Fischerdorf an der Ostsee spielend) für Dorfgeschichten zu erklären; dazu fehlt es ihnen viel zu sehr an jenem dorfgeschichtlichen Drum und Dran, auf dem nun einmal die Hauptwirkung der Dorfgeschichten auf die gewöhnlichen Leser beruht. Und doch sind bei Stern die Oertlichkeit und die Menschen mit ausgezeichneter Treue gegeben, er hat nur wieder höchste Selbstbeschränkung geübt und das Hauptgewicht auf die reine Ausgestaltung des menschlichen Konflikts gelegt, ohne dabei in Seelenmalerei zu verfallen. Beide Novellen sind Ehegeschichten mit gutem Ausgang, die die große Kunst des Dichters fast in eine einzige Situation zusammengedrängt hat, aus der dann aber nach allen Richtungen gleichsam

Digitized by Google

Strahlen fallen, die ein ganzes lokal abgetöntes menschliches Dasein sammt dem in ihm möglichen Schicksal beleuchten. Um solche Kunst zu schätzen, muß man freilich — lesen können. — Die Novelle „Der neue Merlin", dem Boden Venedigs entsprossen wie so manche andere Sterns, möchte ich eine Stimmungsnovelle nennen, aber in dem Sinne, wie es die meisten Theodor Storms sind, ist sie es nicht; Stern gibt nichts verschwimmendes, nicht den bloßen Duft, sondern wieder plastische Bilder, aber die Erzählung, eine schlichte Liebesgeschichte, hat gleichsam als Resonanz eine Resignation von solcher Stärke, daß ich ihr kaum etwas zu vergleichen wüßte. Sie ist vielleicht die charakteristischste Sterns, die Quintessenz seines Schaffens. — Sehr zart und fein ist dann die ganz moderne Novelle „Der Bothe des Todes", die Geschichte einer Prinzessin, die den jungen Arzt, der sie aus leiblicher und seelischer Noth rettet, heirathet, ob ihrer Schlichtheit umso höher zu preisen, als hier die Verlockung zu sensationeller Behandlung nicht fehlte.

So stellt sich der Novellenband Sterns in der That als eine Auswahl des Besten und Eigensten dar, was der Dichter auf diesem Gebiete geschaffen hat. Wer Stern als Dichter gerecht werden will, darf freilich auch sein Epos „Gutenberg", seine historischen Romane „Die letzten Humanisten" und „Camoens", den modernen „Ohne Ideale" nicht übersehen, Werke, die darthun, daß sich ihr Verfasser auch auf einem größeren Gebiete mit vollendeter Sicherheit bewegte; wer ihn noch kennen zu lernen hat, für den genügt es, diese Novellen zu lesen, die dem Dichter seine Stellung in der Literaturgeschichte sichern, da sie die Höhe der novellistischen Kunst unsres Zeitalters mitbezeichnen, die nicht bloß selbständig, sondern auch menschlich und poetisch reich, reif und schön sind.

Mittheilungen und Nachrichten.

Bernhard Berenson: Die florentinischen Maler der Renaissance, übersetzt aus dem Englischen von Otto Dammann. (Oppeln-Leipzig, Maske 1898.) — In der Naturauffassung sind die Kriterien zu suchen, die die Renaissancemaler des Florentiner Quattrocento von den Meistern des vorausgehenden Jahrhunderts unterscheiden. Das hat schon Vasari mit den wenigen Mitteln seines Sprachschatzes klar ausgesprochen. Der allgemeine Begriff der Wirklichkeitstreue oder des Realismus in der Renaissance war jedoch schon längst als zu weit empfunden worden. Der Scharfsinn moderner Kritiker suchte ihn zu spalten und besonders seit Jakob Burckhardts Cicerone ist die künstlerische Analyse an Gesichtspunkten außerordentlich bereichert worden. Auch aus der Aesthetik wurden glänzende Schlagworte entlehnt, die sich indessen schnell abnutzten. Man erstrebte rein wissenschaftliche Kriterien, und auf dem Gebiet der italienischen Kunstgeschichte hat, allerdings mehr durch negative Kritik als durch positive Werthe, Morelli viel gutes gestiftet. Neuerdings versucht man aus der Begriffswelt der Psychologie der Kunstgeschichte fruchtbare Gesichtspunkte zuzubringen. Auf dieser Grundlage entwickeln sich auch die Ansichten Berensons über die Florentiner Maler der Renaissance.

Um in einem Bilde eine Wirklichkeitsvorstellung hervorzurufen, muß der Künstler vor allen Dingen die Körperlichkeit des dargestellten Objekts, d. h. seine dreidimensionale Ausdehnung deutlich machen. Nun wird die Empfindung der Tiefendimension nicht allein durch den Gesichtssinn, sondern auch durch den Tastsinn und Muskelempfindungen vermittelt. Wenn also der Künstler einen Gegenstand malen und eine deutliche Illusion desselben erreichen will, so ist er genöthigt, an unsre optischen Empfindungen zu appelliren und zugleich neue Tastvorstellungen zu erregen. Er muß also in der Darstellung die Taktilwerthe betonen, d. h. jene Elemente künstlerischer Täuschung, die sich an unsre Tastaarstellungen wenden. Habe ich z. B. in einem Bilde von einer menschlichen Figur den Eindruck, daß sie fest auf ihren Füßen steht, daß ich sie nur mit Mühe von ihrem Platz bewegen könnte, daß sie bei Stoß oder Berührung einen bestimmten Widerstand bieten würde, daß ihre Gewandung sich spezifisch als Wolle, Seide oder Linnen anfühle, oder schließlich, daß ich rund um sie herumgehen könnte, dann sind ihre Taktilwerthe von starkem Anreize auf meine Tastvorstellung. Die Illusion der Wirklichkeitstreue und insbesondere der dreidimensionalen Ausdehnung der Darstellung ist dann vollkommen erreicht und der Maler hat ein wesentliches Erforderniß seiner Kunst erfüllt.

Unter diesem Gesichtspunkte werden die Florentiner Maler mit Geist und feiner Beobachtung geprüft. Aus der großen Reihe treten Masaccio, die Pallajuoli, Verrocchio und Botticelli weit heraus; sonst anerkannte Größen bleiben mehr im Hintergrund zurück. Der scheinbar enge Begriff bewährt sich als ein scharfes und tiefgreifendes Kriterium, ohne jedoch die übliche Betrachtungsweise der deutschen Forschung etwa durch eine neue Methode verdrängen zu können. Man kann fast überall Berenson beipflichten; Analysen wie die Botticelli's wird man dankbar annehmen. Die Form des Essays erlaubt es, daß um den leitenden Gedanken eine Menge abschweifender Bemerkungen sich lose herumschlingt. Die selbständige Auffassung Berensons ist Grund genug, die Uebersetzung des englischen Büchleins ins Deutsche, die meist gelungen ist, zu rechtfertigen.

Artur Weese.

Dkr. In einer gediegenen Arbeit liefert der französische Literarhistoriker Feliz Frank einen kleinen, aber nicht unwesentlichen Beitrag zur Geschichte der Mutter und der Großmutter König Heinrichs IV. von Frankreich. Das Büchlein führt den Titel: Dernier voyage de la reine de Navarre, Marguérite d'Angoulême, soeur de François I, avec sa fille Jeanne d'Albret aux bains de Cauterets. Unwiderleglich beseitigt der Verfasser die auch früher schon angefochtene Annahme Fremy's, als ob die von ihm aus einer Sammelhandschrift der Nationalbibliothek herausgegebenen Briefe in Versen Katharina von Mediei zur Verfasserin hätten. Unter Heranziehung einiger, bisher noch nicht veröffentlichter, Stücke weist er vielmehr nach, daß Heinrichs IV. Großmutter, Margarete von Navarra, eine unzweifelhaft dichterisch beanlagte Natur, weitaus die meisten verfaßt hat. Drei unter den Episteln rühren von Jeanne d'Albret her und sind nur matte Reimereien, poetisch noch werthloser als die ihrer jüngeren Zeitgenossin Maria Stuart. Die Frank'sche Darlegung ergänzt das Buch Abel Lefranes, Les dernières poésies de Marguérite de Navarre (Paris 1897) auf das glücklichste und man darf gespannt sein, ob seine Vermuthung, daß noch andere Stücke jener Pariser Handschrift auf Margarete von Navarra zurückzuführen seien, bei weiterer Forschung Stich halten wird.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 16. Dez. I. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. Hr. Planck las: Ueber irreversible Strahlungsvorgänge. Dritte Mittheilung. Die vom Verfasser entwickelte Theorie der durch Resonanz bedingten Strahlungserscheinungen wird auf den speziellen Fall angewendet, daß ein linearer elektrischer Resonator sich im Mittelpunkt einer spiegelnden Hohlkugel befindet. Die Differentialgleichungen des Vorganges lassen sich dann einfach integriren, und zeigen, wie zu erwarten war, daß die in der Hohlkugel hin- und herlaufenden elektromagnetischen Wellen alle wesentlichen Eigenschaften irreversibler Vorgänge besitzen. — Hr. van't Hoff las eine mit Hrn. Dr. F. A. Dannan bearbeitete sechste Mittheilung aus seinen Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers. Die Arbeit betrifft „die Maximaltensionen der gesättigten Lösungen von Magnesiumchlorid, Kaliumsulfat, Magnesiumsulfat, Kaliumchlorid und deren Doppelsalzen bei 25°". Die Ergebnisse schließen sich den in Gemeinschaft mit Dr. Meyerhaffer über den Krystallisationsgang dieser Lösungen gemachten Erfahrungen an. — Hr. Frobenius legte vor eine Mittheilung des Hrn. Th. Molien in Dorpat (Jurjew): Ueber die Invarianten der linearen Substitutionsgruppen. Der Verfasser berechnet die Anzahl der Darstellungen der Variabeln einer irreduktiblen Substitutionsgruppe durch ganze homogene Funk-

Digitized by Google

tionen der Variabeln einer anderen Gruppe, mit der erstere isomorph ist. — Hr. Kohlrausch legte vor ein Manuskript der HH. Dr. Richarz und Dr. Krigor-Menzel: Bestimmung der Gravitationskonstante. — II. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Valen. Hr. Schmoller las im Anschluß an seinen Vortrag vom 21. Jan. über die Entwicklung des deutschen Münzwesens von der Einheitsmünze des Denars zu einem gliedrigen System kleiner, mittlerer und großer Münzen 1300—1600. Der Gedankengang seines Vortrags war folgender: Schilderung der ersten größeren Münzen in Italien, Tirol und Frankreich 1150—1300, der Prägung des deutschen Groschens von 1300 ab, des Guldengroschens von 1500 ab, des Goldgutdens von 1340 ab, daneben der Hellermünze. Erörterung des technischen, wirthschaftlichen und rechtlichen Problems eines Systems einer Reihe verschieden großer, sich vertretender Münzen. Die großen Schwierigkeiten des Gelingens und die kostenden Versuche über sie Herr zu werden: die Ansätze zu einer besonderen Scheidemünze, die Versuche quantitativer Fixirung der zu prägenden Groß- und Kleinmünze, die durch Sitte und Recht herbeigeführten Bestimmungen, wo in Großmünze zu zahlen sei. Der Kampf zwischen der Forderung eines fiskalischen Münzgewinns und dem Verlangen trotz höherer Kosten der Prägung auch die kleine Münze vollwichtig zu prägen. Die deutschen Münz-Ordnungen von 1524, 1551, 1559. Beginn der Erkenntniß in Italien, die Durchführung besserer Prinzipien in Nordeuropa von 1500 ab.

* Eine Umwälzung der indischen Karte. Ein gewaltiges Werk von hervorragender geographischer Bedeutung ist jetzt nach etwa 2 Jahren zum Ende gelangt; es ist, wie dem „Hamb. Korresp." geschrieben wird, die Bestimmung der geographischen Länge der südindischen Stadt Madras. Es mag merkwürdig erscheinen, daß dies ein Gegenstand von erheblicher Bedeutung sein soll; dieselbe geht aber daraus hervor, daß der Meridian von Madras als 0-Meridian für die indische Karte gilt. Der Längenunterschied zwischen diesem Meridian und dem von Greenwich wurde zuerst im Jahre 1830 von Everest noch sogenannten Monddistanzen bestimmt, wurde aber später um $2\frac{1}{2}$ Bogenminuten als falsch befunden. Alle Karten von Indien haben seitdem eine falsche Orientirung; man hat auch später diesen Fehler auf den Karten nicht verbessert, da sonst die Karten des indischen Reichs untereinander verschieden geworden wären, sondern hat sich damit begnügt, in einer Ecke derselben zu vermerken, daß die Längenangaben um $2\frac{1}{2}$ Min. falsch sind. Jetzt endlich entschloß man sich, den Längenunterschied zwischen Madras und Greenwich noch einmal genau festzulegen, welche Arbeit Ende 1895 begann. Da der Längenunterschied zwischen Madras und dem Orte Karachi an der Mündung des Indus, wo der „Persische Golf-Telegraph" endet, bereits genau genug bekannt ist, so war nur der Unterschied zwischen letzterem Ort und Greenwich zu bestimmen nöthig. Die Entfernung dieser beiden Plätze beträgt, in der Länge der Telegraphenverbindung gemessen, 5197 englische Meilen; sie wurde in vier Hauptbogen getheilt: erstens von Karachi bis Buschehr, dann von Buschehr nach der persischen Hauptstadt Teheran, dann von Teheran bis Potsdam und endlich von Potsdam bis Greenwich. Die Längenunterschiede dieser einzelnen Orte wurden nacheinander durch Vergleichung der Uhren mittelst telegraphischer Signale gemessen. Jetzt liegen die Endergebnisse vor, die von den Offizieren der indischen Landesuntersuchung veröffentlicht wurden. Die Länge von Madras beträgt danach, im Zeitunterschied von Greenwich ausgedrückt, 5 Stunden 20 Minuten 59 Sekunden mit einem möglichen Fehler von nur 0.0227 Sekunden. Es ist nur noch die Frage, ob diese Bestimmung zu einer Revision der dortigen Karten benutzt werden wird. Die Umwälzung in dem Kartenmaterial würde eine ungeheure sein, da auf dem Meridian von Madras nicht nur die Karten von Britisch-Indien, sondern auch diejenigen von Hinter-Indien, von Tongking, China, Niederländisch-Indien und Australien beruhen, so daß das Gradnetz aller dieser Staaten verändert werden müßte.

* **Basel.** Der bisherige Privatdozent Dr. Hans Droysen dorf in Bonn ist zum außerordentlichen Professor der klassischen Philologie und der Archäologie an der hiesigen Universität ernannt worden. — Dem Professor für pathologische Anatomie, Dr. Moritz Roth, ist die gewünschte Entlassung von seiner Professur zu Ende des Wintersemesters ertheilt worden unter Belassung von Titel und Rechten eines ordentlichen Professors und unter Anerkennung der geleisteten vorzüglichen Dienste.

HK. **Oxford,** 31. Jan. Unter den jüngsten Bereicherungen unsres Ashmolean-Museums für Kunstalterthümer befindet sich ein Originalskulpturwerk aus dem Renaissancezeitalter, das dem berühmten Bildhauer Pierino da Vinci, der bekanntlich von 1520—1543 blühte und seinem gefeierten Oheim Leonardo da Vinci wenigstens auf seinem Kunstgebiete mit Ruhm und großem Erfolg nacheiferte, zugeschrieben wird. Es handelt sich um das ursprüngliche Wachsmodell zu einem Basretief, in welchem dieser Meister nach Dante's ergreifender Schilderung (im 33. Gesang des Inferno) den Grafen Ugolino und seine Söhne im Hungerthurm zu Pisa darstellt, ein Werk, das nach Vasari's Beschreibung (in seiner Vita di Pierino da Vinci) zuweilen fälschlich als eine Schöpfung Michelangelo's betrachtet wurde und von dessen Ausführung in Bronze sich bisher keine Spuren entdecken ließen. Das hier vorhandene und in vollkommenem Zustand erhaltene Wachsmodell zu dem Meisterwerk scheint nur gewarnt worden zu sein, um in Bronze gegossen zu werden und wäre selbstverständlich während dieses Prozesses seiner Umschmelzung im Feuer zerflossen. Seine Provenienz läßt sich bis auf den Anfang des vergangenen Jahrhunderts zurückverfolgen, als es der englische Maler Trench in Italien erwarb und nach England brachte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Gustav Walker: Die rechtliche Stellung juristischer Personen, insbesondere ausländischer Aktiengesellschaften. Wien, Manz 1897. — Zentralblatt der Bauverwaltung. 17. Jahrgang, Nr. 51. Wilhelm Ernst u. Sohn 1897. — Naturgeschichtliche Volksmärchen aus Nah und Fern. Gesammelt von Oskar Dähnhardt. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Göthe-Schindler: Taschenkalender 1898 der Arbeiterversicherungsgesetze. 3 Thle. Berlin, Liebel'sche Buchh. — Das Bisthum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben von Dr. Antonius v. Steichele, fortgesetzt von Dr. Alfred Schröder. 45. Heft. Augsburg, B. Schmid 1897. — *La Rassegna Nazionale.* Vol. 98. 16 Dic. 1897. Firenze. — Neueste Erfindungen und Erfahrungen auf den Gebieten der praktischen Technik u. s. w. Hggb. von Dr. Theodor Koller. 25. Jahrgang. 1. Heft. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. — Kolomon Kaiser: Da Fronzel in do Fremd. Wien, Carl Geralds Sohn 1898. — El-Correi: Arme Sase. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1897. — Roderich Mant: Die Grafen von der Ginze. Ebd. — Carl Milbach: Moderne Gladiatoren. Ebd. — Bibliothèque de la faculté de philosophie et lettres de l'université de Liège Fascicule II. — Heinrich Bischoff: Ludwig Tieck als Dramaturg. Brüssel, Société belge de librairie 1897. — Prof. Dr. Fr. Palle: Wie denkt das Volk über die Sprache? Leipzig, B. G. Teubner 1897. — Fliegende Blätter. Band 107. Nr. 2710 bis 2735. München, Braun u. Schneider. — *George Bronson Rea:* Facts and fakes about Cuba. New York, George Munro's Sons. — Sigmund Schatt: Gedichte und Schriften. 3 Bände. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898. — G. v. Berlepsch: Mann und Weib. Novellen. Ebd. — W. v. Hassel: Geschichte des Königreichs Hannover. 1. Theil. Von 1813 bis 1848. Bremen, M. Heinsius Nachfolger 1898. — Bismarck-Portefeuille, hggb. von Heinrich v. Poschinger. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898. — Gustav Ratzenhofer: Die soziologische Erkenntniß. Positive Philosophie des sozialen Lebens. Leipzig, F. A. Brockhaus 1898. — Zeitschrift des Deutschen und österreichischen Alpenvereins. Hggb. von H. Heß. Jahrgang 1897. Band 28. Graz, D. u. Oest. A.-V. — Wissenschaftliche Ergänzungshefte zur Zeitschrift des D. u. Oest. Alpenvereins. 1. Band. 1. Heft: Dr. S. Finsterwalder: Der Vernagtferner. Ebd.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Samstag, 5. Februar. Nummer 28.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Westöstliche Kontraste. Von H. v. Samson-Himmelstjerna. — Ueber Winterhäfen auf der bayerischen Donaustrecke. Von F. Duthorn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Westöstliche Kontraste.

Von H. v. Samson-Himmelstjerna.

Die beiläufige Bemerkung des bekannten Lazaristen-Missionärs Huc, eines der besten Kenner China's: „Seit Jahrtausenden sei China bereits das, was Europa erst werden wolle“,[1]) verdient in mehrfacher Hinsicht heute mehr Beachtung, als ihm vor einem halben Jahrhundert zutheil geworden ist. In mancher Beziehung wird man es, bei näherer Betrachtung, weniger paradox finden, als es damals hat erscheinen müssen; in anderer freilich ist es heute noch weniger zutreffend, als damals. Jedenfalls ist dieser Ausspruch besonders in unsern Tagen werth, ins Auge gefaßt zu werden: gibt man sich darüber Rechenschaft, was er an Wahrem und an Falschem enthält, so kann daraus für unsre verworrene und getrübte öffentliche Meinung heilsame Abklärung erwachsen — in zwiefachem Sinne.

Zunächst: was ist es wohl, was Europa erst werden will? — Darauf erhielte man leicht hundert Antworten statt einer; aber keine von ihnen würde allgemeiner Anerkennung sich erfreuen. Selbst wenn der, in seiner Art, geniale Francis Galton es fertig brächte, einen Normaleuropäer-Homunkulus herzustellen, der berechtigt wäre, in unser aller Namen, als unser Vertreter zu reden — etwa so wie wir uns die Masse eines Körpers in seinem Schwerpunkt verdichtet denken dürfen —, so könnte dieser Homunkulus wohl Eines widerspruchslos behaupten: daß nämlich Europa nicht bleiben wolle, was es ist; denn allgemein ist die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, allgemein das Ausschauen nach einer besseren Zukunft; aber er befände sich in nicht geringer Verlegenheit, wenn er sagen sollte, was Europa werden will.

Vielleicht kommen wir der Meinung des Pater Huc näher, wenn wir uns dem ersten Theile seiner Thesis zuwenden: was ist (wenn obigem Ausspruche zu trauen), was ist China seit Jahrtausenden gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben? Was ist es in Wirklichkeit mit dem Chinesenthum, von dem so Widersprechendes gemeldet wird? Sollte es wirklich, wie die Leute sagen, erstarrt sein, versteinert, entwicklungsunfähig geworden? Jeder Besonnene muß schon von vornherein daran zweifeln, weil es aller Erfahrung widerspräche; denn diese besagt für menschliche Dinge: wo kein Fortschritt stattfindet, da vollzieht sich Rückschritt. Also ein schon Jahrtausende währender Verkummerungsprozeß? Aber es zweifelt ja niemand an des Chinesenthums gewaltiger Expansionskraft, die von der „Gelben Gefahr“ hat reden machen; und Expansionskraft ist doch nicht als Rückschritts- oder Verkümmerungs-Symptom aufzufassen. Expansionskraft — zu unterscheiden von Eroberungssucht — übt nur eine gesunde, eine lebensfähige Gesellschaft aus. Des Pater Huc Ausspruch ist also insofern zutreffend, als in der That seit Jahrtausenden China bereits das ist und das geblieben ist, was Europa zu keiner Zeit war und erst werden will, nämlich: gesellschaftlich gesund. Man entkleide doch China aller der Mißverständnisse und Verleumdungen, mit denen es von unserm Abendlande in der Vorstellung phantastisch herausgeputzt worden; man suche doch vorzudringen bis zur nackten Wahrheit über China,[1]) und man wird staunen über seine beneidenswerthe, beispiellose, seit fünfthalbtausend Jahren blühende soziale Gesundheit. — Ja, gesellschaftlich gesund ist das chinesische Volk stets gewesen und auch geblieben, wiewohl es seit zwei Menschenaltern unter politischer Mißwirthschaft leidet. Unser Abendland dagegen ist trotz aller Ausbildung und Regelung seines staatlichen Lebens, trotz aller wissenschaftlichen und technischen Fortschritte, trotz alledem ist es gesellschaftlich schwer erkrankt: überall trägt man sich, in einer oder der anderen Weise, mit Sozialreformwünschen und -plänen.

Alle bisher im Abendlande in Vorschlag gebrachten Methoden sozialer Heilung lassen sich in zwei Hauptgruppen sondern: entweder eine ganz neue, ergrübelte, noch nie und nirgend bewährte Gesellschaftsordnung soll geschaffen werden, und damit soll das gegenwärtige Geschlecht gewaltsam beglückt, das künftige aber dazu erzogen werden; begreiflich, daß eine Einigung über die Natur der Neuschöpfung schwer fällt, und daß Zweifel über das Gelingen sothaner Heilung sich nicht unterdrücken lassen; oder aber die Entwicklung der Gesellschaft soll zurückgeschraubt, eine relativ glücklichere Vergangenheit soll zurückgerufen werden; wobei übersehen wird, daß alle unsre sozialen Uebel auf dem Wege der Entwicklung und Erbschaft aus eben der Vergangenheit herstammen, die man wiederherstellen will, damit sie dieselben Uebel mit Nothwendigkeit nochmals gebäre! Sollte der abendländischen Welt wirklich nichts anderes offen stehen, als die fatale Wahl zwischen den Geschicken des Phaëton oder des Ixion?!

Und doch liegt ein drittes so nahe; und es dürfte hohe Zeit sein, sich darauf zu besinnen: wie wohl die Lebenshaltung, das Regime derjenigen Gesellschaft beschaffen sei, welche stets gesund war und auch unter ungünstigen Verhältnissen gesund blieb? Ob nicht Gesundung zu erlangen sei durch Anpassung an eben dieses heilsame Regime?

An dem soeben angeführten Orte ist gezeigt worden, worin die zentrale Lebensauffassung, die leitende Idee der unverwüstlich gesunden chinesischen Gesellschaft zu erblicken ist; wie diese, gleichsam von der Natur selbst abgelauschte Idee in den Verhältnissen der chinesischen Familie zum Ausdruck gelangt; wie in China die Familie im Dienste

[1]) Huc: „Das chinesische Reich“ (Leipzig, 1856) II. S. 109.

[1]) Vgl. H. v. Samson-Himmelstjerna: „Westöstliche Kontraste“ in „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ N. F. Nr. 267. Hamburg, 1897.

der „Menschheit“ steht, d. h. wie sie, als die Gegenwart, den solidarischen Zusammenhang zwischen dem vergangenen und dem künftigen Alterthum herstellt, wie sie zugleich jenem den Dank darbringt und diesem gegenüber sich als verpflichtet bekennt; wie die chinesische Familie durch die Kindererziehung, d. h. mittelst deren Grundprinzipien: Pietät und Selbstständigkeit, von frühauf die Idee der „Menschlichkeit“ tief einprägt, und durch die regelmäßig wiederkehrenden Ahnendienstfeierlichkeiten, sowie durch die Begräbnißriten, sie beständig vor Augen hält.

Es erübrigt noch zu zeigen, wie der praktische und vorsorgliche Chinese es nicht für genügend gehalten hat, nur die Familie in den Dienst der „Menschlichkeit“ zu stellen: alle Lebensverhältnisse ohne Ausnahme will er diesem Dienst geweiht wissen, so namentlich auch alle Geselligkeit. In ihrer Regelung kommt noch ein drittes pädagogisches Prinzip überall zur Geltung: jede Gelegenheit zu Ausschreitungen nach Möglichkeit vermeiden und abschneiden! Diese Absicht liegt allen Geselligkeitsregeln und dem ganzen Rituale des persönlichen Verkehrs zugrunde.

Von dem letzteren, d. h. von den Einzelheiten des durch Sitte und Gesetz fest geregelten Zeremoniells der Begrüßungen und Verabschiedungen, der Vortritt-Vorschriften für die verschiedenen Klassen der Gesellschaft, des gegenseitigen Verhaltens von hoch und niedrig u. s. w. kann hier abgesehen werden. Nur mag bemerkt werden, daß uns Abendländer das alles entsetzlich steifleinen, ja unaufrichtig und erheuchelt anmuthet.[1]) Indessen entbehren ja auch wir der „konventionellen Lügen“ keineswegs und wir begegnen ihnen in der weitesten Ausdehnung in den romanischen Ländern, gerade auf unserm ältesten Kulturboden. Durch sein sehr viel ausgedehnteres und sehr viel fester aufgeprägtes System des konventionellen Lügens gewinnt der Chinese den Vortheil einer unverbrüchlichen Sicherheit und Freimuthigkeit des Auftretens,[2]) wie sie in allen Schichten der Gesellschaft zum Erstaunen des Abendländers sich geltend machen: im voraus ist dadurch einem Jeden beneidenswerthe Unabhängigkeit in seiner gesellschaftlichen Stellung gewährleistet; ohne daß Stolz oder Leutseligkeit, Selbstgefühl oder Kriecherei überhaupt in Rechnung kommen konnten, weiß ein Jeder im voraus, was er dem Andern an Höflichkeit schuldet und von ihm zu erwarten hat; der Vornehme, will er nicht als ein verächtlicher Barbar erscheinen, kann dem kleinen Manne gar nicht anders begegnen, als indem er ihm alle, durch Sitte und Gesetz bemessene, gebührende Ehrung bezeigt. Das strenge Zeremoniell des persönlichen Verkehrs mag als ein verhältnißmäßig nebensächliches Hülfsmittel erscheinen; immerhin ist es jedenfalls eine wichtige Handhabe zur Aufrechthaltung des „sozialen Friedens“, — so wichtig, daß es den Gegenstand eines der fünf King (der kanonischen Schriften) bildet. Man soll aber nicht meinen, daß der Chinese sich immer und ewig in dem Geleise der steifen Formalitäten zu bewegen hat; dieselben gelten eigentlich nur für offizielle Gelegenheiten und für geschäftliche Begegnungen zwischen Personen, die in keinem intimen Verhältniß zu einander stehen. Findet auch zwischen gut Bekannten beim Zusammentreffen zuerst ein Austausch der üblichen Höflichkeiten statt, so ist doch der weitere Verkehr zwischen ihnen ein ebenso ungezwungener wie in unserm Abendlande. Sogar wird von guten Kennern chinesischen Wesens bezeugt, daß es keinen liebenswürdigeren, aufgeräumteren und bequemeren Gesellschafter gibt, als den Chinesen, der als Tisch- oder Banketgenosse stets zu ernster oder scherzhafter Unterhaltung gleich aufgelegt ist.

Will man über das Wesen der chinesischen Geselligkeit einen Ueberblick gewinnen, so hat man zunächst zu beachten, daß die öffentlichen Veranstaltungen der Geselligkeit von den privaten sich dadurch scharf unterscheiden, daß von den ersteren die Frauen, verheirathete so gut wie ledige und Wittwen, unbedingt ausgeschlossen sind. Das wird manchem Abendländer sehr mangelhaft erscheinen; ist doch manchem beim Besuche von Theater, Konzert, Musikgarten, Volksfest ꝛc. der „Kranz schöner Frauen“ die Hauptsache. Und gar manchen unsrer Damen müßte eine Welt, die gar keine Gelegenheit böte, mit Toiletten und Juwelen öffentlich zu prunken, die es ausschlösse, durch Aeugeln und Kokettiren Männer anzuziehen — eine solche Welt müßte mancher Dame gar freudlos und öde, ja überhaupt ganz zwecklos erscheinen.

Wovon aber geht unsre abendländische Auffassung aus, wenn sie mit jeder Geselligkeit die Gelegenheit zum Verkehr der Geschlechter verbunden wissen will? Offenbar doch von der Voraussetzung der im Abendlande ungenügenden und sich immer mehr vermindernden Eheschließungsfrequenz: durch die geselligen Veranstaltungen soll die Möglichkeit, „unter die Haube zu kommen“ oder doch ein bergendes „Verhältniß“ zu finden, beschafft werden; es ist eine von den vielen Erscheinungsformen der leidigen „Frauenfrage“. Wie aber alle bisher zu ihrer Beseitigung eingeschlagenen Mittel nur geeignet sind, das Uebel zu verschärfen, so verhält es sich mit den abendländischen Geselligkeitsveranstaltungen: sie dienen zur Steigerung aller Arten von Luxus, und dieser erschwert die Eheschließung und Hausstandgründung; dasselbe würde offenbar bewirken die weitere Verdrängung der Männer aus dem Erwerbsleben durch die Konkurrenz der Frauen.

Unsere geistigen Antipoden dagegen, die Chinesen, waren von jeher und sind noch heute so glücklich, von einer „Frauenfrage“ nicht beunruhigt zu werden. Im Chinesenthum, während seiner fünfthalbtausendjährigen Lebensdauer, haben stets die Vordedingungen gefehlt für die Entstehung und Ausbildung dieser Erscheinung, aus dem einfachen Grunde, weil China an der wahren Bedeutung der Familie unverbrüchlich festgehalten hat; weil es den Interessen der Familie alle Rücksichten des Lebens untergeordnet und demgemäß auch nur solche Formen der Geselligkeit sich geschaffen hat, aus welchen für die Familienbande keine Gefahren der Lockerung entstehen können.

Auf allen Lebensgebieten hat die praktische Weisheit des Chinesen es verstanden, der wichtigen Maxime: principiis obsta! Rechnung zu tragen, die Brunnen zu verdecken, schon bevor Jemand hineingefallen, nicht nur Warnungstafeln an gefährlichen Wegepunkten aufzustellen, sondern dorthin führende Wege überhaupt nicht zu bahnen. Wir gedenken bei Vorführung noch anderer Reihen von „Westöstlichen Kontrasten“ zu zeigen, wie diese gar weise Lebensmaxime auch in der Verwaltungspolitik, im Justizwesen u. s. w., kurz durchweg überall in China zur Anwendung gelangt ist, und wie dadurch die selbstthätige Regulirung des gesellschaftlichen Lebensprozesses, die Sicherung seines normalen Verlaufs, die Erhaltung seiner Gesundheit erzielt worden ist.

In eben dieser Absicht hat es auch in China selbstverständlich erscheinen müssen, die Frau von allen Veranstaltungen öffentlicher Geselligkeit durchaus fernzuhalten.[1])

---

[1]) M. de Carné: „Die Formen der höheren Gesellschaft in China“, aus „Revue des Deux Mondes“, 1870, Juin, in „Ausland“ 1870, S. 971.

[2]) Huc: a. a. O. I. S. 67. — Max Buchner: „Chinesen und Japaner“ in „Beilage“ zur Allg. Ztg. 1896. Nr. 20. — G. Eugène Simon (früherer französischer Konsul in China): „La famille chinoise“ in „Nouvelle Revue“ XXI. 1883. Mars et Avril. S. 379 u. 380. — Rudolf Lindau: „China und Japan, Reiseerinnerungen“ (Berlin 1896).

[1]) Tscheng-ki-Tong: „La Chine et les chinois“ in „Revue des Deux Mondes“ 1884. 15 Mai, 1 et 15 Juin.

Denn es ist unmittelbar einleuchtend, daß andernfalls das ganze System des festgefügten chinesischen Familienwesens nicht nur ernstlich gefährdet, sondern alsbald gänzlich über den Haufen geworfen worden sein würde.

Daß die chinesische Frauenwelt über ihren Ausschluß aus der Oeffentlichkeit sich nicht zu beklagen hat, daß ihr vielmehr überreiche Entschädigung dafür geworden ist durch absolute Sicherung der weiblichen Existenz, durch geachtetere gesellschaftliche Stellung der Frauen u. s. w., ist a. a. O. gezeigt worden. Aber auch die Männerwelt leidet offenbar nicht unter dem Umstande, daß sie in der Oeffentlichkeit auf ihren eigenen Kreis beschränkt ist. Sie gibt sich den Zwecken derselben mit größerer Ausschließlichkeit und intensiverem Interesse hin, als es der Fall wäre, wenn ihre Aufmerksamkeit durch das schöne Geschlecht abgezogen wäre. Im Abendlande wäre undenkbar, was in China selbst in kleinen Dörfern zu den beliebtesten Vergnügungen gehört: daß das Publikum sich ganze Tage hindurch, ja während mehrerer Tage nacheinander, fesseln ließe durch die dramatische Vorführung einer wichtigen historischen Epoche;[1]) daß ohne Völlerei und Tanzvergnügen von unzähligen Tausenden von Männern Volksfeste abgehalten würden, lediglich um harmlosen Sportwettspielen sich hinzugeben; im Steigenlassen besonders künstlicher Papierdrachen, im Anbringen besonders sinnigee Beleuchtungsapparate, im Abbrennen besonders überraschender Feuerwerke u. s. w.[2]) Die guten Kenner chinesischen Lebens stimmen überein in der Meinung, daß es kein zweites so harmlos lebensfrohes Volk gebe, wie das chinesische. Der Ausschluß der Frauen von der öffentlichen Geselligkeit hat also diese keineswegs beeinträchtigt.

Nicht anders ist es mit der in China nur Männern zugänglichen öffentlichen Geselligkeit in Theehäusern, Restaurants, Herbergen und Wirthshäusern. Solche Anstalten, sowohl für geringe Leute als auch für Wohlhabende, sind in China vielleicht zahlreicher noch als im Abendlande, jedenfalls vielartiger, wiewohl das abendländische eigentliche Klubwesen den Chinesen fremd ist: von geschlossenen Gesellschaften, welche nur Unterhaltungszwecken dienen, wird aus China nicht berichtet. Diejenigen Lokale, welche nicht Jedermann zugänglich sind, dienen immer in erster Reihe praktischen Zwecken, als Versammlungsräume der unzähligen Korporationen, wie Kaufmanns- und Handwerkergilden, Vereine aller Art u. s. w. Dazu kommt eine sehr originelle Art von großen Herbergen für ambulante Engros-Händler.[3]) Diese finden dort mit ihren Waaren Aufnahme und freie Verköstigung für sich, ihre Diener und Last- oder Zugthiere gegen eine im voraus verabredete prozentische Abgabe vom Erlöse ihres Waarenlagers. Somit vereinigen diese kommerziellen Herbergen in sich die Vortheile einer permanenten Waarenausstellung mit den Annehmlichkeiten eines Lokales zu geselligem Verkehr. Ein geschickter Herbergswirth findet dabei seine Rechnung, und der Händler vermag mit verhältnißmäßig geringen und im voraus fixirten Spesen, also mit limitirtem Risiko, zu rechnen.

In der Regel werden Fremde, d. h. nicht zur Verwandtschaft gehörige, befreundete Männer, als Gäste nicht in der Häuslichkeit bewirthet, sondern im Restaurant; davon machen offizielle oder förmliche Visiten in Galakleidung, bei welchen Thee und Erfrischungen gereicht werden, eine Ausnahme, ebenso Repräsentationsmahlzeiten, welche Beamte Honoratioren geben oder von ihnen empfangen. Bei allen solchen häuslichen Galaempfängen Fremder, bezw. Nichtverwandter, erscheinen die weiblichen Hausgenossen gar nicht auf der Bildfläche, offenbar zur Vermeidung jeder Gelegenheit zu geschlechtlichem Anbändeln. Uebrigens ist der Chinese in dieser Beziehung nicht gerade von puritanischem Rigorismus. In Fällen, wo Gedanken an etwaige Sponsalien oder ähnliche Rücksichten ganz ausgeschlossen sind, kommt es gelegentlich auch vor, daß Fremde, daß selbst Europäer unbeschränkte Gastfreundschaft in chinesischen Häusern genießen, bei ungebundenem Verkehr auch mit den weiblichen Familiengliedern. Durchaus anmuthende Schilderungen häuslichen Umganges mit chinesischen Familien liegen freilich nur seitens solcher Europäer vor, welche dem Chinesen nicht mit unverschämt hochfahrender und anspruchsvoller Ueberlegenheit entgegentreten, sondern ihm mit jener achtungsvollen Höflichkeit begegneten, die man gesellschaftlich Gleichberechtigten schuldet.[4]) Selbstverständlich ist es, daß unter gar keinen Bedingungen Begegnungen zwischen einem fremden Mann und weiblichen Gliedern eines Hauses anders stattfinden dürfen als bei Gegenwart des Hausherrn, beziehungsweise mit seiner Bewilligung; darum ist es auch gänzlich ausgeschlossen, daß ein fremder Mann bei Abwesenheit des Familienhauptes ein chinesisches Haus betrete und daß von den Damen des Hauses fremder männlicher Besuch empfangen würde. Ja, selbst in freiem Felde wäre es in höchstem Grade unschicklich, wenn ein Mann eine fremde, etwa bei einer Ackerarbeit beschäftigte Weibsperson anredete; er gälte in ihren Augen als ein verächtlicher Barbar.

Alle Gründe für die strenge Scheidung zwischen beiden Geschlechtern fallen natürlich ganz fort in der chinesischen häuslichen oder Familiengeselligkeit,[5]) die sich dadurch von der öffentlichen wesentlich unterscheidet, aber in anderer Hinsicht auch gegenüber der abendländischen Hausgeselligkeit erhebliche Gegensätze aufweist.

Da in China eheliche Verbindung zwischen Personen, die auch nur in sehr entferntem Grade miteinander verwandt sind, absolut ausgeschlossen ist, so kann zwischen den Männlein und Fräulein der Verwandtschaft — auch abgesehen davon, daß sie meist schon in frühem Alter verlobt sind — ebensowenig von irgendwie folgenschweren Liebeleien die Rede sein, wie auch im Abendlande nicht zwischen Brüdern und Schwestern. Schon dadurch muß die häusliche Geselligkeit in China einen harmloseren und offenherzigeren Charakter gewinnen, als sie ihn in unserm Abendlande besitzen kann, wo auch Personen, die nicht zur Verwandtschaft gehören, in den Kreis des intimen häuslichen Umganges hineingezogen zu werden pflegen. Andrerseits werden die verwandtschaftlichen Beziehungen in China durch mancherlei Umstände zu unvergleichlich engeren gemacht, als sie es im Abendlande sein können. Freilich hat ja auch hier das Wort: „Blut ist dicker als Wasser" seine Bedeutung noch nicht gänzlich verloren; aber es kommt doch in der Regel nur noch dann wirklich zur Geltung, wenn zufällig zwischen entfernteren Verwandten persönliche Beziehungen der Sympathie und Freundschaft sich hergestellt haben, wie solche im Abendlande viel häufiger zwischen nichtverwandten Schul- und Universitätskameraden, Arbeitsgenossen u. s. w., als zwischen Verwandten stattzufinden pflegen. Wie sollte es auch anders sein, da hier durch die

---

1) J. Williamson: „Auf China's Heerstraße, Reiseerinnerungen." Basel 1888.

2) Tscheng-Ki-Tong: a. a. O. S. 332 u. 333. — Williamson: a. a. O. S. 63. — Rev. Justus Doolittle: „The social life of the Chinese." Auszug im „Ausland" 1866, S. 845. — A. H. Exner: „China, Skizzen von Land und Leuten, mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse." Leipzig 1889. S. 50. — „Globus", Bd. X, S. 39.

3) Leopold Katscher: „Bilder aus dem chinesischen Leben." Leipzig und Heidelberg 1881. (Nach John Henry Gray's „China, a history of the Laws, Manners and Customs of the people.") S. 306.

4) Simon: a. a. O. S. 382. — Williamson: a. a. O. passim. — G. Eugène Simon: „La cité chinoise" (Paris 1891) im Abschnitte: Quang-Ming-ché.

5) M. v. Brandt: „Skizzenbilder aus China, Mädchen und Frauen, ein Beitrag zur Kenntniß des chinesischen Volkes" (Stuttgart 1895), S. 37 u. 38. — Katscher: a. a. O. S. 306.

Verwandtschaft doch gar keine Interessengemeinschaft bedingt wird, es sei denn in Erbschaftssachen, welche indessen gemeiniglich nicht eben zum Ausgangspunkte von Freundschaften, sondern vielmehr nur zu oft zur Quelle erbitterter Feindschaft werden.

In China dagegen werden die unmittelbar natürlichen verwandtschaftlichen Sympathien und Banden noch durch zahlreiche andere Beziehungen und Interessen gefestigt, so daß die Familie eine kraftig geschlossene Korporation darstellt, deren Glieder aufeinander angewiesen sind und in naher Verbindung miteinander bleiben mussen, weil es in China außer der Familie einen anderen ständigen sozialpolitischen Verband, von dem der Einzelne Hülfe, Beistand und Schutz zu fordern hätte, gar nicht gibt. Hierin wohl liegt der Hauptgrund, warum in China noch heute ausgedehnte, viele Generationen umfassende Hauskommunionen bestehen, sowie zu Sippen und Clans zusammengeschlossene Verwandtschaftsgruppen. Ist doch — wie a. a. O. gezeigt wurde — die Familie für den Einzelnen das Standesamt, die Justizbehörde erster Instanz, die ihn beaufsichtigende Anklagekammer; ist sie doch für ihre meist zahlreichen Mitglieder gleichsam der solidarisch einheitliche Steuerzahler; sorgt doch die Familie für den Jugend- und oft auch für den Fortbildungsunterricht; ist sie doch die Versorgungsanstalt für ihre Nothleidenden, Waisen, Wittwen und erwerbsunfahigen Greise.

Daher wird es begreiflich, warum im Leben der Chinesen die Familienfeste und Familienversammlungen einen so breiten Raum einnehmen: die Großjährigkeitserklärungen, Verlobungen, Hochzeiten, Begräbnisse, Jubelfeierlichkeiten nach Doktarpromotionen aber Standeserhöhungen in der Verwandtschaft, und vor allem die Zusammenkünfte zum Ahnendienste, dessen häufig wiederkehrende Feier im Kreise der engeren Verwandtschaft allen den bezeichneten sozialen und politischen Aufgaben der Familie gewidmet ist und der zum Jahresfeste nach Möglichkeit die ganze Sippe in ihrem von den gepflegten Gärten und Parkanlagen des Friedhofes umgebenen Ahnentempel zu ausgiebigster Geselligkeit vereinigt. Zu einigen der genannten Festlichkeiten, welche vornehmlich der prunkenden Repräsentation der Familie nach außen zu dienen haben, werden auch angesehene Nachbarn eingeladen; vor diesen erscheinen freilich die weiblichen Familienglieder, jedoch nur zu einer förmlichen Galazeremonie; erst wenn die Frauen sich zurückgezogen haben, beginnt die eigentliche Geselligkeit. Die Familienfeste im engeren Sinne dagegen finden nur im Kreise der Verwandtschaft statt, und hier ist nun, wie gesagt, das Auseinanderhalten der Geschlechter nicht mehr geboten.

Nach alledem wird man es verstehen, daß in des Chinesen Vorstellungen von irdischem Glück und Wohlsein die Familie den Mittelpunkt bildet; daß sein Ausdruck für die Anhänglichkeit an die Heimath nothwendig der Familie gedenken muß: die „hundert Familien" sind ihm das, was im Abendland mit „Vaterland" bezeichnet wird. Man wird es verstehen, daß dem Chinesen eine Welt ohne Familie öde, leer und zwecklos erscheinen müßte, und daß es für ihn keine härtere Strafe gibt als die Ausstoßung aus der Familie; und daß der Ausgestoßene, in der Hoffnung auf Rehabilitirung und Wiederaufnahme in die Familie, sei es auch nur seiner Gebeine, die härtesten Mühsale und Entbehrungen im Exil zu ertragen vermag.

Wie wesentlich anders als im Abendlande muß hiernach in China die häusliche und Familiengeselligkeit ausschauen! Freilich fehlt dort der Zeitvertreib des Frauenkultus, des Courmachens und Kokettirens; aber in der harmlosen Innigkeit des Zusammenseins eng verbrüderter Menschen durfte ein reicher Ersatz geboten sein, von dessen Werth der Abendländer vielleicht eine Ahnung gewinnt, wenn er sich die Lage und Stimmung eines, nach langer Abwesenheit, aus ferner Fremde Heimkehrenden vorstellt, dem erst die Entbehrung lehrte, was er besessen und verloren hatte.

Wie überall unter Menschen es nicht anders sein kann, so bildet das Essen und Trinken auch in China die solide Unterlage der häuslichen Geselligkeit, nur daß man es dort besser und in weiterer Ausdehnung verstanden hat, die leiblichen Genüsse gleichsam zu vergeistigen. Selbst die kräftige Kost des gemeinen Feldarbeiters bietet in China sehr viel mehr als im Abendlande Abwechslung in den wohlschmeckenden Speisen, und auch im bescheidensten Haushalt pflegt Obst, ein Kuchen oder ein sonstiger Leckerbissen die Mahlzeit zu beschließen. Vollends in den Häusern der Wohlhabenden und Reichen; hier steht die große Zahl und Verschiedenartigkeit der zierlichen Gerichte in auffallendem Gegensatz zu der einförmigen Massenhaftigkeit, z. B. der englischen Tafel. Nach den übereinstimmenden Urtheilen von sachkundigen abendländischen Diplamaten und Lebemännern steht die chinesische Kochkunst unübertroffen da;[1]) die Leistungen eines chinesischen Reisekoches seien geradezu wunderbar zu nennen: fast aus nichts und mit nichts und mit dem Anschein, als thue er nichts, wisse er täglich Ueberraschungen zu bereiten.

Dabei scheinen die Chinesen es besser als sonst jemand zu verstehen, die Freuden der Tafel durch die Reize der Unterhaltung zu würzen. Wenn Europäer berichten, der Chinese sei auf Gastmälern und Banketten ein unübertroffen liebenswürdiger, zu ernster und heiterer Unterhaltung gleich aufgelegter Gesellschafter, so ist ja wahl einleuchtend, daß seine gesellige Begabung noch viel mehr im vertrauten, verwandtschaftlichen Kreise, als im Verkehr mit Fremden, zur Geltung kommen muß. Dazu kammt, daß durch ihren großen Reichthum an gleich oder ähnlich lautenden Warten und an Reimen die chinesische Sprache sich außerordentlich leicht zu pointirter, witziger Unterhaltung fugt, wie auch zu gebundener Rede; und die Stegreifdichtung mit Unterlegung bekannter Volksweisen scheint nirgend so sehr in Uebung zu stehen als in China, wa auch die Improvisation gereimter Räthsel und Charaden mit neckischen Anspielungen zu den beliebtesten geselligen Unterhaltungen gehört.

Bei alledem wird die anregende Wirkung des Alkohols vom Chinesen nicht verschmäht, nur daß er ihn in anderer Gestalt als im Abendland darreicht, nämlich immer als gewärmten Reisbranntwein in sehr kleinen Schälchen, welche freilich um so häufiger gefullt und beim Zutrinken bis zur Nagelprobe geleert werden.[2]) Ob es an der Eigenschaft dieses Getränkes: mehr „ins Blut zu gehen" als „zu Kopfe zu steigen", oder an dem Naturell des Trinkers liegen mag, daß in China Trunkenheit kaum jemals vorkommt und daß Trunkenbalden gar niemals begegnet wird?

Auch in China gehören die Junger des Orpheus und des Arian zum Gefalge des Bacchos: auch Musikvarträge, instrumentale und gesangliche, bilden wesentliche Bestandtheile der chinesischen Geselligkeit. Gibt es doch in China, wie a. a. O. erwähnt worden, das in Europa ganz undenkbare Gewerbe der feingebildeten, durch geistreiche und witzige Unterhaltung ausgezeichneten „Musikdamen", welche nicht nur als Meisterinnen der heiteren Lebenskunst, in ihren Salons die Mußestunden wohlhabender Männer verschönern, sondern bei ihrer unangezweifelten Achtbarkeit auch zur Belebung der Familienfeste eingeladen werden,

[1]) Freiherr Alexander v. Hübner: „Ein Spaziergang um die Welt" (Leipzig 1875) II. S. 124. Buchner a. a. O.

[2]) Von der Rebe gewinnt der Chinese nur Tafeltrauben. Die Bereitung von Traubenwein ist in China seit alters mit Todesstrafe bedroht, im Interesse des Getreidebaues, und somit der Volksernahrung. (Vergl. Huc a. a. O. II, S. 206.)

wo ihnen vertraulich und herzlich, wie Verwandten des Hauses, begegnet wird. Wie sehr die Musik in China zu den Lebenselementen gehört, wird Jedem schon offenbar, wenn er es erlebt, wie zur Feierstunde, nach der Abendmahlzeit das ganze Land von den heiteren Weisen der Volkslieder erschallt. Noch mehr aber überzeugt man sich davon, wenn man aus der Literatur China's ersieht, daß dort die wichtige Bedeutung der Musik für den Kultus, für die Staatskunst und überhaupt für die ethische Ausbildung des Menschen, in höherem Grade noch als im Abendland betont worden ist. [1])

Sehr anders hat sich die chinesische Kultur zur Tanzkunst gestellt. Wohl hat im hohen Alterthum China's zur Ausbildung eines jungen Mannes die Tanzkunst nicht weniger obligatorisch gehört, als die Uebung in der Handhabung der Waffen. Damals, wie auch in der abendländischen Vorzeit, waren feierliche Tänze wesentliche Bestandtheile des ritualen Zeremoniells, aus welchem sie aber in China schon verhältnißmäßig früh ausgeschieden worden sind. Zu keiner Zeit aber scheint in China der Tanz geselligen Zwecken gedient zu haben. Daß in dem System der strengen Familienzucht der mehr oder weniger erotische Tanz des Abendlandes keine Stelle finden konnte, leuchtet unmittelbar ein.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß China an Gesellschaftsspielen aller Art keinen Mangel leidet; gehört doch zu seinen ältesten Erfindungen auch diejenige der Spielkarten, und ist doch das Schachspiel in China jedenfalls viel früher bekannt gewesen, als im Abendlande. Die eigentlichen Glücks- oder Hazardspiele, denen bekanntlich viele Chinesen mit extravaganter Leidenschaftlichkeit ergeben sind, werden jedenfalls ebensowenig in der häuslichen Geselligkeit, wie auch nicht in den Vereinslokalen, betrieben, weil die Beschäftigung damit in wohlanständigen Kreisen für verächtlich gilt. Nicht selten wird ein aus Gewinnsucht nachsichtiger Beamter durch die einflußreichen Kaufmanns- und Handwerkergilden und durch andere mächtige Vereine und Korporationen gezwungen, gegen das Unwesen der Spielhöllen einzuschreiten.

Es ist vorauszusehen, daß unter uns Abendländern nur Wenige es über sich gewinnen werden, die Vorzüge der soeben geschilderten chinesischen Geselligkeit anzuerkennen; die Allerwenigsten aber von denen, welche sich dazu ablehnend verhalten, werden den Muth haben, den wahren Grund ihrer Abneigung sich selbst, geschweige denn Andern gegenüber, zuzugestehen.

Wer sich aber die Mühe gäbe, durch den Wust der Mißverständnisse und Verleumdungen bis zur Wahrheit über China vorzudringen, würde sich davon überzeugen, daß die in China grell zutage tretenden Mißstände einzig und allein der verderbten Regierung schuld zu geben sind; daß es lediglich Symptome zufälliger, vorübergehender, gleichsam äußerlicher Erkrankung des Staatswesens sind — einer Erkrankung, welche das in seinem Kern gesunde Volksthum während seines vieltausendjährigen Bestehens mehr als einmal zu überwinden gewußt hat, und auch jetzt durch Erneuerung seiner Regierung zu überwinden wissen wird.

Ueber Winterhäfen auf der bayerischen Donaustrecke.

Von F. Dilthorn.

Allmählich scheint auch in Bayern das allgemeine Interesse an der Herstellung und dem Ausbau der Wasserstraßen, an der Förderung der Schiffahrt zu erwachen. Nachdem Jahrzehnte hindurch die Eisenbahnen das einzige Beförderungsmittel für Güter gewesen und als ausreichend für diesen Zweck erachtet worden waren, macht sich in neuerer Zeit immer dringender das Bedürfniß nach einem billigeren Verkehrsmittel geltend und ist die lange in den Hintergrund gedrängte Schiffahrt zur Retterin in der Noth ausersehen.

Als vor wenigen Jahren der Verein zur Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern gegründet wurde, stand man dieser Gründung kühl, ja mit einem mitleidigen Achselzucken gegenüber, bezeichnete man das von diesem Verein verfolgte Ziel als leere Zukunftsmusik, als das Steckenpferd eines Häufleins unverbesserlicher Idealisten und Optimisten, und doch hat sich in den wenigen Jahren ein ganz gewaltiger Umschwung in der öffentlichen Meinung vollzogen. Die jüngst von diesem Verein an die Kammer der Abgeordneten gerichtete Petition um Bewilligung der Projektirungskosten für die Main-Donau-Wasserstraße und um baldige Inangriffnahme der Mainkanalisirung bis Aschaffenburg hat einen vielstimmigen Wiederhall im ganzen Königreich gefunden. Zustimmungserklärungen liefen ein aus allen Theilen Bayerns, von Städten, Handelskammern ꝛc., gleichviel ob sie an der projektirten Wasserstraße oder weitab von derselben liegen.

Diese Thatsache, sowie die Opferwilligkeit der Nürnberger Kaufmannschaft, welche dem genannten Verein den Beitrag von über 40,000 M. zu den Projektirungskosten zur Verfügung gestellt hat und die gewiß nicht eine solche Summe einer nutzlosen Spielerei zu opfern gewillt ist, dürften der Kammer der Abgeordneten denn doch zu bedenken geben, daß dieser Petition ein dringendes wirthschaftliches Bedürfniß zugrunde liegt, daß auch Bayern, wenn sein Handel, seine Industrie nicht der Konkurrenz der mit modernen Wasserstraßen gesegneteren Nachbarländer unterliegen soll, in dieser Frage einen entscheidenden Schritt vorwärts thun muß. Doch harren auch noch kleinere, aber nicht minder dringende Bedürfnisse der bereits bestehenden Schiffahrt einer baldigen Abhülfe.

Der Donaustrecke von Regenburg bis Passau hat die bayerische Staatsregierung in diesem Jahrzehnt besondere Sorgfalt zugewendet. Verschiedene Schiffahrtshinderuisse, so die störenden Felsen im sogenannten Kachlet, die Donaubrücke bei Straubing wurden theilweise, bezw. ganz entfernt, in Regensburg und Passau wurden große Quaibauten aufgeführt und hiedurch die Umschlagsfähigkeit dieser Plätze bedeutend erhöht. Auch neuerdings sollen für Korrektion der genannten Strecke 400,000 M. aufgewendet werden. All diese Maßnahmen sind zwar geeignet, fördernd auf die Schiffahrt einzuwirken, den Frachtenverkehr bis in das Herz Bayerns immer lohnender zu gestalten, allein so ganz heimisch wird die Schiffahrt auf der bayerischen Donau nie werden, wenn ihr nicht auch die Möglichkeit geboten wird, bei plötzlich eintretendem Eisgang sicheren Schutz in ausreichenden Winterunterständen zu finden, und in dieser Beziehung ist auf der oberen Donau leider gar keine Vorsorge getroffen.

In Prag wurde vor kurzem, obwohl die Moldau bis dorthin noch nicht kanalisirt und nur wenige Monate des Jahres für Frachtschiffe befahrbar ist, ein Schutz- und Verkehrshafen erbaut. Es kann dieses Beispiel zwar nicht als nachahmenswerth empfohlen werden, immerhin zeigt aber diese Thatsache, wie man in anderen Ländern mit allen Mitteln die Schiffahrt zu heben und zu fördern bestrebt ist.

Die Elbe weist nach den Angaben der internationalen Stromschaukommission vom Jahre 1894 von Melnik bis Hamburg 36 Hafen und Zufluchtsorte auf.

Hievon treffen auf Böhmen 5 Häfen mit Platz für 400 Schiffe. Sachsen besitzt auf einer Strecke von zirka

[1]) Huc, a. a. O. II. S. 177. — Capt. R. E. Cane im „Ausland" 1867 (nach „Athenaeum") S. 1867. „Globus" X., S. 39. — Williamson a. a. O. S. 40.

120 km 11 Häfen mit einem Fassungsvermögen von ungefähr 650 Schiffen. Von der sächsischen Grenze bis Hamburg nehmen 20 Häfen ungefähr 1900 Schiffe auf, davon allein die Magdeburger Häfen über 300 Schiffe.

Auf der Strecke von Straßburg bis Düsseldorf befinden sich, wie dem von Hrn. Bauamtmann Hensel auf der letzten Generalversammlung des eingangs erwähnten Vereins gehaltenen Vortrag entnommen wird, schon Anfang der 90er Jahre 40 Häfen mit einem Gesammtareal von 31,218 a.

Dagegen vermag die ca. 470 km lange Donaustrecke von Regensburg bis Fischamend nur einen einzigen Hafen in Regensburg aufzuweisen, und dieser — im Besitz der I. österreichischen k. k. priv. Donaudampfschiffahrtsgesellschaft — besteht schon seit vielleicht 40 Jahren und gewährt mit einem Flächenmhalt von nur 80 a höchstens 30 Schiffen Unterkunft. Ein anderer Hafen wird zur Zeit bei Linz für 6 Dampfer und 40 Waarenboote angelegt.

Vermag auch die Donauschiffahrt mit der Schiffahrt auf der Elbe und dem Rhein keinen Vergleich zu bestehen, so ist sie doch immerhin eine ansehnliche zu nennen und ist sie insbesondere in fortwährend steigender Entwicklung begriffen.

Die österreichische Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, welche im Jahre 1896 über 179 Dampfer und 862 Waarenboote mit einer Gesammttragfähigkeit von 351,573 t verfügte, beförderte bis Regensburg

im Jahre	Dampfer	Waarenboote	mit Doppelzentner-Ladung
1886	169	813	485,047
1887	222	571	718,640
1888	227	659	1,549,086
1889	193	592	1,327,645
1890	325	1038	2,181,432
1891	173	544	1,005,141
1892	137	441	832,179
1893	188	551	1,004,361
1894	167	551	1,116,238
1895	109	280	592,999
1896	200	610	1,547,442

Im laufenden Jahre werden noch zwei weitere Gesellschaften, die süddeutsche Donaudampfschiffahrtsgesellschaft und die ungarische See- und Flußschiffahrtsaktiengesellschaft ihre regelmäßigen Fahrten nach Regensburg ausdehnen, und von diesen besitzen nach dem Stande des Jahres 1896 die erstere 10 Dampfer, 83 Waarenboote mit 42,296 t Tragfähigkeit, die letztere 39 Dampfer, 224 Waarenboote mit 103,480 t Tragfähigkeit. Diese Zahlen wachsen fortwährend an, da die Donauschiffahrt in absehbarer Zeit zu noch größerer Bedeutung gelangen und an Konkurrenzfähigkeit den österreichischen und ungarischen Bahnen gegenüber gewinnen wird dadurch, daß einerseits Oesterreich die Transportsteuer einführt, welche den Bestimmungen der Donauschiffahrtsakte gemäß den Verkehr auf der internationalen Donau nicht belasten darf, daß andrerseits Ungarn endlich einmal entschlossen zu sein scheint, die dort bereits bestehende, seit langer Zeit vertragswidrig auch von der Donauschiffahrt erhobene Transportsteuer hinsichtlich dieser in Wegfall kommen zu lassen.

Nachdem nun mit Sicherheit eine Verkehrssteigerung zu erwarten ist, nachdem ferner der einzige in Bayern befindliche Donauhafen im ausschließlichen Besitze einer Schiffahrtsgesellschaft ist, dürfte das Verlangen nach öffentlichen, jeder Gesellschaft und jedem Schiffer zugänglichen Häfen gerechtfertigt erscheinen.

Die bayerische Staatsregierung zeigte auch in dieser Richtung Entgegenkommen, indem sie im Sommer vorigen Jahres das Straßen- und Flußbauamt Deggendorf mit Ausarbeitung von Hafenprojekten betraute. Zwei Projekte wurden vorgelegt für je eine Hafenanlage bei Deggendorf und Passau, welche einen Kostenaufwand von 40,000 bezw. 600,000 M. erfordern. Die Genehmigung der ersteren Anlage wird zweifellos erfolgen, und es wird mit dem Bau schon in diesem Jahre begonnen werden. Doch wird damit noch nicht sonderlich viel erreicht sein, da der projektirte Hafen mit einer Länge von vielleicht 300 m und einer Breite von 30 m einen Flächeninhalt von ca. 90 a erhält und lediglich 20 Schiffe von 600 t Tragfähigkeit aufzunehmen vermag. Doch ist wenigstens der Anfang gemacht.

Hauptbedingung für den Nutzen derartiger Anlagen ist jedoch, daß sie an den großen Umschlagsplätzen, wohin aller Schiffs- und Bahnverkehr gravitirt, geschaffen werden. Es müssen also dem Deggendorfer Hafen solche in Passau und Regensburg folgen. Was nun gerade letzteren Platz anlangt, so wird mancher es bedenklich finden, eine größere Hafenanlage am Endpunkt der Schiffahrt zu errichten, allein der Umstand, daß Regensburg nicht immer Endpunkt der Schiffahrt bleiben wird, sowie die ganz besonderen Verkehrsverhältnisse auf der Donau werden eine solche Forderung trotzdem begründet erscheinen lassen. Der Verkehr ist hier nicht, wie auf anderen Flussen, die ganze Schiffahrtsperiode hindurch gleichmäßig. Während auf dem Rhein, der Elbe neben Getreide Industrieerzeugnisse und insbesondere Kohlen die Hauptfrachtartikel bilden, ist die Donauschiffahrt beim Transitoverkehr zum größten Theil auf die Verfrachtung von Getreide angewiesen. Gerade im Herbst, also gegen das Ende der Schiffahrtskampagne, hat sie den Hauptverkehr zu bewältigen. Die dann andrängenden Frachtenmengen sind bei günstiger Ernte oft so groß, daß der vorhandene Schiffspark nicht ausreicht, um dieselben in der kurzen Frist, die bis zu Winters Eintritt gegeben ist, sämmtlich an ihren Bestimmungsort zu verbringen, und hieran trägt der Mangel an Schiffs- und Löschhäfen an den Endumschlagsplätzen die Hauptschuld.

Die Schiffahrtsgesellschaften sind eben gezwungen, auf möglicherweise eintretenden Eisgang Rücksicht zu nehmen, demgemäß den Bergverkehr allmählich zu verringern und ihre Schiffe rechtzeitig in den an der unteren Donau gelegenen Winterhäfen unterzubringen. Mit den Schiffen müssen aber auch deren Ladungen liegen bleiben. So kehrt in den jährlich der oberpfälzischen Handelskammer von der Agentie Regensburg zugehenden Geschäftsberichten stets die Klage wieder, daß über 100 mit Getreide beladene Schiffe den Winter über in den unteren Häfen warten müssen, bis das Frühjahr ihnen die Fortsetzung der Bergfahrt gestattet. Diesem Uebelstande kann aber nur durch Errichtung genügend großer und mit der Bahn in direkte Verbindung gebrachter Schiffshäfen in Regensburg und Passau abgeholfen werden. Die Schiffahrt braucht sich um die rechtzeitige Rückbeförderung leerer Schiffe nicht mehr zu kummern, sie hat nur mehr mit der Frage sich zu beschäftigen, ob es noch möglich ist, vor Eisgang die Frachten an ihren Bestimmungsort zu verbringen. Ist dieser und damit der schützende Hafen erreicht, so kann ungestört die Entladung der Schiffe erfolgen und können die wahrend des Winters frei gewordenen Schiffe im Frühjahr sofort donauabwärts dirigirt und neuer Beladung zur Verfügung gestellt werden. Zudem ist Regensburg der Hauptumschlagsplatz für den stetig zunehmenden Thalverkehr, und es würde im Interesse der rascheren Beförderung der Thalgüter sehr zu begrüßen sein, wenn die schon während des Winters mit der Bahn anlangenden Frachten statt in die Ladehallen sofort in die Schiffe verstaut und mit Beginn der Saison gleich weiter befördert werden konnten.

Die Anlage von Winterhäfen an den Umschlagsplätzen der bayerischen Donau wird zweifellos einen regeren Schiffs- und Bahnverkehr zur Folge haben und Schiffahrt und

Digitized by Google

Eisenbahnen in die Lage versetzen, ihr Beförderungsmaterial nicht nur ergiebiger, sondern auch gleichmäßiger ausnützen zu können, abgesehen von der weiteren Folge, daß während des Winters ständige Arbeitsgelegenheit geschaffen und dadurch dem Uebel der Arbeitslosigkeit einigermaßen abgeholfen würde.

Es wäre nur noch die Frage zu erörtern, ob derartige Anlagen auch technisch möglich sind. Für Deggendorf und Passau ist die Ausführbarkeit derselben bereits behördlicherseits gewürdigt und bejaht worden. Für Regensburg ist ein bestimmter Platz noch nicht in Aussicht genommen, doch werden sich bei der günstigen Lage der verzeitigen Lände nennenswerthe Schwierigkeiten nicht ergeben. Der Umschlagsverkehr vollzieht sich hier auf dem rechten Ufer des rechten Donauarms, das mit einer senkrechten, größtentheils aus Beton hergestellten Quaimauer in der Länge von 1100 m versehen ist. Dieser Mauer entlang ziehen sich die Ladegeleise, welche durchgängig doppel-, an mehreren Stellen drei- und viergeleisig ausgebaut sind, und hinter den Geleisen liegen die Lagerhäuser und Ladehallen. An diese Lände schließt sich donauabwärts auf eine Länge von vielleicht 2 km und in erheblicher Breite freies und ebenes Terrain an, und hier wird wohl der Platz für den so nothwendigen Winterhafen gesucht werden müssen, umsomehr, als auch hier der Anschluß an die Bahn, welcher dem bereits bestehenden Hafen fehlt, am leichtesten vollzogen werden kann. Ein Theil dieses Terrains ist allerdings schon anderer Bestimmung zugeführt worden, indem auf demselben eine rumänische Gesellschaft große Petroleumtanks errichtet hat, allein ein Hafen für 80—100 Schiffe könnte immerhin noch zwischen dieser Anlage, die für den Bezug des Petroleums ebenfalls auf den Wasserweg angewiesen ist, und der Donaulände untergebracht werden. Würde mit der Erbauung eines Winterhafens an dieser Stelle die schon durch die jetzige Verkehrssteigerung nothwendig gewordene Verlängerung der Quaimauer und die Verlegung der Verbindungsbahn zwischen Bahnhof und Donaulände Hand in Hand gehen, so könnte das bei der Hafenanlage ausgehobene Material zur Höherlegung des südlich der neuen Verbindungsbahn gelegenen Terrains verwendet und so eines der schönsten und bestgelegenen Industrieviertel geschaffen werden, von welchem mit Sicherheit eine belebende Rückwirkung auf Bahn- und Schiffsverkehr erwartet werden kann.

Nachdem an der unteren Donau mit Macht daran gearbeitet wird, die Fesseln, welche die Natur diesem herrlichen Strom aufgezwungen hat, zu sprengen, sollte auch von obenher entgegengearbeitet und kein Mittel unversucht gelassen werden, welches geeignet ist, zu bewirken, daß Handel und Industrie sich wieder an den alten Stätten ansiedeln, daß die einst so belebte Wasserstraße wieder aufblühe und eine mächtige Verkehrsader werde.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Von der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen ist soeben (im Verlag von A. Duncker, Berlin) der 24. Band erschienen. Er ist redigirt von Dr. Kurt Treusch v. Buttlar und Dr. Gustav Berthold Volz und umfaßt den Zeitraum vom Oktober 1764 bis Dezember 1765. Ueber den Inhalt dieses Bandes berichteten am „Friedrichstag" der preußischen Akademie der Wissenschaften die Professoren Schmoller und Kaser. Auch aus ihm, wie aus den Dokumenten des vorhergehenden Bandes, tritt die Thatsache entgegen, daß der Angelpunkt der auswärtigen Politik König Friedrichs das russische Bündniß geworden ist. Im engen Einvernehmen mit Rußland nimmt er zu den politischen Vorgängen in Polen, in Schweden, in der Türkei Stellung; die diplomatischen Beziehungen zu dem Bundesgenossen seiner ersten Regierungsperiode, zu Frankreich, sind überhaupt noch nicht angeknüpft; die offenen und verdeckten Werbungen Englands um Wiedergewinnung des Bündnisses mit Preußen weist Friedrich zurück, indem er insbesondere hohlen seine üblen Erfahrungen am Ausgang des 7jährigen Krieges und die mit dem System der Parteiregierung zusammenhängende Unzuverlässigkeit der englischen Politik als Grund anführt; das Bündniß ausschließlich mit Rußland genügt ihm vollständig. Der Verkehr mit dem Wiener Hof bewegt sich in kühlen, höflichen Formen, doch erweckt die Persönlichkeit des neuen Kaisers Joseph II., der in den preußischen Gesandtschaftsberichten als ein Bewunderer des Königs erscheint, ihm die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens zwischen den beiden Staaten. — Der 25. Band, der voraussichtlich die beiden Jahre 1766 und 1767 umfassen wird, ist in Vorbereitung. Seine Redaktion ist ebenfalls den beiden Bearbeitern des 24. Bandes übertragen.

42- *V. Basch, Le mouvement intellectuel en Allemagne depuis 1870.* Rouen 1897. — Jeder, der über die jüngste Entwicklung unsrer Literatur zu schreiben oder sich auszusprechen hat, kennt und betont die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, ein unbefangenes und ruhiges Urtheil über dieselbe zu fällen. Da wir selbst mitten in der Bewegung stehen und unter ihren Anregungen und Wirkungen, so schließen wir uns in der Regel ganz unwillkürlich einer bestimmten Richtung an, und das verhindert uns trotz allen Bemühens, den Gegenparteien volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So ist es denn gewiß von Interesse zu sehen, wie ein Ausländer, ein Franzose, sich dieser Aufgabe entledigt. Der Verfasser des vorliegenden Vortrags ist ein gründlicher Kenner unsrer Literatur und er weiß geschickt und geistvoll seinen Zuhörern und Lesern alle Hauptsachen, und natürlich nur diese, in dem kurzen Raume einer Stunde vorzuführen. Er scheidet die ganze Epoche, die er behandelt, nach den drei erkennbaren vorherrschenden Geistesströmungen in drei Abschnitte. Der erste reicht von 1870 bis etwa 1880. Trotz des Krieges und seiner großen Errungenschaften findet er hier nicht viel neues und bedeutendes, wenn auch manches gute. Auf eine Würdigung der Kriegslyrik verzichtet er aus leicht begreiflichen Gründen; an den reizenden Dichtungen Baumbachs und Wolffs rühmt er die Anmuth, vermißt aber jede Faciententwicklung. Dasselbe sieht er im Roman. Spielhagen behandelt nach 1870 nur einmal noch ein Problem der Gegenwart in der „Sturmflut", Freytag flüchtet sich, wenigstens in den werthvollsten Bänden seiner „Ahnen", ebenfalls in die Vergangenheit. Dem Professorenroman, den Werken von Ebers, Taylor, Dahn, erkennt er auch ihren Werth zu, aber für die Gesammtentwicklung bedeuten sie keinen Fortschritt. Noch schlimmer steht es um die dramatische Literatur, deren Hauptvertreter P. Lindau im wesentlichen nur das französische Drama der Augier, Dumas, Sardou noch Deutschland verpflanzt. Wildenbruch erweckt schöne Hoffnungen, erfüllt sie aber nicht. Nur zwei wahrhaft große Namen leuchten in diesem Zeitraum, Schopenhauer und R. Wagner. Zwar war das System des Philosophen längst ausgebaut, doch ward es erst im 8. Jahrzehnt der Vergessenheit entrissen, um alsbald seine Herrschaft über Europa anzutreten. Auch Wagners Schöpfungen liegen vor 1870, aber erst seit 1876 beginnt mit dem Theater von Bayreuth ihr Einfluß und ihre Wirkung, die ebenfalls weltbedeutend werden. — Im zweiten Abschnitte, von 1880 bis Ende 1889, herrscht gerade die entgegengesetzte Geschmacksrichtung, der Realismus, der Naturalismus, der sich zunächst in der Philosophie geltend macht. Die Deutschen wagen den bedeutsamen Schritt von den „jongleries métaphysiques" zu einer Philosophie der Wirklichkeit, zur physiologischen Psychologie, die Wundt begründet, deren Ziel und Aufgabe Ebbinghaus auf dem letzten Psychologentage in München verkündigt hat. Aehnliches zeigt sich in der Literatur, und zwar im Roman, der aber in der Hauptsache von dem „großen Epiker des Pessimismus", von Zola, abhängig ist. Den Hauptsieg aber feiert der Realismus im Drama, das einen gewaltigen Aufschwung nimmt. Ibsen ist hier der Lehrer der Deutschen. Ihre besten Dramatiker, Hauptmann und Sudermann, sind ursprünglich Beide von ihm abhängig, machen sich

Digitized by Google

aber bald immer mehr von seinem Einflusse frei. Hauptmanns Ruhm begründen seine „Weber", Sudermanns „Heimath" gilt ihm als das bestr Stück des deutschen Realismus, ja als eines der drsten realistischen Dramen unsrer Zeit. — Der dritte Zeitraum, von Anfang 1890 bis jetzt, zeigt wieder ein ganz anderes Bild, eine Art rückläufiger Bewegung, es herrscht die „Moderne", der Symbolismus, der Mystizismus. Und seltsam! Die Hauptvertretrr des Realismas vom vorigen Jahrzehnt, sie sind jetzt die Hnuptvertreter der neuen Richtung geworden. H. Bahr schreibt über das Ende des Naturalismus, Hauptmann dichtet „Hannele" und „Die versunkene Glocke". Eine ausführliche Inhaltsangabe dieses Dramas, mit einer hübschen kleinen Uebersetzungsprobe, und ein Ueberblick über die Lehre von der „Herrenmoral" Fr. Nietzsche's, des letzten Deutschen von europäischer Bedeutung, schließt das interessante Schriftchen, das in engem Rahmen ein klares und in den Hauptzügen durchaus richtig gezeichnetes Bild von der Entwicklung unsres Geisteslebens in den letzten 27 Jahren bietet.

S. S. Lrssing im Urtheilr sriner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Natizrn, Lessing und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1747—1781. Gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben nan Lessings Werken. In 3 Bänden. 3. Band. Berlin, Friedrich Stahn t897. — Ein schönes Zeugniß feldlosen deutschen Gelehrtenfleißes. Der 1. Band, den Zeitabschnitt 1747—1772 umfassend, erschien 1884, der 2. von 1773—1781 gehend, 1893. Schon damals war der Verfasser schwer leidrnd, wie er in der Varrede rrwähnte. Auch enthält diese Vorredr bereits einen Hinweis auf das Erscheinrn eines 3. Bandes, der dir dem Verfasser im Laufe der Zeit noch zugegangenen mannichfachen Kritiken, eine Anzahl französischer Kritiken rc. enthalten sollte. Dieser 3. Band liegt nun auch oar und mit ihm das oallständige Werk, das in der That eine werthaolle Ergänzung der Lessingliteratar bildet. Die Herausgabe des Buches sallte er nicht mehr rrleben. Am 14. Juli 1894 schrieb er die Varrede nieder, in der er die kleinen biographischen Natizen und Erläuterungen begründet nnd auf das Wort Lessings hinweist: „Was uns nicht dient, dient einem Anderen. Was wir weder für wichtig nach anmuthig halten, hält ein Anderer dafür." Am 2. Oktaber 1895 las er zum lrztenmale Korekturbogen, am 5. Oktober nahm, wie das Vorwort in der Ergänzung der Wittwr anführt, der Tod dem unermüdlich Fleißigen dir Feder aus der Hand. Frau Julius W. Braun hat dem Gatten durch die Fertigstellung des Nachtragsbandes ein schönes Denkmal grsetzt. Dir darin wieder abgedruckten Kritiken rnthalten viel des Interessanten, in den Erläuterungen ist ja manches überflüssig, aber vieles lehrreich nnd das Namen- nnd Sachregister ist ungemein übersichtlich.

* **München,** 5. Februar. Mit einer Probrorlesung über die „Geschichtr des Apolloheiligthums auf Delas" wird sich heute Dr. Heinrich Bulle für das Fach der Archäologir ats Privatdozent an der hiesigrn Universität habilitiren.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdazenten haben sich habilitirt: Dr. Julius Wriß, für innere Medizin, an drr Univerfität in Wien, Dr. Joseph Tuma, bisher schon Privatdozent der Physik an der Universität in Wien, für das gleiche Fach an der technischen Hochschule in Wien.

* **Rom.** Derselbe Professor Maruechi, der jüngst auf dem Palatin die griechische Inschrift eines sich zu Christus bekennenden römischen Saldaten entdeckte, resp. zum erstenmal richtig gelrsen haben will (vergl. Nr. 24 der Beilage d. J.), behauptet jetzt, im Palast des Tiberius auch ein Sgraffittogemälde gefunden zu haben, das die Kreuzigung Christi darstelle, und ebenso wie jene Inschrift als Gegenstück zu der bekannten Stuckplatte im Museo Kirchneriano, auf der Christas am Kreuz mit einem Eselskopf abgebildet und verhöhnt wird, aufzufassen sei. Maruechi erzählte dem Berichterstatter des „Corriere della Sera", daß sich diese Zeichnung auf einem Stuckquadrat von einem halben Meter Höhe befinde und die Aufschrift Crestos trage. Sie sei sicher unmittelbar nach dem Tode Christi angefertigt, wahrscheinlich von einem Künstler, der Augenzeuge der Kreuzigung gewesen. Die Figuren sind 15 cm hoch. Neben jedem Soldaten ist der Name zu lesen. Ein anderes Bruchstück zeigt den Landpfleger Pontius Pilatus, ein drittes enthält eine 15 Zeilen lange Inschrift, die noch nicht völlig entziffert werden konnte, aber ohne Zweifel von der Lehre Christi handelt. Nun kammt aber ein anderer römischer Archäologe, Prof. Gatti, welcher behauptet, daß Maruchi das Opfer einer Selbsttäuschung geworden sei. Die Kritzelei — der man wohl fälschlich den Namen Sgraffitto gibt — sei schon lange bekannt nnd bedeute eine Schaustellung von Sriltänzern. Der Name, den Maruchi Pilatus lese, heiße Filetus, und der Name Crestos sei auch sanst häufig gewesen. Da beidr Archäologen eingehendere Veröffentlichungen über die Zeichnung in Aussicht stellen, muß man wahl erst diese abwarten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriftea eingegangen:

H. Kottmeier: Die Aufforstung der Oed- und Ackerländereien. Vortrag, gehalten im Klub der Landwirthe zu Berlin. Neudamm, J. Neumann 1898. — Irremias Gotthelfs Schriften. 1. Band. 1. Lieferung: Der Bauernspiegel. Bern, Schmid u. Francke 1898. — Dr. C. Gareis: Handelsgesetzbuch aam 10. Mai 1897. München, C. H. Beck 1898. — Hiab. Deutsch mit kurzen Anmerkungen für Ungelehrte van Dr. Friedrich Baethgen. Göttingen, Vandenhaeck u. Ruprecht 1898. — Carl Henaing: Aus Herzenstiefen. Lieder eines Siebenbürger Sachsen. Wien, Carl Graefer. — Dr. J. Pfeilschiftrr: Das Bamberger Landrecht. München, J. Schweitzer t898. — Unsere Kriegsflottr. 12 Künstlerpostkarten nach Originalen ann Hans Bohrdt. Leipzig, Meißner u. Buch. — August Sartari: Der Elbe-Kiel-Kanal. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1898.

Jaserlaasprets für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Vor Kurzem erschienen folgende **reichhaltige Kataloge** unseres antiquarischen Lagers:

380. Hassiaca. 1351 Nummern.
381. Kunst des 19. Jahrhunderts. 577 Nummern.
383. Nationalokonomie. 2055 Nummern.
385. Kunst des Mittelalters. 1648 Nummera.
386. Schul- und Universitätsgeschichte, Padagogik. 1362 Nrn.
387. Strafrecht. 892 Nummern.
388. Political Economy. 985 Nummern.
389. Deutsche Geschichte im Mittelalter. 1438 Nummern.
390. Zoologie. 1366 Nummern.
391. Botanik. 544 Nummern.
392. Nationalokonomie. 762 Nummern.
393. Kunst des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. 800 Nummern.
394. Bibliographie. 1668 Nummern.
395. Genealogie — Heraldik — Sphragistik. 803 Nummera. Antiquarische Anzeiger.
453. Miscellanea. 271 Nummern.
456. Werthvolle Werke aus allen Litecatorgebieten. 341 Nrn.
457. Memoiren. 296 Nummern.
459. Das Byzantinische Reich. Griechenland. 347 Nummern.
462. Miscellanea. 246 Nummern.
463. Ikonographie. Handbüchee zur Kunstgeschichte. 304 Nrn.
464. Miscellanea. 259 Nummern. [2731]

Joseph Baer & Co., Buchhändler und Antiquare,
Frankfurt a. M., Rossmarkt 18.

Singer und Seifriz:
Grosse theoretisch-praktische
Violinschule.
Erster Band. (6600)
Erste Hälfte 3. Auflage. 7 Mark.
Zweite Hälfte 2 Auflage. 7 Mark
Zweiter Band
Erste Hälfte . . . . 9 Mark.
Zweite Hälfte. . . . 8 Mark
J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.

In August Neumanns Verlag, Fr. Lucas, in Leipzig, erschien soeben: (2726)
Friedhof-Rosen.
Von
Wilhrlm Ruland.
Geh. M. 1.80 Geb. m. Marmorschnitt M. 2.— Geb. m. Goldschn. M. 2.20.

Tauchnitz Edition.
February 2, 1898.
Jerome.
By (2716)
Mary E. Wilkins.
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Montag, 7. Februar. Nummer 29.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Lehre von der „Natürlichen Zuchtwahl". Von Paul Nikolaus Cossmann. — Die Dichtungen des Bakchylides. Von O. Crusius. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Lehre von der „Natürlichen Zuchtwahl".

Von Paul Nikolaus Cossmann.

Es ist bekannt, wie sehr Parteibildung der Objektivität des Urtheils Eintrag thut. So haben auch innerhalb der Parteien, welche sich für und gegen Charles Darwin gebildet haben, auf der einen Seite Darwins Verdienste, auf der anderen seine Mängel wenig Beachtung gefunden. Was die ersteren betrifft, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß er sich in seinen Einzeluntersuchungen als Beobachter zeigt, wie die Geschichte der Wissenschaft wenige kennt, und daß er in ihnen Anregungen werthvollster Art gegeben hat: so in seinen Arbeiten über Pflanzen und Insekten, über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen, über das Variiren von Thieren und Pflanzen im Zustand der Domestikation, über die Korallenriffe und über die Geologie Südamerika's.

Aber wie ist er als Theoretiker zu beurtheilen? An seinen Namen knüpfen sich zwei Lehren, welche häufig miteinander vermischt werden. Die eine, die Abstammungslehre, ist älter als Darwin, und auf sie kann sich daher die Behauptung nicht stützen, mit Darwin habe eine neue Epoche der biologischen Wissenschaften begonnen. Die andere dagegen ist, wenigstens in der modernen Naturwissenschaft, wirklich neu: die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl.

Der Gedankengang ist bekanntlich dieser: die Vorfahren der jetzigen Organismen haben in verschiedener Weise variirt, zufällig in einer der Erhaltung förderlichen, zufällig in einer der Erhaltung hinderlichen Richtung; dadurch nun, daß während langer Zeiträume durch den „Kampf ums Dasein" eine natürliche Auslese dergestalt stattgefunden hat, daß die unzweckmäßigen Bildungen untergegangen, die zweckmäßigen nicht untergegangen sind, ist jene Beschaffenheit entstanden, welche den Menschen von altersher als Teleologie der Natur aufgefallen ist; teleologische Betrachtungen sind daher aus der Wissenschaft zu verbannen: es herrschen nur Kausalgesetze, wie am Leblosen so auch am Lebenden, dessen Zweckmäßigkeit zufällig entstanden und durch die natürliche Zuchtwahl erhalten worden ist. Bei Darwin freilich, der kein Darwinist war, tritt die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl nicht in voller Reinheit auf; abgesehen davon, daß seine Arbeiten, wie die der meisten modernen Biologen, voll sind von verschämter Teleologie, gebraucht er auch Hülfsprinzipien, z. B. die „Anpassung", welche als offenkundig teleologisch dem Darwinismus nicht angehören.

Hier, wie so oft, liegt die Wahrheit nicht in der Mitte. Denn es handelt sich nicht um eine Hypothese, der manche Thatsachen entsprechen, andere nicht. Vielmehr enthält unsre Erfahrung nichts, was die berühmte Lehre stützen könnte. Analysiren wir sie, so zeigt es sich, daß sie der empirischen Begründung aber auch gar nicht bedarf. Die beiden Sätze, auf welche die Zuchtwahllehre basirt ist, lauten:

1. es finden zufällige Veränderungen statt, 2. das Unzweckmäßige geht unter; hieraus folgt: das Zweckmäßige bleibt übrig.

Mit Befremden vernimmt der Fernerstehende den ersten Satz, daß nämlich zufällige Veränderungen ein so „köstliches, herrliches Ding", wie es nach Goethe's Ausdruck das Lebende ist, hervorgebracht haben sollen. Angesichts der unzähligen, bis ins kleinste gehenden Zweckmäßigkeiten an jeder Pflanze, jedem Thiere wird ihm der Gedanke als glühende Naivität erscheinen, daß sie nicht gesetzmäßig entstanden seien. Anschauliche Erfahrung vermag nicht, den Darwinischen Gedanken zu erläutern, auch dann nicht, wenn wir die ausgestorbenen Lebewesen zu unsrer Betrachtung hinzuziehen und sie ebenso „abgemessen zu ihrem Zustand" finden.

Es wird wohl immer merkwürdig bleiben, daß ein Mann wie Darwin auf keinerlei direkte Erfahrung, sondern auf eine angebliche Analogie den wichtigen Begriff der natürlichen Zuchtwahl gegründet hat; ich sage, eine angebliche Analogie; denn zeigt die künstliche Zuchtwahl, die Auslese von Thieren zur Nachzucht durch den Züchter, wirklich ein zufälliges Variiren? Zufällig freilich ist es in Bezug auf den Züchter, der nicht absichtlich die Varietäten herbeiführt, sondern nur unter den ohne sein Zuthun entstandenen auswählt; aber die Rinder des Mr. Bakewell, die Schafe des Mr. Western, auf die Darwin so viel Gewicht legte, haben doch nicht zufällig variirt in Beziehung auf äußere Umstände, Bedürfnisse, Vollkommenheit ihrer Organisation, nicht ohne nothwendigen Zusammenhang des Varietätsmerkmals mit all diesen Faktoren, kurz doch nicht dysteleologisch; und das trifft alle Beispiele der künstlichen Auslese, analog zu welcher die Natur bei der ihrigen verfahren soll.

Aber auch ein Versuch, der Phantasie ihr von manchen Gelehrten behauptetes Recht zu geben, stößt bei dem ersten Darwinischen Satz auf Schwierigkeiten. Wir sollen uns vorstellen, das zufällige Variiren habe Unterliegende und Sieger im Kampfe um die Lebensbedingungen (so sollte man statt „Kampf ums Dasein" richtiger sagen) produzirt. Waren nun die Unterliegenden — ein Arzt würde sie wohl als krank bezeichnen — überhaupt dysteleologisch konstruirt oder nur dysteleologisch in der Eigenschaft, welche sie in Nachtheil setzte? Und die Sieger, also die Vorfahren der jetzigen Organismen, waren doch sicherlich nur telealogisch im Vergleich mit ihren Konkurrenten, nicht aber in Bezug auf ihre ganze Umgebung, wie es die gegenwärtigen Organismen in einem gewissen Umfang sind! Ferner muß man sich entweder vorstellen, daß die Sieger nur momentan im Vortheil waren, d. h. momentan zufällig zweckmäßig variirt haben, und dann müssen wir jeden Augenblick gewärtig sein, daß dieser Zufall aufhört und daß die Natur anfängt, unzweckmäßig zu variiren; oder man muß sich vorstellen, daß die Sieger die Eigenschaft halten, während ihrer ganzen

Lebenszeit zweckmäßig zu variiren und die teleologische Disposition auf ihre sämmtlichen Nachkommen zu übertragen, und dann ist nicht einzusehen, welchen Vortheil ihnen diese Eigenschaft beim Kampfe um die Lebensbedingungen verschaffen konnte. Endlich müssen wir uns doch wohl vorstellen, daß auf unserm Planeten ehemals und auf anderen jetzt verunglückte natürliche Schöpfungen stattgefunden haben und stattfinden, bei denen aus Mangel an Gutem auch kein Besseres obsiegen kann.

Auf psychologisches Gebiet übergehend, begegnet unsre Phantasie gleichfalls den größten Schwierigkeiten. Weßhalb, muß man hier fragen, trilt, wenigstens in einem gewissen Umfange, Unlust ein bei physiologischen Unzweckmäßigkeiten, welche doch nur zufällig das Unglück haben, im Kampfe um die Lebensbedingungen zum Untergang zu führen? Hat es einmal ein Zeitalter gegeben, in welchem Gefühle und Strebungen der meisten Individuen dysteleologisch eintraten und sind die solchergestalt perversen Wesen im Kampfe um die Lebensbedingungen mit den zufällig psychophysisch günstiger organisirten Konkurrenten untergegangen? Auch die kühnste Phantasie wird nicht vermögen, mit dem ersten der beiden Sätze, welche oben als Prämissen der Zuchtwahllehre bezeichnet wurden, eine anschauliche Vorstellung zu verbinden.

Nun ist aber der zweite Darwinische Satz das, was Kant ein analytisches Urtheil nennt, ein Urtheil, bei welchem das Prädikat versteckterweise im Subjekt enthalten ist: unter dem Unzweckmäßigen versteht nämlich der Darwinismus das, was sich nicht erhalten kann. Deßhalb lag Jahrzehnte hindurch für viele kein Zwang vor, darüber nachzudenken, was denn zweckmäßig und unzweckmäßig sei; denn wie dem auch sein möge, mit mathematischer Sicherheit läßt sich behaupten: das Unzweckmäßige geht unter, und dann bleibt das Zweckmäßige übrig. Friedrich Albert Lange drückt in seiner Geschichte des Materialismus den „einfachen und durchschlagenden Gedanken" des Darwinismus so aus: „Das Zweckmäßige ist deßhalb im Uebergewicht vorhanden, weil es in seinem Wesen liegt, sich zu erhalten, während das Unzweckmäßige längst vergangen ist." Das ist freilich sehr einfach, und mit einem sehr einfachen Kniff — der Definition des Zweckmäßigen als erhaltungsfähig — wären somit die teleologischen Fragen aus der Welt geschafft. Vorausgesetzt, daß man von der Erfahrung absehen vermag, hat man in der Selektionslehre ein Universalmittel gegen alle teleologischen Beschwerden — um so willkommener, je schlechter der Arzt ist. Es handelt sich also nicht um eine Entdeckung, eine Aufdeckung von Thatsächlichem, sondern um eine Erfindung, eine geniale Erfindung: eine Gruppe von Problemen war aus der Welt zu schaffen, und das leistet die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl.

So tief war der Eindruck, welchen die Verheißung einer, wie man sagte, „mechanischen" Naturerklärung machte, daß die neueren Theoretiker im großen und ganzen in zwei Klassen zerfallen: solche, welche von Darwin und solche, welche von der Natur ausgehen; von diesen Klassen ist die zweite die kleinere. Insbesondere in Deutschland wurde das auf die Zuchtwahlhypothese basirte Darwinische System weiter ausgebaut. Vielleicht daß man in keinem anderen Lande so tief einsah, wie wichtig für die gesammten Wissenschaften die mechanistische Erklärung sein muß, falls sie richtig ist; aber es drängt sich auch die Bemerkung auf, daß Darwin einen gleichen Erfolg in Deutschland nicht gehabt hätte, wenn er ein Deutscher gewesen wäre.[1])

Um nicht unbillig zu sein, muß man allerdings erwägen, welcherlei teleologische Systeme, neben den geistvollen von Lotze, Fechner, Karl Ernst v. Baer, dem antiteleologischen Darwinistischen gegenüber standen. Da ist vor allem die Philosophie des Unbewußten zu nennen. Unter den Funktionen des Unbewußten, auf deren Gesammtheit einzugehen hier nicht des Ortes ist, befindet sich auch die, die Teleologie der lebenden Natur in einfacher Weise zu „erklären". Ein Vogel baue ein Nest, welches später eintretenden Verhältnissen angepaßt ist, und er baue es in einer Vollendung, die offenbar nicht Resultat seiner normalen Verstandesthätigkeit ist; hier liegt ein besonders schwieriger Fall vor, an dem die Philosophie des Unbewußten ihre Vereinfachungsgabe gut bewährt. Der bewußte Vogel kennt nicht die später eintretende Witterung, die Bedürfnisse der Brut — aber das Unbewußte kennt sie; der bewußte Vogel vermag nicht, die Mittel zu berechnen, mit welchen bei gegebenem Material am sichersten die gegebenen Ziele erreicht werden —, aber das Unbewußte rechnet um so besser; es wählt unter den verschiedenen Mitteln, die von dem gegenwärtigen Zustande zu dem angestrebten Folgezustand hinführen, das geeignetste aus, wie wir das in unserm bewußten Seelenleben häufig thun; hiermit haben wir den Anschluß an die normale Psychologie gewonnen und, was die Hauptsache ist, wir haben den teleologischen Vorgang einem kausalen Schema untergeordnet; denn wir sind dem mißlichen Begriff der Zweckursache, einer Ursache, die der Wirkung nachfolgt, entgangen und haben in dem Komplex „gegenwärtiger Zustand + Unbewußtes" die Ursache zu erblicken, in dem teleologisch eintretenden Vorgang die Wirkung.

Es ist ferner daran zu erinnern, daß ungeläuterte Kraftbegriffe gerade auf teleologische Anschauungen basirt worden sind. In ganz ähnlicher Weise wie das Unbewußte ist die „Lebenskraft" häufig verwendet worden als Reservefonds im Haushalt der Natur, der in Anspruch genommen wurde, sobald die anderen Kräfte zu versagen schienen; sie war für Viele jener zweite Summand, der zusammen mit den empirisch bekannten Bedingungen den Eintritt eines teleologischen Phänomens verursachte. Nicht daß überhaupt eine besondere Kraft für die lebende Natur angenommen wurde, sondern daß die Wirkungsweisen dieser Kraft so wenig bestimmt waren, dürfte die ältere Vitalistik in Verruf gebracht haben. Es ist also begreiflich, daß eine Ideenassociation zwischen Teleologie einerseits, Inexaktheit, vager Spekulation, Mystizismus andrerseits sich gebildet hat; und diese Ideenassociation, die Abneigung gegen den Antidarwinismus, mag Manchen für den Darwinismus gewonnen haben.

Diejenigen, welche sich den Ausbau des Darwinistischen Systems zur Aufgabe setzten, rechneten mit der Zuchtwahlhypothese als mit etwas gegebenem; die Thatsachen waren, so gut es ging, mit ihr in Einklang zu bringen. Das seit Darwins Auftreten angewendete Verfahren, Hypothesen auf Hypothesen zu häufen, um eine falsche Hypothese zu stützen, hat ein Analogon in der Geschichte der Wissenschaften an dem Schicksal des Ptolemäischen Weltsystems. Ausgehend von der Annahme, daß die Erde der unbewegliche Mittelpunkt des Raumes sei und daß die Gestirne in gleichmäßigen Kreisbewegungen ihre Lage veränderten, hatte das Ptolemäische System die schwierige Aufgabe zu lösen, die thatsächlichen Beobachtungen mit jenen irrigen Hypothesen in Uebereinstimmung zu bringen; auf der Peripherie der ursprünglich angenommenen Kreise mußten sich die Mittelpunkte anderer Kreise, der sogenannten Epicykeln, bewegen, damit die Annahme einer allgemeinen Kreisbewegung unangetastet bliebe. So auch denkt Mancher mit Hülfshypothesen die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl stützen

[1]) Man vergleiche die so zutreffenden Worte, welche Ratzel der Ueberschätzung englischer Wissenschaft in Deutschland gewidmet hat (Nummer 237 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1896). Bald darauf nannte Hans Kurella England das „Vaterland der Biologie" („Zukunft" vom 30. Januar 1897).

zu können. Man erkennt, daß man durch die Grundhypothese in Schwierigkeiten gerathen ist; aber auch die Hulfshypothesen wollen nicht recht unter sich und mit den Thatsachen übereinstimmen, und man muß sie durch andere stützen, bis endlich die Ueberzeugung allgemein wird, daß alle Darwinistischen Epicykeln vergeblich sind.

Freilich ist es ein Verdienst, auf die vorhandenen Theorien einzugehen und ihren Urhebern in alle Einzelheiten zu folgen; aber es können Fälle eintreten, wo das Gegentheil verdienstlich ist; denn nicht alles was geschrieben wird, kann ernst genommen werden, und es muß ein Unterschied gemacht werden zwischen solchen Hypothesen, welche zur Ergründung der Wirklichkeit und solchen, welche einem Prinzip zuliebe aufgestellt werden; in die zweite Kategorie gehört ein großer Theil der Darwinistischen Literatur; die auf ihr Schreiben und ihre Widerlegung verwendete Arbeit wäre besser positiven Forschungen gewidmet worden. Wer den durchaus deduktiven Charakter des Darwinismus eingesehen hat, wer erkennt, daß von den beiden Obersätzen der Zuchtwahllehre der eine ein aller Erfahrung widersprechendes Phantasiegebilde, der andere vollkommen inhaltsleer, weil analytisch, ist, der muß eine Weiterentwicklung dieses Systems von vornherein für aussichtslos halten.

Der Darwinismus ist eine Epidemie, und es wird sicherlich einer späteren Zeit zu denken geben, daß geistig normale Menschen in einem bestimmten Punkte ihres Denkens krank waren. Es wird den Psychiater beschäftigen, daß ein berühmter Gelehrter, Karl Vogt, aussprechen konnte, der Mensch sei dahin gelangt, ein viel besseres Auge schaffen zu können als die Natur es vermag, und daß unter den Lesern dieses Aufsatzes einige sein werden, welchen ein solcher Ausspruch nicht auffallt. Es bewährte sich, insbesondere im 8. und 9. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, aufs neue der Ausspruch Hume's: „The generality of mankind never find any difficulty in accounting for the more common and familiar operations of nature; such as the descent of heavy bodies, the growth of plants, the generation of animals, or the nourishment of bodies by food. . . . It is only on the discovery of extraordinary phenomena, such as earthquakes, pestilence and prodigies of any kind, that they find themselves at a loss to assign a proper cause, and to explain the manner in which the effect is produced by it." (An Inquiry concerning Human Understanding, Lection VII). Nur prodigies of any kind, irgendwelche auffällige Anpassungsvorgänge, einige frappante Fälle von Mimikry haben gewisse Zuchtwahltheoretiker in Verlegenheit gesetzt: sie schienen für das Alltägliche in der Teleologie der Organismen kein Auge zu haben; oder vielmehr, sie konfrontirten es nicht mit ihren Hypothesen.

So wie es in der Zeit des aufkommenden Darwinismus an Warnern nicht fehlte, unter denen sich einige der hervorragendsten zeitgenössischen Naturforscher befanden, ließen sich auch in der Epoche seiner Herrschaft Stimmen vernehmen, welche die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl richtig beurtheilten: als Absurdität. Seit Jahren hat an der Münchener Universität August Pauly in geistvollen Vorlesungen diesen Standpunkt vertreten; in der Literatur lieferte neuerdings wohl die scharfsinnigste Kritik Gustav Wolff;[1]) in den hochbedeutenden Arbeiten von Hans Driesch[2]) wird die Darwinische „Erklärung" der Teleologie als der Widerlegung unwerth behandelt.

Es hat aber bei der Kritik nicht sein Bewenden gehabt. In der allerjüngsten Zeit begann vielmehr eine neue Behandlungsweise: die empirische. Man hat angefangen einzusehen, daß die Teleologie der Natur eine große Anzahl von Problemen umfaßt, die nur durch Einzelforschung zu lösen, nicht aber en masse mit einer „Erklärung" abzuthun sind. Nachdem u. a. in den Mittheilungen der zoologischen Station Neapel einige bedeutende Arbeiten in empirisch-teleologischer Richtung, z. B. einige der bekannten Untersuchungen von Herbst über den Einfluß der chemischen Zusammensetzung des umgebenden Mediums auf die Entwicklung der Thiere, erschienen waren, haben solche Arbeiten seit 1894 eine Stätte in dem von Wilhelm Roux herausgegebenen Archiv für Entwicklungsmechanik. So wie die wirkungsvollste Widerlegung des Ptolemäischen Systems das Copernicanische war, so wird mit einer wissenschaftlichen Teleologie der ganze Darwinismus-Streit, der so viele Köpfe und noch viel mehr Federn in Aktion gesetzt hat, historisch.

Die Jahrzehnte aber, während welcher das Darwinische System geherrscht hat, haben unsre Erkenntniß der spezifisch-biologischen Gesetze um keinen Schritt weitergebracht; da man glaubte, den Stein der Weisen gefunden zu haben, lag zu empirischer Forschung keine Veranlassung vor. Schon die nächste Generation, welche nicht unter dem unmittelbaren Eindruck von Darwins Auftreten steht und nicht wahres und falsches als einen schwer entwirrbaren Knäuel überkommen hat, wird diesen Theil der Darwinischen Lehren kaum mehr ernst zu nehmen vermögen, und eine spätere Nachwelt wird sicherlich die Zuchtwahllehre und ihre Schicksale als eine der größten geistigen Verirrungen des nun zu Ende gehenden Jahrhunderts betrachten.

---

[1]) Biologisches Zentralblatt, Bd. X, XI und XIV; es wäre sehr zu wünschen, daß Wolffs „Beiträge zur Kritik der Darwinischen Lehre" auch in Buchform erschienen.

[2]) Vgl. insbesondere „Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft" (1893) und auch die „Analytische Theorie der organischen Entwicklung" (1894).

Die Dichtungen des Bakchylides.

Von O. Crusius.

Von den Schöpfungen der älteren griechischen Lyriker besitzen wir nichts als Auszüge und Fragmente, die gerade genügen, um uns ahnen zu lassen, wie viel wir an ihnen verloren haben. Die Poesie der Sappho, des Alkman, des Alkaios würde heute wirken, wie am ersten Tage: so ganz wurzelt sie in den einfachsten menschlichen Empfindungen, für die es weder zeitliche noch räumliche Grenzen gibt.

Von einem jüngeren Hauptmeister, von Pindar, ist wenigstens eine Gruppe von Dichtungen erhalten: die Siegeslieder. Sie sind uns innerlich fremd. Nur dem geschichtlich zu sehen gewohnten Auge wird die glänzende, aber doch im Kern schon morsche Welt lebendig und verständlich, in der sie stehen, und damit erst sie selbst. Es ist die adelige Gesellschaft des Mutterlandes und Großgriechenlands, die uns hier entgegentritt: stolze Aristokratengeschlechter, fest gegründet in ererbtem Ansehen und Besitz, voll persönlicher Tüchtigkeit und Kraft, aber ohne neue große Ziele und Ideale. Man ist religiös konservativ und hält auf strenge Erfüllung der sakralen Pflichten; Sinn und Verständniß für Musik und Dichtung gehört zum guten Ton; aber das höchste was man kennt, ist der Sieg auf dem Turn- und Rennplatz, der freilich, wie alles öffentliche Leben in diesen Kreisen, durch religiöse Beziehungen eine höhere Weihe empfängt. Ein virtuoser Boxer und ein glücklicher Pferdezüchter wird geschätzt und gepriesen, wie ein nationaler Held nach gewonnener Schlacht. Pindar steht geistig hoch über dieser, wie über jeder Partei; aber seiner Abkunft, seiner Bildung und auch seinem persönlichen Empfinden nach gehört er doch zu ihr. Soweit ist er, sind seine Schöpfungen dem modernen Deutschen, wenigstens bislang, fremd. Unsre Vettern jenseits des Kanals schreinen

vielfach anders zu fühlen; und wer weiß, ob es nicht auch bei uns zu Lande noch einmal Verhältnisse geben wird, die die Voraussetzungen wieder aufleben lassen, unter denen Pindar schrieb; zu wünschen wäre das nicht. Aber reizvoll und eigenartig ist doch die Welt, in die Pindar uns führt, und seine Kunst ist — das fühlt man, sobald man gelernt hat, von dem vergänglichen und konventionellen Beiwerk abzusehn — groß und echt.

Als vor anderthalb Jahren etwa bekannt wurde, daß das British Museum in den Dichtungen des Bakchylides wieder einen Fund ersten Ranges gemacht habe, da war die Freude und Erwartung bei allen Freunden des Alterthums nicht minder hoch gespannt, wie bei der Ankündigung des Buchs vom Staat der Athener. Wir wußten, daß Bakchylides ein ungemein vielseitiger Dichter gewesen ist, der sich in fast allen Gattungen der lyrischen Poesie versucht hat, vom religiösen Kultgesange bis zum Liebes- und Trinklied. Zwar stellt ihn die ästhetische Kritik des Alterthums nicht auf dieselbe Stufe, wie Simonides oder Pindar; aber Horaz schätzte ihn, und unter den erhaltenen Fragmenten sind einige ganz reizende Stücke, besonders von Trinkliedern und Päanen. Die ersten genaueren Nachrichten, die dann englische Zeitungen brachten, erzählten aber, daß die weitaus überwiegende Mehrzahl der wiedergefundenen Dichtungen, 14 Nummern von 20, wiederum Siegeslieder, Epinikien, seien, nach der Art der Pindarischen. Das mag Manchen enttäuscht haben. In einer musterhaften Bearbeitung von der Hand Kenyons liegt der Fund jetzt vor uns.[1])

Es läßt sich nicht leugnen, daß reichlichere Proben aus andern Dichtungsgattungen uns voraussichtlich mehr Genuß und auch mehr Belehrung gebracht hätten. Der Philologe freilich wird auch aus diesen neuen Epinikien Kapital genug schlagen können. Das Verhältniß des Bakchylides und Pindar, die wir als Rivalen am Hofe Hiero's und sonst zu beobachten Gelegenheit haben; die Handwerksregeln für die Gliederung und den Bau der Epinikien; zahlreiche Probleme sprachlicher, metrischer, mythologischer Art empfangen eine ganz neue Beleuchtung. Aber es gibt auch in diesen Epinikien Abschnitte von hohem künstlerischen Werth, die noch heute frisch zu unsrem Herzen sprechen. Nach altem Herkommen brauchte der Dichter die Person des Gefeierten nicht gar zu ängstlich im Auge zu behalten. Bei allen umfänglicheren Stücken steht, ähnlich wie bei Pindar, im Mittelpunkt eine oft glänzend ausgeführte Ballade, ein Ausschnitt aus dem Mythos oder der Geschichte, der mit der Person des Siegers bald enger, bald loser und wohl auch einmal ganz und gar nicht verknüpft ist. Vorgearbeitet hat dem Dichter durchweg das ionische Epos; selbst die Darstellung der Krösoslegende (III) hat eine so durch und durch mythisch-poetische Haltung, daß man auch für sie eine epische Quelle wird annehmen müssen. Der merkwürdige Mythos mag hier als Probe vorgelegt werden. Als „Sardes' Feste fiel", beschließt Krösus, sich selbst zu verbrennen; schon hat er, im Verein mit seinem Weibe und seinen Töchtern, den Scheiterhaufen bestiegen und die Flamme züngelt durch den „hölzernen Bau", da sendet Zeus „schwarzdunkles Gewölk" und löscht die „gelbe Flamme". Apollon aber entrückt den greisen König sammt seinen „holdseligen Frauen" zu den Hyperboreern und weist ihnen dort ihre ewige Wohnstatt an, zum Dank für all die Weihegaben, die er von ihnen empfangen. Ein griechischer Vasenmaler muß, das hatte man längst beobachtet, eine ähnliche Legende gekannt haben; er stellt nämlich Krösus dar, wie er mit den Insignien der Herrscherwürde geschmückt auf dem Scheiterhaufen thront und eine Libation spendet.[1]) Bakchylides kann er nicht vor Augen gehabt haben, ebensowenig eine geschichtliche Darstellung. Der Dichter wie der Maler benutzte eines jener delphisch-apollinischen Epen des 6. Jahrhunderts, in denen Sage wie Geschichte in majorem Apollinis Delphici gloriam umgebildet wurden. So war für den Augenblick die verhängnißvolle Frage: wie konnte der delphische Gott seinen frommsten Verehrer in Schande und Knechtschaft gerathen lassen — glatt gelöst durch eine pia fraus von unglaublicher Naivetät. Aber schon klopfte die ionische Geschichtsforschung und Aufklärung an die Pforte des Tempels. Und daß die Priester auch auf diesem Punkte ihr gegenüber einen schweren Stand hatten, weiß jeder Leser des Herodot. In der Umgebung des Hiero und Bakchylides kannte man weder eine bessere Ueberlieferung, noch wollte man etwas wissen von zweifelnder Kritik: „denn wo der Götter Sorge schafft, ist nichts unglaublich —" mit diesen Worten wehrt Bakchylides selbst solche unfromme Bedenken ab. So konnte der Dichter den unglücklichen Lyderkönig als Zeugen dafür anzuführen wagen, wie der delphische Gott seine Verehrer schirmt und belohnt.

Glücklicherweise haben sich aber auch Stücke einer zweiten Papyrusrolle gefunden, die religiöse Dichtungen — Dithyramben, Hyporcheme, Päane — enthielt. Jene episch-lyrische Kunst, der wir auch in den Epinikien das beste verdanken, kommt erst hier zu freier und voller Geltung. Die Schulästhetik scheidet oder schied die knappe, andeutende, mehr auf lyrische Stimmung, als auf plastische Anschauung hinarbeitende Ballade von der breiter angelegten, epischer gehaltenen Romanze. Schon Fr. Vischer hat gegen Echtermeyers bekannten Aufsatz polemisirt, und erst vor kurzem haben wir es wieder von Erich Schmidt gehört, daß die Terminologie unsrer Klassiker unsicher und widerspruchsvoll ist. Aber der Stilgegensatz besteht doch: man denke an Goethe's König in Thule, Erlkönig, Untreuen Knaben, die schottisch-englischen Balladen bei Percy-Herder, Uhlands Drei Lieder oder Schloß am Meer auf der einen, an Schillers Bürgschaft und Handschuh, Schlegels Arion, Uhlands Rolandslieder auf der anderen Seite. Und denselben Stilgegensatz können wir auch schon in den Dichtungen des alten Meisters beobachten. Die schwüle Sage von Dejanira und Herakles hat er in einer zur Aufführung in Delphi bestimmten Kantate behandelt, in etwa 20 kurzen Zeilen. Wir sehen den siegreichen Helden auf der Höhe seiner Kraft und seines Glückes; er hat Oichalia's Mauern gebrochen und bringt den Göttern, die ihn geschirmt, ein feierliches Opfer dar:

Dem Helden, der Oichalia zwang,
Amphitryons Sohn, gilt unser Sang.
Aus rauchenden Trümmern zog er fort. —

so beginnt der Dichter, in schlichtem Balladenton. Je mehr er sich dem gräßlichen Ende der Sage nähert, desto knapper, dunkler, lyrischer wird seine Darstellung, die sich schließlich mit den Mitteln unsrer Sprache einigermaßen treu kaum wiedergeben läßt:

Unglückliches Weib, unseliges, weh,
Was hast du gethan!
Ihr Liebesneid, sie selbst hat er vernichtet,
Der mächtige Dämon, und in schwarzem Schleier
Das nahende Geschick —
Schon damals, als sie am rosenumkränzten Flusse
Aus Nessos' Hand den schlimmen Zauber nahm.

[1]) The poems of Bakchylides. Ed. by F. G. Kenyon, London 1897. Von den philologisch-technischen Dingen soll hier nicht weiter die Rede sein. Nur so viel: Der Papyrus war von den ägyptischen Findern in ganz greulicher Weise zerstückelt und verstümmelt und mußte aus vielen Hunderten von Einzelfragmenten in mühsamer Mosaikarbeit wieder zusammengesetzt werden. Das ist Kenyon mit der Unterstützung einiger englischer und deutscher Fachgenossen soweit gelungen, daß nur einige dreißig kleine Fetzen noch nicht untergebracht sind. Auch für die Erklärung hat Kenyon treffliches geleistet.

[1]) Am besten zugänglich in Baumeisters Denkmälern d. Alterth. I S. 796, Abb. 860. Näheres im „Philologus", Band LVII (1898) S. 154.

Digitized by Google

Wer die Sage von der bösen List des sterbenden Nessos und dem Tode des Herakles nicht kennt, steht hier vor einem Räthsel.

Die Vermuthung liegt nahe, daß dieser Stil besonders auf dorisch-äolischem Boden ausgebildet worden ist.[1]) Bakchylides ist ein Jonier; seiner Eigenart liegt eine gleichmäßigere und breitere Behandlung in der Art des ionischen Epos offenbar bequemer. Das beste Beispiel dafür ist das wundervolle Lied, das uns die Fahrt des Theseus in das Reich des Poseidon und der Amphitrite schildert: ein antiker „Taucher", den man sehr wohl mit den metrischen und stilistischen Mitteln unsrer Klassiker nachzubilden versuchen könnte.[2]) Aber während eben diese Blätter zum Druck wandern sollen, wird uns eine Uebertragung bekannt, die zwar darauf verzichtet, den fremdartigen, trotz des fehlenden *μέλος* noch wirksamen, rhythmisch-musikalischen Reiz der bakchylideischen Strophen herüberzuretten, die aber den Ton und Stil des Ganzen vorzüglich trifft. Im folgenden ist es also — von wenigen, leicht retouchirten Stellen abgesehen — U. v. Wilamowitz, der den alten Meister deutsch reden läßt.[3])

Das kretische Meer durchfurchte des Schiffes
Blauer Bug, den Theseus entführend,
Und mit ihm die vierzehn Athenerkinder. . . .

Es ist der furchtbare Tribut, den Athen dem Minos und dem Minotaurus zu zahlen hat. Eine von den Athenermädchen, Eriboia, reizt die Begierde des bösen Märchenkönigs: „er berührte die weiße Wange der Jungfrau." Das ist genug, um den ritterlichen Theseus für die bedrohte Ehre seiner Unglücksgenossin eintreten zu lassen. „Halt inne, Held," ruft er dem Minos zu, „mit Gewalt und Willkür —"

Was die Allmacht der Götter uns auferlegt hat,
Die Waage des Rechts uns zugewagen —
Erfüllen werden am Tage der Zahlung
Wir unsre Pflicht. Du aber bändige
Den argen Gedanken. Hat dich, dem Bette
Des Zeus genaht am Gipfel des Ida,
Das hochbelabte Phönikermädchen
Als mächtigsten Mann auf Erden geboren,
So ist meine Mutter, des reichen Pittheus
Tochter, Poseidons Traute gewesen,
Und dunkelgelockte Nereiden
Brachten der Braut als Hochzeitsgabe
Den güldenen Schleier. Und so gebiet' ich
Dir, König aus Knossos, abzulassen
Vom schnöden Frevel. Nicht mag ich schauen
Das liebliche Licht des himmlischen Tages,
So du dich vergreifst an einem der Kinder.
Ich weise dir eher die Kraft meiner Hände,
Und was dann kommt — Gott mag's entscheiden."
So sprach der Held, der tugendbewehrte.
Die Schiffer staunten ab des Knaben
Gewaltiger Kühnheit. . . .

Minos aber fleht zu Zeus, ihm mit einem „flammengelockten, zuckenden Blitzstrahl" ein Zeichen seiner väterlichen Gnade zu geben, und fordert arglistig den Gegner auf, seine Sohnschaft durch eine ähnliche, freilich gefährlichere Probe zu erweisen:

Und du, so dich die trözenische Aithra
Dem Erderschütterer Poseidon geboren —
Hier diesen Ring, den Schmuck meines Fingers —
Steig muthig hinab ins Reich deines Vaters
Und hole herauf aus der Tiefe des Meeres
Das güldene Kleinod. Gleich sollst du wissen,
Ob meinem Gebote der Sohn des Kronos
Gehör gibt, der Donn'rer, der Herr des Weltalls.

Das Wunder geschieht: ein Blitz fährt, wie in Pindars Argonautenode, aus heiterm Himmel zur Erde nieder.

Doch Theseus schrak mit nichten
Zurück. Er trat an den Bord des Schiffes
Und schwang sich hinunter, willig empfangen
Vom tiefen Walde der Meereswogen. . . .

In banger Spannung bleiben die „Athenerkinder" zurück, und selbst dem Minos „schmolz das harte Herz".

Doch hurtig trugen den großen Theseus
Die Meeresbewohner hinab, die Delphine,
Zum Haus seines Vaters, des Herrn der Rasse.
Und er betrat die Halle der Götter.
Doch wie er des Nereus herrliche Töchter
Mit Augen sah, erfaßt' ihn ein Bangen.
Wie Feuer strahlte der Glanz ihrer Glieder,
Um ihre Locken flatterten Bänder,
Von Gold gewirkt; im Spiel und Tanze
Schwangen sie sich auf feuchten Füßen.
Er sah auch des Vaters liebe Gemahlin,
Die mächtigen Augen der hohen Herrin,
Amphitrites, im schmucken Palaste.
Die schlang um ihn einen Purpurmantel,
Und auf das Gelock des Hauptes drückte
Sie ihm ein Schmuckstück, bewund'rungswürdig,
Die Hochzeitsgabe der Aphrodite,
Einen buschigen Kranz aus Rosenblüthen.
Verständigem Sinn ist nichts unglaublich,
Was Götter wirken. Neben dem schlanken
Buge des Schiffes kam er zu Tage. . . .
An seinem Leibe glänzten die Gaben
Der Göttin. Auf buntem Polster gelagert,
Jauchzten die Mädchen in frischer Freude;
Die See erhallte; die Knaben drängten
Sich um den Helden mit hellem Heilruf. . . .

Das sind auch Klänge aus einem Lande, das uns alten Menschen eines späten Jahrhunderts gar fern liegt. Aber lange nicht so fern, wie die Adelswelt Pindars. In unsern Kinderlagen haben wir einen Blick geworfen in seine Heimlichkeiten und Herrlichkeiten, in das Reich der Elfen und Nixen, und die Erinnerung ist uns lebendig geblieben. Darum können wir diesen Versen lauschen, wie den Liedern von Elvershöh oder dem Goethe'schen Fischer oder Erlkönig. Köstlich ist die naive Treue und Gläubigkeit, mit der der Dichter den schönen alten Stoff uns erzählt, mit sichtbarem Behagen an seinen wunderbaren, einmal leicht ans Gespenstische streifenden Märchenzügen. So hat er eine Dichtung geschaffen, ganz aus einem Guß, einheitlicher, ursprünglicher, alterthümlicher, als manches Jahrhunderte ältere epische Lied.

Alle diese Dichtungen sind bestimmt für den Vortrag durch einen im Reigen einherschreitenden Chor. Das Theseuslied, das wir eben kennen gelernt haben, schließt mit den Worten:

Und du Apollon, Herr aus Delos,
Erfreue dein Herz am Reigen der Meer
Und spende gottgesegneles Glück.

Nur ein Lied nimmt eine Ausnahmestellung ein: es ist bestimmt für den Wechselvortrag durch einen Solisten und einen Kriegerchor. Wieder ist es die Theseussage, die Bakchylides ausmünzt: die Heimkehr des jungen Helden zu seinem greisen, ihm unbekannten Vater. Die ganze Dichtung spielt sich ab in Frage und Antwort, wie das auch die moderne Ballade liebt.

[1]) In dem ersten Theil der Dichtung hat Bakchylides nachweislich ein äolisches Lied vor Augen gehabt.

[2]) Bei Nachbildungen des Bakchylides erscheint auch gelegentliche Verwendung des Reims nicht unberechtigt, zumal Bakchylides selbst wiederholt reimartig wirkende Versschlüsse angewandt hat, allerdings, wie Aeschylus, nur an besonders zu markirenden Stellen, wie III, 53 ff.

[3]) Bakchylides. Von Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff. Berlin 1898. Eine geistvolle Charakteristik des Dichters mit eingestreuten Proben.

Chor der Athener.

„O König der heil'gen Stadt Athonai,
Des edlen Jonierstomaes Heerscher,
Was tönte von neuem mit eh'rnem Mund
Die Heertrompete ihe Kriegeslied?
Unseres Landes Grenze
Umarmt sie ein feindlichee Führer
Mit Heeresmacht?
Treiben feig lauernde Räuber
Herden, die der Hirt verließ,
Davan mit freoler Hand?
Was ist es, dos dir am Heezen nogt?
Rede, denn wenn iegend ein Sterblicher,
Hast du wehrhafter Männee
Hilfbereile Schooe zur Seite,
Erhobenee Sahn Pondians und Keeusa's."

Aigeus.

„Jüngst kom der Herald eilenden Fußes
Vom Isthmos heeübee die lange Bahn.
An die kein Wort reicht, Heldenthaten,
Eines streitboren Mannes, meldet ee."

Der König erzählt den Siegeslauf des jungen Theseus und schließt mit den Worten:

„Peokoplas, dem Sahne Polypemons,
Entsank der gewalt'ge Hammer,[1])
Da er seinen Meister sand.
Ich frag in Bougen: Wie wied das noch enden?"

Die Situation ist mit wenigen sicheren Strichen scharf gezeichnel. Der greise König hat die Kriegsmannschaft allarmiren lassen; er fürchtet, daß der „gewaltige Held", dessen Nahen der Herold angekündigt hal, sich feindlich wider Athen kehren könne; er ahnt nicht, daß es sein Sohn ist, der der Heimath zuzieht. Die Spannung erhält sich bis zum Schluß, eine Lösung gibt die Dichtung nicht. Hier muß irgendwie die Musik und die Orchestrik ergänzend und lösend eingegriffen haben, umgekehrt wie in Beethovens neunter Symphonie. Das poetische Verdienst des Stückes ist bescheiden; aber man muß erwägen, daß es ein Libretto ist, das, wie der Dichter selbst in manchen Zügen andeutet, die volle Färbung erst durch die Schwesterkünste erhielt. Unschätzbar dagegen sind die Strophen für den Literarhistoriker. Die Dichtung stammt aus einer Zeit, die mit dem Aufblühen der attischen Tragödie zusammenfällt; wir lernen in ihr zum erstenmal die Gattung kennen, aus der Aristoteles die Tragödie sich herausbilden läßt, den Dithyrambus. Der geschichtliche Scharfblick des großen Forschers bewährt sich auch bei diesem literarischen Problem wieder aufs glänzendste: der Solist (ἐξάρχων) tritt dem Chor hier wirklich wie ein tragischer Schauspieler gegenüber.[2])

Wer sich der besten Stücke Pindars erinnert oder die wunderbare Danaellage des Simonides gelesen hat, der wird nicht verkennen, daß das elastische, liebenswürdige Talent des Bakchylides, wie es uns der Papyrus zeigt, zu diesen Höhen und Tiefen den Zugang nicht findet. Aber um nicht ungerecht zu werden, dürfen wir Eins nicht vergessen: wir lernen den Dichter gerade von der Seite nicht kennen, wo er nach antiken Andeutungen seine eigentliche Stärke hatte; die Papyrusrolle, die die Trink- und Liebeslieder, die Skolien und Erotika enthielt, hat sich nicht gefunden. Diesen Posten stellt, so will es uns scheinen, auch U. v. Wilamowitz nicht nach Gebühr in Rechnung, während sich Ref. in der Abschätzung der neugefundenen Dichtungen mit ihm ziemlich eins weiß. So mag denn ein zierliches, längst bekanntes Fragment[1]) die Sache des Dichters führen:

Dem Grund des Bechers entsteigt ein seliger Zauber; das Herz
Duechstreömt er mit Kypeia's Gluth und wiegt das entzückte Gemüth
Mit Hoffnung und scheucht in die Ferne
Die Saegen dem Menschengeschlecht.
Ja, wen Dionysos ergriff, der rühmt sich, ein einzelner Mann,
Herab von den Städten den Kranz der Zinnen zu reißen und träumt
Als König die Well zu beherrschen
Hochprangend im Purpurgewand.
Da schimmert von Gold das Gemach und köstlich Getäfel erglänzt
Und Schiffe, beloden mit Koen, entführen vom Steonde des Nils
Unendliche Fülle des Reichthums —
So schwärmt des Trunkenen Sinn.

Mittheilungen und Nachrichten.

γσ. **Berlin.** Die Januarsitzung der „Gesellschaft für Antheapologie, Ethnalogie und Urgeschichte" wurde duech den Vorsitzenden, Geheimrath Virchow, mit Erinnerungsworten an die heimgegangenen Mitgliedee der Gesellschaft, Prof. Joest, den in allen Sätteln ethnologischer Forschung gewandten Weltreisenden, wie den Generalkonsul William Schoenlank, den Föederer allee wissenschaftlichen Besteebungen und Forschungen, eröffnet. Von den zahlreichen Vaelagen, die an die Gesellschaft gelangt sind und durch den Vaesitzenden beseeochen wurden, erwähnen wir eine Sammlung von Photographien aus den deutschen Ansiedelungen an dee Walga, wie das Werk Dr. v. Luschans: Beiträge zue Völkeekunde der deutschen Schutzgebiele, das füe die Erkenntniß dee in ihm behandelten Rassen von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. — De. Winkler beeichtete über einen Fall von Polyandeie bei den alten Minyern, deren hohe Kultur vam 12. bis zum 6. vorchristlichen Jahrhundert in Südarabien gedlüht hol. Strabon berichtet von ihnen über einen vollständigen Kommunismus, der sich sogae auf die Frauen erstreckt hode, so daß eigenthümliche Verwondtschaftsbeziehungen entstanden. Den Ehebrechee, d. h. den Geschlechtsfremden, trifft der Tod. Die Nachrichten Stradons weeden durch eine Inschrift bestätigt, die die Geneologie eines Adelsgeschlechtes enthält. Donach haben Vatee und Sahn einen gemeinsamen Sohn und ebenso je zwei Brüder, die Söhne des ersten Sahnes sind. Ob diese Polyandrie auch bei anderen Semiten geherrscht, ist nicht zu ermitteln, da unsre Kenntniß dieser Stämme nicht bis zu einee so hohen Altersstufe ihree Entwicklung hinaufreicht. Einen Rest oder eine Erinnerung an diese sehe frühen Zustände sieht der Vortragende in dem hebräischen Königsnomen Ahab (אַחְאָב), der Bruder des Voters, d. h. Ehegenosse des Valees, bedeuten soll. — Zeichenlehrer Mielke erbeterte an Zeichnungen die Erdwahnungen der Ansiedler an der unteren Wolga bei Soratow. — G.-A. Viechow machte alsdann Mitheilungen übee das „Bäenweib" und die Phoeamelie. Es gibt nach Virchows Darlegungen in der Kategorie dee Mißbildungen (vitia primae formationis) eine große Reihe von aielen Uebergängen und Abweichungen, und diese Art von Abweichung, wie sie sich im Bärenweib darstellt, wo die Obeearme und Unterschenkel völlig ausgeschaltet erscheinen, wied seit Geoffroy St.-Hilaire die Phacomelie (Robbengliedeebildung) genannt. Der Vaetragende zeigte Beispiele solchee Phaeomelie in embryonalem Zustonde, wa trotz Ausbildung der Hände und Füße eine Reduktian der mittleren Theile der Extremitäten stattgefunden hat, während die Haut über das alles hinweggeht. Doch sind diese ausgeschalteten Gliedee, wie eine Duechleuchtung mit Röntgenstrahlen ergeben hat, doch schan bei diesen phocomelen Bildungen, wenn auch in sehr kleinem Maße vorhanden. Diese Bildungen bestehen in einer gewissen Gesetzmäßigkeit, sie sind nicht krankhaft. Die Phaeamelen sind meist nicht

---

[1]) Mit dem er seine Opfer sollerte; die Stelle ist mythegraphisch interessant, was hier nicht weiter verfolgt werden kann. Prokoptas ist offenbar derselbe Unhold, der bei uns als Prokrustes sprichwörtlich geworden ist.

[2]) Näheres im „Philologus", Band LVII (1898), S. 174.

[1]) Im wesentlichen nach Gribels Verdeutschung, die zwar philologisch an einzen Stellen anfechtbar ist, aber doch als Ganzes lebendig wirkt.

Digitized by Google

lebensfähig. Das Bärenweib indessen bildet hierin nicht die einzige Ausnahme: im Anfang des Jahrhunderts war in Paris ein ähnliches Individuum bekannt. Eine eigenthümliche Thatsache bleibt das Vorkommen der Phocomelie in Familien, deren sonstige Mitglieder organisch normale Bildungen aufweisen. — Dr. Grummach legte der Gesellschaft Photographien mit Röntgenstrahlen vor, die er an dem „Bärenweibe" aufgenommen hatte und die Virchows Erörterungen auf das instruktivste erläuterten. Eine Durchleuchtung des Thorax zeigte auf dem Actinogramm dessen völlig normale Bildung. — Geheimrath Virchow knüpfte daran Mittheilungen über rothgefärbte Knochen aus Brünn und Polynesien. Eine Rothfärbung von Skelettknochen kommt in verschiedenen Ländern vor. In italienischen Gräbern ist sie zuerst gefunden worden. Wo die Skelette in Ordnung liegen, kann man an eine Färbung der Knochen nach dem Tode denken, zumal man von den Polynesiern die noch heute bestehende religiöse Sitte kennt, die Leichen, wenn deren weiche Theile verwest sind, auszugraben, und bann die Knochen, namentlich die Schädel, zu färben. An einem mitten in der Stadt Brünn gefundenen Skelett, von dem Prof. Makowsky an Virchow Proben nebst Spuren von Ockererde gesandt hat, die sich dabei gefunden, behauptet Prof. Much, keine künstliche Färbung gefunden zu haben, die Färbung sei vielmehr auf natürlichem Wege entstanden, zumal er solche Fälle schon beobachtet habe. Nach Geheimrath Virchows Untersuchungen ist das Roth auf den Beinner Skelettheilen wie auf den polynesischen Schädeln durch Auflagerung auf die Oberfläche entstanden. Die Färbung ist abzuschaben und läßt keine Spuren zurück in der Schädel- oder Skelettmasse. Dagegen ist bei einem in Stillfried in Mähren gefundenen Schädel die Färbung in der Knochensubstanz erhalten, und zwar ist diese Färbung nicht durch einen mineralischen Farbstoff ausgeführt, da er kein Eisen enthält, wie eine Untersuchung ergeben hat; sie muß von einem organischen Farbstoff herrühren; dies kann nun aber auch kein Blutfarbstoff sein, der, wie der Vortragende an einem Schädel zeigt, der jahrhundertelang in einer Rostocker Kirche gelegen hat, eine braune Färbung erzeugen würde. Nun hat schon Ehrenberg viele sogenannte Blutwunder als die Produkte von Organismen nachzuweisen gesucht und durch solche Organismen muß auch das Roth im Stillfried-Schädel entstanden sein, das in dessen Gewebe wirksam gewesen sein muß, um die rothe Färbung hervorzubringen, die wir daran wahrnehmen. Virchow muß deßhalb Prof. Much unrecht geben. Man kann daher die rothgefärbten Knochen und Schädel in drei Kategorien eintheilen, in solche, die künstlich mit metallischer Farbe gefärbt sind, hier ist Eisen aus dem Farbstoff abzulösen und dieser hat nicht auf die Knochensubstanz gewirkt; ferner in solche, wo die Blutkörperchen eine bläuliche oder braune Färbung verursacht haben, und endlich in solche, wo durch Mikroorganismen, die in dem Gewebe des Schädels wirksam waren, dessen Färbung entstanden ist. Nach diesem Eintheilungsprinzip müssen die bekannten gefärbten Schädel untersucht werden, um aus ihrer Färbung weitere Schlüsse über sie zu gewinnen. — Sanitätsrath Dr. Bartels knüpfte an Vorlagen aus Rußland interessante Mittheilungen an. In der kaukasischen Abtheilung des Moskauer Museums finden sich hölzerne viereckige kleine Platten in der Form von Spielkarten, die Löcher an ihren vier Ecken zeigen. Diese stellen sich als Webergeräth dar und haben im Kopenhagener Museum Analogien, die aus Island stammen und zum Weben von Bändern dort benutzt werden. Der Vortragende fand in Kutais in Imeretien einen Mann, der mit Hülfe solcher Kärtchen webte, er webte damit silberne Gürtel aus dem Material, das man im frühen Mittelalter als „cyprisches Gold" bezeichnete. Der Weber hielt die Kettenfäden mit den Knieen gespannt und bediente sich eines Holzkammes als Weberschiffchen. Es ist nun merkwürdig, eine ähnliche Methode des Webens wie hier im Kaukasus auf Island zu finden, wie aus einer von Frl. Lehmann-Filhés übersetzten alten isländischen Novelle hervorgeht, und in Schonen und Jütland finden wir diese Methode heute noch bestehen. Auf das Alter dieser Weberei läßt sich aus dem Funde solcher Plättchen, wie sie oben erwähnt sind, im Mälarsee ein Schluß ziehen, und die Handelsbeziehungen von dort zu den Gegenden jenseit des Kaspischen Meeres sind ja bekannt. Als in der Edda der Gudrun die Herrlichkeiten geschildert werden, die ihrer nach ihrer Vermählung mit Atli (Etzel) im Hunnenlande harren, heißt es nach richtiger Uebersetzung, die Simrock nicht getroffen hatte: „Hunnische Maide weben mit Brettchen schönes Gold". Den gothischen Frauen war diese Weberei damals also nur der Sage nach bekannt, sie selbst übten sie noch nicht. Diese hunnische Technik ist, abgesehen von der Streitfrage, ob die Hunnen ein kaukasischer Stamm gewesen oder nicht, heute noch im Kaukasus in Uebung. Die Verbindungsglieder zwischen Island und dem Kaukasus sind verloren, es ist daher zu erforschen, ob sich diese Webertechnik nicht noch an anderen Stellen in Europa erhalten hat, um, wenn möglich, die Verbindung herstellen zu können. Aus einem pommerischen Dorfe ist eine ähnliche Technik bekannt. — Auf dem Bazar am Suwarow-Thurm in Moskau, wo alle möglichen Waaren und Schmuckgegenstände käuflich sind, sah der Vortragende auch sogenannte „Roggenkorngemmen", die schon im frühen Mittelalter in Rubinen, Smaragde und andere Edelsteine geschnitten wurden und meist an Kultgegenstände angebracht waren. Die meisten Kirchenschätze, die diese Roggenkorngemmen zeigen, entstammen dem 10. bis 12. Jahrhundert, nur dem 9. Jahrhundert sind diese Dinge wohl nicht hergestellt worden. Wir haben es hier meist mit deutschen Arbeiten zu thun; auch die in Mailand, Monza und Venedig gefundenen Roggenkorngemmen können deutschen Ursprungs sein; ein in der Eremitage zu St. Petersburg im Stil des 11. bis 13. Jahrhunderts gefertigtes Kreuz zeigt solche Roggenkorngemmen und ist wohl gleichfalls deutsche Arbeit. Anders steht es mit den im Kloster Gelati bei Kutais in Imeretien vorhandenen Gemmen auf der Ikonostasis der Kloisterkirche. In dem mit byzantinischen Emaillen geschmückten goldenen Rankenwerk, das dort das Madonnenbild umgibt, finden wir Saphire, Brillanten eingefügt, und Rubinen, die Roggenkorngemmen aufweisen. Diese koncaven Rubinen sind in die Goldarbeit eingefügt. Die Tafel mit der georgischen Madonna ist von Demetrius 1125—1154 gestiftet und im Stil, wie er im 11. bis 14. Jahrhundert im Kaukasus herrschte, ausgeführt. Diese Madonnenbilder mit ihren goldenen, emaillegeschmückten Umrahmungen stammen aus Byzanz, wohin sie, wiewohl auch die Roggenkorngemmen, nach Georgien gewandert sind. Wie sie weiter gelangt sind, was sie für eine Bedeutung haben, darüber ist heute Sicheres noch nicht zu sagen. — Hr. Sökeland stellt fest, daß westlich von Deutschland solche Roggenkorngemmen bisher nicht gefunden wurden. — Zum Schluß stellte Oberstabsarzt Dr. Maaß drei Indier, zwei Männer und eine Frau, im Alter von 30, 20 und 17 Jahren vor. Sie stammen aus Lahore, die Frau trägt den als indischen Nationalschmuck bekannten Ring, der durch die Nase eingeschraubt ist.

F. M. Bezugnehmend auf den Aufsatz „Profane Wandmalereien des Mittelalters" möchte ich auf die alten Fresken im ehemaligen Jagdschloß der niederbayerischen Herzoge zu Santburg bei Straubing aufmerksam machen. Das Schloß, in einen tauschigen Winkel der Vorberge des Bayerischen Waldes gebettet, von uralten Linden umgeben, ist jetzt Eigenthum des Bräuers und Gutsbesitzers Widmann. Ich habe dort vor 10 Jahren im Saale des eigentlichen alten Schloßgebäudes, der nun als Malzenne benutzt wird, noch Fresken gesehen, darunter eine Saujagd, die in künstlerischer Hinsicht denen im Hessenhof zu Schmalkalden weit überlegen waren. Vielleicht macht sich einmal eine sachkundige Feder daran, diese Reste bayerischer mittelalterlicher Profankunst einer eingehenderen Würdigung zu unterziehen.

* Aus der Tagesordnung des 5. deutschen Historikertages, der vom 13. bis 15. April zu Nürnberg abgehalten werden wird, entnehmen wir, daß in der ersten Sitzung Mittwoch, den 13. April, vormittags, zunächst die Erläuterung des in Innsbruck über die Archivfragen gefaßten Beschlusses und die Verhandlung über die Förderung der Ausbeutung des vatikanischen Archivs, Berichterstatter: Prof. Dr. Hansen, Stadtarchivar zu Köln, und Geheimrath Dr. v. Weech, Direktor des Generallandesarchivs zu Karlsruhe, stattfindet. Dann hält Dr. Georg Kaufmann, Professor an der Universität zu Breslau, einen Vortrag über: Die Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten

Digitized by Google

im 19. Jahrhundert. Nachmittags ist der öffentliche Vortrag von Archivrath E. Mummenhoff, Stadtarchivar zu Nürnberg, über: Die Geschichte Nürnbergs. — In der zweiten Sitzung am Donnerstag, dem 14. April, vormittags, wird über die Fragen verhandelt: Wie kann die Geschichte der im Mittelalter erfolgten deutschen Kolonisation des Ostens gefördert werden? Berichterstatter Geheimer Regierungsrath Dr. A. Meiden, Professor an der Universität zu Berlin, und: Wie sind die Vorbildung und die Prüfung der Geschichtslehrer an den Mittelschulen zu gestalten? Berichterstatter: Dr. Oskar Jäger, Gymnasialdirektor zu Köln, und Dr. Wilhelm Vogl, Rektor des Realgymnasiums zu Nürnberg. Nachmittags hält Dr. Karl Lamprecht, Professor der Universität zu Leipzig, einen öffentlichen Vortrag über: Die Entwicklung der deutschen Geschichtsschreibung, voraehmlich seit Herder. — In der dritten Sitzung, am Freitag, dem 15. April, vormittags, findet Verhandlung statt über die Frage: Wie ist die Grundherrschaft in Deutschland entstanden? Berichterstatter: Dr. Eberhard Gothein, Professor der Universität zu Bonn, und über die eingelaufenen Anträge. (Bis jetzt wurde angemeldet von Dr. G. Steinhausen, Universitätsbibliothekar zu Jena, der Antrag: Der Historikertag möge erörtern, wie zusammenfassende kulturgeschichtliche Quellenveröffentlichungen anzuregen und zu veranstalten seien.)

* Die Akademie der Wissenschaften in Wien plant eine Expedition zur Beobachtung der Leoniden-Sternschnuppen. Um die Mitte September eines jeden Jahres pflegen bekanntlich Sternschnuppen in größerer Menge zu fallen, welche man „Perseiden" nennt, weil sie alle aus dem Sternbilde des Perseus auszustrahlen scheinen. Eine ähnliche Erscheinung tritt alljährlich Mitte November auf, und da die Sternschnuppen um diese Zeit aus dem Sternbilde des Löwen zu fallen scheinen, nennt man sie „Leoniden". Sie hat Perioden bezüglich der Vielheit der „fallenden Schnuppen". Eine solche Periode bringt das kommende Jahr, und die erwähnte Expedition, deren Kosten, wie das „N. W. Tagebl." meldet, aus dem Treitl-Fonds bestritten werden sollen, hat eben den Zweck, in einer meteorologisch geeigneten Gegend das Phönomen zu dieser günstigen Zeit zu beobachten.

* In der „Deutsch. Med. Woch." gibt der Arzt und Statistiker Dr. Heimann eine Uebersicht der Ergebnisse des neuen Reichsmedizinalkalenders, welche beweist, daß die Uebersüllung des deutschen Aerztestandes in weiterem Fortschreiten begriffen ist. Im Jahre 1897 gab es im Deutschen Reich 24,873 Aerzte, 873, d. h. 3.5 Proz. mehr als im Vorjahre. In Preußen waren 14,957 Aerzte, und zwar 606 mehr als im Vorjahre, das bedeutet eine Zunahme um 4.2 Proz. In Bayern beträgt die Zunahme diesmal nur 1.1 Proz., gegen 3.2 Proz. Zuwachs im Vorjahre. In Sachsen stieg die Zahl der Aerzte um 3.7 Proz. Eine Abnahme gegen das Jahr 1896 zeigen Oldenburg, Sachsen-Weimar, Reuß älterer und jüngerer Linie, Mecklenburg-Strelitz, Waldeck, Schwarzburg-Sondershausen und Schaumburg-Lippe. Von den preußischen Provinzen steht an erster Stelle mit Bezug auf die absolute Zahl der Aerzte die Rheinprovinz, an zweiter Stelle der Stadtkreis Berlin mit 2196 Aerzten. Die Zunahme in Berlin im letzten Jahre betrug 119 Aerzte, d. h. 5.7 Proz. Da Berlin 1887 nur 1104 Aerzte hatte, so hat sich die Zahl derselben im letzten Jahrzehnt um nicht weniger als 99 Proz. vermehrt. Auf die Rheinprovinz und Berlin folgen der Reihe nach Schlesien, Brandenburg, Sachsen, Hessen-Nassau, Hannover, Westfalen, Schleswig-Holstein, Ostpreußen, Pommern, Posen und Westpreußen. Die meisten Provinzen zeigten im letzten Jahre einen zum Theil recht beträchtlichen Aerztezuwachs, eine Abnahme Pammern und Posen. Was die deutschen Städte über 100,000 Einwohner anlangt, so weisen auch sie eine theilweise bedeutende Vermehrung der Aerzte im letzten Jahre auf, eine Verminderung nur Nürnberg und Altona. Auf die Zahl der Einwohner bezogen, kommen von den deutschen Staaten auf 10,000 Bewohner in Lübeck, Hamburg, Bremen, Hessen und Baden 3—5 Aerzte, in den anderen größeren Staaten 4—5 Aerzte. Von den preußischen Provinzen kommen auf 10,000 Einwohner in Hessen-Nassau 6—8 Aerzte, in Brandenburg, Schleswig-Holstein, Hannover, Rheinprovinz und Sachsen 4—5, in Westfalen, Pommern und Schlesien 3—4, in Ost- und Westpreußen 3, in Posen unter 3 Aerzte.

* **Kiel**, 4. Febr. Der ordentliche Professor Dr. Ebert, Direktor des physikalischen Instituts, hat einen Ruf an die Universität München angenommen. Die Universität Kiel verliert in ihm einen außerordentlich tüchtigen Lehrer.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Deutsche Kunst und Dekoration. 1. Jahrgang. Heft 4. Darmstadt 1898. — Allgemeine Nationalbibliothek. Heft 175. Adam Müller-Guttenbrunn: Franz Grillparzer. 176 und 177. Hebbel: Judith. 178 und 179. Joh. Nestroy: Freiheit in Krähwinkel. 180. Arnold Bértesi: Wegen zehntausend Gulden. Wien, C. Daberkow. — *Bulletin de l'Institut international de statistique.* Tome X. Rome, Imprimerie Nationale 1897. — Ungarisches Novellenbuch, übers. v. Dr. A. Kohut. Leipzig, Rob. Friese. — R. Wimmer: Gesammelte Schriften. 2. Lfg. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr 1897. — Jonas Lie: Lindelin. Märchendrama. Leipzig, G. J. Göschen 1898. — Hans Ferdinand Maßmann. Sein Leben, seine Turn- und Vaterlandslieder. Hggb. von Prof. Dr. C. Euler und Dr. R. Hartstein. Berlin-Charlottenburg, Richard Heinrich 1897. — E. Schultz: Vierstellige Logarithmen zum Gebrauche an Gymnasien. Essen, G. D. Baedeker 1897. — Derselbe: Mathematische und technische Tabellen für Handwerker- und Fortbildungsschulen. 2. Aufl. Ebd. — Derselbe: Vierstellige mathematische Tabellen. Ausgabe A für gewerbliche Lehranstalten, Ausgabe B für höhere Schulen. 2. Aufl. Ebd. — Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. 29. Band, 1. Heft. Wiesbaden, Rudolf Bechtold u. Co. 1897. — Fritz Bley: Was ist konservatio? Königsberg i. Pr., Verlag der „Ostpreußischen Zeitung". — Heinrich Gulberlet: Böhmerland Deutsches Land! Kampflieder aus der Ostmark. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Pädagogische Abhandlungen. R. F. Hggb. von W. Bartholomäus. 2. Band, Heft 1. C. Rademacher: In welcher Richtung und in welchem Umfange wird die Jugenderziehung durch gewerbliche und landwirthschaftliche Kinderarbeit geschädigt? Bielefeld, A. Helmich. — C. Munzel: Der alte Kapitän. Leipzig, P. Friesenhahn 1897. — Johannes Berger: Kanzonette aus der Zelle eines Sträflings. Ebd. — *German Essays for english thinkers* ed. by *K. A. Lentzner.* I. Originality in literature a translation of W. E. Backhaus' „Literarisches Schaffen". II. Our art exhibitions a chapter from H. Steinhausens „Herzenserleichterungen". London, Edinburg, Oxford, Williams & Norgate 1897. — *Karl Lentzner,* Ph. D.: The teaching of literature as literature. Illustrated by the treatment of german classics in german schools. Aberystwytt, E. & N. Jenkins 1897. — Ludwig Hirsch: Götzendienst. Schauspiel in fünf Akten. Dresden, Leipzig, E. Pierson 1897. — S. Sema: Modeene Mädchen. Ebd. — Rudolf v. Gottschall: Gutenberg. Drama. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. — Martin Langen: Drei Dramen. Paris, Leipzig, München, Albert Langen 1897. — *Poesie Scelte di Arturo Pfungst* trsdotte ds Luigi di San Giusto. Torino, Carlo Clausen 1897.

Buddha 2 Bde. 4.50 M., geb. 6.00 M., fein geb. 7 M.
Mohammed (2803)
Von **Rob. Falke.** **Christus**
ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen.
„Heute, wo die buddhistischen Schriften weit verbreitet sind, ist die Beschäftigung mit diesem Gegenstande für den gebildeten Christen eine Notwendigkeit geworden. Die Vergleichung wird hier in vortrefflicher Weise geboten." (Litt.-Ber. f. Theol.)
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 8. Februar. Nummer 30.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein Votum zur württembergischen Verfassungsreform. — Die Zukunft Palästina's. Von Egger. — Das Skizzenbuch eines deutschen Malers am Ende des 14. Jahrhunderts. Von Berthold Riehl. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Votum zur württembergischen Verfassungsreform.

Im Nachfolgenden möchten wir auf eine Wahlrechtsstudie aufmerksam machen, die dieser Tage erschienen ist und die für die Politiker innerhalb und außerhalb Württembergs nützlich zu lesen sein dürfte.[1]) Der Verfasser ist dem nationalökonomischen und kaufmännischen Publikum bekannt als Herausgebee mehrerer Auflagen von Salings Börsenpapieren I. Theil. Die Vorzüge dieses Buches, gründliches Eindringen in die theoretischen Probleme und feinsinniges Verständniß für die Bedürfnisse der Praxis, finden sich auch in seiner neuesten Publikation wieder.

Nach dem Vorschlag der württembergischen Regierung sollen bekanntlich die 23 „Privilegirten“ aus der Zweiten Kammee ausscheiden und durch 21 Abgeordnete ersetzt werden, die aus Proportionalwahlen hervorgehen; für die übrigen 72 Abgeordneten soll der bisherige Wahlmodus in kleinen Wahlbezirken, die — mit Ausnahme von Stuttgart — je einen Vertreter wählen, bestehen bleiben. Siegfried weist auf die Unzuträglichkeiten hin, die dieses Nebeneinanderbestehen von Bezirkswahlen und Proportionalwahlen im Gefolge hat, und fordert die Wahl sämmtlicher 93 Abgeordneten auf dem Wege der Proportionalwahlen. Bezüglich der Wahltechnik und Abstimmungstechnik bringt Siegfried eine Reihe fruchtbarer Gedanken, die hier nicht alle besprochen werden können. Vor allem verwirft er, und wie uns scheint, mit Recht, die Zerreißung des württembergischen Landes in vier Kreise und verlangt Durchzählung der Stimmen durch das ganze Land. In Uebereinstimmung mit Professor Hagenbach-Bischoff, dem bekannten Basler Mathematiker, plaidirt er ferner dafür, daß durch die Wahltechnik der Wähler gehalten werde, seine Stimme in erster Linie einem einzelnen Kandidaten und nicht einer Partei zu geben. Der Hauptwerth des Buches liegt indeß in einem neuen und originellen Vorschlag, dem Vorschlag der „verbundenen Listen“.

Siegfried denkt sich ganz Württemberg bedeckt mit einem Netz von Lokalkomitees der verschiedenen Parteien, deutschparteilicher, centrums-, volksparteilicher Lokalkomitees u. s. w. Die Lokalkomitees einer und derselben Partei grenzen ihre geographische Wirksamkeit durch gegenseitige Uebereinkunft unter sich ab und agitiren nur innerhalb ihres eigenen Gebiets für ihre eigenen Kandidaten. Jedes Komitee nimmt nur soviel Gebiet in Bearbeitung, daß es darauf zwei bis drei, höchstens vier Abgeordnete durchbringen kann. Jedes Komitee stellt seine besondere Kandidatenliste auf. Aber die sämmtlichen Lokalkomitees einee und derselben Partei im ganzen Lande bezeichnen ihre Wahlvorschläge (Kandidatenlisten) als „Verbundene Wahlvorschläge“ und das hat zur Folge, daß solche Wahlvorschläge nach außen, gegenüber den übrigen Wahlvorschlägen, ein geschlossenes Ganzes bilden. Bei Ermittelung des Wahlresultats wird also zunächst festgestellt, wie viele Stimmen auf Centrumskandidaten, auf deutschparteiliche Kandidaten u. s. w. entfallen sind, und hienach die Gesammtstärke jeder einzelnen Partei konstatirt; damit ergibt sich, wie viele Sitze auf jede Partei entfallen; innerhalb der Partei wird dann die Weitervertheilung der Sitze vorgenommen auf die einzelnen Wahlvorschläge und innerhalb dieser auf die einzelnen Kandidaten je nach der Anzahl der Stimmen, die für den einzelnen Wahlvorschlag und für den einzelnen Kandidaten abgegeben worden sind.

Die „verbundenen Wahlvorschläge“ haben vor der Zersplitterung der Parteien in kleine selbständige Gruppen den Vortheil, daß kein Verlust an Sitzen und Stimmen eintritt; und vor der Zusammenschließung in große Gruppen haben sie den Vorzug, daß keine Verkürzung der lokalen Interessen eintritt.

Ein Beispiel von Siegfried wird dies erläutern: „Gesetzt, auf 1000 Stimmen kommt bei der Vertheilung der Sitze ein Vertreter, und zwei Wahlkomitees I und II hätten auf ihre Kandidaten die nachstehenden Stimmenzahlen erhalten:

I	A	1050	II	a	680
	B	1010		b	670
	C	630		c	660
	D	610		d	650
	E	600		e	640
		3900			3300

„Würden die beiden Komitees getrennt auftreten, so brächte jedes nur drei Vertreter durch, nämlich A, B, C, a, b, c. Würden sie als ein einziges Komitee auftreten, so erhielten sie zwar sieben Vertreter, aber das Komitee I brächte nur die beiden obersten durch, das Komitee II dagegen sämmtliche fünf, weil die Kandidaten schlechtweg nach der Stimmenzahl rangiren. Reichen sie dagegen verbundene Listen ein, so erhalten sie im ganzen sieben Vertreter zugewiesen, und wenn sie diese Zahl unter sich vertheilen, so erhält das Komitee I vier Vertreter und bringt A, B, C, D durch, das Komitee II erhält dagegen drei Vertreter und bringt a, b, c durch. Es leuchtet ein, daß die letztere Vertheilungsweise allein den Anspruch auf Gerechtigkeit machen kann, und daß bei Zusammenwerfung der Listen, also bei Einreichung einer einzigen Gesammtliste, einzelne Gruppen schwer geschädigt werden können, andere dagegen einen ungerechten Vortheil erhalten.“

Die Anregung zu der Idee der „verbundenen Wahlvorschläge“ verdankt Siegfried, wie er berichtet, Professor Hagenbach-Bischoff. In diesen „verbundenen Wahlvorschlägen“ liegt eine glückliche und bedeutsame Anpassung des

[1]) R. Siegfried: Ein Votum zur württembergischen Verfassungsreform. Wahltechnische Erörterungen zu den drei Regierungsvorlagen vom 29. Juni 1897. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly) 1898. 132 S.

Digitized by Google

Proportionalwahlprinzips an die Bedürfnisse des deutschen Parteilebens. Denn es liegt auf der Hand, daß dadurch eine übermäßige Zentralisation der Parteien verhütet wird. Bluntschli in seiner „Politik als Wissenschaft" rühmt von der Eintheilung des Landes in Wahlkreise, also dem geltenden Wahlsystem: „Sie gibt den verschiedenen Landesgegenden die Möglichkeit, die Mannichfaltigkeit ihrer Kräfte, Bedürfnisse, Interessen zu offenbaren und auch in der Volksvertretung reflektiren zu lassen.... Sie ermäßigt die Parteiherrschaft durch die Rücksicht auf örtliche Notable, die auch abgesehen von der Gunst oder Ungunst einer Partei in der Nähe angesehen sind und bei Wahlen nicht übergangen werden." Diesen Anforderungen genügen aber die Proportionalwahlsysteme nicht, wie sie die Belgier und Franzosen vertreten, wie sie auch durch das bekannte Buch von Gageur: „Reform des Wahlrechts im Reich und in Baden" in Deutschland popularisirt worden sind, wie sie endlich in der Schweiz, in Norwegen und Belgien in die Praxis eingeführt sind. Diese Systeme sind bei kleinen Wahlkörpern oder bei Kommunalwahlen anwendbar; bei großen Wahlkörpern aber, wie bei den Wahlen zu den Landtagen der deutschen Mittelstaaten, verschwindet bei diesen Systemen der persönliche Zusammenhang zwischen Wähler und Gewähltem; die Selbständigkeit der Wähler und der Kandidaten wird von der Uebermacht der Parteileitung bedroht; die lokalen Interessen kommen nicht zur Geltung. Diese Eliminirung des persönlichen Zusammenhangs zwischen Wähler und Abgeordneten und die Stärkung des Terrorismus der Parteileitungen sind aber Dinge, die ein einsichtiger deutscher Politiker nur mit den schwersten Bedenken mit in den Kauf nehmen könnte, und die mit Recht, trotz der glänzenden Vorzüge des Proportionalwahlsystems, Viele hindern, seiner Einführung für die Wahlen zu deutschen Volksvertretungen das Wort zu reden.

Es soll nun sofort zugestanden werden, daß durch die Siegfried'schen Vorschläge in ebenso scharfsinniger wie einfacher Weise diese Gefahren von den Proportionalwahlen ferngehalten werden. Durch die „verbundenen Wahlvorschläge" wird der persönliche Zusammenhang zwischen Wähler und Gewähltem gewahrt; die Selbständigkeit des Wählers und des Kandidaten gegenüber der Parteileitung ist hier ersichtlich noch größer als beim geltenden Bezirkswahlmodus. Und ebenso wird für die lokalen Interessen durch eine Proportionalwahl bei „verbundenen Wahlvorschlägen" noch besser gesorgt als unter der Herrschaft des Wahlkreissystems, weil beim Wahlkreissystem lediglich der Vertreter der siegreichen Mehrheit in die Volksvertretung einzieht, während bei den „verbundenen Wahlvorschlägen" jede Gegend durch Abgeordnete sämmtlicher Parteien vertreten ist, und zwar von denjenigen, die von den Lokalkomitees der verschiedenen Parteien für die betreffende Gegend aufgestellt waren.

Durch die Siegfried'schen „verbundenen Wahlvorschläge" scheinen uns daher die Aussichten für eine Einführung der Proportionalwahlen für die Wahlen zu den deutschen Volksvertretungen in bedeutendem Maße verbessert zu sein. Wichtig ist, daß sich der Vorschlag der „verbundenen Listen" von Zwang freihält. Dem Wähler ist es nicht verwehrt, für einen Kandidaten zu stimmen, der von einem anderen Komitee als von den Lokalkomitees des eigenen Bezirks aufgestellt ist. Ebensowenig sind die Parteien rechtlich gezwungen, sich zu dezentralisiren und verbundene Wahlvorschläge einzureichen. Die kleineren Gruppen werden selbstverständlich für das ganze Land nur einen einzigen Wahlvorschlag einreichen. Der Siegfried'sche Vorschlag stellt sich daher in der That als eine glückliche Vereinigung der besten Seiten des herrschenden Bezirkswahlsystems mit den bekannten Vorzügen des Proportionalwahlverfahrens dar. Der Stimmenverlust, der beim Wahlkreissystem dadurch entsteht, daß die Minoritäten unvertreten bleiben, ist hier beseitigt. Die proportionale Vertretung ist durch die Durchzählung der Stimmen durch das ganze Land gesichert. Jede Partei kann aus allen Gegenden ihre Anhänger sammeln und dies werden nunmehr auch jene Parteien nicht versäumen, die bisher darauf verzichtet haben, durch sog. „Zählkandidaten" ihre Stärke überall numerisch festzustellen. Die Gleichgesinnten und gleich Interessirten können sich im ganzen Lande zusammenschließen und leiden nicht mehr unter lokaler Zersplitterung. Es ist bekannt, daß die Versuche, eine lebenskräftige Mittelstandspartei ins Leben zu rufen, gerade mit dieser lokalen Zersplitterung der Handwerker, Kleinkaufleute und Kleinbeamten schwer zu kämpfen haben. Endlich — last not least — die Wahl hervorragender Köpfe wird gegenüber unserm geltenden Wahlsystem sehr erleichtert, da es heute für die Meisten, die nicht auf dem Piedestal einer Partei stehen, sehr schwer ist, in einem einzelnen Wahlkreis eine genügend starke, kompakte Anhängerschaft zu gewinnen, mag auch die Zahl ihrer im Land zerstreuten Anhänger keineswegs gering sein. Siegfried sieht für die Wahl solcher hervorragender Kandidaten, sowohl wenn diese einer Partei angehören, wie wenn sie außerhalb der Parteien stehen, noch besondere Modalitäten vor, die sog. Landeskandidaturen und die Eventualstimmen bei Einzelbewerbern, bezüglich deren auf sein Buch verwiesen wird.

Wem es mit der Wahlreform ernst ist — mit der Wahlreform in Württemberg oder anderswo —, kann über das Siegfried'sche Buch nicht zur Tagesordnung übergehen. Der Verfasser ist zur Ertheilung von Rathschlägen hervorragend befähigt, da es wenig Gelehrte oder Politiker geben wird, die über die verschiedensten Wahlsysteme in Europa, Amerika und Australien und über die damit gemachten Erfahrungen eine so umfassende und gesichtete Kenntniß besitzen, wie sie ihm eigen ist.

Die Zukunft Palästina's.

Professor Theobold Fischer äußert sich in der Geographischen Zeitschrift (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig) unter dieser Ueberschrift ebenso interessant wie zutreffend. Es sei mir erlaubt vom Standpunkt eines deutschen Kolonisten diese Frage zu beleuchten und das Interesse für stärkere Kolonisation Palästina's durch praktische Vorschläge zu erwecken. — Immer mehr Landsleute fahren durch den Suezkanal Deutsch-Afrika entgegen. Die Meisten davon haben keine Ahnung, daß nur eine Nachtfahrt nöthig wäre um von Port-Said hierher zu kommen, und besonders von deutschen Ackerbauern in leichtester Weise manchen guten Rath mit auf den Weg zu nehmen und zu sehen, wie hierzulande gewirthschaftet wird. Solcher Rath, ertheilt von erfahrenen Kolonisten in Jaffa-Sarona und Haifa, würde Manchem an seinem künftigen Wohnort in Afrika einen vielleicht großen Theil seines Kapitals retten. Zwar würden derartige Besucher erst 8—14 Tage später ihre Reise von Port-Said aus fortsetzen können, allein bei Erwerbung des Fahrbillets wird jede deutsche Gesellschaft diese Bedingung zugeben. Wer da gedenkt in einem subtropischen Lande mit den in der deutschen Heimath erworbenen Kenntnissen und Gewohnheiten auszukommen, dem bleiben theure Erfahrungen nicht erspart. Eine andere Klasse Deutscher, wie solche, die mit den bekannten Reiseunternehmern jeden Winter und Frühjahr Palästina besuchen, glauben das Land ꝛc. kennen gelernt zu haben, wenn sie schnellstens per Eisenbahn nach Jerusalem hinauf und wieder herunter fahren. Ihre schönste Zeit und das meiste Geld haben sie in Aegypten verbraucht und sie sind sozusagen schon wieder auf der Heimreise begriffen. Von Palästina nehmen sie, weil eben nur der

kleinste und ödeste Theil des Landes im Fluge gesehen wurde, keinen guten Eindruck mit. Zu einem Verkehr mit deutschen Kolonisten reicht die Zeit nicht, es sorgen schon die Reiseführer, welche gegen Pauschalsumme alle Auslagen bestreiten, dafür, daß die reichen armen Reisenden vom Schiff zur Bahn und von der Bahn wieder direkt aufs Schiff kommen. Ein vernünftiger aber verhältnißmäßig sehr kleiner Theil der Palästinabesucher reist durch das Land, und diese allein sehen und lernen etwas und meist sind sie davon befriedigt.

In früheren Zeiten, als es im Lande nur wenige gute Quartiere gab und wenig Komfort, war ein nur kurzer Besuch verzeihlich, aber heute muß man sich wundern, daß das theure Aegypten als Winteraufenthalt vorgezogen wird, gegenüber dem ruhigen und billigen Leben in Palästina, das klimatisch mildere Punkte aufweist als Kairo ꝛc. Leute, welche über den Winter in mildestem Klima wohnen wollen, sollten Jaffa, Haifa, Nazareth, Tiberias und Jericho ins Programm aufnehmen, an welchen Plätzen bei längerem Aufenthalt in deutschen Hotels und Gasthäusern zu billigen Preisen anständig zu wohnen ist, gegenüber den Pfundpreisen Aegyptens. Allerdings, Großstädte wie Kairo sind diese Orte nicht, aber sie enthalten mehr orientalisches Leben als die zivilisirten Städte Aegyptens und sie sind dadurch interessant. Man lasse doch den Engländern ihr theures Aegypten, der deutsche Reisende wird in Palästina um weniger als die Hälfte Geld beschaulich und angenehm leben. Durch Entstehen solcher Winter- und Frühjahrskolonien würde Palästina viel gewinnen, und Mancher dürfte sich entschließen, werkthätig mitzuwirken an der Zukunft des Landes, wodurch der Einfluß des deutschen Elements gehoben würde. Durch solche Leute würde draußen auch bekannt, was wirthschaftlich möglich wäre in diesem Lande, wenn tüchtige Menschen und größeres Kapital hereinkämen. So viel über Palästina geschrieben wurde, einen praktischen Anhalt für Leute die sich hier ansiedeln und etwas betreiben wollen, kann daraus Niemand schöpfen. In dieser Richtung sei folgendes gesagt: Für Handwerker ist, solange nur wenige Europäer hier ansässig sind, wenig zu hoffen. Die billige aber geringe Arbeit der Araber und Juden läßt ein solides Arbeiten kaum zu, so zwar, daß unsern tüchtigen deutschen Meistern mehr Arbeit zu wünschen wäre. Anders liegt das Feld der Thätigkeit für Landwirthe und Ackerbauern. Zur Zeit herrscht eine außerordentliche Regsamkeit für Anlegung neuer Orangengärten bei Jaffa. Die hiesigen Deutschen können derselben nur theilweise folgen bei der enormen Steigerung des dazu brauchbaren Landes, und es sind hauptsächlich vermögende Araber, welche diesen lohnenden Zweig der Landwirthschaft pflegen. Bisher schätzte man die Zahl der Orangengärten bei Jaffa auf etwa 500, und ein tragfähiger Garten rentirt bis zu 20 Proz. Die Tragfähigkeit beginnt mit 5—6 Jahren nach der Anlage, und setzt also ein größeres Kapital voraus. Das für solche Gärten geeignete, vor starken Winden geschützte Land ist bei Jaffa selten und deßhalb sehr theuer. Würde sich jedoch eine kleine Anzahl Deutscher zusammenfinden, so könnten sie z. B. im Jordanthal bei sehr billigem Land und vermöge des günstigeren Klimas ein Jahr früher als in Jaffa tragbare Orangengärten herstellen und ihre Früchte würden auf jedem Markt bevorzugt werden. Den Vorzug größerer Süße der Orangen würde noch weit überbieten der Umstand, daß die Reife der Früchte im Jordanthal mindestens einen Monat vor Jaffa voraus wäre, was sowohl im Lande selbst, wie noch mehr beim Export bedeutend ins Gewicht fällt, weil der Preis der zuerst in Europa und Amerika auf den Markt gebrachten Früchte viel höher ist als der für spätere Lieferungen. Der Orangenzüchter verkauft selten direkt nach Europa, er will kein Risiko auf sich nehmen, vielmehr verkauft er in der Regel den ganzen Gartenertrag an Händler, welche das Pflücken, Verpacken und Versenden zu besorgen haben. Weil Orangenkultur schon ein namhaftes Kapital bedingt, so ist es weniger Sache der Kleinbauern. Es ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß auch ein solcher, der genügend billiges Land im Jordanthal erwirbt und sich in der Hauptsache von Gemüsebau für Jerusalem ꝛc. und von dem reichen Ertrag der Fruchtfelder nährt, nach und nach aus seinen Ersparnissen einen Orangengarten fertig brächte, wie es auch hier in Jaffa unter ungünstigeren Verhältnissen der Fall ist. Wörtlich kann unterschrieben werden, was Theobald Fischer über das Jordanthal sagt und es wird die Zeit kommen, wo man glücklich sein wird, dieses von der Natur bevorzugte, bisher aber in öder Einsamkeit liegende Land zum nützlichsten Garten der Welt zu erheben. Wer lange im Orient lebt, verliert an Unternehmungsgeist. Hat einer sein Heim gegründet, so bleibt er daran hängen, selbst unter ungünstigen Umständen. In hohem Maße trifft das bei den konservativen Schwaben zu, welche sich an ihre geschlossenen Kolonien gewöhnt haben. Würde aber frischer kapitalkräftiger Zuzug kommen, so würde im Verein beider ein großer Aufschwung stattfinden, und es wäre gewiß der Mühe werth, daß draußen in Deutschland darauf Bedacht genommen würde, ehe andere Nationen zuvorkommen.

Für den Landwirth käme im Jordanthal außer dem Gesagten noch in Betracht, der Anbau von Datteln, Pfirsichen, Reis, Thee, Kaffee, Baumwolle, Zuckerrohr ꝛc., und hinüberleitend ins Industrielle, Seidenzucht. Ein Dutzend thal- und kapitalkräftiger Leute könnte Wunder wirken, ein Einzelner würde nicht durchgreifen können. Man könnte vielleicht einwenden, das fast tropische Klima der Jordangegend sei für Europäer ungeeignet. Das ist richtig, soweit es die Sommerzeit betrifft. Da aber Gemüse im Winter, und Bodenfrüchte (Weizen ꝛc.) im Frühjahr geerntet werden, auch die Pflege der Orangengärten in diese Zeit fällt, so stünde dem Landwirth nichts im Wege, über die heiße Zeit sich aufs Gebirge in die Nähe Jerusalems zu machen (ca. 6 Stunden Entfernung), sein Vieh heraufzunehmen und in größerem oder kleinerem Maße Milchwirthschaft zu treiben, wozu er aus dem unermeßlichen Grasreichthum des Jordanthales beizeiten seine Heuballen zu pressen und für Stallfütterung auf Kameleu heraufzubringen hätte. Inzwischen, durch die heißen Sommermonate würden Orangen- ꝛc. Plantagen durch einheimische Arbeitskräfte besorgt, und ein zeitweiser Besuch des Besitzers würde bis zur Ernte genügen. An Milch und Butter ist trotz höheren Preises, als dafür in Europa bezahlt wird, fortgesetzt Mangel. Sowohl für Landwirthe wie für Kaufleute ꝛc. wäre als lohnender Industriezweig der Ankauf des vorzüglichen Olivenöls von einheimischen Fellachen zu erwähnen. Dasselbe könnte in halb raffinirter Waare exportirt werden, oder noch besser durch bis jetzt fehlende moderne Einrichtungen regelrecht als feinstes Speiseöl hergestellt und den europäischen Märkten zugeführt werden. So wird gegenwärtig von Franzosen eine große Fabrik für Sesamöl hier gebaut, die erste im Lande, die sicher prosperiren wird. Die deutschen Kolonisten haben an gemeinsamen Werken zwei Weinbaugesellschaften fertig gebracht zum Zweck des Kelterns der Trauben ihrer bedeutenden Weingärten und Exports der guten Weine. Auch Champagner wird in kleinerem Maß fabrizirt. Mangel an größeren Kapitalien verhindern bisher die Aufnahme weiterer lohnender Industriezweige.

Im Westjordanlande und besonders im Hauran mit seinem unübertroffenen Weizenboden ließe sich durch deutsche Ackerbauern ein wahres Eldorado schaffen. Es sind dies auch die Länder für Schafzucht in größtem Maßstabe, deren Veredelung sachkundiger europäischer Ansiedler harrt. Seit ältesten Zeiten weiden auf diesen ausgedehnten Gebieten

unzählbare Herden, von deren Wolle die Einwohner ihre Kleidung herstellen. Der Rest wird exportirt. Spinnerei und Weberei würde leicht sich anlehnen lassen. Rothschild hat bereits riesige Strecken dieser Länder erworben, welche der Besiedelung mit Juden warten. Sollte es nicht möglich sein, auch in Deutschland Gesellschaften zu errichten, welche Land im großen erwerben und an tüchtige Ansiedler abgeben und deren Aufgabe es ferner sein würde, an größeren Unternehmungen sich zu betheiligen, z. B. auch die Ausnutzung der natürlichen Hülfskräfte Palästina's, namentlich der Flüsse für Bewässerung und elektrische Zwecke ꝛc., in ihr Programm aufzunehmen. Warum bloß Siedelungsgesellschaften für Afrika? Die Lage Palästina's inmitten der Welt und mit derselben durch viele Schiffslinien bereits verbunden, bietet doch für Ansiedelungen deutscher Kolonisten mehr Chancen als das ferne Afrika; eine besondere Gewähr würde ein Handinhandgehen mit den altansässigen Deutschen bieten und wenn seitens der türkischen Regierung vieles zu wünschen übrig bleibt, so fühlen sich hierzulande die Kolonisten unter dem Schutz des Deutschen Reiches im allgemeinen sehr wohl.

Daß es nicht an Freunden Palästina's fehlt, welchen der wirthschaftliche Ausbau dieses in jeder Hinsicht merkwürdigen Landes am Herzen liegt, beweist die Bildung der deutschen Palästina- und Orientgesellschaft mit dem Sitz in Berlin. Graf v. Zieten-Schwerin, der das Land aus eigener Anschauung kennt, ist Vorsitzender des Aufsichtsraths. Diese Gesellschaft m. b. H. hat zunächst in Jerusalem und Jaffa unter der Firma Deutsche Palästinabank ein Institut ins Leben gerufen, welches vortrefflich wirkt, und das bisherige einzige Bankhaus Crédit Lyannais für die Deutschen entbehrlich macht. Kann auch die Bank mit ihren noch bescheidenen Mitteln den Zweck der Gesellschaft zur Zeit nicht in gewolltem Maße erfüllen, der außer dem eigentlichen Bankgeschäft laut Programm „Anregung und Ausführung von Verkehrs- und Kultivationsunternehmungen unter Heranziehung schon bestehender oder Bildung neuer Interessentengruppen" umfaßt, so ist doch durch diese werthvolle Gesellschaft ein bedeutungsvoller Anfang zur Hebung des Landes in deutschem Interesse gemacht und es wird sich nur darum handeln, durch Betheiligung die Gesellschaft kapitalkräftig genug zu machen, um deren Programm in absehbarer Zeit auszuführen. Die Einlage eines Gesellschafters beträgt mindestens 500 M. Der Einleger ist nur mit der Einlage haftbar. Jede Betheiligung bedeutet die Förderung deutscher Interessen in Palästina. Aller Augen werden binnen Jahresfrist aus Anlaß des Besuchs S. M. des Deutschen Kaisers auf dieses Land gerichtet sein. Möchte bis dahin etwas geschehen zur Belebung des Muthes der alteingesessenen deutschen Kolonisten, Vorbereitungen für Einwanderung neuer Kräfte mittelst kapitalstarker Gesellschaften, damit die vielfachen Erfahrungen der alten Kolonisten nicht brach liegen bleiben und deutsche Thatkraft an der Hebung des Landes den ihm gebührenden ersten Platz einnehmen und recht vielen neuen Kolonisten eine Heimath erstehen kann. Der Ausspruch Theobald Fischers, Palästina habe nicht nur eine große geschichtsreiche Vergangenheit, es habe auch eine hoffnungsreiche Zukunft, ist wahr; es ist den Deutschen leicht gemacht, das Verständniß dafür in Thaten umzuwandeln.

Jaffa. Egger.

Das Skizzenbuch eines deutschen Malers am Ende des 14. Jahrhunderts.

Ein Buch des Braunschweiger Museums enthält auf 31 Pergamentblättern höchst merkwürdige Federzeichnungen aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Dasselbe, bisher als „Böhmisches Trachtenbuch" bezeichnet, wurde im Auftrag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen von Professor Joseph Neuwirth in guten, in der Größe des Originals ausgeführten Lichtdrucken veröffentlicht,[1]) begleitet durch einen Text, der über die Zeit der Entstehung und den muthmaßlichen Zweck des Buches Auskunft gibt und in anerkennenswerth knapper Fassung den für ein gründliches Studium des Werkes nöthigen wissenschaftlichen Apparat enthält.

Neuwirth weist nach, daß die Zeichnungen kein Trachtenbuch bilden, sondern Studien zu Gemälden sind, was um so interessanter, da in ihnen Religiöses und Profanes in bunter Reihe wechselt. Aeußerst lebendig führen sie dadurch in jene Zeit ein, und zwar nicht nur in deren Aeußerlichkeiten durch die Kostüme, die für den Schluß des 14. Jahrhunderts charakteristisch sind und von denen, was ganz amüsant, zu Anfang des 15. Jahrhunderts einige nach den Wandlungen der Mode umgezeichnet wurden, sondern sie erzählen auch, namentlich durch die mannichfaltigen Gegenstände, sehr interessant von der Eigenart der Kunst und des Lebens dieser Zeit.

Der Satz, daß es nicht darauf ankomme, was der Künstler male, sondern nur, wie er es male, hat ja durch stete Wiederholung seit bald einem Menschenalter eine Art dogmatischer Geltung erlangt, und zugleich wird ihm, da er oft so bequem, der Vorzug gewährt, alle Augenblick wieder als große neue Wahrheit verkündet zu werden. Gleichwohl widerspricht ihm die Geschichte der Malerei auf das entschiedenste, denn sie zeigt, daß für die Perioden wie für die einzelnen Künstler die Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigten, stets in hohem Grad charakteristisch sind.

Daß Cornelius und Schwind zu anderen Stoffen griffen als die Rokokomaler, war nicht eine Laune, sondern die Folge des großen Umschwunges der deutschen Kultur in der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Der weite Ideenkreis eines Rubens ist einer der charakteristischsten Züge des großen Meisters, der ihn so bestimmt von seinen Vorgängern in den Niederlanden unterscheidet, und ist ein wesentlicher Theil des mächtigen Fortschritts, den er gegen jene errungen. So ist auch die Zunahme der profanen Stoffe in der Malerei der zweiten Hälfte des Mittelalters und besonders am Schlusse desselben nicht zufällig oder nebensächlich, sondern eine Folge jener Aenderung der gesammten Lebensverhältnisse unsrer Kunst, welche die zweite Hälfte des Mittelalters in einen so wesentlichen Gegensatz zu der ersten Hälfte desselben treten lassen.

In der ersten Hälfte des Mittelalters arbeitet die Kunst ausschließlich für die Kirche, ja noch mehr, die Kirche ist es auch, die in erster Linie die künstlerischen Kräfte stellt. In der zweiten Hälfte des Mittelalters herrscht ebenfalls noch die kirchliche Kunst, aber Laien, zünftige Meister bauen die mächtigen Dome, die großen Pfarrkirchen, häufig auch die Klosterkirchen, Laien sind zumeist auch die Steinmetzen und Bildhauer und ebenso in der Regel die Maler. Mit dem Ausbilden eines bedeutenden Laienstandes durch das Ritterthum, noch mehr durch die wachsende Bedeutung der Städte wächst auch die profane Kunst. Die Schlösser erhalten reichen künstlerischen Schmuck, das Rathhaus und dann auch das Haus des wohlhabenden Bürgers.

Mit dem Schluß des 12., dem Beginn des 13. Jahrhunderts treten in der Malerei namentlich durch die Illustration ritterlicher Dichtungen profane Gegenstände auf, wichtiger noch werden sie für die Kunst des 14. und zumal des 15. Jahrhunderts. Die Wandgemälde der Burg Runkelstein mit ihren Bildern ritterlicher Sage und Dichtung

---

[1]) Das Braunschweiger Skizzenbuch eines mittelalterlichen Malers. Prag 1897, mit 29 Lichtdrucktafeln.

und ritterlichen Leben sind das bekannteste unter den gewissermaßen monumentalen Werken der Art, nicht minder charakteristisch aber sind manche kunstgewerbliche Arbeiten, die, wie die Schmuckkästchen der Damen, die Elfenbeinsättel der Ritter und ähnliches, oft sehr originelle und lebendige Bilder der Art bringen.

Etwa gleichzeitig mit den Runkelsteiner Gemälden entstand das Braunschweiger Skizzenbuch, seine zahlreichen Bilder aus dem Minneleben sind offenbar Studien zu derartigen Arbeiten. Diese Liebespaare sprechen besonders an durch die mannichfachen, oft recht lebendigen Gesten und durch den Wechsel des Ausdrucks und zeigen damit, wie dieser Stoff aus des Makers täglicher Umgebung ihn anregte, dieses Leben künstlerisch zu beobachten, frisch in dasselbe zu greifen.

Fünf Paare von Herrschern und zwei edle Damen können Studien zu einem Stammbaum sein, der ja in diesen Malereien, wie auf Schloß Karlstein oder später auf Trazberg, eine große Rolle spielt, sie können aber auch etwa als Studien zu einer Folge der christlichen Könige oder einem ähnlichen Cyklus, die ja damals so beliebt waren, gedacht sein.

Die führende Stellung der kirchlichen Kunst zu jener Zeit zeigt sich in dem Skizzenbuch schon dadurch, daß die Studien zu kirchlichen Bildern weitaus den größten Raum einnehmen. Dieselben theilen sich in zwei Gruppen, nämlich erstens die Darstellung einzelner Heiliger, die wegen des zur Verfügung stehenden Raumes in der Regel zu dreien gruppirt sind und offenbar direkte Vorbilder für Altargemälde bieten, und zweitens Detailstudien zu größeren Bildern. Letztere bringen einzelne Figuren, die theils, wie die sitzenden Männer, zu Cyklen gehören, etwa zu einer Apostel- oder Prophetenfolge, theils einzelne Gestalten aus historischen Bildern, nämlich Christus oder die schlafenden Jünger zu einer Oelbergscene, Johannes und Maria von einer Kreuzigung und Maria und den greisen König aus einer Anbetung der Könige.

Vor allem drängt sich uns beim Durchblättern des Skizzenbuchs natürlich die Frage auf: wie zeichnete der Maler diese Studien? Neuwirth weist darauf hin, daß eine Reihe unmotivirter Bewegungen, Falten ꝛc. es wahrscheinlich machen, daß er nach Gemälden und anderen Kunstwerken arbeitete. Bei manchen mag das wohl zutreffen, bei anderen aber ist nicht einzusehen, warum sie nicht das volle Eigenthum des sehr tüchtigen Zeichners sein sollen; Skizzen, die er aus dem Gedächtniß zeichnete, was wohl die Regel war und besonders bei den Heiligen anzunehmen ist, die er für diese Skizzen sich wohl kaum in dem, abgesehen von den Bischöfen, der Zeit fremden Kostüm in Modellen gestellt hat. Da und dort, etwa bei den Liebespaaren, ist es dagegen ja nicht unmöglich, daß er vielleicht auch direkt nach der Natur studirte; wie fremd er dieser aber gleichwohl in manchem noch gegenüber stand, zeigt schlagend die rein ornamental behandelte Blume, die eine der schönen Damen hält.

Im späten 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts machten, wie namentlich die Plastik zeigt, in Deutschland schon einzelne hervorragende Künstler eigentliche Natur-, ja auch schon Modellstudien, aber die Maler zeigen, besonders in solchen Skizzen, nur eine so allgemeine Auffassung der Natur, lassen den Blick für charakteristische Details noch so sehr vermissen, daß ein eingehendes Studium direkt nach der Natur jedenfalls noch weniger Bedürfniß war. Es wurde dies erst, als die Kunst schärfer und feiner ins Detail ging, was in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in voller Konsequenz dann durch Dürer eintrat, womit naturgemäß auch die Skizzenbücher eine ganz andere Anlage erfuhren, wofür ich nur etwa an Hans Baldung Grüns Skizzenbuch in Karlsruhe erinnern möchte. Wie der Künstler des ausgehenden 14. Jahrhunderts die Natur nur ganz allgemein, nur in den Grundzügen beobachtet, das zeigt vor allem auch der Stil, für den das Skizzenbuch höchst charakteristische Proben bietet und der namentlich in den Falten eine im ganzen zwar häufig richtige Beobachtung erkennen läßt, aber nie ein bestimmtes Eingehen ins Detail, ein strenges Motiviren des Faltenwurfes. Es wird sich daher auch meist nicht entscheiden lassen, ob die im Detail unverstandene Drapirung oder phrasenhafte Wiederholung der Falten dadurch begründet ist, daß der Künstler nur aus der Erinnerung zeichnet, oder dadurch, daß er, obgleich ein Vorbild vor ihm stand, doch nur die allgemeinsten Züge beobachtete.

Aber schon die Zweifel, die in uns rege werden, ob der Künstler nur aus der Erinnerung oder vielleicht schon direkt nach der Natur studirte, beweisen, daß sein Verhältniß zur Natur ein innigeres geworden, als bei den vorausgehenden Generationen, und dafür bietet unser Skizzenbuch auch sonst noch vielfache Belege, vor allem schon dadurch, daß an Stelle der reinen Umrißzeichnung durch mannichfaltige Schattirung eine mehr malerische Behandlung tritt.

Schon im ersten Blatt, das mit zwei nackten Gestalten im Kampf gegen einen Drachen an die Phantastik mittelalterlicher Kunst erinnert, zeigt sich trotz aller Zeichenfehler ein für das 14. Jahrhundert beachtenswerthes Können in der Modellirung, besonders in der Bewegung, ja auch in dem Betonen einzelner Muskelpartien. Da die Nuditäten der Liebesscenen erst die Zuthat eines rohen Zeichners der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind, bietet sonst nur das Christkind in den Armen der Maria Gelegenheit des Malers Kenntniß des nackten Körpers zu beobachten. Trotz mancher Fehler, die ja damals selbstverständlich, ist es doch für die Zeit nicht schlecht gezeichnet, erfreut aber vor allem durch die lebhaften Bewegungen, bald strampelt es mit Armen und Beinen, bald nimmt es sein Füßchen in die Hand, greift nach einem Vogel oder einer Frucht, die ihm die Mutter bietet. Ein persönliches Verdienst unsres Zeichners ist diese Lebhaftigkeit keineswegs, denn wir beobachten sie damals an den verschiedensten deutschen Marienfiguren, wie auch der Gedanke, Mutter und Kind durch das genreartige Motiv des Ueberreichens einer Blume oder Frucht lebhaft zu verbinden, sich ja schon seit mehr als 100 Jahren vielfach bei Kunstwerken der verschiedensten Gegenden Deutschlands findet; aber immerhin beweisen diese Züge die Zunahme lebensvoller Gestaltung in der Kunst jener Zeit.

Am interessantesten zeigt ein lebendigeres Erfassen der Natur der frische Sinn für Charakteristik in den zarten, damals selbstverständlich überschlanken Frauen; noch mehr verschafft es sich Geltung durch die äußerst mannichfaltigen, hie und da sogar wirklich bedeutenden männlichen Köpfe, die manchmal durch die Freude an charakteristischen Zügen sogar zum Uebertreiben derselben geführt werden, so daß sie hart an Karikaturen streifen; besonders wichtig sind schließlich die merkwürdigen Studien zu Christus am Oelberg, in denen wenigstens der Versuch, einen Ausdruck innerer Stimmung zu geben, unverkennbar ist.

Woher der Zeichner dieses Skizzenbuches stammt, wissen wir nicht. Neuwirth weist nach, daß das Buch wohl in einer deutschen Stadt gebunden wurde, auch die Zeichnungen deuten entschieden auf einen deutschen Künstler. Daß sich derselbe unter den zahlreichen damals in Böhmen weilenden deutschen Malern befunden, ist durch Neuwirths sorgfältige Beweise als möglich erwiesen, aber nicht mehr. Deßhalb wurde wohl auch im Titel nur die allgemeine Bezeichnung: Skizzenbuch eines mittelalterlichen Malers, gewählt. Gleichwohl ist es gut begründet, daß die Gesellschaft für Ge-

schichte der Deutschen in Böhmen das Skizzenbuch veröffentlichte, weil es, ein Denkmal aus der Zeit der großen Kunstblüthe dieses Landes, manche Anregung zu lebendigem Erfassen derselben bietet, andrerseits selbst vielfach durch diese erklärt wird.

Wie aber das Interesse an dem Skizzenbuch, das als ein wichtiges Denkmal deutscher Kunst überhaupt bezeichnet werden muß, damit ein allgemeineres wird, so muß es auch der Dank sein, den wir dem Verfasser und dem Verein für die Herausgabe schulden. Dem Verein, weil er den Kampf für das Deutschthum in Böhmen mit der edelsten Waffe führt, indem er in objektiver geschichtlicher Darstellung zeigt, was die Deutschen für Böhmens Kultur geleistet haben, indem seine tüchtigen Publikationen beweisen, was sie für dieselbe auch heute noch leisten. **Berthold Riehl.**

Mittheilungen und Nachrichten.

L.- v. Riedel-Pröbsts Kommentar zum bayerischen Heimathgesetz. — Das Gesetz vom 16. April 1868 über Heimath, Verehelichung und Aufenthalt stand in der glänzenden Reihe wohldurchdachter und wohlredigirter Gesetze, welche unter der Bezeichnung der bayerischen Sozialgesetzgebung des Jahres 1868 zusammengefaßt werden, an erster Stelle. Es stellte das Recht der Niederlassung und der Familiengründung auf eine neue, freiere Grundlage, ohne jedoch den dauernden, auf der Abstammung beruhenden Beziehungen des einzelnen Individuums zu einer bestimmten Gemeinde — der Heimath — allen rechtlichen Inhalt zu nehmen. Die in dem Heimathgesetz niedergelegten Grundsätze erfreuten sich so sehr der allgemeinen Zustimmung in Bayern und standen mit den Verhältnissen und Anforderungen des sozialen Lebens so sehr in Einklang, daß sie, was vom prinzipiellen staatsrechtlichen Standpunkt vielfach als bedenklich erachtet wurde, bei Gründung des Deutschen Reichs als eines der bayerischen Reservatrechte ausdrücklich vorbehalten wurden. Inzwischen haben sich in Bayern unter dem Einfluß der mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes und dem Wachsthum der großen Städte auch hier eingetretenen größeren Fluktuation der Bevölkerung die Anschauungen etwas geändert. Besonders aus ländlichen Kreisen wurde der Wunsch nach einer Erleichterung des Heimatherwerbs und damit des Anspruchs auf eventuelle Armenunterstützung in der Gemeinde des Aufenthalts und der Erwerbsthätigkeit geäußert, und diese Bestrebungen fanden ihren legislatorischen Ausdruck in der Novelle vom 17. Juni 1896, durch welche das Heimathgesetz in mehrfacher Richtung eine einschneidende Aenderung erfahren und durch welche dasselbe dem im übrigen Deutschland geltenden System des Unterstützungswohnsitzes etwas näher gerückt worden ist.

Durch das Gesetz vom 17. Juni 1896, dem schon die Novellen vom 23. Febr. 1872, 21. April 1884 und 17. März 1892 vorhergegangen waren, ist nun der Text des ursprünglichen Gesetzes erheblich verändert und erweitert worden. Dies und die umfassenden Wechselbeziehungen, in welchen das Heimathgesetz mit anderen bayerischen und Reichsgesetzen steht, ließen eine neue gründliche Kommentirung des Gesetzes als äußerst erwünscht erscheinen. Durch den unlängst im C. H. Beck'schen Verlag erschienenen Kommentar aus der Feder des kgl. Oberregierungsraths im Ministerium des Innern Dr. Pröbst ist diesem Wunsch entsprochen. Derselbe bildet die 7. Auflage des ursprünglich von Dr. Frhrn. v. Riedel herausgegebenen und in seinen folgenden Auflagen von dem früh verstorbenen kgl. Staatsminister Dr. v. Müller, sowie von dem nunmehrigen Verfasser fortgesetzten Kommentars, der sich längst als ein hoch angesehenes, unentbehrliches Buch für Alle, welche theoretisch oder praktisch mit dem Heimathgesetz zu thun haben, bewährt hat, und der in seiner neuesten, entsprechend dem Umfang der Gesetzgebung, der Rechtsprechung und der Vollzugsbestimmungen auch räumlich erweiterten Gestalt keinen der Vorzüge vermissen läßt, welche die früheren Auflagen auszeichneten. Wie bisher, ist in einer ausführlichen, eine eigene lesenswerthe Monographie repräsentirenden Einleitung die Geschichte der bayerischen Heimathgesetzgebung seit ihren ersten Anfängen bis zu der letzten Aenderung dargestellt. Für den praktischen Gebrauch sehr nützlich ist die als Anhang beigefügte Gegenüberstellung der ursprünglichen Fassung des Heimathgesetzes vom 16. April 1868 und der durch die verschiedenen Novellen herbeigeführten gegenwärtigen Fassung. Die Präjudizien, namentlich die Entscheidungen des Verwaltungsgerichtshofs, sind bis in die allerneueste Zeit berücksichtigt, ja auf S. 133 konnte eine wichtige, noch gar nicht publizirte, allerneueste Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofs (vom 5. Nov. 1897) mit Hülfe besonderer Druckeinrichtung noch im Text verwerthet werden. Druck und äußere Ausstattung des Werks entsprechen, wie überhaupt die neueren Gesetzeskommentare dieses Verlags, allen Anforderungen.

* Wie gestern bereits im Telegramm gemeldet wurde, ist in Leipzig am 6. Februar der berühmte Zoolog Professor Rudolf Leuckart in seinem 75. Lebensjahre gestorben. Die deutsche Wissenschaft verliert in ihm einen ihrer hervorragendsten Vertreter, die zoologische Forschung insbesondere einen bahnbrechenden, unermüdlichen Führer. Leuckart wurde am 7. Oktober 1823 in der altberühmten Braunschweiger Universitätsstadt Helmstedt geboren und empfing schon als Knabe durch einen Oheim, den Freiburger Professor der Zoologie Fr. S. Leuckart, die wissenschaftlichen Anregungen, die seinem ganzen Leben die Richtung gaben. Dieses Leben war ganz das eines echten Gelehrten: wenig bewegt in seinem äußeren Gange, aber dafür um so reicher an inneren, wissenschaftlichen Wandlungen und Fortschritten. Schon als ganz junger Göttinger Student zeichnete sich Leuckart auf dem Gebiete der Medizin und Naturwissenschaften, die er von Jugend auf erwählt, durch einige selbständige Arbeiten, darunter eine preisgekrönte, aus. Und entsprechend rasch vollzog sich sein äußerer Stufengang in der wissenschaftlichen Laufbahn. 1847 sehen wir ihn als Privatdozenten für Zoologie und Physiologie in Göttingen, 3 Jahre später als außerordentlichen und seit 1855 als ordentlichen Professor der Zoologie in Gießen. Von dort wurde er im Jahre 1869 nach Leipzig berufen, wo er bis an sein Lebensende wirkte als eine Zierde der Sächsischen Hochschule, als einer der einflußreichsten und beliebtesten akademischen Lehrer, als Hauptvertreter einer durch ihn selbst vielfach auf neue Bahnen geführten Wissenschaft. Alle Ehren und Würden, die einem so hervorragender Stelle und in so fruchtbarer Weise wirkenden akademischen Lehrer beschieden sind, sind im Lauf der Zeiten ihm zugeflossen, ohne aber auf sein im Grunde schlichtes Wesen, auf seine stille und freundliche Menschlichkeit Einfluß auszuüben. Besonders als väterlicher Freund und Berather seiner Schüler wird er allerseits tief betrauert werden. — Die große wissenschaftliche Lebensarbeit Leuckarts ist, wie sein äußerer Lebensgang und wie sein Wesen, auf ganz bestimmte Ziele hingerichtet gewesen und deßhalb in großen Zügen zusammenfaßbar. Sie behandelte die anatomisch-physiologische Seite der Zoologie und erstreckte sich besonders auf die Durchforschung der niederen Thierwelt. Schon sein erstes Werk, das er als 25jähriger Privatdozent herausgab, die „Untersuchungen über die Morphologie und die Verwandtschaftsverhältnisse der wirbellosen Thiere" entwickelt klar und scharf den Grundzug dieser Forschung, nämlich das Streben, den gesetzmäßigen Zusammenhang der thierischen Gestaltungsformen nachzuweisen und die verschiedenen Bildungen nach ihrem inneren Charakter zusammenzufassen. Mit dieser Forschungsmethode gelangte er nicht nur dahin, die einzelnen Organisationsstufen der Zoophyten klar nachzuweisen und darzulegen, sondern auch überhaupt der vergleichenden morphologischen Behandlungsweise in der modernen Zoologie den ersten Platz zu geben. Seine Untersuchungen über das Gesetz der Arbeitstheilung in der organischen Bildung der Thiere, über die Lehre vom Polymorphismus und besonders über die Lehre von der Fortpflanzung und Zeugung in der niederen Thierwelt sind nach dieser Richtung hin bahnbrechend geworden; und mit seinem großen, auf den gründlichsten und schwierigsten Forschungen beruhenden Werke über die menschlichen Parasiten, also über die Eingeweidewürmer, namentlich die Trichinen, Blasenwürmer, Rundwürmer 2c., hellte er ein Gebiet auf, welches bis dahin noch zum großen Theil im Dunkeln gelegen hatte. Für alle diese Untersuchungen über

Digitized by Google

die kleinsten Lebewesen hat Leuckart sich die rein technischen Methoden und Hülfsmittel zum großen Theil erst selbst schaffen müssen; deßhalb genaß auch sein Laboratorium in Leipzig weit über Deutschland hinaus den Ruf als eine der besten Arbeitsstätten für das gesammte zoologische Gebiet. Eine große Zahl jüngerer Forscher haben dort zu arbeiten gelernt und haben seine experimentellen Methoden und Anregungen über die ganze Erde hin verbreitet. Leuckarts eigene wissenschaftliche Produktivität war ganz gewaltig, besonders wenn man sie seiner im Laboratorium wie im Hörsaal entfalteten Lehrthätigkeit an die Seite stellt. Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Arbeiten, das in einer ihm vor 5 Jahren überreichten Festschrift enthalten ist, umfaßt 152 Abhandlungen und größere Werke. — So hat in ihm die deutsche Wissenschaft wieder eine ihrer Leuchten verloren!

* Zur Theilnahme am 5. Deutschen Historikertag in Nürnberg, dessen wissenschaftliche Tagesordnung wir gestern brachten, sind, wie wir noch mitzutheilen ersucht werden, alle Fachgenossen und Fachverwandten eingeladen. Theilnehmer, die nicht Mitglieder des Verbandes sind, zahlen 5 M. Anträge, die auf dem Historikertag erörtert werden sollen, können nur von Verbandsmitgliedern gestellt werden und sind vor dem 31. März schriftlich bei dem Vorsitzenden des Verbandes deutscher Historiker, Professor Dr. Sickel, München, Heßstraße 3a, anzumelden. Anmeldungen zum Eintritt in den Verband (Jahresbeitrag 5 M.) sind an dessen Schatzmeister, Professor Dr. Hansen, Stadtarchivar zu Köln, zu richten. Damen der Mitglieder des Historikertags können seinen Sitzungen anwohnen und am Festessen theilnehmen. Zu den öffentlichen Vorträgen hat Jedermann Zutritt.

Br. Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während des Monats November 1887. Gemäß den Veröffentlichungen des kaiserl. Gesundheitsamts sind im Monat November von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 22.5, München 24.4, Nürnberg 17.6, Würzburg 19.6, Altona 14.2, Berlin 15.9, Breslau 19.8, Frankfurt a. M. 14.4, Hannover 13.2, Kassel 13.3, Köln 18.5, Königsberg 22.2, Magdeburg 16.7, Stettin 18.6, Wiesbaden 13.9, Dresden 15.8, Leipzig 16.8, Stuttgart 13.8, Karlsruhe 16.0, Braunschweig 16.2, Hamburg 14.3, Straßburg 20.6, Metz 17.2, Amsterdam 14.0, Antwerpen 18.5, Brüssel 16.3, Budapest 19.5, Christiania 15.6, Edinburg 18.8, Glasgow 16.8, Kopenhagen 14.8, Krakau 35.0, London 19.4, Lyon 17.8, Moskau 28.8, Odessa 15.0, Paris 17.8, St. Petersburg 25.6, Prag 21.3, Rom (Oktober) 14.2, Stockholm 15.1, Triest 21.3, Turin (Oktober) 14.4, Venedig 21.4, Warschau 23.6, Wien 18.6, New-York 16.7. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 31. Oktober bis 27. November einschließlich, zusammengenommen und den Berechnungen zugrunde gelegt worden.) — Der Gesundheitsstand im Monat November war in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen, sowohl wie der nichtdeutschen Städte ein günstiger und die Sterblichkeit näherte die gleichgünstige wie im Oktober. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 ‰) war etwas kleiner als im Vormonate, aber immer noch eine große (74 gegen 81). Aus der Zahl derselben seien hier nur Aschaffenburg, Bayreuth, Ingolstadt, Ludwigshafen, Altona, die Vororte Berlins Rummelsburg, Lichterfelde, Schöneberg, Steglitz, ferner Celle, Bromberg, Charlottenburg, Duisburg, Erfurt, Frankfurt a. M., Hannover, Kassel, Kiel, Koblenz, Kreuznach, Minden, Neiße, Remscheid, Stendal, Trier, Wiesbaden, Meißen, Plauen, Wurzen, Eßlingen, Heilbronn, Stuttgart, Konstanz, Pforzheim, Gießen, Offenbach, Worms, Güstrow, Schwerin i. M., Jena, Bremerhafen, Köthen, Koburg, Gotha, Greiz, Hamburg, Mühlhausen i. E., und von nichtdeutschen Städten: Amsterdam, Kopenhagen, Rom, Turin (letztere beide aus dem Oktober) erwähnt. Dagegen ist in keinem deutschen Orte die Sterblichkeit auf über 35.0 ‰ gestiegen. Das Sterblichkeitsmaximum, das im Oktober 37.7 betrug, erreichte im November Amberg (mit 32.8 ‰). Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15.0 bis 20.0), die im Oktober 105 betrug, stieg im November auf 108. Wir nennen aus der großen Zahl derselben hier nur: Bamberg, Erlangen, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Neustadt a. d. H., Nürnberg, Passau, Pirmasens, Regensburg, Würzburg, Aachen, Barmen, Berlin, Weißensee (Vorort Berlins), Beuthen O.-S., Bielefeld, Bochum, Dortmund, Düsseldorf, Elberfeld, Flensburg, M.-Gladbach, Halberstadt, Halle, Harburg, Hildesheim, Köln, Krefeld, Magdeburg, Memel, Merseburg, Münster, Osnabrück, Potsdam, Spandau, Stettin, Stralsund, Thorn, Tilsit, Annaberg, Dresden, Freiberg i. S., Leipzig, Reichenbach i. S., Zittau, Zwickau, Cannstatt, Gmünd, Freiburg i. B., Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Mainz, Eisenach, Bernburg, Braunschweig, Rostock, Bremen, Dessau, Lübeck, Oldenburg, Hagenau, Metz, und von nichtdeutschen Städten: Antwerpen, Brüssel, Budapest, Christiania, Edinburg, Glasgow, London, Lyon, Paris, Stockholm, Wien, New-York. Auch die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer bis 23.0 ‰) war etwas größer als im Oktober (44 gegen 37), und seien aus der Zahl derselben hier nur Augsburg, Fürth, Elbing, Essen, Gleiwitz, Königsberg, Liegnitz, Nordhausen, Posen, Schleswig, Bautzen, Chemnitz, Meerane, Pirna, Göppingen, Reutlingen, Heidelberg, Apolda, Altenburg, Zerbst, Colmar i. E., Straßburg i. E., und von nichtdeutschen Städten Prag, Triest, Venedig genannt. — Infolge der allgemein vorherrschenden kühleren Witterung kamen im November nach weniger akute Darmkrankheiten zum Vorschein als im Oktober und riefen auch in den meisten Orten weniger Todesfälle hervor. So war in Augsburg, München, Nürnberg, Berlin, Breslau, Danzig, Düsseldorf, Köln, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Dresden, Leipzig, Braunschweig, Hamburg, Budapest, Kopenhagen, London, Moskau, Odessa, Paris, Triest, Venedig, Warschau, Wien, New-York u. a. die Zahl der Sterbefälle an diesen Krankheitsformen vermindert, nur in wenigen Orten, darunter Straßburg, Brüssel, St. Petersburg, ein wenig erhöht. Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war deßhalb eine noch geringere als im Vormonat; von je 10,000 Einwohnern starben, aufs Jahr berechnet, in Stuttgart 33, in Hamburg 37, in Dresden 44, in Berlin 49, in München 95 Säuglinge. — Dagegen haben infolge der kühleren, und häufig naßkalten Witterung fast allgemein akute Entzündungen der Athmungsorgane zugenommen und auch vielfach, wie in Augsburg, München, Nürnberg, Aachen, Barmen, Berlin, Breslau, Charlottenburg, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Hannover, Köln, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Dresden, Leipzig, Mannheim, Stuttgart, Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Straßburg, Brüssel, Budapest, Kopenhagen, Krakau, London, Lyon, Paris, St. Petersburg, Prag, Triest, Venedig, Wien, New-York u. a. mehr Todesfälle als im Vormonat hervorgerufen. Nur in wenigen Orten, darunter in Danzig, Dortmund, Frankfurt a. M., Halle, Glasgow, Moskau, Stockholm, Warschau, war die Zahl der Todesfälle an diesen Krankheitsformen etwas kleiner oder die gleich große wie im Oktober. Auch Erkrankungen an Influenza wurden häufiger beobachtet; doch blieb der Verlauf überwiegend ein milder. Mehrfache Todesfälle an Influenza kamen aus Bremen, Freiberg i. S., Lübeck, Stralsund, Kopenhagen je 2, aus Elberfeld, New-York je 3, aus Hamburg 4, aus Paris 6, aus St. Petersburg 10, aus Berlin 17, aus London 38 zur Anzeige. Auch Todesfälle an Lungenschwindsucht wurden in größerer Zahl als im Oktober mitgetheilt.

Die Mittheilungen über die großen Volkskrankheiten lauteten in diesem Monate günstiger. Eine größere Zahl von Todesfällen an Cholera ist nur aus Calcutta gemeldet worden, wo in der Zeit vom 24. Oktober bis 13. November 89 Sterbefälle vorgekommen sind. — Die Pest herrschte noch in Indien, besonders in der Stadt und Provinz Bombay in hohem Grade. In der Stadt Bombay erlagen in den 4 Wochen vom 27. Oktober bis 23. November 210 Personen der Epidemie. In der Provinz Bombay wurden in der Zeit vom 23. Oktober bis 19. November 7482 Todesfälle an Pest festgestellt. Am stärksten betroffen waren Poona (Stadt und Distrikt), Satara, Schalangpur, Nasik, Surat, Palampur und Kutch; weniger der Distrikt Karachi, Thoma, Kalaba, Janjira, Rutnagiri, Kolhapur, Belgaum, Ahmednagar und Baroda. In der Provinz Sind wurden Ende Oktober bis 2. November in Katri 17 Todesfälle an Pest gemeldet. — Das Gelbfieber trat im November in Nordamerika nach in verschiedenen Staaten auf: im Staate Alabama (in Mobile,

Greensboro, Montgomery, Selma, Wagar, Whistler, Stomaton), in Florida (in Pensacola und in Fort Barancas), in Georgia (Atlanta), in Louisiana (New-Orleans 517 Erkrankungen mit 115 Todesfällen in der Zeit vom 28. Oktober bis 23. November und in Baton Rouge), in Mississipi (St. Louis-Bay, Biloxi, Cayuga, Clinton, County Farm, Durant, Edwards, Nitta Youma, Pascagoula, Scranton, Mc Henry), in Tennessee (Memphis), doch war zu Ende des Monats ein Nachlaß der Epidemie ersichtlich. In Cuba hat das Gelbfieber im Oktober erheblich abgenommen, besonders war in Matanzas, Sagua la Grande, Santjago die Zahl der gemeldeten Sterbefälle eine kleinere. In Havana und Regla herrschte die Seuche um Mitte November wohl noch, doch war auch hier ein Nachlaß ersichtlich, auch in Para war sie noch nicht ganz erloschen und hat sich im November über die ganze Insel Jamaica verbreitet. In Mexico kamen im Oktober in Mazallan 7 Todesfälle bei einheimischen Personen zur Feststellung, in Progreso und in Vera Cruz je 1 Todesfall bei Mannschaften aus Schiffen, die aus nordamerikanischen Häfen gekommen waren.

Von den anderen Infektionskrankheiten kamen Todesfälle an Masern, Scharlach, Diphtherie und Keuchhusten mehr, an Typhus und Pocken weniger zur Mittheilung als im Oktober. Insbesondere haben Masern wieder größere Verbreitung gewonnen und waren in München, Berlin, Breslau, Budapest, London, St. Petersburg, Wien und in den Regierungsbezirken Aachen, Arnsberg, Düsseldorf, Erfurt, Hildesheim, Königsberg, Posen, Schleswig, Stettin, Wiesbaden sehr häufig und forderten auch in München, Bielefeld, Frankfurt a. O., Weimar, Straßburg i. E., Budapest, Glasgow, Linz, London, Odessa, Warschau, Wien, New-York zahlreiche Opfer. Das Scharlachfieber verlief in Barmen, Berlin, Gera, Edinburg, Glasgow, London, St. Petersburg, Wien, New-York häufiger tödlich als im Oktober. In Nürnberg, Berlin, Bochum, Krefeld, Antwerpen, Prag blieb die Zahl der Sterbefälle die gleich große, in Gleiwitz, Graudenz, Moskau, Warschau wurde sie kleiner. Erkrankungen kamen aus Berlin, Edinburg, London, Paris, St. Petersburg, Wien und aus dem Regierungsbezirk Königsberg häufig zur Meldung. Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war in den deutschen Städten eine etwas größere als im Oktober. In München, Pirmasens, Berlin, Breslau, Bner, Danzig, Hörde, Stettin, Chemnitz, Straßburg, sowie in New-York war die Zahl der Sterbefälle eine gesteigerte, in Bromberg, Frankfurt a. M., Halle, Dresden, Budapest, Krakau, London, Paris, St. Petersburg, Warschau eine kleinere, in Charlottenburg, Frankfurt a. O., M.-Gladbach, Köln, Leipzig, Karlsruhe, Glasgow, Moskau, Odessa, Prag, Stockholm, Wien die gleich große wie im Vormonat. Aus München, Berlin, Budapest, Kopenhagen, London, Paris, St. Petersburg, Wien und aus den Regierungsbezirken Arnsberg und Düsseldorf kamen zahlreiche Erkrankungen zur Mittheilung. Dagegen waren Todesfälle an Unterleibstyphus in außerdeutschen Städten zahlreicher, in deutschen Orten seltener; so war die Zahl der Sterbefälle in Budapest, Odessa, Warschau, Wien gesteigert, in Berlin, Stettin, Pforzheim, Moskau, Paris, St. Petersburg, Prag, New-York vermindert, in London die gleich große wie im Vormonat. Todesfälle an Flecktyphus blieben in Edinburg, St. Petersburg, Warschau vereinzelt, mehrfache Erkrankungen kamen nur aus St. Petersburg (6) zur Anzeige. Auch Todesfälle an Genickstarre kamen meist in vereinzelten Fällen wie aus Kopenhagen, Moskau, Wien zur Mittheilung, aus Beuthen O.-S. wurden 2, aus New-York 12 berichtet. Erkrankungen zeigten sich wenig und nur vereinzelt im Regierungsbezirk Posen und in Kopenhagen. Pocken wurden gleichfalls seltener Todesursache; aus Glasgow und Paris wurden je 1, aus Bukarest 2, aus Odessa 4, aus St. Petersburg 8, aus Warschau 28 Sterbefälle, aus Budapest 1, aus Paris 56, aus St. Petersburg 158 Erkrankungen berichtet. Von seltener vorkommenden Infektionskrankheiten gelangten aus dem Regierungsbezirk Lüneburg 1 Erkrankung an Milzbrand, aus Frankfurt a. M. 1 Erkrankung an Trichinosis, aus Bukarest, Moskau, Wien und New-York je 1 Todesfall an Hundswuth, aus Madrid 1 Todesfall an Lepra zur Mittheilung.

* **Heidelberg.** Mit der vorläufigen Verlretung des von dem kürzlich verstorbenen ordentlichen Professor der Pharmakologie Woldemar v. Schröder versehenen Lehramts wurde seitens des Senats der Universität der außerordentliche Professor der medizinischen Fakultät Hr. Dr. Gottlieb betraut.

* **Straßburg.** Der hiesige Mineralogr Professor Bücking wird mit einigen jüngeren Geologen im Interesse einer niederländischen Gesellschaft im Frühjahr eine Reise nach Java antreten, um die Besitzungen, welche die Gesellschaft auf dieser und den benachbarten Inseln hat, auf das Vorhandensein von Petrolrum zu untersuchen.

* **Bonn.** Der Privatdozent der juristischen Fakultät unsrer Hochschule Professor Dr. Heinrich Pflüger hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Rostock erhalten und angenommen.

* **Braunschweig.** Am 5. Febr. starb hier der bekannte Psychiater Prof. Dr. Karl Ewald Hasse, der früher Professor in Göttingen war und seinerzeit auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten als eine der hervorragendsten Autoritäten galt, im Alter von 87 Jahren.

* **Florenz.** Dieser Tage wurde hier, in der Kirche d'Ognissanti, ein Freskogemälde Ghirlandajo's wieder gefunden, das schon von Vasari erwähnt wird und das man bisher für gänzlich verloren hielt. Es stellt eine Pietà dar umgeben von den Mitgliedern der Familie Vespucci, und allem Anschein nach ist unter ihnen Amerigo Vespucci, der berühmte Weltumsegler und Amerikafahrer, als junger Mann dargestellt. Das Werk, welches vorzüglich erhalten ist, da es durch Jahrhunderte hindurch von einem Altarbild überdeckt war, gehört zu den früheiten Schöpfungen Ghirlandajo's, von dem jene Kirche ja auch noch das berühmte „Abendmahl" aufweist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dreyfus. Nach Aufzeichnungen der Madame de ***. Halle a. S., W. Kutschbach. — Münchener volkswirthschaftliche Studien. Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz. Dr. Paul Apostol: Das Artjel. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1898. — Graf Gobineau: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann. 1. Band. Stuttgart, Fr. Frommann 1898. — Kaiserworte 1848—1898. Zum 50jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs I. Hggb. von L. K. Rolston. Wien, L. W. Seidel u. Sohn 1898. — Kirchengeschichtlicher Studien. 3. Band. 4. Heft. Bernhard Gigalski: Bruno, Bischof von Segni, Abt von Monte-Cassino (1043—1123). Münster i. W., Heinrich Schöningh 1898. — Max Kretzer: Berliner Skizzen. Berlin, Carl Duncker 1898. — Ludwig Habicht: Unter fremder Schuld. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. — El-Correï: Peter Goddons Töchter. Ebd. — Marie Stahl: Ich will. Ebd. — Zöller-Lionhart: Fatum oder Selbstbestimmung. Ebd. — P. Ehmann: Die Sprichwörter und bildlichen Ausdrücke der japanischen Sprache. Theil II. Tokyo, 1897. — Uro Brrmer: Spaziergänge durch das Himmelszelt. Astronomische Plaudereien. Mit 7 Tafeln. Leipzig, E. H. Mayer 1898. — Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. 29. Bd., 1. Heft 1897. Wiesbaden, Rud. Bechtold u. Komp. — Dr. med. B. Knips-Hasse: Der chronische Morphinismus und Cocainismus und seine sichere und dauernde Heilung. Berlin, Max Richter 1898. — Rudolph Braune: Spinnenmund. Lustspiel. Rößla, R. Braune 1898. — Richard Streiter: Architektonische Streitfragen. Berlin, Cosmos 1898. — Engadiner Winterbilder. 1. Serie. Samaden, Simon Taumr. — Konrad Luthmer: Die Geschichte meiner Erblindung. Heidelberg, J. Hörning 1897. — Zur Reichstagswahl. Ein Wort zur Klärung über die Parteien im Deutschen Reichstage. Großenhain, Baumert u. Ronge 1898. — Dr. Wilhelm Erben: Louise Delolme, die Erzieherin zweier Königinnen von Dänemark. Wien, 1897. — Sammlung bibliotheks-wissenschaftlicher Arbeiten, hggb. v. Karl Dziatzko. 2. Heft. Beiträge zur Kenntniß des Schrift-, Buch- und Bibliothekswesens. IV. Leipzig, M. Spirgatis 1898. — Ingenieur Wilhelm Halm: Der Milchstaat. Mit 37 Abbildungen und Karten. Bremen, M. Heinsius' Nachfolger 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 9. Februar. Nummer 31.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Beyer in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte Italiens im Mittelalter. Von Robert Davidsohn. — Shakespeare und die Stenographie. Von Curt Dewischeit. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Geschichte Italiens im Mittelalter.[1])

Seit vor fast 70 Jahren Heinrich Leo's „Geschichte von Italien“ erschien, war von deutscher Seite eine Gesammtdarstellung der in dem schimmernden Reichthum der Begebenheiten und in ihren dramatischen Wechselfällen unendlich verworrenen Geschichte des südlichen Landes nicht mehr versucht worden. Und ist es möglich, diese Fülle zu meistern, diese „Welt von kleinen Welten“ mit einem Blick zu umfassen? Wird ein Einzelner je vermögen, diesem Uebermaß von Sonderart gerecht zu werden, die sich auf engem Raum zugleich nebeneinander und gegeneinander entwickelt? Kann es gelingen, die fein verschlungenen Fäden aufzudecken, die sich von überallher überallhin schlingen, alle Herrlichkeit und allen Graus, alle feinste Blüthe und allen tiefsten Verderb zu einem großartigen Gemälde zu vereinigen? Wer dies vermöchte, wäre hoher Bewunderung werth und schon das jugendmuthige Wagniß fordert unsre Achtung; doch wird sich freilich einigen Zweifels nicht erwehren können, wer es versucht hat, die Entwicklung auch nur einer Landschaft Italiens während eines längeren Zeitraumes in allen ihren Zusammenhängen zu überschauen, denn so viel auch geforscht und geschaffen ist, so viele Lücken zeigen sich bei tiefer eindringender Betrachtung; eine bloße Zusammenfassung des schon zuvor Geleisteten mag wohl ausreichen, eine Geschichte Italiens zu schreiben, — aber die Geschichte Italiens könnte dies nicht werden. Auch scheint der Verfasser, der sich mit Tapferkeit an ein Werk von solcher Schwierigkeit begeben hat, nicht der Mann zu sein, sich mit bloßem äußeren Geschick einer großen selbstgestellten Aufgabe entledigen zu wollen. Unendlich ist das Material gewachsen, seit Leo's Werk erschien; damals unbekannte Quellen sind seither aufgeschlossen und man vergegenwärtige sich nur, welche Fülle an Stoff allein in den Regestenbänden der Papsturkunden, oder gar in den allmählich zur Veröffentlichung kommenden Auszügen aus den Registerbüchern der Päpste des 13. und des beginnenden 14. Jahrhunderts enthalten ist. Wir wissen nicht, welchen Umfang der Autor für sein Gesammtwerk in Aussicht nimmt, aber dieser wird ein sehr erheblicher werden müssen, will er die im ersten Band beobachtete Art der Behandlung beibehalten, während wir doch in der That nicht zu sagen wüßten, was aus diesem hätte wegbleiben dürfen, da sich die Darstellung nicht bei Nebensachlichem aufhält und die Sprache Hartmanns eine knappe ist. Leo konnte beim damaligen Stand des Materials seine Geschichte in fünf Bänden bis zum Jahre 1830 führen, von denen vier und ein halber den Ereignissen bis zur Mitte des Cinquecento gehören. Aber mit der Zeit, der Hartmanns erster Band gewidmet ist, fand er sich schlecht und recht auf den 14 Seiten des zweiten Kapitels ab, gegenüber den 409 dieses Buches.

Der Titel des Werkes erweckt den Zweifel, bis zu welchem Zeitpunkt dasselbe geführt werden soll; ist es überall ein arges Ding, mitten im Fluß und Wechsel der Ereignisse Grenzpfähle setzen zu wollen, so bringt die Frage doppelt in Verlegenheit, wie denn für Italien das Mittelalter von den neueren Zeiten abzugrenzen sein möchte? In Rom hat eine, ihrem Wesen nach mittelalterliche Bildung, die weltliche Herrschaft der Hierarchie, bis zu unsern Tagen gedauert; sie stellte einen Anachronismus dar, aber eben dieser weist darauf hin, wie schwierig es ist die italienische Geschichte, als eine Einheit gefaßt, in Perioden zu gliedern. Wo ist die trennende Linie zwischen dem Mittelalter und der Renaissance zu ziehen, die sich doch gewiß nicht mehr jenem hinzurechnen läßt? An der geistig regsamsten Stätte des Landes, in Florenz, bietet das frühe Trecento Erscheinungen dar, die sich durchaus nicht in das Bild mittelalterlichen Lebens fügen wollen: finanzielle Unternehmungen, welche die gesammte abendländische Welt umspannten, bis ins feinste durchgeführte Arbeitstheilung und reiche Gliederung des industriellen Betriebes, dessen Träger gleichwohl in streng gebundenen, wenn man will mittelalterlichen Formen, zu Zünften organisirt waren; früh entsprießt diesem Boden herrliche Blüthe der Kunst; mag man Arnolfo's Bau noch dem Mittelalter zuweisen, neben ihm erhebt sich Giotto's Campanile und von den Wänden der Santa Croce leuchten des Meisters Fresken — der eine, wie die anderen Werke einer neuen, vom Herkommen befreiten Kunst, die eine neue Zeit nicht nur verkündet, sondern ihren Anbruch bezeugt. Zugleich verkommt das von den Päpsten verlassene Rom und die auf und aus den Ueberbleibseln des Alterthums errichteten Bauten des Mittelalters bröckeln dem Ruin entgegen; aus Trümmern, die sich über Trümmern schichten, erhebt sich alsbald die phantastisch-theatralische und durchaus mittelalterliche Erscheinung des Tribunen zu ephemerem Glanze. Der Süden des Landes lebt ohne selbständige geistige Entwicklung in einem Dasein dahin, das man freilich so gut dem Mittelalter, wie einer anderen Zeit zuweisen kann, weil es von keiner ein charakteristisches Gepräge erhält. Im Norden wiederum ist es für Venedig, wegen seines Festhaltens am Hergebrachten, kaum möglich eine Abgrenzung zwischen dem vorzunehmen, was man Mittelalter und was man neuere Zeit zu nennen hätte, es sei denn, sie erfolgte an jener Stelle, wo die Geschicke der erlauchten Republik sich abwärts neigen, weil neue Handelswege sich öffnen und andere merkantile Zentren entstehen, was denn ungefähr mit der für die Länder jenseit der Alpen üblichen Scheidung zusammenfiele, für das übrige Italien jedoch keinerlei Gültigkeit hätte. Andere Erwägungen wären wiederum für die Lombardei, andere für Piemont, für Genua anzustellen, aber wir wüßten nicht zu sagen, wie für das gesammte Land von so verschiedenartiger Ent-

[1]) Ludo Moritz Hartmann: Geschichte Italiens im Mittelalter. 1. Bd. Leipzig, G. H. Wigand 1897.

wicklung die Abgrenzung seiner mittelalterlichen Periode ohne Gewaltsamkeit möglich wäre.

In dem vorliegenden ersten Bande haben wir es freilich noch mit gemeinsamen Geschicken der ganzen Halbinsel zu thun, mit einer gemeinsamen Geschichte des Verfalls, der Auflösung der gealterten Alten Welt. Es ist durchaus selbstverständlich, daß Hartmann für diese Zeiten weder neues Material beizubringen, noch eigentlich neue Gesichtspunkte zu gewinnen vermochte. Selbstständige, auf Archivalien und Handschriften sich erstreckende Forschungen werden von einer zusammenfassenden Geschichte Italiens billigerweise auch für den Fortgang der Arbeit nicht verlangt werden dürfen, aber von der Beobachtungsgabe und dem scharfen Intellekt, den der Autor überall offenbart, wird man in der Gruppirung, Durchdringung und Verknüpfung bekannter Thatsachen manche Bereicherung unsrer Auffassungen zu erwarten haben. Der erste Theil beginnt, wie natürlich, mit einer Darlegung der Zustände des sinkenden Römerreiches und diese ist, in Hinsicht auf das Wirthschaftliche und Administrative, sehr sorgsam; doch mögen wir nicht verhehlen, daß es nicht gelungen ist, das ergreifende Bild einer an Entkräftung dahinsiechenden Kulturwelt zu voller Anschauung zu bringen. Zu sehr führt der Forscher das Wort, während er sich gerade hier hätte bescheiden sollen, dem historischen Künstler das Material herbeizuschaffen. Ist somit die Darstellung im Anfang etwas kühl, so belebt sie sich doch am Rollen der Begebenheit und in den späteren Kapiteln nimmt man an dem Verfasser die volle Eignung für seine Aufgabe wahr. Der Band ist Theodor Mommsen zu dessen 80. Geburtstage zugeeignet, und als ein Schüler dieses Großen zeigt sich Hartmann nicht nur in der Sicherheit, mit der er die Ergebnisse historischer, wirthschaftlicher, juristischer, epigraphischer und numismatischer Forschungen verwerthet, sondern auch in dem kraft- und lebensvollen Stil der späteren Abschnitte. Trefflich ist der Zustand Italiens, während der Ostgothenherrschaft dargestellt, das Nebeneinanderbestehen übertünchter Barbarei und alter, ihres lebendigen Inhalts beraubter Kulturformen, die nur gerade Einfluß genug übten, das nordische Volk um Mark und Kraft seiner Naturanlagen zu betrügen. Wohl hätte indeß der verhängnißvolle Irrthum Theoderichs schärfer dargelegt werden sollen, der seiner Nation den Untergang brachte und die Todesqualen der alten Welt doch nur um einiges hinauszögern konnte, jener Irrthum, der aus übertriebenem Respekt vor dem römischen Namen, vor der Majestät der Ueberlieferung entstammte, aus einer Ehrfurcht, die der Gothenkönig von früh an in sich aufgenommen hatte und die seinem Empfinden mehr Ehre macht, als der Schärfe seines Verstandes. Die Langobarden erwiesen später einen viel klareren Sinn für Wirklichkeiten, freilich nicht weil sie reifer überlegten, sondern weil in ihnen die natürlichen Instinkte unverfälschter und gewaltiger wirkten. Das Gothenvolk mußte erliegen, weil es sich mit der Gutgläubigkeit von Halbbarbaren den Verwesungsgeruch der Römerwelt als den feinen Duft aufschwätzen ließ, den hochentwickelte Zivilisation ausströme, und weil es das Abgestorbene sorgsam behütete, statt mit eisernem Besen Auskehr zu halten. Nie hat sich unangebrachte Sentimentalität, Mangel an naivem Selbstvertrauen, scheue Bewunderung fremder Kulturformen bitterer als an ihnen gerächt. Sie konnten nur Barbaren sein und sie hatten nicht den Muth, es ganz zu sein; so wuchs eine halbschlächtige Generation heran, die ihren Ausdruck in der Karikatur eines Herrschers, in Theodahad fand. Für die Möglichkeit einer Erscheinung seiner Art und dafür, daß ihn das Gothenvolk zu lange ertrug, ihn erst beseitigte, als es zu spät war, ist Theoderich denn doch auf einen hohen Grad verantwortlich zu machen. Die Künstlichkeit des gothisch-römischen Staatswesens, das nur ein Flickwerk gewesen ist, mußte früher oder später zur Katastrophe führen; in diesem Rahmen konnte nicht nur, es mußte sich in ihm ein Geschlecht affektirter Egoisten entwickeln, das gegen die Barbarenkraft die Haltlosigkeit und die Laster der alten Welt eingetauscht hatte. Die heldenhaften Kämpfe der Gothen, die mit ihrem Untergang endeten, beweisen, daß die Noth, die harte Lehrmeisterin der Völker, die besten ihrer Eigenschaften wieder zum Vorschein brachte und daß sie ein Geschlecht vorfand, das erst an der Oberfläche von der Fäulniß ergriffen war. Aber der Prozeß der Zersetzung hätte gleichwohl zur langsameren Vernichtung geführt, wäre ihr nicht ein gewaltsames Ende zuvorgekommen. Jene Kämpfe umstrahlen todesmuthige Krieger mit einem tragischen Glanze; als Recken und Helden für kunftige Dichtung scheiden die Gothen aus der Geschichte, aber ihr glorreicher Untergang, durch den sie den Byzantinischen Feinden Achtung und Theilnahme abnöthigten, zwingt zu einer um so schärferen Verurtheilung der Politik des Theoderich, da er in einer äußerlichen, mit Halbheiten operirenden und man möchte sagen vornehmthuenden Art es nicht verstand dem Heldenstamm eine kräftigere Wirksamkeit zu gewähren und längere Dauer zu sichern, was denn freilich nur durch eherne Rücksichtslosigkeit möglich gewesen wäre. Wenn kirchliche Kunst nachmals den Arianer als „wilden Reiter" darzustellen beliebte, so wird er unbefangener Betrachtung vielmehr als ein nur allzu zahmer Reiter erscheinen müssen.

Bei vielen bedeutsamen Vorzügen des Werkes macht sich ein Mangel geltend: Hartmann versucht nicht, oder es gelingt ihm nicht, Persönlichkeiten plastisch herauszustellen. Die des Theoderich, wie die des Theodahad fordern nicht nur zur Darstellung ihres politischen Wirkens, sondern ihres Wesens geradezu auf. Historische Menschen lebensvoll zu erfassen und zu schildern, ist schönste Aufgabe und höchste Lust des Geschichtsschreibers; wo sich die Gelegenheit bietet, jene zu lösen, dieser zu genügen, sollte er ihr nicht aus dem Wege gehen. Keineswegs ist es ein Zufall, daß dem Leser das Wort „Milieu" auf den Blättern dieses Buches so oft begegnet; die Vorliebe für den Neologismus bezeichnet mehr, als nur die Neigung, einen bestimmten Ausdruck häufig anzuwenden. Wie im neueren erzählenden und dramatischen Schriftthum die Schilderung des Zuständlichen vorwaltet, so bemüht man sich die Geschichtsschreibung auf eine ähnliche Art zu gestalten, wobei es denn nicht ohne Einseitigkeit abläuft. Freilich erscheint der Streit der sogenannten Wirthschaftshistoriker und der Anhänger der älteren Richtung im Grunde als ein müssiger, sobald man sich auf den Standpunkt stellt, daß bei Durchforschung einer Periode kein Gebiet des menschlichen Daseins unberücksichtigt bleiben darf, daß es aber dem Bildner und Künstler im Geschichtschreiber zu überlassen ist, in welcher Art er das Erforschte in der Darstellung zu verwerthen habe. So betrachtet, hätte die Kenntniß des Zuständlichen zu einem großen Theile Bedeutung nur für die Auffassung, die der Forschende sich selbst bildet, um sie Andern mitzutheilen; und statt breiterer Ausführung der Einzelheiten, für welche die monographische Literatur die geeignetere Stätte bildet, wären in die Darstellung nur die Ergebnisse aufzunehmen, durch welche die Abhängigkeit der geistigen Bewegungen, der politischen Ereignisse und der handelnden Persönlichkeiten von allgemeinen wirthschaftlichen und kulturellen Verhältnissen klargestellt wird. Weil die Geschichtsschreibung lange genug fast nur die politische Seite des Völkerlebens betont hat, verfallen die Anhänger einer neuen Richtung, zum Theil vielleicht unbewußt, in den Fehler, dem Zuständlichen zwar nicht zu große Beachtung zu widmen (denn diese kann nicht groß genug sein), aber ihm einen zu breiten Raum in ihren Darstellungen einzuräumen. —

Treffend ist die Schilderung, die Hartmann von der welken Blüthe des literarischen Lebens während der allerletzten Zeiten der christlich gewordenen Römerwelt entwirft. Cassiodor mit seinem Wortschwall, dem wir freilich manchen Einblick in die Verhältnisse Italiens zur Gothenzeit danken, der fromme Rhetor und Diakon Ennodius, den die Mysterien der Venus und ihres lockeren Söhnleins nicht minder anziehen, als die der Trinität, sowie der ernsteste Schriftsteller jener Periode, der Verfasser der „Tröstungen der Philosophie" sind kurz und fein nach ihren Werken charakterisirt; die Erscheinungen der kirchlichen Literatur werden mit Gerechtigkeit gewürdigt und mit Recht verurtheilt. In dem Schriftthum der Zeit spiegelte sich nach des Autors fesselnden Ausführungen die Dreitheilung der maßgebenden Kreise der römischen Bevölkerung wieder, in diejenigen Alisässigen, die sich mit den neuen Herren innerlich durchaus versöhnt fühlten, ferner in die „Romani di Roma", wie er sie mit einem modernen italienischen Ausdruck bezeichnet, die vornehmen Hauptstädter, für die der ohnmächtige Senat noch die königliche Körperschaft längst entschwundener Zeiten war, und endlich die Partei der Kirche, die schließlich immer und überall dieselbe bleibt, nämlich eben die Partei der Kirche, die dem hierarchischen jedes andere Interesse unterordnet und demgemäß mit jeder Herrschaft auszukommen und sich jeder zu widersetzen weiß. Jene Kreise, in denen die römische Ueberlieferung fortlebte oder die sich doch dergleichen einbildeten, haben nicht weniger als die Anhänger der Orthodoxie zum schließlichen Siege der oströmischen Politik und der byzantinischen Waffen über die Gothen beigetragen, über tapfere Männer und kurzsichtige Politiker, die den inneren Feind durch Milde zu versöhnen glaubten, statt künftigen Widerstand beizeiten unmöglich zu machen.

Gothische Duldung, gothischer Schutz des altrömischen Daseins gestattete der vormaligen Hauptstadt der Welt das Dasein vergangener Zeiten, wenn auch in beengten Grenzen, fortzuführen. Noch hielt das großstädtische Leben mit all seinen nichtigen Wichtigkeiten die Stadtrömer in seinem Bann. Erst Papst Gelasius (492—496) hat die Feier des Lupercalienfestes verboten und trotz aller äußerlichen Christianisirung des Daseins entfachten die Kämpfe der Gladiatoren, wie die Thierhetzen die Leidenschaften der Bevölkerung, erregten die Wagenrennen ein Interesse, das sich zu hitzigster Parteinahme steigerte — fast als handle es sich um eine Papstwahl. Das Bild der Decadence wäre nicht vollständig ohne diese Züge. Es ist ein natürliches Gesetz, daß die Mißbildungen einer jeden Kultur deren besseren Gehalt lange überdauern, denn eben weil dieser erstorben, haben jene über die Menschen umso stärkere Gewalt, und sie gelten wohl gar als das eigentliche Erbtheil großer Vergangenheit, daran man mit Stolz festzuhalten habe, wie sie denn in der That das Einzige zu sein pflegen, was den Menschen sinkender Zeitläufte von ihr übrig bleibt.

Mit der Landung Belisars in Syrakus am letzten Tage des Jahres 535 nahm die Katastrophe der Gothenherrschaft ihren Anfang und sie vollzog sich endgültig mit dem Heldentode, den Theja und die Seinen im Jahre 554 im Kampf wider Narses am Milchberge, zwischen dem Vesuv und der Halbinsel von Sorrento, fanden. Die Geschichte dieser Kriege hat Prokop von Cäsarea mit bewundernswerther Anschaulichkeit geschrieben und von dem byzantinischen Juristen Agathias von Myrina, der zwar nicht Augenzeuge der Ereignisse und nicht einmal eigentlicher Zeitgenosse derselben war, sind wir über ihren Abschluß gut unterrichtet. Daneben kommen die knappen sonstigen Quellen nur in sehr untergeordnetem Maße in Betracht und der moderne Historiker kann im wesentlichen die Ereignisse nur jenen Oströmern nacherzählen, was Hartmann mit Kritik und mit Geschmack in der Zusammenfassung der bei Prokop oft ins Breite gehenden Einzelheiten gethan hat. Für die folgende kurze Episode oströmischer Herrschaft über das völlig erschöpfte, verwüstete, ausgefogene Land konnte er sich auf werthvolle eigene Vorarbeiten stützen, die in seinen 1889 erschienenen „Untersuchungen zur Geschichte der byzantinischen Verwaltung in Italien" enthalten sind. Der rücksichtsloseste Fiskalismus lastete auf der dünn gesäeten, verarmten Bevölkerung, die daneben glänzende Gehälter für die Beamtenschaar aufzubringen und die Erpressungen für deren Privatsäckel zu dulden hatte. In solcher Gestalt stellte sich den Italienern das zweifelhafte Glück dar, ihre Halbinsel wieder ein Glied der respublica Romana nennen zu dürfen. Ueberzeugend führt indeß der Verfasser aus, wie Italien sich, auch abgesehen von diesen unerträglichen Zuständen, nicht hätte erholen können, weil es „durch seine halbtausendjährige Vormachtstellung zur wirthschaftlichen Passivität geradezu erzogen und gewöhnt war, den Mehrbedarf an Menschen und Gütern ohne Entgelt aus den Provinzen zu beziehen", woraus die Unfähigkeit erwuchs, innere Krisen, wie die eben durchgemachte, aus eigener Kraft zu überwinden. „Das Problem der Entwicklung und Steigerung der eigenen Kräfte des Landes konnte nur infolge eines langen historischen Prozesses gelöst und von keiner Verwaltung gewaltsam erzwungen werden."

Dieser Prozeß setzte wenige Lustren nach der Niederwerfung der Gothen mit der völligen Zertrümmerung der alten Welt ein, die nothwendig war, ehe aus blutgetränktem Boden neues Leben emporkeimen konnte. Es war das Glück der langobardischen Eroberer, daß sie zu unwissend waren, um vom Glanze alter Traditionen geblendet zu werden, zu roh, um sich vom Bestreben zu erhalten und zu schonen übermannen zu lassen. Mit plumper Faust zerschlugen sie, was für ihre Habsucht und ihr Machtverlangen keinen unmittelbaren Werth hatte. Doch indem sie sich über den größten Theil des Landes verbreiteten, indem sie rücksichtslose, aber tapfere Herren wurden, brachten sie dem Lande, das an zu alter Kultur dahinsiechte, barbarische Mannhaftigkeit, deren es bedurfte, und aus der Verschmelzung der Besiegten und der Sieger konnte ein neues Volk hervorgehen, das zu Großem berufen war. Der Langobardenherrschaft und der Einfügung des Landes in das Reich der Karolinger wird der Hauptsache nach vermuthlich der nächste Theil des Hartmann'schen Werkes gewidmet sein, jener für das Werden der italienischen Nationalität durchaus maßgebenden Periode, in der dem suchenden Blick die Ansätze und Keime zu Blüthe und Verfall späterer Zeiten sichtbar werden. Der Historiker Italiens hat die wichtige, aber freilich unendlich schwierige Aufgabe, aus eingehender Kenntniß des italienischen Mittelalters heraus jenen Spuren in Sprache und Sitte, Verfassung und Kriegswesen rückwärts bis zu ihrem Ursprung nachzugehen. Ueberaus häufig werden ihn seine Forschungen dann auf jene Zeit hinweisen, da auf den Trümmern der alten Welt ein neues, barbarisch gewordenes, aber kräftigeres Geschlecht, eine romanisch-germanische Nation entstand, die unter Aufnahme manch anderer, für die Gesammtentwicklung indeß minder wichtiger Bestandtheile als das italienische Volk in die Geschichte des Mittelalters eintritt. In den auch für den emsigsten Forscher dunklen Zeiten des endenden 6. und des 7. Jahrhunderts hat sich jene Verschmelzung angebahnt, die in der zweiten Hälfte des 8. der Hauptsache nach bereits vollzogen war. Eine Geschichte dieser Periode sollte eigentlich erst geschrieben werden, nachdem der Forschende und Darstellende sich mit der Entwicklung bis etwa ins 13. Jahrhundert in allen Einzelheiten vertraut gemacht hat, denn vielfach wird ihm nur aus ihr die Bedeutung dessen klar werden, was sich damals als zukunftsreiches Embryo gebildet hat.

Mit theilnehmendem Interesse wird, wer die tüchtige und vielverheißende Einleitung gelesen hat, die der erste Band darstellt, der Fortführung der Hartmann'schen „Geschichte Italiens im Mittelalter" entgegensehen.

Florenz. Robert Davidsohn.

Shakespeare und die Stenographie.

Von Curt Dewischeit.

Jedem Shakespearephilologen ist es heute sicherlich bekannt, daß wir die schönsten und unvergleichlichsten Schöpfungen unsres Dichters nur der Stenographie zu verdanken haben. Wenn auch über seinen Werken bis heute noch in manchen Punkten ein dichter Schleier ruht, der wohl nie gelüftet werden wird, und wenn auch sein Lebensbild bis heute noch wie ein verschütteter Koloß vor uns liegt, aus dem nur die edelsten Theile hervorragen, während alles übrige bis auf ein paar zerstreute Trümmer begraben zu sein scheint, so kann doch eins als erwiesen erachtet werden, daß wir die Erhaltung seiner Dramen auf die Nachschriften räuberischer Buchhändler, die die Stücke während ihrer Aufführung im Theater stenographisch niederschrieben, zurückzuführen haben.

Die Regel zu Shakespeare's Zeit war, daß der Dichter sein Werk an eine Schauspielergesellschaft verkaufte, in deren Eigenthum es überging und die ihren literarischen Besitz dann eifersüchtig hütete. Der Verfasser begab sich also damit des Rechtes, sein Stück durch den Druck zu veröffentlichen. Der natürliche Verlauf der Dinge brachte es nun aber mit sich, daß im Publikum bald das Verlangen entstand, die aufgeführten Schauspiele zu lesen und schwarz auf weiß getrost nach Hause zu tragen. Dies Verlangen konnte aber nur auf unrechtmäßige Weise befriedigt werden, und der damals so rührige, oft räuberische Buchhandel, der sich die populären Stücke, wenn diese einen besonderen Beifall erzielt hatten, nicht entgehen lassen wollte, hatte bald ein sicheres Mittel gefunden, sich in den Besitz dieser Dramen zu setzen. Man ließ sich entweder von den Schauspielern, die deßhalb bestochen wurden, die Rollen in die Feder diktiren, oder — und dies war noch viel wohlfeiler und bequemer — man ließ die Stücke während der Aufführung selbst einfach stenographisch niederschreiben. Daß dies von spekulirenden Buchhändlern mit wenigem Gewissen unternommen wurde, geht aus den vielen Klagen der Zeitgenossen Shakespeare's hervor. Da die auf so unrechtmäßige Art zustande gekommenen Ausgaben außerordentlich mangelhaft und entstellt waren, so wurden die Verfasser um ihrer literarischen Ehre willen genöthigt, nicht nur in den Druck zu willigen, sondern ihre Werke in authentischer Gestalt selbst zu veröffentlichen, und die Schauspielergesellschaften sahen sich nicht in der Lage, ihren Widerstand dagegen aufrecht zu erhalten. Dieser Hergang ergibt sich aus zahlreichen ausdrücklichen Zeugnissen. So sagt Marston in der Vorrede zu seinem „Malcontent" (1604), daß „seine Stücke, die rein zum Gesprochenwerden erdacht sind, gewaltsam zur Lektüre veröffentlicht werden" und daß er nun sein Werk selbst herausgeben müsse. Zwei Jahre später schreibt er in dem Vorwort zu seinem „Parasitaster" das nämliche. Thomas Heywood berichtet im Prolog zu seinem Drama „If you know not me, you know nobody" (1606):

„Man drängte sich auf Sitzen, Log' und Bühne
So dicht, daß Einige gleich stenographisch
Das Stück aufnahmen — drucken ließen —
Doch blieb kein Wort mehr richtig dran.
An dem Gebrechen nun hat's lang gelitten,
Bis jetzt der Dichter, um die Schmach zu rächen,
Es auf sich nahm, ihm wieder aufzuhelfen.
Er lehrt' es wieder gehen, so seht euch nun und schaut!"

John Webster und andere Dichter beklagen sich gleichfalls auf das bitterste über das ihnen angethane Unrecht. Ausdrücklich nennen sie die Stenographen, die ihnen ihre Werke rauben.

Eine stenographische Nachschrift kann damals auch keineswegs schwer gewesen sein. In den öffentlichen Theatern war, wie in dem alten Griechenland und heutzutage noch hie und da in Tirol, nur die Bühne bedeckt, der Zuschauerraum jedoch lag unter offenem Himmel. Es wurde gespielt, während Regen und Schnee auf die Zuschauer herabfiel, der Nebel sie einhüllte oder der Wind ihre Kleider erfaßte. Der Zuschauerraum war dann auch recht groß, ja sogar größer und geräumiger als manche unsrer heutigen großstädtischen Theater. Unter solchen Umständen war der Schauspieler gezwungen, recht laut und langsam zu sprechen, damit er von Jedem verstanden werde. Zieht man ferner in Betracht, daß auch die Frauenrollen durch Männer, deren Zunge bekanntlich nicht so beweglich ist, gegeben wurden, und daß durch den Auf- und Abtritt der einzelnen Personen immer ein gewisser Zeitraum verfloß, so wird man kühn behaupten können, daß eine stenographische Nachschrift damals wirklich nicht so schwer gewesen sein kann. Stenographirten doch nicht nur die Buchhändlerspekulanten die Stücke nach, schrieb doch auch der feine Mann, der Galant oder Dandy, mit einem Notizbuch versehen, die bemerkenswerthesten Sentenzen und Sätze des Dramas schwarz auf weiß nieder. Ben Jonson, einem Freunde Shakespeare's, waren diese Nachschreiber ein besonderer Greuel, entrüstet ruft er aus: „Let them know: the author defies them and their writing-tables."

Die Stenographie muß denn auch schon zu Shakespeare's Zeiten eine ungeahnte Verbreitung gehabt haben. Wir wissen dies aus ganz untrüglichen Zeichen. Selbst bis zum Thron hatte sie sich Bahn gebrochen. Die Königin Elisabeth geruhte einmal — es war im Jahre 1586 — eine Bibel anzunehmen, die in so winzigen stenographischen Schriftzügen geschrieben war, daß sie in der Schale einer englischen Nuß Platz hatte. Dieses Wunderwerk hatte genau so viel Seiten wie die gedruckte Bibel, und jede Seite wies ebensoviel Text wie diese auf. Als Thimothy Bright, der Vater der englischen Kurzschrift, der jungfräulichen Königin im Jahre 1588 sein Lehrbuch widmete, erhielt er von ihr ein besonderes Patent, in welchem ihm der freie Verkauf von Lehrmitteln und die Ertheilung von Unterricht gestattet wurde. Von dem unglücklichen König Karl I. besitzen wir heute in dem Britischen Museum zu London den Briefwechsel mit seinem Vertrauten, Earl of Glamorgan, damaligem Marquis of Worcester, und dessen Vater, die beide zusammen nicht weniger als nahezu eine Million Pfund im Dienste ihres Königs opferten. Diese Briefe sind in einer stenographischen Zeichenschrift abgefaßt. Das Britische Museum bewahrt dann noch aus Brights Feder ein kleines Werk „Die Epistel St. Pauli an Titum" in stenographischer Schrift, und ferner ein Büchlein in Brights Kurzschrift aus dem Jahre 1589, das von einem Mädchen, Miß Jane Seager, unter dem Titel „Die göttlichen Prophezeihungen der zehn Sibillen" herausgegeben ist. Also schon im Jahre 1589 konnte eine Dame in England stenographiren, und wenn Harsdörfer, der Begründer des Blumenordens der Pegnitzschäfer, in seinem Werk „Der Philosophischen und Mathematischen Erquickstunden dritter Theil" berichtet, daß im Jahre 1630 die Stenographie in London „eine gemeine Sache war, welche auch den Weibern bekannt", so hat er hiemit wohl kaum übertrieben. Daß Brights Kurzschrift auch zur Aufnahme von Kanzelreden Verwendung gefunden hat, dafür führt Thomson Cooper als einen Beweis ein von ihm aufgefundenes, im Jahre 1590 in London gedrucktes, „Sermon on Con-

tentation" betiteltes Büchlein an, welches nachstenographirte Predigten eines beliebten Predigers zu St. Clement Danes enthält. In dem Jahre, in dem die stolze „Spanische Armada" unterging, ist Brights Lehrbuch erschienen. In demselben Jahre ertheilte auch schon sein Bruder in Smithfield stenographischen Unterricht. Bright selbst wird solchen wohl auch gegeben haben, da ihm hiefür von der Königin ja ein besonderes Patent verliehen war.

Bei dieser großen Verbreitung der Stenographie liegt der Gedanke sehr nahe, Shakespeare's Dramen konnten durch Brights Schnellschrift aufgenommen sein. Dies ist denn auch thatsächlich der Fall gewesen. Das System von Bright weist nämlich verschiedene Schwächen auf. Es kann u. a. synonyme Wörter nur sehr schwer, mitunter gar nicht bezeichnen. Wie in der Satzkürzung der Gabelsberger'schen Stenographie z. B. ein Semikolon Ausdrücke wie „sagt", „spricht", „redet" oder „erwidert" bezeichnen und nicht genau unterscheiden kann, so konnte Brights Kurzschrift gleichbedeutende Wörter sehr schwer wiedergeben. Auch grammatische Bestimmungen unterlagen mannigfachen Irrthümern. Durch einen Punkt an der rechten Seite des betreffenden stenographischen Wortbildes bezeichnete man den Plural, durch zwei Punkte das Participium, durch Durchkreuzung des Zeichens die Negation und durch einen Punkt an der linken Seite konnten sich bei Zeitwörtern die Tempora ändern. Nun sind die ältesten Ausgaben der Shakespeare-Dramen, die sogenannten Quartos, in einer außerordentlich schlechten Verfassung auf uns überkommen. Der Text ist äußerst verderbt, von Schreibfehlern und Mißverständnissen völlig durchsetzt. Es treten Personen auf, welche an der Handlung überhaupt nicht theilnehmen, andrerseits sind aber wieder Personen, die sich an der Handlung betheiligen, nicht genannt; Reden werden oft den unrechten Personen zugetheilt und bisweilen wird anstatt des Namens der Person der Name des sie darstellenden Schauspielers angegeben. Die Orthographie ist schrecklich schlecht und seltenere Worte sind bis zur Unkenntlichkeit entstellt; Prosareden sind als Verse und umgekehrt Verse als Prosa gedruckt. Alle diese Fehler hat man auf die Flüchtigkeit, mit der die Dramen von den Stenographen aufgenommen wurden, zurückgeführt. Nun zeigen aber die Quartos, wenn man sie mit der ersten berechtigten, der sogenannten Folioausgabe, welche 7 Jahre nach dem Tode Shakespeare's von seinen Kollegen Heminge und Condell herausgegeben wurde, vergleicht, eine höchst eigenthümliche Klasse von Fehlern, von denen Alexander Schmidt, einer der bedeutendsten Shakespearegelehrten, nachdem er zwei Gruppen von geringfügigen Nachlässigkeiten aufgezählt, sagt: „Desto auffallender und bedeutsamer ist eine dritte Klasse von Abweichungen, welche den Herausgebern die meiste Noth und Verlegenheit bereitet. Bald ist die Stellung der Worte oder ihr grammatisches Verhältniß verschieden, bald sind sinnverwandte Ausdrücke miteinander vertauscht, die an sich gleichberechtigt scheinen." Sollte man die Lösung für diese Fehler nicht in dem Bright'schen System finden? Die größten Schwächen des Systems von Bright bestanden ja in der Unmöglichkeit, synonyme Ausdrücke richtig wiederzugeben und in dem mangelhaften Unterschied, grammatische Bestimmungen sicher zu bezeichnen. Ich habe nach dieser Richtung hin eingehende Untersuchungen [1]) angestellt, die auf das klarste erkennen lassen, daß die zahllosen Fehler der Quartos, die zahllosen Widersprüche zwischen den Quartos und der ersten berechtigten Folioausgabe sich sofort und aufs einfachste durch die Mängel jenes Stenographiesystems und die Ungewandtheit der damaligen Stenographen erklären.

[1]) Vgl. meine Abhandlung „Shakespeare und die Anfänge der englischen Stenographie. Ein Beitrag zur Genesis der Shakespeare-Dramen". Verlag von H. Schumann, Berlin.

Einige ausgewählte Beispiele sollen dies näher vor Augen führen. Bright konnte, wie schon ausgeführt wurde, gleichbedeutende Wörter nur sehr schwer wiedergeben. Er hatte nun in einem besonderen Verzeichniß, „characteristical words", bestimmte synonyme Ausdrücke in Gruppen eingetheilt und hiebei angegeben, wie ein synonymes Wort durch ein anderes ausgedrückt werden konnte. An dieses sollte nur immer ein kleines charakteristisches Zeichen herantreten. Dieses aber ebenso wie die mannichfachen Punkte konnten nun beim schnellen Schreiben leicht verloren oder beim Wiederlesen übersehen werden. So konnten denn die verschiedenen Varianten zwischen Quartos und Folio entstehen. Greifen wir solche auf gut Glück, z. B. aus „Romeo und Julia", heraus. Die erste Quartausgabe dieses Dramas liest Akt 1, Scene 4, Zeile 16: i cannot stirre, die Folio dagegen: i cannot move. Im Bright'schen System wird nun aber stirre, wie im Lehrbuch ausdrücklich vermerkt ist, durch das Zeichen für move wiedergegeben. In Akt 1, Scene 5, Zeile 37 liest die Quarto mariage, die Folio aber nuptial. Ueberträgt man beide Wörter in Brights Stenographie, so gleichen sie sich.

So decken sich ferner:

				Quarto	Folio
Akt 1,	Scene 5,	Zeile	65	mocke	mit scorne,
„ 1,	„ 5,	„	69	speake	„ say,
„ 3,	„ 1,	„	115	wound	„ hurt,
„ 3,	„ 1,	„	64	hate	„ love,
„ 3,	„ 2,	„	70	murdred	„ kil'd,
„ 3,	„ 2,	„	92	face	„ brow,
„ 3,	„ 2,	„	53	talke	„ speake,
„ 4,	„ 1,	„	81	shut	„ hide
	u. s. w.			u. s. w.	

Eine wahre Fundgrube von Ungenauigkeiten und Lizenzen bietet nach dieser Richtung hin „Richard III." Die Textüberlieferung dieses Dramas hat Professor Nikolaus Delius, der eigentliche Bahnbrecher auf dem Felde der Textkritik, im Shakespeare-Jahrbuch, 7. Band, 1872, S. 124 ff. recht eingehend untersucht. Die Wiederherstellung dieses Schauspiels verursachte große Schwierigkeiten. Nur mit Mühe konnte sich Delius durch diesen Urwald, der neben einer Ueberfülle von Unkraut auch eine herrliche und üppige Vegetation enthielt, einen lichten und sicheren Weg bahnen. Nun, wo das Gestrüpp des Unterholzes zerhauen ist, wo man vor einzelnen umgesunkenen Baumriesen nicht mehr erschrecken darf, ist die Textkritik eine leichtere geworden. Delius hatte angenommen, daß die zahllosen, nichtsbedeutenden Aenderungen nur Flüchtigkeitsfehler eines simplen Abschreibers sein könnten; von diesem sagt er nun — und dieser Satz ist für unsre Untersuchung wiederum sehr charakteristisch —: „Der Anonymus hat an sehr vielen Stellen ohne allen ersichtlichen Zweck geändert, indem er aus reiner Aenderungssucht ein Synonym für das andere setzt." Auch hier finden wir also jenes Zugeständniß, daß in den Quartausgaben sinnverwandte Ausdrücke vertauscht sind. Alle Beispiele, die Delius dann anführt — und das ist das Interessante —, decken sich fast durchweg, wenn man sie in Brights Stenographie überträgt, so die Varianten aus dem ersten Aufzuge: evils für crimes, slew für kill'd, soothing für smoothing, bosom für breast, betwixt für between ꝛc.

„Ebenso willkürlich," fährt Delius dann fort, „wird der Numerus verändert": A. 1, Sc. 1.: Brother, good day in der Folio, days in der Quarto. — A. 1, Sc. 2: Stabb'd by the selfsame hand in der Folio, hands in der Quarto; Sham'd their aspects in der Folio, aspect in der Quarto. — A. 1, Sc. 3: And with thy scorns in der Folio, scorn in der Quarto u. s. w. Alle diese Fehler — Delius zählt solche in einer Quartseite auf und bemerkt dazu, daß sie sich ohne Schwierigkeit um das Zehnfache vermehren ließen — konnen auf das leichteste durch Brights

System hervorgerufen sein. Durch das Hinzusetzen eines einzigen Punktes, der beim schnellen Schreiben verloren gehen oder beim Wiederlesen übersehen werden konnte, wurde ja der Plural vom Singular unterschieden.

Daß das Bright'sche System an dem Vorkommen mancher Fehler nur allein schuld ist, dies springt ganz besonders bei den Verwechslungen einiger Verwandtschaftsbezeichnungen in die Augen. In eben demselben Drama heißt es einmal (Akt 2, Scene 2): „Madam, and you, my mother, will you go". Die Folio liest my sister für my mother. Einige Zeilen darauf begegnen wir dem Satze: „To part the queen's proud kindred from the king". Die Folio liest hier wieder prince für king. Schlagen wir nun Brights Lehrbuch auf, so finden wir, daß der Altmeister englischer Stenographie die Wörter mother und sister durch das Zeichen parent wiedergibt und daß das Zeichen für prince auch king bedeuten kann. Hier liegen also zwei Fehler vor, die ohne allen Zweifel nur der mangelhaften stenographischen Wiedergabe, die durch das System bedingt war, in die Schuhe zu schieben sind. Es hieße Knoten in einer Binse suchen, wollte man zu der etwas langathmigen Erklärung Delius' seine Zuflucht nehmen, nach der dem „simplen Abschreiber" an dieser Stelle einige uneigentliche, aber vom Dichter absichtlich gebrauchte Verwandtschaftsbezeichnungen aufgefallen sein sollen, die er dann wieder verbessert haben soll.

So lassen sich, wie ich es in meiner oben genannten Abhandlung dargethan habe, fast Punkt für Punkt alle Varianten zwischen den Quartausgaben und der Folio erklären. Mit einem Schlage werden durch Brights System sämmtliche Fehler, alle die Stellen, „die den Herausgebern die meiste Noth und Verlegenheit bereiten", aus ihrem räthselhaften Dunkel ins hellste Licht gerückt.

Durch das stenographische System als solches konnten sich schon die verschiedensten und die weitgehendsten Fehler in die Quartausgaben einschleichen. Nun vergegenwärtige man sich den weiten und auf jeder Station in neue Gefahren führenden Weg, den das Wort des Dichters durch den Mund des Schauspielers, das Ohr des Zuschauers, die Hand des Nachschreibers und das Auge des Setzers zurückzulegen hatte. Dieser Weg gibt uns eine vollständige und erschöpfende Erklärung für alle Veränderungen, die die Quartatexte aufweisen.

Wieviel man hiebei den Stenographen zur Last legen soll, läßt sich bestimmt nicht sagen. Die eben geschilderten Fehler fallen ihnen aber allein zu, vielleicht weniger ihnen selbst als ihrem System, das sie hier im Stich ließ. Daß es aber auch die Hand des Stenographen war, die den Dienst versagte, zeigt die Unvollständigkeit der Nachschriften, die sich am deutlichsten dort bemerklich macht, wo kurze Zwischenreden ausgefallen sind, die auf der Bühne unbedingt gesprochen sein müssen, da sie dem nächsten Redner sein Stichwort gaben. Diese Stellen wird der Stenograph aber deßhalb nicht haben nachschreiben können, weil sein Auge hier durch den Hergang auf der Bühne in Anspruch genommen war. Er mußte, um den nächsten Redner notiren zu können, seinen Blick von seinem Stenogramm ab dem Schauspieler zuwenden und verlor dadurch Zeit. Dies ist auch der Grund der von einzelnen Kritikern wahrgenommenen Knappheit und Unvollständigkeit der sogenannten Bühnenweisungen (Stage directions) in den Quartas. Wie flüchtig der Stenograph, um ja den Text festhalten zu können, hiebei die Vorgänge auf der Bühne verfolgte, beweisen einige Stellen, die uns gleichzeitig wiederum die sicherste Gewähr dafür geben, daß die Dramen nur nachgeschrieben sein können.

Das Theaterpersonal reichte mitunter nicht ganz aus, und so wurden denn wiederholentlich zwei Rollen durch eine Person gespielt. Trat nun diese in ihrer zweiten Rolle auf, so schrieb der Stenograph, ohne gewahr zu werden, daß sie sich diesmal anders trug und gebärdete, sie ruhig als den Spieler der vorhergehenden Auftritte bei seinen Bühnenweisungen ein. So sind z. B. in dem Drama „Richard III.", wie dies schon Alexander Schmidt hervorgehaben hat, die Rollen des Gefangenwärters mit dem Tower-Lieutenant Sir Robert Brakenbury, der Darsteller mit Messenger, der Darsteller des Ratcliff mit dem Sheriff vertauschelt, selbst der unmittelbar vorher enthauptete Rivers mußte III, 4, 6 als Bischof von Ely wiederauferstehen! Die Unfestigkeit der Personenbezeichnungen erkennen wir auch besonders in der ältesten Ausgabe des „Sommernachtstraumes". Theseus und Hippolyta werden hier bald mit Thes. und Hip., bald mit Duke und Dutch. eingeführt, Titania bald mit Queen, bald mit Tyta, Puck bald mit Robin, bald mit Puck, Bottom bald mit Bot., bald mit Clown u. s. w. Die Hast des vom unmittelbaren theatralischen Eindruck beherrschten Nachschreibers kommt hier so recht zum Ausdruck.

Das Gesammtergebniß aller im vorstehenden aufgeführten besonderen Umstände, welche nicht jeder einzeln für sich, sondern im Zusammenhang betrachtet und erwogen sein wollen, ist die schon im Eingange ausgesprochene Ueberzeugung, daß die Quartausgaben sich nur aus stenographischen Nachschriften zusammensetzen können. Die völlige Uebereinstimmung der Fehler in den Texten der Shakespearedramen mit den Schwächen des ältesten englischen Stenographiesystems, wie ich sie kurz angegeben habe, macht es zur Gewißheit, daß die stenographischen Nachschriften nur durch das System von Timothy Bright bewirkt sein können. Dieser Anschauung sind die ersten Shakespearegelehrten Deutschlands und Englands beigetreten. Mitte Oktober v. J. fand auch bei dem Redakteur des „Shakespeare-Jahrbuchs", Hrn. Prof. Dr. Friedrich August Lea zu Berlin, eine Besprechung statt, in der die Neuprüfung der Shakespearedramen auf Grund der angestellten stenographischen Forschungen beschlossen wurde. Ueber den Gang der Arbeiten wird der nächste Band des Jahrbuchs einen ausführlichen Bericht bringen.

Die Arbeiten sind recht mühsam, aber nur durch sie ist aus dem Schutt verwarrener Buchstaben, der das unsterbliche Werk Shakespeare's umgibt, das echteste Gold Shakespeare'scher Poesie hervorzuzaubern. Hoffen wir, daß Shakespeare's Werke, die ein Goethe mit den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals verglich, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert, uns recht bald in ihrer ursprünglichen strahlenden Schönheit und Majestät wiedererstehen mögen.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. S. **Heinrich Barth, der Bahnbrecher der deutschen Afrikaforschung.** Ein Lebens- und Charakterbild, auf Grund ungedruckter Quellen entworfen von Gustav v. Schubert, kgl. sächs. Generallieutenant z. D. Mit Portraits und Faksimiles. Verlag von D. Reimer (Ernst Vohsen), Berlin. (184 S. Preis geb. 4 M.) — Die Gestalten unsrer großen Afrikaforscher aus der klassischen Periode der Entdeckungsgeschichte des dunkeln Welttheils sind heute fast ganz in Vergessenheit gerathen, ihre Namen treten zurück hinter denen der „neuen Männer". Der jüngeren Generation, dem weiten Kreis der Gebildeten, der sich heute für Afrika interessirt, sind die Vorkämpfer der deutsch-kolonialen Sache aus den letzten anderthalb Jahrzehnten wohl bekannt, sind ihre Thaten geläufig — was aber die alten deutschen Forscher ohne die materielle und selbst ohne die ideelle Unterstützung ihrer Landsleute in Afrika auf jahrelangen Wanderungen für die Wissenschaft mühsam erkämpft, das wird heute weit weniger

gewürdigt als irgendeine Bravourleistung, der — glücklicherweise! — unter den jetzigen Verhältnissen sofort das regste Interesse daheim entgegengebracht wird. Referent hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, in diesem Blatte die Bedeutung der älteren Afrikaforscher hervorzuheben gegenüber den oft anspruchsvollen, aber keineswegs immer gleichwerthigen Errungenschaften der neueren, und u. a. auch eine Würdigung Barths versucht, als der 75. Geburtstag des vor nunmehr einem Menschenalter verstorbenen großen Forschers herangekommen war (Beilage zur Allg. Ztg. vom 14. und 15. Febr. 1896). Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat diesen Aufsatz gekannt und berührt ihn mehrfach im Vorwort. Aber Generallieutenant v. Schubert konnte doch unendlich mehr bieten, als der Referent und Andere, die doch ihre Wissenschaft erst aus zweiter Hand bezogen. Wir haben u. a. über Barth den Nekrolog Koners vom Jahre 1866 und Siegmund Günthers Arbeit im II. Band von Bettelheims „Biographischen Blättern" (1896), und hier wie dort sind Barths Verdienste als Forscher in das rechte Licht gerückt — was uns aber bis jetzt noch immer fehlte, war eine Biographie, die uns den Mann menschlich näher führt und uns einen Einblick thun läßt in sein Streben und Ringen, die uns seine Charaktereigenthümlichkeiten beleuchtet und erklärt — kurz, ein Werk wie etwa die Berlin'schen Erinnerungen an Gustav Nachtigal oder aus neuerer Zeit Hevesi's Buch über Wilhelm Junker. (Referent möchte hier dem Wunsche Ausdruck geben, daß eine ähnliche Arbeit auch über Rohlfs nicht zu lange auf sich warten lassen wolle.) Eine solche Aufgabe läßt sich nur aus persönlicher Bekanntschaft heraus lösen, und da ist es heute dankbar anzuerkennen, wenn der Schwager Barths, eben der Verfasser, der vielleicht unter allen Lebenden heute noch allein dazu in der Lage war, das lange Versäumte in letzter Stunde nachgeholt und uns diese Barthbiographie geschenkt hat. Er schrieb einerseits auf Grund seiner persönlichen Erinnerungen und verwandtschaftlichen Beziehungen, andrerseits gestützt auf zahlreiche Briefe seines Helden selbst und der Männer, die diesem nahestanden (Ritter, Humboldt, Bunsen 2c.). Schade, daß das Buch nicht drei-, viermal so umfangreich ausgefallen ist — allein wir sind, wie bemerkt, auch für das Gebotene sehr dankbar. Barths Charakter hatte äußerlich viele Ecken und Härten: er war „noch außen ein harter und schroffer Charakter, im Innern doch ein warmes und weiches Gemüth". Der Forscher hatte nach seiner Heimkehr mit vielen persönlichen Widersachern zu kämpfen, die diese und jene Ausstellungen an ihm machten; Barth wußte, was er geleistet und war stolz darauf, und er zog sich grollend in sich selbst zurück, als man diesseit und jenseit des Kanals das nicht sofort anerkennen wollte. Er war vielleicht zu empfindlich und mehr ehrlich als klug — wie der Verfasser unbedenklich zugibt —, aber traurig bleibt es doch, daß sich für einen solchen Mann nach solchen Erfolgen keine seiner Bedeutung entsprechende Lebensstellung fand, zumal wenn man bedenkt, wie später und heute Ehren über Ehren selbst mittelmäßigen Verdiensten auf ähnlichem Felde zutheil werden. Allerdings — damals lagen die Verhältnisse im deutschen Vaterlande ganz anders! Interessant sind u. a. die Mittheilungen über die Entstehung von Barths großem, monumentalem Reisewerk, das noch heute maßgebend ist und für alle Zeiten die vornehmste Quelle für die Kenntniß des Sudan und der mittleren Sahara bleiben wird; die 10 Lebensjahre Barths nach seiner gewaltigen Reise finden hier überhaupt besonders eingehende Darstellung. Beigegeben sind dem Buche die Portraits von Barth, seines Reisegefährten Overweg, Karl Ritters und zweier schwarzen Diener des Reisenden; ferner Faksimiles von Briefen Barths, Humboldts, Bunsens, Ritters und Livingstone's. Gestattet sei die Berichtigung, daß (S. 156) Albert Roscher nicht im Sudan reiste, sondern in Ostafrika nach dem Nyassasee, den er 6 Monate später als Livingstone erreichte, und daß (S. 154) diesen See nicht Krapf und Rebmann während der Jahre 1848 bis 1852 entdeckten, sondern Livingstone im September 1859. Im übrigen ist der Verfasser mit der Entdeckungsgeschichte Afrika's wohl vertraut, und sein Buch kann als ein werthvoller Beitrag dazu betrachtet werden. Alles in allem wird in dem schätzbaren Werkchen ein deutscher Geistesheld geschildert, nicht nur, wie der Verfasser sagt, der Bahnbrecher deutscher Afrikaforschung, sondern der größte Afrikaforscher aller Zeiten und Völker; das Buch sei daher der großen Zahl aller derer empfohlen, die Interesse an dem jetzt auch von den Deutschen mit praktischem Erfolg unvorbauen dunkeln Welttheil nehmen.

F. Tetzner: Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen. Gütersloh 1897. C. Bertelsmann. XVI. 404 S. 14 Abb. — Zu Specht's vortrefflichem Werke ist ein vorzügliches Seitenstück in Tetzners Geschichte der deutschen Bildung erschienen. Doch setzt Tetzner viel früher ein als Specht und behandelt zuvörderst die Laienbildung; aber auch den Stoff der Schulwissenschaft insoweit, als er auf jenes Gebiet hinüberspielt. Ueber Leibesübung und geistige Bildung unsrer Vorfahren zu Tacitus' Zeiten, über Spiele, germanische Schulen, römische Bildungsstätten für Deutsche in Italien und der Heimath berichtet der erste Haupttheil. Der folgende Abschnitt behandelt eingehend die Gothen, Heruler, Vandalen, Burgunder, Longobarden und Franken vor Karl den Großen. Die Untersuchung geht über auf die Erziehung der Fürsten, insbesondere der Kaiser bis zu den Hohenstaufen und erörtert die Einflüsse, die von den Höfen auf die Volksbildung ausgingen. Die letzten Kapitel der gründlichen und fleißigen Arbeit handeln über Lehrbücher für den Unterricht, die didaktische Dichtung, über Rittererziehung, Missions- und Volksprediger, geistliche und städtische Schulen. So bekannt diese Titel klingen, so viel Neues ist doch in den Ausführungen enthalten. Was nur immer die Geschichte der Pädagogik, der Kirche, der Literatur und Kultur Stoff für vorliegende Arbeit bot, ist er aufs sorgfältigste gesammelt und gesichtet worden. Die Auffassung und Verwerthung der Quellen zeugt von hervorragendem historischen Sinne. Schien es nothwendig, entgegenstehende Ansichten zu bekämpfen, so geschieht das in vornehmer Weise, oft mit erfreuendem Humor. Die peinliche Gewissenhaftigkeit des Verfassers hat dazu geführt, in den Anmerkungen aber im Texte eine Quelle wörtlich anzuziehen, auf die man verzichten könnte. Andrerseits ist es nur zu billigen, daß entfernt liegendes Material wörtlich abgedruckt ist und zahlreiche alt- und mittelhochdeutsche Stellen gut übersetzt oder interpretirt sind. Hat Tetzner auch mit Kopf und Herz gearbeitet, die Phantasie hat seine Feder nicht verführt. Rein gegenständlich sind alle Ausführungen; Aufputz und Verzierung, die oft den Verfasser mehr beleuchten als die Sache, fehlen. Gewiß, der Rahmen hebt ein Bild, aber der Künstler bedarf seiner nicht. Nicht bloß der Kulturhistoriker hat das Werk zu Rathe zu ziehen; wer mit Antheil der Entwicklung unsres Volkes folgt, möge es studiren. De. E. D.

a. Freh Graf Frankenberg: Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71. Herausg. von Heinrich v. Paschinger. Dritte, wohlfeile Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1897. — Die Kriegstagebücher des bekannten Parlamentariers haben derartigen Anklang gefunden, daß nach Ablauf eines Jahres bereits eine dritte Auflage zu wohlfeilem Preise veranstaltet wird. Mit Recht! Denn der Verfasser hat als Ordonnanzoffizier beim Generalkommando des VI. Armeekorps während des Feldzugs in Böhmen und als Armeedelegirter der freiwilligen Krankenpflege im Hauptquartier der III. Armee während des französischen Krieges, sowie infolge seiner gesellschaftlichen Stellung als Grundseigneur, über so viele interessante und eigenartige Erlebnisse zu berichten, wie wenige andere Kriegstheilnehmer, und was er erzählt, ist in fesselnder Form dargestellt. Es findet sich darunter gar manches, was gerade für uns Bayern von höchstem Interesse ist, uns Exzellenz Graf Frankenberg jedoch nicht zu besonderem Danke verpflichtet. So erfahren wir, daß er einem Ersuchen des Bischofs Dupanloup Folge leistete und die Ermäßigung der, der Stadt Orleans nach der ersten Besitznahme auferlegten Kontribution im Großen Hauptquartier zu Versailles vermittelte; bei uns zog dafür Schmalhans als Küchenmeister ein. Graf Frankenberg war nämlich damals noch Orleans gekommen, hatte dem Bischof einen Besuch abgestattet und wie von diesem überhaupt um Vermittlung des Friedens angegangen worden auf der Basis der Abtretung von Metz und Straßburg und der Erhebung des Grafen von Chambord zum Roy unter Adoptirung des

Grafen von Paris als Erben. Über einen sehr interessanten Schriftenwechsel gedieh diese Episode allerdings nicht hinaus.

— Der Herr Graf hegt keine üblen Gesinnungen gegen uns Bayern, aber er schaut hoch von oben auf uns herunter, er sieht daher gar vieles unter schiefem Gesichtswinkel und gar vieles völlig falsch. Um gleich bei Orleans zu bleiben, so ist seine Schilderung des bayerischen Hauptlazareths auf dem Bahnhof zu Orleans total entstellt, wie uns Augenzeugen und dort verwendete Aerzte mit aller Bestimmtheit versicherten. Dreigerweise belegt er z. B. den „vorstehenden" Arzt eines Lazareths mit dem Namen Dr. Senf, ein Name, der damals in der bayerischen Armee gar nicht vorhanden war, weder bei den Truppen- noch bei den Sanitätsoffizieren. Jeder, der den verewigten hochverdienten Generalarzt Prof. Dr. Nußbaum kannte, wird ferner aus der Erzählung über des Verfassers Begegnung mit ihm gerade zu dem entgegengesetzten Schlusse kommen, den dieser zieht; denn Jenem saß der Schalk im Nacken, er scheint den hohen Herrn von der freiwilligen Krankenpflege als einen ziemlich überflüssigen „Schlachtenbummler" betrachtet zu haben, gleich manchen Andern und deßhalb hat er ihn wahrscheinlich mit der ihm eigenen Ironie abzufertigen getrachtet. Ohne Unrichtigkeit und ohne einen besonderen Ton in der Schilderung geht es nie ab, sobald Graf Frankenberg mit den Bayern in Berührung kommt. So schon gleich während der Schlacht bei Wörth, wo er, momentan als Ordonnanzoffizier fungirend, dem General Frhrn. von der Tann den Befehl des Kronprinzen zum Eingreifen zu überbringen hatte und die Scene nun sehr drastisch derart darstellt, als ob weder der General noch seine Truppen vom Fleck zu bringen gewesen wären. Bekanntlich war aber die Schlacht am 6. August eine Improvisation, sie entspann sich aus dem Verbeißen der Vortruppen, und das I. bayerische Korps, das gemäß der erlassenen Dispositionen an diesem Tage nur Vorposten an der Sauer auszustellen gehabt hätte, war in Wirklichkeit im Eilmarsch, streckenweise im Laufschritt, bei strömendem Regen, auf den elendesten Feldwegen, die mitunter zu Einem abzubrechen zwangen, ohne weiteren Befehl als den Kanonendonner herbeigeeilt. Wie die athemlosen Kolonnen herankamen, formirten sie sich und marschirten auf; mit der gesammelten 1. Division griff dann von der Tann in das bis dahin schwankende Gefecht entscheidend ein. Eben darum aber, weil der Kampf schwankte und nicht vorwärts gehen wollte, brannte Kronprinz Friedrich vor Ungeduld — nach ultra passe nemo tenetur, das hätte Graf Frankenberg nicht ignoriren sollen. (Vergleiche: Arnold, Unter General von der Tann, 1. Bd., S. 31—36.) — Auch der Zeichner der Vignette auf dem Einband hat viele Verstöße hinsichtlich der bayerischen Offiziersuniformen begangen. — Es wäre uns lieber, wenn uns derartige Ausstellungen an dem hochinteressanten Buche erspart geblieben wären, denn es ist eines der besten in der Fluth der Kriegsmemoiren.

□ **Würzburg,** 7. Febr. Prof. Dr. Ehrhardt (für Kirchengeschichte) erhielt einen ehrenvollen Ruf an die theologische Fakultät Wien.

* **Darmstadt.** Der Professor der Ingenieurwissenschaften an unsrer Technischen Hochschule, Baurath Kach, ist in eine Kommission zur Begutachtung des neuen Panama-Kanalprojekts berufen worden. Er wird noch in diesem Monat die Reise nach Zentralamerika antreten.

* **Göttingen.** Der bisherige Dozent an der technischen Hochschule zu Hannover, Professor Eugen Meyer, ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Bonn.** Als Privatdozenten habilitirten sich in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Rudolf Eichwerter, Assistent der Theerklinik, und in der philosophischen Fakultät Dr. Walter Loeb für Chemie.

* **Kiel.** Der Professor der hiesigen philosophischen Fakultät, Hofrath Dr. Riehl, hat einen Ruf an die Universität Halle als Nachfolger Erdmanns angenommen und wird Ostern Kiel verlassen.

* **Meiningen,** 7. Febr. Wie unseren Lesern noch erinnerlich sein wird, hatte im vorigen Herbst Henry Houssaye behauptet, daß in dem Kampf um Chateaudun am 18. Okt. 1870 auf Befehl des Generals v. Wittich — wenn nicht auf Befehl des Prinzen Albrecht von Preußen oder des Herzogs von Sachsen-Meiningen — nach beendigtem Kampfe noch 200 Häuser, nur zum Vergnügen, methodisch mit Brandfackeln und Petroleum angezündet worden seien. Diese ungeheuerliche Behauptung hatte der Herzog von Meiningen durch ein an den Hrn. v. Stein an den „Figaro" gerichtetes Schreiben am 29. Okt. 1896 widerlegen lassen. Jetzt hat nun, wie das „Meininger Tageblatt" aus zuverlässiger Quelle erfährt, der Oberhofmarschall Frhr. v. Stein ein von Hrn. L. Baudet, Maire von Châteaudun, verfaßtes offenes Schreiben in Broschürenform von demselben zugesandt erhalten, worin Herr Baudet sagt, daß er der in der Broschüre des Hrn. v. Stein vom 10. Febr. 1897 „Le combat de Châteaudun et la situation politique actuelle" ausgesprochenen Aufforderung nach Forschung der Wahrheit nachgekommen und daß das Ergebniß dieser Forschung sei: 1. die vollständige Richtigkeit der Erklärungen des Herzogs von Sachsen-Meiningen; und 2. die Zerstörung der Legende, daß das Hotel du Grand Monarque in Châteaudun von deutschen Offizieren angezündet worden sei, aber daß sie dessen Besitzer gezwungen hätten, das Haus selbst anzuzünden. Auch läßt Hr. Baudet die Behauptung fallen, daß nach beendetem Gefechte noch Häuser auf Befehl von deutschen Offizieren angezündet worden seien, doch hält er die Behauptung aufrecht, daß Mannschaften nach beendetem Gefecht noch einzelne Häuser in Brand gesteckt hätten und bezeichnet in einigen nebensächlichen Punkten die Angaben der Regimentsgeschichten. Da es in der Polemik mit Hrn. Houssaye im wesentlichen nur auf die Richtigstellung der ersten drei Punkte ankam, so schließt dieselbe durch die Erklärung des Maires von Châteaudun für die deutsche Sache in durchaus befriedigender Weise ab.

* **Aus der Schweiz.** Die Zahl der an den schweizerischen Universitäten studirenden Frauen wird von einigen Zeitungen auf 600 angegeben, und zwar werden für Genf 314, für Zürich 166, für Lausanne und Bern je 60, für Basel 2 — für Neuchâtel und Freiburg keine — Studentinnen gezählt. Vielleicht ist aber doch diese Zahl zu hoch gegriffen, da man wohl in Genf auch die lediglich als Hörerinnen eingeschriebenen Damen mitgezählt hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Henri Ramin: Impressions d'Allemagne. 2. édition. Paris, Maison Didot 1898. — Prof. Dr. Kuet Lampert: Das Leben der Binnengewässer. Lieferung 6. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1897. — Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. 4. Heft. Januar 1898. Dresden, Friese v. v. Pottkammer. — Dr. phil. Ernst F. Müller: Drei Monate ohne Grund im Irrenhause. Dresden-A., Oscar Damm 1898. — Dr. Ernst v. Halle: Die Bedeutung des Seeverkehrs für Deutschland. Sonderabdr. aus Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung. XXII, 1. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Dr. Hubert Janssen: Verbreitung des Islams in den verschiedenen Ländern der Erde. 1890—1897. Friedrichshagen bei Berlin, Selbstverlag 1897. — Dr. M. Scherer: Recht der Schuldverhältnisse des Bürgerlichen Gesetzbuchs. 1. Heft. Erlangen, Palm u. Enke 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erläuterungen und Ergänzungen
zu
Janssens Geschichte des deutschen Volkes.
Herausgegeben von **Ludwig Pastor.** gr. 8°.

Erster Band, 1. Heft: Paulus, Dr. N., Luthers Lebensende. Eine kritische Untersuchung. (VIII u. 100 S.) M. 1.40.

Jährlich sollen in zwangloser Reihenfolge höchstens 3 Hefte im Umfang von durchschnittlich 6—10 Bogen à 16 Seiten und im Format von Janssens Geschichte erscheinen. Jedes Heft bildet ein Ganzes für sich und ist einzeln käuflich; je 4—6 Hefte werden zu einem Bande vereinigt. (2934)

Hierzu ein Prospektus des „Technikum Mittweida".

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 10. Februar. Nummer 32.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Anträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die klimatischen Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika. Von Dr. Hans Wagner. — Das Armenrecht in der Zivilprozeßordnung. Von Rechtsanwalt Dr. Thon. — Die Thonwaarenfabrikation im alten Arezzo. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die klimatischen Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika.

Von Dr. Hans Wagner.

Unser Wissen über Deutsch-Ostafrika ist noch immer Stückwerk. Es ist dort in wissenschaftlicher Hinsicht noch sehr viel zu erforschen, ehe ein einigermaßen richtiges Urtheil über den Werth der Kolonie gefällt werden kann. Wer über die Kolonie ein umfassendes wissenschaftliches Werk schreiben wollte, würde bald zu der Erkenntniß kommen, daß er nur ein Mosaikbild liefern könnte, in dem zudem noch an wichtigen Stellen Lücken bleiben müssen. Besonders die Geologie und Klimatologie jenes Gebietes lassen viel, wenn nicht alles zu wünschen übrig. Und doch ist gerade die genaue Kenntniß der geologischen und klimatischen Verhältnisse von höchstem praktischen Werth, da sie den wirthschaftlichen Werth der Kolonie bestimmen. Ist eine Besiedelung Deutsch-Ostafrika's mit deutschen Auswanderern möglich? Kann dort Plantagenwirthschaft im großen Maßstab betrieben werden? Diese Fragen sind zwar fast von Jedem, der seinen Fuß einmal in jenes Land gesetzt hat — sei es für ein paar Wochen oder auch Jahre — mit großem, nach Autorität klingenden Nachdruck erörtert worden, aber eine auf wissenschaftlicher Unterlage beruhende Antwort kann zur Zeit noch nicht gegeben werden. Nun ist bei Aufwendung einiger Geldmittel in nicht allzu langer Frist eine Kenntniß der Geologie zu erlangen; eine eingehende Klimakunde zu schaffen, erfordert längere Zeit, und doch ist in dieser Hinsicht sehr wenig vorgearbeitet. Die meteorologischen Verhältnisse kennt man zwar etwas gründlicher, dank den Arbeiten Supans, Dove's und den Erhebungen des deutschen Vermessungsschiffes „Möve". Aber Regenmessungen und Temperaturermittelungen gibt es für größere Zeitperioden doch nur für wenige Orte und auch diese sind vielfach nicht einwandfrei. Es entbehrt einer gewissen Komik nicht, die Urtheile zu vergleichen, die seit Peters und Fischers Zeiten bis auf diese Tage hin, da Generalmajor Liebert äußerte, in Uhehe könne ein Jung-Deutschland erstehen, über die klimatischen und damit über die gesundheitlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse Deutsch-Ostafrika's gefällt worden sind. In buntem Wechsel folgen optimistische und pessimistische, je nachdem es dem Kritiker gut oder böse drüben ergangen. Objektiv konnte ja aber auch Niemand urtheilen, weil das Material, die authentischen Zahlen fehlen. Um diesem Uebel abzuhelfen und im Hinblick auf die wirthschaftliche Wichtigkeit der Schaffung klimatologischer Unterlagen für den Plantagenbetrieb und die Kultivation des Landes, wurde seitens der Regierung die Entsendung eines Fachmannes nach Dar-es-Salâm beschlossen, dem die Aufgabe zufiel, den meteorologischen Beobachtungsdienst in diesem Schutzgebiet zweckentsprechend zu gestalten. Dieser Aufgabe unterzog sich Hr. Dr. Maurer, bislang Assistent an der deutschen Seewarte, welcher seit dem 20. Nov. 1895 die Beobachtungen in Dar-es-Salâm selbst übernommen hat. Seit der Neuorganisation bestehen nunmehr unter ständiger Ueberwachung seitens des Hrn. Dr. Maurer folgende Beobachtungspunkte: an der Küste Tanga, Dar-es-Salâm, Kilwa, Mitindani, landeinwärts an der wissenschaftlichen Usambarastation Muasa, auf der Plantage Lewa, auf der Gouvernementsstation Mohorra. Dann sollen möglichst viel Regenmesser aufgestellt und insbesondere die Missionäre für klimatologische Untersuchungen gewonnen werden. So ist denn in dieser so überaus wichtigen Sache der Anfang gemacht. Im folgenden sollen nun in allgemeinen Zügen die klimatologischen Verhältnisse der Kolonie geschildert werden, soweit sie bekannt sind.

Die meteorologischen Verhältnisse der Länder am Indischen Ozean werden durch den Gegensatz der großen Land- und Wassermassen beherrscht, welche die in der Temperatur verschiedenen, über ihnen lagernden Luftsäulen in ständigem Wechsel gegeneinander austauschen. Das äquatoriale Ostafrika liegt in der Region des Südostpassats. Der Hauptwind (Südost) unterliegt indessen aus örtlichen Gründen im Verlauf der Jahreszeiten in seiner Richtung monsunartigen Veränderungen, nämlich infolge der verschiedenen Erwärmung der Luft über dem Indischen Ozean und dem afrikanischen Kontinent. Ferner fällt im Indischen Ozean der Gürtel größter Wärme mit dem der äquatorialen Windstillen zusammen und die Scheidungslinie zwischen dem Nordost- und Südostpassat (der meteorologische Aequator) ist zeitweilig bis nach 10° s. Br., also südlich vom Sansibarkanal, verschoben. „Wenn nun die Wärme über dem Festland größer ist als über dem Ozean oder solange das Gebiet größter Wärme zur Zeit des höchsten Sonnenstandes südlich von dem betreffenden Ort gelegen ist, — d. h. im Frühling (unserm) und in den ersten, theilweise auch noch späteren Sommermonaten — wird der Wind von seiner gewöhnlichen Südostpassatrichtung nach links abgelenkt, fast um 90°, so daß er nun aus Nordostnord- und Nordwest-Richtung weht, dagegen findet im Spätsommer, Herbst und Winter, wenn der Temperaturunterschied zwischen Wasser und Land weniger groß oder selbst zugunsten des Wassers ist, eine Ablenkung der Passate nach rechts, nach Südostsüd statt." Dadurch entstehen für die ostafrikanischen Gewässer und für die Küstengebiete bis zum Gebirge (nicht für das Inland) zwei Jahreszeiten, eine mit vorherrschend nordöstlichen und nördlichen, eine andere mit vorherrschend südöstlichen und südlichen Monsunen. Der Uebergang erfolgt durch allmähliches Herumholen des Windes, nicht durch ganz windstille Zeit. Der Nordostmonsun dauert 3 bis 4 Monate, von Ende November bis Ende Februar und hat im Januar seine größte Entwicklung. Dann beginnt die von Stürmen begleitete Drehung, bis Mitte März der Südostmonsun einsetzt, der bis Oktober anhält. Diese Monsune, die die Folge davon sind, daß der afrikanische

Digitized by Google

Kontinent als Ausläufer der großen Landmasse der nördlichen Halbkugel sich gleichsam den großen Wasserflächen der südlichen in die Flanke schiebt, sind von größter Wichtigkeit. Zunächst wird durch den Südostmonsun die Strömung an der ostafrikanischen Küste stark beeinflußt. Vorherrschend ist an sich der Strom nach Norden, besonders an der Küste von Masia. Wenn hingegen der Nordostmonsun an der ganzen Küste kräftig weht, wird der Strom in die entgegengesetzte Richtung, d. h. nach Süden, getrieben. Bei diesen Windverhältnissen ist es nun von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß die Küste von Kap Guardafui bis zur Insel Sansibar ebenfalls die Richtung von Nordost nach Südwest hat. So mußten diese Monsune dem Schiffsverkehr zwischen Arabien und Indien mit der Sansibarküste äußerst förderlich sein und es erklärt sich leicht die frühe Theilnahme dieser Gebiete an dem Verkehr der Anwohner des Indischen Ozeans und die alte Herrschaft der Araber in dieser Region (seit dem 9. Jahrhundert n. Chr.). Und noch heute geben die Monsune dem Schiffsverkehr ein eigenartiges Gepräge: es füllen sich die Häfen der Sansibarküste zur Zeit des Nordostmonsuns mit Schiffen, die wieder mit dem erhandelten Gut abziehen, wenn die Südwestmonsune zu wehen beginnen. Wenn einmal Störungen eintreten, z. B. der entgegengesetzte Wind zu früh einsetzt, dann können die Schiffe nicht mehr ihre Reise vollenden. Viele gehen dann in den Wirbelstürmen, die den Windwechsel begleiten, zugrunde und große Verluste an Blut und Gut sind zu beklagen. Zur Zeit der heftigsten Monsune hält es schwer, den erstrebten Hafen zu erreichen, da die Schiffe dann sehr leicht über ihr Ziel hinausgetrieben werden. Es müssen die Schiffer vor allem darauf achten, daß sie die Einfahrt in den Sansibarkanal nicht verpassen. Werden sie an der Ostküste der Insel vorbeigetrieben, so macht es große Schwierigkeiten, gegen den starken Wind anzukämpfen. Aus demselben Grunde bedient sich auch der Verkehr, der sich von einem Küstenort zum andern (hauptsächlich südlich vom Kanal) in einer der herrschenden Windrichtung entgegengesetzten Windrichtung bewegen will, lieber des Landwegs. Dadurch allein verdankt die Landstraße von Dar-es-Salâm nach Kilwa ihre Bedeutung. Wie schwer es ist, selbst in dem gesicherten Kanal die Fahrt bei widrigem Winde zu machen, beweist der Umstand, daß die Ueberfahrt von Bagamoyo nach Sansibar (23 Seemeilen) bei normalen Verhältnissen 6—8 Stunden dauert, bei widrigem Winde aber unter Umständen das Vierfache dieser Zeit (nach Stuhlmann). Ein Uebelstand für die Schiffahrt ist es, daß nur wenige Häfen der Küste für beide Jahreszeiten Schutz gegen die hohen Wellen bieten. Alle diese kleinen Schattenseiten kommen indessen nicht in Betracht gegenüber dem ungemessenen Vortheil, den die Monsune, als billiges und bequemes Betriebsmittel, dem Verkehr bieten.

Wie die Monsune den Fernverkehr beherrschen und ihn an eine bestimmte Zeit fesseln, so bestimmen die Land- und Seewinde den Verkehr von Hafen zu Hafen. Wenn nach Sonnenaufgang die erkaltete Luft des Festlandes nach der wärmeren See strömt (Landwind), dann können die Dhaus aus dem Hafen mühelos auslaufen, während umgekehrt abends die kühlere Seeluft nach dem im Laufe des Tages erhitzten Lande strebt und den Schiffen das Landen erleichtert.

Diese Küstenwinde finden sich nicht nur an der Sansibarküste, sondern auch in den Uferlandschaften der großen Binnenseen, sie haben klimatisch den Werth, daß sie dem Lande zu allen Zeiten Feuchtigkeit zuführen. Die Monsune dagegen führen keine Feuchtigkeit, ihre Herrschaft bedingt die Trockenzeiten in Ostafrika. Das Gebiet der Monsune übersteigt die Randgebirge nicht, im Innern herrschen die Passate, die durch die hohen vorgelagerten Gebirge bereits aller Feuchtigkeit beraubt sind, wenn sie ins Innere gelangen. Die Temperaturverhältnisse der Luft hat man für einzelne Orte während einer Zeitdauer festgestellt, die einen ungefähren Schluß auf das Jahresmittel zuläßt. Die mittlere Jahrestemperatur ist nicht besonders hoch, weil heißen Tagen kalte Nächte gegenüberstehen; man wird sie auf 18—22° annehmen dürfen, je nach der Höhenlage des betreffenden Ortes. Eine Schätzung der mittleren Temperatur für das ganze Gebiet hat große Schwierigkeiten, da die einzelnen Landstriche in den absoluten Wärmeschwankungen sehr divergiren. Deutsch-Ostafrika hat zwar tropische, aber nicht unerträgliche Wärmegrade: die Hitze steigt höchstens auf 35—36°, die sich bei trockener Luft ertragen lassen. An der Küste beträgt das Extrem nur 32°. Eine bedeutende Verschiedenheit zwischen der Küste und dem Inland ist hinsichtlich der Tagesschwankungen zu verzeichnen. An der Küste und in Sansibar beträgt der Unterschied der Tages- und Nachttemperatur nur 2—3°, im Innern aber oft bis 30°, da hier besonders in der Trockenzeit auf die Tageshitze von 36° kühle Nächte folgen, in denen das Quecksilber auf 10—14°, in manchen Gebieten auf 5—6° sinkt. Für den menschlichen Körper sind große absolute Schwankungen zuträglicher, als unbedeutende. Denn nach der Hitze des Tages geben kühle Nächte dem Körper Gelegenheit, sich zu erholen, an der Küste dagegen schwächt die andauernd bei Nacht wie am Tage sich fast auf derselben Höhe haltende Temperatur den Körper ungemein. Dazu kommt, daß der anhaltend hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft an der Küste (80—86%) den Körper am Transspiriren hindert. So ist das Küstenklima der Gesundheit schädlich, nicht wegen der sog. tropischen Hitze, sondern weil es konstant schwül und feucht ist und dem Körper keine Erholung gönnt. Dagegen ist dieses Klima für einzelne Plantagenkulturen, wie Zuckerrohr, Nelke, Reis sehr günstig. Die heißesten Zeiten sind die Monate Oktober und März, entsprechend den Zenithständen der Sonne (für Sansibar 9. Oktober und 4. März) und zugleich auch die gesundesten, weil trockensten, die ungesundeste zu Ende der großen Regenzeit (also Juni und Juli), weil dann die Luft am schwülsten ist und giftige Gase der Erde entsteigen.

Ebensowenig, wie für die Temperatur, lassen sich für das ganze Gebiet einheitliche Grundsätze hinsichtlich der Feuchtigkeitsverhältnisse aufstellen. „Allen Beobachtungen gemeinsam ist nur das Vorhandensein einer ausgesprochenen, auch in sonst trockenen Jahrgängen immer noch zur Geltung kommenden Hauptregenzeit im März bis April, während die zweite Regenzeit im November bis Dezember viel weniger deutlich ist und nicht in allen Jahrgängen regelmäßig auftritt." Indessen wurde dieses Schema von Osten nach Westen auf Grund örtlicher Eigenthümlichkeiten (Relief des Bodens, Vorkommen großer Wasserflächen) wesentlich modifizirt. Die Feuchtigkeitsniederschläge sind verschiedener Art. Es gibt 1. Solstitial- oder Zenithregen, die, wie der Name sagt, dem Zenithstande der (geozentrisch gesprochen) zwischen den Wendekreisen hin und her wandernden Sonne folgen. 2. Seeregen, welche der Nähe des Meeres oder größerer Gewässer ihre Entstehung verdanken und durch Winde ins Land getragen werden. 3. Steigungs- oder Elevationsregen, hervorgebracht durch Niveauunterschiede des Terrains (an schroffen Erhebungen steigt die erhitzte Luft auf, wird in der Höhe abgekühlt und sendet ihre Feuchtigkeit in Form von Niederschlägen wieder zur Erde). 4. Thalniederschläge, die in Afrika besonders stark sind.

Nach den topographischen Verhältnissen der einzelnen Landschaften bemißt sich ihr Antheil an diesen vier Arten der Niederschläge, ihre Feuchtigkeitsverhältnisse und demgemäß auch ihre Produktionsfähigkeit. Wo See-, resp. Steigungsregen nicht vorkommen, da ist die Scheidung

zwischen Regen- und Trockenzeit auch schärfer, da die Uebergänge dieser Jahreszeiten nicht durch örtliche Niederschläge verwischt werden. Auch die Dauer der Regenzeiten erleidet auf Grund örtlicher Eigenthümlichkeiten manche Modifikationen. An der nördlichen Küste bis in die Breite von Dar-es-Salâm kommen völlig regenlose Monate überhaupt nicht vor. Die Regenzeiten zeichnen sich hier nur durch die wolkenbruchartige Form der Niederschläge vor anderen Monaten aus, besonders der Mai ist ein ausgesprochener Regenmonat. Im südlichen Küstengebiet und im Innern (mit Ausnahme des Viktoria Nyanza und Kilima Ndjaro) gibt es aber völlig regenlose Monate und hier sind solche Monate schon regenarm, die weiter nach Norden noch sehr regenreich sind. Die Zahl der ausgesprochenen Regenmonate nimmt vom Tanganjika-See nach Osten ab. Dieser See wird wegen seiner tieferen Lage auch stärker erhitzt, als die Plateauländer, er gibt seine Feuchtigkeit daher auch reichlicher und früher ab. In seinem Gebiet gibt es sieben ausgesprochene Regenmonate, von November bis Mai (incl.), die beiden Regenzeiten fallen also fast in eine zusammen, der Juni ist regenlos, während Juli, August, September gelegentliche Gewitterregen haben, aber vorwiegend trocken sind. Der Oktober ist Uebergangszeit. Der südliche Viktoria Nyanza hat ebenfalls sieben starke Regenmonate. In Uniamwesi sind die beiden Regenzeiten schon schärfer getrennt, die große dauert von Mitte Januar bis Ende April, die kleine ist scharf ausgeprägt nur im Dezember. Die Monate Juli bis Oktober sind regenlos. In Ugogo gibt es nur noch drei Regenmonate. Die lange Dürre ist hier vom Südostpassat begleitet, der seine Feuchtigkeit bereits verloren hat und beim Eintritt der Regenzeit durch einen Nordostwind verdrängt wird, also durch eine Aequatorialströmung, die von den zu dieser Zeit stärker erhitzten südlicheren Breiten aspirirt wird.

Was nun die Form der Niederschläge anlangt, so sind die Zenithalregen meistens wolkenbruchartigen Charakters und von heftigen elektrischen Entladungen begleitet. Man darf indessen nicht glauben, daß der Regen in den Regenperioden unablässig herniederströmt, nach Art unserer Landregen. Fast an jedem Tage bricht die Sonne für einige Zeit durch die Wolken. Da die Hauptregen auf wenige Monate zusammengedrängt sind, so ist es erklärlich, daß an ebenen Stellen in der nassen Zeit alles unter Wasser steht, „an den tieferen Stellen bis zu Knie und Oberschenkel, an den leichteren bis zu den Knöcheln". Die große Regenzeit heißt daher mit Recht Masika (Ueberschwemmung). Der Einfluß dieser Erscheinung liegt auf der Hand. Die Stege versumpfen, Menschen und Thieren wird das Fortkommen auf dem aufgeweichten Boden unmöglich. Außerdem schwellen Bäche und Flüsse so an, daß sie unpassirbar werden und die Karawanen oft tagelang warten müssen, bis das Wasser sich verlaufen hat.

Die Zeiten der Winde und der Regen nun ersetzen in Deutsch-Ostafrika die Jahreszeiten. Wenn die Sonne im Oktober ihren Zenithstand (für Sansibar am 9.) erreicht hat und ihre senkrecht auffallenden Strahlen die Verdunstung des Wassers und damit die Wolkenbildung aufs äußerste gesteigert haben, gehen wenige Tage darauf die ersten Regen hernieder. Die sog. kleine Regenzeit (Sali) beginnt. Den gelockerten Boden nehmen die Landwirthe in Arbeit, es ist der Oktober die Zeit des Ackerns und Säens (wie bei uns der Herbstbestellung), zugleich aber auch die Blüthezeit, da sonderbarerweise die Natur in Deutsch-Ostafrika gerade in der trockensten Zeit, im August, erwacht. Leider gehört diese Blüthezeit nicht, wie bei uns, zu den schönsten des Jahres. Einerseits beginnt mit dem Erblühen der Knospen auch die Thätigkeit der Insekten, für jene zwar überaus nützlich, für den Menschen aber sehr lästig. Dann ist während der Regenzeit die Temperatur sehr schwül, weil die andauernde Wolkenbildung die Ausstrahlung der Erde auch in der Nacht verhindert und sich weder Erde noch Luft abkühlen kann. Da bei der Schwüle der Nächte die Transspiration gehindert wird, so ist in dieser Zeit auch der Schlaf der Menschen unruhig und eher erschlaffend als erquickend.

Die Niederschläge während der kleinen Regenzeit sind am reichlichsten im November und werden wieder schwächer, sobald im Dezember der Nordostmonsun einsetzt. Mit der vollen Herrschaft desselben beginnt die Trockenzeit, je nach den örtlichen Verhältnissen früher oder später. Der Nordost hat seine größte Entwicklung im Januar, dann flaut er ab, je mehr die Sonne sich ihrem Zenithstand nähert. Dieser wird Anfang März (für Sansibar am 4.) erreicht, der Nordost erlischt, Kalmen folgen. Wenige Tage nach dem Zenithstande der Sonne setzt der Regen wieder ein und zwar weit heftiger und andauernder als in der früheren Regenperiode. Die Gewitterniederschläge häufen sich. Der April ist ein besonders ausgeprägter Regenmonat, aber auch im Mai fehlt es an wolkenbruchartigen Niederschlägen, besonders an der nördlichen Küste von Dar-es-Salâm bis Mombas, nicht. Man nennt diese große Regenperiode Masika (Ueberschwemmung), wie wir oben schon gesehen haben, mit Recht. Die bösen Einflüsse jeder Regenzeit auf den Menschen haben wir schon erörtert: in der großen Regenzeit äußern sie sich noch fühlbarer als in der kleinen. Dazu kommt, daß in der letzten Zeit der großen Regenperiode und in der direkt sich an diese anschließenden Zeit, d. h. den Monaten Juni und Juli, mit den aufsteigenden Dünsten des allmählich wieder austrocknenden Bodens dem bis dahin durch das Wasser am Erdboden gefesselten Malariagift gleichfalls Gelegenheit zum Aufsteigen gegeben wird. Man hält daher diese Zeit allgemein für die ungesundeste, da zu dieser Zeit die Luft mit Malariakrankheitserregern erfüllt ist.

Auf die große Regenzeit folgt eine lange trockene Zeit unter Herrschaft des Südwestmonsuns bis in den Oktober hinein. An die Regenzeit schließt sich stets eine hinsichtlich der Temperaturverhältnisse eigenthümliche Periode. Infolge der großen Klarheit der Luft ist die Wärmeausstrahlung und damit die Abkühlung der Erde in der Nacht sehr bedeutend, so daß die Temperatur in der Nacht auf 10—14°, in den Savannen auf 5—6° fällt. Da sich nun noch infolge der starken Abkühlung in der Frühe reichliche Thauniederschläge bilden, so ist die Witterung in dieser Zeit des Morgens feuchtkalt. Die Sonne vermag erst gegen Mittag diese feuchtkalte Luft zu durchdringen, setzt dann aber gleich mit 35—36° ein, so daß die Tagesschwankung oft 30° beträgt. Dem Neger ist diese Jahreszeit sehr unangenehm, er erträgt zwar Kälte oder Nässe, aber beides zusammen erträgt er nicht und wird nur sehr schwer bewogen, in dieser Zeit Trägerdienste zu leisten. Auch für den Europäer ist eine Wanderung durch das kaltnasse Gras in dieser Zeit kein Vergnügen. Recht bezeichnend nennt der Eingeborene die der Regenperiode folgende Zeit kipupué, Zeit des Zitterns. Sie dauert bis Mitte Juni, dann wird die Witterung heiß und trocken, aber leichter zu ertragen, als die vorhergehende, weil wegen der Trockenheit und Klarheit der Luft die Transspiration und Lungenthätigkeit eine ungehinderte ist und der Körper bei den kühlen, aber nicht kalten Nächten ruhigen Schlaf findet. Nur auf die Vegetation wird die heiße Zeit vernichtend. Der ausgedörrte, steinharte Boden kann die Pflanzen nicht mehr ernähren, sie verdorren, werden spitzig und so dem Wanderer unangenehm: er beseitigt sie durch Feuer. So beginnen Mitte Juni die Savannenbrände, eine Wohlthat für Menschen und Thiere, nur dem kriechenden Gewürm

Digitized by Google

und den Insekten Verderben bringend. Mitte August, also noch mitten in der Trockenzeit, beginnt sonderbarerweise die Natur zu erwachen und sich mit erstem Grün zu schmücken. Bald erscheint am nördlichen Himmel das Siebengestirn — Kutimia — die Ackerbaubringenden — und mahnt, die Ackergeräthe in stand zu setzen. Die Sonne nähert sich mit dem Oktober wieder ihrem Zenithstande — der Kreislauf des Jahres ist vollendet.

Das Armenrecht in der Zivilprozeßordnung.

Von Rechtsanwalt Dr. Then (Traunstein).

Zur Revision der Zivilprozeßordnung möchte ich im nachstehenden auf eine Frage aufmerksam machen, welche meines Wissens bisher in der Literatur relativ wenig Beachtung gefunden hat, obwohl sie oft genug an den praktischen Juristen herantritt und in vielen Fällen für die eine Prozeßpartei von weittragender finanzieller Bedeutung ist. Ich meine die Regelung des Armenrechts in unsrer Zivilprozeßordnung. Die Besprechung dieser Frage dürfte auch für weitere Kreise von Interesse sein.

Die dem ersten Entwurfe einer Zivilprozeßordnung beigegebene Begründung stellt an die Spitze ihrer Ausführungen den Satz: Die Befreiung armer Prozeßparteien von den Kosten folgt aus der Nothwendigkeit gleichen Rechtsschutzes für arm und reich. (Vgl. Begr. S. 123, bei Hahn Materialien Z.-P.-O. S. 206.) Dieser angeblich gleiche Rechtsschutz für arm und reich führt meines Erachtens in vielen Fällen zu einer Ungerechtigkeit gegen die der Armenpartei gegenüberstehenden Prozeßpartei, welcher nicht ebenfalls das Armenrecht ertheilt wurde. Die Rechtsordnung, welche den Armen Schutz gewährt, darf durch diesen Schutz nicht zugleich das Vermögen vermöglicher Gegner schädigen. Meine nachstehenden Darlegungen werden zeigen, daß dies durch unsre Zivilprozeßordnung geschieht.

Nach dem ersten Entwurfe sollte auf Bewilligung des Armenrechts Anspruch haben, wer außerstande ist, ohne Beeinträchtigung des für ihn und seine Familie nothwendigen Unterhalts die Kosten des Prozesses zu bestreiten. In der Begründung des Entwurfs (S. 124) war die in anderen Prozeßgesetzen vorgeschriebene summarische Prüfung der von der Armenpartei beabsichtigten Rechtsverfolgung oder Rechtsvertheidigung abgelehnt worden, weil eine solche summarische Vorprüfung nur ein unsicheres Resultat ergäbe. Mit Recht wurde auch die Vorprüfung durch eine besondere Behörde als unthunlich verworfen. Die Begründung des Entwurfs glaubte ausreichenden Schutz in den weiteren Bestimmungen[1]) zu finden. In der Reichstagskommission wurde auf Antrag des Abgeordneten Struckmann beigefügt: „Wenn die beabsichtigte Rechtsverfolgung oder Rechtsvertheidigung nicht muthwillig oder völlig aussichtslos erscheint." Zutreffend bemerkte Struckmann, daß durch die weiteren Vorschriften des Entwurfs kein Schutz dagegen gewährt sei, daß der von der Kostenzahlung befreite Arme gegen andere Leute mit den nutzlosesten Prozessen vorgehen könne. Der Abg. Dr. Gneist machte hiebei auf die mißliche Lage aufmerksam, in welche ein Advokat gerathe, der eine Armensache, bei welcher er nichts verdiene, als aussichtslos zurückweise. Hiegegen wurde zwar eingewendet, daß auch der Armenanwalt grundlose Sachen ablehnen dürfe. Allein die Praxis hat sich dahin entschieden, daß der Anwalt die Vertretung nicht aus dem Grunde ablehnen kann, weil die Rechtsverfolgung oder -vertheidigung aussichtslos sei. (Vgl. Seuffert Kom. z. Z.-P.-O. § 107, Anm. 3, O.-L.-G. Hamburg in Seufferts Arch. Bd. XLVI, 51.) Auf Antrag des Abg. Reichensperger wurde in der obigen Fassung das Wort „völlig" gestrichen. Die Bestimmung wurde als § 106 in dieser Fassung in die Zivilprozeßordnung aufgenommen. Struckmann hatte zu seinem Antrage geäußert: „Wollte man die Gewährung des Armenrechts von einer sachlichen Vorprüfung der Klage unabhängig machen, so würde man Gefahr laufen, die Gerichte durch unnöthige Klagen, die Anwälte durch die Führung unmöglich zu gewinnender Prozesse zu belästigen, außerdem und hauptsächlich aber die Wohlhabenden der Schikane von prozeßsüchtigen Armen auszusetzen." Man hat die Wirkung des Struckmann'schen Antrages entschieden überschätzt, wenn man von ihm eine Hintanhaltung dieser Gefahr erhoffte. Mit nichten. Die Praxis zeigt, daß der zum Armenrecht Zugelassene auch heute kaum behindert ist, gegen Dritte erfolglose Prozesse anzustrengen und dieselben hiedurch nicht selten in ganz beträchtliche Kosten zu stürzen. Jeder Richter, jeder Anwalt muß dies bestätigen.

Das Gericht würdigt nach freiem Ermessen, ob ein Prozeß nicht als muthwillig oder als aussichtslos erscheint. Dasjenige kann zwar von dem Gesuchsteller nach § 109, Abs. 3 Z.-P.-O. nähere Aufklärung über das Streitverhältniß fordern; es ist aber nicht verbunden, von Amts wegen Erhebungen über die vorgetragenen Thatsachen anzustellen. (O.-L.-G. Dresden, Seufferts Arch. Bd. XXXVIII Nr. 64.) Eine förmliche Beweisaufnahme zum Zwecke der Vorprüfung ist ausgeschlossen. Nach Reichsgesetzentwurf IV S. 417 darf die Bewilligung nur versagt werden, wenn die Unhaltbarkeit des Rechtsstandpunktes offenbar, nicht schon, wenn die Haltbarkeit unwahrscheinlich ist. (Seuffert a. a. O. § 106 Anm. 2, § 109 Anm. 3.) Die Prüfung der Sache wird sich also in der Regel lediglich auf das einseitige Vorbringen der Armenpartei stützen. Zumal da, wo es sich um die Wahrheit oder Unwahrheit behaupteter Thatsachen handelt, welche nur durch Zeugen oder Parteieid festgestellt werden können, wird sich die Begründetheit des im Armenrechte erhobenen Anspruches erst durch das Ergebniß der Beweisaufnahme zeigen. Und hier erlebt die vermögliche Prozeßpartei gar nicht selten die ihr unverständliche Ueberraschung, daß sie den Prozeß gewinnt und doch verliert, indem sie auf jeden Fall ihre Anwaltskosten, eventuell Gerichtsvorschüsse und sonstige Parteiauslagen bezahlen muß.

In der Reichstagskommission erster Lesung wurde zwar der jetzige § 111 eingefügt, wonach die Bewilligung des Armenrechts zugleich für den Gegner die einstweilige Befreiung von den im § 107 Nr. 1 bezeichneten Kosten zur Folge hat. Dies sind rückständige und künftig erwachsende Gerichtskosten, Gebühren der Beamten, Zeugen und Sachverständigen und sonstige baare Auslagen. Dadurch sollte nach Absicht des Antragstellers das Armenrecht relativ unschädlich gemacht werden. Es ist ja richtig, daß hiedurch vermögliche Parteien in geringerem Maße durch schikanöse und frivole, im Armenrecht geführte Prozesse zahlungsunfähiger Personen geschädigt werden. Immerhin ist auch jetzt noch eine bedeutsame Schädigung nicht ausgeschlossen.

Die Bestimmung trifft vor allem den Fall nicht, wo das Armenrecht dem Beklagten bewilligt ist. Aber abgesehen hievon — und das ist die wichtigste Seite unsrer Frage —, der vermögliche Beklagte ist in landgerichtlichen Prozessen gezwungen, zu seiner Vertretung einen Rechtsanwalt aufzustellen und zu honoriren, während dem zum Armenrecht zugelassenen Kläger von Amts wegen ein Vertreter bestellt wird, welcher weder von diesem, noch auch vom Staate honorirt wird, falls der Prozeß zu ungunsten der Armenpartei ausfällt.

Ich möchte hier nebenbei einschalten, daß es doch im Grunde genommen ein unbilliges Verlangen seitens des

[1]) In den nunmehrigen §§ 112, 114, 115, 116.

Digitized by Google

Staates ist, wenn derselbe den Anwalt zur Prozeßführung anstellt, ohne ihn zu entschädigen. Jede Arbeit ist ihres Lohnes werth. Der Staat zahlt ja auch dem Richter seinen Gehalt ohne Rücksicht darauf, ob der Richter über einen Armenprozeß oder über einen anderen entscheidet. Schließlich läuft ja die Thätigkeit des Richters wie des Rechtsanwalts in gleicher Weise darauf hinaus, dem Recht zum Siege zu verhelfen. Im Gegensatz zur Zivilprozeßordnung hat die Strafprozeßordnung § 150 dem von Amts wegen bestellten Vertheidiger die Gebühr aus der Staatskasse zuerkannt. Eine derartige Bestimmung entspräche auch im Zivilprozeß der Billigkeit.

Ein paar kurze Beispiele mögen illustriren, wie gar leicht es einer Armenpartei gemacht ist, einen frivolen Prozeß anzustrengen. Der Gerbermeister A. kauft von B. ein gutgehendes Gerbereigeschäft um einen werthentsprechenden Preis. Durch Vernachlässigung des Geschäfts u. dgl. kommt das Geschäft herunter und A. sucht sich folgendermaßen zu helfen. Er erhebt gegen B. Klage auf 25,000 M., mit der Behauptung, B. habe ihn durch falsche Vorspiegelungen über Rentabilität und Ausdehnung des Kundenkreises zum Kaufabschluß bewogen und sei er hiedurch um diesen Betrag in seinem Vermögen geschädigt. Da dieser Prozeß prima facie weder muthwillig, noch aussichtslos erscheint, wird das Armenrecht ertheilt. Der Beweis mißlingt vollständig, die Klage wird abgewiesen. B. aber, der nicht im Armenrecht streitet, zahlt an seinen Anwalt allein 288 M. Gebühren, abgesehen von allem anderen. Oder: der Kommissionär Z. klagt im Armenrecht auf 5000 M. vereinbarte Provision für die Vermittelung eines Hotelverkaufs. Die Beweisaufnahme ergibt, daß der Kauf nicht durch seine Vermittelung zustande kam. Anwaltsgebühr 154 M. Solche Fälle ließen sich ins ungemessene vermehren. Hiegegen hat aber die vermögliche Partei keinen Schutz. Sie muß sich auf den Prozeß einlassen und muß, auch wenn sie gewinnt, zahlen.

Derartige Prozesse, wie sie die Praxis hundertmal zeitigt, geben zu denken. Gibt es kein Mittel, solche Ungerechtigkeiten zu beseitigen?

Zwei Wege sind denkbar. Der eine läge in einer Abänderung des citirten § 111. Die Bewilligung des Armenrechts für den Kläger müßte zugleich für den Gegner die einstweilige Befreiung von allen in § 107 bezeichneten Kosten zur Folge haben. Es mußte also auch die vermögliche Partei das Recht haben, daß ihr im Armenprozesse vorläufig unentgeltlich ein Gerichtsvollzieher und, soweit Anwaltszwang herrscht, ein Rechtsanwalt beigeordnet werden. Dadurch würde allerdings die Belastung von Anwälten und Gerichtsvollziehern mit Prozessen, in welchen sie ohne Aussicht auf Entgelt thätig sein müssen, sich mehr als verdoppeln. Denn die Armenprozesse, welche die zum Armenrecht zugelassene Partei verliert, übersteigen an Zahl jene, welche sie gewinnt. So wäre zwar die siegende vermögliche Partei vor Vermögensverlusten gewahrt, der ganze Verlust aber fiele auf die Anwaltschaft, welche Zeit und Mühe opfern müßte und auch für ihre Baarauslagen keinen Ersatz bekäme. Dieser Weg ist also nicht gangbar.

Der zweite Weg scheint mir richtiger und auch erreichbar. Er liegt in einer analogen Anwendung der Bestimmungen über die Prozeßkosten (§§ 87—100 Z.-P.-O.): In allen Fällen, und insoweit, als die zum Armenrecht zugelassene Partei im Prozeß unterliegt, hat die Staatskasse dem obsiegenden Gegner dessen Kosten und Auslagen zu erstatten. Den Grund hiefür finde ich kurz in folgenden Erwägungen. Es folgt einmal aus der Nothwendigkeit und der Pflicht des Staates zum gleichen Rechtsschutz für arm und reich. Dieser Grundsatz wird zweifellos dadurch verletzt, daß der dem Armen gewährte Rechtsschutz eine Rechtsverletzung des Reichen oder doch Vermöglichen involvirt. Indem das Gericht das Armenrecht ertheilt, übt es nichts anderes als einen Akt der Staatsgewalt aus. Der Staat gewährt in allen modernen Verfassungsurkunden jedem Einwohner Sicherheit seiner Person, seines Eigenthums und seiner Rechte (s. z. B. Bayer. Vers.-Urk. Tit. IV § 8). Es ist nichts weiter als eine einfache, logische Konsequenz, daß der Staat, wenn durch ihn, d. h. durch die ihn in der Ausübung der Staatsgewalt vertretenden Gerichte, das Eigenthum und die Rechte eines Einwohners geschädigt werden, auch durch ihn diese Schädigung wieder beseitigt wird.

Ich bin mir freilich wohl bewußt, welchen Schwierigkeiten eine Durchführung dieser Gedanken in der Praxis begegnen würde. Denn es würde dem Fiskus immerhin eine beträchtliche Summe kosten. Und wenn man schon Bedenken trägt, dort eine Entschädigung durch die Staatskasse eintreten zu lassen, wo es sich um Ehre und Freiheit der Person handelt — vgl. die Entschädigung unschuldig Verurtheilter und ihre Schicksale — wird man umso weniger geneigt sein, um Vermögensinteressen halber eine Satisfaktion zu gewähren. Das ändert aber nichts an der Ungerechtigkeit der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen, deren Abänderung früher oder später wohl dringlicher gefordert werden wird. Zweck dieses Aufsatzes war der, auf ein meines Wissens kaum beachtetes Kapitel das Augenmerk zu lenken und Interesse hiefür zu erwecken.

Fast scheint mir, als habe die wachsende Zahl der Armenprozesse, die nicht selten zu ungunsten der im Armenrecht streitenden Partei ausfallen, neuerdings doch schon einige Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der preußische Justizminister hat jüngst in einer Verfügung an die zuständigen Behörden darauf hingewiesen, daß eine genaue Prüfung der Vermögensverhältnisse des um das Armenrecht Nachsuchenden ebenso im Interesse der Kasse des Staates nothwendig sei, wie in dem der anderen Prozeßpartei, welche einen Anwalt bestellen mußte und den Ersatz ihrer Kosten von dem verurtheilten Gegner nicht erlangen kann. Gewiß ist eine genaue Vorprüfung der Vermögensverhältnisse von großem Werthe. Ebenso wäre auch zu wünschen, daß die Gerichte, soweit der enge Rahmen des § 109, Abs. 3, Z.-P.-O. eine Vorprüfung gestattet, eine solche auch in thatsächlicher Hinsicht vornehmen. Aber alle derartigen Versuche treffen den Kern der Frage nicht. Einen wirklich gleichen Rechtsschutz für arm und reich im Armenprozesse wird, wie uns scheint, der Staat nur dann gewähren können, wenn er in der von uns angedeuteten Weise eintritt.

Die Thonwaarenfabrikation im alten Arezzo.

Karl Otfried Müller hat seinem bekannten Buche über die Etrusker auch ein Kapitel eingefügt, welches „von den bildenden und zeichnenden Künsten" dieses uns in vielen Beziehungen immer noch räthselhaften Volkes handelt; aber er begnügt sich damit, die Nachrichten der alten Schriftsteller über diesen Gegenstand zusammenzustellen, während er die Denkmäler selbst nur im Vorbeigehen streift, so daß in dieser Hinsicht noch manches zu thun übrig bleibt. Was die Thonwaarenfabrikation anlangt, die nach Plinius' Zeugniß ganz besonders in Etrurien blühte, derart, daß die alten Tusker geradezu als Erfinder der Plastik (im eigentlichen Sinne des Wortes) angesprochen werden konnten, so besitzen wir jetzt eine grundlegende Arbeit über Terra sigillata von Hans Dragendorff, in welcher auch die Industrie der Stadt Etruriens, welche ein italienischer Gelehrter nicht mit Unrecht das Samos Italiens genannt hat, gebührend berücksichtigt wird.[1]) In

[1]) Bonner Jahrbücher. Heft 96/97, S. 18—140. Hiezu 6 Tafeln und Abbildungen im Text.

Digitized by Google

Arretium, dem heutigen Arezzo, florirten in den beiden ersten vorchristlichen Jahrhunderten zahlreiche Töpfereien, in denen die unter dem Namen „vasa Arretina“ genugsam bekannten Eß- und Trinkgeschirre hergestellt wurden. Noch zur Zeit Martials und später genoß diese Waare, wenn auch gallische Fabriken scharfe Konkurrenz machten, eine gewisse Achtung und war beim gemeinen Volke für gewöhnlichen Gebrauch gesucht. Wir kennen sie aus massenhaften Ueberresten, die in vielen Museen und Privatsammlungen aufgespeichert liegen und von der großen Verbreitung dieser Gefäße über Italien und die Provinzen Zeugniß ablegen. Wenn auch an anderen Orten Italiens (z. B. in Puteoli) ähnliche Industrie bestand, so beherrschte doch Arezzo bis zur Zeit des Augustus den Markt. Die technische Herstellung war an allen Orten, auch in den Töpfereien Galliens, im wesentlichen die gleiche. Als Material diente seiner rother Thon, der geformt, gebrannt und mit einer feinen Glasur von rother Farbe versehen wurde. Noch heute soll bei Arezzo solcher Thon gegraben werden. Die Schattirung des Roth, Glanz und Festigkeit des Ueberzugs schwankt natürlich bei den einzelnen Stücken, aber im Prinzip ist die Herstellung immer dieselbe, mag es sich um italisches oder provinziales Fabrikat handeln. Chemische Analysen haben das sichergestellt und gezeigt, daß diejenigen Elemente, welche der Oberfläche zugesetzt wurden, um die Glasur hervorzubringen, Magnesia, Kali und Natron sind, während die schöne rothe Farbe durch Eisenoxyd erzielt wurde, das aber wahrscheinlich schon in der Thonerde vorhanden war, nicht etwa erst der Thonerde künstlich zugesetzt wurde. Moderne Nachahmungen sind bis jetzt nicht imstande gewesen, die vorzügliche Technik der alten Töpfer zu erreichen, die, wie die meist eckigen und scharfen Formenprofile zeigen, sich an metallische Vorbilder anlehnten. Auch in dieser Branche haben die Hellenen die Muster abgegeben; man hat in Italien hellenistische Fabrikate nachgeahmt und weitergebildet und im 1. Jahrhundert v. Chr. (etwa seit der Zeit des Sulla) den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht. Hierauf drang die Technik in die Provinzen, und namentlich in Südgallien war die Töpferei schon im ersten nachchristlichen Jahrhundert so hoch entwickelt, daß von dort aus Thonwaaren nach Italien exportirt wurden. Es ist das ein überaus charakteristisches Zeichen für die Bedeutung, welche die Provinzen auch im wirthschaftlichen Leben des Römerreichs gewannen. Im Laufe des 3. Jahrhunderts verfällt diese Industrie langsam, aber sicher; die Waare wird schlechter und mit dem Untergang der römischen Herrschaft erlischt auch die Fabrikation der rothen Vasen, deren Technik wieder aufzufinden auch der Neuzeit nicht ganz geglückt ist.

Wer die kleine Provinzialstadt Arezzo besucht, stattet wohl auch dem dortigen Museum einen Besuch ab, wo Massen einheimischen Fabrikats aufgestapelt sind, wenig ganz erhaltene Stücke, umsomehr Bruchstücke und Bruchstückchen von Gefäßen aller Art, Tellern, Tassen, Bechern, Schalen u. s. w. und von Formen, aus denen die Gefäße hervorgingen. Das gewöhnliche Tafelgeschirr — „Arretina nimis ne spernas vasa“ mahnt Martial — bietet weniger dem Archäologen als dem Epigraphiker Interesse, aber die an der Außenseite mit Reliefdarstellungen verzierten Vasen, Prunkgeschirre, sind zum Theil Kabinetsstücke feiner Arbeit, die in der Art, „wie das Relief gleichsam aus dem Grunde herauswächst, wie der Kontur weich mit dem Grunde verschmilzt“, einen bewunderungswürdigen Grad von Kunstfertigkeit verrathen. Leider sind bis jetzt nur wenige arretinische Gefäße durch Abbildungen bekannt[1]), der Gegenstand verdient eine umfassende archäologische Monographie, die mit ausgiebigem bildlichen Material ausgestattet sein müßte. Die von Dragendorff versuchte Klassifizirung der bildlichen Darstellungen, auf welche hier näher nicht eingegangen werden kann, ergibt zwei Hauptgruppen. Als Vasen der 1. Klasse bezeichnet Dragendorff alle diejenigen, welche mit einer umlaufenden Reihe gewöhnlich gleichartiger, immer aber gleich großer Figuren verziert sind, unter möglichster Weglassung ornamentalen Beiwerks, ohne alle nähere Charakteristik oder naturalistische Ausführung. Hier lassen sich verschiedene Figurencyklen unterscheiden: Kalathiskostänzerinnen, schwärmende Mänaden, trinkende und tanzende Satyrn, Satyrn bei der Weinlese, Musen in Gesellschaft des Herakles, erotische und Jagdscenen u. a. m. Der Hauptfabrikant dieser Stücke, dem eine Reihe kunstgeübter Sklaven, meist griechischer oder asiatischer Herkunft, zur Seite stand, hieß Marcus Perennius; seine Töpferöfen sind bei der Kirche S. Maria in Gradi aufgedeckt worden. Auf den Vasen der 2. Klasse sehen wir Figuren ganz verschiedener Größe zusammengestellt, den Raum ausgefüllt mit ganz realistisch ausgeführten Blättern, Blüthen, Früchten, Guirlanden; auf den Guirlanden sitzen Vögel, Eroten laufen und verfolgen Schmetterlinge u. dgl. m. Die Detailarbeit verräth wieder überaus kunstgeübte Hände. Solche Vasen verfertigte außer Perennius, der unter allen arretinischen Töpfern, was kunstvolle Verzierung der Gefäße anlangt, wohl den ersten Platz einnimmt, ein gewisser Publius Cornelius, welcher in dem nahe bei Arezzo gelegenen Orte Cincelli eine große Fabrik besaß und etwa ein halbes Hundert Sklaven beschäftigte.

Wir kommen damit auf die epigraphische Seite des Gegenstandes. Denn aus den wenigen Schriftstellerzeugnissen läßt sich über das Alter und die Art der arretinischen Industrie fast nichts gewinnen. Es sind gelegentliche Erwähnungen und Anspielungen, die früheste bei dem älteren Plinius, die späteste bei Isidor, der, aus irgend einer alten Quelle schöpfend, lediglich eine antiquarische Notiz bringt; denn daß im 6. oder 7. Jahrhundert diese Industrie in Arezzo noch bestanden haben sollte, ist durchaus unwahrscheinlich. Genauere Hinweise gewähren die den Gefäßen eingedrückten Fabrikmarken, welche meist den Namen des Fabrikherrn oder den Namen des Sklaven, welcher das betreffende Gefäß geformt hat, oder beide zusammen enthalten. Die Inschriften sind, dem engen zur Verfügung stehenden Raum entsprechend, lakonisch abgefaßt und geben infolge der zahlreichen Abkürzungen, die ja ein Hauptcharakteristikum der römischen Epigraphik überhaupt ausmachen, vielfach zu rathen auf. Aber ohne sie wüßten wir von den arretinischen Fabrikanten und Künstlern gar nichts. Wir sehen aus ihnen, daß im 1. Jahrhundert v. Chr. eine ganz überraschend große Anzahl von Töpfereien in Betrieb war, in Arezzo sowohl, wie in der nächsten Umgebung; daß manchen derselben nur lokale Bedeutung zukommt, daß aber die meisten auch nach auswärts exportirt haben, hauptsächlich nach Rom, dann aber auch nach Südgallien und Spanien, weniger nach Afrika, in den Orient und die Donauländer. Auch im Rheinland (z. B. bei Neuß) sind zahlreiche arretinische Scherben gefunden worden. Nicht alle fertigten ornamentirte Gefäße, wie wir es von Perennius, Cornelius, Rasinius und vielen Anderen wissen; die Mehrzahl der kleinen figuli dürfte sich auf die Verfertigung gewöhnlichen Eß- und Trinkgeschirres beschränkt haben, darunter auch einer der ältesten, ein gewisser Calidius Strigo, von dem zahlreiche Stücke im Jahre 1492 im Beisein Johanns von Medici, des späteren Papstes Leo X., ausgegraben wurden. Die Fabrikstempel lehren ferner, daß mehrere Generationen hindurch eine Fabrik in derselben Familie blieb; so begegnen wir drei Mitgliedern der gens

[1]) Ein paar schöne Proben finden sich in den Notizie degli scavi 1884, Tafel VII—IX. Abbildungen kleinerer Stücke auch bei Dragendorff.

Digitized by Google

Titia, einem Aulus, der sich ausdrücklich als figulus Arretinus bezeichnet, Lucius und Gajus, vielleicht Vater, Sohn und Enkel; ebenso mehreren Annii, Arvii, Cornelii, Tellii, Umbricii u. s. w. Gelegentlich läßt es sich auch feststellen, daß eine Fabrik in die Hände eines Andern überging, daß z. B. die Fabrik eines Tellius sammt dem Arbeiterpersonal von dem obengenannten Publius Cornelius erworben wurde. Im einzelnen die Fabrikanten genauer chronologisch zu fixiren, dazu fehlt es an genügenden Anhaltspunkten. Es ist eine Ausnahme, wenn ein Gefäß des Cornelius das Medaillonbild des Octavian als Verzierung aufweist, ein sicheres Zeichen, daß diese Fabrik noch unter Augustus im Betrieb war. Im allgemeinen darf es jetzt aber als sicher gelten, daß die Industrie in Arezzo schon im 2. Jahrhundert v. Chr. begonnen hat, daß zuerst schwarzfarbige Gefäße hergestellt wurden, daß die rothglasirten aber bald an die Stelle der schwarzen traten und das ganze 1. Jahrhundert hindurch den Markt beherrschten.

Was die technische Herstellung der ornamentirten Gefäße anlangt, so seien zum Schluß Dragendorffs Ausführungen hieher gesetzt. Die Töpfer besaßen jedes einzelne Dekorationselement, sei es figürlich oder ornamentol, als gesonderten konvexen Stempel, in Thon modellirt. Es wurde eine ziemlich dickwandige Schüssel gedreht und in die noch weiche Wandung die verschiedenen Stempel eingedrückt, so daß also die Formschüssel alle Ornamente konkav an der Innenseite zeigte. Diese Schüssel wurde gebrannt und dann in ihr das eigentliche Gefäß geformt. Durch das Trocknen zog sich dieses so weit zusammen, daß es aus der Form genommen und dann gebrannt werden konnte. Alle unversehrt erhaltenen Formen sind aus einem Stück; Stückformen, die aus mehreren Theilen zusammengesetzt und nach der Herstellung des Gefäßes wieder auseinandergenommen worden wären, sind nicht nachweisbar. m.

Mittheilungen und Nachrichten.

Deutsche Sozialgeschichte, vornehmlich der neuesten Zeit, für Schule und Haus, dargestellt von Emil Stutzer, Realgymnasialdirektor in Halberstadt. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1896. — Man wird an ein Buch, das seine eng begrenzte Bestimmung schon auf dem Titel anzeigt, nicht streng wissenschaftliche Anforderungen stellen. Die geschichtliche Auffassung erhebt sich niemals über das schulmäßige Niveau. Recht verständig sind jedoch die pädagogischen Grundsätze, von denen der Verfasser ausgeht, daß Schülern eine klare Anschauung von sozialen Zuständen nur schwer beigebracht werden kann und meist nicht lange haften bleibt, daß es daher vor allem gilt, ein Verständniß anzubahnen und das Bewußtsein zu erwecken, wieviel noch zu wirklicher Einsicht in die geschichtliche Entwicklung fehlt. Und zur Einführung in die soziale Geschichte unsrer Tage ist das Büchlein wenigstens insofern geeignet, als keine von den wichtigeren Erscheinungen übergangen ist, wenn es sich auch, wie der Verfasser selbst einräumt, etwas an der Oberfläche hält.

Im Reiche des Zaren. Büsten und Bilder aus Rußland von Eugen Zabel. Berlin 1898. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. — Der bekannte, mit russischen Zuständen genau vertraute Schriftsteller bietet in seiner Schrift eine Anzahl von fesselnden, gut geschriebenen Darstellungen aus dem poetischen, literarischen, künstlerischen Leben Rußlands, das uns Westeuropäer häufig nach so räthselhaft anmuthet. Er zeigt sich als scharfer Beobachter und weiß vorzüglich das Charakteristische des großen Nachbarreiches hervorzuheben. Von besonderem Werthe erscheinen uns die mit großer Liebe geschriebenen literarischen Charakterbilder Tolstoi's, Nekrassows, Krylows und Garschins. Paul Seliger (Leipzig).

z. Geographische Gesellschaft zu München. Außerordentliche Versammlung im Kunstgewerbehause am 15. Jan. 1898. — Nachdem, unter dem Ehrenpräsidium Sr. kgl. Hoh. des Prinzen Ludwig und in Gegenwart des erlauchten Ehrenmitglieds J. kgl. Hoh. der Prinzessin Therese, der zweite Vorsitzende Hr. General v. Orff auf die Bedeutung der Vasco da Gama-Feier hingewiesen und die beiden Redner des Abends begrüßt hatte, ergriff Hr. Professor Dr. Eugen Oberhummer das Wort zu seinem Vortrage über das Weltbild des Mittelalters auf Grund der ausgestellten Weltkarten, deren bunte Reihe bis in das 16. Jahrhundert, d. h. bis über Vasco da Gama's Indienfahrt, hinabreichte. Ausgehend von den ältesten Exemplaren der römischen Strozenkarten aus der Kaiserzeit, der tabula Peutingeriana, besprach und erklärte der Redner die sogenannten Radkarten des Mittelalters, die inhaltlich meist auf die römische Reichskarte des Augustus und Agrippa zurückgehen und unter denen besonders die des Beatus aus dem Kloster St. Sever in der Gascogne und die berühmten und buntfarbigen Herforder und Ebstorfer Radkarten mit ihrer schematischen Anordnung, oben Osten und das Paradies, hervortreten. Erst mit der Verbreitung und Anwendung der Magneinadel als Kompaß seit etwa 1300 n. Chr. begann, unter dem Vortritt von Piso und Genua, Florenz und Venedig, das Zeitalter der Kompaßkarten, von denen die Pietro Visconti's von 1318 die älteste datirte ist. Im Farbenluxus mit unzähligen Kompaßstrichen und verwirrendem Text dazwischen prangen die Karten der Katalanen von den Balearen und vom Festland, insonderheit die von König Johann I. von Aragon erworbene, die dieser 1381 an König Karl V. von Frankreich schickte, in Gold und Silber ausgeführt mit kalomischem Kommentar. Wunderlich nach Größe, Gestalt und bunter Zeichnung berührte die für Heinrich II. von Frankreich ausgemalte Weltkarte 1550. Wir besitzen eine spätere katalanische Karte in einer Reproduktion der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, die des Fra Mauro in Venedig ebenfalls in einer Vervielfältigung Kieperts und Theobald Fischers; hier sind die Reisen Marco Polo's schon verwerthet. Berühmt sind die in Nordenskiölds Faksimile-Atlas zugänglichen alten Karten; der Redner hatte daraus die Karten des bayerischen Geographen Apian zur Auslage gebracht. Die Weimarer Seekarten aus den Jahren 1527 und 1529 führten mitten in das Zeitalter der Entdeckungen. Sie haben die wissenschaftliche Welt seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo sie zuerst in Deutschland aufgefunden wurden, viel beschäftigt. Die neuere ist von 1529, deren Urheber Diego Ribero, Kasmograph Karls V., die ältere stammt aus dem Jahre 1527, ihr Verfasser nennt sich nicht, sondern bezeichnet sich nur als „Kosmograph Seiner Majestät". Kohl glaubt, Hernando Colon, den Sohn von Christoph Columbus, als Verfasser bezeichnen zu dürfen. Beide Karten umfassen die ganze damals bekannte Welt, und zwar haben sie als ersten Meridian die Demarkationslinie von 1494, wie sie zwischen Spanien und Portugal im Vertrage von Tordesillas für die Theilung der neuen Entdeckungen, deren 400jähriges Gedächtniß die Geographische Gesellschaft feierte, festgesetzt worden war; inhaltlich unterscheiden sie sich erheblich, wie Alex. v. Humboldt zuerst hervorhob und eingehend nachwies. Kohl ist der Ansicht, die Karten seien für das Privatkabinet Karls V. angefertigt worden, da viele Eintragungen weniger Bedeutung für Seefahrt und Wissenschaft haben, sondern zur augenblicklichen Belehrung des Fürsten bestimmt erscheinen; der Kaiser habe sie deßhalb auch im Jahr 1529 nach Italien mitgenommen und bei Verhandlungen mit dem Papste und Venedig benützt; ebenso habe er sie 1536 nach Deutschland mitgebracht. Juan de la Cosa, der Begleiter des Columbus auf der zweiten Fahrt, ist der Verfasser der ältesten Karte von Amerika, das Original befindet sich im Marinemuseum in Madrid. Schoevers Globus aus dem Jahr 1520 konnte mit dem Martin Behaims aus dem Jahr 1492 verglichen werden. Von mehr als lokaler wissenschaftlicher Bedeutung war der große Atlas zur Entdeckungsgeschichte Amerika's von Kunstmann, Spruner und Thomas aus den monumenta saecularia der Münchener Akademie der Wissenschaften, 1859, reich ausgestattet wie der von der Berliner Gesellschaft für Erdkunde herausgegebene Atlas zur Entdeckungsgeschichte Amerika's von Kretschmar und wie die hervorragende Publikation der Wiener Akademie zur Indienfahrt Vasco da Gama's von Tomaschek. Auf die antike römische Orientirung,

Digitized by Google

Süden oben, Norden unten, griff eine arabische Weltkarte aus dem Jahr 1009 der Hedschra (ca. 1600) zurück, die für die Darstellung Europa's und Asiens offenbar spanische Quellen erkennen ließ, der Nil sendet hier noch seinen fabelhaften Arm durch den Niger und Senegal nach dem Atlantischen Ozean! Sebastian Cabots Seekarte, 1544, zeigt schon große Fortschritte der Zeichnung, er hat als Venezianer in englischen Diensten das Problem der nordwestlichen Durchfahrt in Angriff genommen. Der große Reformator auf dem Gebiet der Kartographie, Gerhard Mercator aus Flandern, war mit zwei Karten, der von Europa, 1544, aus Duisburg, reproduzirt in der Reichsdruckerei in Berlin und der Weltkarte, 1569, vertreten, von der nur zwei Exemplare in Paris und Breslau vorhanden sind. Am glänzendsten zeigten sich in Farbenpracht der portugiesische Atlas des Vaz Dourado (bei Kunstmann a. a. O.). Leider konnte Referent den reichhaltigen Atlas des Viscomte de Santarem nicht vorlegen, von welchem nur drei Bibliotheken Deutschlands (Heidelberg, Göttingen und Hamburg?) vollständige Exemplare besitzen sollen. Hoffen wir, so schloß der Redner seinen wirkungsvollen Vortrag, daß wir ebenso festlich wie vor 6 Jahren die Columbusfeier und heute die Indienfahrt des Portugiesen, im Jahre 1922 die noch größere Entdeckerthat seines Landsmannes Magelhaens begehen können. Hierauf hielt Hr. Dr. Franz Hümmerich, früher in Lissabon, der Verfasser der (bei Beck in München) erscheinenden Vasco da Gama-Biographie, die Festrede, welche wir in dem Haupttheil der „Beilage" später im Wortlaut mittheilen werden. Wirksam wurden seine Worte erläutert durch die im Saal prangende große Kopie des Originalportraits des Seehelden aus der Nationalgalerie in Lissabon, angefertigt und der Gesellschaft für den Festabend zur Verfügung gestellt von Hrn. Kunstmaler Adolf Schmidt-Celle.

* Von der großen Kant-Ausgabe, die die Berliner Akademie vorbereitet, sollen zunächst die beiden Bände veröffentlicht werden, die den Briefwechsel Kants umfassen. Diese beiden Bände werden die dritte Abtheilung des ganzen Werkes bilden; die erste Abtheilung wird in etwa neun Bänden die Werke Kants enthalten, in der zweiten Abtheilung wird zum erstenmal vollständig der handschriftliche Nachlaß Kants, geordnet nach sachlichen Gesichtspunkten, in fünf bis sechs Bänden veröffentlicht werden; in der vierten endlich will die Akademie das Wissenswürdige aus Kants Vorlesungen in etwa vier Bänden nach den zahlreichen vorhandenen Nachschriften mittheilen.

-rt- Ein echt amerikanisches Testament hat der vor einiger Zeit verstorbene Dr. Thomas W. Evans hinterlassen, er vermacht in denselben seiner Vaterstadt Philadelphia die Summe von 4 Millionen Dollars unter folgenden Bedingungen: Die Stadt muß dafür ein Evans-Museum errichten, in welchem nicht nur alle Orden und Auszeichnungen, sondern auch die Kleider des Verstorbenen sorgfältig aufbewahrt und katalogisirt werden sollen; ferner muß ihm die Stadt auf einem öffentlichen Platz ein Denkmal errichten, dessen Kosten nicht weniger als 200,000 Doll. und nicht mehr als 400,000 Doll. betragen dürfen. — Die Royal Photographic Society in London veranstaltet eine Ausstellung von photographischen Apparaten und Photographien im Krystallpalast in London, welche am 27. April d. J. eröffnet werden soll. Es soll hiebei nicht nur die Entwicklungsgeschichte der Photographie, sondern auch die große wissenschaftliche, gewerbliche und kommerzielle Bedeutung der letzteren besonders berücksichtigt werden.

* Ein Denkmal Karls des Großen beabsichtigt der bekannte Marschendichter Hermann Allmers in der Nähe des Dorfes Rechtensleth (im Kreise Geestemünde) zu errichten, um den dort im Jahre 797 erfolgten Uebergang Karls des Großen durch ein dauerndes Erinnerungszeichen im Gedächtniß der Nachwelt zu erhalten. Den Grundstein zu diesem Denkmal hat, wie die „Köln. Ztg." berichtet, der greise Dichter selbst bereits im vorigen Jahr an bestimmter Stelle in den Boden gesenkt. Um nun die Geldmittel für ein solches Denkmal baldigst zur Freude Allmers' zu beschaffen, hat sich ein Komitee gebildet, welchem die Spitzen der Behörden in den Unterweser-Hafenstädten, sowie eine Reihe angesehener Bürger von diesseit und jenseit der Weser angehören. Dieses Komitee richtet nunmehr an alle Verehrer des Marschendichters Hermann Allmers öffentlich die Bitte um Beiträge zu dem gedachten Zweck, in der Hoffnung, daß es auf diesem Zweck unschwer gelingen werde, die auf etwa 6000 M. veranschlagten Kosten eines einfachen, aber würdigen Denkmals in Kürze zusammenzubringen und damit dem greisen Dichter einen bescheidenen Zoll der Dankbarkeit abzustatten für das Viele, das er seiner Heimath in Liedern und Werken gegeben hat.

* **Bonn.** Am 7. Februar ist hier Dr. Joseph Rappenhöner, Professor der katholischen Theologie an der hiesigen Akademie, gestorben.

* **Berlin.** Der Privatdozent für Geschichte der Medizin an hiesiger Universität Dr. Julius Paget hat den Professortitel erhalten.

* **Prag.** In der ordentlichen Sitzung vom 12. Januar 1898 hat die k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften folgende neue Mitglieder gewählt und in der Festsitzung vom 1. Februar feierlich proklamirt: I. Kl. (Philosophie, Geschichte und Philologie) zu auswärtigen Mitgliedern: Hofrath Zimmermann, Wien (bisher korresp. Mitgl.), Prof. Dr. Krek (Slavist), Graz (bisher korresp. Mitgl.), Prof. Dr. Fritz Hammel, München, und zu außerordentlichen Mitgliedern: Prof. Dr. Franz Kott in Prag, Privatdozent Dr. Drtina, Prag. — II. Kl. (Mathematik und Naturwissenschaften) zum auswärtigen Mitglied: Prof. Dr. Wilh. Fiedler in Zürich; zum außerordentlichen Mitglied: Prof. Dr. Franz Müller in Prag. — Korrespondirende Mitglieder wurden diesmal keine gewählt.

* **Aus Oesterreich.** Nach dem im Ministerium für Kultus und Unterricht zusammengestellten Frequenzausweise der acht Universitäten in den im Reichsrath vertretenen Königreichen und Ländern beziffert sich die Gesammtfrequenz im Wintersemester 1897/98 auf 16,995 Studirende, um 274 mehr als zur selben Zeit des Vorjahres. Von der Gesammtzahl entfallen 1200 Studirende auf die theologischen, 8335 auf die rechts- und staatswissenschaftlichen, 4316 auf die medizinischen und 2544 auf die philosophischen Fakultäten. Die einzelnen Universitäten zeigen folgende Besuchsziffern: Wien 6534, Innsbruck 1008, Graz 1739, Prag (deutsch) 1321, Prag (böhmisch) 2839, Lemberg 1726, Krakau 1443, Czernowitz 385 Studirende. Eine Zunahme gegen das Vorjahr haben die Universitäten in Innsbruck um 8, in Graz um 72, in Prag (böhmisch) um 52, in Lemberg um 170 und in Krakau um 147, während die Frequenz an der Universität in Wien um 95, in Prag (deutsch) um 70 und in Czernowitz um 6 Studirende abgenommen hat. Was die Fakultäten betrifft, so verzeichnen die theologischen Fakultäten eine Vermehrung um 111 Studirende, die rechts- und staatswissenschaftlichen um 257 und die philosophischen um 343 Studirende, während die medizinischen Fakultäten gegen das Vorjahr eine Abnahme von 412 Studirenden ausweisen. Zur Frequenzziffer der theologischen Fakultäten der Universitäten von zusammen 1200 Studirenden tritt noch die Zuhörerschaft an den theologischen Fakultäten in Salzburg und Olmütz, an denen sich 74, beziehungsweise 228, zusammen 302 Studirende befanden. Die Frequenz der theologischen Fakultät in Olmütz zeigt gegen das Vorjahr eine Abnahme um 15 Studirende, jener in Salzburg eine Zunahme um 3 Studirende. Unter der Gesammtzahl dieser 302 Theologen befinden sich 276 ordentliche und 26 außerordentliche Hörer. Die Zahl der ersteren hat gegen das Vorjahr um 19 ab-, die der letzteren um 4 zugenommen. Die evangelisch-theologische Fakultät in Wien weist im Wintersemester 1897/98 im ganzen 31 Studirende, 26 ordentliche und 5 außerordentliche Hörer, aus; gegen das Vorjahr sind 5 ordentliche Hörer zugewachsen und 2 außerordentliche Hörer weggefallen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Paul Sander: Die Lage des Barbier- und Friseurgewerbes auf Grund einer in München veranstalteten Umfrage dargestellt. München, Dr. H. Lüneburg 1898. — Das städtische Krankenhaus München rechts der Isar und dessen Filiale in Schwabing. Separatabdruck aus den Annalen der Münchener städtischen Krankenhäuser, IX. J. F. Lehmann. — Artaria's Eisenbahn- und Post-Kommunikationskarte von Oesterreich-Ungarn. Artaria u. Kamp., Wien 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Freitag, 11. Februar. Nummer 33.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die moderne Festung. III. Von Herman Frobenius. — Harmonie und Symmetrie. Von Dr. Ludwig Karell. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die moderne Festung.[1])

Von Herman Frobenius.

III.

Positionsbefestigung und Festungsimprovisation.

Es ist nur in seltenen Fällen einem Staatswesen möglich gewesen, in Voraussicht bevorstehender kriegerischer Verwicklungen das Festungssystem des Landes derart auszubauen und zu vervollständigen, daß es den — nicht vorauszubestimmenden — strategischen Verhältnissen, wie sie im Verlauf des Krieges unter dem Einfluß der feindlichen Maßnahmen und der errungenen Erfolge sich entwickeln, in allen Punkten Rechnung tragen könnte. Das heißt also, es werden manche wohlausgerüstete Festungen gar nicht in den Bereich der kriegerischen Ereignisse gezogen, sie bleiben abseits des Kriegstheaters liegen, auf dem die Armeen miteinander ringen; und andererseits gewinnen Oertlichkeiten, welche nicht befestigt wurden, ganz unvermuthet eine solche Wichtigkeit für die Kriegführung, daß der Feldherr ihren Besitz unter allen Umständen sich sichern muß, auch wenn er die Feldarmee nicht an sie zu fesseln Veranlassung hat. Und nicht nur, wenn man im eigenen Lande den Krieg durchzuführen gezwungen ist, werden sich solche Mängel im Festungssystem fühlbar machen, auch bei der Kriegführung im feindlichen Lande tritt oft die Nothwendigkeit hervor, sich einen wichtigen Punkt zu sichern.

Ein hervorragendes Beispiel hiefür bietet das Kriegsjahr 1813, in welchem Napoleon auf die Stadt Dresden seinen ganzen Operationsplan stützte. Er hätte mit seiner Armee eine starke Stellung bei dieser so außerordentlich günstig im Herzen Deutschlands gelegenen Stadt beziehen, sie verstärken und in ihr den Angriff der von verschiedenen Seiten gegen ihn anrückenden feindlichen Armeen abwarten, ihn dann zurückweisen und, hervorbrechend aus der Stellung, einen entscheidenden Sieg erringen können. Er hätte dann, mit anderen Worten, den Krieg lokalisirt, die Entscheidung an diesen einen, vorher bestimmten Punkt gefesselt und durch dessen fortifikatorische Verstärkung der eigenen Armee möglichst günstige Verhältnisse für den Kampf schaffen können. Aber er hätte auch die Armee selbst gefesselt, eines außerordentlich wichtigen Faktors, der freien Bewegung, sich und sie beraubt; er hätte allerdings in der geschaffenen Befestigung den Gegnern in gewissen Grenzen seinen Willen aufgezwungen, denn sie waren genöthigt, ihn hier anzugreifen, aber weiterhin hätte er sich aller Initiative begeben, die Art ihrer Vorwärtsbewegung, ihres Angriffs bestimmte fernerhin alle seine Maßnahmen; er hätte die Defensive für die Entscheidungsschlacht gewählt und die Vortheile der Offensive aufgegeben. Aber das wollte Napoleon nicht; er kannte sich und seine Gegner. In der Ausnutzung ihrer jedenfalls mangelhaften Kooperation, ihrer zaghaften Operationen, in dem schnell beschlossenen und überraschend ausgeführten Offensivstoß gegen diesen oder jenen Theil, also in der Bewegungsfreiheit, sah er das beste Mittel, das ihm den Sieg sichern konnte. Um aber ohne alle Rücksicht auf die rückwärtigen Verbindungen mit der Heimath und ihren Hülfsmitteln seine Heereskörper aus dem großen Verbande ganz nach Erfordern losreißen zu können, hier einen Theil über das Erzgebirge nach Böhmen hinein, dort einen andern über die Elster gegen Berlin oder nach Osten über Bautzen nach Schlesien hineinwerfen zu können und doch die Sicherheit zu haben, im Falle eines Mißerfolges sie alle wieder sammeln, vereinigen, zu neuem Unternehmen gebrauchen zu können, dazu bedurfte er eines unter allen Umständen sicheren Ortes. Und da er die Elblinie als Vertheidigungslinie gewählt hatte, so bot ihm Dresden den Punkt, welcher als Zentralpunkt, als Depot- und Reduitpunkt für alle Unternehmungen der Armeen dienen konnte. Der gesicherte Besitz dieses Punktes gab ihm also allein die Möglichkeit, die Feldarmee je nach dem noch nicht vorauszusehenden Gang der Ereignisse, ohne Rücksicht auf rückwärtige Verbindungen verwenden zu können.

Dresden war aber eine offene Stadt und mußte zur Festung erst geschaffen werden. Um möglichst starke Kräfte der Feldarmee für Offensivunternehmungen zur Verfügung zu haben, um sie alle, nach allen Seiten zerstreut, entsenden zu können, mußte eine minimale Besatzung Dresdens dem Zweck genügen, seinen Besitz gegen feindliche Angriffe unter allen Umständen wenigstens so lange zu sichern, bis die Feldtruppen, zurückgerufen, der Besatzung Hülfe und Entsatz bringen könnten.

Hier haben wir also einen ganz klar ausgesprochenen Gegensatz. Bezog Napoleon bei Dresden eine Stellung mit seiner Armee, so hätte er eine Positionsbefestigung hergestellt, in welcher die Armee selbst die Vertheidigung übernehmen mußte, von der sie nicht loszulösen war. Er befestigte aber Dresden selbst und überwies ihm eine kleine stehende Besatzung, er schuf eine Festungsimprovisation, um die Feldarmee zur freien Verwendung verfügbar zu machen und ihre Unternehmungen auf den befestigten Ort zu stützen. Dresden hatte also, seiner eminenten strategischen Wichtigkeit entsprechend, zeitweise die Rolle einer Festung zu übernehmen und mußte dementsprechend befestigt werden. Nicht voll durchzuführen war diese Rolle, denn es handelte sich nicht um den Widerstand gegen alle Mittel einer Belagerung, wohl aber jedem Angriff der feindlichen Feldarmee Widerstand zu leisten und ihn zu zwingen, behufs Erreichung seines Zweckes die schweren Mittel des Festungskrieges heranzuziehen.

Wir können daraus entnehmen, daß die Angriffsmittel, mit denen Positionsbefestigung und improvisirte Festung zu rechnen haben, im allgemeinen dieselben sind, nämlich

[1]) Vgl. Nr. 4, Jahrgang 1898 und Nr. 252 Jahrgang 1897.

die der Feldarmee; daß aber doch der Charakter beider Befestigungen gänzlich voneinander verschieden ist, bedingt durch das Verhältniß der Vertheidiger zu den Angreifern, das im ersten Falle meist ziemlich gleiche Zahlen, im letzteren Falle eine ganz bedeutende Minderzahl auf Seiten des Vertheidigers zeigt. Aber gerade auf diesem Mindermaß der „Minimalbesatzung" liegt der Nachdruck. Es ist ferner ersichtlich, daß von einem wenigstens zeitweisen und bedingten Ersatz einer permanenten Festung einzig und allein bei der Festungsimprovisation die Rede sein kann, daß aber eine Positionsbefestigung, da sie stets das befestigte Kampffeld der Feldarmee selbst darstellt, ganz anderen Zwecken dient und demnach mit der Festung gar nicht in Vergleich zu stellen ist.

Beispiele wie das erwähnte von Dresden 1813 haben wir in der Kriegsgeschichte allerorten. Bei der Festungsimprovisation handelt es sich stets um strategisch wichtige Punkte, und zeigt sich im Verlaufe eines Krieges die Nothwendigkeit, einen solchen, der der Friedensbefestigung entbehrt, in Besitz zu erhalten, so tritt jedesmal die Frage hervor, ob er durch die Armee vertheidigt und also zur festen Position, oder ob er durch eine geringe Besatzung gesichert und zur improvisirten Festung gestaltet werden soll. Es ist sehr fraglich, ob es meist richtig ist, zum ersteren Wege zu schreiten, denn an sich ist für die Position der Armee die strategische Wichtigkeit des Punktes, an dem sie diese herstellt, von gar keiner Bedeutung, von umso größerer Wichtigkeit aber die taktische Ausnutzungsfähigkeit eines günstigen Terrains. Ein für die Position einer Armee vortheilhaftes Gelände findet sich aber durchaus nicht immer bei den strategisch wichtigen Punkten. Nun wird allerdings von einer bestimmten Seite neuerdings die eigenthümliche Behauptung aufgestellt, strategisch wichtige Punkte könne es nur in kleinen Staaten geben und deßhalb thäten diese recht daran, diese Punkte bereits im Frieden zu Festungen zu gestalten; dagegen habe ein großer Staat, speziell „Deutschland, keine strategisch wichtigen Punkte und selbst einem Moltke wäre es unmöglich gewesen, für die heutige Kriegführung bemerkenswerthe strategische Punkte zu bezeichnen". Man kann daraus sehen, wie der Name eines großen Mannes mißbraucht werden kann, nachdem er selbst nicht mehr imstande ist, seine Meinung zu vertheidigen. Und als ein Mißbrauch muß es bezeichnet werden, wenn Moltke als Zeuge angerufen wird für das behauptete Nichtvorhandensein strategisch wichtiger Punkte, derselbe Moltke, der Dresden 1866 noch dieselbe strategische Wichtigkeit zuerkannte, wie Napoleon 1813, und der die Stadt wiederum zur improvisirten Festung umgestalten ließ, derselbe Moltke, der 1870 die Befestigung von Mannheim vorbereitet hatte und die Erwerbung von Metz für Deutschland als conditio sine qua non für den Friedensschluß machte, um die strategisch so wichtige Festung nicht jenseit der Grenze zu lassen. Solche merkwürdige Ansichten, die allerdings nur aufgestellt werden, um unhaltbar gewordene Vorschläge für das Festungswesen nothdürftig aufrecht zu erhalten, sind glücklicherweise sehr vereinzelt.

Die Herstellung von Befestigungen während des Krieges wird selbstverständlich in solchen Ländern am meisten nothwendig werden, welche an Festungen Mangel leiden, und so finden wir naturgemäß im nordamerikanischen Bürgerkrieg sehr häufig die Frage an die Führer herantreten, in welcher Weise sie wichtig gewordene Punkte sichern sollten. Es ist gar keine Frage, daß es für die Konföderirten von großem Vortheil gewesen wäre, wenn sie z. B. Vicksburg und Port Hudson bereits vor Ausbruch des Krieges zu Festungen gestaltet hätten. Dann hätten sie nicht ihre Armeen mit der Arbeit und mit deren Vertheidigung zu belasten brauchen. Da sie auch an den Kriegsmitteln Mangel litten, welche zur Herstellung improvisirter Festungen einmal nöthig sind, sahen sie sich genöthigt, ihre Armeen an befestigte Positionen zu fesseln, und sie zogen unleugbar auch aus diesen große Vortheile, aber sie lokalisirten den Krieg, und mit der Beraubung der Bewegungsfreiheit ist für die Armee immer ein Nachtheil und kein Vortheil verbunden. Nur im äußersten Nothfall, wenn ihr kein anderer Ausweg mehr bleibt, um dem übermächtigen Gegner die Spitze bieten zu können, wird und darf sie ihre Bewegungsfreiheit opfern und zum Hülfsmittel der Verstärkung durch Befestigungen greifen, seien dies nun improvisirte oder die im Frieden erbauten einer großen Armeefestung. Denn man muß nur gerecht sein. Denselben Vorwurf, den man geglaubt hat, der Festung machen zu dürfen, daß die Armee, welche sich verführen ließ, in ihr Schutz und Erholung zu suchen, unrettbar mitsammt der Festung verloren sei, denselben Vorwurf könnte man auch der befestigten Position machen, auch mit ihr pflegt in der Regel die Armee zu fallen. Aber es ist dies im ersten wie im zweiten Falle keine in der Natur der Befestigung liegende nothwendige Folge, sondern nur ein Resultat der den Ausschlag gebenden numerischen oder moralischen Kräfteverhältnisse oder des Unvermögens des Führers. Napoleon hat 1813 bei Dresden gezeigt, daß eine Armee wohl imstande ist, den Angriff eines Feindes von der Befestigung abzuschlagen und die Bewegungsfreiheit, heraustretend, wieder zu gewinnen; nur hatte er eben den Muth und Willen, siegen zu wollen, das richtige Verständniß für die Verwerthung der Festung und den richtigen Blick für den Moment, der zu ergreifen war, um sich von ihr wieder loszulösen.

Man zog aber aus den Begebenheiten in Nordamerika ganz andere Folgerungen. Nachdem auch im russisch-türkischen Kriege 1877 eine befestigte Position, die von Plewna, dank dem Ungeschick der Russen, eine so große Rolle gespielt hatte, während die veralteten Festungen kaum zur Sprache kamen, erinnerte man sich, daß ja auch eigentlich Sewastopol keine richtige Festung und Düppel nur eine provisorische Anlage gewesen sei. In allen diesen Fällen hatte sich der Angreifer, ob immer mit Recht oder Unrecht, war ja gleichgültig, veranlaßt gesehen, eine förmliche Belagerung durchzuführen, in allen diesen Fällen hatte die Besatzung einen langen Widerstand geleistet und hatte der Armee des Gegners eine Entscheidung an diesem Punkte aufgezwungen. Man folgerte: wenn die Armee imstande ist, sich im Laufe des Kriegs an irgendeinem ihr günstig erscheinenden Punkt eine Befestigung anzulegen, welche einen derartigen Erfolg des langen Widerstandes zu erringen geeignet ist, so — brauchen wir keine Festungen mehr im Frieden zu bauen; die befestigten Positionen können sie vollständig ersetzen. Daß man hiebei eines durch ein anderes ersetzen wollte, welches bezüglich der Mittel und des Zweckes grundverschieden war, das berührte man nicht, daß man der Armee ihre Bewegungsfreiheit raubte, anstatt sie ihr zu sichern, das ließ man unerörtert, und daß man an Stelle der einen „Mausefalle", der Festung, die doch nur in dem unglücklichen Falle von Metz der unglücklichen Führung zuzuschreiben war, eine andere Mausefalle einführte, welche die Armee mit viel größerer Wahrscheinlichkeit vernichtete, daran dachte man gar nicht.

Niemand ergriff diese Idee mit größerem Behagen, als der Steuerzahler, denn von etwaigen Friedensvorbereitungen und Beschaffungen sprach kein Mensch, die Türken hatten ja auch nichts vorbereitet, und Plewna kostete also gar nichts, die Friedensfestungen, die man wahrscheinlich niemals brauchte, aber recht viel Geld. Merkwürdigerweise es, daß man auch in der Armee sich für die Idee zu begeistern anfing. Man sollte meinen, dem frischen offensiven Geiste der Armee hätte es wenig zusagen können, daß in Zukunft nicht mehr

der gesicherte Besitz der wichtigen Punkte ihr Bewegungsfreiheit gewährte, sondern daß sie sich selbst die Festungen erbauen, mit riesiger Anstrengung Befestigungen herstellen, in diese sich einschließen und ihre Thätigkeit durch die Maßnahmen des Gegners sich vorschreiben lassen sollte. Was bisher nur als ein Hülfsmittel im äußersten Nothfall angesehen wurde, das mußte ja beinahe zur Regel werden für die Armee, die auf die Vertheidigung angewiesen war, wenn sie keine Festungen mehr besaß. Aber auch dieses ist erklärlich. Die Siegesgewißheit von 1870/71 hielt noch vor. Man dachte gar nicht an die Möglichkeit, im eigenen Lande defensiv sich schlagen zu müssen; jenseit der Grenze, im Feindesland, galt es im Siegeslauf vorzudringen; da brauchte man weder Festungen, noch Positionen. Es ist aus gar mancherlei Vorkommnissen zu schließen, daß man über der Vorbereitung der Instrumente für Offensive und für Feldschlachten den Gedanken an etwaigen Bedarf von Hülfsmitteln der Defensive gar nicht aufkommen ließ.

Als nun gar die Einführung der Sprengstoffgranaten unsre Festungen plötzlich vollständig zu entwerthen schien, als andrerseits die Konstruktion transportabler Geschützpanzer ein Material zur Verfügung stellte, welches, wesentlich widerstandsfähiger als das der Feldarmee, der Armee mittelst der Eisenbahn überallhin folgen konnte, da war die Begeisterung für die „mobile Festung" in hellen Flammen. Man hielt es für unnütze Mühe, die Festungen für die neuen Angriffsmittel brauchbar umzugestalten, denn einestheils bezweifelte man die Möglichkeit, andrerseits die Zweckmäßigkeit von Maßregeln, die im besten Falle binnen kurzem durch weitere Fortschritte der Artillerie wieder hinfällig werden würden. Man hielt es andrerseits für ein glänzendes Resultat der fortgeschrittenen Technik, daß man die wichtigsten Bestandtheile der Festung in Magazinen aufgespeichert in Vorrath halten, im Bedarfsfall auf die Eisenbahn laden und an jedem beliebigen Punkte aufbauen könne. Daß hiebei immer zunächst nur an Positionsbefestigungen gedacht, daß immer die Feldarmee mit Handhabung und Vertheidigung dieses Apparats belastet werden müsse, davon sprach man nicht, um das glänzende Bild der Zukunftsfestung nicht zu trüben. Daß man die Mittel der permanenten Befestigung nicht hinreichend glaubte, um den modernen Geschützen die Stirne zu bieten, daß man aber von den auf Eisenbahnwagen transportirten leichten Panzern und von Erdschüttungen, welche binnen wenigen Tagen hergestellt, von Unterkunftsräumen, die lediglich aus Holz und höchstens Wellblechtafeln zusammengesetzt wurden, erwartete, sie würden diesem Zweck besser genügen, das beirrte Niemand in der Veranschung an dem verlockenden Phantasiegemälde.

Es war anzunehmen, daß der Mann, welcher diese Bewegung angeregt und durch seine Schriften in die weitesten Kreise eingeführt hatte, daß Major Scheibert nun mit wohldurchdachten und bis in die technische Einzelheit ausgearbeiteten Vorschlägen hervortreten würde, wie man eine solche „mobile Festung" erbauen, welche Mittel man dafür bereitstellen, welcher Transportmittel man bedürfen, welche Zeit und Arbeitskraft man in Rechnung stellen müsse, um die nach seiner Idee vorbereitete mobile Rüstung dort, wo die Armee sie gebrauchen würde, herzustellen; man konnte die Mittheilung von Projekten erwarten, welche die Ausführbarkeit seiner Ideen darzulegen und sie ins Praktische zu übertragen geeignet wären. Denn ebenso wie man von Kanonen und Gewehren, von Telegraphenlinien und Eisenbahnen nicht nur sich schöne Vorstellungen machen muß, sondern sie nach praktisch erprobten und kriegstüchtigen Modellen beschafft, die Menschen, die sie zur Anwendung bringen sollen, organisirt und geübt, die Truppenführung mit ihrer Verwendung vertraut gemacht haben muß, so ist es doch nicht minder wichtig, dies neue, immerhin etwas schwerfällige und nicht ganz leicht zu handhabende Rüstzeug, welches die mobile Festung erforderlich machen würde, zu beschaffen, damit umgehen zu lernen und die Leitung damit rechnen zu lehren. Aber davon geschah nichts! Es blieb bei allgemeinen Erörterungen, schwunghaften Verherrlichungen der neuen Kriegführung, für die man einen Scharnhorst Gneisenau, Clausewitz und Moltke als Bundesgenossen in Anspruch nahm, während man die Idee der im Frieden erbauten Festung der veralteten Kriegführung beigesellte, die durch diese Führer auf dem Felde der Strategie längst in die Ecke gestellt sei. Kurz! man trat einer näheren Beleuchtung des „Wie?" und „Womit?" nicht näher, sondern begnügte sich mit echt dilettantischen Phrasen allgemeinster Natur.

Ja! sollte denn im Falle des Krieges das nöthige Material aus der Erde wachsen? oder wollte man wirklich, um dem berauschenden Vorbild von Plewna ganz getreu zu folgen, den Truppen überlassen, sich die Mittel zur Herstellung der Position selbst zu schaffen? Wenn man von Verwendung der Panzer und anderer neuer technischer Materialien so viel redete, glaubte man denn, Gruson würde für den Bedarfsfall Hunderte von Fahrpanzern auf Lager halten und die Feldarmee werde mit ihnen umzugehen wissen, wie mit ihrem Feldgeschütz?

Da endlich, im Jahr 1892, erschien eine „erste durchgreifende taktische Untersuchung über das Auftreten mobiler Panzer im Feld- und Festungskriege" unter dem Titel „Angriff und Vertheidigung moderner Panzerbefestigungen". Hierin war also die Verwendung der mobilen Panzer zur Herstellung von Positionen als Ersatz permanenter Festungen mit vollstem Bewußtsein behandelt, letztere einer scharfen Kritik unterzogen und als unbrauchbar für die moderne Kriegführung verworfen, dagegen die mit mobilen Panzerfronten verstärkte, erst im Bedarfsfalle hergestellte „mobile Festung" als Festung der modernen Kriegführung hingestellt. Es ist nicht von einer Armeestellung, sondern von einer Festungsimprovisation die Rede, denn nicht eine vertheidigende Armee, sondern eigentlich nur Artilleristen sind es, welche in dieses neue Rüstzeug hineingesteckt werden. Der Verfasser unterscheidet ganz bestimmt die Anwendung von Fahrpanzern in den Positionen der Feldarmee von ihrer Anwendung in der Panzerfrontfestung.

Es war aber nicht der Ingenieuroffizier, nicht Major Scheibert, der diesen Entwurf ausgearbeitet hatte, sondern ein Schweizer Offizier, Hauptmann Meyer, und daß er nicht ganz im Sinne Scheiberts geschrieben hat, ist ihm wahrscheinlich gar nicht bewußt gewesen. Denn Letzterer will nicht eine mit möglichst geringen Kräften zu haltende Befestigung an Stelle der Festung setzen, sondern eine durch die Armee vertheidigte Position, wie es früher erörtert wurde. Da er hiefür niemals greifbare Vorschläge gemacht hat, alle seit 1892 bearbeiteten und veröffentlichten Projekte sich aber der improvisirten Festung zuwenden und bestrebt sind, für mangelnde permanente Festungen solche und nicht Armeestellungen zu improvisiren, können wir Scheibert nun verlassen und uns diesen Vorschlägen zuwenden.

Wir haben gesehen, daß die Aufgabe der improvisirten Festung niemals gleichwerthig zu jener der permanenten Festung hingestellt werden, daß von ihr also nicht die Durchführung des Widerstands und Kampfs gegen die schweren Angriffsmittel einer Belagerungsarmee unter allen Umständen verlangt werden darf. Einer Bedingung aber muß sie genügen, nämlich jeden Angriff der Feldarmee mit den dieser zu Gebote stehenden Mitteln unbedingt Widerstand leisten zu können. Hiemit ist nicht gesagt, daß die improvisirte Festung (und ebenso die befestigte Armeestellung) nicht auch eine erhöhte Bedeutung und Widerstandskraft unter besonders

günstigen Verhältnissen gewinnen könnte. Aber selbst die so viel niedriger bemessene Aufgabe ist so schwer zu lösen den in neuer Zeit der Feldarmee zur Verfügung stehenden Streitmitteln gegenüber, daß man wohlthut, zunächst sie allein ins Auge zu fassen, denn man erinnere sich, daß die Feldarmeen aller Staaten jetzt bespannte schwere Geschütze mit sich führen und Explosivgeschosse zur Anwendung bringen. Nun verlangt der Widerstand gegen diese Angriffsmittel eine solche Verstärkung der Eindeckungen für alle Truppen und Kampfmittel, welche im Feuer ausdauern müssen, und nun ist die Haltbarkeit der Stellung so durchaus abhängig von der Ausdauer dieser Deckungen und von dem Ausharren der Besatzung in ihnen, daß das erste Hauptaugenmerk lediglich darauf zu richten ist, die Aufgabe zu lösen, wie Sicherheitsbesatzung der Werke und Geschützarmirung zur Beherrschung des Intervalle schußsicher unterzubringen ist. Denn der gewaltsame Angriff, der Sturm, welcher der Artilleriebeschießung folgt, muß die Vertheidiger hinter der Brustwehr, die Geschütze fertig zum Feuern vorfinden. Die Sturmsicherheit, durch eine minimale Besatzung gewährleistet, das ist die erste, die zunächst zu fordernde einzige Aufgabe der improvisirten Festung.

Auffallenderweise verlieren fast alle Vorschläge, die seit 1892 gemacht worden sind, diesen Gesichtspunkt aus dem Auge; sie behandeln alle die Kampfbatterien, welche den Geschützstreit aufzunehmen und mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen imstande sein sollen, als einen nothwendigen integrirenden Bestandtheil und übersehen, daß es schon außerordentlich schwierig ist, die für die Intervallflankirung nöthigen Geschütze zur Stelle zu schaffen, daß aber die allergünstigsten Umstände es nur ermöglichen können, 300 bis 500 schwere Kampfgeschütze und ihre Munition zu beschaffen. Und wenn nicht die Mittel in vollem Maße vorhanden sind, wenn nur eine kleine Zahl beschafft werden kann, so hat es recht wenig Werth, diese ins Feuer zu schicken. Ich glaube, hierin eine Folge des übermäßigen Einflusses erblicken zu müssen, welchen die Artillerie eine Zeit lang auf dem Gebiet des Festungskriegs sich angeeignet hatte; man hat sich an den Gedanken gewöhnt, daß sie die ausschlaggebende, die die Entscheidung herbeiführende Waffe im Festungskrieg sei und daß dementsprechend alles lediglich auf die Durchführung der Artillerieschlacht zugeschnitten werden müsse. Diese Zeit ist vorüber und mit der richtigen Bewerthung des Antheils der Artillerie wird man auch die Maßnahmen des Vertheidigers in dieser Beziehung auf das richtige Maß beschränken.

Hauptmann Meyer geht in dieser Beziehung am weitesten. Seine Panzerfront besteht lediglich aus Gruppen von Schnellfeuergeschützen in Fahrpanzern und Schnellladehaubitzen in transportablen Panzern (die in einzelne Theile zerlegt herangeschafft und binnen weniger Stunden zusammengesetzt werden können). Sie ist eine reine Artilleriestellung ohne jegliche Betheiligung der Infanterie. Erst in einem späteren modifizirten Entwurf (1893) hat er auch diese Waffe in kleinen von der Artillerie geschiedenen Posten betheiligt. Die Sturmfreiheit soll lediglich durch die — leichten — Schnellfeuerkanonen gewährleistet werden, welche die sie umgebenden Hindernißlinien ebenso wie sich gegenseitig (sie stehen ja in schußsicheren Panzern) mit Schnellfeuer überschütten. Wenn das immer in der richtigen Richtung geschieht, ist es gewiß recht wirkungsvoll, da aber die in jedem Panzer sitzenden zwei Artilleristen lediglich auf ihre eigene Beobachtung angewiesen sind und hiezu nur die kleine Minimalscharte benutzen können, so ist mehr als wahrscheinlich, daß sie immer in der falschen Richtung schießen. Dieser Umstand allein läßt den Entwurf als unannehmbar erscheinen.

Meyer ist auch isolirt geblieben. Jedenfalls ist ihm zu danken, daß er als erster einen Versuch machte, das verschwommene Bild der mobilen Festung zu fixiren und gleichzeitig zu beweisen, daß die Lösung der Aufgabe nicht so leicht sei.

Alle späteren Vorschläge kombiniren Infanterie und Artillerie, behandeln aber sämmtlich die Kampfartillerie als einen integrirenden Bestandtheil und erschweren sich die Aufgabe hiedurch in unnützer Weise; denn, wie gesagt, in Wirklichkeit wird man aus Mangel an Geschützen ganz von selbst auf die Herstellung einer möglichst sturmfreien Infanteriestellung beschränkt sein. Je nach der persönlichen Ansicht und den in seinem Lande verfügbaren Mitteln will der Eine Panzergeschütze verwenden, der Andere erklärt sie für wünschenswerth, aber unerreichbar, und ein Dritter verwirft sie vollständig. Alle diese Vorschläge waren nicht hinreichend durchgearbeitet und entbehrten vor allem einer zuverlässigen Berechnung des Zeitaufwandes und des Arbeiterbedarfs, um eine Befestigung herzustellen. Und eine Klärung dieser Frage ist überaus wichtig. Denn ebenso sicher als die Nothwendigkeit einer Festungsimprovisation sich in jedem Kriege fühlbar machen kann, ebenso sicher ist aus geschichtlichen Vorgängen zu folgern, daß es bisher noch fast immer an der Vorbereitung der Mittel, an Zeit und an Arbeitskräften gefehlt hat, um sie rechtzeitig fertig zu stellen. Nur wenn man klaren Auges die Bedürfnisse übersieht, nur wenn man sie ebenso wie die Bedürfnisse des Feldkrieges im Frieden gewissenhaft vorbereitet, hat man die Aussicht, Festungsimprovisationen auch schaffen zu können im Bedarfsfalle. Und um diese Nothwendigkeit durch geschichtliche Beispiele zu erhärten, um die Möglichkeit zu untersuchen, eine Festung zu improvisiren und um die Mittel festzustellen, welche hiezu im Frieden unbedingt bereitgestellt werden müssen, hat sich endlich — nicht ein Anhänger der Idee von der mobilen Festung, sondern ihr gefährlichster Gegner, Oberstlieutenant Wagner, der Aufgabe unterzogen, diesen Gegenstand in seinem Buche „Ueber provisorische Befestigung und Festungsimprovisationen" der eingehendsten Untersuchung und Besprechung zu unterziehen, sowie einen Entwurf für eine improvisirte Festung zu bearbeiten.

In diesem hochbedeutenden Buche wird rechnerisch nachgewiesen, welche enorme Arbeitsleistung die zwei als Beispiele herangezogenen Vorschläge von Meyer und Buinitzki erfordern und in dem eigenen Vorschlag nachgewiesen, welche für die durchaus unentbehrlichen Bauausführungen nothwendigen Materialien und Arbeitskräfte vorgesorgt werden müssen, um die Herstellung der improvisirten Festung überhaupt zu ermöglichen.

Oberstlieutenant Wagner läßt die Aufstellung von Kampfgeschützen — so schätzenswerthen Kraftzuwachs die Stellung dadurch auch erhielte — als nicht unbedingt nothwendig zur Lösung der gestellten Aufgabe, ganz aus dem Spiele. Er bildet seine Vertheidigungsstellung aus selbständigen Infanteriewerken, deren Vertheidigung durch Schnellfeuerkanonen in neuesten Gruson'schen transportablen Panzerkonstruktionen unterstützt wird, während die Intervallflankirung nicht nur diesen, sondern als Hauptaufgabe einer Art Traditorbatterien zufällt, welche aus Haubitzpanzern gebildet werden. Zwischenwerke vervollständigen den Gürtel und die Intervallbefreichung. Für die sichere Unterkunft der Besatzung ist in geschicktester Weise durch Einbauten in einem inneren Graben gesorgt, welche auf Wellblechschalung in Beton hergestellt werden.

„Da hilft kein Maulspitzen — das will gepfiffen sein", das ist das Motto, welches Wagner seinem Buche sehr bezeichnend voranschickt und welches mit anderen Worten heißt: Mit den allgemeinen Phrasen über mobile Festungen ist's nicht gethan, man muß die Mittel präzisiren, wie sie auszuführen sind. Wenn man aber diese Mittel kennt, so

Digitized by Google

ist es durchaus nöthig, auch ihrer Beschaffung näher zu treten und die Festungsimprovisation ebenso wie den Feldkrieg vorzubereiten. Hat man die Mittel, so können diese ebenso gut einer befestigten Armeestellung zugute kommen. Hat man sie nicht, so ist beides unausführbar. Diese Mittel aber sind Geschützpanzer, Hindernißmittel- und Betonmaterial, kurz ein Befestigungspark; und ferner das nothwendige Personal, d. h. Ingenieuroffiziere und Pioniere, welche nicht der Feldarmee entzogen werden dürfen (wie Festungspionierkorps) und Arbeiterformationen, die nach dem Vorschlag des österreichischen General Killicher sich sehr wohl im Frieden organisiren lassen. Denn auf die Hülfe großer Bauunternehmer zu rechnen, ist Sache desjenigen, der noch nicht im Ernstfall darauf angewiesen gewesen ist. Die Armee muß ihre Bedürfnisse selbst bestreiten, auch in dieser Beziehung, das lehrt uns die moderne Kriegführung.

Daß Wagners Festungsimprovisation etwas ganz anderes ist als Scheiberts mobile Festung als Ersatz der permanenten, liegt auf der Hand; aber sie hat die letzte hoffentlich für immer aus der Welt gefördert und das Fundament geschaffen, auf dem die Festungsimprovisation mit vorbereiteten Mitteln in Zukunft ins Leben treten kann.

Harmonie und Symmetrie. [1])

Die Thatsache, daß es Töne gibt, die angenehm zusammenklingen, ist seit altersher bekannt. Schon Pythagoras (540—500 v. Chr.) wußte, daß der Ton einer Saite von bestimmter Spannung in die Oktave umschlägt, wenn man die Saitenlänge auf die Hälfte, in die Quinte, wenn man sie auf zwei Drittheile verkürzt und daß dann der erstere Grundton mit den beiden anderen konsonirt. Er wußte überhaupt, daß dieselbe Saite bei gleicher Spannung konsonirende Töne gibt, wenn man ihr nach und nach Längen ertheilt, welche in sehr einfachen Zahlenverhältnissen stehen, sich etwa wie 1 : 2, 2 : 3, 3 : 4, 4 : 5 u. s. w. verhalten. Den Grund dieser Erscheinungen vermochte er nicht zu finden.

Euklid erklärte die Konsonanz richtig als die Mischung zweier Töne und die Dissonanz als die Unfähigkeit derselben, sich zu mischen. Unter den folgenden Forschern wußte keiner eine befriedigendere Lösung zu geben. Selbst Euler findet die Quelle der Harmonie in der von der Seele mit Vergnügen wahrgenommenen Ordnung unter den Schwingungszahlen. Rameau und D'Alembert (1717 bis 1783) rückten der Wahrheit näher. Sie wußten, daß jeder musikalisch brauchbare Klang neben seinem Grundton noch die Duodezime und die nächst höhere Terz hören lasse, daß ferner die Aehnlichkeit zwischen Grundton und Oktave allgemein auffalle. Hienach mußte ihnen das Hinzufügen der Oktave, Quinte, Terz u. s. w. zum Grundton als natürlich erscheinen.

Nach Mach hat erst Helmholtz die Harmonie richtig erklärt, indem er die Konsonanz als den Zusammenklang ohne merkliche Schwebungen auffaßte. Töne, die nicht zusammenklingen, haben im Gegensatz dazu ihren unangenehmen Eindruck den Schwebungen zu verdanken. Das Zustandekommen der letzteren macht Mach auf folgende Weise anschaulich. Er sagt: Betrachten Sie eine Stimmgabel. Dieselbe gibt angeschlagen einen ganz glatten Ton. Schlagen Sie aber zu dieser Gabel eine zweite, etwas höhere oder tiefere an, welche für sich allein ebenfalls einen ganz glatten Ton gibt, so hören Sie, sobald Sie beide Gabeln zusammen auf den Tisch stemmen oder beide vor das Ohr halten, keinen gleichmäßigen Ton mehr, sondern eine Anzahl von Tonstößen. Diese Tonstöße werden rascher, wenn der Unterschied der Tonhöhen größer wird. Man nennt diese Tonstöße, welche für das Ohr sehr unangenehm werden, wenn sie etwa 33mal in der Sekunde stattfinden, Schwebungen.

Immer, wenn von zwei gleichen Tönen einer gegen den anderen verstimmt wird, entstehen Schwebungen. Ihre Zahl wächst mit der Verstimmung und sie werden gleichzeitig unangenehmer. Diese Rauhigkeit erreicht ihr Maximum bei etwa 33 Schwebungen in der Sekunde. Bei weiterer Verstimmung und noch größerer Zahl der Schwebungen nimmt dies Unangenehme wieder ab, so zwar, daß Töne, welche in ihrer Höhe bedeutend verschieden sind, keine beleidigenden Schwebungen mehr geben.

Um sich das Zustandekommen der Schwebungen einigermaßen klar zu machen, nehme man zwei Metronome zur Hand und stelle dieselben nahezu gleich ein. Man kann geradezu beide gleich einstellen und braucht deßhalb nicht zu fürchten, daß sie auch wirklich gleich schlagen. Die im Handel vorkommenden Metronome sind schlecht genug, um bei Einstellung auf gleiche Skalentheile merklich ungleiche Schläge zu geben. Setzt man nun diese etwas ungleich schlagenden Metronome in Gang, so bemerkt man leicht, daß ihre Schläge abwechselnd bald aufeinander, bald zwischeneinander fallen. Die Abwechslung ist desto rascher, je verschiedener der Takt beider Metronome.

In Ermangelung von Metronomen kann man das Experiment mit zwei Taschenuhren ausführen.

Auf ähnliche Weise entstehen die Schwebungen. Die taktmäßigen Stöße zweier tönenden Körper fallen bei ungleichen Tonhöhen bald aufeinander, bald zwischeneinander, wobei sie sich abwechselnd verstärken und schwächen. Daher das stoßweise unangenehme Anschwellen des Tones.

An einer Klaviatur mit verschiebbaren Leisten hat Mach den Einfluß der Schwebungen demonstrirt und dadurch gezeigt, daß nur solche Klänge konsoniren, welche einen Theil ihrer Partialtöne gemeinsam haben. Natürlich wird man an solchen Klängen, auch wenn sie nacheinander angegeben werden, eine gewisse Verwandtschaft erkennen. Denn der folgende erregt eben, der gemeinsamen Obertöne wegen, zum Theil dieselbe Empfindung wie der vorhergehende. Am auffallendsten ist dies bei der Oktave. Wenn die Skale bei der Oktave anlangt, glaubt man in der That den Grundton wieder zu hören. Die Grundlagen der Harmonie sind also auch jene der Melodie.

Konsonanz ist Zusammenklang ohne merkliche Schwebungen! Dieser Grundsatz genügt, um in die Lehren des Generalbasses eine wunderbare Ordnung und Konsequenz zu bringen. Die Kompendien der Harmonielehre, welche bisher an Feinheit der Logik — Gott sei's geklagt — den Kochbüchern wenig nachgeben, werden ungemein klar und einfach. Noch mehr! Viel von dem, was geniale Musiker wie Palestrina, Mozart, Beethoven unbewußt richtig getroffen, worüber bisher kein Lehrbuch Rechenschaft zu geben vermochte, erfährt durch obigen Satz seine Begründung.

Aehnlich wie hier eine gewisse Wiederholung von Tönen einen angenehmen Eindruck auf das Ohr hervorruft, erweckt eine bestimmte Wiederkehr von Formen in unserm Auge eine günstige Vorstellung. Dies führt uns zu dem zweiten Begriff, dessen Erläuterung den populären Vorlesungen Machs entnommen wird, zur Symmetrie.

Symmetrisch sind jene Gegenstände, welche man durch eine Ebene so in zwei Hälften zerlegen kann, daß jede Hälfte das Spiegelbild der anderen in der spiegelnden Theilungsebene sein könnte.

Ist die Symmetrieebene vertikal, so kann man sagen, der Körper sei von vertikaler Symmetrie. Ein Beispiel dafür ist ein gothischer Dom.

[1]) Nach: Prof. Dr. E. Mach: „Populär-wissenschaftliche Vorlesungen". 2. unveränderte Auflage. 46 Abbildungen. 344 S. Leipzig. Johann Ambrosius Barth 1897.

Iſt die Symmetrieebene horizontal, ſo wollen wir den betreffenden Gegenſtand horizontal ſymmetriſch nennen. Eine Landſchaft an einem See nebſt ihrem Spiegelbilde in dem See iſt ein Syſtem von horizontaler Symmetrie.

Hier zeigt ſich nun ſofort ein bemerkenswerther Unterſchied. Die vertikale Symmetrie eines gothiſchen Domes fällt uns ſofort auf, während man am Rhein auf und ab reiſen kann, ohne die Symmetrie zwiſchen Bild und Gegenſtand recht gewahr zu werden. Die Vertikalſymmetrie iſt gefällig, während die Horizontalſymmetrie gleichgültig iſt und nur von dem erfahrenen Auge bemerkt wird.

Während man ferner die Umkehrung von rechts nach links meiſt gar nicht merkt, verhält ſich das Auge nicht ſo gleichgültig gegen eine Umkehrung von oben nach unten. Ein von oben nach unten umgekehrtes menſchliches Geſicht — ſagt Mach — iſt kaum als ſolches wiederzuerkennen und hat etwas durchaus Fremdes. Dies liegt nicht nur in der Ungewohnheit des Anblickes, denn es iſt ebenſo ſchwer, eine umgekehrte Arabeske, bei welcher die Gewohnheit gar nichts zu ſagen hat, wiederzuerkennen. Hierauf beruhen die bekannten Scherze, welche man ſich mit den Portraits unbeliebter Perſönlichkeiten erlaubt, die man ſo zeichnet, daß bei aufrechter Stellung des Blattes ſich ein getreues Konterfei, bei Umkehrung desſelben aber irgend ein populäres Thier präſentirt.

Die beiden Hälften einer vertikal ſymmetriſchen Figur rufen nach Mach deßhalb gleiche Empfindungen hervor, weil unſre beiden Augen ſelbſt ſymmetriſch ſind.

So ähnlich ein Auge auch äußerlich dem andern iſt, ſo ſind ſie doch nicht gleich. Das rechte Auge des Menſchen kann die Stelle des linken nicht vertreten, ſo wenig wie wir unſre beiden Ohren oder Hände vertauſchen können. Man kann künſtlich die Rolle der beiden Augen vertauſchen und befindet ſich dann ſofort in einer neuen, ganz ungewohnten Welt. Alles Erhabene erſcheint uns dann hohl und alles Hohle erhaben, das Fernere näher, das Nähere ferner u. ſ. w.

Das linke Auge iſt das Spiegelbild des rechten, und namentlich iſt die lichtempfindende Netzhaut des linken Auges in allen ihren Einrichtungen ein Spiegelbild der rechten Netzhaut.

Die gefällige Wirkung der Symmetrie beruht nun, wie Mach erläutert, auf einer Wiederholung der Empfindungen auf der Netzhaut. Den Zuſammenhang zwiſchen Symmetrie und Harmonie ſchildert Mach in ſeinem für den Phyſiker wie für den Philoſophen gleich reichhaltigen Buch in folgendem Bilde:

Betrachten Sie ein Klavier im Spiegel.

Sie werden leicht bemerken, daß Sie ein ſolches Klavier in Wirklichkeit noch nicht geſehen haben, denn es hat ſeine hohen Töne links, ſeine tiefen rechts. Ein ſolches Klavier wird nicht gebaut.

Wenn Sie nun an ein ſolches Spiegelklavier hintreten und in Ihrer gewöhnlichen Weiſe ſpielen wollten, ſo würde offenbar jeder Tonſchritt, den Sie nach oben auszuführen meinen, ein ebenſo großer Tonſchritt nach unten ſein. Der Effekt wäre nicht wenig überraſchend.

Für den geübten Muſiker, welcher gewohnt iſt, beim Anſchlag beſtimmter Taſten auch beſtimmte Töne zu vernehmen, iſt es ſchon ein ſehr frappantes Schauſpiel, dem Spieler im Spiegel zuzuſehen und zu beobachten, wie er gerade immer das Gegentheil von dem thut, was man hört.

Noch merkwürdiger aber wäre der Effekt, wenn Sie verſuchen würden, auf dem Spiegelklavier eine Harmonie anzuſchlagen. Für die Melodie iſt es nicht einerlei, ob ich einen Tonſchritt hinauf oder den gleichen hinab ausführe. Für die Harmonie kann ein ſo großer Unterſchied durch die Umkehrung nicht entſtehen. Ich behalte immer die gleiche Konſonanz, ob ich zu einem Grundton eine Ober- oder Unterterz hinzufüge. Nur die Ordnung der Intervalle einer Harmonie wird umgekehrt.

In der That, wenn wir auf dem Spiegelklavier einen Gang in Dur ausführen, vernehmen wir einen Klang in Moll und umgekehrt.

Für den mathematiſch Gebildeten fügt Mach noch hinzu, daß unſre Notenſchrift im weſentlichen eine graphiſche Darſtellung des Muſikſtückes in Form von Kurven iſt, wobei die Zeit als Abſciſſe, der Logarithmus der Schwingungszahl als Ordinate aufgetragen wird. Die Abweichungen der Notenſchrift von dieſem Prinzip ſind nur ſolche, welche entweder die Ueberſicht erleichtern, oder einen hiſtoriſchen Grund haben.

Wenn man nun noch bemerkt, daß auch die Empfindung der Tonhöhe proportional geht dem Logarithmus der Schwingungszahl, ſowie daß die Taſtenabſtände den Differenzen der Logarithmen der Schwingungszahlen entſprechen, ſo liegt darin die Berechtigung, die im Spiegel geleſenen Harmonien und Melodien in gewiſſem Sinne ſymmetriſch zu den Orginalen zu nennen.

Mach zeigt in ſeinen populären Vorleſungen ſo recht, wie durch die geeignete Wahl des Gegenſtandes die Romantik und Poeſie der Forſchung dem Hörer fühlbar gemacht werden. „Hiezu iſt nur nöthig, daß man das Anziehende und Spannende eines Problems darlegt und zeigt, wie durch das von einer unſcheinbaren Aufklärung ausſtrahlende Licht zuweilen weite Gebiete von Thatſachen erleuchtet werden."

Dr. Ludwig Karell.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Kgl. Akademie der Wiſſenſchaften. Sitzung vom 5. Febr. 1898. I. Philoſophiſch-philologiſche Klaſſe. Prof. Dr. v. Wölfflin legt Heft 4 des X. Bds. des „Archivs für lateiniſche Lexikographie" vor. Prof. Dr. Kuhn referirte über eine Abhandlung von Berth. Lauler: „Studien zur Sprachwiſſenſchaft der Tibeter", und die Klaſſe genehmigte deren Aufnahme in die Sitzungsberichte. Prof. Dr. v. Müller hielt einen Vortrag: „Studien zum Attiſchen Staatsrecht II. Ueber die geſetzgeberiſche Thätigkeit des Drakon." Der Vortrag erſcheint zuſammen mit dem in der Sitzung vom 4. Dez. v. J. gehaltenen Vortrage: „Ueber die Namen der vier joniſchen Phylen" in den Sitzungsberichten. — II. Mathematiſch-phyſikaliſche Klaſſe. Prof. Dr. Selenka hielt einen Vortrag: „Ueber die Architektur des Orangutan-Schädels", welcher anderweit zur Veröffentlichung gelangen wird. Prof. Dr. v. Lommel machte Mittheilung: „Ueber aus Kalkſpat und Glas zuſammengeſetzte Nikol'ſche Prismen" und legte eine Abhandlung vor von Prof. Dr. Paul Gtan in Berlin: „Theoretiſche Unterſuchungen über elaſtiſche Körper und Elektrizität." Beide Aufſätze wurden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte beſtimmt. — III. Hiſtoriſche Klaſſe. Vorträge hielten: Geh. Rath Dr. v. Heſner-Alteneck über: „Seepter der Univerſität Heidelberg, geſchenkt von dem Gründer derſelben, Kurfürſt Rupprecht dem Rothen von der Platz, 1388", welcher Vortrag in den akademiſchen Schriften nicht veröffentlicht wird, und Dr. H. Simonsfeld: „Hiſtoriſch-diplomatiſche Forſchungen zur Geſchichte des Mittelalters: III. Ueber die Formelſammlung des Rudolf von Tours. IV. Zur Geſchichte der Stadt Wels." Der Vortrag erſcheint mit einer photographiſchen Beilage in den Sitzungsberichten.

* Münchener Anthropologiſche Geſellſchaft. Die letzte Sitzung fand am 28. Januar unter dem Vorſitz des Hrn. Profeſſors Dr. J. Ranke ſtatt. Nach der Proklamirung neuer Mitglieder erhielt das Wort Hr. Gymnaſiallehrer Dr. Zimmerer zu ſeinem Vortrage: Ueber die Beoölkerung von Kleinaſien. Außer einigen kleinen Spezialkarten exiſtirt bis jetzt keine ethnologiſche Karte von Kleinaſien. Nach einer Ueberſicht über die bisherigen Anſchauungen

von der Bevölkerung Kleinasiens stellt Zimmerer als prinzipielle Forderung auf, daß zu einem ethnologisch zwingenden Beweis drei Bedingungen gehören: die somatische Gleichung mit todtem und lebendem Material, wozu auch die Kunstdenkmale zu rechnen sind, die sprachliche Kongruenz, die nicht nur aus den Inschriften, sondern auch aus der historischen Sprachvergleichung mit Rückschlüssen besteht, endlich der historische Thatbestand, der auch kultur- und literarhistorisch den Schleier von den Beziehungen der Völkergruppen, ihr Eintreten in die Geschichte, ihre Wanderungen und Wandlungen lüftet und zeigt. Diese Forderungen sind bisher nicht erfüllt, insbesondere ist von anthropologisch-ethnographischer Seite im Zusammenhang noch nichts geleistet worden. Wir müssen erst abwarten, bis der Berufene auf diesem Gebiete, Felix v. Luschan, sein großes Werk über diesen schwierigen Gegenstand abgeschlossen und veröffentlicht hat. Die in der biblischen Völkertafel (1. Mos. 10) unter den Söhnen Kanaans genannten Hethiter sind für die älteste Geschichte Kleinasiens von ganz besonderer Bedeutung. Bis nach 1500 v. Chr. saßen sie nach M. Müller noch in Kappadokien, sie drangen südlich niemals über das obere Orontesthal hinaus. Auf den ägyptischen und hethitischen Abbildungen finden wir stets ein von den Semiten scharf unterschiedenes Volk, charakterisirt durch ihre regelmäßige Vortlosigkeit und die Haartracht — das Haar ist viel länger als das der Semiten, es steht nicht in runder Masse vom Kopfe ab, sondern fällt in langen Strähnen bis über das Schulterblatt. Bewaffnet sind sie wie die Kaukasusvölker. Sie haben längliche, leicht gekrümmte Nasen, zurückliegende Stirn, massive Backenknochen, kurzes und rundes Doppelkinn, die Hautfarbe ist sehr hell. Luschan findet in den Skulpturen von Sendschirli wie in den aller Stämme Kleinasiens einen Typus der Urbevölkerung vor mit dunklerer Hautfarbe als bei den ägyptischen Farbenbildern und mit schlichtem Haar, kurz, mit den armenischen Stammeseigenthümlichkeiten oder, wie Luschan den Typus nennt, protokappadokisch oder armenoid. Dieser Urtypus läßt sich erkennen in dem von Hommel beschriebenen sumerisch-alarodischen Typus aus südbabylonischen Funden aus der Zeit um 4000 bis 3000 v. Chr. Im Jahre 1120 v. Chr. existirte das große Hethiterreich nicht mehr, bereits im 8. Jahrhundert sind die großartigen Skulpturen von Sendschirli bereits mit altsemitischen Inschriften vergesellschaftet. Als Grenze für den Einfluß Babyloniens und Assyriens, Mediens und Persiens in Kleinasien kann nur der Halys angesehen werden. Kaum jemals im Laufe ihrer mehr als tausendjährigen Geschichte erscheint die Halbinsel in sich zu einer Staatseinheit verbunden, sondern immer nur als ein Theil großer, zugleich seemächtiger Reiche. Um das Jahr 600 sind die Einfälle der Kimmerier und Skythen bekannt. Als das ethnologisch wichtigste Volk Kleinasiens erscheint aber das Volk der Armenier (assyrisch Urartu, bibisch Ararat, selbst nennt es sich die Chaldini). Die Geschichte desselben kennen wir durch assyrische Berichte und einheimische Keil-Inschriften. Die ältesten Bewohner Armeniens sind von den späteren scharf geschieden durch die Sprache, sie gehören zur uralaltaischen Sprachfamilie. Im 6. Jahrhundert mit den Einfällen der Kimmerier und Skythen wurde Armenien mit einer völlig neuen indogermanischen Bevölkerungsschicht überzogen, die nach Kretschmer und Hommel von Thrakien und Phrygien, nach Gesser von Cilicien einwanderte. Ein iranisches Volk (mit den Persern, Afghanen, Beludschen eine Familie bildend) sind die Kurden. Anthropologisch sind sie sehr different, was wohl auf die Vielweiberei zurückzuführen ist. Von den Seldschuken vertrieben, zogen sie sich nach dem Taurus und Cilicien zurück. Als arische Gruppe erwähnt Redner die Kappadoker und Phryger und kommt dann auf die Geschichte Kleinasiens zur Zeit des Hellenismus, der persischen und der römischen Herrschaft zu sprechen, sowie auf seine Bedeutung am Anfange der christlichen Zeitrechnung bis zur Eroberung durch die Osmanen. Die Osmanen sind kein einheitlicher Typus, nicht selten findet man sogar den Araber- und Negertypus vertreten. Zum Schluß des interessanten und inhaltsreichen Vortrags konnte Dr. Zimmerer von Felix v. Luschan, Konservator des Museums für Völkerkunde in Berlin, aufgenommene und in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellte Photographien kleinasiatischer Volkstypen mittelst Skioptikons vorführen. Dieselben enthielten folgendes höchst werthvolle und anschauliche Material: 1. Zwei Schädel aus Adalia. Der kurze ist ganz typisch für die vorsemitische Urbevölkerung, die vor der semitischen Einwanderung in Syrien (deren Heros Eponymos Abraham ist) ganz Vorderasien innehatte, der lange Schädel ist typisch für die echten Semiten. 2.—6. Zwei typische Lykier, ein Tachdatschy, ein Ansarieh aus Islandernu, alle höchst typisch für die Urbevölkerung durch ihre deformirten (verkürzten) Schädel. 7. Armenier aus Aintab mit übertrieben hethitischer Nase, der Kopf durch festanliegende Kappe unbewußt leicht deformirt. 8.—9. Annere-Araber, Skaphokephal. 10. Prostituirte aus Damaskus mit höchst typischer Bemalung der Brauengegend und Verlängerung der Lidspalte durch Kohl, wie schon seit 5 Jahrtausenden in Aegypten und Vorderasien üblich. 11.—13. Priester aus Gefireh, „Apostel". 14. Bauersleute aus Gefireh. 15. Zigeuner aus Makri. 16. Kurden bei Karokusch. 17. Kurdin aus Sendschirli, der Stätte der Hethiterdenkmäler. 18. Kurdisches Mädchen aus Killis, im Nasenflügel eine Gewürznelke. 19.—20. Eunuchen aus Adalia, der eine vermuthlich ein Dinka, der andere angeblich Bornu. 21. Negermädchen aus Bornu. 22. Amme (wahrscheinlich aus Bornu), angeblich um 250 Pfd. St. gekauft. 23. Halbblutneger (der Vater Syrer, Mutter reine Negerin unbekannter Herkunft) mit der für die Gegend von Jerusalem typischen Schädeldeformation. 24. Jürükenzelt aus Lykien. 25.—28. Jürüken (jürük = Wanderer, Nomade) mit deformirten Köpfen; die Mütter pressen den Kindern mit nassen Tüchern den Kopf zusammen, um die „vornehme" Deformation zu erzeugen, die ihre Köpfe dem uralten Adel des Landes ähnlich macht. — Hierauf schilderte Hr. R. Oberhummer jun. in anregender Weise seine im Jahre 1896 mit Hrn. Dr. Zimmerer unternommene Reise durch Nordsyrien und Cilicien an den Halys, von dessen Laufe in der Nähe von Kaisarieh eine bedeutende Strecke bisher völlig unbekannt war. Dieses Gebiet zu erforschen, war die Aufgabe der beiden Reisenden. Oberhummer illustrirte seinen Vortrag durch Vorführung von Lichtbildern. Insbesondere interessirten die Photographien aus dem neuerforschten Gebiete am Halys. Durch die Thätigkeit des Wassers wurde bis zu einer Tiefe von 20—30 m der vulkanische Tuffboden ausgewaschen und es blieb nur eine reiche Fülle von Erdpyramiden stehen, welche in ihrer Form an die Dolomiten erinnern. In den Pyramiden finden sich eine Menge theils bewohnter, theils unbewohnter und ohne Hülfsmittel unzugänglicher Höhlen. Wegen der vorgeschrittenen Zeit konnten die auf der Tagesordnung stehenden Mittheilungen und Vorlagen nicht mehr gemacht werden und schloß der Vorsitzende die gut besuchte Sitzung.

-rt- **Neue Bestimmung der Sonnenkonstante.** Unter Sonnenkonstante versteht man bekanntlich die Anzahl von Wärmeeinheiten (Kalorien: 1 Kal. ist die zur Erwärmung von 1 g Wasser um 1° C nöthige Wärmemenge), welche der Flächeneinheit (1 qcm) der Erdoberfläche durch die Strahlung der Sonne bei senkrechter Incidenz in der Zeiteinheit (1 Minute) zugeführt wird. Der heute noch in den Lehrbüchern der Physik angeführte Werth für diese Konstante, den Pouillet vor etwa 60 Jahren durch Beobachtung erhalten hat, ist 1.76 Kalorien. Daß dieser Werth beträchtlich zu klein ist, ist schon seit längerer Zeit durch Untersuchungen von Violle, Langley u. A. nachgewiesen, besonders hat sich aber der französische Physiker Crova in neuerer Zeit bemüht, den Werth der Sonnenkonstanten genauer zu bestimmen. Er kam zu dem bemerkenswerthen Resultat, daß wegen der in den untersten Schichten der Atmosphäre stattfindenden starken Absorption der Wärmestrahlen die Höhe des Beobachtungsorts das Beobachtungsergebniß ganz wesentlich beeinflußt. Aus diesem Grund hat Prof. Crova bereits im Sommer 1896 versucht, die Intensität der Wärmestrahlung der Sonne durch Beobachtungen auf dem Montblanc zu bestimmen; trotz ziemlich ungünstiger Witterung konnte er aus diesen Beobachtungen den Werth der Sonnenkonstanten zu 2.9 Kalorien ableiten. In den Monaten August und September 1897 wurden die Beobachtungen auf dem Montblanc von Prof. Crova und Prof. Hansky wiederholt. Obwohl auch diesmal wieder nur wenig klare Tage zur Verfügung standen, wurde die Sonnenkonstante aus den Beobachtungen auf dem Gipfel des Mont-

blane zu rund 3.4 Kalorien erhalten. Prof. Crova glaubt übrigens annehmen zu dürfen, daß die Sonnenkonstante auf dem Gipfel des Montblanc unter besondees günstigen Umständen den Werth von 4.0 Kalorien erreichen und vielleicht sogar überscheeiten werde. Ganz den gleichen Werth, wie Prof. Ceova, fand an besonders kalten Tagen Prof. Savéllew in Kijew (3.4 Kal.); zu etwas kleineren Werthen gelangten schon frühee Langley auf dem Mount Whitney und Croua auf dem Mont Ventoux (3.0 Kal.) und in neuerer Zeit De. Rizzo auf dem Monte Roccianelone (2.5 Kal.).

„Also sprach Zaeathustea's Sohn..." Aus der Geistesgeschichte eines Modernen. Von Otto v. Leixner. Berlin, Verlag von Otto Janke. — Dee Held des Romans ist ein jungee, begabter Mann, Karl Schreinee, der, von der Nietzschekrankheit ergriffen, sich gewöhnt hat, als „Herrennatue", „Uebermensch", „Höhenmensch" verachtungsooll auf die „Allzuvielen" heeabzusehen, zu denen er auch seine verwittwete Mutter und seine sonstigen Angehörigen, sowie das Mädchen, das er zu lieben glaubt, rechnet. Er hat ein Werk: „Also sprach Zarathustra's Sohn" geschrieben, in dem er über Nietzsche hinausgeht und aus dem ee Bruchstücke in dem Verein „der Freiheeen aus eigenen Gnaden" voeliest. Als er an jenem Abend nach Hause kommt, findet ee ein Telegramm seiner Schwester vor, das ihn an das Sterbebett der Mutter ruft. Er reist ab, halb erschüttert, hald verdrießlich über die Stärung, berauscht sich unterwegs an seiner Aebeit und ist endlich davon überzeugt, daß er dem Herkommen, über das er doch hinaus zu sein sich brüstete, ein durch nichts motivirtes Opfer dringe. Er trifft seine Mutter noch lebend an, wird durch ihe Irrereden auf ein Buch aufmerksam gemacht, sucht danach und findet endlich das Ausgabenbuch der Mutter, worin jeden Monat die 150 Mark verzeichnet sind, die sie ihm gesandt hat, aber dann nur Ausgaben für Milch, Semmeln, Kartoffeln. Das fällt wie ein Blitz in seine Seele und er erkennt, daß sich seine Mutter thatsächlich süe ihn zu Tode gehungert habe. Das Nervenfieber, das ihn befällt, wird zum Ausgangspunkt eines neuen Lebens für ihn, er sieht ein, daß das Ich seine Rechte nur durchzusetzen vermag, wenn es Pflichten auf sich nimmt, er erkennt vor allem, daß das Weib in seiner Liebe bestimmt ist, die gleichberechtigte, starke, treue Gefährtin des Mannes zu sein, nicht dazu, dem flüchtigen Sinneneausch einer Stunde zum Opfer zu fallen, wie er früher glaubte. — Der Charakter ist im ganzen ziemlich glaubhaft geschildert, nur finden wir, daß sich Karl zu leicht den Argumenten seines Schwagers beugt und dessen Lebensanschauung zu gläubig als Evangelium hinnimmt. Recht banal muthet uns der Schluß an, wo Karl sofoet und in der augenfälligsten Weise für seine Rückkehr zur Tugend belohnt wied, indem er gleich zu Anfang seiner akademischen Laufbahn eine staatliche Unterstützung eehält und wir mit dem tröstlichen Bewußtsein entlassen werden, er werde dermaleinst zu den Leuchten der deutschen Hochschulen gehören.

Paul Seliger (Leipzig).

* **Karlsruhe.** Der Assistent am hiesigen Polytechnikum De. Emil Böse hat einem Rufe als Staatsgeologe nach Mexico Folge geleistet.

-x- **Dresden,** 3. Febe. Im Einverständniß mit dem evangelisch-lutherischen Landeskonsistorium hat das Kultusministerium veeoednet, daß in den evangelischen Schulen des Landes von Ostern ab die gedächtnißmäßige Einprägung einer geößeren Anzahl schwieriger Bibelsprüche und Liederverse nicht mehr gefoedert werden soll. — Das Ministerium des Innern empfiehlt in einer Veroednung den mittleren und unteeen Verwaltungsbehöeden zur Abkürzung und Erleichterung des inneren Geschäftsbetriebes die Berücksichtigung der Stenographie und speziell bei der Annahme von Diätisten die Beooezugung stenographiekundiger Beweeber.

* **Stockholm.** Am 6. Februar starb hier Professor Knud Styffe, Rektoe der hiesigen Technischen Hochschule, einer der hervorragendsten Technologen Schwedens. Sein Hauptwerk über die Elastizität und Dehnbarkeit des Eisens ist mehrfach in fremde Sprachen übertrogen worden. Styffe hat sehr viel für die Hebung der Eisen- und Stahlindustrie in seinem Vaterlande gethan.

* **London,** 10. Febr. Der englische Kunstkritiker John Ruskin feierte am letzten Donnerstag in voller Rüstigkeit seinen 79. Gebuetstag.

*§ **Madrid,** 5. Febr. Bei Santiponce in der Nähe von Sevilla hat man beim Ausschütten von Erde für den Bau einer Mauer 149 edmische Goldmünzen gefunden, die alle etwa die Geöße eines Franken haben und deren Mehrzahl den Zeiten der Kaiser Nero, Vespasian und Trajan angehören. Unter den Münzen befindet sich auch ein seltenes Exemplar aus der Zeit des Kaisers Otho, dessen Werth auf 800 Frcs. geschätzt wied. Der Gesammtwerth der Münzen soll 8000 Frcs. betragen. Dee Entdeckung wied um deßwillen auch besondere Wichtigkeit beigelegt, weil sie neue Daten in Bezug auf die Zerstörung von Italien beibeingt. Die Kommission für die Denkmäler hat die Fundstelle einer genauen Besichtigung unterzogen. — In einem andern Dorfe bei Sevilla, in Villanueva de la Cruces, hat ein Hirte eine edmische Amphora zutage gefördert, die übee 1000 Silbermünzen aus der Epoche Nero's und Augustus' enthielt.

* Die diesjäheige Jahresversammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege wird vom 14. bis 17. September in Köln stattfinden. Es sind folgende Verhandlungsgegenstände in Aussicht genommen: 1. Deutsches Seuchengesetz. 2. Ueber die Nothwendigkeit einer regelmäßigen Beaufsichtigung der Benutzung der Wohnungen und deren behördliche Organisation. 3. Die bei der Reinigung städtischer Abwässer zur Anwendung kommenden Methoden. 4. Die öffentliche Gesundheitspflege im Eisenbahnbeteieb. — Das deutsche Reichskomitee zur Vorbereitung des IX. Internationaten Kongeesses für Hygiene und Demographie, welchee vom 10. bis 17. Aprit d. J. in Madrid zusammentreten wird, hat sich auf Anregung der sechs deutschen Mitglieder der internationalen permanenten Kommission, der HH. Boeckh (Berlin), v. Mayr (Straßburg), F. Andeeas Meyer (Hamburg), M. Pistoe, M. Rubner, v. Scheel (Bertin), welche statutengemäß den Zusammentritt des Komitees eingeteitet haben, gebildet. Der geschäftsführende Ausschuß des Komitees will am 8. Februar zu einer ersten Sitzung zusammentreten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Mein Schaufenster und wie ich dasselbe voe dem Anlaufen und Gefrieren schütze. Leipzig, Gg. Wimmer. — Dr. Gg. Neumann: Kommentar zu den Zivilpeozeßgesetzen vom 1. Aug. 1895. 7. Lieferung. Wien, Manz 1897. — Die deutsche Flotte und die jüdischen Reichstagswähler. Von * * *. Berlin, Albert Kat. — Volkswirthschaftliche Zeitfeagen. Heft 153—155. — Dr. Hans Ceügee: Der heutige Stand des deutschen Genossenschaftswesens. Beelin, Leonhard Simion 1898. — Prof. Dr. Emil Peters: Dee griechische Physiologus und seine orientalischen Uebersetzungen. Berlin, S. Calvary u. Co. 1898. — Dr. J. Meisner: Das Recht der Schuldverhältnisse. Kommentar zum 2. Buche des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs. Breslau, M. u. H. Marcus 1898. — Ernst Below: Ostmark und Krummstab. Berlin, Otto Janke. — Cesare Augusto Levi: Wandlungen. Leipzig, August Schultze. — Thomas Cartyle über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte. Deutsch von J. Neuberg. 3. Aufl. Berlin, R. v. Deckees Verlag 1898. — Neujahrsblatt der allgemeinen Musikgeseltschaft in Zürich auf das Jahr 1898. Johs. Brahms I. Zürich, Züecher u. Fuerer. — Alfred Hennig: Nitokris, Roman aus dem alten Aegypten. Weinheim, Fr. Ackermann. — L. Rütimeyer: Gesammelte kleine Schriften allgemeinen Inhalts aus dem Gebiete der Naturwissenschaft. Hggb. v. H. G. Stehtin. Band 1 und 2. Basel, Georg u. Co. 1898. — Die Postpoetosreiheit in bayerischen Staatsdienst-, Reichsdienst- und Militärangelegenheiten. Hggb. von Max Emannel Kant, Speyee, Selbstverlag 1898.

☞ Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Firma NICOLAY & Co. in Zürich, betr. Dr. Hammel's Haematogen bei. — Depots in allen Apotheken. [2154]

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Samstag, 12. Februar. Nummer 34.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Immermanns Verhältniß zu Napoleon I. Von Paul Holzhausen. — Die kleinen Planeten unsres Sonnensystems. — Mittheilungen und Nachrichten.

Immermanns Verhältniß zu Napoleon I.

Von Paul Holzhausen.

Es ist ein bis zum Ueberdruß vernommener Vorwurf, daß Heinrich Heine durch die schwärmerische Verehrung, die er dem Sieger von Jena entgegengetragen, eine undeutsche, vaterlandslose Gesinnung verrathen habe. Hieran ist meines Erachtens nur so viel wahr, daß Heine allerdings ein enthusiastischer Bewunderer des Corsen gewesen, und daß diese Bewunderung ihn nicht selten verleitet hat, den doch am Ende auch respektabeln Gegnern des Kriegshelden, einem Blücher oder Wellington, ungerecht zu werden. Ein Blick in die „Englischen Fragmente" oder in das auf Campe's Rath aus den „Geständnissen" ausgemerzte „Waterloofragment" erklärt, was ich meine. Im übrigen war die Schwärmerei für den dahingegangenen Helden in der politisch wie militärisch gleich impotenten Restaurationszeit und noch bis tief in die Tage des Julikönigthums hinein eine bei den bedeutenderen Geistern so allgemein verbreitete Erscheinung, daß sich aus ihr Schlüsse für das patriotische und nationale Empfinden der so Denkenden kaum ziehen lassen. In England war es Byron, den Napoleons Schicksal tief bewegte, obwohl ein eigenthümlicher Spleen des edlen Lords dem Gefangenen von St. Helena nie vergeben konnte, daß er sich nicht durch einen freiwilligen Tod der Erniedrigung nach seinem Falle entzogen habe. In Italien sang Manzoni dem Todten ein großartiges Grablied. Der Oesterreicher Zedlitz versammelte die in Rußland und unter den Pyramiden Begrabenen zu der in Rembrandt'schem Helldunkel gehaltenen „nächtlichen Heerschau". In Deutschland hat der phantasievolle Märchenerzähler Wilhelm Hauff in seinem „Almanzor" dem jugendlichen Helden von Aegypten einen liebenswürdigen Zug angedichtet, während der feinsinnige Novellist in dem „Bild des Kaisers" eine der prächtigsten Veteranengestalten des großen Heeres, den General Willi, schuf. Nach den Julitagen besang Franz Frhr. v. Gaudy in langen und keineswegs bombastfreien Strophen, zwischen denen aber lyrische Perlen hervorschimmern, Napoleons Heldenlaufbahn von der Wiege bis zum Grabe, während ein Thüringer Dichter, der später im Elend untergegangene Ernst Ortlepp, in seinem heutzutage verschollenen „Siebengestirn" Töne, wie diesen fand:

Bei Marengo, bei Marengo,
In der stillen Mitternacht
Regt sich Leben aus den Hügeln
Und die Geister halten Wacht
u. s. w.

Wie man sieht, ist es eine geistig vornehme Gesellschaft, in welcher Heine den Ruhm des großen Kaisers sang. Unter den Franzosen gesellen sich, vielfach tonangebend, die Béranger, Lebrun, Casimir Delavigne, Barthélemy und Méry, und der aus dem royalistischen Lager unter die Kaiseradler übergetretene Victor Hugo zu ihnen. Auch in Deutschland ließen sich die Namen leicht vermehren. Doch kommt es uns weniger hierauf an, als zu zeigen, wie Männer von ganz zweifelloser deutschnationaler Denkweise, ja, wie sogar in den altpreußischen Ueberlieferungen der Zeit Friedrich des Großen erzogene Geister in der trostlosen Oede der Restaurationsepoche sich dem entschwundenen Gestirne Napoleons entgegenneigten. Das literaturgeschichtlich sonderbarste Beispiel ist der Verfasser des „Merlin", der Dichter des niedlichen „Tulifäntchen" und Schöpfer der deutschen Dorfgeschichte, Karl Immermann.

Er gehört nicht zu den Männern wie Heine und Laube, denen, neben anderen Gründen, der demokratische Widerwille gegen die Reaktionsregierung eine schwärmerische Begeisterung für den französischen Soldatenkaiser und seine aus den Reihen des Volkes hervorgegangenen Paladine einhauchte. Ganz im Gegentheil. Immermann, geboren in altpreußischen Stammlanden (24. April 1796 zu Magdeburg) war aus einer Beamtenfamilie, welche neben einem stark accentuirten Protestantismus eine streng konservative Gesinnung und unbedingte Hingabe an das regierende Haus zu ihren eisenfesten Traditionen zählte. Der Vater nannte den großen Friedrich noch zur Zeit seines zweiten Nachfolgers stets par excellence „den König", während der Kaiser gewordene Napoleon für ihn zeitlebens nur „Bonaparte" hieß. Das Haus gehörte zu denen, welchen die Unbesiegbarkeit des preußischen Heeres als oberstes Dogma galt, und Immermann selbst hat in seinen höchst lesenswerthen und für die Geschichte des deutschen Geisteslebens und der deutschen Familie im ersten Zehntel unsres Jahrhunderts äußerst wichtigen „Memorabilien" erzählt, wie selbst nach Austerlitz, das, nebenbei bemerkt, von den Bewunderern Friedrichs den Oesterreichern herzlich gegönnt wurde, ein Verständniß für die Größe Napoleons, auch für die rein militärische, in diesen Kreisen nicht aufdämmerte. „Laß ihn sich nur erst einmal gegen die Preußen versuchen," war eine stereotype Wendung. „Für uns Kinder," sagt Immermann, „hatte er durchaus etwas lächerliches, und das kam daher, weil seine einzige Verehrerin im Kreise der Bekanntschaft uns den Lachreiz durch ihre eigene Person gab." Diese Verehrerin war eine alte Freundin von Immermanns Großmutter, ein kleines, verwachsenes Fräulein von sonderbarem Aeußern, welches Tabak schnupfte und immer einen grünseidenen Hut mit rothen Rosen trug. „Tante Austan" wurde sie nach dem kaiserlichen Leibmameluken genannt. So wuchs Karl Immermann in der Verachtung Napoleons heran, welche der von der ganzen Familie auf das tiefste empfundene Schlag von Jena, die Einnahme Magdeburgs durch Ney und der auf den preußischen Provinzen lastende Druck der Fremdherrschaft in heißen Haß verwandelte. Mit lebhafter Theilnahme wurden in der Immermann'schen Familie die Versuche von Katte,

Schill und Dörnberg verfolgt, und die Abneigung Karls gegen den Eroberer erhielt neue Nahrung, als dieser im Jahre 1813, nach der Wiedereinnahme der Universitätsstadt Halle, in welcher Immermann gerade sein erstes Studiensemester absolvirt hatte, die dortige Hochschule — zum zweitenmale innerhalb 7 Jahren — auflöste. Nach der Leipziger Schlacht trat Immermann unter die Freiwilligen des preußischen Heeres, wurde jedoch durch ein heftiges Nervenfieber gehindert, an dem Feldzuge von 1814 theilzunehmen. Aber seine Begeisterung war so groß, daß er, wie er von sich selbst erzählt, im Frühjahr 1815 „vielleicht der einzige Mensch weit und breit war, der jubelte, als Napoleon von Elba entwich" und daß er mit Entzücken den neuen Aufruf des Königs an die Freiwilligen vernahm. Nach einigen Monaten stand er im Feuer von Ligny.

Die Begeisterung für den Befreiungskrieg ist in Immermann niemals erloschen. Im Jahre 1838 hat er, der inzwischen Landgerichtsrath in Düsseldorf geworden war, im Verein mit einer Anzahl namhafter Männer zu Ehren der 25jährigen Wiederkehr der Tage von 1813 eine Festfeier in Köln ins Leben gerufen. Er ist nicht allein der Veranstalter, sondern auch der Dichter dieses Festes („Die silberne Hochzeit zu Köln am Rhein") und der Historiker derselben geworden.

Auch sonst finden sich in Immermanns Werken zahlreiche Dichtungen, die seinen Patriotismus, speziell im Sinne der Zeit von 1813, außer Frage stellen. In dem Gedichte „Lützen" spielt der schon von dem Knaben so hochverehrte alte Fritz eine Rolle; ganz im Blücher'schen Sinne ist sein „Katzbach" geschrieben; „Paris", „Heimzug", „Das Grab im Walde" sind Titel, die auf den vaterländischen Inhalt schließen lassen. Den Tapfern von 1809 hat er sein „Trauerspiel in Tyrol" (1826) gewidmet, das er später umgearbeitet, unter dem Titel „Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeyer", auf seiner Düsseldorfer Musterbühne aufführen ließ. 1839 hat er die Vereinigung des Rheinlandes mit Preußen in einem Festspiel „Ost und West" gefeiert und im Sommer 1840, nur 2 Monate vor seinem eigenen Tode, dem dahingeschiedenen König Friedrich Wilhelm III. ergreifende Strophen in das Grab nachgesungen.

Neben diesen Dichtungen, von denen manche mehr die persönlichen Gefühle des Dichters, die dem alten Kämpfer von Ligny liebgewordene Erinnerungen aus den Feldzügen wiederspiegeln, hat Immermann mit der Gründlichkeit, die seiner Natur eigen war, in einem besonderen Abschnitte der „Memorabilien", welcher den Titel „Der Despotismus" trägt, versucht, das napoleonische Cäsarenthum einer ernsten kritischen Beleuchtung zu unterziehen. Sie ist von dem elementaren Hasse eines Arndt, von den polternden Ausfällen Ludwig Jahns völlig frei, aber sie ist streng, selbst schneidend. Der Gedankengang Immermanns ist im wesentlichen folgender: Die einzelnen Etappen der französischen Revolution, Konstituante, Konvent, Terrorismus, Direktorium u. s. w., sind ihm eine Reihe rasch aufeinander folgender Kritiken des vorhergehenden, ohne eigene positive Schöpfungen. Dann folgte „jener Mann, zusammengesetzt aus Mathematik und Phantasie, Penetration und äußerster Beschränktheit, Schwulst und Simplizität" — Napoleon. In seinem Empire kam das „gothische Element" zur Gestaltung. Immermann versteht darunter „jene Begeisterung dunkler, thatkräftiger, kriegerischer Naturen von sich selbst, welche sie treibt, in sich den Ausgangspunkt einer neuen Welt zu sehen, eine Begeisterung, zu welcher sich dann die getreue Heermannschaft bald hinzufinden pflegt". Immermann vergleicht den usurpatorischen Drang Napoleons mit dem eines Odoaker, Theodorich, Alboin, Chlodwig. Er erkennt an, daß der Egoismus des Thatenmenschen die Eigenschaft aller großen Männer sei, und daß in diesem Sinne auch Cäsar, Alexander, Otto der Große und Friedrich II. Egoisten gewesen wären. Ihr Unterschied von Napoleon sei nur der, „daß ihre Egoismen sich an soziale Keime, die sich eben entwickeln wollten, anheften durften, Napoleons grandiose Selbstsucht aber in das Widersprechende fiel". Ueberhaupt tadelt Immermann an Napoleon das Unfruchtbare. „Es fehlte ihm die letzte Weihe, das organisirende Genie", heißt es auch an einer Stelle im dritten Theile seines Epigonenromans. Ganz anderer Ansicht war über diesen Punkt bekanntlich Heine, der Napoleon, sein Gesetzbuch im Arme, durch die Reihen der Jahrhunderte wandern läßt. Wohl mit Recht. Auch ließe sich zur Vertheidigung des gestürzten Welteroberers immerhin sagen, daß er mitten in seinen gigantischen Plänen gestürzt und ihm die Zeit, weitere positive Schöpfungen ins Werk zu setzen, vom Schicksale nicht vergönnt worden sei. Auch die komischen Seiten, die Immermann an Napoleon beleuchtet und die sich, je nach der Betrachtungsweise, an jeder historischen Persönlichkeit finden lassen, scheinen mir etwas zu stark accentuirt zu sein. Die Erinnerung an Tante Rustan und die dem ehemaligen Studenten von 1813 gleich naheliegende an die Karikaturen und Volkswitze der Kriegszeiten sind hier offenbar nicht ohne Einfluß geblieben. Alles in allem genommen, vertritt Immermann in dem Aufsatze über den Despotismus den Standpunkt, daß Napoleons welthistorischer Nutzen in seiner mit der Schneide des haarscharfen Schwertes geschriebenen Kritik der Nichtigkeit der früheren europäischen Verhältnisse bestehe. Immermann berührt sich hier mit seinem Gegner Platen, der Napoleon als den „Besen der Zeit" bezeichnete. Andere haben ihn ein reinigendes Gewitter genannt.

Der Aufsatz über den Despotismus, so streng er gegen Napoleon ist, verräth immerhin schon durch seine Länge und die eingehende Art der Behandlung, wie groß das Interesse war, das der Mensch und Dichter Immermann der sphinxartigen Erscheinung aus seinen Jugendjahren bewahrt hat. Auch beweisen zahlreiche Stellen in den übrigen Schriften, daß sich die gigantische Gestalt seiner Phantasie tief eingeprägt hatte und daß ihm der klassische Cäsarenkopf Bonaparte's beim Schreiben oftmals über die Schulter sah, wie ja auch die Blitze der Kanonen Blüchers — wir haben es oben gesehen — vor seinem inneren Auge oft wieder aufleuchten. Auch Immermann ist es wie Heine, wenn auch in schwächerem Maße, zur Gewohnheit geworden, seine poetische Welt mit Gestalten aus Napoleons Umgebung zu bevölkern, dichterische Gleichnisse, Worte und Wendungen, die sich auf ihn beziehen, zu verwerthen. In den „Epigonen", jener geistvollen Nachbildung von „Wilhelm Meisters Lehrjahre", ist gar oft von dem großen Eroberer die Rede. Der unglückliche Sohn der Rektorin ist mit ihm in den Feldzug von 1812 gezogen und bis in die Bergwerke Sibiriens geschleppt worden. Ein gebrochener Mensch, mit frühzeitig gebleichten Haaren, ist er heimgekehrt und sitzt, unerkannt von den Seinigen, eines Tages vor der Hütte eines Hirten in der Nähe seines Vaterhauses. Da kommt der philisterhafte Konrektor vorbei, der des fahrenden Gesellen Braut gewonnen und dessen alten Feldherrn schmäht. Ein Blitz fährt aus den erloschenen Augen des „Landläufers" und von einem gewaltigen Faustschlag getroffen stürzt der ehrbare Philister zu Boden. Auch Flämmchen, jene aus Licht, Lust und Feuer zusammengewobene Sylphengestalt, Mignons verunglücktes Nachbild, ist die Tochter eines napoleonischen Kriegers, eines schönen Polen, der sie unter den Schrecken des grausigen Krieges in Spanien mit einer Nonne gezeugt hat.

Diesen Gestalten, die im Gefolge des großen Kaisers Schiffbruch gelitten, dürfen wir getrost den biedern Magazinverwalter anreihen, der auf den Altkölner Namen Pützenkirchen hört und den wir in „Karneval und Sommam-

büle" als Gast der gemüthlichen Weinstube am Gürzenich kennen kernen. Er hat bei der „großen Armee" in Dresden gestanden, ist von dem Kaiser wegen seiner musterhaften Amtsführung einmal gelobt worden und kann den Blick des großen Mannes nicht wieder vergessen. 1814 ist er ihm bis Paris, 1815 nach Waterloo gefolgt und hat seitdem keinem andern Herrn mehr dienen können. „Der Kaiser hat mich befördern wollen; er hat es nicht gekonnt; sie haben ihn zu Nichts gemacht. So will ich unbefördert bleiben und ein Nichts sein wie der Kaiser. Er hätte die Welt glücklich gemacht, wenn er vor Krieg dazu gelangt wäre; nun liegt er auf der Insel St. Hélène, und das bißchen Erde, was sie von dem Felsen haben abkratzen können, liegt über ihm." Ist es nicht sonderbar, bei dem Preußen Karl Immermann so etwas zu lesen? Das hätte Heine schreiben können, und weder die Grenadiere noch der Tambour Legrand, der alte Nicou oder der blinde Invalide auf der Citadelle von Dieppe haben das Lob des Kaisers rührender gesungen als der Kölner Pützenkirchen.

Sogar in der närrisch bunten Welt des „Münchhausen" spiegelt sich die Wirklichkeit der napoleonischen Tage wieder. Er selber, der phantastische Freiherr, kommt auf dem verfallenen Schlosse Schnick-Schnack-Schnurr gelegentlich auf den Kaiser und die Schlacht an der Moskwa zu reden. Im „Oberhof", in der prächtigen urgermanischen Dorfgeschichte, hat der Hofschulze mit seiner westfälischen Sehergabe Anno 1812 die große Armee von Leipzig her über den Hellweg ziehen sehen. Und im benachbarten Soest, der Stadt mit der Wiesenkirche, wohnt das köstliche Original, der Hauptmann. Er hat alle Feldzüge des Kaisers bis Leipzig mitgemacht und das Ehrenkreuz am rothen Band davongetragen. 1814 und 1815 hat er dann gegen die Franzosen gekämpft und neben dem Ehrenkreuz auch das Eiserne erworben. Unvermittelt stehen in der Seele dieses Braven die Erinnerungen aus verschiedenen Heerlagern nebeneinander. Da dem schlichten Manne die Brücke fehlt, pflegt er beide in räumlicher und zeitlicher Trennung. In dem einen Zimmer seiner Wohnung hängen Murat, Prinz Eugen, Napp; hier sieht man den General Bonaparte bei dem Besuche der Pestkranken zu Jaffa, den ersten Konsul zu St. Cloud und den Kaiser bei dem Abschied von den Garden zu Fontainebleau. Die Wände eines anderen Zimmers sind mit den Büsten der verbündeten Herrscher und ihrer Feldherrn geschmückt. Da erblickt man den Abschied der Freiwilligen, Blücher und Gneisenau in ihren Regenmänteln nach der Schlacht an der Katzbach über die Heide reitend, den Einzug in Paris, die Pläne von Leipzig und Belle-Alliance. Seinen Zimmern entsprechend, ist der Hauptmann abwechselnd eine Zeit lang napoleonisch und eine andere Zeit lang hindurch preußisch gesinnt, was sich in der Rede, Lektüre und den Ordenszeichen, die er jeweilig trägt, ausspricht.

Das Interesse Immermanns für Napoleon zeigt sich noch in anderer Weise. Es ist bekannt, daß der kraftgenialische Dichter Christian Dietrich Grabbe, ein leider im Trunke untergegangener, freilich ab ovo pathologischer Geist, im Jahre 1831 ein in riesenmäßigen Dimensionen angelegtes Drama „Napoleon oder die hundert Tage" herausgegeben hat. Grabbe gehört also in jene zu Anfang besprochene Gruppe von Dichtern, doch erheischt sein Verhältniß zu Immermann an dieser Stelle eine besondere Besprechung, weßhalb er vorhin unerwähnt blieb. Während der Berliner Gutzkow Grabbe's Drama, das sich bei all seiner dramatischen Formlosigkeit durch eine großartige und äußerst wirkungsvolle Behandlung der Volkstypen auszeichnet, sehr schlecht rezensirt, hat Immermann für dasselbe ein anerkennendes Urtheil und ein warmes Interesse. Wollte er es doch sogar auf seinem Düsseldorfer Theater aufführen lassen! Und als nun Grabbe, äußerlich und innerlich zerrüttet, im Jahre 1834 in Düsseldorf erscheint, um bei Immermann — freilich nicht für lange Dauer — einen Unterschlupf zu finden, da knüpft er mit dem literarischen Freunde eine Art von Briefwechsel an, innerhalb der Mauern derselben Stadt, den später der überlebende Immermann unter dem Titel „Grabbe. Erzählung, Charakteristik, Briefe" herausgegeben hat. In diesem Briefwechsel nun ist oft von Napoleon die Rede. Bald übt Grabbe Kritik an einer Vorstellung von Karl v. Holtei's „Altem Feldherrn", einem Stücke, in dem — zum erstenmal während der Restaurationszeit — der französische Kaiser, wenn auch nur als stumme Figur, auf der Bühne erschien, bald erinnert er an Napoleons Todestag oder den Schlachttag von Montenotte. Sind auch diese und andere Erwähnungen napoleonischer Daten in erster Linie auf Rechnung Grabbe's zu schreiben, so machen sie es doch zweifellos, daß der Mann, dessen Name hier so oft erwähnt wird, in Gesprächen zwischen ihm und Immermann eine Rolle gespielt hat.

Auch in seiner lyrischen Dichtung hat sich Immermann mit Napoleon beschäftigt. Das einsame Grab auf St. Helena ist es, das, wie auf den Oesterreicher Zedlitz (in seinen „Todtenkränzen"), so auch auf Immermann eine magische Anziehung ausübt. „Das Grab auf St. Helena" ist denn auch gleich die erste dieser lyrischen Produktionen betitelt, welche schon in der frühesten, im Jahre 1822 zu Hamm erschienenen Gedichtsammlung des damals 26jährigen Poeten enthalten ist. Es ist eine eigenartige, in reimlosen Jamben geschriebene Dichtung und muß ganz kurz nach Napoleons Tode, vielleicht frisch unter dem Eindruck der durch Europa zitternden Todesnachricht des Gewaltigen geschrieben sein. In kühner Vision sieht sich der Dichter auf die Felseninsel versetzt. Von einem Hirtenknaben läßt er sich den Weg zu dem einsamen Grabe von Hudsgate zeigen. Er weiß Stimmung für den todten Helden zu machen, der den Vöglein in den Bäumen gelauscht und sich an dem „dahtenden Sprung" des Kaninchens erfreut hat, und den Leser ergreift es, zu vernehmen, daß sich an der Ruhestätte des Weltoberers dieser Schäferknabe allabendlich mit seinem Mädchen trifft, um unter den historischen Trauerweiden zu plaudern. Der Wanderer (Immermann) verweilt an dem Grabe, aus dem der Geist Napoleons emporsteigt. Jener verlangt von dem Geiste, ihm das Räthsel der Zeit zu entschleiern. Dieser aber will zuvörderst wissen, wie es auf der Erde zugehe. Die Frage bietet dem Dichter Gelegenheit, das träge dahinschleichende Leben seiner Zeit mit markigen Strichen zu zeichnen. Auch räumt er ein, daß der Haß der Menschen gegen den Gestürzten geschwunden sei, ja noch mehr:

„Es sei ein Unglück, sagen sie, daß du
Gefallen seist, sie wünschen dich zurück,"

worauf der Geist in echt napoleonischer Wendung die Nothwendigkeit einer festen Herrschaft unter den Menschen betont. Hiemit ist aber die eigenthümliche Unterhaltung zwischen dem Dichter Karl Immermann und dem Geiste des Welteroberers noch nicht abgeschlossen. Immermann, der in seinen Erstlingswerken noch stark unter dem Einflusse der Romantik steht, läßt seiner Phantasie ausschweifend die Zügel schießen. So schließt sich an das sonderbare Zwiegespräch zwischen Geist und Dichter ein nicht minder seltsames zwischen dem Geiste und Gott selber an. Napoleon macht dem Allmächtigen den Vorwurf, ihn um so erbärmlicher Menschen willen gestürzt zu haben. Ihn schreckt nicht Blitz, noch Donner des Allbeherrschers; als aber milde der Mond durch die Wolken zu leuchten beginnt, da erglänzen zwei Thränen in dem Auge des Gewaltigen:

„Er, den des Höchsten Feuer nicht erschüttert,
Er weinte nun; — er weinte, da des Grabes
Er dachte, das er wünscht' in seinem Frankreich."

Hier stehen wir an dem geschichtlichen Kernpunkte der in mancher Hinsicht unleugbar barocken Dichtung. „Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruht, inmitten des französischen Volkes, welches ich so sehr geliebt habe," waren die Worte des sterbenden Kaisers auf St. Helena gewesen. Und der deutsche Dichter, der einst gegen den Lebenden gestritten und, wenn er wieder erschiene, noch einmal gegen ihn kämpfen müßte, wäre gern bereit, den Wunsch des Todten zu erfüllen:

„Wie gern erzeigt' ich dir die letzte Pflicht
Und trüg' des Helden Staub
Zu der ersehnten Ruhestatt...."

Der Schluß des Gedichtes ist mystisch. Napoleon — eine Art von Ahasverus — soll solange ruhelos umgehen, bis die Welt das Zeichen, das Gott in ihm setzte, begriffen. Offenbar wurde dem Dichter der Gegenstand zu gewaltig; er wußte nicht zu rechtem Abschlusse zu gelangen. Wieder und wieder hat er an dem Stoffe geformt und gearbeitet. Das zeigen die gleichfalls „Das Grab auf St. Helena" überschriebenen „Fragmente" seiner zweiten Sammlung (1828) oder „Fragmente aus Fragmenten", wie er sie bei der Zusammenstellung seiner Gedichte für den ersten Band seiner „Schriften" (1835) genannt hat. Dieser Fragmente sind vier an der Zahl. Im ersten und dritten findet sich eine Parallele zwischen Napoleon und Friedrich Barbarossa, ein Zeichen, wie fein Immermann das Pulsiren der Volksseele zu fühlen verstand. Denn bei der Kunde von dem Tode des gewaltigen Mannes ereignete sich etwas ganz ähnliches wie damals, als die Nachricht von des alten Rothbarts Tode in die deutschen Gaue drang. Der kleine Mann, der an dem Kaiser gehangen, der Soldat und der Bauer wollten an das Ende des großen Herrschers nicht glauben, und so dämmerte in dem Volksglauben die Hoffnung einer Wiederkehr auf. Das dritte und vierte Fragment dagegen knüpfen an das zuerst genannte Gedicht an. Vor allem spinnen sie den Gedanken der Bestattung in Frankreich weiter. Diesmal hat der Dichter, offenbar unbefriedigt von der ersten Behandlung, seinem Stoffe eine echt menschliche Seite abzugewinnen gewußt. Von seinem Sohne wünscht der Todte zu den geliebten Gestaden Frankreichs heimgeholt zu werden. Wenn aber der Satiriker Immermann in einem angehängten Schlußworte hinzufügt:

„Du würdest heut im Pantheon geborgen,
Und in die Seine würfen sie dich morgen",

so ist diese Prophezeiung trotz aller Peripetien der Geschicke Frankreichs nicht in Erfüllung gegangen, und selbst die Zertrümmerer der Vendômesäule haben der Heldenasche im Invalidendome geschont.

Neben diesen Phantasien hat unser Dichter der napoleonischen Geschichte noch einen andern Cyklus von Poesien gewidmet, „Wiege und Traum", in dem er sich mit dem jammervollen Schicksale des kaiserlichen Sohnes, des Königs von Rom, beschäftigt. Henri Welschingers Buch hat uns neulich das ganze Elend des Kaiserkindes entschleiert, das am Hofe zu Wien einem frühen Tode entgegensiechte. In rein literarischer Beziehung dürfte der kleine Cyklus noch aus dem Grunde besonders beachtenswerth sein, weil eine Nachahmung Heine's in Darstellung, Stil und Metrum sehr durchsichtig vortritt. So gleich in dem ersten Gedichte, das in prächtigen Farben und einem leichten, fast neckischen Tone das Leben des Kaiserkindes im Tuilerienschlosse schildert:

„Eine Wiege hat machen lassen
Die getreue Kommune Paris
Von purem Silber und Golde,
Von Perlen und von Türkis.

In den Häupten des Bettleins glänzet
Ein goldgetriebener Aar;
Der hält in mächtigen Fängen
Eine Kugel von Silber klar.

Und wenn der Knab' erwachet
Und weint mit den Lippen klein,
Dann singt ihn die zärtliche Amme
Mit holdem Wiegenlied ein.

Sie singt von dem goldenen Aare,
Von der silbernen Kugel ihm vor:
‚Der Adler, mein Prinz, ist das Wappen,
Das sich dein Herr Vater erkor.

Die silberne Kugel, mein Prinzlein,
Das ist die bezwungene Welt,
Die dein Herr Vater, der Große,
In Händen, sein Eigenthum, hält.

Dein Vater, der hat sie erobert
In der Schlacht, vom Tode umdrängt;
Dir aber, mein lieblicher König,
Dir wird sie freiwillig geschenkt.'

Es lächelt der artige Knabe,
Die Wimpern schließen sich gleich;
Er träumt von hundert Palästen,
Er träumt von dem großen Reich."

In einem ähnlichen Tone ist die Fortsetzung gehalten, das niedliche Stück von der Amme, welche durch den Leibarzt Corvisart eine Bittschrift an den Kaiser richten läßt, um ihn zu ersuchen, das allzulaute Vivatgeschrei der Menge unter den Fenstern des Schlosses zu verbieten. Ganz à la Heine ist auch das dritte Gedicht, das die bekannte Scene der gewaltsamen Fortführung des kleinen Prinzen aus den Tuilerien (1814) behandelt und mit der artigen Pointe schließt:

„Herr Talleyrand spricht von Prinzipien,
Die Amme aber entfloh;
Hat sich nachher wieder vermiethet
Aus Prinzip beim Herzog Bordeaux."

In grellem Gegensatze zu dem anfangs liebenswürdig neckenden, später in dem dritten Gedichte ins Ironische überschlagenden Ton steht die vorletzte Nummer des Cyklus, in welcher der namenlose Jammer des unglücklichen Prinzen in seiner österreichischen Gefangenschaft den Leser erfaßt:

„Im alten Schloß zu der Hofburg
Wankt still ein Jüngling einher;
Er steht in den lustigsten Jahren
Sein Blick ist trübe und schwer," u. s. w.

Dem Ganzen ist nun noch ein Schluß angehängt, reflektirend, wie ihn Immermann liebt, und wiederum mit einem gleichfalls für den Dichter charakteristischen satirischen Anfluge. In diesem Schlußgedicht werden den „fränkischen Poeten", die im Jahre 1811 das vom Glanze des Vaters bestrahlte Kind in Oden, Hymnen und Dithyramben besungen, die deutschen Dichter gegenübergestellt, die „erst jetzo ein Lied auf den König von Rom gefunden haben".

Am Schlusse dieser Betrachtung des Verhältnisses Immermanns zu Napoleon möchte es geziemen, eine Erklärung des scheinbar sich Widersprechenden und schwer Vereinbaren zu versuchen. Immermann hat die „Memorabilien" am Ende seines Lebens geschrieben. Sie ziehen das Fazit seines Lebens und seines Denkens und sie führen ihn zugleich an die Anfänge, in das Magdeburger Vaterhaus, zurück. Er ist zwar nicht leidenschaftlich wie Körner, elementar aufbrausend wie Arndt, grobkörnig wie Jahn; er bleibt stets vornehm, aber er ist herb und streng im Urtheil gegen Napoleon, er, der alte Krieger von Ligny,

Digitized by Google

dessen Erinnerungen an die Zeit des Freiheitskrieges durch die Kölner Feier in neuer Frische erwacht waren. Aber zwischen Ligny und den „Memorabilien" liegen viele Jahre, Jahre, in denen durch den Aufenthalt in Westfalen und Rheinland — wer dächte nicht an die Besprechung rheinischer Zustände in den „Epigonen" und den „Maskengesprächen"? — seine altpreußische Gesinnung, wenigstens vorübergehend, an Schroffheit verloren hatte. Dazu kam die geistige Oede, die politische Schwüle der Restaurationszeit. „Ihr aber lebet die Zeit, die keine Zeit mehr ist," heißt es in dem den „Papierfenstern eines Eremiten", Immermanns Wertherromane, eingeflochtenen „Abendlied des alten Wächters an der Lützener Schlachtsäule". Damals erschien manchem der Zurückschauenden das Bild des Schlachtenwetterers, dem er einst bei Leipzig geflucht, in milderem Lichte; ja, ein herzerfrischendes Gewitter schien es ihm. Dann kam die erschütternde Kunde von dem Ende des Gewaltigen auf St. Helena, dem die Politik die Ruhestatt in Frankreichs Erde versagte und dessen Sohn ein blasser Gefangener in der Wiener Hofburg war. Hinreißend war die Tragik des Lebens von Vater und Sohn; auch einen edlen Feind wie Immermann, hat sie hingerissen. Ist das zu verwundern? Sind die Dichter und Denker, welche jene Tage erlebt und denen das nicht, wie uns, im Laufe der Jahrzehnte verblaßte Bilder, sondern neue, frische, aktuell packende Ereignisse waren, zu todeln, wenn sie die Empfindungen, die ein in der Geschichte einziger Mann in ihnen erregte, in kühnen Bildern, ergreifenden Liedern und fesselnden Scenen für die zukünftigen Geschlechter niederlegten? Auch Einer, der größer war als alle die Anderen und dazu schon ein Greis, hat den gefallenen Cäsar in seinen Gesprächen nur mit bewundernder Achtung genannt: der Alte von Weimar, Wolfgang Goethe.

Die kleinen Planeten unsres Sonnensystems.

Unter Planetoiden, Asteroiden oder kleinen Planeten schlechthin verstehen wir bekanntlich die zahlreichen kleinen Himmelskörper, welche zwischen Mars und Jupiter in elliptischen Bahnen die Sonne umkreisen. Schon Kepler hatte in der Einleitung zu seinem 1596 in Tübingen erschienenen Werke „Prodromus dissertationum cosmographicarum seu mysterium cosmographicum" [1]) auf den großen Zwischenraum zwischen der Bahn des Mars und der des Jupiter hingewiesen und dabei die Vermuthung ausgesprochen, daß zwischen diesen beiden Planeten noch ein unbekannter Planet sich befinden müsse. Diese Vermuthung erhielt neue Nahrung, als nach der 1781 durch W. Herschel erfolgten Entdeckung des Uranus die sogenannte Bode'sche (richtiger Titius'sche) empirische Reihe für die mittleren Abstände der Planeten von der Sonne, die bis dahin nur für die Planeten bis einschließlich Saturn galt, sich auch für den neuentdeckten Planeten Uranus als nahezu richtig erwies. Mit Bestimmtheit wurde nun angenommen, daß die große Lücke zwischen den Abständen des Mars und des Jupiter durch einen noch unbekannten Planeten ausgefüllt werden müsse und eben schickte man sich allerseits an, den Himmel in der Nähe der Ekliptik behufs Auffindung dieses unbekannten Planeten systematisch zu durchforschen, als G. Piazzi, der Erbauer und damalige Leiter der Palermitaner Sternwarte, am 1. Januar 1801 durch Zufall einen solchen entdeckte.

Piazzi konnte diesen neuen Planeten, der später den Namen Ceres erhielt und der, wie sich später zeigen wird, der größte von allen Planetoiden ist, noch durch einige Wochen hindurch beobachten, wurde aber dann durch schlechtes Wetter und Krankheit an der weiteren Verfolgung desselben gehindert. Und da der neuentdeckte Planet sich der Sonne immer mehr näherte, konnte er nach dem Bekanntwerden von Piazzi's Entdeckung auch anderwärts nicht mehr aufgefunden werden und wurde daher zunächst wieder als verloren betrachtet.

Da gelang es dem genialen, damals noch sehr jungen Göttinger Mathematiker und Astronomen C. F. Gauß, aus Piazzi's wenigen Beobachtungen mit Hülfe ganz neuer Rechnungsmethoden die Bahnelemente des neu entdeckten Planeten so genau zu bestimmen, daß dieser letztere an der Hand der Gauß'schen Ephemeride noch im Dezember des gleichen Jahres durch Olbers in Bremen neuerdings am Himmel aufgefunden und nunmehr fortlaufend beobachtet werden konnte.

Ganz unerwartet glückte Olbers hiebei die Entdeckung eines zweiten kleinen Planeten, der Pallas, welche er am 28. März 1802 ganz nahe bei der Ceres auffand. Diese neue Entdeckung brachte Olbers auf die Vermuthung, daß die neu aufgefundenen Himmelskörper Bruchstücke eines zertrümmerten größeren Planeten seien und daß solche Bruchstücke noch mehrere existiren müßten. In der That gelang es ihm und Harding in Lilienthal ziemlich bald, noch zwei weitere kleine Planeten zu entdecken, die Juno (1804) und die Vesta (1807).

Damit waren aber, trotz eifrigen und langen Suchens, die Entdeckungen neuer Planetoiden vorläufig abgeschlossen. Die Auffindung eines solchen gelang erst wieder nach erfolgter Veröffentlichung der „Berliner Akademischen Sternkarten", nämlich im Jahre 1845. Seitdem ist die Zahl der Planetoiden von Jahr zu Jahr beträchtlich gewachsen, besonders nachdem einzelne Astronomen, wie R. Luther in Düsseldorf, C. H. F. Peters in Clinton, N.-Y., und J. Palisa in Pola (später in Wien) sich fast ausschließlich mit der Aufsuchung solcher beschäftigten.

Da es nicht möglich war, bei der Berechnung der Bahnelemente der kleinen Planeten mit der jetzt ununterbrochenen Neuauffindung von solchen gleichen Schritt zu halten und da die Entdecker die einmal aufgefundenen Planetoiden nicht selten ihrem Schicksal überließen, konnte es nicht ausbleiben, daß allmählich eine ziemliche Anzahl derselben wieder verloren ging.

Prof. M. Wolf in Heidelberg versuchte nun Ende 1891 einem solchen Flüchtling durch Anwendung der Photographie auf die Spur zu kommen. In der That gelang es ihm nach einigen Vorversuchen, durch Benützung eines gewöhnlichen photographischen Objektives mit kurzer Brennweite und großem Gesichtsfeld (Portraitlinse), nicht nur den gesuchten, sondern auch gleichzeitig noch einen neuen Planetoiden zu entdecken. Das Fernrohr war hierbei mittelst Uhrwerk und Feinbewegung der täglichen Bewegung der Fixsterne nachgedreht worden, so daß sich alle im Gesichtsfeld stehenden Fixsterne als mehr oder weniger große, dunkle Scheibchen auf der photographischen Platte abbildeten, wogegen die beiden Planeten entsprechend ihrer Bewegung unter den Fixsternen strichförmige Spuren auf der Platte hinterließen.

Mit dieser Entdeckung tritt die Geschichte der Planetoidenentdeckung in eine ganz neue Epoche. Die Aufsuchung von neuen Gliedern dieser Planetengruppe wurde hiedurch ganz wesentlich vereinfacht und erleichtert, vor allem aber schien die photographische Aufsuchungsmethode der früher gebräuchlichen Aufsuchung am Okular hinsichtlich der Ergiebigkeit ganz wesentlich überlegen zu sein, wurden doch von November 1891 bis Ende 1892 von Prof. Wolf allein 24, außerdem von Charlois (Nizza) noch weitere 11 Planetoiden auf photographischem Wege neu entdeckt.

Diese beträchtliche Steigerung der jährlichen Anzahl von Neuentdeckungen, die auch in den folgenden Jahren noch anhielt, scheint jedoch gegenwärtig nicht mehr stand zu halten, da die Anzahl der im Jahre 1897 auf photographischem Wege neuentdeckten kleinen Planeten trotz der ungewöhnlich vielen klaren Nächte dieses Jahres nur 6 beträgt. Die Gesammtzahl der seit dem Jahre 1801 entdeckten kleinen Planeten betrug bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahres 443, ein kleiner Theil hievon konnte jedoch nach der Entdeckung nicht wieder aufgefunden werden und ist daher vorläufig als verloren zu betrachten.

[1]) S. a. Ch. Frisch: Joannis Kepleri Astronomi Opera Omnia. Vol. 1, p. 107.

Der Umstand, daß trotz Anwendung der photographischen Aufsuchungsmethode die Anzahl der jährlich neu entdeckten Planetoiden in fortwährender Abnahme begriffen ist, deutet darauf hin, daß wir gegenwärtig die größeren von diesen Himmelskörpern so ziemlich alle, von den kleineren (deren Helligkeit bis zu der von Fixsternen der 14. Größenklasse heruntergeht) einen beträchtlichen Theil kennen. Von der Annahme ausgehend, daß die Bahnebenen der kleinen Planeten, wie dies ja mit wenig Ausnahmen thatsächlich der Fall ist, gegen die Ebene der Ekliptik nur schwach geneigt sind, hat man sich bisher beim Aufsuchen dieser kleinen Himmelskörper auf die Nähe der Ekliptik beschränkt. Nun ist es allerdings nicht ausgeschlossen, daß auch kleine Planeten mit stärker geneigter Bahnebene existiren (so schließt beispielsweise die Bahnebene der Pallas mit der Ekliptikebene einen Winkel von nahezu 35° ein); derartige Objekte können aber, sofern sie nur wenigstens die Helligkeit von Sternen 14. Größe besitzen, bei den gegenwärtig in der Ausführung begriffenen photographischen Aufnahmen zur Herstellung einer alle Sterne bis zur angegebenen Größenklasse enthaltenden Himmelskarte der Auffindung nicht entgehen.

Um die bereits entdeckten kleinen Planeten nach Möglichkeit vor dem Wiederverlorengehen zu bewahren, um ferner für die schon in mehreren Oppositionen[1]) beobachteten Planetoiden endgültige Bahnelemente ableiten zu können und um endlich überhaupt Studien auf diesem bisher vielleicht etwas vernachlässigten Gebiete der Astronomie nach Möglichkeit zu fördern, hat das mit der Herausgabe des „Berliner Astronomischen Jahrbuches" betraute kgl. Astronomische Recheninstitut in Berlin auf Veranlassung seines derzeitigen Vorstandes, Professors Bauschinger, sich seit etwa 1½ Jahren die Aufgabe gestellt, das gesammte bezüglich der kleinen Planeten vorhandene Beobachtungsmaterial einheitlich zu bearbeiten und, soweit dies nöthig ist, eine Ergänzung desselben zu veranlassen.

Die Bahnelemente der kleinen Planeten sind unter sich nicht unbeträchtlich verschieden, sie unterliegen überdies bei einer großen Anzahl von Fällen fortwährenden Aenderungen („Störungen"), welche hauptsächlich durch die Anziehung des benachbarten mächtigen Planeten Jupiter verursacht werden.

Der Abstand der Planetoiden von der Sonne beträgt im Mittel etwa 450 Mill. km. Die kleinste mittlere Entfernung von der Sonne besitzt der Planet 323 (Brucia) mit 327 Mill. km, während seines Perihels nähert er sich ihr sogar bis auf 234 Mill. km, er geht demnach noch innerhalb der Bahn des Planeten Mars durch das Perihel. Das äußerste Glied in der Gruppe dieser kleinen Himmelskörper dagegen ist der Planet 279 (Thule), dessen mittlerer Sonnenabstand 640 Mill. km beträgt und der in seinem Aphel der Bahn des Planeten Jupiter bis auf 50 Mill. km sich nähert.

Entsprechend den großen Unterschieden in den mittleren Abständen der Planetoiden von der Sonne schwanken die Umlaufszeiten derselben zwischen 3 Jahren 2 Monaten (Brucia) und 8 Jahren 10 Monaten (Thule).

Eine einigermaßen zuverlässige direkte Messung der Durchmesser von Planetoiden ist wegen der außerordentlichen Kleinheit derselben — die meisten erscheinen als äußerst schwache, selbst in mittleren Fernrohren nur schwer wahrnehmbare Lichtpünktchen — bisher nur in einigen wenigen Fällen und nur mit dem 36-zölligen Fernrohr der Lickternwarte möglich gewesen. Prof. Barnard hat mit diesem Instrument die Durchmesser der vier hellsten Planetoiden in den letzten Jahren wiederholt gemessen. Reduzirt man die Ergebnisse seiner Messungen auf die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne, so sind die gefundenen Durchmesser[2])

Ceres	1.076″	oder 780 km
Pallas	0.675	„ 485 „
Vesta	0.540	„ 390 „
Juno	0.263	„ 190 „

Die mittlere Unsicherheit dieser Messungsergebnisse dürfte den Betrag von 0″.02 oder von 15 km nicht überschreiten.

Die obigen Ergebnisse der direkten, mikrometrischen Durchmesserbestimmung waren insofern sehr überraschend, als man bis zu deren Bekanntwerden den Planetoiden Vesta, der als der hellste oder doch mindestens ebenso hell, wie Ceres, am Himmel erscheint und zuweilen selbst mit freiem Auge sichtbar ist, für den größten Planetoiden hielt. Der scheinbare Widerspruch verschwindet, wenn man das beträchtlich verschiedene Licht-Rückstrahlungsvermögen (die Albedo) der kleinen Planeten mit in Betracht zieht.

Nimmt man die Albedo des Planeten Mars als Einheit an, so findet sich aus den Ergebnissen von photometrischen Beobachtungen, die von Pickering und Wendell in Cambridge (Harv. Coll.), von Parkhurst in Brooklyn, N.-Y., und von G. Müller in Potsdam ausgeführt wurden, mit Rücksicht auf die Durchmesserbestimmungen Barnards die Albedo der vier schon oben betrachteten Planetoiden wie folgt:

Ceres . . .	0.67
Pallas . . .	0.88
Vesta . . .	2.77
Juno . . .	1.67

während nach den photometrischen Beobachtungen von Prof. Müller in Potsdam die Albedo der großen Planeten und des Mondes, auf die gleiche Einheit bezogen, die folgenden Werthe besitzt[1]):

Merkur . .	0.64	Jupiter . .	2.80
Venus . .	3.44	Saturn . .	3.28
Erdmond . .	0.59	Uranus . .	2.75
Mars . . .	1.00	Neptun . .	2.37

Es schwankt demnach, wie eine Vergleichung dieser Zahlen zeigt, die Reflexionsfähigkeit bei den Planetoiden annähernd zwischen denselben Grenzen, wie bei den großen Planeten, ferner lehren uns die obigen Zahlen, daß die Albedo der Ceres sehr nahe gleichkommt der des Merkur und der unsres Mondes, wogegen die der Vesta nahezu gleich der von Jupiter und mehr als viermal so groß ist, als die der Ceres. Das Verhältniß der Quadrate der beiderseitigen Durchmesser dagegen ist nach den direkten Messungen von Prof. Barnard genau gleich 4, so daß also, auf gleiche Entfernung bezogen, die Vesta in der That am Himmel noch etwas heller erscheinen muß, als Ceres.

Die starke Reflexionsfähigkeit der Vesta spricht für das Vorhandensein einer ziemlich dichten Atmosphäre auf diesem kleinen Planeten (auf dessen Oberfläche nur vier Fünftel der Fläche des Deutschen Reiches Platz hätten); die Annahme einer solchen wird übrigens auch durch anderweitige Beobachtungen, insbesondere durch die Ergebnisse von spektroskopischen Messungen, bestätigt.

Unter den bis jetzt bekannten kleinen Planeten befinden sich etwa noch sechs, die der Juno an Helligkeit gleichkommen oder sie übertreffen, und es mag den Bemühungen der Astronomen der Lick- und der Yerkes-Sternwarte mit den dortigen Riesenfernrohren vielleicht gelingen, in günstigen Oppositionen die Größe des Durchmessers dieser Planetoiden durch direkte mikrometrische Messung zu bestimmen. Für die weitaus überwiegende Anzahl der Planetoiden besteht jedoch keine Aussicht, jemals zu einer zuverlässigen Kenntniß ihrer wirklichen Größe zu gelangen.

Um nun wenigstens eine genäherte Vorstellung über die Größe der einzelnen Planetoiden, sowie über das gesammte Volumen derselben zu erhalten, hat Prof. Weiß in Wien die Durchmesser derselben nach einem zuerst von

[1]) Die „Opposition" ist diejenige Stellung eines Planeten, in welcher seine Länge von der Sonnenlänge um 180° abweicht, in welcher er demnach der Erde am nächsten steht.

[2]) Monthly Notices of the Royal Astron. Society. Vol. LVI. 1896.

[1]) G. Müller. Die Photometrie der Gestirne. Leipzig 1897. Kap. III.

Digitized by Google

Argelander angewandten Verfahren, unter Zugrundelegung ihrer bekannten Helligkeit und eines für alle Planetoiden gleich großen Rückstrahlungsvermögens, welches er gleich dem der Ceres annahm, berechnet. Wir haben oben gesehen, daß diese letztere Annahme nicht einmal für die vier kleinen Planeten richtig ist, deren Durchmesser von Prof. Barnard gemessen wurde, um wieviel weniger wird sie für alle kleinen Planeten zutreffen! Fehlt es doch unter den letzteren ebensowenig, wie unter den Fixsternen an solchen, welche uns farbig erscheinen („Iris" z. B. so roth wie Mars), ja einige Planetoiden sollen sogar veränderliche Helligkeit besitzen.

Da aber, wie schon bemerkt, vorläufig kein anderer Weg zum gewünschten Ziele führt und es sich zunächst ja auch nur um eine Ueberschlagsrechnung handelt, so kann die Annahme gleicher Albedo für alle Planetoiden hier als zulässig betrachtet werden.

Die Ergebnisse der von Prof. Weiß für jeden einzelnen Planetoiden ausgeführten Rechnung, welche alle bis zur Mitte des Jahres 1895 bekannten 398 Planetoiden umfaßt, sind (stark zusammengezogen und den neuen Messungen von Prof. Barnard entsprechend verbessert) folgende:

Anzahl	Durchmesser	Gesammtvolumen
47 Pltdn.	12 bis 43 km	0.77 Mill. cbkm
116 „	45 „ 80 „	15.75 „ „
128 „	82 „ 125 „	69.71 „ „
82 „	130 „ 196 „	170.70 „ „
20 „	200 „ 300 „	137.76 „ „
4 „	300 „ 485 „	119.77 „ „
1 „	780 „	248.47 „ „

Ziehen wir für jede der obigen drei Gruppen die Summen gesondert, so erhalten wir

1. Gr.	373 Pltdn.	12 bis 196 km	256.93 Mill. cbkm	
2. „	24 „	200 „ 485 „	257.53 „ „	
3. „	1 „	780 „	248.47 „ „	

Aus dieser Zusammenstellung ist ohne weiteres ersichtlich, daß das Gesammtvolumen der 373 kleinsten Planetoiden dem der 24 mittleren, sowie dem des größten Planetoiden (Ceres) annähernd gleich ist oder daß mit anderen Worten alle kleinen Planeten zusammen etwa dreimal soviel Raum einnehmen, wie Ceres allein, nämlich rund 760 Millionen cbkm.

Stößt schon die Bestimmung der wahren Größe und des Volumens der Planetoiden bei der Mehrzahl derselben auf kaum zu überwindende Schwierigkeiten, so ist dies in noch höherem Grad hinsichtlich einer Bestimmung, ja selbst schon einer Abschätzung ihrer Masse der Fall. Es ist bisher nicht gelungen, die Masse oder die Dichtigkeit eines der Planetoiden zu bestimmen und es besteht auch leider wenig Aussicht, hierüber jemals einen auch nur einigermaßen sicheren Aufschluß zu erhalten.

Die Masse eines Planeten kann im allgemeinen auf doppeltem Weg bestimmt werden, einmal aus den Bahnen seiner Monde, wenn er solche besitzt, sodann aus den Störungen, welche er auf andere Himmelskörper (Planeten und Kometen), die bei der Bewegung in ihrer Bahn ihm mehr oder weniger nahe kommen, ausübt. Man sieht sogleich, daß beide Methoden bei den kleinen Planeten vollständig versagen.

Behufs Ermittelung eines wenn auch nur ganz rohen Näherungswerthes der Gesammtmasse dieser kleinen Himmelskörper machte deßhalb der als eifriger Berechner von Planeten- und Kometenbahnen bekannte Berliner Astronom Berberich die Annahme, daß die mittlere Dichtigkeit sämmtlicher kleinen Planeten gleich der des Mondes, also rund gleich drei Fünftel der mittleren Erddichtigkeit sei. Diese Annahme stützt sich lediglich auf die ebenfalls nur muthmaßliche Aehnlichkeit der physikalischen Verhältnisse, wie sie auf dem Mond bestehen, mit denen der großen Mehrzahl der Planetoiden.

Lassen wir diese Voraussetzung für den Augenblick als richtig gelten, so können wir zunächst die Masse der Ceres in einfacher Weise ermitteln: Der Durchmesser des Mondes mißt rund 3480 km, jener der Ceres nach Barnards Messungen 780 km, also den 4.5ten Theil des ersteren. Die Masse der Ceres beträgt demnach unter der Voraussetzung gleicher Dichtigkeit beider Himmelskörper rund den 90. Theil der Mondmasse. Und da das Gesammtvolumen der Planetoiden, wie wir oben gefunden haben, rund dreimal so groß ist, als das der Ceres, so ist unter den obigen Voraussetzungen die Gesammtmasse derselben gleich dem 30. Theil der Masse des Mondes oder rund gleich dem 2400. Theil der Erdmasse.

Hinsichtlich der unzweifelhaft noch vorhandenen, wahrscheinlich aber nicht übermäßig zahlreichen unentdeckten kleinen Planeten dürfte die Annahme gerechtfertigt sein, daß dieselben sämmtlich kleine Durchmesser besitzen, weil sie ja andernfalls immer die Richtigkeit der Annahme gleicher Albedo für alle vorausgesetzt) als verhältnißmäßig helle Objekte schon am Himmel aufgefunden worden wären. Da nun einerseits erst 475 zu den schon bekannten neu hinzukommende Planetoiden von je 100 km Durchmesser einen Zuwachs zum Gesammtvolumen derselben liefern würden, der dem Volumen der Ceres entspricht, andrerseits aber neuentdeckte Planetoiden von 100 km Durchmesser aber vielmehr der entsprechenden Helligkeit (ungefähr gleich der der 11.5ten Sterngrößenklasse) in der letzten Zeit nur sehr selten vorkamen, darf es, wenn nicht als sicher, so doch als sehr wahrscheinlich betrachtet werden, daß das Gesammtvolumen, also auch die Masse der bisher noch unbekannt gebliebenen kleinen Planeten nur einen verhältnißmäßig kleinen Bruchtheil des Gesammtvolumens und der Masse der gegenwärtig bekannten Planetoiden ausmacht.

Faßt man die Möglichkeit eines solchen Zuwachses mit den Unsicherheiten der Grundlagen unsrer obigen Ueberschlagsrechnungen zusammen, so kommt man zu dem Schluß, daß die Gesammtmasse der kleinen Planeten einen Betrag erreichen kann, dessen obere Grenze mit 0.001 der Erdmasse reichlich hoch bemessen sein dürfte, daß somit die kleinen Planeten trotz ihrer großen Anzahl wesentliche Störungen auf die Bewegung der großen Planeten nicht auszuüben vermögen. -rt-

---

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ Ferdinand Brunetière läßt soeben unter dem Titel *Manuel de l'histoire de la littérature française* (Paris, Delagrave, 1898) einen Grundriß der Entwicklung der französischen Dichtung und Prosa erscheinen, der — nach der Verheißung des Vorworts — zugleich das „Programm" einer von demselben Autor geplanten umfassenden französischen Literaturgeschichte bedeuten soll. Seinen Lieblingsideen gemäß setzt Brunetière an Stelle der bisher üblichen Abgrenzung nach Jahrhunderten und Gattungen die Eintheilung nach literarischen Epochen. Sodann beachtet er vornehmlich sozusagen den Stammbaum der einzelnen Schöpfungen, den Einfluß des oeuvres sur les oeuvres. Endlich wendet er besonderes Augenmerk den Uebergangszeiten zu. Wir kommen auf das (auch bibliographisch bemerkenswerthe, die deutsche Fachliteratur einbeziehende) Werk eingehend zurück.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 3. Februar. I. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. van't Hoff berichtete über eine gemeinschaftlich mit den HH. Reinck und Dawson gemachte Untersuchung über die Spaltung von ammonischen Verbindungen, insbesondere Ammoniumdimalat. 2. Hr. Königsberger, korrespondirendes Mitglied, übersendet als Fortsetzung seiner im Sitzungsbericht vom 13. Januar abgedruckten Abhandlung eine Mittheilung über die erweiterte Laplace-Poisson'sche Potentialgleichung. 3. Hr. Kohlrausch legte eine Arbeit von Hrn. Dr. L. Holborn in Charlottenburg vor über die Vertheilung des induzirten Magnetismus in Zylindern. 4. Hr. Möbius überreichte ein von Hrn. Dr. A. Voeltzkow, welcher für seine Reisen in Madagascar von der Humboldt-Stiftung unter-

stützt wurde, übersandtes Exemplar des von der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft herausgegebenen Werks: Wissenschaftliche Ergebnisse der Reisen in Madagascar und Ostafrika in den Jahren 1889 bis 1895. Heft I. Frankfurt a. M. 1897. — II. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Köhler las: Die Eroberung Asiens durch Alexander den Großen und der korinthische Bund. Es wird untersucht, inwieweit der korinthische Bund an der Eroberung Asiens thatsächlich theilgehabt und welche Bedeutung Alexander der Kooperation seiner Verbündeten im Kriege beigemessen hat. 2. Das korrespondirende Mitglied der Akademie Hr. Th. Homolle in Paris übersendet: *Topographie de Delphes* (Sonderabdruck aus dem Bulletin de Correspondance Hellénique XXI). Paris 1898.

* Die auf den IX. Internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie, der vom 10. bis 17. April in Madrid abgehalten wird, sich beziehenden Drucksachen, Programme, Satzungen 2c. sind uns in diesen Tagen von dem Generalsekretär des Madrider Komitees, Hrn. Prof. Dr. D. Amalio Gimeno, zugesandt worden. Wie wir denselben entnehmen, haben alle spanischen Bahnen die Fahrpreise für Mitglieder des Kongresses und ihre Angehörigen auf 50 Proz. reduzirt. Unter gleicher Reduktion veranstaltet die Gesellschaft für Voyages pratiques, 9 rue de Rome, Paris, zur Zeit des Kongresses acht Extrazüge, Paris-Madrid-ganz Spanien und zurück.

* Die 39. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure findet in diesem Jahre in Chemnitz statt, und zwar in den Tagen vom 6. bis 8. Juni.

* Aus dem Nordostsee-Kanal sind nach den Erfahrungen der Fischer in den letzten Jahren die Süßwasserfische fast gänzlich verschwunden. Die Salzwasserfische, insbesondere Struspbutt und Dorsch, haben an Zahl erheblich zugenommen und gedeihen vorzüglich. Aale sind im Kanal in großer Menge vorhanden. Aus dem Fang winzig kleiner Häringe darf geschlossen werden, daß sich im Kanal, und zwar in dessen Seen und Ausbuchtungen, Härings-Laichplätze befinden. Die jungen Häringe wandern im Hochsommer und Herbst dem Meere, und zwar der Ostsee, zu.

* **Wiesbaden.** Der hiesige Arzt Dr. nan Niessen hat einen Ruf an das Institut für experimentelle Medizin in St. Petersburg erhalten, um dort seine Versuche zur Bekämpfung der Lues in größerem Maßstab weiter zu führen.

12. **Weimar.** Für das in Jena zu errichtende Schriftstellerheim, zu dem Hr. Dr. Timon Schroeter Grund und Boden gestiftet hat, wird jetzt eine Lotterie ins Leben zu rufen versucht, gleich derjenigen, die seinerzeit Major Serre zur Begründung der Schillerstiftung ins Werk setzte. Man hofft, auf diesem Wege sowohl die Baukosten aufzubringen als auch einen Fonds für die Verpflegung der Insassen.

* **Berlin.** Sein 50jähriges Doktorjubiläum feierte am 11. Februar der Statistiker und Direktor des staatswissenschaftlich-statistischen Seminars, Geh. Regierungsrath Professor August Meitzen. Er ist am 16. Dez. 1822 in Breslau geboren, wo er auch studirte und 1848 mit einer Abhandlung über die Uhrensodriktion im Schwarzwalde promovirte.

* **Utrecht.** Zum Ehrenmitglied der hiesigen Historischen Gesellschaft wurde der Dozent an der Technischen Hochschule in Berlin Prof. Dr. Georg Gallond ernannt.

* **Rom.** Demnächst wird sich der Herzog der Abbruzzen (der jüngste Neffe des Königs), der im vergangenen Jahr eine Reise nach Alaska (Nordamerika) unternommen und den 5514 m hohen Berg St. Elias als der Erste bestiegen hat, nach Schweden und Norwegen begeben, um eine lange wissenschaftliche Reise in die Polargebiete Norwegens vorzubereiten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ein Donaueschinger Briefsteller. Lateinische Stilübungen des 12. Jahrhunderts. Hggb. von Alex. Cartellieri. Innsbruck, Wagner 1898. — Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Hggb. von Karl Kehrbach. I. A. Bömer: Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten. Berlin, J. Harrwitz 1897. — Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 9. Heft. Arthur Haseloff: Eine thüringisch-sächsische Malerschule des 13. Jahrhunderts. 13. Heft. A. Stolberg: Tobias Stimmers Malereien an der astronomischen Münsteruhr zu Straßburg. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1897 und 1898. — Hermann Sudermann: Johannes. 11. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta 1898. — Meyers Reisebücher. Dr. Th. Gsell-Fels: Oberitalien und die Riviera. 6. Aufl. Mit 15 Karten, 36 Plänen u. s. w. Leipzig, Wien. Bibliographisches Institut 1898. — Deutscher Buch- und Steindrucker, Hggb. von Ernst Morgenstern. 4. Jahrgang. Heft 3 und 4. Berlin, Weihnachten 1897. — Geographische Zeitschrift. Hggb. von Dr. Alfred Hettner. 4. Jahrgang. 1. Heft. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Handbuch der deutschen Aktiengesellschaften. 2. Aufl. Ausgabe 1897—98. 2. Band. Leipzig. A. Schumann. — Bericht des Zentral-Komitees der deutschen Vereine vom Rothen Kreuz über seine internationale Hülfsthätigkeit während des türkisch-griechischen Kriegs 1897. Berlin 1897. — Georg Wislicenus: Kernpunkte der Flottenfrage. Berlin, Leipzig, Friedr. Luckhardt 1898. — Max Wolter: Der Erzbischof von Toledo. Leipzig, Gebrüder Wenck.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

In unserm Verlage sind erschienen:

1. **Der Stundenplan.** Ein Kapitel aus der pädagogischen Psychologie und Physiologie v. Geh. Oberschulrat Prof. H. Schiller. Gr. 8°. 59 S. Preis Mk. 1.50.
2. **Die praktische Anwendung der Sprachphysiologie** beim ersten Lesecursus von Dr. med. H. Gutzmann. Mit einer Tafel. Gr. 8°. 52 S. Preis Mk. 1.50.
3. **Über Willens- und Charakterbildung** auf physiologisch-psychologischer Grundlage. Von Geh. Reg. Rat Prof. Dr. Julius Baumann. Gr. 8°. 86 S. Mk. 1.80.
4. **Unterricht und Ermüdung.** Ermüdungsmessungen an Schülern von Dr. Ludwig Wagner. Mit zahlreichen Tabellen. Gr. 8°. 134 S. Mk. 2.50.
5. **Das Gedächtnis.** Von Prof. Dr. F. Fauth. Gr. 8° IV, 88 S. Mk. 1.80.
6. **Die ideenassoziation des Kindes.** Von Prof. Dr. Th. Ziehen. [Im Druck.]

Vorstehende 6 Hefte bilden den I. Band der Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagog. Psychologie und Physiologie, herausgeg. v. Geh. Oberschulrat H. Schiller in Giessen u. Prof. Th. Ziehen in Jena.

Subscriptionspreis für den Band (im Umfang von mindestens 30 Bogen) Mk 7.50; ausführliche Prospekte gratis und franko.

[3146]

Verlag von Wilhelm Hertz, Berlin:

Erinnerungen von **Ludolf Ursleu dem Jüngeren.** Roman von Ricarda Huch. Geheftet 4 M. Gebunden 5 M.

Evoë! Dramatisches Spiel in 5 Aufzügen von [19056] Ricarda Huch. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Tauchnitz Edition.

February 9, 1898.

The **Tragedy of the Korosko.**

By (3066)

A. Conan Doyle.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Montag, 14. Februar. Nummer 35.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Kritik der neuen österreichischen Zivilprozeßordnung. Von Dr. J. Trutter. — Die Beziehungen der Obertöne zur Sprache. Von Ludwig Riemann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Kritik der neuen österreichischen Zivilprozeßordnung.

Von Dr. J. Trutter.

Die Nummer 278 d. J. 1897 dieser Beilage hat eine von Tinzl unter Anlehnung an das mit unleugbarem Scharfsinn geschriebene Buch Becks „Zehn Abhandlungen zum neuen österreichischen Zivilprozeßrecht" abgegebene Kritik der neuen österreichischen Zivilprozeßordnung gebracht, welche diese als ein Machwerk schlechtester Art hinzustellen bemüht ist. Die Bedeutung und Wichtigkeit der Sache fordert es, daß die Vorwürfe und Anschuldigungen die gegen das auf Grund umfangreicher Studien und eingehender Berathungen geschaffene Reformwerk erhoben wurden, einer Prüfung in Bezug auf ihre sachliche Richtigkeit unterzogen werden, zumal es sonst leicht geschehen könnte, daß dieselben insbesondere von mit dem österreichischen Rechte nicht Vertrauten als berechtigt angesehen werden.

Die erborgte Grundlage, auf welche sich Tinzl bei seinem in die Welt hinausgeschrieenen Tadel stellt, schwankt unter seinen Füßen, wovon er wohl keine Ahnung hat: er schwört auf Beck. Dieser aber verfolgt in seinem Buche, wie schon in anderen Kritiken desselben hervorgehoben wurde, eine sehr eigenthümliche Methode. Er stellt zuerst die irrigsten Behauptungen als angeblich dem Gesetze entsprechende auf, spinnt aus ihnen die unmöglichsten Folgerungen und schreibt schließlich alles dieses dem Gesetze zur Last, das in Wahrheit weder von seinen unrichtigen Prämissen, noch von seinen unmöglichen Folgerungen etwas weiß, oder für sie etwas kann. So macht Beck in Einzelabhandlungen mit wenigen anerkennenswerthen Ausnahmen einige Partien des österreichischen Zivilprozeßrechtes schlecht ab, indem er Verfehltes bringt; Tinzl glaubt auf Grund dessen das ganze Gesetz schlecht machen zu können. Für den inneren Werth der Gesammtbeurtheilung des Gesetzes durch Tinzl ist es wohl bezeichnend, daß er auf den Ausspruch Jherings: „nichts ist verkehrter, als ein Recht gleich einem philosophischen System bloß von Seiten seines geistigen Gehaltes, seiner logischen Gliederung und Einheit zu beurtheilen; . . . . der wahre Werth liege in seinen Funktionen, d. h. in seiner praktischen Brauchbarkeit" hinweist und bald darauf wieder dem Gesetze vorwirft, es fehle eine konsequente Durchführung der leitenden Prinzipien, die prinzipielle Ausgestaltung werde fortwährend durch Zweckmäßigkeitsrücksichten durchbrochen.

Gegen den Tinzl'schen Artikel, der auch in der „Meraner Zeitung" zum Abdruck gelangte, wurde bereits in den Nrn. 1—3 d. J. 1898 des „Boten für Tirol und Vorarlberg" von anderer Seite Stellung genommen; in Nr. 2 d. J. 1898 der allgemeinen österreichischen Gerichtszeitung erschien von Neumann-Ettenreich eine eingehende Besprechung des eingangs erwähnten Beck'schen Buches; ein Theil der von Beck aufgestellten Behauptungen wird überdies durch die Beantwortung der dem Justizministerium vorgelegten Fragen (Just.-M.-B. vom 3. Dezember 1897) widerlegt. Jene beiden Aufsätze entkräften so ziemlich die meisten der in dem Tinzl'schen Artikel gebrachten Vorwürfe. Da aber der Leserkreis der genannten Blätter ein anderer ist als der dieser Beilage, so muß wohl auch hier eine Entgegnung erscheinen. Den von Tinzl gegen die neuen österreichischen Prozeßgesetze geführten Streich glaube ich gerade deßhalb pariren zu sollen, weil ich nicht zu den unbedingten Anbetern dieser Gesetze zähle. Schon in meiner im Band XXII der Grünhut'schen Zeitschrift (1894) erschienenen Besprechung der Gesetzentwürfe habe ich auf manches Bedenkliche hingewiesen; in meinem „System des österreichischen Zivilprozeßrechtes" (Wien 1897) habe ich Schwächen, welche das Gesetz m. E. hat, bloßgelegt und insbesondere in § 3 „Geschichte" betont, daß dieselben wohl vielfach zu vermeiden gewesen wären, wenn das Bestreben nicht dahin gegangen sein würde, das Gesetz mit aller Hast — vielleicht Ueberhastung — unter Dach und Fach zu bringen. Und doch war diese Eile, wenn nicht das Reformwerk neuerdings zum so und so vielten Male scheitern sollte, nöthig, wie dies die Ereignisse jüngster Zeit, die durch Erlaß der berühmten Sprachenverordnungen hervorgerufene Obstruktion und die bald folgende Schließung des Reichsrathes lehrten.

Alle gegen das Gesetz erhobenen Vorwürfe, welche zum Theil der eigenen Gedankenarbeit Tinzls, zum Theil der Becks entstammen, „an dieser Stelle auch nur annähernd zu erschöpfen, erscheint selbstverständlich nicht möglich; einige Stichproben sollen genügen." Ich beginne gleich mit der ersten, welche diesen Worten in der Tinzl'schen Kritik folgt.

Der „monströse" § 96 der Jurisd.-Norm sei schuld, daß in einem bei einem Gerichtshofe anhängigen, das punctum von 500 fl. übersteigenden Prozeß eine wenn auch liquide Gegenforderung unter 500 fl. nicht zur Kompensation gebracht werden könne. Diese Behauptung ist mitsammt der Argumentation, auf welche sie sich stützt, grundfalsch. In keiner mir bekannten Gesetzesstelle ist gesagt, daß die Einrede der Kompensation nur vor demjenigen Gerichte erhoben werden könne, bei welchem der Beklagte die Widerklage anzubringen befugt wäre. Beck nennt die Gesetzesstelle, die das sagen soll, nicht; was er irrig lehrt, steht auch nicht in den von der Kompensation handelnden Stellen des allgem. bürgerlichen Gesetzbuches (§ 1438 ff.); am allerwenigsten kann es auf Aussprüche des obersten Gerichtshofes gegründet werden, die, weil auf Basis des alten Prozesses stehend, und im Hinblick auf dessen Vorschriften und Einrichtungen geschöpft, mit dem Wirksamwerden des neuen Prozesses ihre Anwendbarkeit selbstverständlich völlig eingebüßt haben. Es würde sicher keinem

deutschen Juristen einfallen, Widerklage und Einwand der Gegenforderung als identisch zu erklären. Für die Untersuchungen Becks und das Urtheil seines Lobredners ist es bezeichnend, daß der unsinnige, aus der Luft gegriffene Satz, Widerklage und Einrede der Gegenforderung seien durchweg gleich zu behandeln, das einzige ist, worauf sich die gegen die Jurisd.-Norm (§ 96) erhobenen Vorwürfe und Anklagen gründen (vgl. hiezu „Bote für Tirol und Vorarlberg" und „Oesterreichische Gerichtszeitung" oben). Daß § 96 J.-N. dem § 33 R.-Z.-P.-O. nachgebildet ist, schadet der Zulässigkeit der Kompensationseinrede nichts; es kann daher die Gesetzgebung deßhalb kein Vorwurf treffen.

Nach Beck soll die Frage der Zulässigkeit des Rekurses im österreichischen Gesetze nicht genügend klar gestellt sein, darum werde sie immer eine der streitigsten Partien der Prozeßordnung bilden. Das Gegentheil ist richtig. Die österreichische Gesetzgebung hat bei Feststellung der Zulässigkeit des Rekurses (Beschwerde) zwar den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, wie die Reichszivilprozeßordnung, indem sie den Rekurs als das allgemein zulässige Rechtsmittel gegen Beschlüsse (Bescheide) erklärt; nur sofern deren Anfechtung durch Vorschriften der Zivilprozeßordnung ausgeschlossen wird, ist er unzulässig (§ 514). Dadurch wird aber die Zulässigkeit des Rekurses im Einzelfalle nicht zweifelhaft. Beck hat vielmehr ganz richtig auf S. 62 jene Beschlüsse aufgeführt, gegen welche ein Rekurs versagt ist; gegen alle anderen Beschlüsse ist er zulässig, wenn auch nicht als abgesondertes Rechtsmittel; auch die Fälle, in denen er nur als „verbundene Beschwerde" erhoben werden kann, sind von Beck a. a. O. richtig aufgezählt. Darum ist der in Rede stehende, ganz grundlos vorgebrachte Vorwurf ebenso unstichhaltig wie der weitere, daß die Bestimmungen der §§ 475 Abs. 3 und 484 Abs. 3 geradezu zu einer Justizverweigerung führen. Im Falle des § 484 Abs. 3 ist dies unrichtig, weil der Beschluß über die Kosten nicht im Berufungsverfahren, sondern nach Beendigung desselben durch Zurücknahme der Berufung ergeht, daher § 519 keine Anwendung findet (so Frag. beantw. ad § 484 Nr. 2). Im Falle des § 474 Abs. 3 ergeht ein die Klage unter Aufhebung des erstrichterlichen Urtheils zurückweisender Beschluß des Berufungsgerichts, gegen welchen nach § 519 Ziff. 2 deßhalb Rekurs zulässig sein dürfte, weil durch denselben thatsächlich die Nichtigkeit des erstrichterlichen Urtheils wegen Mangels der (im Laufe der Gesetzesberathung zu absoluten gewordenen) Prozeßvoraussetzungen, daß die Rechtssache weder rechtshängig noch rechtskräftig entschieden sei (§ 240 Abs. 3), ausgesprochen wurde. Die Aufzählung der Nichtigkeitsgründe in § 477 kann keine taxative sein, denn nichtig muß jedes Verfahren, jedes Urtheil sein, welches sich aufbaut auf ein wegen Mangels einer absoluten Prozeßvoraussetzung nicht rechtsbeständiges Prozeßverhältniß, also auch ein solches, bei dem es an den in § 240 Abs. 3 angeführten Voraussetzungen fehlt.

Eine Verkümmerung der Rechtshülfe kann die Ausschließung eines außerordentlichen Revisionsrekurses in Besitzstörungsstreitigkeiten nicht genannt werden, nachdem ja der Endbeschluß nur die Herbeiführung eines vorläufig sicheren Besitzstandes ohne jede Präjudizirung etwaiger Rechte bezweckt; daß dies rasch geschehe, ist nur wünschenswerth und darum die Unzulässigkeit eines außerordentlichen Revisionsrekurses gewiß gutzuheißen (ogl. „Bote f. T. u. V.", Nr. 3).

Von einem Widerspruche zwischen den §§ 520 und 528 kann nur dann die Rede sein, wenn man ersteren irrig dahin auffaßt, daß der Rekurs gegen einen Beschluß der zweiten Instanz bei dem zweitinstanzlichen Gerichte zu erheben sei. Zu dieser irrigen Auffassung hätte Beck am allerwenigsten gelangen dürfen, da er es ist, der von einem Gesetz vor allem Konsequenz verlangt. Wenn nun in den §§ 465 und 505 gesagt wird, daß nicht nur die Berufung, sondern auch die Revision „bei dem Prozeßgerichte erster Instanz" zu erheben sind, so mußte er die davon abweichende Textirung des § 520 dahin verstehen, daß der Rekurs nicht immer bei dem Prozeßgerichte, sondern auch bei einem anderen Gerichte (dem der ersuchte Richter, welcher den Beschluß erlassen hat, angehört), immer aber bei einem Gerichte erster Instanz anzubringen ist. Als Grundsatz gilt, daß die Rechtsmittel stets bei dem Gerichte erster Instanz einzulegen sind; durch die Textirung des § 520 sollte nur dem Rechnung getragen werden, daß ja der Rekurs zuweilen auch bei einem anderen als dem Prozeßgerichte erster Instanz einzulegen ist. Diese Auffassung theilt Fürstl, dem von Unzl eine „sehr glückliche Hand in der Lösung kontroverser Fragen" nachgerühmt wird; sie wird auch durch das Gutachten des Obersten Gerichtshofes (Frag. Beantw. ad § 520 Nr. 1) als die richtige erklärt.

Sowohl im „Boten für Tirol und Vorarlberg" als auch in der „Allgem. österr. Gerichts-Zeitung" ist die Behauptung, daß die neue Regelung des Verfahrens in Wechselsachen einen Rückschritt bedeute, in der Weise widerlegt, daß dargethan wird, es werde sich in diesem Verfahren überhaupt wenig ändern und die wenigen Aenderungen seien Besserungen. Früher hatte das Gericht zu prüfen, ob sich gegen den Wechsel keine Bedenken (darunter auch gegen dessen Echtheit gerichtete) ergeben, heute hat es zu prüfen, ob er alle Erfordernisse der Gültigkeit besitzt und ob sich keine Bedenken gegen seine Echtheit ergeben. Auch im früheren Verfahren konnte der Beklagte in der Verhandlung noch Einwendungen, die er in seinem Schriftsatze „Einwendungen" noch nicht vorgebracht hatte, nachschleppen, (vgl. darüber Ullmann, Zivilprozeßrecht § 535); nur stehen im neuen Verfahren dem Richter zur Hintanhaltung einer Verschleppung größere Machtbefugnisse zu als im früheren. Unrichtig ist die Behauptung Becks, daß in den meisten Fällen, in denen nach früherem Rechte Sicherstellung erlangt werden konnte, wegen Nothwendigkeit der Gefahrenbescheinigung dieselbe nicht zu erreichen sein dürfte. Gefahrenbescheinigung wird nur gefordert, wenn über die Wechselklage mündliche Verhandlung angeordnet wird; früher konnte bedingt schon im Laufe der erstrichterlichen Verhandlung und stets auf Grund der erstrichterlichen Entscheidung ohne weiteres Sicherstellung erlangt werden; in Hinkunft wird dazu Gefahrenbescheinigung nöthig sein, also nur in Fällen, in denen sich der Wechsel nicht einmal zur Erlassung einer Zeitungsauflage eignet. In allen anderen Fällen bedarf es keiner Gefahrenbescheinigung (vgl. darüber insbesondere, daß unter den Zahlungsaufträgen des § 371 Ziff. 2 der Exek.-O. auch Sicherheitsaufträge zu verstehen sind, „Allg. österr. Gerichtszeitung").

Außerdem enthält das Beck'sche Buch in dem vom Verfahren in Wechselstreitigkeiten handelnden Kapitel noch manches Unrichtige, wovon einiges hier zum Beweise für die von Beck verfolgte Tendenz angeführt werden soll. Dadurch daß § 556 verfügt, Wiedereinsetzung (und Wiederaufnahmsklage) sei bedingt zum Nachtheile der Partei, die im Hauptprozesse „im guten Glauben" gehandelt hat, ausgeschlossen, während § 23 der M.-V. vom 25. Jan. 1850 das gleiche normirt, wenn die Partei im Hauptprozesse „nicht unredlich" gehandelt hat, soll die Beweislast verschoben worden sein; früher hätte der Wiedereinsetzungswerber die mala fides zu erweisen gehabt, in Zukunft werde der Gegner seinen guten Glauben zu beweisen haben. Dieses Kunststück soll das neue Gesetz in der denkbar harmlosesten Weise dadurch, daß es statt „nicht unredlich" „in gutem Glauben" setzte, fertig gebracht haben. Bekanntlich

Digitized by Google

ist es doch für die Beweislastvertheilung gleichgültig, ob das Beweisthema positiv oder negativ gefaßt ist. Unrichtig ist die weitere Behauptung Becks, daß für Wechselklagen durch Vereinbarung auch ein Bezirksgericht zuständig gemacht werden kann (Frage-Beantw.: ad § 104 J. N. Nr. 4 Gutachten des Obersten Gerichtshofs). Die Frist für die Mittheilung des Berufsgegners im Wechselverfahren beträgt nicht, wie Beck behauptet, 14 sondern 8 Tage (Frage-Beantw.: ad §§ 555 und 575 Gutachten des Obersten Gerichtshofs). Auch unter der Geltung des alten Wechselprozesses war Nichtigkeitsklage in Fällen zulässig, in denen die Partei, zu deren Nachtheil sie eingebracht wurde, von einer Wiederaufnahmsklage nach § 556 befreit wäre, denn der schon oben angezogene § 23 schließt nur Wiedereinsetzung, nicht aber die Nichtigerklärung des Verfahrens aus. Gemäß Hofdekr. vom 14. Oktober 1803 konnte jedes rechtskräftige Urtheil wegen Mangels der Prozeßfähigkeit stets infolge eines bloßen Gesuchs des gesetzlichen Vertreters beseitigt werden. Ob sich die schlimme Prophezeihung Becks, daß der Gang des neuen Prozeßverfahrens vor den Gerichtshöfen „sicher nicht mit der Raschheit (?) des ehemaligen abgekürzten summarischen Verfahrens funktioniren wird“ erfüllt, dürfte die Erfahrung bald zeigen. An vielfachen Unrichtigkeiten fehlt es aber in dem Beck'schen Buche auch, abgesehen von dem das Verfahren in Wechselstreitigkeiten behandelnden Abschnitte, nicht; die Aufdeckung derselben durch die in der „Allg. österr. Gerichts-Zeitung“ gebrachte Kritik ist keine erschöpfende.

Was endlich die gegen die Normirung der Zuständigkeit der Gerichte für Anordnungen einstweiliger Verfügungen und für die Rechtfertigungsklage erhobenen Bedenken anbelangt, so darf wohl bezüglich ihrer, zumal sie nur nebensächliche Anordnungen betreffen, hier auf die Widerlegung derselben in der eben angezogenen Kritik verwiesen werden.

Es zeugt keineswegs von einem tiefen Einblick, wenn Tinzl zu den Kontroversen, welche sich bezüglich der „Direktiven für die ersten und gewöhnlichsten Handgriffe, deren auch die platte Routine Herr werden muß“, gebildet haben, die Fragen nach dem im Kontumazialverfahren meritorisch zu Beachtenden, sowie über die Zulässigkeit und den Umfang der im Berufungsverfahren vorzubringenden Neuerungen zählt. Die bezüglich der letzteren Frage, welche in den Kommissionen beider Häuser lebhaft debattirt wurde, angestellten eingehenden Untersuchungen Kornfelds, Schimms und Stroß' geben wohl beredtes Zeugniß für die Oberflächlichkeit der Auffassung Tinzls. Daß alle von diesem aufgezählten Kontroversen, zu denen auch die über die Paritionsfrist zählt, nicht zu den leicht zu beantwortenden Fragen gehören, beweist der Umstand, daß deßhalb das Justizministerium angegangen und dieses sich wieder an den Obersten Gerichtshof um Abgabe seines Gutachtens gewendet hat. Nur ganz wenige dieser Kontroversen hätten vielleicht durch eine konzisere Fassung des Gesetzes vermieden werden können. In heillen Fragen haben sich aber wohl noch stets selbst auf Grund unbestritten anerkannt vorzüglich abgefaßter Gesetze Kontroversen ergeben.

Die Bestimmungen des § 60 Jur. N. und § 42 Z.-P.-O. müssen dazu herhalten, um auf Grund derselben die Vorwürfe „legislativer Hülflosigkeit“ und „seltener gesetzgeberischer Kurzsichtigkeit“ zu erheben. Der dagegen gerichteten Vertheidigung im „Boten für Tirol und Vorarlberg“ ist sachlich kaum etwas beizufügen. Selbst aber, wenn Tinzl sachlich nicht so tief im Unrechte stünde, hätte er Anstand nehmen sollen, sich solcher Kraftausdrücke, an denen er es auch im übrigen nicht fehlen läßt, zu bedienen. Schmeichelhaft für die Gesammtheit der Landsleute Tinzls ist es nicht, wenn er sagt: Die deutsche Reichs-Zivilprozeßordnung entspricht ihrem Idiom nach der strammen gemessenen Haltung des Norddeutschen, die österreichische dem saloppen, schlenderhaften Gebaren des Oesterreichers“. Darnach hätten ja die Oesterreicher, wenn alle die Anschuldigungen von Tinzl-Beck begründet wären, nur die Prozeßordnung, die sie verdienen.

Am besten gefällt Tinzl an dem Beck'schen Buche dessen letzter Abschnitt, in dem in weit übertriebenen Verallgemeinerungen gegen Anlage, Ausbau und Sprache des Gesetzes losgezogen wird. Auf Einzelheiten, welche diesbezüglich erhobene Anschuldigungen begründet erscheinen lassen sollen, hier einzugehen, ist unmöglich. Nur Eines sei bemerkt. Es wird von Beck getadelt, daß die Parteien nach § 196 berechtigt sind, richterliche Amtshandlungen zu „rügen“; Rügen dürfen nur ungezogene Schulknaben, nicht aber Gerichte empfangen. Die die Oesterreicher im ganzen tadelnde, eben citirte Bemerkung trifft in concreto Beck; hätte er genau gelesen, so hätte er gefunden, daß § 196 nicht von richterlichen Amtshandlungen, sondern von Prozeßhandlungen, also auch von Parteihandlungen spricht, und daß nicht die Prozeßhandlungen, sondern die Verletzung von bei Vornahme derselben unterlaufenen Formvorschriften gerügt werden. Es ist aber insbesondere charakteristisch, daß sich der Tadel Becks gegen das österreichische Gesetz richtet, obwohl die von ihm gelobte Reichs-Zivilprozeßordnung den im Wortlaut mit § 196 der Z.-P.-O. übereinstimmenden § 267 enthält. Sonst deckt er doch immer die „ausgiebige geheime Anleihe auf, welche bei der geistigen Finanzirung der Prozeßgesetze aufgenommen wurde“; nicht immer aber mit Geschick und Glück. Der Nachweis, daß eine solche Anleihe auch bei der Zivilprozeßordnung für Bosnien und Herzegowina aufgenommen worden sein soll, wird als besondere „Malice“ Becks wohlgefällig hervorgehoben. In Wirklichkeit steht die Sache anders. Von einer Anleihe kann in diesem Falle nicht gesprochen werden, sondern von einem Herübernehmen einzelner Bestimmungen aus dem österreichischen 1881er Entwurfe, dem die Prozeßordnung für Bosnien und Herzegowina nachgebildet ist, worauf bereits in beiden wiederholt citirten Blättern hingewiesen wurde. Auf diese Weise werden Anschuldigungen geschmiedet, die darauf berechnet sind, auf einen großen Leserkreis, der mit den Verhältnissen nicht vertraut ist, einen Eindruck zu machen.

Zum Schluß sei es gestattet, auf die Anton Menger'sche Besprechung der neuen Prozeßgesetze in der „Neuen Freien Presse“ vom 1. Januar d. J. hinzuweisen. Diesen wird mit Recht nachgerühmt, daß sie die ersten seien, in denen den Interessen der breiten Volksmassen Rechnung getragen wurde, daß sie die Rechtsverfolgung der ärmeren Volksklassen wenigstens theilweise erleichtern. In dem sozialen Charakter, welchen die neuen Prozeßgesetze an sich tragen, liege deren über ihr beschränktes Geltungsgebiet und über die Zeit ihrer Wirksamkeit hinausreichende dauernde Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit. Darum können wohl auch einige Bestimmungen des Gesetzes, die nicht einwandfrei sind, mit in den Kauf genommen werden, und darum spricht Menger zum Schluß allerdings bedingt die Hoffnung aus, daß die von den österreichischen Theoretikern und Gesetzgebern aufgefundenen Prinzipien die Runde um die Welt machen werden.

Die Beziehungen der Obertöne zur Sprache.

Von Ludwig Riemann (Essen).

Die Erkenntniß der akustischen Gesetze, worauf der Wohllaut der Sprache beruht, ist erst ein Ergebniß der neueren Zeit. Die Analyse der einzelnen Sprachlaute nach akustisch-physikalischer Anschauung sind von v. Helmholtz in

seiner Lehre von den Tonempfindungen und von O. Wolf in dem Werke „Sprache und Ohr“ wissenschaftlich klargelegt worden. Die Einwirkung der Obertöne auf die Bildung der Vokale und Konsonanten geschieht in erster Linie durch die zur Entstehung der Laute verursachte Stellung der Mundhöhle. Die in dieser enthaltene Luftmasse bringt den Oberton aus der Reihe der Nebentöne, welche den Stimmklang begleiten, resonirend zur Perzeption, welcher gleich ist dem Eigenton dieser Luftmasse. Bei jedem Wechsel der Mundstellung zum Aussprechen der Laute entstehen andere Obertöne, respektive wird ein anderer Oberton des Stimmklanges resonirt oder verstärkt. Nur die Eigentöne der Mundhöhle bleiben konstant und sind fast unabhängig von Alter und Geschlecht. Eine Folge davon ist das jeden Menschen besonders kennzeichnende Sprachorgan.

Die Haupttöne, welche den Laut charakterisiren, sind folgende:

R = $c^3 + c^2 + c^1 + c^0$; U = f^0; B (P) = e^1; O = b^1; K = d^2—d^3 (hartes G); T (D) = fis^2—fis^3; F (V) = a^2—a^3; A = b^2; Ö = cis^3; Ü = g^3—as^3; E = b^3; S = c^4—c^5; I, J = d^4 (weiches G, Ch nach e, i); Sch = $fis^4 + d^4 + a^3$; W = $c^1 + e^1 + g^1 + c^2$; L = klingt am besten mit J; M, N = mit U.

Diese Töne kann man theils mit dem bloßen Ohre, theils mit akustischen Hülfsmitteln (Resonatoren) vernehmen. Helmholtz läßt auf umgekehrtem Wege an besonderen Apparaten die Laute auch künstlich entstehen. W. v. Kempelen erfand im Jahre 1791 auf empirischem Wege sogar eine Sprechmaschine, welche 1870 von J. Faber zur höchsten Vollendung gebracht wurde. Außer genannten Tönen werden die Laute noch von höheren Obertönen begleitet, welche aber schwächer auftreten. So schreibt Helmholtz bei der künstlichen Bildung der Vokale: Der Grundton B ergibt den Vokal U; das b mit stark b^1 und schwach f^2 = O; zu b mäßig stark b^1 und f^2, kräftig als charakterisirende Töne b^2 und d^3 = A; b^1 und f^2 die Nachbarn des tieferen charakterisirenden Tones d^2 etwas verstärkt, b^2 gedämpft, d^3 und f^3 stark = Ä; b und b^3 mäßig stark, f^4 as^3 b^3 möglichst stark = E. — Bei den Konsonanten entstehen noch andere Geräusche, welche meist unharmonische Obertöne in sich tragen und mehr die Klangfarbe beeinflussen. Je mehr die Tonverhältnisse der Sprachlaute in den einzelnen Sprachen der Völker sich melodisch und harmonisch gruppiren lassen, umsomehr sind sie als textliche Unterlage für die Harmonie im Gesange geeignet. Die größten Vorzüge hat in dieser Hinsicht die italienische Sprache, weil sie in der Anordnung der Konsonanten und Vokale eine mehr melodische Abwechslung zeigt, als z. B. die deutsche. In manchen Wörtern besonders der polnischen und russischen Sprache häufen sich die Konsonanten derartig, daß es dem Sänger schwer fällt, den Gesangston gegenüber den vielen unharmonischen Obertönen zu behaupten. In jeder Sprache aber ist der Mensch, sobald ihn weiche Regungen beherrschen, bemüht, seinen Worten einen weichen, milden Klang zu geben, d. h. in der Wahl weicher Konsonanten und Vokale einen besseren harmonischen Klang der Obertöne zu erzielen. So spricht der Provinzialdialekt z. B. statt Georg: Schorsch, weil der harmonische Klang des Sch = a^3 d^4 fis^4 eindringlicher wirkt, als das einfache G = d^4. Aus demselben Grunde klingt das französische Wort „Charly“ weicher, als das deutsche „Karl“. Sehr bezeichnend ist die Anwendung der Diminutiva, welche auf denselben Grundsätzen beruhen. Ich greife einige deutsche und französische Verkleinerungssilben und Flexionen heraus. Dieselben stützen sich, phonetisch betrachtet, auf folgende Töne:

chen = d^4 b^3 = große Terz; lein = b^2 d^4 = große Terzoktave; elchen = b^3 d^4 b^3 = große Terz; aille = g^3 d^4 b^3 = Dreiklang; âtre = b^2 (ais) fis^3 b^3 = große Terz; cule = d^3 g^3 = Quinte; el = b^3 (d^4) = große Terz; ette = b^3 (ais) fis^3 = große Terz; ine = d^4 (b^3 oder f) = große Terz; euille = b^3 d^4 b^3 = große Terz; otte = b^1 fis^2 = Sexte; eau = d^2 b^1 = große Terz; illon = d^4 d^3 b^1 = große Terzoktave.

Da die Diminutiva in den meisten Fällen einen sympathischen Charakter in sich tragen, dürfte eine Korrespondenz zwischen den obigen harmonischen Intervallen und einer harmonischen Stimmung in uns als Faktor zur Entstehung genannter Endsilben anzunehmen sein. Noch auffallender ist die Uebereinstimmung der Konsonanzen oder Dissonanzen mit der jeweiligen Bedeutung eines Wortes.

Konsonanzen (beziehungsweise weiche, aufzulösende Accorde) Wein (Vino) = c^1 a^1 g^1 c^2 b^2 d^3 = Nonenaccord; Liebe = d^4 e^2 b^3 = Septaccord; beseligen = e^1 c^4 b^3 d^4 b^3 = Nonenaccord; zuchhei = d^4 f d^3 b^2 d^4 = Dreiklang; Waise = c^1 e^1 g^1 c^2 b^2 d^4 c^4 b^3 = Nonenaccord; Dissonanzen (musikalisch nicht auflösbar): Schuft = fis^4 d^4 a^3 f fis^2; Schurke = fis^4 d^4 a^3 f c^2 d^2 b^4; pfui = e^2 a^2 f^1 d^4; shocking = fis^3 d^4 a^3 b^1 d^4 d^2; fi donc = a^3 d^4 fis^2 b^2 d^2; falsch = a^2 b^2 fis^4 d^4 a^3; boshaft = a^1 b^1 c^4 b^2 a^2 fis^2; Greuel = d^3 c^3 b^2 d^3 b^3; Streit = fis^4 d^4 a^3 fis^3 b^2 d^4 fis^3.

Es sei fern von mir, hieraus gewisse Regeln ableiten zu wollen. So wenig die Zusammensetzung der Laute mit der Bedeutung des Wortes sich immer deckt, so wenig geschieht dieses auch mit den Intervallen. Ich habe aber die feste Ueberzeugung, daß in den genannten und vielen anderen Wörtern bezüglich ihrer Entstehung und Anwendung gewisse Wechselwirkungen zwischen den in uns basirenden Tonkonsonanzen und den nach harmonischer Befriedigung strebenden seelischen Affekten stattfinden muß. Aus diesem Streben heraus erkläre ich mir auch die Thatsache, daß in den harten Sprachen mehr Verkleinerungen angewandt werden, als in den weichen Sprachen. Ausnahmen bilden die hebräische Sprache, deren Weiche durch die Flüssigkeit der Vokale erzielt wird, und die chinesische Sprache, deren Wurzelwörter keine Flexionen zulassen und darum durch den singenden Sprechton und die sehr häufige Anwendung des Sch und seiner Varianten belebt werden. Zwischen dem tonalen Charakter der Laute und der Ausübung der Musik und des Gesanges überhaupt liegt ebenfalls eine gewisse Uebereinstimmung. O. Wolf schreibt: „Je weiter wir von Mitteldeutschland nach Süden gehen, desto mehr Gesang und Musik werden wir das Volk produziren hören, und zwar ziemlich gleichmäßig von allen Schichten desselben, während nach dem Norden zu in der kälteren, ernsteren Natur auch der Sinn für Musik weniger ausgeprägt erscheint und diese in vielen Gegenden des Nordens fast lediglich Eigenthum der Gebildeten wird.“

Die geheimnißvollen Beziehungen der Obertöne zu den Gemüthserregungen im Menschen finden ihren Ausdruck noch mehr in der Betonung der Sprache. Wir wissen, daß mit dem Steigen des Affekts auch der Sprechton steigt und mehr wechselt. Dieser Wechsel entspricht mehr oder weniger den Tonentfernungen, welche auf dem tief im Menschen begründeten Tonempfinden für Oktave, Quinte (Quarte), Terz (Sexte), als Früchte der Obertöne eines Klanges, beruhen. Meine Beobachtungen an 3—4jährigen Kindern ergaben, daß Ausrufe wie Mama, Papa ꝛc. von einer kleinen Terz umspielt werden. Starke Ausrufe gehen in den singenden Sprechton über, wie wir auf Markt und Straße täglich beobachten können. Dieselben werden nach meiner Erfahrung fast sämmtlich von den obigen Intervallen eingekleidet. Die Frage steigt im Raume einer Quinte oder Oktave, die Antwort fällt in gleicher Weise. Die Bestrebungen in der heutigen dramatisch-musikalischen Kunst: den singenden Sprechton, der sich im katholischen und noch

mehr im jüdischen Gottesdienst glanzvoll erhalten, wieder einzuführen, wurzeln in der uns wohlbewußten Kraft desselben, respektive in der uns an dieser Stelle mehr interessirenden Ursache dieser Kraft, nämlich die jenseit unsrer Vorstellungsthätigkeit liegende Beziehung zwischen Tonverschmelzung und Gefühl. Das von dem großen Tonpsychologen Professor Stumpf gefundene Wort „Tonverschmelzung" erklärt sich aus der Perzeption des Begriffes Klang mit seinen begleitenden Nebentönen. Die Verwirklichung des singenden Sprechtones wäre eine Rückkehr zur Natur, denn noch Hypothesen sollen die ersten Menschen zuerst in musikalischen Lauten sich verständigt haben, welch letztere später mit Hülfe der Konsonanten sich zum Wort verdichteten. Rich. Wagner hat in seinem Werke „Oper und Drama" diese Idee eingehend behandelt. Es wird nicht allein die seelische Bedeutung des Wortes, sondern auch die unbewußte Empfindung für die durch harmonische Obertöne bedingte akustische Unterlage der Laute gewesen sein, welche Wagner auf die Idee der Deckung des Wortes mit einem ganz bestimmten Ton hinführte. Es läßt sich thatsächlich mathematisch-akustisch ausrechnen, welcher Ton für ein Wort am besten paßt, indem man die Obertöne der Laute des Wortes miteinander vergleicht und dann in einen Hauptton vereinigt. Selbstverständlich wäre diese Thätigkeit illusorisch, denn in erster Linie diktirt das Gefühl dem Worte den Ton; nur feinfühlende musikalische Naturen lassen eine Beeinflussung des akustischen Wohlklanges des Wortes zu.

Ueberschauen wir die Wirkung der Obertöne auf die Sprache, so muß ich es als wunderbar bezeichnen, wie dasjenige Volk, welches in seiner Sprache wenig modulatorische Bewegung zeigt, Zuflucht zu den Lauten sucht, welche zur Unterlage harmonische Obertöne haben. Hervorragend sind in dieser Beziehung die Chinesen mit ihrem Sch und Tsch und die Russen mit der Anwendung des W. Die Begründung hiezu finde ich in dem unbewußten Trieb, die jedem Menschen angeborene äußerst feine Veranlogung und Empfindung des Klanges mit seinen harmonischen Obertönen zum Ausdruck zu bringen. Hat die Kultur das Verlangen unterdrückt, diesen Trieb im Gesang und in der Instrumentalmusik zu verwirklichen, so findet derselbe einen Ausweg in der Sprache. Selbst aber in den modernen Sprachen zieht der Mensch seiner Musik oft die auf wohlklingenden Lauten basirenden Empfindungslaute und -wörter vor. So braucht manche Mutter statt des Gesanges die eigenthümliche Kraft des Sch, wenn sie ihr Kind zum Einschlafen bringen will. Auch sonst benutzt man diesen Laut, um Ruhe zu verschaffen. Dringt der Laut nicht durch, so braucht man den Laut ss, weil dieser den höchsten Oberton hat und daher die anderen Geräusche übertönt.

Ein Zweifel wird dem denkenden Leser aufstoßen: wie kommt es, daß der Vokal oder Konsonant, wenn ihn ein bestimmter Oberton charakterisirt, dennoch aus fremden gesungenen Tönen herausleuchtet? Der Vokalklang müßte doch eigentlich von der Wucht des Gesangstones erdrückt werden. Das geschieht auch in vielen Fällen. Wir sagen dann: der Sänger hat eine sehr schlechte Aussprache, d. h. er verhindert durch unrichtige Haltung der Sprachwerkzeuge die Bildung des Lautes mit seinem Eigenton, wodurch derselbe im Gesangston untergeht, höchstens die unharmonischen Obertöne der Konsonantengeräusche zurücklassend. Wenn ich aber bei richtiger Haltung z. B. den Vokal a auf das kleine es singe, so findet der Eigenton sich im dritten Oberton des es, nämlich b^2 wieder und kann dadurch verstärkt zur Geltung kommen. Singe ich denselben Vokal auf b^1, so vereinigt sich der a-Klang mit dem ersten Oberton des b^1, nämlich b^2. Der Vokalklang vermag sich also den Obertönen des gesungenen Tones anzuschmiegen, woraus die Fähigkeit entsteht, bei verschiedenen Tönen den Eigenton des Vokals beizubehalten.

Der Nachweis, wie die hervorragende Einwirkung der Obertöne auf die Sprache zugleich einen Faktor für die Entstehung unsres Tonsystems überhaupt darstellt, bleibt einer späteren Arbeit vorbehalten.

Mittheilungen und Nachrichten.

Kartographischer Bericht. — Von dem Kgl. Württ. statistischen Landesamt 1897 liegt uns das prächtige Blatt: Oberthal (Allerheiligen) vor. Maßstab = 1 : 25,000. Die Höhenkurven (in gebrannter Terra di Siena, sehr zahlreich und dicht, wegen des stark coupirten Terrains) und die einzelnen Höhenzahlen auf Normal-Null. Schichtenhöhe 10 m. Dieses Blatt 91 grenzt westlich bis nördlich an die badenschen Blätter 82, 77, 72 und 73. Stich und Druck: Kartograph. Institut von H. Petters, Stuttgart und Hilddurghausen. — Durch das gleiche Amt sind 1897 herausgegeben die Blätter Biberach und Tuttlingen der Generalkarte der Schwäbischen Alb, Maßstab = 1 : 100,000. Die Höhenkoten beziehen sich auch hier auf N.-N. Die Höhenkurven, in warmer brauner Farbe, sind in Schichten von 25 m konstruirt. Bearbeitet nach der Karte des Deutschen Reiches, in 1 : 100,000, von Major a. D. Knoblich. Druck und Stich vom vorher genannten Institut.

Karte von Mittel-Europa: Vom k. u. k. Militärgeographischen Institut wurden zwischen dem 18. und 23. Sept. 1897 die folgenden Blätter herausgegeben: 30° 46° Belluna, 37° 45° Mitrowitz, 38° 45° Belgrad, 39° 45° Werschetz, 42° 43' Pleoen (Pleana), 29° 50' Bamberg, 28° 46° Sondrio. Maßstab = 1 : 200,000 d. N. oder 1 cm = 2 km. Die Karte ist durchsichtig schraffirt, bei seitlicher Beleuchtung und in warmer brauner Farbe; die Wälder zeigen zartes Grün; Wasserläufe, sowie Seebecken sind fein blau gehalten. Die ganze Darstellung muß als vortrefflich bezeichnet werden; das einzelne Blatt kostet nur M. 1.20. Da in dem zuletzt genannten Blatte Sondrio, südlich außer Brescia, auch der interessanteste Theil des Lago di Garda (Benaco), nämlich noch mit der Punta Sermione erscheint, so mögen hier gleich zwei sich passend anreihende Karten Erwähnung finden: eine kleine, aber vortrefflich gezeichnete Karte der „Provincia di Brescia", Scala 1 : 420,000 — ogni centimetro vale km 4.2, Milano-Vallardi, Editore; dann: Der Gardasee und seine nächste Umgebung. Maßstab = 1 : 100,000. Nach österr. und italien. Generalstabsvermessungen bearbeitet von Hugo Petters, Kartograph. Institut in Hildburghausen. Die Terraindarstellung ist aarzüglich. Kuraeumanier und braune Töne in seitlicher Beleuchtung. Der frei gebliebene Raum des Blattes ist zu neun sehr hübschen Landschaftsbildern benutzt. — Hier reiht sich am besten die Erwähnung des schönen Kartenblattes Agno an, Scala di 1 : 25,000, 1 cm = 250 Metri. Ufficio topogr. Feck 1891. Das Blatt enthält Caslano am Lago Cerosio.

Ein großes Blott von 1.50 m Höhe und von 90 cm Breite ist die noch sehr wenig bekannte Orientirungskarte des Reichslandes Elsaß-Lothringen, angefertigt auf Grund der Generalstabskarte und amtlicher Angaben der Kreisbauämter von C. Reuter in Straßburg i. E. 1896. Maßstab 1 : 200,000. Verlog: Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz u. Co. Die Grenzen sind roth, breit am Rande, eug im Innern gehalten. Die Entfernungen zwischen den einzelnen Ortschaften sind nach den kürzesten fahrbaren Landwegen, von Mitte zu Mitte der Orte, angegeben. Die Verbindungsstriche zwischen den einzelnen Oeten stellen nicht die eigentlichen Straßenzüge dar, sondern dienen nur zur Markirung der Entfernung. Das Blatt wird durchschnitten von dem 49. Längen- und dem 25. Breitengrad und ist, seinem Maßstab entsprechend, in einer Zylinder-Projektion durchgeführt. Der Landeshauptort und Bezirkshauptort am Unterelsaß (Straßburg) ist am größten, die Bezirkshauptorte von Unterelsaß und von Lothringen (Kolmar und Metz) durch kleinere Kreise markirt sind. — Karte der Vogesen im Maß-

Digitized by Google

stab von 1 : 50,000. Herausgegeben vom Zentralausschuß des Vogesenklubs. Bl. VIII. Zabern. Straßburg 1897. In Kommission bei Heitz u. Mündel. Bearbeitet im kartogr. Inst. von Karl Flemming in Glogau. (Bereits erschienene Blätter: IX. Alberschweiler-Dagsburg, X. Molsheim, XI. Oberes Breuschthal, XII. Odilienberg. Die Karte wird einschließlich des Titelblattes 20 Blätter umfassen. Kuroen und Schummerung braun, Gewässer blau, Wälder grün.

Die vortreffliche Darstellung des Venagl-Ferners (Beilage zu dem wissenschaftlichen Ergänzungsheft zur Ztschr. d. D. u. Oe. Alpenvereins, I. Bd. I. Heft 1897) darf in unserm heutigen Bericht nicht unerwähnt bleiben. Diese große Arbeit beruht auf photogrammetrischen Messungen von Dr. S. Finsterwalder, ord. Professor a. d. kgl. Technischen Hochschule in München. Wir setzen hier die Kenntniß der Entwicklung der Photogrammetrie und des von demselben Gelehrten konstruirten Theodoliten voraus. Die Karte ist im Maßstab von 1 : 10,000 gezeichnet, Aequidistanz 10 m. Man kann die Karte einzeln beziehen, empfehlenswerther ist aber die Anschaffung des oben genannten Heftes: „Die Geschichte und Vermessung des Vernagtferners in den Jahren 1888 und 1889", Graz 1897. Verlag d. D. u. Oe. Alpenvereins. In Kommission der J. Lindauer'schen Buchhandlung in München. Der Stich und der Druck der Karte sind in dem kartographischen Institut von H. Petters, Hildburghausen und Stuttgart, hergestellt.

Reliefkarte des Salzkammergutes in zwei Blättern im Maße 1 : 100,000. Nach eigenem Modelle herausgegeben von Gustav Edler v. Pelikan, k. u. k. Major d. R. Photolithographie und Druck des k. u. k. Militär-geogr. Instituts in Wien. Bl. I: Nördlicher Theil, Bl. II: Südlicher Theil. Kommissionsverlag Herm. Kerber, Salzburg.

Touristenkarte des gesammten Sächsisch-Böhmischen Erzgebirges. Auf Grund der Generalstabskarte gezeichnet und bearbeitet von Eduard Gaedler. 2. Aufl. Maßstab = 1 : 125,000. Chemnitz, Verlag von Bruno Troitsch. Die Karte zeichnet sich aus durch eine gelungene Schummerung, durch originelle Signatur der Städte, Ortschaften u. s. w., sowie durch eine Behandlung der sächsisch-böhmischen Grenze, die das große Kartenbild nicht stört.

Neue Spezialkarte der Schlesischen Gebirge und ihres Vorlandes, bearbeitet von A. Herrlich. Zwei große farbige Kartenblätter im Maßstab von 1 : 150,000. Blatt I: Die Sudeten vom Iser- bis Waldenburger Gebirge, einschließlich des Riesengebirges; Blatt II: Die Sudeten vom Waldenburger bis Altvater-Gebirge, einschließlich der Grafschaft Glatz. Verlag von Karl Flemming in Glogau.

Das „Deutsche Kolonialblatt", Amtsblatt für die Schutzgebiete des Deutschen Reiches, beingt in seiner Nr. 21, 1897, eine Beilage: „Das deutsch-französische Abkommen über die Abgrenzung von Togo, mit einer Karte von 52 cm Breite und 70 cm Höhe, südlich den Golf von Guinea enthaltend; im Togogebiet liegt der Meridian von Greenwich; die Karte umspannt 10 Breiten- und 7 Längengrade.

Eisenbahnkarte der Schweiz von F. Müllhaupt, Geograph, unter Mitwirkung von J. Ammann, Beamter des kommerziellen Dienstes der Jura-Simplon-Bahn. Maßstab = 1 : 300,000. In vier Sprachen, mit einem Stationsverzeichniß. Das Blatt ist in Vielfarbendruck ausgeführt und umfaßt eine Fläche von rund 1 qm und hat sechs Beikarten.

Aus der „Zeitschrift für Vermessungswesen" von Dr. W. Jordan und C. Steppes sind anzuführen: 1. Ein neuer Kartirungsmaßstab, nach Landmesser H. Schulz in Sigmaringen, S. 484 ff. 2. Literatur, S. 509: Becker, Das Vermessungswesen der Schweiz. Schweiz. Bauzeitung, 1897, I, S. 27. Ch. Perron: Ueber die Herstellung eines Reliefs der Schweiz im Maßstab von 1 : 100,000. S. 586. 3. Altbabylonischer Felderplan, S. 681, auf einer Thontafel, die bei den Ausgrabungen in Tello gefunden wurde und jetzt im Museum zu Konstantinopel aerwahrt wird. Auf eine von Schell hergestellte Kopie (und einen Papierabdruck) der Tafel hat Eisenlohr (der bekannte Aegyptologe) in Heidelberg seine Schrift „Ein altbabylonischer Felderplan", Leipzig, Hinrichs, gegründet.

Carte de France dressée au Dépôt-Fortificotions. Feuillo XII. 1.—4. Bl. Avignon-Grenable-Marseille-Nimes-Toulon; Nice-Turin; Échelle = 1 : 500,000 (2 mm pour 1 km). — *Carte des environs de Paris* à 1 : 20,000, f^lle. 15 : Neuilly, im Süden anstoßend f^lle. 21 : Sèvres. — *Sallanches et Chamonix*, 1 : 80,000, publiée par le Dépôt de la Guerre; imp. Lemercier & Cie., Paris.

Das *Istituto geografico militare* hat von seinen großen in Fotozincografie hergestellten Aufnahmen 1897 herausgegeben: 1. Das Grenzblatt M. Marmalada, Fa. 11; 2. die Hauptblätter: Ferrara, Fo. 78; Comaccio, Fo. 77 und Ravenna, Fo. 89. — Longitudine dal meridiana di Roma (Monte Mario). Scala chilametrica di 1 a 75,000. L'equidistanza è di 50 metri.

Von der Lomme Reisekart over Norge, über die wir bereits früher berichteten, sind nunmehr erschienen: Nr. II: Rjukoo-Haukelidsäter (Inhalt Nr. 2), Nr. IV: Larvik (Inhalt Nr. 1, 3 u. 4), bis hierher kleine Kartenblätter, in 1 : 400,000; dann Nr. V: Jotunheimen, größeres Blatt in 1 : 175,000, mit Schummerung und Farben; 2den utgave, 8de Tusinde. Utarbeidet af Rittmester *Oscar Nielsen*. Kristiana og Kjöbenhavn, Albert Camermeyers Forlag.

Le relief des Etats Unis in »L'Illustration«, Paris, 30. Oct. 1897, für jeden Topographen von hohem Interesse.

Karte der Umgebung von Konstantinopel, unter Benutzung der älteren Aufnahmen (1888—1895) erweitert, bearbeitet und gezeichnet von C. Frhr. von der Goltz Pascha, kgl. preuß. Gen.-Lieut. und Komm. der 5. Diaision, kaiserl. ottoman. Marschall a. D. Maßstab = 1 : 100,000. Berlin, Schall u. Grund, herzogl. bayer. Hofbuchhändler. Mit 25 S. Text. Die Karte ist photolithographisch reprobuzirt von Meisenbach, Riffart u. Komp. in Berlin.

Neueste Handkarte der Gebiete um den Südpol. Breitenmaßstab der Hauptkarte 1 : 40,000,000, der Nebenkarten 1 : 20,000; nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet von A. Herrich. Glogau, Verl. von Karl Flemming.

Neue Mondphotographien. Prof. Dr. L. Weinek in Prag hat nach jahrelangen Studien, sich stützend auf die Arbeiten in der großartigen Lick-Sternwarte auf dem Maunt Hamilton bei San Francisco und in der Pariser Sternwarte, dann aber hauptsächlich gegründet auf selbständige Arbeiten und Aufnahmen, die Publikation eines großen photographischen Mondatlas begonnen und gibt in der „Illustrirten Zeitung" (Verl. J. J. Weber in Leipzig und Berlin) 1897, S. 581 ff. drei prächtige Blätter: »Mare Crisium«, »Pleto« und »Mercator, Campanus, Hippolus« (drei Krater), nebst höchst interessanter Textbegleitung, in Verkleinerung wieder. Diese drei Blätter sind durch die natürliche Seitenbeleuchtung wundervolle topographische Darstellungen geworden, die dem topographischen Zeichner zur farbigen Ausführung hiemit empfohlen werden.

Ernst Fischer.

Ernst Schuhr: Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden. Berlin 1897, Verlog von Schuster u. Loeffler. 17 Bogen. — Die Jahreszahl auf dem Titelblatt ist zwar in Buchstaben umgeschrieben und nicht in Ziffern, aber ich sehe nicht ein, weßhalb man alle Dummheiten gleich nachmachen soll. Der Titel dieses dickleibigen „Poesie"-Buches ist übeigens bezeichnend für dessen Inhalt: „Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden" — (scil.) besonders wenn wir die Gedichte des Hrn. Schuhr durchblättern! Eine so nichtsnutzige, dummdreiste Publikation hat der Verlag von Schuster u. Loeffler bis jetzt noch nicht auf dem Gewissen gehabt. Aber man darf sicher annehmen, daß sich genannte Firma für die großartige Papierverschwendung, die einzig das Originelle in dem Buche ausmacht, wird haben entschädigen lassen. Andernfalls dürfte eine ärztliche Untersuchung am Platze sein. Es ist wirklich höchste Zeit, daß man über derartige pudelnärrische Extravaganzen, wie sie Schuhrs Buch Seite für Seite darbietet, in der Presse nicht mit dem gewohnten Achselzucken und Lächeln hinweggeht. Zu erster Linie aerdient der Buchhändler, der es nicht unter seiner Würde hält, solchen Gallimatthias in die Welt zu schicken, nach Gebühr gebraudmarkt zu werden. Er ist dafür verantwortlich, ob man seinen Autor ernst zu uehmen hat oder nicht. Unter der Maske des Tiefsinns uns mit einem dummen August bekannt machen, dessen Eitelkeit sein Renomee jeden-

Digitized by Google

falls noch beträchtlich übersteigt, ist eine Heldenthat, die als wirklich „grober Unfug" am besten von dem Richter zu beurtheilen wäre. Doch zur Sache. Hr. Schuhr hat es seinen Kritikern nicht eben leicht gemacht, ihn zu citiren. Doch versuchen wir's, damit der Leser das oben gesagte nicht zu herb finde.

Auf Seite — paedon, ich vergaß, die Seiten des wunderbaren Buches sind ja nicht numerirt — also auf irgend einer mit einem einzigen Vierzeiler (links oben!) bedruckten Seite stößt man auf folgende Zeichnung resp. Gedankenstrichordnung, die wir dem Original getreu wiedergeben:

nun — —
jauchze, du meine innerste, blutende
Seele —
nun —
bist —
du —
gerettet —
— — —

Kolossal, was? Auch eine andere innerste Seele jauchzt, denn soeben saust das solid geschusterte Erzeugniß modernster deutscher Poesie über den glatten Fußboden in die Ecke. Nun jauchze, Seele, nun bist du gerettet! -ee-

-rt- **Ein neuer Erdtrabant.** Der vermeintliche Entdecker eines zweiten Erdmondes, Hr. Dr. Waltemath in Hamburg, hat neuerdings durch ein Zirkular auf den Vorübergang dieses hypothetischen Himmelskörpers vor der Sonne hingewiesen, der in den ersten Tagen des gegenwärtigen Monats stattfinden sollte. Die „Beobachtungen" dieses räthselhaften Trabanten, aus denen Hr. Waltemath die Bahnelemente desselben ableitet, scheinen dieselben zu sein, aus denen kein Geringerer als Leverrier schon vor 40 Jahren das Vorhandensein eines intramerkuriellen Planeten nachzuweisen versuchte, dem er im voraus den Namen „Vulkan" beilegte. Außer diesem Namen ist aber später von dem vermutheten Gestirn nichts mehr bekannt geworden. Wahrscheinlich beziehen sich die Beobachtungen, auf welche Leverrier und nach ihm Oppolzer u. A. die Annahme der Existenz desselben stützten, und welche Hr. Waltemath neuerdings für seinen zweiten Erdmond reklamirt, sämmtlich auf besonders runde, scharf abgegrenzte Sonnenflecke ohne Hof. Qui vivra, verra. — Den bis jetzt eingelaufenen knappen telegraphischen Berichten über die Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß vom 22. Januar zufolge sind die Beobachtungen derselben in ganz Ostindien vom besten Wetter begünstigt gewesen und ausgezeichnet verlaufen. Wir behalten uns vor, auf die interessanten Ergebnisse, die erlangt wurden, zurückzukommen, sobald ausführlichere Mittheilungen über dieselben vorliegen.

* **Neuer Glühkörper für elektrisches Licht.** Prof. Dr. Walter Nernst, der Leiter des Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie in Göttingen, hat, wie berichtet wird, eine neue Erfindung in der Beleuchtungstechnik gemacht. Es handelt sich um die Benützung elektrischer Wechselströme für die Beleuchtung und die Herstellung eines neuen Glühkörpers für elektrisches Licht. Es soll gelungen sein, Körper durch den elektrischen Strom zum Glühen zu bringen, welche bisher als Nichtleiter für Elektrizität galten, und sie so zu präpariren, daß sie hohen Temperaturen längere Zeit zu widerstehen vermögen. Das neue Licht soll sowohl das Gasglühlicht als auch die Acetylenflamme an Leuchtkraft übertreffen.

* **Ein Schriftstück von Andreas Schlüters Hand**, das von ganz besonderem Interesse ist, kommt, wie die „Nat.-Zeit." berichtet, Anfang März in Berlin in einer großen Autographen-Auktion bei Liepmannssohn zur Versteigerung. Das vergilbte Quartfoliodlatt ist eine Quittung des Meisters über ein Honorar für seine Thätigkeit am Monument des Großen Kurfürsten und lautet im wesentlichen: „Fünw und dreisig Tahler habe ich endes unterschriebener . . . auf die bildhauer welche auf der langen brücken an der Cuhrfl. Statue arbeiten richtig entfangen den 11 October A. 1697 in Köllen an der Spre. A. Schlüter." Noch niemals ist eine Handschrift des großen Berliner Künstlers im Handel vorgekommen, so daß gewiß ein heißer Kampf um das Blättchen entbrennen wird. Auch sonst enthält der Katalog viel Werthvolles zur Geschichte und Literatur, so eine Sammlung von über hundert Originaldokumenten und Briefen des großen Kurfürsten, die sämmtlich seine eigene Unterschrift tragen und bei der Verschiedenheit der Adressaten werthvolles historisches Material bieten. Unter den literarischen Autographen ist ein Brief des 19jährigen Emanuel Geibel an Chamisso bemerkenswerth, dem er in höchst bescheidener und respektvoller Weise Gedichte zur freundlichen Aufnahme in seinen Musenalmanach übersendet. Aus Lessings Breslauer Zeit ist ein in seiner Eigenschaft als Sekretär des Generals Tauenzien geschriebenes unbekanntes Schriftstück aufgeführt, ferner zahlreiche Briefe von Goethe, Schiller, Körner, Bürger und als Kuriosität ein Brief der bekannten Geäfin Lichtenau, alias Wilhelmine Encken, der sehr merkwürdige Einzelheiten über ihren späteren Gatten, den bekannten Wiener Theaterdirektor Franz v. Holbein, enthält. — Auch eine Anfang März zu Wien stattfindende Autographenauktion erregt das Interesse der Sammler in starker Weise, da dort zahlreiche werthvolle geschichtliche Urkunden und ein ganzes Faszikel Beethoveniana, Briefe von ihm und an ihn 2c., zur Versteigerung gelangen.

* **Stuttgart.** Soeben versendet ein aus Männern aller Stände gebildetes Komitee einen Aufruf zu einer Sammlung für ein, dem im vorigen Jahre verstorbenen Dichter J. G. Fischer zu errichtendes Denkmal. Als Ort für dasselbe ist vorläufig die Gegend ins Auge gefaßt, in der J. G. Fischer besonders gern gewandelt ist, droben an der Reinsburg, wo die Straße anfwärts führt zu den Wäldern des Hasenbergs.

* **Halle.** In diesem Jahre feiern die Stiftungen August Hermann Francke's ihr 200jähriges Jubiläum. Die einzelnen Schulen und Anstalten, aus denen sich das große Lebenswerk Francke's zusammensetzt, haben Aufrufe erlassen, um den Gedenktag in würdigee Weise zu feiern und die Theilnahme der früheren Schüler an der bewährten Pflegestätte in dauernder Form kund zu thun.

* **Berlin.** Die Literaturarchiv-Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, Nachlässe von Gelehrten und Dichtern zu erwerben und zu ordnen, hielt am 18. Febr. ihre diesjährige Generalversammlung ab. Aus dem Bericht des Schriftführers entnehmen wir, daß das Literaturarchiv bereits beinahe 12,000 Briefe und etwa 500 größeee Manuskripte besitzt. Im Jahre 1897 wurden u. a. Briefe von Charlotte Schiller und Amalie Imhoff an Fritz v. Stein, desgleichen die für die Goetheforschung hochinteressanten Briefe von J. G. Zimmermann an Frau v. Stein erworben. Dieselben sind im Auszug in dem letzten Heft der Mittheilungen aus dem Literaturarchiv veröffentlicht worden. Durch die Ueberweisung der Notizbücher Johann Gottfried Schadows seitens der Erbin gelangte die Gesellschaft in den Besitz eines für eine Biographie Schadows unentbehrlichen Materials. Die tagebuchartigen Notizen des großen Meisters umfassen die Jahre 1804 bis 1853. — Den Vorstand der Gesellschaft bilden die HH. Geheimrath Dr. Weinhold und Professor Dr. Mommsen als Vorsitzende, Oberbibliothekar Dr. Meisner als Schriftführer, Bankier Alex. Meyer-Cohn als Schatzmeister und Geheimrath Dr. Dilthey, Schulinspektor Dr. Jonas, Professor Dr. Erich Schmidt, Geh. Justizrath Lessing und Geh. Legationsrath Dr. v. Wildenbruch als Beisitzer.

* **Wien.** Die hiesige Meteorologische Gesellschaft veranstaltete am 12. Febr. zu Ehren des aus Wien scheidenden Hofraths Julius Hann eine Abschiedsfeier, die sich zu einer würdigen Kundgebung für den gefeierten Gelehrten gestaltete. Nach der Eröffnungsansprache des Präsidenten hielt der bekannte Geograph Prof. Penck die Festrede, in welcher er die aus allen Ländern, fast aus allen Welttheilen eingelangten Huldigungsadressen, telegraphischen und brieflichen Kundgebungen erwähnte und zur Charakteristik des gefeierten Gelehrten die markantesten Stellen aus denselben hervorhob. Sämmtliche meteorologische Institute des Kontinents, die bedeutendsten Observatorien Deutschlands, Frankreichs, Belgiens, der Schweiz, Rußlands, Norwegens, Dänemarks und Englands befinden sich unter den Gratulanten. Hann wird in den Adressen als der größte der lebenden Meteorologen, als der Grand maître der Wissenschaft gefeiert. Zum Schlusse der Feier überreichte der Vorsitzende dem neuen Ehrenpräsidenten die goldene Hann-Medaille und ver-

ständigte ihn zugleich, daß die Gesellschaft beschlossen habe, silberne Hann-Medaillen an verdiente Meteorologen zu verleihen. Das Vorschlagsrecht stehe dem Namensträger zu. — Die Erdbeben-Kommission der hiesigen Akademie der Wissenschaften wird noch in diesem Monate die ersten vier Seismographen zur Ankündigung und Beobachtung der Erdbeben aufstellen, und zwar in Wien (Sternwarte), Triest, Kremsmünster und Lemberg. Für das nächste Jahr sind weitere vier Stationen geplant. Preußen, welches die gleiche Institution in Aussicht genommen, hat bei der hiesigen Kommission vertrauliche Informationen einholen lassen. Die bayerische Akademie der Wissenschaften hat schon früher um Mittheilungen ersucht und den Erdbebendienst nach österreichischem Muster organisirt.

* **Paris.** Am 12. Februar starb hier der Romanschriftsteller Ferdinand Fabre. Er hatte sich als Erzähler eine Spezialität ausgewählt, in der er sich als ein Meister allerersten Ranges bewährte: die Welt der katholischen Geistlichen, die Konflikte, die innerhalb der Welt der Priester entstehen und ausgetragen werden. Geboren 1830 in Bédarieux, studirte er zuerst Medizin, machte dann alle Vorbereitungen, um sich dem Priesterberuf zu widmen, entschied sich dann aber endgültig für die Schriftstellerei. Nachdem er mit einem Band Gedichte begonnen hatte, schlug er mit „Les Courbezon; scènes de la vie cléricale" den Weg ein, auf welchem er sich einen Namen machen sollte. Sein bedeutendstes Werk ist: „L'abbé Tigrone, candidat à la papoute", ein Roman von großartiger Kühnheit der Konzeption. Unter dem Titel „Ma vocation" (1889) legte er Bekenntnisse über die inneren Kämpfe nieder, die er, von Zweifeln heimgesucht, im Priesterseminar durchzumachen hatte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Richard Ehrenberg: Aus der Vorzeit von Blankenese und den benachbarten Ortschaften Wedel, Dockenhuden, Nienstedten und Flottbeck. Mit Bildern und Karten. Hamburg, Otto Meißner 1897. — G. A. F. Schultze: Der „Rabbi" von Nazareth. Berlin, Karl Siegismund 1898. — Des Deutschen Reiches regierende Fürsten. Wien, G. Freytag u. Berndt 1897. — Archiv für Strafrecht. 45. Jahrgang. 3. u. 4. Heft. Berlin, R. v. Decker 1897. — Prof. Dr. Reinhold Biese: Deutsches Lesebuch für die Obersekunda der höheren Lehranstalten. Essen, G. D. Baedeker 1897. — H. Fischer: Zur äußeren Lage des Geographie-Unterrichts in Preußen. Berlin, Dietrich Reimer 1897. — Warum zahlt der Deutsche 5 Proz., der Franzose 2 Proz. Bankdiskont? Beiträge zur Bankfrage und zur Frage der Erneuerung des Privilegs der Reichsbank. Berlin, Hermann Walther 1897. — Prof. Dr. J. H. Schwicker: Das Haus Habsburg und die Siebenbürger Sachsen. — Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1897 Nr. 5. Nürnberg. — A. T. Mahan: Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 2. Aufl. 1. Band 1660—1783. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Dr. Hans Schumann: Einführung in die neuere Elektrizitätslehre in elementar-mathematischer Behandlung. München, Leipzig. Dr. E. Wolff 1898. — Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Hggb. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 230. Prof. Dr. Adolf Hauffen: Der Hexenwahn. Nr. 231. Prof. J. Gad: Der Mensch an den Grenzen seiner Lebensbedingungen. 1897. — Prof. Karl Knortz: Das Deutschthum der Vereinigten Staaten. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1898. — Bericht der Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland 1895—1897, erstattet von Prof. Dr. Eugen Oberhummer. Berlin, Dietrich Reimer 1897. — Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. 1. Band, 3. Heft. Julius Lippert: Das alte Mittelgebirgshaus in Böhmen und sein Bautypus. 2. Band, 1. Heft; J. J. Ammann: Volksschauspiele aus dem Böhmerwald. 1. Theil. Prag, J. G. Calve 1898. — Alessandro Chiappelli und Ludwig Stein: Ein jüngst bei Pompeji freigelegtes Mosaikbild der „Schule von Athen". Sonderabdruck aus dem Archiv für Geschichte der Philosophie. Hggb. von Ludwig Stein. Band 11, Heft 2. — Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 22. Jahrg. Statistik des Jahres 1895. Hggb. vom R. Böckh. Berlin, P. Stankiewicz 1897. — Karl Wiegand: Huldigungen. Leipzig, Oswald Mutze 1898. — Noch einmal: Ist die jetzige preußische Regierung national? Leipzig, Karl Jacobsen. — *Rapport du ministre des finances à S. M. l'Empereur sur le budget de l'empire* pour l'exercice 1898. St.-Pétersbourg 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Canisii, Beati Petri, S. J., Epistulae et Acta. Collegit et adnotationibus illustravit **O. Braunsberger** S. J. Volumen Secundum. 1556—1560. Cum approbatione Revmi. Vic. Cap. Friburg. et Superiorum Ordinis. gr. 8°. (LXII u. 950 S.) M. 16; geb. in Halbsaffian M. 19.

Pastor, L., Zur Beurtheilung Savonarolas († 1498). Kritische Streifzüge 8°. (IV u. 80 S.) M. 1.

Biblische Studien. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. W. Feil in Münster i. W., Prof. Dr. J. Felten in Bonn, Prof. Dr. G. Hoberg in Freiburg i. B., Prof. Dr. N. Peters in Paderborn, Prof. Dr. A. Schäfer in Breslau, Prof. Dr. P. Vetter in Tübingen, herausgegeben von Prof. Dr. O. Bardenhewer in München. (3240)

III. Band, 1. Heft: Rückert, Dr. K., Die Lage des Bergen Sion. Mit einem Plane. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 104 S.) M. 2.80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Der

Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland.

1859—1866.

Von

Heinrich Friedjung.

Zweite Auflage.

Zwei Bände. Mit neun Karten.

Preis geheftet 24 Mark. In Halbfranz gebunden 28 Mark.

Dieses Werk eines österreichischen Historikers ist allseitig als eine wertvolle Bereicherung unserer zeitgenössischen Geschichtslitteratur bezeichnet worden. Es enthält zahlreiche neue Aufschlüsse und legt die Motive der österreichischen Politik und Kriegführung im Jahre 1866 völlig klar. Der dem 2. Bande beigefügte wertvolle Anhang enthält eine Reihe wichtiger Aktenstücke aus dem Wiener Kriegs-Archiv, Briefe Benedeks aus dem Feldzug, sowie Berichte über die Unterredungen des Verfassers mit Bismarck, Moltke, Rechberg und anderen Staatsmännern und Militärs. [3246]

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Karl Barthel:

Deutsche Nationallitteratur der Neuzeit.

10. Auflage, neu bearbeitet und fortgesetzt von

Max Borberg. (3239)

1. Lieferung. Vollständig in ca. 7 Lieferungen à 1.50 M.

Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.

Der heutigen Nummer liegt die „Geschriebene Zeitung Nr. 5" der renommirten Firma Heinze & Blanckertz in Berlin bei.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 15. Februar. Nummer 36.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die literarische Blüthe Münchens unter König Max II. (1. Theil). Von Max Haushofer. — Zur Psychologie des Krieges und der Kriegszeiten. Von G. Wigh. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die literarische Blüthe Münchens unter König Max II.

Von Max Haushofer.[1])

I.

Es gibt kaum einen Vorwurf aus der neuesten Literaturgeschichte, der so reichen und schönen Stoff enthielte, wie die literarische Blüthezeit Münchens unter König Maximilian II. Und die Quellen über diesen Zeitraum fließen in überströmender Fülle. Unter ihnen ist vor allem die (Augsburger) Allgemeine Zeitung zu nennen, in jener Zeit das eigentliche Organ des Münchener Geisteslebens. Ihre trefflichen und hochbegabten Redakteure Kolb, Altenhöfer und Orges standen in engster Fühlung mit dem Münchener Schriftthum.

Sodann ist eine werthvolle Memoirenliteratur in jener Epoche erwachsen. So die Erinnerungen von Felix Dahn, der mitten in der literarischen Strömung jener Zeit seine Sturm- und Drangperiode durchlebte und mit sämmtlichen Trägern des damaligen Geisteslebens genau bekannt, mit vielen derselben nahe befreundet war.

Ferner das Buch „Unter drei Königen" von Frau Louise v. Kobell, das insbesondere für die Kenntniß der höfischen Zustände jener Zeit von Werth ist, weil die Beziehungen seiner Verfasserin bis in die höchsten Kreise hinaufreichen.

Auch das Tagebuch „Aus meiner Zeit" von Friedrich Pecht darf hier mit höchster Anerkennung genannt werden. Wenn es auch in erster Linie die künstlerischen Interessen sind, denen Pecht nachgeht, läßt er doch auch die literarischen Fragen und Größen nicht aus dem Auge. Und sehr wohlthuend wirkt in seinem Buche das bescheidene Zurücktreten der eigenen Persönlichkeit.

Sehr werthvoll als Quelle ist auch das Buch von Jul. Grosse „Ursachen und Wirkungen". Grosse hat als strebender, kämpfender Mann den ganzen Zeitraum in München mitgelebt; er hatte als Schriftsteller, als Redakteur und als Dramaturg des Hoftheaters nicht nur Gelegenheit, sondern auch alle Veranlassung, die Leistungen und Schicksale des Münchener Schriftstellerthums in den Höhen und Tiefen zu verfolgen. Dazu seine unbestechliche Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit! Und der echte Dichter, der überall zum Durchbruch kommt!

Graf v. Schack hat ebenfalls unter dem Titel „Ein halbes Jahrhundert" sein Memoirenwerk hinterlassen. Es soll später aufgeklärt werden, weßhalb dieses Buch weniger als die oben genannten in Betracht kommen kann. Erwähnung verdienen aber auch noch die „Lebensbilder" von M. Carriere; die „Münchener Portraits" von L. v. Kobell; die „Münchener Bilderbogen" von Fr. v. Dingelstedt; „Harmlose Plaudereien" von Frhrn. v. Völderndorff, sowie einige der Werke von W. H. v. Riehl und Fr. Bodenstedts „Aus meinem Leben". Martin Schleichs „Münchener Punsch" soll unten noch Erwähnung finden.

Wenn wir einen Blick auf jenen Kulturboden werfen, den München in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts darbot, finden wir, daß es ein ziemlich rauher Boden war, rauh wie die ganze Hochebene, über welche die Frauenthürme hinschauen. Kein Goethe und kein Schiller, kein Lessing und kein Wieland hatten diesen Boden mit geistiger Saat befruchtet. München war eine Stadt von Kleinbürgern, von Staatsbeamten und Hofbediensteten, in welcher als lebhafteste Gäste die Schrannenbauern mit ihrer schallenden Geißel und die Tölzer Flößer mit ihren blanken Aexten und ihren qualmenden Pfeifen einkehrten. Und dennoch war dieser Kulturboden kein hoffnungsloser. Denn in die alte Hochburg der Jesuiten war die Akademie der Wissenschaften eingezogen; aus der Staatsverwaltung hatte ein scharfer, aufstärender Wind den ärgsten Dust und Staub vergangener Jahrhunderte herausgefegt; in der Prannerstraße tagte, schon um 30 Jahre früher als in dem klugen Berlin, eine Volksvertretung unter dem Schirm einer volksfreundlichen Verfassung; und in der Residenz thronte ein Fürst von lebhaftem Geist, von feurigen Idealen und beseelt von dem unermüdlichen Willen, aus seiner Stadt München etwas zu machen, das in ganz Deutschland nicht war.

Das literarische Leben war freilich stark zurückgeblieben. München hatte wohl auch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts schon eine Schaar von Schriftstellern, die aber kaum ausgereicht hätten, die Aufmerksamkeit der literarischen Kreise ganz Deutschlands auf sich zu ziehen, selbst wenn die äußeren Umstände günstigere gewesen wären.

Den vormärzlichen Dichtern Münchens gebrach es nicht am Talent; aber an der Energie des Strebens. Süddeutsche Gemüthlichkeit ging ihnen über jeden Erfolg. Vormittags beim Bockfrühschoppen im Achaggarten zu sitzen; den Nachmittag in einem der Kaffeehäuser des Hofgartens zu verplaudern und den Abend, wenn er schön war, auf einem der damals noch so prächtigen ausschichreichen Keller zuzubringen: das war in jener Zeit ein viel schöneres und poetischeres Thun, als das Sitzen am Schreibtisch.

Auch das muß man dem literarischen Leben Münchens vor dem Jahre 1848 zugute halten, daß München erst im Jahre 1826 Universitätsstadt wurde. Bis dahin hatte es an einem Konzentrationspunkt für das geistige Dasein gefehlt. Denn die Akademie der Wissenschaften stand zu hoch über dem Verständniß des Durchschnittsmünchners.

[1]) Vortrag, gehalten am 28. Januar d. J. in der Münchener „Literarischen Gesellschaft". Da dieser Vortrag bisher nur in einigen unvollständigen, zum Theil den Sinn zerstörenden Auszügen in der Presse wiedergegeben worden ist, glauben wir mit seiner Veröffentlichung dem vollen Wortlaut nach dem Wunsche weiterer Kreise entgegenzukommen. D. Red.

Erst seit der Verlegung der Universität von Landshut nach München war die Möglichkeit gegeben, daß in München eine gebildete und begeisterungsfähige Jugend als Faktor in das gesellschaftliche Leben eintrat.

Ferner mangelte es in jener Zeit auch an einem ausgebreiteten Buchhandel und an einer den schöngeistigen Interessen dienenden Presse. Der Münchener vor dem Jahre 1848 kaufte überhaupt sehr ungern Bücher; er thut das ja auch heute noch nicht mit Leidenschaft. Aber damals fanden bloß Schulbücher und Gebetbücher Absatz, und es war deßhalb kein Wunder, daß von einem energischen Verlagsbuchhandel keine Rede war. Es braucht Generationen, bis ein Publikum zum Lesen und weitere Generationen, bis es zum Kaufen der Bücher erzogen werden kann.

Endlich müssen wir auch das noch als entschuldigendes Moment heranziehen, daß das gebildete Münchener Publikum während der Regierungszeit König Ludwigs I. mit all seinen höheren Interessen an der glanzvollen Entwicklung der bildenden Kunst viel zu lebhaft betheiligt war, um auch noch ein lebhaftes Interesse für Literatur hegen zu können. Es muß nur natürlich erscheinen, daß eine Bürgerschaft, welche wie mit einem Zauberschlage im Laufe von wenigen Jahrzehnten ihre Stadt zu einer Schatzkammer von Architektur, Bildhauerei und Malerei heranwachsen sah, etwas einseitig in ihrer Vorliebe für die bildenden Künste ward. Eine Kunst, welche die Straßen und die Häuser verschönt und das Auge mit farbigem Zauber entzückt, muß ja schneller verstanden und geliebt werden, als jene, die nur aus Buchstaben zum Gedanken und zum Herzen spricht.

So sehen wir eine Reihe von Umständen zusammentreffen, welche Ursache sind, daß das literarische Leben Münchens bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts ein ziemlich rückständiges war.

Gar nicht hoch genug können wir unter diesen schwierigen Verhältnissen die That zweier Männer schätzen, die in jener Zeit ein literarisch-künstlerisches Unternehmen begründeten, welches sich in wenigen Jahrzehnten Weltruf erwarb, denselben siegreich behaupten konnte, und doch ein echtes Münchener Kind geblieben ist. Das ist die Gründung der „Fliegenden Blätter" durch Braun u. Schneider. Die Bedeutung der „Fliegenden Blätter" ist ja längst durch die Literaturgeschichte gewürdigt; aber wir Münchener dürfen wohl besonders stolz darauf sein, daß unsre Stadt die Geburtsstätte dieses Unternehmens war, das mit echtem Münchener Humor großgezogen ward, bis es zum Mittelpunkt und zur lebendigen Werkstatt der deutschen Humorpoesie für ganze Generationen geworden ist. Münchener waren die ersten Dichter, die ersten Zeichner und das erste Publikum der „Fliegenden Blätter". Außer den prächtigen Gestalten, die Braun und Schneider selber erfanden, waren es ja doch in erster Linie die von Fr. Trautmann, Graf Pocci, J. B. Vogl, Fr. Bonn, Ed. Ille und anderen einheimischen Kräften in gemüthvoller Laune unversieglich erzeugten Schöpfungen, die aus diesen Blättern sprachen und im Sturme alle deutschen Herzen eroberten.

Als in den stürmischen Märztagen des Jahres 1848 König Ludwig I. die Krone niederlegte und Maximilian II. den Thron bestieg, ließ dieser sich auch durch die reaktionäre Strömung, welche zu Anfang der 50er Jahre die regierenden Kreise der deutschen Staaten beherrschte, nicht abhalten, seiner Lieblingsidee nachzugehen: der Pflege des geistigen Fortschritts seines Volkes. Es war ein von seinem Standpunkt als König von Bayern sicher vollberechtigtes Streben, das Geistesleben der bayerischen Nation auf eine höhere Stufe zu heben, um dadurch die Existenzberechtigung und die Existenzfähigkeit der deutschen Mittelstaaten nachzuweisen.

Dieser Gedanke war es, der die ganze sechzehnjährige Regierungszeit des Königs durchleuchtete und sie uns heute als eine Zeit des rastlosesten geistigen Aufschwungs erscheinen läßt. Schon als Kronprinz war Maximilian ein eifriger, ja geradezu begeisterter Verehrer von Poesie und Wissenschaft. Mehr noch von letzterer. Konnte doch W. H. Riehl von ihm sagen: Er hatte nur eine Leidenschaft: zu lernen. Sein rastloser Wissenstrieb zeigte sich schon während seiner Göttinger Studienzeit, als ihn die Vorträge von Heeren und Dahlmann mächtig erfaßten und den Geist religiöser Duldsamkeit, der in ihm war, zu überzeugungstreuer Kraft emporhoben. Auch die Fortsetzung dieser Studien zu Berlin bei Raumer und Ranke konnte diesen Zug im Wesen des Kronprinzen nur verstärken.

Unter den Münchener Gelehrten war es vor Allen Schelling, dessen glänzender Geist und sittliche Würde den Kronprinzen so sehr einnahmen, daß sich zwischen ihnen ein dauerndes Verhältniß nicht bloß von Lehrer und Schüler, sondern von aufrichtiger Freundschaft gestaltete. Die Freude an dem persönlichen Umgang mit Gelehrten und Schriftstellern führte schon an den kronprinzlichen Hof zu Hohenschwangau Gäste wie Thiersch, Ranke und Fallmerayer.

Als die unermüdliche Triebkraft, welche auf König Maximilian, noch aus seiner Kronprinzenzeit her, in der Richtung seiner wissenschaftlichen und schöngeistigen Neigungen einwirkte, bezeichnet die zeitgenössische Literatur allgemein den Legationsrath v. Dönniges. Kronprinz Maximilian hatte denselben als jungen Privatdozenten — Dönniges war Historiker und Nationalökonom — während seiner Berliner Studienzeit kennen gelernt und im Jahre 1842 nach München gezogen. Hier hatte Dönniges zunächst in ganz privater Stellung die Studien des Kronprinzen geleitet, war dann dessen Bibliothekar geworden und später in den bayerischen diplomatischen Dienst getreten. Ein feuriger und lebhafter Geist, rastlose Initiative, vielseitiges Wissen und Gewandtheit des Benehmens werden ihm nachgerühmt. Im Jahre 1855 trat er als Ministerialrath in den Ruhestand, beschäftigte sich eine zeitlang mit schönliterarischen Arbeiten, namentlich mit der Bearbeitung altschottischer und altenglischer Balladen, verließ aber im Jahre 1856 München, um fortan ganz dem auswärtigen diplomatischen Dienst anzugehören. Seit jener Zeit haben seine Beziehungen zum bayerischen Hofe sich gelockert. Während seiner Münchener Zeit war sein gastfreundliches Haus ein Sammelpunkt schöngeistigen Lebens. Hier verkehrten Geibel, Dingelstedt, Hebbel und Andere.

Die Epoche der Berufungen hatte also schon vor der Thronbesteigung des Königs begonnen; nach derselben setzte sie sich in größerem Stile fort. Und König Max ging an seine selbstgewählte Aufgabe, den Berufenen eine angenehme Existenz in München zu bereiten, mit so viel fürstlichem Takt, mit so großmüthiger Freigebigkeit und solcher Einsicht, daß ihm sein Unternehmen stets zum Ruhme gereichen wird.

Er versammelte allwöchentlich eine geistige Tafelrunde in seiner Residenz, wo in zwangloser Verkehr literarische und wissenschaftliche Fragen besprachen wurden. Diese Sympasien fanden in der „grünen Galerie" der Residenz statt; neben den Berufenen erhielten auch hervorragende Einheimische die Einladung dazu; so Kobell, Pettenkofer, Ringseis, Daxenberger, Kreuze, Graf Pocci und Andere; auch Künstler, wie Kaulbach und Piloty.

Im Anfang überwog das schöngeistige Element bei den Symposien, später das gelehrte. Ihren Höhepunkt erreichten die freundschaftlichen Beziehungen des Königs zu seiner Tafelrunde im Jahre 1858, als er mit einigen Mitgliedern derselben jene berühmte Reise vom Bodensee durch das ganze bayerische Alpengebiet bis an den Königssee machte. Von der Tafelrunde waren an dieser Reise Kobell, Bodenstedt und Riehl betheiligt; wohl mochte sie den Reisenden eine unvergeßliche Erinnerung bleiben.

II.

Fragen wir uns nun zunächst, welche schriftstellerischen Kräfte München schon vor den Berufungen des Königs Maximilian besaß, so finden wir da eine Reihe von Männern, die sich um jene Zeit schon einen Namen erworben hatten. Diese gingen während des von uns zu betrachtenden Zeitraums fast alle einsam ihren literarischen Pfad, einige als Gegner der Berufenen, die meisten still für sich arbeitend. Sie sind, eben weil sie sich keiner literarischen Schule anschlossen, durchaus eigenartig in ihrer Erscheinung geblieben.

So Graf Franz Pocci, der Dichter, Zeichner und Komponist zugleich war. Ein Typus jener genialen Menschen, die nicht daran denken, ihre Geisteskinder sargsam und geschäftlich zu verwerthen, Ruhm und Geld daraus zu schlagen. Er schrieb und zeichnete, weil es ihn dazu trieb, und es war ihm gleichgültig, ob er mit seinen Werken einem kleinen Häufchen von jungen oder alten Kindern Freude machte oder den weiten Leserkreis der Fliegenden Blätter entzückte. Schon in den 30er Jahren hatte er sich durch Geschichten und Lieder mit Bildern, durch Märchen und Volkslieder, vor allem durch Kindergeschichten, immer Bild und Wort vereint, bekannt gemacht. Seit die Fliegenden Blätter bestanden, gehörte er zu ihren thätigsten und liebenswürdigsten Mitarbeitern; daneben zeichnete er über 25 Nummern für die Münchener Bilderbogen. Von seinen Dramen sind „Gevatter Tod", „Der Karfunkel", „Der wahre Hort", „Giovannina", daneben gegen 40 lustige Puppenkomödien bekannt geworden.

Eine ähnliche Erscheinung war Franz v. Kobell: ein Charakterbild durch und durch. Wenn ein Mann es vermag, als Naturforscher auf der Höhe seiner Wissenschaft zu stehen, daneben ein gemüthvoller Dialektdichter und ein leidenschaftlicher, von gründlichster Sachkenntniß beseelter Waidmann zu sein: dann muß wohl eine ganze volle Natur in ihm stecken, eine Natur, deren Echtheit durch nichts zu unterdrücken war.

Unter den Dialektdichtern des deutschen Volkes wird Kobell stets in erster Linie stehen. Und was das Merkwürdige war: er beherrschte den rheinpfälzischen Dialekt ebenso meisterhaft, wie den oberbayerischen. Als oberbayerischer Dialektdichter war er in der beneidenswerthen Lage, den Rahm der ganzen Hochgebirgspoesie abschöpfen zu können; denn er war der Erste. Das Echteste und Beste, was die Jäger, die Holzknechte und Sennerinnen beim Herdfeuer sich erzählten, ward sein Eigenthum, von ihm nachgedichtet aber frei umgestaltet.

Am Anfange des von uns zu betrachtenden Zeitraumes war Kobell schon ein fertiger Mann. Die Berufungen nordischer Dichter ließen ihn kalt; denn in sein poetisches Waidmannsrevier konnte ihm keiner der Herren nachsteigen; seine angesehene Stellung an der Universität und am bayerischen Königshofe konnte ihm auch Niemand antasten oder vergällen. Er verkehrte mit dem Kreise der Berufenen ebenso unbefangen, wie mit den Jägern und Holzknechten der Berchtesgadener Gemsreviere. Ab und zu konnte er's allerdings nicht ganz bleiben lassen, seinen Humor auch an den Fremden zu üben, wenn sie ihm gerade eine passende Zielscheibe darboten. Auf das Schießen verstand er sich ja.

Ein Münchener war wohl auch in jener Zeit Jakob Philipp Fallmerayer geworden, der Tiroler aus Tschötsch. Wie Odysseus bei den Phäaken nach langer Irrfahrt Ruhe fand, so rastete der müde gewordene Orientalist und Frankfurter Parlamentier hier in seinen letzten Jahren. Im Jahre 1848 war er als Professor der Geschichte nach München berufen worden, hatte aber seinen Lehrstuhl wieder aufgeben müssen und lebte nun den wohlverdienten Ruhestand, bis er im Jahre 1861 in den Ozean der Unendlichkeit hinausfuhr, um auch sein Ithaka zu suchen, der Vielgereiste und Vielgeprüfte.

Zu den Einsamen gehörte auch Hermann v. Schmid, ein echter Autochthone, der lang und mühsam zu ringen hatte, bis er die Höhe literarischen Erfolgs erreichte. Auf dem Gebiete des höheren Dramas errang er sich keine Lorberen; ein fruchtbares Ackerfeld aber erschloß sich ihm in der oberbayerischen Darfgeschichte. Wer den Mann in jener Zeit kannte, merkte es ihm wohl an, daß harte Lebenskämpfe die ursprüngliche Freudigkeit des dichterischen Talents in ihm abgetödtet hatten. Er schaffte noch mit einer großen geschäftlichen Gewandtheit in den Spalten der Gartenlaube; aber Kenner des bayerischen Volksthums lasen doch aus seinen Erzählungen heraus, daß er sich nach und nach bemühen mußte, die einförmigen Lebensverhältnisse der Bauern und Jäger immer wieder genießbar zu machen. Diese Bauern und Jäger, Wildschützen und Sennerinnen nehmen sich auch gegenüber denen eines Anzengruber oder Ganghofer, Kobell oder Stieler aus, als wären sie immer etwas stark mit Sonntagsstaat aufgeputzt, obschon man auch echte und herzerfreuende Züge in ihnen wahrnehmen kann.

Fern von aller literarischen Parteiung blieb der tüchtigste Mann, den das eigentliche Altbayern bis zu jener Zeit dem deutschen Schriftthum gegeben hatte, Ludwig Steub. Er durfte und wollte allein stehen; denn er war eine durchaus kraftvolle und streitbare Natur, die keiner Anlehnung bedurfte. Er bedurfte auch keines Lehrers und Meisters; denn er war selber der geborene Meister seiner Sprache, deren reizvolle Schönheit Keiner besser verstand als er.

Als die Epache König Maximilians II. begann, war Ludwig Steub ein Mann von 36 Jahren und durch seine „Drei Sommer in Tirol", sowie durch einige Novellen und Kulturschilderungen als feinsinniger Schriftsteller schon rühmlich bekannt. Während jener Zeit schrieb er seine „Novellen und Schilderungen", seine werthvolle Arbeit „Zur rhätischen Ethnologie", seinen Roman „Deutsche Träume" und sein anmuthiges Wanderbuch „Das baierische Hochland"; daneben eine sehr große Anzahl von einzelnen Arbeiten in die Beilage der Allgemeinen Zeitung. Diese zählte ihn jahrzehntelang zu ihren besten, glänzendsten Mitarbeitern. Der zündende Humor, das reiche Wissen, die vollendete Kunst in der Behandlung der Sprache ließen jeden dieser Artikel zu einem literarischen Tagesereigniß werden. Nicht den von ihm gewünschten Erfolg fand sein oben erwähnter Roman Deutsche Träume. Es ist niemals ein Roman geschrieben worden, der jener heißen Sehnsucht nach Einheit und Freiheit, welche in den 40er und 50er Jahren die deutsche Volksseele erfüllte, einen so leidenschaftlichen, so schmerzlich-grimmigen Ausdruck gegeben hätte wie dieser. Aber eben weil das politische Fühlen so energisch zum Ausdruck kommt, und weil die Feder, die den Roman schrieb, so durchaus ein männliches Gepräge trägt, so wenig die Gefühlsnerven eines oberflächlichen und sensationslüsternen Lesepublikums kitzelt, fand er nicht den Leserkreis, der ihm gebührt hätte, gebührt wegen seines reichen Schatzes an Poesie, wegen der Lauterkeit seiner Gesinnung und der Innigkeit seines Patriotismus.

Da ein deutscher Schriftsteller, der dem Sensationsbedürfniß des großen Publikums gar nicht entgegenkommt, sondern nur für sprachlich gebildete, feinsinnige Kreise und vor allem nur für Männer schreibt, von dem Ertrag seiner Feder nicht leben kann, sah sich Ludwig Steub genöthigt, dem gewählten Berufe als Jurist treu zu bleiben. Aber es war der Kummer seines Lebens, daß er des Erwerbes wegen die freudlosen Notariatsgeschäfte fortführen mußte bis in seine alten Tage, während er doch ein Schriftsteller von Gottes Gnaden war.

Digitized by Google

Die Spannung zwischen den Kreisen der Berufenen und den Feinden derselben, den Ultramontanen und den extremen Partikularisten, ließ unsern Stoud unberührt; denn er war viel zu wenig Partikularist und noch weniger Ultramontaner. Wohl hätte er es verdient, an den Ehren, welche den Berufenen wurden, einen reichen Antheil zu erhalten; aber er feindete diese Glücklichen nicht an; dazu war er eine zu stolze und redliche Natur; er ging nur allein seines Weges, furchtlos und schneidig. Und wenn auch der Mangel eines Vollerfolges oft genug seine Stimmung verdüsterte, brach doch immer wieder durch diese Wolken sonnenhell und muthig jener köstliche Humor, der ihm beschieden war.

Für sich allein stand auch Oskar v. Redwitz, der Dichter der Amaranth. Dieses Gedicht hatte ihm in jungen Jahren reiche Erfolge gebracht; aber die darin herrschende stark katholische Weltanschauung war in der Münchener Gesellschaft zur Zeit des Königs Max II. nicht mehr zeitgemäß. Den romantischen Zug dieses Dichters hätten die Berufenen vertragen; seine römisch-katholische Schwärmerei war ihnen unsympathisch. So suchte denn der fränkische Freiherr seinen Weg für sich selber, eine ritterlich schöne Erscheinung, die vorzüglich in die Zeit eines Wolfram von Eschenbach gepaßt hätte, aber keinen geeigneten Platz fand in einer parlamentarischen, aufgeklärten Generation, die mit allen Fasern dem Realismus entgegenstrebte. Uebrigens schrieb Redwitz in jener Zeit ein paar Dramen, Philippine Welser und den Zunftmeister von Nürnberg, die bei guter Aufführung im Hoftheater auch einen lebhaften, wenngleich vorübergehenden Erfolg erzielten. Sicher gehörten sie zu dem Besten, was das Münchener Theater in jener Zeit an Neuheiten brachte.

Eine durchaus eigenartige Erscheinung war Franz Trautmann. Ursprünglich Jurist, hatte er aus Ekel auf die juristische Laufbahn verzichtet, war dann eine Zeit lang mit einem spleenbehafteten Engländer gereist und hatte sich schließlich ganz auf Malerei und Poesie geworfen. Zuletzt ward er Poet im Chronikstil. Persönlich war er ein liebenswürdiger und feinsinniger Mensch, den nur ein merkwürdiger Haß gegen alles Neue, Modeene beseelte. Seine Ideale führten ihn in das Winkelwerk alter Burgen, unter die hohen Spitzdächer zerfallender Häuser, in die dämmerigen Hallen bemooster Klosterhöfe. Er kam sich, sagt sein Freund Grosse von ihm, in der verfehlten modernen Zeit vor, „wie ein ausgegrabener Mönch des 14. Jahrhunderts“. Seine prächtigen Münchener Stadtgeschichten hatten schon lang die Leser der „Fliegenden Blätter“ und der Münchener „Haus-Chronik“ entzückt. Mit dramatischen Versuchen hatte er kein Glück; sein eigentliches Gebiet blieben jene wunderlich verschnörkelten Geschichten aus dem früheren Mittelalter, Geschichten, die fast alle auf bayerischem Boden spielen, durchweht vom Hauche der Romantik und des Humors, von dem naiven Zauber eines frommen vergessenen Volksthums. Trautmann gehörte neben Pocci zu den typischen Erscheinungen Münchens viele Jahre lang; als er 1887 starb, war es, als wäre mit ihm eine Inkarnation unsres Münchener Wappenkindes dahingegangen.

Noch Manchen könnte ich an unsern Blicken vorüberziehen lassen, der in jener Zeit gelebt und geschafft hat. So den jovialen Joh. Bapt. Vogt, langjährigen Redakteur der „Neuen Münchener“ und der „Bayerischen Zeitung“, der auch eine der ersten Säulen der „Fliegenden Blätter“ war, in denen die meisten seiner Gedichte erschienen. In jener Zeit war aus dem feurigen Dichter schon ein gemüthlicher Lebemann geworden, der sich mit keinerlei großen Entwürfen mehr plagen mochte und auch seine Redaktionsgeschäfte mit Vorliebe an einem Tische der Gampenrieder'schen Konditorei im Hofgarten verlegte.

Auch des launigen Frater Hilarius muß hier gedacht werden. Offiziell hieß er Regierungsrath Fentsch; als Frater Hilarius hielt er seine poetischen Kapuzinaden bei den vielen Festen, welche München zu feiern hatte.

Franz Bonn dürfen wir auch nicht vergessen, dessen fröhlicher Humor ja noch bis vor wenigen Jahren aus den „Fliegenden Blättern“ zu uns sprach.

Und ein treues Andenken soll auch dem gemüthvollen Dichter Friedrich Beck gewidmet bleiben, den in seinen alten Tagen das Loos der Erblindung traf.

Von den einheimischen Dichtern aus vormärzlicher Zeit sind heute nur ein paar übrig geblieben, denen wir unsre Anerkennung nicht versagen dürfen: Andreas May, der Verfasser einer Reihe von gehaltvollen und seinerzeit mit schönem Erfolg gegebenen Dramen, und Eduard Jlle.

Liebe zur Kunst und Verwandtschaft des Strebens veranlaßten schon im Jahre 1848 in München die Gründung eines Vereins „für deutsche Dichtkunst“. Zweierlei setzte sich dieser Verein zum Ziele vor: die gegenseitige Förderung und Anregung seiner Mitglieder durch Mittheilung und Besprechung ihrer Arbeiten in wöchentlichen Zusammenkünften; und ein Anstreben zur Hebung des Geschmacks im allgemeinen. Das erste Ergebniß der Thätigkeit dieses Vereins war ein im Jahre 1851 erschienenes Jahrbuch; es enthält Dichtungen von August Becker, Eduard Dorsch, Gustav Heiler, Eduard Jlle, Franz X. Mittermayr, Karl Woldemar Neumann, Heinrich Reder, Johannes Reder, Karl Reinhold und Leonhart Wohlmuth. Dazu eine Novelle in Liedern von Karl Schuttes, Erzählungen von C. L. Kaulbach und Aug. Becker, dramatische Arbeiten von H. Theod. Schmid und Gust. Heiler.

Aber an diesem Werke wirkte nur ein Theil der damals in München lebenden Dichter zusammen. Eine viel größere Zahl von einheimischen Namen finden wir 7 Jahre später in einem Münchener Album, das auf eine Anregung, die vom Königshofe ausgegangen war, von Graf Fr. Pocci herausgegeben ward.

Im „Goldenen Hahn“, einem längst verschwundenen Gasthause in der Weinstraße, gegenüber der Polizeidirektion tagte um 1852 eine Gesellschaft, die sich „Poetenverein an der Jsar“ nannte. Vorsitzender dieses Vereins war eine Zeit lang der Papierfabrikant Medicus, vormals bayerischer Offizier, nachher noch längere Zeit eine Hauptstütze der großdeutschen Partei in München. „Es war,“ sagt Grosse, „damals eine merkwürdige Uebergangszeit aus dem déluge zu neuem Weltmorgen, aus Zusammenbruch und Negation zur Aufraffung und Erstarkung.... Die alte Romantik war todt; die Märzpoesie mitsammt den Achtundvierzigern war untergepflügt; die Neuromantik erhob ihr Haupt in Redwitz, Roquette und Bodenstedt. . . . Auch hier in München sprudelte derselbe Quell, wenn auch auf breiterer historischer Grundlage, um in der Freude an altdeutscher Tüchtigkeit das wunde Gemüth des deutschen Volkes wieder aufzurichten.“

Der Poetenverein an der Jsar hielt aber nicht lange stand. Schon der Tod Pangkofers und Großmanns riß eine bedenkliche Lücke in ihn; er schien an innerer Zersahrenheit zu leiden. Und als vollends die Berufungen auswärtiger literarischer Größen erfolgten, gerieth der ohnehin schon lose Zusammenhang der Einheimischen in völlige Auflösung. Die Aelteren darunter begannen fortan einsam ihre Wege zu gehen, während sich die Jüngeren entweder als Schüler und Anhänger an die berufenen Sterne anschlossen oder aber kleine vergängliche Konventikel bildeten, die ohne weitere Bedeutung blieben.

III.

Und nun die Berufenen und ihre Freunde.

Dieselben waren, wie erwähnt, größtentheils Gelehrte, die auf Lehrstühle der Münchener Universität gesetzt wurden;

glänzende Namen, wie Liebig, Sybel, Bluntschli, Windscheid, Bischoff, Jolly, Siebold. Mit diesen können wir uns hier nicht weiter beschäftigen. Unter den Berufenen waren aber auch Männer, welche die Thätigkeit des Gelehrten und des Dichters zu vereinen suchten, wie Carriere, Graf Schack, W. H. Riehl. Und in ihrer Eigenschaft als Dichter wurden Geibel, Bodenstedt und Paul Heyse gerufen. Neben die Berufenen trat dann auch eine kleine Schaar von Männern, die nicht durch des Königs Willen, sondern durch eigene Kraft und Schicksalsfügung nach München gezogen waren, wie Ernst Förster, Julius Grosse, Melchior Meyr, Heinrich Leuthold, Wilhelm Hertz, viel später auch Adolf Wilbrandt. Sie bildeten naturgemäß eine Brücke zwischen den Berufenen und den Einheimischen.

Die provozirendste Stellung unter den berufenen Schöngeistern nahm unzweifelhaft Hr. v. Dingelstedt, der damalige Hoftheaterintendant, ein; nicht wegen seiner schriftstellerischen Thätigkeit, sondern wegen des exponirten Postens, auf dem er sich befand, wegen seiner Rücksichtslosigkeit und einer verwegenen Frivolität, mit welcher er seine Pläne verfolgte bis zu seinem frühzeitigen und jähen Sturze. Selbst jene Zeitgenossen, die nicht gut auf ihn zu sprechen sind, geben ihm das Zeugniß, daß er der bedeutendste Impresario und Theaterregisseur aller Zeiten gewesen sei. Eine Fülle von dramaturgischen Thaten charakterisirt die Herrschaft Dingelstedts am Münchener Hoftheater.

Besonders fruchtbar war in Hinsicht auf neue Dramen, die über die Bretter des Hoftheaters gingen, das Jahr 1855. Brachte doch das Theater in jenem Jahre Otto Ludwigs Makkabäer, Pocci's Gevatter Tod, Dingelstedts Barneveldt, Heyse's Pfälzer in Irland, May's Gäste von Belle Esperance, Gottschalls Pitt und Fox, Prechtlers Cäcilie und daneben natürlich auch einen Benedix.

Dingelstedts Stern war aber, in München wenigstens, der erste, der erbleichen sollte. Ein kostspieliges Gesammtgastspiel im Jahre 1854 litt unter der Cholera und bürdete der Theaterleitung ein beträchtliches Defizit auf. Im Jahre 1856 ereignete sich sodann die schnurrige Episode mit dem Pfaffenhofener Schulmeister Bacherl. Besagter Bacherl behauptete, der eigentliche Verfasser von Halms Fechter von Ravenna zu sein und unter einem literarischen Diebstahl zu leiden. Bei der Aufführung des Halm'schen Fechters nahm das Münchener Publikum für den unterdrückten Pfaffenhofener Dichter Partei, worauf der Intendant einfach das Gas abdrehen ließ. Das führte dahin, daß ein großer Theil des Publikums eine Zeit lang das Hoftheater mied. Folge: wachsendes Defizit. Hr. v. Dingelstedt gerieth dann noch, nachdem ihm auch die Inscenirung der spanischen Tänzerin Pepita de Oliva keine künstlerischen Lorbeeren gebracht hatte, in einen Zwiespalt mit der Redaktion der „Münchener Zeitung". Unzufrieden mit deren Besprechungen der Theaterzustände, wollte er der Zeitung einen neuen Theaterkritiker aufdrängen, wogegen sich der Chefredakteur derselben, J. V. Vogl, weigerte — im Interesse des guten Namens der Zeitung. Das führte zur Entlassung Vogls. Aber auch Dingelstedts Maß war voll. Als König Max im Jahre 1857 nach Italien reiste, hinterließ er noch das Dekret der Entlassung des Intendanten, der zuletzt sich gebärdet hatte, als könne er mit dem bayerischen Hofe unterhandeln und Verträge schließen, wie ein gekröntes Haupt mit dem anderen.

Dingelstedt war eine Herrennatur. Ihm war alles Werkzeug: Menschen und Dinge. Den Idealen der Kunst gegenüber besaß er ein reichliches Maß von Frivolität; bewußte Taktlosigkeiten waren ihm ein Lieblingssport; seine hervorragende Stellung behandelte er wie ein Seiltänzer sein Seil. Heute kann man in München ruhig von ihm sagen: Schade war's, daß er es so weit trieb, bis er gehen mußte. Schade — denn es war trotz alledem ein großer Zug in ihm, und München hätte noch manches von seinem Lieblingsfeind lernen können, wenn es ihn länger behalten hätte.

Das dichterische Zeitalter Münchens begann mit der Berufung Emanuel Geibels im Jahre 1852. Die Begrüßungsfeier, welche dem Dichter von der Elite der Münchener Gesellschaft im „Bayerischen Hofe" veranstaltet ward, gab Zeugniß von der freudigen Begeisterung, mit welcher er aufgenommen ward; aber auch die Münchener Gegnerschaft war fortan geweckt. Und aus Augsburg herüber sandte der geistvolle Redakteur Altenhöfer den schärfsten seiner Pfeile in den Münchener Freudentaumel hinein: jenes berühmte Gedicht, welches anhebt mit den Worten

„München, München, Metropole . . .

Dieses Gedicht, welches, mag man nun mit seiner Bosheit einverstanden sein oder nicht, jedenfalls mehr Humor enthielt, als der gefeierte Emanuel Geibel während seines ganzen Lebens aufzubieten vermochte, war der Fehdehandschuh, den ihm die Gegnerschaft mit spöttischem Lächeln darbot. Geibel konnte dieses Gedicht nicht aushalten. Denn als einer der Berufenen, der, wie es scheint, an Altenhöfers Bosheit seine Freude hatte, das Gedicht einmal in Gegenwart Geibels vorzulesen begann, nahm Letzterer entrüstet Hut und Ueberrock, um von dannen zu gehen, und konnte nur mit Mühe wieder besänftigt werden. So erzählt Frau v. Eisenhart. Der süddeutsche Humor war und blieb dem Dichter von der Ostsee etwas fremdes; darum ist Geibel auch in München nie wahrhaft heimisch geworden.

Als einige Jahre später Paul Heyse nach München gerufen ward, war Geibel einsichtsvoll genug, einzusehen, daß ein glänzenderes Gestirn aufgegangen war. In der That hat ja Geibel nur auf dem Gebiete der Lyrik das Vollkommenste geleistet, während Heyse nach allen Richtungen hin, als Lyriker, als Gelegenheitsdichter, als Novellist und Romandichter, wie als Dramatiker mit dem unerschöpflichen Reichthum seiner Phantasie und dem unübertroffenen Wohllaut seiner Sprache sich seinen herrschenden Platz in der zeitgenössischen Literatur gesichert hat.

Graf v. Schack, der im Jahre 1855, einer Einladung des Königs folgend, nach München übersiedelte, ist vom Streite der Parteien ziemlich unbehelligt geblieben. Da dieser glänzende Mäcen nichts vom bayerischen Volk und Staat beanspruchte als die Freiheit, in München zu wohnen, Bilder zu kaufen und ein stiller, vornehmer Einsiedler zu bleiben, hatte man keinen Grund, ihn zu hassen. Schack ist zwar Ehrenmitglied der Krokodile geworden; von der Geselligkeit der Münchener Dichter und Gelehrten hielt er sich fern. Und diese einsiedlerische Entfremdung nahm mit der Zeit immer zu. Mehr als 30 Jahre lang hat Schack seinen Wohnsitz in München gehabt; in dunkler Reihenfolge schüttete er aus seinem reichen und feingebildeten Geiste während dieser Zeit die Schätze seiner Poesie. Aber dabei verlor die Welt ihn und er sie immer mehr aus den Augen, bis er zu einer fast mythischen Persönlichkeit geworden war. Seine Romane und Erzählungen in Versen gehören zu den vollendetsten, was die deutsche epische Dichtkunst je geschaffen hat; und es ist kaum ein Stück Welt, kaum eine Spanne Zeit in der langen Menschheitsgeschichte, wo nicht die abenteuerlustige Muse Schacks gelandet wäre. Den breitesten Schichten des Volkes und auch dem größten Theile der Gebildeten ist er trotzdem fremd geblieben, weil er zu vornehm war und zu kühl, und weil er einen zu hohen Bildungsgrad von seinen Lesern voraussetzte.

(Schluß folgt.)

Zur Psychologie des Krieges und der Kriegszeiten.

Vor etlichen Jahren entspann sich in den dänischen Tagesblättern zwischen deutschen und dänischen Geschichtsforschern eine lebhafte Polemik über die Gesichtspunkte, von denen der Geschichtschreiber auszugehen habe bei der Behandlung der Geschichte der Kriege. Während man auf deutscher Seite die politische Vorgeschichte, die strategischen Bewegungen und die politischen Resultate in den Vordergrund stellte und in der genauen Darstellung der Politik die Geschichte des Krieges sah, wollten die Dänen ihn vom kulturhistorischen Standpunkt aus betrachtet und das Hauptgewicht auf die kulturellen Zustände, aus denen er entstanden und die er gezeitigt, gelegt wissen. Wie über so vieles, konnten sich die Gelehrten auch hierüber nicht einigen und jeder blieb bei seiner für Land und Volk recht bezeichnenden Auffassung. Aus dieser für ein ästhetisch und psychologisch so stark interessirtes und hochentwickeltes Volk, wie das dänische es unbestritten ist, charakteristischen Anschauung heraus entstand ein ganz eigenartiger Beitrag zu der Geschichte des unglücklichen Krieges von 1864, den der in seinem Vaterlande sehr geschätzte Schriftsteller Karl Larsen vor kurzem veröffentlichte. Larsen ist ein typischer Vertreter der eben genannten Eigenschaften seines Volkes, er ist außerdem ein Künstler der Form, ein Stilist ersten Ranges, und die Sprache, die in seinen Dramen so natürlich, so ganz dem Leben abgelauscht ist, daß seine Personen greifbar lebendig vor uns stehen, fügt sich auch in Erzählungen und Novellen gehorsam seinem Willen. In Deutschland ist Karl Larsen seit einer Reihe von Jahren durch verschiedene Uebersetzer eingeführt worden — E. Brausewetter ist zur Zeit mit der Uebersetzer seines Hauptwerkes „Doktor Ix", eines modernen Faustmotives, beschäftigt — und auch hier haben seine Arbeiten, wenngleich auch die besten Uebersetzungen nicht ganz die Stimmung, den eigenthümlichen Ton, der besonders die kleinen dramatischen Novellen bemerkenswerth macht, wiederzugeben vermögen, Interesse für den fesselnden Erzähler, den feinen und originellen Beobachter, den scharfen Seelenkenner erweckt. Durch Aufrufe und Rundschreiben, die er an Behörden und Private hatte ergehen lassen, brachte Larsen gegen 2000 Briefe und Tagebücher zusammen, die im Kriegsjahre niedergeschrieben worden waren, von Angehörigen aller Klassen, mitten im Getümmel des Krieges, ehe noch die Erinnerungsentstellung Zeit gehabt zu wirken! Aus diesem reichen Stoff heraus wollte er dann ein echtes Bild der Stimmungen in den verschiedensten Kreisen während jenes denkwürdigen Jahres geben; ein Zeugniß sollte das Buch werden, das das Volk sich selbst geschrieben, eine intime Geschichte jener Zeit auf Grund von vertraulichen Briefen an Verwandte und Freunde, oder Tagebuchaufzeichnungen, die ursprünglich nicht für fremde Augen bestimmt waren. Außer dem erläuternden Text des Herausgebers und seinen Auszügen aus größeren Briefsammlungen enthält das Buch den genauen Wortlaut der ausgewählten Briefe und Tagebücher, und durch die zumeist unkünstlerischen, naiven oder auch fanatisch begeisterten Mittheilungen hindurch fühlen wir das Herz des Volkes schlagen, hören wir das Getümmel der Schlachten, folgen wir der Flucht der übertriebenen Gerüchte, sehen wir Stand und Wesen des Schreibenden die Auffassung der Nachrichten vom Kriegsschauplatz färben und beobachten die Wirkung der vielen Unglücksbotschaften und der seltenen freudigen auf die Haltung und Stimmung des Landes. Nicht Kriegsgeschichte also ist das Werk, sondern Kulturgeschichte, ein Beitrag zu der Psychologie der Kriegszeit.

Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte: 1. Diejenigen, die zu Hause, 2. die im Felde und in der Gefangenschaft waren. Der erste Abschnitt umfaßt sehr verschiedene Verhältnisse, z. B. Eine Kopenhagener Familie, In einem Pfarrhause auf der jütländischen Haide, Zwischen Feinden in Vejle, Bauernheim in Nordschleswig, Schlichte Leute auf Fünen, eine Mutter über den gefangenen Sohn u. s. w. Der zweite Abschnitt bringt eine Reihe von Gefechtsbildern aus dem Gliede gesehen; Studenten und Bauern, Offiziere und Gemeine schildern den Eindruck ihrer Feuertaufe im Felde und an Bord der „Helgoland"; Rückzug, Gefangenschaft, Flucht aus der Gefangenschaft u. s. w. werden von den verschiedensten Zeugen geschildert. Das in Heften erschienene, nun fertig vorliegende Werk beginnt mit den in lebhaften Farben geschilderten Zuständen und Stimmungen in einer Kopenhagener Offiziersfamilie, wo alle Gedanken sich nur um den 20jährigen Sohn Erik, Student an der Kopenhagener Universität drehen, der als Reservelieutenant im Felde steht. So heimisch und altmodisch gemüthlich klingt der Ton, in dem die Weihnachtsbriefe an den Sohn und Bruder gehalten sind. Vater und Brüder senden als Geschenk Marryat'sche Romane, und die Schwester malt eigenhändig ein Pfeifenbrett. Nach dem Kampf bei Misunde, an dem Erik theilnahm, betrachtet die ganze Familie voll Stolz den jungen Helden; warmes Wollzeug, Kuchen, Schokolade, Apfelsinen und andere gute Dinge gehen an ihn ab. Mit den bösen Nachrichten von Rückzug, Kämpfen, Strapazen und Gefahren wird die Stimmung trauriger und gedrückter. Besonders die Mutter leidet große Angst um ihren Jungen, der Gedanke an die Anstrengungen, die er auszustehen hat, peinigt sie, und sie räth ihm „um Gottes Willen, soweit als möglich zu sorgen, daß er stets trockene Füße behalte". Auch die gute Großmutter schließt einen langen Brief nach Düppel mit den Worten: „Lebe wohl, mein lieber Junge, und nimm Dich vor den Kugeln in acht." Nachdem die Stellung bei Dannewirke aufgegeben wurde, herrscht Trauer und Niedergeschlagenheit in der Familie. Von den Straßenspektakeln jener Tage dringt auch ein schwacher Wiederhall in das stille Heim; dafür aber, daß die thörichten, übertriebenen Gerüchte, die durch die Luft schwirren, bekannt werden, sorgt der älteste Bruder Otto, ein 27jähriger Theologe voll fanatischen Deutschenhasses und unzerstörbaren chauvinistischen Uebermuthes. Er erzählt dem Bruder haarsträubende Episoden aus dem übrigens so ehrenvollen Kampfe bei Oeversee, die er von Verwundeten, die selbst dabei waren, gehört haben will. Unter anderem weiß er von 800 österreichischen Husaren zu berichten, um die das 11. Bataillon „Carré schlug" und sie dann in einen Wald trieb, wo sie alle miteinander niedergemacht wurden. Sie baten jämmerlich um Pardon, aber der konnte ihnen nicht gewährt werden, da der Kampf nur bestimmt war, den Rückzug zu decken; von den 800 kam kein Einziger aus dem Walde. Später traf dasselbe Bataillon auf feindliche Infanterie, da gingen sie zuerst „mit der Zigarre im Maul" los, schossen dann auf fünf Schritte Distanz alle ihre Kugeln den Oesterreichern mitten durch die Köpfe und machten den Rest mit den Büchsenkolben- und Bajonetten nieder. So phantasirte er unaufhörlich weiter. Der Herausgeber berichtigt später die 800 niedergemetzelten Husaren auf 1 Offizier und 19 Mann, den gesammten Verlust der Liechtensteiner Husaren bei der Verfolgung und bei Oeversee. Aber Bruder Otto's Briefe sind recht bezeichnend für die Art, wie solch wahnwitzige Gerüchte entstehen und Glauben finden. Rührend ist die junge Schwester in ihrer naiven Sorge um den Bruder, dem sie zwei Schokoladenstangen und rothe und weiße Pfeffernüsse schickt, „die ihm vielleicht von Nutzen sein können bei dem anstrengenden Rückmarsch von Dannewirke". Nach dem Sturme auf Düppel mischt sich in die Freude über die Rettung des Sohnes Trauer über die Niederlage. Die Mutter schreibt sehr bezeichnend: „Es ist merkwürdig, mit welcher Ruhe man die Nachrichten

Digitized by Google

liest, wenn man die Seinen sicher und geborgen weiß." Uebrigens kann sie die Angst und Sorge kaum mehr ertragen und sie „sehnt sich nach Frieden, und das fast um jeden Preis". Im Blute des Vaters, des alten Offiziers, der den 3jährigen Krieg mitgemacht hat, regt sich eifrige Lust, noch einmal mit zu sein, doch ist er im Gegensatz zu Otto ruhig und besonnen, und nur als Trauerpost auf Trauerpost eintrifft, flammt er auf in Bitterkeit und Zorn gegen die leitenden Politiker, die „sich und uns Andern einreden wollen, daß wir im Kampf gegen zwei von Europa's größten Militärmächten bestehen könnten". Nach dem Uebergang nach Alsen schreibt er: „Wohl sind die Preußen unsre Feinde, aber das muß man einräumen, der Uebergang ist glänzend ausgeführt, und daß sie ihre Sachen in Ordnung haben, läßt sich nicht leugnen. Ich wollte wir ständen, was das Material anbelangt, auf derselben Stufe, aber darin sind wir um viele Jahre hinten nach. So muß es sein: keine kleinliche Zauderei, sondern auf einmal steht es wie es stehen soll." Als Hintergrund zu diesem Interieur fühlen wir die ganze Stadt in Wirksamkeit für die Soldaten im Felde. Charpie wird gezupft, es wird genäht und gestrickt und gute und nützliche Dinge aller Art werden zum Kriegsschauplatz gesandt. Stark tritt das Gefühl der Einheit, das in diesen Tagen gemeinsamer Sorge Alle verbindet, hervor; jede Mittheilung aus dem Felde wird sofort an Bekannte und Fernstehende weiter befördert, und selbst Unbekannte begegnen sich in dem gemeinsamen Interesse für „die draußen".

Ein späteres Kapitel führt uns in einen Pfarrhof auf Jütlands Heide. Hier, in der durch die Zerstörung aller Verkehrsmittel gesteigerten Weltabgeschiedenheit, nehmen die Gerüchte ganz ungeheure Formen an, die erfreulichen werden alle geglaubt: wenn auch der nächste Tag die Enttäuschung bringt, „dann hat man sich doch so lang darüber gefreut". Hier tritt der gefürchtete Feind zum erstenmale in direkte Verbindung mit der Schreibenden, einer jungen Lehrerin im Pfarrhause. Pfingsten kniet sie „Seite an Seite mit dem harten Feinde, feiert mit ihm dasselbe Fest, betet zu demselben Gotte". — Wie das gewöhnlich so geht, machte sich „der Feind" in der Nähe besehen gar nicht so schlecht, und wenn sie auch das offenbare Kokettiren anderer Damen mit den feschen Offizieren indignirt verdammt, muß sie doch einräumen, daß der im Hause einquartierte Hauptmann v. S. „ein liebenswürdiger und feiner Kavalier ist", und aus „angemessener Entfernung" genießt sie das „Feuerwerk", das er den Kindern zu Ehren im Garten abbrennen läßt. Mit den an Heimweh leidenden Soldaten hat sie inniges Mitleid, „dieses Mitleid mit dem Feinde ist ein schreckliches Gefühl", schreibt sie, ein Zwiespalt mit sich selbst, und als die Einquartierung endlich abmarschirt, ist es „so wunderlich leer geworden im Hause, Hänschen geht herum und weint, und auch die Großen sind wehmüthig gestimmt".

Psychologisch sehr interessant sind die Aufzeichnungen, die über die Eindrücke des ersten Gefechtes, der Feuertaufe, niedergeschrieben wurden. „Muthig oder feig?" fragt sich ein junger Theologe und Reserveoffizier vor seinem ersten Gefechte, während er unthätig wartend steht, daß seine Abtheilung mit in den Kampf komme. „Feig" lautet die deprimirende Antwort, bis das Getümmel der Schlacht auch ihn erreicht, unwiderstehlich mit sich reißt und jeden Gedanken an Furcht und Angst in Muth und bestimmte Thatenlust verwandelt. „Muthig oder feig?" Jetzt lautet jubelnd die Antwort „Muthig" und als „tapferer Soldat" fiel der Schreiber am 18. April bei Düppel. Sehr ruhig sah ein Kadett an Bord der „Helgoland" dem ersten Gefechte entgegen, er findet „das Ganze im höchsten Grad interessant", hat „keinerlei unheimliche Gefühle", glaubt aber dem genossenen Sherry zuschreiben zu können, daß „die Stimmung zu einer gewissen Gemüthlichkeit gestiegen ist, die alles von der lustigen Seite sehen läßt". Aber auch er freut sich, als es „etwas zu thun gibt". Ein Unterkorporal schreibt an seine Eltern: „Fragt Ihr mich, was ich fühlte, als ich zum erstenmal im Feuer war, so muß ich sagen, ich war, auf Ehre, so ruhig und gleichgültig, als ginge ich auf der Oestergasse spazieren." — In den Beschreibungen späterer Gefechte lassen sich gleichfalls charakteristische Beobachtungen machen. Ein Gemeiner, der an dem bewunderten Angriff des 20. Infanterieregiments auf die siegreichen preußischen Sturmkolonnen theilnahm — Waldersee, schreibt in seinem „Krieg gegen Dänemark" darüber, daß er „mit vieler Energie eingeleitet und von den Preußen mit großer Bravour durchgeführt" wurde — weiß darüber nichts anderes zu sagen als „das Sturmsignal ertönte und wir gingen gegen die Schanzen vor, die wir zweimal stürmten —" das ist alles, was er von der Affaire behalten hat, solange er zwischen den Kameraden unter dem Kommando der Offiziere stand. Dann wird er von seiner Abtheilung versprengt und muß nun auf eigene Hand handeln, sich zu retten suchen, kämpfen, retiriren und wieder vorgehen, und von dem Augenblick an ist er genauer, sicherer Beobachter, eingehender, zuverlässiger Erzähler. Solange er Soldat in der Reihe ist, scheint Intelligenz, Erinnerungsvermögen, Willen, jedes Selbständigkeitsgefühl geschlummert zu haben. Ganz derselbe Vorgang wiederholt sich in der Beschreibung desselben Gefechts im Briefe eines jungen Kaufmanns. „Bald entdeckten wir den Feind," schreibt er, „wir trieben ihn inzwischen bis zur Düppeler Mühle zurück, als er aber stark wieder vorrückte, wurden wir zurückgetrieben." Das ist alles. Jetzt aber folgt eine genaue eingehende Schilderung all der auf eigene Verantwortung hin ausgeführten Bewegungen, kein Graben, keine preußische Kugel wird vergessen.

Sehr gute Charakterschilderungen bringt das Buch in den zahlreichen Briefen und Tagebuchfragmenten von und an Bauernsoldaten geschrieben. In allen ist Stil und Rechtschreibung der Originale beibehalten worden, und wir sehen den braven, tapfern „Jens" in seiner ganzen zähen Ausdauer, seiner Gutmüthigkeit, seinem stillen Humor und seinem tiefen Gottvertrauen leibhaftig vor uns. Aber auch eigenthümlich poetischen Naturen begegnen wir unter diesen Bauernsoldaten. Ein Bauer von Falster, der in Küstrin gefangen sitzt, schreibt: „nun werden der Wald und die Bäume im Garten grün, und das Veilchen duftet auf dem Wall, aber erquickt doch nicht den gefangenen, dänischen Mann, und der Stern des Nordens scheint über meinem Heim und ich bin noch hier in dem fremden Land." Mancherlei Beispiele noch drängen sich bei einer Besprechung des eigenthümlichen Werkes in die Feder, aber es sei nun genug.

Es darf, nachdem das Werk nun vollendet vorliegt, behauptet werden, daß es Larsen gelungen ist, damit einen höchst werthvollen Beitrag zur Volkspsychologie seines Vaterlandes zu geben. In der reichen Literatur an Briefen und Memoiren, die der glorreiche Krieg von 1870/71 zeitigte, gibt es, soweit mir bekannt, kein auf Grundlage eines ebenso reichen Materials und mit einem Ziele, wie es der dänische Dichter vor Augen hatte, gebildetes Werk. Und doch, welch reicher Stoff, welch dankbares Feld würde sich hier dem Psychologen, dem Stilisten bieten! Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, zu einem Versuche zu ermuthigen.

G. Wigh.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. S. Essays von Karl Spitteler. — Mit dem vorliegenden Bande („Lachende Wahrheiten". Gesammelte Essays. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs 1898) ist dem Wunsche Erfüllung geworden, den wir vor 5 Jahren an dieser Stelle aussprachen (Beil. Nr. 42 vom 18. Febr. 1893), daß nämlich die in verschiedenen Blättern zerstreuten Prosaerzeugnisse Spittelers in Buchform aufbewahrt werden möchten. Wie die Gedichtsammlungen, so sind auch diese Essays und Betrachtungen in verschiedene Rubriken mit knappen und originellen Ueberschriften eingetheilt (z. B. „Zum Trutz", „Zum Schutz", „Literatur", „Allotria" 2c.). Uns steht, wie wir früher einmal sagten, Spitteler in seinen großzügigen, himmelanstrebenden Gedichten am höchsten, aber auch in seinen Betrachtungen über Menschen, Dinge und Strömungen ist er ein Ganzer. Das neue Buch ist überall interessant, wo man es packt, und fast auf jeder Seite wird der Leser zum Nachdenken angeregt, oft zu fröhlich beifälligem Nicken, manchmal allerdings auch zu verwundertem Widerspruch. Gleich der erste Artikel „Kunstfrohn und Kunstgenuß" enthält eine Fülle beherzigenswerther Aussprüche. „Jeder suche sich an dem himmlischen Fest diejenige Speise aus, die seine Seele entzückt und weide sich daran nach Herzenslust, so oft und viel er mag, im stillen oder, wenn ihm das Herz überläuft, mit gleichgesinnten Freunden. Das ist Kunstgenuß. Das ist aber auch Kunstverständniß. Wer sich aufrichtig und bescheiden an einem Kunstwerke erfreut, der versteht dasselbe ebensowohl und wahrscheinlich noch besser, als wer gelehrte Vorträge darüber hält; wie denn auch ewig die Künstler selbst sich unmittelbar an das einfache Publikum wenden und alle Vormundschaft und gelehrte Zwischenträgerei zwischen Kunstwerk und Publikum verabscheuen. Eine Kunstfrohn entsteht, sobald der Kunstgenuß als eine Pflicht aufgefaßt wird." Sehr hübsch sind dann die Bemerkungen über die meidenswerthen Menschen, die jeder Kunstgelegenheit folgen zu müssen meinen, und über das vortreffliche Heilmittel, nämlich das schöne Wort „Ich verstehe nichts davon". Fein und fast prickelndem Witz sind die Aeußerungen „Altersjubiläen, Datumsjubiläen, Copuli, Copula", letztere mit einer scharfen Abkanzelung der übermäßigen Behandlung der abstrakten „destillirten Liebe" in der neueren Poesie. Viel Wahrheiten — und wirklich lachende — enthalten die Bemerkungen vom sittlichen Standpunkt in der Kritik. „Man schreibt zwar in der Literatur nicht allein für Männer, aber ebensowenig allein für Weiber. Man schreibt für die Nation und womöglich für die Welt. Eine Nation aber ist die Summe des Geistes sämmtlicher ausgezeichneter Männer und Weiber. Wer will sich nun vermessen, diesen Geist polizeilich-pädagogisch zu bevormunden? Und wer in aller Welt soll denn die ungeschminkte, nackte Wahrheit erfahren, wenn nicht er. Soll eine ganze Nation mit einem Scheuleder von der Wiege zum Grabe pilgern, wie im Mädchenpensionat hinter einer Gouvernante?" In schroffen Worten, als „junge Scharteke" wird „Rembrandt als Erzieher" abgefertigt und höchst belustigend ist der Angriff auf die Darstellung des Amordübchens als wissender Kuppler. Die Artikel über musikalische Dinge vereinigen mit großer Sachkenntniß volle Originalität, die Vorträge „Das Epigonenthum, seine Gefahren für Gehirn, Nieren und Rückenmark, seine Dingnase und Heilung" und „Die Persönlichkeit des Dichters" strotzen von allerliebsten Bosheiten. Mit anderem sind wir wieder weniger einverstanden, so mit dem Plaidoyer für das vielbekämpfte „Derselbe" und mit den etwas gar zu sachmäßigen Artikeln über Cedern, Nadelhölzer u. dgl. „Anders als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt." Aber es lohnt der Mühe, diese seine Welt anzusehen!

* Eine wohlerhaltene Statue des Kaisers Vespasian aus pentelischem Marmor wurde nach der „K. Z." in Tunis in der Nähe des Kef ausgegraben. Sie ist 22 cm hoch und zeigt die von Sueton geschilderte Gestalt, zumal das Gesicht Vespasians, die hohe gewölbte Stirn, die gerunzelten Brauen, den breiten Mund, das mächtige Kinn und den Stiernacken. Kommandant Lefèvre hat den Fund dem Museum Alaoui in Tunis geschenkt.

* **Braunschweig.** Kirchenrath Chr. Oberhey wurde anläßlich seines 80. Geburtstages von der theologischen Fakultät der Universität Göttingen zum Doctor theol. honoris causa ernannt.

* **Florenz.** Von dem jüngst wieder aufgedeckten Freskogemälde Ghirlandajo's in der Kirche d'Ognissanti (vergl. Nr. 30 der Beilage) sind jetzt die ersten Reproduktionen erschienen. Nach ihnen zu urtheilen, ist das Werk sowohl der Komposition wie der Ausführung nach höchst bedeutend und die Freude der Florentiner über den Fund ist um so berechtigter, als die schützende Decke des davorgehängten Altarbildes die Farben wunderbar gut erhalten hat. Das ganze Gemälde ist architektonisch in einen von zwei Säulen flankirten Altarhintergrund eingepaßt und in zwei übereinanderliegende Abschnitte getheilt. In dem unteren viereckigen Abschnitt ist die Kreuzesabnahme dargestellt. Der Leichnam Christi ist von Maria, dem Evangelisten Johannes und von Magdalena gestützt. In einigen Heiligenfiguren, die im Halbkreis hinter dieser Gruppe angeordnet sind, hat man wohl Portraits aus der Zeit Ghirlandajo's zu erkennen. Zur Seite dieses unteren Theils des Bildes befinden sich zwei in Nischen gemalte Heilige, die zum größten Theil zerstört sind. Der obere Theil des Bildes ist nach oben hin als Lünette abgeschlossen und stellt die Figur der Madonna dar, wie sie unter ihrem ausgebreiteten Mantel die einzelnen Personen der Familie Vespucci schützend umfaßt. Sie selbst steht auf einem niedrigen Postament, das die Inschrift Misericordia Domini plena est terra trägt. Alle Portraits der Familie Vespucci sind ausgezeichnet erhalten und scheinen nie eine Nachbesserung erfahren zu haben, wie sie auf dem unteren Theil des Bildes zu bemerken ist. Das Gesicht des jugendlichen Amerigo Vespucci, der unmittelbar neben der Madonna kniet, ist ganz besonders sprechend und charakteristisch.

* **Rom.** Die Accademia dei Lincei hat zu ihrem Präsidenten, an Stelle des kürzlich verstorbenen Professors Brioschi, den Professor an der Universität Rom, Eugenio Beltrami, gewählt. Der neue Präsident des bedeutendsten wissenschaftlichen Instituts Italiens ist gleich seinem Vorgänger Mathematiker; er ist in Cremona geboren, gegenwärtig 63 Jahre alt und hat die wissenschaftliche Fachliteratur durch eine lange Reihe tüchtiger Werke bereichert; augenblicklich ist er mit der Herausgabe von Leonardo da Vinci's Codice Atlantico beschäftigt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 von Kunz, Major a. D. 7. Heft Feldartillerie. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Dr. Matthias Kappes: Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik. 1. Bnnd. Münster i. W., Aschendorff 1898. — Der Trajanische Krieg. Französische Handzeichnungen zu Wandteppichen aus dem 15. Jahrhundert. 8 Tafeln. Dr. Paul Schumann: Der Trajanische Krieg, Text zu französischen Originalaufzeichnungen aus dem 15. Jahrhundert. Dresden, Adolf Gutbier 1898. — Georg Hirth: Energetische Epigenesis und epigenetische Energiefarmen, insbesondere Merksystem und plastische Spiegelungen. München, Leipzig, G. Hirth 1898. — *Storia d'Italia*, parte 2: *Ettore Pais*: Storia di Roma. Vol. 1, parte 1, Torino, Carlo Clausen 1898. — Dr. Felix Hecht: Die Organisation des Personalkredits für den ländlichen Kleingrundbesitz in Deutschland. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — *Extrait du rapport à la Reine-Régente concernant le service de la caisse d'epargne postale des Pays-Bas*, an 1896. Franeker, F. Koksma. — Dr. Felix Boh: Sozialpolitik und konservative Weltanschauung. Heilbronn a. N., Schröder u. Co. — Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Festgestellt durch einen Arbeitsausschuß der deutschen Stenographiesysteme. Lieferung 11 und 12. Zu beziehen durch E. S. Mittler u. Sohn, Berlin. — Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben. Hggb. von Georg Hirth. 1. Serie: Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten. Alterthum. Bearb. von Heinrich Bulle. 1. Lfg. München, Leipzig, G. Hirth 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 16. Februar. Nummer 37.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und für directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die literarische Blüthe Münchens unter König Max II. (Schluß). Von Max Haushofer. — Ein Vorläufer Thomas Carlyle's. Von L. Kellner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die literarische Blüthe Münchens unter König Max II.

Von Max Haushofer.

(Schluß.)

Unter den Berufenen steht Wilh. Heinr. Riehl mit an erster Stelle. Aus der Redaktion der Allgemeinen Zeitung, wo er seit 1851 gewirkt hatte, zog ihn König Max nach München. Hier sollte der durch sein sozialwissenschaftliches Werk „Die bürgerliche Gesellschaft“ schnell berühmt gewordene Autor einen Lehrstuhl an der Universität innehaben und zugleich als Redakteur wirken. Die Vielseitigkeit Riehls ließ ihn nicht nur sozialwissenschaftliche Werke von bahnbrechender Bedeutung schreiben, sondern gleichzeitig Arbeiten aus dem Gebiete der Musikgeschichte und Musiktheorie und eine lange Reihe von Novellen, Dichtungen, die an sittlichem Gehalt, an Vertiefung der seelischen Probleme, an Echtheit des Kulturhintergrundes hoch über die neuere Unterhaltungsliteratur emporragen.

Obwohl zu den Berufenen gehörig, nahm Riehl doch keineswegs eine Parteistellung ein. Unbekümmert um literarische Zwistigkeiten, schuf er sich einen festen Boden als akademischer Lehrer, verkehrte leutselig mit Berufenen und Einheimischen und ging im übrigen seine eigenen Wege. Seine Studien über bayerisches Volksthum führten ihn dahin, dieses Volksthum in seiner Eigenart zu achten; konservative Weltanschauung und strenge, akademische Schulung behüteten ihn vor jeder literarischen Extravaganz, ließen aber auch die Leistungen seiner Erzählungskunst niemals zum Gegenstand vorübergehender Sensation werden.

Auch Moriz Carriere war Dichter und Gelehrter zugleich. Aber er ließ den Dichter fast völlig zurücktreten. Ueber den Werth seiner philosophischen Werke ein Urtheil abzugeben, steht mir nicht zu. Eines aber muß an ihm gerühmt werden. Er war's unter allen Berufenen, der sich mit der größten Sorgfalt bemühte, seiner neuen Heimath gerecht zu werden und in versöhnlichster Weise die Gegensätze zwischen der Fremdenkolonie und den Einheimischen zu überbrücken. Es hat auch Niemand unter den Berufenen einen so reichen und treuen Kreis von Freunden hinterlassen, als Carriere, obschon er, als er berufen ward, keine mildere Beurtheilung seitens der Gegner fand, als seine Genossen. Und das mag wohl einem Manne hoch angerechnet werden, wenn er, in jungen Jahren in eine Phalanx von Feinden tretend, als Greis nur mehr Freunde hinterläßt. Carriere hat auch bis zu seinem Tode nicht aufgehört, mit Aufmerksamkeit den Wandlungen des literarischen Deutschland zu folgen; er war unablässig bemüht, sein ästhetisches Urtheil zu klären; und er wäre auch der Letzte gewesen, der sich die Klarheit des Urtheils durch irgendeinen Einfluß politischer oder höfischer Art hätte trüben lassen.

Eine hervorragende Stellung nahm auch Fr. Bodenstedt ein, der 1854 nach einem längeren, in Moskau, im Kaukasus und anderwärts verlebten Nomadenthum als Professor der slavischen Sprachen, mehr noch als Dichter nach München gerufen wurde. Berühmt war er damals schon durch sein Buch Tausend und ein Tag im Orient, aber noch weit mehr durch seinen unvergleichlichen Mirza Schaffy, der zu den Perlen der Weltliteratur gehören wird, solang es solche Perlen überhaupt gibt. Bodenstedt, ein geborener Hannoveraner, gehörte zu den Menschen, die eine stets heitere und liebenswürdige Atmosphäre um sich verbreiten. Als Professor wird ihm großes nicht nachgerühmt; das hat er auch nicht nöthig. Wer seinem Volk ein Buch wie den Mirza Schaffy geschenkt hat, bei dem fragt man nicht auch noch nach ausgezeichneten Katheder leistungen. Es schmälert seinen Ruhm auch nicht, daß er mit seinen Dramen „Demetrius“ und „Anthariś' Brautfahrt“ während seines Münchener Aufenthalts kein Glück hatte; das Drama war nicht sein Feld und am wenigsten die mittelalterliche Komödie. Bodenstedt überdauerte die Epoche des Königs Maximilian in München. Er schied mit Geibel zugleich im Jahre 1866 aus unserer Stadt.

Unter den Schriftstellern, welche nicht vom König berufen, sondern aus freien Stücken in München eingewandert waren, hatte Ernst Foerster zu jener Zeit längst sich eine achtbare Stellung in der Münchener künstlerischen und gelehrten Welt errungen. Als Dichter trat er nur gelegentlich auf; sein eigentlicher Beruf war der des Kunstschriftstellers. Es war aber natürlich, daß er in dieser Stellung mit den maßgebenden Münchener Kreisen in häufige Berührung kam, zumal er bis in sein hohes Alter sich jugendliche Begeisterung und eine feurige Rednergabe bewahrte und bei reichem Wissen nach mancher Seite hin Anregung zu bieten vermochte. Gern ward er an die Spitze gestellt, wenn es galt, einem friedsamen Zusammenwirken der Berufenen und des alten Münchenerthums bei einzelnen Gelegenheiten Ausdruck zu verleihen.

Eine freundlich vermittelnde Stellung nahm der brave Melchior Meye ein. Auch in ihm finden wir einen Mann, der, wie so Mancher jener Zeit, Dichter und Gelehrter zugleich sein wollte und deßhalb von vornherein auf manchen innerlichen Kampf und Zwiespalt angewiesen war. Meye war ein guter Bayer, Sohn eines Landwirths aus dem Ries, aber er hatte 12 Jahre zu Berlin in literarischer Thätigkeit zugebracht, als er 1852 nach München zurückkehrte. Und so erschien er recht geeignet, um die Fremden zu verstehen und zugleich den Einheimischen gerecht zu werden. In unsern Zeitraum fallen seine Dramen „Haus von Sickingen“ und „Agnes Bernauer“. Letzteres ward im Berliner Schauspielhause, zu München und im Wiener Burgtheater gegeben. Auch eine zweibändige Novelle „Ewige

Liebe" schrieb Melchior Meyr, der er seinen unbefriedigt verlaufenen Lebensroman zugrunde gelegt hatte. Der arme Dichter! Er hatte in seinem äußeren Wesen etwas pedantisches, nüchternes, obwohl der innere Kern von reinem Golde war. Aber das erkannten nicht Alle, mit denen er zu thun hatte. Und er war auch zu sehr Philosoph, um sich als Dichter voll ausleben zu können. So blieb ihm zeitlebens der Erfolg versagt, obschon seine „Erzählungen aus dem Ries" zum Besten gehören, was die deutsche Bauernnovellistik hervorgebracht hat. Seine 1859 erschienenen „Gedichte" fanden auch nur eine spärliche Würdigung.

Melchior Meyr war Mitglied der Krokodile und in allen Kreisen der Münchener Gelehrten- und Dichterwelt wegen seiner Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit gern gesehen. Eine krankhafte Selbstschätzung, die er in seinen Tagebüchern äußert, ließ er im persönlichen Umgange niemals hervortreten. Und als er im Jahr 1871 in die schwere Krankheit verfiel, der er bald darauf zum Opfer ward: da war es einer der Berufenen, Moritz Carriere, der dem schlichten, einsamen Mann als treuester, opferwilliger Freund sich bewährte.

Mancherlei Rücksichten gebieten, hier die Lebenden nur zu erwähnen, soweit ihre Erwähnung für die Vollständigkeit dieses Berichts absolut nothwendig ist. Deßhalb muß es mir hier als unmöglich scheinen, ausführlicheres über Hermann v. Lingg, Felix Dahn, Heinr. v. Reder, Wilh. v. Hertz und Julius Waldemar Grosse zu sagen. Diese, damals theils in der ersten Kraft der Jugend, theils schon auf der Höhe der Vollendung angelangt, gehören ja der Literaturgeschichte an. Lingg und Dahn, sowie Heinr. v. Reder waren unter den Einheimischen diejenigen, welche sich zuerst mit voller Hingebung an die Berufenen anschlossen und denselben auch die herzlichste und thatkräftigste Förderung verdankten. Ward doch Lingg erst durch Emanuel Geibel in die Literatur eingeführt. Auch das war ein literarisches Ereigniß jener Zeit, für welches wir Geibel gar nicht genug dankbar sein können.

Dagegen waren zwei Andere, die damals auch schon berechtigte Anerkennung erwarben, von außen her zugewandert: Wilh. Hertz und Julius Grosse, Ersterer aus Schwaben, Letzterer aus Norddeutschland (Erfurt). Während aber Hertz seinen doppelten Wirkungskreis als Literarhistoriker und selbständiger Dichter in reinster Harmonie ausgestalten konnte, blieb Julius Grosse dauernd auf ein Wanderleben angewiesen. Ihn führte hauptsächlich das Bekanntwerden mit Geibel und Heyse von der Malerei, der er sich ursprünglich zugeschworen hatte, zur Poesie. Als langjähriger Feuilleton-Redakteur der „Neuen Münchener Zeitung" und später der „Bayerischen Zeitung" hatte er Gelegenheit, nicht bloß die literarischen und Theaterzustände jener Epoche am allergründlichsten kennen zu lernen, sondern geradezu einen wohlthätigen und fördernden Einfluß auf sie zu gewinnen, der gar nicht hoch genug zu schätzen war.

Eines Mannes aus jener Zeit aber muß hier noch gedacht werden, den die ganze Tragik eines unglücklichen Dichterloses überfiel und zertrümmerte. Es war Heinrich Leuthold, der Schweizer, der damals auch in München zugewandert war. Eine dämonische Riesennatur, glänzend begabt, von lodernden Feuer durchweht. In seinen mit Geibel damals zusammen herausgegebenen Uebersetzungen französischer Lyrik offenbarte sich die ganze Gluth seines Temperaments, die ganze Meisterschaft seiner Sprache. Er war einer von den Menschen, die in eine ganz andere Welt, nur nicht in unsre zahme Kulturwelt gehören. Als er in völliger Geistesumnachtung dahingegangen war, hinterließ er doch in Allen, die ihn näher gekannt hatten, eine Erinnerung wie ein großes feuriges Phantom, das sie einmal gestreift hatte.

IV.

Es war begreiflich, daß in den Kreisen der einheimischen Gelehrten und Schriftsteller die Berufung von so zahlreichen auswärtigen Kräften an die Universität und die Zuziehung dieser Ausländer an den Königshof böses Blut machte. Unter den Berufenen waren ja die meisten wahrhaft ausgezeichnete Männer. Aber selbst gegen diese Männer, die dem Münchener Geistesleben reichsten Zuwachs und unerschöpfliche Anregung brachten, richtete sich der Groll und die Eifersucht der Einheimischen, die sich zurückgesetzt glaubten. Und es konnte nicht fehlen, daß ein oder das andere einheimische Talent wirklich zurückgesetzt wurde. Schmähungen und Verdächtigungen, die im schlechtesten Theile der Münchener Presse gegen die Berufenen laut wurden, reizten die Letzteren natürlich, so daß einer oder der andere in beißenden und rücksichtslosen Worten seinem Unmuth freien Lauf ließ, wenn auch nicht jeder von ihnen gleich zu dem extremen Mittel griff, Vertreter dieser Presse zu prügeln, wie es der streitbare Hoftheaterintendant v. Dingelstedt höchst eigenhändig besorgte.

Der Boden Münchens ward in jener Zeit ein heißer Boden, ein Boden in welchem viel schönes und herrliches aufging; dazwischen aber doch auch ein bißchen Unkraut.

Die Gegnerschaft der Berufenen war eine sehr zahlreiche, aber schwer zu nennende. Ein großer Theil dieser Gegner barg sich unter dem Schleier des Redaktionsgeheimnisses in den Spalten einiger Münchener Lokalblätter, namentlich des vielberüchtigten und auch vielgelesenen „Volksboten". Mit offenem Visir dagegen stritt der Herausgeber und Redakteur des „Münchener Punsch", der witzige Martin Schleich. Sein treibender Grund war Partikularismus und Preußenhaß, seine Waffe ein scharf zugespitzter Humor. Ob man mit ihm übereinstimmt oder nicht: bewundernswerth ist jedenfalls die Unermüdlichkeit seiner Einfälle, mit welchen er allwöchentlich sein Blättchen zu füllen verstand, dessen launigste Schnurren stets die Runde durch die ganze Münchener Gesellschaft machten. Uebrigens besaß Martin Schleich ein unbestrittenes Talent für das volksthümliche Drama. Sein Lustspiel „Bürger und Junker", welches in dem unvergeßlichen Hofschauspieler Lang einen so köstlichen Vertreter der Hauptrolle fand, gehört zu den besten Stücken seiner Art. Wer den behäbigen Schleich breitspurig hinwandeln sah, hätte es nicht glauben mögen, wie erstaunlich schnell dieser Mann nicht bloß zu denken, sondern eine ganze Zeitungsnummer zu machen verstand. Und wie schön war's von ihm, daß er im kritischen Zeitpunkt seinen ganzen langjährigen Preußenhaß vergaß und nur mehr als echter Deutscher dachte und fühlte!

Ein anderer gleichfalls offen auftretender Gegner der berufenen Dichter war der Pfälzer August Becker. In seinen jungen Jahren hatte er durch ein Buch „Jung Friedel" ein schönes Talent geoffenbart und dann in München die Redaktion der damaligen „Jiarzeitung" übernommen. Mangel an Anerkennung führte ihn in eine immer tiefer werdende Verstimmung; der politische Erfolg seiner Zeitung enttäuschte seine Hoffnungen, aber auch die der Zeitungsunternehmer; er gerieth nach mehreren Seiten hin in eine schiefe Stellung. Ein krankhafter Argwohn ließ ihn Feinde sehen auch da, wo keine waren. Zuletzt traf ihn noch schweres Familienunglück, dessen Ursache er auch in Menschen sah, statt in einem unerbittlichen Geschick. Da schrieb der tief verbitterte und vergrämte Mann einen Roman „Verfehmt", in welchem er eine Reihe von Persönlichkeiten der Münchener Gesellschaft in schärfster Form und unverkennbar bloßstellte. Nun war er selbst ein verfehmter Mann geworden; seine Münchener Existenz war vernichtet. Er wandte sich nach Eisenach, wo er noch eine Reihe von Jahren als Schriftsteller thätig war und hoffent-

lich jenen inneren Frieden fand, der ihm hier in München versagt geblieben ist. Auf den Gräbern der Meisten, die an jenem Roman betheiligt waren, wächst heute das Gras; auch auf dem August Beckers; ich mußte aber hier dieser Geschichte gedenken, denn sie war eines der bedeutendsten literarischen Ereignisse jener Epoche.

Die berufenen Dichter gaben sich zum Theil redliche Mühe, sich mit den Einheimischen auf einen guten Fuß zu stellen. Als der geeignetste Boden hiefür erwies sich während der schönen Frühlingszeit der Achozgarten mit seinem Bockfrühschoppen. Dort konnte man, solang die Bockquelle floß, stets Berufene und Einheimische an demselben Tische friedlich beisammensitzen sehen.

Das gesellschaftliche Zusammenwirken der Parteien schien jedoch von Zeit zu Zeit vulkanische Stöße bedenklicher Art erhalten zu müssen. Wie diese Stöße erfolgten, mag folgendes Beispiel zeigen.

Als Paul Heyse nach München übergesiedelt war, suchte der lebensfrohe junge Dichter sich einen Kreis von Berufsgenossen zu schaffen. Er fand einen solchen in Teichlein, Georg Scherer, Franz Bonn, Julius Grosse, Andreas May und dem Kölner Leonhard Hamm. Diese kamen im Café zur Stadt München an der Kaufingerstraße zusammen, um, wie Grosse sich ausdrückt, literarische Freimaurerei zu treiben. Und sie thaten das in ganz friedfertiger Weise.

Im Frühjahr 1855 aber kamen sie auf den gefährlichen wenn auch schönen Gedanken, ein großes Verbrüderungsfest zwischen Fremden und Einheimischen in Scene zu setzen. Dieses Verbrüderungsfest sollte, wie schon manches historische Fest, eine Drachensaat werden. Der kleine Kreis des Café zur Stadt München hatte den Poetenverein an der Isar und auch die berühmteren Eingeborenen Schleich, Steub und Trautmann zu einem gemeinsamen Banket geladen; alle Geladenen hatten sich gern betheiligt, Jeder auch eine literarische Festgabe zugesagt.

Und nun die Drachensaat. Als alles im besten Gange war, kam ein anonymes Festgedicht, zufällig ward es dem ebenfalls anwesenden August Becker übergeben, der es auch vorlas. In diesem Festgedicht erhielt jeder der Anwesenden eine Strophe, wobei aber Licht und Schatten ungerecht vertheilt wurden; denn die anwesenden Münchener wurden auf die freundschaftlichste Weise bedacht, während sich die Schale des Zorns und Hohns auf die Nichtbayern ergoß. Am Schlusse des Gedichts wurde August Becker als der Poet der Zukunft gefeiert.

August Becker hatte das Gedicht selbst gemacht, selbst gelesen und bekannte sich nachher auch dazu. Er hatte, sagt Grosse darüber, „ganz und gar vergessen, daß er als Gast, statt in die dargebotene Freundeshand einzuschlagen, mit einer Blüthenlese von Injurien gedankt hatte". Selbstverständlich war es nach dieser Kriegserklärung mit der Versöhnung auf lange hinaus vorbei. Die Kluft war nicht überbrückt, sondern befestigt und vertieft worden.

Ihren wichtigsten Vereinigungspunkt fanden die seit dem Winter von 1856/57 Berufenen und ihre Freunde während jenes Zeitraums in den „Krokodilen". Die Krokodile waren ein Kreis von Dichtern und Schriftstellern, der sich um Emanuel Geibel gesammelt hatte, ältere und jüngere Männer. Das eigentliche Wesen dieses Kreises war das einer Poetenschule. Man kam nicht zum Vergnügen zusammen, sondern um zu lernen und sich gegenseitig geistige Anregung zu bringen. Diesem Zweck entsprach auch die Stunde der Zusammenkünfte, sie war — im Gegensatze zu allen anderen Münchener Vereinigungen — Nachmittags. Der Versammlungsort war lange Zeit ein Kaffeehaus am Marienplatz, in den letzten Jahren der Gesellschaft Paul Heyse's gastliches Haus. Ursprünglich war man zu früher Stunde (6—9) zusammengekommen, aus Rücksicht auf Geibels schwankende Gesundheit; bald aber erkannte man, daß diese Stunde den höheren Zielen der Gesellschaft besser entsprach, als die abendlichen Kneipstunden.

Man besprach neue literarische Erscheinungen; und wenn Jemand etwas vorzulesen hatte, las er es vor. Nach der Vorlesung aber folgte eine Kritik des Gelesenen. Und da war es nun, wo der Charakter der Gesellschaft als einer Poetenschule sich ernsthaft offenbarte. Denn da gob's nicht jenes, auch dem Mittelmäßigsten gezollte Beifallsklatschen, wie es das Dilettantenthum charakterisirt, sondern eine scharfe und wirklich lehrhafte Beurtheilung, die nicht nur das Schlechte, sondern auch das bloß Mittelmäßige unbarmherzig zerzauste, nach Form und Inhalt zergliedernd. Schmerzhaft konnte diese Kritik sein, wie nur irgend eine Vivisektion; aber sie war im höchsten Grade fruchtbringend. In erster Linie waren es immer Geibel oder Paul Heyse, welche die Kritik leiteten, und zwar mit einer vollendeten Meisterschaft des Urtheils. Dann aber mischten sich auch die Andern drein — jeder tadelte, was ihm gerade als tadelnswerth auffiel.

Emanuel Geibels großes Verdienst ist es, gerade durch die Besprechungen in den Krokodilen einem gewissen schlotterigen Wesen Einhalt gethan zu haben, einer Mißhandlung und Verballhornung der Sprache, die sich dazumal einschleichen wollte und die sich immer einschleichen will, sobald eine Zeit lang kein formgewandter Meister auf Sprachreinheit sieht. Damals war eine Zeit, wo man in allen Dichtungen so miserable Sätze hören konnte, wie z. B. „Der Jäger durch die Wälder streift" oder „Das Mägdlein an dem Bache sitzt". Mit der größten Entschiedenheit konnte Geibel gegen den Gebrauch solcher Wortversetzungen eifern, sowie gegen jedes unnöthige Flickwort, gegen die Schlamperei der Elisionen, gegen den ohrbeleidigenden Hiathus, gegen den falschen Reim, aber auch gegen jede Rohheit und Banalität des Ausdrucks, gegen jedes falsche Bild, gegen das Konventionelle ebensosehr wie gegen das Gesuchte, Gekünstelte und Verschrobene.

Alle, die, wie ich, das Glück hatten, jenem Kreise anzugehören, denken heute nur mit Stolz und Freude, aber auch mit stiller Wehmuth, an diese edle Genossenschaft. Denn, wie J. Grosse sagt: „Jene Phalanx von etwa 20 Schriftstellern und Dichtern, deren Anzahl sich allmählich auf das dreifache erhöht hat, bildet in der That in der deutschen Literaturgeschichte eine bleibende Gruppe, ja einen gewissen Markstein, zumal der neue Bund damals im Prinzip kaum weniger oppositionell gegen die nächsten Vorgänger auftrat, wie heute die Jüngstdeutschen."

Es ist aber hier wohl am Platze, die Namen aller derjenigen zu nennen, die zum heiligen Teich der Krokodile gehörten. Nach den Mittheilungen, die Jul. Grosse über die Gesellschaft gibt, waren die Gründungsmitglieder Beilhack, Bodenstedt, Julius Braun, Carriere, Dahn, Geibel, Grosse, Heigel, Hemsen, Heyse, Knoll, Lemcke, Lichtenstein, Lingg, Lützow, Melchior Meyr, Neumann, Th. Pixis, Zeising (1856). Sitz der Krokodile war damals das Café Daburger am Marienplatze.

In den nächsten Jahren traten noch hinzu: Grandaur, Wilh. Hertz, Hoffmann, Hans Hopfen, Oskar Horn, Baron Hornstein, Wilh. Jensen, Koppel, Leuthold, Andreas May, Ludwig Rohl, Heinr. Vieber und Herm. Schmid. Diese Periode war's, in welcher die Krokodile durch die Herausgabe des Münchener Dichterbuches vor das große Publikum traten. Es war im Jahre 1861.

Das Münchener Dichterbuch war wohl das bedeutendste literarische Ereigniß jenes Zeitraums. Eine Reihe prächtiger jüngerer Talente zeigte hier neben Geibel und Heyse und unter deren Schirm ihr Können und Wollen. Hier erwies

Digitized by Google

sich auch, wie mächtig die Geibel'sche Schule schon auf die Vollendung der Form, auf die liebevolle Pflege der Sprachreinheit eingewirkt hatte. Wer dieses Dichterbuch vergleicht mit den im Jahre 1851 und 1856 erschienenen Sammlungen, von denen früher die Rede war, der kann keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, welcher gewaltige Fortschritt im literarischen Leben Münchens sich unter der Führung von Geibel und Heyse binnen wenigen Jahren vollzogen hatte.

Mit dem Münchener Dichterbuche erreichte die Vereinigung der Krokodile ihren Glanzpunkt. Sie gewann an Ruhm und Ehre, siedelte in ein Weinhaus über, ergab sich einer gewissen Ueppigkeit und erzählte Anekdoten, statt Gedichte vorzulesen und zu kritisiren. Die Krokodile waren blasirt geworden.

Mit dem Ausscheiden Geibels und Bodenstedts beginnt eine dritte Periode in der Geschichte der Krokodile. Grosse nennt sie die Periode des Verfalls; wohl nicht ganz mit Recht, denn man kehrte in dieser Periode wieder zur früheren Einfachheit der Sitten zurück, die Krokodile wurden wieder zur Poetenschule. Erst in jener Zeit war's, daß ich die Ehre hatte, im Krokodilteich zu verkehren. In jener dritten Periode war die Zahl der Mitglieder viel geringer geworden; die Führung hatte an Geibels Stelle Paul Heyse übernommen. Unter den damals neu Eingetretenen haben sich namentlich Stieler und Laistner rühmlichst bekannt gemacht. Aber diese letzten Ausläufer der Krokodile gehören der Zeit nach nicht mehr in die von uns zu betrachtende Epoche.

Auch Viktor Scheffel, der Unvergleichliche, war kein Fremdling in dem Münchener Dichterkreise. Im Winter von 1856 auf 1857 weilte er eine Zeit lang in München und verkehrte in Münchener Gesellschaftskreisen — damals schon berühmt als der Dichter des Ekkehard. Es ward aber der traurigste Winter seines Lebens. Denn Scheffel hatte seine heißgeliebte Schwester Marie von Karlsruhe mit nach München gebracht — um sie hier in den Schatten des Todes hinabsinken zu sehen. „Was war das für ein herrliches Geschöpf!" schreibt Felix Dahn von ihr. „Schlank und hoch wie eine Schwarzwaldtanne, schön, mit ihren prachtvollen, goldbraunen Flechten und von herzgewinnender, unwiderstehlicher Anmuth des Leibes und mehr noch — der Seele."

Sie starb am Typhus, der in jenen Jahren in München so viele blühende Opfer dahinraffte. Mit ihr wich der schönste Sonnenstrahl aus dem Leben des Dichters. Und der tiefe Schmerz um den Tod der Vielgeteuren vergällte dem Dichter auch den Aufenthalt in München, obwohl er hier eine große Arbeit übernommen hatte, die ihn vielleicht dauernd an unsre gute Stadt hätte fesseln können. Aber — es hat nicht sollen sein; es wär' zu schön gewesen!

Ein kurzer Gast bei den Krokodilen war Ferdinand Kürnberger im Jahre 1863. Wilhelm v. Kaulbach hatte dem etwas verbitterten Manne gastfreundlich eine Zufluchtsstätte in seinem Gartenhause gewährt. Trotz seiner Verdüsterung und Menschenfeindlichkeit konnte Kürnberger übrigens Feuilletons der prächtigsten Art schreiben, die heute noch dem allermodernsten Feuilletonisten zum Stolze gereichen würden.

Auch Adolf Wilbrandt verkehrte in diesem Kreise — allerdings erst nach der Aera des Königs Maximilian und nur kurze Zeit. Schmerzlich berührte es seine Münchener Freunde, daß er so bald wieder schied. Der Dichter des Meisters von Palmyra hätte nach München gehört.

V.

Es mag hier auch von Interesse sein, die Zustände der Münchener Presse in jenem Zeitraum eines flüchtigen Blickes zu würdigen.

Der eigentliche Ausdruck des Münchener Geisteslebens war, wie erwähnt, die Allgemeine Zeitung. Sie nahm eine durchaus beherrschende Stellung ein, als ein vornehmes, reichhaltiges und gediegenes Blatt, ein Blatt für Gelehrte, für Staatsmänner und Fürsten, eine Kulturmacht in Deutschland wie auswärts. Die gelehrtesten und geistvollsten Federn dienten ihr, und weil viele dieser Federn in Münchener Tinte getaucht waren, hatte die Allgemeine Zeitung eigentlich das Wesen eines Münchener Blattes, welches aber dadurch, daß es nicht in München selbst erschien, dem hauptstädtischen Klatsch und kleinlichen Kirchthurminteressen entrückt war. Sie war die geistige tägliche Nahrung aller gebildeten Kreise. Ihr gegenüber verschwand die Münchener Lokalpresse, sowohl die ultramontane, wie die farblose und die liberale. War doch die letztere nur durch das damals kleinwinzige Oktavblättchen der „Neuesten Nachrichten" vertreten.

König Max in seinem lebhaften Interesse für Wissenschaft und Dichtung wünschte nun, daß das geistige Leben Münchens auch ein in München selbst erscheinendes Preßorgan haben sollte. Der Gedanke war unzweifelhaft richtig. Aber seine Ausführung war insofern schwierig, als es galt, in eine gewisse Konkurrenz mit der hochangesehenen Beilage der Allgemeinen Zeitung zu treten. Und es war vorauszusehen, daß die hervorragendsten Münchener Schriftsteller ihre Arbeiten doch lieber der Allgemeinen Zeitung anvertrauen würden, von der sie ja wußten, daß sie nicht bloß in Bayern, sondern überall, wo überhaupt Deutsche lesen, gelesen würde, während die „Neue Münchener Zeitung", die nunmehr als offizielles und als Münchener Literatur- und Kunstblatt auftreten sollte, doch nur auf einen bayerischen Leserkreis rechnen konnte. Als Chefredakteur dieser Zeitung war der neuberufene Riehl ausersehen, unter ihm sollte einer der bisherigen Redakteure, Joh. B. Vogl, weiter thätig sein, während Jul. Grosse das Feuilleton redigiren, die Theater- und Literaturberichte schreiben sollte. Geibel wollte den Letzteren veranlassen, den gemüthlichen und harmlosen J. B. Vogl zu verdrängen und sich selbst an dessen Stelle zu setzen; aber dazu war Grosse eine zu noble Natur.

Der Aufschwung, den die „Neue Münchener Zeitung" nehmen sollte, dauerte nicht lange. Riehl hatte kein Interesse an dem Unternehmen und trat von demselben zurück. Auch der Eigenthümer der Zeitung verlor die Lust, Opfer für das Blatt zu bringen. Ganz unerwartet trat eine Wendung zum besseren ein, als sich 1861 die Staatsregierung entschloß, die Zeitung anzukaufen und zum offiziellen Regierungsblatte unter der neuen Bezeichnung „Bayerische Zeitung" zu machen. Diese „Bayerische Zeitung" sollte neben dem politischen Hauptblatte auf besonderen Wunsch des Königs ein Morgenblatt erhalten, welches sich mit Literatur, Kunst, Wissenschaft und Theater eingehend beschäftigen sollte. Dem hiefür berufenen Redakteur Jul. Grosse gelang es in kürzester Zeit, dieses Morgenblatt auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu heben. Die besten Kräfte Bayerns, aber auch viele außerbayerische Autoren machten mit Freuden das Morgenblatt zum Tummelplatz ihrer Thätigkeit.

Martin Schleichs „Münchener Punsch" ward schon oben erwähnt. Dieses merkwürdige Blatt, welches das Organ eines einzigen Mannes war, bietet in seinen seit dem Jahre 1848 erschienenen 24 Bänden auch ein eigenes Stück Münchener Zeitgeschichte im Lichte des Humors. Jede Nummer wuchs aus den Tagesereignissen heraus, so rasch, daß man fast sagen konnte, manche sei von Schleich dem Setzer in seinen Setzkasten hineindiktirt worden.

Wie die Münchener Presse ein treues Spiegelbild jener Zeit glänzenden Aufschwunges ist, läßt sie auch manchmal blitzartige Lichter zum Vorschein kommen, die eine unermüdliche zähe Gegnerschaft und die Ursachen des Endes erkennen

lassen. Die ganze Aera der Berufungen war eine Schöpfung der Ideen des Königs, der dabei immer nur einen Theil der öffentlichen Meinung für dieselben, einen anderen gegen sie hatte, und dem, wie das ja das Loos der Herrschenden ist, die öffentliche Meinung vielfach in verdunkelter und getrübter Form zugetragen ward.

Wie der Kreis der Berufenen, der Gelehrten wie der Dichter, sich lockerte und abbröckelte während der Stürme der Jahre 1864 bis 1866: auch das gehört der Geschichte des deutschen Geisteslebens an. Die schöne Tafelrunde des Königs fand ein dramatisches Ende. Dieselben geschichtlichen Ereignisse, welche die deutsche Frage mit Blut und Eisen lösten, sprengten die Schaar der Berufenen, aus welcher zuerst der schneidigste Bannerträger der Gelehrten, v. Sybel, wich, dem nach dem Tode des Königs auch Geibel und Bodenstedt folgten.

Aber die erschütternde Trauer seines Volkes beim Hinscheiden des Königs war sicher ein Beweis, daß in den weitesten Kreisen eine Ahnung von seinen hohen Zielen aufgedämmert war. Und die Mission der Berufenen war erfüllt; das geistige Leben der bayerischen Hauptstadt und des Volkes war geweckt; nicht bloß zum Widerspruch und zur Fehde, sondern auch zum edelsten Wettkampf.

Denn wenn wir zum Schlusse noch einen Blick auf die Einwirkungen werfen, welche die Thätigkeit und das Wesen der Berufenen auf ganz München und sein Denken und Treiben genommen haben, so können wir nur ein unbeschränktes Lob aussprechen. Die Berufenen nahmen bereitwillig an, was der Münchener an guten Sitten und liebenswürdigen Gewohnheiten besaß — soweit es in ihrer Natur lag, solche Züge anzunehmen. Und sie fügten einiges Neue hinzu, das der Münchener Gesellschaft nicht geschadet hat, sondern sehr zum Vortheil gereichte. Diese nord- und mitteldeutschen Familien waren es, die in München zuerst eine Familiengeselligkeit einführten; die es dahin brachten, daß man wenigstens mitunter Thee trank, statt immerfort Bier; und daß abends im Familienhause Männer und Frauen in einer feineren Form verkehren, statt daß — wie es früher üblich gewesen — die Männer allabendlich in ihre Stammkneipe gingen. Auch daß aus den gebildeten Kreisen Münchens der alte Münchener Dialekt gewichen ist, haben die Berufenen sicher beschleunigt; und wir wollen das nicht beklagen.

Jene Epoche hat aber auch gezeigt, daß das Interesse für Literatur und Theater jenes für bildende Kunst keineswegs auszuschließen braucht. Die von König Max berufenen Dichter und Gelehrten fanden das gastlichste Entgegenkommen auf Seiten der Münchener Künstler. Diese waren es, die den Fremdlingen zuerst offene Herzen und offene Häuser darboten. Und wie der alte Glaspalast im Botanischen Garten, der während jener Epoche entstand und in ihr begann, seine Ausstellungen zu zeigen, seither zu einer hohen Schule künstlerischer Ausbildung und Anregung für das Münchener Publikum geworden und denselben ans Herz gewachsen ist: so lernte dieses Publikum auch durch die Berufungen und selbst durch die mit denselben verbundenen Kämpfe und Reibungen ein Interesse zu gewinnen für die Bewegung der Geister. Wo sich das Volk von München zu glänzenden Festen vereinte: da waren es fortan die bildenden Künste, die Musik, die Dichtkunst und die dramatische Kunst, die sich im Wetteifer bemühten, diese Feste zu adeln und zu verschönen.

Im Anfang jener Epoche waren wohl die leitenden Kreise noch etwas stark mit politischen Zuständen beschäftigt. Aber schon das Jahr 1854, in welchem der Glaspalast zum ersten Male sich aufthat, brachte wieder andere schönere Interessen, die freilich damals durch den finsteren Schrecken der asiatischen Seuche in tragischer Weise niedergeworfen wurden. Dann kam wieder eine kurze Zeit politischer Kämpfe, bis im Jahre 1856 ein hochherziges Wort des Königs Staatsgewalt und Volk wieder in Einklang brachte.

Seitdem beginnt eine Zeit regsten geistigen Aufschwunges für München.

Ein für die Münchener Schriftstellerwelt hochwichtiges Theaterereigniß des Winters 1857/58 war die Entscheidung der dramatischen Preiskonkurrenz. König Max hatte ein Jahr vorher zwei Tragödienpreise und zwei Lustspielpreise ausgesetzt. Den Sieg errangen damals die „Sabinerinnen" von Paul Heyse; die anderen in erster Linie genannten Stücke hatten nur eine kurze Lebensdauer.

Aber aus diesen Preisbewerbungen lernte das Münchener Publikum etwas. Es sah unter seinen Augen einen Wettkampf des Geistes sich entscheiden; ja es sah sich berufen, an dieser Entscheidung wenigstens theilweise mitzuwirken und zu diesem Zweck sein eigenes literarisches Urtheil zu schärfen. Das war ein großer Gewinn, ein Gewinn, den König Max mit seinen Preisen und das Theaterbudget mit den Inscenirungskosten gewiß nicht zu theuer bezahlten.

Eine besonders reiche Fülle von Anregungen gab das Jahr 1858. Bot es doch den Münchenern nicht bloß die große historische Kunstausstellung mit ihrer glänzenden Offenbarung deutscher künstlerischer Kraft, sondern auch im Herbst zwei wunderbare Feste: jenes unvergeßliche Künstlerfest auf der Rottmannshöhe und wenige Tage darauf das große städtische Fest des 700jährigen Bestehens der Stadt München. Man merkte es der guten Stadt München an, daß sie in jenem Jahre wieder zum Bewußtsein ihrer Lebenskraft kam, nachdem der Druck der Reaktion, welche während der ersten Hälfte der 50er Jahre auf dem Volke gelastet hatte, vorüber und das viele Leid, welches die todbringende Seuche 4 Jahre vorher gebracht hatte, verschmerzt war. Mit vollen Zügen genoß man Lebensfreude, und die zeitgenössische Romanliteratur und Novellistik bot noch nach Jahren manchen Abglanz jener Feste.

Auch das Jahr 1859 bot ein literarisches Ereigniß für München: die 100jährige Geburtsfeier Friedrich Schillers. Wer jene Novembertage miterlebt hat, ist wohl für immer von der Meinung abgekommen, daß die Münchener Bevölkerung für deutsche Dichtung kein Interesse hätte. Eine solche Fülle von Begeisterung aller Schichten der Bevölkerung, wie sie damals sich kundthat, hat in München kein literarisches Ereigniß mehr hervorzubringen vermocht. Damals konnte man es erleben, daß, als der tausendköpfige Fackelzug am Schillerdenkmal seine Huldigung dargebracht hatte, in stiller Nachtstunde noch Münchener Mädchen und Frauen ihre Kränze dem Unsterblichen zu Füßen legten. Das war der geistige Gewinn der Schillertage für München. Der materielle Segen, der aus der Schillerstiftung hervorging, hat sich längst so manchem deutschen Dichter fühlbar gemacht.

So waren die 16 Jahre der Regierung Maximilians II. für München von tiefeingreifender Bedeutung. Wie es König Ludwig I. gelungen war, sein München aus einer kleinen und schlichten Landstadt zu einem wahren Schatzkästchen bildender Kunst und Architektur zu machen, so gelang es seinem Sohne, dieser Stadt geistige Impulse zu verleihen, deren Nachwirkung durch viele Generationen fortdauern wird. Die von König Max gerufenen Dichter und Gelehrten haben längst ihre Schüler und diese wieder die ihrigen weitergeführt auf der Bahn des Denkens und des Schaffens.

Mehr als 30 Jahre sind vergangen, seit jene glänzende Tafelrunde sich aufgelöst hat. Aber die Gegenwart kann sich nicht ganz loslösen von der Vergangenheit. Unsichtbare Brücken spannen sich von uns hinüber zu jene

Zeit; und wenn wir dankbar sind und treu, dann maßen wir uns nicht an, diese Brücken abzubrechen; wir maßen uns nicht an, das, was wir heute können, zu können ohne die Lehren jener Vorfahren. Die Sprache eines Kulturvolks und seine dichterische Gedankenwelt sind eines seiner unschätzbarsten Heiligthümer. Und dieses Heiligthum gehegt und gepflegt zu haben, wie es nur in den besten Zeiten einer Nation geschehen kann: das ist ein unsterbliches Verdienst der literarischen Zeitgenossen des Königs Maximilian.

Und wenn in die Sprache neue Wendungen, wenn in die Gedankenwelt des Volkes neue Erscheinungen, neue Vorstellungen, Bilder und Gestalten hereinwachsen, so geschieht dies alles nur auf dem Wege einer stetigen Entwicklung. Mag auch ein Zeitalter glauben, es habe völlig neue Ziele, neue Wege des Denkens und neue Saiten des Empfindens gefunden: den Boden, auf dem es gewachsen ist, kann es nicht unter den Füßen verlieren; das wäre nicht nur gegen alles menschliche Fühlen, sondern auch gegen das Naturgesetz. Und darum möge die Losung von uns Nachfolgern sein: einen dankbaren Blick in die Vergangenheit — und dann vorwärts in die Zukunft!

Ein Vorläufer Thomas Carlyle's.

Thomas Carlyle ist durch Goethe in die Literatur eingeführt worden, und zwar in der Rolle eines Herolds der deutschen Literatur in England. Diese erlauchte Protektion hat es bewirkt, daß sich bei Deutschen und Engländern die Vorstellung festgesetzt hat, Carlyle habe das Verdienst, die deutschen Dichter und Denker des 18. Jahrhunderts zuerst in England bekannt gemacht zu haben. Diese Vorstellung ist grundfalsch. Vor allem ist es sehr die Frage, ob es dem großen Deutschen des Revolutionszeitalters zum Vortheile gereichte, an dem allzu subjektiven Schotten einen sehr parteiischen Ausleger gefunden zu haben; dann aber ist es historisch ein großes Unrecht, von Carlyle als dem ersten Verkünder deutscher Geistesgröße in England zu sprechen, denn dieses Verdienst gebührt, wie Georg Herzfeld in einer gründlichen Arbeit nachweist,[1]) William Taylor aus Norwich. Warum nicht ihm, sondern Carlyle der Ruhm zutheil wurde, den Engländern die Bekanntschaft mit Goethe und dessen Zeitgenossen vermittelt zu haben, dafür gibt Taylors Biographie eine ausreichende und lehrreiche Erklärung.

William Taylor, am 7. November 1765 zu Norwich geboren, wuchs als das einzige Kind wohlhabender Eltern in den günstigsten Verhältnissen auf. Er erhielt eine vortreffliche Erziehung und bewegte sich von früh auf in einer Umgebung, die an und für sich den Werth einer Hochschule besaß. Der Kreis, in welchem die Taylors verkehrten, bestand aus Unitariern, also einer Minorität, und in der That hat Taylor sein Leben lang den selbständigen Geist und die freiheitliche Gesinnung bewahrt, welche Minoritäten eigen zu sein pflegt. Dazu hatte er das Glück, in der Dichterin Miß Barbauld, deren Lieder noch heute einen wesentlichen Bestandtheil der Lesebücher in den englischen Volksschulen bilden, wie bei uns die Gedichte von Reinick und Hey, eine vorzügliche Lehrerin und mutterliche Freundin zu finden. William sollte Kaufmann werden wie sein Vater; da wurde die Schulbildung, die er sich zu Hause angeeignet hatte, für unzulänglich gehalten. Er sollte die modernen Sprachen mit dem Ohr lernen und ging zu diesem Zwecke zweimal auf den Kontinent. Von der ersten Reise brachte er die Kenntniß des Französischen und Italienischen nach Norwich; die zweite war geradezu entscheidend für sein ganzes Leben. Vom Juli 1781 bis zum November 1782 blieb er in Deutschland, sah Detmold, Göttingen, Kassel, Weimar, Leipzig, Dresden, Berlin und Königsberg, lernte Schlözer und Angelika Kaufmann kennen und kam als begeisterter Verehrer der Deutschen und des deutschen Schriftthums nach Norwich zurück. In das sehr rege geistige Leben der ostenglischen Fabrikstadt kam durch Taylor ein neues Element, die Pflege der deutschen Literatur. Es wurden unter Anderen Klopstock, Goethe, Voß und Stolberg gelesen. Der Ausbruch der französischen Revolution zog Taylor eine Zeit lang in die Politik hinein, aber er kehrte bald zu seinem Lieblingsstudium, der deutschen Dichtung, zurück. Das trug in den 90er Jahren eine goldene Frucht. Taylor hatte Bürgers Lenore ins Englische übersetzt, durch Mrs. Barbauld kam die Ballade Walter Scott zu Ohren, der wurde dadurch angeregt, seine Kräfte an dem Stoffe zu versuchen und an dem Erfolge erkannte der schottische Romancier seinen eigentlichen Beruf.

Nicht so fruchtbar waren Taylors Uebersetzungen von „Nathan" und „Iphigenie". Beide Werke kamen für England zu früh. Sinn für deutsche Literatur war wohl schon in weiten Kreisen vorhanden, es wurde am Ausgange des vorigen Jahrhunderts sehr viel aus dem Deutschen ins Englische übersetzt. Aber Goethe, Schiller und Lessing waren zu revolutionär, seitdem unter Canning die politische Rückstauung begonnen hatte, und der harmlose Kotzebue vertrat eine Zeit lang die deutsche dramatische Literatur. Ein Deutscher Namens P. A. Nemnich, der im Sommer 1799 England bereiste, erzählt: „Die deutsche Literatur hat zwar seit verschiedenen Jahren einige Aufmerksamkeit in England auf sich gezogen, aber die eigentliche Epoche ist ganz neu, seitdem nämlich die Kotzebue'schen Stücke mit so außerordentlichem Beifall aufgenommen und aufgeführt worden sind. Man wird sich wundern, wie viele Uebersetzungen von deutschen Büchern England nun in einigen Jahren aufzuweisen haben wird. Die Uebersetzer in London formiren schon ein beträchtliches Korps." (Nemnich, Beschreibung einer im Sommer 1799 von Hamburg nach und durch England geschehenen Reise. Tübingen, Cotta 1800.)

Es ist natürlich, daß ein Geschlecht, welches sich durch Kotzebue's Schauspiele — denn diese, nicht die Lustspiele, erregten den eigentlichen Enthusiasmus! — für die deutsche Literatur begeistern ließ, wenig Empfänglichkeit besitzen konnte für „Nathan" und „Iphigenie", ebenso natürlich, daß Taylor keine Lust verspürte, zu seinem eigenen Vergnügen deutsche Dichtungen ins Englische zu übersetzen. Diesem äußeren Umstande kam die geschmeidige, lebhafte, vielseitige Natur Taylors auf halbem Wege entgegen, und er wandte sich nach dem Mißerfolge der Uebersetzungen der kritischen Thätigkeit zu. Das Wort trifft eigentlich nicht zu. Die Engländer nennen die Arbeit des Literaten, der nicht schöpferisch thätig ist, sondern in fremde Schöpfung einzudringen, und das ihm aufgegangene Verständniß Andern zu vermitteln sucht, Kritik; in diesem Sinne war Taylor allerdings ein Kritiker. Aber wir sollten ihn eher einen Literarhistoriker, vielleicht einen Feuilletonisten, nennen. Er hat vom Jahre 1793, da sein erster Artikel in den neugegründeten „Monthly Review" erschien, bis zu seinem Tode (1836) sein selbstgewähltes Amt als Vermittler deutschen Schriftthums in glänzender, origineller Weise ausgeübt und nach mehr als einer Richtung seinen Landsleuten neue Wege gewiesen. Herzfeld macht mit Recht aufmerksam, daß in England mit Taylor eine neue Zeit für die Rezensionsmethode beginnt. Statt der trockenen Anzeige und autokratischen Kritik ein Essay mit Geist und Temperament! Was Lessing durch die „Literaturbriefe" für

[1]) Herzfeld: William Taylor von Norwich. Eine Studie über den Einfluß der neueren deutschen Literatur in England. (Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von Lorenz Morsbach. II.) Halle, Niemeyer 1897.

Digitized by Google

Deutschland that, das hat Taylor durch seine rund 1700 Artikel in England versucht. Freilich hat später die anmaßende „Edinburgh Review" dieses Verdienst für ihre Gründer in Anspruch genommen.

Schottland hat sich überhaupt recht schwer an William Taylor versündigt. Sein ganzes Leben lang hatte er sich bemüht, deutsche Kultur und deutsche Dichtung dem Stubium seiner Landsleute zu empfehlen; er hatte zum Schaden seines Vermögens unermüdlich daran gearbeitet, die Engländer über die wichtigsten Erscheinungen des deutschen Geisteslebens auf dem Laufenden zu erhalten, und in der That hatte er allen bedeutenden Schriftstellern aus der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in England Eingang verschafft, von Klopstock und Wieland angefangen bis zu Zacharias Werner und den beiden Schlegel; als er aber im Alter den sehr berechtigten Wunsch hatte, die zerstreuten Arbeiten zu einem Ganzen zu sammeln und in dieser Absicht das dreibändige Werk „Historic Survey of German Poetry" herausgab, fiel Thomas Carlyle, der Anfänger und Schüler, über den gediegenen Kenner her und brachte ihn geradezu um die Frucht eines arbeitsreichen Lebens. Carlyle setzt sich in seiner wohlbekannten — ich hoffe, man wird einmal sagen: berüchtigten — Rezension aufs hohe Roß, stellt ein ideales Schema (ideal in seinem Sinn!) auf, wie Literaturgeschichte zu schreiben sei, und diesen Maßstab legt er an das Werk Taylors, das nichts anderes war, als eine Sammlung von Essays über deutsche Literatur. Und wenn er sich wenigstens damit begnügt hätte, äußerste Strenge zu üben; aber nein! Entstellungen aller Art kamen dazu, um das Werk in den Augen des deutschen wie des englischen Publikums vollständig zu vernichten. Herzfeld hat einige dieser gehässigen Urtheile festgenagelt, und wir wissen ihm dafür ganz besonderen Dank, denn sie werfen ein helles Licht auf die „Wahrheitsliebe" Carlyle's, des kreischenden Apostels der Wahrheit. Uebrigens ist es am praktischsten, statt einzelner Details das eine Beispiel von Carlyle's kritischer Methode anzuführen. Er will auf 6 Seiten des dritten Bandes 13 Irrthümer entdeckt haben. Daraus folgert er streng arithmetisch: da auf 6 Seiten 13 Fehler vorkommen, so müssen sich auf den 1455 Seiten des ganzen Werkes 3152 Fehler finden! Dieses eine Beispiel kennzeichnet den Geist dieser Kritik. Die Feindseligkeit spricht aus jedem Wort, und das Ganze ruft: Ote-toi, que je m'y mette!

Die Verfolgung Taylors hatte übrigens mit dieser Rezension nicht ihr Ende gefunden. Carlyle beeilte sich, seinem Gönner in Weimar über Taylors „Survey" zu berichten, aber wie! „Ein gewisser William Taylor aus Norwich, der Uebersetzer Ihrer „Iphigenie", hat eine sogenannte Uebersicht über die deutsche Dichtung geschrieben; den Geist dieses Werkes können Sie daraus zur Genüge beurtheilen, daß der zweitlängste Artikel August v. Kotzebue gewidmet ist. Taylor besitzt wirkliche Begabung, aber er ist nur ein kampflustiger Zweifler, ohne Auge für Poesie, und beurtheilt die höchsten Geister nur nach ihrem Verhältnisse zur Konfession. Das Buch ist geeignet, Viele irrezuführen, daher habe ich mich berufen gefühlt, demselben zu widersprechen und es durch das mir zur Verfügung stehende Geschütz zu dem Miste, das es ist, zu zermalmen."

Ein „gewisser" Taylor! Dieser gewisse Taylor hätte Carlyle viele Lektionen in deutscher Sprache und Literatur geben können, wie nicht minder in der Kunst der literarischen Berichterstattung und des literarischen Taktes.

Carlyle hat mit seiner Rezension seine Absicht erreicht. Die Nachwelt hat sein Wort, dem Goethe so viel Autorität verschafft hatte, für baare Münze genommen und hat an Stelle Taylors den Namen Carlyle's als des Vermittlers deutscher Kultur in England gesetzt.

Georg Herzfeld hat dieses schwere Unrecht gutgemacht; wir wünschen seinem Buche im Interesse der Wahrheit die weiteste Verbreitung.

Wien. L. Kellner.

Mittheilungen und Nachrichten.

E-m. J. Nassen: Neue Heinefunde. Verlag von Barsdorf, Leipzig. — Wenn es auch keine sehr wichtigen Funde sind, so sind es doch sehr interessante, mit denen uns der fleißige Forscher bekannt macht. Einige vergessene hübsche, poetische Leistungen des Dichters selbst, bis jetzt noch unbekannte Uebertragungen seiner kleineren Werke in fremde Sprachen, Nachrichten über sein Leben bilden den größten Theil des Werkchens; man ist dankbar für sie, könnte sie aber auch entbehren. Ein Abschnitt jedoch verdient besondere Beachtung. Ein Jugendfreund Heine's, J. B. Rousseau, gab im Jahre 1840 „Lebende Bilder, nach eigener Anschauung gezeichnet," heraus; unter diesen Bildern befinden sich eine ausführliche Biographie Heine's und Bemerkungen über seine Schriften, die zwar etwas spießbürgerlich, aber vernünftig sind. Sie erhalten ihren Werth dadurch, daß Rousseau, dem der Charakter Heine's klarer war als manchem Anderen, auch über Heine's schriftstellerische Leistungen ein gutes Urtheil besaß. Von dieser Biographie wurde bis jetzt in der Heineliteratur kein Gebrauch gemacht. Erst Nassen druckt sie wieder ab; sie verdient alle Berücksichtigung, da sie von einem intimen Jugendfreund stammt, dessen Charakter und Talente Heine auch dann noch rühmend anerkannte, als er sich mit ihm entzweit hatte. Nassens Schrift ist mit derselben Genauigkeit gearbeitet, wie seine Darstellung von Heine's Familienleben, die bei der Kritik eine so freundliche Aufnahme gefunden hat. — Bei Albert Müller in Zürich erschien ein weiterer Beitrag zur Heineforschung: Max Kaufmann, Heine's Liebesleben. Das Büchlein bringt nichts neues außer einigen unbegründeten Hypothesen, die sich von selbst erledigen.

α Die Heerführung Napoleons und Moltke's. Eine vergleichende Studie von Freiherrn v. Freytag-Loringhoven, Hauptmann und Kompagniechef im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesisches) Nr. 11. Mit 13 Skizzen im Text. Berlin 1897, E. S. Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung. — In der neuesten Zeit ist das Schlagwort aufgeworfen und vielfach erörtert worden, daß zwischen der Strategie Napoleons und der Moltke's ein grundsätzlicher Unterschied bestehe; man erblickte in Napoleon den Hauptvertreter der Vereinigung getrennter Heersäulen noch vor dem Schlachtfelde, in Moltke jenen der Vereinigung auf dem Schlachtfelde selbst. Die Debatten hierüber haben einen ziemlichen Umfang und eine lebhafte Färbung erreicht. In sie mischt sich die vorstehend genannte Broschüre, welche auf kriegsgeschichtlichem Wege den Beweis dafür zu erbringen strebt, daß der Streit eigentlich müßig ist, indem überhaupt eine wirkliche Verschiedenheit der leitenden Grundsätze bei den beiden Kriegsmeistern nicht besteht, weil die Heerführung Moltke's auf der napoleonischen fußt und sich nur als deren Erweiterung und Fortbildung unter Zuhülfenahme moderner Mittel darstellt, weil ferner auch in Napoleons Kriegsweise nirgends ein bestimmtes Prinzip zu entdecken, da ja auch sie in allem das „System von Aushülfen" gewesen ist, als welches Moltke die Strategie bezeichnet. Im übrigen erhebt sich der fragliche Streit von einer bloßen Doktorfrage zu einer Frage von hoher aktueller Wichtigkeit für die Führung, da es fast den Anschein gewonnen hat, als träte bei uns nach der langen Friedenszeit die Taktik zu sehr hinter der Strategie zurück auch dort, wo man sie in erster Linie üben sollte, auf dem Manöverfelde.

-rt- Tägliche Bewegung der Spitze des Eiffelthurms. Da von verschiedenen Seiten die Vermuthung ausgesprochen worden war, daß die Spitze des Eiffelthurms infolge von Sonnenbestrahlung und Winddruck eine starke tägliche Bewegung haben müsse, hat der Akademiker Oberst L. Ballot in Paris in den Jahren 1896 und 1897 an sechs verschiedenen Tagen sehr genaue Messungen der Lage des an der Spitze des Eiffelthurms angebrachten Blitzableiters gegen

Digitized by Google

eine unterhalb des Thurms im Boden befestigte Marke ausführen lassen. Es zeigte sich, daß die lineare Entfernung der Projektion der Spitze auf den Boden von der erwähnten Marke zwischen 2.7 und 1.1 cm schwankt, also nicht sehr beträchtlich ist. Dagegen ist die tägliche Drehbewegung des Thurms (Torsion) ziemlich bedeutend, sie kann bis zu 90° und selbst noch mehr betragen.

* **Würzburg.** Auch in unsrer Stadt ist jetzt ein energischer Schritt nach vorwärts auf dem Gebiete des Frauenbildungswesens geschehen. Es hat sich ein Verein „Frauenheil" gebildet, der als nächstes Ziel die Errichtung von Koch- und Haushaltungsschulen ins Auge gefaßt hat, aber auch die allgemeine weitere Ausbildung der jungen Mädchen auf wissenschaftlichem, speziell sozialgeschichtlichem Gebiete bezweckt. Die Bestrebungen dieses Vereins haben in den gebildeten Kreisen unsrer Stadt allseitiges Entgegenkommen gefunden; unter Anderen haben sich mehrere Universitätslehrer dem Vereine zur Verfügung gestellt, um unentgeltliche Vorträge zu halten.

* **Tübingen.** Die staatswissenschaftliche Fakultät der hiesigen Universität hat den oldenburgischen Geh. Rath und Präsidenten des Statistischen Bureaus, Dr. Paat Kollmann, zum Doctor honoris causa ernannt. — Am zoologischen Institut der Universität ist gegenwärtig als stellvertretender zweiter Assistent Dr. Maria Gräfin v. Linden thätig. Wie man hört, soll es sich darum handeln, ihr dieses Amt endgültig zu übertragen.

-ir **Aus den Niederlanden.** In Leiden wurde kürzlich der Dies natalis nach gewohnter Weise von der Universität und den Studenten gefeiert. Der Rector magnificus Prof Th. Mac Gillavry hielt eine Festrede über „Die Kontinuität des Todten und Lebendigen". — Zum Dozenten an der Polytechnischen Schule in Delft wurde G. J. van Swaay, bisher Lehrer an der Realschule in Tilburg, ernannt. — Dr. W. van Hoorn, praktischer Arzt, erhielt von der städtischen Behörde die Erlaubniß, sich als Privatdozent für Hautkrankheiten an der Universität Amsterdam zu habilitiren. — Wie bereits gemeldet, haben kürzlich die Kuratoren der Universität zu Amsterdam, an der ein Hector Treub wirkt, dem Stadtrath vorgeschlagen, den bisherigen Lector Dr. Seydel an der Anatomie zum Professor zu ernennen, also wieder einen deutschen Professor!! Professor Treub hat bis jetzt nicht öffentlich dagegen protestirt. Dagegen haben die Studenten der Medizin eine Adresse an den Stadtrath zur Unterzeichnung aufgelegt, in welcher sie ihre Verwunderung aussprechen, daß zur Neubesetzung dieser Professur in erster Stelle Dr. Seydel vorgeschlagen werde, weil er ein Deutscher sei! Dagegen ersähen sie zu ihrem Bedauern, daß auf der Liste der Vorgeschlagenen Dr. Volk fehle, ein Schüler der Amsterdamer Universität, ein Mann mit hervorragender Begabung, der 1892 vom Senat für die Lösung einer Preisaufgabe die goldene Medaille erhalten und der, obschon noch jung, sich durch bedeutende Entdeckungen auf anatomischem Gebiete bereits einen Namen erworben habe. Sie hofften mithin, daß der Stadtrath so viel für das gute Recht der wissenschaftlich gebildeten Niederländer fühlen werde, daß u. s. w. Ob die Adresse den beabsichtigten Erfolg haben wird, muß sich noch zeigen. In der letzten Sitzung des Stadtrathes, in der die Ernennung stattfinden sollte, wurde sie vorläufig hinausgeschoben!

* **Aus Amerika.** Eine Zusammenstellung der wohlthätigen Stiftungen, die im Verlauf der 3 letzten Jahre in den Vereinigten Staaten gemacht wurden, hat Professor Ward in der Zeitschrift „Science" unternommen. In dem genannten Zeitraum belief sich die Summe dieser Stiftungen auf nahezu 150 Millionen Mark, und zwar haben die jährlichen freiwilligen Spenden für öffentliche Zwecke seit dem Jahre 1895 regelmäßig zugenommen. Für wissenschaftliche Zwecke, also für Schulen, Hochschulen, Bibliotheken, Museen, Sternwarten u. s. w. wurden im Jahre 1897 allein 21,168.000 M. gestiftet. — Der amerikanische Polarforscher Peary plant eine neue Nordpolexpedition. Die Kosten derselben sollen durch freiwillige Beiträge einiger New-Yorker Millionäre aufgebracht werden, und eine stattliche Summe ist in der That bereits für diesen Zweck gezeichnet. Peary gedenkt bis zum Sherad-Osborn-Fjord unter 82 Grad nördlicher Breite, an der Westküste Grönlands zu Schiff zu gelangen. Er führt außer den nöthigen Vorräthen auch Eskimos mit, die ihm von seinen früheren Reisen bekannt sind und auf die er zählen kann. Im genannten Fjord angekommen, will er die Ladung ausschiffen und das Schiff zurücksenden. Dann will er seine gesammten Vorräthe während des Herbstes, der sich wegen seiner hellen Nächte besonders gut zur Reise eignet, auf Schlitten gegen Nordosten schaffen; als Wohnung soll die Schneehütte der Eskimos dienen. Auf diese Weise hofft Peary im folgenden Frühjahr an der vermuthlichen Nordspitze von Grönland 84 Grad nördlicher Breite angelangt zu sein, von wo dann die eigentliche Reise über das Polareis beginnt. Er gibt sich keineswegs der Hoffnung hin, den Pol beim ersten Versuch zu erreichen; jedoch will er warten und sei es jahrelang, bis seine Bemühungen, einen gangbaren Weg zu finden, von Erfolg gekrönt sein werden. Als Begleiter nimmt Peary nur zwei Weiße mit: einen Arzt und einen Gelehrten, dessen Hauptaufgabe in der Anstellung von Tiefmessungen bestehen soll. Die Verbindung der Expedition mit der Kulturwelt soll durch das Schiff aufrecht erhalten werden, das in jährlicher Fahrt den Sherad-Osborn-Fjord zu erreichen versuchen will; von dort hofft Peary auf die Vermittlung von Eskimos zur Aufrechterhaltung seiner Verbindung mit der Außenwelt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. Julius Wolf. 1. Jahrg., 1. Heft. Berlin, Georg Reimer 1898. — Jasa Toraić: Das Bauernproletariat Ungarns. Eine Studie. Neusatz, M. Popovitz 1897. — Dr. M. Biermer: Die neueste Entwicklung der britischen Arbeiterbewegung. Vortrag (gehalten im Mittelrheinischen Fabrikanten-Verein zu Mainz). Münster i. W., Coppenrath 1898. — Albert Steinrr: Ein Wort über volksthümliche Kunst. Zürich, Karl Henckell u. Co. — Frührot: Gedichte von drei Jung-Münchenern. Erweiterter Neudruck. Stuttgart, Felix Kraus 1898. — P. Stühlers Ingenieurkalender 1898. 33. Jahrg. Hggb. von Friedr. Bode. Essen, G. D. Baedeker. — Gg. Engel: Die Last. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. — Hans Trog: Jakob Burckhardt. Eine biographische Skizze. Basel, R. Reich 1898. — Friedrich Jodl: Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland. 2. Auflage. Frankfurt o. M., Gebrüder Knauer 1898. — Dr. Gustav Krause: Die Bedeutung der „Wacht am Rhein". Zwei Ansprachen, gehalten in der Ortsgruppe London des Alldeutschen Verbandes. London, Aug. Siegle 1897. — Lili Geyger-Hopfen: Armenwesen. Wien, Moriz Perles 1898. — „Was heißt und zu welchem Ende besucht man die Handelsakademie." Stimmen aus der Fachwelt, gesammelt von Dr. jur. Ludwig Haberti, Leiter der Handelsakademie Leipzig. — Kolonialer Jahrbuch. 1897, Heft 3. Hggb. von Gustav Mrincke. Deutscher Kolonialvertrag 1897. — Himmel und Erde. Hggb. von der Gesellschaft Urania. Redakteur: Dr. P. Schwahn. Berlin, Hermann Paetel. 10. Jahrgang, Heft 4. — G. Freytags Neue Verkehrs- und Comptoir-Karte von Oesterreich-Ungarn und der Balkanhalbinsel. Wien, G. Freytag u. Berndt 1898. — Nationalökonomik technischer Anlagen und Einrichtungen. Band 1. Joseph Röttinger: Massivbau und Holzbau. Band 2. Derf.: Realwerthe. Leipzig, J. J. Arnd 1898. — Das Reichsgesetz, betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung vom 20. April 1892 ꝛc., erläutert von Robert Esser. 2. vermehrte Auflage. Berlin, Julius Speinger 1898.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1898. 121. Band. Viertes Heft.

Inhalt: Ludwig Brüel. Von Rhenanus. — Johann Sylvanus und sein tragisches Ende. Eine Episode aus dem 16. Jahrhundert. — Das philosophische Studium zu Salzburg am Vorabend der Aufklärungsperiode. — Die Parität an den deutschen Universitäten. — Zur Erinnerung an Cardinal Wiseman. — Die soziale Frage in Deutschland während des 13. Jahrhunderts und ihre Lösung. — Forschungen zur bayerischen Geschichte. — Historische Miscelle. (3307)

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 17. Februar. Nummer 38.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Entstehungsgeschichte der bayerisch-französischen Allianz von 1670. I. Von Dr. M. Döberl. — Die Auftheilung der Staatsgüter in Rumänien. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Entstehungsgeschichte der bayerisch-französischen Allianz von 1670.[1])

Von Dr. M. Döberl.

I.

Der Gegensatz zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach ist so alt, als der habsburgische Donaustaat, der ja vornehmlich auf Kosten des bayerischen Herzogthums gegründet, auf Kosten des bayerischen Herzogthums erweitert wurde, der das bayerische Territorium im Osten, Süden und Westen umklammerte und im eigenen Interesse jeden Machtzuwachs des Herzogthums fernhalten zu müssen glaubte. Dieser Gegensatz zwischen den Habsburgern und zwischen den Wittelsbachern durchzieht auch die lange Regierung des Kurfürsten Maximilian I., des Retters des habsburgischen Donaustaates. Es war ein ähnlicher Gegensatz wie der spätere Dualismus zwischen den Häusern Habsburg und Hohenzollern.

Gegenüber den habsburgischen Nachbarn, die auch das regnum und imperium in die Waagschale ihrer territorialen Interessen tegten, suchten die bayerischen Landesherren einen Rückhalt an einer anderen Großmacht. Sie fanden einen solchen schon im 16. Jahrhundert an dem Rivalen des Hauses Habsburg, an Frankreich. Frankreich suchte, um den herrschenden Einfluß der Habsburger in Deutschland zu brechen, in einem deutschen Mittelstaat ein Gegengewicht zu schaffen, ein Ziel, das die französischen Staatsmänner Jahrhunderte lang, das noch Napoleon I. verfolgt hat. Dazu eignete sich, wie die französischen Könige so oft äußerten, vermöge seines hohen Ansehens im Reiche und vermöge der Lage seiner Länder keine Macht besser als das katholische Bayern. Auch Maximilian ging jahrelang, sowohl den deutschen als den spanischen Habsburgern gegenüber, Schutter an Schutter mit Frankreich. „Frankreich," so entwickelt ein Memorandum von 1629, „macht sich zur Aufrechthaltung der Kur und der territorialen Erwerbungen anheischig. Daß es ihm damit ernst, beweist sowohl die Thatsache, daß es sich schon seit etlichen Jahren freiwillig dazu erboten, als auch das eigene Interesse wegen des aequilibrii, welches Frankreich gegen das Haus Oesterreich sucht." Der unter Maximilian I. im Jahre 1631 geschlossene Allianzvertrag ist das erste Glied in der Kette von Verträgen, welche Bayern an Frankreich banden. Hat auch Maximilian I. den französischen Werbungen nach dem großen Krieg widerstanden, er hinterließ doch mit seinen Beziehungen zu Frankreich eine Erbschaft, bei der die französische Diplomatie einsetzen konnte. Als unter dem Nachfolger Ferdinand Maria die „Korrespondenz" mit Frankreich begann, konnte Ludwig XIV. nicht bloß den westfälischen Frieden als sein und seines seligen Bruders, des Kurfürsten Max, Werk bezeichnen, welcher weise Fürst aus allen Kräften seine guten Absichten unterstützt und damit seinen Eifer für das allgemeine Wohl und den Vortheil seines Landes so hervorragend bekundet habe, daß sein Andenken allen guten Deutschen ewig theuer bleiben müsse; er konnte auch hinzufügen, es freue ihn unendlich, daß der Sohn Ferdinand Maria auf die Bahn dieses großen Mannes zurückkehre, dasselbe Verhalten einschlage, das dem Ahnherrn ermöglichte, große Dinge zu unternehmen und zu vollenden, derselben geheimen Mittel sich bediene, die Jenen befähigten, seinem Haus bedeutende Länder und Würden zu sichern.

Allerdings das erste Jahrzehnt der Regierung Ferdinand Maria's ließ, äußerlich betrachtet, nicht erwarten, daß das zweite Jahrzehnt mit einer bayerisch-französischen Allianz schließen würde; nicht bloß während der Regentschaft der Oesterreicherin Marianne, sondern auch in den Anfängen der Selbstregierung des Kurfürsten Ferdinand Maria nahm die bayerische Politik eine habsburgfreundliche Richtung. Gerade damals überbot sich Frankreich in Werbungen am bayerischen Hofe, sie gipfelten zuletzt in dem Anerbieten der Kaiserkrone an Ferdinand Maria, um das Haus Habsburg dauernd vom Imperium auszuschließen. Ferdinand Maria aber machte bereits am 24. August 1657 dem Wiener Hof Mittheilung, daß er die Krone zurückweise, und daran vermochten weder die Bemühungen der Gemahlin Adelheid noch die Sendungen des italienischen Sängers Melani, des Kölner Oberstthofmeisters Franz Egon von Fürstenberg, des französischen Gesandten Herzog von Grammont etwas zu ändern.

Aber nichts wäre unbegründeter, als in der Ablehnung der Kaiserkrone durch Ferdinand Maria nationale oder gar österreichische Gesinnung erblicken zu wollen. Diese ist den Fürsten jener Zeit völlig fremd, nicht ohne Schuld des Kaiserhauses selber. Und Ferdinand Maria war in seiner Politik ein Kind seiner Zeit, ein echter Vertreter des Territorialitätsprinzips, er war weder national noch österreichisch gesinnt, sondern durchaus bayerisch. Als einer seiner Beamten in einem Berichte die Handlung eines bayerischen Unterthanen als den Reichsgesetzen zuwiderlaufend bezeichnete, ließ er durch seinen Kabinetssekretär dem Kanzler schreiben: „Er wüßte im Lande von keinen anderen Gesetzen als den von ihm und seinen löblichen Voreltern herrührenden, welche so gut wären, daß man nicht nöthig hätte, auswärtige Gesetze anzuführen; so man dem Beamten zu verstehen geben solle." Aus dieser exklusiv bayerischen Gesinnung heraus war ein Ueberschwenken von Oesterreich zu Frankreich nichts so unnatürliches; es brauchte der Kurfürst bloß die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Bayern bei einem Bündniß mit Oesterreich seine Rechnung nicht finde, wohl aber bei einem Bündniß mit Frankreich.

Und selbst diese keineswegs österreichische Politik ist zu einem nicht geringen Theil auf Rechnung der Berather zu

[1]) Nach einem Vortrage, gehalten im „Historischen Verein von Oberbayern".

schreiben. Maximilian war überall sein eigener Premierminister gewesen, sein Sohn Ferdinand Maria dagegen stand, wenn er auch keineswegs der Schwächling war, zu dem man ihn gestempelt, Zeit seiner Regierung, ganz besonders aber im Anfange derselben, unter dem Einfluß seiner Räthe. Höchst interessant ist der Bericht, welchen der bayerische Reichstagsgesandte Dr. Oexl unterm 9. März 1653 an den Oberstthofmeister Grafen Kurz entsandte. Er gab darin die in Reichstagskreisen über den Münchener Hof laut gewordenen Urtheile wieder: „Von kf. Dt. judizirt man, daß dieselben, wenn sie zur Regierung kommen, die Geschäfte den Räthen vertrauen werden ... Pater Verdaux hat unsern Herrn wohl zum Christenthum, aber nicht zum Kurfürstenthum informirt.... Die educatio ist bei einem solchen Herrn nimis stricta gewesen ... man will auch theils an der Kapazität zweifeln. Andere aber kalumniren, man thue ihre kf. Dt. mit Fleiß nicht recht ad negotia anführen, damit unsre gnädigste Frau, welche man für regierungssüchtig haltet, sich dessen umsoviel länger prevaliren könnt." Hat auch Ferdinand Maria später den Regierungsgeschäften thatsächlich viel mehr Antheil zugewendet, als man in der Zeit seiner Minderjährigkeit erwartete, er besaß weder die Fähigkeiten noch die Willenskraft des Vaters, er hat daher auch niemals die Selbstthätigkeit in der Regierung entfaltet, wie der Vater. Im Anfang seiner Regierung nun übten den leitenden Einfluß auf die bayerische Politik Persönlichkeiten, die in der Anlehnung an Oesterreich das Heil Bayerns erblickten, die Kurfürstin-Mutter Marianne, eine geborene österreichische Prinzessin, der Oberstthofmeister Graf Maximilian v. Kurz, der Bruder des Wiener Reichsvizekanzlers, der geheime Rath und spätere Kanzler Oexl, der seine Karriere gemacht hatte im Anschluß an Kurz.

Gerade diese Persönlichkeiten aber treten nacheinander vom Schauplatze ab. Graf Maximilian v. Kurz starb schon im Jahre 1662. Das wichtige Amt des Oberstthofmeisters, der damals an der Spitze nicht bloß der Hof-, sondern auch der Staatsverwaltung stand und den Vorsitz im geheimen Rathe führte, blieb bis zum Jahre 1670 unerledigt. Während dieses Interimistikums führte nominell die Geschäfte des Oberstthofmeisters der nächsthöhere Hof- und Staatsbeamte, der Oberstkämmerer Baron v. Haslang, der im Verkehr mit österreichischen Diplomaten nicht oft genug äußern konnte, daß er sich mit seiner österreichischen Gesinnung auch begraben lasse. Aber dieser schwache Mann war bereits politisch todt, bevor er körperlich begraben war. Schon seit dem Jahre 1665 begegnet man ihm nur ganz ausnahmsweise bei wichtigen Staatshandlungen, und dann spielt er stets eine klägliche Rolle. Thatsächlich war seit dem Jahre 1662 der erste Hof- und Staatsbeamte, wenn er auch formell erst im Jahre 1670 zu dem von Anfang an für ihn reservirten Oberstthofmeisterposten erhoben wurde, der Oberstthofmarschall Hermann Egon von Fürstenberg, der Bruder der beiden Kölner Minister, der erklärte Gegner des Grafen Maximilian v. Kurz.

Unmittelbar darauf beging Oexl bei seiner Abneigung gegen das Bureauleben den schweren Fehler, daß er in seiner Eigenschaft als Kanzler, statt an die Spitze der geheimen Rathskanzlei zu treten, als Reichstagsgesandter nach Regensburg ging und damit die Leitung der Kanzleigeschäfte dem Vizekanzler Kaspar v. Schmid überließ. Der Vorstand der geheimen Rathskanzlei stand in steter Fühlung mit dem Kurfürsten, sei es durch das Mittel des Immediatvortrags, sei es durch das Mittel der sogenannten Wochenzettel. Durch seine Hand lief alles, Kirchliches, Wirthschaftliches, Politisches; er war die Seele der gesammten Staatsverwaltung, insbesondere aber der auswärtigen Politik. Durch die Auslieferung der Werkstatt der auswärtigen Politik an Kaspar v. Schmid war Oexl thatsächlich schon halb depossedirt. Allerdings hatte ehedem Oexl als Gesandter auf Reichs- und Deputationstagen eine hervorragende Rolle gespielt, aber auch auf diesem Felde wurde er bald beiseite geschoben. Als es auf dem Reichstage von Regensburg galt, mit dem Vertreter Frankreichs in Verbindung zu treten, ließ man die Verhandlungen hinter dem Rücken des Prinzipalgesandten Oexl durch den zweiten Reichstagsgesandten Franz v. Mair führen. Und als es im Devolutionskriege galt, die Sache Frankreichs offiziell auf dem Reichstage zu unterstützen, da mußte Oexl auch formell dem Franz v. Mair Platz machen.

Allerdings, die dritte leitende Persönlichkeit der österreichfreundlichen Periode, die Kurfürstin-Mutter Marianne, lebte noch bis zum Jahre 1665, aber sie war thatsächlich schon vorher aus ihrer einflußreichen Stellung verdrängt. Schon der Wiener Reichsvizekanzler Graf Ferdinand v. Kurz hatte sich gelegentlich seines Münchener Besuches (1656) überzeugen müssen, daß sich am Münchener Hofe ein Umschwung vollziehe. Schon damals klagte Marianne, sie wisse von den Geschäften jetzt nur das, was der Oberstthofmeister ihr vertraulich mittheile. Als vollends Graf Maximilian v. Kurz starb, fehlte für Marianne auch dieses persönliche Mittel eines Einflusses.

Und derselbe Kurfürst, der sich von dem Einfluß der den Anschluß an Oesterreich befürwortenden Räthe emanzipirt hatte, fühlte sich bereits von den Ergebnissen der bisherigen Politik unbefriedigt. Um nur eines anzuführen: Das Salzmonopol, eine der Haupteinnahmen des bayerischen Staates, eine Herzenssorge der bayerischen Fürsten und ihrer obersten Finanzbehörde, der Hofkammer, war bedeutend geschmälert worden durch den im 30jährigen Krieg zur Einführung gebrachten Aufschlag auf das von Bayern nach Böhmen gehende Salz. Dreimal bereits, bei der Königswahl 1653, bei der Kaiserwahl in Frankfurt 1658, bei dem darauffolgenden Kaiserbesuch in München, hatte man Abstellung dieser wirthschaftlichen Beschwerde gefordert, dreimal war man mit papierenen Vertröstungen auf die Zukunft abgefertigt worden. Die Ernüchterung mußte bei dem haushälterischen Fürsten umso größer sein, als man die Kosten des Kaiserbesuchs allein auf 300,000 fl. berechnete. Derselbe Ferdinand Maria war von Haus aus argwöhnisch, die Enttäuschung konnte daher umso bedenklicher werden, als gerade die bisherigen Berather dem österreichischen Kaiserhaus, bezw. den leitenden Ministern desselben persönlich nahestanden und daher der Verdacht entstehen konnte, daß sie das Interesse Bayerns dem Interesse Oesterreichs geopfert.

Das war ein Boden, auf dem die Kurfürstin Adelheid einsetzen konnte, um das Mißtrauen ihres Gemahls gegen Oesterreich bis zu der Ueberzeugung zu steigern, daß das Haus Habsburg dem Hause Wittelsbach nichts anderes wünsche als den Untergang, um die den Anschluß an Oesterreich befürwortenden Rathgeber als die grausamsten Feinde hinzustellen, die der Kurfürst, die der Herzog Max, die sie selber habe. Wer die Verhältnisse am savoyischen und am österreichischen Hof vergleicht, der wird ohne weiteres den tiefen Gegensatz in der Lebensführung, in der Auffassung des Familienlebens, in der Hofhaltung erkennen: dort ein Hof mit französischer Eigenart, hier eine von spanischem Wesen beeinflußte Hofhaltung. Adelheid von Savoyen, die Enkelin König Heinrichs IV. von Frankreich, die Tochter Christinens, war der Abstammung und der Erziehung nach Französin. Und diese französischen Damen, gleichviel ob sie französische oder italienische Namen trugen, waren, ganz im Gegensatz zu der Gepflogenheit der deutschen Frauen, neben dem französischen Geld die werthvollsten Bundesgenossen der französischen Politik. Was neben diesem familiären und kulturellen Einfluß Adelheid in leidenschaft-

lichen Gegensatz gegen Oesterreich trieb, war nicht bayerischer Partikularismus, war vielmehr das ehrgeizige Streben, sich und ihre Nachkommenschaft erhöht zu sehen, war die Liebe zu ihrem Hause, das seine Interessen durch die Habsburger verletzt glaubte, war ferner der persönliche Gegensatz zwischen der pedantischen und bevormundenden Schwiegermutter und der lebenslustigen und nach Antheil an der Regierung strebenden Prinzessin von Savoyen: „Der Kopf einer Prinzessin van Savoyen ist mehr geschaffen für ernste politische Arbeit als für die Langeweile des Müßiggangs"; es war endlich die Eifersucht auf die Kaiserin Eleonare, die Gemahlin Ferdinands III., die auch als Wittwe Einfluß auf die Regierung übte. „Und doch bin ich mehr als sie; sie ist ja nur eine Gonzaga."

Indeß übte die Kurfürstin in Fragen der hohen Politik thatsächlich nicht den mächtigen Einfluß aus, dessen sie sich ja gern gegenüber den Vertretern fremder Mächte rühmte. Ferdinand Maria war niemals der Frauenknecht, zu dem ihn die Mit- und Nachwelt gestempelt hat. Ferdinand Maria gestattete in Wirklichkeit viel mehr Einfluß den Männern, die er zu den obersten Stellen berufen, denen er einmal sein Vertrauen geschenkt; gerade in dieser oft rührenden Hingabe gleicht er dem unvergeßlichen Kaiser Wilhelm. Der Einfluß des Frauengemachs ließ sich überwinden, er war ja auch bei der Kaiserwahl 1657/58 überwunden worden, er ließ sich paralysiren durch den Einfluß der obersten Rathgeber der Krone — wenn diese den Kurfürsten in dem Zusammengehen mit Oesterreich bestärkten. Aber gerade in den „neuen Männern" fand Adelheid in den folgenden Jahren ihre Hauptstütze.

Der einflußreichste Hof- und Staatsbeamte war seit dem Tode des Grafen Maximilian v. Kurz der Oberstjhofmarschall Hermann Egon van Fürstenberg, derselbe Minister, dessen Antagonismus gegen den verstorbenen Oberstjhofmeister noch in lebhafter Erinnerung war. Chapuzeau, der im Jahre 1673 „relations de l'état présent de la maison de Bavière" geschrieben hat, nennt ihn die Seele des Staates, und dieses Urtheil findet Bestätigung in den bayerischen Akten sowohl wie in den Instruktionen der französischen, in den Relationen der kaiserlichen Gesandten. Auf dem Wege über Hermann von Fürstenberg verschafften sich die französischen Diplomaten, namentlich Gravel, verschafften sich die Egoisten Zutritt zum bayerischen Hof, mit ihm pflogen sie die einleitenden Korrespondenzen, ihm händigten sie ihre Projekte ein, von ihm empfingen sie und ihre Sendlinge für die Münchener Missionen die nöthigen Informationen, er diente als Sprachrohr für den Kurfürsten, die äußerlich an ihn adressirten Briefe sind, soweit sie sich unter den offiziellen Akten des Münchener Staatsarchivs befinden, in Wirklichkeit an die Adresse des Kurfürsten gerichtet; kommt es ja sagar vor, daß Hermann gleichzeitig von St. Germain her durch seinen Bruder Wilhelm und von Regensburg her durch Gravel Gedanken schreiben ließ, die offenbar er selbst vorher beiden Männern mitgetheilt.

Die dritte Persönlichkeit in dieser sogenannten „französischen Trinität", ohne deren eingehendes Studium eine Kenntniß der damaligen politischen Situation unmöglich ist, war Kaspar v. Schmid. Was die Kurfürstin aus Gefühlsache für das Land ihrer kulturellen Neigungen, was die leidenschaftliche Südländerin aus dunklem Ehrgeizdrang, aus heißer Oppositionslust gegen die verhaßte Schwiegermutter und deren Räthe anstrebte, dasselbe Ziel, die Verbindung mit Frankreich, verfolgte der Vizekanzler Kaspar v. Schmid von höheren Gesichtspunkten aus. Von Fürstenberg und Adelheid zugleich unterschied er sich, indem er kein Improvisator war, indem er die Politik nicht aus dem Stegreif führte, sondern nach staatsmännischen Gesetzen mit einem klaren Verständniß für den Gang der bayerischen Entwicklung wie für die Lage der Zeit. Was ihm jene vorgearbeitet, das brachte er in ein System. Daß Schmid nach einem System seine Politik geleitet, dafür haben wir kein geringeres Zeugniß als dasjenige des Kurfürsten Max Emanuel, desselben Kurfürsten, der ihn bei seinem Regierungsantritte gestürzt hatte: im Anfange seiner Regierung habe ihn der Kanzler in dieses System einzuweihen gesucht, damals seien ihm diese Sachen nur obenhin durch den Kopf gegangen, aber das Bild des Vaters dieses Systems sei ihm nie entschwunden, es sei „undisputirlich, daß in vielen säculis kein solcher Minister, wie er, gewesen". Welches war nun dieses System? „In politicis muß pro lege fundamenti passiren, daß ich von dem nichts Gutes zu gewarten, dessen Interesse dem meinigen entgegenläuft." Daher Feindschaft gegen das habsburgische Spanien, das Bayern die Erwerbung der pfälzischen Kur und der pfälzischen Lande mißgönnt habe, das eine katholische Macht zweiten Ranges aus Furcht vor einem Rivalen im Reiche nicht aufkommen lasse, dessen Ziel die Vernichtung des westfälischen Friedens sei, auf den doch die gegenwärtige Figur Bayerns im Reiche sich gründe. Feindschaft aber auch gegen das habsburgische Kaiserthum in Wien; man müsse einmal mit der Anschauung brechen, als ob reichstreue Gesinnung und Pflege habsburgischer Interessen ein und dasselbe seien. Die Zukunft Bayerns, das wurde Schmid immer mehr zum unaerbrüchlichen Gesetz, muß gesucht werden im Anschluß an Frankreich: „Frankreich hat weder Interesse, noch Willen, den Westfälischen Frieden, wadurch es so stattliche Vortheile erlangt, muthwillig über den Haufen zu werfen, muß vielmehr dahin laboriren, daß derselbe in seinem vigeur allerdings verbleibe." Frankreich hat aber auch ein Interesse an einer Vergrößerung Bayerns, weil es ein Gegengewicht gegen Oesterreich sucht. Es waren nichts anderes als in die äußersten Konsequenzen verfolgte maximilianische Gedanken. Ebensowenig, wie die Ablehnung der Kaiserkrone dnrch Ferdinand Maria als eine nationale That bezeichnet werden durfte, ebensawenig darf dieser politische Standpunkt Schmids als ein bewußt antinationaler charakterisirt werden. Allerdings nennt ihn der österreichische Biograph Leopalds I.: „Gallica advocato similiar quam Germanicae aulae ministro", aber Schmid war kein Vorkämpfer Frankreichs, sondern, wie sein Herr, ein ausgesprochener Vertreter des bayerischen Territorialitätsprinzips, der treue Diener seines Herrn, welcher der Machterweiterung Bayerns und damit des Kurfürsten seine ganze Kraft widmete. Und daraus darf ihm bei den damaligen Verhältnissen im Reiche kein Vorwurf gemacht werden. Gerade in dieser ausschließlichen Fürsorge für den Partikularstaat wußte er sich eins mit dem größten deutschen Fürsten jener Zeit, mit Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Weder dieser, noch sein großer Nachkomme, König Friedrich II., haben für einen deutschen Nationalstaat, sei es der Gegenwart, sei es der Zukunft, gearbeitet, sondern nur für die Kräftigung und Erweiterung des eigenen Staates. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß die Erben des Programms Kaspar v. Schmids mit ebensoviel Verstand, aber auch mit ebensoviel Thatkraft zu Werke gegangen wären, wie Schmid selbst. Es wäre zu wünschen gewesen, daß sie mit der Uebernahme der Vergrößerungsprojekte Schmids mit derselben Ausdauer und Umsicht an der inneren Kräftigung des bayerischen Territorialstaates, an der Steigerung seiner Leistungsfähigkeit gearbeitet hätten. Dann hätte die Entwicklung Bayerns vermuthlich einen anderen Gang genommen.

Neben Adelheid, Fürstenberg und Schmid ist kein anderer Name mit der Politik des Anschlusses Bayerns an Frankreich so stark verwachsen als derjenige des Geheimen Raths Franz v. Mair, welcher als Reichstagsgesandter in Regensburg seit dem Jahre 1663 die Unterhandlungen mit Gravel

Digitized by Google

führte. Wir werden sehen, daß dieser Mann in seinem Eifer für Frankreich oft weiter ging, als die Intentionen der bayerischen Regierung ihm geboten, daß er im Interesse Frankreichs es mit der Wahrheit selbst der eigenen Regierung gegenüber nicht genau nahm.

Angesichts der wahren Gesinnung des Kurfürsten und der Tendenzen der leitenden Persönlichkeiten des neuen Kurses bedurfte es nur besonderer unmittelbarer Anlässe, und der Gegensatz zu Oesterreich erweiterte sich zu einer unüberbrückbaren Kluft, der Anschluß an Frankreich kehrte wieder. Dieser folgenschwere Umschwung in der bayerischen Politik bahnt sich an zur Zeit des Türkenkrieges 1663/64.

Der Kurfürst von Bayern hatte, um mit den Worten Adelheids zu sprechen, eine so große Türkenhülfe gewährt, daß, wenn jeder Reichsstand das Gleiche leistete, der Kaiser dem Feinde der Christenheit gewachsen war, derselbe Kurfürst hörte nicht auf, Geld und Soldaten nach dem Kriegsschauplatz zu entsenden. In Wien dagegen lehnte man trotz des Mangels einer ausreichenden Armee nicht bloß die französischerseits angebotene Hülfe ab aus Gründen, die man in München nicht würdigte, in demselben Wien überbot man sich gleichzeitig, wie man sich in München erzählte, in Festen und Balletten. Und doch wuchs die Türkengefahr derart, daß man selbst in Bayern jeden Moment fürchtete, die Flucht ergreifen zu müssen. Was Wunder, wenn man am Münchener Hofe den Mangel eines widerstandsfähigen Heeres dem Verhalten des Kaisers und seiner Räthe Schuld gab, wenn man gegenüber dem die Existenz der Christenheit bedrohenden Feinde einen Rückhalt suchte an der Macht, die schon damals als die erste militärische Autorität galt, an Frankreich.

Und vor demselben bayerischen Hofe stand nach wie vor das beängstigende Gespenst einer Gefahr für die im 30jährigen Kriege erworbenen, im westfälischen Frieden bestätigten Länder und Gerechtsame. Man fürchtete für den Besitz von der Kurpfalz, man fürchtete für den Besitz von Brandenburg-Kulmbach und mißtraute in dieser Frage selbst dem Kaiserhofe. Was Wunder, wenn man auch angesichts dieser Gefahr Fühlung suchte mit Frankreich, mit der Macht, die schon Maximilian I. als Rückhalt gedient für die Behauptungen der neuen Erwerbungen gegen die spanischen und Wiener Intriguen, mit der Macht, die an der Aufrechthaltung des Instrumentum Pacis Westfalicae dasselbe Interesse zu haben schien, wie Bayern, die neben Schweden als Garant des westfälischen Friedens galt.

Den Türken wie den Feinden im Reiche gegenüber bedurfte der Kurfürst eines stehenden Heeres. Dieses konnte bei den damaligen finanziellen Verhältnissen Bayerns und der allgemeinen Gepflogenheit der Klein- und Mittelstaaten nur mit dem Gelde einer Großmacht unterhalten werden. Von Oesterreich war bei seinem notorischen Geldmangel nichts zu erwarten. Was Wunder, wenn man auch hier nach Frankreich verwies, dessen Finanzen gerade damals unter der trefflichen Verwaltung eines Colbert einen allgemein bewunderten Aufschwung nahmen.

Oft haben kleinliche Kränkungen, Nichtberücksichtigung persönlicher Wünsche und persönlicher Verwendung zu dauernder Verstimmung geführt. Dieses Moment hat damals in Bayern ebensowenig gefehlt. Der Kurfürst hatte dem kaiserlichen Gesandten Trautsohn die erbetene Hülfe gegen die Türken zugesagt, man konnte bayerischerseits einen Gegendienst erwarten. Die Kurfürstin drang in ihren Gemahl, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um für ihren Bruder, den Herzog Karl Emanuel von Savoyen, die so oft nachgesuchte Belehnung mit Montferrat zu erwirken. In der That nahm der Kurfürst den Augenblick wahr, der Kaiser aber — so klagt Adelheid in einem Briefe vom 10. August — würdigte den Kurfürsten nicht einmal einer Antwort. Diese Ignorirung mußte umso schlimmer auf einen Fürsten wirken, der einerseits mit einer fast ängstlichen Sorge über sein fürstliches Ansehen wachte, der andrerseits mit einem ausgeprägten Familiensinn stets zarte Rücksichten für seine Verwandten hatte. Was Wunder, wenn der Kurfürst das, was er allein auf dem Wege der Intervention vom Kaiser nicht erreichte, im Bunde mit Frankreich erzwingen wollte?

Alle diese Befürchtungen und Enttäuschungen drängten sich im August des Jahres 1663 zusammen. Das war der Zeitpunkt, in welchem die französische Diplomatie, die in den letzten Jahren nur auf dem Wege über Savoyen Verbindung mit Bayern angestrebt hatte, die alten Fäden mit Bayern direkt wieder anzuspinnen suchte. Am 14. Aug. 1663 stellte Frankreich durch seinen Vertreter am Regensburger Reichstag, Robert de Gravel, einen der gewiegtesten Diplomaten jener Zeit, an Bayern, bezw. an einen der bayerischen Gesandten in Regensburg, den Geheimen Rath Franz v. Mair, den Antrag auf eine „estroite correspondance, amitié, liaison secrette". Und diesmal fanden die französischen Lockungen Gehör. Unterm 12. September ertheilte der Kurfürst Franz v. Mair die Vollmacht, in Verhandlungen mit Gravel einzutreten. Noch im nämlichen Monat traten der König und der Kurfürst in unmittelbaren schriftlichen Verkehr miteinander. Die gemeinsame diplomatische Arbeit auf dem Regensburger Reichstag bildete einen neuen Kitt für das Verhältniß Bayerns zu Frankreich. Und noch im Frühjahr 1864 konnte Mair den Entwurf eines Allianzvertrags an den Geheimen Rathsvizekanzler überschicken. Allerdings wurde dieses erste Projekt einer bayerisch-französischen Allianz gegenstandslos durch den Frieden von Vasvar. Aber fehlte auch eine schriftliche Beurkundung, fehlte das Wort Allianz, es bestand doch ein thatsächliches Allianzverhältniß, eine entente cordiale zwischen den beiden Staaten, beruhend auf Interessengemeinschaft. Bayern und Frankreich hatten sich gefunden, man ging fortan zusammen in allen Fragen, welche die eine oder die andere Partei berührten.

Der Versuch Oesterreichs, mit Hülfe der Projektenmacher Rogas und Johann Joachim Becher auf wirthschaftlichem Wege eine politische Verständigung mit Bayern herbeizuführen, begann zwar sehr hochtrabend, mit nichts geringerem, als dem Projekte einer Einigung Deutschlands auf wirthschaftlicher Grundlage, endigte aber nach jahrelangen Verhandlungen mit einem höchst kläglichen Resultat, gab vielmehr den leitenden Ministern des Kurfürsten ein Agitationsmittel gegen Oesterreich in die Hand.

Die Auftheilung der Staatsgüter in Rumänien.

Zu Beginn des Jahrhunderts — um nicht weiter zurückzugreifen — finden wir die gesammte moldau-wallachische Tiefebene in große Gutsbezirke getheilt, welche entweder im Eigenthum der „Bojaren" oder in demjenigen der Klöster standen.

Freie, selbständige Kleinbauern hatten sich nur in den gebirgigen Gegenden des Landes erhalten. In der Ebene dagegen war die angesessene, seinerzeit freie Landbevölkerung mit den unter verschiedenen Umständen zugewanderten Schutzflüchtigen und herbeigerufenen Kolonisten durch die Großgrundbesitzer auf dieselbe wirthschaftliche und privatrechtliche Stufe herabgedrückt worden, so daß der Gutsunterthan, der „Klakasch", in beiden Fürstenthümern ein an die Scholle gebundener, grundeigenthumsloser, größtentheils der Willkür des Herrn preisgegebener Höriger war.

Das Loos des „Klakasch" war indeß durch einen besonderen Umstand gemildert: wenn er auch kein Grund-

eigenthum erwerben konnte, so sicherte doch das Gewohnheitsrecht einem jeden Hausvater die Ueberlassung, also wenigstens die Nutznießung, eines Stückes an Feld und Wiese, das er und seine Wittwe gegen Entrichtung des Zehnts auf Lebensdauer frei bewirthschaften durften; außerdem waren sie selbstverständlich aus dem Titel der Hörigkeit zu den Frohndiensten auf den gutsherrlichen Kulturgebieten verpflichtet.

Dieses Recht eines jeden Klakaschen, im Moment, wo er einen Hausstand gründete, ein Grundstück zugewiesen zu erhalten, blieb — offenbar in innigem Zusammenhang mit den schütteren Bevölkerungsverhältnissen des Landes — so sehr in Geltung, daß es in allen von den Hospodaren erlassenen Urbarialordnungen stets ausdrücklich hervorgehoben und im Organischen Statut des Jahres 1831 sogar zu dem geradezu kommunistisch klingenden Satze formulirt wurde: Ebenso wie der Unterthan gehalten sei, für seinen Herrn zu arbeiten, so obliege diesem die Pflicht, für den Lebensunterhalt seiner Leute Sorge zu tragen und daher einem jeden Mann, der sich eine Familie gründe, ein angemessenes Stück Grund zur Bewirthschaftung zu überlassen.

Je nach der Anzahl des Zugviehs, mit dem der Klakasch seinem Herrn zu dienen bereit stand, hatte ihm dieser 2½ bis 7 Hektar Feld und Weide einzuräumen.

Erst wenn auf diese Weise zwei Drittheile eines Gutes vergeben waren, durfte der Großgrundbesitzer die weitere Zutheilung verweigern.

Fürst Cuza war es, welcher die für die weitere Entwicklung der Agrarverhältnisse grundlegenden beiden Gesetze erließ: dasjenige vom Jahre 1863, welches die Klostergüter zugunsten des Staats einzog — und jenes vom Jahre 1864, das die hörigen Klakaschen in freie Bauern verwandelte.

Der ungeheure Grundbesitz der rumänischen Klöster — ein Drittel des gesammten Territoriums —, dessen Erträgnisse großentheils an die sogenannten „Schutzanstalten" im türkischen Reiche abgeflossen waren, fiel hiemit dem Staate anheim; derselbe übernahm die Obsorge für die Mönche und Nonnen.

Durch das zweite der angeführten Gesetze wurden die Gutsunterthanen aller Pflichten gegen ihre Gutsherren enthoben, und der zu jener Zeit im Sinne des Organischen Statuts in ihrem Besitze stehende Grund und Boden wurde ihnen gegen eine minimale Ablösungssumme ins freie Eigenthum überantwortet.

Dadurch entstanden in der Wallachei gegen 280,000, in der Moldau ungefähr 130,000 unabhängige Bauerngüter; sie umfaßten immerhin nur ein Achtel des gesammten rumänischen Areals.

Durch die Enteignung der Klöster war der Staat zum mächtigsten Grundeigenthümer des Landes geworden. Was sollte mit diesen Gütern geschehen?

In einem Lande, das an den oben angeführten, kommunistisch anklingenden Grundsatz gewöhnt war, lag es nahe, daß dieser ausgebreitete Grundbesitz sofort zu dem Zwecke beansprucht wurde, um dem kleinen Mann auch weiterhin die Möglichkeit zu bieten, auf leichte Art Grund zu erwerben. Hiebei konnte auch das fiskalische Interesse seine Rechnung finden, das dem Staate die Liquidirung seiner Domänen als eine willkommene finanzielle Aushülfe erscheinen ließ. Allerdings war dieser letztere Zweck durch en-bloc-Verkauf ganzer Güterkomplexe leichter zu erreichen.

In der That blieb, da überdies die gehörigen Kräfte zur Durchführung von Vermessungs- und Parzellirungsarbeiten fehlten, die Austheilung im kleinen jahrelang ein unerfüllter Wunsch und kamen nur Veräußerungen ganzer Gutskörper zustande. Erst im Laufe der 70er Jahre wurde dieser Art Transaktionen — die auch vielfach zu Unfug geführt hatte — eine Schranke gesetzt, und wurden die entsprechenden Maßnahmen getroffen, um durch den Verkauf kleiner Parzellen den Bedürfnissen der ärmeren Schichten der Bevölkerung gerecht zu werden.

Dieser Grundsatz trug den vollen Sieg davon im Gesetze des Jahres 1889.

Vom freiheitlichen, ja in wirthschaftlicher Beziehung vielfach radikalen Junimistenführer Carp entworfen, vom treuen Anhänger der altkonservativen Richtung Alexander Lahovary vor den gesetzgebenden Körperschaften vertreten, hat dieses Gesetz die liberalen und die konservativen Tendenzen amalgamirt, welche bei der Lösung dieser für den Agrikulturstaat höchst wichtigen Frage sich bis dahin gegenseitig bekämpft hatten.

Hiemit wurde die Regierung ermächtigt, alle im Staatseigenthum stehenden Liegenschaften — größere Waldungen und mineralogisch werthvolle Gebiete ausgenommen — in kleinen Parzellen zu veräußern.

Die Parzellen sind zu 5, 10 und 25 Hektar bemessen. Drei Viertel der Area jedes Staatsguts werden zur Schaffung von Wirthschaften des kleinsten Ausmaßes, nur Ein Viertel für die Parzellirung zu 10 und 25 Hektar verwendet. Es soll also vornehmlich die als Existenzminimum angenommene Bodenfläche zur Vertheilung gebracht werden.

Der Preis der Parzellen wird nach einem für jeden einzelnen Distrikt des Landes und nach der durchschnittlichen Qualität des Bodens niedrig angesetzten Einheitspreise bemessen. Der Kaufschilling wird in 6proz. Annuitäten abgetragen.

Bei Parzellirung einer Domäne wird von vornherein der Raum für das künftige Dorf abgesteckt und wird einem jeden Käufer zugleich mit seinem Ackergrunde ein Platz im Dorffrieden zugewiesen. Der Erwerber ist verpflichtet, sich binnen dreier Jahre im neuen Dorfe anzusiedeln, widrigenfalls der Kaufvertrag rückgängig gemacht werden kann.

Der Tausch zwischen Gütern gleichen Umfangs ist gestattet; verkauft werden darf aber eine Wirthschaft, durch 30 Jahre, weder vom ersten Erwerber, noch von dessen Erben.

Um den Ankauf und die Instruirung der kleinen Güter zu erleichtern, hatte der ursprüngliche Gesetzentwurf Carps die Gewährung von staatlichen Vorschüssen ins Auge gefaßt. Carp hatte darauf hingewiesen, daß gerade die erste Installation die Gefahr mit sich bringe, den kleinen Mann von allem Anfange an in die Hände von unredlichen Geldgebern zu treiben. Die direkte staatliche Subventionirung wurde zwar von den Kammern abgelehnt, allein Carp, der, später wieder Domänenminister, die Durchführung des Gesetzes anvertraut erhalten hatte, wußte sich die Vollmacht zu erwirken, auf Staatskosten Wohn- und Wirthschaftsgebäude zu errichten und diese den Kolonisten gegen langsame Abzahlung zur Verfügung zu stellen.

Ein solches Wohnhaus besteht, der landesüblichen Bauart entsprechend, aus einem Eingangsraum mit offenem Kamin, und beiderseitig je einem 20 □Meter messenden Zimmer. Es ist aus Ziegeln hergestellt und mit Schindeln eingedeckt; dem Staate kostet es 500—700 Francs.

Diese Art der Installationsvorschüsse hat sich in jeglicher Beziehung als höchst segensreich erwiesen. Denn jetzt tritt der Kolonist sofort in eine fertige Heimstätte, er kann sich von Anfang an der Bewirthschaftung seines Anwesens widmen; solange aber die Kolonisten nichts anderes vorfanden als den kahlen Grund und Boden, war die Lage insbesondere für jene unbeschreiblich schwierig, die aus entfernten Distrikten zu übersiedeln hatten.

Unter der Herrschaft dieser Gesetze ging die Auftheilung rasch von statten. Bisher sind bereits nahezu drei Viertel der Domänen veräußert.

Digitized by Google

Man trägt sich mit dem Gedanken, für den Fall, daß der Vorrath auszugehen drohen sollte, durch Ankauf von Privatgütern für die weitere Möglichkeit innerer Kolonisirung zu sorgen. Es wäre dies eine Maßregel, die mit außerordentlicher Umsicht durchgeführt werden müßte, soll sie nicht zu den ärgsten Mißbräuchen führen: entweder im kommunistischen Sinne eines staatlichen Expropriationsrechtes oder im bureaukratischen Sinne einer staatlichen Proletionswirthschaft.

Der letztgenannte Makel hängt dem geltenden Kolonisationsgesetze ohnedies bereits an. Es nimmt sich auf den ersten Anblick zwar sehr demokratisch und für den kleinen Mann berechnet aus. Aber in Wirklichkeit ziehen gerade die Großen den größten Nutzen aus dieser Institution.

Denn ein Gebiet von 5 Hektar gewährt einerseits in Rumänien für eine Familie nicht das Existenzminimum, andrerseits nimmt es die Arbeitskraft des Bauern nicht erschöpfend in Anspruch. Die gegebenen agrikulturellen Verhältnisse, der Bildungsgrad der Bewohner, die vorwaltenden Absatzwege bringen es nicht anders mit sich.

Zur Rechtfertigung wird darauf hingewiesen, daß das rumänische Volk im allgemeinen zu arm sei, als daß es für Wirthschaften größeren Umfangs, so z. B. für solche von 25 Hektar, entsprechend zahlreiche Käufer stellen könnte.

Die nothwendige Folge dieser Umstände aber ist, daß, ebenso wie die ehemals hörigen Bauern, die neuen Kolonisten bei den nächstgelegenen Großgrundbesitzern Arbeit und komplementäres Verdienst aufsuchen. Bald trachten sie, gegen unmittelbaren Geldlohn Verwendung zu finden, bald schließen sie — und dieses in der Mehrheit der Fälle — Pacht-, richtiger „Kolonats"-Verträge für Parzellen von 5 bis 25 Hektar ab.

Die heutige agrikulturelle Arbeitsorganisation steht auf diese Weise der ehemaligen überraschend nahe, ja sie unterscheidet sich vielfach nur dadurch, daß die heutigen Beziehungen zwischen Feldarbeitern und Gutsherren auf einem in Theorie freien Vertrage (oft mit praktisch härteren Bedingungen als ehemals) beruhen. Leistung und Gegenleistung in diesen Verträgen erinnern vollkommen an die alte Zeit; der Pachtschilling besteht nur selten in Geld: zumeist in Naturalabgaben und Arbeitstagen. Das ganze Bewirthschaftungssystem der großen Gutsadministrationen ist auf diesem regelmäßigen Arbeitsangebote der Kleinbauern aufgebaut.

Man kann daher behaupten, daß die gegenwärtige agrikulturelle Organisation der moldau-wallachischen Ebene sich nicht als ein System gegenseitig unabhängigen Klein- und Großbetriebs, sondern vielmehr als eine Latifundienwirthschaft darstellt, in welcher die Feldarbeiter durch das Eigenthum eines kleinen Grundstücks, sozusagen als Kleinhäusler, einen gewissen schätzenswerthen Rückhalt, aber absolut kein ausreichendes selbständiges Einkommen besitzen.

Es bleibt abzuwarten, ob Rumänien bei dieser, den aufgehobenen Institutionen der vergangenen Zeiten nachgerathenen Organisation verharren, oder ob — sobald die Unveräußerlichkeit der kleinen Güter abgelaufen sein wird — eine Aenderung in dem Sinne eintreten werde, daß die stärkeren Elemente sich durch Aufkauf anderer Parzellen zu einem landwirthschaftlichen Mittelstande aufschwingen, die schwächeren dagegen zu einer grundeigenthumlosen Arbeiterklasse herabgedrückt werden.

Genaue Kenner der Verhältnisse sind der Ansicht, daß diese Erscheinung um so sicherer eintreten wird, als die wahrscheinlichen Markt- und Bevölkerungsverhältnisse die rumänische Landwirthschaft binnen weniger Jahrzehnte zum Uebergang von der überkommenen extensiven zur intensiveren Bewirthschaftungsmethode zwingen werden.

Im Interesse des Staates aber würde es liegen, durch Auftheilung in größeren Parzellen von vornherein auf die Bildung eines landwirthschaftlichen Mittelstandes hinzuarbeiten.

T—t.

Mittheilungen und Nachrichten.

z. **München.** Geographische Gesellschaft. Allgemeine Versammlung vom 3. Februar. In Gegenwart J. kgl. Hoh. der Prinzessin Therese und der Prinzen Ludwig, Rupprecht und Leopold hielt Hr. Professor Dr. Wilhelm Goetz einen Vortrag über seine Reise in den Ural. Der Redner würdigte zuerst die geographische Bedeutung des Uralgebirges als einer merkwürdigen orographischen Individualität. In seiner Wirkung als Grenze schirmte der Ural zunächst das russische Volk gegen Osten, ja daß es seine Eigenart ungestörter ausgestalten und mit dieser schrittweise sich der europäischen Kultur anschließen konnte. Sodann aber wurde er zu einer Operationsbasis für das Vorgehen nach Osten, für die Aufrichtung des nordischen Weltreiches. Hiebei förderte wesentlich die besondere Ausstattung des Gebirges mit Naturgaben des Mineralreiches, dazu treten die geistigen Anregungen eines sehr ausgedehnten Bergbaues und der Montanindustrie überhaupt. Doch auch abgesehen hieraan wurden durch diese Gesammterhebung die Flüsse und Thäler von Ostrußland veranlaßt, wurde die gesammte forstliche und landwirthschaftliche Nutzbarkeit jener großen Länderfläche zuwegegebracht, während hier sonst eine wasserarme Steppenwüste sich ausdehnen würde. Solche Betrachtung veranlaßte auch Geographen zur Theilnahme an der Expedition, welche der VII. internationale Geologische Kongreß vor seinen Sitzungen (zu St. Petersburg) von Moskau aus am 29. Juli 1897 für 140 Theilnehmer in die wichtigste Zone des Ural veranstaltete. Die generösesten Erleichterungen von Seiten der kais. russischen Regierung kamen hiebei besonders zu statten. Nach mannichfachen Besuchen der Höhen und Hänge am Wolgadurchbruch bei Samara gelangten die Reisenden durch Steppengebiete nach Ufa, einer Stadt fast ohne Gärten und aus Holzhäusern bestehend, immerhin anmuthenden Aussehens. Von der Höhe ihres tatarischen Friedhofes aus sah man im Osten bereits die Thalstufen, welche die Uralflüsse unterhalb ihrer Mittel- oder Durchbruchsstrecke begleiten; sie rühren von einem mächtigen Ansteigen und von Ueberfluthung des Kaspischen Meeres zur Glaziolzeit und von dessen späterem raschen Sinken her. Dagegen ist der Ural selbst südlich des 61.° n. Br. nach der eingehendsten, sachgemäßen Durchforschung durch die russischen Geologen als unberührt von Vergletscherung erwiesen. Jenes Sinken des Kaspischen Meeresspiegels veranlaßte eine energische Erosion im Uralgebiet, so daß schon das erste Thal in diesem, nämlich das des Sim, durch Steilhänge, Felsiarmen, Profilwechsel und mannichfache Vegetation der schmalen Sohle, auch durch die Lebhaftigkeit des Wasserlaufes landschaftlich erfreute. Nur die im weiteren Fortgang der Expedition nach verstärkt auffallende Menschenleere ließ eine gewisse Dissonanz für unsre Gewöhnung an belebende Dörfer in waldigen Thalgebieten empfinden. Die ersten großen Ortschaften, durch Eisenwerke hervorgerufene Dörfer (Miniar, Simsk), erschienen an Durchbruchstellen der einstigen Erosionsarbeit und gewannen hiedurch, wie durch die bei der Mehrzahl der besuchten Montanwerke geschaffenen Stouseen, noch wesentlich als fesselnde Ortsbilder. Simsk eröffnete überdies die lange Reihe der Werke, in welchen die so zahlreiche Expedition die splendideste und herzlichste Gastfreundschaft genoß. Dies geschah auch auf der von der Eisenbahn 50 km südöstlich entfernten Höhe des Irkuslan bei den großartigen Spat- und Brauneisensteinlagern, welche meist nach dem Dorfe Bakal genannt werden. Deren Abbau bietet auch den benachbarten Landleuten reichen Verdienst durch Erzabfuhr in Hochöfen, was zu aertheilhaften Bemerkungen über die Pferderasse des Gebietes Anlaß gab. In Gegenden, welche durch ihre geologische und petrographische Mannichfaltigkeit besonders lehrreich waren, führten dann die Wege in der Umgebung von Slatouft, wie auch diese Stadt selbst durch ihre Lage und den gesammten Eindruck als der reizvollste Platz des Ural erscheint. Auch hiebei ist ein Flußdurchbruch maßgebend,

Digitized by Google

jener des Ai, dessen Stousee den Fuß der durchschnittenen Rücken und zugleich die kais. russischen Werke der Stadt bespült. (Dieselben enthalten eine Gießerei, eine Geschossefabrik und eine Klingenschmiede.) Zur Umgebung (im Sinne russischer Dimensionen) gehört v. a. aach der Große Togonai (1200 m hoch), der malerischste Hochgipfel des erzreichen Ural, oben bestehend aus einer großartig zerrissenen Quarzitbildung auf einem Devonsockel, nur von der Westseite gut zu besteigen. Die Aussicht von hier zeigte, wie auf westlicheren Höhen, das Vorherrschen von sanften Profilen der länglichen Gipfel, ein reichliches Hintereinander paralleler Rücken, desgleichen deren Quertheilung durch schmalere Thäler, den Oberlauf der Flüsse in parallelen Muldenformen, überall aber ein wenig wechselndes, mattes, dunkles Grün. Die Fichte, daneben auch die Birke und Föhre bilden zumeist den Wald, wenn ooch die Linde nicht selten auftritt; dagegen fehlt die Eiche um Slatoust, welche noch bis über Miniar sehr häufig war. Einen Ausblick in den Osten gewährte in der großen Uralkaukette, der Naturgrenze van Asien und Europa, der gleichfalls quarzitische, zerklüftete Alexandrowskajogipfel. Man sah in das beginnende Seengebiet, wenn auch nach eine Anzahl Parallelzüge hier noch ostwärts sich erhab, darunter dos Ilmengebirge, durch seine Titoneisenmassen, duech sein eigenartiges, syenitverwandtes Gestein, durch die 150—160 Mineralgruben von Miäss und dessen Goldseifenwerk berühmt. Die einfache Goldgewinnung darch Abgroben des losen Materials und Waschen über geneigter Fläche (0.6—0.8 g in derTonne sandig-lehmig-kiesiger Masse) gewährte ein Bild oon den meisten derartigen Gewinnungsstätten. (In Kotschkor, südwärts von hier, und in Beresowsk, östlich von Jekaterinburg, wied außerdem ouch ous seichten Schachten Goldquarz ousgebracht.) Kurz und anschaulich schilderte der Redner den Weg in und durch die Steppe bis Tschetioba. Diese stürmisch easch emporwachsende Stadt sand als erste Hauptstation des großen transkontinentolen Schienenwegs nach dem Stillen Ozean eine nähere Würdigung, bei welcher die Auswanderung, die Rückkehr greiser Verbannter von Sibirien, der ungemein rege Eisenbahnverkehr besprochen wurden. Die Goldlager östlich von Tscheliaba erinnern doran, daß man hier auf Urgebirgs- und alteruptivem Gestein wandert, welches ohne Zweifel ouch, einst mit empargefaltet, duech Abrasion in später Zeit weggeführt wurde; es wied vom Redner eine Meeresbrondung und eine Strömung als dabei thätig angenommen. Diese Auffassung legte nachher auch eine großoetige Rundsicht auf dem Serpentingipfel Sugomak bei dem hochinteressanten Montonwerksorte Küschtum nohe; denn mon überschoute da u. a. dos voll entwickelte Seeyon orama dieses westlichsten Flachgebiets oon Sibirien. Das Entstehen der Seebecken erklärte der Vortragende aus petrographischen und mineralischen Verschiedenheiten der Oberfläche und aus wirbelnden Bewegungen der hier thätigen Meeresüberströmung. Die Hinweise ouf die Temperoturzustände des Januar (— 44° als Durchschnittsminimum), als mitbestimmend für den Mangel an Reichthum des Waldwnchses, welchem der Holzbedorf für Kahlen, der Industrie, Heizung, Häuser ꝛc. noch besonders zusetzt, leiteten über zu der stolzen Hauptstodt des Ural, Jekaterinburg. Das vornehme, wirkungsvolle Aussehen der gesammten Stadtanlage, deren naturforschende Gesellschaft und ihre Sammlungen, geistig hochstehende Deutschrussen (Balten) und die Industrieunternehmungen des Platzes, sowie die durch Mineralgruben, Goldlogerstätten und archäologische Oertlichkeiten bereicherte Umgebang gehören zu den Houptzügen des höchst vortheilhoften Gesommteindrucks von Jekaterinburg. In der großen nördlichen Tour bis zum Uebergong nach Westen hot besonders Togilsk durch seine großen Magneteisendoue, Malachit- und ondere Kupfererzgruben, desgleichen durch den Weg zu den Platina- und Iridiumseifen im Westen anhaltendes Interesse hervoegerufen. Weiter nördlich wurde ouser einer großen Aussicht auf dem Berge Sinjaja voe ollem die in dem hochgastlichen Stahlwerk Baranska verarbeitete Ausbeutung des berühmten Magneteisenbergs Blagodot („Segenspenden") eingehend gewürdigt, ein Tagbau, wie alle bisherigen Eisenerzstätten. Dann ging es zur Wasserscheide beider Erdtheile in sanfter Höhe (400 m), deren Pinus Cembra unter Föhren und Laubbäumen besondere Beachtung findet. Endlich folgten noch kurze Hinweise auf die Städte Perm und Kasan und den Besuch der Messe von Nischnji-Nowgarad. Mit einem Dankeswort für die geologischen Führer Nikitin, Tschernischow nnd Karpinski, desgleichen für die große Gastlichkeit und aufrichtige Herzlichkeit der russischen Gesellschaft, welcher das gesittete Benehmen des niederen Volkes überall als Hintergrund diente, schloß dee Redner seinen überaus beifällig aufgenommenen, zahlreich besuchten Vortrag.

C. S. John Locke, ein Bild aus den geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert van Dr. Eduard Fechtner. Stuttgort, Fr. Frommanns Verlag 1898. 296 S. — John Locke's philosophisches System ist in Deutschland oft Gegenstand der Darstellung gewesen, und es dorf daher sein geistiges Bild als nach dieser Seite wohl bekannt angesehen werden; dagegen beschränkte sich die Darstellung des gesammten Lebens und Wirkens dieses vielseitigen Mannes bei uns bisher auf die noturgemäß nur skizzenhaften Angaben in literarischen und philosophie-geschichtlichen Werken. Diese Lücke sucht die voeliegende Monographie auszufüllen, indem sie außer einer eingehenden Darlegung non Locke's Lebensgang sein praktisches Wirken als Diplomat, Arzt nnd Erzieher, sowie seine kulturhistorische Bedeutung als Vorkämpfer für religiöse und palitische Freiheit nnd Toleranz ooe Augen zu führen sucht; Locke's philosophische Lehren sind daher in dem Buche „nur in dem Mahe entwickelt, als dies zur Charakteristik der geistigen Eigenort und zur Darlegung der kulturhistorischen Bedeutung des Philosophen nöthig erschien". Mit dieser Einschränkung darf das von reichen Quellenstudien zeugende Buch als ein wahlgelungenes und erschöpfendes Bild des weitverzweigten Wirkens Locke's, das ihn mit fast allen Größen seiner Zeit in persönliche Berührung brachte, und seines geistigen Entwicklungsganges bezeichnet werden. Von besonderem Interesse dürfte Vielen die Darstellung von Locke's palitischen und nationaldkonomischen Anschauungen sein, die bisher nur wenig beachtet worden sind.

D. Eine historische Karte von Bayern ist ein längst tiefgefühltes Bedürfniß der Schule. Karl Wolf hat dieser Misère abhelfen wollen; sein Versuch ist abee gänzlich mißlungen, weil er glaubte, nur anderen nachgehen zu dürfen ohne eigene Forschung. Die Größe einer Karte allein thut es nicht; vielmehr fallen die Fehler umsomehr auf. Wolf bringt Dinge, nach denen niemand verlangt; läßt andere Dinge wiedee weg, die nothwendig auf die Karte gehören. — Die Grafschaften in Altbayern, deren Grenzen sich doch kaum mehr feststellen lassen und die gründlich aerfehlt sind, wären leicht entbehrlich gewesen und verwirren den Schüler nur. Vermöge einer wunderbaren Konsequenz bleiben die Grafschaften und Herrschaften der Oberpfalz gänzlich weg! Jüngere Grafschaften und Herrschaften fehlen ganz, z. B. Laaber, Degenberg, Moxelrain, andere, wie Wemding, Abensberg und Hals, sind total verzeichnet. — Wolf hat darauf verzichtet, Zahlen in die Karte einzuschreiben; und es verlangen doch Lehrer und Schülee so sehnsüchtig nach diesen Krücken für das Gedächtniß! Die Theilung aan 1255 ist in die Hauptkarte ganz mit Unrecht eingetrogen. Nach Wolfs Auffassung besteht eben die mittelalterliche bayerische Geschichte in der ödesten Aufzählung von Theilungen und Familienstreitigkeiten. Die beigegebene Nebenkarte dient auch zur Illustrirung dieser Thatsache. Billigerweise hätten wir erwartet, daß die alten berühmten Klöster eingetragen würden, wie Niederoltaich, Metten, Reichenbach, Speinshart, Geisenfeld, Indersdorf, Schäftlorn, Steingaden, Weihenstephon, Formbach u. a. Die Ortsangaben harmoniren mit der „Zeichenerklärung" nicht im mindesten. Die südbischöflichen Gebiete von Regensburg, Freising sind mehr oder minder mangelhaft; aber arg ist, daß selbst Fahring Bayern zugetheilt wird. Das gonze schwäbische und fränkische Gebiet ist eine fortlaufende Kette von Unrichtigkeiten; sollte es der Verfasser etwa wünschen, wir sind bereit, jedes Nest auf seine Zugehörigkeit, bevee es an Bayern gelangte, ihm namhaft zu machen. Für die Pfalz wird er wohl die mustergültige Karte von Rau-Ritter nachgezeichnet haben. Die Vorarbeiten sind überhaupt an allen Mängeln schuld. — Wolfs Arbeit entbehrt jeden naissenschaftlichen Werthes, ist ein Produkt jener wissenschaftlichen Oberflächlichkeit, die in der Fabrizirung aan Schulbüchern so überaus feuchtbar ist. Mit solchen Elaboraten werden nur die Verleger aufs Eis geführt. Wohin man

Digitized by Google

blickt, nirgends eine Spur von System und Konsequenz, von gediegener Forschung und planmäßiger Arbeit. So darf ein erster Entwurf aussehen, aber keine Schulwandkarte. Soll aus dem Werk etwas brauchbares werden, dann verwende der Verfasser nur seine freie Zeit der nächsten 2 Jahre zu einer gründlichen Umarbeitung. Hoffentlich fehlt es nicht an Zeit und Lust dazu.

Unter der Sonne Homers. Erlebnisse und Bekenntnisse eines Dilettanten von Wolfgang v. Oettingen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1897. — Ein ganz prächtiges Buch des rühmlichst bekannten Verfassers. Es enthält Reiseschilderungen aus Griechenland, denen man es anmerkt, daß Oettingen sie aus dem tiefsten Innern seines Wesens geschöpft hat, daß er ebenso mit dem Herzen wie mit dem Kopf bei der Arbeit gewesen ist. Es liegt ein Abglanz des strahlenden griechischen Himmels auf dem Buch, zwar nicht hervorgerufen durch die Eindrücke, die die jetzigen Zustände auf den Beobachter machten, wohl aber durch die Erinnerungen an jene große Vergangenheit, die uns Allen das Herz so eigen bewegt, so oft wir an sie zurückdenken, „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Paul Seliger (Leipzig).

Clemens Drache: Ja Dur und Moll. Gedichte. Bautzen, Verlag von Emil Hüdner 1897. 110 S. — Ein kleines, niedliches Büchlein mit einem halben Hundert lyrischer Proben eines beachtenswerthen Talents, das — man spürt es sofort — nur selbst Erlebtes und Empfundenes in glatt ausgefeilten Versen wiederspiegelt. Es sind vorwiegend Landschaftsbilder und Reise-Erinnerungen aus dem Süden (Isola bella; O bella Venetia etc.) und gelegentliche Festgedichte (Advent; Zum Johannislog), die Drache in sorgfältiger Auswahl seinem früher erschienenen Gedichtbändchen „Dämmerstunden" folgen läßt. Edle, tiefe Empfindung und musikalischer Wohlklang zeichnen diese Lieder, von denen wir denjenigen in sein abgetönter Mollstimmung den Vorzug geben, aus. In den Liebesliedern trifft der Verfasser manchmal sehr glücklich den Volkston: „Letzter Abschied" z. B. könnte Ludwig Pfau geschrieben haben, was gewiß kein kleines Lob bedeutet. Von dem schönen Gedicht „Weihnachten im Süden" mag hier als Beleg für unser Urtheil die Schlußstrophe Platz finden:

Hier hofft du, armes Herz, vergebens
Auf den ersehnten Weihnachtsmann.
Hier zünden keine lieben Hände
Für dich, wie sonst, ein Bäumchen an.
Nur Rosen blüh'n und Palmen rauschen
Und weben leis dir einen Traum
Vom schneebedeckten Heimathlande
Und seinem grünen Weihnachtsbaum. -ee-

* In **Leobschütz** ist am 13. Februar der frühere Bibliothekar des Reichstags, Dr. August Potthast, im Alter von 74 Jahren gestorben. Er hatte vom Jahre 1874 bis zu seinem vor 4 Jahren erfolgten Rücktritt, also 20 Jahre lang, der Bibliothek des Reichstags vorgestanden und man kann sagen, daß er dieser von Jahr zu Jahr mächtig anwachsenden Büchersammlung zuerst das nothwendige äußere und innere Gefüge gegeben hat, denn sein Vorgänger, der Dichter Albert Lindner, hatte sich für die Einrichtung und Leitung einer solchen wichtigen Bibliothek doch nicht geeignet erwiesen. Potthast war, ehe er dieses Amt antrat, Kustos an der kgl. Bibliothek in Berlin gewesen und brachte deßhalb für die bibliothekarische Thätigkeit schon die nöthige technische Schulung mit, die er denn auch als sachkundiger bibliographischer Berather der Mitglieder des Reichstags stets in erfreulichster und zuvorkommendster Weise zur Geltung brachte. Aber auch auf dem besonderen wissenschaftlichen Gebiete, das Potthast bearbeitete, nämlich auf dem der mittelalterlichen Geschichte, ist er seinen Fachgenossen der unermüdliche und nützliche Berather und Vorarbeiter par excellence gewesen. Denn er sah von Anfang seiner Thätigkeit als Geschichtsforscher an in der Sammlung und systematischen Ordnung der geschichtlichen Materialien seine hauptsächlichste Lebensaufgabe, und die meisten seiner historischen Publikationen sind gediegene Quellen- und Regestenwerke, Werke, die für jeden Bearbeiter der mittelalterlichen Geschichte von unschätzbarem Nutzen sind. Seine beiden großen Sammelwerke, die Bibliotheca historica medii aevi, mit dem Nebentitel: „Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters von 375 bis 1500", und die Regesta pontificum Romanorum inde ab post Christum natum 1198 ad 1304 — letzteres eine Fortsetzung der von Jaffé begonnenen Papstregesten — gehören zu dem nothwendigen Handwerkszeug jedes Geschichtsforschers. In einer selbständigen Schrift über die „Geschichte der Cisterzienser-Ablei zu Rauden" vertritt Potthast, der einer strenggläubigen katholischen Familie in Höxter entstammte, in ziemlich schroffer Weise die katholische Anschauung, daß die Reformation in wirthschaftlicher Beziehung ein Unglück für Deutschland gewesen sei. Aber abgesehen von dieser Grundtendenz, die der Forscher in seinen späteren Lebensjahren übrigens wohl kaum mehr mit der früheren Schroffheit betont haben würde, gehört auch dieses Werk zu den Musterleistungen eindringender und sauberer Geschichtsforschung. — Auch nach seinem Rücktritt von seiner Bibliothekarstellung hat Potthast fortgefahren, an seinen Regestenwerken weiter zu arbeiten, bis jetzt der Tod dem unermüdlichen und peinlich gewissenhaften Arbeiter die Feder aus der Hand nahm.

* **Heidelberg.** An der hiesigen Universität ist der bisherige außerordentliche Professor der Botanik Dr. Askenasy zum ordentlichen Honorarprofessor befördert worden.

* **Basel.** Dr. K. Groos, bisher außerordentlicher Professor in Gießen, wurde zum Ordinarius für Philosophie an der hiesigen Universität ernannt.

* **London,** 14. Febr. Der Deutsche Kaiser hat dem Direktor der schottischen Marinestation, Dr. John Murray, den Orden „pour le mérite" verliehen. Bisher besaßen nur drei englische Gelehrte diese Auszeichnung: der Physiker Lord Kelvin (Sir William Thomson), der Arzt Lord Lister und der Physiker Sir G. G. Stokes. Dr. Murray hat unter Darwin die Expedition des „Challenger" mitgemacht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. B. Weinstein: Physik und Chemie. Gemeinfaßliche Darstellung ihrer Erscheinungen und Lehren. Berlin, Julius Springer 1898. — W. Staoenhagen: Grundriß der Feldkunde (militärische Geländelehre, militärisches Aufnehmen u. Zeichnen). 2. vermehrte Aufl. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Frhr. v. Werthern: General v. Versen. Ebd. — *La Rassegna Nazionale.* 16 Gennaio 1898. Vol. 99. Firenze. — Prof. Dr. Béla Lázár: Ueber das Fortunatusmärchen. Leipzig, Gustav Fock 1897. — Alfred Frhr. v. Offermann: Parlamentarismus contra Staat in unsrer Zeit. Wien, Leipzig, Wilhelm Braumüller 1898. — F. Moser: Das Buch der Liebhaberkünste und Dilettantenarbeiten. Mit 267 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben 1898. — Roman Oderhummer jun.: Durch Syrien und Kleinasien. Vortrag, gehalten auf dem 12. Geographentag zu Jena. — Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Hggb. von Gustav Schmoller. Band 15, Heft 4: Gertrud Dyhrenfurth: Die hausindustriellen Arbeiterinnen in der Berliner Blusen-, Unterrock-, Schürzen- und Trikotkonfektion. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Heinrich Gerdes: Geschichte der salischen Kaiser und ihrer Zeit. Ebd. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. 21. Jahrgang. Hggb. von Gustav Schmoller. Generalregister zu den ersten 25 Jahrgängen. Ebd. — Dr. J. A. Lessler: Zur Kenntniß von den Lebens- und Lohnverhältnissen industrieller Arbeiterinnen in Stockholm. Ebd. — Gustav Schmoller: Ueber einige Grundfragen der Sozialpolitik und der Volkswirthschaftslehre. Ebd. — Philipp Lotmar: Die Freiheit der Berufswahl. Rektoratsrede. Ebd. — Verhandlungen der am 23. bis 25. September 1897 in Köln a. Rh. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik über die Handwerkerfrage, den ländlichen Personalkredit und die Handhabung des Vereins- und Koalitionsrechts der Arbeiter im Deutschen Reiche. Ebd. — Dr. Otto Bielefeld: Eine neue Aera englischer Sozialgesetzgebung. Ebd. — Dr. Alfred Hagelstange: Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter. Ebd. — A. v. Gersdorff: Verkäuflicher Werth. Roman. 3 Bände. Berlin, Otto Janke 1898. — Neues Adreßbuch des deutschen Buchhandels und der verwandten Geschäftszweige. 1898. Leipzig, Walther Fiedler.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Freitag, 18. Februar. Nummer 39.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Verkehrte Ansichten über einige amerikanische Verhältnisse. Von E. P. Evans. — Die Entstehungsgeschichte der bayerisch-französischen Allianz von 1670. II. Von Dr. M. Döberl. — Mittheilungen und Nachrichten.

Verkehrte Ansichten über einige amerikanische Verhältnisse.

Es ist immer eine schwierige Sache, die Kulturverhältnisse im Auslande und die Gesinnungen und Bestrebungen fremder Völker richtig zu würdigen und darüber ein völlig unbefangenes und rein sachliches Urtheil zu fällen. In der neueren Zeit haben die großartige Entwicklung des gesammten Verkehrswesens und der damit verbundene stets zunehmende internationale Austausch geistiger sowohl wie materieller Erzeugnisse viel dazu beigetragen, die Beziehungen aller zivilisirten Nationen zu einander in so enger und freundschaftlicher Weise zu gestalten, daß sie zu eigenem Nutz und Frommen nicht nur immer mehr danach trachten, in gutem Vernehmen miteinander zu leben, sondern auch ihre unterscheidenden Eigenschaften und stark ausgeprägten Volkseigenthumlichkeiten verstehen und sogar schätzen zu lernen. Um die Erlangung und Erhaltung dieser erwünschten Zustände hat sich die Presse in hervorragender und höchst erfreulicher Weise verdient gemacht, und sie ist grade nach dieser Richtung hin eine nicht mehr zu unterdrückende Macht geworden. In Anbetracht des ausgedehnten und fast unermeßlichen Einflusses, den dieses Mittel der Berichterstattung und Gedankenverbreitung ausübt, ist es von der größten Wichtigkeit, daß die Herausgeber eines Blattes es vor allem zu vermeiden suchen, gefliſſentlich oder aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit falsche Behauptungen aufzustellen und tendenziöse Nachrichten in Umlauf zu bringen oder, was am häufigsten geschieht, durch unrichtige Erklärungen und unangemessene Betrachtungen die einfachsten Ereignisse zu verwirren.

Eine ungemein komische Verirrung dieser Art hat sich die „Kreuzzeitung“ vor kurzem zu schulden kommen lassen bei dem Versuch, das deutsche Publikum über die Ergebnisse der New-Yorker Stadtwahl vom 3. November zu belehren. Die Niederlage des von der „Citizens' Union“ aufgestellten Kandidaten, des in innigen Beziehungen mit der Columbia-Universität stehenden Hrn. Seth Low, gibt dem oben erwähnten Blatt eine offenbar willkommene Gelegenheit, die amerikanischen Hochschulen als unchristlich und kirchenfeindlich anzugreifen. Wir geben bereitwilligst zu, daß die der „Kreuzzeitung“ eigenen Anschauungen über das Christenthum und deren Anwendung auf kirchliche und staatliche Verhältnisse sich die Billigung akademischer oder sonstiger gebildeter Kreise in den Vereinigten Staaten schwerlich erwerben würden. Vor dem Bürgerkrieg hat sich zwar eine mehr oder weniger feudale Auffassung des Christenthums in den Südstaaten der Union bemerklich gemacht, da die Theologen sich bemühten, die Negersklaverei als eine auf die Bibel gegründete, heilige und deßhalb höchst heilsame Einrichtung zu rechtfertigen. Aber die gewaltsame Abschaffung der „eigenthümlichen Institution“, wie sie mit Stolz genannt wurde, benahm dem Feudalismus den letzten Schlupfwinkel, zog die mittelalterliche Einrichtung in ihrer wahren Gestalt ans Licht und gab ihr den Todesstoß. Höchst wahrscheinlich würde der Leiter der „Kreuzzeitung“, wenn er nun übers Meer auf die Suche ginge, keine Spur von seinem Begriff des Christenthums dort finden, aber aus diesem erfreulichen Mißerfolg dürfte er wahrlich nicht schließen, daß die Amerikaner keine Christen sind.

Was Hrn. Low anbelrifft, so ist er bekanntlich ein Anhänger der bischöflichen Kirche und hat seit Jahren das Amt eines „Wardens“ der St. George's Church zu New-York versehen. Er ist ein Mann von edler Art und freier Gesinnung und wäre den Pflichten eines Mayors zur Befriedigung der besten Bürger und zu Ehren der Stadt in jeder Hinsicht nachgekommen. Ob er ein Rechtgläubiger oder ein Ungläubiger sei, daran haben die Wahlmänner größtentheils nicht gedacht, als sie ihre Stimmen für oder gegen ihn abgaben; nur der Umstand, daß die protestantischen Geistlichen ohne Ausnahme, und in vielen Fällen auch die katholischen Priester, für ihn öffentlich auftraten und sich sogar von der Kanzel herab für seine Erwählung aussprachen, beweist zur Genüge, daß er bei seinen Mitbürgern nicht im Rufe einer unchristlichen und kirchenfeindlichen Persönlichkeit stand, sonst hätte der Klerus, der, wie aus der Geschichte der Ketzergerichte zu ersehen ist, eine sehr scharfe Spürnase für allerlei Formen des Irr- und Unglaubens hat, diese unlieblichen Düfte an seinen Gewänderu gewiß gewittert. Wenn es wirklich mit der Erklärung der „Kreuzzeitung“ seine Richtigkeit hätte, daß Hr. Low bei der Wahl wegen seiner unchristlichen Gesinnung den Kürzeren gezogen, so würde man den Erfolg seines Gegners dem christlichen Charakter desselben zuschreiben und „Tammany“ nicht mehr für eine beutegierige Räuberbande, sondern von nun an für einen zur Förderung der Christlichkeit und Kirchlichkeit bestimmten Bund halten müssen. Croker würde hinfüro verklärt erscheinen, der Siegeskranz sein Haupt als ein Heiligenschein umstrahlen und sein Gefolge sich aus einer Rotte von politischen Freibeutern zu einer frommen Schaar von Verkündern der Heilsordnung gestalten. Diese streng logische Folgerung läßt als deductio ad absurdum kaum etwas zu wünschen übrig und liefert den triftigsten Beweis für die Ungereimtheit der betreffenden Theorie.

Vor einigen Monaten hat Monsignore Schröder seine Professur an der katholischen Universität zu Washington „mit Erlaubniß“, d. h. auf Wunsch der römischen Kurie, niedergelegt und ist bald darauf zum Professor an der theologischen Fakultät der Akademie zu Münster ernannt worden. Dieser Ausgang eines ziemlich lange währenden und hartnäckig geführten Streites zwischen irländischen und deutschen Priestern, die sich auch im großen und ganzen als Verfechter des Liberalismus und des Ultramontanismus in der Kirche erwiesen, hat die deutschen Katholiken in den

Vereinigten Staaten sehr verstimmt und ihnen ein lautes Klagegeschrei abgedrungen, das einen verstärkten und vervielfachten Wiederhall in der vaterländischen Presse gefunden zu haben scheint. Deutsche Zeitungen, die sonst den Bestrebungen der streng päpstlich gesinnten Geistlichkeit kräftigen Widerstand leisten, nehmen Partei für Hrn. Schröder als einen tapferen Vorkämpfer des Deutschthums in Amerika und suchen ihn deßhalb in einer Weise zu verherrlichen, die nur einen Sinn hat, wenn das Deutschthum als mit dem Ultramontanismus gleichbedeutend aufgefaßt wird. Schröder hat ein Knabenseminar in Belgien und das Jesuitenkollegium in Rom besucht, aber nie an einer deutschen Universität studirt und ist also nicht im geringsten berechtigt, sich als einen Vertreter der deutschen Wissenschaft, der deutschen Bildung oder des deutschen Wesens überhaupt hinzustellen. Nichts wäre daher verkehrter und wahrheitswidriger, als seine Entlassung auf ein „deutschfeindliches Jingothum" zurückführen zu wollen, das sich unter der Führung der Erzbischöfe Ireland und Keane und des Kardinals Gibbons in der katholischen Kirche dort immer breiter machen soll. Unparteiischen und zuverlässigen Berichten über diese Angelegenheit zufolge ist seine Entfernung vom Lehramt aus zwei gewichtigen und durchaus genügenden Gründen erfolgt, nämlich erstens wegen seiner auffälligen und offenkundigen Unfähigkeit als Gelehrter und zweitens wegen seiner Unverträglichkeit als Mensch, die es seinen Kollegen unmöglich machte, mit ihm auszukommen. Selbst seine Freunde und Vertheidiger gestehen, daß er im persönlichen Verkehr ein Streubold und Eisenfresser war und sich auf seine Schneidigkeit in Rede und Antwort viel zugute that. Es dürfte jedem unbefangenen und verständigen Kenner der Sachlage einleuchten, daß eine mit derartigen geistigen und geselligen Mängeln behaftete Persönlichkeit in die Fakultät der betreffenden Universität wie Pilatus ins Credo paßt. Eine unglücklichere Wahl zur Vertretung und Verfechtung des Deutschthums in den Vereinigten Staaten als die des Hrn. Schröder läßt sich kaum denken. Zu dieser Rolle ist er in der That nur von einem kleinen fremdländischen jesuitisch-ultramontanisch gesinnten Kreise ausersehen worden; für den Erkorenen der Deutsch-Amerikaner im allgemeinen kann er in keiner Weise gelten. [1])

Die Nothwendigkeit, die katholische Kirche zu amerikanisiren, um sie lebens- und entwicklungsfähig in den Vereinigten Staaten zu machen, hat der bekannte Father Hecker schon vor 40 Jahren erkannt und seinen darauf bezüglichen Plan dem Papst Pius IX. zur Erwägung und Genehmigung vorgelegt. Der Papst wurde für diesen Plan, sowie für die in Vorschlag gebrachten Mittel zur sofortigen Ausführung desselben gewonnen, von denen die Stiftung der „Congregation of St. Paul", deren Mitglieder kein Gelübde ablegen und in ihren bürgerlichen Verhältnissen bleiben, und die Gründung der von Hecker herausgegebenen Monatsschrift „The Catholic World" besonders in Betracht kommen. Mit großer Einsicht und unermüdlicher Energie hat Hecker nach dem vorgesetzten Ziel gestrebt und mit seiner Meinung über die Thorheit den europäischen Katholizismus in Bausch und Bogen nach der neuen Welt verpflanzen zu wollen, ohne auf den nationalen Charakter und die dort allgemein anerkannten Staatsgrundsätze die geringste Rücksicht zu nehmen, niemals Hehl gemacht. Er war ein menschenkundiger, weltkluger Mann, von katholischer Gesinnung in der etymologischen nicht weniger als in der kirchlichen Bedeutung des Wortes, mit dem sogar ein Ketzer oder Freidenker recht angenehm und vortheilhaft verkehren könnte. Schon in den 60er Jahren hat er hinsichtlich des ungeschickten und unduldsamen Verhaltens eines aus Belgien angelangten Priesters vom Schröder'schen Schlag dem Schreiber dieser Zeilen seinen Unwillen über derartige unleidliche und unersprießliche Vorgänge unverhohlen ausgesprochen. Wer sich für seine kirchenpolitischen Anschauungen und deren Anwendung auf nordamerikanische Verhältnisse interessirt, wird sie in zwei beachtenswerthen Schriften, „Catholicity in the United States" (1879) und „Catholics and Protestants Agreeing on the Schaal Question" (1881), klar und kräftig und mit genauer Sachkenntniß dargestellt finden.

Heckers Bundesgenossen in diesem Kampf waren die größtentheils aus eingebornen Amerikanern bestehenden „Paulist Fathers", zu denen der Erzbischof Ireland, Monsignore O'Connell und andere einflußreiche amerikanische Katholiken irischer Abstammung sich gesellten. Leider wollten die dortigen Führer des katholischen Deutschthums von diesem Streben nichts wissen und leisteten ihm den heftigsten Widerstand. Es ist selbstverständlich, daß die nichtkatholische Presse in den Vereinigten Staaten, sofern sie sich überhaupt um den Streit kümmerte, für die liberale Partei eintrat, da die letztere die Institutionen des Landes achtete und namentlich die völlig konfessionslosen Volksschulen und höheren Erziehungsanstalten gegen die Angriffe des aus Europa eingeschleppten Ultramontanismus vertheidigte. Die fortgesetzte klerikale Anhetzerei gegen die „common schools", deren hohe Bedeutung für die Volksbildung in allen Kulturländern und besonders in einer großen demokratischen Gemeinschaft allgemein anerkannt wird, hat weitverbreitete Erbitterung hervorgerufen und einige recht ungedeihliche Früchte getragen. Darunter ist die sogenannte „American Protective Association" zu erwähnen, ein Geheimbund, der keine wirthschaftlichen Zwecke verfolgt und mit dem Schutz der amerikanischen Industrie gar nichts zu thun hat, sondern lediglich ein antikatholischer Verein ist, der einen vor der Oeffentlichkeit verborgen gehaltenen Kulturkampf führt und sich der unredlichsten und verächtlichsten Mittel bedient, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Bei der Aufnahme in diesen Bund muß jedes Mitglied sich eidlich verpflichten, alle Personen römisch-katholischen Glaubens in jeder Beziehung zu boykottiren, mit ihnen weder in Geschäftsverbindung zu stehen noch Handel zu treiben, auch sie nie in seinen Dienst zu nehmen, wenn es in irgendeiner Weise zu vermeiden sei. „Ich schwöre ferner, daß ich die Aufstellung eines Katholiken als Kandidaten für irgendein Amt niemals begünstigen und daß ich für einen Katholiken weder stimmen noch Stimmen werden, sondern nur einen Protestanten wählen werde." Dieser Bund hat sich über mehrere Staaten ausgebreitet und fängt bereits an, einen bedeutenden und äußerst bedenklichen Einfluß auf die Wahlen auszuüben, bei welchen er in vielen Orten den Ausschlag geben kann, und vermag deßhalb die liebäugelnden Blicke der Demagogen auf sich zu lenken. In Columbus, der Hauptstadt des Staates Ohio, soll er über 10,000, meistens stimmfähige, Mitglieder zählen und schließt also beinahe ein Zehntel der ganzen

[1]) Die vorhergehenden, den Hrn. Prof. Schröder betreffenden Auseinandersetzungen stimmen mit den Auslegungen des „Spectator" in dem „Kirchenpolitischen Brief XXXI" vom 3. Jan. d. J. vollständig überein, wurden jedoch aus ganz anderen Quellen geschöpft und schon im Dezember 1897 niedergeschrieben. Meine Darstellung der bezüglichen amerikanischen Verhältnisse beruht zum Theil auf eigenen langjährigen Beobachtungen und zum Theil auf zuverlässigen brieflichen Mittheilungen, die ich in der letzteren Zeit von amerikanischen Universitätsprofessoren und anderen sich für die freie und selbständige Entwicklung der Hochschulen in den Vereinigten Staaten lebhaft interessirenden Personen erhalten habe. Der vorliegende Aufsatz würde vor dem Schluß des vorigen Jahres in den Druck gegeben worden sein, wenn anderweitige dringende Verpflichtungen die Vollendung und Veröffentlichung desselben nicht aufgehalten hätten. Da meine Erörterung der Sache dazu dient, die unterdessen erschienenen Ausführungen des „Spectator" zu bestätigen, so schien es mir nicht nur nicht überflüssig, sondern, im Hinblick auf die neuesten Aeußerungen der „Kreuzzeitung" gegenüber jenem „Kirchenpolitischen Brief", sogar sehr dienlich, meinen Artikel ohne die geringste Aenderung herauszugeben.

Bevölkerung in sich. Die Propaganda wird mit Eifer, sowie mit allerlei Lug und Trug betrieben und die unsinnigsten Gerüchte werden in Umlauf gesetzt, um Anhänger zu gewinnen. So wurde z. B. einmal vor dem Wahltag in Ohio ein angebliches päpstliches Rundschreiben gedruckt und heimlich verbreitet, worin Leo XIII. alle Katholiken auffordert, sich an einem bestimmten Tage zu erheben und unter den Protestanten ein Blutbad anzurichten. Aus dieser fast unglaublichen Erfindung ist ersichtlich, welche gemeine und grobe Ränke man zu schmieden wagt und mit welcher Unwissenheit man es zu thun hat. Aber in allen Ländern und zu allen Zeiten gedeiht die frömmelnde Glaubenswuth am üppigsten auf dem Boden der menschlichen Dummheit. Geheimbünde dieser Art sind gefährlich nur so lange sie im Dunkeln ihr Wesen treiben und borniirte Köpfe hinter das Licht führen; sobald ihre Umtriebe erkannt und an den Tag gebracht werden, verlieren sie ihre Macht und schwinden rasch dahin. Wir dürfen deßhalb nicht vergessen, daß wir die Entstehung und bedeutsame Lebensentwicklung der „American Protective Association" hauptsächlich der Bigotterie und Wühlerei von Männern wie Prof. Schröder und dessen Gesinnungsgenossen zu verdanken haben.

Es ist zu bedauern, daß deutsche Blätter, die dem Ultramontanismus in Deutschland feindselig gegenüberstehen, sich zu dieser Partei in den Vereinigten Staaten schlagen sollten, in dem Wahn, daß sie dem Deutschthum in der Fremde das Wort reden. Einige Zeitungen haben sich in ihrem irregehenden patriotischen Eifer sogar verleiten lassen, nicht nur die Fakultät der Washingtoner Universität wegen der Schröder'schen Angelegenheit als deutschfeindlich zu bezeichnen, sondern diese Beschuldigung auch auf alle amerikanischen Universitäten auszudehnen und die Professoren dieser Hochschulen als Deutschenhasser darzustellen. Es läßt sich schwerlich etwas unsinnigeres denken als eine derartige Anklage, welche bei Vertretern der deutschen Hochschulen, die in den Vereinigten Staaten gewesen sind und die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen, wie Conrad, Hofmann, Helmholtz, Dörpfeld und Rudolf Gneist, keiner Widerlegung bedürfte. Amerikanische Professoren haben meistentheils ihre gelehrte Ausbildung und namentlich die Vervollständigung ihrer sachwissenschaftlichen Kenntnisse an deutschen Universitäten erhalten und gedenken immer mit Liebe und Dankbarkeit der schönen in Hörsälen, Laboratorien, Seminarien, Bibliotheken und akademischen Kreisen zugebrachten Tage. Dorthin gehen sie auch während ihrer Ferien am liebsten wieder zurück, um durch geistigen Verkehr und Gedankenaustausch mit gelehrten Männern und Altmeistern der Wissenschaft Anregung und Anleitung zu neuen Forschungen zu gewinnen. Jeder amerikanische Professor weiß ferner wie bedeutend und beförderlich die Einwirkung der deutschen auf die Entwicklung der amerikanischen Universitäten gewesen ist, und wie dieser Einfluß während der letzten 50 Jahre eine vollständige Umbildung der anfangs nach englischem Muster engherzig und schulmäßig eingerichteten höheren Unterrichtsanstalten herbeigeführt und sie in wirkliche Pflegestätten der unumschränkten Lehr- und Forschungsfreiheit verwandelt hat.[1])

In allen Ländern macht sich der Chauvinismus bei gewissen Klassen der Bevölkerung bemerklich; er kommt jedoch nur bei Fanatikern oder Dummköpfen vor und ist überall als ein sicheres Merkmal der Wahnwuth oder der Geistesbeschränktheit anzusehen. Bildung aber bewirkt die Befreiung von Eingenommenheiten und Einseitigkeiten und bringt mit sich nicht nur die gutmüthige und gleichgültige Duldung, sondern vielmehr die richtige Werthschätzung des Fremdartigen und damit die Empfänglichkeit und das Verständniß für alles Menschliche. Dies gilt von den Trägern und Vertretern der höheren Bildung in den Vereinigten Staaten ebenso wie in Europa, und wer von einer Feindschaft der amerikanischen gegen die deutschen Universitätsprofessoren redet, beweist dadurch, daß er von den thatsächlichen Verhältnissen keine Ahnung hat und sich nur von eigenen Hirngespinnsten beschleichen und betrügen läßt.

E. P. Evans.

Die Entstehungsgeschichte der bayerisch-französischen Allianz von 1670.

Von Dr. M. Döberl.

II.

Das Verhältniß zwischen Bayern und Frankreich verengerte sich, als vollends der seit Jahren in der Luft liegende Devolutionskrieg ausbrach. Seit dem pyrenäischen Frieden vom Jahre 1659 hatte die Diplomatie Ludwigs XIV. die Erwerbung eines möglichst großen Theils der spanischen Monarchie als unverrückbares Ziel ins Auge gefaßt, im sogenannten Devolutionskrieg wagte sie den ersten Vorstoß nach dieser Richtung. Frankreich eröffnet einen diplomatischen Feldzug am Regensburger Reichstag, um eine Intervention des Reiches zugunsten der spanischen Niederlande fernzuhalten; Bayern ist sein thätigster Bundesgenosse. Franz v. Mair erklärte den österreichischen Gesandten kategorisch, „sein Herr halte, damit nicht zu mehrer Weitläufigkeit Anlaß gegeben werde, für nöthig, daß der Kaiser sich in dieses Werk nicht meliere, vielweniger Spanien Assistenz leiste," ja er ging in seinem Eifer für Frankreich über seine Instruktion noch hinaus, so daß der damals in Italien weilende Kurfürst ihm ernstliche Vorstellungen machen ließ. Dasselbe Bayern arbeitet im Sinne Frankreichs an einer bewaffneten Neutralität der südwestdeutschen Kreise, an einem militärisch organisirten deutschen Südbund, um einen Angriff des Kaisers auf das französische Elsaß zu verhindern. Dasselbe Bayern setzt seine ganze Kraft ein, um den Kölner Mediationskonvent lebensfähig zu erhalten, welcher als eine Art von Nebenreichstag der Regensburger Versammlung die Fassung eines Reichskriegsbeschlusses zugunsten der Niederlande unmöglich machen, welcher zugleich Zuzügen des Kaisers nach den Niederlanden über den Mittel- und Niederrhein den Weg versperren sollte. Und als der Kaiser gleichzeitig mit den Vorgängen in Regens-

---

1) Ich führe zur Bestätigung dieser Thatsachen einige Stellen aus einem Briefe an, den mir ein tüchtiger amerikanischer Gelehrter und hervorragender Diplomat im vorigen Dezember im Hinblick auf jene Beschuldigung des Deutschenhasses der akademischen Kreise in Amerika schrieb: „As a matter of fact there is no part of the world where Germans are treated with more respect and where a warmer feeling is entertained inward them than in our American colleges and universities. The reason is not far to seek. It is simply that in all such institutions German thought both in science and literature is most highly prized, and in every institution our professors and instructors of various grades look back with affection and gratitude to some German university, German instructors, and the German students whom they came in know during their studies abroad. . . . So strong is this feeling that almost without exception, when an American professor takes a leave of absence, it is to come to some German university town, quietly settle down and put himself in relation with men in his own department, and the warmest personal attachments are sure to be the result." Diese für deutsche Gelehrsamkeit und deren Vertreter gehegte Achtung, fügt mein Korrespondent hinzu, „is really an important tie between the best men in both countries." Aus diesem Citat geht zur Genüge hervor, wie richtig „Spectator" die betreffenden amerikanischen Verhältnisse auffaßt und die in den dortigen akademischen Kreisen herrschende Stimmung zu würdigen versteht. Ueber die darauf bezüglichen Anfeindungen und Angriffe der ultramontanen, sowie der sonstigen kulturfeindlichen Presse dürfte er sich gelassen hinwegsetzen.

burg kaiserliche Missionen an die Einzelhöfe entsendet, um diese zum Anschluß an die österreichische Politik in der burgundischen Frage zu vermögen, ist es wiederum der bayerische Hof, an dem die österreichische Diplomatie die derbste Abfertigung erfährt. Der kaiserliche Gesandte, so rief ihm der Fürstenberger höhnend zu, habe eine schwere Mission, die er sich nicht zu übernehmen getraute, mit schönen Worten seinen Herrn einzulullen und zu überreden, daß er freiwillig sich in einen Krieg verwickle, sein Land und Leute in Gefahr setze, etliche Hunderttausend, ja Millionen in den Wind schlage — wegen einer Gefahr, die man nur in weiter Ferne schaue. Wenige Wochen später machten gleichzeitig der Brandenburger Gesandte Stein und der Kardinalerzbischof von Salzburg, Graf v. Thun, bei dem auf der Jagd in Geisenfeld weilenden Kurfürsten einen neuen Versuch, um Bayern von der Verbindung mit Frankreich und dem Kölner Mediationskonvent loszulösen und zu einer gemeinsamen Aktion mit dem Kaiser und Spanien zu vermögen; mitten in der Waldeseinsamkeit trat Thun mit den dringendsten Vorstellungen an ihn heran. Man müsse der Kölner Mediation ihren Lauf lassen, man müsse den Krieg aus dem Reiche halten, war die kurze, aber vielsagende Antwort des Kurfürsten. Es kann hier auf die Gründe der bayerischen Politik nicht näher eingegangen werden. Sie war aber keineswegs dem Kurfürsten bloß äußerlich aufoktroyirt, sie entsprach seiner tiefen Neigung für die Aufrechterhaltung des Friedens, den er in den Tagen seiner Kindheit von seinem Vater so sehnlich hatte herbeiwünschen sehen, sie entsprach auch Maximilianeischen Traditionen. Burgund war damals bereits dem Reiche völlig entfremdet. Dem verhaßten Spanien zuliebe aber wollte Ferdinand Maria ebensowenig die Kastanien aus dem Feuer herausholen, ebensowenig eine Einmischung Frankreichs in die deutschen Gegensätze prooziren, ebensowenig Deutschland zum Kriegstheater machen, wie seinerzeit Maximilian I. Und derselbe Ferdinand Maria begünstigte ebenso wie sein Vater die Bildung einer dritten katholischen Partei, um einerseits für sich eine schiedsrichterliche Rolle zu gewinnen, um andrerseits Frankreich von protestantischen Allianzen abzuziehen. Sollte aber trotzdem eine leise Neigung bestanden haben, auf die Anträge Steins und Thuns einzugehen, so wußte sie in letzter Stunde der französische Gesandte am Regensburger Reichstag, Gravel, durch sein persönliches Erscheinen zu überwinden.

Zu Geisenfeld wurde aber nicht bloß von Gravel den Werbungen Brandenburgs und Thuns vorgebaut, hier wurde auch ein weiterer Schritt vorwärts gemacht in der Richtung nach einem schriftlichen Allianzverhältniß. Schon war am französischen Hofe die Abordnung eines besonderen französischen Gesandten zur Vollziehung der letzten Schritte beschlossen, schon war seine Instruktion auf Grund des gutachtlichen Berichtes Gravels ausgearbeitet, da wurde die Ordre zu seiner Abreise zurückgenommen.

Inzwischen nämlich, nah um die Jahreswende 1667/68, war es Frankreich gelungen, seine bisherigen Hauptgegner in Deutschland, Oesterreich und Brandenburg, durch Verträge an sich zu ketten; gerade die Haltung Bayerns hat zweifellos diesen Umschwung mit herbeigeführt. Bald darauf traf in Regensburg die Nachricht ein, daß nicht allein Holland und England sich zu einer Friedensvermittlung im Sinne der von Frankreich angeregten „Alternative" geeinigt, sondern daß auch Schweden seine Zustimmung erklärt habe. Damit schienen die Voraussetzungen, unter denen die Geisenfelder Konferenz stattgefunden, beseitigt. Derselbe Mair, der früher mit so warmen Worten für die bayerisch-französische Allianz eingetreten war, wünschte bereits seinem kurfürstlichen Herrn Glück, weil er nicht mehr gezwungen wäre, sich mit Frankreich oder einer anderen Macht vertragsmäßig zu binden, weil er sich mit dem Ruhme begnügen könne, andere Mächte zur Besinnung gebracht zu haben.

Doch in letzter Stunde siegte am französischen Hofe über die Partei der Diplomaten die Kriegspartei der Generäle, welche sich nicht mit einem Theil der Niederlande begnügen, sondern die Eroberung der gesammten Niederlande vollenden wollte. Nunmehr mußte auch die Tripelallianz, die ursprünglich mehr gegen Spanien gerichtet war, mehr Spanien als Frankreich ihre Intervention aufgenöthigt hatte, Frankreich gegenüber eine drohende Haltung annehmen. Und diese Haltung der Tripelallianz konnte mit der Zeit auch Spanien, konnte den Kaiser, konnte Fürsten innerhalb wie außerhalb des Reiches zu einer Politik der That fortreißen. Kein Wunder, daß man jetzt am französischen Hofe zu dem Gedanken einer Allianz mit Bayern zurückkehrte, daß man, wie mit Savoyen, so auch gleichzeitig mit dem verwandten Münchener Hofe über die Stellung von Truppen, über die Verhinderung franzosenfeindlicher Durchzüge verhandelte. Gravel ging selbst nach München, um die Allianz abzuschließen. Der Zeitpunkt war nicht ungünstig gewählt; gerade damals wirkte am Münchener Hofe wieder einmal die Furcht vor der Kurpfalz, die mit ihren starken Rüstungen die allgemeine Verwirrung zu benützen schien, um das früher Verlorene zurückzugewinnen. Das Ergebniß der Münchener Verhandlungen liegt vor in einem zweiten bayerischen Vertragsentwurf, der am 17. März 1668 von der Hand des Vizekanzlers Kaspar v. Schmid niedergeschrieben wurde. Auch jetzt wurde in fast allen Punkten eine ziemlich rasche Einigung erzielt. Der nächste Grund, weßhalb auch dieses zweite Vertragsprojekt nicht zum Vollzuge kam, war der Aachener Friede, Mai 1668. „Wenn der Friede nicht dazwischen gekommen wäre, würde," so sagt Gravel selbst, „die unter dem Krieg vorgehabte Allianz ohne Hinderung der in Weg gestandenen Bagatelle gar gewiß perfizirt worden sein." Was in letzter Stunde Ludwig XIV. bestimmte, einzulenken im Sinne des Friedens, war die Furcht vor einer Erweiterung der Tripelallianz zu einer europäischen Koalition.

Die bisherigen Projekte waren aber auch daran gescheitert, daß sie, um mit den Worten Schmids zu sprechen, zu generell waren, daß sie der ersten Vorbedingung eines wahren Allianzverhältnisses, der Reciprozität entbehrten. Es bedurfte noch der Gefahr eines europäischen Krieges und der Ueberzeugung, daß Bayern mit den eigenen Mitteln eine Neutralität nicht behaupten könne, es bedurfte noch eines hübschen Stückes geistiger Arbeit, um die bayerisch-französische Allianz realisirbar zu machen. Diese geistige Arbeit ist in den 2 Jahren nach dem Aachener Frieden geschaffen worden, eine geistige Arbeit, an der die späteren Generationen in der auswärtigen Politik bis zum Fussener Frieden zehren sollten.

Damals wurde die Idee eines bayerischen Kaiserthums grundsätzlich zum Programm erhoben, um nicht mehr zu verschwinden bis zu den Kaisertagen Karl Alberts. Die Haltung Adelheids bei der letzten Kaiserwahl ist bekannt, bekannt ihr heißes Verlangen nach der Kaiserkrone. Nunmehr findet die Kurfürstin für ihre ehrgeizigen Absichten Unterstützung an den beiden obersten Rathgebern der Krone, an Fürstenberg, an Schmid: „Dafür zu halten, daß ein Prinz von niedrigerem Vermögen als ein Kaiser von dem Hause Oesterreich sich mit solcher Dignität nur ruiniren würde, ist wie ein Gespenst, damit man je zuweilen die Kinder und Unverständigen zu schrecken pflegt, massen denen, so die rechte Griff wissen, noch wohl Mittel und Weg bevorstehen, wodurch man sich die Unkosten einer Krönung und etwas stärkerer Hofhaltung reichlich und mit Wucher wieder gut thun könnte." Nunmehr kam auch der Kurfürst,

Digitized by Google

wie aus eigenhändigen Aufzeichnungen hervorgeht, zu der Ueberzeugung, daß bei der letzten Kaiserwahl Graf Kuz und die Kurfürstin-Mutter „die Interessen ihres Hauses ihren eigenen Kindern vorgezogen", zu dem Bekenntniß, „daß es ihn sein Leben lang reue, die Krone nicht angenommen zu haben".

Damals wurde aber auch die Idee einer bayerischen Succession in den österreichischen Erbländern in der Gestalt ausgebildet, wie sie nach fünf Jahrzehnten in dem österreichischen Erbfolgekrieg verwirklicht werden sollte. Für die ehrgeizige Adelheid war das höchste und letzte Ziel des Programms des neuen Kurses das Kaiserthum, für den nüchternen und weitschauenden Kanzler waren das höchste und letzte Ziel territoriale Erwerbungen. Gegenüber dem späteren Vorschlag Gravels, Böhmen, auf das ganz besonders Schmid die bayerischen Ansprüche erstreckte, zu einem Patrimonium des jeweiligen römischen Kaisers oder Königs zu machen und diesem Prag zur Residenz anzuweisen — mit der römischen Königskrone werde dann dem bayerischen Kurfürsten auch das Königreich Böhmen zufallen — gegenüber diesem Vorschlag Gravels hatte Schmid lachend die treffende Antwort, er für seinen Theil gebe keine Erbkrone für eine Wahlkrone, er wolle lieber das Königreich Böhmen beständig als das Kaiserthum mit solcher Gefahr haben.

Damals wurde endlich das „tirer de l'argent de la France", wie es selbst noch den Frieden von Füssen überdauern sollte, in wissenschaftliche Form gebracht. Geld ins Land zu ziehen, war der oberste Grundsatz des Merkantilismus und zugleich der deutschen Fürsten des 17. Jahrhunderts. Hier hatten jene österreichischen Versuche, auf wirthschaftlichem Wege eine politische Verständigung mit Bayern zu erreichen, eingesetzt. Es gab aber noch ein kürzeres und rascheres Verfahren, das waren französische Subsidiengelder. Und dieser Weg empfahl sich nicht bloß vom fiskalischen Standpunkt, es fand sich in der Umgebung des Vizekanzlers Kaspar v. Schmid eine Persönlichkeit, welche in einem „kommerzidiskurs" den französischen Subsidiengeldern eine volkswirthschaftliche Bedeutung geben konnte. Uebrigens, in die Mitte zwischen zwei streitenden Großmächten gestellt, konnte Bayern nur mit einem stehenden Heere seine Selbständigkeit behaupten, und dazu reichten bei der Kostspieligkeit der Söldnerheere die Mittel Bayerns nicht aus.

Als vollends die Nachricht sich verbreitete, der König von Spanien nehme täglich an Kräften ab, die Aufrollung der ganz Europa in Mitleidenschaft ziehenden spanischen Erbfolgefrage sei stündlich zu erwarten — zu derselben Zeit, da Kaiser Leopold I. noch ohne männliche Descendenten war, also auch eine österreichische Erbfolgefrage vor der Thüre schien, zu derselben Zeit, da im Osten ein neuer Türkenkrieg drohte: da waren am bayerischen Hofe alle Vorbedingungen geschaffen, um den Wunsch zu zeitigen, die thatsächliche entente cordiale in die Form eines schriftlichen Allianzvertrages zu bringen. Und Frankreich ergriff gern die dargebotene Hand; gerade damals war alle Arbeitskraft der französischen wie der in Frankreichs Sold stehenden auswärtigen Diplomaten in den Dienst einer Aufgabe gestellt, durch ein Netz von Verträgen, das über einen guten Theil Europa's hin ausgespannt werden sollte, Holland, die Stifterin der Tripelallianz, zu isoliren.

Nunmehr entstand die unmittelbare Generalidee zur bayerisch-französischen Allianz des Jahres 1670, aus der Feder desjenigen, der, wie wenig andere, mit den Intentionen der bayerischen und zugleich der französischen Staatsmänner vertraut war, der eben erst in dieser Angelegenheit mit Hermann Egon von Fürstenberg konferirt hatte und dann nach Frankreich gereist war, aus der Feder Wilhelms Egon von Fürstenberg. „Ein bayerisch-französischer Bündnißvertrag," so legt er in einem denkwürdigen, unterm 15. Juli 1669 aus Paris datirten Schreiben dar, „hat mit drei Möglichkeiten zu rechnen, mit dem Erlöschen des deutsch-habsburgischen Hauses beim Tode Kaiser Leopolds I., mit dem Erlöschen des spanisch-habsburgischen Hauses beim Tode König Karls II., mit dem Ausbruch eines bereits in der Luft liegenden Krieges zwischen Frankreich und Holland.

Beim Erlöschen des deutsch-habsburgischen Hauses gilt es wiederum, zu zwei Fragen Stellung zu nehmen, zur Nachfolge im Reiche und zur Nachfolge in den habsburgischen Erblanden. Bezüglich der Succession im Reiche muß sich Bayern mit Frankreich dahin vergleichen, daß es dem König das Kaiserthum überläßt, für den Kurfürsten aber die Stellung eines römischen Königs in Anspruch nimmt und diese Forderung damit begründet, daß ein französischer Kaiser den größten Theil seiner Regierung außerhalb Deutschlands zu verbringen genöthigt sei. Einigt man sich hierüber, so müßten die beiden Höfe in eine verwandtschaftliche Beziehung gebracht werden durch eine Heirath zwischen dem französischen Dauphin und der bayerischen Kurprinzessin oder zwischen dem bayerischen Kurprinzen und der Madame in Frankreich. Bezüglich der Succession in den habsburgischen Erblanden gilt es die finanzielle und militärische Unterstützung Frankreichs für die bayerischen Ansprüche zu gewinnen.

Für den Fall des Erlöschens des spanisch-habsburgischen Hauses übernimmt Bayern eine Vermittelung zwischen Frankreich und dem Kaiser. Ist aber der Kaiser weder jetzt noch inskünftig beim Tode des Königs von Spanien für einen friedlichen Vergleich zu gewinnen und kommt es dann zwischen den beiden Prätendenten zum Kriege, so ist das Maß der Verpflichtungen Bayerns gegenüber Frankreich wie die französische Gegenleistung genau zu fixiren.

Endlich wird das Verhalten Bayerns bei einem französisch-holländischen Kriege, die gegenseitige Hülfeleistung bei einem Angriff, zu regeln sein."

Die Gedanken und Vorschläge Wilhelms von Fürstenberg fanden beim Kurfürsten volle Zustimmung. „Ich hoffe zu Gott," fügt der Kanzler in einem Begleitschreiben an Hermann Egon von Fürstenberg hinzu, „Ew. Exzellenz werden mit Ihres Herrn Bruders, des Prinzen Wilhelm fürstl. Gnaden etwas Gutes schmieden. Die vorige Projekt seind mir allzeit zu generell gewesen, die drei aufgeworfenen casus heißen etwas." Als die Schreiben aus Mauerkirchen abgingen, war Hermann Egon von Fürstenberg bereits auf dem Wege nach Zabern im Elsaß. Der in Zabern von Wilhelm und Hermann Egon von Fürstenberg im Verein mit Gravel aufgesetzte Entwurf wurde einer zweiten Münchener Konferenz, welche in der ersten Hälfte des Februar 1670 tagte, zugrunde gelegt.

Das Ergebniß der Münchener Verhandlungen liegt zunächst vor in einem Hauptvertrage, welcher von dem französischen Bevollmächtigten Gravel und den bayerischen Bevollmächtigten Fürstenberg und Schmid am 17. Februar 1670 unterzeichnet worden ist. Derselbe besteht aus zwei „membra" mit je neun Artikeln. Das Schwergewicht liegt in folgenden Bestimmungen:

Im Falle des Erlöschens des spanisch-habsburgischen Hauses übernimmt Bayern die Verpflichtung einer friedlichen Vermittlung zwischen Frankreich und dem Kaiser in der spanischen Erbfolgefrage auf Grund noch zu treffender näherer Vereinbarungen zwischen Bayern und Frankreich. Versteht sich der Kaiser zu einem friedlichen Vergleich, so wird der König von Frankreich denselben verpflichten, als Entgelt für die bayerischen Dienste dem Kurfürsten eine benachbarte Provinz abzutreten. Lehnt der Kaiser eine friedliche Vermittlung ab und kommt es damit zum Kriege zwischen Frankreich und dem Kaiser, so soll der Kurfürst

Digitized by Google

alles aufbieten, um einen Reichskriegsbeschluß zu hintertreiben und damit die übrigen Reichsstände von der Unterstützung des Kaisers abzuhalten, und überdies den kaiserlichen Völkern den Durchzug verwehren, nöthigenfalls mit Waffengewalt. Dagegen verpflichtet sich der König von Frankreich, in diesem Falle dem Kurfürsten von Bayern zur einmaligen Bezahlung von 180,000 Thaler für Aufstellung einer Armee von 3000 Mann Kavallerie und 6000 Mann Infanterie und zur jährlichen Bezahlung von 400,000 Thaler Unterhaltungskosten.

Im Falle des Erlöschens des deutsch-habsburgischen Hauses sollen die beiden Paktanten in der Regelung der Successionsfrage im Reiche zusammengehen, und zwar auf Grund noch zu treffender Vereinbarungen. Betreffs der Nachfolge in den habsburgischen Erbländern erkennt Frankreich die Erbansprüche Bayerns auf gewisse österreichische Provinzen an und verspricht zur Durchführung dieser Ansprüche finanzielle und nöthigenfalls auch militärische Unterstützung in einer Höhe, welche ebenfalls noch zu vereinbaren ist.

Der Kurfürst verpflichtet sich, in die Tripelallianz nicht einzutreten. Auch in den Fällen, die im Vertrage nicht vorgesehen, ist der angegangene Theil zur Hülfeleistung verpflichtet, doch auf Grund neuer Artikel und unter der Voraussetzung, daß sein Interesse es erlaubt. Es ist damit an die Möglichkeit eines Krieges mit Holland gedacht.

Beide Paktanten sollten sich in ihren Bestrebungen gegenseitig unterstützen auf allen Reichsversammlungen, Reichstagen und Kollegialtagen. Um die Verbindung zwischen Frankreich und Bayern zu verengern, soll eine Heirath stattfinden zwischen dem Dauphin und der Kurprinzessin, und zwar wenn Beide heirathsfähig sind.

Da in Rücksicht auf die Folgen und Verbindlichkeiten dieser Allianz der Kurfürst schon jetzt eine bedeutende Armee aufstellen muß, so verpflichtet sich der König sofort, also noch vor Eintritt der drei Eventualitäten, zu 50,000 fl. jährlicher Subsidien.

In dem Hauptinstrument waren zwei Punkte ausdrücklich der Regelung durch Separatartikel vorbehalten, die Nachfolge im Reiche und die Höhe der finanziellen und militärischen Unterstützung Frankreichs zugunsten der bayerischen Succession in den österreichischen Erblanden. In der Successionsfrage im Reiche standen sich die bayerischen und französischen Aspirationen im Wege, dem Franzosenkönig war es damals mit der Bewerbung um die Kaiserkrone ebenso ernst, wie dem Kurfürsten von Bayern, er wollte Letzterem nur die Würde eines römischen Königs zugestehen, mit der Befugniß, in der Abwesenheit des Franzosenkönigs die kaiserlichen Rechte im Reiche zu üben. Wirklich verstanden sich die Vertreter Bayerns noch am 17. Februar 1670 zur Annahme eines Separatartikels, welcher festsetzte: Zu Lebzeiten des gegenwärtigen Kaisers sollen beide Paktanten verhindern, daß ein römischer König gewählt werde, nach dem Tode des Kaisers aber sollen beide Paktanten dahin wirken, daß der König von Frankreich zum römischen Kaiser, der Kurfürst von Bayern zum römischen König gewählt werde. Aber dieser Separatartikel enthielt auch die Klausel: „Es müßte denn ein solches Bestreben aussichtslos erscheinen.“ Der Kurfürst gab eben seine Zustimmung zu dem Separatartikel nur, wie er sich vertraulich äußerte, in der Voraussetzung, das Mißtrauen der anderen Kurfürsten werde der französischen Kandidatur Hindernisse genug in den Weg legen, Frankreich werde sich zuletzt zufrieden geben mit dem Kaiserthum der bayerischen Wittelsbacher, die ihm jetzt schon diplomatisch verbunden seien, durch eine Heirath aber noch enger verknüpft werden könnten. Die französische Diplomatie war scharfsichtig genug, um zu erkennen, daß der Nachsatz das widerrief, was die Vordersätze gewährt hatten, und arbeitete auf eine Streichung dieser Klausel los. Nicht minderen Schwierigkeiten begegnete die Regelung der finanziellen und militärischen Unterstützung, welche Frankreich behufs Erwerbung österreichischer Erbländer gewähren sollte.

Schon verweigert Bayern die Ratifikation selbst des Hauptvertrags, schon wird einer der Männer, welcher an der Annäherung Bayerns zu Frankreich mitgearbeitet, der bayerische Reichstagsgesandte Franz v. Mair, unter den Zeichen der höchsten Ungnade von Regensburg abberufen. Wilhelm Egon v. Fürstenberg sieht die Arbeit von Monaten gefährdet; kein Wunder, wenn er in einem Schreiben an seinen Bruder alle Hebel seiner Beredsamkeit in Bewegung setzt, um den kurbayerischen Widerstand zu brechen. Aber was er erreicht, ist zunächst nicht mehr als eine Fortführung der Verhandlungen. Monatelang ziehen sich diese hin, wiederholt stehen sie vor dem Abbruch. Umsonst geben noch im August 1670 die kurfürstlichen Räthe ihrem Herrn zu erwägen, daß Bayern mit seinen territorialen Ansprüchen der Gefahr eines Krieges mit Spanien, mit Polen, mit allen Dependenzen des Hauses Oesterreich gegenüber stehe, daß ohne Hülfe Frankreichs die Ansprüche auf die österreichischen Erbländer nicht ausgefochten werden könnten, daß mit der Erwerbung der römischen Königswürde dem Kurfürsten die Hoffnung winke, nach der Hand das Kaiserthum an sein Haus zu bringen, daß Bayern durch den Erwerb österreichischer Erbländer, namentlich Böhmens, eine solche Bedeutung gewinne, daß dem Franzosenkönig nichts als der bloße Name eines Kaisers bleibe. Erst im November 1670 gab der Kurfürst seine Zustimmung zur Rückgängigmachung jener Klausel: Bayern sollte auch in dem Falle, daß ihm die Kaiserkrone übertragen würde, nichtsdestoweniger dahin arbeiten, daß der König von Frankreich zum Kaiser und der Kurfürst zum römischen König gewählt werde. Erst jetzt auch einigte man sich unter beiderseitigen Zugeständnissen in der Subsidienfrage. So kam der zweite Separatartikel vom 28. November 1670 zustande.

Der Allianzvertrag von 1670 ist in seinen letzten Stadien ausschließlich das Werk Fürstenbergs und Schmids; Mair war unfreiwillig ausgeschieden, Adelheid war zuletzt nicht mehr mitgegangen. Der Einfluß der Räthe hatte über den Einfluß des Frauengemachs gesiegt, aber die Eintracht innerhalb der sogenannten „französischen Trinität“ war seitdem zerstört. Adelheid konnte, nach einer späteren Aeußerung ihres Beichtvaters Spinelli, nicht verwinden, daß man in dem Allianzvertrag Frankreich die Unterstützung zur Erwerbung der Kaiserkrone zugesagt, ihrem Kurprinzen damit nur die Aussicht auf die römische Königskrone gelassen; Adelheid war aber auch eifersüchtig geworden auf den immer wachsenden Einfluß Fürstenbergs und Schmids. Wenige Jahre später konnte sie im Verkehr mit dem kaiserlichen Gesandten Königsegg als Lieblingsprojekt erörtern — die einstige Vermählung ihres Sohnes Max Emanuel mit der Kaisertochter Marie Antonie.

Welche Bedeutung Gravel der bayerisch-französischen Allianz von 1670 beimaß, ergibt sich unter anderem aus einer schriftlichen Aeußerung gegenüber Fürstenberg, worin er den Vertrag „die wichtigste Verbindung nennt, die jemals zwischen Fürsten geschlossen worden ist“. Und dieser Bedeutung entspricht das Geheimniß, mit dem man bayerischerseits den Vertrag umgab. Das Paket, welches die Vertragsinstrumente enthielt, wurde vom Kurfürsten eigenhändig mit seinem Handpetschaft verschlossen und mit folgender eigenhändiger Ueberschrift ins innere Archiv gegeben: „Dieses Paket soll ohne unser Vorwissen und Spezialbefelch niematen eröffnet werden. Ferdinand Maria Kurfürst.“

Und in der That, wenige bayerische Verträge haben so nachhaltige Spuren in der Geschichte unsres Landes hinter-

lassen, wie der Allianzvertrag von 1670, der nicht bloß mit der Möglichkeit eines schon damals in der Luft liegenden französisch-holländischen Krieges, sondern auch mit den zwei Hauptfragen der zwei nächsten Generationen rechnet, der spanischen und der österreichischen Erbfolgefrage. Die unmittelbaren Folgen des Allianzvertrags machten sich geltend in der Haltung Bayerns im holländischen Kriege, die entfernteren Wirkungen aber reichen über die zeitliche Dauer des auf 10 Jahre geschlossenen Vertrags hinaus, bis zum Frieden von Füssen 1745. Noch der österreichische Erbfolgekrieg Karl Alberts ist eine direkte Folge des Allianzvertrags von 1670; die späteren bayerisch-französischen Allianzverträge von 1714 und 1727 sind nur Ueberarbeitungen des Vertrags von 1670 mit zeitgemäßen Aenderungen. Und doch ist bis jetzt nicht bloß die Entstehungsgeschichte, sondern selbst der lateinische Originalwortlaut des Allianzvertrags, der sich allein im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen in Paris erhalten hat, unbekannt.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Neuere juristische Literatur.** Von der Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich, die im Laufe der letzten Monate zur Besprechung eingelaufen ist, sind an erster Stelle die Protokolle der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs anzuführen. Sie werden im Auftrag des Reichsjustizamts von Achilles, Gebhard und Spahn, seinerzeitigen Mitgliedern der Kommission, bearbeitet und erscheinen im Verlag Guttentag in Berlin. Bis jetzt liegen drei Lieferungen vor. Ihre Ausstattung ist die gleiche, wie sie die im Jahre 1888 durch denselben Verlag herausgegebenen Motive zum ersten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs aufweisen, so daß sie gewissermaßen als Fortsetzung dieses Werkes erscheinen. Das ist umsomehr zu begrüßen, als die Motive, die ob ihrer strengen Wissenschaftlichkeit und ihres unglaublichen Reichthums an werthvollem Material als eine geradezu monumentale Leistung deutscher Arbeitskraft und deutschen Fleißes bezeichnet werden müssen, zufolge des erheblichen Unterschieds zwischen dem ersten Entwurf, dem sie angepaßt waren, und der endgültigen Fassung des Gesetzbuches nur schwierig verwendet werden konnten. Die Protokolle schlagen die Brücke zwischen dem Ausgangspunkt und dem Ziel; sie erklären die Umwandlung des ersten Entwurfs in den zweiten, der ja dann nur mehr unbedeutende Abänderungen erfuhr, und bilden demzufolge ein schätzbares Hülfsmittel für die Erklärung des Gesetzes. Für den Juristen sind ihre Ausführungen durch ihre Klarheit und Schärfe außerordentlich anziehend und erfreulich, der Nichtjurist aber wird sich auch bei weniger eingehender Betrachtung jedenfalls der beruhigenden Gewißheit nicht entziehen können, daß die Männer, denen die Herstellung des großen Gesetzwerkes oblag, mit äußerster Sorgfalt an ihre Arbeit gegangen sind. — Von den Kommentaren ist bisher nur jener vom Rechtsanwalt Dr. M. Scherer beim Reichsgericht in Leipzig eingelaufen, der einstweilen bis § 143 reicht, jedoch nach der Versicherung des Verlegers (Palm u. Enke, Erlangen) bis § 853, also bis zum Sachenrecht, bereits druckfertig vorliegt. Wie die meisten Werke dieses Verlags, zeichnet ihn eine schlichte Gediegenheit aus. Die Parallelstellen aus dem ersten Entwurf würde ich lieber in den Anmerkungen sehen; neben die geltenden Bestimmungen gesetzt, beeinträchtigen sie deren Uebersichtlichkeit. — Die systematischen Werke sind zunächst durch zwei weitere Lieferungen der Vorträge von Dr. Max Hachenburg, Rechtsanwalt in Mainz, vertreten. Die Hoffnung, die ich an die Besprechung der ersten (Beilage 1897, Nr. 138) knüpfte, daß eine lebendige Darstellung des neuen Rechts in diesen Vorträgen geboten würde, scheint sich zu erfüllen. Trockener gehalten sind die Blätter aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch von Max Ostermeyer, Rechtsanwalt in Tilsit (Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhard), eine Arbeit, die in erster Linie für die Juristen im Gebiete des preußischen Landrechts bestimmt ist und ihnen für das Gesetzesstudium gute Dienste leisten wird. — Eine eingehendere Besprechung, als an dieser Stelle der Raum gestattet, verdiente das „Lehrbuch des deutschen bürgerlichen Rechts auf der Grundlage des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich" von Konrad Cosack, Professor der Rechte in Bonn (Jena, Gustav Fischer). Cosacks Werke sind mit gutem Grunde, besonders in den Kreisen der Praktiker sehr beliebt. Sie meiden den philosophisch-abstrakten Ton, dessen Verständniß eine gründlichere Vertrautheit mit den Disciplinen der Philosophie voraussetzt, als sie bei der heutigen Ordnung des Studiengangs in der Regel erreicht wird; dafür bieten sie eine einfache, klare Fassung der Begriffe, eine übersichtliche Entwicklung der einzelnen Rechtsinstitute nach ihren verschiedenen Richtungen, largen nicht mit verdeutlichenden Beispielen, wo solche am Platze erscheinen, und erreichen dadurch aufs beste den Zweck der Lehrbücher; man schöpft aus ihnen rasche und sichere Kunde des Gegenstandes, mit dem sie sich befassen. Sie verleugnen nicht, daß sie erweiterte Kollegienhefte sind, und das ist gut; nach Kollegienheften eignet man sich auf der Universität die Grundlagen des juristischen Wissens an, und man baut auf diesen Grundlagen am leichtesten weiter, wenn man im gleichen System verharren kann. Erschienen ist von dem Lehrbuch die erste Abtheilung, die den allgemeinen Theil des Gesetzbuchs, sowie die Einleitung in das Recht der Forderungen behandelt; die zweite Abtheilung, mit der der erste Band abgeschlossen sein soll, ist für Ostern 1898, der zweite und letzte Band für Ende des Jahres 1898 angekündigt. — Ein Gegenstück zu diesem Werk ist das „Lehrbuch des bürgerlichen Rechts" von Dr. Eduard Heilfron, Amtsrichter in Nauen (Berlin, Speier u. Peters). Habe ich jenes ein erweitertes Kollegienheft genannt, so möchte ich dieses als ein gutes Skriptum bezeichnen; wer ein juristisches Examen hinter sich hat, weiß zu schätzen, was dies sagen will. Hier ist kurz zusammengefaßt, was zu wissen nöthig ist; knappe Kürze, Ausscheidung des entbehrlichen Stoffes, scharfe Formulirung feststehender Sätze, klare Gegenüberstellung umstrittener Meinungen charakterisiren das Buch. Es beschränkt sich nicht auf das neue Gesetz, faßt vielmehr das ganze bürgerliche Recht, auch wo es auf öffentliches Gebiet hinübergreift (z. B. hinsichtlich des Geldwesens, der Gewerbeordnung, der Versicherungsgesetze), zu übersichtlicher Behandlung zusammen. Bisher liegt die erste Abtheilung vor, in der die Einleitung des Bürgerlichen Gesetzbuchs (Allgemeiner Theil) erledigt wird. Eine schärfere Hervorhebung der Vorschriften des neuen Rechts im Vergleich zu dem bestehenden wäre zu wünschen. Als Grundlagen der Ausführungen dienen das gemeine Recht und das preußische Landrecht; der code civil ist gelegentlich berücksichtigt. Die Reichsgesetze finden allerorts, wo Anlaß gegeben ist, entsprechende Erwähnung. Vielfach ist auf frühere Bücher des gleichen Verfassers (römische und deutsche Rechtsgeschichte, Zivilprozeß- und Konkursordnung) verwiesen, die ich leider nicht kenne. — Als eine interessante Ergänzung der Literatur zu dem nunmehr einheitlichen bürgerlichen Recht ist die Deutsche Rechts- und Gerichtskarte (Kassel, Th. G. Fisher u. Co.) zu erwähnen, aus der die Zerrissenheit des gegenwärtigen Zustands mit geradezu peinlicher Deutlichkeit hervortritt. Ein beigegebenes Orientirungsheft verzeichnet sämmtliche Gerichtsarte des Deutschen Reichs; bei den Landgerichten sind die in ihrem Bezirk geltenden Rechte aufgeführt. Eine solche Karte war seit langer Zeit ein Bedürfniß. Sie ist etwas spät gekommen, aber nicht zu spät. Bis das neue Recht vollständig und ausschließlich zur Wirkung kommen wird, kann noch lange Zeit vergehen, und bis dahin kann sie dankenswerthe Dienste thun.

G. **Eine antike Büste von Elche.** Im Louvre in Paris wurde jüngst ein bewunderungswürdiges Kunstwerk, das einzig in seiner Art ist, aufgestellt: die antike Büste einer jungen Frau, die letzten September zu Elche in Spanien aufgefunden worden war. Sie ist in Lebensgröße in spanischem Kalkstein gemeißelt. Stil, Bekleidung und Schmuck der Büste zeigen deutlich den Ursprung: sie gehört der griechisch-phönizischen Bildhauerschule an, die ungeachtet der hellenischen und karthagischen Einflüsse ihren Lokalcharakter wahrte. Im

Digitized by Google

Jahre 1869 fand man die ersten Fragmente aus dieser Kunstepoche in dem Boden des sogenannten „Corro de los Santos“ unweit von Alicante und Murcia; sie wurden dem nationalen Archäologischen Museum von Madrid einverleibt. Die spanischen Alterthumsforscher verhielten sich diesen größtentheils verstümmelten und unscheinbaren Kunstwerken gegenüber höchst ablehnend, bis endlich Léon Heuzey dieselben einer eingehenden Prüfung unterzog und in einer im Jahre 1891 veröffentlichten Abhandlung ihre Herkunft und Echtheit feststellte. Er erkannte im Typus der Figuren und in der Anordnung der Gewandung die Merkmale des griechischen Archaismus, in der Ausführung und dem Beiwerk mehrere Kennzeichen der orientalischen Kunst, wie wir sie aus den vorhandenen Bildwerken kennen. Gewisse charakteristische Einzelheiten der Bekleidung, wie sie Geschichtschreiber und Geographen festgestellt haben und die sich in der Büste wiederfinden, beweisen deren spanischen Ursprung. Durch aufmerksame Prüfung und Vergleichung der einzelnen Kennzeichen gelang es, die Herkunft dieser iberischen Skulpturen zu bestimmen und nachzuweisen, daß die Kunst des Corro im 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von den Karthagern nach der Gegend von Murcia und Alicante importirt wurde. Heuzey ist überzeugt, daß weitere Nachforschungen in jener Gegend eine reiche Quelle der Belehrung über die griechisch-phönizische Kultur in der Zeit vor der römischen Ansiedelung in Spanien erschließen werde. Es gibt wenig Kunstwerke, so schreibt das „Journal des Débats“, die schon auf den ersten Blick so bezaubernd wirken, wie diese Frauenbüste von Elche. Der Kopf ist mit einer Art Mitra bedeckt und die Stirn von einem mit Juwelen geschmückten Band bekränzt. Schwere Haarflechten fallen in die Schläfen, während zwei durchbrochene, mit Edelsteinen gezierte Metallräder das Gesicht umrahmen. Die strengen, scharfgeschnittenen Züge athmen Leben; man kann sich nichts Herberes und zugleich Anmuthigeres als dieses Frauenbild denken. Leichte Spuren von Farbe erhöhen noch die Lebendigkeit des Ausdrucks: Stirn und Wangen bedeckt ein Anflug von Patina, die Lippen und das Stirnband sind roth geblieben. Die hohlen Augensterne der wunderbar geformten Augen waren ehemals mit Edelsteinen eingelegt. Das ganze Werk zeigt eine außergewöhnlich markige und doch wieder ungemein weiche Behandlung, auch ist es in selten gutem Zustande auf unsre Zeit gekommen.

* Der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Generalmajor Liebert, hat im ethnologischen Interesse folgenden Gouvernementsbefehl erlassen: „Es ist von Seiten des Gouvernements bereits verschiedentlich darauf hingewiesen worden, wie wünschenswerth es ist, die Eigenheiten der Völker Ostafrika's zu sammeln, ehe sie der alles ausgleichenden Kultur zum Opfer fallen. Je weiter der Machtbereich der Stationen sich ausdehnt, desto mehr geht verloren, und es ist allerhöchste Zeit, zu retten, was noch zu retten ist. Der geeignetste Platz für die Aufbewahrung und wissenschaftliche Verwendung der Sammlungen und Notizen ist das königliche Museum für Völkerkunde in Berlin, wie bereits durch den Bundesrathsbeschluß vom 21. Februar 1889 hervorgehoben ist. Das Museum hat dem Gouvernement einen Fonds zur Bestreitung von Anschaffungs- und Transportkosten der Sammlungen zur Verfügung gestellt. Ich bitte die Herren, die Sammlungen einzusenden, eventuell Erstattung ihrer Unkosten aus diesem Fonds zu beantragen. Sammlungen aus dem Süden der Kolonie, aus dem Gebiet um den Manyara-See, aus dem Osten des Nyanza und dem Norden des Tanganyika sind vor allem erwünscht. Sorgfältige Bezeichnung der Gegenstände erhöht ihren Werth bedeutend, besonders wenn auch Notizen nach den Instruktionen des Museums beigefügt sind. Gegenstände des täglichen Gebrauchs, der Kultur 2c. sind bedeutend wichtiger als Speere und Schilde, besonderer Werth muß auch auf Ornamentsammlungen gelegt werden. Die Abtheilung für Landeskultur ist beauftragt, alle Sammlungen für das kgl. Museum in Empfang zu nehmen, zu verpacken und zu versenden.

* Zu dem Satz in der Beilage Nr. 36 S. 7: in der Kriegsliteratur von 1870/71 gebe es wohl kein ähnliches Werk wie das von G. Wigh so einladend besprochene dänische Buch, möchte ein alter Leser der „Allgemeinen“ sich zu bemerken erlauben, daß ein württembergischer Geistlicher vor etlichen Jahren einen verwandten, werthvollen Beitrag zur Psychologie des Kriegs und der Kriegszeiten veröffentlicht hat: P. Dorsch, Schwäbische Bauern in Kriegszeiten. Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw, Ulm und Stuttgart.

* **Heidelberg.** Der Privatdozent der Augenheilkunde an unsrer Universität, Dr. v. Hippel, ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Leipzig,** 17. Febr. Die erste deutsche Handelshochschule wird voraussichtlich in der zweiten Hälfte des April eröffnet werden. Ein aus den Professoren Friedberg und Bücher, den Handelsschuldirektoren Raydt und Dr. Adler und dem Mitgliede der Handelskammer Habenicht bestehender Ausschuß wird das Lehrprogramm vorbereiten. Ein Handelshochschulsenat wird gebildet werden; die Kanzlei wurde bereits eröffnet. — Wie ein Telegramm des „Leipz. Tgbl.“ meldet, ist der Professor der Laryngologie an der hiesigen Universität, Dr. Wilhelm Moldenhauer, in Meran gestorben.

* **Halle,** 17. Febr. Am 12. Februar wurde das 25jährige Bestehen des Vereins für Erdkunde festlich begangen. Es hatte sich zu der Feier eine zahlreiche Gesellschaft aus der Stadt und von auswärts in der Stadt Homburg eingefunden. Aus Leipzig waren Prof. Ratzel und Dr. Hassert herübergekommen. Der Vorsitzende, Prof. Kirchhoff, der sich um den Verein die größten Verdienste erworben hat, begrüßte die Gäste und gedachte dann des Gründers des Vereins, Dr. Otto Ule. Der Verein hat sich namentlich dadurch verdient gemacht, daß in den von ihm herausgegebenen Mittheilungen Abhandlungen erscheinen, welche die geographischen und geschichtlichen Verhältnisse der Provinz Sachsen behandeln. De. Hans Meyer (Leipzig), Prof. Alex. Supban (Gotha), Prof. Fritz Regel (Jena), Prof. Penk (Wien), Prof. Sieg. Günther (München) wurden zu Ehrenmitgliedern, die HH. Privatdozent Hassert (Leipzig), Prof. Dr. Hettner (Tübingen), Ernst Ebes (Leipzig) und Paul Langhans (Gotha) wurden zu korrespondirenden Mitgliedern ernannt.

* **Berlin.** Mit einer Antrittsvorlesung über „die Aufgaben der Polarforschung“ hat sich der Forschungsreisende Dr. Erich v. Drygalski am 16. d. M. an unsrer Universität habilitirt. Er ist ein Schüler des Prof. v. Richthofen und leitete im Jahre 1892 die Expedition nach Westgrönland, an welcher Dr. Stade als Meteorolog theilnahm. Die Untersuchungen dieser Expedition waren auf die Erforschung der physikalischen Eigenschaften und der Bewegungserscheinungen des Gletschereises gerichtet. — Ueber die Versuche, die seit etwa Jahresfrist in der von Prof. v. Leyden geleiteten Klinik mit Kreosotal als Heilmittel gegen Tuberkulose gemacht wurden, liegt nunmehr in den „Charité-Annalen“ ein Bericht vor, der eine erfolgreiche Anwendung dieses Mittels in den Fällen von entstehender oder nicht zu weit vorgeschrittener Lungenschwindsucht konstatirt, falls die Kur durch eine kräftigende Diät und eine hygienische Lebensweise unterstützt wird. Bei den 28 mit Kreosotal behandelten Kranken wurden 27 theils günstige, theils vorzügliche Erfolge erzielt. Das Kreosotal, eine ölig schmeckende Flüssigkeit, wird aus dem Kreosot gewonnen, das sich bekanntlich nicht als Heilmittel der Tuberkulose erwiesen hat. Das neue Mittel wird dem Kranken wochenlang in zu- und abnehmenden Mengen gegeben, bis schließlich Husten und Auswurf fortfallen. Bei einigen Kranken waren nach einer Behandlung von 6 Monaten die pathologischen Symptome vollständig geschwunden. Das Mittel ist so billig, daß es auch armen Patienten erreichbar ist.

* **Paris,** 17. Febr. Der Tod des Romandichters Ferdinand Fabre, dessen Wahl in die Académie Française gesichert war, eröffnet neue Diskussionen über die Nachfolge Meilhacs. Henri Lavedan, der in wenigen Wochen zwei große Bühnenerfolge gehabt hat, zuerst mit „Catherine“ in der Comédie Française und dann mit „Le Nouveau Jeu“ in den Variétés, hat sich entschlossen, seine Kandidatur aufzustellen, und seine Aussichten sollen nicht schlecht sein. Andrerseits bemerken jedoch die Freunde des Dramatikers Paul Hervieu, daß er als der Verfasser von „Les Tenailles“ und „Le Droit de l'Homme“, die beide mit großem Erfolg in der Comédie Française gegeben wurden, ältere Anrechte habe als Lavedan, und zeigen sich geneigt, seine Kandidatur gegen diejenige Lavedans aufzustellen.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 19. Februar. Nummer 40.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Grundzüge einer künftigen nationalen Erziehung. — Neue Novellen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Grundzüge einer künftigen nationalen Erziehung.

„Sowie sich die höhere Idee des Staates und seiner Aufgaben entwickelt, kann jene alte Scheidung des Erziehungs- und Unterrichtswesens nicht dauern; sie werden eins für den arbeitenden Staat, wie sie es ihrem höheren Wesen nach sind. Die Verweisung der Völkererziehung an die Kirche hört auf und das leitende Prinzip des germanischen Bildungswesens gewinnt den endgültigen Sieg: das Unterrichtswesen muß zugleich die organisirte ‚Erziehung‘ des Volkes bilden. — Die Bildung unsres Jahrhunderts wird damit allmählich ‚die durch die wissenschaftliche Ausbildung aller Einzelnen sich entwickelnde Volkserziehung‘, welche ihre großen Prinzipien jetzt nicht mehr in dem bloßen Glauben und Bekennen, sondern als die Erhebung des individuellen Geistes zur bewußten Selbstverantwortlichkeit auffaßt. Das ist es, was in unserm Jahrhundert unser Bildungswesen in seinem höheren Sinne bedeutet. Dadurch vollzieht sich langsam das, was wir bis jetzt noch mehr empfinden als klar wissen und was dennoch die heutige Gesittung aller Kulturvölker anstrebt. Das System des Unterrichtswesens wird (zugleich) zum System des Erziehungswesens.“ Es sind hohe, ernste, wahrhaft prophetische Gedanken, welche der große Rechtslehrer Lor. v. Stein hiemit in seinem Handbuch der Verwaltungslehre[1]) ausspricht und zu welchen er in seiner gewaltigen, geistvollen „Geschichte des Bildungswesens“ die historisch-philosophische Beweisführung bietet. Wie Zukunftsmusik klingt es uns aus jenen Sätzen entgegen, aber jenes Programm entsprang nicht der genialen, jedoch willkürlich spielenden Phantasie eines Dichterkomponisten, sondern es stellt das Endergebniß langjähriger Studien und gewissenhaftesten Nachdenkens eines philosophisch geschulten Juristen dar. Es bildet die Quintessenz alles dessen, was ein einsichtsvoller Historiker nach klarem Erfassen des bisherigen Entwicklungsganges als die nächste dringendste Aufgabe der modernen Völker und Staaten auf dem Gebiete des Bildungswesens erkannt und gefordert hat. Darum muß es auch den gegenwärtigen Hütern und Lenkern des städtischen und staatlichen Unterrichtswesens, welche die Verantwortung für die gesunde, gerechte und friedliche Fortentwicklung unsres Volkes und Staates tragen, ernstlich ans Herz gelegt werden.

Unsre heutigen Schulen sind nur „Unterrichts“anstalten, welche bloß nebenbei, durch ihre Disciplin und Organisation, sowie durch einzelne Fächer, wie Deutsch und Geschichte, auch „erziehend“ wirken. Die eigentliche „Erziehung“ aber der künftigen Bürger wird noch ausschließlich der Kirche überlassen, welche, wie Lor. v. Stein gleichfalls an verschiedenen Orten ausführt, diese Erziehungsaufgabe nach ihren keineswegs genügenden Methoden (Memoriren, Dogmatik) und zuvörderst in „ihrem“ (ständisch-korporativen) Interesse auffaßt und versieht. Auf Grund aber der bisherigen geschichtlichen Entwicklung, derzufolge der moderne Staat immer mehr Aufgaben der mittelalterlichen Kirche übernahm, und gemäß den gesteigerten Anforderungen der modernen Zeit, welche eine Bildung zur Selbständigkeit, zu Vernunft und Freiheit, welche eine Erkenntniß auch der sozialen und politischen Pflichten erheischt, erscheint es als dringendes Erforderniß eines richtig geleiteten Bildungswesens, daß die staatliche Schule allmählich auch die bewußte, planmäßige „Erziehung“ der künftigen Bürger übernehme, daß sie aus einer bloßen Unterrichts- zu einer umfassenden „Bildungs“anstalt werde.

Das sind die Grundgedanken des großen Rechtslehrers, der tiefer als Irgendeiner vor und nach ihm das Wesen und die Aufgaben des modernen Rechts- und Kulturstaats erfaßt hat.

Ein Blick auf die Vorgänge in den übrigen Kulturstaaten scheint die Richtigkeit seiner Schlüsse und Forderungen vollauf zu bestätigen.

Da ist vor allem Frankreich, das Versuchsfeld für alle Entwicklungskeime, wo seit dem Jahre 1882 der Staat in seiner instruction morale et civique auch die „Erziehung“ der künftigen Bürger in seinen Unterrichtsanstalten übernommen hat. Mag auch die theoretische wie die praktische Durchführung des Planes unsern Anforderungen an eine nationale und ideale Bildung keineswegs entsprechen, so gebührt doch Frankreich das Verdienst, zuerst den Drang und Gang der historischen Entwicklung begriffen und einen Fortschritt eingeleitet zu haben, den früher oder später alle modernen Kulturvölker nachmachen müssen, wenn sie den Weg zu freier Selbstbestimmung mit Erfolg — ohne Einbuße an nationaler Kraft und Tüchtigkeit, sowie an idealer Kultur — beschreiten wollen.

Unser deutsches Volk, das nach seinen bisherigen Leistungen in theoretischer und praktischer Pädagogik berufen wäre, das von der Nachbarnation eingeleitete Unternehmen gründlicher, vielseitiger, in idealerem und humanerem Geiste fortzuführen, scheint noch keine Ahnung von der oben dargelegten wichtigen Aufgabe des modernen Staates zu haben. Vor hundert Jahren war dies anders. Damals im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus begriffen und verwirklichten die Staatslenker, ungehemmt durch reaktionäre, von der staatsfeindlichen Kirche beherrschte Kongreßmajoritäten, auch die höchsten Aufgaben eines gebildeten Staatswesens mit kühnem, vorurtheilsfreiem, der künftigen Entwicklung vorarbeitendem Geiste. Damals erwiderte der preußische Kultusminister v. Zedlitz dem Breslauer Konsistorium, das ihm vorhielt: „Derjenige Unterthan sei der beste, welcher am meisten glaube, und derjenige der schlechteste, welcher am meisten raisonnire“, energisch: „Seine Majestät sei nicht gesonnen, die Sicherheit des Staates auf die Dummheit der Unterthanen zu gründen.“[1])

[1]) 3. Aufl. Stuttgart, Cotta 1888. 2. Theil, S. 140.

[1]) Vgl. Theod. Ziegler: Gesch. d. Pädagogik. München, Beck 1895. S. 238.

Digitized by Google

Und noch 1813, in dem preußischen Entwurf einer allgemeinen Schulordnung, vertrat sein Verfasser, Geheimrath v. Süvern, die hohe staatspädagogische Auffassung: „Alles wird der Staat in und mit seinen Bürgern erreichen können, wenn er sorgt, daß sie alle von Jugend auf für seine großen Zwecke, deren Gegenstand ja ihre eigene Gesammtheit ist, gebildet und dadurch zugleich schon früh innerlich konsolidirt werden.“ [1])

Damals wurde Stephani, der Verfasser des „Grundriß der Staatserziehungswissenschaft“,[2]) von der bayerischen Regierung zum Schulrath[3]) nach Augsburg berufen. Seinen Geist athmet der kurpfalzbayerische Erlaß vom Jahre 1803,[4]) worin die Regierung klar und energisch die von L. v. Stein für die Zukunft geforderte Verbindung von Unterrichts- und Erziehungswesen ins Auge faßt. Es heißt dort: „Bei dem fast gänzlichen Mangel an zweckmäßiger häuslicher Erziehung müssen die öffentlichen Unterrichtsanstalten so eingerichtet sein, daß durch sie nicht nur die intellektuelle, sondern auch und „vorzüglich“ die „moralische“ Bildung der Jugend befördert werde. Dadurch allein werden sie, was sie eigentlich sein sollen, nämlich Anstalten, wodurch die Menschen fähig gemacht werden, ihre Bestimmung zu erreichen. Diese Bestimmung ist für jeden Menschen eine doppelte — die allgemeine und die besondere. Die allgemeine Bestimmung jedes Menschen ist die reine Sittlichkeit, die besondere ist Brauchbarkeit, d. h. als ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft muß er in den Stand gesetzt werden, zu seinem und dem allgemeinen Wohle das Möglichste beizutragen. Die moralische Bildung, die reine Sittlichkeit, wird nur durch eine herrschende Liebe zu allem Guten und durch Erkenntniß des Guten erlangt. Beides wird nicht durch Erlernung moralischer Vorschriften, auch nicht durch Auswendiglernen der Glaubens- und Sittenlehren der Religion hervorgebracht, sondern durch frühzeitige Erweckung des moralischen Gefühls, durch tiefes Einprägen von Grundsätzen, welche aus diesem Gefühl entwickelt werden müssen, und durch Befestigung dieser Grundsätze durch die Lehren der Religion, welche diese Grundsätze als den Willen des weisesten Gesetzgebers und gütigen Vaters erklären.“ Wann wird solch ein edler, humaner Geist wieder in unsre Schulen einziehen? Da ist keine Rede von dem Monopol der Kirche bezüglich der moralischen Erziehung, noch viel weniger von der Nothwendigkeit einer streng konfessionellen Unterweisung! Die Sittlichkeit steht selbständig da, in ihrer reinen Schöne, als Liebe zum Guten und Erkenntniß des Guten, die ihre eigenen starken Wurzeln in dem moralischen Gefühl und in ethischen Grundsätzen hat. Der Religion wird eine höchst wichtige, aber doch nur „subsidiarische“ Stellung zuerkannt, zur Befestigung der ethischen Grundsätze, wie Kant dies in seiner „Religion innerhalb der bloßen Vernunft“ so schön und überzeugend ausgeführt hat: „Religion ist die Erkenntniß aller unsrer Pflichten als göttlicher Gebote“ (IV. Stück I. Theil). Ob es nicht um Staat, Volk und Sittlichkeit auch in unserm Jahrhundert besser bestellt wäre, wenn der Staat in solchem Geist die „Erziehung“ seiner Bürger selbst in die Hand genommen hätte, statt sie ganz und gar den Vertretern der starrsten konfessionellen Rechtgläubigkeit[5]) auszuliefern? Die damalige bayerische Regierung, welche die „höhere Idee des Staates und seiner Aufgaben“ richtig begriff, ging sogar noch einen Schritt weiter, indem sie in dem Niethammer'schen Schulplan vom Jahre 1808 in den höheren Klassen der Gymnasien den Religions- durch einen philosophischen Moralunterricht ersetzen ließ. Und doch müßte der moderne Staat zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch dringendere Veranlassung, ja Nöthigung empfinden, seines historischen Berufes sich zu erinnern, die alte Scheidung des Erziehungs- und Unterrichtswesens aufzuheben und die „durch wissenschaftliche Ausbildung aller Einzelnen sich entwickelnde Volkserziehung“ kühn und fest in die Hand zu nehmen.

Im Laufe unsres Jahrhunderts sind im inneren und äußeren Leben der modernen Kulturvölker tiefgreifende Veränderungen vor sich gegangen, welche dieselben der Selbständigkeit und Mündigkeit einen beträchtlichen Schritt näher brachten. Und wie einsichtige Eltern und Lehrer in einer ähnlichen kritischen Lebensepoche aufhören, ihre Zöglinge immer noch wie Kinder zu behandeln, vielmehr an die Einsicht und das Ehrgefühl der Jünglinge sich wenden und sie zum rechten Gebrauch der beginnenden Selbständigkeit zu befähigen suchen: so wird auch die künftige nationale Erziehung ihr Hauptaugenmerk darauf richten müssen, die heranwachsende Generation zu selbständiger Erfassung und freudiger Erfüllung ihrer „diesseitigen Pflichten“ als Menschen und als Bürger vorzubereiten.

Aus Kindern werden Männer, aus Unterthanen Bürger, aus gläubigen Herdenwesen denkende Persönlichkeiten: dieser Tendenz aller Entwicklung muß eine künftige Volkserziehung Rechnung tragen, wenn nicht die modernen Völker, unfähig zur Anpassung an die veränderten politischen und sozialen Verhältnisse, durch Entsittlichung und Entartung zugrunde gehen sollen.

Denn die alten Stützen der richtigen und sittlichen Lebensführung: Tradition und Autorität, sind bei weitem nicht mehr tragkräftig genug. Die Sitte des Hauses und des Standes, in welche die Einzelnen einst unmerklich hineinwuchsen, beginnt sich unter den modernen Lebensverhältnissen immer mehr zu lockern.

Die Kirche vermag weder aus ihren heiligen Schriften für die so komplizirten Aufgaben des heutigen öffentlichen und Kulturlebens die geeigneten Regeln zu entnehmen noch den zunehmenden Abfall von den mit der christlichen Moral aufs engste verknüpften Glaubensvorstellungen zu verhindern.

Der Staat hat mit seiner Verfassung die als mündig betrachteten Bürger zur Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berufen und sollte sich auch verpflichtet fühlen, die heranwachsende Generation zur Einsicht und Werthschätzung der bürgerlichen Gesetze und Einrichtungen zu erziehen.

Die wirthschaftlich-soziale Entwicklung hat die Bande gelöst, welche die Einzelnen einst mit den Ueberlieferungen und Ordnungen eines einfachen Berufslebens verknüpften. Sie sehen sich auf die eigenen Füße gestellt und auf einen gesteigerten Wettbewerb um die wirthschaftlichen Güter mit in- und ausländischen Konkurrenten hingewiesen.

Das heutige Kulturleben überhaupt mit seinem Reichthum an Erzeugnissen und Anreizen verlangt von dem modernen Menschen eine genaue Kenntniß der Bedingungen und Gesetze einer geistig und leiblich gesunden und zweckmäßigen Lebensführung, wenn es nicht den Kopf- und Haltlosen, den Leichtsinnigen und Willensschwachen zum Fluch werden, wenn es nicht unzählige Einzelne, ja ganze Völker in unheilbares Verderben reißen soll.

---

1) A. a. O. S. 305.

2) 1804 unter dem Titel „System der öffentlichen Erziehung“.

3) Sein Grundsatz der Erziehung war: „Behandle deinen Zögling als ein freies Wesen, welches seinen Willen stets nach den Vorschriften der Vernunft selbstthätig gebrauchen lerne.“

4) Vgl. Döllinger: Verordnungen III. Bd.

5) Welche Folgen das hat, sprach Kant in dem genannten Werke (Reclam'sche Ausgabe S. 196) aus: „So beherrscht die Kirche zuletzt den Staat nicht eben durch Gewalt, sondern durch Einfluß auf die Gemüther, überdem auch durch Vorspiegelung des Nutzens, den dieser vorgeblich aus einem unbedingten Gehorsam soll ziehen können, wobei aber unvermerkt die Gewöhnung an Heuchelei die Redlichkeit und Treue der Unterthanen untergräbt, sie zum Scheindienst auch in übrigen Pflichten abwürdigt und gerade das Gegentheil von dem hervorbringt, was beabsichtigt war.“

Kurzum, die veränderten politischen, sozialen, wirthschaftlichen und Kulturverhältnisse, welche insgesammt vernünftige, der Selbstregierung fähige, tüchtige und edle Persönlichkeiten voraussetzen, erheischen dringend eine Erziehung zu selbständiger, vernünftiger und sittlicher Lebensgestaltung. Daß aus den oben angedeuteten Gründen der religiöse Moralunterricht „allein“ nicht mehr imstande ist, alle künftigen Bürger des modernen Staates zu solch richtiger und tüchtiger Lebensführung vorzubereiten, macht sich schon heute zum großen Nachtheil unsres Volks- und Kulturlebens allenthalben bemerkbar. Er bedarf daher der Ergänzung durch eine wissenschaftlich begründete Lebens- und Bürgerkunde. Denn wie die „Intelligenz“ (Verstand und Vernunft) sich zur Führerin der reifer gewordenen Individuen empor- und durchgerungen hat, so wird und muß die „Wissenschaft“ als die höchste Leiterin des Gesammtorganismus sich bethätigen und bewähren. Das wird heute stillschweigend oder offen auf allen Gebieten menschlicher Lebensbethätigung selbst von den Gläubigsten anerkannt. In Industrie und Technik, in Handel und Wandel, in Politik und Nationalökonomie: überall wird nach Einsicht und Erfahrung erwogen und gehandelt. Nur auf dem wichtigsten Gebiet, in den Fragen der sittlichen Gestaltung des Einzel- und Gesammtlebens, mißtraut man der Einsicht und klammert sich ängstlich an die alten Stützen: Tradition und Autorität. Und doch hat die geschichtliche Erfahrung deutlich genug bewiesen, daß z. B. die theologisch-christliche Lebensanschauung, wenn allzu ausschließlich befolgt, weder der Erhaltung, noch dem Fortschritt der frömmsten Völker förderlich war.[1])

Durch eine solche wissenschaftliche Lebens- und Bürgerkunde, die als Ergänzung des bisherigen konfessionellen Religions- und Moralunterrichts die sittliche Erziehung der modernen Bürger und Menschen leiten sollte, würden die Schulen (wie es in der bayerischen Schulordnung von 1803 heißt) zu „Anstalten, welche die Menschen fähig machen, ihre Bestimmung zu erreichen“. Welches ist nun diese Bestimmung? Darüber kann uns „wissenschaftlich“ nur das Studium der Natur- und Kulturgeschichte belehren. Aus beiden gewinnen wir einen für das praktisch-ethische Handeln ausreichenden Einblick in die Ziele oder Zwecke des Menschenlebens. Jene[2]) läßt uns als ersten und allgemeinsten Zweck der organischen Welt und ihrer Bethätigungen erkennen: „Die Erhaltung der Gattung durch Erhaltung, Fortpflanzung und Anpassung der Individuen.“ Ins Menschliche übersetzt lautet dies: „Erhaltung des Ganzen (zunächst des Volkes, sodann der Menschheit) durch Erhaltung, Fortpflanzung und Anpassung der Einzelnen!“ Die Eigenschaften nun, welche die Erhaltung und Anpassung der Einzelnen und dadurch des Ganzen sichern, lassen sich zusammenfassen in dem Begriff der „Tüchtigkeit“, und das nächste Ziel des menschlichen Einzel- und Gesammtlebens läßt sich ausdrücken durch die Formel „Größte Tüchtigkeit[3]) der größten Zahl!“ Auf die Frage: „Wie ordnen wir (modernen Menschen und Völker) unser Leben?“ gibt uns die Wissenschaft zunächst die Antwort: „Lebe und handle so, daß durch die gesunde und kräftige Erhaltung deiner leiblichen und geistigen Organe, sowie durch die geschickte und zweckmäßige Anpassung an die umgebenden Natur- und Kulturbedingungen, überhaupt durch deine physische, psychische und ökonomische Tüchtigkeit der gesunde und kräftige Bestand des Volksganzen gesichert wird!“ Die Gesammtheit der Gesetze und Regeln, welche die bisherige natürliche und geschichtliche Erfahrung als dem genannten ersten Lebenszwecke dienend aufweist, bilden die Vorschule der Ethik oder die „Praktik“, d. i. die Lehre vom „richtigen“ Leben, deren Ziel ist: der tüchtige Mensch, das tüchtige Volk. Die Unterweisung in dieser „Praktik“ hätte zu geschehen in folgenden Fächern:

1. die private Gesundheitslehre, welche dahin wirkt, die Einzelnen gesund (an Leib und Seele), kräftig und geschickt, mäßig und leistungsfähig zu erhalten;

2. die private Wirthschaftslehre, welche darauf abzielt, tüchtig im Beruf, maßvoll und verständig im Erwerb und Gebrauch der äußeren Güter zu machen;

3. die öffentliche oder nationale Gesundheitslehre, welche die Bedingungen eines gesunden und tüchtigen Volkslebens darlegt, z. B. richtiges Familienleben, Wehrhaftigkeit, Thätigkeit, Zufriedenheit, Einigkeit u. a.;

4. die Volkswirthschaftslehre, welche (von historischen und ethischen Gesichtspunkten aus) über die normale und gerechte, für die Tüchtigkeit und Wohlfahrt der Nation heilsamste Erwerbung und Vertheilung der wirthschaftlichen Güter in Landwirthschaft, Gewerbe und Handel sich verbreitet.

Allein schon die Betrachtung der untermenschlichen Lebewelt weist uns darauf hin, daß Erhaltung der Gattung durch Erhaltung, Fortpflanzung und Anpassung der Individuen nicht das einzige Gesetz, nicht der höchste immanente Zweck des Lebens war und ist. Vielmehr offenbart sich schon dort eine Tendenz nach Weiter- und Höherentwicklung, welche schließlich in der unabsehbaren Stufenfolge immer reicher und feiner organisirter Lebewesen zum Ausdruck kam. An die Spitze dieser Stufenreihe sieht sich der Mensch gestellt, und ein Ueberblick über die Kulturgeschichte der Menschheit beweist uns, daß jene Entwicklungstendenz, besonders in den begabtesten Gruppen, den sogenannten Kulturvölkern, immer fortgewirkt hat, ja heute stärker als je sich wirksam zeigt. Daraus ergibt sich als zweites Gesetz oder als höchstes Ziel des Menschenlebens: „Behauptung der erreichten Entwicklungsstufe und Fortschreiten in allseitiger, insbesondere aber menschlich-sittlicher Kultur!“

Der Menschheitsfortschritt vollzieht sich nämlich ruckweise und zwar auf fünf verschiedenen Hauptgebieten: auf dem intellektuell-wissenschaftlichen, auf dem künstlerisch-literarischen, auf dem technisch-wirthschaftlichen, auf dem politisch-sozialen und auf dem human-ethischen.

Wir haben es hier mit dem letzteren zu thun, das sich bei tieferem Einblick als die Wurzel und Krone der Gesammtentwicklung erweist. Dieser human-ethische Fortschritt, dieser menschliche Veredelungsprozeß, ist zugleich individuell (sein Ziel ist die edle, freie, vernünftige Persönlichkeit) und sozial (sein Ziel ist die Herstellung gerechter und geordneter Gemeinwesen, als der günstigsten Bedingungen für die Heranbildung einer möglichst großen Zahl solcher vernünftig sittlicher Persönlichkeiten.)

Veredelung der Einzelnen und des Ganzen (zunächst des Volkes, sodann der Menschheit) ergibt sich aus dem Studium der Kulturgeschichte als der letzte und höchste Zweck oder als die Bestimmung des Menschen. Fortschritt nach einem mit jedem höheren Bildungsgrade klareren und edleren Ideal[1]) echten Menschenthums: das ist das Ziel, dem die Menschheitsentwicklung zustreben soll. Auf höheren Stufen aber äußert sich dieses ethische Streben in

---

[1]) Das zeigt uns z. B. die Geschichte des byzantinischen Kaiserreichs, des Kirchenstaats und des neueren Spaniens. Selbst ein so naiv-religiöser Schriftsteller wie der Spanier Antonio de Trueba, sieht sich genöthigt, in der höchst lehrreichen Erzählung: „El Redentor moderno“ dieses Zustandniß zu machen: Ein englischer Ketzer, aber ein Mann voll Thatkraft und Unternehmungsgeist ist es, der die Bevölkerung eines in Aberglauben, Faulheit und Bettelei verkommenen spanischen Fischerdorfes allmählich zu fleißigen, tüchtigen Menschen erhebt.

[2]) Vgl. hierüber des Verf. „Moderne Lebensanschauung“ Kap. II: Die biologischen Voraussetzungen des menschlich-sittlichen Lebens.

[3]) Jedem geschichtskundigen Erzieher wird einleuchten, wie viel wahrer und fruchtbarer diese Norm ist, als die Benthamsche „Größtes Glück der größten Zahl!“ Vgl. a. a. O. V. Kap. p. 335—358.

[1]) Ueber die einzelnen Züge dieses Ideals vgl. a. a. O. p. 364.

zweifacher Richtung: erstens durch die bewußte, planmäßige Mitwirkung aller Bürger zur Herstellung gerechter und geordneter Staatswesen, wo es einer immer größeren Zahl von Angehörigen möglich wird, jenes Ziel zu erreichen; sodann durch die besonnene und bewußte Fortführung des allgemeinen Kulturprozesses in der Art, daß derselbe immer mehr ethisirt werde, d. h. immer vernünftiger, gerechter und menschlicher sich gestalte.

Die Gesammtheit nun der Gesetze und Regeln, der Eigenschaften und Ideale, welche auf die Veredelung des Ganzen und der Einzelnen hinwirken sollen, bilden den Gegenstand der „Ethik" (im engeren Sinne). Die ethische Unterweisung hätte zu geschehen in folgenden Fächern:

5. durch die Anstandslehre, welche die Einzelnen zu anständiger und würdiger persönlicher Haltung, sowie zu gegenseitiger Achtung und Rücksichtnahme (zuerst durch äußere Regeln und Manieren, endlich durch entsprechende Gesinnung) erziehen will;

6. durch die Sittenlehre (im höheren und eigentlichen Sinn), welche zum Ziel hat: Selbstachtung, Selbstbeherrschung und Selbstvervollkommnung; Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit; Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit; Wohlwollen und Menschlichkeit; das ist die Ausbildung von freien und edlen Persönlichkeiten;

7. durch die nationale Rechtslehre, welche nicht nur das bestehende Recht sammt seiner praktisch-ethischen Begründung in Kopf und Herz der heranwachsenden Bürger einpflanzen, sondern auch im allgemeinen Rechtssinn und Pflichtgefühl gegenüber den Mitbürgern und dem Gemeinwesen wecken soll;

8. durch die nationale Staatslehre, welche von den Aufgaben und Pflichten des Kulturstaats gegen seine Bürger, sowie der freien (d. i. bewußt-sittlich wollenden) Bürger gegen den Staat zur gemeinsamen Schaffung von gerechten und sittlichen Einrichtungen handelt;

9. durch die Humanitätslehre. Diese widmet sich der Ausgestaltung des Begriffs „Menschheit" in doppeltem Sinn a) als abstraktes, sittliches Ideal (= der Vollmensch, bezw. Edelmensch), d. h. sie erstrebt die Ausbildung der spezifisch menschlichen Vorzüge und Eigenschaften (Vernunft; sittliche Gefühle; edler und starker Charakter) bei den Einzelnen in schönster Harmonie und in der höchsten Potenz; (= humanitas), b) als Gattung, d. i. als räumlich und zeitlich umfassendstes Kollektivum (= genus humanum).

Veredelung der Menschheit im Sinne dieses höchsten Ideals bedeutet also die bewußte und freie Mitarbeit aller Völker und Einzelnen zur Herstellung einer sittlichen Weltordnung und Heranbildung aller Individuen der menschlichen Gattung (soweit sie sich dazu fähig und willig zeigen) zu wahren Menschen, d. i. zu vernünftigen und freien Persönlichkeiten. —

Durch eine derartige natur- und kulturgeschichtliche Begründung der Aufgaben und Ziele des Menschenlebens gewinnen wir einen pyramidalen Aufbau der sittlichen Gebote und Pflichten, welcher von der breiten, Jedermann verständlichen und zugänglichen Basis der leiblich-seelischen privaten und öffentlichen Gesundheitslehre aus stufenweise aufsteigend, zu den stolzen, lichten Höhen des sittlichen Ideals sich erhebt. Solche praktisch-ethische Lebensanschauung, die von allen übernatürlichen Voraussetzungen und Hülfsmitteln absieht, müßte, durch eine taktvolle, begeisternde Unterweisung in Kopf und Herz der jungen Generation eingesenkt, die Einsicht in die Bedeutung und Nothwendigkeit sittlicher Lebensführung und dadurch auch die Kraft und Freudigkeit zu tüchtiger und edler Gestaltung des Einzel- und Gesammtlebens bedeutend erhöhen. Solch eine umfassende Lebens- und Bürgerkunde müßte sich vorzüglich eignen, um in den realistisch-technischen Anstalten die Mängel und Einseitigkeiten der fachmännisch-utilitarischen Bildung durch den Hinweis auf die idealen Aufgaben des Einzel- und Gesammtlebens, sowie in den humanistischen die allzu formalen und entlegenen Bildungsmittel durch Einführung in die Bedürfnisse und Bedingungen des realen und des nationalen Daseins aufs fruchtbarste zu ergänzen und auszugleichen.

Auf solche Weise würde auch die zu einem gesunden, besonnenen Fortschreiten unentbehrliche Einheit und Uebereinstimmung in unsre schon vom vierten Schuljahre an auseinandergehende Volksbildung und vielleicht sogar in unser von beschränkten Eigen- und Parteiinteressen zerspaltenes Volksleben gebracht und damit die wahre innere Einigung unsrer Nation angebahnt werden können. Endlich dürfte das oben angedeutete ethische System mit den gewonnenen Gründen und Zwecken des Sittlichen für die pädagogische Unterweisung in der Lebens- und Bürgerkunde werthvolle Hülfsmittel an die Hand geben. Es lassen sich nämlich dadurch acht Kategorien oder Klassenbegriffe gewinnen für die Begründung und Einschärfung der einzelnen Pflichtgebote.

Während z. B. die christliche Moral nur Pflichten gegen Gott und gegen den einzelnen Nächsten kennt, unterscheidet die wissenschaftliche Ethik acht Pflichtenkreise, die sich in folgendes Schema zusammenfassen lassen:

I. Die persönlichen (individualen) Pflichten und zwar: 1. die praktischen (die Erhaltung und Anpassung der Einzelnen betreffenden), 2. die ethischen (d. i. die Veredelung, die harmonische, höchste und reichste Ausbildung der vernünftig-sittlichen Persönlichkeit betreffend);

II. die gesellschaftlich-wirthschaftlichen oder sozialen Pflichten und zwar 3. die praktischen, d. i. auf die Erhaltung, 4. die ethischen, d. i. auf die Veredelung oder Humanisirung der Gesellschaft bezüglichen Pflichten;

III. die bürgerlich-rechtlichen oder nationalen Pflichten und zwar: 5. die praktischen, d. i. die Erhaltung der Gemeinschaft [1]) (des Volkes und Staates), 6. die ethischen, d. i. die Veredelung oder immer gerechtere und freiere Ausgestaltung des Gemeinwesens betreffenden;

IV. die allgemein-menschlichen oder universal-humanen Pflichten, und zwar 7a) die praktischen und 7b) ethischen Pflichten der Einzelnen und der Völker gegen die Menschheit als Gattung (genus humanum) und 8. die ethischen Pflichten oder das Verhalten der Einzelnen zur Verwirklichung der Idee der Menschheit (humanitas) in sich selbst und in den Nächsten.

„Gut ist demnach alles (Gesinnung und That), was dazu beiträgt, die Erhaltung und Veredelung der Einzelnen, der Gesellschaft, der Gemeinschaft und der Menschheit mittelbar oder unmittelbar zu fördern."

Jeder erfahrene Erzieher, der sich in das Dargelegte hineinversenkt, wird zu der Ueberzeugung gelangen können, daß die eben angedeutete Theorie des Sittlichen für die ethische Unterweisung werthvolle Anhaltspunkte bietet, und daß dieselbe, was Ziele und Methode betrifft, mit keiner religiösen Ueberzeugung in Konflikt geräth. Denn was will und soll die Religion anderes, wenn nicht in „ihrer" Weise beitragen zur Erhaltung und Veredelung der Menschheit, der Völker und der Einzelnen? Gerade darauf stützt sich die ungemeine Hochschätzung und Nachgiebigkeit, mit welcher die Staatsregierungen und ideal gesinnte Einzelne sogar die Uebergriffe und Ausschreitungen der Kirchen er-

1) Dabei sind die Begriffe „Gesellschaft" (Aggregat) und „Gemeinschaft" (Organismus) scharf auseinander zu halten, wie es namentlich Wundt in seinem System der Philosophie, und Höffding in seiner Ethik thut, um die heillose Verwirrung zu beseitigen, welche namentlich die sozialdemokratische Lehre von der „staatlosen Gesellschaftsordnung" in unser politisches Denken gebracht hat.

tragen, weil sie meinen, daß ohne Religion und Kirche die Völker und die Menschen verrohen und schließlich zugrunde gehen.

Würde nun die angegebene ethische Theorie sich nicht in hohem Grade dazu eignen, die von Lor. v. Stein dem modernen Staate gestellte dringende und hohe Kulturaufgabe zu lösen, nämlich „die auf wissenschaftliche Ausbildung aller Einzelnen zu bewußt verantwortlichen Persönlichkeiten gerichtete Volkserziehung" in seinen elementaren (6. und 7. Schuljahr) und höheren Schulen selbst in die Hand zu nehmen? Stünde nicht zu hoffen, daß eine solche wissenschaftliche „Lebens- und Bürgerkunde" in ehrlichem, edlem Wettbewerb mit dem bisherigen religiös-kirchlichen Moralunterricht viel dazu beitragen könnte, die unselige Verwirrung und Verirrung in unsrer öffentlichen und privaten Lebensführung aufzuheben und unser deutsches Volk, das seine leiblichen und geistigen Kräfte sowohl um seiner Selbstbehauptung, als um seiner Veredelung willen noch genug zu bethätigen haben wird, vor frühzeitiger Entartung und traurigem Verfall zu bewahren?

„Auf, deutsches Volk" — so schließt der Verfasser das erste Kapitel des oben erwähnten Werkes — „erinnere dich wieder deiner wahren Bestimmung! Es wäre ein unersetzlicher Verlust für die Menschheit, wenn du durch maßlose Erwerbs- und Genußsucht, durch soziale Revolution oder die Uebermacht feindlicher Nachbarn in deiner Entwicklung gehemmt oder gar auf Jahrhunderte hinaus deiner Macht und Kulturbedeutung beraubt würdest. Die besten Anlagen und werthvollsten Kräfte zur Förderung des Menschheitsfortschritts liegen in deutschem Geiste und Gemüthe, in den Werken deutscher Denker, Dichter und Künstler! Wende dich wieder der Pflege dieser idealen Seite deines Wesens zu! Entwickle — das wird deine nächste hohe Aufgabe sein — durch das selbstlose hochgesinnte Zusammenwirken aller Freunde und Vertreter deutscher Gesittesbildung eine auf den festen Grundlagen wissenschaftlichen Erkennens und edlen Empfindens ruhende ideale Lebensanschauung und sittliche Lebensordnung zum Segen für dich und für die Menschheit.

Suche durch dein in der ganzen Welt geachtetes Schulwesen das für die heutigen Kulturvölker unabweisbare ethische Problem zu lösen, die Einzelnen und die Völker zu wahrer Selbstbestimmung, zu sittlicher Freiheit und vernünftiger Leitung ihrer Geschicke zu erziehen! Dann, nur dann wirst du befähigt sein, der Menschheit als Führer und Vorbild zu dienen in der Durchführung des dreifachen Fortschrittes, vor welchem die heutige Kulturwelt als ihrer nächsten und nöthigsten Aufgabe steht: Ausgestaltung einer reinen, würdigen Menschheitsreligion, Bildung freier und fester, gerechter und geordneter Staatswesen; Schaffung eines gesunden, größte Tüchtigkeit und dauernde Leistungsfähigkeit aller Glieder verbürgenden Gesellschaftszustandes!

Durch diese drei Reformen: die ethisch-religiöse, die politisch-nationale und die wirthschaftlich-soziale wird und soll erreicht werden das höchste Ziel alles sittlichen und Kulturfortschrittes: Erhaltung und Veredelung der Einzelnen, der Völker, der Menschheit!"

Neue Novellen.

S. S. Husten, Schnupfen, Kratzen, Stechen, thränende Augen und ein bischen Fieber, Grippe oder Katarrh nannte man's früher, Influenza wird es heute genannt. Aber „was uns Rose heißt, wie es auch hieße" u. s. w. Ob altmodische oder neue Benennung; angenehm war der Zustand nicht, der den Referenten eine Woche lang ans Zimmer fesselte und ihm die Muße verschaffte, die Novellenbände durchzulesen, die er seit Monaten immer wieder auf die Seite gelegt hatte. Hatte ihn nun der körperliche Zustand mürrisch gemacht, oder ist an der neueren Novellenproduktion wirklich nicht viel rares — großes Vergnügen hat ihm die Lektüre nicht bereitet, und das lag sicherlich, wenigstens zum guten Theil, an den Büchern.

Uneingeschränktes Lob können wir eigentlich nur einer Novellensammlung zollen, die Rudolf Straß unter dem Titel „Buch der Liebe"[1]) erscheinen ließ. Bei größter Knappheit und Sparsamkeit in den Darstellungsmitteln weiß dieser Verfasser uns alle die verschiedenen Situationen in seinen Geschichten lebendig vorzuführen. Wir athmen die schwere Luft in der Krankenstube des Diakonissenhauses, wir fühlen den herben Gegensatz zwischen dem Ende der Selbstmörderin und dem Besuch der Freunde aus der Lebewelt, die sich wie bunte Spukgestalten eines Fiebertraumes an dem düsteren Orte ausnehmen. In „Zu spät" wirkt gerade der Unterschied, den der gleiche Ort hervorbringt, je nachdem die Stimmung verschieden ist. Diese kleine Geschichte, auch die von der „Mademoiselle", klingt an französische Muster an, während in „Frau Susanne", die in trocken vorgetragener Satire das Duellwesen köstlich verspottet, der Verfasser ganz auf eigenen Füßen steht. Die längste Novelle „Zwischen den Herzen" enthält eine meisterhafte Darstellung der Zauber und Schrecken der Gletscherwelt, und die Liebesgeschichte, die sich dort abspielt, ist sowohl in den handelnden Personen, als auch der Entwicklung so eigenartig und konsequent durchgeführt, daß man über die Unwahrscheinlichkeiten ein Auge zudrückt und sich auch über die Zweifelfrage hinaussetzt, ob denn der kranke Held der Geschichte nicht an dem künftigen Geschlechte eine Sünde begeht, wenn er eine Familie gründet. Aber „Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr". Und Rudolf Straß ist — wenigstens nach dieser Novelle zu urtheilen — ein Dichter.

Auch in der Novelle „Der Quell des Paktolus" von Anselm Heim ist ein unrettbar Kranker die Hauptfigur. Seit Bruno v. Ziegler die schöne und edle Hella kennen gelernt, ist neue Lebenslust in ihm erwacht und ganz unvermittelt bietet er ihr seine Hand an, ihr auf ihre erstaunte Frage: „Warum denn gerade ich?" erklärend, wie seine Rettern, seine Erlöserin werden könne aus all dem Erbärmlichen, das ihn umgibt.

„Er hat schnell und leise gesprochen, kein rhetorischer Nachdruck in seiner Stimme — aber Hella fühlt sich aufs tiefste erschüttert und gemartert von diesem Flehen. Sie wagt nicht, die Augen gegen ihn zu heben, und ohne sich umzuwenden, geht sie mit langsam schleppenden Schritten in den Garten hinab." Tags darauf empfängt er von ihr eine Karte: „Hella v. Vinken-Waldau sendet Ihnen, sehr verehrter Herr Baron, den einliegenden Brief. Sie sind gut und edel und werden mir nicht zürnen." Und darin — den Brief ihres Verlobten, die Klagen, daß er sie noch nicht heimführen kann, weil ihm das leidige verwünschte Geld fehlt. Schwer wird es dem Kranken, der letzten Lebenshoffnung zu entsagen. Aber dann kommt er zu einem Entschlusse: „Er wird doch in ihrem Leben sein! Er will sie zwingen, seiner zu gedenken!" Er macht sein Testament und ernennt darin den Privatdozenten der Geschichte Dr. Erich Berger und dessen Braut Fräulein Hella v. Vinken-Waldau zu den Erben seines Vermögens von — 12 Millionen Mark. Dann nimmt er ein paar mehr von den Morphiumpulvern, die in seinem Krankenzimmer liegen und der zu spät herbeigerufene Arzt konstatirt einen Herzschlag. Eine solche Hülfe für ein liebend Paar vermag allerdings manche Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Romantisch und romanhaft wie diese Novelle ist auch die hübsch humorvolle Liebesgeschichte „Eine gemeinschaftliche

---

[1]) Stuttgart 1897, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Reiſe". Im ganzen finden wir aber den Band „Unterwegs" [1]) nicht ganz auf der Höhe der erſten Novellenſammlung der Verfaſſerin. (Vergl. Beilage Nr. 41 vom 20. Februar 1897.) Künſtleriſch am bedeutendſten, aber unerquicklich iſt die Geſchichte „Eine Gabe", in der der treuherzige Ton der Erzählerin gut getroffen iſt.

Die Sammlung „In der Stille" von Ilſe Frapan [2]) zeigt ganz die Eigenart der Verfaſſerin, die hie und da zur Manier wird. „Sie" behandelt das gleiche Thema, das Leo Hildeck in der trefflichen Novelle „Seine Wittwe" ausgeführt, das Leiden der an den herzloſen, berühmten Mann gefeſſelten Gefährtin. Die wehevolle Skizze „Wie ſtehn wir?" hätte vielleicht gründlichere Ausführung verdient. Feſſelnd iſt das Hamburger Lebensbild „Kaspar Rutenfüt", und recht ergreifend wirkt die Geſchichte der „Mamſell Biene", die allerdings in ihrer Weltfremdheit unwahrſcheinlichen Eindruck macht. Die Erzählung „Aus der Theelaubenzeit" iſt in dem behaglich breiten Tone vorgetragen, der auch in verſchiedenen älteren Geſchichten der Verfaſſerin angeſchlagen wird.

Mit Erſtaunen und Bedauern haben wir die Humoresken „Allerlei Gelehrte" [3]) von Hans Hoffmann geleſen. Wir konnten uns kaum in den Gedanken hineinfinden, daß dieſe flachen, erfindungsarmen, humorloſen Humoresken von demſelben Autor herrühren, den wir nach ſeinen „Oſtſeemärchen" (vgl. Beilage Nr. 245 vom 29. Okt. 1897) als Erzähler und Humoriſten erſten Ranges feiern konnten, der auch in ſeinem „Wider den Kurfürſten" (vgl. Beilage Nr. 9 vom 11. Jan. 1895) ſo treffliche Eigenſchaften entwickelt. Daß ein Profeſſor den Reiſegefährten, mit dem er unterwegs zuſammenkommt, für einen Dialektforſcher hält, während er Kellner iſt, daß der Zwiſt zwiſchen dem jungen Gelehrten und dem Vater des geliebten Mädchens dadurch aus der Welt geſchafft werden ſoll, daß mit einer todten Kreuzotter eine Lebensrettungskomödie verabredet wird, das könnte ja unter Umſtänden unſern Antheil erregen, wenn es hübſch dargeſtellt wäre, wenn wirklicher Humor in der Behandlung läge. Daran aber fehlt's. Nur der Schluß der römiſchen Schnurre „Die verlorene Adreſſe" zeigt Spuren der Vorzüge, um derentwillen uns Hans Hoffmann ſo lieb geworden iſt; aber gerade weil wir ihn ſo lieb haben, bedauern wir, daß er ein ſo minderwerthiges Buch geſchrieben hat.

Auch die „Geſchichten von lieben ſüßen Mädeln" von Ernſt v. Wolzogen [4]) haben uns wenig Freude gemacht. Hübſch iſt daran nur die Dedikation „Ihnen gewidmet" und das überſchäumende Leitgedicht, das der freien Liebe huldigt und die flotten Verſe enthält:

„Der Herrgott findet ſeine Freud'
Am Koſen und am Küſſen —
Der Herrgott und die Dichterleut,
Die doch auch leben müſſen!

Ein Dichter, der nicht küſſen mag,
Bleibt Dornbuſch ohne Roſen,
Und ſitz' er gleich den ganzen Tag
Auf ſeinen Dichterhoſen."

Aber die Geſchichten, an denen Wolzogen ſeine Theorie demonſtrirt, die er wohl ſelbſt kaum für die Wirklichkeit durchführbar erachtet, ſind gezwungen, unwahr und unmöglich. Die einzige, die noch einigermaßen geht, iſt „Tiui's Ende", aber auch hier iſt die Ausführung dem Stoff nicht gerecht geworden. Der Gedanke, daß das Weib, das ſich oft verſchenkt, aber nie verkauft hat, die verſchiedenen Freunde, die ſie beſeſſen, an ihr Sterbelager ruft und daß dieſe ſich dort ihre Beziehungen zu der Kranken erzählen und alle eines Sinnes ſind in der Liebe, ja in der förmlichen Verehrung für die „prächtige Natur", für die „brave Seele", iſt ja an und für ſich nicht verletzend, aber die Behandlung, die faſt gemüthliche Weiſe, in der Tini ſelbſt und auch die einzelnen Männer über die genoſſene Gunſt ſich ausſprechen, wirkt unwahr und abſtoßend. In dem Kraft-Mayr iſt Wolzogen eine prächtige Figur gelungen, die Ilonka Badacs, die ſouverän über ſich ſchaltet (vgl. Beilage Nr. 241 vom 25. Okt. 1897), aber ein ganzes Buch voll ſolcher Ilonkas geht über das, was der geſunde Sinn ertragen kann. Ernſt v. Wolzogen iſt ein ſo ernſter, gediegener und ſympathiſcher Autor, daß es uns leid thut, ihm hier auf Wegen zu begegnen, die ſeiner nicht würdig ſind.

„Der erſte Beſte" von O. Verbeck, [1]) hübſch und kokett ausgeſtattet, iſt eine ganz nette Frauenzimmergeſchichte, die Erziehung einer jungen, den Werth ihres vortrefflichen Mannes nicht erkennenden Frau zur Tüchtigkeit und zur Ausfüllung ihres Platzes im Leben behandelnd. Das Buch iſt flott und friſch geſchrieben und bietet eine ganz angenehme Lektüre. Hie und da klingt der Ton etwas marlittartig, an einzelnen Stellen glauben wir aber auch beſſeren Einfluß, namentlich den Gottfried Kellers, verſpürt zu haben. Die Charakteriſtik der Hauptfiguren iſt vielleicht etwas ſchablonenhaft, namentlich iſt der junge Gatte gar zu fehlerfrei und zu ſehr Meiſter aller Situationen.

„Weltbummler" von Klaus Ritland, „Aus der Erinnerungsmappe eines Konſuls" [2]) enthält eine Anzahl hübſcher, ſtimmungsvoller Novellen, denen aber zumeiſt die letzte Ausführung fehlt. Doch weiß der Verfaſſer uns eine Fülle von abwechslungsreichen Bildern und Geſchehniſſen zu zeigen. Von den wehmüthig ausklingenden iſt „Lachende Liebe — lachender Tod" gut erzählt. In der Skizze „Und Santa Roſalia erhörte ihn" tritt das Lokalkolorit ſchärfer hervor als in den anderen Geſchichten. Ein gut durchgeführtes Charakterbild iſt „Der junge Mann mit Protektion" und in der dem Stoff nach ganz ſchablonenhaften Geſchichte „Mein Kabinengenoſſe" iſt die kleine Scene, wie das anmuthige Baby dem Reiſegefährten die mitgenommenen Manuel Garcia in der Mitte auseinander bricht, recht beluſtigend. „Todtenkranz und andere Novellen" von J. L. Windholz [3]) zeigen ſtarkes Schilderungsvermögen des jungen Autors, aber eine ungeſunde Hinneigung zu den Nachtſeiten des Lebens. Den meiſten Skizzen fehlt jedweder Lichtblick.

„Unſichtbare Bande", Novellen von Selma Lagerlöf, [4]) aus dem Schwediſchen überſetzt von Margaretha Langfeldt, haben etwas fremdartiges, gemachtes, unfertiges. Die Verfaſſerin hat den Blick für große Probleme, aber nicht die Kraft zur Durchführung. Sie ſollte einen Berather oder Mitarbeiter zuziehen, der ihr die Ueberflüſſigkeiten beſeitigt und ſie zur Einfachheit führt. „Die Vogelfreien" iſt kühn im Wurf, aber unbeholfen in der Durchführung. „Frau Faſta und Peter Nord" hat ein paar hübſche Einzelheiten.

Das Büchlein „Intimes aus dem Menſchenleben" von Koloman Mikszath. Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Ungariſchen von Dr. Joſeph Julian Graf Zamoyski [5]) macht uns mit einem Autor bekannt, der „in kleinem Punkte große Kraft" entwickelt. Er vereinigt Humor und Satire und weiß in knappen Strichen deutliche Bilder hervorzubringen. „Vom braven Gyuri", „Der arme Koſtſtudent" und „Die Häßlichſte", alle nur ſkizzirt, ſind die leſenswertheſten unter den kleinen Geſchichten.

1) Berlin, Gebrüder Paetel (Erwin Paetel) 1897.
2) Ebenda 1897.
3) Ebenda 1897.
4) Berlin, F. Fontane u. Co. 1898. 2. Aufl.
1) Leipzig, F. W. Grunow 1897.
2) Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.
3) Leipzig, Georg Heinrich Meyer.
4) Ebenda.
5) Ebenda.

„Im Waldwinkel" von Nikolaus Krauß[1]) endlich ist das Werk eines Mannes, der seinen Wald kennt und liebt und uns auch mit ihm vertraut zu machen weiß. Krauß hat in den Skizzen dieser Sammlung (die übrigens den Namen einer süß melancholischen Novelle von Theodor Storm trägt) die Fähigkeit gezeigt, verschiedene Töne mit gleicher Wirksamkeit anzuschlagen, so daß es uns freuen wird, ihm einmal bei größeren Aufgaben zu begegnen.

Eines der besprochenen Bücher konnten wir ganz loben, einige wenige bis zu einem gewissen Grade, die übrigen haben uns nicht viel Behagen bereitet. Und die Schuld daran liegt, wie gesagt, sicher mehr an den Büchern, als an dem grippe-influenzahaften Zustand.

Mittheilungen und Nachrichten.

I. Archäologisches aus Griechenland. Die Ausgrabungsthätigkeit des deutschen Archäologischen Instituts in Athen richtet sich zur Zeit vorwiegend auf die Erforschung der Agora. An der Nordseite des Areopag hat Dörpfeld die Grenze des Marktes festgelegt. Ferner ist soeben die alte Straße gefunden worden, die vom Dipylon zur Agora führte und kurzweg „Dromos" genannt wurde. Sie hat die für antike Straßen ungewöhnliche Breite von 10 m, die dadurch erreicht worden ist, daß das Bett des neben der Straße hinlaufenden Eridanos überdeckt und der Straßenfläche hinzugefügt wurde. Die in griechischer, römischer und mittelalterlicher Zeit erfolgten Aufhöhungen der Straßenoberfläche sind an der Schichtenbildung deutlich zu erkennen. An der Nordseite des Dromos liegen die Reste einer römischen Halle, von der die Rückwand und einige Stufen zutage getreten sind. — Auf dem Ausgrabungsfeld zwischen Areopag und Pnyx ist in der vorigen Ausgrabungskampagne vorwiegend die große pisistratische Wasserleitung verfolgt worden, deren Lauf bis zum Odeion des Herodes jetzt ganz gesäubert ist, wobei sich ergab, daß sich zwei Zweigleitungen an sie anschlossen, die eine zum Philopappushügel, die andere zum Musenhügel. Besonders interessant aber ist, daß oberhalb des pisistratischen Kanals eine noch ältere Leitung entdeckt worden ist, die aus dem Felsen der Akropolis kam und seit der Anlage der großen Wasserzufuhr vom Hymettos her vernachlässigt wurde. Ueber eine ähnliche Wasserversorgung, die der Tyrann Theagenes in Megara anlegte, sprach Dörpfeld in der Sitzung des Archäologischen Instituts vom 5. Febr. Hier wurde das Wasser durch unterirdische Kanäle aus der nördlich von Megara gelegenen Ebene bis zu einem Punkte an der Nordseite der Berge, der den Namen χοῦς hatte, geführt. Unter der Burg führte dann wahrscheinlich eine Leitung das Wasser bis zum Markte, wo es aus einem Laufbrunnen zutage trat. — In derselben Sitzung des Instituts sprach der Architekt Ziller über die Lichtverhältnisse des Parthenon. Entgegen der namentlich von Dörpfeld vertretenen Ansicht, daß die Tempelcella ihr Licht ausschließlich von der großen Thür empfing, nimmt er an, daß sich im Dach Oeffnungen befanden, die aber bei schlechtem Wetter verschließbar waren. Doch läßt sich das Vorhandensein solcher Fenster aus dem Erhaltenen weder für das Parthenon, noch für einen anderen griechischen Tempel nachweisen, so daß die allgemeinen Gründe Zillers, die mangelhafte Beleuchtung des Kultbildes u. dgl. zu dieser Annahme nicht ausreichen. — An dem Nordabhang der Akropolis ist eine Inschrift gefunden worden, die der Generalephoros Kavvadias im Institut vorlegte. Es ist ein Volksbeschluß, ein Vertrag Athens mit dem bei Klazomenai gelegenen Städtchen Dryphus, den Alkibiades in der Zeit zwischen 410 und 408 v. Chr., als er auf der Höhe seines politischen Einflusses stand, durchsetzte, und der uns die Schilderung des Thukydides von Alkibiades' Wirksamkeit ergänzt. — In der archäologischen Abtheilung der Gesellschaft „Parnassos" sprach Hr. Philios über einen kürzlich in Eleusis gefundenen Marmorkopf der Athena, der nach Philios' Ausführungen eine Kopie der Athena Parthenos des Phidias ist. Der Schmuck des Helmes stimmt mit dem an der Parthenos überein. Doch scheint der Typus des Gesichts nicht ein so strenger zu sein, wie an den besten erhaltenen Kopien, so daß wir es mit einer freien Nachbildung zu thun haben werden. — Am Nordabhang des Kallidromos, eines Theils des Oetagebirges, sollte in der Nähe der Thermopylen noch Meldungen, die während des letzten Krieges kamen, ein Tempel gefunden worden sein, dessen Grundriß dem Niketempel der athenischen Akropolis entsprach. Der Direktor der französischen Schule, Homolle, und zwei Mitglieder des Instituts haben jetzt die Stelle untersucht und festgestellt, daß die Fundamente von einem viereckigen Wachtthurm herrühren, der vielleicht zum Schutze des berüchtigten Fußpfades des Ephialtes diente. Die Gräber, die damals in den Thermopylen gefunden wurden, stammen aus später, zum Theil erst aus römischer Zeit. — Um Ostern sollen in Athen die Festlichkeiten aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der französischen archäologischen Schule abgehalten werden, die im vorigen Jahre wegen der Kriegsunruhen verschoben wurden. Nach den letzten Meldungen will man aber auch jetzt von der Abhaltung des geplanten internationalen Archäologenkongresses Abstand nehmen, weil die griechischen Behörden aus Rücksicht auf die schwierige Lage des Landes kein großes Entgegenkommen gezeigt haben. Die Feier wird daher einen mehr internen Charakter haben.

α Soldatengeschichten von Ludwig Diehl. Stuttgart, Verlag von Strecker u. Moser. — Seitdem Hackländer die „Wachtstubenabenteuer" fashionabel gemacht hat, sind unzählige Soldatengeschichten von berufener und unberufener Hand geschrieben worden, so daß dieses Genre von Unterhaltungslektüre ein wenig in Verruf gekommen ist. Etwas mißtrauisch haben wir auch das vorliegende Bändchen betrachtet, sind jedoch rasch zum Gegentheil bekehrt worden, denn die kleinen Skizzen erheben sich über den Durchschnitt der Dutzendwaare. Es sind keine großartigen Gebilde, sie tragen nichts bei zur Lösung psychologischer Probleme, aber die schlichten, einfachen Erzählungen bieten viel von dem tiefen Humor, der unter Thränen lacht, und dem wahren Ernst des Soldatenlebens. Der Autor kennt die Menschen in des Königs Rock und besitzt ein warmes Herz und ein wormes Gefühl. Seine Figuren sind echt, aus dem Leben gegriffen, prächtige Gestalten!

* Ueber das Projekt, in Straßburg eine Zentralstation für ein internationales System von Erdbebenbeobachtungen zu errichten, berichtet jetzt die „Straßb. Post", im Anschluß an die auf diese Einrichtung hinzielenden Anträge des Abg. v. Kardorff in der Budgetkommission und in der Plenarsitzung des Reichstags, in einem eingehenden, wie es scheint von fachmännischer Feder geschriebenen Artikel. Demselben entnehmen wir, daß sich schon seit längerer Zeit das Bedürfniß geltend machte, die Erdbebenbeobachtungen, wenn sie einen dem heutigen Stand der Wissenschaft entsprechenden Erfolg haben sollen, nach einem bestimmten Plan über die ganze Erde auszudehnen. Daher vereinten sich der 1895 jung verstorbene Astronom und Geophysiker Dr. v. Rebeur (Paschwitz) und der Straßburger Geograph Professor Dr. Gerland in dem Gedanken, die Gründung eines planmäßig angelegten internationalen Netzes von Erdbebenstationen zu veranlassen, dessen Aufgabe es sein sollte, die Ausbreitung der von größeren Erdbebenzentren ausgehenden Bewegungen und ihre Verbreitung über und durch die Erde in systematischer Weise zu beobachten. Die Technik des für diese Beobachtungen brauchbarsten Instruments, des Horizontalpendels, war von Dr. v. Rebeur und dem Direktor der Straßburger Sternwarte, Prof. Dr. Becker, in einer Weise vervollkommnet worden, daß von Prof. Gerland schon seit Mitte der 80er Jahre dieser Zweig der erdkundlichen Studien mit dem größten Erfolg gepflegt werden konnte. So hat schon seit längerer Zeit Straßburg in dieser ganzen wissenschaftlichen Bewegung eine hervorragende Stellung eingenommen. Der Wunsch, dieser Bewegung rasch eine möglichst große Verbreitung zu geben, veranlaßte nun Prof. Gerland, dem 6. internationalen Geographentongreß (London 1895) eine Anzahl von Dr. v. Rebeur und ihm vorbereiteter „Vorschläge" vorzulegen, zu denen eine stattliche Reihe von Sachkennern

[1]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.

ersten Konges durch Mitunterzeichnung ihre Zustimmung ausgesprochen hatten, und die dann später in deutscher und französischer Sprache nach allen Kulturländern der Erde versendet wurden. Die Unterzeichner gehören den verschiedensten Ländern an, Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Italien, Oesterreich, Rußland, Japan; von Deutschland seien außer den schon genannten Professoren Becker und Gerland, sowie Dr. u. Redeur-Paschwitz noch der Direktor des k. preußischen geodätischen Instituts, Geheimer Rath Prof. Dr. Helmert, sowie der Direktor der Deutschen Seewarte, Geheimer Admiralitätsrath Neumayer; aus Oesterreich Oberst v. Sterneck, berühmt durch seine Untersuchungen über die Erdschwere; aus England Prof. George Darwin und der thätigste aller Erdbebenforscher genannt, Prof. John Milne, der den japanischen Erdbebendienst ins Leben gerufen hat und jetzt auf der Insel Wight beobachtet. Das von diesem Gelehrten vorgeschlagene internationale System von Erdbebenstationen wurde von dem Geographenkongreß in einer Schlußresolution als wünschenswerth und nothwendig anerkannt. Gleichzeitig wurde Straßburg als Zentralstation empfohlen, wohin aus allen Ländern das gewonnene Beobachtungsmaterial zu einheitlicher wissenschaftlicher Bearbeitung zusammenfließen soll; die in Aussicht genommenen Publikationen sollen als jährliche Beihefte zu den von Prof. Gerland herausgegebenen „Beiträgen zur Geophysik" erscheinen. Mit dieser Stellungnahme des internationalen Geographenkongresses war die ganze Sache auf das glücklichste vorbereitet. Im Sommer 1897 wandte sich dann Prof. Gerland an die Reichsregierung mit einer Petition, in welcher er die Gründung und Dotirung einer seismischen Reichshauptstation und internationalen Zentralstelle in Straßburg erbat. Der auf diese Petition im Reichstag vom Staatssekretär Dr. Grafen v. Posadowsky gegebene Bescheid läßt erwarten, daß jetzt die Angelegenheit sich auf bestem Wege befindet und daß also Straßburg und mit ihm die deutsche Wissenschaft die Führung dieser für unsre Kenntniß über den Zustand des Erdinnern höchst bedeutsamen Bestrebungen künftighin übernehmen wird.

* **Dresden.** In Sachsen wird schon seit dem vorigen Jahre einzelnen Frauen der Besuch der Universitätsvorlesungen gestattet, jedoch nur auf Grund persönlich eingeholter Erlaubniß vom Kultusministerium und unter gewissen Voraussetzungen. Jetzt hat sich nun der Kultusminister in der zweiten Ständekammer sehr wohlwollend hinsichtlich des Frauenstudiums geäußert und hat die generelle Regelung der Zulassung weiblicher Hörerinnen zu den Vorlesungen in Aussicht gestellt. Zunächst sollen in Leipzig Kurse zur Erreichung des Maturitätszeugnisses eingerichtet werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Georg Grupp: Englische Wirthschaftsentwicklung im Mittelalter. Mit Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1898. — Schillers Werke. Hggd. v. Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 13. und 14. Band. Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut. — Abhandlungen, Alexander v. Oettingen zum 70. Geburtstag gewidmet. München, C. H. Beck 1898. — Dr. Theodor Herold: Friedrich August Clemens Werthes und die deutschen Iffland-Dramen. Münster i. W., Heinrich Schöning 1898. — Fühlings Landwirthschaftliche Zeitung. Zentralblatt für praktische Landwirthschaft. Hggd. von Dr. Max Fischer. 47. Jahrgang, 2. Heft 1898. Leipzig, Hugo Voigt. — *Americana Germanica.* A quarterly devoted to the comparative study of the cultural relations of Germany and America, ed. by Marion Dexter Learned. Vol. 1, Nr. 3 1897. New York, London, Macmillan Co. — Emil L. Boas: Seemacht. Ein Beitrag zur Flottenfrage. New-York 1897. — Ethische Kultur: Wochenschrift für sozial-ethische Reformen. November 1897 bis Januar 1898. — Eduard Grünewald und Hugo Freudenthal: Grundriß zur Einführung in das Bürgerliche Gesetzbuch. München, C. H. Beck 1898. — Eduard v. Hartmann: Ethische Studien. Leipzig, Hermann Haacke 1898. — Das 19. Jahrhundert in Bildnissen. Hggd. v. Karl Werckmeister. Berlin, Photographische Gesellschaft. — Gerhard Duckama: Die Deladenten. Psychologischer Roman. München, Piloty u. Loehle 1898. — Don José Zorrilla: Don Juan Tenorio verdeutscht von Joh. Faselenrath. Dresden, Leipzig, Carl Reißner 1898. — A. Küster: Der Halm-Pahlfrucht-Gemengebau als Ackerbausystem der Zukunft. Neudamm, J. Neumann 1898. — Derf.: Das Kalken des Ackers, ein sicheres Mittel zum Steigern des Reinertrages. Mit Vorwort v. Prof. Dr. Albert Orth. 2. verm. Auflage. Ebd. — Dr. Max Dalitzsch: Pflanzenbuch mit farbigen Bildern. Eßlingen, J. F. Schreiber. — Geoatterspräche vom Wiegenfeste der Münchener literarischen Gesellschaft. Ludwig Ganghofer, Fritz Baron v. Ostini, Ernst Frhr. v. Walzogen, Max Haushofer. München, A. Ackermanns Nachfolger 1898. — Richard Müller-Fulda: Kann die Marinevorlage vom Reichstag angenommen werden? Köln, J. P. Bachem. — Dr. Ottokar Lorenz: Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, soziologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. Berlin, Wilhelm Hertz 1898. — Zeitschrift des k. sächsischen Statistischen Bureaus, redigirt von Dr. Arthur Geißler. 43. Jahrgang, 1897, Heft 3 und 4, sowie Beilage. Dresden, Kommissionsverlag der k. Expedition der „Leipz. Ztg." — Das Thierreich von Dr. L. Heck, Paul Matschie, Prof. Dr. v. Martens, Bruno Dürigen, Dr. Ludwig Stady, E. Krieghoff. Heft 1 und 2. Neudamm, J. Neumann. — Friedrich Burckhardt: Der stenographirende Kaufmann. Anleitung zur gründlichen Erlernung der vereinfachten deutschen Stenographie (Einigungssystem Stolze-Schrey). Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Prof. Dr. F. W. Küster: Die Bedeutung der physikalischen Chemie für andere Wissenschaften. Antrittsvorlesung an der Universität Breslau. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1898. — Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht, übertragen von Moritz Heyne. 2. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1898. — Jahresbericht des Vereins Angehöriger des Deutschen Reiches in den siebenbürgischen Theilen des Königreichs Ungarn zu Hermannstadt über das 3. Vereinsjahr 1897. Hermannstadt 1898. — Jul. Hart: Geschichte der Weltliteratur. Heft 13—16. Neudamm, J. Neumann. — Emile Zola: An die Jugend. Offener Brief zum Prozeß Dreyfus. Berlin, Hugo Steinitz 1898. — Dr. med. F. Anders: Die Flechten und ähnliche Hautausschläge. Gemeinverständlich dargestellt. Ebd. — Friedrich Spielhagen: Problematische Naturen. Illustrirt von Rich. Gutschmidt. Jubiläumsausgabe. 1. Lieferung. Leipzig, L. Staackmann. — Anton Weder: Regensburgs Kunstgeschichte im Grundriß. Mit 12 Abbildungen. Regensburg, J. Habbel.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Martha's Briefe an Maria.

Ein Beitrag zur Frauenbewegung,
mit einem Vor- und Nachwort
herausgegeben von

Paul Heyse.

Preis geheftet 1 Mark. Elegant gebunden 2 Mark.

Der Ertrag ist für das in München zu gründende Mädchengymnasium bestimmt.

Es gereicht uns zur besonderen Befriedigung, mit dieser Publikation Paul Heyse's einem hochinteressanten Beitrag zur Lösung der Frage von der Frauenbildung weiteste Verbreitung zu geben. In dem kleinen Briefroman, der sich um diese Frage dreht, spricht neben dem Dichter auch der Denker, der aus den Erfahrungen des Lebens mit gereifter Weisheit das Fazit zieht, der Mann von bewährtem, über landläufige Vorurteile erhabenem Freisinn. (2854)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Montag, 21. Februar. Nummer 41.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Denjenigen Lesern der „Beilage“, die nicht zugleich Abonnenten des Hauptblattes sind und als solche die Trauerkunde vernommen haben, theilen wir tieferschüttert mit, daß der Chef-Redakteur der Allgemeinen Zeitung,

Herr Geheimer Regierungsrath Dr. Julius Jolly,

gestern früh infolge eines Schlaganfalles plötzlich verschieden ist.

Die Zeitung, an deren Spitze er stand, verliert in ihm den thätigsten, einsichtsvollsten Leiter, das Vaterland, dem all sein Denken und Fühlen gewidmet war, den ideal gesinnten, feurigen Vorkämpfer für deutsche Größe und Einheit; und wir Alle, die wir mit ihm an dem gemeinsamen Werke arbeiteten, stehen trauernd an der Bahre eines edlen und bis in den tiefsten Grund seines Wesens liebenswürdigen Menschen, eines treuen, stets theilnahmvollen Freundes, eines verehrten und geliebten Vorgesetzten.

Die Redaktion der Beilage.

Uebersicht.

Wirthschaft und Recht. Von Dr. Georg Grupp. — Der Winterschlaf in der Thierwelt. Von Dr. C. Müller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wirthschaft und Recht.

Von Dr. Georg Grupp.

Ueber dieses Thema habe ich in Nr. 12 d. J. der Beilage gehandelt und habe hauptsächlich den geschichtlichen Zusammenhang der Thatsachen ins Auge gefaßt. Nun ist es selbstverständlich, daß ein so allgemeines Thema sowohl nach der prinzipiellen als nach der historischen Seite sich nicht leicht erschöpfen läßt. Es läßt sich nach der philosophischen Seite mehr vertiefen und nach der geschichtlichen Seite fast bis ins Unendliche erweitern. Dies geschieht denn auch mehr und mehr, da das Thema zu den aktuellen gehört. Ich möchte nun hier im Anschluß an einige neue Veröffentlichungen den Zusammenhang zwischen Wirthschaft und Recht nach der prinzipiellen Seite hin kurz erörtern und zum Schlusse eine kurze geschichtliche Ergänzung bieten.

Ob und wie das Recht von Wirthschaftsverhältnissen abhängig sei, hat vom philosophischen Standpunkt aus behandelt Rudolf Stammler in seinem Werke: „Wirthschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung, eine sozialphilosophische Untersuchung.“ [1]) In scharfsinniger, wenn auch etwas breiter Weise führt Stammler aus, daß es einseitig sei, bloß die kausale Abhängigkeit des Rechts von der Wirthschaft zu berücksichtigen und das teleologische Moment ganz zu übersehen. Das Recht habe einen sozialen Zweck, ein soziales Ideal, es bilde und regle die Gesellschaft. Auch die materialistische Geschichtsauffassung spreche davon, daß das Recht hinter der wirthschaftlichen Entwicklung zurückbleibe, veralteten Wirthschaftsverhältnissen entspreche; Form und Materie stimmen alsdann nicht zusammen. Ein solches Urtheil sei aber nur möglich, wenn man das Recht als etwas seinsollendes gelten lasse, stillschweigend also an dem sozialen Ideal festhalte. Der Zweck des Rechts sei indessen kein materieller, sondern ein formeller, es habe weder ein allgemeines Wohlbefinden noch die objektive Sittlichkeit zu verwirklichen. Zur Sittlichkeit zu zwingen widerspreche dem Charakter der Sittlichkeit. Die Glückseligkeit sei aber gar nicht erreichbar. Die soziale Frage könne nicht gelöst werden, man müßte denn hoffen, daß „das Absolute, das empirisch unbedingte Ziel, die Idee freiwollender Menschengemeinschaft in die begrenzte und bedingte Erfahrung eingeführt werde, d. h. man müßte die Verwirklichung des sozialen Ideals erschaffen“. (S. 640.)

Der Zweck des Rechts, das soziale Ideal, sei vielmehr die Gerechtigkeit und eine solche Regelung der Gesellschaft, daß jeder den Zweck des Andern achtet. Damit erhält das Individuum, die Persönlichkeit eine absolute Bedeutung. Ganz auf dasselbe kommt Frhr. v. Hertling in seinen kürzlich erschienenen „Kleinen Schriften“ hinaus. Die Persönlichkeit und ihre Zwecke sind nach ihm Ausgangs- und Zielpunkt einer gesunden Rechtsphilosophie und Sozialpolitik. Es ist ein Naturrecht des Menschen, daß er seine Persönlichkeit auswirke, daß er ein sittliches Ideal verwirkliche und seinen ewigen Zweck erreiche. Dieses Recht geht jeder staatlichen oder positiv rechtlichen Regung voraus und es bildet die Norm für die positive Regelung. Die Sozialpolitik hat dieses Recht und keine Glückseligkeitsutopien zu verwirklichen.

Diese Ansicht ist indeß nicht die allgemein herrschende weder im Alterthum noch in der Neuzeit. Schon Aristoteles hat dem Staate eine höhere und umfassendere Aufgabe gestellt; nach ihm ist das gute, glückliche oder vollkommene Leben, wie man den Ausdruck εὖ ζῆν übersetzen mag, das

[1]) Vgl. Diehl in den Jahrbüchern für Nationalökonomie. 14. Bd., S. 813 ff.

Ziel des Staates. Nach Plato stellt der Staat den Menschen im großen dar, der Mensch wird nur Mensch in und durch den Staat. Diesen Gedanken hat Hegel noch erweitert: der Staat ist bei ihm die substantielle, objektive Sittlichkeit und vor ihm und ohne ihn gibt es keine wahre Sittlichkeit, sondern bloße Moralität. Das war offenbar übertrieben und in seiner Uebertreibung ist dieser Gedanke längst verlassen.

Man hat den Staatszweck und die Staatsaufgabe ermäßigt und ist, wenn man sich nicht auf den Rechtsstaat beschränkte, wenigstens beim Kultur- und Wohlfahrtsstaat stehen geblieben. Der Staat hat also nach einer weit herrschenden Anschauung für die Wohlfahrt zu sorgen. Aber man ist darüber, was unter Wohlfahrt zu verstehen ist, sehr verschiedener Meinung, man kann diesen Begriff idealistisch oder materialistisch fassen. Unter dem Einflusse der materialistischen Geschichtsauffassung und der sozialen Bewegung trat der materielle Wohlfahrtszweck in den Vordergrund. Diese Auffassung ist gewiß nicht ohne jegliche Berechtigung, so wenig wie die materialistische Geschichtsauffassung eines jeglichen Wahrheitskernes entbehrt. Aber um so schärfer muß jede einseitige Hervorkehrung des materiellen Gesichtspunktes verurtheilt werden.

Es ist für die Völker ein Unglück, ein Zeichen des Verfalles, wenn sie bloß auf ihr materielles Wohl bedacht sind. Was denkt man von einem Manne, der nur für seine materiellen Interessen noch Sinn hat? Was vom Einzelnen, gilt aber auch von ganzen Völkern. Der materielle Gesichtspunkt zieht herab, verengt das Gesichtsfeld und entleert das Herz. Ein ausschließlich ökonomischer Endzweck liegt zu tief und hebt das Volk so wenig als den Einzelnen. Man hat ja dafür geschichtliche Beispiele, wie Paul Barth in den Jahrbüchern für Nationalökonomie richtig ausführte.[1]) Barth erinnert an Karthago, wo der Staat gewissermaßen eine Handelsgesellschaft im großen war. Handelsgesellschaften sind aber am unfähigsten zu regieren. Mit Rücksicht auf die ostindische Kompagnie fällt Adam Smith das vernichtende Urtheil, die Regierung einer reinen Handelsgesellschaft sei die schlechteste, die ein Land haben kann. Die ostindische Kompagnie regierte so schlecht, daß der englische Staat gezwungen war, sie zuerst scharf zu kontroliren und dann die Regierung selbst an sich zu ziehen.

Der Mensch lebt nicht allein von Brot, er kann ohne Ideale nicht leben. Der Mensch ist nicht ausschließlich abhängig von der Materie, er erhebt sich über sie, er führt ein eigenes Geistesleben. Das Geistesleben ist kein bloßer Reflex, keine bloße Begleiterscheinung des materiellen Lebens. Um seines geistigen Lebens willen kann daher der Mensch auf ökonomische Vortheile verzichten und die ausschließliche Wahrung der materiellen Interessen vergessen. Nicht bloß des materiellen Schutzes wegen gab einst im frühen Mittelalter der Bauer sein Eigen der Kirche auf: geschützt wäre er bei den adeligen Grundherrschaften wohl besser gewesen als bei den geistlichen, da dort die Bedrückungen weltlicher Vögte wegfielen, denen er hier neben seinen regelmäßigen Verpflichtungen ausgesetzt war. Er that dies „um seines Seelenheils" willen. Die Kirche wurde unermeßlich reich, besaß ein Drittel des Grundbesitzes und zwei Drittel des Vermögens von ganz Europa nicht bloß deßhalb, weil die Kirche, die Geistlichkeit die Intelligenz, auch die ökonomische Intelligenz, darstellte, sondern deßhalb, weil sie eine geistige Macht war. Der Gedanke, zuerst nach dem Reiche Gottes zu trachten, galt nicht für leeren Wahn und die Mahnung Christi nicht für leeren Schall. Um des Glaubens willen verließen auch nach der Reformation Tausende die günstigste ökonomische Lage, wie Barth mit Recht hervorhebt. Die Religion kann ihrerseits die Wirthschaft und den Wirthschaftsbetrieb beeinflussen. Verdankt man doch z. B. nach Hahn der Religion, nicht ökonomischen Erwägungen, die Zähmung des Rindes und des Pferdes und ihre Verwendung zum Ackerbau.[1]) Selbst nach Anschauung materialistischer Geschichtsforscher wirkte die Religion bald konservirend, bald revolutionirend, wie in dem früheren Artikel gezeigt wurde. Sie hat also eine selbständige Stellung und ist durchaus nicht sklavisch gefesselt an den Gang der wirthschaftlichen Kultur.

Der Vater der materialistischen Geschichtsauffassung ist nach Barth Saint-Simon. Er hat zuerst an Stelle der Idee den Klassenkampf als treibendes Motiv der Geschichte erklärt.

St. Simon sieht in der französischen Geschichte nur den Kampf zwischen der herrschenden und unterdrückten Klasse. Letztere ist der dritte Stand, die Bourgeoisie, die sich vom Ende des 15. Jahrhunderts an immer mehr emanzipirte.

Durch die Vermittelung Louis Blancs gingen die Ideen St. Simons auf Karl Marx über. Dieser geht weiter und geht systematischer zu Werke und bildet folgende Kausalreihe: von einem bestimmten Stand der Technik ist die Betriebsform und von dieser die Eigenthumsordnung abhängig und diese wieder bestimmt den politischen Ueberbau und die gesellschaftlichen Bewußtseinsformen.

Diese Kausalreihe sieht sehr geistreich aus, aber mit ihrer konkreten geschichtlichen Durchführung sieht es sehr schlecht aus, wenigstens bei Marx. Marx konstruirt einfach: die Handmühle gibt eine Gesellschaft von Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten. Das Zunfthandwerk wurde nach Marx gesprengt durch die Entdeckung neuer Welttheile und Seewege u. dgl. Das sind sammt und sonders einfache Konstruktionen, die einen sehr niedrigen Stand der Wirthschaftsgeschichte voraussetzen. Die Handmühle mag wohl mit der Hausklaverei zusammenhängen, aber die feudale Hörigkeit ist wesentlich verschieden davon. Zu Feudalzeiten gab es schon Wassermühlen und diese begründeten grundherrliche Bannrechte.

Die Grundherrschaft hängt allerdings mit wirthschaftlichen Zuständen zusammen, mit der Haus- und Naturalwirthschaft, aber noch wichtiger ist eine andere politische Voraussetzung: ihr Entstehen ist nur möglich in einem beinahe staatlosen, unsicheren Zustande und ihre Fortdauer setzt eine fortwährende Schwäche des Staates voraus. Das ist sicher, mag man nun die Entstehung der Grundherrschaft und Hörigkeit so oder so denken. Wie aus meinem vorigen Artikel hervorging, gibt Hildebrand eine neue Erklärung, er verlegt die Entstehung der Hörigkeit in die graueste Urzeit. Einen sicheren Beweis hiefür hat er freilich nicht erbracht, es hängt alles davon ab, ob es angeht, Analogien anderer Völker auf die germanische Urzeit zu übertragen, ob die keltische Gianaerfassung und die slavische Hausgemeinschaft auch bei den germanischen Ursprüngen zu suchen ist. In dem Buche: „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen" hat August Meitzen die germanischen Verhältnisse scharf davon unterschieden und in

[1]) Die sog. materialistische Geschichtsphilosophie in den Jahrb. f. Nationalök. 1896, Bd. 66, S. 1 ff.

[1]) In dem Buche: „Die Haustiere und ihre Beziehung zur Wirthschaft der Menschen", Leipzig 1896, geht Hahn davon aus, daß die Thierzähmung überhaupt sehr schwer ist, da selbst geschulte Zoologen unendlich oft vergebliche Versuche machen. Die Jäger- und Hirtenvölker hatten nur den Hund, das Huhn, das Schaf und die Ziege. Auf die Zähmung des Rindes kam man, meint Hahn, nur durch die eigenthümlichen Vorstellungen, die sich an das Kastriren von Menschen und Thieren anknüpften. Das Kastriren hob nach primitiver Anschauung Thiere und Menschen hinaus über das Gewöhnliche und näherte sie der Gottheit. Der kastrirte Ochse wurde zuerst vor den heiligen Wagen gespannt und erst dann zum Pflügen verwendet. Das Pflügen kam erst lange nach dem Hackbau. Der Zähmung des Rindes folgte die des Pferdes.

der herkömmlichen Weise aus der späteren Hufenverfassung die gleichmäßige Vertheilung des Landes unter gleichberechtigte Genossen gefolgert. Ohne Zweifel sind die deutschen und die slavischen Verhältnisse nicht ganz gleichartig, sonst hätten sie sich nicht so verschieden entwickelt, wie eine Vergleichung etwa Westfalens und Böhmens ergibt. Aber andrerseits läßt Meitzen selbst keinen Zweifel, daß keltische und slavische Einrichtungen wohl zur Veranschaulichung deutscher Verhältnisse verwendet werden können. Die Möglichkeit dazu lassen offen seine Ausführungen S. I, 138 ff., die eine Erklärung der Stelle des Tacitus bieten: Agri pro numero cultorum ab universis in vices (Hildebrand setzt an Stelle des unverständlichen in vices: vicinis) occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur. Doch ist hier nicht der Ort, weiter hierauf einzugehen.

Der Winterschlaf in der Thierwelt.

Von Dr. C. Müller.

Wenn in unsern Breiten die kältere Jahreszeit herannaht, dann ziehen, wie allgemein bekannt, zahlreiche Vogelarten gen Süden, um so dem Einfluß des Winters zu entgehen. Anders diejenigen Thiere, die eine weniger große Bewegungsfähigkeit besitzen als die leicht beschwingten Bewohner der Lüfte. Unweigerlich würden sie zugrunde gehen, wenn die allgütige Mutter Natur nicht auch ihnen ihre Fürsorge zugewendet und eine Einrichtung geschaffen hätte, die ihnen das Ueberdauern des Winters ermöglicht, den Winterschlaf nämlich. Eine Art Scheintod ist es, in den die winterschlafenden Thiere verfallen, ein Zustand, in dem der Herzschlag langsamer, die Athmungsthätigkeit dem entsprechend in auffallender Weise gemildert oder unterbrochen wird. Dabei nimmt die Körperwärme ab, die Glieder werden steif und kalt und Magen wie Darm entleeren sich vollständig und schrumpfen zusammen. Wie sehr während dieser Zeit die Athmungsthätigkeit herabgestimmt wird, hat Mangili durch Beobachtungen am Murmelthier (s. Brehm, Theil 1) nachgewiesen. Während dasselbe nämlich im wachen Zustand in zwei Tagen 72,000 mal athmet, thut es dies während des Winterschlafes in einem Zeitraum von 6 Monaten nur 71,000 mal, verbraucht also während dieser Zeit höchstens den neunzigsten Theil der Luft, bezüglich der Sauerstoffmenge, welche während des Wachseins erforderlich ist. Im entsprechenden Verhältniß wird auch die Körpertemperatur herabgestimmt, und eine Messung derselben bei einem im Winterschlaf befindlichen Thier dieser Art ergab nur etwas über 8.75 Grad Wärme, während sonst die Blutwärme der Säugethiere 35—37 Grad Celsius beträgt. Das Leben des Schlafers gibt sich also nur noch in Andeutungen kund, aber darin gerade liegt der Vortheil der ganzen Einrichtung. Denn würde Herz und Lunge wie bei dem wachen Thiere arbeiten, so würde das im Sommer gesammelte Fett, welches für mehrere Monate ausreichen muß, bald aufgezehrt sein. So aber verlangsamt die geringe Athmungsthätigkeit den Verbrennungshergang im Innern des Körpers und ermöglicht dadurch die Erhaltung des Lebens. Dasselbe gilt von den winterschlafenden Kriechthieren, Lurchen und Angehörigen aller anderen Thierklassen. Daß Thiere, die im wachen Zustand monatelang ohne Schaden fasten können, so sagt Schinz in Bezug auf die Reptilien, einen Winter ohne Nahrung auszuhalten imstande sind, ist sehr begreiflich; daß aber dasselbe Gesetz herrscht wie bei den winterschlafenden Säugethieren, daß ein Verbrauch der Säfte dennoch stattfindet, so gering er sein mag, erhellt daraus, daß Kriechthiere zugrunde gehen, wenn sie im Herbst vor dem Einschlafen Mangel an Nahrung hatten. In welchem Grade die leiblichen Thätigkeiten während des Winterschlafes stillstehen und welche gänzlich ruhen, läßt sich bei Thieren, deren Verrichtungen im wachenden Zustande so oft unterbrochen werden können, ohne dem Leben zu schaden, nicht leicht beobachten; doch ist es wahrscheinlich, daß bloß ein sehr langsamer und unterbrochener Kreislauf stattfindet, das Athmen aber fast ganz unterdrückt ist, was bei dem geringen Sauerstoffbedarf dieser Thiere nicht befremden kann. Eine zu große und lang andauernde Kälte tödtet indeß auch sie. Das Gewicht der Kriechthiere nimmt während des Winterschlafes etwas ab und hiedurch ist bewiesen, daß Stoffverbrauch stattfindet. Eine Schildkröte, die vor dem Winterschlafe 4 Pfund 9 Unzen gewogen hatte, verlor während dessen bis zum Februar 1 Pfund 5 Drachmen an Gewicht.

Wenden wir uns jetzt zu einer eingehenderen Besprechung der winterschlafenden Thiere, so treten uns aus der Klasse der Säugethiere zunächst die Fledermäuse als solche entgegen. Mit Beginn der rauhen Jahreszeit sucht jede Art einen vor den Einflüssen der Witterung möglichst geschützten Schlupfwinkel, wie Höhlen, Kellergewölbe ꝛc. auf. Die gegen die Kälte am wenigsten empfindlichen Arten unterbrechen den Winterschlaf bisweilen, erwachen und fliegen in ihren Schlupfwinkeln hin und her, kommen auch wohl ins Freie und flattern eine Zeit lang über der schneebedeckten Erde umher; die Mehrzahl aber schläft ununterbrochen. Die Stellung, welche die Fledermäuse dabei einnehmen, ist sehr verschieden; die einfachste und regelmäßigste Haltung dabei ist die, daß sie sich an den Krallen der Hinterfüße aufhängen und die Flügel seitlich andrücken. Es gibt Gattungen, welche ausnahmslos gesellig überwintern und nicht nur nebeneinander, sondern auch in mehreren Lagen dicht aufeinander hängen, andere, die stets vereinzelt überwintern und wiederum andere, die ebensowohl einzeln als gesellig angetroffen werden.

Nach den Beobachtungen Kochs sinkt die Blutwärme der Fledermäuse mit der Dauer des Winterschlafes; die schlafenden Thiere erwachen, wenn dies Sinken einen gewissen Grad erreicht hat, welcher nach dem vorgenannten Forscher, je nach der Natur einer bestimmten Art, zwischen 12° und 18° C. schwankt. Während des Winterschlafes verlieren die Fledermäuse etwa ein Fünftel bis ein Sechstel ihres Gewichts, eine Abnahme, die größtentheils durch Fettverbrauch veranlaßt ist. Das Fett dient nicht zur Nahrung, sondern zum Athmen, wodurch die nöthige Luftwärme erzeugt und erhalten wird; wie aber der Stoffwechsel nothdürftig unterhalten bleibt, darüber schwebt noch ein gewisses Dunkel. „Nothwendig für die Erhaltung des winterschlafenden Thieres," so sagt Koch, „ist die Zuführung von Wasser. Denn die Ausscheidungen der Nieren und Haut gehen ihren Gang fort, wenn auch ungleich langsamer als bei dem belebten Thiere. Fledermäuse, welche in einer trockenen Luft sich befinden und deßhalb keinen Wasserdampf einathmen können, vertrocknen im Winterschlafe, so merkwürdig und wunderbar es auch scheinen will, daß die Lunge gerade eine entgegengesetzte Thätigkeit verrichtet, wie bei dem wachen Thiere, bei welchem der Hauch Wasser aus dem Blute hinwegführt. Während des Winterschlafes werden die abgängigen Theile des Körpers langsam, aber in ziemlich regelrechter Weise abgeschieden, wobei die dazu bestimmten Organe alle in Thätigkeit zu bleiben scheinen. In den Darmschlauch tritt Galle ein; die Harnblase füllt sich nach und nach mit Harn an, welcher erst nach dem Erwachen entleert wird, und in besonders lebhafter Thätigkeit scheinen die ausscheidenden Drüsen der Haut ihre Wirksamkeit zu erhalten. Aber je mehr die Körperwärme sinkt, desto langsamer kann dieser Prozeß vor sich gehen, und scheint damit das Erwachen infolge gesunkener Blutwärme zusammenzuhängen."

Zu den Winterschläfern gehört auch Meister Grimbart, der Dachs. Tief unter der Erde hat er sich in einer Höhle ein dichtes, warmes Lager aus Laub hergestellt, und hier rollt er sich, sobald die Kälte beginnt, zusammen, indem er den Kopf zwischen die Vorderbeine steckt und verfällt in einen Winterschlaf, der aber häufig unterbrochen wird. Sowie nämlich gelindere Witterung eintritt, besonders bei Thauwetter und in nicht sehr kalten Nächten, ermuntert er sich, geht sogar zuweilen nachts aus seinem Baue heraus, um zu trinken. Bei verhältnißmäßig warmer Witterung verläßt er schon im Januar oder spätestens im Februar zeitweise den Bau, um Wurzeln auszugraben und, wenn ihm das Glück wohl will, auch vielleicht ein Mäuschen zu überraschen und abzufangen. Dennoch bekommt ihm das Fasten schlecht, und wenn er im Frühling wieder an das Tageslicht steigt, ist er, der sich ein volles Bäuchlein angemästet hatte, fast klapperdürr geworden. Aehnliches ist vom Bären zu sagen, der sich seine Lagerstätte für den Winter in der Regel entweder zwischen Felsen und in Höhlen, oder in hohlen Bäumen bereitet. Die Zeit, zu welcher der Bär sein Winterlager bezieht, ist von dem Klima der betreffenden Gegend und der Witterung abhängig, ebenso die Dauer des Winterschlafes. Regel ist wohl, daß sich die Bärin früher zurückzieht als der Bär, und daß der Schläfer, wenn mitten im Winter Thauwetter eintritt, zuweilen sein Lager verläßt, um zu trinken, oder auch Nahrung zu sich zu nehmen.

Einen ununterbrochenen Winterschlaf hält unser Igel, einen durch seine lange Dauer ausgezeichneten der Siebenschläfer. Ehe der Wärmemesser auf dem Nullpunkte steht, in rauheren Gebirgsgegenden bereits im August, sonst wohl gegen den Oktober hin, rollt sich dieser Nager, gewöhnlich in Gemeinschaft mit mehreren seiner Genossen im wohlgeschützten Nest zusammen, um bald in tiefen Schlaf zu verfallen. Zuweilen wacht er allerdings auf und zehrt dann ein wenig von seinen Nahrungsvorräthen, abgesehen aber von derartigen kurzen Unterbrechungen schläft er bis weit in den Frühling hinein, gewöhnlich bis gegen Ende April, so daß die Dauer seines Winterschlafes thatsächlich 7 Monate beträgt, ihm sein Name also mit vollem Rechte zukommt. Auch der Gartenschläfer erscheint selten vor Ende April, unterbricht aber seinen Schlaf, so oft milde Witterung eintritt und zehrt dann von den eingesammelten Nahrungsvorräthen, bis erneute Kälte ihn wieder in Schlaf verfallen läßt. Abweichend von den übrigen Winterschläfern zeigen diese Nager während ihres bewußtlosen Zustandes Empfindlichkeit gegen äußere Reize und geben dies, wenn man sie berührt oder mit einer Nadel sticht, durch schwache Zuckungen und dumpfe Laute zu erkennen.

Erwähnen wir hier noch die Haselmaus, das Murmelthier, den Ziesel und den Hamster, so dürften die bekanntesten winterschlafenden Säugethiere genannt sein. Besonders der letztere ist ja dem Landmann gründlichst verhaßt durch die weitgehende Fürsorge, die er zum Schaden des ersteren seiner Wintervorrathskammer widmet, soll doch dieser Nager bis zu einem Zentner an Körnern in seinem Bau zusammentragen, von denen er während der langen Winterzeit zehrt, denn thatsächlich schlummert er nur an solchen Tagen, an denen sich auch andere Thiere der empfindlichen Kälte wegen in ihre Schlupfwinkel zurückziehen.

Blicken wir zurück auf die vorgenannten Winterschläfer, so sehen wir, daß sich unter ihnen nicht nur kleine, sondern auch recht stattliche Thiere finden, während andrerseits einige unsrer allerkleinsten Säugethiere den Winter wachend überdauern. Da man nun wohl annehmen darf, daß Thiere, wie beispielsweise der Bär, an und für sich gegen die Kälte eine größere Widerstandsfähigkeit besitzen werden wie diese letzteren, so glaubt man daraus schließen zu dürfen, daß es diese nicht direkt ist, die den Winterschlaf veranlaßt, sondern in erster Linie der Nahrungsmangel, den sie im Gefolge hat. Die Kälte vernichtet, so sagt Marschall, die einjährigen Pflanzen und versenkt die meisten perennirenden in einen Winterschlaf. So muß eine theilweise Pause im großen Stoffwechsel der Natur eintreten: der Mehrzahl der Pflanzenfresser ist mit der verschwundenen oder schlafenden Vegetation ihr Brot genommen, sie ist damit selbst zur Ruhe gezwungen. Und diese Ruhe der Vegetarier, der sie meist in sicheren Verstecken pflegen, nöthigt wieder eine Reihe von Fleischfressern, einige Zeit von der Bühne des öffentlichen Lebens abzutreten. „Ich behaupte", so fährt der genannte Forscher fort, „daß kein Säugethier durch Kälte direkt zum Winterschlaf veranlaßt wird, sondern nur durch den Nahrungsmangel, bezüglich durch die in seiner Organisation bedingte Unfähigkeit, etwa vorhandene Lebensmittel aufzusuchen." Wie dem nun auch sei, so viel ist wohl sicher, daß der Winterschlaf in seiner heutigen Erscheinung nicht auf einmal in die Welt getreten ist, daß wir in ihm nichts anderes als eine Anpassungserscheinung vor uns haben, die durch Vererbung von den Vorfahren immer wieder auf die Nachkommen übergegangen ist. In früheren Erdzeiten wird ein Winterschlaf überhaupt nicht existirt haben; er wurde erst durch eine Aenderung der klimatischen Verhältnisse hervorgerufen. „Es wurde kälter und kälter an den Polen und sehr langsam aber stetig eroberte sich die Kälte äquatorwärts neues Terrain — aber in einem periodischen Wechsel von Vordringen und Zurückweichen je nach dem Stand der Sonne zur Erde. Mit jedem Male indessen drang die Kälte etwas weiter und und früher vor und wich etwas weniger weit und später zurück — der Winter wuchs unmerklich während vieler Jahrtausende, er dehnte sich weiter nach dem Aequator hin aus und er dauerte länger. Sehr allmählich muß dieser Prozeß vor sich gegangen sein und ebenso allmählich, von Generation zu Generation, änderten sich bei unsern Thieren die physiologischen und anatomischen Verhältnisse, erwarben diese die Fähigkeit, monatelang ohne Nahrung, fast ohne Stoffwechsel überhaupt zubringen zu können." So ist der Winterschlaf also entstanden als eine Anpassungserscheinung, die durch langwährende Vererbung ein Theil des Seins unsrer Säugethiere geworden, in dem Grade, daß der Schlaftrieb sie überfällt, wenn seine Zeit gekommen, auch im warmen Zimmer, wie den Zugvogel im Käfig der Wandertrieb.

Wie schon zu Anfang erwähnt, ist bei Reptilien und ebenso bei Amphibien der Winterschlaf sicher nicht auf den Nahrungsmangel zurückzuführen, da diese Thiere zu jeder Zeit monatelang ohne Nahrung auszuhalten imstande sind. Sie sind aber, wie bekannt, sogenannte kaltblütige, oder richtiger gesagt, wechselwarme Thiere, d. h. ihre Körpertemperatur ist abhängig von der umgebenden Lufttemperatur. Sinkt also diese letztere erheblich, so nimmt auch die Blutwärme ab; die Thiere werden derartig erkältet, daß dadurch ihre Lebensverrichtungen gelähmt werden und sie in einen lethargischen Zustand versinken. Hier haben wir somit lediglich eine Wirkung der Kälte vor uns. Dementsprechend dauert auch im nördlichen Europa oder hoch oben im Gebirge der Winterschlaf der Eidechsen 6—8 Monate, während dieselben Arten bei uns nur 5 Monate schlafen. Unsre deutschen Eidechsen verbergen sich zu diesem Zwecke sämmtlich in tiefen Löchern unter der Erde, die beispielsweise von den Blindschleichen hinsichtlich ihrer Lage sorgfältig ausgewählt werden, derart, daß sie sich nicht bloß genau nach Süden richten, sondern auch vor Nord- und Ostwinden Schutz gewähren. Zwanzig und mehr liegen hier bei einander, zum Theil zusammengerollt und ineinander verschlungen, zum Theil gerade gestreckt, regungslos mit fest-

Digitized by Google

geschlossenen Augenlidern. Auch die eigentlichen Eidechsen (Lacertae), beziehen meist gemeinschaftlich das Winterloger, ebenso wie verschiedene Schlangenarten, z. B. die Kreuzottern. Schon bei einer Temperatur von +8°R werden alle diese Reptilien sehr träge, bei einer anhaltenden, um 3 Grad geringeren Luftwärme werden sie lethargisch, ebenso die Laubfrösche und Kröten. Erstere verlassen in der Regel gegen den Spätherbst hin die Baumkronen, kommen auf den Boden herab und verkriechen sich unter Steine, in Erdlöcher oder tief in Mauerspalten, um hier in todähnlichem Schlafe den Winter zu verbringen. Abweichend von vielen anderen Froschlurchen, die sich, wie z. B. unser Wasserfrosch, in den Schlamm der Teiche rc. betten, verschläft die Kröte den Winter in fern vom Wasser gelegenen trockenen Erdhöhlen.

Die wenigsten Winterschläfer finden wir wohl unter den Fischen, obgleich auch diese Thiere als wechselwarme anzusehen sind. Schleien, Karpfen und Aale wühlen sich während des Winters in den Schlamm ein und verbringen die kalte Jahreszeit in einem halbbewußtlosen Zustande, während dessen der Stoffwechsel beträchtlich herabgesetzt wird. Daß die Zahl der Winterschläfer unter den Fischen eine so kleine ist, ist wohl nur daraus zu erklären, daß diese Thiere gegen Temperaturwechsel überhaupt unempfindlicher sind als die Angehörigen der letztbesprochenen beiden Klassen. Vielleicht kommt auch noch hinzu, daß sich der Temperaturwechsel in den Tiefen unsrer Flüsse — denn im Meere ist ja in größeren Tiefen von einer Verschiedenheit der Temperatur überhaupt keine Rede mehr — immerhin weniger geltend macht, als auf dem Lande, die Temperatur ja auch in der Regel nur auf +4 Grad herabsinkt.

Wie sehr die Angehörigen der Insektenwelt durch Temperaturveränderung beeinflußt werden, dürfte wohl auch dem nur oberflächlichen Beobachter der Thierwelt bekannt sein. Alle die Schmetterlinge, Käfer und Bienen, die im lachenden Sonnenschein an uns vorübergaukeln, uns umschwirren und umsummen, sie verschwinden schon in ihren Schlupfwinkeln, wenn im Sommer nur für kurze Zeit einmal naßkalte Witterung eintritt, und so ist es denn wohl kaum verwunderlich, daß mit dem Beginn des Winters alles Insektenleben zu ersterben scheint. Aber daß es nicht wirklich aufgehört hat, lehrt uns ja jeder Frühling von neuem, denn wie die Pflanzenwelt nach langer winterlicher Erstarrung durch die wärmenden Sonnenstrahlen zu neuem Leben erweckt wird, so werden durch sie auch all die Tausende von Larven hervorgelockt, die des Winters Unbill hier oder dort verschlafen haben. „Die einen überwintern nur im Eizustande, andere nur als Larven, zu denen selbstverständlich alle diejenigen gehören, welche zwei und mehr Jahre zu ihrer Entwicklung bedürfen; eine dritte Reihe überlebt die böse Jahreszeit als Puppe, eine vierte als Geschlechtsthier. Nur in seltenen Fällen dürfte ein und dasselbe Insekt auf zwei verschiedenen Entwicklungsstufen den Winter überdauern. Wer übrigens einen Begriff davon haben will, wie viele von ihnen im vollkommenen Zustande einen Winterschlaf halten, der gehe nur hin im Herbst, wo die Erstorrung noch nicht eingetreten ist, und suche im Walde unter dem dürren Laube nach, das sich seit Jahren angesammelt hat, oder unter dem trockenen Gestrüpp von Sträuchern, die an einer geschützten Stelle wachsen, oder unter Steinen und ähnlichen Orten, welche dem scharfen Luftzuge nicht ausgesetzt, da wird er eine ungeahnte Mannichfaltigkeit von Käfern und Fliegen, Wespen und Spinnen, Wanzen und anderem Gezieser finden, hier und da einen Nachtschmetterling aus dem dürren Laube herausspazieren sehen, alle aber bemüht, sich so schnell wie möglich seinen Blicken wieder zu entziehen" (Brehm). Ueberwinternde Eier sind meistens durch Gespinnste geschützt, in der Regel wohl auch dickschaliger, als die im Frühling gelegten. Sicher ist dies nach den Beobachtungen Gravenhorsts bei Insektenpuppen der Fall. Wie mannichfaltig die Art ist, in der die Puppen überwintern, zeigen uns so recht diejenigen der Schmetterlinge. Manche unter ihnen, z. B. die einiger Weißlinge, hängen offen und frei an Mauern und Zäunen, viele ruhen ohne Gespinnst in der Erde, so die der Schwärmer, zahlreicher Eulen und Spanner, während andere von einer lockeren, mit Erdkrümelchen umwebenen Hülle umgeben sind, manche, wie die Gabelschwänze, in äußerst festen Gehäusen unmittelbar an den Stämmen der Bäume oberhalb der Erde liegen.

Raupen und Larven kriechen zum Schutze gegen die Kälte in die Erde und unter Moos, verstecken sich in Risse und Löcher der Bäume, suchen überhaupt Schlupfwinkel aller Art auf, weßwegen bekanntlich unsre Obstbäume im September mit Ringen von Tuchlappen umgeben werden, unter denen sich dann, neben anderem Ungeziefer aller Art, massenhaft die sogenannten Obstmaden, die Raupen des Obstwicklers ansammeln, die so auf bequeme Weise abgesucht und getödtet werden können. Im Gezweige der Bäume, in Gespinnsten, die unter der Bezeichnung Raupennester bekannt sind, überwintern die Raupen der Baumweißlinge und des Goldafters (Porthesia chrysorrhoea), ganz besonders interessant sind aber in dieser Hinsicht die schönen und sonderbaren Raupen der verschiedenen Glucken (Gastropacha quercifolia, pruni etc.). Sie überwintern (s. Marschall, Spaziergänge eines Naturforschers, 1888) halb ausgewachsen, ganz frei, den Aestchen ihrer Nahrungspflanzen flach angedrückt und dieselben mit ihren Bauchfüßen und Nachschiebern fest umklammernd. So können sie zu kleinen Stöcken zusammenfrieren, daß man sie zerbrechen kann, aber sie gehen an der grimmigen Kälte nicht zugrunde. Sonderbar ist, daß jene verschiedenen Arten der Ueberwinterung bei oft nahe verwandten Formen vorkommen, daß diese ganz bedeutende Kältegrade ertragen können, jene schon bei verhältnißmäßig geringer Kälte zugrunde gehen.

Aehnliche Verschiedenheiten finden sich bei den Schnecken. „Viele", sagt v. Martens, „können einen bedeutenden Kältegrad ertragen, namentlich die kleine näfseliebende Arion hortensis, A. tenellus und die Vitrinen, welche ich mehrmals mit erstorrenden Fingern unter der Schneedecke hervorgesucht habe; am Kesselberge beim Kochelsee in Oberbayern fand ich am 24. Dezember Helix rupestris und Clausilia parvula frei der Luft ausgesetzt an den nur durch ihre senkrechte Lage von Schnee freien Felswänden, auf gefrorenem Boden stehend, während ein Wasserfall daneben in seinen Eismassen das Bild eines Gletschers zeigte. Auch die nördlichsten Schnecken sind alle dünn und kleinschalig; es scheint also, daß gerade keine große Masse und keine dicke Schale zum Ertragen der Kälte nothwendig ist und diese selbst eher das Gegentheil bewirkt." Uebrigens wissen sich die Schnecken gegen die Kälte recht gut zu schützen, indem sie sich in lockerer Erde, unter Moos und Blättern verstecken, vor allem aber dadurch, daß sie ihr Gehäuse fast luftdicht durch einen Deckel abschließen, der z. B. bei unsrer Weinbergsschnecke (Helix pomatia) mit Kalk imprägnirt ist. Von diesem zieht sich das Thier noch ziemlich weit in die Schale zurück, indem es den Zwischenraum durch eine oder einige dünne Häute quer abtheilt. Während der nun wenigstens 6 Monate dauernden Zeit innerster Beschaulichkeit ist der Athmungsprozeß und die Thätigkeit des Herzens nicht unterbrochen. Der Kalkdeckel hat zwar keine Oeffnung, welche man bei einigen anderen Arten bemerkt hat, wohl aber ist er so porös, daß durch ihn und die übrigen dünnen Häute hindurch der nothwendige Gasaustausch stattfinden kann. Wie bei allen Winterschlaf haltenden Thieren, so ist auch bei der Weinbergschnecke und ihren Schwestern die Athmung eine geringere, die Herzthätigkeit eine verminderte.

Digitized by Google

Die Wärme des April und Mai weckt die Lebensthätigkeit; das Herz schlägt lebhafter, und ohne Zweifel wird das Thier durch das gesteigerte Athembedürfniß, gewiß auch durch einen rechtschaffenen Hunger getrieben, sich mit dem Fuße gegen die häutigen Deckel zu legen. Dieselben werden nicht durchstoßen, sondern leicht abgewicht und auch das Abheben des Kalkverschlusses der Mündung erfordert keine besondere Kraft. Er ist mit der Mündung nicht verwachsen, sondern bildet einen flachen Pfropfen mit glattem, gutschließendem Rande.

Von welchem Vortheil der Deckel ist, geht aus den Untersuchungen Gaspards hervor, nach denen Schnecken, die denselben noch nicht gebildet hatten, schon bei einer Temperatur von — 1 bis — 2° R eingingen, während Individuen derselben Art, wenn sie sich einmal eingedeckelt hatten, ohne Schaden Monate hindurch 5 Grad Kälte ertragen konnten.

Bemerkenswerth ist, daß die meisten Winterschläfer während des Schlafes eine Stellung einnehmen, die derjenigen ähnlich ist, die sie im embryonalen Zustand inne hatten. So haben die Spinnen während des Winterschlafs die Beine angezogen, die Wespen schlagen ihre Flügel unter den Bauch, biegen die Körperenden einander entgegen, nehmen kurz und gut die Lage ein, die sie in der reifen Puppe zeigten, während sich die Säugethiere in sich zusammenrollen. Der Grund dafür ist wohl darin zu suchen, daß die Thiere so eine möglichst geringe Oberfläche darbieten, auf diese Weise also so wenig wie möglich den Einwirkungen der Kälte ausgesetzt sind. Schließlich wollen wir noch erwähnen, daß unter den Thieren der Tropenwelt nicht wenige die heißeste Zeit des Jahres in gleicher Weise überdauern, wie die unsrigen den Winter, daß sie nämlich in einen sogenannten Sommer- oder besser Trockenschlaf verfallen. Vor allem sind es an feuchten Orten oder im Wasser lebende Thiere, wie z. B. Fische, die sich, sobald ihre Gewässer zu vertrocknen beginnen, in den Schlamm einwühlen und dort in lethargischem Zustande verharren, bis die wiederkehrende Regenzeit ihre früheren Wohnplätze von neuem mit Wasser füllt und sie ins Leben zurückruft. Im Innern Afrika's und in Indien ist eine Trockenruhe der Fische durchaus nichts ungewöhnliches; das gleiche gilt von Schildkröten, Amphibien und zahlreichen Schnecken. Sie alle würden bei lang andauernder Dürre zugrunde gehen; aber die Natur hat auch hier ihre Fürsorge bekundet, sie hat, wie dort den Winterschlaf, hier den Trockenschlaf geschaffen und somit die verschiedenen Thiere befähigt auch diese für sie ungünstige Zeit ohne Schaden zu überstehen.

Wir theilen nachträglich mit, daß der Verfasser des ersten Artikels der vorigen Nummer: „Grundzüge einer künftigen nationalen Erziehung" Hr. Dr. Johannes Unold in München ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

Max G. Zimmermann: Oberitalische Plastik im frühen und hohen Mittelalter. Gr. 4°. Leipzig 1897. — Eine Geschichte der italienischen Plastik ist noch nicht geschrieben; eine große Aufgabe, die noch ihres Meisters harrt. Allerdings bieten die älteren, so gut wie unbearbeiteten Perioden viel Schwierigkeiten. Die süditalische Plastik des frühen Mittelalters liegt als Forschungsgebiet noch vollkommen brach, obgleich Schulze schon seit Jahren viel Material zusammengetragen hat. Und wie wenig die oberitalische Plastik untersucht war, zeigt gerade die vorliegende Arbeit. Denn Zimmermann sind selbst bei leichtem Schürfen überall ergiebige Adern. Seine Abhandlung fördert daher reiche Resultate zutage.

Auf dem Kölner Kunsthistorischen Kongreß (1894) hielt Zimmermann einen Vortrag, durch den er eine langobardische, d. h. germanisch beeinflußte Plastik im 7.—9. Jahrhundert in Oberitalien nachweisen wollte. Das Flechtwerkornament als nationales Dekorationsmittel und die Kerbschnittmanier in der technischen Bearbeitung des Steines bewährten sich auch in der That als ein überzeugendes Kriterium für die germanische Abstammung der ältesten Skulpturen. Vermischt mit altchristlichen Elementen, antiken und byzantinischen Einzelheiten, erhält sich der Stil als etwas unverkennbar Besonderes vor allem neben den direkt aus Byzanz importirten Werken der Kleinkunst bis in das 11. Jahrhundert. Das Portal des linken Querhausarmes von S. Michele zu Pavia ist hierfür das Hauptbeispiel.

Mit dem großen Kampfe, den die lombardischen Städte um ihre Freiheit führten, fällt das Aufblühen des romanischen Stils zeitlich zusammen. Die schnell vermehrte Produktion ist natürlich auf den Wohlstand der Bürger nach dem Siege zurückzuführen. Zimmermann geht aber in seinen Folgerungen weiter. Er will den Stil der Skulpturen von Modena und der zugehörigen Gruppe in einen Kausalkanner mit der umgestalteten politischen Ordnung bringen und ihn als eine Wirkung der sozialen Umgestaltung der lombardischen Städte betrachten. Zimmermann sagt, Wilhelm von Modena habe eine Volkskunst geschaffen, die dem ungebildeten Bürger in vulgärer Sprache die heiligen Geschichten erzählen sollte. Sie war, wie die ganze frühmittelalterliche Kunst, in ihren Absichten lehrhaft, und, um des Erfolges ganz sicher zu sein, habe die lombardische Plastik vollbewußt gerade bäurische Typen dargestellt, die dem Verständnisse des gemeinen Mannes näher ständen. Allerdings kann man die Figuren des beginnenden 11. Jahrhunderts bäurisch nennen, sie sind plump, grob zugehauen, ungeschickt und in ihren Proportionen, Formen und Konturen von jeder naturalistischen Wirkung weit entfernt. Aber ich kann in diesem Mangel edleren Wesens keine künstlerische Selbstbeschränkung, sondern nur die technische Unfähigkeit einer primitiven Epoche erblicken. Der Steinmetz — denn mehr war er nicht — konnte die Figuren nicht besser geben. Unterscheiden sich etwa seine Aristokraten, seine Könige und Fürsten, außer durch ihre Attribute, durch Wuchs und Haltung von seinen Bauern? Und wenn schon einmal eine bewußte Typenwahl stattgefunden haben soll, warum haben dann Meister Wilhelm und Genossen gerade bäurische und nicht bürgerliche Typen bevorzugt, die ihrem bürgerlichen Publikum sicher noch viel näher standen? Zimmermann führt durch sein ganzes Buch diese kulturhistorische Gegenüberstellung einer volksthümlichen Plastik mit der „demokratischen" Färbung der sozialen Zustände in den lombardischen Städten durch. Der Gedanke wirkt auf mich jedoch nicht überzeugend, weil der Gegensatz fehlt: eine aristokratisch-höfische Kunst. Auf die ottonisch-karolingische Kunst wird allerdings aufmerksam gemacht, aber da ihre feinere Formengebung nicht selbständig und frei erfunden, sondern unter byzantinischem Einflusse entstanden ist, so fehlt hier der Hauptpunkt des Beweises. Statt daß die Hofkunst, wie die bürgerliche Plastik Oberitaliens es gethan haben soll, ihre Typen frei schafft, begnügt sie sich, eine fertige Typik zu wiederholen.

Andrerseits spielt die Annahme byzantinischen Einflusses ebenfalls eine große Rolle in der Geschichte der oberitalischen Plastik, und es wäre wohl nöthig gewesen, die bisher gültigen Anschauungen zu widerlegen oder wenigstens gründlich zu erörtern, statt die Frage zur Seite zu legen.[1]) Aber gerade über die Kleinkunst in Monza und die Skulpturen von Cividale hätte ich mein Gewissen durch eine solche Abhandlung gern vollkommen beruhigen lassen. Sehr gewinnreich ist der Nachweis für die Fortdauer einer germanischen Nebenströmung in der oberitalischen Plastik auch noch während der romanischen Periode. Die Darstellung der Arimsage auf dem Bogenfelde des Nordostportales am Dome zu Modena ist hiefür ein gewichtiger Beleg. Ebenso gibt die Analyse der Werke Wilhelms von Modena glücklich beobachtete Beziehungen.

---

[1]) Freilich ist es mißlich, diese heikle Frage zu berühren und ich selbst gestehe offen, daß ich mich nicht dazu berufen fühle, sie zu lösen.

In der Zeit des romanischen Stils unterscheidet Zimmermann zwei Perioden. Die erste wird durch Wilhelm von Modena eingeleitet, dessen Thätigkeit mit dem Datum 1099, dem Beginn der Arbeiten an der Domfaçade, näher bestimmt ist. Wie die ganze plastische Kunst des 12. und 13. Jahrhunderts in ihrem Grundzug dekoretiv ist, so fügt auch er sich durchaus den Bedingungen der Wanddekoration. Eine selbständige Statuarik gibt es nicht und die gesammte plastische Produktion bewegt sich in den Grenzen des Reliefstils. Charakteristisch nun für die lombardische Plastik dieser Zeit, als einer Enklave auf italischem Boden, ist ihre Unabhängigkeit von der toscanischen Bildhauerei. Noch mehr tritt diese Sonderstellung in der zweiten Periode hervor, da auch die lombardischen Steinmetzen sich zu einer deutlichen Eigenart durchringen und in Meister Nikolaus und vor allem in Benedetto Antelami ihre gefeierten Namen hervorbringen. Wenn für sie irgendeine Anregung wichtig gewesen ist, so ging sie eher von deutschen oder, für Benedetto, von französischen Werkstätten aus. Nach lange im Mittelalter hat Verona deutschen Einfluß angenommen und mit Hildesheim vielleicht gar direkte Beziehungen unterhalten. Die Erzthüren von Santo Zeno wenigstens, an denen Zimmermann mit Glück drei Hände unterscheidet, zeigen mannichfache Anklänge an sächsische Gewohnheiten.

Nikolaus arbeitet in Ferrara und Verona und ist dort in den 20er und 30er Jahren des 12. Jahrhunderts inschriftlich mehrfach gesichert. Nach der Mitte des Jahrhunderts verschiebt sich das Zentrum künstlerischer Betriebsamkeit in den südlichen Theil der Po-Ebene, nach Parma. Hier findet Benedetto ein reiches Arbeitsfeld. Bis in das 13. Jahrhundert ist er wirksam, ein offenbar leicht produzirendes Talent, das der gelehrten Geistlichkeit bis in die tiefsinnigsten Beziehungen alt- und neutestamentlicher Parallelen bereitwillig folgte. Auf solche Weise wohl ist das ausgedehnte Dekorationsprogramm für das Baptisterium zu Parma zusammengestellt worden, in dem sich eine wahrhaft profunde Gottesgelahrtheit offenbart. Diese Weisheit möchte nun Zimmermann dem Benedetto — der übrigens ganz gewiß ein Laienkünstler war — als persönliches Verdienst hoch anrechnen. Aber wozu den Meister zum Theologen machen, wenn sein künstlerischer Ruhm schon so gesichert ist? — Interessant sind Zimmermanns Bemerkungen über die Stellung Benedetto's zur französischen Kunst, auf die man schon früher geachtet hatte. Der Zusammenhang mit den südfranzösischen Schulen wird gebührend hervorgehoben; nur vermisse ich gerade hier ein genaues Eingehen auf die stilistischen und formalen Besonderheiten der betreffenden Vergleichsobjekte. Hier wäre einige Treffsicherheit im charakterisirenden Ausdruck besonders willkommen gewesen.

Mit Recht kann sich Zimmermann rühmen, auf ganz unbebautem Felde gearbeitet zu haben. Es ist daher allein schon ein wissenschaftliches Verdienst, das unbeachtete Material zusammengefaßt und klar gruppirt zu haben. Ein warmer, lebhafter Ton geht durch Zimmermanns Darstellung, und dem Temperament des Schriftstellers ist es wohl auch zuzuschreiben, daß der richtige Maßstab für die Würdigung der bescheidenen Meister gelegentlich verloren geht. Noch wie vor wird man indessen den Beginn der Plastik großen Stiles mit Niccolo Pisano ansetzen und den Lombarden nur die Priorität eines außerordentlich reichen Inhalts lassen. Auch kann ich in Nikolaus und Benedetto aber gar in Wilhelm von Modena nicht die scharf ausgesprochenen Individualitäten erkennen, zu denen sie in der vorliegenden Darstellung gestempelt werden. Auf ihnen ruht doch noch zu sehr der Druck der ausgleichenden Armuth an künstlerischen Gedanken und technischen Fähigkeiten, die jeder primitiven Kunst eigenthümlich ist.

Der Ausblick auf die ausgehende Stilepoche gibt auch Anlaß zu sehr interessanten Bemerkungen über den Domschatz zu Monza und den goldenen Hochaltar von S. Ambrogio zu Mailand. Mit Recht wird dieses Werk und die silbervergoldete Henne für das 13. Jahrhundert in Anspruch genommen und ihr langobardischer Ursprung sollen gelassen. Ueber eine ganze Reihe von ähnlichen Fragen erhalten wir hier willkommenen Aufschluß. So wird auch die Datirung von San Michele zu Pavia festgelegt und eine Bauperiode um 1130 und eine zweite um 1155 unterschieden.

Ich möchte zum Schluß keinen Zweifel darüber lassen, daß Zimmermanns Arbeit ein werthvolles Kapitel der italienischen Plastik gründlich durchforscht und überraschend geklärt hat. Das freigebig bedachte autotypische Abbildungsmaterial entspricht zum allergrößten Theil billigen Ansprüchen.

München. Artur Weese.

Friedrich Jacobs: Hellas. Geographie, Geschichte und Literatur Griechenlands. Neu bearbeitet von Karl Curtius. Mit einem Bilde von Athen. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe 1897. (8°. XII und 420 S.) — Friedrich Jacobs, geboren 1764 in Gotha und 1847 dort als Oberbibliothekar gestorben, weilte 1807—1810 in München als Professor am Lyceum und als Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, getragen von der Gunst des Königs Max Joseph und seines Sohnes Ludwig, aber gleich den übrigen „Norddeutschen", F. H. Jacobi, F. W. Thiersch u. A., bitter gehaßt von der Partei der mehr oder weniger ultramontanen Stockbayern. Im Winter 1808/9 war er berufen, dem Kronprinzen Vorträge über allgriechische Geschichte und Literatur zu halten. Diese Vorträge sind schon darum geschichtlich denkwürdig, weil sie zweifellos wesentlich geholfen haben, Ludwig I. zu dem begeisterten Philhellenen zu machen, als der er später sich bethätigte. Sie verdienten aber durchaus einem weiteren Leserkreis dargeboten zu werden, wie es durch Jacobs' Freund Wüstemann 1852 geschah, der sie aus dem handschriftlichen Nachlaß unter dem Titel herausgab: „Hellas. Vorträge über Heimath, Geschichte, Literatur und Kunst der Hellenen." Jetzt haben sie in dem Lübecker Karl Curtius einen neuen Bearbeiter gefunden und werden in ihrer neuen Gestalt nicht minder Vielen willkommen sein, die gern an der Hand eines kundigen Periegeten das alte Hellas und seine Geschichte durchwandern, aber anderer Aufgaben wegen nicht allzusange dabei verweilen können. Man darf unbedenklich Hrn. Curtius bezeugen, daß es ihm gelungen ist, das Jacobs-Wüstemann'sche Buch in eine Form umzugießen, die es auch für unsre Zeit durchaus brauchbar macht. Möchten nur recht viele junge Männer, die nicht gerade Philologen werden, dieses bequeme Bändchen als Vademecum, gleichsam als Tessera hospitalis und Symbolon vom Gymnasium mit ins Leben nehmen und viele ehemalige Real- und Oberrealschüler es zur Ergänzung ihrer Schulstudien und Erweiterung ihres geschichtlichen Horizonts zurathe ziehen. Gerade für diesen Zweck und Gebrauch paßt der warme, fast allzu panegyrische Ton des Ganzen vortrefflich. Denn, wo Liebe und Freundschaft gestiftet oder genährt werden soll, gilt es, das Licht hervorzuheben und über den Schatten leicht hinwegzugleiten. Es besteht mit solchem Lobe, daß der Kritiker im einzelnen dies und das auszusetzen hat. Zunächst bedauere ich, daß Curtius das archäologische Kapitel aus dem von ihm bearbeiteten Buche gestrichen hat. Es ist anzuerkennen, daß er im „geographischen Abschnitte bei den einzelnen Städten die wichtigsten Kunstdenkmäler hervorgehoben und im geschichtlichen Theil eine kurze Betrachtung der Kunstschöpfungen zu Athen im Zeitalter des Kimon und des Perikles eingeschaltet hat." Aber ich kann nicht zugeben, daß dies gelegentliche Abthun der heutigen Stellung der Archäologie im Gesammtkörper der Philologie entspreche. Der Umstand, daß — sehr erklärlich — der Abschnitt über die Kunst bei Jacobs am weitesten hinter den Ansprüchen der Gegenwart zurückblieb, hätte hier nicht entscheiden dürfen. Sodann: es ist immer eine heikle Sache, derartige Bücher unter dem Namen des eigentlichen Verfassers neu herauszugeben, wenn doch andrerseits der Fortschritt der Wissenschaft tiefere Eingriffe in den ursprünglichen Bestand fordert. Man sollte lieber sagen: „Hellas u. s. w. — Nach dem gleichnamigen Werk von Friedr. Jacobs neu (frei?) bearbeitet von C. C." Dann übernimmt der zweite Bearbeiter von vornherein alle Verantwortung. So, wie das Buch jetzt vorliegt, fragt man sich oft: was sagte eigentlich Jacobs, und was sagt, abweichend von ihm, Curtius? Besonders in der Homerischen Frage scheint es dem zweiten Verfasser schwer geworden zu sein, die Pietät gegen Jacobs mit dem eigenen kritischen Gewissen zu vereinen. Nachdem ziemlich entschieden dem Sänger der Ilias und Odyssee die geschichtliche Persönlichkeit abgesprochen worden, spielt doch dieser Homer oder Nicht-Homer ruhig weiter mit als Subjekt

Digitized by Google

und Individuum. Nur aus diesem Schwanken zwischen Pietät und moderner Kritik erklärt sich endlich das Durcheinander lateinischer und griechischer Schreibung der Namen und selbst lateinischer und griechischer Nomenklatur. Da figuriren neben den Propyläen Erechtheion und Museion, neben Philopoimen Böotien und Eudöa, neben Delphi Thurioi und Leontinoi, neben Kithairon, Phokaia, Plataiai Lakedämon und Aetalien neben Odysseus, Achilleus, Aischylos die latinisirten Ajax und Aeschines. Sogar vom „Dianentempel" zu Ephesos ist die Rede, und der unselige Labdakide, der nun endlich sollte ausruhen dürfen von allen tragischen Leiden, muß sich gefallen lassen, in einem Kapitel Oedipus, im anderen Oidipus zu heißen. S-r.

* Ueber einen ägyptischen Fund, der unter den hebräischen Handschriften aus der Genisa oder Rumpelkammer der alten Synagoge in Kairo gemacht worden ist — es handelt sich um einen Palimpsest mit zwei Stücken der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments des Aquila von Pontus — werden in der „Chronik der christlichen Welt" einige nähere Angaben gemacht. Danach ist der Fund die erste längere Probe der Uebersetzung, die unter den griechisch-sprechenden Juden mit der Septuaginta wetteiferte. Die Uebersetzung ist, wie sich aus den gefundenen Stücken übersehen läßt, so pedantisch wörtlich, daß sie zuweilen beinahe unverständlich ist; nicht eine Silbe des Textes ist unbeachtet geblieben, jede Partikel in der ihr eigenen Bedeutung beachtet und wiedergegeben. Eine weitere Eigenart dieser Uebersetzung ist ihre Behandlung des Tetragrammaton, des Gottesnamens Jahweh. Aquila hat ihn weder übersetzt noch umgeschrieben, sondern einfach abgeschrieben, und zwar in den alten hebräischen Buchstaben, wie sie sich auf alten jüdischen Münzen und auf der Siloah-Inschrift finden. Diese alte Schreibart, die man bisher nur auf Stein oder Metall gefunden hat, findet sich demnach hier zum erstenmal in einem geschriebenen Dokument.

* Die neuesten Erfahrungen in der militärischen Verwendung des Drachenballons macht ein Berichterstatter der „Umschau" zum Gegenstand einer längeren Studie. Von den letzten Kaisermanövern ausgehend, stellt er fest, daß der sog. Drachenballon seine Ueberlegenheit über den Rundballon dargethan hat und daß es gelungen ist, die widrigen Windverhältnisse bis zu einem gewissen Grade zu besiegen. Die Form dieses neuen Fesselballons entspricht übrigens keineswegs der landläufigen Vorstellung von einem Drachen, er sieht viel eher einer kurzen, dicken Wurst ähnlich, an deren unterem Ende eine Raupe nach oben kriecht; den Namen hat er nur nach dem Konstruktionsprinzip erhalten, wonach er durch eine an ihm befindliche Drachenfläche durch den Wind in die Höhe gedrückt wird. Der Kugelballon wird von stärkerem Winde unter heftigen Bewegungen zu Boden gedrückt, so daß er bei Windstärken über 10—12 m nicht mehr brauchbar ist, d. h. an etwa 30 Proz. Tagen im Jahr. Der Drachenballon wird dagegen vom Wind gehalten, er wechselt seinen Platz sehr langsam, für die Insassen fast unmerklich, selbst bei heftigen Windstößen; Seitenschwankungen sind selten und schwach. Der Drachenballon ist an jedem Tag im Jahr brauchbar. Während bei den Manövern auf bayerischer Seite die Rundballons theils gar nicht, theils mit äußerster Anstrengung des starken Windes wegen zum Aufstieg gebracht werden konnten und, bei Ausschluß jeder Beobachtungsmöglichkeit aus dem Korb, gleich wieder heruntergelassen werden mußten, kamen auf der anderen Seite die beiden Drachenballons täglich zur erfolgreichen Verwendung. Die erste Idee zu letzterem ist von dem bayerischen Hauptmann v. Parseval ausgegangen; die weitere Entwicklung, besonders die Steuervorrichtung, erfolgte gemeinsam mit Hrn. v. Siegsfeld. Die ursprünglich zum Bau einer Flugmaschine unter Leitung Siegfelds gegründete Werkstätte in Augsburg gab Gelegenheit zu den ersten Versuchen mit dem Drachenballon. Eine Menge von Vorversuchen ist übrigens statt mit Ballonkörpern in der Luft mit Schwimmkörpern in fließendem Wasser erfolgreich gemacht worden.

* Die Universitätsbibliothek zu Heidelberg hat im vorigen Jahre eine Anzahl von Papyrusblättern erworben, die sich vorher im Besitze des Dragomans des deutschen Generalkonsulats in Kairo, Dr. Reinhardt, befanden. Trotz des schlimmen Zustandes der einzelnen, etwa im 7. Jahrhundert n. Chr. beschriebenen Blätter tichtete dieser neue Fund, wie der Lizentiat der Theologie Dr. Karl Schmidt im 2. Hefte des VII. Jahrganges der „Neuen Heidelberger Jahrbücher" ausführt, mit einem Schlage das Dunkel, das bisher über einer altchristlichen Schrift lag. Der Papyrus enthält nämlich in koptischer Sprache außer den bereits bekannten Thekla-Akten auch noch die alten, verloren geglaubten Paulus-Akten, von denen wir bisher nur so viel wußten, daß sie unter den altchristlichen Schriften eine hervorragende Stellung eingenommen haben. Die bis jetzt angestellten Untersuchungen ergeben, daß nicht nur die Thekla-Akten, sondern auch der zuerst 1644 in einer armenischen Handschrift entdeckte apokryphe Briefwechsel zwischen Paulus und den Korinthern lediglich einen Bestandtheil der Paulus-Akten gebildet haben. Diese Paulus-Akten, deren Entstehung besonders von Zahn in die Zeit des Johannes-Evangeliums gesetzt und als kanonsgeschichtliche Urkunde ersten Ranges beurtheilt wurde, müssen um zwei Menschenalter heruntergesetzt werden. Es ist ferner jetzt erwiesen, daß eine Schrift, die beim Neuen Testament gestanden hat, von einem kleinasiatischen Presbyter gefälscht wurde und daß die Aufdeckung dieser Fälschung entweder nicht allgemein wurde oder für längere Zeit keine durchschlagende Folge hatte. Die alexandrinische Kirche ließ die Paulus-Akten, die sie allein in ihrer Gesammtheit beibehielt, aus der griechischen Ursprache in das Koptische übersetzen. Die wissenschaftliche Welt darf auf die weiteren Früchte dieses kostbaren Fundes und besonders auf die Veröffentlichung des auch in sprachlicher Beziehung interessanten Textes gespannt sein.

* **München.** Der Unterstaatssekretär z. D. und ordentliche Honorarprofessor der Straßburger Universität Dr. Georg v. Mayr ist als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften, an Riehls Stelle, an die hiesige Universität berufen worden und wird dieser Berufung Folge leisten. Dem Vernehmen nach war G. v. Mayr gleichzeitig auch in Leipzig als Nachfolger Miaskowski's an erster Stelle vorgeschlagen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Feliz Dahns Sämmtliche Werke poetischen Inhalts. Band 6. Ein Kampf um Rom. 1. Lieferung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. — R. Siegfried: Ein Votum zur württembergischen Verfassungsreform. Wahltechnische Erörterungen. Berlin, Hermann Walther 1898. — H. E. u. Berlepsch: Walter Crone. Separatausgabe der „Graphischen Künste". Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. — K. J. Stöpel: Ueber japanisches Bankwesen und Deutschlands Antheil am Welthandel und der Industrie Japans. Halle, Richard Mühlmann 1898. — Kunst und Kunsthandwerk. Monatsschrift des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie. Hggb. u. A. u. Seala. 1. Jahrg. 1898. Heft 1 und 2. Wien, Artaria u. Co. — Dr. Ludwig Beck: Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. 4. Abtheilung. Das 19. Jahrhundert. 2. Lieferung. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1898.

Tauchnitz Edition.
February 16, 1898.
The Christian.
A Story.
By (3466)
Hall Caine,
Author of „The Bondman", „The Manxman" etc.
In 2 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Wilhelm Hert (Beseler'sche Buchhandlung), Berlin W. 9.
Beiträge zur
Deutschen Culturgeschichte von
Herman Grimm.
Geheftet 7 M. Gebunden 8 M.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 22. Februar. Nummer 42.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.20, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Beyle in München.

Uebersicht.

Max Lossen und sein „Kölnischer Krieg“. I. Von Felix Stieve. — Französische Originalzeichnungen zu spätmittelalterlichen Wandteppichen. Von Dr. Paul Weber. — Mittheilungen und Nachrichten.

Max Lossen und sein „Kölnischer Krieg“.

I.

Es war im Sommer 1865, der wie wenige seither seinen Namen verdiente. Seiner Gluth war, wer nur konnte in München, entflohen. Einsam hockte ich in den Räumen der Historischen Kommission hinter verstaubten Akten. Da trat ein Jüngling, wenig älter als ich, mit raschen, fast möchte ich sagen heftigen Bewegungen herein. Kaum mittelgroß und untersetzt, machte er in seiner etwas unharmonischen und nachlässigen Gewandung den Eindruck eines soliden angehenden Geschäftsmannes. Aber er stellte sich in einer die Herkunft vom Mittelrhein verrathenden Sprache als meinesgleichen, als Studenten der Geschichte Max Lossen vor, der die Ferien zu archivalischen Forschungen benutzen wolle. Noch am selben Tage, als wir der Arbeit Last bei kühlem Trunke vergaßen, erfuhr ich die Geschichte seines Lebens, die ich später eingehender kennen lernte, in den Grundzügen. Es war nicht seine Art, mit irgendetwas hinter dem Berge zu halten, und war er einmal im Zuge, dann erzählte er mit der ihm eigenen Sorgsamkeit und Zähigkeit in leichtfließender Rede weiter. Was er nun über seine Jugend zu berichten hatte, war nicht Gewöhnliches.

Er stammte aus einer bei Lippstadt in Westfalen ansässigen Bauernfamilie. Sein Urgroßvater hatte zuerst als Legationssekretär und dann als Rath eines Grafen Hatzfeld beim Hofe des Kurfürsten von Köln zu Bonn gelebt. Der Großvater (1759—1821) hatte den mühevollen Beruf eines Lehrers mit dem einträglicheren eines Hüttenmannes vertauscht und war als Kommerzienrath und Inhaber verschiedener Hüttenwerke gestorben. Der Vater Friedrich Wilhelm (1805—1848) endlich leitete mit seinem Bruder ein von ihnen gepachtetes nassauisches Domänenhüttenwerk zu Emmershausen und Michelbach im Taunus. Er starb 2 Jahre nach seiner Gattin, als sein ältester Sohn Max, am 25. April 1842 zu Emmershausen geboren, erst 6 Jahre zählte. Eine neue Heimath fand darauf dieser mit seinen vier Geschwistern in Kreuznach bei des Vaters Bruder, dem praktischen Arzt und nachmals Sanitätsrath Lossen und dessen dem Haushalt vorstehender Schwester Elisabeth. Wie der Oheim die Gattin, so hatte die Tante den Bräutigam verloren. Beiden war dadurch der Ernst ihres Wesens und die Tiefe ihres religiösen Empfindens gewahrt worden. Davon und von dem strengen Pflichtgefühl, das Kants kategorischer Imperativ den Gebildeten im Anfange unsres Jahrhunderts eingeprägt hatte, wurde das ganze Leben des Hauses gestaltet, das einfach und schlicht, wie damals üblich, geführt wurde und die Wohlhabenheit der Besitzer nur in außerordentlicher Wohlthätigkeit bekundete.

Am 1. August 1861 entließ das Gymnasium zu Kreuznach Lossen mit dem Zeugniß der Reife „in der wohlbegründeten Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, sich zu einem tüchtigen und rechtschaffenen Rechtsgelehrten, Richter und Beamten auszubilden“. Er gedachte sich dem Staatsdienste seines Geburtslandes Nassau zu widmen. Daher legte er noch im August zu Hadamar auch die nassauische Abgangsprüfung ab. Im November bezog er dann die Universität München und da man damals noch die Ansicht hegte, daß allgemeine Bildung auch dem Juristen nicht schädlich sei, begann er nach bayerischem Brauche mit dem „philosophischen Jahre“. Er hörte Kulturgeschichte bei Riehl, Germanisches und Romanisches bei Konrad Hofmann und Geschichte bei Cornelius, Döllinger und Giesebrecht. Dadurch wurde er bald seinen ursprünglichen Plänen entfremdet. Eine Zeit lang dachte er daran, dem geistsprühenden, scharfsinnigen Hofmann in das dornige Gehege der Sprachforschung zu folgen; dann zogen ihn der fesselnde Vortrag und die überwältigende Persönlichkeit von Cornelius auf das weite Gefilde der Geschichte.

Nicht allein in den Hörsälen suchte indeß Lossen Erweiterung seines Gesichtskreises. Als Nassauer fand er Zutritt im gastlichen Hause seines Landsmannes Riehl und bald gestaltete sich das Verhältniß enger, da er als tüchtiger Cellospieler eine Lücke in des musikfrohen Lehrers Hausquartett auszufüllen vermochte. Dadurch und durch Beziehungen zur Wittwe des bekannten Naturforschers Karl Friedrich v. Ledebour wurde er auch in den literarischen Kreis eingeführt, worin Geibel, Heyse, Lingg u. A. glänzten. Noch näher vertnüpfte ihn indeß der Geist des Kreuznacher Hauses mit einer anderen Welt. Wie bei uns Allen, die wir in den 40er und 50er Jahren auf norddeutschem Boden heranwuchsen, waren auch bei ihm, von Romantik und Freiheitssinn befruchtet, eine warme Religiösität und ein reger kirchlicher Eifer emporgediehen, die vertrauensselig Arm in Arm mit dem Ultramontanismus dahinschritten, da der unversöhnliche Gegensatz beider Richtungen ihren Anhängern noch verhüllt war. Lossens Tante und Erzieherin war eng befreundet mit Clementine v. Lasaulx, Oberin der barmherzigen Schwestern zu Trier und Schwester des im Mai 1861 zu München verstorbenen „Romantikers der klassischen Philologie“, des Universitätsprofessors Peter Ernst v. Lasaulx. So kam Lossen in den Kreis, wo des alten Görres Geist in mystischem Nebel kampfheischend umging und seine klarere, mildere Tochter Marie die anziehende und Wärme spendende Mitte bildete. Hier vor allem fühlte sich Lossen heimisch und hier wurden die Eindrücke der Jugend vertieft. Daher suchte er auch seine studentischen Freuden in der katholischen Verbindung Arenania.

Wie stark die kirchliche Strömung in ihm fluthete, bewies er, nachdem er im Oktober 1863 an die Universität Bonn übergesiedelt war: er gründete die katholische Studentenverbindung Arminia, trat als Vorstand an ihre Spitze und suchte in langen wohlgesinnten Reden das Schwert des Geistes zum Kampf für Kirche und Freiheit

zu schärfen. Seinen Studien war das nicht hervorragend förderlich und den Professoren, bei denen er sich einschrieb, Delius, Kampschulte, Kuoodt, Ritschl und Sybel, war es nicht allzu oft gestattet, seine kirchlich-geselligen Gedankenkreise zu stören. Deßhalb vertauschte er im Herbst 1864 Bonn mit Heidelberg, wohin ihn zugleich ein Mann zog, der bestimmend in seinen Lebensgang eingriff.

Ein Bruder seiner Mutter, Wilhelm Sachs aus Mannheim, hatte sich 1848 stark an der Revolution in Baden betheiligt und deßhalb flüchten müssen. Erst 1861 war ihm gestattet worden, zur Leitung seines großen Tabakgeschäftes nach Mannheim zurückzukehren. Schon vorher hatte er seinen Neffen kennen gelernt nnd dessen entschiedener Freiheitssinn, dessen geistige Frische und Regsamkeit hatten ihn eingenommen; auch fehlte nicht die nrdeutsche und besonders einem Radikalen wahlthuende Neignng, an Theorien unentwegt und rücksichtslos festzuhalten. Jetzt wollte daher Sachs aus dem Neffen einen Politiker machen, der das, was ihm selbst mißglückt war, vollenden helfen sollte. Damit aber der künftige Staatsmann unabhängig von bureaukratischer Dienstbarkeit jeder Art den steilen Pfad znm Ziele wandeln könne und das Leben nicht nur vam grünen Tisch oder Katheder aus, sondern in seiner Wirklichkeit kennen lerne, verlangte Sachs, Lossen solle in sein Tabakgeschäft eintreten nnd später dessen Leitung übernehmen. Der 20jährige Jüngling war dem Vorschlage nicht abgeneigt, doch erklärte er, znnächst seine Studien durch die Promotion zu Ende führen zu wollen, und da sein Kopf eine Festigkeit besaß, woran anch die von starkem Metallklang nnterstützte Beredsamkeit des alten Freiheitskämpfers wirkungslos abprallte, so blieb nur ein Vergleich übrig, demznfolge Lossen seine Studien während der Woche in Heidelberg an der Hand von Bluntschli, Häusser, Boltzmann und Wattenbach fortsetzte, an Sonn- und Feiertagen aber, sawie in der Ferienzeit, vom Oheim in die Geheimnisse der Politik nnd des Tabakhandels eingeweiht wurde. Mit seiner Regsamkeit und Thatkraft wurde er beiden Aufgaben gerecht, und so konnte er denn im August 1865 wieder in München erscheinen, um die Untersuchungen abznschließen, die er einst auf Veranlassung von Cornelius begonnen hatte und in einer Dissertation zu verwerthen gedachte.

Sie galten dem Ereignisse, das den deutschen Verhältnissen die Wendung zum 30jährigen Kriege gab: der 1607 durch Maximilian I. von Bayern ausgeführten Achtsvollstreckung gegen die Reichsstadt Donauwörth. Rasch waren sie beendet nnd Lossen enteilte meinem Gesichtskreise.

Nur durch Dritte vernahm ich von seinen weiteren Geschicken. Schon im Dezember 1865 promovirte er in Heidelberg. Gleich darauf verlobte er sich mit Kätty Boisserée, einer Tochter des bekannten Kölner Kaufmannsgeschlechtes, für die er schon als Student in Bonn tiefe Neigung gefaßt hatte. Dann eilte er nach Spanien, um für das Geschäft seines Oheims zu wirken. In Bilbao erhielt er jedoch die Nachricht, daß jener zu London einem Schlagflusse erlegen sei. So ruhte nun die Last des ganzen Geschäftes, das er mit seinen Geschwistern erbte, auf seinen Schultern, und ich glaubte ihn der Wissenschaft um so sicherer verloren, als er im Juni 1867 Hochzeit hielt und seine Familie rasch wuchs. Indeß, er fand doch in dem Geschäftsbetriebe keine Befriedigung, obgleich ihn die häufigen, oft mit geraumem Aufenthalte verbundenen Reisen, wodurch er Frankreich, Spanien, Portugal, Algier und England den Reizen des Pfälzer Tabaks zu erschließen suchte, lebhaft erfreuten und er, obwohl die Entdeckung eines von seinem Oheim 1848 errichteten und dann vergessenen Testaments dessen Vermögen großentheils der Stadt Mannheim überlieferte, keinen Grund hatte, seine Thätigkeit als eine fruchtlose zu betrachten. Anfang 1870 löste er das Geschäft auf, um nach München überzusiedeln und sich aufs neue der Geschichte zu widmen.

Unmittelbar darauf brach der französische Krieg aus. Der Sturm der Begeisterung, der unser ganzes Volk durchzog, ergriff auch ihn. Er wollte als Freiwilliger eintreten, obgleich er früher nicht gedient hatte. Seine Frau und drei Kinder wehrten ihm. Doch unthätig bleiben konnte er nicht. Er errichtete ein Lazareth für Ruhrkranke, holte Klosterfrauen zur Pflege herbei und besorgte die Abhalung der Kranken van den Bahnhöfen, sowie die ganze Verwaltung der Anstalt, während seine Gattin mit den Arbeiterinnen des eben aufgelösten Geschäftes für die Aufgenommenen Nahrung und Wäsche beschaffte. 1500 Soldaten, die der bösen Seuche verfallen, wurden binnen 9 Monaten verpflegt nnd nur 13 von ihnen starben.

Dieses Wirken fürs Vaterland, die große Volksbewegung nnd die Anfrichtung des neuen Deutschen Reiches übten tiefen Einfluß auf Lossens potitische Anschauungen. Bis dahin war er großdeutsch gesinnt gewesen; jetzt schloß er sich mit ganzem Herzen dem neuen Reiche an. Der demakratischen Richtung entsagte er freilich nicht, doch trieb sie ihn nicht zur Opposition nnd er dachte nicht mehr daran, als Potitiker sich zu bethätigen. Er wollte nur noch der Wissenschaft dienen.

Im Mai 1871 zog er nach München, wo er sich und seiner mit der Zeit neun Kinder zählenden Familie bald in der Kaulbachstraße, Wand an Wand mit seinem verehrten Lehrer Cornelius, ein behagliches Heim erbante. Um sich wieder in die Geschichte einzuführen, hörte er Vorlesungen bei Carnelius, Döllinger nnd Giesebrecht. Zugleich nahm er den Verkehr mit diesen Männern und mit Riehl, sowie anderen älteren Bekannten auf und öffnete sein von der rheinisch heiteren und lebhaften Gattin emsig verwaltetes Haus auch jüngeren Leuten und besonders Fachgenossen. Aus diesen traten Kluckhahn, Druffel, Hirschwälder und Berchtold, die nun alle schon aus dem Leben geschieden sind, sawie ich ihm bald besonders nahe, und theils an seinem gastlichen Tische, theils auf gemeinsamen Spaziergängen sachten wir manchen heißen Strauß über Wissens- und Tagesfragen aus. Dabei führte Niemand Angriff nnd Vertheidigung hartnäckiger und ernsthafter als er und nicht selten erfuhren Druffel und ich seinen Tadel ab unberechtigten Leichtsinns und Humors.

Ein besanderes Band zwischen uns (außer dem Protestanten Kluckhohn) bildete von Anfang an die kirchliche Bewegnng, die sich gegenüber den Beschlüssen der vatikanischen Versammlung seit dem Ende des französischen Krieges entfattete. Auch da waren wir nur in der Hauptfrage, der Verwerfnng der neu erfundenen Dogmen, einig; sonst wichen wir weit voneinander ab. Während Druffels streng konservativer Sinn die Kirche genau so, wie sie vor der Verkündigung jener Dogmen gewesen war, festhalten wollte, Hirschwälder nnd ich aber durchgreifende Reformen befürworteten, hielten Lossen nnd Berchtold eine mittiere Richtung ein. Lossen betheiligte sich anch zwar eifrig an allen Erörterungen und Versammlungen, die der Kirchenfrage galten, nnd nahm mit regstem Interesse an den Zusammenkünften theil, worin sich in den Jahren 1871/72 bei Professor Cornelius die Führer der hiesigen Altkatholiken und die vorübergehend hier weilenden Häupter und Freunde der Bewegung vereinten: er selbst trat dieser Bewegung jedach trotz den entschiossenen Neigungen seiner Frau jahrelang nicht öffentlich bei, soudern ließ sich theils durch Bedenken, die seiner kirchlichen Gesinnung entsprangen, theils durch einen besanders stark entwickelten Zug seines Wesens, das Gefühl der Pietät, zurückhalten.

Er war durchaus kein Höfling und konnte mitunter derb und rücksichtslos erscheinen; aber wo er sich zu Dank und Verehrung verpflichtet fühlte, da drängte er jedes andere Empfinden zurück und ließ sich nicht nur Dinge gefallen, wogegen sich eine weit nachgiebigere und geduldigere Natur empört haben würde, sondern war auch unermüdlich, Opfer zu bringen. So trug denn die Rücksicht auf seine Pflegeeltern wesentlich dazu bei, daß er sich bis zu deren Tode der öffentlichen Thätigkeit für den Altkatholizismus enthielt. Erst als diese Schranke gefallen war und seine eigenen Anschauungen durch den Fortgang des kirchlichen Kampfes weitergeführt waren, wurde er einer der thätigsten Vertreter der altkatholischen Bewegung, ein fleißiger Mitarbeiter und ein Jahr lang sogar thatsächlich Herausgeber des „Deutschen Merkurs" und schließlich Vorstand der hiesigen Gemeindeausschüsse.

Dabei beharrte er indeß stets in der schlichten Gläubigkeit seiner Jugendzeit. Theologische und philosophische Forschungen lockten ihn nicht. Das Glauben war ihm Bedürfniß und Gewohnheit. Ueberhaupt aber war seine kühle, klare und frühzeitig abgeschlossene Individualität Veränderungen und Beeinflussungen wenig zugänglich. Deßhalb erregten ihn auch grundsätzliche Gegensätze nicht bis ins Mark hinein, und wie gern und lebhaft er auch über Meinungsverschiedenheiten stritt, er zerstritt sich selten mit Jemandem. Geschah es aber, so war er umso geneigter zur Versöhnung, als er obendrein nicht nur anhänglich, sondern auch wohlwollend und duldsam war. Seine Duldsamkeit gewährte sogar bisweilen Anderen eine Nachsicht oder Vertheidigung, die Fernerstehende befremdete, zumal er selbst peinlich ehrenhaft, gewissenhaft und zuverlässig war und sein eigenes Verhalten nach fast pedantisch strengen Grundsätzen regelte. Freilich trieb ihn auch Widerspruch leicht weiter, als er aus eigenem Antriebe gegangen wäre, denn es war eben doch, wie sein Kreuznacher Zeugniß behauptete, die Anlage zum Juristen in ihm.

Zu den angedeuteten, den Umgang mit ihm erfreulich machenden Eigenschaften gesellten sich aber in Lossen auch ein heiterer, federnder, stets jugendlich bleibender Sinn, sehr vielseitiges Interesse, ausgebreitetes Wissen auf sehr verschiedenen Gebieten, künstlerische Neigungen, große Anspruchslosigkeit und rege Bereitwilligkeit, Wissen, Können und Leistungen Anderer anzuerkennen. So konnte er mit Leuten der verschiedensten Art und Richtungen, ja mit Vertretern von Anschauungen, die den seinigen schroff entgegenstanden, dauernd auf gutem Fuße bleiben und den Kreis seines Verkehrs immer weiter ausdehnen. Besonders gern ging er auch mit jüngeren Leuten um, denn das entsprach seinem Wesen, und er besaß eine lehrhafte Anlage.

Wie ausgiebig er aber auch der Geselligkeit pflegte, wie eifrig er sich den kirchlichen Fragen widmete und wie aufmerksam er daneben, von warmer Vaterlandsliebe erfüllt, die Entwicklung des Staatslebens verfolgte: an erster Stelle stand ihm stets die wissenschaftliche Arbeit, der zuliebe er nach München übergesiedelt war.

Gleich im Beginn seines hiesigen Aufenthalts hatte ihn Professor Cornelius auf den „Kölnischen Krieg" hingewiesen, jenen Kampf, wodurch in den Jahren 1582—1584 der Versuch des Kurfürsten Gebhard Truchseß von Köln, sein Erzbisthum zu säkularisiren und protestantisch zu machen, vereitelt wurde. Der bedeutungsvolle Gegenstand lockte Lossen, zumal es sich dabei um seine Heimath und das ihm so vertraute Kölu handelte. Auch hoffte er von raschem, kräftigem Handeln berichten zu können, wie er in seiner Dissertation frisch und keck den Gang der Entwicklung in hervorstechenden Punkten verfolgt hatte. In ein paar Jahren gedachte er fertig zu werden. Er kannte noch nicht die öde Steppe, worin das Leben unsres Volkes vom Religionsfrieden bis zum 30jährigen Kriege, statt Thaten Akten gebärend, dahinschlich. Indeß, nachdem er einmal den Spaten angesetzt hatte, zog er die Hand nicht mehr zurück und immer weiter und breiter durchwühlte er den Sand, den das krause Wurzelwerk endloser Praktiken und Gegenpraktiken, woraus nur selten eine magere Kiefer der That aufsproßt, durchzieht. Mit einer Geduld, die nur der voll zu würdigen weiß, der sie selbst geübt hat, suchte er aus einer langen Reihe von Archiven und aus vielen Hunderten verschollener Bücher seinen Stoff herbei und mit musterhafter Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt sammelte und bereitete er jeden Stein, der seinem Bau dienen konnte. Wie es so leicht dem ergeht, der sich derartiger Aufgabe widmet und nicht auch auf andere Bahnen gezwungen wird, ging er ganz in der einen Sache auf. Abgesehen von der Herausgabe der akademischen Vorträge Döllingers, die er in den Jahren 1891 und 1893 besorgte, stehen alle seine zahlreichen Veröffentlichungen im nächsten Zusammenhang mit seiner Geschichte des Kölnischen Krieges.

Nichtsdestoweniger oder vielleicht auch gerade deßhalb genügte aber die wissenschaftliche Arbeit auf die Dauer nicht, um Lossens Thätigkeitsdrang zu sättigen. Er war ein tüchtiger Kaufmann gewesen, und das Kreuznacher Zeugniß hatte auch insofern richtig geurtheilt, als es meinte, er könne ein guter Beamter werden. Er hatte ein dringendes Bedürfniß nach praktischer Wirksamkeit, und wir pflegten ihn damit zu necken, daß sein eigentlicher Beruf sein würde, als Bürgermeister einer kleinen Stadt über dem Wohlverhalten von Mensch und Vieh zu wachen. Seiner eigenen Neigung kam es daher entgegen, daß Döllinger, der Präsident der Münchener Akademie der Wissenschaften, und Giesebrecht, der Sekretär ihrer historischen Klasse, ihm im Jahre 1882 vorschlugen, das eben erledigte Sekretariat der Akademie zu übernehmen. Döllinger, der den Tagesgeschäften des Präsidiums weder Neigung, noch Befähigung entgegenbrachte, wünschte sie auf einen gewandten und klugen Gehülfen abzuwälzen, und Giesebrecht, der selbst ein vorzüglicher Verwalter war, begehrte die im Akademiebetriebe eingerissenen Mißstände beseitigt zu sehen. Beide aber setzten ihre Hoffnung auf Lossen, mit dem sie Beide und besonders Döllinger in regem Verkehr standen und der Döllinger schon öfter die Hülfe geleistet hatte, deren dieser nicht entbehren konnte, wenn er etwas veröffentlichen sollte.

Wir jüngeren Freunde waren entsetzt. Lossens Vorgänger war ein einfacher Kanzlist und seine Thätigkeit eine derartige gewesen, daß mir nach seinem Tode der damalige Akademiediener, ein früherer Feldwebel, vertraulich versicherte, diese Stelle könne er mit Leichtigkeit versehen. Aber Lossen war nicht umsonst Kaufmann gewesen und hatte nicht umsonst als solcher auch mit kleinen Dingen und allerlei Volk zu thun gehabt. Durch geschäftsmäßige Behandlung wußte er sich mit den Widrigkeiten und Niedrigkeiten seiner Stellung abzufinden, und seine rheinische Gemüthlichkeit, sowie seine Gleichgültigkeit gegen alles Zeremonielle halfen ihm die Keckheit der Niederen und den Stolz der Hohen überwinden. Auch wurde seine Stellung natürlich sehr dadurch gehoben, daß er es nicht nöthig hatte, sie zu versehen, sondern jeden Augenblick gehen konnte, wenn er wollte, und daß er 1885 zum außerordentlichen, 1889 zum ordentlichen Mitglied der historischen Klasse und ebenso 1888 zum außerordentlichen, 1892 zum ordentlichen Mitglied der Historischen Kommission erwählt wurde. Vor allem aber wußte er der Stellung einen ganz anderen Inhalt zu geben, als sie bisher besessen hatte. Mit der Energie des Pflichtgefühls, das in ihm lebte, und des Thätigkeitsdranges, der ihn erfüllte, sowie zugleich mit innerem Behagen widmete er sich den Geschäften und übernahm alles, was Anderen zu lästig fiel. Zugleich unterrichtete er sich über alles, was

Digitized by Google

in den Bereich der Akademiegeschäfte gehörte, aufs gründlichste und wurde dadurch ebenso befähigt wie bereit, überall Auskunft zu geben und zu rathen. Seine peinliche Gewissenhaftigkeit und strenge Sachlichkeit ferner erwarben ihm rasch das volle Vertrauen seiner Vorgesetzten und der Akademiegenossen, und seine Geschäftsgewandtheit, seine ausgedehnten Sprachkenntnisse und sein praktischer Sinn boten ihm Hülfsmittel, die seine Thätigkeit auf sich selbst zu stellen geeignet waren. Andrerseits gab die so natürliche Unlust Döllingers und anderer Gelehrten an den Betriebsgeschäften seiner Wirksamkeit erweiterten Raum.

Auf diese Weise erhielt Döllinger in Lossen die Stütze, deren er begehrte, und wie er das oft in warmen Worten anerkannte, so zollte auch sein Nachfolger, der jetzige Präsident, Geheimrath v. Pettenkofer, dem unermüdlichen Gehülfen am Grabe herzlichen Dank; Lossen selbst aber fand eine seiner würdige, der Akademie höchst ersprießliche Thätigkeit.

Wohl erwuchsen ihm aus der alten Natur seiner Stellung Erfahrungen, die ihm bittere Stunden bereiteten und ihn wiederholt an Rücktritt denken ließen. Indeß die Federkraft seines Wesens half ihm darüber hinweg, und das Amtiren entsprach so sehr seiner Eigenart, daß er sich nicht mehr davon losmachen konnte. Je länger, desto mehr durchdrang ihn das Beamtenthum. Er überwand in Hinsicht auf Politik, Staat und Gesellschaft nie die demokratischen Anschauungen, worin er sich einst mit seinem Oheim Sachs zusammengefunden hatte, und huldigte auch sonst freisinnigen Grundsätzen; aber trotzdem waren in allen Fragen, die irgendwie mit seiner amtlichen Thätigkeit zusammenhingen, die Gesichtspunkte des Beamten für ihn maßgebend, wie er das auch selbst wiederholt aussprach.

Der Eifer fürs Amt war indeß nicht imstande, die Liebe zur Wissenschaft zu ersticken. Unablässig und mit gleicher Gewissenhaftigkeit, ja mit vermehrter Ausbreitung seiner Forschungen arbeitete er an der Geschichte des Kölnischen Krieges fort, soweit es nur die Amtspflicht gestattete. Nach mehr als 25jähriger Bemühung brachte er das Werk, dessen erster Band 1882 erschienen war, im Herbst 1897 mit dem zweiten Band zum Abschlusse.

Das Register dieses Bandes hat er noch auf dem Krankenlager unter fürchterlichen Schmerzen angefertigt. Er war sein ganzes Leben hindurch nie krank gewesen und hatte sich stets außerordentlicher Frische erfreut; auch war er ein gewaltiger Turner und tüchtiger Bergsteiger gewesen, ja er hatte körperliche Uebungen mit einer Art von Leidenschaftlichkeit betrieben. Erst seit 2 Jahren machte sich eine gewisse Abspannung bemerklich. Es bildete sich der Darmkrebs aus. Im August 1897 begann dieser ernstliche Störungen zu verursachen und nach kurzer Besserung traten im Oktober seine vollen Wirkungen ein, die nach entsetzlichen Leiden Lossens Leben am 5. Januar 1898 endeten.

Es war dem Dahinsiechenden ein Trost, daß es ihm vergönnt gewesen, sein Lebenswerk zu vollenden, und es war sein Wunsch, daß es in diesen Blättern besprochen werden möge. Es sei mir daher gestattet, daß ich diesen Zeilen der Erinnerung einen Ueberblick über die Ergebnisse jenes Werkes beifüge. Felix Stieve.

Französische Originalzeichnungen zu spätmittelalterlichen Wandteppichen.

Für die schnell vorwärtsschreitende kunstgeschichtliche Erkenntniß am Ende unsres Jahrhunderts kaum es kaum eine reizvollere Beschäftigung geben, als aufmerksam zu beobachten, wie überraschend von Jahr zu Jahr die beiden großen Klassen von Denkmälern der Vergangenheit, die literarischen auf der einen Seite, die künstlerischen auf der anderen Seite, sich zu einer Einheit zusammenschließen. Literarische Beschreibungen und Nachrichten über Kunstwerke vergangener Zeiten, in ihrer Isolirtheit bisher halb werthlos, erhalten plötzlich ihre Bestätigung und Ergänzung durch das Auftauchen der beschriebenen Denkmäler, Kunstwerke wiederum, bisher unverstanden und jeder Datirung und Lokalisirung widerstrebend, finden ihren alten Partner aus der Literatur wieder und erscheinen nun mit einem Male als geschlossene Einheit, als unschätzbare Richtungspunkte für weite Nachbargebiete. So hat man vor wenigen Jahren unter dem Wüstensande Nordafrika's zwischen den Trümmern einer altchristlichen Basilika eine silberne Kapsel mit eigenartigen frühchristlichen Darstellungen hervorgezogen, deren schon der Kirchenvater Augustinus in seiner Schrift De civitate Dei Erwähnung thut. So hat man den ersten germanischen Hochgesang auf den Kreuzestod des Heilandes, die Dichtung des angelsächsischen Klosterknechtes Kaedmon, dessen Lebensgeschichte uns Beda Venerabilis überliefert hat, wiedergefunden und entziffert aus den Runen des uralten Ruthwellkreuzes auf einer einsamen Höhe Northumberlands. Die Pflege der Dichtkunst in den ritterlichen Kreisen der Hohenstaufenzeit erhält ihre monumentale künstlerische Bestätigung, indem wir an den Wänden des Hessenhofes zu Schmalkalden die epische Dichtung Hartmann von Aue's in großen Fresken wieder lebendig werden sehen, schon bei Lebzeiten des Dichters oder bald nachher entstanden (vgl. Nr. 16 und 17 dieses Blattes vom 21. und 22. Januar). Oder Albrecht Dürer berichtet in seinem Tagebuch der Reise nach den Niederlanden, daß er dort für einen seiner neuen Freunde „eine Visirung mit halben Färblein" gemacht habe, damit Jener die Wände seines Hauses danach bemalen lassen könne; und siehe da, aus englischem Privatbesitze taucht seine Zeichnung „mit halben Färblein" wieder auf und vermittelt uns ganz überraschend eine Anschauung von der längst zugrunde gegangenen Ausmalung des Antwerpener Patrizierhauses nach den Entwürfen Meister Albrechts.

Dies nur aus jeder kunstgeschichtlichen Epoche ein beliebig herausgegriffenes Beispiel der letzten Jahre. Aber damit nicht genug: wo einmal ein solcher fester Punkt aus Vereinigung von Literatur- und Kunstdenkmal geschaffen worden ist, da verdichten sich die Thatsachen von Jahr zu Jahr zusehends, immer neue krystallisiren sich um den jungen Kern, und unsre vom Findergluck begunstigte Zeit vermag immer schneller ursprünglich zusammenhangslose Funde zu prinzipieller Bedeutung zu gestalten. Vor mir liegt eine prächtige große Publikation: „Der trojanische Krieg. Französische Handzeichnungen zu Wandteppichen aus dem 15. Jahrhundert. Acht Tafeln mit erläuterndem Text von Dr. Paul Schumann. Dresden, Verlag von Adolf Gutbier 1898." Aus dem Nachlasse eines Kunstfreundes hat der sächsische Hofkunsthändler Adolf Gutbier sechs wohlerhaltene und vier fragmentarische Handzeichnungen von beträchtlicher Größe erworben. Ueber ihre Herkunft war zunächst nichts bekannt. Aber mit überraschender Gewißheit konnte der gründliche Herausgeber, Dr. Paul Schumann, sie in einen interessanten Zusammenhang einordnen. Sie stellen sich nun mit einem Male als Denkmäler von prinzipieller Bedeutung dar. Es sind Vorzeichnungen zu großen Wandteppichen — die einzigen bis jetzt erhaltenen Vorlagen der Art. Aber nicht nur das, wir konnten auch die Verwendung dieser Vorlagen noch verfolgen, denn die nach ihnen gewirkten Teppiche sind noch erhalten, zum Theil im Saale des Gerichtshofes zu Issoire, wohin sie in der Revolutionszeit aus dem Besitz der Familie Besse zu Aulhac gelangten, zum Theil in Paris, vermuthlich im Nachlasse Achille Jubinals, des durch seine 1838 erschienenen Forschungen über französische Wandteppiche bekannten Gelehrten. Und weiter: wo die Teppiche eine Lücke lassen, da treten

Digitized by Google

die jetzt veröffentlichten Handzeichnungen ergänzend ein, andrerseits wo diese Handzeichnungen unvollständig und beschädigt sind, ergänzen die Teppiche, so daß dadurch diese Bilderfolge zum trojanischen Kriege — denn das ist ihr Thema — eine erfreuliche Abrundung erfährt. Auch das ist als ein werthvoller Umstand zu begrüßen, daß sich auf der Rückseite der Gutbier'schen Zeichnungen die Strophen auf aufgeklebten Zetteln erhalten haben, deren Worte den Inhalt jeder Teppichscene zu erläutern bestimmt waren und ursprünglich unterhalb der Darstellungen mit eingewebt werden sollten, jetzt aber größtentheils schon längst verloren gegangen sind, falls sie überhaupt zur Ausführung gekommen. Sie sind darum besonders schätzbar, weil sie die Abweichungen der bildlichen Darstellungen von dem Roman de Troie erklären. Denn natürlich gehen sowohl jene Teppichfolge, wie die Vorzeichnungen dazu und wie all die anderen zahlreichen französischen Darstellungen des trojanischen Krieges aus dem späteren Mittelalter, aus von jener Dichtung des Benoît de Sainte-More „Roman de Troie", in der Jener im 12. Jahrhundert die bisherige Tradition über den trojanischen Krieg in 30,000 Versen episch ausgestaltete und damit ein Lieblingsbuch des Mittelalters schuf, das in fast alle Sprachen des Abendlandes übersetzt wurde. Aber jene Strophen auf der Rückseite der Handzeichnungen entsprechen keiner der bisher bekannten mittelalterlich-französischen Fassungen über den trojanischen Krieg, sind also wohl allem Anschein nach eigens für diese Webereien verfaßt worden. Da endlich von diesen Strophen sich einige auf Scenen beziehen, die weder in den Teppichen, noch in der Folge der Vorzeichnungen erhalten sind, so ist damit ein weiteres Ergänzungsmittel zu einer inhaltlichen Rekonstruktion der ganzen Bilderfolge an die Hand gegeben.

Die Entstehungszeit der Vorzeichnungen und der danach gefertigten Teppiche, welch letztere in kleinen Reproduktionen nach den Stichen in Jubinals „Les anciennes tapisseries historiées, Paris 1838", beigefügt sind, weist Dr. Schumann mit überzeugenden Gründen durch die Jahre 1450—1480 zu begrenzen. Ihre Heimath ist der Norden Frankreichs, vielleicht Paris.

Was nun den künstlerischen Werth der Handzeichnungen anbelangt, so ist derselbe durchaus erheblich. Freilich, das Ganze wirkt zuerst nur verwirrend und unerfreulich, denn die Scenen gehen ohne deutliche Trennung miteinander über und leiden allgemein durch ein Uebermaß von Personen, so daß es wirklich ernstliche Anstrengung erfordert, sich die Hauptpersonen und Hauptvorgänge aus diesem unübersehbaren Gewimmel herauszuschälen. Aber das sind Fehler, die der Künstler mit seiner ganzen Zeit theilt, eine Geschmacksrichtung, die gerade bei den französischen Teppichbildern althergebracht war und die andrerseits dem Künstler gerade Gelegenheit gibt, sein wirklich hervorragendes Talent in der Bewältigung großer Menschenmassen aufs glänzendste zu entwickeln. Wie es demselben z. B. gelingt, bei den Kampfscenen oder bei An- und Abmarsch langer Heereszüge auf ganz beschränktem Raume den Eindruck des Massenhaften hervorzurufen, das ist wirklich genußreich zu studiren. Und im einzelnen entschädigen eine Fülle künstlerisch bemerkenswerther Feinheiten für den verwirrenden Gesammteindruck. Das Landschaftliche und Architektonische, obwohl meist nur in knappen Andeutungen gehalten, vermittelt doch eine völlig ausreichende Vorstellung. Die Bewegungen der Personen und Thiere sind gut beobachtet und nun oft überraschender Freiheit wiedergegeben, namentlich alle Stellungen im Kampfgetümmel — Kampfscenen fehlen ja fast auf keinem dieser Blätter — sind wie nach dem Leben gezeichnet. Augenscheinlich fand hier der Künstler auch manche Anregung aus dem überlieferten Motivenschatz. Die Anzahl der Wandteppiche, die in Frankreich im 13., 14. und 15. Jahrhundert hergestellt worden sind, war ja unermeßlich groß. Es ist aber unverkennbar, daß der Meister dieser Handzeichnungen an und für sich ein bedeutender Künstler gewesen ist, wie es denn in einer Reihe vom Herausgeber angezogener Fälle nachzuweisen ist, daß die Entwürfe zu den Wandteppichen gern bedeutenden Künstlern übertragen wurden. Bei dem Mangel an französischen Tafelbildern des 15. Jahrhunderts ist daher diese Veröffentlichung doppelt dankenswerth. Interessant ist die Thatsache, daß der Hautelisseweber durchaus nicht sklavisch an die Vorlage des Künstlers gebunden war. Ein Vergleich unsrer Zeichnungen mit den dazu gehörigen Teppichen beweist dies. Nur wäre es im Interesse der Weiterverfolgung gerade dieses wichtigen Moments wünschenswerth gewesen, wenn sich die Publikation nicht auf die Wiedergabe der nicht immer zuverlässigen Kupferstiche aus dem 60 Jahre alten Jubinal'schen Werke beschränkt hätte, sondern wenn man die Mühe und Kosten nicht gescheut hätte, sich wenigstens von einigen der in Issoire noch vorhandenen, nach jenen Zeichnungen gefertigten Teppiche photographische Aufnahmen zu verschaffen. Diese neben die Reproduktionen der Handzeichnungen gestellt würden den wissenschaftlichen Ertrag der ganzen Veröffentlichung wesentlich gesteigert haben. In die Herstellungsphasen der Teppichweberei, über die wir bisher literarisch bereits genügend unterrichtet waren, erhalten wir aber auch so schon einen werthvollen praktischen Einblick. Die Erläuterungen Schumanns zu diesem Punkte sind knapp und klar, wie der ganze, 27 Druckseiten umfassende Text.

Einen Gedanken möchte ich zum Schluß doch nicht unterdrücken: war es wirklich nöthig, diese an sich so schätzbaren sechs ganzen und vier fragmentarisch erhaltenen Zeichnungsblätter aufgeheftet auf schwere breitrandige Kartons in einer luxuriösen Mappe vom unglücklichsten Hausthürenformat zum Preise von 45 M. auf den Markt zu bringen? In einen handlichen Hochfolioband gebunden, ja nöthigenfalls als gebrochene Doppeltafeln auf Falz geheftet in Großquart hätte man die Zeichnungen in genau derselben Größe geben können und hätte doch dabei ein solches Monstrum vermieden, das man nirgends unterbringen kann und zu dessen Auseinanderfaltung ein Tisch von ausschweifenden Größenverhältnissen erforderlich ist. Auch will es mir doch scheinen, als ob Preis und Ausstattung zu der Zahl und Bedeutung der Blätter nicht ganz im richtigen Verhältniß stehen. Wohin soll die wissenschaftliche Forschung schließlich kommen, wenn die leidige Mode immer mehr zunimmt, vereinzelte, an sich ja ganz werthvolle, aber eben doch nur als Theil eines größeren Ganzen Beachtung verdienende Denkmäler in geradezu zwecklos kostbarer Ausstattung zu veröffentlichen, und natürlich zu Preisen, die nur eine ganz geringe Zahl von Instituten und Bibliotheken, und auch diese auf nicht mehr lange hinaus, zu erschwingen vermögen? Auf Privatpersonen wird dabei wohl von vornherein nicht mehr gerechnet. In diesem vereinzelten Falle mögen ja bestimmte Wünsche der Verlagshandlung maßgebend gewesen sein. Aber ähnliche Fälle haben sich doch in letzter Zeit so gehäuft, daß man der mißlichen Pflicht sich nicht mehr entziehen darf, zu warnen, ehe diese Unsitte zu weit einreißt. Es ist kein gutes Zeichen, wenn der Maßstab für die wirkliche allgemeine Bedeutung eines wissenschaftlichen Objektes immer mehr verloren geht. Je mehr die Forschung ins Detail geht, desto größer wird diese Gefahr. Daß dieselbe nicht nur auf dem Gebiet der kunstgeschichtlichen Publikationen besteht, sondern nachgerade zu einer allgemeinen Krankheit unsrer Zeit auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und des Lebens zu werden droht, das braucht ja hier nicht erst besonders ausgesprochen zu werden.

Jena. Dr. Paul Weber.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

γσ. **Berlin.** Die Februarsitzung der Gesellschaft für Erdkunde ward gestern mit Gedächtnißworten des Vorsitzenden, Barons v. Richthofen, an den verstorbenen General v. Teichmann und Logischen eröffnet. Der Vorsitzende konnte das Werk der „Grönlandexpedition der Berliner Gesellschaft für Erdkunde“ in zwei starken Bänden, herausgegeben von Dr. v. Drygalski, vorlegen. Dieses Werk, das aus zwei Expeditionen, einer voraufgehenden Rekognoszirungsreise Dr. v. Drygalski's und Dr. Baschins 1891 und der großen von v. Drygalski, van Hoefen und Stade 1893 ausgeführten Grönlandexpedition, hervorgewachsen ist, gibt, in mühevoller, 4jähriger Arbeit entstanden, auf Grund der Methoden heutiger Wissenschaft gearbeitet, in planmäßiger Anordnung umfassende Resultate, und stellt sich, namentlich was die Forschungsresultate v. Drygalski's hinsichtlich der Natur des Eises, seiner Bewegungsart und seiner als Gletschereis wie als Polareis geübten Wirkungen betrifft, als bedeutsames Fundament für weitere Forschungen dar. Mit der Erkenntniß der Natur des Eises hängt die Auffassung der Entstehung unsrer nordischen Länder zusammen, in der Geologen und Physiker sich lange einander gegenüber standen und die nunmehr wohl zur Zufriedenheit beider entschieden ist. Dr. van Hoefen hat die Fauna und Flora wie die Resultate der Tiefseeforschung auf der Grönlandexpedition dargestellt und Dr. Stade die meteorologischen Beobachtungen bearbeitet. — Von den literarischen Eingängen seien Kartenwerke über Südamerika und Sibirien erwähnt, wie ein Band der geologischen Landesaufnahme der Vereinigten Staaten, der werthvolle Beiträge über die californischen Goldlager enthält. — Als erster Redner machte Lieutenant Plehn (Misahöhe) Mittheilungen über die Bevölkerung im Nordosten des Togo-Gebiets. Die Völker des Togo-Gebiets sind im Süden dem Einflusse der Europäer, im Westen dem der Ashanti, im Osten dem der Dahome stets ausgesetzt gewesen. In dem Gebirgslande des Nordostens von Togo, zwischen den Flüssen Mono und Volta, in den tiefeinschneidenden Erosionsthälern und auf den Parallelketten der 100 m hohen, nordost-südwest streichenden Akuberge haben sich viele kleine Stämme in scharfer Eigenart erhalten können, die sich in ihrer eigenen, zwei bis drei Generationen zurückreichenden Tradition als Völkersplitter bezeichnen, die vor den Verfolgungen und Räubereien einerseits der Dahome, andrerseits der Ashanti hier Zuflucht gefunden haben. Der Vortragende gab eine Uebersicht der im Bezirk Misahöhe von ihm angetroffenen Stämme. Ihre Geschichte ist nur im Zusammenhang mit der der Ashanti und Dahome verständlich. So liegen zum Zeichen dessen, daß diese Stämme hier ein Refugium gefunden haben, ihre ältesten von cyklopischen Mauern zum Theil umgebenen Dorfanlagen und Kultstätten auf Anhöhen, die vor den Ebenen in Besitz genommen worden sind. Im ganzen ist vom Volta her die Einwanderung anzunehmen, und zwar aus einer Rückstauung der Völkerwogen, die erst zur Küste hin sich bewegt haben mag und der Kriege mit den Küstenstämmen hier um den Boden folgten. Die im Nordosten des Togo-Gebiets angesessenen Stämme haben, trotzdem sie stets den Angriffen der Ashanti und Dahome ausgesetzt waren, untereinander Fehden, die Handel und Wandel wie den Kulturfortschritt hemmen, aber die Eigenart der einzelnen Stämme in aller Schärfe bewahren. Durch das Gummisammeln und den Gummihandel sind sie mit den Europäern zuerst in Berührung getreten. Die Akposso und Kebu sind die wildesten Stämme im Bezirk von Misahöhe, sie sprechen ihre eigenen Idiome, halten sich für Autochthonen und galten noch 1840 den Dahome für zu arm, so daß diese sie nicht ausplünderten. Sie stehen in keiner politischen Einheit und sind einander feindlich; selten gelingt es einem Häuptling, Einfluß bei ihnen zu gewinnen. Sie gehen noch völlig nackt bis auf ein Hüftluch, zeichnen sich durch eigenthümlichen Kopfputz aus Affenfell aus und führen neben Gewehr und Haumesser auch Atakpame-Dolche als Waffen. Die Kebu haben runde, die Akposso quadratische Lehmhütten, beide sind indessen fleißige Ackerbauer. Ihr Kult ist ein Schlangenkult. Dem Regenbogen, als größte Schlange gedacht, zollen sie die höchste Verehrung. Ihr Gebiet ist reich an Wild und Fischen, doch kommen Rindvieh und Schweine auch bei ihnen vor, die indessen meist von den Atakpame importirt werden. Diese, weiter östlich angesessen, haben in ihrer Sprache mit der der Haussa Aehnlichkeit und besitzen hohe Kultur. Sie sollen ihrer eigenen Tradition nach durch die Dahome verdrängt, von Osten her in ihre heutigen Wohnsitze gelangt sein, die sie den Akposso, mit denen sie heute beständig in Fehde leben, zum Theil abgekauft haben wollen. Ihr Hauptort Atakpame aus runden Lehmhütten mit Grasdächern bestehend, geht gegenwärtig zurück. Interessant ist die von Ellis in seiner „History of Dahomeh“ erwähnte Thatsache, daß bei dem letzten Ueberfall der Dahome auf die Atakpame 1840 viele Weiber in den gefallenen Dahome-Kriegern erkannt wurden. In der Nähe der heutigen Hauptansiedlung der Atakpame sind 4 Märkte, auf denen sie Handel treiben. Sie sind Acker- und Gartenbauer, ihre Tracht ähnelt der der Haussas; Mais und Reis, aus dem eine Art Bier bereitet wird, ist namentlich Gegenstand des Anbaues, auch trifft man viel kleines Rindvieh an. Gewehre, Bogen und Dolche sind die Atakpame-Waffen. Auch sie beten die Regenbogenschlange an, veranstalten Fetischtänze in großer Zahl und stehen wegen des Glaubens, daß der Tod einer Person stets durch einen Anderen verursacht sein soll, der darum gestraft werden muß, unter einer Priesterherrschaft. Ein Gifttrank, den der als schuldig bezeichnete nehmen muß, um, wenn möglich, seine Unschuld an dem Tode zu beweisen, führt zu scheußlicher Tyrannei der Priester, die von unseren Behörden schorf zu bekämpfen ist. Die sogen. „blauen Perlen“ ein Artefakt aus Glas, deren Ursprünge sie nicht verrathen, sind wohl durch Einflüsse vom Mittelmeer her, oder gar schon durch phönizische Einwirkung von der Guineaküste in jene Gegenden gelangt. Sie gelten für sehr kostbar und werden offenbar heute nicht mehr hergestellt, sondern einem Vorrath entnommen. Neben den drei erwähnten Stämmen finden wir im Misahöher Bezirk noch kleinere, wie die Eisen schmiedenden Bizeei, die Boviri, Apafu, Saatrokosi und andere, die Achollo am Agu-Gebirge haben eine Fetischsprache zu ihrer Verkehrssprache erhoben. — Hierauf sprach Geheimrath Foerster über das Sternschnuppen-Phänomen von 1899. Die Erdkunde hat an der sachkundigen Beobachtung dieses vom 14. zum 15. November 1899 eintretenden Phänomens um so größeres Interesse, als diese Beobachtungen Beiträge liefern können zur Verbesserung unsrer Theorien über die Bewegungen in den obersten Luftschichten der Atmosphäre. Der Meeridian, unter dem das Phänomen am reichsten erscheint, ist noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen, dagegen hat das Phänomen eine Vorgeschichte. Alle 33¼ Jahre ist, wie chinesische Annalen melden, mit deren Hülfe man das Phänomen bis zum Jahre 902 n. Chr. zurückführen kann, aus dem Sternbild des Löwen ein wandervoller Meteoritenfall (Sternenregen) in grandioser Erscheinung beobachtet werden. 1866, 1833 und 1799, diesmal fast allein von Alexander v. Humboldt in Südamerika beobachtet, hat man den Sternregen der „Leoniden“ wissenschaftlich genauer beobachtet und Resultate aus diesen Beobachtungen, deren Exaktheit das höchste Lob verdienen, zu ziehen versucht. Von 902 n. Chr. bis 1899 zählt man 30 Umläufe dieser Leoniden, deren Umlaufszeit bis auf $^1/_{10}$ Jahr berechnet wurde; auch die Stelle der Erdbahn, an der die Erde diese Sternschwärme trifft, ist bekannt, die naturgemäß nur an den Stellen unsres Planeten sichtbar werden, für die das Sternbild des Löwen über dem Horizonte steht, also bei uns in der Nacht. In der Nacht vom 13. zum 14. November 1866 ist das Phänomen in unsern Breiten, auf drei Stationen in Berlins weiterer Umgebung, Ancken, Nouen und Brandenburg, namentlich durch den Astronomen Prof. Dr. Albrecht auf das vorzüglichste beobachtet worden. Vorher hatte man einen Kometen beobachtet, dessen Aphel die Uranusbahn, dessen Perihel die Erdbahn schnitt, und die Berechnung der Umlaufszeit dieses Kometen durch Leverrier (Paris) und Adams (Cambridge) ergab eine Uebereinstimmung der Bahn des Kometen einerseits und der der Leoniden andrerseits; dazu halfen die Untersuchungen Schiaparelli's (Mailand) hinsichtlich der Geschwindigkeiten der Körperveränderungen in den oberen Luftschichten. Man fand, daß das spätere Erscheinen der regelmäßig dem Kometen um 10 Monate in seiner Bahn folgenden Leoniden durch die Störungen verursacht war, die die Anziehungskraft des Jupiter, Uranus und Saturn auf diese Meteorkörper aus-

übt. Seit 902 war die Stelle, an der die Leonidenbahn die Erdbahn traf, um 25 Tage, wie die Berechnungen ergaben, vorgerückt, eine Verschiebung, die durch das Entgegenkommen der Erde nach diesem Kometen hin verursacht ist. In der Nacht vom 13. zum 14. November 1866 konnte das Leonidenphänomen von $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Uhr nachts auf das beste hinsichtlich der Durchgangszeit, der Vertheilung der Massen, der Zählung in einem Umkreise von 30 Grad um den Polarstern beobachtet werden. Es gelang Ortsbestimmungen der in 50 bis 60 Kugeln feurig in der Sekunde aus dem Löwen quellenden Meteore zu gewinnen: 60,000 Meteorkörper fielen während einer Stunde, die im Anfang karrespondirende Farmen zeigten, deren Bahn, Lage, Geschwindigkeit bestimmt werden konnten. Das Aufleuchten und Vergiühen der Meteorkörper vollzog sich in einer Höhe zwischen 150 und etwa 80 km über der Erde. Ein Moment erwies sich 1866 als wichtig für die Beobachtung, es war eine Kugel, die hinter sich Ringerscheinungen bildete und im Sternbild des „großen Bären" ihr Ende erreichte. Sie muß eine Regelmäßigkeit in der Farm gehabt haben, die diese Ringe verursachte. Man konnte den Ring in der Höhe von 83 km über der Erde bestimmen und beobachtete seine Erweiterung und Zusammenziehung. Die Bewegungen in der Höhe von 80 bis 100 km über der Erde gehen mit enormer Geschwindigkeit vor sich, die wir noch nicht kennen. Die Gegenwirkungen der Erdanziehung gegenüber den Bewegungen der Körper in so hohen Luftschichten sind uns noch kaum bekannt, und nur aus einer genauen Beobachtung solcher Erscheinungen wie der des Leonidenfalls könnten wir über Geophysik weitere Aufschlüsse erhalten. Die Dichtigkeit der Körper ist nach Prof. Albrechts Zählungen bei den Leoniden-Meteoriten gering: 72 km betrug in der Sekunde die Geschwindigkeit ihrer Bewegung im dichtesten Schwarm mit nach stets einem Abstand von 100 km voneinander, im weniger dichten Schwarm sogar von 150 bis 180 km. Sie würden, falls sie für uns in dem Abstande des Mondes erschienen, erst als Nebelflecke sich zeigen. Mit dem Leoniden-Phänomen hängt auch die von Rudolf Falb aufgeworfene Frage des Weltuntergangs zusammen. Der Komet, mit dessen Bahn die Leonidenbahn als übereinstimmend erkannt wurde, erschien schon 1866 im Januar, und erst 10 Monate später folgten die Leoniden, die man deshalb als seine Troßbildungen, als von ihm abgesprengte Theile, als die Marodeure des Kometen ansah. 1899 kommt der betreffende Komet etwa Ende Juni, und erst im November folgen die Leoniden, sie sind ihm also 1899 näher als 1866, und dies verspricht ein reicheres Phänomen, als es 1866 beobachtet wurde, das dem von 1833 gegenüber schon reicher gewesen ist. Nun könnte ja, was 1899 noch nicht der Fall ist, die Erdbahn die Bahn des Kometen treffen, es würden dann vielleicht größere Meteorsteine auf die Erde fallen; allein vor größeren Schädigungen gewährt die Atmosphäre einen wallkammenen Schutz. Die genaue Stunde der Erscheinung für 1899 ist noch nicht berechnet, das Vorrücken der Stellung des Erdplaneten auf seiner Bahn um die Sonne, wie die Störungen, die Jupiter, Uranus und Saturn auf die Meteoriten ausüben, sind dabei in Betracht zu ziehen. Bleibt die Bewegungsstelle seit 1866 unverändert, was kaum zutreffen dürfte, so tritt die Erscheinung für uns am 14. November 1899 um 1 Uhr mittags ein, und wir würden sie hier nicht wahrnehmen, da das Sternbild des Löwen für uns erst nach 10 Uhr abends über dem Horizonte erscheint. In Indien, Ostasien, im Großen Ozean und anderwärts wäre es jedach dann selbst in diesem Falle zu beobachten. Bei sorgfältiger Beobachtung wird der Leonidenfall von 1899 dann bedeutsame Beiträge liefern zur Erkenntniß der Theorie der Kometenbahnen, der Dichtigkeitsfolge wie der Vertheilung der Massen im Kometen. Von dem Kometen ist 1865 nichts aus dem Sternbilde des Löwen gekommen, dagegen wurde an der Strahlungsstelle 1866 ein wahrer Feuerspringbrunnen von Meteorkörperchen beobachtet. Der Hinweis auf die Erscheinung verdient schon jetzt das Interesse der weitesten Kreise.

Emil Mauerhof: Das Wesen des Tragischen in alter und neuer Zeit. Zürich und Leipzig, Kori Henckell u. Co. — Der Inhalt des Buches entspricht nicht genau dem Titel; denn nicht nur die Prinzipien der Tragödie, sondern auch die des Lustspiels und der Posse sucht der Verfasser, der nur diese drei Gattungen als echte Arten der dramatischen Kunst gelten läßt, im vorliegenden Buche zu entwickeln. Der weitaus größte Theil der Ausführungen ist allerdings der Tragödie gewidmet. Der Verfasser gelangt, mit einer kleinen Erweiterung der bekannten aristotelischen Definition, die er aber durch plausible Gründe zu rechtfertigen sucht, zu der Bestimmung der Tragödie als der „Nachbildung einer ernsten, in sich geschlossenen Handlung, welche durch Erregung von Furcht und Mitleid die Befreiung von den Leidenschaften überhaupt verursacht", und sucht von diesem Satz aus Folgerungen für verschiedene Probleme auf dem Gebiet der dramatischen Kunst zu ziehen. Diese sowohl, wie die Ausführungen, aus denen der Verfasser seine Auffassung der Tragödie ableitet, enthalten vieles Gute, das nur leider in allzu fragmentarischer Form gegeben wird; auch erscheint der oft etwas feuilletonistische und dann abwechselnd wieder pathetische Stil einer sachlichen Untersuchung nicht völlig entsprechend. C. S.

Heinrich v. Stephan. Ein Lebensbild von E. Krickeberg. (Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Herausgegeben von Dr. Gustav Diercks. I.) Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner 1897. — Wir sind keine großen Freunde von den Biographien der in hohen amtlichen Stellungen verstorbenen Männer, die unmittelbar nach deren Tode erscheinen. Die Erfahrung lehrt, daß man alles eher darin suchen darf als eine objektive Darstellung ihres Lebens und Wirkens, in der die Schwächen der Persönlichkeit, von denen Niemand frei ist, ebenso freimüthig dargelegt werden wie die Vorzüge, wo das Unterlassene und Verfehlte ebenso erwähnt wird wie das Erreichte. Und doch ist es klar, daß man nur auf diesem Wege hoffen darf, ein zutreffendes Bild von ihnen zu entwerfen. Auch das vorliegende Buch macht keine Ausnahme von der Regel. Es wird Niemand einfallen, Stephans hervorragende Verdienste um die deutsche Reichspost herabsetzen zu wollen, aber es muß doch auch hervorgehoben werden, daß der Reformeifer schon seit sehr langer Zeit vollständig verraucht war und daß die deutsche Post längst vom Ausland überflügelt worden ist, daß Stephan es war, unter dem die Fiskalität der Post so betont wurde, daß für die nothwendigsten Reformen keine Mittel vorhanden waren, daß er endlich oft dem Reichstag gegenüber einen eigenthümlich herausfordernden Ton anschlug. Das alles gehört doch auch zum Bilde der verstorbenen Exzellenz, und wenn gar am Ende des Buches die Verse stehen:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Ich werde nimmer seinesgleichen seh'n" —

so sind nach unsrer Meinung die Grenzen überschritten, die eine ernste geschichtliche Arbeit von einer kritiklosen Verherrlichung trennen. Paul Seliger (Leipzig).

S. S. Mannel Schnitzer: Käthe, Ich und die Anderen. Neue Erfahrungen und Erlebnisse aus junger Ehe. Zweiter Band von Käthe und ich. — Dritlicher Lebensläufe. Berlin, Friedrich Schirmer. — Dem liebenswürdigen Kätheband, den wir in der Beilage vom 20. Februar 1897 Nr. 41 gewürdigt haben, ist unter dem obigen Titel ein zweiter gefolgt, der ganz die Vorzüge des früheren besitzt und uns Lust gemacht hat, weitere Erlebnisse des Ehepaares kennen zu lernen. An Stoff dazu wird es ja nicht fehlen, die Dienstbotenfrage, die in den Kapiteln von der ränkespinnenden „Ausmietherin" Frau Schmiedt nur angeschnitten ist, läßt noch manche Variationen zu und von den beiden Sprößlingen Fränze und Bobbi, die sich so vielversprechend einführen, möchten wir auch noch weiteres hören. Von den vorliegenden Kapiteln ist besonders das „Käthe schmollt" mit seiner verblüffenden Pointe ungemein ergötzlich, auch die Seelenqualen, die der Lustspieldichter vor und bei seiner „überhaupt ersten" Aufführung durchmacht, werden von Käthe sehr lebendig dargestellt. Denn auch sie gelangt in diesem Buche zum Wort und ist in behaglicher Selbstbespiegelung dem Gatten ebenbürtig. Die fröhlichen Bilder aus dem Journalistenleben erinnern an den Humor in Raabe's „Kindern von Finkenrode",

Digitized by Google

auch den Vergleich mit den englischen Humoristen braucht Schnitzer nicht zu scheuen.

Wie scharf Schnitzer zu beobachten, wie gut er zu schildern weiß, das beweisen die wunderlichen Käuze, mit denen er uns in den „Drillichauer Lebensläufen" bekannt macht. Drillichau ist eine Art Seldwyla, „irgendwo" in der österreichischen Heimath des Verfassers gelegen. Die Sehnsucht nach der Heimath überkommt ihn, „wenn er herzhaft lachen hört und selbst herzhaft lachen muß über Thorheiten, die absonderlich scheinen, weil sie menschlich sind, und die er erfassen gelernt an klugen und weisen Leuten in seinem lieben Drillichau". Da ist der wunderliche Pippilassel, dessen Brautfahrt so eigenthümlich endet, der glaubensstarke Jokab Wolf Bombach, der den Neid gegen die Reichen mit den Worten entwaffnet: „. . . hat Millionen, besitzt Paläste, kostbare Juwelen und Edelsteine . . ., aber kann er darum zweimal zu Mittag essen?" „Seine Mitgift" behandelt ein bekanntes Motiv mit fröhlicher Laune, scharf satirisch ist die Zeichnung in „Das Heirathsgespenst" und „Der Armenvater", und „Ausgedient" ist ein Charakterbild von großer Kraft. Auch die größeren Geschichten „Die wahre Geschichte Napoleons" und „Michel Septimus" zeigen die starke Charakterisirungskunst des Autors. Die Käthebücher bilden die behaglichere und gemüthlichere Lektüre, die Drillichauer Lebensläufe sind vielgestaltiger und inhaltsreicher.

-ti **Anregungen und Anderes.** Novellen von M. Goldschmidt. Frankfurt a. M., Alfred Vatermann. — Trotz der Verfasser einen schon von der Kritik gezeichneten Namen, so würde das Buch zweifellos viel von sich reden machen, vielleicht auch wenn die hübschen Nippessachen sich als Import aus Frankreich einführen könnten. Aber es wird wohl auch ohne diese Beihülfe seinen Weg machen. Im Wesen Goldschmidts liegt etwas Französisches, er vereinigt Witz und Grazie und ist offenbar nicht erfolglos bei den Meistern knapper Darstellungskunst in die Schule gegangen. Auch ein gutes Auge für wirksame Situationen ist ihm eigen. Die kleinen Geschichten sind theils scharf pointirt, theils elegisch, stimmungsvoll, und wenn sie auch zugleich an Werth, so ist doch keine darunter, deren Daseinszweck schon auch dem Erscheinen unter dem Strich einer Tageszeitung als ganz erfüllt zu betrachten wäre. Allenfalls ließe sich bemängeln, daß die Umrahmung in der boshaften Skizze „Eine Gnadenstunde" etwas gezwungenes hat, und daß zu dem Inhalt der aufgewandte große Apparat nicht im richtigen Verhältniß steht. Aber die übrigen Geschichten sind gut ersonnen und fein ausgeführt. In „Philemona und Baucis" und „Das Lösegeld" zeigt sich die Kunst des Verfassers im Unausgesprochenen; „Das Osterei" ist originell nach ihrem Inhalt und angenehm poetisch in der Darstellung; es ist eine jener Geschichten, die den Leser geradezu zwingen, sie sinnend weiter auszuspinnen. Wer endlich ein so bedeutendes Problem wie in „Väter-Erziehung" so knapp und sicher durchzuführen weiß, der hat damit einen Beweis geliefert, daß er auch zu Größerem berufen ist.

* **Bonn.** Der Privatdozent in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität, Prof. Dr. Heinrich Pflüger, der, wie kürzlich gemeldet wurde, einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Rostock erhalten hatte, gibt dem Ruf keine Folge und bleibt in Bonn.

* **Halle a. S.** Der hiesige außerordentliche Professor der Staatswissenschaften Dr. Diehl folgt einem Ruf als ordentlicher Professor der Nationalökonomie an die Universität Rostock.

* **Leipzig.** Die vom deutschen Geographentag in Bremen 1895 ernannte „Deutsche Kommission für die Südpolarforschung" trat in letzter Woche hier unter dem Vorsitz des Geh. Raths Prof. Neumayr, Direktors der Seewarte in Hamburg, zusammen. Der größere Theil der Mitglieder (aus Nord-, Mittel- und Süddeutschland) war erschienen. Ferner wohnte der Sitzung als Delegirter des Staatssekretärs des Reichsmarineamts Graf Baudissin, Kapitän zur See und Vorstand der nautischen Abtheilung des Reichsmarineamts, bei. Nach längerer Berathung wurde einstimmig beschlossen, die Agitation auf Grund eines Planes zu betreiben, welcher die Aussendung eines Schiffes bezweckt, das etwa auf dem Meridian der Insel Kerguelen südpolwärts vorgehen soll. Während der Fahrt sollen ozeanische, erdmagnetische und biologische Forschungen angestellt werden und sodann soll danach gestrebt werden, in der antarktischen Region ein Land zur Ueberwinterung zu erreichen. Während dieser sind auf einer festen Station geophysikalische Beobachtungen anzustellen und im Frühjahr Entdeckungsfahrten auf dem Binneneise, sowie auch der unbekannten Westküste des durch James Clarke Ross entdeckten Victorialandes zu unternehmen. Im südlichen Herbst erfolgt die Rückkehr der Expedition, welche im ganzen 2 Jahre währen und auch auf der Rückfahrt ähnliche Beobachtungen wie auf der Ausreise anstellen wird. Zum wissenschaftlichen Leiter der Expedition wurde der Berliner Privatdozent Dr. Erich v. Drygalski, bekannt durch seine Grönlandsforschung, erwählt.

* **Königsberg.** Der Direktor der hiesigen Universitäts-Augenklinik, Prof. Kahnt, steht im Begriff, eine längere Studienreise nach dem Orient, namentlich Aegypten, Syrien und Palästina, anzutreten, um sich in jenen Ländern, der wahren Heimath der kontagiösen Augenkrankheiten, über das Wesen und die landesübliche Behandlungsweise dieser Krankheiten des näheren zu unterrichten und die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Forschungen später auf dem Gebiete der praktischen Augenheilkunde zu verwerthen. Der preußische Kultusminister, und durch seine Vermittelung das Auswärtige Amt, fördern das Unternehmen des Gelehrten durch Empfehlungen an den Generalkonsul in Kairo, sowie die Konsularvertreter in Alexandria, Jerusalem, Jaffa, Beirut und Damaskus.

* **Rom.** Ueber die Nordlandsfahrt des Herzogs der Abruzzen (von der wir in Nr. 31 d. J. berichteten) erfährt man jetzt, daß die Reise 3 Jahre dauern soll und den Nordpol zum Ziele hat. Im ersten Jahre will der Herzog im Franz Josephslande überwintern, um von da auf Schlitten und Canoes vorzudringen. Die Reisebegleiter des Herzogs sind sein Adjutant Cagni und Professor Cora; er selber will zuvor bei Nansen die nöthigen Auskünfte einholen. Der Herzog wird auch eine Anzahl Eskimos mitnehmen. Der König interessirt sich auf das lebhafteste für die Reise seines Neffen und hat sich dieser Tage in einer mehrstündigen Konferenz vom Professor Cora über den Reiseplan Bericht erstatten lassen. — Nach der „Agenzia Italiana" hat ein hiesiger Kaufmann, der mit Sibirien in Geschäftsverbindung steht, eine Depesche erhalten, wonach man dort zwei durch Hunger und Kälte ermattete Europäer aufgefunden habe, von denen man glaubt, daß sie Gefährten Andree's waren. Die Unglücklichen wurden sogleich in Pflege genommen, können aber auch nicht sprechen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hans H. Busse: Gedanken-Dämon. München, Karl Schüler. — Adolf Stölzel: Schulung für die zivilistische Praxis. 1. Theil. 3. Auflage. Berlin, Franz Vahlen 1898. — Julius Emele: Ein Beispiel über Einführung und Erträgniß der Grundrentensteuer, dargestellt an den Verhältnissen des Großherzogthums Baden. Karlsruhe, G. Braun 1898. — Karl Heinrich Schaible: Die Frau im Alterthum. Ebd. — Prof. Dr. R. Glaser: Diether von Isenburg-Büdingen, Erzbischof und Kurfürst von Mainz 1459 bis 1463, und die kirchlichen und politischen Reformbestrebungen im 15. Jahrhundert. Hamburg, Verlagsanstalt 1898. — G. Freytags Schauplatz der Ereignisse in Ostasien. Wien, Leipzig, G. Freytag u. Berndt 1898. — Dr. Hermann Rieder: Wirkung der Röntgenstrahlen auf Bakterien. Separatabdruck a. d. Münchener Medic. Wochenschrift. Nr. 4. 1898. München, J. F. Lehmann. — *Felice Ramorino:* Cornelia Tacito nella storia della cultura, rec. ediz. corr. Milano, Ulrico Hoepli 1898. — La Rosée: Im Banne der Leidenschaft. Breslau, S. Schottlaender. — E. Gnade: Kleinstädtische Geschichten. Neue Folge. Ebd. — Maurus Jokai: Der Schein trügt. Uebers. v. Ludwig Wechsler. Ebd. — Oberst a. D. v. Müller: Deutsche und Polen in den Ostmarken. Basel, Friedrich Emil Perthes 1898.

☞ Hierzu ein Prospekt von **Paul Weidhaas** in Niederlößnitz bei Dresden. (8421)

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 23. Februar. Nummer 43.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Otto Bulle in München.

Uebersicht.

Spielhagen als Kritiker. Von Hans Sittenberger. — Max Lossen und sein „Kölnischer Krieg“. II. Von Felix Stieve. — Mittheilungen und Nachrichten.

Spielhagen als Kritiker.

Dichter sind schlechte Kritiker, hört man oft. Es ist dies eines jener bestechenden Worte, die gelten, weil sie einmal gesagt sind, eines jener Axiome, die ohne Prüfung allgemein anerkannt werden. Verweist ein Nachdenklicher auf Beispiele, die den Satz augenscheinlich widerlegen, so ist die Antwort rasch zur Hand: Ausnahmen bestätigen ja die Regel. Eine vertrackte Regel, die nur von ihren Ausnahmen lebt!

Warum soll denn der Dichter ein schlechterer Kritiker sein als ein Anderer? Worin äußert sich denn die kritische Begabung? Ich denke, in der besonderen Feinfühligkeit, auf eine Künstlernatur einzugehen, und in scharfem, unbestechlichem Verstande. Kann man dem Dichter jene Feinfühligkeit absprechen? Wohl kaum. Er dürfte sie sogar in höherem Grade besitzen als ein Anderer. Man sagt, er ist eine starke Natur, die feste Grenzen um sich gezogen hat; das Andere wird ihm leicht zum Fremden, das abstößt. Das scheint auf den ersten Blick ganz richtig und ist doch nur ein trügliches Argument. Was ist damit eigentlich gesagt? Daß der Dichter heterogenen Erscheinungen nicht mit Sympathie entgegenkommen wird. Aber mindert das seine Gabe, sich in das Wirken und Schaffen eines heterogenen Geistes hineinzudenken? Wenn er schon sine studio urtheilt, muß er es nothwendigerweise cum ira thun? Als schaffender Künstler lebt er sich in hundert Naturen hinein, von denen viele seinem eigenen Wesen weltfremd sind, manche wohl geradezu ihm wider den Strich gehen. Und diese Fähigkeit, Menschliches zu verstehen und innerlich zu begreifen, soll ihm auf einmal abhanden kommen, wenn er es nicht zu bilden, wenn er darüber nur zu urtheilen hat?

Abhandenkommen nicht, wird man mir entgegnen; allein er wird das fremde Kunstwerk an den ihm eigenthümlichen Neigungen und Ansichten messen, er wird es immer nur aus seinem Gesichtswinkel sehen und stets nur aus seiner eigensten Persönlichkeit heraus urtheilen. Sicherlich, das wird er thun, und umso gewisser, umso energischer und rücksichtsloser, je bedeutender er ist. Aber ist das auch ein Mangel? Natürlich, wendet man mir ein; sein Urtheil ist ja doch subjektiv befangen.

Also das wäre in der That ein Mangel? Wie denn? Gibt es auf aller Welt ein Urtheil, das etwa nicht subjektiv befangen wäre? Das irgendwie allgemeine Gültigkeit hätte? Wenn es das aber nicht gibt, worin liegt dann der Werth eines ästhetischen Urtheils? Doch nothwendigerweise nur in der persönlichen Geltung, das heißt in seiner stark ausgeprägten Subjektivität. Es kann sich gar nicht darum handeln, absolute Wahrheit zu finden, denn die Dichtung setzt, wie jedes Kunstwerk, nicht nur beim Schaffenden, sondern auch beim Genießenden ein persönliches Verhältniß voraus. Eine kritische Bemerkung kann unter Umständen falsch sein, ohne doch an Werth zu verlieren. Aus der Kritik wird sich erst dann ein wirklicher Gewinn ergeben, wenn sie sich bewußt wird, daß sie ihrem Wesen nach kein Richterspruch, sondern Ausdruck einer persönlichen Meinung ist, oder mit anderen Worten, wenn sie das Verhältniß zweier Individualitäten zu einander darstellt. Der Kritiker braucht genau so viel Individualität wie der Künstler, dessen Werk er analysirt, und je energischer seine Persönlichkeit in seinem Urtheile zum Ausdruck kommt, desto werthvoller wird dieses sein, es mag nun im einzelnen Falle unsre Zustimmung erzwingen oder nicht. Der Mensch hat seinen Mitmenschen nur eines zu geben: sich selbst. Wehe dem Kritiker, der dies nicht begreift! Wehe demjenigen, der aus allgemeinen Gesichtspunkten und nicht aus seinem höchst persönlichen Gesichtswinkel heraus urtheilen will! Er beweist damit nur, daß sein erbärmlich armseliges Ich sich nicht an das Licht wagen darf, daß er der Welt nichts, gar nichts zu sagen hat als klingende Worte ohne Inhalt und Seele.

Die starke Individualität kann den Dichter also nicht hindern, ein guter Kritiker zu sein, im Gegentheil, sie wird ihn ganz besonders dazu befähigen. Aber wie ist es bei ihm mit dem scharfen, durchdringenden Verstande bestellt?

Sokrates machte die Wahrnehmung, daß Niemand ungeschickter sei, über seine eigenen Werke zu sprechen, als gerade die Dichter. Der alte Herr mag da wohl ein wenig boshaft übertrieben haben. Wenn aber auch nicht — was verschlägt's! Die Sache läßt sich leicht erklären. Dichten ist ein Zeugen, Bilden, beruht somit nicht auf verstandesmäßigem Schließen; es ist sozusagen ein konkretes Denken im Gegensatz zum abstrakten. Will man also von einem Dichter ein Urtheil über sein eigenes Werk hören, so verlangt man, daß er das, was er gegenständlich — durch Verbindung intuitiv erfaßter Erscheinungen — gebildet hat, theoretisch rekonstruire. Das aber wird ihm, wenn nicht unmöglich, doch nur sehr schwer möglich sein. Die Lebhaftigkeit und größere Kraft des dichterischen Prozesses, einmal empfunden, wird abstrakte Erwägungen immer wieder niederschlagen.

In eigener Sache; nicht so in fremder. Dem fremden Kunstwerk gegenüber ist ja der Dichter gerade so unbetheiligt wie jeder Laie, ja er steht ihm freier, sicherer gegenüber; denn, wer selbst die Gabe zu gestalten besitzt, wird desto getreuer dem Schöpfergange des Anderen nachspüren können.

Aber bloßes Nachfühlen und Mitgehen, wird man sagen, genügt nicht, um ein Urtheil zu begründen. Das ist richtig. Aber wer behauptet denn, daß der Dichter bei diesem Nachfühlen und Mitgehen seinen Verstand zu Hause lassen muß? Oder daß er weniger Verstand hat als ein Anderer? Weil sein Schaffen im wesentlichen aus der Intuition und nicht aus dem Verstande hervorgeht, heißt das so viel, als daß der Dichter dabei den Verstand über-

Digitized by Google

haupt nicht nöthig hat? Bei dem Lyriker mag das bis zu einem gewissen Grade zutreffen, nicht aber bei dem Dramatiker und Romancier. Die lebhafteste dichterische Intuition bringt noch kein fertiges Drama, keinen fertigen Roman zustande. Es gibt da Schwierigkeiten zu überwinden — und nicht bloß rein technische — an deren Bewältigung sich nur ein unbeugsamer Verstand wagen darf. Diese Schwierigkeiten werden naturgemäß mit der Größe der Aufgabe wachsen. Wer sie selbst zu überwinden gelernt hat, der wird sie an einem fremden Werke desto leichter zu würdigen vermögen.

Wenn also der Dichter größere Feinfühligkeit und einen — wenn auch nicht schärferen, so doch in der Sache geübteren — Verstand besitzt als Andere, wie kann man da behaupten, daß er der schlechtere Kritiker sei? Ueber seine eigenen Werke weiß er nicht wohl zu urtheilen. Ist das ein Unglück? Muß er dasselbe zweimal sagen? Oder ist es nicht natürlich, daß er von zwei Arten sich mitzutheilen, diejenige wählt, die ihm am gemäßesten ist? Er hat gedichtet; muß er auch noch sprechen?

Daß sein persönliches Urtheil sich nicht leicht zu einem umfassenden theoretischen System erweitern wird, will ich gern zugeben; wenn er es versucht, wird seine Individualität den künstlichen Bau jämmerlich sprengen. Ich halte das für einen Vorzug. Wer den warmen Hauch der Kunst an sich gespürt hat, dem wird vor ästhetischen Schemen grauen. Dichtung ist Leben, wie alle Kunst, Leben in immer wechselnden Formen, und die sogenannte Wissenschaft der Aesthetik kann es im besten Falle zu einer dürftigen, vielfach schiefen und verzerrten Beschreibung bringen. Was ist damit gewonnen! Wird das Urtheil dadurch geklärt? Nein, es wird nur in beengende Fesseln geschlagen. Dem einzelnen Werke gegenüber vermag ich Stellung zu nehmen, der Gattung gegenüber nicht. Kritik ist lebendig wie das Werk, dem sie gilt, oder sie ist überhaupt nicht; verallgemeinert zur Aesthetik hat sie alle befruchtende Kraft verloren.

Vor diesen Abwegen, die trockene Geister locken mögen, ist der Dichter glücklich bewahrt. Sein Urtheil wird immer persönlich und damit lebendig sein. Man thut also, wie ich glaube, sehr unrecht, einem Dichter zu mißtrauen, wenn er einmal kritisch kommt; ja, ich möchte sagen: es kann Niemand ein wahrer Kritiker sein, der nicht zugleich bis zu einem gewissen Grade Dichter ist. Leute sind einander fremd; Menschen verstehen einander.

Diese Gedanken drängten sich mir auf, als ich Friedrich Spielhagens neueste Kritiken[1]) las. Wenn man sieht, wie trefflich der Romancier über Roman und Novelle, wie schwach er dagegen über alles Dramatische urtheilt, so möchte man zu dem Schlusse zu kommen, daß nur der Epiker den Epiker und nur der Dramatiker den Dramatiker zu würdigen verstehe.

Nicht als ob Spielhagen über das Drama unsrer Zeit nichts interessantes und werthvolles vorzubringen wüßte. In seinen Besprechungen, die eine Reihe moderner Dramen umfassen, findet sich so manche treffliche Bemerkung.

Hieher gehört, was er über den dramatischen Schluß sagt. Er ist der Meinung, daß der Dramatiker sehr oft „mit einem peremptorischen: Sic volo! sic jubeo! die Opposition, die sich im Herzen des Zuschauers regen will, zum Schweigen zu bringen sucht, und sicher oft genug zum Schweigen bringt". „Denn," fährt er fort, „er ist im Bunde mit dem mächtigsten der Herrscher: mit dem Augenblick. Der Zuschauer steht in seinem Bann, unter seiner verblüffenden Wirkung, die der kluge Dichter voll für sich ausgenutzt hat. Das Stück ist zu Ende. Es hat uns unterhalten, ergötzt, gerührt. Weßhalb noch lange darüber grübeln, ob auch alles mit rechten Dingen zuging! So bleibt der Zuschauer der willig Dupirte; und der Dichter lacht sich ins Fäustchen."

Das ist ganz richtig; allein ich glaube, Spielhagen hat unrecht, daraus dem dramatischen Dichter einen Vorwurf zu machen und den Romancier gegen ihn auszuspielen. Dieser macht es doch genau so, nur daß jener robuster zugreift und rascher abschneiden muß, will er seiner Wirkung noch sicher bleiben. Den einzigen sicheren Schluß bewirkt nur der Tod; alles andere ist nur Haltepunkt. Wer kann sagen, daß darüber hinaus sich nicht neue Konflikte anspinnen, oder vielmehr, daß das Nachklingen der alten Konflikte nicht neue entfacht; denn nur darum kann es sich handeln. Es wird wohl kaum ein Kunstwerk geben, das alle Fragen, die es aufwirft, auch beantwortet. Je realistischer eine Dichtung ist, d. h. je mehr sie dem Geiste des wirklichen Lebens getragen wird — denn nicht äußerliche Nachzeichnung des Lebens kann ich darunter verstehen — desto schwerer wird es ihr gelingen, die behandelten Konflikte restlos zu lösen. Der Dichter wird also immer auf Täuschung angewiesen sein. Der dramatische Dichter, der, wie Spielhagen sagt, den Augenblick für sich hat, kann derber zu Werke gehen, der Epiker muß sachter verfahren. Es dürfte aber wohl gleiche Kunstfertigkeit erfordern, die Gunst des Augenblicks zu benutzen, als sich ohne sie zu behelfen.

Goldene Worte sagt Spielhagen über das Milieu. Der Dichter müsse es bei der Konzeption unabläßig im Auge haben. „Aber," heißt es weiter, „ebenso war ich stets und bin ich noch heute trotz alledem der Meinung, daß, wenn auch die intimste Kenntniß des Milieu die conditio sine qua non des dichterischen Schaffens ist, es einen Mangel an Geschmack und Kunstverstand verräth, läßt es der Dichter nicht da, wohin es gehört: in den Hintergrund, sondern zerrt es in den Vordergrund, wohin es keineswegs gehört, weil es dort keine andere Wirkung hat als die schädliche: seine Personen, auf die es ihm doch in erster Linie ankommen sollte, zu verschleiern, zu verdecken, zu verkrüppeln. Ein Haus kann nicht ohne Gerüst gebaut werden; aber, wenn das Haus fertig ist, muß das Gerüst fallen."

Und ebenso vortrefflich ist es, wenn er einmal in Bezug auf Halbe's „Jugend" äußert: „In einem Stück, wo es ordentlich zugeht, darf nur der getroffen werden, der getroffen werden soll und muß." Man kann den Gedanken nicht schärfer und blanker prägen, als in diesem Epigramm in Prosa. Allein diese feinen Bemerkungen treffen fast immer nur Einzelheiten. Dem Wesen eines Stückes zu Leibe zu rücken, will dem eingefleischten Erzähler nicht recht gelingen. Er redet um die Sache herum, er streift oft hart daran vorüber, aber er packt es nicht mit kräftiger Faust. Fast immer begnügt er sich, über den Inhalt in charakteristischer Weise zu referiren und dabei flüchtige Beobachtungen einzustreuen.

Bezeichnend scheint es mir, daß er unter Sudermanns Dramen „Das Glück im Winkel" am höchsten stellt. Den geringeren Erfolg dieses Stückes erklärt er daraus, daß es innigere Herzenstöne anschlägt als ein anderes; da fehle es wohl an den richtigen Schauspielern. Spielhagen hat die Wiener Aufführung nicht gesehen, denn bessere Repräsentanten der beiden Hauptrollen als Sonnenthal und die Saudrock kann sich kein Dichter wünschen. Und doch hat das Drama auch hier nur wenig Wirkung geübt. Merkwürdigerweise führt Spielhagen den Grund dieses Mißerfolgs selbst an, ohne das jedoch, wie es mir wenigstens scheint, zu merken. Er vergleicht nämlich das Sudermann'sche Drama mit einem italienischen Roman ähnlichen Inhalts. In dem Roman geht das „Glück im Winkel" schließlich in Scherben, während das Drama uns zumuthe, es aus der Katastrophe unversehrt, womöglich gefestigt hervorgegangen

[1]) Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. Leipzig. Verlag von L. Staackmann. 1898.

Digitized by Google

anzusehen. Und nun zieht Spielhagen folgenden Schluß: „So denn finde ich den Roman wahrer, logischer, konsequenter als das Drama; nicht, weil sein Dichter der bedeutendere ist — weit eher möchte das Gegentheil der Fall sein — sondern weil er sich zur Verkörperung der höchst subjektiven Idee die Dichtungsform wählte, in welcher nach meiner Ansicht ein Gelingen — ich will nicht sagen: allein, aber doch schon eher möglich war."

Ich will durchaus nicht leugnen, daß es Stoffe gibt, die ihrer Natur nach durch epische Behandlung gewinnen; vielleicht ist das auch bei dem „Glück im Winkel" der Fall. Aber Spielhagen verallgemeinert und meint, das Drama sei wohl nicht das „legitime Vehikel sehr intimer, sehr komplizirter Herzensgeschichten". Gibt es komplizirtere Herzensgeschichten als beispielsweise im „Hamlet"! Und ich glaube nicht, daß dieser Stoff einer romanhaften Behandlung günstig wäre. Intimstes und komplizirtestes Seelenleben ist auch dem Drama nicht fremd, freilich nur, so weit es sich gut faßlich äußert. Aber so liegt die Sache hier nicht. Der italienische Roman — den ich übrigens nur nach dem Referat Spielhagens kenne — ist konsequenter als das Sudermann'sche Stück, aber nicht durch die Vorzüge seiner Gattung, nicht als Roman, sondern einfach, weil er die Konflikte richtiger löst. Er läßt das „Glück im Winkel" in Scherben gehen, während uns Sudermann — sehr undramatisch — eine weichliche Einschwenkung zumuthet. Ein solches zaghaftes Umbiegen wäre noch weit eher im Roman möglich, der hiezu viel mehr Mittel zur Verfügung hat; der Dramatiker aber muß in gerader Linie gehen, und wenn er das nicht thut, wenn er sich scheut, die äußersten Konsequenzen zu ziehen, dann hat er das Spiel verloren. Ich glaube, der Romancier könnte sich eher durchhelfen, weil er nicht so grell aufzutragen braucht wie der Dramatiker und leichter Uebergangstöne findet.

Aus allem, was Spielhagen über das Drama sagt, spricht übrigens eine leise Eifersüchtelei. Immer wieder — bei den verschiedensten Anlässen — vergleicht er Roman und Drama miteinander und seine Vergleiche fallen stets zugunsten des Romans aus. Wer möchte das dem Meister der Erzählung verargen? „Jeder lobt das Seine", sagt schon ein altes Sprichwort.

Man mag übrigens darüber denken, wie man will, ich glaube nicht, daß Jemand diese Vergleiche missen möchte. Eine Reihe der trefflichsten Beobachtungen schließt sich an sie. Auch sind sie an sich von größtem Interesse; trotzdem glaube ich, daß sie durchweg von irrthümlichen Voraussetzungen ausgehen. So scheint es mir sehr gewagt, den ästhetischen Vorrang des Romans aus dem ganz äußerlichen Umstande zu deduziren, daß es nur sehr wenige vollendete Romane, dagegen ziemlich viel vortreffliche Dramen gibt. Es fragt sich, ob diese Beobachtung überhaupt richtig ist. Und wenn, so könnte man darauf hinweisen, daß der Roman eine viel jüngere Kunstform ist als das Drama, daß sich dort Mängel in der Komposition durch Schönheiten des Details viel leichter aufwiegen lassen als hier u. s. w.

Zweifellos recht hat Spielhagen, wenn er sagt, der Romancier müsse die gleiche Uebersicht besitzen wie der Dramatiker und sich das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen ebenso gegenwärtig halten. Aber wenn er dann weiter darauf hinweist, daß diese Uebersicht in dem Grade schwieriger werde, als die Handlung eine komplizirtere sei, was läßt sich daraus schließen? Daß es leichter sei, ein Drama zu bauen als einen Roman? Mit nichten. Mag auch die Handlung in diesem komplizirter und der Ueberblick schwieriger sein, das wird dadurch ausgeglichen, daß die Komposition — ich will nicht sagen eine losere — aber eine weitaus bequemere ist. Der Romancier ist in der Wahl der Situationen und Lokalitäten, in der Einführung von Motiven viel uneingeschränkter als der Dramatiker. Welche Anstrengung kostet es diesen oft, das Lokal zu wahren, welche Mühe, Weiterungen abzuweisen und so einfach zu bleiben, als er sein muß.

Es scheint mir auch nicht richtig, zu behaupten, daß „die Bindung des Subjekts an seine individuelle Erfahrung mit weitaus minderer Strafheit für den Dramatiker gilt" als für den Romancier, und daß Jener zu seinem Helden in einem viel kühleren Verhältnisse stehen darf als Jener. Wenn Schiller gegen seinen Wallenstein Abneigung empfand, so fühlte Goethe für seinen Eduard nicht viel mehr. Ich glaube, das ist wohl nur Sache des Temperaments und der Laune. Sicherlich darf sich aber der Dramatiker auch bei Nebenpersonen nicht mit bloßen Umrissen begnügen und im übrigen auf den Schauspieler vertrauen. Daß die typisirende Kunst Schillers sich darin manche Bequemlichkeit verstattet hat, kann man nicht leugnen. Aber den realistischen Roman darf man nicht mit dem streng idealistischen Drama vergleichen. Das ist wahr, der Dramatiker wird seine Personen mit weniger Strichen zeichnen, aber ich möchte nicht behaupten, daß diese Beschränkung eine Erleichterung bedeutet.

Noch manche derartige Behauptung Spielhagens fordert zur Widerlegung heraus; aber aus diesen Schwächen seiner Ausführungen lernt man seine Vorzüge so gut kennen wie aus seinen überzeugendsten Darlegungen. Und überzeugend, tief eindringend in das Wesen der Sache ist fast alles, was er über den Roman sagt. Wer nicht in dem drückenden Bann einer allein seligmachenden Schule steht und in thörichter Eitelkeit jede fremde Meinung unbeachtet beiseite läßt, der wird hier eine Fülle des Beherzigenswerthen zu lernen haben. Wirklich zu lernen. Wer beispielsweise Spielhagens Ausführungen über die Wahlverwandtschaften und Effi Briest folgt, hat tiefere Einblicke in das Wesen des Romans gethan, als wenn er zehn Lehrbücher der Aesthetik oder Poetik durchstudirt hätte. Die beiden Kapitel „Die epische Poesie und Goethe" und „Die Wahlverwandtschaften und Effi Briest" sind wohl überhaupt die glänzendsten des ganzen Buches. Ihnen schließt sich vielleicht noch jenes über „Die epische Poesie unter dem Zeichen des Verkehrs" an, das mir nur trotz des Reichthums der feinsten Bemerkungen etwas gar zu capriccioso gehalten zu sein scheint.

Kritik ist eine schöne Sache. Aber Kritik der „Kritik"? Das ist zu viel; umsomehr, wenn man in allem Wesentlichen nur zustimmen, nicht widersprechen kann.

Wien. Hans Sittenberger.

Max Lossen und sein „Kölnischer Krieg".

II.

Der Kölner Krieg ist ein wichtiger Abschnitt des langen Kampfes um die „Freistellung", der die Entwicklung der deutschen Verhältnisse zum 30jährigen Kriege entscheidend beeinflußt hat.

Der unter dem falschen Namen des Religionsfriedens bekannte Landfriede, den König Ferdinand I. und die katholischen Reichsstände 1555 zu Augsburg mit den protestantischen Reichsständen abgeschlossen, hatte diesen bis zu künstlger Vergleichung des Religionszwiespalts die Außerkraftsetzung der gegen Ketzer gerichteten Reichsgesetze und damit den Fortgenuß der Reichsstandschaft, sowie eine Reihe besonderer Zugeständnisse bewilligt. Da man jedoch an dem mittelalterlichen Grundsatze festhielt, daß in einem Staate nur eine Kirche bestehen dürfe, und da demgemäß der Vertrag die alte, katholische Kirche als die allein zu Recht bestehende behandelte, waren dem Protestantismus verschiedene Einschränkungen auferlegt worden, die der alten Kirche ihren bis dahin bewahrten Besitzstand sichern sollten.

Digitized by Google

Die Protestanten hatten das hingenommen, weil sie gleich den Katholiken nach Ruhe lechzten, und sie hatten auch in der nächstfolgenden Zeit keinen ernstlichen Versuch zur Beseitigung der ihnen nachtheiligen Bestimmungen unternommen, weil sie trotz diesen eine Reihe von Bisthümern und Reichsklöstern an sich bringen, Massen von Kirchengut einziehen und auch sonst die Herrschaft ihres Bekenntnisses ausdehnen konnten. Ihre Nachlässigkeit begann erst zu weichen, als die Wirkungen der anhebenden Gegenreformationsbewegung bemerkbar wurden.

Zuerst geschah dies, indem einige Domkapitel von ihren Mitgliedern den Eid auf das tridentinische Glaubensbekenntniß oder doch ein streng auf den Katholizismus verpflichtendes Gelöbniß, von ihren Vorstehern aber obendrein noch den Empfang der Priesterweihe verlangten. Da merkten die Grafen und Freiherren des Reiches auf. Sie waren gewohnt, ihre jüngeren Söhne und Brüder durch Kapitelspfründen oder Bisthümer zu versorgen, und Mancher beschaffte sich auch durch einige Jahre geistlicher Laufbahn einen willkommenen Sparpfennig, bevor er das väterliche Erbe antrat. Die geistlichen Würden hatten ja bis dahin außer zeitweiligen Chorbesuchen keinerlei Verpflichtungen auferlegt und dem Lebensgenusse, wozu sie die Mittel boten, keine Schranken gesetzt. Die neuen Satzungen und Eide bereiteten dagegen dem alten Brauche Schwierigkeiten und schlossen Protestanten von den Stiften aus. Bei der ohnehin bedrängten Wirthschaftslage des mittleren Adels erschien das doppelt nachtheilig. Grafen und Herren beschwerten sich daher bei dem Reichstage, der 1566 gehalten wurde, über die Neuerungen. Sie erzielten indeß keine Abhülfe und mußten also auf andere Wege denken.

Schon 1565 hatten die protestantischen Grafen und Herren den Erzbischof Kurfürsten Friedrich von Köln aufgefordert, sein Stift zu reformiren und so die „Freistellung", d. h. die Zulassung der Protestanten zu den Reichsstiften und Domkapiteln thatsächlich einzuführen. Er war ihr Standesgenosse, ein Graf o. Wied, und huldigte dem Kompromißkatholizismus, jener damals fast alle deutschen Katholiken beherrschenden Richtung, der die Dogmatik gleichgültig und unbekannt war, im äußeren Kirchenwesen aber protestantische Anschauungen Maß gaben. Gleichwohl ging er nicht auf den ihm vorgeschlagenen Plan ein. Ihn mochte neben anderem das Beispiel seines Verwandten Hermann o. Wied schrecken, der 1547 den Versuch, sich der Reformation anzuschließen, mit dem Verluste der Stifte Köln und Paderborn gebüßt hatte. Als wenig später der fanatische Papst Pius V. ihn drängte, das Tridentiner Glaubensbekenntniß zu beschwören, dankte er 1567 ab.

An seine Stelle wählte das Domkapitel den Grafen Salentin o. Isenburg. Es bestand aus 16 „Edelherren", die mindestens Grafen oder Freiherrn sein und acht ebenbürtige Ahnen nachweisen mußten, und aus acht Priesterkanonikern, die geweihte Priester und Doktoren der Theologie zu sein hatten. Unter den Edelherren war Salentin der einzig entschieden katholisch Gesinnte. Aber als Letzter seines Geschlechtes war auch er von vornherein nicht gesonnen, die Priesterweihe zu nehmen, und sein Eifer ging nicht so weit, daß er das Tridentinum beschwören und der päpstlichen Kurie aus den schmalen Einkünften seines tiefverschuldeten Stiftes die Taxen für seine Bestätigung und das Pallium entrichten mochte. In Rom, wo man seit Pius V. die Kirche ebenso liebte wie allzeit das Geld, sprach man daher schon nach Jahresfrist von seiner Absetzung. Indeß einen solchen Gedanken zu verwirklichen, erschien nicht so leicht. Salentin war ein sehr begabter und thatkräftiger Mann, eine durchaus eigenartige Persönlichkeit, die aus Lossens trefflicher Schilderung näher kennen zu lernen jeden Leser erfreuen muß. Ein tüchtiger Verwalter und ein schneidiger Kriegsmann, war er stets geneigt, mehr Ansprüche zu erheben, als ihm zustanden, nie aber auf wohlerworbene Rechte zu verzichten. Obendrein durfte er auf die Hülfe der Reichsgrafen und mindestens der protestantischen Fürsten, der Papst dagegen nicht auf die des stets vermittelnden Kaisers Maximilian II. zählen. Da wies Kardinal Otto Truchseß von Waldburg, der erste ultramontane deutsche Bischof des 16. Jahrhunderts, auf Ernst, den 14jährigen Sohn Herzog Albrechts von Bayern hin, den man mit Hülfe Spaniens an Salentins Platz bringen könne.

Herzog Albrecht war anfangs Kompromißkatholik gewesen. Streitigkeiten mit seinem Adel hatten ihn 1564 zum Anhänger der Gegenreformation gemacht. Wie aber Territorialpolitik die Wurzel seines kirchlichen Eifers war, so bot diesem das dynastische Interesse weitere Nahrung. Albrecht entschloß sich 1565, das jüngste seiner sieben Kinder, den Herzog Ernst, mit geistlichen Pfründen zu versorgen; der 11jährige Knabe empfand sogleich Beruf für den geistlichen Stand, und schon 1567 wurde er zum Bischof von Freising erwählt. Dies kleine und arme Stift konnte jedoch nicht zu standesgemäßem Unterhalte Ernsts genügen. Freudig begrüßte daher sein Vater die Kölner Aussichten.

Auch Spanien entsprach der Erwartung Kardinal Otto's. Seit 1566 kämpfte Alba in den Niederlanden, um sie dem staatlichen und kirchlichen Joche Spaniens wieder zu unterwerfen. Für seinen Erfolg war es von großer Bedeutung, ob ein befreundeter oder abgeneigter Kurfürst das rheinische Nachbarstift beherrschte. Obendrein hoffte er durch Herzog Albrecht den Landsberger Bund, an dessen Spitze jener stand, und damit die gesammten katholischen Fürsten Deutschlands zu thatkräftiger Unterstützung der spanischen Waffen zu gewinnen. Von diesen Gesichtspunkten der großen europäischen Politik aus befürwortete er deßhalb Ernst in Rom so nachdrücklich, daß der Papst dafür gewonnen wurde, den Prinzen zum Coadjutor Salentins zu bestellen.

Doch das so glücklich eingeleitete Unternehmen sollte nicht so rasch zum Ziele gedeihen. Von geringerer Bedeutung war es, daß der junge Herzog Ernst bei einem Aufenthalte am Rhein von dem Leichtsinn des dortigen Lebens umstrickt und theils dadurch, theils durch das verbohrte Zelotenthum seiner geistlichen Erzieher mit Widerwillen gegen den geistlichen Stand erfüllt und während eines Aufenthalts in Rom sogar veranlaßt wurde, sich seinen Zwangsmeistern durch die Flucht zu entziehen. Diese Vorgänge, die Lossen eingehend schildert, sind sehr interessant für uns und bieten ein merkwürdiges Seitenstück zu der Erziehung, die später Ernsts Neffe, Ferdinand, sein Nachfolger, empfing. Sie zeigen, wie finster und beschränkt sich der deutsche Ultramontanismus schon damals vom römischen abhob und wie bedenkliche Früchte seine jede Willensfreiheit unterdrückende Erziehung zeitigte. Aber Herzog Albrechts Wille, Ernsts gutes Herz und die Klugheit der Jesuiten hielten den Prinzen auf der geistlichen Bahn fest, und in Rom wie bei der Masse der katholischen Geistlichen und Laien Deutschlands fielen seine sittlichen Verfehlungen nicht ins Gewicht, da sie zu den Gewohnheiten des Klerus gehörten. Seine Liebenswürdigkeit, sein Geist und sein Eifer für den Katholizismus erwarben ihm sogar dauernd die warme Zuneigung Gregors XIII. und der Kardinäle. Andere Umstände wirkten jedoch Ernst stärker entgegen, und da Salentin sich endlich herbeiließ, den Eid auf das Tridentiner Glaubensbekenntniß abzulegen, wurde er Ende 1573 vom Papst als Erzbischof bestätigt. Der einzige Erfolg, den Ernst im Zusammenhang mit dem Kölner Plane errang, war der, daß er im März 1573 zum Bischof von Hildesheim gewählt wurde, weil das Dom-

kapitel von Bayerns Macht Schutz gegen den Herzog von Braunschweig erhoffte, dessen Vorfahr bereits zwei Drittel des Stiftes an sich gerissen hatte, und der selbst auch den Rest sich anzueignen trachtete.

Macht und Einkünfte Hildesheims waren gering. Immerhin aber hatte um Ernst in Niederdeutschland Fuß gefaßt, und um so lebhafter mußten sich die Besorgnisse regen, die seine Bewerbung um Köln den Grafen und Freiherren des Reiches erweckt hatte. Bei den Protestanten war der Eifer für die Freistellung durch die gewaltsame Gegenreformation, die seit 1570 von mehreren geistlichen Fürsten begonnen worden war, gewachsen, und von Niemand schien der Protestantismus mehr zu fürchten zu haben, als von einem Sprossen des bayerischen Hauses. Dem ganzen mittleren Adel aber drohte politischer Nachtheil. Seit dem 13. Jahrhundert hatten die Fürsten den mittleren und den niederen Reichsadel mehr und mehr aus dem Staatsleben hinausgedrängt. Auf den Reichstagen hatten die Reichsritter gar keine Vertretung, von den Grafen und Freiherren nur die Schwaben und die Wetterauer eine abwechselnd auszuübende Gesammtstimme im Fürstenrathe erlangt. Einfluß auf die Reichsangelegenheiten vermochten die Adeligen nur mittelbar durch die aus ihnen hervorgegangenen Bischöfe und Prälaten auszuüben. Die größte Bedeutung besaßen da die drei mit der Kurwürde verbundenen Erzbisthümer am Rhein. Von diesen gehörten dem Herkommen nach Mainz und Trier dem ritterlichen, Köln dagegen dem mittleren Adel. Durfte sich dieser nun dort durch einen Fürsten verdrängen lassen? Gewiß nicht, denn er war sich längst darüber klar geworden, wie sehr er gegen die Fürsten den Schutz des Reiches bedürfe, und bemühte sich daher auch mit wachsendem Eifer um ausgiebigere Vertretung auf den Reichstagen.

Als Vorkämpfer der Grafen und Freiherren erhob sich nun Graf Johann von Nassau. Ihn bestimmte neben den Anliegen seines Standes auch der Umstand, daß sein Bruder Wilhelm von Oranien an der Spitze der Niederländer gegen Spanien stritt und dessen Sieg in ausgedehntem Maße von der Entwicklung der westdeutschen Verhältnisse abhängig schien. Unerschöpflich in Plänen und Auskünften, gleich seinem Bruder, versuchte Johann zuerst Salentin zu bestimmen, daß er den längst gefaßten Plan, zu heirathen, ausführe und dennoch Kurfürst bleibe; dann wandte er sich einem umfassenderen Entwurfe zu. Am 5. April 1574 starb Graf Johann von Hoya, der die Bisthümer Osnabrück, Münster und Paderborn besaß. Wie er selbst dem Kompromißkatholizismus ergeben gewesen, so hatte dieser sich auch in seinen Stiften ausgebreitet und war bereits oft in Protestantismus übergegangen. Zum Nachfolger wurde daher in Paderborn Kurfürst Salentin, auf dessen baldigen Rücktritt man rechnete, in Münster der 12jährige Herzog Johann Wilhelm von Jülich, dessen Vater dem Kompromißkatholizismus eifrig ergeben war, und in Osnabrück der Erzbischof von Bremen, Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg, der thatsächlich Protestant war, erwählt. Bald darauf starb Johann Wilhelms einziger Bruder und er wurde somit, indem er jetzt zum Erben der Jülicher Lande berufen war, genöthigt, aus dem geistlichen Stande zu scheiden. Da faßte nun Graf Johann den Plan, Heinrich von Bremen nach Münster zu bringen, ja, da Kurfürst Salentin sich aus persönlicher Freundschaft für Heinrich dem Gedanken geneigt zeigte, bemühte der Nassauer sich, dem Sachsen auch die Nachfolge in Köln zu verschaffen, obgleich jener sich inzwischen verheirathet hatte.

Für Köln hatte jedoch Salentin den bayerischen Prinzen in Aussicht genommen und da für diesen in Münster aus verwandtschaftlichen und anderen Rücksichten der Herzog von Jülich, an beiden Orten aber die Partei Roms eintrat und außerdem noch verschiedenartige Verhältnisse und Interessen sich geltend machten, so entfaltete sich ein verwickeltes Getriebe von Bemühungen und Ränken. Lossen hat es mit sicherer Hand klargelegt und dabei nicht nur das Bild der kirchlichen und staatlichen Zustände in den Stiften, das er der Geschichte dieser Kämpfe voranstellt, vertieft, sondern auch die Entwicklung der großen westeuropäischen Gegensätze mannichfach beleuchtet.

Das Ergebniß war, daß in Münster, um Heinrich von Bremen auszuschließen, der Jülicher Erbprinz vorläufig noch die Regierung behielt, und in Köln, nachdem Salentin wirklich zurückgetreten war, am 5. Dezember 1577, Gebhard Truchseß von Waldburg, ein Neffe des Kardinals Otto, erwählt wurde; nur in Paderborn trat an Salentins Stelle Heinrich von Bremen.

Mit noch geringerem Erfolge hatte Graf Johann von Nassau gleichzeitig für die Freistellung auf dem Gebiete der Reichsverfassung gearbeitet. Hier versagte sich ihm die Hülfe der protestantischen Fürsten. Diese waren sämmtlich sehr fromme und glaubenseifrige Herren. Für ihre Politik waren ihnen indeß, wie überhaupt, so auch in Bezug auf die kirchlichen Verhältnisse des Reichs lediglich, oder doch in erster Reihe, die Interessen ihres Hauses und ihrer Territorialmacht maßgebend. Die, welche die in ihren Landen und ihrem Machtbereiche gelegenen Kirchengüter an sich gebracht hatten, wollten den Frieden erhalten und weiteren Kampf gegen den Katholizismus vermieden wissen; die, welche noch zu erwerben hofften, wünschten die Freistellung in den Stiften und die Beseitigung der anderen den Protestanten im Religionsfrieden gesetzten Schranken. Gesättigte und hungrige Fürsten schieden sich. Dafür, daß die Frage zur Entscheidung stand, ob der Protestantismus im Reiche das Uebergewicht erlangen oder der Katholizismus die Kraft zu neuem, siegreichem Kampfe erlangen solle, hatten beide Gruppen kein Verständniß und auch die hungrige wurde durch engherzige Selbstsucht in ihrem Vorgehen gelähmt. Versagte doch eins ihrer rührigsten und klügsten Mitglieder, Landgraf Wilhelm von Hessen, dem Nassauer in der Kölner Sache seine Mitwirkung, weil er da für sich und seine Söhne doch keinen Vortheil zu erwarten habe. So fand Johann nur bei Kurpfalz Unterstützung, das unter den Hungrigen voranstand. Den Grund hiefür enthüllt uns ein Blick auf eine Karte jener Zeit, indem er uns zeigt, wie die kleine Pfalz von geistlichen Gebieten durchsetzt und umgeben war. Dazu gesellte sich der kirchliche Fanatismus des Kurfürsten Friedrich III. und seines Sohnes Johann Kasimir, sowie der Einfluß des Großhofmeisters, des Grafen Ludwig v. Wittgenstein, der mit den Interessen seines Herren die seiner eigenen Standesgenossen, der Reichsgrafen, verfocht. Indeß die Gesättigten, voran Kurfürst August von Sachsen, die maßgebende Persönlichkeit unter den deutschen Protestanten, hielten zurück, und die Reichsritterschaft legte geradezu Verwahrung gegen die Freistellung in den Stiften ein, da sie besorgte, diese werde zur Einziehung der Stifte durch die Fürsten führen und so dem niederen Adel Einkünfte und Einfluß rauben. Daher scheiterten die Versuche der Kurpfälzer, Johanns und seiner Anhänger, auf dem Wahltage von 1575 und dem Reichstage von 1576 die Freistellung für die Reichsstifte durchzusetzen, obgleich die Erfolge der Gegenreformation geboten, sie auch auf die Unterthanen der geistlichen Fürsten und auf die Reichsstädte auszudehnen.

Unerwartet eröffneten sich jedoch bald neue Aussichten. Gebhard Truchseß hatte sich vor und namentlich nach seiner Erwählung zum Kurfürsten von Köln als eifrigen Katholiken gebahrt und trotz Bayerns Umtrieben war er im März 1580 vom Papst bestätigt worden. Er hatte indeß von Anfang an mit den Wetterauer Reichsgrafen und vor

Digitized by Google

allem mit Johann von Nassau in Verbindung gestanden und sich sogar ihren Freistellungsbestrebungen geneigt gezeigt. Seit seiner Bestätigung ergab er sich nun leichtfertigem Leben und trat in ein nahes Verhältniß zu einem adeligen Fräulein, der Gräfin Agnes v. Mansfeld. Die Erzählung, daß deren Brüder und Verwandte ihn endlich zum Eheversprechen gezwungen hätten, hält Lossen wohl mit Recht für begründet. Gebhard besaß indeß nicht die Mittel, um eine standesgemäße Ehe einzugehen. Da setzten denn Johann von Nassau und andere Wetterauer ein, indem sie ihm zuredeten, zum Protestantismus überzutreten und das Erzbisthum zu behalten. Nach längerem Sträuben überwand Gebhard seine Gewissensbedenken und ging auf den Plan ein.

Gelang dessen Ausführung, dann verfiel nicht nur ganz Nordwestdeutschland dem Protestantismus, sondern, indem eine so große Zahl von Reichsstiften verschwand und die Gleichheit der geistlichen und weltlichen Stimmen im Kurfürstenkolleg beseitigt wurde, mußte das Reich aufgelöst und die deutsche „Libertät", die völlige Unabhängigkeit der Einzelstaaten, herbeigeführt werden. Doch das bedeutungsvolle Unternehmen fand nicht ausreichende Unterstützung.

In den am Rhein gelegenen Gebieten des Kölner Erzbisthums regte sich bei Adeligen und Bürgern die Sorge vor Erblichmachung des Stiftes, und zahlreich waren die Gegner des Protestantismus. Die Reichsstadt Köln, deren Zustände Lossen mit eingehender Liebe schildert, war mit dem katholischen Kirchenthum seit Jahrhunderten so innig verwachsen, daß sie mit diesem sich selbst aufgegeben haben würde. Die Domherren ferner waren theils eifrige Anhänger Roms, theils schlaff und um ihre Pfründen besorgt, und aus ihrer Mitte erhob sich als schneidiger Gegner Gebhards der Chorbischof Herzog Friedrich von Sachsen-Lauenburg, ein Bruder Heinrichs von Bremen, den Gebhard aus einem halben Protestanten und eifrigen Freunde in einen entschiedenen Katholiken und erbitterten Feind umgewandelt hatte, indem er ihm anfangs die Abtretung des Erzstifts in Aussicht gestellt, dann aber durch sein Verharren Enttäuschung bereitet hatte. Sogar die alten Stiftsräthe endlich entzogen sich dem Dienste des Herrn, der den Ueberlieferungen seines Amtes ungetreu wurde.

Gebhard selbst aber war ein unbedeutender, kraftloser Mensch und verfügte nur über äußerst geringe Mittel. Er war ganz von fremder Hülfe abhängig. Solche konnten ihm jedoch die aufständischen Niederländer nicht gewähren, weil die spanischen Waffen zu dieser Zeit das Uebergewicht besaßen; Frankreich wurde durch inneren Zwist von der Einmischung zurückgehalten, und unter den deutschen Protestanten gaben wieder die Gesättigten unter der Führung des Kurfürsten August von Sachsen den Ausschlag. Einzig die Wetterauer Grafen, Kurpfalz, die rheinischen Pfalzgrafen und einige Städte traten Gebhard zur Seite, aber sie besaßen weder die Macht noch die Entschlossenheit noch die politische Einsicht, um das schwierige Wagniß zu glücklichem Ausgang zu führen.

Andrerseits erhob sich die katholische Partei gegen die sie bedrohende Gefahr mit Eifer und Entschlossenheit. Kaiser Rudolf II. freilich suchte anfangs zu vermitteln, um den Frieden im Reich zu erhalten und das Eingreifen des Auslandes zu verhüten. Der Papst dagegen ging mit rücksichtsloser Entschiedenheit vor, seine Nuntien und Sendlinge und seine deutschen Anhänger arbeiteten und wühlten mit rastloser Anstrengung, und Spanien bot bewaffnete Hülfe. Sie alle richteten ihre Blicke jetzt wieder auf Ernst von Bayern, um ihn an Gebhards Stelle zu setzen. Er war inzwischen 1581 auch zum Oberhaupt des Bisthums Lüttich und der Reichsklöster Stablo und Malmedy erwählt worden, und seine Stellung in Niederdeutschland hatte also wesentlich an Bedeutung gewonnen. Indeß er, der Gebhards um eines Weibes willen begangene That strafen sollte, wurde durch ein Liebesverhältniß in Freising zurückgehalten. Erst mit Hülfe eines päpstlichen Befehls konnten ihn seine Mutter und sein frommer Bruder Wilhelm V., der in Bayern regierte, zum Aufbruch nach Köln bewegen. Dort wurde er dann am 23. Mai 1583 zum Nachfolger Gebhards erwählt, nachdem er die anderen Bewerber unter Billigung des Nuntius durch schnöde Simonie abgefunden hatte.

Inzwischen hatte im Erzstift bereits der Waffengang begonnen, wobei auch Salentin von Isenburg für das einst von ihm geleitete Stift das Schwert führte. Der Kampf, dessen Geschichte Lossen sorgsam aus dem Schutte gleichzeitiger und jüngerer Sage auslöst, schleppte sich monatelang ohne Entscheidung hin, denn wie Gebhard, so fehlte es auch seinen Gegnern an Geld. Von den geistlichen Fürsten leistete nur der Würzburger Bischof einen Zuschuß. Der Papst gab mehr als seiner Neigung und den Gewohnheiten der Kurie entsprach, aber es war wenig genug. Nur Wilhelm V. von Bayern spendete trotz der eigenen Ueberschuldung große Summen, und vor allem den damit geworbenen, von seinem Bruder Herzog Ferdinand geführten Truppen war es zu danken, daß bis zum Mai 1584 Ernsts Sieg entschieden war. In zweiter Reihe wirkten dahin Spaniens bewaffnete Hülfe, die freilich mehr plünderte als kämpfte, und das Ansehen des Kaisers, das Rudolf II. nach Ernsts Wahl für diesen einsetzte.

Nach Gebhards Vertreibung diente sein Name noch jahrelang den Niederländern und raubgierigen Parteigängern, um im Kölner Erzstifte feste Plätze zu besetzen und verwüstende Einfälle auszuführen. Entsetzlich hatte das Land an den Folgen der Liebe Gebhards zu leiden. Im Bisthum Straßburg, wo Gebhard und einige seiner Kölner Anhänger ebenfalls Domherrnpfründen besaßen, setzte sich auch der Streit um die Freistellung noch jahrzehntelang fort und beschwor über das Elsaß ähnliche Verwüstung wie über die Kölner Lande herauf. Aber der Sieg des Katholizismus am Niederrhein war mit der Verdrängung Gebhards aus dem Kölner Stift entschieden. Wie wenig geistlich sich auch Kurfürst Ernst hielt, die Gegenreformation förderte er in seinem Stift mit Entschiedenheit. Bereits 1585 wurde er auch in Münster zum Bischof erwählt und in Paderborn wurde, nachdem Heinrich von Bremen gestorben, der eifrig katholische Dietrich von Fürstenberg zum Nachfolger erhoben; 1587 aber wurde sogar in Minden ein Katholik als Bischof eingesetzt, und obgleich in Osnabrück auf Heinrich ein Mann folgte, der zwar das Tridentinum beschwor, sich jedoch ganz protestantisch hielt, so blieb doch auch in diesem Stift der Katholizismus in ausgedehntem Maße erhalten. Nur Bremen und Halberstadt, die schon vorher ganz protestantisch waren, verfielen den benachbarten protestantischen Fürstenhäusern.

Wenn die Bevölkerung am Niederrhein und in Westfalen noch heute überwiegend katholisch ist, und wenn in unserm Jahrhundert der Ultramontanismus von dort aus aufs neue den unseligen kirchenpolitischen Zwiespalt unsres Volkes beleben konnte, so ist das die Folge des Sieges, den die mit der Gegenreformation verbündete Politik der bayerischen Wittelsbacher 1584 errungen hat. Andrerseits danken wir es aber auch diesem Siege, daß die seit Jahrhunderten das Reich zerstörende Territorialpolitik der deutschen Reichsstände dasselbe nicht schon damals in eine Reihe unabhängiger Einzelstaaten auflöste, sondern dies trotz aller Schwäche sehr werthvolle Band nationaler Einheit fortbestand, bis es von der gehobenen Kraft und dem endlich erwachten Nationalbewußtsein des deutschen Volkes in unsern Tagen durch neue starke und lebensvolle Einrichtungen ersetzt werden konnte.

Digitized by Google

So gilt Lossens Lebenswerk einem Stoffe von großer und nationaler Bedeutung. Mit mustergültiger Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hat er ihn bearbeitet und wenn er in der Vorrede zum zweiten Bande sagen konnte, daß dem ersten durch die zahlreichen und bedeutenden Veröffentlichungen, die in den seit seinem Erscheinen verflossenen 15 Jahren erfolgten, wenig belangreiche Ergänzungen oder Berichtigungen nachgebracht worden seien, so wird das gleiche Urtheil in Zukunft ohne Zweifel auch über den zweiten Band gefällt werden können. Mit Recht konnte ferner Lossen beim Abschlusse seines Werkes sagen: „Ich lege die Feder nieder mit dem Bewußtsein, einen Zeitraum der deutschen Geschichte, in welchem religiöse Leidenschaften und Parteiungen vorgeherrscht haben, die heute noch in der Masse unsres Volkes fortleben, . . . mich erhebend über eigene Vorliebe und Abneigung wahrheitsgetreu dargestellt zu haben." Sein Werk ist nicht nur ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Vergangenheit und zum Verständniß der Gegenwart unsres Volkes, sondern auch ein Denkmal, das er sich selbst gesetzt hat und das noch ehrend von ihm zeugen wird, wenn wir alle, die dem wackeren, tüchtigen, ehrenfesten Manne als Freunde nahe standen, längst verstummt sind.

Felix Stieve.

Mittheilungen und Nachrichten.

Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete von Felix v. Luschan. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1897. — Das vorliegende Werk stellt eine erweiterte Sonderausgabe aus dem „Amtlichen Bericht über die erste deutsche Kolonialausstellung in Treptow 1896" dar, welche durch das „besondere Entgegenkommen des Verlegers" ermöglicht wurde. Die Ausstattung des Werkes ist auch als ganz mustergültig zu bezeichnen. Nicht weniger als 48 große Quarttafeln sind dem Werke beigegeben, auf denen durch 100 Lichtdruckbilder anthropologische Aufnahmen und durch ungefähr 350 Zeichnungen und 77 Lichtdruckbilder ethnographische Gegenstände dargestellt sind. Dazu kommen noch 46 Abbildungen im Text.

Das Erscheinen eines solchen „Prachtwerkes" ist in Deutschland umsomehr zu begrüßen, als unsre wissenschaftliche Literatur relativ recht arm an solchen, z. B. in Amerika ganz gewöhnlichen, opulent ausgestatteten Literaturerscheinungen ist. Die große Zahl der beigegebenen Abbildungen gibt aber zugleich ein Zeugniß für den ungeheuren Fleiß, mit dem der Verfasser das lebende und todte Material der deutschen Kolonialausstellung in Treptow durchgearbeitet hat. Nur wer selbst einmal sich mit anthropologischen Aufnahmen beschäftigt hat, kann ermessen, welche Mühe hinter den 100 Aufnahmen von Eingeborenen unsrer Schutzgebiete, die zum Theil, durch das Publikum verwöhnt, recht frech und widerspenstig waren, verborgen ist.

Den ersten Abschnitt des Werkes nimmt eine Darstellung der physischen Anthropologie der in unsern Kolonien Togo, Kamerun, Ostafrika, Südwestafrika und Neubritannien lebenden und auf der Ausstellung vertretenen Volksstämme ein; der zweite Abschnitt behandelt die Ethnographie dieser Gebiete im Anschluß an die zahlreichen auf der Ausstellung, im Museum für Völkerkunde in Berlin und im Privatbesitz befindlichen ethnologischen Gegenstände. Im anthropologischen Theil sind besonders die genauen Angaben über die Art und Weise der anthropologischen Aufnahmen, weiterhin die Abschnitte über die Hottentotten, Hereros, Majjai und Neubritannier hervorzuheben, ein Menschenmaterial, das bis jetzt wohl kaum jemals so exakt anthropologisch aufgenommen worden ist. In dem ethnographischen Theile fallen durch ihre Reichhaltigkeit und Neuheit der beschriebenen Gegenstände die Artikel über Verzierungen an Haussa-Toben, Masken aus Oberguinea, Swahili-Matten, Kopfbänke aus Neu-Guinea, Schnitzwerke aus Neu-Irland und Masken von den Kaan-Inseln auf.

Es ist im höchsten Grade erfreulich, ein so großes Material von so sachkundiger Hand bearbeitet und beschrieben zu sehen; ebenso erfreulich aber auch, daß die meisten Privataussteller ihre Sammlungen, oder doch einen großen Theil derselben, einer wissenschaftlichen Zentralanstalt, dem Museum für Völkerkunde zu Berlin, überwiesen haben. Erst an einem solchen Ort ist es möglich, durch allmählich sich ansammelnde große Serien die Bedeutung einzelner Gegenstände, ihrer Verzierungen u. s. w. zu ergründen. Man kann dem Verfasser daher nur zustimmen, wenn er es als unrecht bezeichnet, ethnographische Sammlungen zur bloßen Ausschmückung von Ausstellungshallen zu verwenden. Möge das Werk mit dazu beitragen, diesen Unfug zu beseitigen und andrerseits den Wunsch des Verfassers erfüllen, weite Kreise gebildeter Reisenden zur Mitarbeit auf anthropologisch-ethnographischem Gebiete anzuregen und auf diese Weise wissenschaftliche Schätze, die bei dem Vordringen des Europäers in unbekanntere Länder immer schneller verschwinden, der Nachwelt zu erhalten!

E. St.

G. **Wann endigte die erste französische Republik auch dem Namen nach?** — Man nimmt allgemein an, daß mit dem Kaiserreich 1804 die Republik ihr Ende gefunden habe, doch weist Aulard in seinen Studien und Vorlesungen über die Revolution nach, daß die Republik auch nach dem Jahre 1804 noch fortbestand. Vor allem muß man bedenken, daß das Wort empire damals noch nicht den ausschließlichen Sinn hatte, den wir heutzutage damit verbinden, und daß es weniger eine Regierungsform als das Gesammtgebiet Frankreichs, das französische Reich, bezeichnete. So sprach man in der Konstituirenden Versammlung 1791 allgemein vom empire française. Auch lautet der erste Artikel des Senatsbeschlusses vom 28. Floréal des Jahres XII also: „Die Regierung der Republik ist einem Kaiser übertragen, der den Titel „Kaiser der Franzosen" führt." Der Artikel 53 enthält den Schwur, den der neue Kaiser leisten soll: „Ich schwöre, das Gesammtgebiet der Republik in seinem vollen Umfange zu erhalten." Artikel 140 bestimmt, daß die öffentliche Bekanntmachung der Gesetze unter der Formel „Napoleon, von Gottes und der Verfassungsbestimmungen der Republik Gnaden Kaiser der Franzosen" erfolgen soll. Am 26. Messidor des Jahres XII gebrauchte Napoleon selbst den Ausdruck Republik, als er den Mitgliedern der Ehrenlegion die Formel vorlas, auf die sie schwören sollten. Doch ist, wie der „Temps" mittheilt, Aulard der Ansicht, daß bei diesem Anlasse das Wort Republik zum letztenmal über Napoleons Lippen kam. Als der Senatspräsident am 10. Frimaire des Jahres XIII den Kaiser zum Ergebniß der Volksabstimmung über die Erblichkeit des Kaiserthrones beglückwünschte, pries er ihn, daß er „das Schiff der Republik" in den Hafen gelenkt habe, und wiederholte nachdrücklich: „Jawohl, Sire, der Republik." Die Gedenkfeier der Gründung der Republik vom 22. September wurde unter dem Kaiserreiche wenigstens einmal, im Jahre 1805, begangen. Erst im Jahre 1806 wurde die Zeitrechnung der Revolution aufgegeben und kam der Gregorianische Kalender wieder in Anwendung. Mit dem Jahre 1805 verschwand das Bild der Republik vom Staatssiegel, aber auf der Vignette des Zeitungsstempels blieb es bis zum 1. Januar 1806. Vom 29. August an finden wir die abgeschwächte Formel „Napoleon, von Gottes und der Konstitution Gnaden Kaiser der Franzosen". Endlich trugen die Münzen bis zum Erlaß vom 24. Okt. 1808 das Gepräge „République française". Erst nach dem Erfurter Kongreß im Oktober 1808, als er Herr Europa's war, verwischte Napoleon die letzten Spuren der Republik.

M. F. **München.** Am 24. Februar d. J. begeht der ausgezeichnete Botaniker Dr. Ferdinand Arnold, Oberlandesgerichtsrath a. D. in München, seinen 70. Geburtstag. Arnold hat sich in stiller, aber rastloser Thätigkeit bleibende Verdienste um die lichenologische Forschung erworben. Seit mehr als drei Jahrzehnten ist in Deutschland wohl kaum eine namhaftere Arbeit auf dem Gebiete der Flechtenkunde zu verzeichnen, die sich nicht der werthvollen Mitwirkung Arnolds zu erfreuen gehabt hätte. Seine „Lichenes exsiccati" (Eichstätt und München seit 1859), denen sich die „Lichenes Monacenses exsiccati" anschlossen, stehen in ihrer Art einzig da. Es ist das Verdienst Arnolds, daß heute der fränkische Jura und Tirol in lichenologischer Hinsicht zu den bestdurch-

fürschten Gebieten gehören. Seine einschlägigen Arbeiten sind niedergelegt in zahlreichen größeren und kleineren Schriften, unter denen sein Buch „Die Lichenen des fränkischen Jura“ (Regensburg 1885), ferner die „Lichenologischen Ausflüge in Tirol“ (Wien 1868—1898) und die „Lichenologischen Fragmente“ (Regensburg 1867 ff.) hervorgehoben werden mögen. Arnolds wissenschaftliche Leistungen wurden schon 1878 von der philosophischen Fakultät der Universität München durch Verleihung des Ehrendoktorats anerkannt.

* **Dresden.** Am 18. d. M. starb zu Radebeul in der Lößnitz der Geh. Hofrath Dr. Rudolph Wilhelm Schmitt, der von 1870—1893 die ordentliche Professur für organische Chemie an der hiesigen technischen Hochschule bekleidet hatte. Er war nicht nur ein hervorragender Forscher auf rein wissenschaftlichem Gebiete, sondern erwarb sich auch durch seine praktischen Rathschläge und Entdeckungen außerordentliche Verdienste um die Industrie.

* **Berlin.** Der Direktor der deutschen Seewarte in Hamburg, Geheimrath Neumayer, welcher sich augenblicklich hier aufhält, um den Verhandlungen des deutschen nautischen Vereins beizuwohnen, erhielt eine Einladung von der Londoner Akademie der Wissenschaften, die ihn um Mittheilung seiner Ansichten über die antarktischen Forschungen bat. Geheimrath Neumayer reist morgen nach London ab.

* **Wien.** In der konstituirenden Sitzung des niederösterreichischen Landessanitätsraths wurde der Antrag gestellt, das Diphtherie-Heilserum in die Armenarzneitaxe aufzunehmen, um die segensreiche Wirkung dieses Mittels, seit dessen Anwendung die Diphtherie-Sterblichkeit statistischen Nachweisen zufolge um durchschnittlich 50 Proz. gesunken sei, auch den Kindern der ärmeren Bevölkerung zugute kommen zu lassen.

* **Budapest,** 21. Febr. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften hat dem leitenden Direktor der Maschinenfabriksgesellschaft Ganz u. Komp., Hrn. Andreas Mechwart, einem geborenen Reichsdeutschen, die von M. Wahrmann gestiftete große goldene Medaille für Verdienste um die Hebung der ungarischen Industrie verliehen.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Die Worte, welche Prof. Freul (Amsterdam) einst noch der Ernennung des Prof. Döderlein (in Groningen) an seine Studenten richtete, nämlich alle Hebel in Bewegung zu setzen, um zu verhindern, daß künftig bei der Besetzung eines Lehrstuhls der Deutsche dem Niederländer vorgezogen werde ꝛc., sind auf gutes Land gefallen. Eine Anzahl Amsterdamer Studenten der Medizin hat, wie bereits gemeldet, eine Eingabe bei dem Stadtrath gemacht, in welcher sie im Gegensatz zu den Kuratoren, die Dr. Seydel zur Ernennung vorgeschlagen, für diese Stelle Dr. Volk aufs dringendste empfehlen. Seitdem setzen sie ihre Agitation in den Zeitungen fort, um auch die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken, weil die nationale Ehre auf dem Spiele stehe. Ein stud. med., zugleich Redakteur der Studentenwochenzeitschrift „Propria Curia“, schreibt z. B. einen Artikel in das „Allgemeen Handelsblad“ unter der Ueberschrift „Volk versus Seydel“, aus welchem ich folgende Stellen zur Charakteristik hier anführe: „Der Ausgangspunkt ist und bleibt für uns die niederländische Nationalität. Mag der Hr. Seydel auch noch soviele Jahre schon in unserm Lande leben, so erhält er doch als wissenschaftlicher Mann nicht dieselben Rechte wie ein Niederländer, bevor er nicht unsre schwierigen niederländischen Prüfungen gemacht hat. Wenn man behauptet, es gehe nicht an, Jemand zum Lektor zu ernennen, ihm aber den Weg zum Professorat abzuschneiden, so erwidern wir: Weshhold kam Hr. Seydel doch hieher? Früher waren auf dem Sektionssaal vier Studenten der Medizin, welche ihr Kandidatsexamen bestanden hatten, noch jahrelang als Assistenten thätig. Als Prof. Ruge kam, wurde diese Einrichtung sofort abgeschafft und trat Dr. Seydel, Neffe des Prof. Ruge, als einziger Assistent auf. Jener deutsche Professor schnitt auf einmal allen Niederländern die Gelegenheit ab, Assistent zu werden, obschon gescheite Leute genug darunter waren. Ist dies Nepotismus oder nicht? Es ist allgemein bekannt, daß die Kuratoren der Universität bei der neuen Frage sich nicht an das Gutachten kompetenter Beurtheiler hielten, in diesem Fall also an das der Professoren der medizinischen Fakultät, da die meisten derselben Dr. Volk empfohlen. Ist da nicht auch wieder Nepotismus im Spiel? Wir hoffen daher, daß der Stadtrath die niederländischen Gelehrten gegen fremde beschütze ꝛc.“ Wie man sieht, werden hier nicht nur Professor Ruge, sondern auch die Kuratoren des Nepotismus beschuldigt, andrerseits wird Dr. Volk als Genie gefeiert und die nationale Leidenschaft angestachelt! Daß man ersteren solche Motive unterschiebt, ist stark. Ob Dr. Volk ein auch im Ausland anerkanntes Genie sei, vermag ich nicht zu beurtheilen. — Professor v. Homel (Jurist), der sich einer gefährlichen Operation unterziehen mußte, ist völlig wiederhergestellt und hat seine Vorlesungen wieder aufgenommen. — In Groningen starb der pensionirte Professor Dr. W. Sänger, früherer Professor der Gynäkologie an der Universität Groningen. Er schrieb viele Beiträge für die „Nederl. Tydschrift voor Geneeskunde“, die „Berliner Klin. Wochenschrift“ und verfaßte das bekannte „Handbuch für Gynäkologie“, dessen erste Ausgabe 1879 bei der Firma Wolters in Groningen erschien.

* **Paris.** Ueber die Entdeckung des Osirisgrabes in Abydos durch M. Amélineau (s. Nr. 19 u. 21 der Beilage) ist jetzt von dem Generaldirektor der Ausgrabungen, M. Loret, dem Ministerium nachstehende, aus Luxor, 5. Februar, datirte Depesche zugegangen: „Das Osirisgrab in Abydos ist durchaus authentisch. Die Gruft mit Briquemauern ist original, das Cenotaph aus Granit scheint jüngeren Ursprungs, vielleicht aus der Zeit Sety's I., obgleich es archäische Formen zeigt; es ist wahrscheinlich eine genaue Wiedergabe des ursprünglichen Cenotaphs. Dieses selbe Cenotaph findet sich auch auf einer Wand des Tempels Sety's I. in Abydos wieder und stellt ein vollkommenes Bild des von Amélineau aufgefundenen Monuments dar. Das Ganze ist vorläufig vorsichtshalber wieder eingesandet worden. Ich gedenke das Cenotaph bei meiner Rückkehr in das Museum überbringen zu lassen.“ Eine weitere Entdeckung von großer Tragweite schließt sich an die vorherige an. Hr. Amélineau ist nämlich, dank den jüngsten Ausgrabungen, zu der Ueberzeugung gekommen, daß in derselben Nekropole von Om-el-Go'ab in Abydos sich auch das Grab des Set und des Horus befindet. Falls sich dies bestätigen sollte, woran kaum noch zu zweifeln ist, so hätte man also die Gräber der drei letzten Könige der zweiten „göttlichen“ Dynastie, die 10 Jahrtausende zurückreicht, aufgefunden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Strafanstaltsdirektor Sichart: Beiträge zur Lehre von der Schuld und von der Strafe. Sonderabdruck a. d. Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft. 18. Band. 1897. Berlin, J. Guttentag. — A. J. Mohan: Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 1783—1812. Die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. 3. Lieferung. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1898. — *Paul et Victor Margueritte:* Le Désastre. 12 éd. Paris, librairie Plon. — Prof. Dr. Wolfgang v. Oettingen: „Nationol“. Rede zur Feier des Geburtstags des Kaisers 27. Jan. 1898 gehalten in der Akademie der Künste in Berlin. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. — Geschichte der Eisenbahnen der österr.-ungar. Monarchie. Hggb. vom österreichischen Eisenbahnbeamtenverein. 12.—15. Lieferung. Wien, Teschen, Leipzig, Karl Prochaska 1898. — Das Wetter. Meteorol. Monatsschrift für Gebildete aller Stände. Hggb. v. Prof. Dr. R. Aßmann. 15. Jahrgang. Heft 1. Berlin, Otto Salle. — Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. 49. bis 64. Heft. Leipzig, Otto Spomer. — Dr. A. Petermanns Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt. Hggb. von Prof. Dr. A. Supan. 44. Bd. Gotha, Justus Perthes 1898. — Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Hggb. von Dr. J. W. Nogle und Jakob Zeidler. 8. Lfg. Wien, Carl Fromme. — Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts. Hggb. von Dr. Karl Frhrn. v. Stengel. 3. Ergänzungsband, abgeschlossen am 30. Juni 1897. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr 1897.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 24. Februar. Nummer 44.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Anzeige nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Baulle in München.

Uebersicht.

Fälschung antiker Portraits. Von Georg Ebers. — Geographische Provinz und Anthropogeographie. I. Von Max Buchner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Fälschung antiker Portraits.

Von Georg Ebers.

Eine neue Fälschungsart ist in Aegypten versucht worden. Je besser sie gelang und je gefährlicher sie für unerfahrene Reisende zu werden droht, desto entschiedener fühle ich mich verpflichtet, die Nilfahrer und Sammler ägyptischer Alterthümer vor ihr zu warnen und ihnen mitzutheilen, wie man die Falsifikate von den echten Erzeugnissen der nämlichen Gattung unterscheidet.

Es handelt sich um Nachahmungen der sogenannten Mumienportraits, d. h. jener auf Holz gemalten Bildnisse, die vielen balsamirten Leichen in hellenistischer Zeit an die Stelle des Gesichts gelegt und auf der Umhüllung der Mumien befestigt wurden.

Schon früher waren einzelne dieser Bilder in verschiedene Museen gekommen, 1887 aber wurden zwei große Gruppen dieser Kunstgegenstände im Fajjûm dem Sande entzogen. Die eine fand der große englische Ausgräber Flinders Petrie bei seinen Arbeiten im Fajjûm und führte die meisten in seine Heimath. Die andere wurde von Arabern in der Nähe von Rubajjât in der nämlichen Landschaft gefunden. Der Wiener Großhändler Hr. Theodor Graf, dessen Vermittelung den deutschen Museen schon eine Reihe der werthvollsten Schätze zuführte (die Tafeln von Tell el-Amarna, die Papyri des Erzherzogs Rainer ꝛc.), erwarb sie und vereinte sie zu einer Sammlung, die bei ihrer Ausstellung in den Großstädten Europa's und Amerika's die lebhafteste Bewunderung erweckte. Kleinere Gruppen gingen in Museen (Kairo, Wien, Kopenhagen, Boston ꝛc.) und in Privatsammlungen über. Vier Bildnisse der Graf'schen Sammlung (Nr. 20, 36, 42, 49, 54) kamen auch nach München in die neue Pinakothek, wo sie besichtigt werden können.[1])

Gleich nach dem Funde von Rubajjât überließ Hr. Graf die gesammten dort entdeckten Portraits dem Schreiber dieser Zeilen zur eingehenden Untersuchung, und dieser unterzog sich gern dieser Aufgabe; denn so viel wir auch von den griechischen Malern und ihren Leistungen reden hören, waren diese doch bis auf wenige verloren gegangen. Die neu aufgefundenen Portraits füllten darum eine schmerzlich empfundene Lücke in der Geschichte der antiken Malerei und machten uns nicht nur mit der Vortragsweise, sondern auch mit der Technik der Farbenkünstler im hellenistischen Aegypten vertraut. Was diese angeht, so waren es besonders die fachmännischen Untersuchungen Donners v. Richter und Werners, die den früher falsch verstandenen Begriff der enkaustischen Malerei klarlegten und nachwiesen, in welcher Weise sich die Griechen der Wachsfarben bedienten.

Bevor ich mich damals über diese ganz neue Gattung von antiken Kunstwerken äußerte, lag es mir ob, die einzelnen Stücke mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf ihre Echtheit hin zu prüfen. Das Resultat theilte ich vor nunmehr 10 Jahren (1888) in dem nämlichen Blatte mit, dem ich diesen Warnungsruf jetzt anvertraue. Ausführlicher behandelte ich die Mumienportraits in einer besonderen Schrift, auf die ich den Leser, der sich über sie zu unterrichten wünscht, verweise.[1])

Die gefälschten Bildnisse, derer ich hier zu gedenken habe, wurden in Aegypten den Agenten des Hrn. Th. Graf zu Preisen angeboten, die nur zwei Möglichkeiten offen ließen. Entweder mußte eine neue größere Gruppe von mit Portraits geschmückten Mumien ausgegraben worden sein, oder die Fälschung hatte sich nun auch dieser Denkmälergattung zugewandt. Um sich Gewißheit zu verschaffen, ließ Hr. Graf sogleich zwei der von Arabern zum Verkauf angebotenen sieben Bildnisse erwerben, und die Händler, die anfänglich weit mehr verlangt hatten, begnügten sich mit 3½ Pfd. St. (70 M.) für die Tafel. Wahrscheinlich waren diese Leute nur Beauftragte des Fälschers, der ihnen für seine durchaus nicht mühelose Arbeit einen Preis vorschrieb, der beweist, daß er in seiner künstlerischen Thätigkeit zu keinem erheblichen Erfolge gelangte. Dennoch ist sein Können nicht ganz gering anzuschlagen; denn er machte sich mit der Vortragsweise und der Farbengebung der alten Maler wohl vertraut und gab beide mit ziemlicher Treue wieder. Das Kolorit ist sogar auf dem einen gefälschten Bilde, dessen Original ich zu kennen meine, sehr wohl getroffen. Das eine wie das andere sind keine gemeinen Kopien. Ihr Schöpfer erlaubte sich vielmehr gewisse Freiheiten; doch hätte er klüger gehandelt, dies zu unterlassen; denn gerade das Eigene, das er bei der Behandlung besonders der Augen des einen Bildes hinzugibt, ist modern und erweckt den Verdacht des Beschauers.

Solche Abweichungen von der Vortragsweise der antiken Maler würden indeß nicht genügen, diese Tafeln mit voller Sicherheit als Fälschungen zu bezeichnen; es sind vielmehr äußere Merkmale, die ihnen das Urtheil sprechen, und die Vermuthung, die der Eindruck der ganzen Bilder erweckt, zur Gewißheit erheben. Dennoch nahm der Fälscher auch auf die ins Auge fallenden Aeußerlichkeiten Rücksicht.

Die Größe der Holztafeln entspricht der der alten Portraits, die Risse und Zacken, die die Originale verunzieren, sind geschickt wiedergegeben, dem ganzen Holze (auch auf der Rückseite) wurde das Ansehen gegeben, als wäre es infolge seines hohen Alters tief nachgedunkelt, durch eine keineswegs ungeschickte Verwendung von Staub oder von feinem Sande wurden die frisch aufgetragenen Farben gedämpft und gleichsam leise verschleiert. Schmierereien am

[1]) Eine bei späteren Grabungen im Fajjûm gefundene Gruppe dieser Portraits gelangte größtentheils nach Berlin.

[1]) Georg Ebers: Antike Portraits. Die hellenistischen Bildnisse aus dem Fajjûm. Leipzig, W. Engelmann 1893.

Rande und auf dem Rücken ahmen Aehnliches auf den Originalen nach. Zu seinem Schaden verkannte der Fälscher indeß die Natur der harten dunklen Stellen auf der Kehrseite seines Vorbildes oder scheiterte bei ihrer Nachbildung; denn man brauchte gewöhnlich Asphalt, um die Portraits mit der Leinwandhülle der Leiche zu verbinden, und ihm gleichen die Sudeleien des Fälschers auch nicht von fern. Die echten Bildnisse sind bald auf stärkere, bald auf dünnere Tafeln gemalt. Jene bestehen gewöhnlich aus Sykomoren-, diese aus Cypressenholz und wurden nicht gesägt, sondern mit einem hackenartigen Beile zugehauen, dessen gleichen man auf altägyptischen Darstellungen begegnet und auch heute noch von ägyptischen Handwerkern gebrauchen sieht. Im Laufe der Jahrhunderte trocknete das Holz völlig ein. Gebraucht man das Messer, so ist die Schnittfläche ohne jede Ausnahme von mehr oder weniger dunklem Braun. Der Fälscher bemalte dagegen nur die Ränder des dünnen Täfelchens mit der nämlichen Farbe. Schneidet man nun ein Stückchen von ihm ab, so leuchtet dem Untersucher die Schnittfläche in hellem Weiß entgegen. Dieser Umstand, der sich auf den beiden uns vorliegenden gefälschten Tafeln in gleicher Weise ergab, „tranche la question", wie der Franzose sich ausdrücken würde. Das verwendete Holz ist gesägt, nicht geschnitten, ist neu und von einer Gattung, auf die man kein einziges antikes Bildniß malte; denn es scheint Pappelholz zu sein. Seine Frische macht es vollkommen biegsam, während die echten Bilder spröde sind und, biegt man sie stärker nach links und rechts, infolge ihres ausgetrockneten Zustandes auseinanderspringen. Freilich zeigen auch die Fälschungen Risse; doch müssen sie künstlich gemacht sein; denn auch bei einer ziemlich starken Biegung hätten sie keineswegs zu entstehen brauchen.

Was nun die Malerei selbst angeht, so sind die echten Bilder größtentheils mit Wachs-, niemals aber mit Oelfarben und gewöhnlich in enkaustischer Manier gemalt. Um diese nachzuahmen, bedarf es eines besonderen, keineswegs mühelosen Studiums und dazu großer Sorgfalt und Geschicklichkeit. Der Fälscher hätte bei einer so zeitraubenden Thätigkeit seine Rechnung natürlich nicht gefunden und begnügte sich darum mit der ihm geläufigen Oelmalerei; damit aber beging er die größte Unvorsichtigkeit, denn nun gestattet die Nase — und sie braucht nicht einmal fein zu sein — die Neuheit seiner Arbeit zu erkennen; riechen seine Bilder doch kräftig genug nach der Oelfarbe, deren er sich bediente, während kein einziges antikes Portrait diese Eigenschaft besitzt und besitzen kann. Endlich beweist die Behandlung des Haares, des Bartes — besonders des Schnurrbartes —, der Augenbrauen, der Ohren und auf dem einen auch des zierenden Beiwerkes, daß der Verfertiger dieser Fälschungen sich die Besonderheit der nachzuahmenden alten Vorbilder nur ungenügend zu eigen machte.

Diese Portraits sind also sicher und gewiß Fälschungen, und da dem Agenten des Hrn. Graf noch fünf andere ähnliche Machwerke angeboten wurden, muß die Verfertigung von Mumienportraits gegenwärtig gewerbsmäßig betrieben werden. Vielleicht steht die Werkstätte des betrügerischen Malers in Aegypten selbst, vielleicht auch in Europa. Wie gewisse Osirisstatuetten in Hanau gegossen, mit grüner Patina überzogen und in blauen Paketen wie bei Taschenmessern mit Probeexemplaren auf der Schmalseite versandt werden, so können diese Bildnisse recht wohl von Italien, Deutschland oder Frankreich aus den Weg nach Aegypten finden. Zwischenhändler geben sie dann den Arabern, die sie, vielleicht sogar in gutem Glauben an ihre Echtheit, zu verkaufen suchen, in Kommission.

Schon am Ende dieser Winterfaison werden sie den „Touristen" neben falschen Skarabäen u. dgl. angeboten werden. Da sie, wie gesagt, keineswegs ungeschickt hergestellt und die geforderten Preise sehr viel geringer sind als die der echten, so wird mancher diesen Dingen fernstehende Freund von Alterthümern sich hinters Licht führen lassen und für sein gutes Geld eine werthlose Fälschung nach Hause bringen, wenn er nicht rechtzeitig gewarnt wird.

Wer sich vor die Frage gestellt sieht, ob er es mit einem echten oder unechten Mumienportrait zu thun hat, der sei auf die folgenden Merkmale hingewiesen:

1. Das Holz der echten Bilder ist spröde und weit weniger biegsam als das der gefälschten.

2. Die Fläche eines kleinen Schnittes am Rande der Tafel ist bei echten Tafeln bräunlich und niemals weiß wie bei den unechten.

3. Ist das Portrait mit Oelfarbe gemalt und riecht nach ihr, so kann es nicht echt sein.

4. Auf dem Rücken der echten Bildnisse finden sich gewöhnlich Spuren des Asphalts, mit dem sie an der Mumie befestigt waren. Wo man an seiner Stelle nur Schmutzflecken und Schmierereien sieht, pflegt die Tafel gefälscht zu sein.

5. Eine einigermaßen genaue Betrachtung gestattet zu erkennen, ob die Farben alt oder nur durch Anwendung von Staub gedämpft sind.

Das Moderne oder von der Vortragsweise der Alten Abweichende auf den gefälschten Bildern kann hier nur erwähnt werden. Für ein näheres Eingehen auf diese Unterscheidungsmerkmale fehlt es an Raum.

Das Gesagte genügt übrigens vollkommen, um den Laien vor Täuschung zu bewahren. Ist durch diese Mittheilungen der Verdacht einmal erweckt, wird der Kauflustige sich ohnehin an Sachkundige wenden.

Hr. Graf will das Seine thun, um den Fälschern auf die Spur zu kommen und ihnen das Handwerk zu legen; wir aber müssen seinen Bemühungen den besten Erfolg wünschen; denn die Thätigkeit der Fälscher droht nicht nur unerfahrene Kunstfreunde zu betrügen, sondern bringt auch die Gefahr mit sich, falsches Licht auf die Bildnißmalerei im hellenistischen Aegypten zu werfen. Möge der Inhalt dieses Warnungsrufes darum möglichst schnelle und weite Verbreitung finden.

Geographische Provinz und Anthropogeographie.

Von Max Buchner.

I.

Ein früherer Artikel beschäftigte sich mit dem „Völkergedanken" von Adolf Bastian.[1]) Der berühmte Erfinder desselben hat aber auch noch etwas anderes erfunden, nämlich die „Geographische Provinz". Sie ist der zweite Pfeiler des Stolzes und des Bewunderns für die frommen Adepten. Man versteht darunter die Oertlichkeit mit ihrer Wirkung auf die Art der Menschen. Sie bedeutet eine Verbrüderung zwischen Anthropologie und Klimatologie.

Daß die Völker von den Ländern, die sie bewohnen und von deren Natur in ihrem Charakter an Körper und Seele beeinflußt wurden, ist eine uralte Meinung, die um nichts besser wird, wenn man sie noch so oft wiederbringt. Am meisten bedauernswerth ist dabei, daß sie häufig nicht zutrifft, wenigstens nicht in dem Umfang, den man annehmen wollte.

Schon der alte Vasari, der Nestor unsrer Kunstschreiberzunft, der vor mehr als 300 Jahren geschrieben hat, glaubte die Blüthe der Kunst in Florenz aus der reinen und lieblichen Luft dieser Gegend erklären zu dürfen, welche besonders geeignet sei, zarte und sinnige Geister zu

1) Beil. z. Allg. Ztg., 5. April 1897.

erzeugen. Zweifellos ist die Luft auf den Inselfluren des Stillen Ozeans noch viel reiner und lieblicher. Aber den Kannibalen, die dort zuhause sind, dürfte sich eine ähnlich günstige Seelenentfaltung kaum nachrühmen lassen. Der alte Vasari hat eben auch bloß geschrieben, was er von Anderen gelesen hatte, und ebenso auch jene Anderen bis zurück auf Hippokrates, der in seiner klassischen Schrift über Luft, Wasser und Oerter auch schon der nämlichen Ansicht ist. Denn die Erscheinung, daß eine Behauptung oft wiederholt wird, worauf sie dann großen Glauben findet, eben weil sie so oft wiederholt wird, indem man in solcher Gleichart der Denkerzeugnisse vieler gebietender Geister eine achtungheischende Summe von Wahrheitsbeweisen sieht, während eigentlich nur ein Einziger daran schuld ist und die anderen alle bloß dessen Nachschreiber sind, hat es schon immer gegeben. Und ist eine solche Meinung einmal Mode geworden, so lebt sie ein ewiges Leben in den Hainen der Wissenschaft. Dann bedienen sich ihrer die begeisterten Dichter, die Philosophen begeistern sich für sie, und dann kommen die schönsten Orakel zum Vorschein, wie z. B. jenes berühmteste, welches keinem Geringeren als dem großen Herder entflossen ist: „Die Natur hätte kein Afrika schaffen müssen oder in Afrika mußten auch Neger wohnen.“ [1]) Weich glückliche Philosophie, die sich froh bewußt fühlt, daß die ganze Schöpfung nachträglich noch der Approbation und Attestation durch ihr höheres Urtheil bedarf, um erst wirklich zu sein. Daß die ganze Schöpfung mit einer gewissen Schlauheit in Scene gesetzt sei, daran durfte man ja nicht zweifeln. Es galt aber auch noch zu zeigen, daß man dieser Schlauheit wenigstens auch noch gewachsen war.

Der Einfluß des Klimas auf Temperament und Charakter, auf das Nahrungsbedürfniß, die Farbe der Haut, die Maße und die Gestalt des Körpers, dieses große, schier unerschöpfliche Thema, ist schon hundertmal durchdiskutirt, und das einzige feste Ergebniß lautet: Ueber alle diese Dinge sind tausend Uebertreibungen da, nicht viel ernster zu nehmen, als die Ansicht der Dichter von dem heißeren Blut und rascheren Pulsschlag ihrer ultramontanen Helden, und die Menschen sind sich viel ähnlicher als man vermuthet hat. Und andrerseits sind die wirklich vorhandenen Unterschiede der Völker durchaus nicht so ganz parallel den Eigenschaften der Länder geordnet, in denen wir sie gefunden haben. Nicht einmal die Hautfarbe oder das Nahrungsbedürfniß lassen sich mit den klimatischen Zonen in eine wirkliche Uebereinstimmung bringen.

Was man früher wohl glaubte und aprioristisch verlangte, daß die Menschen in kalten Strichen vorwiegend Fett und stickstoffhaltige Nahrung und unter den Tropen vorwiegend Kohlehydrate zu sich nehmen müßten, ist thatsächlich falsch. Der gesunde normale europäische Mensch in Indien oder in Afrika gedeiht am besten bei den nämlichen Mahlzeiten wie in seiner Heimath und vermerkt dabei keine Aenderung des Appetits. Der Neger ißt Fleisch wie der Eskimo, wenn er es haben kann, und füllt sich gern, wenn der Zufall ihm günstig ist, mit unglaublichen Mengen. Nur den Thran vielleicht würde er weniger lieben als sein Palmöl, und dieses würde vielleicht auch der Eskimo vorziehen, weil es doch besser schmeckt. Bloß Hunger bis zum Verhungern und Ueberfluß oder doch Sättigung machen in der Ernährung der Menschheit einen Hauptunterschied.

Ebensowenig richtet die Farbe der Haut sich nach den Breitegraden. Wenn dem so wäre, müßten die hellsten Menschen die Eskimo sein. Sie gehören jedoch zu den dunkleren. Und ebenso müßten die dunkelsten Menschen die zunächst dem Aequator wohnenden sein. Dort aber treffen wir neben sehr dunklen auch hellere. Die dunkelsten, fast wirklich schwarzen Neger sind die Dinka und Schilluck im Nilgebiet. Die Mehrzahl der übrigen Neger ist braun mit bald mehr röthlichem, bald mehr gelblichem Ton, und selbst innerhalb einzelner Stämme gibt es die größten Verschiedenheiten. Einer der ersten befremdenden Eindrücke bei der Ankunft in Kamerun sind die vielen vergleichsweise rothen und gelben Gestalten in dem gaffenden Publikum, das vom Ufer herabsteht. Von den Dinka und Schilluck stammen übrigens auch noch andere falsche Urtheile her, wie z. B. der Mangel an Waden, den man ganz richtig bei diesen beobachtet, aber dann leichtfertig vorschnell auch allen anderen Negern imputirt hat. Die hellsten Neger und die dunkelsten Eskimo dürften sich in der Farbe ganz gleich verhalten. Ebenso dunkel wie die Dinka und Schilluck sind die zahlreichen Koi- und Dravidastämme auf dem Festland von Indien, unmittelbar neben fast europäischer Helle der Arier, und im Stillen und im Indischen Ozean leben unter ganz gleichen Bedingungen die glänzend hellen polynesisch-malaiischen Menschen neben dunklen Negritos und Melanesiern.

Und dann wieder welcher erstaunliche Gegensatz zwischen ganz Asien und ganz Amerika. Hier das Völkergewirr von Ostindien schon auf dem Festland allein, das sich nach jedem Schema bewegt, nur nicht nach dem der klimatischen Trennungen, in das auch der Wirrwarr von hundert Kasten (nicht bloß vier) hereinspielt und das sich kaum mehr entwirren läßt trotz aller Einheit des Klimas, und dort drüben im äußersten Osten, jenseits der australischen Inselwelt, die nicht minder erstaunliche Gleichheit und Einheit der Amerikavölker, die fast durch sämmtliche Zonen geht. Und nun erst die psychischen Eigenarten, die sich in das System der Breiten noch viel weniger einfügen lassen. Hier herrscht noch viel mehr Spielerei mit Worten. Denn auf dem Gebiete der Psychologie sind Worte viel leichter als Begriffe zu haben.

Die wirklich vorhandenen Unterschiede der Völker sind also doch nicht so ganz parallel den Eigenschaften der Länder geordnet, in denen wir sie gefunden haben. Und gesellt sich zu dieser Erkenntniß die immer mehr wachsende Wahrscheinlichkeit, daß die meisten Völker in ihren jetzigen Ländern erst seit kurzer Zeit angelangt sind, dann die Thatsache, daß ihr Typus ungeheuer stabil ist und sich in kurzer Zeit nicht so leicht ändern läßt, so stellt sich der Schluß ein, daß die vorhandenen relativ größeren Unterschiede der Völker viel älter sein müssen als ihre Gegenwart in den betreffenden Ländern, und für das Klima als umgestaltende Kraft bleibt nur ein sehr schmaler Spielraum übrig.

Damit ist bereits alles gesagt, was über Absicht, Sinn und Bedeutung der Lehre von den geographischen Provinzen gesagt werden kann. Denn mit ihr verhält es sich ebenso, wie mit dem Völkergedanken. Ihr Wesentliches ist alt, und neu an ihr ist nur der für sie erfundene Name und um sie geworfene Aufputz wilder Gedankenbrunst.

Wieder brechen sie los, die ungestümen Verschlingungen der zahllosen Exzerpte in halber Verdautheit über alles und nichts, über Temperaturen und Sonnenbestrahlung, über den Geist des Klimas, über Pflanzen und Thiere und Psychophysik, über Hautausschläge und Diarrhöen der Tropen, platonische Idealwelt und Gorillaverwandtschaft, Pfortadersystem und Gedankenwachsthum und Blüthenbildung, ein wirrer Urbrei von Ungereimtheiten. Es ist recht bezeichnend, daß dabei auch noch die unerlaubtesten medizinischen Märchen, wie jener „Refrigerationsapparat“, den die Haut des Negers vor anderen Häuten voraushaben soll, bloß weil sie sich in

[1]) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Ausgabe von Suphan 1887. S. 236.

ihrer Nacktheit kühler anfühlt als die bekleidete des Europäers, dann die „Venosität“ seines Blutes und das „Vorwiegen“ seiner Bauchorgane dreist und kritiklos wieder aufgetischt werden, und auf einmal ist im Drang der Begeisterung das nur in Amerika heimische gelbe Fieber ein Steigerungsgrad der Malaria. Gerade auf diesem Gebiet, auf dem es Thatsachen gibt, trägt das meiste wieder den Stempel des abschreibseligen Nichtbeobachters, der auch nie überlegt und nur noch besinnungslos vorwärts hastet. Da ruhig, vernünftig und klar nichts gesagt werden kann, so hat man in den geographischen Provinzen „die Wurzeln“ zu erblicken, „die das Organische geschlagen, in den physikalischen Agentien der Umgebung (den natural environments ihres Milieu oder Monde ambiant), und somit ist als Unterlage gebreitet jenes unerschütterliche Fundament, das fest gezimmert dasteht in der Physik, der Naturwissenschaft κατ' ἐξοχήν, der Wissenschaft eben von der φύσις (des Werdens zu Sein).“ Und „so werden auch bei dem Menschengeschlecht, als Einheit gesetzt, die Bruchtheile sich in den Gleichungsformeln mit den anthropologischen Provinzen nach den Verhältnißzahlen zum Ganzen herauszurechnen haben“.[1])

Doch genug dieser öden Geschraubtheit. Fort mit dieser Gedankenverwirrung, die niemals wiederholt werden dürfte, hätte nicht eine Verstandesart, die in treuer Verwandtschaft an den Rändern des Unmöglichen hinschwebt, aus solchen Emanationen einen Ruhm aufgebläht, der im Interesse der heiligen Wahrheit endlich einmal bekämpft werden muß. Es ist nicht mehr länger erduldbar, daß die Meinung verbreitet werde, dieses Gaukeln im Nebel unklarer Phrasen sei eine Wissenschaft.

Gebannt in den stürmisch rolirenden Dunstkreis des Völkergedankens und eingesperrt in das Schablonengefängniß der geographischen Provinzen liegen die Völker wie eine harte und unbewegliche Länderbedeckung vor uns. Es ist, als ob sie der böse Schreck, der tolle, grausige Spuk, der über sie hinfuhr, mit tausend stilistischen Wildsäuen, kläffenden Rüden, brüllenden Narren und apokalyptischen Reitern Bastianischer Satzkonstruktionen und Echolalien gelähmt und mit Starrkrampf geschlagen hätte. Auf einmal kommt wieder Leben in die ertödteten Massen und sie rühren sich wieder und wandern, breiten sich aus und überziehen die Erde, bekriegen, vernichten sich, fließen zusammen, tauchen auf und verschwinden wieder, ein niemals ruhiges Bild des Wechsels und der Veränderung.

Der Zauberspruch, der diese Weckung vollzog, ist die Anthropogeographie von Friedrich Ratzel. Ein ganz neuer Schlachtruf trat damit muthig auf den Kampfplatz der Völkerforschung. „Anthropogeographie“? Was ist das? Auch hier wieder ein tief dunkelndes Räthselwort? Was will dieser hüpfende halbe Pentameter? Die Absicht ist freilich viel besser als der gekünstelte Titel. Die einfache Geographie soll durch den Anthropos und dessen erste Geschichte, die noch Niemand geschrieben hat, philosophisch vergeistigt werden. Die Anthropogeographie ist die Lehre der Menschenverbreitung. Sie behandelt das Leben der Völker bedingt durch die Geographie. Als Endziel winkt die Erkenntniß „Politische Geographie“, die erst kürzlich erschienen ist.

Die schriftlich festgelegte Geschichte fängt allgemein viel zu spät an, bei der wildesten Menschheit fehlt sie überhaupt gänzlich und reicht die schriftlose Vorzeit bis in die jüngste Gegenwart. Diesen so kurzen Rückblick noch zu verlängern und zu erweitern, ist zwar schon manches versucht in Deutungen alter Reste und in somatischen Forschungen. Aber auch aus der Natur unsres Erdballs lassen sich schließlich noch Winke erzielen auf die Entwicklung der Völker, wie sie vor sich ging, nicht durch ruhige Anpassung an ihre Oerter, sondern durch Wanderung, Mischung und Isolirung, und damit auf Geschichte. Und außer den Unterschieden des Körpers, die noch so wenig bewiesen haben, gibt es doch auch noch die Unterschiede der Kulturvertheilung, die in Geräthen und Vorstellungswerthen sich ausprägen müssen. Alles dieses soll jetzt von neuem gesammelt und zu einem neuen Angriff auf die Probleme der Völkervergangenheit vorgeführt werden. Von vorn soll deßhalb alles, was auf den Boden der Völker und damit auf diese selber wirkte, die gesammte Wechselbeziehung zwischen Erde und Menschheit, von der scheidenden Kraft der Gebirge, von Wüsten, Sümpfen und Flüssen bis zum Einfluß des Meeres in Trennung oder Verbindung, bis zum Klima und bis zur lokalen Begünstigung des Entstehens der Ideale, alles, was zwischen Geologie und Mythologie liegt, einer nochmaligen Prüfung, Klärung und Klassifizirung unterzogen werden. Zum Schluß konzentrirt sich diese reiche Betrachtung auf die Verbreitung der Merkmale für die einzelnen Völker, namentlich ihrer Erzeugnisse, die wie die Arten und Gattungen einer geistigen Schöpfung erst ganz genau zu bestimmen und nach den örtlichen Richtungen, die sie genommen, noch zu verfolgen sind. Denn nicht auf eine feste, ewig an ihre Oerter gebannte, sondern auf eine freie, bewegliche Menschheit sollen sich diese Studien beziehen. Die Hauptsache ist hier die Wanderung und hierin liegt das Hauptgewicht, welches die Anthropogeographie grundlegend für die Völkerkunde beanspruchen darf.

Es möchte leicht scheinen, als ob hier ein Rückfall sich vorbereite in eine Art Schlüsse, die man schon halb überwunden wähnte. Das, was sich Völkergedanke nennt, erhob sich gegen den Unfug des Mißbrauchs mit Völkerverbindungen, die man auf Grund ganz beliebiger Aehnlichkeiten behauptete, und denen zuliebe man eigene Inseln wie die Atlantis immer wieder erschuf. Ueberall, wo gleiches sich zeigte, mußten uralte Völkerverbindungen her in der rückwärts gewendeten Richtung zum Zentralparadies. Auf diesem Wege lagen ja auch die gesuchten Beweise für die Bibel. Die Fluthsage, die man überall fand, mußte sich immer wieder auf die eine biblische Sintfluth beziehen. Als ob es nicht überall, selbst auf Inseln, Ueberschwemmungen gäbe. Es ist fast eine Erholung, endlich einmal ein Volk zu wissen, das diese Fluthsage nicht hat, wie das Volk der Japaner. Wo wären die zehn verlorenen Stämme der Juden nicht schon überall aufgespürt, bloß weil die Völker überall einiges haben, was als jüdisch aufgefaßt wurde, wenn es sich auch nur um etwas rein allgemein menschliches handelte. Wenn irgendwo eine Kreuzform zum Vorschein kam, zwei wagrecht aus einem Hauptstamm abgeleitete Zweige, wie das berühmte „Kreuz“ von Palenke in Mexiko, das für natürliche Augen ein steif stilisirter Baum ist, so mußte darin das Zeichen der Christenheit zu erblicken sein und der heilige Thomas mußte es hingebracht haben, und überhaupt, wo mußte der heilige Thomas nicht schon gewesen sein. Da soll dann der Hexenwahn der germanischen Völker von den Akkadern, Babylonern, Assyrern, Hebräern und Griechen, Etruskern und Römern hergekommen sein.[1]) Aber der Hexenwahn ist eben überall ein Gemeinübel aller Menschen und Völker. Und die Pfahlbauer sollten Phönizier sein, weil auch die Phönizier einmal auf Pfählen bauten.

Eine unerschöpfliche Quelle für solch seichte Gelehrsamkeit, die sich selber kitzelt mit Geistreichelei, sind die Kunstgeschichten. Da muß der Mäander dem hochzivilisirten Volk von Peru erst durch die alten Aegypter beigebracht worden

[1]) Zur Lehre von den geographischen Provinzen S. 3 u. 10.

[1]) Vgl. Soldans Geschichte der Hexenprozesse von Heppe. Stuttgart 1880. I., S. 14 ff.

Digitized by Google

sein, weil das gelehrter klingt als die bescheidene Annahme, daß diese schöne, im Rhythmus der Wiederholung für alle Menschen und immer wieder gefällige Zierform überall, wo schon gewebt werden kann, als Zufallsergebniß einmal sich einstellen muß. Da werden dann die Japaner in die engste Beziehung zu den alten Hellenen gethan, bloß weil sie wie diese Theatermasken besitzen. Das wagt z. B. Louis Gonse in seinem Art japonais, einem Buch, das trotz seiner Leichtfertigkeit bei uns eine große Verbreitung hat, indem er verschweigt oder gar nicht weiß, daß solche Masken fast überall sich wiederholen, und daß es viel kürzer ist, jene Völker zu nennen, bei denen man derlei noch nicht fand. Und zu den alten Griechen und Römern oder wenigstens zu deren Abkömmlingen mußten schließlich auch noch die Hawaier in Beziehungen treten, weil sie Helmformen hatten, die mit ihrem Kamm an die klassische Krista erinnern. Als ob nicht die klassische Krista einen ästhetisch so richtigen Kopfputz für die ganze Menschheit bedeutete, daß man sie nicht bloß im sonnigen Hellas, sondern auch auf den sonnigen Inseln des Stillen Ozeans erfinden konnte. Ja selbst in den Haarfrisuren der Krieger kommt sie schon vor, nicht bloß bei den Fidschi, sondern auch bei den Negern in Afrika, und auch für die Helmmasken der schnitzereifrohen Melanesier von Neu-Irland, die man erst später entdeckte, ist sie ein stilistisches Hauptattribut.

Solchem fröhlichen Unfug mußte ein Ende bereitet werden. Mit welchem Eifer, mit welchem Glück und in welcher Tonart Bastians sprühender Genius das zu besorgen bestrebt war, ist bereits hinlänglich dargelegt. Aber im heftigen Drange himmelstürmenden Wollens geht man häufig zu weit und vergißt nur zu leicht, um was es sich ursprünglich handelte. Auch der sprühende Genius Bastians übersieht dann Verschiedenes und vor allem Eines.

Unter dem Eindruck der getäuschten Erwartung auf größere, klar entscheidende Trennungen wurden die kleineren Trennungen nicht genügend gewürdigt, ja eigentlich gar nicht gewürdigt und sogar geleugnet. Und sobald diese, rein bloß deßhalb, weil man sie nicht so mächtig und deutlich fand, als man sie wünschte, einmal geleugnet oder verkannt und aus dem Bewußtsein zurückgedrängt sind, führt der nächste Schritt zum Leugnen oder Verkennen auch der engeren Beziehungen, die sich in dem großen Ganzen doch noch wahrnehmen lassen. Denn wo keine Trennungen sind, gibt es auch keine Gruppirungen. Dann hat man nur mehr eine einzige Weltverwandtschaft ohne kleinere Sippen und Familiengruppen. Weil es unrecht war, alle Aehnlichkeiten sogleich als Herkunftszeugnisse zu verwerthen, wird überhaupt keiner Aehnlichkeit mehr etwas zu sagen gestattet. Dann hört überhaupt alle Eintheilung auf und das Ende ist ein stumpfer Quietismus, der sich über nichts mehr verwundern darf.

Und nun soll also dennoch wieder das Spekuliren auf Völkerverwandtschaften eingeführt werden durch die Verknüpfung von Merkmalen, wie man es früher schon trieb und wieder aufgeben mußte? Diese Kühnheit ist nicht zu verachten. Die Anthropogeographie aber hat diese Kühnheit und unternimmt dieses Wagniß und sie müßte schon sehr stark irren, wenn sie nicht doch noch manches zu retten vermöchte, was sonst gänzlich verloren ginge. Statt sich zu beugen vor der erstaunlichen Gleichheit des Menschengeschlechts in den größeren Zügen, die der gleichen Beseelung als Domäne verbleiben möge, kehrt die Theorie Ratzels zurück zu den Unterschieden in den kleineren Zügen, und statt diese zu unterschätzen, zu übersehen oder dem Einfluß der Oertlichkeit hoffnungslos zu überlassen, versucht sie mit ihnen dennoch zu rechnen auf manche Nachricht aus der ungeschriebenen Geschichte alter Völkerbeziehungen, nur nicht so willkürlich sprunghaft wie die Atlantisgelehrten, sondern ganz vorsichtig und in ernster Arbeit, die nach Beweisen strebt. Könnte man alle Geräthe und Vorstellungswerthe der sämmtlichen Völker auf einer riesigen Karte nach ihrem Vorkommen hinlegen, so würde sich daraus ein Bild ergeben, nicht bloß von der ruhigen Austheilung dieser verschiedenen Formen, sondern auch von ihrer Vorwärtsbewegung nach verschiedenen Richtungen, ungefähr so wie das Ausgestrahltwerden und Sichbegegnen von Strömungen, und manche Form, die für sich betrachtet ganz nichtssagend bleibt, würde Linien zeichnen bis zum Zustandekommen wirklicher Wanderungsbäume. Ein solches fertiges Bild, das sämmtliche Länder umspannt, wäre das vorzusteckende Ideal. Natürlich wird dieses niemals ganz erreicht werden können. Aber wenn auch nur ein kleiner Theil desselben zu verwirklichen sein wird, dürfte es sich verlohnen, ihm nachzugehen. Thatsächlich ist denn auch auf dem Gebiete der Völkerkunde die Mehrzahl der Thätigen wieder zurückgekehrt zur Konstruirung von Zusammenhängen, vorerst nur in kleinerem räumlichen Umfang, wobei jedoch auch schon größere Ausblicke zu gewärtigen sind. Was diese neuere Wiederaufnahme alter Ziele als Bedingniß auszeichnen muß, das ist der Fleiß, der erforderlich sein wird, um Beweise zu bringen. Denn ohne Beweise wird man jetzt nicht mehr auftreten dürfen wie früher, und indem man sie sucht, wird auch noch anderes gefördert.

Dieses ungefähr sind die ausgereiften Erwägungen, die von Ratzel angeregt werden. Sie gipfeln in jenem Kapitel der Anthropogeographie, welches die Frage vom Erfinden und Nichterfinden behandelt.[1]) Der sogenannte Völkergedanke läßt das Erfinden in unendlicher Unbeschränktheit walten. Das Erfinden ist aber doch nicht so leicht zu nehmen. Auf ihre Erfinder müssen die Völker oft lange warten, und nicht jedes produzirt an solchen seinen ganzen Bedarf. In den Zwischenzeiten gilt die Beharrlichkeit und beherrscht das Entlehnen die Vermehrung der Formen. Entlehnungen und Uebertragungen sind deßhalb viel mehr gewiß und berechenbar, weil sie erfolgen sobald Berührungen die Gelegenheit bieten.

Der Gegensatz „Völkergedanke" und „Anthropogeographie" wurde schon öfter einerseits als psychologisch und andrerseits als geographisch bezeichnet. Bastian strebt, die allgemein gleiche Seelensubstanz der großen Menschheit durchwühlend, nach Bausteinen zu einer Psychologie auf breitester Basis, zu einer konzentrischen Aufklärung über den Ursprung der Menschengedanken und der Menschengeräthe. Ratzel läßt diese rein psychologische Frage von der Entstehung der Menschenerzeugnisse offen und wendet sich lieber gleich an die Erzeugnisse selbst mit der rein geographischen Frage, woher sie stammen und wohin sie gewandert sind. Der Divergenzpunkt, der die beiden Richtungen scheidet, ist aber eben jenes große Kapitel vom Erfinden und Nichterfinden, ein Thema, so anregungsreich und so inhaltsmächtig, daß es verdiente, noch viel weiter verfolgt zu werden. In ihm steckt die Ursache aller Kulturunterschiede. Alles Besitzen und Nichtbesitzen, die ganze Zurückgebliebenheit jenes Theils der Menschheit, der unter dem Schlagwort Naturvölker von uns so häufig mit Eifer und so selten mit nennenswerthem Erfolg diskutirt worden ist, und ebenso auch der übermäßig gepriesene Fortschrittszustand der modernsten Nationen, die ganze Geschichte und Nichtgeschichte, sind aus ihm abzuleiten. Und zugleich ist dieses Hauptkapitel der Anthropogeographie ein gutes und echtes Stück wirklicher Psychologie, gefunden von dem Gegner der psychologischen Richtung, während ihr eigener Prophet und Heros achtlos in wilder Gedankenbrunst daran vorüberging und überhaupt, trotz der laut proklamirten Suche

[1]) Anthropogeographie II S. 710, 725.

Digitized by Google

nach Psychologie, niemals etwas psychologisches brauchbar aufgespürt hat.

Das sind glänzende Vorzüge und Verdienste, und man kann sich nur freuen, sie hervorzuheben und in das rechte Licht zu setzen. Leider droht aber auch hiebei eine große Gefahr. Auf Grund solch frendigen Lobes könnte man leicht jenen zünftigen Würdigen beigezählt werden, die unter dem Zeichen des gegenseitigen Weihrauchs mit ihrem Entzücken freigebig Tauschhandel treiben aber doch wenigstens spekuliren auf Gegengeschenke, und die geduldige übrige Menschheit mit lauter Licht ohne Schatten blenden. Da der bescheidene Autor dieses schwachen Versuchs nichts mehr fürchtet als eine solche Schande, so drängt es ihn, dagegen vorzubeugen.

Mittheilungen und Nachrichten.

z. **München.** Geographische Gesellschaft. Geschlossene Versammlung vom 11. Febr. Vortrag des Hrn. Privatdozenten Dr. Otto Maas über neuere Tiefseeforschungen. Die neueren marinen Untersuchungen stehen von der Mitte der 80er Jahre ab in einem bewerkenswerthen Gegensatz zu den älteren Tiefseeforschungen. Letztere hatten ihren Schwerpunkt in der Biologie der Organismen. Sie gaben uns eine Vorstellung von der Konfiguration, den physikalischen und chemischen Verhältnissen des Meeresbodens und besonders von der eigenthümlichen dem Wasserdruck und der Dunkelheit angepaßten Thierwelt. Die neueren Forschungen streben nach der Biologie des Ozeans als Ganzes; Thier- und Pflanzenwelt werden nicht um ihrer selbst willen, sondern insoweit behandelt, als sie am Gesammtstoffwechsel des Ozeans, an seiner Erzeugung organischer Substanz Antheil nehmen. Dabei sind Organismengruppen nach biologischen Gesichtspunkten zusammenzustellen als flottirende (Plankton), sich am Boden bewegende (Benthos) und freischwimmende (Nekton); und ferner sind verschiedene Lebensbezirke ohne Bevorzugung der Tiefseeausseinanderzuhalten, das Litoral, die Hochsee, der Tiefseeboden. Außerdem ergibt sich aber in eigentlichen ozeanischen Becken noch eine „intermediäre Zone" zwischen der oberflächlichen Planktonfauna der Hochsee und dem Leben des Grundes, die einen Hauptgegenstand der neueren Untersuchung bildet. Nach der Ansicht der einen Forscher (Chun) ist diese Region durchaus von pelagischen Organismen bewohnt bis zum Grund, nach der Ansicht der anderen (A. Agassiz) ist sie im ganzen unbelebt und das Thierleben beginnt erst wieder in der Nähe des Grundes. Man hat zur Entscheidung auf verschiedenen Expeditionen besondere Schließnetze angewandt, die sich in gewisser Tiefe öffnen und schließen lassen. Es werden diese Konstruktionen an der Hand von Abbildungen und nach der Reihenfolge der Expeditionen (Agassiz-Sigsbee, Chun-Petersen, Fürst von Monaco, Hensen'sche Planktonexpedition, Agassiz-Tannee-Albatrosfahrt) vom Vortragenden dargestellt. Ein entschiedenes Resultat ist noch nicht gewonnen, gegenwärtig ist Al. Agassiz auf einer neuen Fahrt begriffen, zu der er neue und alte Apparate mitgenommen hat. Auch Chun in Breslau wird im Laufe dieses Jahres ein neues Unternehmen, eine deutsche Tiefsee-Expedition, leiten. Dieselbe soll um Afrika herumgehen und nach einem Vorstoß in das antarktische Stromgebiet den Indischen Ozean, dessen Gebiet vom Kap längs Ostafrika noch jungfräulicher Boden ist, erforschen. Sie soll zunächst auf das Studium der Oberflächenfauna, die durch den Wechsel der Stromgebiete vieles Merkwürdige verspricht, dann der Grundfauna gerichtet sein, besondere Aufmerksamkeit aber der „intermediären Zone" schenken. Hier liegen, abgesehen von ihrer allgemeinen Wichtigkeit für die Oekonomie des Ozeans, auch biogeographische Probleme vor, so z. B., ob die Aehnlichkeit der arktischen und antarktischen Meeresfauna, zu deren Erklärung die geologische Vergangenheit im Tertiär in Anspruch genommen wird, nicht einfach auf einen noch heute stattfindenden Austausch in tieferen Wasserschichten beruht. So steht zu hoffen, daß Deutschland auch in diesem friedlichen Wettbewerb der Nationen zur See seine Stelle ausfüllen wird. Auf eine Anfrage Professor Oberhummers, ob sich die Chun'sche Expedition nicht mit der deutschen Südpolarforschung verbinden ließe, verneint dies der Vortragende aus finanziellen Gründen. — Auf ein ganz anderes Gebiet führte der zweite Redner des Abends, Hr. Archivpraktikant Dr. Gg. Schroetter, die zahlreiche Versammlung mit der Vorlage und Besprechung der neuen historischen Schulwandkarten des Königreichs Bayern und des Hauses Wittelsbach. Die eine im Format kleinere, von Dr. Wolf ist bei Dr. Joeger in Speyer erschienen, während die beträchtlich größere, mit vielen Nebenkarten ausgestattete bei Lang in Leipzig von Boldamus und dem Vortragenden herausgegeben ist. Beide Karten helfen einem wirklich dringenden Bedürfnisse der Schule sowohl wie des gelehrten Studiums ab, weil bisher thatsächlich keine brauchbare derartige Karte in großem Format existirte. Auf Grund nicht etwa der vorhandenen ganz ungenügenden historisch-kartographischen Hülfsmittel, sondern mit Hülfe statistisch-geographischer historischer Lexika, Monographien, Bisthumsgeschichten, Salbücher, Steuerlisten, fiskalischer Prozeßakten hat der Redner seine Karte hergestellt. Der Vorzug seiner Karte vor der Jaeger-Wolf'schen ist auch äußerlich deutlich ersichtlich; doch ist er mit der letzteren nach unserm Ermessen viel zu streng ins Gericht gegangen. Die zahlreichen historischen und archivalischen Mängel, welche der Vortragende an der Karte seines Konkurrenten hervorhob, kommen für die einfachen Ziele der Schule kaum in Betracht, wie auch in der Diskussion von Seite des ersten Scheistführers hervorgehoben wurde. — Zum dritten Punkt der Tagesordnung brachte Herr Professor Dr. Eugen Oberhummer eine Reihe höchst anziehender, zeitgemäßer und dankbar aufgenommener Mittheilungen und Vorlagen über die Bucht von Kiao-tschau, über Alaska und die Goldfelder von Klondyke, die Chart of the World von Beeghaus und die Wiener Festschrift zur Vasco da Gama-Feier von Tomaschek. — Den Jahresrechenschaftsbericht erstattete an Stelle des erkrankten Kassiers der erste Scheiftführer. Der beträchtliche Fehlbetrag der Kasse, hervorgerufen durch die Drucklegung des umfangreichen, wissenschaftlichen Jahresberichts 1896 und des Bibliothekkatalogs, wird kaum durch den neuen Mitgliederzuwachs (von 250 auf 270) zu ersetzen sein, wenn nicht der Staatszuschuß einigermaßen erhöht wird. Die Gesellschaft ist sowohl durch die Förderung der statutengemäßen bayerischen Landesforschung wie durch ihren Tauschverkehr mit 144 wissenschaftlichen Institulen der Erde gezwungen, ihren Jahresbericht alle 2 Jahre wenigstens erscheinen zu lassen; auch kann sie auf die Berufung und Honorirung auswärtiger Redner nicht ganz verzichten. — Der erste Scheiftführer legte nach die dritte Lieferung des Lehrbuchs der Geographie von Geheimrath Hermann Wagner in Göttingen, Ehrenmitglied der Gesellschaft, und die erste Lieferung von Andree-Stobels Atlas vor. — Die Vorstandswahl ergab als ersten Vorsitzenden Hrn. Professor Oberhummer, als zweiten Scheistführer Hrn. Privatdozenten Dr. Alfred Bergeat, als Bibliothekar Hrn. Privatdozenten Dr. Lucian Scherman. Dem wegen Todesfalls aus dem Vorsitze ausscheidenden, langjährigen, hochverdienten ersten Vorsitzenden, Hrn. Professor Dr. Sigmund Günther, wurde in einer ehrenden Adresse das allgemeine Bedauern der Gesellschaft über seinen Rücktritt ausgesprochen. — Ein überaus werthvolles Geschenk erhielt die Gesellschaft durch die Widmung des von Hrn. Schmidt-Celle kopirten Porträits Vasco da Gama's von Seiten des Mitgliedes Hrn. Roman Oberhummer jun., der zugleich als Delegirter zum 25jährigen Stiftungsfeste der Geographischen Gesellschaft nach Hamburg abgeordnet wurde.

1. Börnes Reichsmedizinal-Kalender für Deutschland auf das Jahr 1898. Herausgegeben von G.-R. Prof. Dr. Eulenburg und Dr. Jul. Schwalbe, Berlin. Erster Theil geschäftl. Taschenbuch mit Beiheft. Leipzig 1897, Georg Thieme. — 2. Beleg-Kalender 1898. Herausgegeben von Prof. W. Ebee, Berlin 1898, Aug. Hirschwald. — Zur gewohnten Zeit erscheint der alte Begleiter so vieler Aerzte in ihrer Praxis, der Börner'sche Kalender. Derselbe zeigt auch dieses Jahr sein gewohntes Gewand und seine altbewährte Eintheilung, jedoch ist jeder Theil sorgfältig durchgearbeitet und durch Zusätze oder Berichtigungen auf der Höhe der Zeit und des Fortschritts erhalten. Besonders in die Augen fallend zeigt sich dies bei dem ersten und wohl wichtigsten Kapitel über „Anwendung, Dosirung und Arzneiform der gebräuch-

lichen, der neu eingeführten und der im Arzneibuch f. d. D. R. enthaltenen Heilmittel", das, wie bisher, von Geheimrath Dr. O. Liebreich bearbeitet ist. Diese Zusammenstellung dürfte zu den Besten gehören, was man auf diesem Gebiete finden kann, und dieses unser Urtheil wird dadurch nicht im mindesten eingeschränkt, daß wir auf einzelne kleine Fehler gestoßen sind, die in einem, auf dem verhältnißmäßig kleinen Raum von 130 Seiten zusammengefaßten Umriß eines Gebietes von solcher Ausdehnung geradezu verschwinden. Wenn wir diese Kleinigkeiten hier doch nennen, so geschieht es, um ihre Wiederholung in ferneren Jahrgängen zu verhindern. Bei Extractum Hydrast. fonid. sowie bei Hydrastinum hydrochlor. ist in der Spalte, welche die Anwendungsweise enthalten soll, auf Hydrastis canadensis verwiesen; doch suchen wir hienach umsonst. Ueberhaupt wäre es in einem zum Nachschlagen während der Praxis bestimmten Buche, das schnell über etwas Aufschluß geben soll, unsres Erachtens eine zweckmäßige Einrichtung, lieber in den betr. Fällen schon Gesagtes zu wiederholen, als den Benutzer des Kalenders zum Suchen an anderer Stelle zu nöthigen. Ein anderer Punkt, den wir gern verbessert, resp. ergänzt sehen würden, betrifft das Fehlen der sonst ja fast immer angegebenen Preise bei einigen neueren Arzneimitteln. Es wäre eine diesbezügliche Ergänzung um so dankenswerther, als ja manchmal (z. B. in der Kassenpraxis) die Verordnung eines Mittels vom Preise desselben abhängen kann. Unter den übrigen 20 Kapiteln des „Taschenbuchs" ist das zweite besonders beachtenswerth, das von den neueren besonders zu berücksichtigenden Veränderungen der Pharmakopöe handelt. Das Beiheft enthält die aus dem vorigen Jahrgang bereits bekannten 16 Aufsätze, welche in kurzer, prägnanter Form und in klaren Abbildungen die wichtigsten Gebiete der täglichen Praxis behandeln und illustriren und so für den Arzt ein gutes und durch das kleine Format sehr bequemes Vademecum bieten.

Der Veterinärkalender von Prof. Eber ist den Thierärzten das, was der Börner'sche Medizinalkalender den Menschenärzten. Das beweist schon die Thatsache, daß der vorliegende Jahrgang 32 Vorgänger hatte. — Das erste, was an demselben auffällt, ist die handlichere Form; das Buch besitzt etwa die Hälfte des früheren Umfangs, was durch die Semestereintheilung des Notizkalenders erreicht wurde. Das Taschenbuch zeigt fast überall die bessernde und ergänzende Hand der Verfasser. Aus dem Inhalt dieses Theils heben wir hervor: Die Uebersicht der Arzneimittel, welche im Text zahlreiche Rezepte enthält, außerdem stets über die anzuwendenden Dosen für die verschiedenen Thierarten und die Gebrauchsweise das Nöthige bietet; die Kapitel über fehlerhafte und gefährliche Arzneimischungen; die Löslichkeitstabelle, und — als besonders wichtig — das 10. Kapitel, enthaltend eine Uebersicht der Hauptwirkung aller angeführten Arzneimittel. Daran schließt sich eine Abhandlung über Symptome und Therapie der wichtigsten Vergiftungen, und als Anhang hiezu Angabe sehr praktischer Methoden zum Schnellnachweis von Phosphor, Arsen, Blei und Kupfer. — Es folgt nun ein Kapitel über Gebührentaxen für Thierärzte, wobei aber nur Preußen, Sachsen, Baden und Mecklenburg berücksichtigt werden; ferner je ein solches über Veterinär- und Sanitätspolizei. — Als recht praktisch möchten wir noch den Aufsatz über den mikroskopischen Nachweis der wichtigsten Bakterien erwähnen, wenngleich für fernere Jahrgänge sich die Erweiterung dieses Kapitels durch Eingehen auf die Kultur- und Impfdiagnose empfehlen würde. — Der zweite Theil des Kalenders bringt zuerst eine höchst interessante Geschichte der Entwicklung desselben, sodann gesetzliche Verordnungen, eine Abhandlung über Hornuntersuchungen und endlich Mittheilungen über das Militärveterinärwesen, sowie die Personalien der Thierärzte Deutschlands. Dr. Schuh.

α **Armeebibliothek in München.** Dieses einen Annex des Generalstabes bildende Institut wurde 1804 als Geheimes Kriegsarchiv gegründet, verbunden mit dem Geheimen Kriegsbureau, und alle Pläne, Karten, Manuskripte, militärischen Werke und sämmtliche zur Aufbewahrung geeigneten Dokumente umfassend. 1822 erhielt es Benennung und Organisation als „Hauptkonservatorium der Armee"; dem Generalstab wurde es unterstellt 1829 und seit 6. Jan. 1895 führt es den Namen „Armeebibliothek", nachdem die auf die Heeres- und Kriegsgeschichte bezüglichen Originaldokumente in dem 1885 errichteten Kriegsarchiv vereinigt worden sind. Wie schon aus dem Namen erhellt, bildet den Hauptbestandtheil des Instituts neben der Plankammer die Bücherei, die mit einem derzeitigen Bestand von 24,000 Werken in 56,000 Bänden (gegen 16,218 Werke im Jahre 1885) zu den größeren Bibliotheken der Hauptstadt zählt. Im wesentlichen besitzt sie den Charakter einer militärwissenschaftlichen Fachbibliothek; indessen gereicht es ihr gewiß nicht zum Nachtheile, daß sie durch Massenzuwendungen, wie jene der Bibliothek des Majors a. D. Zur Westen, mit staatswissenschaftlichen und belletristischen Werken in ansehnlicher Zahl bereichert worden ist. Für diese Bibliothek war ein bis zum Jahre 1885 reichender gedruckter Katalog vorhanden. Obwohl man in größeren Bibliotheken davon abkommt, gedruckte Kataloge zu veröffentlichen, ist es in Berücksichtigung der Bedürfnisse des Heeres umsomehr zu begrüßen, daß seitens des Generalstabes die Drucklegung eines ersten Nachtrages zum bisherigen Katalog der Armeebibliothek veranstaltet wurde. Dieser Nachtrag ist eben erschienen und enthält alle seit 1886 theils durch Ankauf, theils durch Schenkungen erworbenen Werke und Zeitschriften. Für denselben wurde das dem Katalog selbst zugrunde liegende, im Jahre 1834 angenommene und auch in die Kataloge der bayerischen Regimentsbibliotheken übergegangene, bewährte bibliographische System beibehalten. Von seinen 63 Haupt- und Nebenfächern entfällt ungefähr ein Drittheil auf Allgemeine Geschichte und Kriegsgeschichte, einschließlich Lebensbeschreibungen und Truppengeschichte, ein anderes Drittheil auf militärwissenschaftliche Fächer, wie Waffenkunde, Taktik, Geländekunde, Kriegsbaukunst, Generalstabsdienst und Strategie. — Ein Blick auf Fach T, Kriegsgeschichte, lehrt, welch große Verbreitung und Blüthe eine besondere Spezies, die Geschichte der Truppenabtheilungen, während der letzten Jahrzehnte erreicht hat. Diese Sonderart fördert nicht nur die Kenntniß von der Entwicklung des Heerwesens in hohem Grade, sondern weckt auch den geschichtlichen Sinn im Heere und dient der Pflege ethischer Zwecke. Neben einer stattlichen Reihe bayerischer, preußischer und österreichischer Abtheilungsgeschichten ist zum erstenmale auch Nordamerika mit einer Regimentsgeschichte vertreten: First regiment of Massachusetts Cavalry, ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des nordamerikanischen Bürgerkrieges 1861—1864. — Nicht ohne Erwähnung wollen wir das sorgfältig bearbeitete Verzeichniß der Autoren und Buchtitel lassen, weil es die Brauchbarkeit des Katalogs in außerordentlichem Maße erhöht.

Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim 4. Band: **Anzengruber.** Von **Anton Bettelheim.** 2. Auflage. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1898. — Anton Beitelheim hat sich durch die Herausgabe von Anzengrubers gesammelten Werken, die vor 8 Jahren erstmals bei Cotta in zehn Bänden erschienen sind, bei allen Freunden des genialen Volksdichters ein unbestreitbares Verdienst erworben. Die ein Jahr darauf (1891) publizirte einbändige separate Anzengruber-Biographie, welche damals nach im Verlag von Ehlermann in Dresden zur Ausgabe gelangte, liegt heute als vierter Band der trefflichen Biographiensammlung „Geisteshelden" (Führende Geister) in zweiter Auflage vor uns, ein Beweis, daß der Schöpfer des „Pfarrers von Kirchfeld" und der „Kreuzelschreiber" allmählich eine immer größere Gemeinde um sich versammelt sieht. Freilich mußte, wie der Biograph einleitend bemerkt, „Anzengruber erst sterben, um zu seinem vollen Dichterrecht zu kommen. Seine Schriften, die bei seinen Lebzeiten in den Magazinen seiner Verleger mitunter schwer wie Blei lagen, brachten es binnen 7 Jahren zu drei starken Auflagen. Seine Stücke, für die während der 80er Jahre keine Wiener Bühne zu haben war, werden heute gleichzeitig in der Burg, im Deutschen Volks- und im Raimund-Theater gespielt. Scherpes kongenial empfundenem Grabdenkmal auf dem Zentralfriedhof" — der Neuaufage ist eine Abbildung des edlen Kunstwerkes beigegeben, das letzten Sommer im Münchener Glaspalast zu bewundern war — „hat man nicht nur Gedenktafeln am Geburts- und Sterbehaus des Dichters folgen lassen, in wenigen Jahren soll sich als Gegenstück zu Vagls Raimund-Denkmal vor dem Deutschen Volkstheater

eine von Meisterhand geformte Bildsäule Anzengrubers erheben."

Was mittlerweile an biographischen Einzelheiten neu zum Vorschein gekommen ist, hat Dr. Bettelheim dem Neudruck seiner warm geschriebenen, übersichtlich geordneten Anzengruber-Biographie beigefügt, so u. a. mündliche und handschriftliche Mittheilungen von Paul Heyse, Theaterdirektor a. D. Bukaacs, Kapellmeister Adalf Müller u. s. w. Wie Anzengruber auf der Bühne gespielt sein will, das hat uns im vergangenen Jahr das Martinelli-Ensemble vom Deutschen Volkstheater in Wien, als es im Gärtnerplatztheater gastirte, in geradezu bewunderungswerther Vollendung gezeigt; wie Anzengruber gelesen und verstanden sein will, das lehrt uns Anton Bettelheims bis jetzt unübertroffen dastehendes Buch, dessen dritte Auflage wohl nicht lange auf sich warten lassen wird. -ee-

* Eine interessante Zusammenstellung der deutschen Preßerzeugnisse ist in der letzten Nummer der „Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker" enthalten. Abgesehen von den Fachzeitschriften erschienen im Jahre 1897 im Deutschen Reiche 3477 politische, bezw. Insertionsblätter, vertheilt auf 1752 Erscheinungsorte. Im ganzen genommen trifft im Deutschen Reich auf je 12,062 Einwohner aber auf 157 Quadratkilometer eine Zeitung. In Oesterreich trifft eine Zeitung erst auf 72,290 Einwohner oder 1167 Quadratkilometer, in der Schweiz schon eine auf 7581 Einwohner oder 107 Quadratkilometer. Man kann aus diesen Ziffern die Einwirkungen der Preßgesetze deutlich erkennen. Während die Schweiz, deren Presse unter den zum Vergleiche herbeigezogenen Ländern sich der größten Freiheit erfreut, auch den größten Raumum an Lesestaff aufweist, bleibt Oesterreich infolge seines Preßgesetzes und seines Zeitungsstempels weit zurück. Das Deutsche Reich zählt neun Zeitungen, die öfter als 2mal täglich erscheinen; Oesterreich hat kein derartiges Blatt aufzuweisen, die Schweiz besitzt eins. An wöchentlich 12—13mal erscheinenden Zeitungen besitzt Deutschland 79; 6—7mal wöchentlich erscheinen 1185, 2—5mal 1745 Blätter. In Bezug auf die politische Richtung bezeichnet sich reichlich die Hälfte der Zeitungen als „parteilos". Außerdem erscheinen im Deutschen Reiche nach 3056 Fachzeitschriften, die sich auf alle Zweige des menschlichen Wissens und Strebens vertheilen.

* **Berlin.** Als Aufgabe für den Wettbewerb um den vom Kaiser zur Förderung des Studiums der klassischen Kunst unter den Künstlern Deutschlands gestifteten Jahrespreis von 1000 M. ist, wie schon berichtet wurde, in diesem Jahre die Ergänzung des unteren, vermuthlich von einem Gewande verhüllten Theils des in dem kgl. Museum neu aufgestellten Aphroditetorso bestimmt. Eine Ergänzung von Kopf und Armen wird nicht verlangt. Die näheren Bestimmungen für den Wettbewerb sind soeben bekannt gemacht worden: 1. Alle dem Deutschen Reich angehörigen Künstler sind berechtigt, an der Bewerbung theilzunehmen. 2. Der Torso ist im Erdgeschoß des Alten Museums im Heroensaal (Abschnitt XIX) aufgestellt, und mit 18a bezeichnete Lichtdrucke nach einer photographischen Abbildung können von der Generalverwaltung der Museen gegen Einsendung von 75 Pf. bezogen werden. 3. Die Ergänzung des Torso ist an einem Gipsabgusse desselben auszuführen. Von der ergänzten Figur ist ein Abguß bis zum 31. Dezember d. J., nachmittags, pünktlich 3 Uhr, an die Generalverwaltung der kgl. Museen in Berlin unter Angabe des Namens und Wohnorts des Künstlers kostenfrei einzuliefern. Für auswärts wohnende Künstler genügt der Nachweis, daß sie bis zum 31. Dezember das Werk behufs Beförderung an die genannte Behörde als Eilfrachtgut der Eisenbahn übergeben haben. 4. An jeden deutschen Künstler, welcher sich bis zum 31. Mai d. J. als Theilnehmer an dem Wettbewerb bei der Generalverwaltung der königlichen Museen in Berlin meldet, wird ein Abguß des Torso gegen Zahlung des Vorzugspreises von 5 Mark geliefert. Später tritt der gewöhnliche Verkaufspreis von 12 Mark ein. Die Versendung nach auswärts findet gegen Nachnahme des Kaufpreises und der 3 Mark betragenden Verpackungskosten statt. 5. Die Entscheidung über den Preis erfolgt durch den Kaiser unmittelbar und wird am Geburtstag desselben, dem 27. Januar 1899, bekannt gemacht. Die zum Wettbewerb zugelassenen Einsendungen werden nach erfolgter Entscheidung 2 Wochen lang öffentlich ausgestellt. 6. Ueber das mit dem Preise ausgezeichnete Werk und dessen Vervielfältigung bleibt dem Kaiser die freie Verfügung vorbehalten. 7. Die nicht prämiirten Werke sind nach Schluß der Ausstellung, spätestens aber binnen 4 Wochen nach Bekanntmachung des Preises wieder abzuholen. Nach diesem Zeitpunkt werden sie den Eigenthümern auf deren Kosten zugesandt werden.

* **Magdeburg,** 22. Febr. Gestern starb hier der Stadtarchivar Dr. Max Dittmar, der sich um die Erforschung und Darstellung der Geschichte unsrer Stadt große Verdienste erworben hat und besonders über die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly und über die Versuche der Gegenreformation in Sachsen werthvolle Aktenstücke veröffentlichte.

* **Breslau.** Sein 50jähriges Dozenten-Jubiläum feierte am Sonnabend der Professor der evangelischen Theologie an der hiesigen Universität Dr. Georg Ludwig Hahn. Aus Anlaß dieses Ehrentages wurde ihm vom Rektor und Senat der Universität eine „Tabula gratulatoria" überreicht.

* **Wien.** Auf Veranlassung des Ministers für Kultus und Unterricht wird die Herausgabe illustrierter Biographien österreichischer Künstler des 18. und 19. Jahrhunderts vorbereitet. Die in zwangloser Folge erscheinenden einzelnen Bände sollen sowohl Lebensbeschreibungen und Charakteristiken hervorragender Meister aus den verschiedenen Ländern Oesterreichs, als auch zusammenfassende Darstellungen über Gruppen gleichzeitig lebender und gemeinsam wirkender Künstler aus unserm Vaterlande enthalten. Die Veröffentlichung ist für ein größeres Publikum bestimmt und soll auf zuverlässigen Grundlagen gearbeitete populäre Darstellungen bringen. Die Redaktion des ganzen Unternehmens hat der Professor für Kunstgeschichte an der Wiener Universität Dr. Franz Wickhoff übernommen. Der erste Band, die Biographie Pettenkofens von Ludwig Hevesi, dürfte zu Weihnachten 1898 zur Ausgabe gelangen. — Dr. Hans Bendorff, Assistent am physiko-chemischen Institut der hiesigen Universität, bekannt durch seine Arbeiten über Physik und Meteorologie, befindet sich im Auftrage der Wiener Akademie der Wissenschaften in Sibirien, um dort über die atmosphärische Elektrizität Forschungen anzustellen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Handwörterbuch des gesammten Versicherungswesens einschließlich der sozialpolitischen Arbeiterversicherung. Herausgegeben von Eugen Baumgartner. Band 1, Lieferung Nr. 2. Straßburg i. E., Eugen Baumgartner 1898. — Dr. Hans Schulz: Wallenstein und die Zeit des 30jährigen Krieges. Mit 4 Kunstbeilagen und 150 authentischen Abbildungen (Monographien zur Weltgeschichte. Hggb. von Ed. Heyck. III.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1898. — *Gustave Robert:* La Musique à Paris 1896—1897. 3. annè. Paris, Ch. Delagrave 1898. — Julius Hart: Triumph des Lebens. Gedichte. Buchschmuck von Fidus. Flaccus, Leipzig, Eugen Diederichs 1898. — Derf.: Stimmen in der Nacht. Visionen. Mit ästhetischem Nachwort. Buchschmuck von B. Pantak. Ebd. — Friedrich Nietzsche: Gedichte und Sprüche. Leipzig, C. G. Naumann 1898. — L. Bacbafetti: Ehren-Kadex. Uebers. und den österr.-ung. Gebräuchen angepaßt von Gustav Ristaw. Wien, Allgemeine Spartzeitung 1898. — Georg W. A. Kuhlbaum: Mythos und Naturwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Kalewala. Leipzig, Johann Ambrosius Barth 1898. — Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. 24. Bd. Red. von Dr. K. v. Treusch v. Buttlar u. Dr. G. B. Volz. Berlin, Alexander Duncker 1897. — Karl Biedermann: Das erste deutsche Parlament. Zu dessen 50jährigem Jubiläum. Sonderabdruck aus der Monatsschrift „Nord und Süd", hggb. von Paul Lindau. Breslau, S. Schottlaender. — Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Hggb. v. Joh. Penzler. 3. u. 4. Bd. Leipzig, Walther Fiedler 1897. Ludwig Bellermann: Schillers Dramen. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1898. — Beiträge zur Statistik der Stadt Mannheim. Hggb. durch das Statistische Amt. Mannheim 1898.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 25. Februar. Nummer 45.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Geographische Provinz und Anthropogeographie. II. Von Max Buchner. — Der Monolog in Lessings Dramen. Von Dr. Eugen Kilian. — Mittheilungen und Nachrichten.

Geographische Provinz und Anthropogeographie.

Von Max Buchner.

II.

Die vergängliche Weisheit der Gelehrten läßt sich nur zu gern verleiten, im Hochgefühl ihrer Gedankenfülle viel dickere Bücher zu schreiben als nöthig wäre. Auch der Anthropogeographie würde eine kondensirende Kürzung nur zum Vortheil gereichen, wenn auch nicht in demselben Grade wie dem monströsen Literaturstoß des Völkergedankens. Allzu viel Geist erdrückt und erzeugt feindliche Wallungen. Der gewöhnliche schlichte Menschenverstand erträgt in schuldiger Demuth alles nur mögliche. Wenn ihm aber noch mehr auferlegt wird, bäumt er sich auf und wird ungehorsam. Gedanken, nichts als Gedanken! möchte man rasch überwältigt rufen. Gnade, o Herr, wir können nicht mehr.

Aber solch kleinliches Elend kümmert die wahre Gedankenbegeisterung wenig. Und immer weiter und weiter wachsen ihr die Gedanken, viel zu eng wird ihnen der bescheidene Erdball, und sie bohren hinaus aus dieser Beschränktheit in den unendlichen Gliederbau des Weltalls. Wie viel reicher, ergiebiger, üppiger könnte das Zeugungsgeschäft der Gedanken sein, wenn wir einen Planeten hätten, noch viel, viel größer als der uns gewährte, zur adäquaten Durchgeistigung. Größere Räume, größere Weiten zum Wandern, größere Differenzirungen, alles müßte gewaltiger sein. Und wie viel dicker erst müßte die Anthropogeographie sein auf einem solchen Planeten! Der kleine tellurische Maßstab macht sich schmerzlich fühlbar und mit überlegener Miene werden Andere getadelt, weil sie für ihre Wissenschaft den uranischen Ausblick vergaßen, der doch allein erst das rechte Verhältniß geoffenbart hätte.[1])

Aber auch diese wahrhaft titanische Weltallbegierde bleibt doch immer an die Erde gefesselt, und die vergeblich ins Universum gezielten und unverbrauchten Potenzen müssen zurück auf den Heimathglobus. Zum Glück gibt es auch in dem kleinen tellurischen Maßstab noch eine „Fülle von Raumproblemen“, und auch das Leben hienieden ist zuweilen ganz lebenswerth für den problemfrohen Denker. Das Bild in diesem engeren Rahmen bleibt ja noch mächtig genug: Uranus, aus dem Himmel verwiesen, zurückgekehrt auf den platten Boden der gewöhnlichen Menschheit und nun doppelt eifrig von solch niedrigem Standpunkt mit unversieglichem Sperma hoher Gedanken seine Gäa befruchtend. Statt der „Weltbeheimathung“ winkt die „Erdumfassung“.

[1]) Anthropogeographie II. XXIX.

Wenn es auf den uns nächsten Planeten auch bereits Astronomen gibt, so wird man dort oben vielleicht schon beobachtet haben, daß die Erde an etwas Fressendem wie ein Raupenfraß leidet und dann darüber wohl auch schon einige geistvolle Hypothesen besitzen, die aber nicht recht zusammen stimmen, wie das meistens der Fall ist. Wir könnten die Herren Kollegen dort oben ganz gründlich aufklären. Jener Raupenfraß sind wir selbst, die rastlos zeugende Menschheit, die seit Jahrtausenden damit beschäftigt ist, in das schöne natürliche Pflanzenkleid aller Länder unter dem Vorwand nützlicher Aecker kahle Glatzen zu brennen, indem sie das eitel und selbstgefällig Kultur nennt. Nicht bloß Kontinente und Inseln sind schon ergriffen, auch dort, wo die Meere Unterbrechungen bilden, ziehen kreuz und quer geschäftige Dampfer ihre Netze über die dunkle Salzfluth wie die Gespinnstfäden dieses Raupenfraßes. Nur an den Polen ist davon nichts zu bemerken. Diese glitzern noch frei in ihrer jungfräulichen Weiße. Jedoch vor nicht langer Zeit war auch der Atlantik, der inselloseste und leerste Graben des Globus, eine solche jungfräuliche Strecke. Hier klaffte der Raupenfraß, während der Stille Ozean mit seinen zahllosen Inseln auch schon damals Völkerverbindungen nährte und Gespinnstfäden trug, wenn auch nicht mit Dampfern.

Das was wir soeben einen Raupenfraß nannten, die negative Funktion der Naturerscheinung betonend, empfindet Ratzel nun freilich viel freundlicher, lieblicher. Wie ein üppiges Moospolster, wie ein schmiegsamer Mantel legt sich für ihn die Schale des Lebens, die Biosphäre, und ihre herrlichste Blüthe, die Menschheit, um den harten Erdkloß, und die Menschen sind ihm nicht Erdbewohner, sondern nur Erdumwohner. Es ist ihm etwas Schwellendes, Plastisches in diesem Gegensatz, in dieser Abgegrenztheit der Menschheit und ihrer Lebensbedingungen. Er fühlt das Bedürfniß, hier noch schärfer zu zeichnen. Dem ganzen Bereiche des Positiven und des zum Leben Begünstigten wird daher ein eigener Titel verliehen: Die „Oekumene“.

Das Wort „Oekumene“ ist eine Ausgrabung aus dem Boden der Klassizität. Die alten Griechen und Römer verstanden darunter jenen kleineren Theil der Erdoberfläche, der nach ihrem räumlich beschränkten Wissen bewohnt war, indem sie den größeren übrigen Theil für unbewohnt hielten. Obgleich nun diese Vorstellung falsch ist, so glaubt doch Ratzel, daß die Entgegensetzung einer bewohnten und einer unbewohnten Erde, die der alte Ausdruck enthält, erstaunlich fruchtbar an neuen Gedanken sei, und es kann nicht geleugnet werden, der Begriff „Oekumene“ ist auch wirklich ein Wesen, an dessen Seite sich allerlei schöne Ideengänge in anmuthigen Schaukelbewegungen hin und her führen lassen. Ach warum haben die klassischen Alten nicht noch mehr solche reizende Wesen geschaffen im schier unendlich sich stufenden Koordinatenbau der erfindbaren Gegensätze? Das Unbewohnte ist zweifellos „Anökumene“. Allein auch innerhalb der „Oekumene“ sollte die Feste des Landes, die trauliche, sichere und für gewöhnlich nie wankende,

sollte nicht diese auch noch durch einen eigenen Titel zu dekoriren sein? Etwa als „Euökumene"? Und dann, warum aber nicht auch, der Gerechtigkeit halber, das Völker verbindende Meer Thalatta Thalatta? Etwa als „Pleomene" oder, im Sturme grollend, als „Phobumene"? Und schließlich könnte man auch noch die Anökumene etwa als „Krystallomene" in ihrem Wohlklang erhöhen. Wie herrlich fruchtbar würde das alles tönen und wieder tönen und das Echo wecken und wieder wecken und Myriaden neuer Gedanken erzeugen.

Aber nicht bloß etwas Plastisches, Schwellendes ist seinem Durchgeistiger jener Mantel des Lebens und der Menschheit, er ist ihm auch etwas Flüssiges. Weihevoll rührt uns die Stimme eines Propheten: „Wie das Flüssige der Erde eins ist, so ist die Menschheit eine." [1]) Denn also verkündet die Grundidee, die den hehren Gedankenschaaren voranschreiten darf in des ersten Bandes zehntem Abschnitt, welcher betitelt ist: Die geschichtliche Bedeutung des Flüssigen. Ist das Metaphysik? Ach ich glaube, auch schon minder erhabene Standpunkte reichen aus zum Verständniß. Schon einfach anthropologisch betrachtet sind wir alle größtentheils Wasser, im Durchschnitt sechzig Prozent. Und anthropogeographisch vergeistigt, durchschaut und gemessen, sind wir das fast noch mehr, und zwar nicht bloß im einzelnen Kleinen, sondern im Großen und Massenhaften, in den Völkerströmen. Durch die feinsten Gewebe unsrer Körper dringt dieser freundliche Stoff, mit den kleinsten Atomen sich froh vermählend und zwar 60 Prozent stark. Und diese 60 Prozent unsrer Konstitutionen, sie bleiben nicht, sondern verflüchtigen sich, treten im Schweiße des täglichen Brotes nach außen, durchsegeln die Lüfte, befruchten als Regen die Felder, rinnen in Quellen und Bächen, schwellen zu Flüssen und kehren zurück als Erquickung wieder und wieder in die Tausende Adern und Aederchen unsres Blutlaufs, und zwar stets wieder andere, nicht nach ihrer Herkunft geordnet, sondern in wildester Mischung durch die höchsten und niedersten Kreise, schwarzen, gelben und weißen Menschen sich durchbewegend, nach den Gesetzen des alles vertheilenden Kommunismus der Naturgeschichte. Und ebenso rinnen als 60prozentiges Wasser die Völker über den Erdball hin, an dem Starren vorbei, das die Wege hemmt, sich drängend und mengend, durch Gebirge sich zwängend und über Flächen sich breit ergießend oder auch auf dem chemisch freier und reiner gebliebenen Wasser über die Meere getragen. Aber nicht bloß etwas Flüssiges, auch etwas Gährendes sind wir, und flüssig ist nicht bloß das tropfbare Wasser, sondern auch die elastische Luft, die gleichfalls in uns eindringt, als Klima mit Fiebern und Seuchen uns heimsucht und krank macht und dann wieder uns läuternd Genesung bringt, und dabei gähren wir auch noch wie eine sprudelnde Hefe zu politischen Gegnerschaften, zu Staatengruppirungen und zu Nationenzersetzungen im unermüdlichen Wechsel der Blüthe und des Verfalles der Völker.

Wir müssen hier halten. Wir befinden uns plötzlich auf einem Pegasus, der uns durchaus nicht gewogen ist und mit uns durchgehen möchte. Hat denn der Schöpfer des „hologäisch-anthropogeographischen" Weltblickes all das auch wirklich gesagt? So und nicht anders gesagt? Deutlich? Nein, ganz gewiß nicht. Ach, er ist oft nur schwer zu verstehen.

Kaum aber ist die flüssige Menschheit wieder etwas fester geworden, so zeigt sich sogleich etwas neues Interessantes. Ein Mantel, hoch endigend über dem Südpol und stark nach dem Nordpol hinaufgezogen, mit einigen Löchern, durch welche die Spitzen der höchsten Berge, starrend von Eis, in den Himmel ragen, umkleidet also die Erde. Das Klaffen über dem inselleeren Atlantik ergibt einen örtlichen Anfang und ein örtliches Ende für diesen Mantel und die Menschheit, die er vorstellen soll. Nur nach Osten hin bleibt ein Zusammenhang. Viel mehr ostwärts, der Sonne entgegen, nicht bloß westwärts, wie man aus kleinem Gesichtskreis vermuthete, ging die Entfaltung der Menschheit. Amerika ist nicht der Westen, sondern der äußerste Osten für das seit Jahrtausenden ostwärts strebende Wachsthum unsres Mantels. Ostwärts müssen wir also die Völker zählen und ostwärts wanderte unsre Kultur und ihr starker Träger, das Eisen. Als Amerika trotzdem westwärts entdeckt worden war, also ganz gegen die Regel, war dorthin ostwärts schon die Menschheit gelangt, aber nicht das Eisen. Dieses hatte das Festland von Asien noch nicht weit überschritten. Denn auch die Völker des Stillen Ozeans, ebenso wie die Völker Amerika's lebten noch in der Steinzeit. Das ist denn nun wirklich ein schöner, freier Gedanke, der mit einemmal vieles zusammenfaßt und eine höhere Umschau bedeutet. Im Innern der großen Völkerbedeckung vollzog und vollzieht sich die Geschichte, nach außen zu immer ärmer werdend, bis sie zuletzt an den Grenzen aufhört, und hier müssen die „Randvölker" wohnen, hinausgedrängt an das Meer ohne Inseln, ins Leere starrend, sich selbst überlassen und der Unkultur preisgegeben.

Wir haben uns wieder unterfangen, die Tonart der Heiterkeit anzustimmen, wo Andere nur in den Tönen der andachtsvollsten Bewunderung sich zu verlautbaren wagten. Das wäre ein großes Unrecht, wenn wir den Standpunkt der meist üblichen Bücherbesprechung zu respektiren vermöchten, statt ihn aufs gründlichste zu verachten. Diese Art Diskussion hat sich immer mehr in den Stil der unbedingtesten Lobeserhebung verirrt (nicht selten aus bloßer Liebe zum Freiexemplar), so daß eine Abweichung von dieser süßen Gewohnheit schon fast wie Bosheit aus Feindschaft aufgefaßt werden kann. Selbst auf eine solche Gefahr hin halten wir fest an der Meinung, daß auch dem Freunde das Lob nur dann gereicht werden darf, wenn er es verdient hat. Zum Glück bleibt trotz aller suchenden Weitschweifigkeit und übergeistigen Umständlichkeit an der Anthropogeographie auch außer dem rühmlichen Kampfe gegen den „Völkergedanken" doch immer noch manches Verdienst und ernsthaft zu schätzendes brauchbares Löbliche. Und dann, wir stehen ja auf dem Boden der Völkerkunde. Die Mystik der Räume gehört in die Geographie. Dort möge sie ihre Verdauung finden und beitragen zu dem Nimbus der Philosophie, den diese Wissenschaft zu benöthigen scheint. Was die Völkerkunde erhält und behalten darf von den Lehren Ratzels, ist deren Allerbestes. Die Völkerkunde kann ungestört dankbar sein. Noch mehr aber gilt das von den konkreteren Theilarbeiten, die aus der nämlichen rastlosen Feder zur Ergänzung geliefert wurden, kurze Ergebnisse eines erstaunlichen Fleißes, die außerdem auch noch durch größere Klarheit und präzisere Fassung das Hauptwerk weit überragen.

Die geistvollen Lehrer sind abgethan. Sehen wir nun, was die geistvollen Schüler machen. Nicht bloß der Völkergedanke, sondern auch die viel ernstere Anthropogeographie haben Anklang und Anhang gefunden. An dem fleißigen Gebrauch der beiden Rufe erkennt man die Schüler, die schon da sind. Die beiden Wörter verhalten sich wie die Stirnornamente der Wischnuiten und der Siwaiten. Und an werdenden Privatdozenten, an Doktoranden und an jungen Gelehrten, die der Dissertationen bedürfen, ist kein Mangel. Manches ersprießliche Gute ist schon geleistet, aber auch manches unersprießliche Böse. Entsprechend der alten natürlichen Philosophie, die bei den ehrlichen Wilden zu Hause ist und sich nur um das Böse kümmert, weil

[1]) Anthropogeographie I S. 251.

dieses allein nur Beachtung und zwar zur Abwehr verlangt, während das Gute als selbstverständlich empfangen und nicht weiter diskutirt wird, weßhalb der ehrliche Wilde sich auch nicht gern bedankt, getreu dieser einfach vernünftigen und ungezwungenen Philosophie soll hier zunächst nur von dem Bösen die Rede sein.

Die Völkerkunde ist keine exakte Wissenschaft. Sie strebt zwar auch nach fundamentalen Gesetzen und würde glücklich sein, sich mathematisch zu festigen. Aber der Stoff ist zu weich, zu biegsam und ungewiß. Es gibt hier zu wenig Sicherheiten und umsomehr bloße Wahrscheinlichkeiten. Gefühle und Ahnungen müssen nur zu oft ersetzen, was bloß die klare Erkenntniß gewähren dürfte. Wenn nun schon bei den Lehrern und Meistern diese Schwäche bemerkbar wird, was soll man dann von den Schülern und Jüngern erwarten? Ratzel staunt einmal, geistvoll und würdig wie immer, „über die vielseitige Möglichkeit von Vermuthungen, über die der Menschengeist gebietet".[1]) Etwas weniger würdig und geistvoll, aber prägnanter könnte man sagen: es ist unglaublich, welche Menge unnöthigen Unsinns geschrieben wird, wenn es sich um die Begründung einer neuen Wissenschaft handelt, von der man noch nicht recht weiß, wie sie gemacht werden soll.

O Wissenschaft, herrliche Leuchte, welch sonderbares Gelichter umflattert dich! Man kann ja nicht immer verlangen, daß nur das gediegenste Beste die Oeffentlichkeit zu betreten wage. Die Beschränkung auf das Höchste lähmt die Kraft des Menschen. Stumm und rathlos vor einem Räthsel zu warten, bis die Lösung von selbst kommt, fördert am wenigsten. Besser schon, gleich dreist zu rathen, wenn man auch erst bloß daneben rathet. Zur letzten endgültigen Wahrheit gelangt man zumeist nur auf den Wegen der Annäherungen, nicht auf einer einzigen starr gestreckten Straße, sondern auf vielen Zickzackpfaden, deren Umwendepunkte unsre Irrthümer sind. Von einem Extrem zum anderen schwanken die Meinungen, bis sie zuletzt in der Mitte ihr festes Ende vor sich sehen. Damit ist aber doch nicht gesagt, daß es gut sei, alle Vorbei- und Daneberathungen immer gleich drucken zu lassen und als erfreuliche Auskünfte in die Welt zu schicken, auch wenn man das ehrfurchtgebietende Machtwort ihnen mit zum Geleit gibt: Im Anfang war die That. Und wieder erhebt sich des Zweifels hohnende Frage: Warum nicht? Ist die letzte endgültige Wahrheit überhaupt noch zu hoffen? Gilt das Ignorabimus nicht mehr? Ist die Wissenschaft wirklich eine herrliche Leuchte? Lasse man also das ungefährliche Spiel. Warum auf das Wenige, was uns gewährt wird, verzichten, weil nicht alles zu haben ist? Und wo ist die Grenze zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem?

Ueber die Leichen der Skepsis streben empor, unbesiegbar frisch, fröhlich und frech, die zuversichtlich Gewissenlosen und glücklich Kritiklosen. Die gelehrten Organe sind da, und die Drucker warten auf Arbeit. Manuskripte herbei. Und sie kommen herbei und strömen herein und häufen sich, drängen sich, schieben sich vor, suchen sich wichtig zu machen und zu überbieten. Es ist fast wie eine Hungersnoth vor dem Bäckerladen, aus dem Bedürfniß, gedruckt zu werden.

Solche Klagen wohnen ja bei den Gerechten auch auf anderen Gebieten, wo eine neue Bahn aufgethan ist. Keines aber scheint von der wildesten Schreibsucht unsrer Tage in höherem Grade bevorzugt zu sein als die Völkerkunde, die „noch kaum ganz geborene", die noch in den ersten Athembewegungen ringende und doch schon „eine überaus glanzvolle Zukunft versprechende". Was fühlt sich da alles berufen und auserwählt zu Geburtshelferdiensten mit geistvollen Wendungen, Schlingenanlegungen und Belebungsversuchen. Reisebeschreibungen durchzunehmen und das, was darin steht, zu excerpiren und neu zu gruppiren und so zu verarbeiten, daß es als eigenes Erzeugniß erscheint, wobei man am besten fährt mit überlegenem Tadel, ist kein übles Geschäft. Aus zwanzig Büchern läßt sich hier auch noch ein einundzwanzigstes machen. Da wird dann im Kreise herumgeredet, die leersten Nichtse werden verabreicht als gar schwere Errungenschaften, flüchtige Meinungen werden schnell zu Gesetzen und überall wirken „Probleme" (das tönende Lieblingswort der Ratzel'schen Schule). Namentlich aber das Mystische, Unkontrolirbare ist hiezu gut zu gebrauchen. Es zeigt sich wieder, wie viele Naturen es gibt, die am liebsten im unklaren schwelgen und am meisten gesprächig werden, wo man am wenigsten wissen kann, und zugleich zeigt sich, wie gerade bei solchen Naturen mit dem Mangel an Schärfe ein gewisser schlauer Instinkt geht, wo sich allerhand Unklarheiten noch am besten absetzen lassen.

Hier ist eine Stufe, auf der man zuweilen noch sagen kann: Ihr habt euch ja wahrlich viel Mühe gegeben. Eure Bücher sind stark, viel stärker sogar als ihr Inhalt. Freilich, etwas recht Nützliches ist damit auch nicht erreicht, und außerdem gießen sie über den Lesenden ein ganz ungewöhnliches Maß von Langeweile aus. Diese Stufe aber ist noch nicht die tiefste. Es sind noch tiefere. Auch der frech gewordene kindische Unverstand ist bereits auf dem Kampfplatz und geberdet sich auch schon hochphilosophisch im nachgekünstelten Ton des Scharfsinns berühmter Enthüllungen mit geheuchelter Klugheit unter pompösen Titeln. Auch ihn reizt schon die „Weltanschauung" der Wilden, die er niemals gesehen hat.

Gegen diese Art junger Titanen wenigstens sollte man einschreiten können. Denn der schwellende Jüngling, der den Hauch des Genies zu verspüren meint, kann doch manchmal gefährlich werden, wenn auch zumeist nur in dem Glauben der Gläubigen, und der Gläubigen gibt es viele. Die gründlichsten Maßnahmen wären hier angezeigt und ohne Zagen ins Werk zu setzen. Aber nicht Argumente, gekleidet in mahnende Worte, geeignet durch Ueberredung den Flug solcher Geister zu lenken und ihren Thatendrang einzudämmen, könnten hier heilen und helfen, sondern nur Lehr- und Bekehrmittel von mehr gröblicher Art, applizirt auf den Südpol ihrer leiblichen Wesenheiten.

---

[1]) Anthropogeographie I. S. 71.

Der Monolog in Lessings Dramen.

Von Dr. Eugen Kilian.

Die Thatsache, daß die Technik der realistischen modernen Dichterschule den dramatischen Monolog prinzipiell aus ihrem Programm verbannt, im Gegensatz zu dem klassischen Drama aller Zeiten, wo uns das Selbstgespräch überall als wichtiges poetisches Kunstmittel entgegentritt, hat neuerdings mannichfach theoretische Betrachtungen über das Wesen des Monologs und die Frage seiner Berechtigung hervorgerufen. Ein fester Boden für die Beantwortung aller hieher gehörigen Fragen wird nur durch eine geschichtliche Betrachtung des Monologs gewonnen. Leider sind wir auf diesem Gebiete bis dahin nur auf äußerst dürftige Hülfsquellen angewiesen. Eine die Weltliteratur umfassende Geschichte des Monologs, die ausgehend von der Antike das Drama der Renaissance, vor allem das Shakespeare'sche Drama, einer eingehenden diesbezüglichen Untersuchung unterwürfe und von hier aus die Entwicklung des Monologs in der dramatischen Dichtung der verschiedenen Nationen bis in die neuesten Zeiten herein verfolgte, fehlt bis jetzt unsrer

Literatur. Die Ausfüllung dieser Lücke ist umsomehr zu wünschen, als eine derartige Untersuchung auf das Wesen und die Grundgesetze der dramatischen Poesie, ganz besonders auch auf die geschichtliche Entwicklung der Schauspielkunst eine Fülle neuer und interessanter Lichter werfen würde. Auch mit den für ein solches Werk nothwendigen grundlegenden Vorarbeiten ist es bis jetzt ziemlich übel bestellt.

Um so dankbarer ist das Erscheinen eines Buches zu begrüßen, das dem berührten Mangel wenigstens für einen Theil des umfangreichen Gebietes abzuhelfen sich anschickt. In dem vor kurzem veröffentlichten 14. Bande der von Litzmann herausgegebenen „Theatergeschichtlichen Forschungen" widmet Friedrich Düsel dem dramatischen Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings eine werthvolle Untersuchung.[1]) Sie soll den ersten Theil eines größeren Werkes bilden, das die Geschichte des Monologs in dem neueren Drama der Deutschen, vor allem seine Entwicklung in den Werken von Lessing, Goethe, Schiller und Kleist zu verfolgen beabsichtigt. Wieweit der Verfasser diese Aufgabe erschöpfend zu lösen imstande sein wird, ohne dabei gelegentlich mehr oder minder ausführlich auch auf frühere geschichtliche Etappen, insbesondere auf das Drama Shakespeare's zurückzugreifen, wird die Zukunft zu zeigen haben.

Der vorliegende erste Theil des Düsel'schen Buches beschäftigt sich mit der Lessing'schen Dramatik. Als Einleitung gibt der Verfasser die nothwendigen Aufschlüsse über die in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts herrschenden theoretischen Anschauungen hinsichtlich des dramatischen Monologs. Die maßgebenden Doktrinen für das deutsche Drama der vorklassischen Zeit haben wir selbstverständlich in den Schriften der französischen Kunsttheoretiker zu suchen.

Zunächst ist es Hédelin, der Abt von Aubignac, der französische Gottsched des 17. Jahrhunderts, der in seinem Werke „Pratique du théâtre" (1657) ausführlicher auf die technischen Kunstmittel des Dramas zu sprechen kommt und dabei auch dem Monologe und dem ihm verwandten A parte seine Aufmerksamkeit zuwendet. Er verwirft vor allen den unorganischen Prolog der Alten und räumt dem Monolog, den er in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der „vraisemblance" betrachtet, nur dann Berechtigung ein, wenn er in organischer Verbindung aus der eigentlichen dramatischen Handlung hervorwachse. Das französische Schlagwort von der „vraisemblance" begegnet uns auch ein Jahrhundert später bei dem pedantischen deutschen Geistesverwandten Hédelins, bei Gottsched, der die Unwahrscheinlichkeit des Monologs in dem Satze begründet: „Kluge Leute pflegen nicht laut zu reden, wenn sie allein sind." Es ist, wie wir sehen, derselbe platte Rationalismus, dieselbe rein äußerliche Anschauung, die auch moderne Dramatiker vielfach auf den Irrweg einer prinzipiellen Verbannung des Monologs geführt hat; eine Anschauung, die übrigens nicht einmal den Scheingrund einer genauen Beobachtung der Wirklichkeit für sich anführen kann. Denn der Umstand, daß in der That sehr viele Menschen die Gewohnheit haben, den sie bewegenden Empfindungen, wenn sie allein sind, in lauten Ausrufen, abgebrochenen Reden ꝛc. Ausdruck zu geben, verleiht selbst dem photographisch die Wirklichkeit kopirenden Dichter die Berechtigung zu einer dementsprechenden Verwendung des Selbstgesprächs. Das hat schon Gottsched erkannt, der dem oben citirten Ausspruch über das Lautreden allein befindlicher Leute die Klausel anfügt: „es wäre denn in besonderen Affekten, und das zwar mit wenigen Worten". Hieraus ergibt sich die unleugbar richtige Forderung, die von der Gottsched'schen Theorie an den dramatischen Monolog gestellt wird: eine starke, zum unwiderstehlichen Ausbruch drängende Gemüthsbewegung und eine gewisse Kürze und Beschränkung in den Ausdrucksmitteln des Monologs. Dieselben Ideen finden wir in Frankreich bei Diderot und nach ihm bei Marmontel, die im übrigen Beide weit energischer und beredter, als es bis dahin der Fall gewesen war, für den Monolog als das intimste Offenbarungsmittel des Dramatikers für die seelischen Zustände seiner Personen eintreten. Bei Marmontel begegnet uns hinsichtlich der Ausdrucksformen des Monologs zum erstenmal die Forderung des bewegten Spiels, der Ungebundenheit der sich häufenden und wirr sich durchkreuzenden Gedanken, die das Selbstgespräch einzig natürlich und schon zu machen imstande sei, eine Forderung, die wir gerade in Lessings Meisterdramen auf das glänzendste erfüllt sehen. Marmontels Ausführungen finden in Deutschland ihren deutlich vernehmbaren Wiederhall in den Schriften von Sonnenfels und Joh. Jak. Engel, welch Letzterer ein neues und förderndes Element in die Monolog-Theorie bringt durch das Verlangen, daß der dramatische Monolog auch wirklich dramatisch sei, d. h. daß er in irgendeiner Beziehung zum Fortschritt der Handlung oder zur Entwicklung der Charaktere beitrage.

Als der jugendliche Lessing mit seinen dramatischen Erstlingswerken an die Oeffentlichkeit trat, stand er in jeder Hinsicht unter dem Einfluß und Bann der französischen Schule. Als unverbrüchliches Machtgebot galt hier vor allem die Wahrung der Einheit des Ortes und als nicht minder wichtiges Gesetz die dramaturgische Vorschrift, daß die Bühne während eines Aktes niemals leer sein dürfe; trat ein neuer Spieler auf, so mußte er allezeit Jemand finden, mit dem er sprechen konnte; ging Jemand ab, so mußte er Einen zurücklassen, der die Bühne füllte, bis zum Auftritt der nächsten Person. Die genaue Befolgung dieser Regel, die auch für den jungen Lessing bindend war, mußte nothwendig zu dem Kunstgriff führen, die Pause zwischen dem Abgang der einen und dem Auftritt der nächsten Person durch einen kleinen Monolog des zurückbleibenden, die „liaison des scènes" herstellenden Spielers auszufüllen. So stoßen wir denn in Lessings Jugenddramen auf eine beträchtliche Reihe sogenannter Füll- oder Brückenmonologe, die nur dem Bedürfniß entsprangen, die zwischen zwei Dialogscenen drohende Kluft der Bühnenleere zu schließen. Daß der Monolog hier in der That nur, wie Düsel nachweist, „dramaturgischer Nothbehelf einer noch unfertigen Technik" war, lehrt sehr deutlich ein Blick auf die aus den 40er und 50er Jahren erhaltenen dramatischen Entwürfe Lessings, in denen äußerst selten ein Monolog im voraus vorgemerkt wurde; erst als der Dichter an die Ausführung herantrat, sah er sich zum Zweck der Scenenverknüpfung im Sinne der französischen Doktrin zur Einfügung der zahlreichen kleinen Monologstellen veranlaßt. Die letzteren sind, an sich betrachtet, fast durchweg entbehrlich und enthalten wenig, was nicht gerade so gut im Dialog behandelt werden könnte. Während dieser Füllmonolog in den Jugenddramen Lessings eine ziemlich breite Stelle einnimmt, sehen wir ihn mit der zunehmenden technischen Reife des Dichters in seinen späteren Dramen bis auf geringe Ueberreste verschwinden; wo uns solche Spuren noch begegnen, versteht es der Dichter, den dramatischen Nothbehelf einem höheren künstlerischen Zweck dienstbar zu machen.

Eine andere Gattung des Monologs ist der Expositionsmonolog; er widerstrebt auf das schroffste dem Wesen des Dramas, da er nur dazu dient, das Publikum über Dinge aufzuklären, die es einzig aus der Handlung des Stückes erfahren dürfte. In dem Expositionsmonolog wendet sich die betreffende Person direkt oder indirekt an das Publikum

[1]) Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1897. 80, 86 S.

und zerstört hiedurch die Illusion, da die dramatische Kunst, wie Scherer treffend sagt, von der Voraussetzung ausgeht, „daß die Leute, die da spielen, unter sich sind, und daß nur ein guter Gott den Vorhang weggezogen hat, damit das Publikum zusehen kann“. Es zeugt von Lessings instinktivem Kunstverstand, daß diese Gattung des Monologs uns auch in seinen Jugenddramen ziemlich selten begegnet. Häufiger ist dagegen die Verwendung des Monologs für die eigentliche Exposition in den späteren Dramen, aber hier in einer so hohen künstlerischen Vollendung, daß der Zuschauer in den betreffenden Selbstgesprächen niemals eine bestimmende Absicht herausfühlt. Die Monologe des Prinzen im ersten Akt von „Emilia Galotti“ können als bewundernswerthes Muster dafür gelten, wie expositionelle Elemente in monologischer Form zu bewerthen sind. Diese Selbstgespräche ergeben sich mit zwingender Nothwendigkeit aus den jeweiligen Gefühlsaffekten des Prinzen, in einer so ungekünstelten Natürlichkeit, daß die darin enthaltenen aufklärenden Elemente wie organisch eingewebte Fäden erscheinen, die alles eher als den Eindruck von Absichtlichkeit hervorrufen.

Nahe verwandt mit dieser Art des Selbstgesprächs ist der Selbstenthüllungs- oder Offenbarungsmonolog, der dem vornehmsten Zwecke dieses Kunstmittels, der intimen Seelenoffenbarung der Personen, dient. Entsprechend den zumeist äußerlichen Stoffen der Jugendstücke finden sich in diesen nur einige wenige Ansätze zu der Gattung des Offenbarungsmonologs, der erst in den Meisterdramen des Dichters dreileren Boden zu fassen beginnt. Die scharfe, philosophirende Verstandesnatur des Dichters gibt sich in den zahlreichen Reflexionen und Philosophismen kund, die uns mit Vorliebe als Inhalt des Lessing'schen Monologs begegnen. Während dieser Reflexionsmonolog in den Jugenddramen das Thema der vorangegangenen Dialogscene zu überdenken und oariirend zu wiederholen beliebt, neigt der gereiftere Dichter — ein deutliches Wahrzeichen seines Fortschritts — mehr zu dem vorbereitenden Monolog, der dadurch, daß er in den meisten Fällen die Ueberlegungen vor einem bevorstehenden Konflikt oder Problem behandelt und demgemäß in der Regel mit einer die Handlung fördernden Entschließung endigt, dramatisches Leben und dramatische Bedeutung erhält.

Auch Dusels Ausführungen über die Einkleidung und die äußere Form des Lessing'schen Monologs enthalten viele dankenswerthe und anregende Einzelheiten, auf die hier nur summarisch verwiesen sei. Etwas unklar ist die Auffassung des Verfassers, wenn er leise tadelnd versichert, Lessing habe nie eine ausdrückliche Motivirung des Selbstgesprächs für nöthig gehalten. Was ist die Motivirung eines Selbstgesprächs und wozu bedarf es einer solchen? Ist eine Person allein und befindet sie sich in einer Situation und in einer Gemüthsverfassung, die eine laute Explosion der sie beschäftigenden Gedanken natürlich erscheinen läßt, so sind alle nothwendigen Vorbedingungen für Selbstgespräch geschaffen; einer weiteren äußeren und „ausdrücklichen Motivirung“ des Monologs bedarf es dann keineswegs; eine solche würde nur einen absichtlichen und gesuchten Eindruck hervorrufen, wie dies der Verfasser selbst bei dem von ihm citirten monologischen Erleichterungsseufzer der Sara Samson „Ich bin wieder allein ꝛc.“ zugesteht.

Hinsichtlich der Stellung des Lessing'schen Monologs in dem scenischen Gefüge des Stückes ist hervorzuheben, daß der Dichter den Monolog als Akt- oder Scenen-einleitung ziemlich häufig verwendet, während er gegen dessen Verwerthung als Aktschluß eine offenbare Abneigung bekundet. Das letztere hängt zum Theil jedenfalls mit der von Bulthaupt erstmals richtig erkannten Eigenthümlichkeit der Lessing'schen Aktschlüsse zusammen: „Das ist das Gemeinsame aller Lessing'schen Aktschlüsse: er setzt mit ihnen bald deutlich, bald undeutlich ein neues Motiv ein, anstatt ein vorhandenes zum Austrag und Abschluß zu bringen; er eröffnet in ihnen leise eine neue Pforte, anstatt die alle sichtbar und hörbar abzuschließen.“ Es ist einleuchtend, daß für dies dem Lessing'schen Anschluß eigenthümliche Einsetzen neuer Motive der Monolog sich weit weniger eignete, als die den dramatischen Fortschritt fördernde dialogische Form.

Sehr lehrreich sind die Wahrnehmungen, die sich aus einer sorgfältigen Betrachtung der Sprache in Lessings Monologen ergeben. Entsprechend der allgemeinen Abneigung des Dichters gegen schönrednerisches Pathos und rhetorische Ausschmückung der Rede, zeigt auch die Sprache des Monologs eine in ihrer gedrängten Kürze bis an die äußerste Grenze gehende Enthaltsamkeit. Dagegen gibt sich schon in den Jugenddramen das deutliche Bestreben kund, „die Gedanken so zu geben, wie sie entstehen, den Satzbau durchbrochen und abgerissen zu gestalten und infolgedessen mit zahlreichen Gedankenstrichen zu arbeiten, dieser der natürlichen Sprechweise angemessensten und geläufigsten Interpunktion“. Diese naturalistischen Ansätze, in denen die Gedanken in abgebrochenen, der Wirklichkeit abgelauschten Lauten, nicht als fertige Gedanken, sondern als keimende und werdende gegeben werden, verleihen dem Lessing'schen Monolog jenen hohen Grad realistischen Lebens und echt dramatischer Beweglichkeit, die wir mit vollem Recht daran bewundern. Dazu tritt, namentlich in den späteren Dramen, mehr und mehr platzgreifend, das den dramatischen Charakter des Monologs mächtig fördernde dialogische Element; „der für sich Sprechende theilt sich gewissermaßen antithetisch in zwei Personen: eine, die fragt, und eine, die antwortet; eine, die anregt, und eine, die weiterführt; eine, die zweifelt, und eine, die beschwichtigt; eine, die aufbaut, und eine, die einreißt.“ Die Monologe der Lessing'schen Meisterdramen, die von dem sorgfältigsten Studium der Natur und der feinsinnigsten Erforschung des menschlichen Seelenlebens Zeugniß geben, sind fast ausnahmslos von einer künstlerischen Vollendung, die sie für alle Zeiten als Muster für die richtige Behandlung des dramatischen Monologs erscheinen lassen wird.

Mehr anhangsweise als erschöpfend wurde von Düsel auch das dem Monolog verwandte, durchaus unkünstlerische A parte in den Kreis der Betrachtung gezogen. Theoretisch hat Lessing das A parte in der Hamburger Dramaturgie sowohl wie in seiner Kritik über die „Gefangenen“ des Plautus mehrfach bekämpft und das Beiseitesprechen als „ungereimt“ und „sehr anstößig“ verspottet. Sein Ausspruch jedoch, das A parte sei auf der räumlich ausgedehnten Bühne der Alten, die es wahrscheinlich machte, daß eine Person eine andere ihr fernstehende nicht verstand, weniger unnatürlich gewesen, als bei uns, zeigt deutlich, wie Düsel richtig bemerkt, daß dem Dichter danach wenigstens (1751) das eigentlich Widerkünstlerische und Unorganische der Seitenbemerkungen ad spectatores noch nicht zum vollen Bewußtsein gekommen war. Demgemäß finden wir in den Jugendstücken des Dichters eine noch ziemlich reichliche Verwendung dieses Kunstmittels, die sich kaum von der technischen Verwerthung desselben bei den Spaniern und Franzosen unterscheidet. In den reiferen Dramen wird die Anwendung des A parte auf wenige Ausnahmefälle beschränkt.

Die hierauf sich beziehenden Ausführungen Düsels leiden insofern an einer gewissen Unklarheit, als der Begriff des A parte von dem Verfasser nicht genau präzisirt, und, wie es scheint, nicht völlig scharf erkannt ist. Unter dem A parte ist nur eine während einer Dialogscene von einer Person für sich gesprochene, d. h. eigentlich für die Zuschauer

Digitized by Google

bestimmte Rede zu verstehen, die, wie die Bühnentradition annimmt, von dem Mitspieler nicht gehört wird. Ein solches, die künstlerische Illusion gewaltsam zerreißendes A parte hat aber nichts zu thun mit der von dieser Person an eine andere in Gegenwart eines Dritten gerichteten halblauten Seitenbemerkung oder mit dem während einer Ensemblescene von zwei Personen beiseite und halblaut geführten Sondergespräch, was von dem Verfasser irrthümlicherweise ebenfalls als A parte bezeichnet wird. Wenn beispielsweise in „Minna von Barnhelm" V, 8 der Wirth in Gegenwart Tellheims und Minna's mit Franziska ein halblautes, von Jenen nicht beachtetes Gespräch führt, so hat dies, ebensowenig wie Paul Werners halblaut an Franziska gerichtete Bemerkung: „Hier nicht, Frauenzimmerchen; es ist wider den Respekt, wider die Subordination", mit dem an die Zuschauer sich richtenden A parte nicht das entfernteste zu schaffen. Die Natürlichkeit dieser Scene dürfte selbst von Seiten des radikalsten Naturalismus kaum zu beanstanden sein. Die Verwendung des A parte ist darnach bei Lessing nicht so häufig, wie es nach den Ausführungen Düsels erscheinen möchte.

Der Ausdehnung der im übrigen sehr werthvollen Untersuchungen des vorliegenden Buches auf das Drama der übrigen Klassiker ist mit Interesse entgegenzusehen. Doch wäre es wünschenswerth, daß neben Goethe, Schiller und Kleist vor allem auch Grillparzer in den Kreis der Betrachtung gezogen würde. Auch dadurch würde sich der Verfasser Dank verdienen, wenn er versuchte, die schauspielerische Seite des Monologs, d. h. seine Spielweise auf der Bühne, bis zu einem gewissen Grade zu berücksichtigen. Gerade die Behandlung des dramatischen Monologs ist imstande, interessante Schlüsse auf die Schauspielkunst der betreffenden Epoche zu gewähren. Andrerseits vermag die Spielbarkeit des Monologs, seine Prüfung von der schauspielerischen Seite, einen gewissen Maßstab zu geben für die Art der künstlerischen Behandlung des Monologs. Nur ein solches Selbstgespräch, das sich von einem guten Darsteller in absoluter Intimität, mit gänzlicher Ignorirung des Publikums spielen läßt, kann den Anspruch auf dichterischen Vollwerth erheben. Fühlt sich dagegen der künstlerisch auf das Spielen des Monologs geschulte Darsteller an irgendeiner Stelle desselben versucht, sich direkt an das Publikum, wie an eine dritte Person, zu wenden, so gewährt das einen ziemlich sicheren Rückschluß auf irgendeinen Mangel in der dichterischen Behandlung des betreffenden Monologs.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. L. W. O. Dr. S. Gräfenberg: **Praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache für Handelsschulen und zum Selbstunterricht.** (Frankfurt a. M., Karl Zügel'scher Verlag; Moritz Abendroth, 1897.) — Dies in Anlage und Ausführung gleich treffliche Lehrbuch empfiehlt sich in erster Linie durch den reichhaltigen spanischen Uebungsstoff, für dessen rein idiomatischen Charakter die von dem Madrider Oberbibliothekar Paz y Melia geübte Kontrole bürgt. Die geschickt gewählten spanischen Dialoge behandeln die verschiedensten Gegenstände des häuslichen, Handels- und Verkehrslebens, den Versicherungsweisens, Reiseeinrichtungen u. a. m. Dazu gesellen sich eine Anzahl Anekdoten, viele Muster der privaten und geschäftlichen Korrespondenz, sowie Beispiele von Annoncen „für alle Lebenslagen" aus den Madrider Tagesblättern. So findet sich reiche Gelegenheit, von den gewöhnlichsten Dingen und Redewendungen, von dem stereotypen ya lo creo und á los piés de V., soweit, bis zu den landläufigeren redensarten und Zitaten bekanntem poquecasadodondecomo-Scherz die ganze Alltagssprache der Hispanos Revue passiren zu lassen. Für den Selbstunterricht werden sich die den spanischen Uebungsstücken fast durchweg beigegebenen deutschen Uebersetzungen nutzbringend erweisen. Der grammatische Stoff ist auf das durchaus Nothwendige beschränkt. Daß die 1884 sogenannte neue spanische Orthographie konsequent durchgeführt ist, bedarf kaum der Erwähnung. Uneingeschränktes Lob gebührt dem Verleger für die überaus saubere und ansprechende Ausstattung des Buches; Papier und Druck sind vorzüglich, und Druckfehler sind nicht vorhanden.

-tt. **In Lachen und Lächeln. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß.** (Stuttgart, Adolf Bonz u. Komp. 1898). — In der stattlichen Anzahl von Sammlungen anmuthiger und gemüthvoller Causerien, die der Wiener Feuilletonist seit Jahren hat erscheinen lassen, tritt in der vorliegenden eine neue, in denen die Freunde des Verfassers viele seiner alten Vorzüge wiederfinden werden. Gegenüber dem leichten, fröhlichen Geplauder, das in den älteren Skizzen den Hauptton bildet, überwiegt diesmal die innere Wärme, ein ernster, zuweilen wehmüthiger Grundton. Selbst in der Träumerei „Studentenreise" mit ihrem köstlichen Schluß ist eine wehmüthige Stimmung vorhanden. „Gewesenes umspinnen wir gern mit Goldfäden und tauchen es in gleißende, schillernde Farben und hüllen es in den Zaubermantel des Heimwehs, das ebenso schmerzlich angenehm ist, wie die theure, die köstliche Sehnsucht. ..." Auch „Katherl" (ein Erinnerungsblatt) ist in seiner Schlichtheit von wehmüthig ergreifender Wirkung. Allerliebst ist die kleine Geschichte „Nach zwanzig Jahren", deren Erzähler immer lachen muß, wenn er der schönen Madeleine eine stiftmäßige Verbeugung machen muß, weil ihm das Bild vorschwebt, wie er sie vor 20 Jahren in der Badewanne als Baby sah und behandelte. Die kleinen Satiren auf moderner Auswüchse und litterarische Unarten sind lustig, aber ohne Spitze.

Emanuel Frhr. v. Bodman. Lebe. Ein Gedichtbuch. München 2c., Albert Langen 1897. — Wer aus Langeweile oder Neugierde oder Lesebehagen einmal „Die Gesellschaft", oder den „Simplicissimus" in die Hand genommen hat, der wird sich vielleicht auch des Frhrn. v. Bodman erinnern. Die zerstreut umherflatternden Blätter hat er jetzt zu einem gefälligen Band, seinem Erstlingswerk vereinigt. Er ist ganz à la mode, einer von den „Jüngsten", ein Stück Liliencron und Dehmel, verschmolzen mit einem weit umfangreicheren Stück eigener Habe. Mit jenem hat er den frischen, kraftvollen Ueberschwang hie und da gemeinsam, mit diesem die beide Manier, zeitweilig von „nackter Liebe" zu stammeln und dabei allerlei blühenden Blödsinn zu genehmigen. „Meerwoge" hätte zur Noth auch in des genialen Richard „Weib und Welt" freundliche Aufnahme finden können. Ebenso erscheint das ahnungsvolle Stimmungsgemälde „Im Gehn", um Wilhelm Arents bezeichnenden terminum technicum zu citiren, als echte „Dehmelei". Weiterhin hätte er es u. a. nicht nöthig gehabt, einem entsetzten Pagen schnurstracks das Haar wachsen, einen gewöhnlichen Saeg fließen und sich von der Qual fressen zu lassen. Auch dürfte sein „rothes, blamendes Herz" scharfen Gegnern der Dehmelei abnorm vorkommen und seine Frage: „Wühlt ihr in euren Seelen noch so verzückt herum mit Federmessern", jenen geistreichen Fragen beigezählt werden, die nach dem Sprichwort selbst gehn Weise nicht beantworten können. Viele andere Bilder, „die Tage verbluten", „die Vergessenheit fliegt auf Sammetflügeln", kann man dagegen freudig willkommen heißen. Ueberhaupt verdient Emanuel v. Bodman trotz mannichfaltiger jugendlicher Verirrungen eine breitere Charakteristik. Sein Ideal erfüllt er selber: „ein junges, nacktes, freudedurstiges Leben". Es ist junger Most, der schäumt und überschäumt, es ist Jugend, die sich in tollem Genuß austobt. Der Lebensnerv seiner Dichtung liegt in dem Wörtchen Gluth, Gluth der Seele und Gluth der Sonne. Ohne Gluth bringt er kein Poem zu Stande. Seine höchsten und schönsten Freuden empfängt er im knospenden Frühling, und merkwürdig, schon sein Frühling quillt aus Sonne, er ist „sonnenfrut" wie sein Sänger. Aber das Grünen und Blühen gälte ihm als Hauch und Nebel, müßte er einsam seines Weges ziehen. Zu Zweien! Ohne „Weib" kann er nicht existiren; die Natur schätzt er insofern, als sie eine entsprechende und ansprechende Staffage für seine Liebchen bildet. Daher hat er keine eigentlichen Naturlieder, sondern einzig und allein Liebeslieder geschaffen. Alle Wandlungen und Wendungen einer wechselvollen Romans hat er reizvoll ausgebeutet, von der vollen, rückhaltlosen Hingebung bis zum schmerzlichen adieu pour toujours in die graue Ewigkeit. Seine Liebe ist selige Trunkenheit und brausende Leidenschaft; sein Herz bittet nicht um Erhörung, es schreit; es gibt sich nach der ersehnten Erhörung seiner stillen Waane hin, es jauchzt empor.

A. K. T. Tiele.

Feldzug der Oesterreicher gegen König Joachim Murat im Jahre 1815 von Friedrich Schirmer, k. u. k. Oberlieutenant, zugetheilt dem Generalstab. Mit 23 Beilagen und zwei Tafeln. Budapest 1898. Verlag der Hofbuchhandlung Grill. — Joachim Murat, der Sohn eines Gastwirths za La Bastide-Frontonière bei Cahors, der glänzende Reitergeneral, nachmaliger Prinz, Großherzog von Berg und König von Neapel, ist eine der interessantesten Gestalten aus dem napoleonischen Zeitalter. Nach stürmisch verlebter Jugend in den Bannkreis Buonaparte's gelangend, schließt er sich voll und ganz diesem an, leistet ihm am 18. Brumaire und bei Marengo durch seine Umsicht und glänzende Tapferkeit schätzbare Dienste, die von Napoleon glänzend belohnt werden. Der weitere Lebenslauf Murats ist eine Reihe von Auszeichnungen, die auf dem Königsthron der Bourbonen zu Neapel endigen. Seine kurze Herrschaft könnte als eine segensreiche bezeichnet werden, wenn sein diplomatisches Talent im Verhältniß zu seiner Tapferkeit gestanden wäre. Die Kunst des Regierens war ihm nicht gegeben; seine politische Haltung war in den wechselvollen Zeiten schwankend und unklar. Nach der Katastrophe in Rußland wankend geworden, trennt er nach Leipzig seine Sache von jener Napoleons, um einem politischen Phantom nachzujagen und dabei Thron und Leben einzubüßen. Er wollte den schon damals zum Ausdruck gelangenden Einheitsdrang Italiens benutzen und sich zum Herrn der ganzen Halbinsel machen. Den Zeitpunkt der Entweichung Napoleons von Elba und dessen Triumphzug durch Frankreich, die dadurch geschaffene politische Sachlage für seine Pläne günstig haltend, begann er in den letzten Tagen des März 1815 den Krieg mit der Vormacht in Italien, mit Oesterreich, einen Krieg, der für Murat so verhängnißvoll enden sollte. Das vorliegende Werk behandelt den Feldzug der Oesterreicher, den der Verfasser dieser Studie, ein strebsamer österreichisch-ungarischer Stabsoffizier, selbst eine „vergessene Kampagne" nennt, in klarer und instruktiver Weise. Es ist dies ein beinahe vollständig unkultivirtes Terrain, sehr spärlich sickerten die Nachrichten aus dieser Kriegsperiode. War doch Europa's ungetheilte Aufmerksamkeit den belgischen Blachfeldern zugewandt, wo die eisernen Würfel fallen sollten, und die zeitgenössische literarische Thätigkeit war auch später im Dienst dieser epochemachenden Ereignisse und weit entfernt, dem Feldzug des Jahres 1815 in Italien größere Beachtung zu schenken. Und doch mit Unrecht! Denn diese Kampagne ist reich an instruktiven Operationen und an taktischen Details, da die Kämpfe gegen Joachim Murat sowohl in der reichen südlichen Po-Ebene, als auch in dem damals beinahe unwegsamen Apennin und an dem westlichen Küstensaum vor sich gingen.

Nachdem der Verfasser eine gedrängte Uebersicht der politischen Ereignisse vor der Eröffnung des Feldzuges gegeben, beschäftigt er sich mit den beiderseitigen Kräftegruppirungen und den Operationsplänen, deren Werth er genau abmißt. An dieser Stelle unterzieht er den Operationsplan Murats einer sehr eingehenden und unparteiischen Kritik, die nach Würdigung der für Murat so günstigen politischen Konstellation zu dem Ergebniß gelangt, daß Murats schneller, überraschender Vormarsch bei Ancona gegen die Legationen, das Zurückdrängen der daselbst und in den Herzogthümern befindlichen österreichischen Truppen, dann die Vereinigung mit den durch Toscana disponirten Garden bei Bologna oder Modena, wohl richtig gedacht war, doch bei der Ausführung gleich zu Beginn scheitern mußte. Wohl hatte Murat durch sein frühes Losschlagen die Ueberraschung für sich; doch sein Vormarsch in zwei Kolonnen, weiterhin das Ausbleiben der Garde, die kaum über Rom hinauskam, waren Fehler, die sich schwer wieder gutmachen ließen. Hier bemerkt der Verfasser, daß man Armeen in der Stärke von 30—35,000 Mann nur eine Operationslinie zuzuweisen habe, wenn nicht zwingende Umstände, und die waren bei Murats Offensive nicht vorhanden, eine Ausnahme bedingen. Die Offensive Joachim Murats beginnt am 17. März. Sie geräth jedoch bald durch den unerwarteten Widerstand der Oesterreicher, durch das Fehlschlagen des Appells an die Völker Italiens und durch die geringe Vermehrung seiner schwachen Armee durch Freiwillige in Stockung. So waren Murats Voraussetzungen nicht eingetroffen und er war nach den unglücklichen Gefechten von Carpi, Rubiera und Occhiobello gezwungen, den Rückzug auf Rimini anzutreten. Sehr fleißig ausgearbeitet sind an dieser Stelle des Werkes die Beurtheilungen der gegenseitigen Maßnahmen, deutlich hervorgehoben die aufeinanderfolgenden Fehlgriffe der Neapolitaner und die zielbewußte Offensive der hart nachdrängenden österreichischen Armee. All diese Umstände führten zu der in jeder Hinsicht lehrreichen Schlacht bei Tolentino (am 2. and 3. Mai 1815). Hier wurde auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit gekämpft, das Ergebniß aber war der Rückzug der Neapolitaner. Bei Tolentino wurde das Schicksal Murats entschieden, seine märchenhafte Laufbahn beendet. Am 22. Mai zogen die siegreichen Oesterreicher unter Glockengeläute in Neapel ein, während Murat, verkleidet, mit wenigen Getreuen, auf einem gemietheten Handelsschiffe nach Frankreich segelte. Nach Waterloo unternahm er von Corsica aus seinen abenteuerlichen Kriegszug zur Wiedereroberung seines Königsthrons, aber nur, um, kaum gelandet, festgenommen und erschossen zu werden.

Schirmers Werk ist eine ernste, gewissenhafte Arbeit, interessant in ihren Details und lehrreich in ihren Beilagen, deren einige erst durch dieses Werk das Licht der Gegenwart erblickten. Die zweite und dritte Folge, die Kämpfe der Verbündeten am Oberrhein und die FZM. Frimonts in Südostfrankreich, sollen noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. Die beigegebenen Karten sind mit größter Sorgfalt gearbeitet.

Budapest. Dr. Bruno Schwicker.

α Zu Eining (Abusina), dem rechtsufrigen Donaubrückenkopf an der gallisch-pannonischen Heerstraße der Römer und am Anfangspunkte des rätischen Limes, sind während der letzten Jahre die früher mit so großem Eifer und mit so schönen Erfolgen betriebenen Ausgrabungsarbeiten ziemlich ins Stocken gerathen. Am Kastell ist gar nichts mehr geschehen, obwohl die Arbeit dort am nöthigsten wäre und der Wissenschaft die ersprießlichsten Ergebnisse verspricht; dagegen hat in der Lagerstadt außerhalb des Kastells, hart am Hochufer des Stromes, Lehrer Sellmaier — der erst jüngst für seine Verdienste um die Ausgrabungen durch die Silbermedaille des Kronordens ausgezeichnet wurde — mit den wenigen zu seiner Verfügung stehenden Mitteln ein großes und interessantes Gebäude bloßgelegt. Nach seinen freundlichen Mittheilungen berichten wir folgendes: Das Gebäude zeigt eine typische Form: ein längliches Viereck, von West nach Ost gerichtet, an der Ostseite mit pavillonartigem Vorsprung gegen Süden, der mit einer Absis an der Südostecke gegen Osten ausladet. Ungefähr in der Mitte der Nordfront des Hauptbaues springt eine viereckige Exedra nar; das gleiche thut am unteren östlichen Theile dieser Front ein Trakt, der vielleicht ein später angefügter Annex ist. Die Gestalt des Grundrisses hat durch diese Vorsprünge und Ausladungen eine unregelmäßige Erscheinung erhalten, die Fronten jedoch haben eine materische Gliederung gewonnen. Die Längenachse mißt von West nach Ost 34 m, wozu noch die Ausladung der Absis an der Südostecke mit 3 m kommt; die Tiefe beträgt je nach den Räumen 8 m (am Westende), 15 m (im Mittelheile mit der Exedra), 18 m (am Ostende mit dem Pavillon) und 30 m (am Ostende mit dem Pavillon und mit dem Trakt nor der Nordfront). Der zuletzt genannte Trokt ist übrigens theilweise zerstört, denn mehrere seiner Mauern brechen ab, ganz erhalten ist nur eine halbkreisförmige Absis; und außerhalb der Mauerreste und der Absis finden sich noch mehere Trümmer von Estrich. Das ausgegrabene Souterrain des Gebäudes enthält im ganzen 15 Gelasse mit einer solchen Eintheilung, daß man daraus schließen kann, das Obergeschoß habe 9 mehr oder minder große Wohnräume umfangen, davon 7 im Hauptbau und 2 im Annexbau. Erstere 7 messen im Lichten 7 × 7, 4 × 4.4, 3.65 × 3.4, 8.2 × 5.4, 3.8 × 7 (mit Absis), 4 × 3.8, 6 × 3.8 m; ihre Größe stimmt also mit den gewöhnlich anzutreffenden Ausmaßen der Wohnräume in römischen Gebäuden, die neben einigen kleineren (Schlaf- und Privat-) Gemächern in der Regel auch einige größere (Gesellschafts-) Zimmer und Salons enthalten. Merkwürdig ist dieser Hauptbau wegen der Heizbarkeit der sämmtlichen Gemächer und des Zusammenwirkens der Heizanlagen, Umstände, welche auf die Geschicklichkeit der Römer hinweisen, womit sie die Unbill des deutschen Klimas zu pariren und

sich den Aufenthalt unter nördlichem Himmel komfortabel zu gestalten wußten. Denn das römische Luftheizungssystem ist von modernen Einrichtungen wohl nachgeahmt, aber noch nicht übertroffen worden; freilich standen zur Bedienung Sklaven und als Material Holzkohlen zur Verfügung, die so gut wie nichts kosteten. Die Erwärmung der Luft geschah an unserm Gebäude durch drei Präfurnien in seinem Innern und durch 6 Schürlöcher von den Außenseiten her; mittelst zahlreicher Kanäle durch die Zwischenmauern, durch welche die von Zug und Gegenzug getriebene heiße Luft von einem Hypokaust ins andere strich, kommunizirten die Hohlräume untereinander. Ueber ihnen ruhte der schwebende Fußboden auf den in Reihen geordneten Säulen aus Ziegelplatten; nur im großen Raume des Westendes wurde er von sechs Quermauern getragen, wooon fünf durch je vier, eine durch drei Feuerungszüge durchbrochen werden. In diesem Raume sind ferner an der Süd- und Nordwand Heizkochelströnge und an der Westwand Kominschlöte ersichtlich. So sehr diese gut kombinirten Heizanlagen auch das Interesse fesseln, so werden sie doch noch übertroffen durch die Funde inner- und außerhalb des Gebäudes. Man stieß nämlich auf zwölf menschliche und ein thierisches Skelett. In einem der oben genannten Räume traf man auf ein männliches Skelett mit Pferd, deren Lage die Vermuthung gestattet, daß das Pferd mit seinem Reiter durchgebrochen und Beide zugrunde gegangen seien; ferner wurden zwischen den Hypokaustensäulen zwei Kinderskelette herausbefördert, die anscheinend verschüttet worden waren, sowie an einer anderen Stelle ebenfalls zwischen den Hypokaustensäulen das Skelett eines Erwachsenen; nirgends wurde eine Beigabe gefunden. Im Hypokaustum der Exedra fand man viel Malerei, theils in Veroneser Grün, theils in pompejanischem Roth. Ein anderer Raum enthielt ein Plattengrab, in dem eine Frau bestattet war. Bei ihr fand sich ein germanischer Beinkamm, ein einfacher Armreif ohne Verzierung aus Bronze und eine römische Fibel; die Leiche war auf Asche gebettet. Im nächsten seitwärts anstoßenden Raum, der erst durch eine später eingezogene verbandlose Zwischenmauer abgetrennt und zur Hälfte als Präfurnium eingerichtet worden zu sein scheint, lagen über dem Heizkanal und über den Hypokaustensäulen zwei Skelette mit den Füßen gegen einander, ein männliches und ein weibliches; letzteres trug am rechten Arme zwei Armreife aus Bronze mit löwenkopfartigen Ornamenten. In dem zum nächsten Hypokaustum führenden Heizkanal fand man eine Frauenleiche mit einem vollständig ausgetragenen Kinde im Mutterleibe. In der Absis des nördlichen Trakts vor dem Ostende des Gebäudes war das Ziegelpflaster theilweise ausgebrochen; hier fand sich unter dem Fußboden ein bis zur Unkenntlichkeit verwestes Skelett mit prachtvoller schwerer Bronzefibel, ein weiteres ebenfalls ganz defektes Skelett über dem Fußboden und ein drittes Skelett auf dem Stumpf der Kehlmauer. Bei den Fußbodentrümmern vor der eben genannten Absis erhob man ein sehr gut erhaltenes Skelett mit gekreuzten Armen; auf seiner Brust lag ein Anker aus Bronze und eine Gürtelschließe. Es war nur 50 cm tief gebettet, alle übrigen 1—1.2 m tief. Zu erwähnen ist noch, daß in den drei Hypokausten der pavillonartig vorspringenden Ostseite zahlreiche Ziegel mit dem Stempel der legio tertia Italica vorhanden sind. Alle Mauern sind in gutem Zustand, sollen erhalten und mit Ziegeln abgedeckt werden. Des Raumes wegen enthalten wir uns aller Bemerkungen und drücken nur, wie bereits früher, unser lebhaftes Bedauern aus, daß die Reichslimeskommission es versäumt hat, Abusina ihrem Arbeitsprogramm einzuverleiben, ungeachtet die Donaubrücke und das Kastell dortselbst integrirende Bestandtheile der Limesanlagen bilden und sogar zu den militärisch und archäologisch wichtigsten unter ihnen zählen. Möge daher die kgl. bayerische Akademie der Wissenschaften, speziell deren Kommission für Urgeschichte, die Förderung der Arbeiten dortselbst auf sich nehmen und deren wissenschaftliche Verwerthung in fachverständige Hände legen — es wäre endlich Zeit dazu!

* In der Basler Naturforschenden Gesellschaft theilte, wie die „Chemiker-Zeitung" berichtet, Prof. Kahlbaum mit, daß es ihm zum erstenmal gelungen sei, Kupfer im Vacuum zu verflüchtigen. Er wies dabei gewonnene Kupfersublimate in Porzellanröhren vor. Die Sublimation erfolgte bei einer dem Schmelzpunkt des Kupfers naheliegenden Temperatur.

* Ueber die unter den Afghanen lebende Tradition, daß sie die Nachkommen der verloren gegangenen Stämme Israels seien, bringt die „Calcutta Review" einige Bemerkungen, die in mancher Hinsicht jene an sich merkwürdige Annahme zu bekräftigen scheinen. Die gewöhnlichsten Namen der Afghanen sind hebräisch: Yusuf (Joseph), Yakub (Jakob) und Ishak (Isaak). Die modernen Afghanen nennen sich noch heutigestags „Kinder Israels". Die jüdische Geschichte widerspricht der Tradition der Afghanen nicht. Sie erzählt, daß die zehn verloren gegangenen Stämme nach Medien und Mesopotamien auswanderten und daß sie $1\frac{1}{2}$ Jahre auf der Wanderung waren, bis sie in ein Land kamen, Azaroth geheißen. Wenn Azaroth wirklich Afghanistan bedeutet, so erklärt sich mancherlei. Die Juden sollen nach der Sage auf dem Berg Takht-i-Suleiman (Sitz Salomons) längst ansässig gewesen sein, ehe der Mohammedanismus auftam. Ein großer Theil der Afghanen soll seit unendlichen Zeiten den Namen Yusufzais, d. h. Nachkommen Josephs, d. h. der Stämme Ephraim und Manasse, führen. Zahlreiche uralte afghanische Sitten weisen zudem auf israelitischen Ursprung hin. So das Gebot, die Wittwe des verstorbenen Bruders zu heirathen, und die Steinigung als Todesstrafe. Viele Inschriften in Afghanistan lassen sich gar nicht anders erklären, als wenn man sie in das Hebräische übersetzt.

* **Erlangen.** Der ordentliche Professor der systematischen Theologie der hiesigen Universität Reinhold Seeberg wird dem an ihn ergangenen Ruf an die Berliner Universität Folge leisten.

* **Hannover.** Am 22. Februar verstarb der Professor der pathologischen Anatomie an der hiesigen thierärztlichen Hochschule Dr. Christ. Friedrich Wilhelm Rabe im 61. Lebensjahre.

* **Berlin.** Dem Oberbibliothekar des Reichstags, Dr. Johannes Müller, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Charlottenburg.** Der Kultusminister Dr. Bosse hat an den Rektor der hiesigen technischen Hochschule einen den Besuch der ausländischen Studenten einschränkenden Erlaß gerichtet. Es heißt darin: „Die Frequenz der Abtheilung für das Maschineningenieurwesen an der hiesigen technischen Hochschule hat sich derartig gesteigert, daß die Auditorien und die Zeichensäle für die Zahl der sich meldenden Besucher nicht mehr ausreichen. Es ist daher unvermeidlich, Beschränkungen des Besuchs eintreten zu lassen, und bestimme ich demnach bis auf weiteres, daß von dem 1. April d. J. ab Neuaufnahmen von solchen Personen, welche das deutsche Indigenat nicht besitzen (Ausländer), sei es als Studirende oder Hospitanten, an der Abtheilung für das Maschineningenieurwesen nicht mehr vorgenommen werden. Auf die übrigen Abtheilungen der technischen Hochschule wird die beschränkende Maßregel nicht ausgedehnt." — Die „Ausländerfrage" ist allerdings für die technischen Hochschulen schon seit Jahren brennend geworden, nur ist zu bedenken, daß der oben erwähnte Erlaß sich mit dem für diese Anstalten vorzugsweise geltenden Grundsatz, daß sie den Studirenden aller Nationen unter den gleichen Bedingungen zugänglich sein sollen, nicht vereinigen läßt. Die Ueberfüllung der Maschineningenieur-Abtheilung unsrer Hochschule ist ja ein seit Jahren dauernder und den Unterricht bedeutend erschwerender Uebelstand; richtiger und für das Gedeihen und den Ruf unsrer Hochschule wäre es aber wohl gewesen, ihm durch Erweiterung der Lehrmittel und Vermehrung der Lehrkräfte beizeiten abzuhelfen. Jetzt wird die Härte, die in dem Erlaß liegt, vielleicht dazu führen, daß die fremden Staaten auch ihrerseits Beschränkungen des Besuchs ihrer Lehranstalten durch deutsche Reichsangehörige eintreten lassen, und das würde gerade im Hinblick auf die durch den Erlaß mitbetroffenen Länder deutschen Sprachgebiets, also Oesterreich, die Schweiz und die russischen Ostseeprovinzen, bedauerlich sein.

☞ Die Redaktion der Beilage bittet freundlichst, alle Zusendungen an sie mit recht genauen Adressen der Absender versehen zu wollen.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 26. Februar. Nummer 46.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Luft und Bewegung. Von W. Berdrow. — Ramon de Campoamor. Von H. Keller-Jordan. — Mittheilungen und Nachrichten.

Luft und Bewegung.

Von W. Berdrow.

Von allen Hindernissen, welche der Ortsbewegung der festen Körper hinderlich sind und welche nach Ueberwindung des Trägheitswiderstandes sämmtlich auf Reibung beruhen, ist einzig und allein der Luftwiderstand bisher so gut wie unberücksichtigt geblieben. Und doch ist gerade er es, der sich schon bei der einfachsten und meistgeübten Bewegung, dem Gang des Menschen, täglich in der elementarsten Weise bemerkbar macht. Man braucht ja nur bei heftigem Winde ein Stück seiner Richtung zu folgen und dann ebensoweit ihr entgegen zu gehen, um den ganzen Unterschied einer Bewegung mit und ohne Luftwiderstand zu empfinden. Denn dieselbe Reibung, welche in diesem Falle der Wind erzeugt und welche in ihrer höchsten Steigerung zum unüberwindlichen Hemmniß jeder Bewegung werden kann, ist in genau demselben Maße vorhanden, wenn unter umgekehrten Verhältnissen die Luft sich langsamer bewegt oder gänzlich ruht, und die Bewegung hauptsächlich oder ganz auf Seiten des festen Körpers ist. Der heftige Stoß oder Reibungswiderstand, welchen ein Wind von 20 m Sekundengeschwindigkeit einem ruhenden oder langsam bewegten Körper bereitet, ist nun nichts größer als der Luftwiderstand, den ein Schnellzug von mäßiger Geschwindigkeit selbst in der ruhenden Atmosphäre findet. Der Bäume entwurzelnde Sturm und der Tornado, der Häuser in Schutt legt, das Segelschiff und der vor dem Winde treibende Schlittschuhläufer, das sind nur Beweise von der sehr körperlichen Natur der Atmosphäre und von der Reibung, welche ihre Bewegung längs festeren Körpern zu begleiten pflegt. Und doch hat die einfachste und naheliegendste Umkehrung dieser Erfahrungen, die Hemmung bewegter Körper durch den Reibungswiderstand der ruhenden Luft, im ganzen Umkreis der Technik bis jetzt fast nicht die geringste Beachtung erfahren.

Minder bevorzugten Mitbewohnern der Erde, als es der Mensch ist, hat ihr Instinkt und die Macht der Anpassung und Vererbung schon vor undenklichen Zeiten ein Mittel verliehen, dem bewegungsfeindlichen Widerstand des Luftmantels sich zu entziehen, in den unsre Erde gehüllt ist. Es sind die Vögel, und zwar besonders die Zugvögel, welche nur durch dieses Mittel die Fähigkeit erhalten, ihre langdauernden Wanderflüge und mitunter auch kürzere Reisen mit jener bewunderungswürdigen Schnelligkeit zu vollenden, welche so oft angestaunt und bezweifelt, aber dennoch durch hundert unwiderlegliche Zeugnisse festgestellt ist. Wenn sich die an Länge der Reisen und Menge der Theilnehmer gleich gewaltigen Wanderzüge der Vogelwelt des nördlichen Europa in den warmen Süden vollziehen, so erheben sich ihre Theilnehmer größtentheils in Höhen, innerhalb deren ihr Zug selbst vom schärfsten Auge nicht wahrgenommen werden kann. An vorzugsweise besuchten Rastorten, wie Helgoland, sieht man dann plötzlich gewaltige Vogelzüge scheinbar aus dem blauen Himmel, d. h. aus Erhebungen, in denen auch das bewaffnete Auge sie nicht wahrnehmen konnte, in Schaaren zur Erde herabsinken. Das läßt darauf schließen, daß selbst der Wanderzug der kleineren Vögel sich in Höhen von vielleicht 5000 m oder noch mehr, derjenige der großen aber bestimmt in bedeutend größerer Höhe abspielt. Natürlich ist mit dem Aufhören der Sichtbarkeit nur eine untere Grenze gegeben, oberhalb deren sich der Vogelzug vielleicht in viel bedeutenderen Höhen abspielt, als man jemals zu glauben gewagt hat. Sicher ist nur, daß die Höhe des Fluges auf die Größe der dabei zu leistenden Bewegungsarbeit einen ganz bestimmten Einfluß übt, und daß der letztere wahrscheinlich die Grundursache des hohen Fluges der Zugvögel bildet. Der Wanderflug vollzieht sich mit einer Schnelligkeit, welche bisweilen ins Unglaubliche steigt, und deren Durchschnitt etwa nach den genauesten Beobachtungen 30—40 deutsche Meilen in der Stunde beträgt. Das ist eine Geschwindigkeit von ungefähr 100 m in der Sekunde oder das Fünf- bis Siebenfache der Fluggeschwindigkeit, die man an der Erdoberfläche zu beobachten pflegt. Es ist ferner eine Schnelligkeit, mit der verglichen diejenige unsrer Eisenbahnzüge sehr geringfügig erscheint, denn Schnellzüge von 72 km Durchschnittsleistung haben nur eine Sekundengeschwindigkeit von 20 m, und selbst die größten vorübergehend mit Dampflokomotiven erzielten Fahrgeschwindigkeiten erreichen noch nicht ein Drittel der Schnelligkeit dieser Wanderzüge. Es bedarf keiner langen Ueberlegung, um sich klar zu machen, daß derartige Fluggeschwindigkeiten an der Erdoberfläche auch für die kräftigsten Vögel unerreichbar sein würden. Wäre doch, um die zweifellos festgestellte fünf- bis siebenfache Geschwindigkeit des gewöhnlichen Vogelfluges zu bewirken, nach den aus der bisherigen Erfahrung abgeleiteten Gesetzen des Luftdrucks eine nicht um dasselbe Maß, sondern um das 25- bis 40fache gesteigerte Kraftleistung des Vogels nöthig. Derartigen Energiesteigerungen widerspricht ebensowohl die Wahrscheinlichkeit wie die Rechnung. Man braucht, um die volle Unmöglichkeit der Annahme einzusehen, es könnte ein Vogel jemals an der Erdoberfläche die beobachtete Wandergeschwindigkeit entfalten, nur die Wirkung eines mäßigen Sturmes oder gar eines solchen von hundert oder mehr Kilometer Geschwindigkeit auf die fliegende Welt beobachtet zu haben. Sämmtliche Vögel, die es etwa wagen, sich derartigen Stürmen auszusetzen, werden widerstandslos vor dem Winde hergefegt; dreifach größer aber müßte die Reibung eines Wanderfluges von 300 km Stundengeschwindigkeit sein. Der Vogel, der in einer Frühlingsnacht von Afrika zu seiner Brutstätte im nördlichen Europa fliegt, der den Ozean kreuzt, ohne einen Rastpunkt zu finden, müßte die Kraft eines Menschen mit dem Körper einer Lerche vereinigen, oder aber er muß ein Mittel besitzen, sich dem Reibungs-

widerstand der Luft, praktisch genommen fast dem einzigen Gegenstand der Flugarbeit, größtentheils zu entziehen. Das Mittel dazu ist wahrscheinlich eben die Erhebung in Regionen, die wir vielleicht, selbst in unsern kühnsten Annahmen, noch unterschätzen. In 5500 m Höhe beträgt die Luftdichte nur noch die Hälfte, in 10,000—12,000 m nur noch den vierten Theil derjenigen, auf die wir angewiesen sind. Wie sich mit dieser Luftverdünnung die Gesetze des Widerstandes und der Reibung ändern, darüber liegen so gut wie gar keine Erfahrungen vor. Einstweilen aber ist eine äußerst verdünnte Atmosphäre für uns immerhin die plausibelste Erklärung einer Reibungsverminderung und Bewegungsschnelligkeit, die wir sonst nicht begreifen würden.

Es ist verständlich, daß solche Erwägungen bei den Ortsveränderungen des Menschen und seiner Verkehrshülfsmittel solange keine Rolle spielten, als die Schnelligkeit dieser Bewegung sich in den engen Grenzen früherer Jahre hielt. Heute sind diese praktischen Bedingungen des Verkehrs andere geworden. Die Schnelligkeit, welche man in der ersten Zeit des Eisenbahnverkehrs den Lokomotiven gab, wird heute zuweilen auf dem Fahrrad durch die bloße Muskelkraft eines Menschen erzielt, die Fahrgeschwindigkeit der Lokomotiven dagegen ist in schneller Steigerung begriffen, und das Ziel auch nur der heutigen Wünsche in dieser Richtung liegt weit oberhalb jener Grenze von 100 km in der Stunde oder rund 30 m in der Sekunde, die man heute nur in ganz vereinzelten Fällen versuchsweise überschritten hat. Aber es ist gar nicht einmal so viel nöthig, um den Widerstand der Atmosphäre auch für die Ortsveränderungen unsres irdischen Verkehrs zu einem recht merkbaren Hinderniß werden zu lassen. So wenig derselbe sich dem langsam bewegten Fußgänger bemerkbar macht, wenn nicht gerade ein entgegenwehender Wind die Ortsbewegung in Bezug auf Lufttreibung schneller erscheinen läßt, als sie ist, so stark macht sich die hemmende Wirkung der Atmosphäre bereits dem Radfahrer bemerkbar, dessen Geschwindigkeit selbst bei schneller Fahrt auf der Landstraße 6 bis 8 m in der Sekunde nicht zu überschreiten pflegt, auf der Rennbahn dagegen für kürzere Entfernungen sogar 15 m erreichen und übertreffen kann. In beiden Fällen ist bei weitem das größte Hinderniß, welches die Kraft des Radfahrers zu überwinden hat, nicht die rollende Reibung der belasteten Maschinentheile oder der Räder am Boden, sondern diejenige der ruhenden oder entgegengesetzt bewegten Atmosphäre. Wie ein entgegenwehender Wind von 20 bis 30 km Stundengeschwindigkeit, der in Bezug auf den Luftwiderstand einer Vervoppelung der Fahrgeschwindigkeit gleichkommt, die Bewegung äußerst erschwert und bei noch stärkerem Anwachsen zur Unmöglichkeit machen kann, so überhebt im Gegentheil ein mit der Richtung des Rades parallel gehender Wind von derselben Stärke den Insassen fast jeder Arbeitsleistung, und ein sehr starker Wind im Rücken des Radfahrers erlaubt es, fast mühelos mit ganz unglaublicher Schnelligkeit sich fortzubewegen. Ist doch die vielbeanstandete krumme Haltung eines großen Theiles der Radfahrer nur ein Ausdruck der Bemühungen, die dem Luftwiderstand ausgesetzte Fläche nach Möglichkeit zu verkleinern. Infolge der Versuche von Desdouits im Anfang der 90er Jahre wurde zu derselben Zeit auch der Einfluß des Luftwiderstandes auf das Radfahren durch Messungen und Berechnung so genau wie möglich bestimmt. Ein französischer Ingenieur stellte fest, daß ein Fahrer selbst bei dem für die Ueberwindung des Luftdruckes günstigsten gekrümmten Sitze im Verein mit seiner Maschine dem Winde eine Fläche von 0.27 qm bietet. Das ergibt nun bei einer Sekundengeschwindigkeit von 6.22 m, wie sie schon damals bei der jährlich wiederholten Dauerfahrt von Paris nach Bordeaux über 25 Stunden lang erzielt wurde, einem Luftwiderstand im Werthe von nahezu 1.5 kg bei ruhender Luft. Zur Ueberwindung dieses Luftwiderstandes müßte der Fahrer unausgesetzt eine Kraftleistung von $9^1/_4$ mkg in der Sekunde oder $^1/_8$ PS leisten. Heute pflegt die traditionelle Strecke des großen französischen Straßenrenneus mit Hülfe vervollkommneter Maschinen und geübterer Fahrer in 20 Stunden zurückgelegt zu werden, wobei sich die sekundliche Geschwindigkeit um etwa 25 Proz., die atmosphärische Reibung aber und die zu ihrer Ueberwindung nöthige Arbeitsleistung, den eigenthümlichen Gesetzen des Luftwiderstands entsprechend, um 37 Proz. erhöht haben. Ein Radfahrer muß also heute während der bei Straßenrennen häufig durch 12 Stunden und noch länger andauernden Geschwindigkeit von 25 bis 30 km in der Stunde bereits mehr als den sechsten Theil einer Pferdestärke oder reichlich die Hälfte mehr, als man einem kräftigen Arbeiter für wenige Stunden zuzumuthen pflegt, zur bloßen Ueberwindung des Luftwiderstandes aufwenden. Bei Gegenwind wird diese Arbeit noch um ebensoviel erhöht, als sie bei einer den Fahrer begleitenden Luftströmung sich vermindern darf. Das spricht ebenso deutlich für die Vernunftwidrigkeit so schneller und langdauernder Straßen- und Wettrennen unter Radfahrern, als andrerseits für die höchst materielle und in technischen Dingen zu berücksichtigende Beschaffenheit des Luftmediums, das jede unsrer Bewegungen umhüllt und das wir, alten Traditionen folgend, so unkörperlich wie nur möglich uns vorzustellen pflegen.

Diesen Werthen für eins der kleinsten und verhältnißmäßig auch noch langsamsten Verkehrmittel treten ganz andere Zahlen zur Seite, wenn wir an die Hemmung denken, welche die großen und schnellsten Mittel, deren wir uns zur Ortsveränderung bedienen, während ihrer Bewegung vom Luftwiderstand erfahren. Der genannte Desdouits, dem als Ingenieur der französischen Staatsbahnen besonders daran lag, die Beziehungen der atmosphärischen Reibungen zur Bewegungsmechanik der Eisenbahnzüge aufzuklären, hat schon durch einfache Versuche, wenn auch nicht die genauen Werthe, so doch in rohen Umrissen die Wirkung des Luftwiderstandes auf schnellfahrende Lokomotiven feststellen können. Es ist sehr schwer, wenn nicht völlig ausgeschlossen, die genaue Größe der atmosphärischen Reibung festzustellen, welche eine Lokomotive oder vollends ein ganzer Eisenbahnzug bei seiner Fortbewegung erfährt. Die Größen- und Formenverschiedenheit der bewegten Flächen, die Verschiedenheit der körperlichen Gestaltung und der Oberflächenbeschaffenheit, wovon fast ebensoviel für die Größe des Luftwiderstandes abhängt, machen es schon schwer, den Luftwiderstand einer einzelnen Lokomotive bei ruhender Atmosphäre zu berechnen. Ferner wird diese Berechnung erschwert durch die Unsicherheit unsrer Kenntnisse selbst von den einfachsten Gesetzen des Luftwiderstandes. Während Cailletet und Colardeau 1893 durch Bewegungs- und Fallversuche in Räumen mit verdichteter und verdünnter Luft zu dem erwarteten Resultate kamen, daß der Widerstand der Luft oder anderer Gase gegenüber bewegten Körpern mit der Dichte und Schwere der Gase im gleichen Verhältniß zunimmt, und daß die älteren Versuchen verdankten Gesetze von der Zunahme des Luftwiderstandes im Verhältniß des Quadrats der Bewegungsschnelligkeit auch in verdichteten und verdünnten Atmosphären ihre Gültigkeit behalten, stellten die Resultate ihrer Fallversuche am Eiffelthurme diese Gesetze selbst in Frage. Hatte man schon früher vermuthet, daß dieses Verhältniß zwischen Geschwindigkeit und Reibungszunahme nur für mäßige Bewegungen überhaupt gelte, so machen es jene Fallversuche der beiden französischen Forscher sehr wahrscheinlich, daß der Luftwiderstand sich, nicht nur bei sehr großen Geschwindigkeiten, sondern überhaupt, noch schneller steigert,

Digitized by Google

als mit dem Quadrat der Bewegung. Erschweren schon diese Verhältnisse die Berechnung des Luftwiderstandes einer einzelnen Lokomotive, so treten in der Praxis noch viele Umstände hinzu, um selbst eine annähernde Schätzung unmöglich zu machen. Bei einer längeren Wagenreihe wird jeder Zwischenraum zwischen zwei Fahrzeugen aufs neue einen Anlaß zum Anprall an ruhende Luftschichten und zur Hemmung der Bewegung bilden. Alle das Wagenprofil überragenden Gegenstände, Trittbretter, Dachaufsätze u. dgl. tragen zur Erhöhung der Reibung bei. Endlich kommt noch ein anderer Umstand hinzu, um Verwirrung in diesen Verhältnissen anzustiften. Das leichte spezifische Gewicht der Atmosphäre veranlaßt sie, sich von einem bewegten Körper nicht einfach beiseite drängen zu lassen und dann im Trägheitszustande zu verharren, sondern sich vielmehr dem sie verdrängenden Körper anzuschließen und, von der Adhäsion an seine mehr oder weniger rauhe Oberfläche festgehalten, ein Stück mit ihm zu wandern, bis wiederum die Reibung zwischen dem bewegten nnd den daneben liegenden ruhenden Lufttheilchen oder die Kraft der Kohäsion das erstere in den Zustand der Ruhe zurückversetzt. Aus diesen Gründen, deren Wirkung sich mit der Schnelligkeit der Bewegung steigert, ist jeder fahrende Eisenbahnzug von größerer Geschwindigkeit seiner Länge nach in einen ihn begleitenden Luftmantel eingehüllt, dessen Geschwindigkeit diejenige der festen Massen wohl nirgends erreicht und mit wachsender Entfernung von den Lokomotiv- und Wagenwänden rasch abnimmt, dessen Wirkung und Stoß man aber bei vorüberfahrenden Schnellzügen noch in ziemlich großer Entfernung empfindet. Bei der Vorüberfahrt amerikanischer Schnellzüge mit ihren äußerst großen und schweren Lokomotiv- und Wagenmassen habe ich oft beobachten können, daß der Stoß dieser mitgerissenen Luftsäule die schweren Thüren benachbarter Wärterhäuschen, wenn sie nicht verschlossen waren, mit der Gewalt eines Sturmwindes aufriß oder zuschlenderte. Auch bei dem furchtbaren Eisenbahnunglück, welches 1883 auf dem Bahnhof von Steglitz bei Berlin stattfand, riß die einen durchfahrenden Schnellzug begleitende Luftwelle einen Theil der einsteigenden Passagiere von den Trittbrettern eines benachbarten Zuges, um durch sie die Zahl der direkt Ueberfahrenen zu vermehren. Auch die jeden Schnellzug begleitende unerträgliche Staubsäule ist nur eine Wirkung desselben, den Bahndamm aufwühlenden Luftstoßes.

Aber mag es auch unmöglich sein, die von so vielen Umständen abhängige Reibung fahrender Eisenbahnzüge an der umgebenden Luft rechnerisch zu bestimmen oder unmittelbar zu messen, so hat sich doch nachweisen lassen, daß es sich dabei um keine geringe Kraftvergeudung handelt. Desdouits schwächte den Luftwiderstand eines Eisenbahnzugs von 60 km Geschwindigkeit dadurch, daß er der Zugslokomotive eine freie Lokomotive unmittelbar vorausfahren ließ, und er konnte feststellen, daß dadurch der den Zug hemmende Luftdruck um 270 kg vermindert wurde. Wenn diese Ziffer im gewöhnlichen Sinn eines von der Dampfkraft in jeder Sekunde zu bewältigenden Widerstands aufgefaßt werden soll, so würde ihre Bedeutung die sein, daß nicht weniger als 60 Pferdekräfte zu ihrer Ueberwindung nöthig gewesen wären und durch die vorausfahrende, als Windschirm dienende Lokomotive erspart wurden. Wer denkt nicht an den neueren Gebrauch bei bedeutungsreichen Radwettfahrten, die Hauptmatadore von der Seite und von vorn durch mehrfach besetzte Maschinen derartig einzuschließen, daß kaum ein Luftzug sie treffen kann? Erwägt man, daß es jetzt Lokomotiven gibt, die fähig sind, mit 120 km Geschwindigkeit zu fahren und die auch Schnellzüge in demselben Tempo zu befördern bestimmt sind, so ergeben sich für diese schon Luftwiderstandsgrößen, welche mindestens auf das vierfache der genannten steigen müssen. Desdouits hat auch den Versuch gemacht, durch angespitzte Fangschirme an der vorderen Hälfte von Lokomotiven ihren Luftwiderstand zu vermindern, und auch das ist ihm nach französischen Fachblättern bis zu dem Maße gelungen, daß sich der Kohlenverbrauch um 10 Proz. verminderte. Es wird nicht gesagt, bei welcher Fahrgeschwindigkeit dieser Erfolg erzielt wurde, aber man kann wohl annehmen, daß es schon bei mäßigen Geschwindigkeiten, wenigstens im Vergleich mit den heutigen Wünschen des Verkehrs, soweit zu bringen wäre. Auch die elektrische Lokomotive des Heilmann-Typus, die ja ebenfalls in Frankreich das Licht der Welt erblickte und zur Beförderung von Schnellzügen mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit dienen soll, trägt an ihrem vorderen Ende ein zugespitztes Gehäuse, um den Widerstand der Atmosphäre leichter zu brechen und die Luft zu beiden Seiten der Maschine abfließen zu lassen. Es ist gewiß erstaunlich, daß man auf eine so einfache und wahrscheinlich folgenreiche Idee zur Verminderung des Luftwiderstands so spät gekommen ist, aber die schon früher erwähnten Gründe der nur langsam auf ihren heutigen Stand gelangten Verkehrsgeschwindigkeit, vielleicht auch ein nach den ersten Erfolgen der Dampfmaschine auf dem Gebiet des Verkehrs wohl begreifliches Gefühl, nunmehr mit der neuen, unerschöpflichen Kraft aus dem Vollen wirthschaften zu können, müssen zur Erklärung helfen.

Gelegenheit, sich mit der ganzen Kraft des Luftwiderstands bekannt zu machen, hätte man allerdings auch schon vor der Zeit des Fahrrades und der 100 km-Lokomotive finden können. Baute doch schon vor 46 Jahren Henry Giffard seinen ersten lenkbaren Ballon in Zigarrenform, der bei 12 m Durchmesser mit Steuer, Schraube, Kessel und einer dreipferdigen Dampfmaschine ausgerüstet war, aber trotzdem nur bei vollständig ruhiger Luft eine ganz langsame Eigenbewegung nach dem Willen seines Führers zu entfalten vermochte! Bei dieser Art der Ortsbewegung, und nur bei ihr, bildet in Abwesenheit jedes anderen Bewegungshindernisses die Reibung der Luft den einzigen von der Maschine zu überwindenden Widerstand. Hier also war die Gelegenheit, den letzteren zu studiren, so bequem und vollständig gegeben, daß die Konsequenz, mit der diese Gelegenheit unbenutzt und unser Wissen vom Widerstand der Luft auf der alten niedrigen Stufe gelassen wurde, eigentlich eines der merkwürdigsten Phänomene in der Geschichte der Technik ist. Die einfachsten Versuche und Rechnungen über diesen Gegenstand hätten schon vor nahezu 50 Jahren zeigen können, auf wie schwachen Füßen die Hoffnung der Flugtechniker steht, ihre Wünsche mit Hülfe des lenkbaren Luftballons zur Erfüllung zu bringen. Einer der vollkommensten lenkbaren Aerostaten, die bisher gebaut worden sind, der tropfenförmige Ballon von Renard und Krebs, hatte einen Durchmesser von 8.4 m und eine ziemlich geringe Tragkraft, im Vergleich zu welcher die Mitführung eines neunpferdigen Elektromotors nebst Batterie schon eine hohe Konzentration technischer Hülfsmittel bedeutete. Das höchste erzielte Resultat war eine Geschwindigkeit des Ballons von 6.2 m in der Sekunde oder 22 km in der Stunde, eine Schnelligkeit, welche zu derjenigen der auf Schienen bewegten Verkehrsmittel in keinem Verhältniß steht. Dennoch war mit dieser Geschwindigkeit die Leistung der Maschine erschöpft, die Kraft der atmosphärischen Reibung war jetzt ausreichend, diejenige des Motors ohne anderen Rest als den geringen Verlust der Uebertragungsmittel aufzuzehren. Der leiseste Wind, der dem Ballon entgegenwehte, mußte für jeden Meter seiner Eigengeschwindigkeit den sechsten Theil der Schnelligkeit des Ballons vernichten, und Windstille ist in den höheren Luftregionen so selten, wie Windgeschwindigkeiten von mehr als 6 m pro Sekunde häufig sind. Ein

lenkbarer Ballon, der bei ruhiger Atmosphäre die vierfache Schnelligkeit des Krebs-Renard'schen besäße, würde wohl imstande sein, auch bei bewegter Luft, wenngleich bedeutend verlangsamt, seine Bahn zu behaupten, aber ein solcher müßte bei gleicher Größe nicht die vierfache, sondern nach den bisherigen Anschauungen die sechzehnfache, nach den Versuchen von Cailletet und Colardeau aber eine noch mehr erhöhte Maschinenkraft besitzen. Motoren von 150 Pferdestärken oder mehr aber werden sich auch in einem ungleich größeren Ballon niemals entwickeln lassen. Sehr viele zwecklose und sinnlose Versuche, die sich seit Jahrzehnten und noch heute in der Richtung des lenkbaren Luftschiffs bewegen, hätten erspart und ihre nutzlos vergeudeten Kosten hätten anderen, mehr versprechenden Wegen zur Lösung der Flugfrage zugeführt werden können, wenn man die offenbaren Thatsachen des Luftwiderstands nicht seit Menschenaltern mit hartnäckiger Verblendung unberücksichtigt gelassen hätte.

Es ist der Erwähnung werth, daß dieselbe körperliche Natur der Atmosphäre, welche bei aufmerksamer Ueberlegung jede Hoffnung auf die künftige Herstellung eines lenkbaren Luftschiffs zu zerstören scheint, auf einem anderen Wege den Wünschen der Flugtechniker wieder neuen Boden gewährt. Alle Versuche der Aero-Dynamiker, das Reich der Luft nicht durch den Auftrieb leichter Gase, sondern durch die Bewegung passend geformter, entweder dem Bau des Vogels oder eigenen Theorien entlehnter Körper zu durchschneiden, sind ganz und gar auf den Widerstand begründet, den die Luft jedem bewegten Körper entgegengesetzt. Nur daß es jetzt nicht der Luftwiderstand gegen die horizontale Bewegung ist, die der Aviatiker oder dynamische Flugtechniker im Gegentheil durch möglichst kleine Querschnitte seiner Apparate zu erleichtern sucht, sondern der durch das entgegengesetzte Mittel möglichst erhöhte Widerstand gegen die vertikale Bewegung oder deutlicher — gegen das Herabfallen. Mit den kürzesten Worten: Es handelt sich bei allen neueren Flugversuchen ohne Ballon um ein Schwimmen auf der Luft, dessen Möglichkeit durch eine außerordentlich schnelle Ortsbewegung erhöht wird, aber ohne die körperliche Beschaffenheit der Luft und ihren Reibungswiderstand gar nicht zu denken wäre. Man findet das Verständniß für diese Versuche und die sich daran knüpfenden Hoffnungen am leichtesten in jenen, bereits 1891 veröffentlichten aerodynamischen Versuchen des amerikanischen Physikers Professor Langley, welche aufs deutlichste bestätigten, daß der Widerstand der Luft die nur scheinbar unwiderstehlichen Gesetze der Schwere und des Falls nicht nur erheblich modifiziren, sondern unter Umständen auch völlig aufheben kann. Ein dünnes, horizontal aufgehängtes Blech wird nach dem Durchschneiden seiner Befestigung mit einer Schnelligkeit zu Boden fallen, welche der Resultirenden aus den Komponenten der Fallgeschwindigkeit und des Luftwiderstands in jedem besonderen Fall entspricht. Wird nun derselbe Körper während des Falls durch eine seitliche Kraft in horizontaler Richtung fortbewegt, so wird sich die Fallgeschwindigkeit in demselben Maße verringern, wie die Schnelligkeit der Horizontalbewegung sich steigert, um endlich bei einer gewissen Schnelligkeit der Fortbewegung ganz aufzuhören. Der letztere Fall und damit die bewiesene Möglichkeit des freien Flugs muß eintreten, sobald der durch die horizontale Bewegung wachsende Luftwiderstand eine Größe erreicht, welche der Schwerkraft des betreffenden Körpers das Gleichgewicht hält. Sollte dieses Gleichgewicht in der atmosphärischen Luft nicht zu erreichen sein, so wäre der Nachweis für seine Möglichkeit doch noch immer in verdichteter Luft oder in einem schwereren Gase zu führen. Das Anwachsen des Luftwiderstands erklärt sich damit, daß dem horizontal fortschreitenden Körper in jedem Augenblick neue Luftschichten entgegentreten, welche nicht bereits, wie die vorher durchschnittenen, durch den begonnenen Fall zum Ausweichen oder zur Mitbewegung gezwungen worden sind. Ohne auf die neueren Versuche zur Herstellung von Flugmaschinen einzugehen, erwähne ich nur, daß sie sämmtlich mehr oder weniger, und zwar umsomehr, je näher sie dem Gelingen kommen, sich auf dem Boden dieser Theorie bewegen. Ihre Unterschiede im einzelnen beruhen einmal auf der verschiedenen Form der tragenden Flächen, die den Fall möglichst aufzuhalten, die Horizontalbewegung möglichst wenig zu hemmen bestimmt sind, ferner aber auf der Verschiedenheit der zu ihrer Fortbewegung dienenden motorischen Kraft.

Ramon de Campoamor.

Es ist wohl eine Seltenheit in unserm Jahrhundert, daß man einem Dichter durch 50 Jahre seines Schaffens hindurch das gleiche Interesse und die gleiche Bewunderung bewahrt. Als José Zorrilla, der größte Barde und Epiker Spaniens, vor wenigen Jahren in der Alhambra gekrönt wurde und bald darauf starb, tröstete man sich damit, daß er noch einen Nachfolger habe, dessen Dichtungen gleichfalls in dem Romantizismus und dem nämlichen Geiste wurzelten wie die des großen Todten. Man wollte es nicht glauben, daß der noch immer jugendliche Sänger Campoamor in dem gleichen Jahre geboren sei wie José Zorrilla, der schon seit 25 Jahren seiner Leyer keine Töne mehr entlockte. Ja es gibt noch heute eine große Anzahl Verehrer der Poesie, die sogar Gustavo Adolfo Becquér, den sogenannten Schwan von Sevilla, für einen Vorgänger Campoamors halten und nicht ahnen, daß er schon aus des Letzteren unsterblichen „Doloras" Anregung und Begeisterung empfing.

Campoamor wurde durch drei Generationen hindurch verstanden, bewundert und geliebt und seine begeisterten Verehrer sagen von ihm, daß er, obgleich er heute im 81. Jahre stehe, dennoch jung sterben würde.

Don Ramon de Campoamor y Campoosorio hatte kein romanhaftes, von Abenteuern illustrirtes Leben, aber war wie seine Biographen einstimmig sagen, stets ein glücklicher Mensch. Gesund an Körper und Geist, in angenehmen Verhältnissen, ohne Ehrgeiz und Neid, lebte er mit der Seele eines Kindes, und erfreute sich mit dem scharfen Geiste des Denkers an allen wissenschaftlichen und philosophischen Fragen der Zeit. — Er wurde im September des Jahres 1817 in dem kleinen Dorfe Navia in Asturien, an den Pyrenäen geboren. Er war für die Spanier ein Sohn des Nordens, dem er, wie sie sagen, seinen festen Charakter und seinen philosophischen Geist schulde. Selbst in den politischen Anschauungen ist er, was in seinem Lande eine Seltenheit, niemals wankend geworden. Campoamors väterliche Vorfahren gehörten dem Handwerkerstande an; dagegen war seine Mutter eine Hidalga und sich ihrer vornehmen Abkunft vollständig bewußt. Von seinem Vater, der jung starb, erbte er die rege Einbildungskraft und Phantasie, von der Mutter die Thatkraft und Lebendigkeit des Charakters. Sie war eine bedeutende, merkwürdige Frau, die ihr ganzes Dorf beherrschte. Als ihr Sohn anfing berühmt zu werden, verlangte sie jedes Buch von ihm, aber bei ihrem Tode fand man sie sämmtlich ungelesen und unaufgeschnitten in ihrem Pulte. Bis zu seinem 9. Jahre lebte Campoamor in dem prachtvollen Pazo de Piñera, einem Schloß seiner Tante, der Señora Campoosorio. Man erzählt sich, daß man vorgehabt habe, ihm ein mechanisches Handwerk zu lehren, daß er aber, als er es erfuhr, die verächtliche Bemerkung gemacht habe, „dieser Dummkopf glaube ohne Zweifel, daß man ihn nach deutschen Prinzipien erziehen wolle, wo man Jeden ein Hand-

werk lehre; er wisse wahrscheinlich nicht, daß er im Palast de Piñera auferzogen sei".

Jedenfalls haben die folgenden Jahre, die er auf dem Lande verlebte, seine körperliche und geistige Kraft gestählt und die herrliche Natur Cantabriens mit ihrer stärkenden Luft hat ihm Widerstand gegeben gegen die parfümirten Gemächer des Hofes und der Aristokratie Madrids, wo er später den größten Theil seines Lebens verbrachte.

Als Campoamor 18 Jahre zählte, fiel es ihm ein in den Orden der Gesellschaft Jesu zu treten. Was ihn dazu trieb, war ein geheimnißvoll mystischer Zug von Angst, den er, wie er später gesteht, immer in der Kirche beim Gebet, dem Anblick des Gekreuzigten und auf dem Kirchhof empfunden habe.

Seine ganze innere Natur sträubte sich dagegen. Er war ein Kind der Sonne und des Lichts, er verstand die elementare Natur in ihrem Zusammenhang. In den Pyrenäen geboren und mit den lichten Eindrücken Asturiens genährt, haßte seine Dichterseele jede dem Geist gesteckte Grenze und erstrebte das Weite — Unendliche! Er selbst sagt im Jahre 1854 über diese düstere Zeit seines Lebens unter anderem: „Damals lebte ich im Taumel ich sah Erscheinungen, ich glaubte an Hexen, ich las nichts als die Wunder der Heiligen — ich war verrückt." Noch später behauptet er, „daß die Religion das einzige wirkliche Unglück seines Lebens gewesen sei". Dennoch ist er der Kirche treu und ein echter Christ geblieben; er war zu sehr Träumer, um die letzten Konsequenzen zu durchdenken und gab sich den anerzogenen Gewohnheiten und einem vagen Bedürfniß seiner Dichternatur hin.

Der junge Asturier entsagte der Kirche, um sich dem Studium der Medizin zu widmen, einem Studium, das fast ebenso sehr im Zwiespalt mit seiner Natur wie das der Lehre des Ordens Jesu war. In der ersten Zeit war er passionirt für dieses Menschenstudium, das ihm den Schleier lüften sollte und in Atome zerlegen, was er bis jetzt nur als Ganzes gekannt hatte. Später jedoch flößten ihm die Gerüche der Hörsäle und Anatamie Ekel ein und er konnte gewisse nothwendige Dinge kaum überwinden. Bei dem Examen im zweiten Jahre fragte ihn sein Lehrer nach der Theorie des Niesens, eine Frage, die er zwar sehr originell und geistreich, aber durchaus nicht wissenschaftlich beantwortete. Beim Verlassen der Aula rief ihn der berühmte Fachgelehrte Marqués de San Gregaria beiseite und sagte ihm: „Die Medizin ist köstlich als Studium, aber fatal als Beruf. Lassen Sie dieselbe und widmen Sie sich der Literatur. Für einen Arzt haben Sie ganze Zentner von Gluth zuviel, Ihre Zukunft liegt in der Poesie."

Der junge Mann zog sich von diesem Studium zurück, der Professor hatte recht; seit seiner frühesten Jugend verbarg er Verse in der Brieftasche und während Jener die Nervenknoten zerlegte, dichtete er seine: „Ternezas y Flores" und „Ayes del Alma".

Nachdem Campoamor noch einen kurzen Versuch mit dem Studium der Rechtswissenschaft gemacht hatte und ihm die Pandekten ebenso unsympathisch erschienen waren als vorher der Sezirsaal, wandte er sich endlich seiner natürlichen Bestimmung zu und widmete sich der Literatur. Nach dem „El Personalismo", einem Werk, welches der Dichter während seiner ersten Jugend schrieb und das diese Zeit kennzeichnet, veröffentlichte er einige mittelmäßige Verse, zu welchen ihn die Vertreibung der Königin Christine begeistert hatte. Dann wandte er sich der Prosa zu und schrieb für die „Historia de las Cortes reformadoras" einige biographische, aktuelle und politische Aufsätze. Es waren meist persönliche Eingaben ohne wirkliches Studium und er bereute selbst, daß er sie geschrieben hatte. Für einige Zeit, wie es nun einmal bei den spanischen Dichtern Brauch zu sein scheint, wandte er sich der Politik zu und wurde Jefe politico in der Provinz Castellón, gestand sich aber bald ein, daß der Dichter doch eigentlich von dem psychatogisch-erotischen Element — von der Liebe — lebe, und da er selbst in jener Zeit, wie E. Pardo Bazán erzählt, verschiedene Herzensromane erlebte, so fehlte es ihm ohnehin nicht an Erfahrung und Stoff. Im ganzen wissen seine Biographen, auch José Verdes Montenegro, wenig interessante Liebesabenteuer und kein einziges Drama, wie sie andere spanische Dichter erlebten, zu berichten. Campoamor war eine behagliche, glücklich veranlagte Natur und er lebte mit seiner Gemahlin Guillermina O'Gorman in einer langen, glücklichen Ehe, obschon sie kinderlos war. Das einzige Abenteuer brachte ihr Hochzeitstag selbst, an welchem sich ein feuriger Verehrer der schönen Braut den Tod gab. Campoamar lebte, wie schon gesagt, sehr glücklich mit seiner Gemahlin, obschon sie eine fanatische Katholikin war, der seine kritische Anerkennung, die ihr Gemahl erfuhr, imponirte, wenn irgend ein Obispo in seinem Kirchspiel die Werke desselben verboten hatte.

Leon y Castillo fragte ihn einmal, als er ihm vor der Kirchthüre begegnete, „was er da wolle?" „Die Messe hören," gab ihm Campoamor zur Antwort. „Das ist schneller abgemacht als die Vorwürfe meiner Frau." Alejandro Pidal nennt ihn daher, bei einer ähnlichen Gelegenheit, „einen unreifen Heiden, der vom Christenthum nichts habe als seine Frau". Ein Glück, daß die Señora Campoamor weder die Kritiken noch sonstige polemische Anfechtungen gegen ihren Gemahl jemals gelesen hat. Sie war indessen eine schöne, sanfte, bleiche Dame mit blauen Augen, liebenswürdigem Gebahren und vornehmen Manieren.

Später kam Campoamor nach Valencia, einem Aufenthalt, von dem er mit lyrischem Entzücken spricht; er meint, die Materie sei dort durchgeistigt, die Männer seien weich wie Frauen und die Frauen leicht beschwingt wie die Engel. Dort schrieb er seinen „Colón", von dem er behauptet, daß er der lustigste, um nicht zu sagen valenzianischste seiner Gesänge sei.

Während der Begründung der Restauration wurde Campoamor zum General der „Beneficencia y Sanidad" ernannt und mit diesem Posten, der so wenig seinen Neigungen und seinem Können entsprach, endete seine politische Karriere. Spanien ist wohl das einzige Land in Europa wo Alle für alles dienen. Campoamor behauptete jetzt, er sei weder Politiker, Staatsmann, noch Dichter, sondern lediglich Landmann. Er kaufte ein Landgut und machte auch hier ähnliche Erfahrungen. Erst nachdem er dem Hofe vorgestellt worden und ganz nach Madrid gezogen war, fühlte er sich in seinem Element. Wenn man das Resumee der politischen Laufbahn Campoamors ziehen möchte, so muß man zugeben, daß er mehr instinktiv als mit Ueberlegung der Gegner demokratischer Institutionen wurde. Seine mehr skeptische als fanatische Natur umfaßte ein starkes negatives Element und er ließ sich in seinen politischen Anschauungen viel mehr durch persönliche Beziehungen und Sympathien als durch systematisches Prüfen leiten. Wenn wir dagegen Campoamor als denkenden Dichter ins Auge fassen und auf die lange Reihe von Werken zurückschauen, die er in jeder Form und Gattung seinem Lande gab, so müssen wir erkennen, daß er vollständig diesen Beruf erfaßt hatte, daß er jede Regung der modern-philosophischen Richtung verfolgte, sich für sie interessirte, sie bekämpfte oder für sie eintrat. Wenn seine Arbeiten nach dieser Richtung hin auch mehr interessant als beweisend, mehr beredt als überzeugend sind, so hat er doch eine Anzahl junger Kräfte damit angeregt und befähigt, den Weg zu gehen, den er betreten. Man hat in Spanien nicht ganz mit Unrecht Campoamor den deutschen Heine, den

Digitized by Google

franzöſiſchen Muſſet und italieniſchen Leopardi genannt, denn trotz der vielen Geſtaltungen und Formen, in welchen ſeine Dichtungen Ausdruck gefunden, iſt es doch vorzugsweiſe der Lyriker, den die ſpaniſche Nation, noch lebend, zu den Unſterblichen zählt. Der denkende Leſer muß den Dichter indeſſen einen philoſophiſchen Lyriker nennen; denn auf philoſophiſches Denken ſind Campoamors Dichtungen faſt ſämmtlich aufgebaut, deren Reiz aber in der impreſſioniſtiſchen Subjektivität wurzelt.

Die erſten Dichtungen Campoamors: „Las Ternezas y Flores“, „Los Ayes del Alma“ und verſchiedene Fabeln, die in ſeiner früheſten Jugend entſtanden, wurden in dem „Liceo Artistica y Literario“ veröffentlicht, und obſchon ſich in der oft unkünſtleriſchen Ausdehnung und der pathetiſchen Sprache der Anfänger nicht verleugnet, ſpricht doch ſchon aus ihnen das entſchiedene Talent des Dichters in ſeiner elementaren Empfindungskraft und unnachahmlichen Grazie. So z. B.:

Los celos causan olvido.

Hallé en su sepulcro, un dia,
Flores que yo no arrojé;
y al ver tan negra falsia,
su alma, que era la mia
junto á su cuerpo enterré.

Eiferſucht bringt Vergeſſen.

Einſt fand ich auf ihrem Grabe
Blumen, die ich ihr nicht gab,
Und ſolch' ſchwarze Falſchheit gewahrend,
Begrub ich zu ihrem Leibe
Die Seele, die mir einſt gehört.

Oder:

Lo que es y lo que parece.

Si Dios nos mostrase un dia
las cosas cual son en sí,
nadie se conoceria;
¡ayl ni yo á ti, ni tu á mí.

Was iſt und was ſcheint.

Wenn Gott uns eines Tages zeigen würde
Die Dinge, wie ſie wirklich ſind,
So würden wir uns nicht erkennen,
Ich nicht mehr dich — und du nicht mich.

Aus ſeiner zweiten Periode, nachdem ſeine Dichtungen in beſonderen Ausgaben erſchienen waren und bei dem größten Theil des Publikums Intereſſe und Bewunderung zu wachſen begannen, heben wir vorzüglich die längeren Epen hervor wie: „El alma en pena“ („Die Seele im Schmerz“), eine Legende in ſieben Geſängen, welche die Qual der todten Geliebten und des lebenden Ungetreuen in unzähligen Schattirungen der Empfindung ſchildert und mit plaſtiſcher Ruhe ſchließlich das einzig Wirkliche auf dieſer flüchtigen Welt: „die Treue gegen ſich ſelbſt“ zum Ausdruck bringt. Eine ganze Reihe ähnlicher Geſänge folgte im Laufe der Jahre, wie: „La Navia y el nida“ („Die Braut und das Neſt“), „La historia de muchas cartas“ („Die Geſchichte vieler Briefe“), das dramatiſche Poëma in Verſen: „Las tres Rosas“, ferner „El trampa y la muñeca“ („Der Kreiſel und die Puppe“) und viele andere. Auch entſtanden zahlreiche Sonette, Epiſteln, Humoresken und Fabeln. Die letzteren zeichnen ſich ganz beſonders durch große Lebensweisheit und überlegene Ruhe aus und wenn ſie auch hier und da an Lafontaine, Gellert und Andere anklingen, ſo ſind ſie doch immer origiuell in Auffaſſung und Gewandung. Campoamor huldigte dem Grundſatz, daß in der Natur nichts moraliſch und nichts unmoraliſch ſei, ſondern alles eine glückliche oder unglückliche Folgerung von Urſachen und Wirkungen. Er beweiſt dieſe Anſchauung in mancher hübſchen Fabel, wie in der folgenden:

La Carambola.

Pasando por un pueblo un maragato
llevaba sobre un mulo atado un gato
al que un chico, mostrando disimulo,
le asió la cola por detrás del mulo.
Herido el gato, al parecer sensible,
Pególa al macho un arañazo horrible;
Y herido entonces el sensible macho,
Pego una coz, y derribó al muchacho.
Es el mundo, á mi ver, una cadena
do rodando la bola,
el mal que hacemos en cabeza ajena,
refluye en nuestro mal por Carambola.

Die Carambolage.

Ein Aſturier ging durch ein Dorf
und führte eine auf ein Maulthier gebundene Katze,
welcher ein Knabe in ſeiner Zerſtreutheit
den Schwanz hinten an das Maulthier band.

Die Katze, die, wie es ſich zeigte, empfindlich verwundet war,
verſetzte dem Maulthier einen gehörigen Kratzer
und das ſo verwundete gequälte Thier
ſchlägt mit dem Fuß aus und reißt den Knaben nieder.

So iſt, meiner Anſicht nach, die Welt eine Kette,
indem ſie die Kugel treibt;
das Uebel, das wir mit zerſtreutem Kopfe bereiten,
Fällt auf uns zurück durch Carambolage.

Auch an Dramen hat ſich Campoamor verſucht, an theilweiſe ganz merkwürdigen, vergeiſterten Dramen, wie „El Drama Universal“, von dem Señor Acoſta ſagt, „daß es ihm ein großes Werk ſcheine; der Dichter zerbräche daria die alten Gefäße und gäbe dafür ein neues“. Dieſes merkwürdige Opus iſt in 48 Scenen aufgebaut und führt den Leſer auf myſtiſche Schauplätze, wie nach Golgatha, auf Kirchhöfe, in die Sterne, ins Paradies, ja ſogar in das Herz des Menſchen. Es iſt eine bedeutende Schöpfung mit philoſophiſch-religiöſem Problem, die oft in myſtiſcher Gewandung das tiefſte Gedankenleben des Menſchen beleuchtet, eine Schöpfung, zu der eingehendes Studium erforderlich iſt, um ſie ganz zu faſſen und zu würdigen; eine echt ſpaniſche Dichtung, wie ſie nur in Aſturien und Andaluſien auf dem Boden alter Kultur und katholiſchen Kultus gedeihen konnte. Das Drama erinnert an Zorrilla's berühmten „Don Juan Tenario“, ein Drama, welches ſeit Jahrzehnten alle ſpaniſchen Bühnen beherrſcht und in welches die Leute aller Stände noch heute mit dem gleichen Intereſſe pilgern wie zu Anfang, und das doch weder auf einer Bühne in Frankreich noch in Deutſchland heimiſch werden konnte.

Originell und echt ſpaniſch iſt auch das in ſechs Briefen gehaltene Epos: „Los amores de una Santa“. Dieſem Gedicht liegt eine edle Poeſie und tiefe Weisheit zugrunde. Nach allen gegenſeitigen Liebesqualen und Wonnen der beiden Betheiligten drängt ſich dem Helden die Ueberzeugung auf, daß an der Materie allzeit Elend und Verzweiflung hafte, und er fleht Gott an, ihm lieber Gold und Glück zu nehmen, aber ihm ſeine Illuſionen zu laſſen.

Viel Aufhebens hat man auch in Spanien, wie ſchon erwähnt, von dem aus 16 Geſängen beſtehenden Epos „Colon“ („Columbus“) gemacht, in welchem die Entdeckung Amerika's, mit einem Liebeshandel verquickt, geſchildert wird. Es iſt das eines der bemerkenswertheſten Epen Campoamors, denn es drückt ſich in ihm die vollkommene Reife eines ſchon in allen Reichen der Phantaſie thätig geweſenen Schöpfers aus, der das Leben in ſeinen Flächen und Tiefen kennt und dem eine durch lange Jahre hindurch gehandhabte Sprache zu Gebote ſteht, wie ſie ſich reicher, biegſamer, melodiſcher und vornehmer kaum denken läßt.

Digitized by Google

Und doch hälten alle diese bemerkenswerthen Dichtungen dem jetzt hochbetagten Spanier kaum die Thore aller Länder geöffnet, wenn er nicht der Erfinder und Gründer einer Spezies von Liedern geworden wäre, die unter dem geheimnißvollen Titel „Doloras“ zum erstenmale in die Welt flogen. Man hat sich in Spanien die Köpfe zerbrochen, was eigentlich diesem Titel zugrunde läge, und wie der Inhalt derselben damit in Verbindung zu bringen sei. Die erste Frage hat der Dichter selbst beantwortet, indem er sagt, daß der Grund, warum er ihn gewählt, mit Literatur und Kunst keine Beziehung habe, sondern rein persönlich sei und er daher das Recht habe, ihn zu verschweigen. Was nun die Art der Dichtungen angeht, so haben sich manche Kritiker getäuscht, indem sie den Inhalt derselben mit dem Begriff dolor, Schmerz, in Beziehung zu bringen versuchten, aber doch ganz folgegerecht dann auf Widersprüche kamen. Es sind vorzüglich didaktische Gestaltungen, die auf philosophischer Basis — vielleicht ohne die Absicht des Dichters — beruhen. Sehr oft sucht auch der Dichter in denselben dem gleichen Gedanken verschiedene Bedeutung zu geben, und es ist zuweilen, als gewahre man einen Brennpunkt, von dem aus die verschiedensten Strahlen laufen. Zuweilen wird man an Rückert erinnert, auch an Heine, aber das sind doch mehr Zufälligkeiten, die sich nicht dauernd begründen lassen. Der spanische Dichter Ochoa sprach einmal gelegentlich in Paris mit Victor Hugo über die Eigenart dieser Doloras und über das Aufsehen, welches diese Dichtungen in Spanien machten. Hugo gab ihm zur Antwort, „daß er im Laufe des nächsten Jahres einen ganzen Band solcher Gedichte veröffentlichen würde“. Und in der That, es erschienen von V. Hugo im folgenden Jahre: „Chansons des rues et des bois“. Aber er gab es später selbst zu, es waren keine Doloras. Der Spanier Nos de Olano sagt von dem Dichter: „Campoamor läßt sich nicht nachahmen. Sein eigenster Stil ist wie eine Messerklinge, biegt man sie ein wenig nach rechts, so verfällt sie in Prosa, und biegt man sie nach links, in Affektation.“ Die Doloras haben zu gleicher Zeit etwas von dem Schmettern der Nachtigall und dem Ernst eines Arbeitstages; es sind oft schwere Gedanken in die denkbar leichteste Form gefaßt, und dann wieder ist es ein tänzelndes Rauschen, das in einem wuchtigen Epigramm zum Ausdruck kommt. Das Metrum der Doloras ist unberechenbar, wie der Inhalt; man findet unter ihnen lyrische, epische, didaktische und epigrammatische Dichtungen, aber alle mit dem undefinirbaren Zauber der spanischen Sprache und der subjektiven Eigenart des Dichters. Sie in deutscher Sprache wiederzugeben, würde, wenn überhaupt möglich, nur einem verwandten Genie gelingen. Wie reizvoll ist z. B. die kleine epigrammatische Strophe:

Mal de Muchas.

¿ Que mal, doctor, la arrebató á la vida?
Rosaura preguntó con desconsuelo.
— Murió, dijo el doctor, de una caida.
— Pues ¿ de donde cajó? — Cajó del cielo.

Das Leiden Vieler.

Welches Leiden, Doktor, raubte ihr das Leben?
Fragte, unlröstlich, Rosaura.
— Sie starb, sagte der Arzt, an einem Fall.
— Aber: Von wo fiel sie? — Sie fiel aus dem Himmel.

Und weiter:

Una Cita en el Cielo.

„En la noche del dia de mi santa
(á Londres me escribiste)
Mira la estrella que miramos tanto
la noche en qua partiste.“
Paso la noche de aquel dia, y luego
me escribiste exaltada:
— „Uni en la estralla á la mirar da fuego
mi amorosa mirada.“
Mas todo fué ilusión; la noche aquello,
con harta pena mia,
no pude ver á nuestra querida estrella . . .
porque en Londres llovía.

Ein Stelldichein am Himmel.

„In der Nacht meines Namenstages,“
(so schriebst du mir nach London)
„schau in den Stern, in den wir so lange blickten
in der Nacht, da du schiedest.“

Die Nacht jenes Tages verging,
und dann schriebst Du mir begeistert:
„In dem Sterne vereinigte sich meinem liebenden dein
Feuer-Blick.“
Aber Illusion war alles: in jener Nacht
konnte ich mit größter Mühe nicht entdecken
unseren geliebten Stern,
weil es in London regnete.

Man wird diese kleinen Beispiele am ersten zu den Sinngedichten zählen können, und doch finden wir wieder viele und größere in ganz anderer Gestaltung. Wer könnte z. B. „Las Doloras“ an Juana Barrera de Campos und „La gran Babel“ an Don Rafael Cabezas mit den vorstehenden vergleichen? Das erste ähnelt einer schmerzlich sehnsüchtigen Romanze, während das zweite Gedicht eine kleine, mehr epische Erzählung enthält. In Spanien spricht man bereits von einer Schule Campoamors, weil unzählige jüngere Dichter bemüht sind, seinen Spuren nachzugehen; doch ist es noch keinem gelungen, Doloras zu gestalten.

Wie José Verdes Montenegro in seiner Studie über Campoamor sagt, sind sich alle Kritiker über den Werth der „Doloras“ und der „Pequeños Poëmas“ einig: diese Meinung und die Bewunderung derselben seien unantastbar. Ueber seine Dramen und größeren epischen Gesänge dagegen polemisire man hin und her, man schätze und bewundere sie einerseits und fechte sie andrerseits wieder an.

Ein großer Prachtband der Werke Campoamors, „Obras Completas“, erschien im Jahre 1888 in Barcelona bei Montaner y Simon und liefert den besten Beweis von dem anerkannten Werth des Dichters in Spanien. Der Text ist mit Bildern und Vignetten von José Luis Pellicer und J. E. Sala geziert, wie sie feiner, origineller und meisterhafter nicht gedacht werden können.

Campoamor, der greise Dichter und liebenswürdige Mensch, lebt heute noch in Madrid. Ein feines ästhetisches Etwas zieht ihn zu den Damen, und er hat einen ganzen Kreis von Freundinnen, die ihn mit Sorgfalt und Liebe umgeben. Die leuchtende Morgenröthe, die seine Poesie vergoldet, umschwebt auch den Dichter, der, wie E. Bazan sagt, dem Grundsatze lebt, „jeden Tag neu zu beginnen“.

H. Keller-Jordan.

Mittheilungen und Nachrichten.

D-n. Georg Engel: Die Last. Roman. Verlag der Romanwelt. — Die Last der Sorge ist es, welche uns durch ein fast komisch wirkendes, gräßliches Titelbild verkörpert wird. Die magere Gestalt eines Weibes mit Katzenaugen, deren Untertörper in Geierfüße ausläuft, sitzt auf dem Rücken eines tief zur Erde gebeugten knieenden Mannes und schlägt ihre Krallen in dessen Fleisch, so daß das Blut heraustropft. Wie hier das Grausige aufs äußerste getrieben ist, so leidet das ganze Werk daran, daß alle Stimmungen überspannt sind, jede Situation, jedes Ereigniß ist ins Quälendste verzerrt. Der Charakter des Mannes, der durch den Egoismus der

Digitized by Google

kranken geliebten Frau um all seine Kraft gebracht wird, so daß er am Rand des Bankerotts steht, ist gut und folgerichtig dargestellt. Die jüngere Schwester der Kranken kommt und hilft ihm, sich wieder heraufzuarbeiten: die Leidende sucht in einem Bad Heilung und nun kämpfen diese beiden Zurückbleibenden gegen die erwachte Leidenschaft füreinander. Die Gestalt des Mädchens ist vorzüglich gezeichnet und glänzend bis zum Schluß durchgeführt, wo sie freiwillig ihren Schwager verläßt, welcher in ihrer Gegenwart von dem Vorwurf, daß ihre verbotene Liebe seine Frau getödtet habe, zerdrückt wird und sich nicht zurück ins Leben finden kann. — Durch die Neigung, überall zu übertreiben und zu steigern, verliert der Roman sehr an Wahrscheinlichkeit. Bei mehr Zurückhaltung, bei größerer andeutender Feinheit, jener Kunst, die die Franzosen so meisterhaft verstehen, müßte das große Talent des Autors sich unbedingte Anerkennung erringen.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 10. Februar. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. — Hr. Weinhold las eine Abhandlung: „Ueber die Verehrung der Quellen in Deutschland". Der erste Abschnitt behandelt die Entstehung der Quellen nach Mythe und Sage; der zweite die göttlichen und heiligen Wesen, die man in den Quellen wohnend und wirkend glaubte; der dritte die Arten der Verehrung der heiligen Stätten. — Hr. Landolt überreichte die zweite Auflage seines Werkes: Das optische Drehungsvermögen organischer Substanzen und dessen praktische Anwendungen. Braunschweig. F. Vieweg u. Sohn. 1898. — Die kgl. serbische Gesandtschaft in Berlin übersendet als Geschenk Sr. Maj. des Königs Alexander von Serbien die Faksimile-Ausgabe des Evangeliums des Fürsten Miroslaw. — Sitzungen vom 17. Februar. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diehls. — Hr. Harnack las: „Die Akademie und Fichte". — Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. — Hr. Schwarz trug die Grundgedanken eines von ihm aufgefundenen Beweises für einen Weierstraß'schen Lehrsatz vor. — Hr. Vogel machte eine Mittheilung über den Kirchhoff'schen Spektralapparat. Dem Astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam ist zu Anfang dieses Jahres von dem vorgeordneten kgl. Ministerium der Apparat, den G. Kirchhoff in den Jahren 1860 und 1861 zu seinen Untersuchungen über das Sonnenspektrum benutzt hat, geschenkweise überwiesen worden. Kirchhoff hat denselben nur ganz kurz beschrieben; das große historische Interesse, welches der Apparat durch seine Untersuchungen erlangt hat, veranlaßte den Verfasser, Ergänzungen zu der Beschreibung des bei der Vorzüglichkeit seiner optischen Theile noch heute gut verwendbaren Instruments zu geben. — Hr. Königsberger, korrespondirendes Mitglied, übersendet eine weitere Fortsetzung seiner Mittheilung vom 13. Jan.: Ueber das erweiterte Prinzip der Erhaltung der Flächen und dessen Anwendung auf kinetische Potentiale erster Ordnung. — Hr. Klein übergab zwei im Jahrbuch der kgl. preußischen geologischen Landesanstalt, 1892 und 1897, erschienene Abhandlungen des Hrn. Prof. Dr. F. Rinne in Hannover über norddeutsche Basalte aus dem Gebiete der Weser u. s. w., welche die Resultate der vom Verfasser mit akademischen Mitteln ausgeführten Untersuchungen enthalten.

* Die Krankheitserreger der Lenkämie oder Weißblütigkeit sollen nach einer Mittheilung des „Zentraldlatts für Bakteriologie" jetzt von Prof. Löwit in Innsbruck entdeckt worden sein. Bekanntlich besteht diese Krankheit darin, daß sich die weißen Blutkörperchen auf Kosten der rothen bedeutend vermehren: während im normalen Menschenblute auf 350 rothe Blutkörperchen ein farbloses kommt, enthalten bei der Krankheit 10—50 rothe ein weißes. Die eigenthümliche Krankheit wurde zuerst 1845 von Virchow erkannt. Die Ursache war bis heute unbekannt. Die winzigen einzelligen Wesen, die Prof. Löwit gefunden hat, schmarotzen in den Blutzellen und sind gelegentlich auch frei im Eiweißstoff vorhanden. Gewöhnlich haben sie die Form von Amöben, zuweilen aber auch Sichelform; sie wachsen und entwickeln sich innerhalb der Blutkörperchen. Auch in dem Milzsafte wurden diese Schmarotzer beim lebenden Menschen gefunden, ebenso einigemale im Blute, in der Milz und im Knochenmark bereits verstorbener Personen.

* **Berlin.** An die hiesige theologische Fakultät ist der Erlanger Dogmatiker Professor Reinhald Seeberg berufen worden als Nachfolger des nach Tübingen gehenden Prof. Schlatter. Prof. Seeberg steht jetzt im 39. Lebensjahre und ist ein Schüler von Oettingen in Dorpat; er gehört der pasitiven Richtung an und ist als Verfasser einer Dogmengeschichte und anderer Schriften bekannt geworden. Sein hiesiges Lehramt wird er zu Ostern antreten.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Die Entscheidung in Amsterdam ist gefallen. Der Stadtroth ernannte keinen der Kandidaten, welche die Kuratoren der Universität vorgeschlagen (Dr. Seydel und Dr. Dubois), sondern den, welchen eine Anzahl Studenten aufs Schild gehoben hatten, nämlich den Arzt Dr. A. L. Bolk. Die Kuratoren können also fernerhin getrost solche Vorschläge unterlassen oder vorher bei den Studenten Umfrage halten. Vollständigkeitshalber will ich noch erwähnen, daß sehr viele Studenten der Medizin nach in elfter Stunde eine Gegenadresse an den Stadtroth richteten, in welcher sie Verwahrung dagegen einlegten, daß die Ansichten nad Behauptungen, die in der ersten Adresse ausgesprochen wurden, von allen Studenten getheilt werden. Indessen die chauvinistische Partei erhielt noch eine kräftige Unterstützung durch Prof. Huga de Vries, der sich bei der Eröffnung des Kollegs kürzlich folgendermaßen ausließ: „Mag auch die Wissenschaft international sein, der Unterricht hat ein nationales Interesse. Da der Geist des Unterrichts in den verschiedenen europäischen Staaten so verschieden ist, darf die Nationalität eines Professors nicht völlig unberücksichtigt bleiben." Man ist nun sehr gespannt, welche Haltung die Kuratoren nach jener Ernennung einnehmen werden. Ehe diese geschah, hatten sie indessen noch einen Vorschlag zur Neubesetzung einer andern lang erledigten Professur gemacht. Als Nachfolger des verstarbenen Prof. van Haren Noman empfahlen sie zum außerordentlichen Professor für Hautkrankheiten zu ernennen den Hrn. S. Mendes da Costa, praktischen Arzt, seit kurzem auch Privatdozent an der Amsterdamer Universität. Auch dieser Fall hat eine lange eigenthümliche Vorgeschichte, wie bereits früher mitgetheilt wurde. — In Leiden wurde zum Prof. der Theologie (Alttestamentliche Geschichte, Exegese, Hebräisch) Dr. E. D. Eerdwans ernannt, Pfarrer zu Midwoud. — Ebenso wie die französischen Musikverleger lassen jetzt auch die französischen Verleger von Literaturwerken holländische Nachdrucker verfolgen. Die erste Verfolgung richtet sich gegen E. van Dantzig in Amsterdam, der eine Sammlung Eisenbahnlektüre unter dem Titel „Par le Rapido" veranstaltete, in welcher er französische Novellen nachdruckte. Die Firmen Calmann Levy und Paul Ollendorf in Paris haben nun einige hundert Exemplare der bisher erschienenen acht Lieferungen mit Beschlag belegt und durch ihren Advokaten Dr. Biedertack einen Prozeß angestrengt.

* **Aus Rußland.** Dem ersten Durchschiffer der Beringsstraße, dem Kosaken Ssemen Deshnew, soll in Chadarowsk in Sibirien ein Denkmal errichtet werden. Ferner soll ihm zu Ehren auf das Gesuch der Chadarowsker Sektion der Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft das Ostkap in Kap Deshnew umbenannt werden, während eines der Schiffe, die längs der Nordostküste Palarreisen machen, den Namen Deshnews erhalten solle.

* In einer Besprechung des Buches von Ernst Schur: „Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden" (in Nr. 35 d. J. der Beilage) hat der betreffende Hr. Recensent u. a. auch den Ausdruck gebraucht, daß zur Erklärung, wie die Verlagshandlung von Schuster u. Loeffler in Berlin eine solche Veröffentlichung habe vornehmen können, „eine ärztliche Untersuchung am Platze sein dürfte". Der Hr. Recensent beauftragt uns, seine Entschuldigung wegen dieses Ausdrucks der genannten Verlagsbuchhandlung hiermit öffentlich auszudrücken und erklärt, daß er eine Beleidigung der letzteren nicht im Sinne hatte, sondern lediglich sein großes Erstaunen darüber kundgeben wollte, daß ein durch viele gehaltvolle Publikationen bekanntes Verlagsgeschäft ein Buch, wie das obengenannte, als ein ernst aufzufassendes literarisches Erzeugniß der Welt darbiete.

Die Redaktion der Beilage.

Jahrgang 1898. München, Montag, 28. Februar. Nummer 47.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Ueberſicht.

Die deutsche Literaturgeschichte von Vogt und Koch. Von Erich Petzet. — Anjeh und die Holländer. Von Dr. A. Serbin. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die deutsche Literaturgeschichte von Vogt und Koch.

An deutschen Literaturgeschichten ist nachgerade kein Mangel, sondern eher ein Ueberfluß zu beklagen. Die leidige Buchmacherei hat sich schon längst auch dieses dankbaren Gebietes bemächtigt, und erfolgreich beeinträchtigen allerhand unselbständige, wissenschaftlich mehr oder minder werthlose Werke den gediegenen großen Arbeiten, die wir besitzen, den Markt. Jede neue Literaturgeschichte wird sich unter diesen Umständen einer scharfen Prüfung unterziehen müssen, um ihre Existenzberechtigung zu erweisen; ist sie aber stichhaltig, so darf sie gerade in unsrer Zeit der Ausgaben, Neudrucke und Einzeluntersuchungen doppelt willkommen geheißen werden als ein Beweis, daß die leise Befürchtung, die einen beim Durchblättern der „Jahresberichte für neuere Literaturgeschichte“ manchmal beschleichen möchte, als ob in all dem Eifer für das Kleine und Einzelne die Fähigkeit zu zusammenfassender Darstellung zu schwinden drohe — daß diese Befürchtung, die sich schon manchmal in lauter Klage geäußert hat, denn doch noch nicht volle Berechtigung besitzt.

In diesem erfreulicheren Falle befinden wir uns gegenüber der neuen „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch“.[1]) Obwohl in Anlage und Ausstattung auf die weitesten Kreise berechnet, kommt sie doch nirgends einer billigen Popularität auf Kosten ihrer wissenschaftlichen Gediegenheit entgegen, sondern verarbeitet in anziehender und fesselnder Darstellung eine Fülle mühsamer und gewissenhafter Forschung, die auch dem Fachmanne, selbst im Bekannten, Selbständiges oder Neues bietet.

Die festen Grundlagen und klaren Anschauungen der Verfasser bewähren sich wohlthuend schon in der äußeren Erscheinung des Buches, in seiner Illustrirung, die durchaus nicht unwesentlich den Charakter des ganzen Werkes mitbestimmt. Nicht als dekoratives Beiwerk erscheinen die beigegebenen Bilder und Schriftproben, sondern als ein werthvolles Hülfsmittel geschichtlicher Darstellung. „Wem mit Goethe die Gestalt des Menschen der beste Text zu allem ist, was sich über ihn empfinden und sagen läßt, dem werden die Dichterbildnisse sicherlich eine willkommene Ergänzung des charakterisirenden Wortes durch die sinnliche Anschauung sein.“ Die Nachbildungen von Handschriften aber und einigen charakteristischen Büchertiteln geben einen instruktiven Ueberblick der Entwicklung unsrer Schrift von den Runen bis zum Buchdruck und unsrer Bücherillustration und des Buchdruckes selbst von ihren Anfängen bis in die Tage unsrer Klassiker. Die Auswahl ist mit sicherem Geschmack und vortrefflicher Berücksichtigung des Charakteristischen getroffen. Höchst selten wird man eine Beigabe als unnöthig oder gar unerwünscht bezeichnen, wie etwa den zweifelhaften Karl den Großen (S. 22) oder das theatralische Schlußbild aus Richard Wagners „Parsifal“ (S. 747). Dagegen fesseln viele bisher noch nirgends wiedergegebene Handschriftenproben, darunter verhältnißmäßig sehr zahlreiche aus den Schätzen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Der Ausführung der Illustrationen ist vom Verlage die gleiche Sorgfalt zugewendet worden, wie ihrer Herbeischaffung; sie ist sehr gut ausgefallen, in manchen Fällen geradezu musterhaft. So wird das Werk demjenigen, welcher nicht in der Lage ist, eine unsrer großen öffentlichen Bibliotheken oder wenigstens Könnecke's vortrefflichen „Bilderatlas zur deutschen Literaturgeschichte“ benutzen zu können, einen werthvollen Ersatz dafür bieten.

Immerhin darf man bei der Anerkennung der Illustrationen des Werkes nicht vergessen, daß ihm damit schon zwei andere wegweisend vorangegangen waren, die Literaturgeschichten von Robert König und Otto v. Leixner. Trotzdem war das Unternehmen des Bibliographischen Instituts nicht unberechtigt, jenen beliebten Bilderbüchern — König hat ja schon trotz seiner anerkannten wissenschaftlichen Werthlosigkeit 25 Auflagen erlebt, während sich der geschmackvollere, wenn auch nicht viel tiefgründigere Leixner bisher mit deren 4 begnügen mußte — ein neues Werk der gleichen Art folgen zu lassen. An Vornehmheit und Gediegenheit, wenn auch vielleicht nicht an äußerem Reichthum der Ausstattung König und Leixner völlig ebenbürtig, besitzt die neue Literaturgeschichte selbständigen Werth in der neuen Auswahl ihrer Illustrationen, vor allem aber in ihrem wesentlichsten Kern, in ihrem Inhalt. Darum bedauern wir, daß sie von ihren Vorbildern außer der Illustration noch eine zweite Eigenheit herübergenommen hat, die sich mit dem gediegeneren Gehalte nicht mehr wohl verträgt: wir meinen den ständigen Wechsel großen und kleinen Druckes. Bei der ungemein sorgfältigen und gleichmäßigen Durcharbeitung des gewaltigen Stoffes und dem taktvollen Vermeiden aller unwesentlichen oder allzu speziellen Exkurse, die das ganze Werk auszeichnen, gibt es sehr Weniges darin, was sich nebensächlich, gleichsam als Anmerkung, behandeln ließe. All diese klein gedruckten Partien sind organische Theile des Ganzen und können gar nicht überschlagen werden, ohne die künstlerische wohlerwogene Darstellung aufs schwerste zu schädigen. Ein Beispiel für viele! Die geradezu glänzende Darlegung der sprachlichen Bedeutung von Luthers Bibelübersetzung ist (S. 280) in kleinem Drucke gegeben. Vielleicht genügt dieser Hinweis, um bei einer hoffentlich bald folgenden neuen Auflage des schönen Buches auch diesen letzten Makel in seiner äußeren Erscheinung zu tilgen.

Den Hauptnachdruck haben die beiden Verfasser mit Recht auf die Kunst der Darstellung gelegt. „Die nationale

[1]) Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck-Kupferstich und Holzschnitt, 2 Buchdruck- und 32 Faksimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1897. (X, 760 S. in Lex. 8°.) Preis geb. 16 M.

Entwicklung in den großen Strömungen wie in den einzelnen Erscheinungen des literarischen Lebens mit allen ihren wechselnden Bedingungen darzustellen", „nicht nach dem Verhalten zu angeblich unveränderlichen Schönheitsregeln, sondern als mehr oder minder charakteristischen und schätzbaren Ausdruck dichterischer Individualität, nationaler Eigenart und der geistigen Verfassung eines Zeitalters die Bedeutung schriftstellerischer Leistungen zu bemessen", bei der Charakteristik der einzelnen Dichter und Dichtungen die Zusammenhänge und den Untergrund der politischen und kulturhistorischen Zustände klar zu beleuchten: in diesem Sinne haben die Verfasser ihre Aufgabe erfaßt und mit der bei ihnen selbstverständlichen, gründlichen und umfassenden, nirgends aber aufdringlichen Gelehrsamkeit und Sachkenntniß gelöst. Trotz dieser Gemeinsamkeit der Grundanschauung läßt sich aber nicht verkennen, daß die beiden Haupttheile des Werkes nicht völlig gleichartig sind. Der ruhigen, gleichmäßigen Wärme Vogts gegenüber erscheint Kochs lebhafter, pointenreicher Stil subjektiver, wie er auch sachlich nicht darauf verzichtet, eine Auffassung der neueren Literatur zu vertreten, die wohl manchmal angegriffen und auch von uns nicht getheilt wird, indem er Richard Wagners Musikdrama als den Höhepunkt auch unsrer literarischen Entwicklung erscheinen läßt. Aber einerseits bringt eine solch persönlichere Färbung der anders gearteten Stoff mit sich, andrerseits kann es unser Interesse und Vertrauen zu dem ganzen Werk nur erhöhen, wenn wir in ihm nicht nur eine Fülle des Thatsächlichen, sondern auch klare und ausgeprägte Persönlichkeiten erkennen, deren Urtheile weit mehr Anregung und Belehrung bieten, als ein farbloses Referat je vermöchte.

Friedrich Vogt hat die Entwicklung unsrer Literatur bis zur Wende des 16. Jahrhunderts geschildert. Unzweifelhaft am glänzendsten ist ihm dabei die Darstellung der mittelhochdeutschen Blütheperiode gelungen, deren einzelne Strömungen und Persönlichkeiten er mit vollendeter Klarheit und Anschaulichkeit charakterisirt. Aber nicht auf diese Höhepunkte allein hat er seine volle Kraft verwendet; mit gleicher Liebe und Feinfühligkeit weiß er das Werden und den Verfall der verschiedenen Stoffkreise und Dichtungsformen zu entwickeln. Die Uebersichtlichkeit seiner Gruppirung wird noch gehoben durch die klare Betonung jedes ersten Hervortretens einer neuen Kunstform oder eines neuen Stoffes, des ältesten Romans oder des ersten Dramas, wobei nur die früheste unsrer Dorfgeschichten, der Meier Helmbrecht, etwas kurz wegkommt. Mit gemessener Eile, in einem knappen, gedrungenen, doch nicht schmucklosen Stil schreitet Vogts Darstellung stetig vorwärts; bloß bei den wichtigsten Dichtungen verweilt sie etwas länger und gibt von ihnen vortreffliche Inhaltsanalysen, die auch ihren ethischen Kern klar und schön hervortreten lassen. Selten, dann aber umso eindrucksvoller, fügt Vogt eine Bemerkung ein, die mit subjektiverer Färbung eine sachliche Darlegung zusammenfassend abschließt; ganz prächtig sind in dieser Art z. B. die Schlußworte seiner markigen Charakteristik Dietrichs von Bern (S. 167): „Unbewußt hat da unser Volk in seinem Lieblingshelden ein schönes Abbild seiner selbst geschaffen."

Für den Historiker unsrer mittelalterlichen Literatur ist es unvermeidlich, auch einige Streitfragen der heutigen gelehrten Welt zu berühren und klarzustellen. Diese Aufgabe war für Vogt nicht unwesentlich erschwert durch den prinzipiellen Verzicht auf einen wissenschaftlichen Apparat. Wir möchten diesen Verzicht auch bei einem populären Werke nicht für ganz glücklich halten. Sowohl der bibliographische Anhang, der Wilhelm Scherers Literaturgeschichte auszeichnet, wie die Anmerkungen in Wolfgang Golthers Literaturgeschichte, die demjenigen, der eine Frage näher untersuchen will, wenigstens einen ersten Fingerzeig geben, wo er bibliographisch anzuknüpfen hat, haben Proben gegeben, in welcher Weise solch gelehrte Beigaben die Verwendbarkeit eines Buches noch erhöhen können, ohne seine in der Darstellung beruhende Wirkung auf die Laienwelt irgend zu beeinträchtigen. Wenn man sich aber auf den Standpunkt der Verfasser stellt, die eben kein Nachschlage-, sondern ein Lesebuch schreiben wollten, dann muß man Vogts Behandlung der unumgänglichen gelehrten Streitfragen als geradezu musterhaft bezeichnen. Er legt sie klar und bündig dar und nimmt entschieden Stellung, ohne sich weiter in eingehende Polemik zu verlieren. Er genügt der Pflicht des selbständigen Forschers, ohne den Laien mit gelehrtem Detail zu behelligen. Vortrefflich sind in diesem Sinne seine Auseinandersetzungen mit Lachmanns Nibelungenkritik, knapp und schlagend, sachlich unbestechlich und doch beseelt von einem Hauche dankbarer Pietät gegen die großen Vorgänger, auch wo ihre Forschungsresultate nicht mehr anerkannt werden können. Wer sich des näheren über die Streitpunkte und ihre Literatur unterrichten will, der thut freilich am besten, Pauls „Grundriß der germanischen Philologie" zu Rathe zu ziehen, wo Friedrich Vogt mit eben dem Geschick und Geschmack die wissenschaftlichen Grundlagen seiner Auffassung entwickelt, mit dem er in seiner Literaturgeschichte seine Darstellung ausgestaltet hat.

Wenn also die Zurückhaltung Vogts in diesem Punkte dem Zwecke seines Werkes nur entspricht, so möchten wir doch unserm Zweifel Ausdruck geben, ob sie bei einer anderen Frage nicht vielleicht zu weit getrieben ist. Vogt verzichtet nämlich in so hohem Grade auf jegliche Berücksichtigung der Sprachgeschichte, daß wir eine fest umrissene Bestimmung von Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch, eine Erklärung der Lautverschiebung und Lautbrechung vergeblich suchen. Gewiß hat er mit gutem Bedacht sich diese Beschränkung auferlegt in der Erwägung, daß derlei Belehrung manchem eiligen Leser zu wenig anziehend sein dürfte. Darunter sollte aber doch der sonst streng durchgeführte Grundsatz nicht leiden, nichts wesentliches als bekannt vorauszusetzen und unerklärt zu lassen; vielmehr haben neben der Wiedergabe der Urformen unsrer Schrift in den Runen die elementarsten Grundbegriffe unsrer Erkenntniß der Sprache wohl gleichen Anspruch auf Erklärung, ohne daß sich daraus ein allzu schwerer gelehrter Ballast ergeben müßte.

Der 30jährige Krieg, nicht die Reformation, das Auftreten von Opitz, nicht von Luther, bildet die Grenze des Arbeitsgebietes der beiden Verfasser. In vieler Hinsicht kann man sich mit der darin ausgesprochenen Auffassung unsrer literarischen Entwicklung nur einverstanden erklären; gleichwohl gelangt man bei näherer Prüfung unabweisbar zu der Erkenntniß, daß im 16. Jahrhundert die Reste des Mittelalters in so hohem Maße von den Keimen der Zukunft überwogen werden, daß ihm eigentlich doch ein engerer Zusammenschluß mit der Folgezeit besser gerecht würde, als der mit dem 14. und 15. Jahrhundert. Das Zeitalter des Humanismus und der Reformation ist ein glänzender Höhepunkt unsres geistigen Lebens, nicht bloß ein Durchgangsstadium, wie das 14. und 15. Jahrhundert. Das kommt bei der Zusammenfassung dieses ganzen Zeitabschnitts von 1300—1600 nicht mit der Klarheit zur Anschauung, die eine Sonderstellung unsrer gelehrten und religiösen Renaissance von selbst ergeben würde. Wenn aber einmal diese Gruppirung gewählt war, dann hätte auch die Zusammenstellung zerstreuter Erscheinungen der gleichen Art noch schärfer durchgeführt werden können, dann durfte das Amadis- und Faustbuch nicht von den übrigen Volksbüchern losgetrennt werden, dann mußte

Hans Sachs als allseitigster und trefflichster Vertreter die Schilderung des Meistergesangs krönen und nicht erst viel später in unmotivirter Isolirung charakterisirt werden.

Wenn wir so bei diesem letzten Hauptabschnitt Vogts die übersichtliche Gruppirung der vorangegangenen Kapitel nicht in demselben Maße wiederfinden, so dürfen wir nicht außer Betracht lassen, wie spröde und vielverzweigt der Gegenstand gerade hier ist. Vor allem aber darf man nicht übersehen, in wie ungemein taktvoller Weise sich Vogt hier auf das rein Literarische zu beschränken verstanden, dabei aber doch die reiche Fülle gelehrten und religiösen Lebens als nothwendigen Hintergrund lebendig charakterisirt hat. Seine knappe, scharf umrissene Zeichnung Luthers sowohl in seiner Bedeutung für die deutsche Sprache und Literatur, wie in seinen Schwächen und Einseitigkeiten überwindet die außerordentliche Schwierigkeit, diesen Theil von Luthers Wirken aus dem Gesammtbilde seiner so durchaus einheitlichen Persönlichkeit abzulösen, in bewunderungswerther Weise. Der Pedant wird vielleicht hier manche äußere Zuthat biographischer oder zeitgeschichtlicher Art gerade so gut verlangen, wie bei dem eingehend besprochenen Thomas Murner; vernünftigerweise aber wird man gerade die Beschränkung Vogts nur anerkennen können. Und die gleiche ungetheilte Anerkennung muß man der unbefangenen Sachlichkeit zollen, die sich Vogt, ebenso wie später Koch, gegenüber dem konfessionellen Kampfe und seinen literarischen Erscheinungen bewahrt. Das ist kein Vilmar oder Lindemann, kein Buch für Protestanten oder Katholiken, sondern eine wissenschaftliche, und dabei religiös durchaus nicht indifferente, Literaturgeschichte für alle Deutschen.

In dieser Grundauffassung der Aufgabe befindet sich Max Koch in voller Uebereinstimmung mit seinem Mitarbeiter. Mag auch sein beweglicher Stil mit schärferen Strichen charakterisiren, sachlich hat er alle von Vogt angesponnenen Fäden mit großer Sorgfalt aufgenommen und in gleichem Sinne fortgeführt. Auch ihm ist es bis auf wenige Ausnahmen, wie z. B. bei Christian Weise oder Zesen, gelungen, unter möglichster Wahrung der Einheitlichkeit der Persönlichkeiten eine übersichtliche Gruppirung des ganzen immer mehr auseinander strebenden Stoffes zu gewinnen, die leitenden Richtpunkte klar herauszuheben und doch auch der immer wachsenden Mannichfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen gerecht zu werden. Ein Meister des Komprimirens, hat er ja schon in seiner kleinen, in der „Sammlung Göschen" erschienenen Literaturgeschichte gezeigt, welch ungeheure Fülle des Gehalts sich in eine knappe Form einzwängen läßt. In dem weiteren Rahmen, der ihm diesmal gestellt war, bewegt er sich zwar freier und kann eine reichere Farbengebung anwenden, aber auch hier fühlt man überall, wie er mit Bedacht aus dem Vollen schöpft und noch vieles zurückbehält, was seiner Darstellung ihre klare Sicherheit und Bestimmtheit verleiht. Ganz unaufdringlich und scheinbar nebenbei führt Koch konsequent eine höchst verdienstliche Berücksichtigung der einzelnen Landschaften und Stämme durch. Nicht nur die langsame, im 19. Jahrhundert aber doch reiche und eigenartige Entwicklung der österreichischen Dichtung findet eine gerechte und eingehende Beurtheilung; auch wer eine schlesische Literaturgeschichte schreiben wollte, — eine Aufgabe, die nach der schweizerischen von J. Bächtold und der schwäbischen von A. Krauß ziemlich lockend und lohnend erscheint, — dürfte Kochs Führung mit großem Nutzen zu Rathe ziehen.

Mehr noch als Vogt hatte Koch Anlaß, auf die Gebiete der bildenden Kunst und der Musik, wie der Wissenschaften in ihren verschiedensten Disciplinen übergzugreifen. Auch hier harmonirt er in der gewissenhaften Selbstbeschränkung auf das nothwendigste vollständig mit seinem Mitarbeiter, hat aber doch in seiner beiläufigen Skizze der Geschichte unsrer Oper und ihrer Hauptvertreter eine so feine Charakteristik gegeben, daß wir sie besonders hervorheben möchten. Alles Werden, Keimen und Wachsen versteht Koch ganz vorzüglich zu entwickeln. Mit großem Scharfblick und unparteiischer Gerechtigkeit ist so das Wirken Gottscheds und der Schweizer, vor allem glänzend aber das Lessings und des jungen Goethe geschildert. In den großen Abschnitten „Von Klopstocks Hervortreten bis zu Herders Fragmenten" und „Sturm und Drang" erblicken wir die Höhepunkte von Kochs Leistung.

Nicht mit der gleichen ungetheilten Befriedigung kann uns die allzukurze Darstellung unsrer klassischen Blüthezeit erfüllen. Es ist, als ob die Unlust, Allzubekanntes nochmals vortragen zu müssen, die Feder beflügelt hätte, manchmal freilich auch — wie bei der sehr befremdlichen Bemerkung über den „Bänkelsängerton" in Schillers „Ring des Polykrates" (S. 624) — als ob der Verfasser des warmen inneren Verhältnisses, das ihn zu der geistigen Schärfe Lessings, zu der aufstrebenden Jugend des Sturms und Drangs oder der großartig ringenden und schaffenden Persönlichkeit Richard Wagners beseelt, gegenüber der Weimarer Glanzperiode entbehre. Doch sei dem, wie immer! Es eröffnet sich hier die prinzipielle Frage, ob es in einem zusammenfassenden Werke wie das vorliegende nicht richtiger wäre, bei dem leuchtenden End- und Höhepunkt einer großen, mühevollen Entwicklung etwas eingehender zu verweilen, statt unter der Annahme, daß die Dichtungen unsrer Klassiker ja doch alle bekannt sind — oder vielmehr sein sollten! — gerade hier weiter zu eilen und so „Hermann und Dorothea", „Wilhelm Meisters Lehrjahre" und die „Wahlverwandtschaften" auf zwei Seiten, Schillers Dramen vom „Wallenstein" bis „Demetrius" ebenfalls auf zwei Seiten abzuthun. Wir meinen, was bei der mittelalterlichen Blüthezeit recht ist, kann mutatis mutandis auch bei der neuhochdeutschen nicht unbillig sein, und glauben, daß Koch sich hier am falschen Fleck eine sicher entsagungsschwere Selbstbeschränkung auferlegt hat.

Mit dem 19. Jahrhundert mehren sich die Schwierigkeiten, die sich einer knappen und objektiven geschichtlichen Darstellung ergeben, noch um ein bedeutendes. Aber gerade bei der unendlichen Mannichfaltigkeit dieses Zeitraums ist es Koch mit staunenswerthem Geschick gelungen, eine übersichtliche Gruppirung nicht zu erzwingen, sondern sich von selbst ergeben zu lassen. Außerordentlich geistvoll und schlagend ist seine Kritik des jungen Deutschland, vortrefflich die feine Charakteristik des Münchener Dichterkreises unter König Max II., ungemein zielbewußt und geschickt die Art, wie die Grundlagen Richard Wagners allenthalben betont und dieser schließlich selbst charakterisirt wird. Die klare Beherrschung des ungeheuren Stoffs und die gescheite, geistvolle und doch warmherzige Persönlichkeit des Verfassers bewähren sich hier mit am glänzendsten.

Es ist selbstverständlich, daß man gelegentlich im einzelnen ein etwas anderes Urtheil als Koch fällen wird, besonders auch bei seinem anspruchslosen, aber sehr fein durchdachten kurzen Schlußkapitel über die jüngsten Jahre, wo z. B. Gerhart Hauptmann doch wohl etwas zu gering gewerthet wird. Aber soll der Referent alle seine kleinen kritischen Bedenken vortragen? Soll er es tadeln, daß z. B. S. 388 der Leibniz'schen Philosophie jede unmittelbare Wirkung auf unsre Dichtung abgesprochen und somit momentan die lange Zeit vielgeübte, freilich nicht sehr erquickliche Theodiceendichtung vergessen wird? Oder daß bei der Erwähnung von Kortums „Jobsiade" nicht auch Wilhelm Busch genannt wird, der recht wohl seinen Ehrenplatz in einer deutschen Literaturgeschichte beanspruchen kann? Oder

daß neben dem Grafen Strachwitz ein geistig unzweifelhaft bedeutenderer schlesischer Dichter, Max Waldau, oder neben den Brüdern Hart ein Max Haushofer unerwähnt bleibt?

Wir meinen, solche Ausstellungen zeigen am besten, in welch kleinliche Nörgelei man sich verlieren müßte, wollte man dem trefflichen Werke Vogts und Kochs möglichst viel am Zeuge flicken. Viel gerechter und richtiger ist es, nochmals den Gesammteindruck zu betonen, daß in allen Theilen des Buches ein ungemein reiches Material in wohldurchdachter, schöner und fesselnder Darstellung geboten, daß die vom Verlage mit gutem Bedacht gestellte Aufgabe in glänzender Weise gelöst ist. Von welcher Seite her, unter welchem Gesichtspunkte auch immer man sich hier Raths erholen will, man wird stets die zuverlässigste und anregendste, übrigens durch ein gutes Register erleichterte Auskunft finden. Und so wird jeder Fachmann mit Freude und Genugthuung diese neue Bereicherung unsrer Gesammtdarstellungen unsrer Literatur begrüßen. Vor allem aber ist das schöne Werk ein deutsches Hausbuch, das mit wirklicher innerer Berechtigung den so oft diskreditirten Anspruch erheben darf, daß es in keiner guten Schul- und Familienbibliothek fehlen sollte.

Erich Petzet.

Atjeh und die Holländer.

Die Insel Sumatra bildet seit Jahrhunderten einen Theil des holländischen Kolonialbesitzes in Ostindien; doch bestand die Herrschaft über das Reich Atjeh, das den nördlichen Theil der Insel einnimmt, stets nur dem Namen nach. Was die Grenzen und den Umfang Atjehs betrifft, so ist zwischen der engeren und weiteren Auffassung zu unterscheiden. Nach jener, wie sie in der Auffassung der Atjeher selbst besteht, erstreckt sich das Reich auf der Ostküste Sumatra's bis Tamiang und auf der Westküste bis Boros, der Grenzscheide des Gebiets der Sultane von Menangkeben und Atjeh; nach der letzteren muß ein viel beschränkteres Gebiet, nämlich das eigentliche Atjeh, oder wie es von den Europäern gewöhnlich genannt wird, Groß-Atjeh als der Kern des Reiches betrachtet werden. Letzteres umfaßt das Reich des Sultans und die ihm unterworfenen Vasallenstaaten, die nach seinem Falle die holländische Oberherrschaft anerkannt haben. Dagegen ist das wahrscheinlich nur schwach bevölkerte Innere des Landes den Holländern nicht unterworfen und erkannte auch früher die Oberhoheit des Sultans nur insoweit an, als man hin und wieder seine Gesandten empfing und einen kleinen Tribut an ihn zahlte. Der Flächeninhalt Atjehs beträgt 800—900 Quadratmeilen und die Zahl der Bewohner wird auf etwa 1½ Millionen geschätzt. Längs der Westküste zieht sich eine ununterbrochene Gebirgskette hin, bekannt unter dem Namen Pedir Dahols. Die flache Küste, von den Eingeborenen „Dorat" genannt, hie und da von niedrigen Hügelreihen unterbrochen, ist größtentheils morastig und mit dichtem Walde bedeckt. Der ganze östliche Theil der Nordküste bis zum Vorgebirge Batoc Pedir stellt sich als ein breiter, flacher Küstenstrich dar, während der westliche Theil der Nordküste gebirgigen Charakter trägt. Der Wasserreichthum steht nicht im Verhältniß zu dem der übrigen Inseln des Archipels. Der Lauf der Flüsse ist zu kurz, und die Mündungen sind zu seicht, als daß Kriegsschiffe oder auch nur schwerbeladene Prauen sie passiren könnten. Die Fruchtbarkeit des Tieflandes ist selbst für tropische Gegenden ungewöhnlich reich zu nennen. Neben dem Pfeffer, diesem vielbegehrten Produkt, bilden Kampher, Harz, Gummi, Benzoë ꝛc. die Hauptausfuhrartikel. Von Mineralien werden Gold und namentlich Zinn in großen Mengen gefunden. Gerade in diesem natürlichen Reichthum des Landes ist sein Verfall zu suchen. Die Unsummen, welche die Kolonialmächte für die Landesprodukte hingaben, steigerten den Hochmuth der Sultane, die in der Sucht, ihr Machtgebiet auszubreiten, fortwährend Kriege mit den Nachbarstaaten führten. Die Bevölkerung Atjehs besteht aus einer Mischung verschiedener Rassen. Ursprünglich scheint der Hinduismus die Rolle des kultivirenden Elements gespielt zu haben, worauf jetzt noch verschiedene Eigenthümlichkeiten der Bewohner des Hochlandes hinweisen, während später der Islam ebenfalls aus Hindustan eingedrungen ist. Die Ureinwohner vermischten sich im Laufe der Zeit mit Singhalesen, Battalen, Malayen und den Bewohnern der Insel Nias. Dagegen muß die von Atjehern bis heute noch festgehaltene Behauptung, daß sie von Persern, Türken und Arabern abstammen, als unhaltbar zurückgewiesen werden. In seiner äußeren Erscheinung macht der Atjeher keinen üblen Eindruck. Von viel höherem Wuchs und dunklerer Farbe als die übrigen Malayen, unterscheidet er sich von diesen auch noch durch seinen muskulösen Körperbau. Seine Kleidung zeigt dieselbe Naturwüchsigkeit wie die anderer Tropenbewohner. Bis zum 13. Lebensjahr geht er ganz nackt. Nach der Beschneidung bekleidet er sich, je nach seinen Mitteln, mit einem baumwollenen oder seidenen Rock, der mittelst eines Bandes um die Hüften befestigt wird. Unter diesem trägt er die „Selnar Atjeh", eine seidene Hose, die bis an die Knie reicht. Der Oberkörper bleibt nackt. Nur in Ausnahmefällen, z. B. bei Festlichkeiten, schmückt er sich mit seidener Jacke (Badje). Die Kopjah, ein kleines Mützchen, an welchem ein seidener oder baumwollener Lappen befestigt ist, vollendet die Tracht. Die der Weiber ist genau dieselbe. Nur die Mütze fällt weg und an ihre Stelle tritt beim Verlassen der Wohnung ein Kopftuch. Die Hauptwaffe bildet der Klewang, ein Schwert, das vom Griff nach der Spitze zu breit verläuft. Diese Waffe wissen die Eingeborenen meisterhaft zu gebrauchen. Glatt durchgeschlagene Gewehrläufe, die in verschiedenen holländischen Museen zu sehen sind, zeugen von der Kraft und Gewandtheit des Trägers. Im Anfang des Krieges führten viele Atjeher sogenannte Donkerdüchsen mit faustdicken Läufen, die sie mit Kugeln vollstopften, in die Porzellan- und Glassplitter eingegossen waren. Jetzt sind zum großen Theil erbeutete Beaumontgewehre oder englische Repetirgewehre an ihre Stelle getreten. Im Handgemenge spielt auch der Kris (Dolch) eine wichtige Rolle. Die Atjeher wohnen in Kampongs (Dörfern), von deren jedes gewissermaßen eine kleine Festung für sich bildet. Gewöhnlich ist der Kampong von einem Zaune (Dagar) oder Wall mit Bambuduri (stachelige Bambusart) umgeben, der auf Sumatra und Java schon seit langer Zeit zur Befestigung von Ortschaften dient. Die Stämden des Stachelbambus bilden nämlich, wenn sie zu ihrer vollkommenen Höhe emporgeschossen und ineinander gewachsen sind, undurchdringliche Palissadenwände, unter denen oft nur versteckte, unterirdische, sehr schmale und nur den Bewohnern bekannte Zugänge in das Innere führen. Diese außerordentlich dicke Pflanzenmauer mit dem Beile oder dem Geschoß niederlegen zu wollen, ist ein fast vergebliches Unternehmen. Auch das Feuer vermag gegen diese lebenden Palissadenwände wenig oder nichts. Der Kampong Bondjol, der mit solchen Hecken von Stachelbambus befestigt war, vermochte 3 Jahre lang den größten Anstrengungen eines 5000 Mann starken Belagerungskorps Trotz zu bieten, bis er endlich im Jahre 1837 erobert wurde. Hat nun auch die heutige Kriegskunst bessere Mittel zur Verfügung, um in diese grünen Mauern Lücken zu reißen, so stellen dieselben doch immer noch vorzügliche Befestigungen dar. Die religiösen Gebräuche werden von dem mohammedanischen Atjeher nur wenig beobachtet, ja Fasten und Gebete von Vielen ganz vernachlässigt. Nur

bei dem sogenannten Freitagsgebet besucht man gewöhnlich die Mesdjid (Moschee). Unter atjehischen Moscheen darf man sich aber nicht lustige Dome mit schlanken Minarets, durchbrochenem Holzgitterwerk, mit Hufeisenbögen, hängenden Lampen und buntschillernden Farben wie im Orient vorstellen; vielmehr bildet eine aus Steinen und Mörtel aufgeführte Plattform die Grundlage, auf welcher ein offener Bau steht, mit Palmenblättern gedeckt. Davor befindet sich eine Art Trog, der Wasser zu den religiösen Waschungen enthält. Die orthodoxen Atjeher pflegen nach der sogenannten Haridoja, einem Feste am Ende des Fastenmonats, nochmals ein sechstägiges Fasten eintreten zu lassen. Dann beginnt der Meudpalang oder gegenseitige Besuch von Freunden und Familien, der mindestens 10 Tage nach Ablauf der Fasten dauert. Was die Organisation Atjehs betrifft, so wurde nach der Kolonisation der Hindus die Bevölkerung in vier große Stämme (Käums) getheilt, von welchen der mächtigste, fast nur aus Hindus bestehende, häufig blutige Fehden mit den andern Käums zu bestehen hatte. Diese Käums bilden noch heute die Grundlage der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung in Atjeh. Neben und auf dieser Organisation schuf der Sultan Iskander Muda, der Nationalheros der Atjeher, welchen die Sage gleich dem Chalifen Harun al Raschid verherrlicht hat, noch eine andere welche die Bevölkerung zu größeren Gruppen vereinigen und der Stärkung der Zentralgewalt, d. h. des Sultanats, dienen sollte. Iskander bestimmte nämlich, daß die Kampongs, deren Bewohner in derselben Moschee ihr Freitagsgebet verrichteten, ein Ganzes bilden sollten. Diese Vereinigung bekam den arabischen Namen Mukim. An ihrer Spitze stand ein Imam, ursprünglich der Vorbeter in der Moschee. Da man für den Mukim 1000 wehrbare Männer annahm, so theilten sich die Mukim mit Zunahme der Bevölkerung in mehrere, die eine Art Konföderation mit dem Imam an der Spitze bildeten. Aber anstatt der erhofften Stärkung des Sultanats trat das Gegentheil ein. Die Panglira, Hulabalangs und Imame, wie die Häuptlinge und Aeltesten der Atjeher heißen, wurden immer mächtiger und unabhängiger vom Sultan. Des Letzteren Macht war zum Schatten herabgesunken und sein Gebiet beschränkte sich allmählich auf den Kraton (Palast) und die große Moschee mit den dazugehörigen Kampongs. Den Höhepunkt seiner Macht erreichte Atjeh im Laufe des 17. Jahrhunderts. Gesandtschaften vieler Nationen knieten vor Sultan Iskanders Thron. Doch dieser, falsch und treulos, der Typus seines Stammes, beschämte durch seine Doppelzüngigkeit die ersten Diplomaten der damaligen Zeit. Er schloß mit Allen Verträge, hielt sich jedoch nicht an ihre Ausführung. Dies konnte er ungestraft thun; denn seinen Winken folgten 50,000 wohlbewaffnete Krieger. Hunderte zu Kriegszwecken abgerichtete Elefanten prunkten auf den Schaustellungen zu Ehren der fremden Gesandten, und 2000 metallene Kanonen, theils von den Portugiesen erbeutet, theils Geschenke europäischer Herrscher, drohten von den Wällen des unüberwindlichen Kraton, in dessen Innerem sich der Sultan inmitten seiner 3000 Frauen ergötzte. Nachdem Iskander die Reiche Pedis, Siak und Johore unterworfen hatte, glaubte er die Zeit für gekommen, wo er den Portugiesen auch Malakka entreißen könnte. So rüstete er im Jahre 1615 eine Flotte von 500 Schiffen, bemannte sie mit 60,000 Kriegern und führte selbst seine Frauen mit in den Kampf. Statt der Flagge führten seine Schiffe Kugeln von solidem Gold. Unweit von Malakka traf er mit einem portugiesischen Geschwader zusammen, und nach einer Schlacht, die von Nachmittag bis Mitternacht dauerte, fuhr die Flotte der Atjeher mit einem Verlust von 50 Schiffen und 20,000 Mann nach Bangkalis zurück. Im Jahre 1638 fuhr Iskander abermals mit 250 Schiffen und 20,000 Mann noch Malakka. Er hätte jetzt vielleicht mehr Erfolge gehabt, wenn nicht der neue portugiesische Generalgouverneur Moarez de Botello unerwartet zum Entsatz herbeigekommen wäre. Er schloß die feindliche Flotte im Flusse Pongor ein, stürmte die Verschanzungen der Atjeher, und kaum ein Schiff entging dem Verderben. Das war der größte Sieg, den die Portugiesen je in Asien errungen haben. Iskander aber sollte vor seinem Tode noch die Genugthuung erleben, daß seine Todfeinde, die Portugiesen, von der Halbinsel vertrieben wurden; nur waren es nicht seine Waffen, sondern die der Holländer, die dies zustande brachten. Das erste Zusammentreffen der Holländer mit den Atjehern war ebenso feindlich wie äußerst blutig. Die berühmten Seefahrer Gebrüder Houtman waren im Juni 1599 an der Küste Atjehs gelandet, um Pfeffer einzuhandeln. Auf Anstiften der für ihren Handel besorgten Portugiesen ließ der Sultan während eines Besuches, den sein Sjahbandar (Minister des Aeußern) dem holländischen Schiffe machte, der Besatzung betäubende Getränke reichen. In dem Blutbade, das nun folgte, kamen viele Holländer, aber auch der Sjahbandar und sein Gefolge um. Die heroische That Frederik Houtmans, der, mit noch einigen Führern gefangen, vom Sultan an Bord der holländischen Schiffe geschickt wurde, um das größte derselben als Lösegeld für sich und seine Genossen zu fordern — ein zweiter Regulus —, freiwillig in die Gefangenschaft zurückkehrte, nachdem er seinen Landsleuten von diesem Schritt abgerathen hatte, bildet ein Ruhmesblatt der holländischen Geschichte. Einige Jahre darauf erschienen wieder zwei Schiffe vor Atjeh. Es kam eine Art Handelsvertrag zustande, wobei sich Atjeh verpflichtete, keinem Schiff einer anderen Nation Pfeffer zu verkaufen, ehe die Holländer die ihnen zukommende Ladung eingenommen hätten. Die Portugiesen hatten nun zwar 1643 das Feld geräumt und sich von Atjeh vollständig zurückgezogen; allein jetzt trat ein anderer Rivale den Holländern gegenüber, durch dessen Energie und Schlauheit Letztere mehr als einmal in Gefahr kamen, nicht nur die errungenen Vortheile zu verlieren, sondern vollständig von Atjeh ausgeschlossen zu werden. Dieser Rivale war die englisch-ostindische Kompagnie. Nach dem Tode des kraftvollen Iskander Moda saßen 60 Jahre lang Frauen auf dem Throne von Atjeh. Die Regierungsform wurde im Laufe der Zeit aus einer Monarchie eine aristokratische Oligarchie. Bei den fortwährenden Thronstreitigkeiten der Prätendenten war das Sultanat zu einem Schatten der früheren Macht herabgesunken und es versteht sich von selbst, daß bei diesen Zwistigkeiten Holländer und Engländer regelmäßig ihre Hand im Spiele hatten. Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts kämpften und intriguirten die beiden Kolonialmächte gegeneinander mit abwechselndem Glück und Erfolg, bis durch Besitzergreifung sämmtlicher holländischer Kolonien im indischen Archipel das in Frankreich einverleibte Holland aus der Reihe der Kolonialmächte gestrichen wurde. Als es nach Rückgabe der Kolonien zu neuen Streitigkeiten zwischen England und Holland kam, schlossen beide Kolonialmächte im Jahre 1824 einen Vertrag, demzufolge Holland seine Besitzungen auf dem Festlande wie Malakka an England, England dagegen seine Besitzungen auf Sumatra an Holland abtrat. Im Jahre 1872 kam es abermals zu einer Einmischung Englands, indem dasselbe auf Grund eines Vertrages Protektoratsabsichten auf Atjeh äußerte und das Reich dem britischen Handel zu erschließen wünschte. Des weiteren beabsichtigten die Engländer, längs der Küsten eine regelmäßige Küstenpolizei einzusetzen, um der Seeräuberei daselbst, worüber die Ostasienfahrer sich häufig zu beklagen hatten, ein Ende zu machen. England sah jedoch, als es im Jahre 1872 die Atjeher angreifen wollte, ein, daß man es mit einem starken Gegner zu thun hätte, und verzichtete

Digitized by Google

aus freien Stücken auf seine Protektoratsabsichten betreffs des nördlichen Sumatra. Zum Ersatz erhielt es dafür einige niederländische Niederlassungen in Neu-Guinea. Kaum war der Vertrag zwischen den beiden Mächten ausgetauscht worden, so begannen für die Holländer die Schwierigkeiten an den Küsten Atjehs. Der Krieg, der damals ausbrach und mit kurzen Unterbrechungen nun schon fast 25 Jahre dauert, hat den Holländern Hunderte von Millionen gekostet, mehr als 12,000 Menschenleben sind geopfert worden und doch liegt eine Unterwerfung der Atjeher noch in unabsehbarer Ferne. Den großen Opfern an Geld und Menschen steht keinerlei materieller Gewinn gegenüber; im Gegentheil hat der Krieg alle Summen verschlungen, die das Mutterland vordem aus Java und dem Sunda-Archipel bezog. Heute muß das Mutterland zu dem Budget der Kolonien zusteuern und seit vielen Jahren befürchtet man in Holland sogar, Atjeh könne die Ursache eines Zusammenbruches der holländischen Macht im Sunda-Archipel werden.

Dr. A. Serbin.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rl- **Der gestirnte Himmel im Monat März.** Um die Mitte des Monats März wird der Leser, wenn er in klaren Nächten gegen 10 Uhr abends den gestirnten Himmel betrachtet, die Bemerkung machen, daß infolge der Fortbewegung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne alle Gestirne seit Mitte Februar um rund 30° nach Westen vorgerückt sind.

Die Milchstraße zieht nunmehr in ziemlich flach gestrecktem Bogen vom südwestlichen Horizont in großem, westlichem Abstand vom Zenith vorbei zum nördlichen Horizont.

Am westlichen Horizont stehen schon sehr tief und sind theilweise im Untergang begriffen die Sternbilder des Großen Hundes, des Hasen, des Stiers, des Widders und der Andromeda.

In der Milchstraße steht in mäßiger Höhe über dem nördlichen Horizont das Sternbild der Cassiopeja. Zwischen der Cassiopeja und dem Polarstern liegt am östlichen Rande der Milchstraße das Sternbild des Cepheus, während etwa in der Mitte zwischen der Cassiopeja und den Hyaden am westlichen Rande der Milchstraße das Sternbild des Perseus steht, in welchem, wie wir schon früher erwähnten, der interessante veränderliche Stern Algol (β Persei) sich befindet, dessen Helligkeit periodisch im Zeitraum von nur wenigen Stunden um nahezu zwei Größenklassen abnimmt. Professor Vogel, der Leiter des astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam, hat vor etwa 10 Jahren durch spektroskopische Beobachtungen nachgewiesen, daß Algol ein Doppelstern ist, dessen eine Komponente durch einen dunklen, nichtleuchtenden Himmelskörper (Akolyten) gebildet wird, der mit dem leuchtenden Hauptstern um den gemeinsamen Schwerpunkt rotirt. Bei den Vorübergängen des dunklen Begleiters vor dem Hauptstern wird der letztere theilweise verdeckt, wodurch seine Helligkeit in der angegebenen Weise vermindert wird.

Im Südwesten erblicken wir etwas oberhalb des Aequators, den wir uns als größten Kreis durch die Gürtelsterne des Orion gezogen denken, das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem Stern 1. Größe Procyon und mit diesem in gleicher Höhe, nur wenig südwestlich, das Sternbild des Krebses mit einem hellen Sternhaufen, der Krippe oder Präsepe. Ein anderes, ebenfalls sehr interessantes Objekt besitzt das Sternbild des Krebses in dem Stern ζ, der in größeren Fernrohren als dreifacher Stern erkennbar ist. Prof. H. Seeliger in München hat die komplizirten Bewegungsverhältnisse in diesem System eingehend dargelegt und aus den Störungen, welche die drei Körper desselben gegenseitig aufeinander ausüben, auch das Verhältniß ihrer Massen bestimmt. Er ist dabei zu dem höchst bemerkenswerthen Ergebniß gelangt, daß auch in diesem System ein dunkler Körper von bedeutender Masse vorhanden sein muß, um den die drei sichtbaren Körper eine langsame Rotation ausführen, daß somit ζ Cancri ein vierfacher Stern ist.

Ziemlich genau im Süden steht der Stern 1. Größe Regulus, der hellste Stern im Sternbild des Löwen, das als langgestrecktes Viereck sich in geringer Höhe über dem Aequator bis nach Südosten ausdehnt. Das Sternbild des Großen Bären steigt immer höher und steht schon nahe dem Zenith (Scheitelpunkt). Ueber Mizar (ζ Ursae maj.), dem mittleren Schwanz- oder Deichselstern des Großen Bären (2. Größe), ist einem scharfen Auge noch ein Stern 5. Größe, Alkor oder auch „Das Reiterlein", erkennbar, außer diesem entfernteren Begleiter, dessen Abstand immerhin 11′ beträgt, hat aber Mizar nach einen näheren, der ebenfalls 5. Größe ist, nur 14″ Abstand hat und in einem mittelmäßigen Fernrohr vom Hauptstern getrennt zu sehen ist. Mizar mit seinem nächsten Begleiter ist der erste bekannt gewordene Doppelstern, er ist bereits im Jahre 1650 von Riccioli entdeckt worden.

Ganz nahe dem Zenith, etwas südwestlich desselben, steht das an helleren Sternen arme Sternbild des Luchses, während wir nicht weit westlich vom Zenith, theilweise in der Milchstraße liegend, die Zwillinge mit den hellen Sternen Castor und Pollux erblicken, von denen der erstere ein enger Doppelstern ist, dessen Komponenten ein Stern 2. und ein solcher 3. Größe sind; der Abstand beider beträgt nur 5″, so daß ihre Trennung schon ein stärkeres Fernrohr erfordert. Der Astrophysiker an der Sternwarte in Pulkowa (bei St. Petersburg) A. Belopolsky hat im Herbst 1896 spektroskopische Beobachtungen dieses Doppelsterns ausgeführt und dabei die überraschende Entdeckung gemacht, daß der Begleiter von Castor selbst wieder ein Doppelstern ist, daß ferner der kleinere von den beiden Komponenten desselben den größeren in nicht ganz 3 Tagen einmal umkreist, während beide zusammen erst in etwa 1000 Jahren einen vollständigen Umlauf um den Hauptstern Castor ausführen. [1]) Belopolsky's Beobachtungen wurden inzwischen durch den englischen Astronomen H. F. Newall in Cambridge bestätigt.

Nördlich der Zwillinge steht das Sternbild des Fuhrmanns mit der Capella.

Am südöstlichen Horizont ist das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange (Hydra) mit dem hellen Stern Alphard (2. Größe) eben aufgegangen, ebenso die weiter östlich noch ganz tief stehenden Sternbilder Becher und Rabe. In geringer Höhe über dem östlichen Horizont erhebt sich das Sternbild der Jungfrau, in welchem einer der beiden Schnittpunkte zwischen Himmelsäquator und Ekliptik liegt (der Herbst-Tag- und Nachtgleichepunkt). Der hellste Stern in der Jungfrau, Spica oder Kornähre, ein Stern 1. Größe, steht noch sehr tief.

Hoch über dem östlichen Horizont dagegen steht schon das Sternbild des Bootes. Denkt man sich den Bogen, auf dem die drei Schwanzsterne des Großen Bären stehen (die „Deichsel" des „Wagens"), nach unten fortgesetzt, so trifft man auf einen schönen, röthlich strahlenden Stern 1. Größe, den Arcturus, den hellsten Stern im Bootes. Schon früher wurde erwähnt, daß Arcturus von allen helleren Sternen des nördlichen Himmels die größte Eigenbewegung am Himmel besitzt (2.3″ im Jahr). Es mag hier noch bemerkt werden, daß die größte Eigenbewegung am nördlichen Sternhimmel im Betrag von 7.2″ jährlich ein Stern 7. Größe im Großen Bären besitzt; noch größer aber ist die Eigenbewegung eines Sterns 8. Größe im Sternbild der Malerstaffelei am südlichen Himmel, welche erst vor einigen Monaten von Dr. J. C. Kapteyn in Groningen entdeckt wurde und jährlich 8.7″ beträgt.

Am nordöstlichen Horizont sind die beiden Sternbilder der Schlange und des Herkules im Aufgehen begriffen. Schon in größerer Höhe steht über beiden das schöne Sternbild der nördlichen Krone, das in der Hauptsache aus fünf Sternen 4. und einem solchen 2. Größe besteht, die zusammen einen nach Nordosten zu offenen Halbkreis bilden.

Ganz tief am nördlichen Horizont erblicken wir bei wolkenfreiem Himmel zwei schöne Sterne 1. Größe: Wega in der Leier und Deneb im Schwan.

---

[1]) Astrophysical Journal, Vol. V, p. 1.

Die Sonne steht nunmehr schon ganz in der Nähe des Himmelsäquators. Am 20. März, nachm. um 3 Uhr, geht sie, in das Zeichen des Widders tretend, durch den Schnittpunkt des Aequators und der Ekliptik; der Moment dieses Durchgangs entspricht bekanntlich dem Eintritt der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche oder (astronomisch) dem Frühlingsanfang. Fortan besitzt die Sonne nördliche Breite, ihre Kulminationshöhe und die Länge ihres Tagbogens nehmen bis zum Eintritt des Sommersolstitiums beständig zu. Das Gleiche gilt auch hinsichtlich ihrer Entfernung von der Erde, welche im Laufe des Monats März um rund 165,000 Meilen wächst, wodurch der scheinbare Halbmesser der Sonnenscheibe innerhalb des gleichen Zeitraums von 16′ 8.0″ auf 16′ 0.0″ heruntergeht. [1])

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind (in mitteleuropäischer Zeit):

März	Aufgang		Untergang	
1.	6 h 59 m	vorm.	5 h 55 m	nachm.
8.	6 44	„	6 7	„
15.	6 30	„	6 17	„
22.	6 16	„	6 28	„
29.	6 2	„	6 37	„
31.	5 58	„	6 40	„

Die Tageslänge wächst demnach während des Monats März um 1 Stunde 46 Minuten und beträgt am Ende des Monats (ohne Dämmerung) 12 Stunden 42 Minuten.

Die Phasen des Mondes sind im Monat März folgende:

1. März	6 h	früh	Erdferne
8. „	10	vorm.	Vollmond
14. „	4	nachm.	Erdnähe
15. „	9	vorm.	Letztes Viertel
22. „	10	vorm.	Neumond
29. „	2	nachts	Erdferne
30. „	9	vorm.	Erstes Viertel.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs des Mondes sind

März	Aufgang		Untergang	
1.	10 h 48 m	vorm.	2 h 50 m	nachts
8.	6 39	abends	6 19	früh
15.	2 15	nachts	10 10	vorm.
22.	5 50	früh	7 2	abends
29.	9 33	vorm.	1 29	nachts
31.	11 34	vorm.	2 48	nachts.

Am 14. März, um 5 Uhr morgens, wird der Stern 1. Größe α im Storpion (Antares) vom Monde bedeckt.

Die Sichtbarkeitverhältnisse der Planeten sind im Monat März gegenüber den Vormonaten bedeutend günstiger geworden.

Merkur bewegt sich rechtläufig vom Sternbild des Wassermanns in das der Fische, welches er bis zum Schluß des Monats nahezu vollständig durchläuft. Am 7. März erreicht er seine größte südliche heliocentrische Breite, kommt am 16. März in obere Konjunktion mit der Sonne, am 23. März in Konjunktion mit dem Mond; am 26. März vormittags geht er durch den aufsteigenden Knoten seiner Bahn und gelangt am Nachmittag des gleichen Tages in Konjunktion mit der Venus, wobei Merkur nur $1\frac{1}{4}^0$ nördlich der Venus steht. Die Entfernung des Merkur von der Erde wächst noch, wenn auch nur wenig, im ersten Drittel des Monats, nimmt dann aber rasch ab. Der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beträgt am Anfang des Monats 5.0″, am Ende desselben 6.0″. Merkur geht während des ganzen Monats fast gleichzeitig mit der Sonne auf und bis zum 17. März noch vor ihr unter. Infolge des raschen Anwachsens seiner Deklination wird jedoch sein Tagbogen bald größer, als der der Sonne, so daß er am Schluß des Monats erst 2 Stunden nach der Sonne untergeht. Merkur wird daher gegen den Schluß des Monats am Abendhimmel natürlich mit freiem Auge sichtbar sein, als seine Scheibe zu dieser Zeit etwa noch zu zwei Drittheilen von der Sonne beleuchtet ist.

Venus bewegt sich im Laufe des Monats März ebenfalls wie Merkur rechtläufig vom Sternbild des Wassermanns fast durch das ganze Sternbild der Fische hindurch. Ihre Entfernung von der Erde nimmt langsam, aber beständig ab; der scheinbare Durchmesser ihrer Scheibe beträgt am Anfang des Monats 9.8″, am Ende desselben 10.0″. Venus geht während des ganzen Monats März etwa 10 Minuten nach der Sonne auf, und in der ersten Hälfte desselben auch bald nach ihr unter. Mitte März bleibt sie aber schon eine halbe Stunde, am Ende des Monats nahezu noch eine volle Stunde nach Sonnenuntergang über dem Horizont, und da gleichzeitig ihre Scheibe voll beleuchtet ist, wird Venus im letzten Viertel des Monats als Abendstern den westlichen Himmel schmücken.

Mars bewegt sich rechtläufig langsam durch das Sternbild des Steinbocks und gelangt in der zweiten Hälfte des Monats in den Wassermann. Sein Abstand von der Erde nimmt fortgesetzt langsam ab; der scheinbare Durchmesser seiner nahezu voll beleuchteten Scheibe vergrößert sich dabei von 4.2″ auf 4.4″. Mars geht Ende März fast eine Stunde vor der Sonne auf, wird aber wegen seines tiefen Standes zunächst nur mit dem Fernrohr am Morgenhimmel aufzufinden sein.

Jupiter setzt seine langsame rückläufige Bewegung im Sternbild der Jungfrau noch weiter fort und ist, da er am Anfang des Monats März schon um 8 Uhr, am Ende desselben sogar schon vor 6 Uhr abends aufgeht, die ganze Nacht hindurch im genannten Sternbild (ganz nahe dem Himmelsäquator) sichtbar, wo er in ruhigem, weißem Lichte, alle Fixsterne, auch die nur wenig südöstlich von ihm stehende Spica, an Helligkeit erheblich übertreffend, am Himmel erglänzt. Die Entfernung des Jupiter von der Erde nimmt wie bisher beständig ab bis zum 27. März, an welchem Tag er der Erde am nächsten steht, von da an wächst seine Entfernung wieder. Der scheinbare Durchmesser der stark elliptischen Jupiterscheibe beträgt im Mittel in der Richtung seines Aequators 44.8″, in der Richtung seiner Rotationsachse 42.0″.

Der englische Astronom Stanley Williams beschäftigt sich seit Jahren mit der Bestimmung der Rotationsdauer des Jupiter, die er aus eigenen und fremden Beobachtungen von theils hellen, theils dunklen Flecken auf der Oberfläche desselben zu ermitteln sucht. Aus zahlreichen Beobachtungen von acht solchen in äquatorialen Regionen liegenden Flecken fand Williams die Umdrehungsdauer des Jupiter für 1897 [1]) zu 9 Stunden 50 Minuten 34.6 Sekunden.

Aehnliche Werthe hat Williams seit 1879 fast für jedes Jahr abgeleitet und es zeigte sich bald die überraschende Erscheinung einer zwar geringen, aber ziemlich stetigen Zunahme dieser Rotationsdauer. Er fand

1879 . . .	9 Std.	49 Min.	59 Sec.
1882 . . .		50	9.7
1885 . . .		50	14.8
1888 . . .		50	31.4
1891 . . .		50	26.4
1897 . . .		50	34.6

Williams ist der Ansicht, daß die aus den obigen Zahlen unmittelbar sich ergebende Zunahme der Rotationsdauer des Jupiter demnächst aufhören und wieder einer Abnahme derselben Platz machen werde. Weitere Beobachtungen werden hierüber wohl Aufklärung bringen.

In der Nacht vom 9. zum 10. März kommt Jupiter in Konjunktion mit dem Monde, wobei er 7° nördlich des letzteren steht, am 29. März kommt er in Opposition zur Sonne.

Das schöne Schauspiel der Verfinsterung der vier äußeren Monde des Jupiter und des Vorüberganges derselben vor der Scheibe dieses Planeten kann schon in mittelmäßigen Fernrohren beobachtet werden.

Saturn behält seinen tiefen Stand im Sternbild des Schlangenträgers auch während des Monats März noch bei. Er führt zunächst in diesem Sternbild noch eine ganz geringe rechtläufige Bewegung aus, wird am 21. März stationär und

---

*) In Nr. 24 dieser „Beilage" sind bedauerlicherweise einige störende Druck- und Schreibfehler stehen geblieben, die wir hier berichtigen möchten: Auf Seite 7, in dem Absatz über die Sonne, muß statt 10,000 stehen 110,000 geogr. Min. und weiter unten statt 16′ 18.2″ 16′ 8.2″. Auf S. 8 bei Jupiter ist statt „sein scheinbarer Durchmesser" zu lesen „sein scheinbarer Halbmesser" und weiter unten bei Saturn ist nach den Worten „Schluß des Monats" das Wort März einzuschalten.

[1]) Monthly Notices of the Royal Astronom. Society. Vol. LVIII p. 13 u. f.

hierauf rückläufig. Seine langsame Annäherung an die Erde dauert fort, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beträgt im Mittel 16″. Saturn geht um die Mitte des Monats schon eine Stunde nach Mitternacht auf und erreicht seinen höchsten Stand am Himmel mit etwa 20° Höhe über dem Horizont bereits gegen 5 Uhr früh, ist daher bis zum Eintritt der Morgendämmerung über dem südlichen Horizont sichtbar. Am 14. März kommt Saturn in Konjunktion mit dem Mond, wobei er 5° 18′ nördlich desselben steht.

Die Oeffnung der Ringellipse des Saturn wird immer größer, die große Achse dieser Ellipse mißt durchschnittlich 38.5, die kleine Axe 17 Bogensekunden.

Von den beiden äußersten Gliedern unsres Planetensystems steht Uranus, der schon gegen Mitternacht aufgeht, als Stern 6. Größe im Sternbild des Schlangenträgers und ist infolge seines tiefen Standes der Beobachtung nicht sehr günstig, während der dem unbewaffneten Auge überhaupt nie sichtbare Neptun als Stern 8. Größe im Sternbild des Stiers steht und mit guten Fernrohren bis gegen 2 Uhr nachts beobachtet werden kann. Der scheinbare Durchmesser der Uranusscheibe mißt 3.7, jener der Neptunscheibe 2.6 Bogensekunden.

Die kleinen Planeten unsres Sonnensystems sind gegenwärtig sämmtlich dem freien Auge am Himmel unsichtbar.

Das Zodiakallicht ist besonders in der ersten Hälfte des Monats März in mondfreien Nächten am Abendhimmel (im Stier und Widder) sehr schön sichtbar.

-e Die „Minerva", das „Jahrbuch der gelehrten Welt" (herausgegeben von Karl Trübner in Straßburg) liegt uns jetzt im 7. Jahrgang (1897—1898) vor. Die Zuverlässigkeit und Reichhaltigkeit der Angaben dieses verdienstvollen und unentbehrlichen Nachschlagebuchs sind von Jahr zu Jahr gewachsen, so daß man jetzt kaum noch wesentliches darin vermissen dürfte. Im neuen Band ist eine Anzahl französischer wissenschaftlicher Anstalten nachgetragen und die italienischen archäologischen Museen, die indischen höheren Lehranstalten, sowie eine Reihe griechischer Institute, Bibliotheken und gelehrter Gesellschaften neu aufgenommen worden. Der Umfang des Werkes hat natürlich gegenüber den früheren Jahrgängen um etwa 100 Seiten zugenommen, jedoch hat die Handlichkeit dabei keinen Eintrag erlitten. Immer noch ist in diesem Werke auf dem denkbar geringsten Raum die möglich größte Stoff- und Nachrichtenfülle zusammengedrängt zu finden, und es dürfte kaum auf irgendeinem anderen Gebiete einen so zuverlässigen Anzeiger und Führer geben, wie dieses Jahrbuch, das über alle gelehrten Anstalten der Welt und die an ihnen beschäftigten Persönlichkeiten uns Aufschluß gewährt.

* **Berlin,** 26. Febr. Wie der „Köln. Ztg." aus Konstantinopel gemeldet wird, erlaubte der Sultan der preußischen Museumsverwaltung die Ausgrabung von Milet. Die Arbeiten beginnen im Herbst unter Leitung des Direktors Wiegand. — Am letzten Freitag ist im kaiserlichen Gesundheitsamt unter dem Vorsitz des Direktors dieser Behörde eine Kommission zusammengetreten, um über die Errichtung einer biologischen landwirthschaftlichen Anstalt zu verhandeln. An den Berathungen haben außer Kommissarien des Reichsamts des Innern und des Gesundheitsamts, sowie der Ministerien der geistlichen Angelegenheiten und für Landwirthschaft viele auswärtige Fachmänner theilgenommen. — In der Woche vom 14.—22. April findet ein archäologischer Kursus für Lehrer höherer Unterrichtsanstalten in den hiesigen kgl. Museen statt. Neben den von Universitätsprofessoren gehaltenen Vorträgen sind auch Gänge durch die Museen unter der persönlichen Leitung der betreffenden Direktorialbeamten in Aussicht genommen.

* **London.** Die Lebenserinnerungen Max Müllers, die unter dem Titel „Auld Lang Syne" vor kurzem in einer Monatsschrift veröffentlicht wurden, sind jetzt auch in Buchform (im Verlag von Longman) erschienen.

°§ **Madrid,** 24. Febr. Es war vorauszusehen, daß nach den glücklichen Funden in Santiponce, dem alten Italica, sich die ganze Einwohnerschaft auf Ausgrabungen werfen würde. Diese haben nun in der That schon einige Resultate gezeitigt. In dem Hofraum eines an die alte Ausspannung von Santipance stoßenden Hauses hat man eine vollständige römische Marmorstatue, die einen jungen Mann darstellt, ebenso eine gut erhaltene Amphora gefunden. Im Darf selbst ist ein großes Stück römischer Mosaik in blauweiß-rothen Farben, auf dem schöne Urnen dargestellt sind, ans Tageslicht gekommen. In der Mitte der Mosaikstücke ist ein Quadrat ausgespannt, in dem offenbar die Basis eines Statuettchens oder Brunnens gestanden hat. Die vom archäologischen Gesichtspunkt wichtigste Entdeckung ist aber die Bloßlegung eines 100 m langen Stückes der Mauer, die das alte Italica umgab. Die Mauerzinnen sind freilich verschwunden, Es sind nur die Unterbauten und ein Theil des Hochbaues geblieben, die aber vollkommen erhalten sind. Fast in der Mitte des aufgedeckten Stückes erhob sich ein Thurm, dessen untere Quadern dem Zahn der Zeit getrotzt haben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ludwig Staoe: Unbesiegbar! Leipzig, A. Dieckmann. — Die Wahrheit über die katholische Volkspartei. Drei Reden des Abg. Dr. Otto Lecher. Innsbruck, A. Edlinger 1898. — *N.-Ch. Bunge:* Esquisses de littérature politico-économique. Traduites du russe. Bâle et Genève, Georg et Co. 1898. — Muttergluck. Tagebuch über des Kindes Wachsen und Gedeihen. Mit Dichteraussprüchen gesammelt aan Similde Gerhard. Illustrirt von Prof. G. Sturm. Leipzig, E. Haberland. — Adolf v. Wenckstern: Die Marx eigenthümliche materialistische Geschichtsauffassung und Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. Sonderabzug aus Schmallers Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc. XXII. 1. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Hermann Frobenius: Alfred Krupp. Dresden, Leipzig, Carl Reißner 1898. — Carl Görlitz: Das todte Haus. Berlin, Albert Galdschmidt 1898. — A. v. Gersdorff: Maria Sibina Lindentrost. Ebd. — Rudalf Fuchs: Die deutsche Marine und die Etikettensteuer, die einzige Steuer der Zukunft. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — *Édouard Rod:* Essai sur Goethe. Paris, Perrin et Cie. 1898. — W. Dieckmann: Die deutschen Privatposten. Denkschrift im Auftrag der „Freien Vereinigung deutscher Privatposten" verfaßt. Hannaaer 1898. — Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff: Bakchylides. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1898. — Die Sparkassen und die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften in Steiermark im Jahre 1896. Beard. im Statist. Landesamte von Steiermark. Graz, Lauscher u. Lübensky 1898. — Robert Davidsohn: Tre Orazioni di Lapa da Castiglionchia a Papa Urbana V e alla curia in Avignone. Firenze 1897. — Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. 1. Band, 1. Heft. Dr. Nikolaus Paulus: Luthers Lebensende. Freiburg i. Br., Herder 1898. — Agnes Harder: Stille Helden. Berlin, Otto Janke. — Hedwig v. Malthe: Traute von Hasten. Ebd. — Ossip Schubin: Unter uns. 5. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel 1898. — Hans Hoffmann: Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. 3. Aufl. Ebd.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Cotta'sche
Bibliothek der Weltlitteratur.

Immermanns
Ausgewählte Werke
in sechs Bänden.
Mit Einleitung v. Franz Muncker.
Preis elegant gebunden 6 Mark.

Jeder Band der „Cotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur" ist zum Preise von 1 Mark einzeln käuflich.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Tauchnitz Edition.
February 23, 1898.
The
Chevalier D'Auriac.
By (3455)
S. Levett-Yeats.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 1. März. Nummer 48.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.
Kirchenpolitische Briefe. XXXIII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXXIII.

† SANCTA COLONIA ROMANÆ ECCLESIÆ FIDELIS FILIA.

Berlin, 20. Febr. Auf dem alten Stadtsiegel Kölns stehen die Worte geschrieben, welche diesem Briefe vorangestellt sind; unser ehrwürdiger Gelenius, der sie in seinem berühmten Buche De Admiranda sacra et civili Magnitudine Coloniae verzeichnet, fügt mit Stolz hinzu, sie drückten die Thatsache aus, daß Köln, wie man es nannte, ein zweites Rom gewesen und noch sei.

Es sind nun just 252 Jahre, seit der brave Kanonikus von S. Andreas der rheinischen Metropole dies Kompliment gemacht hat, deren bestallter erzbischöflicher Historiograph er damals war. Seither ist viel Wasser den Rhein herabgeflossen und man wird zugeben müssen, daß in den Tagen der bayerischen Prinzen, die als Erzbischöfe hier gewaltet, der Tugendglanz der altera Roma etwas verblaßt war. Es kam dann die Revolution und das Empire, wo es keinen Erzbischof mehr gab und ernstlich von der völligen Niederlegung des Kölner Domes gesprochen wurde. Auch diese Wasser verliefen und der Pariser Frieden bestätigte Preußen im Besitz der von ihm besetzten Rheinlande.

Die Wiederaufrichtung des erzbischöflichen Stuhles und die Restauration des kirchlichen Lebens in dem wiederhergestellten Erzbisthum bilden einen wichtigen oder vielmehr den wichtigsten Theil der Kirchengeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. Joseph II. hat den Rhein die große Pfaffenstraße genannt: die Bezeichnung war weder respektvoll, noch verbindlich, aber sie drückte die Thatsache aus, daß das kirchliche Leben Deutschlands wesentlich durch das bedingt und getragen sei, was sich an den großen Bischofssitzen des deutschen Stromes von Konstanz herab über Straßburg, Worms, Speyer, Mainz und Trier bis Köln und Utrecht abspielt. Auch in unserm Jahrhundert hat die geistige Evolution des deutschen Katholizismus sich vorzüglich hier am Rhein vollzogen: wir sagen schwerlich zu viel, wenn wir behaupten, daß die Geschicke der deutschen Kirche und damit zugleich ein Stück von Deutschlands Geschichte und Deutschlands Wohlfahrt an dem Krummstab der Erzbischöfe von Köln hing. Wie ganz anders hätten sich z. B. die Geschicke unsres Vaterlandes gewendet, ja wie ganz anders hätte die ganze Entwicklung der katholischen Kirche sich gestaltet, wenn zu allen Zeiten statt frommer Asketen Persönlichkeiten von geistiger Bedeutung und von tieferer Einsicht in die Forderungen der Gegenwart wie in die wirkliche Lage der Geister auf dem Stuhl des heiligen Maternus gesessen hätten!

Die Empfindung von der außerordentlichen Bedeutung dieses Stuhles scheint denn auch in weiteren Kreisen, wenn auch in verschiedener Weise, getheilt zu werden. Alle Welt muß wünschen, daß der edle und liebenswürdige Kirchenfürst, der zur Stunde den Sitz des hl. Maternus inne hat, uns noch lange erhalten bleibe. Aber in dem Augenblicke, wo die Erledigung desselben bevorstehen wird, werden sich Aller Augen nach Köln wenden und unzählige Wünsche und Erwartungen, offener und verdeckter Ehrgeiz werden sich dieser altera Roma zukehren. Fast wie zu Zeiten eines römischen Konklaves. Unter diesen Umständen kann nicht auffallen, wenn auch das literarische Interesse sich der Geschichte dieses Episkopats lebhafter zuwendet und insbesondere denjenigen Namen die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße zugewandt wird, an welche sich zunächst die Entwicklung der letzten 70 Jahre knüpft. Diese Namen sind die der drei Erzbischöfe v. Spiegel, v. Droste-Vischering und Geissel.

Die „Kirchenpolitischen Briefe“ wollen eine Orientirung über Charakter und Genesis der heutigen Lage geben. Sie haben das für England, in den Mittheilungen über Kardinal Manning, für Amerika, für Frankreich und Italien versucht: es ist Zeit, daß wir uns auch einmal deutschen Dingen zuwenden und zusehen, welche Aufklärungen uns die neueste Literatur nach dieser Hinsicht gebracht hat.

Man kann einen Einblick in diese Dinge nicht gewinnen, ohne bis zu der Zeit zurückzugehen, in welche die Angliederung der Rheinprovinz und Westfalens an Preußen fällt.

Am 5. April 1815 hat Friedrich Wilhelm III. von Wien aus den Anschluß der Rheinprovinz an das Königreich dekretirt. Das einfache und von den deklamatorischen Phrasen der französischen Proklamationen unendlich abstechende Patent, mit welchem der König diesen Akt vollzog, erkannte die Bedeutung desselben für Deutschland, die Preußen daraus erwachsende Verantwortlichkeit als Vorhut des ganzen Vaterlandes an. „Als ich,“ heißt es in dem Aktenstück, „dem einmüthigen Beschluß der zum Kongreß versammelten Mächte, durch welchen ein großer Theil der deutschen Provinzen Meinen Staaten einverleibt wird, Meine Zustimmung gab, ließ ich die gefahrvolle Lage dieser Grenzlande des deutschen Reichs und die schwere Pflicht ihrer Vertheidigung nicht unerwogen. Aber die höhere Rücksicht auf das gesammte deutsche Vaterland entschied meinen Entschluß. Diese deutschen Urländer müssen mit Deutschland vereinigt bleiben; sie können nicht einem andern Reich angehören, dem sie durch Sprache, durch Sitten, durch Gewohnheiten, durch Gesetze fremd sind. Sie sind die Vormauer der Freyheit und Unabhängigkeit Deutschlands; und Preußen, dessen Selbstständigkeit jetzt ihrem Verluste hart bedroht war, hat ebensosehr die Pflicht, als den ehrenvollen Anspruch erworben, sie zu beschützen und für sie zu wachen. Dieses erwog Ich, und auch, daß ich Meinen

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 25 vom 1. Februar d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

Digitized by Google

Völkern ein treues, männliches, deutsches Volk verbrüdere, welches alle Gefahren freudig mit ihnen theilen wird, um seine Freyheit in entscheidenden Tagen zu behaupten."...

Und hinsichtlich der religiösen Verhältnisse heißt es dann weiter:

„Kommt mir mit redlicher, treuer und beharrlicher Anhänglichkeit entgegen. Ihr werdet gerechten und milden Gesetzen gehorchen. Eure Religion, das Heiligste, was dem Menschen angehört, werde Ich ehren und schützen. Ihre Diener werde Ich auch in ihrer äußern Lage zu verbessern suchen, damit sie die Würde ihres Amtes behaupten. Ich werde die Anstalten des öffentlichen Unterrichts für Eure Kinder herstellen, die unter den Bedrückungen der vorigen Regierung so sehr vernachlässigt wurden. Ich werde einen bischöflichen Sitz, eine Universität und Bildungsanstalten für Eure Geistlichen und Lehrer unter Euch errichten."

Wenigen sind heutzutage noch diese königlichen Verheißungen in ihrem Wortlaute bekannt. Noch weniger sind die Meisten, welche heute über Kirchenpolitik schreiben, mit dem bekannt, was die katholische Kirche Deutschlands in den Tagen der Freiheitskriege von den siegreichen verbündeten Fürsten und dem Wiener Kongreß erwartete und forderte.

In Wien waren als Vertreter der kirchlichen Interessen anwesend: Frhr. v. Wambold, Domdechant zu Worms, Kapitular des Metropolitankapitels zu Aschaffenburg; Jos. Helfferich, Präbendar bei der Domkirche zu Speier; Schie, Syndikus. Es ist, wie wir sehen werden, nicht recht klar, wie ihr Mandat zustande gekommen war; aber sie zeichnen: „für die katholische Kirche Teutschlands". Diese Herren überreichten am 30. Oktober 1814 eine erste Erklärung, in welcher es u. a. heißt: es könnten zwar die säkularisirten geistlichen Fürstenthümer auf die Restitution ihres vorigen Zustandes und ihrer Rechte Anspruch erheben, umsomehr, als dem wohlthätigen Berufe der Religion nie nöthiger gewesen sei, im Besitze der erforderlichen Kraft und Mittel zu sein, um der Lehre Christi Eingang zu verschaffen und das entartete Zeitalter wieder zur Religion zu erheben; allein die teutsche Kirche glaube in dem gegenwärtigen Augenblicke wenigstens verpflichtet zu sein, vorzüglich jene Rechte vindiziren und reklamiren zu müssen, welche ihr nicht von einer weltlichen Gewalt, sondern von Gott mit dem ausdrücklichen Befehle übertragen worden sind: regere ecclesiam Dei.

Demgemäß wird zunächst der durch die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre herbeigeführte Zustand der Kirche also geschildert:

„Ihre bischöflichen Sitze sind fast alle leer."

„Ihre Kapitel, ein wesentlicher Bestandtheil der teutschen Kirche, Verfassung und Freyheit, sind aufgelöst; deren Prälaten zerstreuet, ihrem Berufe entzogen oder veraltet und gestorben."

„Die Gränzen der Diözesen in den Staaten des rheinischen Bundes sind willkürlich nach der Veränderlichkeit der weltlichen Gränzen größtentheils verrückt."

„Jene religiösen Institute, welchen die Seelsorge und der öffentliche Gottesdienst seine Aushülfe, das Reich der soliden Wissenschaften eine reiche Ausbeute; das ermüdete Alter und Verdienst seine Ruhe; der Arme seine Labung; der Unglückliche Trost; der Kranke und Sterbende die sorgsamste Pflege; und der europäische Wanderer die brüderliche Gastfreundschaft verdankt, sind vernichtet, und ihre alten Bewohner beiderlei Geschlechtes zum größtentheile in eine Welt hinausgestoßen, die ihrem zurückgezogenen und betrachtenden Leben durchaus fremd ist."

„Die Diener der Religion sehen sich immer mehr und mehr in der Ausübung ihres Amtes den Verfügungen der weltlichen Gewalt in allen Beziehungen unterworfen.... Ueber die Diener und Vorsteher der Kirche schien die Vorsehung die härtesten Prüfungen verhängt zu haben. Sie duldeten ohne Murren im Geiste ihres göttlichen Stifters, nach dem großen Beispiele des heiligen Vaters."

Es wird dann hervorgehoben, daß zu dem Sein und Wesen der Kirche „die Unabhängigkeit in der Verwaltung ihres Hirtenamtes, ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit, die freie Wahl ihrer Obrigkeiten, die Erziehung, die Bildung und Aufstellung ihrer Diener gehöret."

Als Punkte, welche zunächst in Betracht zu ziehen seien, werden dann bezeichnet:

„1. die vor allen Dingen nothwendige Besetzung der bischöflichen Stühle, und 2. die weise Ergänzung ihrer Kathedral-Kapitel, so wie sie für den beständigen Rath der Bischöfe und deren Wahl geeignet sein müssen."

Das Recht, im gegenwärtigen Zustand die Bisthümer wieder zu besetzen, wird dann dem Oberhaupt der Kirche zugewiesen, dann aber die Einrichtung der freien und kanonischen Wahl der Bischöfe durch die Kapitel „als das kostbarste Privilegium der germanischen Kirche" gefordert. Weiter wird angesprochen:

„a) daß die katholische Kirche wieder in ihre eigenthümlichen Rechte eingesetzt; — und in dem Besitz dieser ihrer Rechte mit Inbegriff der freien Wahl der Bischöfe durch die Kapitel gegen jeden Eingriff erhalten und gesichert werde;"

„b) daß demnach die Verhältnisse der Kirche zu dem Staat — was die Ausübung der kirchlichen Rechte betrifft, ohne Rücksicht auf alle zum Nachtheil derselben stattgefundenen Neuerungen, in jenem Zustand wieder herzustellen sei, wie sie früherhin in Deutschland bestanden haben," und

„c) daß jener Grundsatz der alten teutschen Kirchen-Freiheit — bei allen über diesen Gegenstand noch weiterhin zutreffenden Bestimmungen als die unveränderliche Grundlage aufgestellt und angenommen werden solle."

Sehr beachtenswerth sind folgende Reklamationen:

„Teutschlands katholische Kirche reklamirt ihr Eigenthum, auf welches sie nie Verzicht leisten darf."

„Wenn diese Reklamation jedem Privatmanne erlaubt ist, so kann sie um so weniger jener ehrwürdigen Mutter übelgedeutet werden, die keinen andern Gebrauch von ihrem Vermögen macht, als zur Beglückung der Menschen."

„Die teutsche Kirche reklamirt demnach:"

a) alle ihre kirchlichen Besitzungen, welche noch nicht veräußert sind;

b) ihre veräußerten Besitzungen, insoweit sie nach den bestehenden Rechtsprinzipien und Gesetzen einlösbar sind.

c) In Ansehung des Restes ihres Eigenthums vertraut sie auf die Gerechtigkeit der höchsten Regenten, daß der zureichende Ersatz durch angemessene Entschädigung in unbeweglichen Besitzthümern wenigstens insoweit geleistet werde, als zur Fundation der Bisthümer, ihrer Kapitel, Seminarien, Pfarreien, sowie ihrer kirchlichen und wohlthätigen Institute nothwendig und erforderlich ist.

Am 1. März 1815 übergaben dieselben Speyerer Herren „für die Kirche des katholischen Teutschlands" eine neue Erklärung an den Wiener Kongreß, welche sich derjenigen vom 30. Oktober 1814 anschließt, die Folgen des Jahres 1803 aus der damals eingetretenen Säkularisation auseinandersetzt und eine gesetzliche Sanirung „des verwaisten und tiefleidenden Zustandes der germanischen Kirche" erbittet. Hier findet sich der bemerkenswerthe Passus: „Gegenwärtig sollen die Väter des Vaterlandes sich versammeln, um durch eine der Nation würdige Verfassung die Unbilden der Zeit zu versöhnen; und es kann die ehrerbietige Frage nicht wohl als frevelhaft gedeutet werden: ob zu dieser Fundamental-Angelegenheit des Vaterlandes ihre Kirche nicht mit zur Berathung gezogen werden soll."

Digitized by Google

Wir sagen, dieser Passus ist bemerkenswerth: denn er zeigt, daß die Vertreter des deutschen Klerus 1814 und 1815 nicht auf dem Standpunkt des Absolutismus standen, der einige Jahre später sowohl in Wien als in Rom als der einzig erträgliche galt. Hätte man ehrlich zugegriffen, so konnte man damals ohne Umstände die Masse der Geistlichkeit zu aufrichtigen Freunden des Rechtsstaates machen. Aber Stein wurde fortgeschickt und Bismarck schickte sich noch kaum an, Zähne zu bekommen: Gott sei Dank, daß sie ihm später gekommen sind.

Am Schlusse ihrer Vorstellung meinen die Herren: es sei bei der vaterländischen Berathung interessirt: der Bürger, die Kirche, der Staatsregent selbst: derjenige katholischer Religion, als er nicht wohl für sich und unausschließlich über die Gerechtsame seiner Kirche, insoweit er zwar Protektor, aber nicht zugleich Regent derselben sei, absprechen könne; der Staatsregent einer anderen Konfession, insoweit er seinen Staat und seine Kirche mit gleicher Gewalt repräsentirt, es aber seiner Gerechtigkeit und Weisheit zuwider finden müsse, das gemüthliche Wohl und religiöse Interesse seiner katholischen Unterthanen und ihre einzige Repräsentation zu ignoriren.

Schließlich werden die Staatsregenten gebeten, ohne den anderen Theil gehört zu haben, hinsichtlich der Güter der Kirche und der Dotation derselben nicht die definitive Sentenz zu fällen, die Kirche nicht von der Mitberathung über die zu legenden Fundamente der vaterländischen Konstitution auszuschließen und „dadurch die Sentenz ihres Todes ohne weiteres zu sprechen"; es wird betont: „das aktive Leben der Religion ohne ihre eigenthümliche Autorität, dem Spielraume der weitschichtigen Meinungen des Dünkens zu überlassen, sei nicht für die Dauer verlässig."

Man wird gegen diese Forderung einer gesetzlichen Regelung der kirchlichen Verhältnisse, wie sie hier aufgerollt wurde, im Prinzip gewiß nichts einzuwenden haben; freilich blieb die Frage offen, mit wem der Staat über diese Dinge zu verhandeln habe, ob mit den Vertretern der deutschen Kirche (wie die Frankfurter Versammlung und Wessenberg es sich dachten) oder mit Rom. Darüber sprechen sich die Mandatare nicht aus, doch scheinen sie schon letzteres anzudeuten, indem sie sich in demselben Aktenstücke vom 1. März ausdrücklich auf die Sanktion ihres Schrittes durch den Kardinallegaten berufen. Wenn die erste Erklärung eine Wiederherstellung aller kirchlichen Rechte und des Eigenthums der Kirche, wie sie vor 1793 bestanden, verlangt und im Eingange sogar die Wiederaufrichtung der geistlichen Fürstenthümer als der Gerechtigkeit entsprechend hinstellt, so wird man annehmen dürfen, daß die mit den Verhältnissen bekannten deutschen Prälaten die Unerfüllbarkeit dieser Wünsche sehr gut eingesehen haben, daß sie aber fremdem Drängen nachgaben, wenn sie trotzdem darauf abhoben. Ohne Zweifel hat man hier den Einfluß des Kardinallegaten zu erkennen.

Schon im Sommer 1815 erhielt Barthold Georg Niebuhr den Auftrag, als Gesandter Preußens nach Rom zu gehen. Ueber das, was er dort für die katholische Kirche durchzuführen habe, spricht er sich in einem Berliner Brief vom 15. Oktober also aus: „Ich sagte N., alles dasjenige, was der Kirche in ihrem schrecklichen Verfall wirklich im Innern aufhelfen könne, liege ganz in der Sphäre der Gesetzgebung und Regierung, dergestalt daß, wenn es versäumt würde, alle formalen Einrichtungen, wobei der römische Hof nothwendig sei, nichts helfen könnten und ganz leer blieben. Dies wäre namentlich in den rheinischen Provinzen, in Westpreußen und in Posen eine anständige Besoldung der Geistlichkeit, da in beiden Ländern die Pfarrgüter eingezogen sind (jenseit des Rheins hat jeder Pfarrer nur 130 Thaler Gehalt seit dem Konkordat): ein besserer Schulunterricht überhaupt und katholische gute Universitäten (wobei die unüberwindliche Schwierigkeit obwaltet, daß Kenntniß und Fähigkeit in jener Kirche jetzt so äußerst selten mit Frömmigkeit verbunden sind — man trifft das eine oder das andere, aber jenes äußerst selten) und dann die Wahl vorzüglicher Männer für die Domkapitel, und durch sie der Bischofe, oder ihre Ernennung, wo sie dem König zukommt. Auch alle Beschlüsse über eine bessere Einrichtung der katholischen Kirche, zu denen die päpstliche Einwilligung nöthig sei, müßten von hier ausgehen und würden dem Gesandten fertig gemacht zugefertigt werden. Dieser wäre nun ja nicht befugt, dagegen zu remonstriren, dies würde geradezu eine Verletzung seines Verhältnisses sein. Wären die Vorschläge billig, so erfordere es wenig Geschick, sie durchzuführen; wären sie unbillig, so könnte es dennoch wohl möglich sein, sie durchzusetzen; aber wer möchte sich dazu brauchen lassen? Ueber viele Dinge, die man hier glaube erlougen zu können, dürfe man nur an H.'s Worte denken: der Engel Gabriel könne sie nicht zu Rom ausmachen. Die Negotiationen zerfielen dort in zwei Klassen: solche, die sehr leicht, und solche, die gar nicht zu erlangen wären. Ueberdies wäre gewandte Unterhandlung mit Wälschen, geduldige Vorbereitung, verschlossene Beobachtung der Charaktere, wo man auf sie wirken könnte, eben mein Geschick nicht, und ich hätte es noch überdies so lange nicht geübt. Ja, wenn große Zwecke, große Kräfte wieder erwachten, wenn man allenthalben mit Liebe umfassen könnte wie 1813, dann würden auch alle meine Geisteskräfte wieder erwachen. Hier aber sei nichts großes weder zu thun, noch zu opfern, noch durch Geschicklichkeit auf geradem Wege zu erlangen. Was den Widerstand gegen römische Anmaßungen betreffe, so brauche mon dazu Niemand auszulesen: das werde jeder thun, der nicht dem Gegentheil sein Herz verkauft habe."[1])

Wir haben diesen Brief hergesetzt, weil er zur Beurtheilung der Lage, wie sie sich 1815 darstellte, und zugleich für Niebuhrs Auffassung derselben charakteristisch ist. Der große Historiker zeigt sich in demselben als einen Mann von aufrichtigem Wohlwollen für die katholische Kirche Preußens, aber eben als einen Mann, der das der preußischen Kirchenpolitik durch die Angliederung der Rheinlande und des Großherzogthums Posen gestellte Problem in seinem Kern nicht erfaßte und der für die ihm in Rom gestellte Aufgabe so unfahig wie möglich war.

Acht Jahre ist Niebuhr in Rom gewesen. Als er es verließ, schrieb er, am 26. März 1823, die merkwürdigen Worte an die Hensler nieder: „Heute über acht Tage verlassen wir Rom. Ich war seit meinen Universitätsjahren noch nie so lange an einem Ort als hier. — Wie wüst und trübe liegt die Erinnerung an diese Jahre in meinen Gedanken! Hier sind nur Wenige, von denen es mir schwer würde, mich zu trennen: Viele sind mir gut und behielten mich gerne: aber das ist auch alles. Der Papst und der Kardinal Consalni lassen mich ungern ziehen."

Es gehört zu den überraschendsten Dingen unsrer Gelehrteugeschichte, zu sehen, wie der berühmte Geschichtschreiber Roms acht Jahre in Rom zubringt, ohne irgendwie von dem Zauber der ewigen Stadt, von dem stillen, melancholischen Reiz der Campagna ergriffen, von der Sonne Italiens durchleuchtet und erwärmt zu werden. Ueber das Land weiß er nichts zu sagen, als was er aus dem Munde eines alten am Raude des Grabes stehenden Exjesuiten gehört: l'Italia è spenta, è un corpo morto (a. a. O. II, 252). Der Umgang mit den Italienern ist „m gänzlich unfruchtbar: „mancher Gedanke mog sich von dem einen in dem Gemüth des andern (des Deutschen) abspiegeln, aber übergehen und sich beleben kann keiner" (ebd. 253).

---

1) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr. Hamburg 1838. II, 152 f.

Man sieht, in die Seele dieses Volkes hat Niebuhr nie hineingesehen, und seine ganze, herbe, trockene Natur war ihr antipathisch: keine Ahnung lebt in ihm noch von der Poesie des Landes und der nie völlig verloren gegangenen Gentilezza seiner Bewohner. Man kann zu seiner Entschuldigung allenfalls sagen, daß die besseren Elemente, welche das Italien von 1820 noch barg, nicht gerade in Rom zu finden waren.

Viel schlimmer war, daß Niebuhr nie eine Ahnung von dem aufgestiegen ist, was ein preußischer Gesandter am Vatikan zu thun hat. Wir unterschreiben das von einem andern Standpunkt diktirte harte Urtheil nicht ganz, welches Rippold[1]) über Niebuhrs diplomatische Thätigkeit gefällt hat; aber wir geben auch Mejers Vertheidigung nicht recht.[2]) Niebuhr hat sich in Rom von Anfang an ganz von Consalvi in Beschlag nehmen lassen, und es wäre nicht zu viel behauptet, wenn auch von diesem preußischen Gesandten gesagt würde, er habe seine Aufgabe mit der eines Ministerialkonzipisten in der Kanzlei des Kardinalstaatssekretärs verwechselt. Ueber Consalvi, den „guten Genius" Pius' IX., hat sich eine förmliche Legende gebildet. Sein unzweifelhaftes politisches Genie hat Männer wie Bunsen und Ranke getäuscht; ja selbst Bartholdi, wie dessen „Züge aus dem Leben des Kardinals Consalvi" (1825) beweisen, stand unter dem Zauber seiner Persönlichkeit, obgleich er politisch viel weiter sah als Niebuhr, mit dem er bald in offenen Gegensatz gerieth.

Wir können nicht, wie Andere, an Niebuhr tadeln, daß er, obgleich dem Katholizismus innerlich keineswegs zugethan, eine Menge Maßregeln und Bestimmungen empfahl, welche von großem Wohlwollen für die rheinischen Katholiken zeugten. Nichts konnte und nichts kann den katholischen Unterthanen Preußens freundliches begegnen, was nicht unsern Dank und unsre innerste Zustimmung fände. Aber in den Fragen der eigentlichen Kirchenpolitik war und blieb Niebuhr ein Kind. Er übersah vollständig, welche Konsequenzen es für die Monarchie haben müsse, wenn der rheinische und polnische Katholizismus Tendenzen in sich aufnehme, welche mit dem preußischen Staatsgedanken oder mit dem Geiste der deutschen Nation unvereinbar waren. Und doch lag diese Gefahr angesichts der früheren Zugehörigkeit der Provinzen an Frankreich und Großpolen so nahe. Davon, daß es im Schoße des Katholizismus verschiedene Richtungen und verschiedene Auffassungen des Verhältnisses von Kirche und Staat gegeben habe und noch gab; davon, daß es auch einen „politischen Katholizismus" gab, dessen Ziele nie mit den Aufgaben des preußischen Staates vereinbar waren und sind, hat Niebuhr keine Ahnung. Seine ganze Kirchenpolitik geht von der Ueberzeugung aus, das Papstthum sei dem Untergong geweiht und jetzt schon politisch nur eine quantité négligeable (Mejer III, 101). Niebuhrs berühmtes Memoire vom 15. Okt. 1819 (eb. S. 94), welches an das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten gerichtet war, beruht auf dieser Grundanschauung, aber allerdings, um von ihr aus zu den überraschendsten Folgerungen zu gelangen. Es ist für die Gesammtentwicklung der Dinge zu charakteristisch, als daß wir nicht einen Augenblick dabei sollten stehen bleiben.[3])

Niebuhr geht von dem Anblick der Anarchie und Zerstörung aus, welchen die Kirche der preußischen Monarchie darstelle (eine Uebertreibung, die er Andern nachschrieb); die Geistlichkeit sei mißmuthig, mißvergnügt, bitter, und die Erfahrung lasse besorgen, daß sie in ihrem Mißgefühl geneigt werden könne, sich ihren entschiedensten Feinden zu nähern und ihr natürliches Verhältniß zu einer gesetzmäßigen Monarchie zu verkennen. Man müsse sie daher durch wohlwollende Behandlung der Dinge zu einer Stütze der Regierung machen. Dazu brauchte man keine Verhandlung mit Rom, wenn die Bisthümer nicht erledigt wären. Vergebliche Mühe sei (hier wendet sich der Gesandte gegen die Bemühungen der süddeutschen Staaten, die er ganz mißverstand), vom römischen Hof Ausdehnung der bischöflichen Rechte, Beseitigung mancher beschwerlichen Rekurses, oder fast gänzliche Unabhängigkeit der Bischöfe zu erlangen oder hier Rechte des Staates durchsetzen zu wollen, welche keine Drohung dem Papste abzwingen könne; „obgleich" — und hier zeigt sich wieder, wie vollkommen unorientirt der Politiker Niebuhr war — „sich nicht leugnen läßt, daß ein großer benachbarter Staat (Oesterreich!), wenn Europa ihm gestattete, Rom zu besetzen, Dinge erzwingen könnte, welche die römisch-geistliche Monarchie in ihrem Prinzip vernichten und nur einen ganz leeren Schein übrig lassen würden, um dessen Erhaltung die Menschen noch immer viel aufopfern. Für entfernte Staaten kann es nur Ein Mittel geben, auf die Furcht der Römer zu wirken, nämlich, daß man dem päpstlichen Hofe Besorgniß erregt, man werde den Neuerern die Hand bieten, wenn er sich nicht billig finden ließe. Dabei kommt es darauf an, ob er nicht hinreichend klar sieht, für wen — für ihn selbst oder für den Staat — in dieser wilden Gährung der Gemüther dobei die meiste Gefahr sei? und es daraufhin wagt, sich starr zu zeigen. Denn Starrheit ist immer der Charakter des päpstlichen Hofes gewesen und wird es bis zum letzten Moment seines Daseins bleiben. Am wenigsten aber wird er unter den jetzigen Umständen sich entschließen, den Bischöfen größere Rechte einzuräumen, von denen er bestimmt weiß, daß er damit ein Terrain verliert, welches man benutzen will, ihn immer mehr zu drängen, und daß sie jetzt mit heimlichen Absichten gefordert werden, an die man vor Zeiten gar nicht gedacht hat." . . .

„Was ein protestantischer Staat, welchem der Papst das Erneuerungsrecht (sic! Niebuhr meinte wohl damit die eigentliche Kirchenhoheit) zugestehen wird, durch einen Vertrag erlangen kann, ist, daß er eine Akte hat, deren zweideutige Abfassung von seiner Seite gegen die Geistlichkeit so gedeutet werden kann, daß die Richtigkeit seiner Auslegung zuweilen ziemlich klar ist, ohne daß sich die entgegengesetzte doch ganz leugnen läßt." Man sieht, daß Niebuhr keinen Anstand nimmt, hier ein Rezept zu empfehlen, das seither oft genug angewandt wurde und oft genug Unheil gestiftet hat: während doch gerade jede Beredung religiöser Angelegenheiten den Charakter vollkommener Klarheit und Ehrlichkeit haben sollte.

Niebuhr war übrigens fortwährend der Ansicht, man solle ein förmliches Konkordat mit Rom abschließen, während in Berlin allmählich die Meinung überwog, eine bloße Circumskriptionsbulle anzustreben. „Die Gegenstände," fährt das Memoire Niebuhrs fort, „welche bei einer Verhandlung mit Rom zur Frage kommen, lassen sich bequem in drei Klassen übersehen: 1. Einrichtung des kirchlichen Staates (man beachte den für Niebuhrs ganze Auffassung bezeichnenden Ausdruck) in der Monarchie; 2. Verhältnisse der katholischen Landeskirche zum römischen Hofe; 3. Verhältnisse derselben zum Staat."

Zu 1 geht Niebuhr auf die Eintheilung der Diözesen, die Gehaltsverhältnisse der Bischöfe und Pfarrer über und verlangt hier eine Dotation in liegenden Gütern, bezw. mit ewigen Zinsen auf Grundstücken. In den deutschen Provinzen solle das Wahlrecht für die Bischöfe den Kapiteln überlassen werden, für welchen Fall das Jülich'sche Veto empfohlen wird. Im schlimmsten Falle bleibe Verständigung

[1]) Rippald, Handb. der neuesten Kirchengeschichte[3] II, 573—582.

[2]) O. Mejer Zur Gesch. der röm.-deutschen Frage. Rostock 1873, III, 102 und 105.

[3]) Das Mémoire ist größtentheils abgedruckt bei O. Mejer a. a. O. III, 94 f. und Erinnerung an Niebuhr S. 42 f.

mit dem päpstlichen Hofe übrig, wenn die Wahl des Kapitels augenscheinlich nicht gut sei: „und da ist es wirklich nie zu besorgen, daß Rom gegen den Willen des Königs instituire". „Eine solche Zuversicht," setzt hier O. Mejer bei, „kommt uns heute sonderbar vor." Im Großherzogthum Posen, meint dann Niebuhr, und in Kulm könne der König wohl wie ehedem der König von Polen das Vorschlagsrecht ausüben. „Polnische Kapitelwahlen möchten sehr zweifelhafte Subjekte geben." „Die Ernennung der Domherren in den bisher päpstlichen Monaten werde der Papst einem protestantischen Fürsten nie, wohl aber dem Bischof überlassen. Wünscht man der Regierung hier Einfluß zu verschaffen, so gibt es schlechterdings kein anderes Mittel, als daß man dem Papst sein bisheriges Ernennungsrecht lasse, er aber verspreche collatis consiliis viros Regi gratos, d. h. vorzuschlagende, zu ernennen." — Man muß staunen über diese Kenntniß der Geschichte des Kirchenrechts; noch mehr, wenn man etwas weiter liest: „über das Placet Regium kann natürlicherweise nichts zur Sprache kommen. Man wird auch von römischer Seite keinen Artikel vorschlagen, der diesem für wichtige Dinge unentbehrlichen Rechte nachtheilig wäre. (!!)" Den Rekurs der Gläubigen nach Rom, sowie die Korrespondenz der geistlichen Behörden mit dem römischen Hofe könne und solle man nicht verbieten (womit Niebuhr freilich sehr recht hatte); doch sollte der Papst den Bischöfen nicht die Fakultäten nur auf 5 Jahre, sondern ad beneplacitum, d. h. für immer, ertheilen. „Endlich besteht Rom auf zwei Klauseln, die nicht verfängliches haben, (!!) deren Verweigerung aber das höchste Mißtrauen erregt, so daß alles daran scheitern müßte: erstlich daß alles und namentlich die Ausübung der bischöflichen Gewalt (deren umständliche Definition sich wohl vermeiden ließe) zu verstehen sei juxta canones nunc vigentes et praesentem Ecclesiae disciplinam; und dann, daß, was sich etwa an Streitfragen erheben sollte, durch freundschaftliches Uebereinkommen zwischen den Höfen (! nicht durch Staatsgesetze) zu berichtigen sei."

„Wichtiger," fährt Niebuhr fort, „als die Verhältnisse zum päpstlichen Hofe, dessen Harmlosigkeit im 19. Jahrhundert bis zu seinem in den Veränderungen, welche Europa bedrohen, allerdings unvermeidlichen Untergange (!!) immer nur zunehmen kann, (!!) sind die Bestimmungen über die Verhältnisse der katholischen Kirche zum Landesherrn und Staat, welche der Papst als Oberhaupt jener bei solchen Verhandlungen mit dem entschiedensten Willen, darüber nichts nachzugeben, zur Sprache bringt. Dieser Gegenstand ist beinahe eine politische Parteifrage, und je nachdem man Royalist oder liberal-doktrinärministeriell ist, wird man sie verschieden beantworten. Da ich mir erlaube, sie zu berühren, so kann ich sie natürlich auch nur nach meinem politischen Glaubensbekenntnisse beurtheilen. Ich bin nämlich überzeugt, daß die herrschende politische Epidemie, (!) nach der Jeder seine Meinungen zum Gesetz machen will, nie hätte allgemein werden können, wenn die Regierungen das Bestehende geehrt und nur aus seinen eigenen Prinzipien reformirt hatten, wo es wahrhaft noththat; denn an entstellenden Ausartungen fehlte es freilich nicht. Die souveräne Gewalt hätte alsdann auf allen Punkten Verbündete, die ein gemeinschaftliches Interesse mit ihr hätten, und das Umschaffen erschiene denn gar nicht als eine so leichte Sache. So bin ich auch überzeugt, daß der Staat die Kirche frei bestehen lassen müsse", u. s. f.

Von diesem Standpunkte aus billigt Niebuhr nicht bloß, daß, was der päpstliche Hof fordere, den Bischöfen die ausschließliche Leitung der Seminarien zustehen müsse und denselben zwar obliegen, keine der Regierung mißliebige Lehrer anzustellen, aber auch das Recht zustehen müsse, letztere nach eigener Ueberzeugung zu entlassen. Dies schließe das Studium der katholischen Theologie auf Universitäten nicht aus, aber es beschränke dasselbe. „Meines Wissens ist es die Absicht bei uns nie gewesen, die Seminarien zu beeinträchtigen." Niebuhr geht aber noch darüber hinaus, indem er nicht bloß die Knabenseminarien befürwortet, sondern wünscht, daß auch die protestantischen Geistlichen lieber in Semuarien als in Universitäten gebildet würden, wenigstens die theologischen Fakultäten die Form von Seminarien hätten, wo eine Direktion, welche die Theologie und die Gottseligkeit als die unendlich überwiegende Hauptsache ihrer Bestimmung im Auge hielte, sie mit allen ihren Gewohnheiten und Neigungen auf sie leitete und von mißlichen Dingen ablenkte" — Worte, in denen man unschwer die Einwirkung romanischer Auffassung wahrnehmen wird. Den romanischen Nationen ist der Geistliche vorab oder fast nur Kirchendiener; sein Leben vollzieht sich in der Sakristei; den Germanen war von jeher der Priester mehr der geistliche Freund, der Geist und Gemüth seiner Gemeinde dem Göttlichen zuzuführen hatte. Der Unterschied ist kapital und erklärt vieles.

Niebuhr sagt ferner, man fordere, daß die Bischöfe in der Ertheilung der Weihen nicht beschränkt sein sollen und daß ihnen hier namentlich nicht die Militärdienstpflicht hinderlich entgegenstehe. Kann man sich damit nur einverstanden erklären, so liest man wieder mit Verwunderung: „wenn ein Gesetz verfügte, daß auch in den höheren Seminarien nur der aufgenommen werden könne, welcher einen titulus mensae für seine zukünftige Weihe nachweise, und daß die Militärpflicht für ihn wieder eintrete, wenn er nach erlangtem kanonischen Alter die Weihen nicht nehme, so würde die Zahl derer, welche dem Kriegsdienste entzogen würden, nicht bedeutend sein können, und doch hinreichen, um die Pfarren zu besetzen." Niebuhr schien also zu glauben, die Angst vor dem Militärdienst treibe Viele in den geistlichen Stand, und weiter, es könne der Kirche an Adepten des letzteren gelegen sein, welche aus solchem Motiv die Soutane anziehen. Und nun kommt das Beste:

„c) Man fordert für die Bischöfe das Recht der kirchlichen Zensuren und die Befugniß, das Lesen zensurirter Bücher zu untersagen, sowie auf die Orthodoxie des Schulunterrichts zu wachen. Das alles gehört nothwendig zum katholischen System, und ein Protestant, der sich seiner Freiheit freut, kann seine Grundsätze nicht auf die katholische Kirche ausdehnen. Es mag wahr sein, daß die kirchlichen Zensuren tyrannisch ausgesprochen werden können, und die Bücherverbote oft dumm sind, ja empörend. Aber diese Gewalt erstreckt sich nur auf das Gewissen, der Schaden des Ungehorsams gegen handgreiflich absurde Bücherverbote trifft nur die Kirche; dem Staat kann wahrhaftig gleich gelten, was die Unterthanen nicht lesen. (!) Jeder Versuch, jene Gewalt weiter als auf das Gewissen auszudehnen, läßt sich leicht hindern, ausgenommen in Hinsicht auf die Geistlichen und Schullehrer. Mit diesen würde ich kein Mitleid haben, wenn sie sich an wirklich sträflichen Büchern ergötzten, welches nicht so ganz ohne Beispiel ist; und wenn sie wegen des Lesens und der Verbreitung edler Bücher leiden, welche nur die Bigotterie verfolgt, so kann man ihnen auf andere Weise, namentlich durch Versetzung in protestantische Provinzen, helfen. Sind die Bischöfe der Regierung ergeben, so könnten ihre Verbote dem Einflusse böser Schriften aller Art Ziel setzen." Staat und Kirche sollten also einer für den anderen den Büttel machen; die Bischöfe bekommen die hübsche Anstellung, der Regierung mißliebige Bücher zu verbieten, und die Regierung besorgt dafür, daß Geistliche und Lehrer abgesetzt werden können, die etwa noch Febronius' oder Wessenbergs Schriften lesen werden. Man wird wohl vergebens nach einem katholischen Diplomaten sich umsehen, der seinem Ministerium gewagt hätte, derartige Vorschläge

zu machen; dem protestantischen Gesandten eines protestantischen Staates war es vorbehalten, sich zum Exekutor der Indexkongregation anzubieten.

„d) Rom besteht auf dem Grundsatz, daß alle kirchlichen Korporationen Eigenthum erwerben und besitzen können. . . . Es kann auch wahrhaftig in Zukunft kein zu großer Anwachs des Vermögens der todten Hand befürchtet werden. . . . Eine Erklärung, daß die landesherrliche Bewilligung nicht erschwert werden solle, wäre sehr erwünscht!"

„e) In dem Eide an den Landesherrn muß man sich mit den Ausdrücken begnügen, daß der Bischof dem König Treue, Gehorsam und Unterwürfigkeit schwört; welches doch auch in einer Monarchie vollkommen hinreicht, ohne daß es eines besonderen Eides gegen die Landesgesetze bedürfte, wogegen man hier der Form wegen (!) unüberwindlichen Widerstand zeigt. Dies ist bei den Frankfurter Diskussionen zur Sprache gekommen. Vielleicht erinnern sich auch einige Murrköpfe von dreißig Jahren her des berühmten Eides à la nation, la loi et le roi."

Am Schlusse seiner Denkschrift sagt Niebuhr: „Ich habe nicht von der großen Streitfrage der beiden herrschsüchtigen Mächte, des Papstes und der Bischöfe, geredet, weil es gewiß die Absicht der Regierung nicht ist, sich ein Dutzend Päpste im Lande zu stiften, sondern vielmehr, sie durch den römischen Hof in Ordnung zu halten. (!) Das Interesse an der Unabhängigkeit der Bischöfe läßt sich bei Katholiken begreifen, bei Protestanten ist es absurd. Wem dies Wort ärgerlich ist, der erinnere sich, daß Lessing, der freilich auch des Obskurantismus verdächtig sein könnte, sich mit dem größten Ekel über den Febronius und seine Händel erklärt hat. Auch sind Gregoire und seinesgleichen keine sonderlichen Empfehlungen des jetzigen Jansenismus." (!) Otto Mejer mocht dazu die Bemerkung: „Der Punkt, welcher Niebuhr veranlaßt, einen solchen Trumpf auszuspielen, hängt wieder mit seiner Antipathie gegen die wessenbergische Partei, von der er Tadel erwartete, zusammen. Er mußte in der That den römischen Hof und seine, wie er selbst sagt, habituelle Starrheit mit einer doch schwer begreiflichen Naivetät für harmlos halten, um zu Sätzen zu gelangen, wie diese. Allerdings hielt Niebuhr auch den wiedererweckten Jesuitenorden für harmlos" (u. a. O. S. 106).

Mejer (eb. S. 108) sagt die Denkschrift habe trotz dieser Mängel doch auch viel wahres enthalten. Sicher gilt das von den Ausführungen, welche die Berliner Regierung abhalten wollen, der Kirche der neugewonnenen Gebietstheile einen ihr fremden Geist zu oktroyiren oder ihr wesentlich und nützlich erscheinende Institutionen zu zerbrechen. Im übrigen verräth das Memoire eine so staunenswerthe Unkenntniß der innerkirchlichen Verhältnisse und eine so vollständige Abhängigkeit des Gesandten von dem was ihm in Consolvi's Kanzlei soufflirt wurde, daß man wohl sagen darf, das merkwürdigste an der Denkschrift sei, daß ihr Urheber nicht unmittelbar nach deren Eintreffen in Berlin abberufen wurde. Hier aber, in Berlin, waren die Köpfe der leitenden Staatsmänner hinsichtlich dessen, was mit der Kirche geschehen solle, noch viel unsicherer und unklarer. Am 29. November 1819 theilte Hr. v. Raumer die inzwischen im Auswärtigen Amt eingelaufene Denkschrift Niebuhrs „in größtem Geheimniß (in Abwesenheit des nach Wien gereisten Ministers Bernstoff) an den Kultusminister v. Altenstein mit, und zwar als ein „durch hellen Ueberblick der Hauptverhältnisse ausgezeichnetes Schriftstück", mit dessen Gesammtauffassung er sich einverstanden erklärt. Indessen entschloß sich die kgl. Regierung noch langen Verhandlungen nicht zu einem Konkordat, sondern zu einer Circumscriptionsbulle, deren Unterzeichnung, lange hinausgeschoben, am 23. März 1821 zwischen dem plötzlich von Laibach nach Rom gelangten Fürsten Staatskanzler v. Hardenberg und Consalvi stattfand. Am Abend des nämlichen Tages schrieb Niebuhr an den Frhrn. v. Stein: „Wir haben diesen Abend die anberaumte Konferenz mit dem Staatskanzler gehabt, Consalvi und ich, und alles ist abgemacht. Der Kardinal Consalvi hatte sich die Punkte des Inhalts meiner letzten Note ausziehen lassen und trug die Antworten vor, welche ich mit seinem Sekretär (Capaccini) verabredet hatte. Hr. v. Hardenberg sagte ja, und wußte nicht wovon die Rede war. Der Kardinal wiederholte, wie ich ihn instruirt hatte, einmal über das andere die Versicherung, daß es ihm ein ausnehmendes Vergnügen sei, die Sache mit Jenem persönlich beendigen zu können, und daß er auf ihn zähle, daß die Ausführung nach Wunsch gehen werde, und daß er im Vertrauen auf ihn handle u. s. f. — kurz alles, was einem Italiener zu sagen gar nichts kostet. Es war eine vollkommene und sehr anmuthige Farce: aber das Ziel ist erreicht."[1])

In so „anmuthiger Farce" ist also die Vereinbarung getroffen worden, welche der Bulle De Salute animarum vom 16. Juli 1821 (eigentlich 14. Juli, wo der Papst unterschrieb) zugrunde liegt und seither das Grundgesetz bildet, nach welchem die katholische Kirche in Preußen eingerichtet wurde. Man darf es Niebuhr glauben, daß Hardenberg von allem, was um ihn vorging, nichts mehr wußte, denn der Staatskanzler war damals bereits dekrepit; aber er war noch hinreichend bei Besinnung, um, wie O. Mejer sich ausdrückt, „sich zu Rom das für einen ein bedeutendes politisches Geschäft abschließenden Unterhändler dort übliche Geschenk zuzueignen". Es ist bezeichnend für Niebuhrs vornehme Gesinnung, daß er zwar klagt, daß ihm der Ruhm, jenes Geschäft zu Ende geführt zu haben, von Hardenberg weggenommen wurde, daß er aber mit keiner Silbe des ihm entgangenen Trinkgeldes Erwähnung thut. Man kann sicher sein, daß er bei seiner vornehmen Empfindung und seiner über allen Zweifel erhabenen Integrität dafür gedankt haben würde.

Im Grunde war es kein Wunder, daß die Herren in Berlin seit 1814 und 1815 nicht mehr wußten, wo ihnen ihr Kopf hinsichtlich der Kirchenpolitik stand. Auf dem Wiener Kongreß waren die äußerstentgegengesetztesten Auffassungen und Forderungen zusammengestoßen. Die Denkschriften der drei Speyerer „Oratoren" haben wir kennen gelernt; sie waren zwar ohne ein Mandat der deutschen Kirche, welches sie in ihren Unterschriften geltend machten, aber sie genossen die Unterstützung mehrerer Bischöfe (Fulda, Hildesheim) und selbst des Fürstprimas; man weiß nur, daß sie über Luzern gereist und dort durch die Nuntiatur instruirt worden waren. Es kann daher nicht überraschen, daß ihre Reklamationen sich im wesentlichen mit denjenigen deckten, welche Consolvi selbst in seiner am 17. Nov. 1814 Metternich übergebenen Note in kürzerer Fassung und vielfach verhüllt vorlegte (Mejer a. a. O. I, 455). Bezeichneten diese Aktenstücke den Standpunkt der Kurie, so stellte die 10 Tage später, am 27. Nov. 1814 übergebene „Denkschrift" Wessenbergs (bei Klüber, Akten IV, 299, 432) den gerade entgegengesetzten Standpunkt dar, wie er in der Errichtung einer möglichst romfreien, unter einem Primas geeinigten deutschen Kirche gipfelte und wie ihn 1815 dessen Schrift „Die deutsche Kirche, ein Vorschlag zu ihrer neuen Begründung und Einrichtung" (s. l. [aber in Zürich gedr.]; Im April MDCCCXV) auseinandersetzte. Mit ihr berührte sich mehrfach im Gedankengang die 1814 zu Frankfurt a. M. gedruckte, jetzt äußerst seltene Schrift „Ideen zu der Organisation der teutschen Kirche". Sie war gleich zu Anfang des Wiener Kongresses anonym ausgegangen; heute steht fest, wer sie geschrieben. Klüber erklärte Kolborn als ihren Verfasser,

[1]) Pertz. Leben Steins, V, 556.

Digitized by Google

Meusel, und ihm folgend andere, aber mit Recht Georg L. K. Kopp, der, 1774 zu Aschaffenburg geboren, seit 1813 Geheimrath und lange zuvor schon der Vertraute Dalbergs war, im Jahre 1831 Domdekan in Eichstädt wurde und, weithin bekannt durch seine Schriften (bes. „Die katholische Kirche im 19. Jahrhundert und die zeitgemäße Umgestaltung ihrer äußeren Verfassung" u. s. f., Mainz 1830), sowie durch seinen Streit mit Kardinal Pacca, am 1. Okt. 1834 zu Eichstädt starb.[1]) Bezeichnen Wessenberg und Kopp den Standpunkt der äußersten Linken unter den Katholiken des damaligen Deutschland, so wahrte Görres in seinem „Rheinischen Merkur" 1814 und 1815 noch eine mittlere Stellung. Er nahm zwar die Denkschriften der Speyerer Oratoren zustimmend auf (1815, Nr. 172, 224), und ebenso die viel schärfer gehaltene Deklaration des Münster'schen Domkapitels vom 11. Aug. 1814 (Nr. 353), indem er die konziliatorischen Grundsätze auf Seiten der preußischen Regierung anerkannte und vor der Nachgiebigkeit „gegen die Forderungen der Gewalt oder des Irrthums" warnte; aber daneben bewahrt er sich doch einige Selbständigkeit in der Beurtheilung dessen, was der deutschen Kirche jetzt frommen werde. Höchst merkwürdig ist in dieser Hinsicht sein Urtheil über die Frage, ob man den Jesuiten die Rückkehr nach Deutschland wieder eröffnen solle. Da diese Ausführungen gänzlich vergessen, der „Rheinische Merkur" in vollständigen Exemplaren gegenwärtig fast unauffindbar ist und Frl. Maria Görres aus der von ihr herausgegebenen Sammlung der Politischen Schriften ihres Vaters (Mch. 1854) alles wegließ, was damals als nicht ganz korrekt erschien, so dürfte es sich lohnen, den betreffenden Passus aus „Rh. M." 1814, Nr. 133 hier mitzutheilen. Der Artikel ist aus Rom datirt, aber, wie der Stil und Gedankengang erkennen läßt, sicher in Koblenz und von Görres geschrieben. Er geht davon aus, daß die fremde Gewalt nun gewichen; nun habe man in Rom angefangen, auch alles von ihr importirte Fremde auszuscheiden. „Man hat des Papstes (Pius' VII.) Schritte gegen die Freimaurer vielfältig getadelt. Daß die französische Regierung zu gewisser Zeit, wo sie noch Werkzeuge und geheime Einverständnisse nöthig zu haben glaubte, ihrer so eifrig sich angenommen, konnte schon eine Rückwirkung begründen. Aber außerdem betrachtet man die Freimaurerei mit ihren Naturssymbolen und ihren Mysterien als eine Art von heidnischer Kirche, die zunächst vom Protestantism ausgegangen, der christlichen nachgebildet sei und sich ihr entgegensetzend, ihre Geheimnisse ins Physische (!) zurückbilden wolle (eine echt Görres-Schelling'sche Phrase). Da ist es begreiflich, daß man ein solches Werk in Mitte der Mutterkirche nicht dulden mag. Die Wiederherstellung der geistlichen Orden kann noch weniger befremden, in ihnen sind die verschiedenen Ausflüsse der kirchlichen Weihe dargestellt, es sind die Flammen, die von einem schwebenden Geiste ausgegangen, und die Strahlen, die aus dem Heiligthum sich in alle Welt verbreiten. Die Wiederherstellung der Jesuiten hat insbesondere vielen Widerspruch gefunden, dieser ist wohlbegründet aus dem Gesichtspunkte einzelner Völker, die wissen und kennen müssen, was ihnen zusagt und was unverträglich mit ihrem Wesen ist; aus dem des kirchlichen Systems betrachtet aber ist das Beginnen folgerecht und natürlich. Der Vorwurf, wie sie unbedingt gehorchend einem fremden Oberhaupt verbunden seien, der sie nur lenke nach seinem Wohlgefallen, ist eben keiner, weil dies das Prinzip aller hierarchischen Verfassung ist, (?) die nur verlangt, daß dieser Obere seinerseits sich wieder der noch tieferen Mitte füge. Als darum Ricci, ihr letztes Haupt, gegen Ganganelli das kühne Wort gesprochen, aut sint ut sunt, aut non sint, so war die Antwort ergo non sint, eben weil er in jener Rede den Gehorsam aufgekündigt. Dies Wort betrachtet man durch die lange Zerstreuung nun gebüßt und setzt den Orden in seine alten Rechte wieder ein. Das Wesen und das Streben der Jesuiten ist in ihrer Kirche in Rom gar wohl bildlich dargestellt. Es ist dort die gewölbte Decke also ausgemalt, daß sie wieder die Aussicht in eine neue und höhere, in den Himmel aufgethürmte Kirche öffnet. Ganz oben in der Höhe steht der hl. Ignatius, unter den Füßen ein Weib, aus deren Brüsten Schlangen sich entgegenzischen, in der Hand ein Buch, aus dem mit goldenen Buchstaben die Worte leuchten: Omnia ad majorem Dei gloriam. Die Natur soll besiegt sein und die Erde, die Gift im Busen kocht, sich unter dem Fußtritt beugen, und auf sie soll dann in Mitte der Kirche ein anderer höherer Tempel zu Ehren Gottes sich erheben; das haben sie, wie man nicht leugnen kann, wirklich in großer Strenge ausgeführt. Was sie geleistet unter den Indianern in Amerika ist der höchsten Bewunderung werth, und wie sie die Wildheit der dortigen Völker ganz in der Art altorphischer Priesterschulen gezähmt. Was sie in China gethan, ist erstaunlich in jeder Hinsicht und schwer zu loben nach Verdienst. Viele Talente haben sie in ihrem Schoß gehegt, und man wird nicht sieben aufeinander folgende Fürsten irgendeiner Dynastie ausfinden, die im äußeren Ausdruck so vielfach verschiedene Geisteskraft, Charakter, Klugheit und Talent verriethen, als die Bilder ihrer verschiedenen Ordensgenerale. Ihr Sturz, insofern er von außen veranlaßt worden, war ein Werk der fortschreitenden Zeit, aber die Werkzeuge, die dabei ins Spiel getreten, sind, wie es so oft bei ähnlichen Gelegenheiten, bei den Tempelherren und anderwärts geschehen, von den allerschmutzigsten und nichtswürdigsten Beweggründen, Habsucht, Schlechtigkeit, Bosheit getrieben worden, und die Weise, wie man an vielen Orten mit ihnen umgegangen, ist empörend. Als bewaffnete Polemiker gegen die Protestanten, worauf sie ursprünglich angewiesen waren, sind sie aber sogar der Hierarchie entbehrlich geworden, weil diese den Protestantism als etwas abgemachtes betrachtet und den Streit gegen ihn aufgegeben (sic!). Als Lehrer der Jugend haben sie zwar durch Ernst und Strenge vielfältige Verdienste um die Erziehung sich erworben; aber ihre Disciplin hat nichts getaugt und ihr Lehrplan war unvollständig und fehlerhaft. Der Einseitigkeit und mönchischen Beschränktheit ihrer Methode muß größtentheils die Unbehülflichkeit, das Ungeschick und die Dumpfheit zugeschrieben werden, in der die gewaltthätige Umwälzung dieser Zeit im katholischen Teutschland größtentheils das lebende Geschlecht gefunden; die auch dann erst ihr Maß gefunden, als sie sich selbst eine gewandtere, thätigere und mehr durchgreifende Generation erzogen hatte. Darum, während Rom durch ihre Wiederherstellung ihnen mit Fug und Recht die langversagte Genugthuung gegeben hat, mögen doch die anderen Völker wohl zu Rathe mit sich gehen, was ihre Zeit und ihre Art verlangt, damit nicht, während sie nach dem Besseren greifen wollen, ein Rückschritt geschehe, der jedesmal durch seine Folgen sich empfindlich rächt. Die Erde hat durch die Umwälzung eine andere Gestalt erlangt, und die Formen, die auf ihr bestehen wollen, müssen in Eintracht mit den laufenden Verhältnissen sein. Es ist in der Geschichte wie in der Natur, die Stelle, die einst die Palme getragen, darauf kann gegenwärtig die Eiche nur gedeihen."

Wir empfehlen diese Aeußerung des alten Görres den Herren vom Centrum, welche gegenwärtig wieder die Zulassung der Jesuitenniederlassungen fordern. Es wäre vielleicht im Parteiinteresse angezeigt, wenn die Centrumspresse jetzt einmal zur Abwechslung mit dem alten Löwen für diese und andere Inkorrektheiten abrechnete und ihn noch

[1]) Vgl. über diesen merkwürdigen Mann Schulte, Gesch. d. kan. Rechts, III, 1, 316, und Allg. D. Biogr., XVI, 680 f. und die dort angegebene Literatur.

Digitized by Google

post festum in Stücke risse. Die Ausführungen über den geistigen Zustand der unter der Herrschaft des Ordens emporgewachsenen Generation aber legen sich ganz besonders den Studien des Hrn. Prof. v. Hertling über das angebliche Bildungsdefizit der heutigen Katholiken nahe. Da Hr. v. Hertling als Vorsitzender des Görresvereins auf der Konstanzer Vereinsversammlung das von Schell in so lästiger Weise dann aufgenommene und fortgesetzte Gespräch über die sog. Inferiorität begonnen hat und da er diese Inferiorität auf die Säkularisation und die Aufhebung der geistlichen Orden gegründet hat, so erlauben wir uns die Frage, ob der große Patron des Görresvereins sich hier nicht in einer auffallenden Diskrepanz mit den Seinen befindet. Aber wirklich, duo, si faciunt idem, non est idem, wie Hr. v. Hertling (Hist.-pol. Bl. (XXIII, 139) uns gegenüber unter ganz irrthümlichen Voraussetzungen zu proklamiren für gut fand. Wir denken ihm eine eingehendere Antwort nicht schuldig zu bleiben, legen sie aber auf die Zeit zurück, wo wir die Frage von der angeblichen Inferiorität der katholischen Bildung gegenüber dem Protestantismus einmal ex professo behandeln und aufweisen werden, daß dies Problem in der That noch eine von derjenigen der HH. v. Hertling und Schell etwas verschiedene und im Grunde dem Katholizismus sehr viel günstigere Behandlung zuläßt. Wir haben schon früher angedeutet, daß wir hier so wenig wie in anderen Dingen geneigt oder gewillt sind, uns durch irgendein Schlagwort gefangen nehmen oder uns durch irgendeine Phrase, komme sie von liberaler, ultramontaner oder anderer Seite her, imponiren zu lassen. Die Art, wie wir über die vielberufene „Inferioritätsfrage" denken, dürfte durchaus nicht geeignet sein, den Gegnern des Katholizismus Wasser auf ihre Mühle zu leiten, und es möchte sich wohl herausstellen, daß unsre Meinung über die Sache nicht weit von derjenigen des Hrn. v. Hertling abliegt, vielleicht mit dem kleinen Unterschied, daß der Spectator in der glücklicheren Lage ist, durch keinerlei Parteirücksichten an der Aussprache der ganzen Wahrheit gehindert zu sein. Ein Parteiführer muß auch bei der ehrlichsten Ueberzeugung und der besten Absicht, der Sache zu dienen, immer darauf bedacht sein, denjenigen nicht auf die Füße zu treten, mit denen er in derselben Kutsche sitzt. Gott sei Dank, daß der arme Spectator bescheidentlich und einsam zu Fuß gehen darf; er hat gerade noch de quoi payer ses chaussures, aber die Kosten der Centrumskutsche hätte er nie aufbringen können.

Mit dem alten Görres sind wir aber heute noch nicht fertig; und da seit den Kölner Wirren auch heute noch alle preußenfeindlichen Bestrebungen unter seinem großen Namen Zuflucht suchen, wähnend, daß sein Genie den Abgang des eigenen verdecken könne, so wird es unsre Leser interessiren, zu lesen, was Görres über Preußens Beruf dachte und schrieb, ehe Hardenbergs Unfähigkeit in ihm das alte jakobinische Element wieder weckte und ehe die Fehler der den Weg nach Verona suchenden Berliner Staatsmänner den größten Publizisten aller Zeiten auf den Weg der durch keine klare, kritische Einsicht, durch keinerlei strenge wissenschaftliche Schulung zurückgehaltenen oder geleiteten Opposition trieb und ihn bewog, in seinen gewaltigen, aber ebenso phantastischen Streitschriften das Beispiel einer publizistischen Behandlung politischer und kirchenpolitischer Fragen zu geben, welche heute noch, wo von Görres' echtem und gutem Geiste so blutwenig mehr übrig ist, verhängnißvoll nachwirkt.

Unter der Ueberschrift „Preußens höchstes Bedürfniß" schildert Görres („Rh. M." 1815, Nr. 275[1]) die Lage des durch den Wiener Kongreß erweiterten und sozusagen neu gestalteten Staates. Nachdem die geschlossene Einheit der übrigen Großstaaten dargelegt ist, heißt es: „Welche Verschiedenheit bei Preußen! Nie ist ein großes Reich in dieser zerfetzten Gestalt auf der Landkarte gesehen worden. Es streckt die schmächtigen Arme von Memel bis nach Luxemburg. Mit der ganzen Welt steht es in Berührung. Wenn Preußen, wie im 7jährigen Kriege, Gegenstand eines feindlichen Vereins würde, so wäre seine Lage siebenmal mühseliger als damals."...

„Preußens höchstes Anliegen ist, sich Festigkeit zu geben. Da ein geschlossener geographischer Zusammenhang unter den gegebenen Umständen unmöglich, so bleibt kein anderer als ein geistiger Zusammenhang möglich. Freilich ist es weit besser, physischen und geistigen zu vereinen; allein, wenn zwischen beiden gewählt werden muß, so gebührt dem letzteren der Vorzug. Durch den geistigen Zusammenhang werden alle selbständigen Kräfte in ein gemeinschaftliches Anliegen gezogen, die Erhaltung des Staates. Die Prüfungen, durch welche der preußische Staat gegangen ist, haben in seinen alten Angehörigen eine Gemeinschaft der Gesinnungen erzeugt, die sie der edelsten Anstrengungen fähig gemacht hat. Die Kraft, womit sie ihre Unabhängigkeit errungen, ist für ganz Teutschland heilbringend und ein Gegenstand der Anhänglichkeit und der Achtung geworden. Wichtig ist, daß diese Stimmung in ihren Neuangehörigen fortdauere. Der Geist der Ordnung und der Gerechtigkeit, welcher aus den Handlungen der Regierung spricht, ist ein sicheres Mittel, diesen Zweck zu befördern. Doch es ist nicht das einzige. Jenes Anschließen an die progressiven Meinungen des Zeitalters, welches der preußischen Regierung schon so viel Segen gebracht, wird ihr dessen noch mehr bringen. Wer mit dem Strome segelt, nicht ihm entgegenrudert, kommt vorwärts. Dieses Vorwärts sei das ewige Losungswort der Preußen. Es gab ihnen Sieg, es bringt ihnen Gedeihen."

Weder der Freiherr v. Stein, der vielleicht hinter diesem Artikel steckte, konnte damals, noch ein Heinrich v. Treitschke in unsern Tagen den wahren Beruf Preußens schärfer und klarer darlegen, als es der „Rheinische Merkur" hier gethan hat. Ueberall, wo Preußen Erfolge in seiner deutschen Politik zu verzeichnen hatte, hat es sie in Kraft dieses „Vorwärts" gewonnen; wo immer es eine andere Straße einschlug, ist sein Siegeswagen stets auf einer jener Stationen umgeworfen worden, von denen die eine Olmütz, die andere Canossa hieß.

Gehen wir von dieser allgemeinen Betrachtung in unserm nächsten Briefe über zur Darlegung des Zusammenstoßes der preußischen Politik, wie sie sich thatsächlich gestaltete, mit der Politik der Kurie und den Interessen der rheinischen Katholiken unter den drei Episkopaten Spiegels, Droste-Vischerings und Geissels.

SPECTATOR.

[1]) Der Artikel ist freilich O. unterzeichnet, wird aber wohl Görres beizulegen sein; jedenfalls trägt dieser als Herausgeber des „Rh. M." die Verantwortung dafür.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München**, 1. März. Im Verlage von J. F. Lehmann dahier sind über die Kanalisation und Entwässerung von Tutzing am Starnberger See zwei Gutachten erschienen, das eine in hygienischer Beziehung von Dr. Max v. Pettenkofer, das andere in Bezug auf Fischerei von Dr. Bruno Hofer, Kustos der zoologischen Staatssammlung und Dozent für Fischzucht. Die beiden Gutachten enthalten so viele wichtige Thatsachen und überraschende Erläuterungen, daß die kleine Broschüre mit dem Titel „Kanalisation und Entwässerung von Ortschaften an Binnenseen" nicht nur allen Uferorten und deren Bewohnern am Würmsee, sondern auch allen auswärts an anderen Seen und Weihern gelegenen Orten erwünscht und lehrreich sein wird.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 2. März. Nummer 49.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Handelskrisen. I. Von Dr. Paul Arndt. — Neuere wissenschaftlich-geographische Zeitschriften. Von Albrecht Penck. — Mittheilungen und Nachrichten.

Handelskrisen.

Von Dr. Paul Arndt (Köln).

Vorbemerkung.

In der vorliegenden Abhandlung soll eine gemeinverständliche Erörterung der wichtigsten Krisenprobleme versucht werden. Da die Arbeit kurz sein sollte, sind nur die Hauptpunkte, d. h. die Wechselbeziehungen von Produktion und Konsumtion, eingehender dargestellt worden. Die übrigen Fragen, namentlich die auf das Geld-, Kredit- und Bankwesen bezüglichen, welche mehr die Symptome als das Wesen jener Erkrankungen des wirthschaftlichen Organismus betreffen, konnten nur gestreift werden.

I.

Der Höhepunkt einer Erkrankung wird als Krisis bezeichnet. Vom menschlichen Körper hat man diese Bezeichnung auf die menschliche Gesellschaft, die so häufig mit einem Organismus derglichen wird, übertragen. Der gesellschaftliche Organismus kann erkranken. Ist die Erkrankung eine akute, so kommt es zu einer Krisis. Die Krisis mag religiöser, politischer oder wirthschaftlicher Natur sein. Die wirthschaftlichen Krisen bezeichne ich hier kurz als Handelskrisen. Die Handelskrisis entspricht dem Stocken des Blutumlaufs im menschlichen Körper, an einzelnen Stellen staut sich die Masse, die zirkuliren soll, auf, an anderen Stellen herrscht Leere.

Worin besteht diese Störung des wirthschaftlichen Lebens? Wie entsteht sie? Ist sie unvermeidlich? Die Beantwortung dieser drei Fragen soll im folgenden versucht werden.

Die letzte Frage deutet die Wichtigkeit des Problems an. Bekanntlich liefert das periodische Auftreten von Handelskrisen den Gegnern der heutigen Wirthschaftsordnung eine der schärfsten Angriffswaffen gegen dieselbe.

Unsre Wirthschaftsordnung ist individualistisch, sie beruht auf der wirthschaftlichen Freiheit und dem Wettbewerb. Im Prinzip kann Jeder produziren, was er will, wie er will, wo er will und wann er will, ganz anders als im Mittelalter, wo alles geregelt war. Die Produktion ist also planlos. Führt diese Planlosigkeit aber regelmäßig und mit Nothwendigkeit zu Krisen, welche ungezählte Produkte nutzlos machen und theilweise zerstören, oft auf lange Zeit die produktive Thätigkeit der ganzen zivilisirten Welt lähmen, viele Existenzen vernichten und unermeßliches Elend nach sich ziehen, dann verdient die Vortrefflichkeit unsrer Wirthschaftsordnung ernstlich in Frage gestellt zu werden. Die Gegner des herrschenden Wirthschaftssystems behaupten, unter der Herrschaft desselben seien Krisen unvermeidlich, sie glauben, daß das System an ihnen zugrunde gehen werde.

Gegenüber diesem Pessimismus scharfsinniger Kritiker, wie Rodbertus und Marx, nimmt sich der grenzenlose Optimismus der nationalökonomischen Theoretiker, die vor hundert Jahren lebten, seltsam aus. Die damaligen Begründer und Vorkämpfer der neuen Wirthschaftsordnung, deren größter Adam Smith war, ließen sich von so schweren Krisen nichts träumen; sie nahmen an, Produktion und Konsumtion würden sich ganz automatisch im Gleichgewicht halten, wenn nur wirthschaftliche Freiheit herrschte. Wenn von einer Waare weniger produzirt wird als man bedarf, so lehrten sie, dann wird der Preis der betreffenden Waare steigen; Kapital und Arbeiter werden sich dieser Branche zuwenden, bis der Bedarf gedeckt ist und der Preis wieder sinkt; wird zu viel produzirt, so muß der Preis fallen; Kapital und Arbeiter wenden sich von dem Produktionszweige ab, bis die Produktion sich wieder der Nachfrage angepaßt hat. Alles wird sich von selber regeln; darum laissez faire, laissez passer! Wo sich eine Störung zeigte, da schoben die Theoretiker meistens die Schuld der plumpen Hand des Staates zu, die immer ungeschickt in das kunstvolle Räderwerk des freien Verkehrs eingriffe und es in Unordnung brächte.

Eine Zeit lang schien sich das neue System zu bewähren; aber bald erwiesen sich die auf dasselbe gesetzten Hoffnungen als trügerisch. Die napoleonischen Kriege mit der Kontinentalsperre brachten Störungen mannichfaltigster Art; aber auch in der nachfolgenden Friedenszeit, in der nun die Probe auf das Exempel gemacht werden sollte, wurde der ökonomische Individualismus oder Liberalismus bald unbarmherzig aus seiner Vertrauensseligkeit herausgerissen. Dem Aufschwung von Handel und Verkehr machte die Krisis von 1818/19 ein jähes Ende. Kaum hatte man sich wieder erholt, so folgte eine furchtbarere Krisis in den Jahren 1825/26; und nun kam das Unglück mit zunehmender Heftigkeit Schlag auf Schlag: 1837, 1847, 1857; und so schien es von da an mit Regelmäßigkeit fortgehen zu sollen, alles zu einer Zeit, wo die Produktivität der Arbeit infolge von Erfindungen jeder Art in nie geahnter Weise zunahm!

Naturgemäß setzte hier die antikapitalistische Kritik ein. Mit Nachdruck verwiesen die Gegner des individualistischen oder Konkurrenzsystems, namentlich die verschiedenen sozialistischen Schulen, auf einen angeblich fundamentalen Unterschied zwischen den Ursachen der wirthschaftlichen Noth in alter und moderner Zeit. In früheren Jahrhunderten, behaupteten sie, entsprangen die Leiden der Volksmassen dem Mangel an Gütern, heute dem Ueberfluß an solchen; früher entstand die Noth infolge von Mißernten, Kriegen, Epidemien u. dgl.; heute entsteht sie, weil zu viel Güter vorhanden sind, die keinen Abnehmer finden können. Heute ist, wie Schippel (Das moderne Elend, 1889, S. 215) sich ausdrückt, „die alte Mythe vom Tantalus greifbare Wirklichkeit" geworden. „Mitten in die schwellende Fülle der Güter hineingestellt, verschmachtet das Volk in Kummer und Sorge um sein tägliches Brot." Ja, noch schlimmer

geht es dem Volke, als dem allen geächteten Sohn des Zeus: „Der maderne Tantalus schafft die Früchte selbst, welche er nicht genießen kann, er legt sich wie in frevler Lust selbst die Leiden auf, welche einst die Götter in ihrem Zorn als furchtbarste Strafe über ihn verhängten.“ Fourier war es, der zuerst das Wort von der „crise pléthorique“ aussprach, seitdem ist es von fast allen Sozialisten wiederholt worden. „Die kapitalistische Gesellschaft fängt an, in ihrem eigenen Ueberfluß zu ersticken“, schreibt Kautsky in seiner Erläuterung des sozialdemokratischen Programms (Das Erfurter Programm 1892. S. 101) mit Bezug auf die Krisen.

Wie erklären die Sozialisten diese augenscheinlich widersinnige Thatsache? Ihr Gedankengang ist folgender: Die Produktivität der Arbeit ist infolge des Wegfalls der mittelalterlichen Schranken und der Fortschritte der modernen Wissenschaft und Technik, durch Arbeitstheilung und Großbetrieb ungemein gestiegen. Die Sucht nach Bereicherung treibt die Besitzer von Kapitol dazu, diese Produktivität nach Kräften auszunutzen. „Das Kapitol hat ein Ausdehnungsbedürfniß wie die Gase“, sagt Engels (Hrn. Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, 1886, S. 262). Jeder Unternehmer produzirt so viel wie irgend möglich, ohne sich um seine Konkurrenten und die Aufnahmefähigkeit des Marktes zu kümmern. Diesem planlos produzirten Reichthum gegenüber steht die Armuth der Massen, namentlich der arbeitenden Klassen. Der Lohn der Arbeiter erhebt sich nur selten über das zum Lebensunterhalt unbedingt Nothwendige, steigt auf keinen Fall so schnell wie die Produktivität der Arbeit. Dies ist das sogenannte Gesetz der fallenden Lohnquote von Rodbertus. So sinkt auch die relative Kaufkraft der Volksmassen. Auf diese Weise führt das Streben der Kapitalisten nach dem Profitmaximum zur Ueberproduktion, das Herabdrücken der Löhne auf ein Existenzminimum zur Unterkonsumtion. So geht das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion verloren; dem Angebot steht keine kaufkräftige Nachfrage gegenüber. Was anderes bleibt übrig, als einen Theil des angehäuften Reichthums zu zerstören? Das „freie Spiel der Kräfte“ sorgt schon selbst dafür. Es kommt die Krisis: Bankerott vieler Unternehmer, die ihre Waaren nicht absetzen und daher ihren Geldverpflichtungen nicht nachkommen können; Entlassung von großen Arbeiterschaaren; Elend überall! „Der Ueberfluß wird Quelle der Noth und des Mangels.“ (Fourier.)

Folgendermoßen schildert Engels (a. a. O. S. 262) den Verlauf einer Krisis: „Der Verkehr stockt, die Märkte sind überfüllt, die Produkte liegen da, ebenso massenhaft wie unabsetzbar, das bare Geld wird unsichtbar, der Kredit verschwindet, die Fabriken stehen still, die arbeitenden Klassen ermangeln der Lebensmittel... Bankerott folgt auf Bankerott, Zwangsverkauf auf Zwangsverkauf. Jahrelang dauert die Stockung, Produktivkräfte wie Produkte werden massenhaft vergeudet und zerstört, bis die aufgehäuften Waarenmassen unter größerer oder geringerer Entwerthung endlich abfließen, bis Produktion und Austausch allmählich wieder in Gang kommen.

Zweifellos ist diese Schilderung, wie auch Herkner (Handwörterbuch der Staatswissenschaften Bd. IV, S. 891) bemerkt, durchaus treffend, aber nur in der allgemeinen Fassung, in der sie uns hier entgegentritt. Ein überaus wichtiges Moment ist von Engels übersehen worden, ein Moment, das dieser sozialistischen Krisentheorie ihre Grundlage entzieht und sie als unhaltbar erscheinen läßt. Bei dem Citat habe ich einen kleinen Nebensatz ausgelassen, der uns die schwache Seite der Theorie enthüllt; an ihm muß die Kritik einsetzen. Engels schreibt: „Die arbeitenden Massen ermangeln der Lebensmittel, weil sie zu viel Lebensmittel produzirt haben.“ Ist diese Begründung richtig? Ist es auch nur eine richtige Behauptung? Waren thatsächlich bei Ausbruch der Krisen, deren Verlauf wir bisher beobachten konnten, zu viel Lebensmittel vorhanden?

Die Angaben, welche uns die Krisenhistoriker darüber machen, lassen nicht nur dies als höchst zweifelhaft, sondern sogar das Gegentheil als glaubhaft erscheinen. Die wichtigsten aller Lebensmittel sind die Nahrungsmittel. Waren diese in den Krisenjahren im Ueberfluß vorhanden?

Prüfen wir also den Ausfall der Ernten, und zwar zunächst nur die zeitliche Beziehung der Ernten zu den Krisen. Im allgemeinen wissen wir, daß der Wohlstand der Nationen nach guten Ernten wächst, daß aber Mißernten wiederhalt schwere Störungen und große Noth im Gefolge gehabt haben. Beobachten wir die Ernteergebnisse und die Höhe der Getreidepreise etwa seit dem Jahre 1815, so finden wir folgende Thatsachen:

In den Jahren 1816 und 1817 mißrieth die Ernte; im nächsten Jahre, in dem die erste Krisis ausbrach, kann also unmöglich Getreide im Ueberfluß vorhanden gewesen sein. Nach der Krisis kamen gute Ernten; das wirthschaftliche Leben pulsirte wieder rascher.

Da über den Ausfall der Ernten in der zweiten Hälfte der 20er Jahre keine Angaben vorliegen, müssen wir sofort zum folgenden Jahrzehnt übergehen.

„Die englische Geschäftswelt hatte,“ wie Max Wirth (Geschichte der Handelskrisen 1874, S. 180) schreibt, „nach 1826 einige Jahre gebraucht, um sich von dem damals erlittenen Schlage wieder zu erholen. Durch die darauf folgenden guten Ernten, namentlich in der ersten Hälfte der 30er Jahre, war der Wohlstand so gewachsen, daß der Zinsfuß sank und die Spekulation wieder reichliche Nahrung erhielt.“ Die nächste Krisis fand in den Jahren 1836 bis 1839 statt; von 1835 an steigen die Getreidepreise unaufhörlich, in New-York von 18.45 Fr. (1835) auf 25.79 Fr. (1836); und 1837 erreichen sie die nur noch 1855 übertroffene Höhe von 30.76 Fr. (Preisangaben nach Yves Guyot, La science économique. 1887. S. 200 bis 202); in Paris wird der Höhepunkt im Jahre 1839 erreicht (22.14 Fr., gegen 15.25 Fr. im Jahre 1835). Gewiß keine Anzeichen von großem Angebot von Getreide war und während der Krisis! Wirth erwähnt nicht, wie die Ernten damals ausgefallen waren; nur vom Jahre 1839 theilt er mit, daß damals in England eine Mißernte stattgefunden hatte (a. a. O. S. 185).

Die Krisis von 1847 ist besonders charakteristisch. „Im Jahre 1845,“ sagt Wirth (S. 209), „ward fast die ganze Ernte der Kartoffeln, der Hauptnahrung der arbeitenden Klassen, durch die Krankheit (Fäulniß) vernichtet. Im Jahre darauf folgte eine zweite Mißernte. Der Minderertrag an Nahrungsmitteln im Jahre 1846 läßt sich für Irland allein auf 114,000,000 Thaler annehmen. England sah sich genöthigt, innerhalb 8 Monaten für über 250,000,000 Thaler Getreide aus fremden Ländern zu beziehen. Irland wurde auf Staatskosten durch Anleihen im Betrage von 46,000,000 Thalern unterstützt.“ „Die Mißernten erstreckten sich beinahe über ganz Europa“ (S. 210). In dem Jahrzehnt von 1840—1850 waren die Getreidepreise niemals so hoch wie 1847. Innerhalb von 2 Jahren (1845—1847) stiegen sie in New-York von 15.26 Fr. auf 20.30 Fr., in Paris von 19.75 Fr. auf 29.01 Fr., in Odessa von 10.78 Fr. auf 14.90 Fr. Unzweifelhaft haben wir es also hier mit einem entschiedenen Mangel an Lebensmitteln zu thun, gerade dem Gegentheil von jener nach Engels Auffassung existirenden Ueberfülle.

Und doch begann der Krach von 1847 infolge des plötzlichen Fallens der Getreidepreise. „Im Mai 1847 begonnen,“ wie Wirth (S. 216) mittheilt, „bei dem günstigen

Stand der Saaten die Getreidepreise plötzlich zu sinken, und als die gleiche Tendenz von allen übrigen Märkten des europäischen Kontinents gemeldet würde, bald mit solcher Vehemenz geworfen zu werden, daß sie vom Mai bis zum September von 102 bis auf 48 sh per Quarter fielen." Die Getreidespekulanten boten alle Mittel auf, um den Preis zu behaupten. Vergebens! „Ein Getreidehändler stellte seine Zahlungen ein. Zwar war es einer der verwegensten Spekulanten und eines der unbemitteltsten Häuser; aber die Geschäftswelt fing an zu stutzen, fing an nachzurechnen und über den Abgrund, der sich vor ihren Augen eröffnete, zu erschrecken. Ein zweites Haus suspendirte seine Zahlungen und riß eine ganze Kette von Korn- und Wechselhäusern mit sich: und nun folgte Krach auf Krach mit solcher Schnelle und solcher Wucht, daß die gesammte englische Handelswelt den Kopf zu verlieren und zusammenzustürzen begann; Falliment folgte auf Falliment, Bankerott auf Bankerott — fünf lange Monate hindurch dauerte das Krachen —, und von Ende Juli bis Ende Dezember verging kaum ein Tag, an dem nicht ein oder mehrere, größere oder kleinere, verschuldete oder unverschuldete Bankerotte gemeldet wurden." Ohne hier näher auf diese Ereignisse einzugehen, stelle ich nur fest, daß die Krisis nicht ausbrach, als Ueberfluß an Lebensmitteln vorhanden war — die günstige Ernte von 1847 war ja noch auf dem Halm —, sondern als die Getreidespekulanten merkten, daß sie sich verrechnet hatten. Der Mangel an Lebensmitteln hatte, im Verein mit anderen Faktoren (siehe weiter unten), die Krisis vorbereitet, sozusagen das ganze Gebäude unterwühlt; der Schlag, welcher 1847 die Getreidespekulanten traf, war nur der Anstoß, der das unhaltbar gewordene Gebäude zum Zusammenstürzen brachte. Ich begründe dies weiter unten genauer.

Die nächste Krisis weist dieselbe Erscheinung auf. Wirth zufolge (S. 229) war „ein bedeutendes Moment zur Herbeiführung der Krisis — das Schwanken der Getreidepreise, die infolge mehrerer partieller Fehlernten und des Ausbleibens der Getreidesendungen aus Südrußland während des Krimkrieges sehr bedeutend gestiegen waren und nach der reichlichen Ernte von 1857 plötzlich wieder außerordentlich fielen." Infolge der Aufhebung der englischen Kornzölle und der Theuerung von 1846 war die Zufuhr von Getreide aus entfernten Gegenden, namentlich aus Archangel und Odessa, in einem bis dahin unerhörten Maßstab vergrößert worden. Mehr noch aus dieser Ursache als infolge reichlicher Ernten waren die Kornpreise von 1847 bis 1852 ungewöhnlich niedrig, obgleich die Ernten nur mittleren Ertrag lieferten. Die Ernte des Jahres 1853 war schlecht, die von 1854 sehr ergiebig, die von 1855 und 1856 bedeutend unter dem Durchschnittsertrag. Seit 1853 war der Preis im Steigen, und als im folgenden Jahre der russische Krieg hinzukam und infolgedessen die Häfen im Schwarzen und Weißen Meer geschlossen wurden, erreichte er eine seit 1846 nicht mehr erlebte Höhe, um dann — nach der ergiebigen Ernte von 1857 . . ., wo die russischen Häfen wieder geöffnet und durch Anlegung neuer Eisenbahnen Ungarns unerschöpfliche Kornkammer dem westlichen Europa erschlossen war, wieder ebenso bedeutend zu fallen." Die Preise stiegen in Paris von 14.48 Fr. im Jahre 1851 auf 28.82 Fr. im Jahre 1854 und auf 29.32 Fr. und 30.75 Fr. in den beiden folgenden Jahren. Der Durchschnittspreis des Krisenjahres war zwar bedeutend niedriger, 24.37 Fr., aber verglichen mit den Preisen von 1851 (14.48 Fr.) und 1859 (16.74 Fr.) doch noch sehr hoch. Wir konstatiren also von neuem die Thatsache, daß der Krisis Jahre der Theuerung vorangehen, daß hier also nicht nur ein relativer, sondern ein absoluter Mangel am wichtigsten aller Lebensmittel vorliegt.

Resumirend sagt Wirth in der Einleitung zu seinem Buch (S. XI): „Wir sehen Krisen sehr häufig im Gefolge von Mißernten und Jahren der Theuerung." Auch Juglar, der französische Krisentheoretiker, machte dieselbe Wahrnehmung; ihm zufolge „gehen in Frankreich seit 1800 die Maximaljahre des Kornpreises ganz regelmäßig den Krisenjahren unmittelbar vorher: so 1804, 1813, 1818, 1830, 1839, 1847, 1855" (Roscher, System der Volkswirthschaft Bd. 3, S. 778).

Man kann hier nicht entgegenhalten, daß vor der Krisis alle Preise steigen; das Getreide stieg verhältnißmäßig viel bedeutender im Preise als die anderen wichtigsten Waaren, wie der englische Nationalokonom Jevons gezeigt hat (Jevons, Investigations in currency and finances 1884, S. 149).

Hiemit dürfte nachgewiesen sein, daß die Krisentheorie, welche eine allgemeine Ueberproduktion annimmt, nicht richtig ist. Es darf nicht heißen: Ueberfluß an allen Produkten, sondern: Ueberfluß an gewissen Produkten, Mangel an anderen. Damit ergibt sich auch die Hinfälligkeit jener Behauptung von dem fundamentalen Unterschied zwischen den Störungen des Wirthschaftslebens in alter und neuer Zeit. Mißernten gingen Krisen wie in früheren Jahrhunderten, so auch in dem unsrigen zu wiederholtenmalen voraus; daß der Zusammenhang zwischen Mißernte und Krisis nicht nur ein zeitlicher, sondern auch ein ursächlicher ist, soll weiter unten gezeigt werden.

Prüfen wir zunächst genauer die gewonnene Formel: Ueberfluß an gewissen Produkten, Mangel an anderen. Ließe sich hier etwa eine Regel auffinden? Welcherlei Güter sind zur Krisenzeit im Ueberfluß vorhanden? An welchen anderen fehlt es? Hierüber scheint mir die Krisentheorie des französischen Publizisten Yves Guyot (a. a. O. S. 403 bis 419) einige Klarheit zu verbreiten. Yves Guyot hat seine Theorie im wesentlichen einem Artikel von Bonamy Price über die Ursachen der letzten großen Krisis (von 1873) in der „Contemporary Review" (Mai 1879) entlehnt. Neu ist die Theorie der Beiden überhaupt nicht; ihre Grundlage hat J. B. Say geliefert; nur die eigenthümlich zugespitzte Formulirung ist etwas neues. Guyots Formel ist zwar nicht unanfechtbar, rückt aber das Krisenproblem in ein besseres Licht und ist insofern lehrreich.

Yves Guyot betont zunächst, daß nur von einer relativen Ueberproduktion die Rede sein kann; es fehlt viel daran, daß alle menschlichen Bedürfnisse und Wünsche befriedigt wären; viele Leute bleiben schlecht gekleidet, obgleich eine Fülle von Kleiderstoffen in den Magazinen vorhanden ist, und so verhält es sich mit vielen anderen Waaren.

Woran liegt das? Guyot antwortet: „An der Verminderung der Kaufmittel." Und wie erklärt sich diese? „Man muß sich erinnern," sagt Guyot, „daß die Kaufkraft darin besteht, daß man Waaren austauschen kann und daß die Edelmetalle nur einfache Werkzeuge zum Austausch von Gütern sind; der Käufer hat sich ja dies Geld nur durch einen vorhergehenden Verkauf seiner eigenen Waaren verschaffen können." Waaren kaufen Waaren. Woher stammt also die kommerzielle Depression? Daher, daß wenig Waaren zum Austausch vorhanden sind. So tritt ein Stillstand im Verkehr ein; in den Werkstätten und Fabriken stockt die Arbeit, oder man produzirt nur zu wenig; der Geldmarkt ist in Aufregung; Banken und große Handelsfirmen machen Bankerott. Aus einem einzigen Grunde: es fehlt an Waaren, die kaufen können. Die Produzenten und Verkäufer können ihre Waaren nicht absetzen, weil die gewöhnlichen Käufer wenig oder gar keine Waaren haben, um mit denselben die ersteren zu kaufen.

Wie kommt es nun, daß die Käufer und Konsumenten ihre Kaufkraft verloren haben? Der Grund liegt in einem Uebermaß der Konsumtion; es ist mehr konsumirt und

zerstört, als wiederhergestellt worden. Dies Uebermaß an Konsumtion hat eine wirkliche Verminderung des Waarenvorraths, der ausgetauscht werden sollte, hervorgerufen und so die Konsumenten, also die Käufer, zur Armuth gebracht.

Die Krisen kommen daher nach dieser Theorie nicht von der Ueberproduktion, sondern von der Ueberkonsumtion.

Worin besteht aber die letztere? Werden nicht alle Güter konsumirt und zerstört, die einen sehr schnell, wie die Nahrungsmittel, die Kohle und ähnliche Dinge, andere sehr langsam, wie die Maschinen, Gebäude, Schiffe und allgemein alles stehende Kapital? Hier ist eine Unterscheidung nöthig, um das Wesen der Ueberkonsumtion zu erklären. Entweder wird das umlaufende Kapital durch die Konsumtion in neue Produkte verwandelt, oder es wird konsumirt, ohne eine Spur zu hinterlassen; letzteres ist bei den Luxusausgaben der Fall. Die Nahrung und die Kleidung der Arbeiter, der herbeigeschaffte und in den Boden gebrachte Dünger, die Abnutzung der Ackergeräthschaften, alles das wird in der Ernte reproduzirt. Die Konsumtion von Jagdhunden und Vorreitern erzeugt nur Genüsse. So lange das konsumirte Kapital in den erzeugten Produkten wieder hergestellt wird, bleibt die Produktivkraft der Nation unversehrt; ihr Reichthum bleibt derselbe; es wird kein Anschein einer kommerziellen Depression bestehen. Wenn aber umgekehrt ein Theil des zerstörten Kapitals in den Produkten nicht wiederhergestellt wird, so sinkt nothwendigerweise die Produktivkraft des Volkes und sein Reichthum wird sich verringern. Die Nation ist jetzt ärmer, sie hat weniger zu konsumiren. Die Ursache der Verarmung liegt also in der Ueberkonsumtion.

Die Ueberkonsumtion kann mehreren Quellen entspringen.

Vom Luxus, der in den Zeiten vor einer Krisis besonders groß zu sein pflegt, war schon die Rede.

Eine andere Art der Ueberkonsumtion stellt sich in den Mißernten dar. „Keine Ueberkonsumtion ist einer Hungersnoth vergleichlich", sagt Yves Guyot. Ausgaben zur Bestellung des Landes sind gemacht worden, die Arbeiter ernährt und gekleidet, Familien unterhalten; Pferde haben Heu und Hafer konsumirt, Pflüge, Karren und Geräthe sind gekauft und gebraucht worden; Rohstoffe aller Art, Dünger und Samen sind verwandt worden. Darin besteht die Konsumtion. Wenn die Ernte gut ist, so ersetzt sie die vorangegangene Konsumtion in allen ihren Theilen; außerdem bleibt noch etwas übrig; dieses etwas ist der Gewinn, die Vermehrung der Kaufkraft des Landmanns. Wenn die Ernte dagegen schlecht ausfällt, so wird die durch die Bestellung hervorgerufene Konsumtion nicht durch neue Produkte ersetzt. Das Kapital ist einfach zerstört worden. Das ist die Ueberkonsumtion. Die Kaufkraft des Landmanns ist vermindert.

Noch klarer ist die Feststellung der Ueberkonsumtion in Kriegszeiten. Hier findet eine bloße Zerstörung von Kapital statt. Der Krieg entzieht eine große Zahl Menschen den produktiven Arbeiten; diese Menschen müssen ernährt, gekleidet, unterhalten werden; sie konsumiren reichlich und geben nichts wieder. Der Krieg zerstört die Industrie, die Eisenbahnen, die Wege und andere Mittel industrieller Thätigkeit. Alles Ueberkonsumtion! Jetzt finden ungeheure Rüstungen statt; man nimmt dieselben vermittelst Steuerabgaben vor, welche von wirthschaftlichen Nichtsthuern verzehrt werden. Alle Waaren, welche die Heere konsumiren, sind auf immer ihrer Kaufkraft beraubt. Wie sehr Krisen mit Kriegen zusammenhangen, ist bekannt.

Eine vierte Art der Ueberkonsumtion sieht Yves Guyot da, wo Andere von Ueberproduktion zu sprechen pflegen. Dies ist der wichtigste Theil von Guyots Theorie. Es verhält sich damit folgendermaßen: Vor einer Krisis konstatirt man immer allen Anschein von Wohlstand; die Industrien vervielfachen sich; man baut Eisenbahnen; man unternimmt große öffentliche Arbeiten; das Publikum wirft seine Kapitalien in phantastische Gründungen. Was bedeutet das? Ueberproduktion? Nein, richtiger Ueberkonsumtion! Große Arbeiten werden ausgeführt; ja, aber jede Herstellung von stehendem Kapital ist eine Ueberkonsumtion, eine momentane Ueberkonsumtion. Während einer mehr oder weniger langen Zeit bedeutet sie mehr Konsumtion als Produktion von Reichthum, die Differenz stellt sich als eine mehr oder weniger lange dauernde Verminderung der Kaufmittel dar.

Zweifellos ersetzt die fertige Maschine, die gebaute Fabrik, das hergestellte Produktionswerkzeug diese Verminderung, aber nur allmählich. Der Unterhalt der Arbeiter, die ein Schiff bauen, ist ein momentaner Verlust an Reichthum. Das stehende Kapital ist also nun da, der Kanal vollendet, der Hafen fertig; alle diese Arbeiten haben beträchtliche Massen von umlaufendem Kapital verschlungen, welche damit in unbeweglichen Besitz verwandelt worden sind. Für einige Zeit ist so die Kaufkraft vieler Leute verringert.

Hyndman z. B. konstatirte diese Erscheinung 1878 in einem Artikel über den „Bankerott" von Indien. Er legte dar, wie die Hungersnoth Indien verwüstete und Hunderttausenden den Tod brachte. Da fragte man betroffen: Was machen denn die Eisenbahnen? Hat man dieselben nicht kürzlich gebaut? Wie kommt es, daß sie jenem Unheil nicht vorgebeugt haben? Nicht nur haben sie ihm nicht vorgebeugt, sie tragen sogar einen Theil der Verantwortung dafür. Man hat sie mit Hülfe von Anleihen und Steuern gebaut, welche die umlaufenden Kapitalien der indischen Bevölkerung aufsaugten. Nun kommt eine Mißernte. Die Kaufkraft der Leute ist verschwunden oder wenigstens stark vermindert. Die Eisenbahnen schafften Getreide nach den ausgehungerten Städten Bombay und Madras aus dem Pendschab und den nordwestlichen Provinzen. Allein die Bevölkerung hatte keine Mittel, um dies Korn nach seiner Ankunft zu kaufen, und sie kam vor Hunger um.

Ein weiteres Beispiel bietet Amerika. Nach Bonamy Price machten die Amerikaner in den 70er Jahren einen ungeheuren Fehler, indem sie eine kolossale Masse von stehendem Kapital in Eisenbahnform schufen. Wenige Dinge bereichern im Laufe der Zeit eine Nation so sehr wie Eisenbahnen; aber eine so riesenhafte Ueberkonsumtion von umlaufendem Kapital brachte Amerika Armuth, kommerzielle Depression und viel Elend. Die neuen Eisenbahnen sind auf einige 30,000 Meilen berechnet worden, die Kosten schätzt man auf 10,000 Pfd. St. per Meile; der Bau verschlang einen Werth von 300 Mill. Pfd. St., nicht Geld, sondern Korn, Kleidung, Kohlen, Eisen und andere Gegenstände. Offenbar steht diese Ueberkonsumtion mit der Krisis in Zusammenhang.

Ferner ist noch zu beachten, daß die stehenden Kapitalien nur ausgenutzt werden können, wenn umlaufende vorhanden sind. Ein Schiff transportirt nur Rohmaterialien oder Waaren; eine Eisenbahn, ein Kanal desgleichen; eine Fabrik arbeitet nur dann, wenn Konsumenten da sind, die ihre Produkte kaufen können. Wenn die umlaufenden Kapitalien daher derartig konsumirt worden sind, daß sie sich erst in langer Zeit erneuern können, so bleiben die stehenden Kapitalien unproduktiv, und die Krisis wird umso intensiver und dauert umso länger.

Neuere wissenschaftlich-geographische Zeitschriften:

Die Münchener geographischen Studien.

Die neuere deutsche wissenschaftlich-geographische Literatur spiegelt deutlich den Einfluß, welchen die Errichtung von Professuren der Geographie auf die Vertiefung dieser Wissenschaft genommen hat. Wohl fühlen sich nach wie vor zahlreiche Leute, die Reisen gemacht haben, veranlaßt, ein „geographisches" Reisewerk zu verfassen und dann mitzutheilen, wenn es sich um geographische Probleme handelt, wohl sind letztere auch sonst vielfach der Gegenstand von Erörterungen Unberufener, im großen und ganzen aber hat die neuere geographische Literatur wesentlich an wissenschaftlichem Charakter gewonnen. Zu der unvermeidlich scheinenden Fluth von mehr oder weniger literarischen Erzeugnissen gesellen sich mehr und mehr streng wissenschaftliche, und neben einer großen Zahl geographischer Zeitungen, die mehr dem allgemeinen Bildungsbedürfnisse entgegenkommen oder für bloße Unterhaltung ins Leben gerufen sind, existirt nunmehr bereits eine Reihe wissenschaftlich-geographischer Zeitschriften.

Wie sehr für dieselben die akademische Einbürgerung maßgebend gewesen ist, zeigt nichts deutlicher als das Titelblatt des ersten Jahrganges der nunmehr eingegangenen Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie, welcher 1880 erschien, als eben die Errichtung geographischer Lehrkanzeln an zahlreichen preußischen und an österreichischen Universitäten vollzogen worden war. Nicht weniger als neun von den zwölf Mitherausgebern waren Hochschulprofessoren der Geographie, und auch heute, nachdem sich die Geographie einen festen Platz im Gefüge der deutschen Universitäten errungen hat, liegt die Leitung der meisten wissenschaftlich-geographischen Zeitschriften in den Händen berufener Fachvertreter. Die Richtungen, die unter letzteren sich entwickelt haben, finden daher im Charakter der geographischen Fachblätter entsprechenden Ausdruck.

Man kann deren im wesentlichen zwei unterscheiden. Zahlreiche Geographen arbeiten in mehr theoretisch-methodischer Weise an der scharfen Formulirung des Begriffes der Geographie. Die Nöthigung hiezu hat vor allem die eingangs erwähnte Hochfluth mehr literarischer als wissenschaftlicher Veröffentlichungen auf erdkundlichem Gebiete gegeben; außerdem aber hat auch die dann und wann erforderlich gewesene Vertheidigung der Position der Geographie, die ihr an den Universitäten eingeräumt war, zur Betonung ihres methodisch-wissenschaftlichen Charakters geführt. Andere Fachgeographen haben über Methode und Begriff der Geographie wenig oder gar nicht geschrieben und sich weniger an die Verarbeitung bereits vorliegender Materialien gehalten, sondern sich mit Eifer an die Untersuchung jener zahlreichen offenen Fragen gemacht, welche die Erdkunde darbietet. Großes Gewicht ist auf eine systematische Erweiterung des Beobachtungsschatzes, was von der Ritter'schen Schule gänzlich vernachlässigt worden war, ferner auf eine strenge Verarbeitung des gewonnenen Schatzes gelegt worden. Wenn auch die Seiten, nach welchen jene Erweiterung geschieht, sehr verschiedene sind, wenn sie sich bald auf mehr geologischem oder klimatologischem oder endlich historischem Grenzgebiete bewegt, so sind doch alle ihre Vertreter durch das Band geeint, Forscher auf dem Gebiete der Erdkunde zu sein.

Die erwähnte methodische Richtung hat sich namentlich um die Ausgestaltung jener Fachorgane verdient gemacht, welche die Ergebnisse der Forschung theils referiren, theils auszugsweise wiedergeben, theils weiter verarbeiten. Dies war das Programm der Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie. Zwei seit längerer Zeit bestehende Organe der Firma Justus Perthes in Gotha haben sich ferner in den Dienst dieser Richtung gestellt. Für die von Petermann begründeten Mittheilungen wurde der Czernowitzer Professor für Geographie, Alexander Supan, als Redakteur gewonnen, das von Behm begründete Geographische Jahrbuch aber wurde dem Göttinger Professor Hermann Wagner anvertraut. Hat Petermann in seinen Mittheilungen das Hauptaugenmerk auf die kartographischen Beilagen gelegt und dadurch ihren Weltruf begründet, so hat Supan das Schwergewicht auf einen Literaturbericht gelegt, welcher ausführlicher und vollständiger als in irgend einem anderen geographischen Organe ist. Indem aber sowohl Herausgeber wie auch manche Mitarbeiter sich nicht bloß auf die Berichterstattung beschränken, sondern nicht selten auch in den Referaten ihre eigenen Ansichten niederlegen, so kann der Literaturbericht nur mit Vorsicht und Kritik gebraucht werden. Dagegen ist unter der thatkräftigen Leitung von Hermann Wagner das geographische Jahrbuch zum unentbehrlichen Nachschlagewerk und der verläßliche Rathgeber für jeden geographischen Forscher geworden. Seine Berichte über die Fortschritte einzelner Zweige der Geographie sind das vollkommenste in dieser Richtung und gestalten sich zu einer internationalen Umschau. Hettners Geographische Zeitschrift nimmt heute die Stelle ein, welche einzunehmen die Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie begründet wurde. Sie ist das Organ der deutschen Geographen von Fach und Beruf. Ihrem umfassend gebildeten Herausgeber ist es gelungen, nahezu alle Genossen seines Faches behufs Verarbeitung neuerer eigener oder fremder Forschungsergebnisse, sowie für kurzgefaßte länderkundliche Monographien zu gewinnen. Er hat die Diskussion methodischer Probleme mit Erfolg angeregt; überdies Literaturberichte und Rezensionen in glücklicher Vereinigung bietend, hat der kürzlich ernannte Geograph von Tübingen seine Zeitschrift zu einem im besten Sinne des Wortes leitenden Organe gemacht. Sie läßt am getreuesten die Bewegungen unter den deutschen wissenschaftlichen Geographen erkennen. In engerem Umfange ermöglichen dies auch die Verhandlungen des Deutschen Geographentages. Diese alle zwei Jahre zusammentretende Versammlung sucht Mittel- und Hochschullehrer zu vereinigen und bezieht den geographischen Unterricht satzungsgemäß in ihr Programm ein. Sie ist durchaus eine Schöpfung der methodischen Richtung unter den deutschen Geographen.

Die Gruppe der Letzteren, welche die intensive erdkundliche Forschung pflegt, hatte vor allem die Schwierigkeit zu überwinden, welche die Drucklegung schwerer Untersuchungen mitsammt dem verwertheten Beobachtungsmaterial darbietet. Hiezu boten früher fast nur Akademien und die Zeitschriften von Nachbarwissenschaften den erforderlichen Raum. Erfreulicherweise ist es gelungen, die Organe einiger geographischer Gesellschaften für jene Aufgaben zu gewinnen. Namentlich Frhrn. v. Richthofen ist es zu danken, daß die Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde sich schwereren Arbeiten geöffnet hat, wodurch sie sich die Bedeutung einer ersten Quellenzeitschrift auf wissenschaftlich-geographischem Gebiete wahrt. Unter dem Einflusse von Friedrich Ratzel hat ferner der Verein für Erdkunde in Leipzig, nachdem er schon früher in seinen „Mittheilungen" manch schöne Arbeit geboten, seit 1891 zwei Bände wissenschaftliche Veröffentlichungen herausgegeben, welche von Ratzels ungemein anregender Thätigkeit als Lehrer beredt zeugen. Anderswo mußten neue Organe geschaffen werden. Die Unmöglichkeit, wichtige, vornehmlich Oesterreich betreffende Arbeiten daselbst unterzubringen, veranlaßte 1886 den Schreiber, „Geographische Abhandlungen" ins Leben zu rufen, die in zwanglosen Heften lediglich Originaluntersuchungen zum Erscheinen verhelfen. Anfänglich, in den ersten vier Bänden, einen weiten, beinahe internationalen Mitarbeiterkreis umfassend, konnen sie sich in den letzten beiden Bänden namentlich auf die Veröffentlichung von

Digitized by Google

solchen Arbeiten beschränken, deren Verfasser in Oesterreich leben; denn es fehlt hier erfreulicherweise nicht mehr an Material. Eine Anzahl von Heften führt nunmehr den Untertitel von Arbeiten des Geographischen Instituts der Universität Wien. Ueber die Abhandlungen ist den Lesern der Allgemeinen Zeitung zuerst am 26. Februar 1888, zuletzt am 22. April 1897 berichtet worden. Ihnen folgten Gerlands Beiträge zur Geophysik. Bezeichnete sich der erste Band als „Abhandlungen aus dem geographischen Seminar der Universität Straßburg", so nennen sich der zweite und der im Erscheinen begriffene dritte nunmehr mit Fug und Recht auch „Zeitschrift für physikalische Geographie", denn sie enthalten beide ungemein wichtige Untersuchungen. Der Hauptstamm von Mitarbeitern ist aber nach wie vor der Kreis tüchtig mathematisch-physikalisch geschulter Forscher, die Georg Gerland heranzog. Deutlich spürt man auch hier wieder den Einfluß der akademischen Thätigkeit auf die Fortentwicklung der Geographie. Er tritt auch in den „Arbeiten aus dem Geographischen Institut der Universität Bern" entgegen. Es sind dies Untersuchungen, welche Eduard Brückner anregte; sie sind zunächst in den Jahresberichten der Berner Geographischen Gesellschaft veröffentlicht, dann aber als Sonderabdrücke zusammengefaßt; ihre drei Hefte bekunden die zielbewußte Pflege der wissenschaftlichen Geographie in der deutschen Schweiz.

Das jüngste Glied dieser Familie wissenschaftlich-geographischer Zeitschriften sind die Münchener Geographischen Studien, herausgegeben von Siegmund Günther und verlegt von Theodor Ackermann. Sie müssen besonders begrüßt werden, weil sie aus einem deutschen Staate kommen, welcher noch wenig für die Pflege des Hochschulunterrichts der Geographie gethan hat. Keine der bayerischen Universitäten hat ein Ordinariat für Geographie; ein solches existirt nur an dem Polytechnikum München, wo naturgemäßerweise der Lehrthätigkeit seines Inhabers verhältnißmäßig enge Grenzen gezogen sind. Wenn gleichwohl nun bereits drei Hefte der Münchener Studien vorliegen, so verräth dies den großen anregenden Einfluß, welchen Günther als Lehrer ausübt. Er begeisterte die angehenden bayerischen Reallehrer für Untersuchungen über die verschiedensten Gebiete. Michael Hübler versuchte die schwierige Aufgabe, Beiträge zur Klimatographie von Kamerun in einer Arbeit zu liefern, die ihm den Doktorhut der Universität Zürich eintrug. Dr. Theodor Geiger schrieb über den Humanisten Konrad Celtis und seine Beziehungen zur Geographie. Es ist eine fleißige Arbeit, welche namentlich aus den Gedichten des Vielgewanderten sein für seine Zeit nicht geringes geographisches Wissen herausschält und ihn auf seinen zahlreichen Kreuz- und Querzügen begleitet. Daß Celtis' Verdienste für die Rettung der Tabula Peutingeriana gebührende Hervorhebung finden, ist selbstverständlich. Einem Kapitel der Geomorphologie widmet sich die dritte Studie. Dr. Christian Kittler verfolgt die geographische Verbreitung und Natur der Erdpyramiden. Er geht aus von den klassischen Beispielen der Umgebung von Botzen, welche namentlich durch Sir Charles Lyell einen Weltruf erlangt haben. Bereits Ratzel hat darauf hingewiesen, daß nicht alle jener zarten Erdpfeiler eine Krönung durch einen als Dach wirkenden Block besitzen und daß letzterer nicht ein unbedingtes Erforderniß für die Bildung einer Erdsäule ist. Hieran knüpft Kittler an, er verfolgt nicht bloß die blockgekrönten Erdpfeiler, deren Verbreitung sich naturgemäß auf blockhaltende Ablagerungen, meist Moränen, beschränkt, sondern widmet sich allen schlanken, durch Erosion gebildeten Erdsäulen, deren weite Verbreitung er durch Literaturangaben belegt.

So bringen uns die Münchener Studien Material über Klimatographie, Geomorphologie und Geschichte der Erdkunde. Sie sind nicht Schülerarbeiten in dem Sinne, daß sie eine vom Meister eingeschlagene Arbeitsrichtung verfolgen und lediglich dort weiterbauen, wo er den Grund gelegt hat. Der Einfluß ihres Herausgebers, von dem wir gewohnt sind, aus den verschiedensten Quellen und von den verschiedensten Seiten, namentlich der physikalischen Geographie und der Geschichte der Erdkunde, neues Material zugeführt zu sehen, gibt sich in ihrer Verschiedenartigkeit zu erkennen. Zugleich verrathen sie, wie sich nun auch in München eine eigene geographische Schule entwickelt. Möchte ihre weitere Entfaltung begünstigt sein durch verständnißvolle Würdigung seitens der maßgebenden Kreise.

Albrecht Penck.

Mittheilungen und Nachrichten.

F. D. Sestri Levante und seine Umgebung. Führer durch Ligurien von Recco bis Spezia. Von Dr. Sarnow, Kurarzt. Würzburg und Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — Sestri Levante, erst seit 4 Jahren Winterkurort, ist schnell bekannt und beliebt geworden. In verschiedener Hinsicht nimmt es an der Riviera eine Ausnahmestellung ein. Man trifft hier keine eigentlichen Lungenkranken, für welche das Klima nicht mild genug ist, während die kräftige und gleichmäßig feuchte Luft, die eine erschlaffende Hitze nicht aufkommen läßt, unterstützt durch alle Hülfsmittel eines modernen Kurortes, sich aufs beste bewährt hat bei Rekonvaleszenten im allgemeinen, sowie besonders bei Krankheiten des Nervensystems (Neurasthenie) und des Stoffwechsels; aus den gleichen Gründen ist es auch eine gute Uebergangsstation für solche, die von der Riviera Ponente oder aus südlichen Ländern nach dem Norden heimkehren. Und dem Gesunden bieten neben den herrlichen Küstenbildern von Fels, Meer und Brandung weit sich öffnende Querthäler mit ihren vorzüglichen Kunststraßen und der relativ starken Waldbedeckung ihrer Hänge Gelegenheit zu Spaziergängen und Ausflügen jeder Art, vom bequemen Horizontalweg bis zu den Bergspitzen der Apenninengipfel. Unter diesen Umständen bietet das vorliegende Büchlein eine willkommene Ergänzung der großen Reisebücher. Einleitend behandelt es in eingehender Weise die Pflanzenwelt Sestri's und gibt sehr dankenswerthe Rathschläge in Bezug auf Kleidung, Essen und Trinken, sowie über die Benutzung der zahlreichen lokalen Verkehrsmittel. Nach einer Schilderung der Stadt und der zahlreichen kleineren Spaziergänge folgt eine eingehende Beschreibung der Küstenstrecke Recco—Spezia und der von ihr aus landeinwärts möglichen Touren, für welche alle das zentral gelegene Sestri das naturgemäße Standquartier bildet. Die Karte (1 : 50,000) gibt in Schummermanier und schiefer Beleuchtung in großen Zügen ein gutes, schnell orientirendes Bild der Umgebung, soweit sie etwa bis zu halbtägigen Touren in Betracht kommt. Zum Schluß möchte Referent ganz besonders die Tour Borgotaro-Sestri über den Paß Cento Croci empfehlen als den interessantesten, viel zu wenig bekannten Zugang für den von Verona Kommenden. Die breite Fahrstraße ist ausgezeichnet unterhalten; ein weites, sonst ansteigendes Thal führt auf die Paßhöhe (1053 m), jenseits aber sind, als auf der Wetterseite, die wald- und schutzlosen, jähen Hänge von Gießbächen zerrissen und die schluchtähnlichen Seitenthäler durch Schuttkegel und -halden erfüllt, so daß der Gebirgscharakter hochalpin wird, besonders wenn im Frühling alle höheren Gipfel noch schneebedeckt herabdrohen. Allmählich, wie bei einer künstlerisch gesteigerten Wirkung, erfolgt der Uebergang zu den sanfteren, unter intensivster Kultur stehenden oder bewaldeten Vorbergen, bis das Meer ergänzt, die Vorgebirge sich in jenen „gedichteten" Linien hinauserstrecken, die G. Keller in der italienischen Landschaft entdeckt hat, und eine südliche Pflanzenwelt den Wanderer begrüßt in dem sonnigen Küstenland „tra Lerici e Turbia".

Br. Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während des Monats Dezember 1897. Gemäß den Veröffentlichungen des kaiserl. Gesundheitsamts sind im Monat Dezember a. pr. von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in München 23.5, Augsburg

22.7, Nürnberg 20.3, Würzburg 19.6, Altona 15.0, Berlin 17.5, Breslau 22.8, Frankfurt a. M. 18.6, Hannover 14.2, Kassel 15.1, Köln 16.2, Königsberg 23.5, Magdeburg 18.7, Stettin 22.3, Wiesbaden 14.1, Dresden 17.8, Leipzig 16.7, Stuttgart 15.0, Karlsruhe 17.8, Braunschweig 14.2, Hamburg 15.4, Straßburg 18.8, Metz 15.4, Amsterdam 15.7, Antwerpen 16.9, Brüssel 19.5, Budapest 21.7, Christianio 14.4, Edinburg 20.2, Glasgow 21.2, Kopenhagen 18.8, Krakau 31.8, London 21.7, Lyon ?, Moskau 32.4, Odessa 21.7, Paris 20.4, St. Petersburg 29.0, Prag 22.6, Rom (November) 16.8, Stockholm 15.9, Teiest 27.4, Turin (November) 15.7, Venedig 23.8, Warschau 20.9, Wien 19.8, New-York 17.8. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 5 Wochen, vom 28. November bis einschließlich 1. Januar 1898 zusammengenommen und den Berechnungen zugrunde gelegt worden.) — Der Gesundheitszustand blieb im Monat Dezember im allgemeinen in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen sowohl wie der nichtdeutschen europäischen Berichtsstädte ganz günstig. Die Sterblichkeit hat jedoch im ganzen zugenommen und war in vielen Orten größer, als im November. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) hat bedeutend abgenommen und ging von 74 des Vormonats auf 33 herab. Aus der Zahl derselben seien hier nur Aschaffenburg, Bayreuth, Kempten, die Vororte Berlins Lichterfelde, Steglitz und Schöneberg, ferner Brandenburg, Celle, Hanau, Hannover, Paderborn, St. Johann, Siegen, Wesel, Wiesbaden, Wilhelmshaven, Meißen, Zittau, Ludwigsburg, Ulm, Mannheim, Braunschweig, Dessau, Gotha und von nichtdeutschen Städten Christiania erwähnt. Auch in diesem Monat stieg in keinem deutschen Berichtsorte die Sterblichkeitsziffer über 35.0 pro Mille. Das Sterblichkeits-Maximum erreichte Beck mit 33.7 (gegen 32.8 des Vormonats).. Dagegen war die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15.0 bis 20.0 pro Mille) noch größer, als im Vormonat und stieg von 108 im November auf 128 im Dezember. Aus der großen Zahl seien hier nur genannt: Ansbach, Erlangen, Hof, Ingolstadt, Kaiserslautern, Landshut, Ludwigshafen, Speyer, Würzburg, Aachen, Altona, Barmen, Berlin (Rixdorf, Weißensee), Beuthen O.-S., Bromberg, Charlottenburg, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Göttingen, Halle, Halberstadt, Hildesheim, Kassel, Kiel, Koblenz, Köln, Krefeld, Kreuznach, Liegnitz, Magdeburg, Merseburg, Minden, Münster, Neiße, Nordhausen, Osnabrück, Posen, Potsdam, Ratibor, Schleswig, Spandau, Stendal, Thorn, Tilsit, Teier, Annaberg, Dresden, Leipzig, Zwickau, Eßlingen, Heilbronn, Stuttgart, Freiburg i. B., Karlsruhe, Pforzheim, Darmstadt, Mainz, Offenbach, Rostock, Schwerin, Weimar, Altenburg, Bremen, Greiz, Hamburg, Lübeck, Hagenau, Metz, Straßburg i. E., und von nichtdeutschen Städten: Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, Kopenhagen, Stockholm, Wien, New-York und Rom und Turin (letztere beide aus dem November). Auch die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 20.0 bis 23.0 pro Mille) war etwas größer, als im November (56 gegen 44), und nennen wir aus der Zahl derselben hier nur: Augsburg, Bamberg, Neustadt a. d. H., Nürnberg, Pirmasens, Strauding, Bielefeld, Bochum, Breslau, Danzig, Dortmund, Essen, Flensburg, Frankfurt a. O., Görlitz, Hirschberg, Insterburg, Memel, Stettin, Stralsund, Bautzen, Chemnitz, Cannstatt, Gmünd, Heidelberg, Worms, Coburg, Oldenburg u. a., und von nichtdeutschen Städten: Budapest, Edinburg, Glasgow, London, Odessa, Paris, Prag und Warschau. — Unter den Todesursachen blieben, wie immer in den Wintermonaten, akute Darmkrankheiten in beschränkter Zahl und forderten in den meisten Orten (namentlich in den deutschen) weniger Opfer als im November. So war in München, Nürnberg, Berlin, Breslau, Köln, Magdeburg, Stettin, Dresden, Leipzig, Gera, Hamburg, Straßburg i. E., Christiania, Antwerpen, London, Odessa, Stockholm, Warschau, Wien, New-York die Zahl der Sterbefälle kleiner und nur in wenigen Orten, darunter in Barmen, Danzig, Essen, Brüssel, Budapest, Kopenhagen, Moskau, Paris, St. Petersburg, größer als im November. — Die Theilnahme des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war wesentlich kleiner, als im Vormonat. Von je 10,000 Einwohnern starben, aufs Jahr berechnet, in Stuttgart 40, in Homburg 43, in Berlin 44, in Dresden 46, in München 88 Säuglinge. — Dagegen kamen infolge der in ganz Mitteleuropa während des Monats vorherrschenden naßkalten Witterung Erkrankungen an akuten Entzündungen der Athmungsorgane viel häufiger als im Vormonat zum Vorschein, die auch in den meisten Orten mehr Todesfälle hervorriefen. So war die Zahl der Opfer an diesen Krankheitsformen in Nürnberg, Würzburg, Aachen, Altona, Berlin, Charlottenburg, Danzig, Dortmund, Düsseldorf, Erfurt, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Dresden, Leipzig, Mannheim, Bremen, Straßburg i. E., Brüssel, Antwerpen, Budapest, Christiania, Kopenhagen, London, Moskau, Odessa, Paris, St. Petersburg, Prag, Rom (November), Stockholm, Teiest, Venedig, Warschau, Wien, New-York u. v. zum Theil erheblich gesteigert. In wenigen Orten (darunter München, Barmen, Breslau, Elberfeld, Frankfurt a. M., Halle, Köln, Stuttgart, Hamburg) war die Zahl der Sterbefälle etwas kleiner oder die gleich große wie im November. — Erkrankungen an Influenza wurden gleichfalls häufiger beobachtet, mehrfache Todesfälle kamen jedoch nur aus Breslau, Celle, Magdeburg, Potsdam, Schwerin i. M., Zittau je 2, aus Kopenhagen 3, aus Barmen, Elberfeld, Hamburg je 4, aus Leipzig 5, aus New-York 10, aus St. Petersburg 14, aus Paris 26, aus Berlin 27, aus London 75 zur Mittheilung. Auch Todesfälle an Lungenschwindsucht waren gesteigert. — Bezüglich der Verbreitung der größeren Volkskrankheiten lauteten die Mittheilungen über Cholera und Gelbfieber günstig, über die Pest ungünstig. In der Zeit vom 14. November bis 25. Dezember a. pr. erlagen der Cholera in Calcutta 55 Personen. — Das Gelbfieber hat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika im November und Dezember erheblich abgenommen und ist in den meisten der befallenen Staaten erloschen oder dem Erlöschen nahe. Im Staate Alabama kamen im November noch in Mobile, im Dezember in Flomaton, im Staate Louisiana in New-Orleans seit Eintritt von Frostwetter (6. Dezember) nur noch wenige Erkrankungen und Sterbefälle zur Feststellung. Im Staate Mississippi waren in Biloxi, in Tennessee in Memphis noch wenige Fälle zu konstatiren. Auch auf Cuba hat die Epidemie im November erheblich abgenommen. In Cardenas, Cienfuegas, sowie in Vera Cruz und in Haïti (Porte-au-Prince) wurden vereinzelte Fälle beobachtet. Größer blieb die Zahl der aus Havana bekannt gegebenen Fälle, auch in Regla, Para und Manzanillo. Dagegen wurde aus Rio de Janeiro Mitte November nur 1 Todesfall gemeldet. — Die Pest herrscht in Bombay wieder bösartiger, besonders hat im Dezember die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle wieder sehr zugenommen. In der Stadt Bombay wurden in 5 Wochen (24. November bis 28. Dezember) 3856 Erkrankungen mit 606 Todesfällen bekannt. In der Provinz Bombay wurden in der Zeit vom 20. November bis 24. Dezember 10,965 Erkrankungen mit 8570 Todesfällen gezählt. Abgenommen hat die Epidemie im Distrikt Satara, auch in Stadt und Distrikt Poona, ferner in Schalapur, Sind, und ist in Kutch Mandvi im Erlöschen. In Surat nahm die Seuche im Dezember wieder zu und herrscht zur Zeit in den Distrikten Belgaum, Thana, Ahmednagar, Chandeish und in den Nativestaaten Baroda, Kolhapur, Palampur, Akalkot und Janjira heftig. Im ganzen erlagen der Epidemie seit Ausbruch derselben (nach amtlichen Mittheilungen) 56,181 Personen.

Von den anderen Infektionskrankheiten wurden Todesfälle an Masern, Scharlach, Diphtherie, Typhus, Keuchhusten und Pocken häufiger als im November mitgetheilt. Insbesondere haben Masern wieder größere Verbreitung gewonnen und zeigten sich in München, Barmen, Bielefeld, Berlin, Breslau, Frankfurt a. M. und Frankfurt a. d. O., Hamburg, Kattowitz, Köln, Magdeburg, Stettin, Dresden, Leipzig, Braunschweig, Bremen, Budapest, Glasgow, London (640 Todesfälle), Moskau, Odessa, Paris, St. Petersburg, Warschau, Wien, New-York sehr häufig als Todesursachen. Auch aus den Regierungsbezirken Arnsdorf, Aurich, Düsseldorf, Erfurt, Hildesheim, Königsberg, Marienwerder, Posen, Schleswig, Stettin, Wiesbaden werden sehr zahlreiche Erkrankungen an Masern gemeldet. Das Scharlachfieber hat in Fürth, Nürnberg, Berlin, Flensburg, Königshütte, Lipine, Krefeld, Osnabrück, Stettin, Glasgow, St. Petersburg, Triest,

New-York mehr Todesfälle veranlaßt, während in Barmen, Gleiwitz, Antwerpen, Edinburg, London, Moskau, Warschau, Budapest, Wien die Zahl der Opfer etwas kleiner wurde oder die gleich große wie im Vormonat blieb. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war in Bamberg, München, Berlin, Bielefeld, Breslau, Dortmund, Erfurt, Hannover, Köln, Königshütte, Kolberg, Potsdam, Chemnitz, Leipzig, Heidelberg, Worms, Metz, Christiania, Kopenhagen, London, Moskau, Paris, St. Petersburg, Rom (November), Stockholm, Triest, Venedig, Warschau, Wien, New-York eine gesteigerte, in Nürnberg, Frankfurt a. d. O., M.-Gladbach, Halle, Dresden, Budapest, Glasgow, Odessa, Prag fast die gleich große wie im Vormonat. Auch Erkrankungen kamen aus München, Berlin, Hamburg, Budapest, Kopenhagen, London, Paris, St. Petersbarg, Stockholm, Wien und aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf in zahlreichen Fällen zur Anzeige. — Die Zahl der Sterbefälle an Unterleibstyphus war in Breslau, Amsterdam, Moskau, St. Petersburg, Prag, New-York gesteigert und blieb in Berlin, Budapest, Paris, Wien nahezu die gleiche, während sie in London, Odessa, Warschau kleiner wurde. Erkrankungen und Sterbefälle an Flecktyphus blieben selten; aus Spandau und St. Petersbueg kamen je 1, aus Edinburg, Moskau, Warschau je 2 Todesfälle, aus dem Regierungsbezirk Posen wurden 3, aus St. Petersburg 5 Erkrankungen zur Meldung gebracht. Auch Erkrankungen an Genickstarre waren selten (aus Wien kam 1, aus Kopenhagen 2 zur Anzeige); Todesfälle wurden aus Kopenhagen und Moskau je 2, aus New-York 10 berichtet. Dem Keuchhusten erlagen in Berlin, Glasgow, London mehr Kinder als im November. — Sterbefälle an Pocken wurden aus Bukarest 2, aus Moskau 3, aus Odessa 9, aus St. Petersburg 23, aus Warschau 36, Erkrankungen aus Paris 27, aus St. Petersburg 223 gemeldet. — Von seltener vorkommenden Infektionskrankheiten gelangten 1 Erkrankung an Milzbrand aus dem Regierungsbezirk Schleswig, sowie je 1 Todesfall an Hundswuth aus Bukarest, Moskau und St. Petersburg zur Anzeige.

B. W. C. Ueber die neue elektrische Glühlompe von Professor Nernst in Göttingen können wir jetzt einige nähere Angoben machen. Wie hoch die Wichtigkeit der Erfindung angeschlagen wird, geht daraus hervor, daß kürzlich bekanntlich gemeldet wurde, dieselbe solle dem Erfinder für 5 Mill. M. von Siemens u. Halske abgekauft werden. Die Beschreibung der neuen Glühlampe dürfte daher von allgemeinem Interesse sein. Nach der nun veröffentlichten Patentanmeldung Professor Nernst's benutzt er zur Lichterzeugung bei seiner neuen Lampe, nicht wie dies bei den bekannten Glühlampen geschieht, dünne Kohlenfäden, die in einer luftleeren Glasbiene zum Glühen gebracht werden, sondern sogenannte schlechte Elektrizitätsleiter, wie z. B. Magnesio, Kalk, Zirkon 2c. Diese Körper sind imstande, außerordentlich hohe Temperaturen zu ertragen, ohne zu schmelzen; dagegen nimmt die Fähigkeit derselben, den elektrischen Strom zu leiten durch die Erwärmung ganz bedeutend zu. Auf diese Eigenschaften stützt sich die Nernst'sche Erfindung; der Glühkörper ist ein kleiner, etwa 8 mm langer und 1.6 mm dicker Hohlcylinder aus gebrannter Magnesia, dem duech geeignete Vorrichtungen Wechselstrom von niedriger Spannung zugeführt wied, um ihn im Glühen zu erhalten. Die neue Lampe soll eine außerordentlich hohe Lichtentwicklung im Verhältniß zu dem sehr geringen Stromverbrouch bieten, so doß der Betrieb derselben sehr ökonomisch im Vergleich zu den bislang gebräuchlichen Glühlampen wäre. Um einen Anholtspunkt zur Beurtheilung der Nernst'schen Erfindung zu geben, sei noch die zur Erzielung einer bestimmten Lichtstärke bei den bekannten Glühlampen und der neuen Lampe nothwendige Elektrizitätsmenge angegeben. Die Nernst'sche Lampe liefert bei einem Stromverbrouch von 1 Watt eine Lichtstärke von 1.04 Normalkerzen, während bei einer gewöhnlichen Glühlampe bei einem Verbrauch von 1 Watt nur etwa 0.35—0.40 Normalkerzen erzielt werden.

* **Heidelberg.** Dem Privatdozenten der Geologie an der hiesigen Unversität Dr. G. A. Sauer ist der Charakter eines außerordentlichen Professors verliehen worden.

* **Wien.** Ein elektrischer Fernseh-Apparot soll, noch der Meldung der „N. Fr. Pr.", von einem polnischen Lehrer, Jon Szczepanik, erfunden worden sein und ist in den meisten europäischen Staoten zur Patentirung angemeldet worden. Der Apparat besteht im wesentlichen darin, daß ein Bild durch zwei schwingende Spiegel in der Aufnahmsstelle in eine Anzohl von Punkten zerlegt wird, welche eine endlose Linie bilden. Diese Punkte sind verschieden lichtstark und erzeugen in dem Transformotor verschieden starke Ströme, welche in der Empfangsstation wieder in Lichtpunkte umgesetzt und durch synchron schwingende Spiegel zu einem Bilde vereinigt werden, das in Form, Farbe und Lichtstärke genau dem Bild in der Aufnahmsstelle gleicht. Der Apparat soll für die Pariser Ausstellung angemeldet und dazu bestimmt sein, in einem großen Pooillon die Land- und Seemanöver der französischen Armee im Bilde vorzuführen.

* **Budapest,** 26. Febr. Gestern starb hier, im Alter von 61 Jahren, der außerordentliche Professor der Dermatologie on der hiesigen Universitöt, Dr. Ernst Schwimmer. Er hotte seine Studien in Wien unter Hyrtl, Brücke, Rokitansky, Oppolzner und Skoda gemacht und war später eine Reihe von Jahren Assistenl Hebra's in der Abtheilang für Hautkrankheiten am allgemeinen Wiener Krankenhaus gewesen. Das hatte seiner wissenschaftlichen Entwicklung die bestimmte Richtung gegeben. Nach einer größeren Studieneeise in den Orienl ließ er sich in seiner Vaterstadt Budapest als praktischer Arzt nieder und entfaltete eine ausgebreitete und höchst erfolgreiche Thätigkeit auf dem Gebiet der öffentlichen Krankenpflege. Auf seine Veeanlassung wurde in dem Budapester Krankenhause eine vorzüglich ausgestottete Sonderadtheilung für Hautkrankheiten eingerichtet, deren Leitung er übernahm. Daneben übte er auch eine anregende und erfolgreiche Thätigkeit als Universitätslehrer aus und veröffentlichte er werthvolle wissenschaftliche Unteesuchungen auf den Gebieten der Hautkrankheiten und der Geschichte der Medizin. Von dieseo sind besonders zu nennen die Abschnitte über Blutungen, Anämie und Hygenämie der Hant und über chronisch tiefer gehende Entzündungen der Haut in Ziemssens Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie, sowie sein ungarisch geschriebenes Lehrbuch über die Hautkrankheiten. Vor allem war es ober seine klinische Thätigkeit, die ihm eine, auch im Auslonde onerlonnte, hervorragende Stellung unter den Medizinern Ungarns verschoffte.

* **London,** 28. Febr. Die kgl. dritische Geographische Gesellschaft hielt in voriger Woche eine Sonderversammlung ab, um den Nutzen einer Südpolar-Expedition zu erörtern. Der Versammlung wohnten u. A. Dr. Nansen und sein Gefährte Johannsen, sowie der deutsche Admiralitätsrath Dr. Neumayer von Hamburg bei. Sämmtliche Redner meinten, daß es das beste sein würde, wenn Großbritonnien von Stoats wegen die Expedition ins Leben riefe.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ernst Thoma: Eine Lebensgeschichte. Zürich, Leipzig, Karl Henckell u. Co. — Dr. Max Apl: Die grundlegenden Entscheidungen des deutschen Reichsgerichts auf dem Gebiete des Strafrechts. 2. verb. u. verm. Aufl. Berlin, J. J. Heine 1898. — Dr. E. Martinak: Zur Psychologe des Sprachlebens. Mit einigen Anwendungen auf die Unterrichtspraxis. Wien, Carl Gerolds Sohn 1898. — Dr. Koel Busse: Novalis' Lyrik. Oppeln, Georg Woske 1898. — Henry Tode: Correggio. — Friedrich Haack: M. v. Schwind. Künstler-Monographien. Hggd. von H. Knackfuß. XXX. u. XXXI. Bielefeld, Leipzig, Velhagen u. Klasing 1898. — Hugo Dinckelberg: Nordlandsfahrt. Homburg, Verlagsanstalt 1898. — Das bayerische Gesetz über die Besteuerung des Gewerbebetriebs im Umherziehen vom 10. März 1879, 20. Dezember 1897. 2. Auflage v. Friedrich Stenglein. München, C. H. Beck 1898. — Audatur et altera pars. Ein Beitrag zur deutsch-böhmischen Streitfrage von P. S. Peag 1898. — Hermann Bender: Wahn und Wirklichkeit. Eine Streitschrift für und gegen die Juden. Berlin, Eduard Rentzel. — Dr. jur. Max Fleischmana: Das Margarinegesetz vom 15. Juni 1897. Breslau, M. u. H. Markus 1898. — Dr. Eduard Richter: Seestudien. Erläuterungen zur 2. Lieferung des Atlos der österreichischen Alpenseen. Mit 3 Tafeln. Wien, Ed. Hölzel 1897.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 3. März. Nummer 50.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus der ungarischen Marmarosch. Von Prof. Dr. R. F. Kaindl. — Handelskrisen. II. Von Dr. Paul Arndt. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus der ungarischen Marmarosch.

Volkswirthschaftliche Skizze von Prof. Dr. R. F. Kaindl (Czernowitz).

Der ungarische Gesetzentwurf, welcher die Regelung des Verhältnisses zwischen den Gutsbesitzern und ihren ländlichen Arbeitern zum Zweck hat, lenkte ganz besonders die Aufmerksamkeit des Westens auf die Verhältnisse der Landbevölkerung Ungarns. Dies veranlaßt den Schreiber dieser Zeilen, der im vergangenen Sommer auf einer von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft veranlaßten ethnographischen Studienreise Gelegenheit hatte, die Lage eines Theils der Bauern in Ungarn kennen zu lernen, die folgenden Mittheilungen niederzuschreiben.

Meine Studienreise umfaßte das Gebiet an der oberen Theiß und ihren Zuflüssen, besonders dem Visso und der Rika. Sie hatte vorzüglich den Zweck, die Erforschung der dort wohnenden Ruthenen, oder — wie sie sich selbst nennen — Rusnaken, zu fördern; insbesondere hatte ich die Aufgabe, Haus und Hof, Kleidung und Einrichtung u. s. w. zu studiren, um die gewonnenen Resultate mit den von mir durch langjährige Forschungen festgestellten Verhältnissen bei den benachbarten ruthenischen Bewohnern Galiziens und der Bukowina zu vergleichen.

Was ich da sah, war so traurig, ich möchte geradezu sagen: schrecklich, daß wohl mancher der Leser ungläubig den Kopf schütteln wird. Ich halte es daher für angemessen, im vorhinein zu versichern, daß ich nicht übertreibe. Auch muß ich betonen, daß ich durchaus nicht mit hohen Erwartungen in das Land der Stephanskrone kam. Als Bukowiner hatte ich oft schon früher von der Armuth der Bewohner in der oberen Marmarosch gehört und von ihrer Verkommenheit Nachrichten erhalten. Auch war es mir auf meinen ethnographischen Streifzügen in den Karpathen der Bukowina und in Galizien oft genug aufgefallen, daß so viele ungarische Arbeiter herüberkamen, um hier fern von Weib und Kind ihren kärglichen Verdienst als Waldarbeiter und Holzflößer zu suchen; dies ließ klar genug auf die ungünstigen Verhältnisse in der Heimath schließen. Auch in ihrem Aussehen stachen diese Leute ganz bedenklich von den zumeist strammen Huzulen ab, wie die ruthenische Bevölkerung der Karpathen von den Quellen der Goldenen Bistritz in der Bukowina bis zum Thale des gleichnamigen Flusses in Galizien genannt wird. Aber was ich beispielsweise in den Gemeinden Ruszkowa, Ruszkirwa und Ruszpolyana zu sehen und zu hören bekam, spottete auch meinen sehr bescheidenen Erwartungen.

Schon auf meiner Fahrt den Visso abwärts ist mir allerlei vor Augen gekommen, das wohl sonst in zivilisirten Ländern nicht vorzukommen pflegt. Wohl habe ich im Huzulengebiete Kinder ohne jede Bekleidung umherlaufen gesehen, daß aber Männer, rumänische Straßenarbeiter, auf der offenen Landstraße nur in Leinenhose, also mit völlig nacktem Oberkörper, ihre Arbeit verrichteten, ist doch wohl in Mitteleuropa nur in Ungarn zu sehen. Dazu kommt noch, daß das abgelegte Hemd nicht etwa lang und ungeschickt ist, denn es hat kaum die Länge unsrer Westen und ist mit breiten Aermeln versehen. Doch dies ist nur ein Streiflicht auf das, was wenigstens in diesem Theile Ungarns als ländlich, sittlich gilt. Nicht weniger fiel mir aber, als ich in das Thal der Rika kam, die Armuth in der Tracht der Bewohner desselben auf. An diesem zumeist in die Augen springenden Merkmal ward ich zunächst inne, daß diese Leute nicht unter günstigen Verhältnissen leben. Vor allem fiel es mir auf, daß der kurze, schöne Zierpelz ohne Aermel (Kiptar), den die Bergbewohner im Ostkarpathengebiete sonst tragen, fast nicht zu sehen war. Als ich fragte, warum dieses Kleidungsstück fehle, erhielt ich zur Antwort: es sei zu theuer, denn es koste 5 bis 6 fl. Als ich hierauf Erkundigung nach dem langen Wetter- und Parademantel einzog, wie ich ihn bei den benachbarten Huzulen zu finden gewohnt war, hieß es wieder: solch ein Kleidungsstück haben nur sehr Wenige, denn die Wolle ist theuer und wir haben keine Schafe. Als ich endlich die Frauen fragte, wie es denn käme, daß ihr Hemdschlitz bald auf der Brust, bald wieder am Rücken zu stehen käme, erhielt ich die Antwort: „Ist das Hemd auf der Brust zerrissen, so wenden wir es nach rückwärts.“ Ich glaube, daß man im Huzulengebiet jedes Weib, das zu diesem Auskunftsmittel griffe, für eine Närrin erklären würde, die gegen Brauch und Sitte verstößt. Hier hat die Armuth aber derartige Abweichungen legalisirt. Wenn Mädchen und Frauen hier — meines Wissens kommt dies unter den Ruthenen nur im Theißgebiet vor — einen Strohhut im Sommer tragen, so kann dies als eine recht ansprechende Sitte gelten; daß aber Frauen sich nicht scheuen auch mit einem alten Männerfilzhut den Kopf zu bedecken oder gar im Hochsommer in einer alten Pelzmütze ihren Beschäftigungen nachgehen, das kann doch nur der Mangel an einem Kopftuch veranlassen; denn unbedeckten Hauptes darf ein Weib nicht umhergehen. Und allen diesen Leuten sah der Gram und die Sorge aus den Augen. Die eingefallenen Wangen und bleichen Gesichtszüge waren das unverkennbare Wahrzeichen, daß diese Leute auch zur Erntezeit nicht satt zu essen haben, in welcher doch auch in dem durch seine Wirthschaft zu leider so trauriger Berühmtheit gelangten Galizien der Bauer wenigstens nicht Hunger leidet.

Nachdem ich so durch den bloßen Anblick dieser Leute auf ihre Armuth aufmerksam geworden war, sah ich nun die Noth aus jeder Ecke herauslugen.

Die Gehöfte sind in ihrer Anlage jenen in der Bukowina und in Galizien nahe verwandt. Das Wohnhaus ist hier wie dort zumeist dreitheilig; durch die Hausthür tritt man ins Vorhaus, von hier tritt man rechts in die Stube, links in die Kammer. Um das Haus oder an dieses angebaut stehen die anderen Wirthschaftsgebäude.

Mit geringen Ausnahmen sind alle diese Gehöfte der von mir besuchten Gemeinden im Rikalhale in schlechtestem Stande: überall macht sich der Verfall geltend. Daß die Einrichtung in der Stube schlicht und spärlich ist, bietet nichts auffallendes; denn dies ist auch sonst im Ostkarpathengebiet zumeist der Fall. Aber es machte sich leider in Stube und Kammer auch der Mangel an den hier sonst aufgestapelten Kleidervorräthen, an Teppichen, Schmuckgegenständen, Lebensmitteln u. dgl. in trauriger Weise bemerkbar. Nichts von allen diesen Dingen, die sonst in jedem ordentlichen Huzulenhause sich finden, war hier zu sehen; ein Häuschen, das darf man hiebei nicht vergessen, besitzen im Gebirge aber auch Bettler. Aber das eigentliche Vermögen dieser Leute, dachte ich, besteht in Vieh, und so that ich die Frage, wo sie dieses hätten, denn die Ställe fand ich leer; nicht einmal das Grunzen der Schweine war zu hören. „Wir haben kein Vieh", lautete zumeist die Antwort: „wir haben kein Futter für dasselbe." „Also habt ihr auch keine Gründe?" „Nein Herr; die haben jetzt nur die Herren und die Juden; wir haben keine Weiden, sondern müssen für die Viehstücke die Weide pachten. Für das Weiden einer Kuh zahlen wir den Sommer über 10—13 fl. und arbeiten überdies noch 2 Tage unentgeltlich; für 1 Schaf sind 1 fl. 20 kr. bis 2 fl., für 1 Schwein 2—3 fl. an Weidegeld über den Sommer zu zahlen". Diesen horrenden Angaben[1]) hätte ich sicher keinen Glauben beigemessen, wenn sie mir nicht wiederholt und übereinstimmend gemacht worden wären. Und wie die Wiesen und Weiden, so sind auch die Felder in den Händen weniger Kapitalisten, die mit eiserner Beharrlichkeit die Armuth des Volks ausnutzen. Gewöhnlich wird das Geschäft in der Weise abgeschlossen, daß der Bauer den Pflug führt, den Samen hergibt und alle Arbeit leistet; der Grundbesitzer stellt nur den Acker zur Verfügung und erhält hiefür die Hälfte des Ertrags. Hat der Bauer, und das wird oft genug der Fall sein, keinen Samen und muß ihn vom Besitzer des Ackers nehmen, so erhält dieser dann zwei Drittel der Ernte.

Wie die Wiesen und Aecker, so sind hier auch schon fast alle günstiger gelegenen Baugründe den Bauern entfremdet. In den geschlossenen Ortschaften sieht man an der Straße zumeist nur Wirthshäuser, Kaufläden, herrschaftliche Gebäude und jüdische Wohnhäuser. Es ist hier bereits vollständig das durchgeführt, was sich im Gebirge der Bukowina und Galiziens vorbereitet: das Zurückdrängen des Bauern aus dem Thale auf die Berghänge.

Auch an dem Walde haben die Bauern keinen Antheil. Derselbe ist wie der andere Grundbesitz in den Händen einiger Geldmänner. Diese nutzen die Arbeitslosigkeit der armen Leute in der härtesten Weise aus. Der Waldarbeiter erhält 60 bis 70 kr. täglich, ein im Verhältniß zu der harten Arbeit sicher sehr geringer Lohn. Noch trauriger gestaltet sich aber dieses Arbeitsverhältniß infolge des Umstandes, daß der Arbeitgeber im Holzschlag auch zugleich Lebensmittel- und Kleiderlieferant seiner Arbeiter ist. Dieser kann nur bei ihm seine Bedürfnisse decken, einerseits, weil der Weg ins Dorf zu weit ist, andrerseits, weil er kein baares Geld erhält, sondern nur Anweisungen ans „Magazin". So ist der Mann gezwungen, in diesem das Mehl für seinen Kukuruzbrei, den Speck, den gesalzenen Käse, das Salz, die Bundschuhe u. dgl. zu kaufen. Die Richtigkeit der Rechnungen, die Monate hindurch laufen, konnte ich nicht prüfen. Aber die mir angeführten Preise für die genannten Gegenstände sind sicher einundeinhalb- bis zweimal höher als der wirkliche Werth beträgt. So muß für 1 kg Kukuruzmehl 14 bis 15 kr. gezahlt werden, während man sonst dafür 7 bis 10 kr. zahlt; für 1 kg Speck werden 1 fl. 20 kr. gefordert, während z. B. in Czernowitz nur 80 kr. dafür gezahlt werden; für ein Paar Bundschuhe müssen 1 fl. 50 kr. gezahlt werden, während der wirkliche Werth kaum mehr als 70 bis 80 kr. beträgt. So kommt es, daß der Arbeiter, wenn es zur Abrechnung kommt, nicht nur nichts verdient hat, sondern noch einen Betrag schuldet, und da er diesen nicht abstatten kann, unter denselben ungünstigen Verhältnissen weiter arbeiten muß; denn das ungarische Recht ist auch ohne die Einführung der neuen Gesetze hart genug, um den überlisteten Arbeiter durch Gendarmen zur Arbeit anzuhalten, ohne ihm Schutz zu gewähren; den armen Juden geht es nicht besser; sie müssen bei ihren reichen Glaubensgenossen für 20 bis 30 kr. täglich, und zwar auch im Holzschlag, arbeiten. Dies haben mir Bauern mitgetheilt. Die Arbeit auf dem Felde und beim Hause wird mit 15 bis 20 kr. täglich vergütet; hiebei wird zweimal täglich Kost verabfolgt.

Der Wucherer hat unter diesen Umständen hier eine unumschränkte Macht. 30 Prozent ist wenig, denn auch 40 bis 50 werden gezahlt. Für geliehene 10 fl. müssen nach einem Jahre 15 fl. abgestattet werden. In Ruszkowa wohnen mehrere derartige Seelenverkäufer. Ich brauche sie nicht zu nennen, weil die ungarischen Behörden, falls sie gegen dieselben einschreiten wollten, wohl ohne Mühe diese allgemein berüchtigten Leute herausfinden könnten. Die armen Leute sind schutzlos verlassen. Ihre Geistlichen sind zumeist Ungarn oder doch völlig ungarisch gesinnt, ohne Mitgefühl für ihre bedrückten Pfarrlinge. In den Pfarrhäusern der rusnakischen Dörfer wird fast ausnahmslos ungarisch gesprochen. Das Ruthenische gilt als minderwerthig. Ein Pfarrer, den ich ruthenisch ansprach, half sich mit schlechtem Deutsch aus; er scheint dieses noch immer besser beherrscht zu haben, als die Sprache seiner Kirchengemeinde. Ein anderer versicherte mich wiederholt, daß sein Haus ungarisch sein müsse, wenn er sich nicht Verfolgungen ausgesetzt wissen wolle; er habe es zu seinen Würden und zu einer hohen Auszeichnung nur dadurch gebracht, daß er gut ungarisch spreche und seine Nationalität so gut als aufgegeben habe. Es ist ganz augenscheinlich, daß der ungarischen Regierung jedes Mittel gut genug erscheint, die Rusnaken der Marmarosch verschwinden zu machen. Sie werden dem wirthschaftlichen Ruine preisgegeben, denn das Proletariat ist leichter zu entnationalisiren als der angesessene Bauer. Ferner würden auf diese Weise auch nach dem geringsten Arbeitslohn gierige Knechte geschaffen, die auch anderwärts im Lande gut zu gebrauchen sind. Wer diese Verhältnisse im Auge behält, wird sich gewisse Vorgänge in Ungarn leicht erklären. Darum wird auch jede Aufklärung von diesen armen Leuten ferngehalten. Darum fürchtet man so sehr insbesondere aus Galizien herüberkommende „verdächtige Agenten". Daß ich bei meinen Arbeiten merkwürdigerweise nicht gestört wurde, kann ich nur einem glücklichen Zufalle zuschreiben. Etwa um dieselbe Zeit, da ich in der Marmarosch meinen Forschungen oblag, ist — wenn ich nicht irre — Dr. Weigand aus Leipzig in Siebenbürgen verhaftet worden. Aus demselben Grunde endlich wird überall möglichst laut in die Welt posaunt, die Rusnaken hätten all ihr Unglück dem Trunk zuzuschreiben; sie seien ein völlig verkommenes Volk, dem nicht zu helfen sei. Damit ist zunächst erreicht worden, daß diese Ansicht auch bei den Ruthenen der Bukowina und Galiziens bereits so sehr Wurzeln gefaßt hat, daß man den ungarischen Theil des Volkes schon als verloren aufgegeben hat.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle auch die häufigen Klagen zu wiederholen, welche die Leute über die hohen Stolagebühren vorbrachten. Für eine Taufe müsse

[1]) Im Thale der weißen Theiß zahlt man z. B. für das Weiden einer Kuh während des Sommers nur 2 fl., für 1 Schaf 50 kr.

Digitized by Google

1 fl. gezahlt werden; ist aber das Kind unehelich, so ist der doppelte Betrag zu erlegen. Für die Beerdigung, auch wenn es nur ein kaum geborenes Kind wäre, müßten in einer gewissen Gemeinde 5 fl. gezahlt werden; haben die Leidtragenden nicht das Geld, so müssen sie es leihen und in einem Jahre einundeinhalbmal so viel abgeben. Jeder Wirth ist verpflichtet, dem Pfarrer jährlich 2 fl. 40 kr. und 2 Arbeitstage auf eigene Kosten zu leisten; die ganz Armen sind zu 1 fl. 20 kr. und 1 Tag verpflichtet. Eine Trauung kostet den Leuten gegen 9 fl.! Stirbt ein Fremder im Dorfe, so müssen die Leute das Geld zusammenlegen, damit ihn der Geistliche begrabe. Es ist selbstverständlich, daß nicht in allen Gemeinden dieselben harten Mißbräuche herrschen; aber auch, daß sie in der einen oder anderen vorhanden sind, ist beklagenswerth.

Ich kann mich nicht erinnern, in den Gemeinden an der Rika Jemand singen gehört zu haben. Rauchen sah ich Wenige; auch Betrunkene fielen mir nicht auf, was ich doch nach den erwähnten Gerüchten erwartet hätte. Es ist bezeichnend, daß bei diesen Rusnaken z. B. auch die unter ihren Brüdern in Galizien und der Bukowina weitverbreitete Sitte, bunt ornamentirte Ostereier anzufertigen, sich nicht findet. Soweit mir das Ruthenengebiet bekannt ist, habe ich nur in Ungarn rusnakische Frauen an den Straßen Steine klopfen gesehen; eine von diesen Arbeiterinnen war umringt von einer Schaar von Kindern und neben sich hatte sie die Wiege, in der ein Säugling lag. Daß Frauen mit der Wiege auf den Schultern zur Arbeit gehen, wie ich dies hier häufig sah, ist ein bedenkliches Zeichen ihrer Noth. Mit wie rührenden Worten und mit welcher erschrecklichen Uebereinstimmung klagten sie mir und meinem Begleiter ihre Noth, als wir Antheil an ihrer Lage bewiesen; mit welchem übermäßigen Danke nahmen sie ein Stückchen Zucker oder einen Bissen Brot für die Kinder an. — Die Stunden meines Aufenthalts im Rikathale zählen zu den traurigsten Erinnerungen meines Lebens. Noch nie habe ich auf dem Dorfe so viel Elend vereint gesehen, wie in diesem Theile des „gesegneten" Ungarns.

Bevor ich schließe, möchte ich noch einige Bemerkungen über meine volkswirthschaftlichen Betrachtungen im Thale der weißen Theiß machen. Hier stehen die Verhältnisse allenfalls viel besser. Noch ist hier der Waldbestand so bedeutend, daß jeder Arbeiter durchschnittlich 1 fl. täglich verdienen kann. Aber schon ist auch hier die Grundlage zum nahen Verfalle, zur Proletarisirung des Bauern gelegt, und die ganze Schuld fällt, mit Bedauern muß man dies konstatiren, der Regierung zu. Daß in diesen Gegenden die Viehzucht allein ein dauerndes, wenn auch bescheidenes Auskommen dem Bauer gewähren kann, ist unzweifelhaft. Die Holzgewinnung kann nur solange einen genügenden Verdienst gewähren, bis die Wälder gelichtet sind. Daran ist bei der vor einigen Jahren stattgefundenen Regulirung der Staatswaldungen nicht gedacht worden. Man hat, um die Waldungen abzurunden und sie vor der Schädigung durch weidendes Vieh zu sichern, die innerhalb der Wälder gelegenen Wiesen zwangsweise eingezogen und das Weiden in den Wäldern untersagt. Diese Maßregeln sind vom forstwirthschaftlichen Standpunkte allenfalls zu billigen. Daß man aber an Stelle der eingezogenen Wiesen und zur Entschädigung des Weiderechts die Bauern mit einzelnen Waldabschnitten bedachte, das zeugt von der vollständigen Unkenntniß des bäuerlichen Wirthschaftsmodus. Mit dem Walde wußte der Bauer nichts rechtes zu beginnen. Es trat nun das ein, was anderwärts so oft schon beobachtet wurde. Der Bauer verkaufte den ihm schier aufgedrängten unnützen Wald um einen Spottpreis an Spekulanten. Gegenwärtig besitzen die Allerwenigsten noch etwas von jenen Waldgründen, und da sie auch ihre Wiesen nicht mehr haben und in den ärarischen Waldungen unter strengen Strafen nicht geweidet werden darf, sank der Viehstand in den letzten Jahren erschrecklich. Wirthe, welche früher bis 30 Kühe besaßen, verfügen gegenwärtig höchstens über 5; während Mancher in früheren Jahren Herden von 200 Schafen züchtete, verfügt jetzt Keiner über mehr als 50 Schafe. Viele mußten bereits ihren Viehbestand verkaufen, um den durch denselben angerichteten Waldschaden zu bezahlen. Mit jedem Jahre wird sich dieses Verhältniß verschlechtern, und sobald die Waldarbeit schwinden wird, ist der vollständige Ruin, wie er uns im Rikathale entgegentritt, zu erwarten. Auf die angeblichen Ungerechtigkeiten, welche bei jenen Grundregulirungen vorkamen, kann hier jetzt nicht näher eingegangen werden. Aber ein Umstand mag hier erwähnt werden. Er ist mir von einem biederen und verläßlichen Manne mitgetheilt worden. Die meisten Bauern, welche ihre Waldabschnitte verkauft hatten, vertrauten das erlöste Geld der Sparkasse in Szigeth an. Aus derselben liehen es die Händler, welche die Waldungen ankauften. Nachdem die meisten Bauern ihre Gelder angelegt hatten, verkrachte die Sparkasse. Ueber die näheren Umstände und den tieferen Zusammenhang zwischen den Ereignissen wußte mir der gute Mann nichts zu sagen. Man kann sich aber allerlei Gedanken machen.

Handelskrisen.

Von Dr. Paul Arndt (Köln).

II.

Wir fanden als Erscheinungsformen der Ueberkonsumtion den Luxus, die Mißernten, die Kriege und die übermäßige Verwandlung von umlaufendem in stehendes Kapital, und wir sahen in ihrem Gefolge Krisen. In allen diesen Fällen läßt sich der Begriff Ueberkonsumtion unzweifelhaft vertheidigen, wie oben dargelegt wurde. In wesentlichen Punkten deckt er sich allerdings mit dem gewöhnlichen Begeiffe Ueberproduktion. Produktion ist hier gleich Konsumtion von umlaufendem Kapital zu produktiven Zwecken. Jedoch hat der Begriff Ueberkonsumtion den Nachtheil, daß er in allen Fällen, vom Luxus abgesehen, einer besonderen Erklärung bedarf. Der Ausdruck Ueberproduktion ist dagegen nicht umfassend genug; Mißernten und Kriegsunruhen lassen sich nicht unter diesen Begriff bringen.

Festzuhalten ist auf jeden Fall, daß in einer Krisis weder eine allgemeine Ueberproduktion noch eine allgemeine Ueberkonsumtion vorliegt. Es handelt sich um eine theilweise Ueberkonsumtion und eine theilweise Ueberproduktion. Meistens trifft wohl beides zusammen. Es hat sich gezeigt, daß es sich bei diesen Störungen des Wirthschaftslebens um ein Mißverhältniß nicht nur äußerlich von Produktion und Konsumtion, sondern im letzten Grunde zwischen zwei Richtungen der Produktion handelt.

Die beiden Hauptzweige der Produktion sind noch immer der ländliche und der städtische. Schon Adam Smith bemerkte, der Haupthandel jeder ziviliſirten Nation sei derjenige zwischen den Bewohnern des Landes und denen der Stadt; man kann wohl auch sagen, daß auf dem Weltmarkt der Haupthandel zwischen den Industrie- und den Agrikulturländern stattfindet.

Eine Mißernte schwächt die Kaufkraft der Landbewohner ungeheuer. Der Bauer kann dann weniger neue Geräthschaften zum Ackerbau, seine Frau weniger Kleiderstoffe u. s. w. kaufen. In den meisten Fällen wird allerdings der Schlag, welcher den Bauer getroffen hat, durch eine Steigerung der Lebensmittelpreise zum Theil auf die städtischen Konsumenten abgeleitet; aber die Wirkung bleibt die gleiche. Denn wer mehr für Nahrungsmittel ausgeben muß, ist

gezwungen, seinen Verbrauch von gewerblichen Produkten einzuschränken. Infolgedessen stockt der Absatz von Industrieprodukten, bald führt dies zu Arbeiterentlassungen, wodurch die Kaufkraft der Konsumenten noch mehr sinkt. So pflanzt sich der Schlag, welcher die Landwirthschaft, die Urproduktion, getroffen hat, von einem zum andern fort. Die Produktion von industriellen Waaren läßt sich aber gewöhnlich nicht so rasch einschränken, wenigstens nicht ohne große Verluste, namentlich wo mit kostspieligen Maschinen und viel sonstigem stehenden Kapital gearbeitet wird; man hofft auf bessere Zeiten und produzirt weiter. Meistens liegt dazu aus irgend einem Anlasse, etwa wegen eines bedeutenden Fortschritts der Technik, Eröffnung neuer Handelswege und Märkte, großer Kriegsrüstungen u. dgl. eine hochgesteigerte industrielle Thätigkeit vor. Fällt eine solche dann mit dem Sinken der Kaufkraft der Landbevölkerung und einem Mangel an Lebensmitteln zusammen, so ist die Krisis unausbleiblich.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Sachlage: Vorräthe von Waaren, in unserm Falle hauptsächlich Industrieprodukte, sind in Ueberfülle vorhanden und können nicht abgesetzt werden; ein großer Theil von umlaufendem Kapital ist in stehendes verwandelt und so festgelegt worden; es kann nur schwer zur Bezahlung von Schulden verwandt werden; Schulden sind aber in Menge gemacht, wie dies bei unsrer Kreditwirthschaft namentlich zu Zeiten gesteigerter gewerblicher Thätigkeit unausbleiblich ist; andere Waaren, in unserm Falle hauptsächlich landwirthschaftliche Produkte, fehlen auf dem Markte; die Getreidepreise steigen enorm; die Händler spekuliren auf ein weiteres Steigen oder wenigstens Nichtsinken derselben. So ist das Wirthschaftsgetriebe ein ganz anormales geworden; die Verschleierung dieses Zustandes dauert eine Weile fort; man täuscht und betäubt sich selbst und Andere, aber das kommerzielle Gebäude ist in seinen Grundlagen unterwühlt; es schwankt; man sucht es krampfhaft zu stützen; ein Stoß kann das Gebäude zusammenkrachen lassen. Nun kommt eine außergewöhnlich gute Ernte, wie 1847 und 1857. Man sollte meinen, jetzt würde alles besser gehen, die Kaufkraft der Bauern sich heben, der Vorrath an aufgehäuften Industriewaaren abnehmen, das Leben billiger werden, alles wieder ins rechte Geleise kommen. Dies geschieht auch, aber nicht sofort. Die nächste Folge ist, daß die Getreidehäuser, welche auf ein so starkes Sinken der Preise nicht gefaßt waren, falliren. Dieser Schlag bringt das ganze Kreditgebäude ins Wanken, in panischem Schrecken stürzt es zusammen wie ein Kartenhaus, wenn ein Blatt wankt. Die gute Ernte äußert dann ihre Wirkung darin, daß sie die Folgen der Krisis bald verwischt, wie dies mehrfach konstatirt wurde.

Die bisherige Darlegung dürfte gezeigt haben, worin die Handelskrisen bestehen und wie sie entstehen.

Zu beantworten wäre noch die dritte Frage: Sind Handelskrisen unvermeidlich? Es scheint mir, daß diese Frage verneint werden kann.

Damit will ich jedoch nicht sagen, daß das Wirthschaftsleben sich von nun an voraussichtlich ruhig und eben entwickeln wird. Ein Schwanken, ein beständiges Auf- und Abgehen, ein Wechsel von Ausdehnung und Zusammenziehung wird sich nicht vermeiden lassen. Die Bedürfnisse des Konsumenten sind zu sehr dem Wandel unterworfen, als daß der Produzent zur Ruhe kommen und gleichmäßig fortarbeiten könnte.

Ferner erörtere ich hier nicht die Räthlichkeit und die Ausführbarkeit der Abschaffung der individualistischen Volkswirthschaft, in deren Planlosigkeit die modernen Krisen hauptsächlich wurzeln. Unter einer sozialistischen Wirthschaftsordnung wäre die Produktion eine planmäßige und damit das Auftreten von Krisen erschwert; unter Mißernten, Kriegen und den üblen Folgen des Luxus würde ein sozialistisches Gemeinwesen genau so zu leiden haben, wie ein individualistisches.

Die Frage nach der Unvermeidlichkeit von Krisen bezog sich auf unser heutiges System. Ich behaupte also, daß Krisen schwerer Art nicht mit absoluter Nothwendigkeit eintreten müssen.

Die Begründung ist eine historische. Jede einzelne Krisis ist auf gewisse außergewöhnliche Ereignisse zurückzuführen, die nicht nothwendige Bestandtheile der individualistischen Wirthschaftsordnung sind. Es wäre dies in jedem Einzelfalle nachzuweisen. Ich werde die Vorgeschichte der einzelnen Krisen bis zum Jahre 1857 kurz skizziren und dann ausführlicher die Ursachen der großen Krisis erörtern, welche uns zeitlich und örtlich am nächsten liegt, der Krisis von 1873.

Zum Mittelpunkt unsrer historischen Betrachtung müssen wir hier England machen. „Das Land England ist," wie Rodbertus im Jahre 1850 sehr schön und treffend bemerkte, „in gewerblicher Beziehung die Stadt des Erdkreises, und die übrigen Länder verhalten sich mehr oder minder wie das weite Weichbild dieser Stadt. Hier sind die mechanischen Künste in höchster Blüthe, hier herrscht die Industrie vor, hier bringt der weite Umkreis der Stadt seine Rohprodukte zu Markte und führt Fabrikate dafür zurück, hier fließt das Kapital zusammen, hier leihen die Staaten der Erde wie der Landmann in der Stadt, mit einem Wort, hier lebt das ausgeprägteste Bild des heutigen Verkehrs mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, seinen Vorzügen, wie seinen Fehlern. In dieser Stadt der Welt ist . . . . auch die erste Handelskrisis von 1818/19 ausgebrochen." (Rodbertus, Nachlaß III. S. 112.)

Das wichtigste ökonomische Ergebniß der Besiegung Napoleons war die Aufhebung der Kontinentalsperre. Jetzt konnte England die Kontinentalstaaten wieder ungehindert mit industriellen Waaren versehen. Die englische Industrie nahm einen gewaltigen Anlauf und warf in Masse Waaren auf den Markt, wobei man nicht genug beachtete, daß trotz der Sperre viele englische Waaren den Weg auf den festländischen Markt gefunden hatten. Aber die englischen Produzenten hatten die Aufnahmefähigkeit des Kontinents überschätzt. Die vielen Kriege hatten die Völker arm gemacht, dazu kamen noch Mißernten in den Jahren 1816 und 1817. Es fehlte den Deutschen, Franzosen, Spaniern ꝛc. an Waaren, gegen die man Englands Produkte hätte eintauschen können. So stauten sich die Waaren in England auf, und die Krisis brach im Jahre 1818/19 aus.

Es folgte dann eine Reihe guter Ernten; das Land konnte wieder mehr gewerbliche Produkte kaufen, und ein neuer wirthschaftlicher Aufschwung fand statt. Man begann wieder zu spekuliren. „Zahlreiche Gesellschaften zur Erbauung von Straßenbahnen, Kanälen, Gaswerken, zur Errichtung von Banklnstituten wurden gegründet. Trotzdem blieben noch gewaltige Summen übrig, welche nach Südamerika theils als Darlehen, theils zu Gründungszwecken gesandt wurden. Auf diese Weise wurde vorübergehend die Aufnahmefähigkeit des südamerikanischen Marktes für englische Waaren beträchtlich erhöht. Indeß bald brachen viele dieser Gründungen wieder zusammen, da sie ohne jede Rücksicht auf thatsächliche Verhältnisse und Bedürfnisse unternommen worden waren. Auch waren die Südamerikaner nicht imstande, für die ihnen gewährten Anleihen die Zinsen pünktlich zu entrichten." (Herkner a. a. O. S. 908.) Große Produzentengruppen hatten sich abermals verspekulirt. Die Folge war eine neue Krisis, 1825/26.

Wieder kamen vortreffliche Ernten Anfang der 30er Jahre. Industrie und Handel blühten. Das Transportwesen wurde vervollkommnet und viele Banken gegründet.

Von jetzt an spielt Nordamerika eine immer selbständiger werdende Rolle. „In den Vereinigten Staaten, die jetzt so innig mit England verbunden waren, nahm die Gewerbe- und Handelsthätigkeit zu derselben Zeit in noch kolossalerem Maßstabe zu. Mit der ihnen eigenthümlichen Energie warfen sich die Amerikaner auf den Anbau von Ländereien, den Bau von Eisenbahnen und Kanälen. Die Anlage von Baumwollplantagen wurde in größter Ausdehnung betrieben. Ländereien und Sklaven waren auf Kredit zu haben. Im Jahre 1836 waren 100 neue Eisenbahnen und ebenso viele Kanäle mit einem Anlagekapital von 300 Millionen Dollars projektirt. Die bloße Spekulation in Bauplätzen war ein Handelszweig, der Millionen beschäftigte. Der Zinsfuß stand in Amerika hoch, in England niedrig, deßhalb fand der lebendigste Wechselverkehr zwischen beiden Ländern statt. Es gab Bankiers in London, die für 5 Mill. Pfd. St. amerikanische Wechsel acceptirt hatten. Von 1830 bis 1836 steigerte sich die Ausfuhr der Vereinigten Staaten von 59 Millionen auf 101 Millionen, die Einfuhr von 54 auf 153 Mill. Dollars." (Rodbertus a. a. O. S. 133/134.) England lieferte im wesentlichen Industrieprodukte, Amerika Rohstoffe. Das englische Kapital war zum größten Theil in den amerikanischen Ansiedlungen, Eisenbahnen und Kanälen festgelegt. 1834 und 1835 mißrieth nun die Baumwollernte in Amerika; womit sollten jetzt die Zinsen bezahlt und neue Waaren angekauft werden? Der Kredit wurde noch mehr angespannt. Die solide Grundlage schwand mehr und mehr Es fehlte nur noch ein äußerer Anlaß, um das Kartenhaus zum Einsturz zu bringen. Der Anstoß kam von Lissabon; dort brach im September 1836 eine Revolution aus, welche die portugiesischen Papiere plötzlich entwerthete; diese befanden sich aber meistens in den Händen von englischen Kapitalisten, welche die Höhe des Zinsfußes angelockt hatte. Eine Panik brach aus; die Krisis war da; sie dauerte von 1836—1839.

Als nach 1839 das wirthschaftliche Leben wieder reger zu pulsiren begann, entwickelte sich bald die sogen. Eisenbahnmanie. Von neuem warf man sich nur auf einen Produktionszweig, den Eisenbahnbau, und vernachlässigte die Erzeugung anderer wichtiger Waaren. Nun kam, wie schon oben bemerkt, eine Zeit von schrecklichen Mißernten in allen Kulturstaaten. Amerika verzeichnete 1845 eine neue Fehlernte in der Baumwolle; in Irland brach 1846 bis 1847 infolge der allgemeinen Kartoffelfäule eine furchtbare Hungersnoth aus. In ganz Europa mißrieth 1845 und 1846 die Getreideernte, ebenso in Amerika im Jahre 1847. Kein Wunder, daß 1847 eines der schlimmsten Krisenjahre war, es bereitete die politischen und sozialen Stürme von 1848 vor.

Außergewöhnlich gute Ernten halfen die Noth überwinden. Durch die bittere Erfahrung nicht weiser geworden, warf man sich wieder auf den Eisenbahnbau und die Entwicklung der Dampfschiffahrt. Die Entdeckung des Goldes in Kalifornien und Australien erschütterte die Festigkeit des Geldwerthes und verleitete zu gewagten Spekulationen. Es erfolgte die Massenauswanderung von Deutschen und Polen nach Amerika. Dazu kamen 1855 und 1856 Fehlernten, und das russische Getreide blieb infolge des Krimkrieges aus. In Ostindien brach 1857 die große Meuterei los. So vielen Wechselfällen waren die Produzenten nicht gewachsen. Die Folge war die Krisis von 1857.

Jetzt herrschte verhältnißmäßig lange Ruhe. Im nächsten Jahrzehnt verursachte nur der amerikanische Bürgerkrieg eine vorübergehende Störung, die sog. „cotton famine" in Lancashire. Die Maschinen von Manchester und Umgebung „hungerten" nach Baumwolle, die man sich nur allmählich und mit Mühe aus Indien verschaffte.

Wie ist nun die große Krisis des folgenden Jahrzehnts entstanden? Was hat den furchtbaren Krach von 1873 veranlaßt? Wir sahen soeben, daß die Fülle der technischen Erfindungen die Produzenten dazu drängte, sich in einseitiger Weise auf einzelne Branchen zu werfen, die Gründungen von neuen Unternehmungen in denselben zu häufen, und so mehr Güter dieser Art zu erzeugen, als man bedurfte, dafür aber andere Produktionszweige zu vernachlässigen. Genau so geschah es vor 1873. Es ist allbekannt, daß der Krisis eine Aera der tollsten Gründungen vorausging. Wie kam es, daß eine solche gerade damals eintrat? Die Neugründung des Deutschen Reichs hat viel damit zu thun. Schon der Krieg von 1870/71 hatte das wirthschaftliche Treiben aus seinem steten Geleise gebracht. Er zerstörte Güter in ungezählter Menge und rief vielfach gewagte Spekulationen hervor. Nach dem Frieden dachte das deutsche Volk nicht mehr an die erlittenen Verluste, welche die Kaufkraft weiter Kreise empfindlich geschwächt hatten; es wollte auch wirthschaftlich eine Großmacht werden; und Millionen im Volke hatten nur Augen für die 4 Milliarden, die von Frankreich bezahlt werden sollten. Der Glanz des Goldes blendete das Volk; ein Taumel bemächtigte sich der Menge, die Warnrufe besonnener Männer verhallten ungehört; Jeder wollte etwas von dem Golde haben, und der wahnsinnigste Tanz um das goldene Kalb brach los.

Die 4 Milliarden kamen natürlich nur zum Theil in baarem Gelde nach Deutschland. Die Gesammtzirkulation betrug in Deutschland 1870 etwas mehr als 1 Milliarde, die Summe erhöhte sich in 2½ Jahren um ½ Milliarde, also enorm.

Die Finanzpolitik des Deutschen Reichs ist nicht von Schuld freizusprechen. In unklugster Weise stachelte die Regierung die Produktion an. Anfang der 70er Jahre gab sie nicht weniger als 840 Mill. M. zu außergewöhnlichen Zwecken, zum Festungsbau u. dgl. aus; dies war ein reines Plus, das den Kapitalisten zufloß. Dann zahlte das Deutsche Reich 1800 Mill. M. Kriegsanleihen zurück und legte 450 Mill. M. in einheimischen Werthpapieren an. Dadurch wurden Privatgelder im Betrage von über 2 Milliarden liquid und suchten nach neuer Verwerthung. Vergebens hatte Bamberger gerathen, man möge wenigstens einen Theil des Geldes in ausländischen Papieren anlegen,

Nun hatte das deutsche Publikum massenhaft Geld in Händen; und naturgemäß schossen neue Privatunternehmungen wie Pilze aus der Erde. Die Zahl der Aktiengesellschaften erhöhte sich nach Herkner (a. a. O. S. 909) von Mitte 1870 bis Mitte 1873 um 958 mit einem Gesammtkapital von 3600 Mill. M. „So entstand eine Menge von Bank- und Industriepapieren, aber auch eine mächtige Ausdehnung des Börsenspiels." Man gründete Fabriken, Banken, Baubanken, Eisenbahnen, Bergwerke u. s. f.

Die Löhne stiegen sprungweise und der Luxus bemächtigte sich aller Volksschichten.

Ein Theil des Kapitals floß nach Wien ab, wo sich schon seit 1866 ein wirthschaftlicher Aufschwung bemerkbar gemacht hatte. Dort soll der Gründungsschwindel fast noch toller gewesen sein, als in Deutschland. „In der Zeit von 1867—73 hatte die Regierung 175 Banken, 34 Eisenbahnunternehmungen, 645 Industriegesellschaften, 104 Baubanken, 39 Versicherungsgesellschaften und 8 Schiffahrtsgesellschaften mit einem Kapital von 4000 Mill. fl. konzessionirt." (Herkner a. a. O. S. 910.)

Wie viel Kapital war damals in den Festungswerken, in Kanonen und Kriegsmaterial aller Art festgelegt und produzirte nichts; wieviel lag in den Eisenbahnen, Bergwerken, Gebäuden u. s. w. fest und konnte sich nur langsam rentiren! Ehe es sich aber rentirte, brauchten seine

Eigenthümer neues Kapital; da wurde der Kredit in ausgiebigster Weise verwandt und bald überspannt. Gewissenlose Schwindler thaten das Ihre, um das Publikum iere zu führen. Man rechnete vielfach nur noch mit imaginären Werthen.

Bald konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Produktion ganz falsche Bahnen eingeschlagen hatte, daß der Verkehr nicht mehr solide war, daß Viele sich gründlich verrechnet hatten. Ein Abgrund that sich vor den Augen der vorwärts Rasenden auf. Der Krach erfolgte 1873 mit all seinen Schrecken; und es dauerte fast 5 Jahre, bis die deutsche Volkswirthschaft die Folgen dieser Krisis verwunden hatte.

Seitdem haben wir keine große Krisis mehr gehabt. 1882 führte der Zusammenbruch der Bontoux'schen Union Générale und 1890 die Agitation Boulangers in Frankreich und McKinley's in Amerika, die argentinischen und brasilischen Wirren und der Staatsbankerott in Portugal zu vorübergehenden Störungen des wirthschaftlichen Lebens; aber eigentliche Krisen, wie die von 1857 und 1873, waren dies nicht.

Jedoch kam es lange Zeit auch zu keinem entschiedenen wirthschaftlichen Aufschwung; und schon verkündeten einige sozialistische Heißsporne, der Kapitalismus läge in seinen letzten Zügen, nicht einmal mehr zu einer rechtschaffenen Krisis könnte er es bringen; das Uebel sei chronisch geworden, die allgemeine „Depression". Nun, das sind dilettantische Phrasen. Die Entwicklung gerade der allerletzten Zeit hat ja auch den Beweis geliefert, daß eine große Blüthe von Industrie und Handel wohl noch eintreten kann. Das wirthschaftliche Leben ist stetiger geworden, die Farbenentwicklung vollzieht sich nicht mehr so sprunghaft wie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wo eine technische Revolution der anderen folgte. Die Profite sind allerdings niedriger geworden; dafür sind sie aber auch um so sicherer. —

Es dürfte nun wohl die Frage aufgeworfen werden: Wie kann man Krisen vorbeugen? Kann namentlich der Staat Vorsichtsmaßregeln ergreifen?

Die Krisen entspringen, wie wir sahen, hauptsächlich der Planlosigkeit der Produktion. Mithin ist jedes Moment, welches die Produktion geregelter und planmäßiger macht, ein Mittel zur Verhütung von Krisen. Hierhin gehört der Abschluß von Handelsverträgen, die Sammlung und zeitige Bekanntmachung von Nachrichten und Statistiken über die Produktion, die Anfänge einer Normirung der Produktion durch die Arbeiterschutzgesetzgebung, namentlich durch Festsetzung eines Maximalarbeitstags, die Kartellirung der Unternehmer, die Gründung von Berufsverbänden, die Organisation der Arbeiter, ein geordnetes Geld-, Kredit- und Bankwesen, eine gute Regelung des Rechts der Aktiengesellschaften, Versicherung gegen Arbeitslosigkeit u. s. w., eine stete gleichmäßige allgemeine Politik.

In kritischen Zeiten kommt dann unendlich viel darauf an, daß die Kreditpolitik der leitenden Banken, die jetzt fast überall Sache des Staats, die richtige ist. Beizeiten muß der Diskont erhöht und alles gethan werden, um eine Panik zu verhüten. Auch muß man suchen, die Existenzen, welche nur momentan in Verlegenheit gerathen sind, zu halten. Der Staat sollte in einer Gründerära mit seinen Bestellungen zurückhalten, zur Krisenzeit umsomehr Aufträge ertheilen.

Sehr wichtig ist auch das, was der Einzelne thun könnte und sollte. Hier zeigt sich wieder, daß jede soziale Frage im Grunde eine sittliche Frage ist. Der Einzelne sollte der Sucht, sich binnen kurzer Zeit zu bereichern, ohne entsprechende Arbeit geleistet zu haben, mehr widerstehen. Der Tanz ums goldene Kalb rächt sich heute noch so wie in alter Zeit. Wenn aber die Zeiten gut sind und viel verdient wird, dann sollte der Einzelne sich zügeln, nicht alles in luxuriösem Leben vergeuden, sondern für schlechtere Zeiten zurücklegen. Es ist die alte hausbackene Tugend des Sparens, die auch der moderne Volkswirth immer wieder allen Klassen der Bevölkerung, namentlich aber den ärmeren, empfehlen muß.

Von großem Nutzen wäre auch die Verbreitung volkswirthschaftlicher Kenntnisse in der Bevölkerung, namentlich unter den Angehörigen des Handelsstandes.

Ob auf die jetzige gute Geschäftszeit wieder eine Krisis folgen wird? Wer will es voraussagen? Augenblicklich scheint noch Besonnenheit zu herrschen. Aber es können wieder Ereignisse kommen, die eine ähnliche Lage schaffen wie vor 1873; gegen Mißernten kann sich ein ganzes Volk nicht versichern; ein Krieg kann furchtbare Verluste verursachen; und die Habgier und Genußsucht lassen sich nur zu leicht im Menschen entfesseln. Eine Krisis kann hereinbrechen, aber wir haben wenigstens die tröstliche Gewißheit, sie ist keine Nothwendigkeit.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Musikliteratur.** In Schmidt u. Günthers Verlag (Leipzig 1898) ist eine neubearbeitete zweite Auflage der „Allgemeinen musikalischen Erzieh- und Unterrichtslehre" von Lina Ramann erschienen. Das Buch, welches schon bei seiner Publizirung im Jahre 1869 bei der Presse und bedeutenden Autoritäten lebhaftes Interesse fand und seither in den Fachkreisen volle Anerkennung sich erworben hat, bedürfte eigentlich keiner weiteren Empfehlung. Das hohe Ziel, welches es verfolgt: unsern Musiklehrern und -lehrerinnen zur theoretisch-praktischen Ausbildung durch eine faßliche Darlegung der allgemeinen Pädagogik und eine systematisch-praktische Vorübung im Unterrichten die nothwendige pädagogische Schulung zu verschaffen, dieses hohe Ziel gewährleistet seine Wichtigkeit und Gediegenheit. Die Ansicht der geistvollen Verfasserin, daß, wie unsre Volks- und Mittelschullehrer ꝛc. zu besonderer pädagogischer Vorbildung offiziell verpflichtet sind, ebenso auch unsre modernen Musiklehrer zu solcher Vorbildung verpflichtet werden müßten, theilen wir vollkommen. Die Musik und ihre Pflege ist für die Jugenderziehung schon ihres hohen ethischen Werthes halber unentbehrlich geworden. Das haben alle Jahrhunderte instinktiv erkannt, und diese Erkenntniß in die That umzusetzen, hat vor allem die Neuzeit sich am meisten angelegen sein lassen, dabei aber leider bislang eines übersehen: eine gründliche Allgemeinbildung des Musiklehrers. Sie muß und wird diese große Schuld einlösen. Dann mag auch die gesellschaftliche Stellung des Musiklehrerstandes eine andere, bessere werden. Und den ersten Schritt dazu bietet eben die Ramann'sche Schrift. Möge darum das eine Fülle interessanter Details bergende Buch unsrer Lehrerwelt recht innig vertraut werden, damit die gute Saat nicht im Wind verstäube! — Einen praktisch-tendenziösen Zweck verfolgt die „Erläuterung der Deppe'schen Lehre des Klavierspiels" von Elisabeth Caland (Ebner, Stuttgart 1897). Dieser Verfasserin merkt man die weibliche, „an derlei Dinge nicht gewöhnte Feder", wie es in der captatio benevolentiae der Vorrede sehr richtig heißt, schon ziemlich stark an. Die Lektüre des Bändchens hat uns, aufrichtig gestanden, manches Kopfschütteln gekostet, unsre Stilblüthensammlung aber um einige werthvolle Exemplare bereichert, die wir jedoch nicht dashalberweise hier preisgeben wollen. Denn eine aus jeder Zeile redende Verehrung der Dame für ihren Lehrmeister Ludwig Deppe (gest. 1890) und die überall durchblickende Ehrlichkeit ihrer Absichten rauben der Spottlust den Stachel. Den Tadel freilich können wir der Verfasserin nicht ersparen. Vielleicht ist sie selbst schon von der unglaublichen Ueberflüssigkeit ihrer ellenlangen Mottos und Citate überzeugt, und die Behauptung, daß ihrer Disposition Logik und Uebersichtlichkeit fast ganz mangeln, dürfte sie auch nicht überraschen. Im übrigen gehören wir nicht zu den Bekennern der Deppe'schen Lehre. Nach unsrer

Digitized by Google

Meinung macht nicht die „eiserne" Muskelkraft den vollendeten Klavierspieler, sondern die seelische, geistige Elastizität, sonst hätte der Steyrer Hans die meisten Chancen zum champian des pianistes du monde und der schwächliche Knabe Kowalski müßte jeder Hoffnung auf dereinstige Meisterschaft entsagen. — Eine sehr lesenswerthe und zeitgemäße Schrift ist bei Leuckart (Leipzig 1898) erschienen: Der Vortrag in der Musik am Ende des 19. Jahrhunderts von Franz Kullak dem bekannten Herausgeber klassischer Klavierkonzerte. Das blank und fließend geschriebene Buch richtet sich vornehmlich gegen die moderne Manier, die Orchester- und Klavierwerke unsrer großen Tondichter nach höchsteigenem Gutdünken „frei aus der Individualität heraus" zu interpretiren. Die Freiheiten, welche viele Kapellmeister und Solisten gegen die Klassiker sich oft herausnehmen, grenzen auch thatsächlich manchmal an Verballhornung, um nicht zu sagen Pietätlosigkeit, und es scheint, als ob trotz der so berechtigten Angriffe seitens der Kritik die Individualitätsduselei in gewissen Kreisen noch immer ihre stillen und offenen Bekenner fände. Es ist daher der wohlgelungene Versuch Kullaks, letzteren an der Hand der Forschung darzuthun, wie sehr die Uebertragung modernee Empfindungs- und Vortragsweise auf die Werke der Altmeister dem Geiste der Klassizität widerspricht, sehr anzuerkennen. Kullak zieht natürlich zuerst Beethovens symphonische Schöpfungen ins Bereich seiner Untersuchung, beschäftigt sich aber dann vornehmlich mit dessen Klavierkompositionen, Sonaten und Konzerten, und streift nur gelegentlich Weber und Mozart. Als Belege für den korrekten Vortrag der Beethoven'schen Kompositionen citirt er Schindlers und Czerny's Angaben, also die Berichte von Ohrenzeugen. Die Bülow- und Rich. Wagner'sche Interpretation unterstellt er einer zum Theil billigenden, zum Theil verurtheilenden Kritik. Besonders wendet er sich da gegen einige Behauptungen der interessanten Schrift R. Wagners „Ueber das Dirigiren", d. h. gegen die darin enthaltene Vortragslehre, geht aber dabei nach unsrer Meinung doch zu weit. Wir können dagegen der Ansicht des Verfassers über Riemanns Phrasirungslehre ꝛc. vollkommen beistimmen. Positives Resultat liefern die beiden Schlußkapitel des Buchs, in denen sich über die Dynamik und Taktfreiheit werthvolle Winke vorfinden. Alles in allem: Kullaks Abhandlung, so knapp sie gehalten ist, bringt reiches Material und wirft auf den musikalischen Vortrag am Ende des 19. Jahrhunderts interessante Streiflichter. Wir begrüßen sie als ein Symptom gesunder Reaktion gegen die alles über Bord werfende Kraftgenialität.

-yx- Die Qualifikation für den staatlichen Bibliotheksdienst in Oesterreich. Unter diesem Titel hielt am 19. v. M. Hr. Skriptor Dr. S. Frankfurter, wahl eines der rührigsten Mitglieder des „Oesterreichischen Vereins für Bibliothekswesen", in einer Versammlung dieses Vereins einen bemerkenswerthen Vortrag. Er wies darauf hin, daß die Frage nach der Quatifikation für den staatlichen Bibliotheksdienst in Oesterreich früher als irgendwo anders, und zwar vor 40 Jahren, angeregt, aber — und auch das ist charakteristisch — heute, wo alle anderen Kulturstaaten es bereits gethan hätten, nicht gelöst worden sei. — In Oesterreich wurde der Bibliotheksdienst lange Zeit als eine vorübergehende Beschäftigung, die Stelle eines Bibliothekars als ein Durchgangsposten angesehen. Männer wie Stubenrauch, Unger, Miklosiez waren vorübergehend in österreichischen Staatsbibliotheken beschäftigt. Die geltende Verordnung verlangt nun zwar „Fachbildung" für den Aspiranten des Bibliotheksdienstes, in was aber diese Fachbildung zu bestehen habe, wird nicht gesagt. Die Bibliothekare waren lange die Stiefkinder unter dem österreichischen Beamtenstand; erst im Jahre 1889 wurde ihr Gehalt jenem der übrigen Staatsbeamten der entsprechenden Rangklassen gleichgestellt und 1896 endlich wurde durch eine neue Rangbestimmung ihre materielle Lage auf die Höhe der heutigen Anforderungen gebracht. Nun möge endlich auch die wissenschaftliche Stelle des staatlichen Bibliothekars in Oesterreich bestimmt und die wissenschaftliche und insbesondere fachwissenschaftliche Qualifikation desselben präzisirt werden. Nach einer sehr eingehenden Erörterung des Standes der einschlägigen Gesetzgebung in den einzelnen Staaten verlangte der Vortragende eine Regelung der Frage in Oesterreich nach Muster der preußischen Bestimmungen, wobei aber einige Details anders gestaltet und insbesondere die Volontäre schon nach einer einjährigen Praxis zur Fachprüfung zugelassen werden sollten. Hr. Dr. Frankfurter sprach sich auch dagegen aus, daß die Lehramtsprüfung dem Doktorat gleichgestellt werde. — In einer der nächsten Versammlungen des Vereins sollen die äußerst interessanten Anregungen des Vortragenden, der in seinen Darlegungen große Sachkenntniß zeigte, einer eingehenden Diskussion unterzogen werden.

G. Eine neue irische Zeitung. Die Buchdruckerei wurde in Irland ungefähr ein halbes Jahrhundert später als in England eingeführt, aber die Presse war nach Beendigung der Kriege König Wilhelms in Irland nicht weniger entwickelt als in England. Die ersten Zeitungen, „Flying Post and Dublin Intelligencer" und „The Post Master" erschienen im Jahre 1708. In der Regel betitelten die Iren ihre Zeitungen nach englischem Muster, z. B.: „Belfast News Letter" und „Athlone Herald". Politische und Spezialtitel kamen gegen Ende des Jahrhunderts auf, als im Jahre 1784 „Volunteer's Journal" und „Irish Herald" und 1792 „The Rights of Justice" und der „National Evening Star" veröffentlicht wurden. 1798 waren „The Harp of Erin" und 1809 „Shamrog" allgemein bekannte Zeitungen. Aber obgleich außer diesen noch andere Blätter ihren Namen Nationalzeichen entlehnten oder sie nach ihrer politischen Farbe betitelten, ist die nunmehr erscheinende Zeitung „Faiane an lae" wahrscheinlich die erste mit einem korrekten irischen Titel. „Fainne" bedeutet „ring" und ist eine Anspielung auf das Sichtbarwerden des Lichtes am Horizont beim Sonnenaufgang; „an" ist der Genitiv des bestimmten Artikels männlichen Geschlechts, Einzahl, und „lae" der Genitio Singular von „la" = day. Es ist eine der bildlichen Bezeichnungen für „dawn of the day", wie „breadcadh an lae" = mottling of the day oder „eirighe na huiseaige" = rising of the lark. Die Aussprache der ersten Silbe von „Fainne" stimmt beinahe überein mit der des englischen Wortes „fawn", und die zweite Silbe klingt wie das kurze ye. Der Vokal im Artikel an ist kurz, so daß das Wort beinahe wie die englische Präposition in lautet, und lae ähnelt im Klang dem englischen Zeitwort lay. In den in Tuam und Cork veröffentlichten Zeitungen wurden zuweilen der irischen Sprache Spezialspalten angewiesen, aber „Fainne an lae" ist die erste, deren Haupttheil in irischer Sprache und irischen Schriftzeichen gedruckt ist. Zur Zeit Beda's bedienten sich die wenigen, die überhaupt schreiben konnten, ähnlicher Schriftzeichen, wie die in England, Schottland und Irland gebräuchlichen. Sie sind italienischen Ursprungs und kamen über Irland nach England; auch haben sie sich bis auf unsre Zeit erhalten. Die Schrift Ferdomnachs, der im 8. Jahrhundert lebte, wird in der Bibliothek des Trinity College zu Dublin im „Book of Armagh" aufbewahrt und kann von Jedem leicht entziffert werden, der die Hand der irischen Schreiber zu Anfang unsres Jahrhunderts kennt. Somit ergibt sich die historische Thatsache, daß England von Irland schreiben lernte. Die neue Zeitung wird nach einem Berichte des „Athenaeum" wöchentlich einmal in Ath Cliath erscheinen. Dieses ist der Name, unter dem die ehemals dänische Stadt Dublin überall, wo ausschließlich irisch gesprochen wird, bekannt ist. Der Preis der Zeitung beträgt 1 pinginn = penny. Wie schon oben bemerkt, wird das Blatt hauptsächlich in irischer Sprache geschrieben sein und ein „Teanga nah Eireann" (die Sprache Irlands) betitelter Leitartikel den irischen Theil derselben schließen, auf den drei Seiten in englischer Sprache folgen werden.

* Einen weiteren Band der Korrespondenzen Ch. Darwins bereitet Francis Darwin, der Sohn des großen Forschers, soeben vor. Der neue Band soll, wie die „Köln. Ztg." berichtet, alle diejenige wissenschaftliche Korrespondenz enthalten, die für das dereinbändige Werk „Leben und Briefe von Ch. Darwin" zu speziell war. Francis Darwin beabsichtigt, diesem Bande auch eine größere Anzahl von Briefen des geistreichen Freundes und erfolgreichen Mitarbeiters seines Vaters, des im vorigen Jahre gestorbenen deutschen Naturforschers Fritz Müller in Blumenau in Südbrasilien, einzuverleiben. Gerade diese Müller'schen Briefe werden wegen ihres viel-

seitigen Inhalts das größte Interesse erwecken. Uebrigens ist auch eine Biographie Fritz Müllers in Vorbereitung. Oberförster Dr. A. Möller, der bekannte Pilzforscher, ein Neffe des Verstorbenen, wird sich der interessanten und dankenswerthen Aufgabe unterziehen, uns das Lebensbild eines der hervorragendsten deutschen Naturforscher zu entwerfen.

B. W. C. **Die Fortschritte in der Telephonie und Telegraphie im Jahre 1897.** Im verflossenen Jahre sind zum Theil sehr wichtige und bedeutende Verbesserungen sowohl auf dem Gebiete der Telephonie, als auch auf dem der Telegraphie bekannt geworden. Eine der wichtigsten Erscheinungen ist die von Rondatl in London konstruirte Vorrichtung, durch die es ermöglicht wird, die Telegraphendrähte zum Telephonbetrieb zu benutzen, was bislang nicht möglich war. Nicht minder wichtig ist eine andere Erfindung, die aus Tiflis gemeldet wurde, nämlich die Möglichkeit, durch denselben Draht zu gleicher Zeit zu telegraphiren und zu telephoniren, ohne daß irgend eine Beeinflussung oder Störung des Einen durch das Andere eintritt. Im wesentlichen beruht diese Erfindung auf der Thatsache, daß zum Betrieb der Telegraphen-Apparate ein elektrischer Strom verwendet wird, der aus einer Batterie kommt, also ein sogenannter galvanischer Strom ist. Beim Telephoniren aber wird in dem Telephon selbst ein elektrischer Strom erzeugt, dessen Dauer und Stärke von den in das Telephon hineingesprochenen Worten abhängig ist. Dieser so entstehende Strom ist ein Induktionsstrom, und daher kann bei Benutzung des neuen Apparats ohne Störung gleichzeitig durch denselben Draht telephonirt und telegraphirt werden. Auch andere Apparate, die darauf berechnet sind, die Verbindung der verschiedenen Telephontheilnehmer ohne Vermittlung eines Amtes und ohne Hülfe von Menschen herzustellen, verdienen Beachtung. Man hat vielerlei solche Apparate konstruirt, von denen einige thatsächlich sehr gut arbeiten und es ermöglichen, daß jeder Theilnehmer sich ohne Vermittlung eines Telephonamtes mit der gewünschten Nummer verbinden kann. Von den Neuerungen an Apparaten zum Telegraphiren läßt sich nicht viel berichten, da es sich zumeist um rein technische Verbesserungen handelt, nur der Teleferipteur und Zerograph sind besonders hervorzuheben, da sie die ersten brauchbaren „Fernschreibmaschinen" sind. Der Hauptvortheil dieser Apparate ist die einfache Handhabung und die dadurch bedingte größere Geschwindigkeit bei der Aufgabe von Telegrammen. Endlich sind auch die angeblich mit bestem Erfolg ausgeführten Versuche von Dixon in Kentucky zu erwähnen, dem es gelungen sein soll, ein System zu erfinden, durch dessen Anwendung es möglich ist, zu gleicher Zeit sechs verschiedene Telegramme durch einen Draht zu übermitteln. Auch die Versuche von Royse, um Telegramme mit fahrenden Eisenbahnzügen auszutauschen, werden gewiß dazu beitragen, die Sicherheit des Betriebes zu erhöhen und dadurch die Zahl der Unglücksfälle einzuschränken.

G. M. **Nürnberg.** Der Anfang des Jahres 1898 hat dem Germanischen Museum wiederum eine für die kulturgeschichtliche Forschung bedeutsame Bereicherung gebracht. Die umfänglichen Sammlungen an bildlichem Materiol, die der im vorigen Jahr zu Berlin verstorbene Professor und Historienmaler August v. Heyden im Lauf seiner ausgedehnten künstlerischen und wissenschaftlichen Studien und Bestrebungen zusammengebracht, sind dem Museum durch Vermächtniß zugefallen. Wie August v. Heyden sich in der Wissenschaft namentlich durch kostümgeschichtliche Werke einen angesehenen Namen erworben hatte, so sind es auch die überaus zahlreichen Blätter aus eben diesem Gebiet, die der großen Sammlung von Abbildungen ihr eigentliches Gepräge geben und ihr nicht geringen Werth verleihen. Daneben findet sich in den Mappen A. v. Heydens auch eine große Menge von Abbildungen aller Art, besonders zur Geschichte des Waffenwesens, der Hausalterthümer u. s. w., sowie Vorbilder für das Kunstgewerbe u. o. a., die für weitere Kreise ein treffliches Studienmaterial bieten.

* **Bonn.** Der bisherige außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. Richard Anschütz ist zum ordentlichen Professor ernannt worden. Er übernimmt den Lehrstuhl der Chemie, der durch die Berufung Theodor Curtius' zum Nachfolger Victor Meyers in Heidelberg frei geworden ist.

* **Göttingen.** Der bisherige Professor an der Universität zu Freiburg i. d. Schweiz Dr. Leo v. Savigny ist zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät unsrer Universität ernannt worden.

* **Greifswald.** Am 23. Februar erlag der Professor der Rechte und Senior der hiesigen rechtswissenschaftlichen Fakultät Geh. Justizrath Dr. Karl Häberlin einem Schlaganfall. Der Verstorbene, der im 85. Lebensjahre stand und im vorigen Jahre sein 60jähriges Doktorjubiläum gefeiert hatte, entstammte dem bekannten in Helmstedt angesessenen Gelehrtengeschlechte und übte seit dem Jahr 1839 den akademischen Lehrberuf, zunächst als Privatdozent in Berlin, seit 1851 als Professor in Greifswald aus. Seine wissenschaftliche Thätigkeit, die sich in zahlreichen selbständigen Schriften wie in Aufsätzen für Fachzeitschriften kundthat, erstreckte sich hauptsächlich auf die Gebiete der Rechtsgeschichte und des Kriminalrechts und Kriminalprozesses.

* **Wien.** Als Privatdozent für Kinderheilkunde ist Dr. Emil Freuz an der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität zugelassen worden. — Der Akademie der Wissenschaften legte Hofrath Heinrich v. Zeißberg interessante Aktenstücke aus der Zeit der französischen Kriege von 1795 bis 1796 vor. Bei dem Uebergang der Franzosen über den Rhein 1797 wurde ein Fourgon des österreichischen Generals Klinglin aufgegriffen, in welchem sich die geheime Korrespondenz vorfand, die derselbe mit einigen Agenten im Innern Frankreichs unterhielt, die aber auch die Beziehungen enthüllte, in denen Pichegru zu dem Prinzen von Condé stand. Die Briefe waren chiffrirt, doch gelang es, sie zu entziffern und in Paris in Druck zu legen. Da aber Abschriften derselben im hiesigen Kriegsarchiv vorliegen, erwies es sich, daß nicht alle Briefe in der französischen Ausgabe enthalten sind. Diese fehlenden Stücke sollen jetzt durch die Akademie veröffentlicht werden. Als werthvolle Ergänzung boten sich noch die derzeit im Besitz des einstigen englischen Militärbevollmächtigten am Wiener Hof, Oberst Frafer, befindliche Korrespondenz des Obersten Cranfurt, welcher sich damals im österreichischen Hauptquartier aufhielt, sowie die Briefe des Erzherzogs Karl an den Kaiser dar, welche im direkten Widerspruch zu den lügenhaften Angaben des Grafen Montgaillard stehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Richard Rosenmund: Die Fortschritte der Diplomatik seit Mabillon. München, Leipzig, R. Oldenbourg 1897. — Dr. Berthold Beck: Fünf Kapitel über Vollzugsordnungen und Verlautbarungen zu den österreichischen Zivilprozeßgesetzen. Wien, Moritz Perles 1898. — Prof. Dr. Walther Lotz: Die Reform der direkten Steuern in Bayern. Sonderabdruck aus Brauns Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung 1898. — *Pons de l'Hérault.* Souvenirs et anecdotes de l'Ile d'Elbe publiés par Léon G. Pélissier. Paris, Plon 1897. — Max Dometz: John Vonbrughs Leben und Werke. Wien, Leipzig, Wilh. Braumüller 1898. — Walter Götz: Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus. 5. Bd. Beiträge zur Geschichte Herzog Albrechts V. und des Landsberger Bundes 1556—1598. München, M. Rieger'sche Universitätsbuchhandlung 1898. — Ankündigung der *Monumenta Palaeographica*, Denkmäler der Schreibkunst des Mittelalters, nebst drei Probetafeln. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. — Dr. med. E. Hornemann: Vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode. 7. Auflage. 9. Tausend. Gotha, Gustav Schlößmann 1898. — Dr. med. W. Eydam: Samariterbuch für Jedermann. 7. verb. Aufl. Berlin, Otto Salle. — Adalbert Hoffmann: K. v. Holtei's und E. J. A. Hoffmanns Bergreise. Oppeln, Leipzig, Georg Mosle 1898. — Derselbe: Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette v. Lüttwitz. Ebd. — Schwerdtfeger: Die Heimath der Humanen (Indogermonen). L. Cruttinen, Selbstverlag 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Freitag, 4. März. Nummer 51.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Schiffahrt und Wanderungen zur See in der Urzeit Europa's. Von H. Hirt. — Die Anfänge des Evangelischen Bundes und seine Preßthätigkeit. Von Lic. Götz. — Ferdinand Fabre. — Mittheilungen und Nachrichten.

Schiffahrt und Wanderungen zur See in der Urzeit Europa's.

In seiner vortrefflichen Völkerkunde hat O. Peschel S. 202 ff. auf die natürlichen Bedingungen hingewiesen, die für eine Entstehung und Entwicklung der Schiffahrt nothwendig sind. „Keine Schule erzieht bessere Seeleute, als eine verwitterte Steilküste und in Augenweite liegende Inseln.“ Das unfruchtbare Meer lockt nicht in die Ferne hinaus, wenn nicht ein Ziel winkt, das zu erreichen sich lohnt. Wo aber dies vorhanden war, da hat der menschliche Geist gar bald die Hülfsmittel gefunden, um sich den Wogen anzuvertrauen, und in kleinen, elenden Kähnen hat er den Gefahren des Ozeans getrotzt. Kein Welttheil besitzt nach dieser Richtung so günstige Bedingungen als Europa, und sobald die Geschichte zu dämmern beginnt, treffen wir an den verschiedensten Stellen unsre europäischen Völker im Besitz einer nautischen Fertigkeit, die uns billig in Erstaunen setzt. Wenn wir im Norden die Vikinger auf ihren Kähnen die Nordsee durchfahren sehen, wenn sie von Norwegen nach England und Irland, nach Island und Grönland kommen und selbst Amerika's Strand lange vor Columbus betreten haben, so kann solche Seetüchtigkeit nicht erst im Laufe der historischen Zeiten erworben, sie muß Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende früher gelernt und ausgeübt worden sein. Ueberblicken wir die historischen Zeiten, so kann man erkennen, daß sich die Situation bis auf den heutigen Tag wenig geändert hat. Noch heute finden wir die eigentlichen Seefahrer da, wo wir sie beim Beginn der Geschichte treffen.

Doch auf diesen Punkt, von dessen Richtigkeit sich jeder leicht überzeugen kann, will ich hier nicht eingehen, und auch das will ich nicht erörtern, wie der Peschel'sche Gedanke den modernen Anschauungen der Geographie entsprechend umgewandelt werden mußte. Das muß ich den Geographen überlassen. Mir drängte sich vielmehr beim Studium der europäischen Urgeschichte die Frage auf, wie alt wohl die Schiffahrt hier ist und wieweit wir berechtigt sind, prähistorische Wanderungen zur See anzunehmen. Ueberall treffen wir schon in den ältesten Zeiten auf die Thatsache, daß das Meer auch größeren Völkerwanderungen keine Grenze gesetzt hat. An dem Süd- und Westufer der Ostsee wohnen Germanen, Griechen sitzen überall im Aegaischen Meer, Kelten haben den Kanal überschritten. Die Beispiele lassen sich häufen und werden später angeführt werden. Und daher wollen wir im folgenden zusammenstellen, welche überseeische Wanderungen wir auf Grund sicherer Argumente, deren die Sprache die meisten bietet, oder der Nachrichten der Alten voraussetzen dürfen. Ueber das Alter der Schiffahrt an sich werden wir freilich keine Auskunft gewinnen, es scheint, daß sie in unerkennbare Fernen zurückgeht.

Von den Inselgruppen des Atlantischen Ozeans haben nur die Kanarischen Inseln eine alte Bevölkerung gehabt, während Madeira und die Azoren, sowie die Cap-Verdischen Inseln unbewohnt geblieben sind. Diese lagen offenbar außerhalb der Sehweite, während von jenen die erste nur 109 km vom Festland entfernt ist.

Ueber die Bevölkerung dieser Inseln, die „Guanchen“, hat jetzt H. Meyer (Ueber die Urbewohner der Kanarischen Inseln. Adolf Bastian als Festgruß. S. 65 ff.) eine lehrreiche Studie veröffentlicht. Er zeigt, daß mehrfache Einwanderungen nacheinander stattgefunden haben müssen und zwar schon in sehr früher Zeit. Dieses Volk besaß von Hausthieren nur Hund, Schaf und Ziege, baute nur Weizen und Gerste und fertigte nur Steingeräthe an. Wenn wir diese Uebersiedelung in das zweite Jahrtausend vor Christus verlegen, dürften wir nicht zu kühn sein. Dieses Volk, das zur weißen Rasse gehört, kann kaum irgendwo anders her als von Nordafrika gekommen sein. Marokko aber ist noch heute der Sitz seegewandter Stämme. Der Seeraub wurde hier schon im Alterthum im großen Stil betrieben und hat selbst in unserm Jahrhundert noch nicht aufgehört. Seine eigenthümliche Küstenformation ist bekannt.

Von Nordafrika nach Spanien oder umgekehrt überzusetzen, war auch in den alten Zeiten leicht genug. Es läßt sich von unserm Standpunkt nichts gegen die Annahme einwenden, daß Spanien von Afrika aus einen Theil seiner alten Bewohner empfangen hätte, oder daß umgekehrt Iberer nach Afrika übergesetzt wären. Die Bewohner der Insel Gades zeichneten sich schon im Alterthum durch ihre Schiffahrt aus, wie Strabo III. 140 rühmend hervorhebt. Leider vermögen wir über den Zusammenhang der iberischen Sprache mit der nordafrikanischen noch nichts bestimmtes auszusagen. Doch finden sich eine Anzahl ähnlicher topographischer Namen in beiden Gebieten, auf die Hübner (monumenta linguae Ibericae LXXXVII) hingewiesen hat. Sie machen engere Beziehungen dieser Gegenden ziemlich wahrscheinlich. Dagegen haben die Balearen und Pitzusen zweifellos eine iberische Bevölkerung gehabt, und es scheint, als ob eine solche auch in Corsica gesessen habe. Genau zu bestimmen, von wo diese gekommen, ist zur Zeit noch nicht möglich.

An der Südküste Frankreichs treffen wir erst wieder in den Liguren ein Volk, das uns interessiren muß. Sie saßen da, wo die Alpen ans Meer treten und die südfranzösische Steilküste bilden. Die Kühnheit, mit der dieses sonst wenig ziviliſirte Volk auf elenden Kähnen das Meer befuhr, erregte die Bewunderung der Alten. Genua ist eine ligurische Stadt. Auch diese müssen ihre Fertigkeit früh geübt haben. Denn die Insel Elba wie Corsica sind von ihnen besiedelt, vor aller geschichtlichen Kunde. Nur die Orts- und Flußnamen sichern diese Annahme. Und selbst Sardinien und Sicilien scheinen von ihnen erreicht

zu fein, wie einige Zeichen andeuten. Doch können wir freilich nicht sagen, ob dabei ihr Weg über Corsica und nicht vielmehr zu Lande bis Süditalien gegangen ist.

In welche Zeiten solche Wanderungen zu rücken sind, das lehren ägyptische Quellen. Am Ausgang des 14. Jahrhunderts zogen die Libyer gegen Menephta (1326—1306) ins Feld. Unter ihren Hülfstruppen werden die Sebardana, die Schakalscha, die Turscha und die Akaiwascha genannt. Sie werden mit dem Zusatz „aus den Ländern vom Nordmeer" bezeichnet, und sind von der Mehrzahl der Aegyptologen als Sardi, Siculi, Tursci = Etrusci und Achaei gedeutet. Ob dies richtig ist, braucht uns hier nicht zu kümmern. Jedenfalls verbanden sich schon damals die Flotten verschiedener Stämme, um Raubzüge auszuführen, wie sie später in der Sage vom trojanischen Kriege fortgelebt haben, und wie sie in der letzten Zeit der römischen Republik wieder auftauchten. (Mommsen, Röm. Gesch. III 6, 42 ff.)

Gegen die Identifikation der Turscha mit den Etruskern läßt sich kulturgeschichtlich nichts stichhaltiges einwenden. Waren sie doch auch in späterer Zeit ein seefahrendes Volk, das lange Zeit eine unbestrittene Herrschaft auf dem westlichen Theil des Mittelmeeres ausgeübt hat. Nach einer alten Sage, die uns Herodot erzählt, seien sie sogar aus Lydien eingewandert und hätten sich in Etrurien niedergelassen. Man hat diese Nachricht bisher meistens in das Gebiet der Fabel verwiesen. Ein wichtiger Fund der neuesten Zeit hat aber einige Punkte zutage gebracht, die für die annähernde Richtigkeit dieser Ueberlieferung sprechen. Auf der Insel Lemnos wurden nämlich im Jahre 1885 zwei alte Inschriften gefunden, deren Sprache nach der übereinstimmenden Angabe aller Etruskologen, die ja sonst allerdings nicht einig sind, mit der etruskischen auf das engste verwandt ist. Wenn uns auch die Deutung dieser Inschriften hier nichts weiter angeht, so glaube ich doch meinerseits auch, daß wir es hier mit einem dem etruskischen nahestehenden Idiom zu thun haben. Nur die Annahme, daß ein aus Kleinasien zur See eingewandertes Volk die Urbewohner Etruriens und Oberitaliens seiner Herrschaft unterworfen hätte, dürfte vielleicht geeignet sein, das eigenthümliche Problem der Entstehung des etruskischen Volkes zu lösen.

Die Küste Latiums hat wenig zur Schiffahrt verlockt; die Römer sind die einzigen, die sie hier ausgeübt haben. Weiter südlich folgt der Golf von Neapel, der schon im Alterthum einen guten Ruf in der Nautik genoß. Sollte es sich bewahrheiten, daß wir unter den Bewohnern Siciliens auch samnitische Stämme finden, so wird man eine Einwanderung zur See von diesen Gegenden aus anzunehmen haben.

Von der Ostküste Italiens fehlt uns frühe Kunde. Sie ist hafenarm, und die Bewohner waren niemals Seefahrer. Um so günstiger war das gegenüberliegende Dalmatien mit seinen Inseln und Buchten und seiner Steilküste von der Natur ausgestattet. Sie bringt noch heute das vortrefflichste Seemannsmaterial für die österreichische Marine hervor, und im Alterthum mußten die Römer gegen die kühnen illyrischen Seeräuber wiederholt zu Felde ziehen. Die Herren vom Skodra machten das ganze Adriatische Meer unsicher. Aber auch sie übten nur die Kunst, die hier schon seit Jahrhunderten blühte. Es ist durch die neuere Forschung ziemlich zweifellos geworden, daß etwa um das Jahr 1000 vor Christus, um eine runde Zahl zu wählen, illyrische Stämme nach Süditalien übergesetzt sind und hier sich kräftig erhalten haben. Dieselben Volks- und Ortsnamen kehren an beiden Küsten der Adria wieder, und überdies ist die Sprache der Messapier, die uns durch einige Inschriften bekannt ist, mit dem Altillyrischen verwandt. Auf dem Landweg können diese Stämme schwerlich eingewandert sein. Nur die See stand ihnen offen. Dazu mag daran erinnert werden, daß auch heute wieder Albanesen in Süditalien wohnen.

Daß Griechenland und das gegenüberliegende kleinasiatische Gestade alle Bedingungen für eine günstige Ausbildung der Seefahrt besaßen, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Auch hier geht sie in die entlegensten Zeiten zurück. In den Akaiwascha der ägyptischen Nachricht haben wir zweifellos die Achäer zu sehen, und sie waren schon Indogermanen. Vor den Hellenen aber wohnte in Griechenland eine Bevölkerung, die mit der kleinasiatischen sprachverwandt war. Gleiche eigenthümliche, nicht indogermanische Ortsnamen kehren in Kleinasien und Griechenland, auf den Inseln und selbst in Italien wieder, die demnach eine ausgedehnte, zur See erfolgte Kolonisation erschließen lassen. Als die indogermanischen Griechenstämme Hellas erreichten, trafen sie die Urbevölkerung überall noch an und es ist undenkbar, daß diese ganz und gar ausgewandert oder vernichtet wäre. Die Eingeborenen waren die Lehrmeister der Hellenen, die bald ihren Bahnen folgten. Ehe die Dorier, aus Mittelgriechenland vordringend, Lakonien besetzten, waren andere Volksstämme nach Cypern ausgewandert. Wir erschließen das aus der Sprache, denn der cyprische Dialekt ist mit dem arkadischen im Binnenlande derart verwandt, daß sie einst eine Einheit gebildet haben müssen. Durch die Dorier waren aber die Arkader von der Küste abgeschnitten, und es ist nicht glaublich, daß dieser kräftige Volksstamm ihnen später den Weg zur Auswanderung gestattet hätte.

Im Norden des Aegäischen Meeres sind thrakische Stämme über die Meerenge gesetzt, in einer Zeit, die wir auch nicht annähernd mehr bestimmen können, jedenfalls schon im zweiten Jahrtausend vor Christus. Denn Phryger und Thraker gehören einem Sprachstamm an.

Man erkennt also, daß im zweiten Jahrtausend vor Christus das Mittelmeer schon stark befahren war. Als Schranke hat es sich nirgends erwiesen. Es wäre aber vermessen, in diese Zeit den Anfang der Seeschiffahrt zu verlegen. Wahrscheinlich ist sie im Süden schon lange Zeit vorher geübt, aber wir vermögen freilich mit unserm historischen Zeugnissen nicht weiter vorzudringen.

Ueber die Völkerverhältnisse des Schwarzen Meeres sind wir schlecht unterrichtet. Wir wissen nicht, ob die Stämme an den verschiedenen Ufern zusammenhängen, ob die Völker hin und her gewandert sind. Interessiren muß es uns aber, daß wir da, wo wir es erwarten müssen, am Kaukasus, wieder ein Seeräubervolk finden. Von ihnen berichtet uns Strabo S. 495. „Nach Sindice und Gargippia folgt am Meere das Küstenland der Achäer, Zygen und Heniocher, größtentheils hafenlos und gebirgig, da es ein Theil des Kaukasus ist. Diese Völker leben von Seeräuberei, wozu sie dünne, schmale und leichte Boote haben, die etwa 25, selten aber im ganzen 30 Menschen fassen können. Die Hellenen nennen sie Kamarai. Von solchen Deckbooten also Flotten ausrüstend und bald die Frachtschiffe, bald eine Landschaft oder Stadt überfallend, behaupten sie die Seeherrschaft. . . . Kehren sie in ihre heimathlichen Orte zurück, so nehmen sie, da sie keine Schiffslager besitzen, die Boote auf die Schultern und tragen sie in die Wälder, in denen sie auch wohnen, einen unergiebigen Boden bestellend; wenn aber die günstige Schiffahrtszeit kommt, holen sie sie wieder hervor. Dasselbe thun sie auch im fremden Lande, wo sie ihnen bekannte Waldgegenden haben, in denen sie die Boote verstecken, während sie selbst Tag und Nacht zu Fuß auf Sklavenraub herumstreifen." Auch hier müssen wir natürlich die Ortslage für die Sitte verantwortlich machen.

Digitized by Google

Nicht anders als im Süden steht es im Norden. Auch hier boten die gallische Küste, die britannischen Inseln, sowie die Nord- und Ostsee die besten Vorbedingungen für die Ausbildung der Schiffahrt, und es haben sich infolgedessen hier nicht minder große Völkerbewegungen zur See vollzogen. Wann die britannischen Inseln besiedelt worden sind, wissen wir nicht. Aber schon die keltische Bevölkerung muß doch ziemlich alt sein. Das Zinn, das die Phönizier aus dem Norden holten, von den Kassiteriden, heißt bei Homer κασσίτερος, und es ist wohl möglich, daß dies ein keltisches Wort ist. Dann hätten die Gallier nicht allzulange nach dem Jahre 1000 England besetzt gehabt. Und sie trafen dort zweifellos eine nicht indogermanische Bevölkerung an, die nach Tacitus' Worten mit den Iberern zusammenhing.

An der gallischen Küste hat Cäsar mit den Seevölkern der Bretagne zu kämpfen gehabt. Die Veneter, die wiederum an besonders geeigneter Stelle wohnten, unternahmen regelmäßige Fahrten nach Britannien und übten eine unbestrittene Seeherrschaft aus. Ihre Niederlassungen lagen auf den äußersten Vorgebirgen der steil abfallenden, zerrissenen Küste und konnten nur schwer von den Römern erobert werden. Das Bild echter Seeburgen. Auch die gegenüberliegende englische Küste in Cornwall hatte die gleiche Natur. Von hier aus setzten keltische Stämme zwischen dem 5. und 7. Jahrhundert nach Christus nach der Bretagne über, wo sie ihre Eigenthümlichkeiten, namentlich ihre Sprache, bis zum heutigen Tage bewahrt haben. Bei diesen Leistungen ist es nicht unwahrscheinlich, daß keltische Schaaren auch nach Spanien zur See gelangt sind. Finden wir doch keltische Stämme und keltische Niederlassungen an der ganzen Westküste.

Ueber die germanischen Wanderungen in der Nordsee ist uns aus früher Zeit nichts bekannt. Zwar berichtet Tacitus, daß die caledonischen Stämme aus Germanen bestünden, aber wir können diese Nachricht nicht bewahrheiten. Sie ist einzig aus körperlichen Merkmalen erschlossen und beweist deßhalb nichts. Unmöglich ist sie nach allem Gesagten nicht. Eine andere wichtige Frage ist die, was Thule in dem Bericht des Pytheas bedeutet. Ist es Island, wie mir von kompetenter Seite versichert wird, so würde das allerdings Kühnheiten der Fahrten voraussetzen, die weit das im Mittelmeer übliche überschritten.

Nur für die Ostsee können wir noch einiges ermitteln. Nach einer alten Sage, die bei Jordanes zu finden ist, sind die Gothen unter ihrem König Berig aus Skandinavien nach der Weichselmündung gewandert. Und diese Sage wird durch den engeren Zusammenhang, in dem die gothische Sprache mit der nordischen steht, durchaus bestätigt. Die Zeit dieser Uebersiedelung dürfte spätestens das 4. Jahrhundert vor Christus gewesen sein.

Wir nehmen an, daß auch hier die Schiffahrt viel älter ist, als die direkten Zeugnisse erschließen lassen.

Wir besitzen nun noch eine Quelle, die uns Auskunft gewähren könnte, das ist die indogermanische Sprache. Aber sie führt uns nicht viel weiter. Ausdrücke für das Schiff (gr. ναῦς, lat. navis, ahd. nacho) und für Rudern (gr. ἐρέσσω, lat. remus, ahd. ruodar, lit. irti, altind. aritram) sind zwar altererbt, solche für Mast, Steuer, Segel fehlen. Aber diese Dinge sind auch nicht unbedingt nöthig. Der Mensch kann auch mit dem Ruderboot an den Küsten entlang fahren. Und dann ist aus dem Fehlen von Worten überhaupt niemals etwas zu erschließen. Wir haben gar keinen Grund, mit O. Schrader (Sprachvergleichung und Urgeschichte S. 509 f.) eine späte Entwicklung der Schiffahrt bei den Indogermanen anzunehmen. Soweit sie an günstiger Küste saßen, haben sie sie gewiß ebenso geübt wie alle anderen Völker. Auch eine besondere Begabung irgend eines Volksstamms vermögen wir nicht zu erkennen. Man hat zwar darauf hingewiesen, daß die Finnen, die unter den gleichen Bedingungen wie die Germanen in Skandinavien sitzen, keine Seefahrer gewesen sind. Aber das hat wahrscheinlich besondere Gründe und ist nicht einmal ganz richtig. Ohthere, der König Aelfred so wichtige Nachrichten über Skandinavien brachte, schildert die Finnen als ebenso seetüchtig wie die Germanen. „Die Quänen," sagt er, „tragen ihre Schiffe über das Land zu den Seen hin und bekriegen die Nordleute. Sie haben sehr kleine und sehr leichte Schiffe." Daß sie sich zur See nicht ausgebreitet haben, das liegt wohl wesentlich darin begründet, daß das Volk sich in seinem unfruchtbaren Lande wenig vermehren konnte.

Auch ein Einfluß der wirthschaftlichen Verhältnisse läßt sich nicht erkennen. Die dürftigsten, wenigst entwickelten Stämme, wie die Ligurer und die Bewohner des Kaukasus, sind ebenso kühne Seefahrer wie alle anderen. Wir müssen einzig und allein der Oertlichkeit die maßgebende Einwirkung zuschreiben.

Wie diese Wanderungen ganzer Volksstämme zur See vor sich gegangen sind, läßt sich annähernd vermuthen. Schon die Art der Schiffe lehrt, daß nicht große Völkermassen mit einemmal übergesetzt sein können. Wir haben sie uns im allgemeinen vorzustellen wie die der Kaukasier, 25—30 Mann fassend. Und welche Flotten waren demnach nöthig, um nur ein paar tausend Menschen über das Meer zu befördern! Aber die Einwanderung wird nach und nach erfolgt sein. Ihre Vorstufe ist der Seeraub. Wenn eine günstige Gelegenheit winkte, ließ man sich dauernd nieder, hielt die Verbindung mit der Heimath offen, aus der bald neue Schaaren folgten. So siedelte man sich im fremden Lande an und breitete sich immer weiter aus, indem man sich die Eingeborenen unterwarf. So haben die Germanen England erobert, so sind sie nach Island gekommen und so werden wir uns den Vorgang überall zu denken haben. Diese Wanderungen zur See aber warnen uns schließlich, für die Landwanderungen allzugroße Völkerschaaren vorauszusetzen. Ich glaube, man kann sich die wandernden Stämme der Kelten und Germanen und der Indogermanen selbst nicht klein genug vorstellen. Ihre Ueberlegenheit beruht in dem straffen kriegerischen Zusammenhalt, dessen ein solcher Vorstoß natürlich bedurfte.

H. Hirt.

Die Anfänge des Evangelischen Bundes und seine Prosthätigkeit. [1])

„Den Mitgliedern und Freunden des Evangelischen Bundes" hat Friedrich Rippold eine unter diesem Titel vor kurzem erschienene Schrift gewidmet, die das lebendige Interesse all derer in Anspruch nimmt, die sich für das geistige und religiöse Leben unsrer Tage erwärmen und die vor allem Sinn haben für die Fülle des Geistesreichthums in der christlichen Intelligenz, die dem Protestantismus bei seiner vielfachen inneren Theilung im Gegensatz zu dem mechanisch einigen Gehalt der römischen Kirche innewohnt. Er bietet eine ausführliche Geschichte der Anfänge des Evangelischen Bundes bis zur konstituirenden Versammlung von Frankfurt am 15.—17. August 1887. Aber nicht bloß eine Geschichte nach Daten, Beschlüssen, wie sie Protokolle bringen, sondern, was gerade das Werthvolle ist, eine Schilderung der Erwägungen, aus denen der Bundesgedanke erwuchs, eine verständnißvolle Darstellung der inneren Kämpfe, die der Gründung des Bundes vorangingen, eine anziehende Erzählung, wie bei den, infolge der verschiedenen theologischen und kirchlichen Richtungen der Gründer un-

[1]) D. Friedrich Rippold, Berlin, Schwetschke 1897, 80 IV u. 108 Seiten.

vermeidlichen Gegensätzen in beiderseitiger Demuth und Selbstüberwindung ein Ausgleich gefunden wurde, wie sich so der Bundesgedanke abklärte und wie in allen diesen intimen Einzelheiten allerseits die Personen möglichst zurücktraten vor der selbstlosen Arbeit für die Kräftigung der evangelischen Kirche.

Bei dieser psychologischen Eigenart der Schrift bedarf es seitens der Leser wirklicher geistiger Hingabe an die in Frage stehenden Verhältnisse, damit er sich in den Geist der Schrift, in die Ideen, die in der Gründung des Bundes ihren Ausdruck fanden, hineinlebe. Es wird ihm aber dadurch die Lektüre, das Sichversenken in diese Fülle christlichen Geistes, wie er in den verschiedensten Individualitäten zur Geltung kam, zu einem großen geistigen Genuß. Von Werth ist es ganz besonders, daß gerade Rippold, der feinsinnige Historiker, diese Aufgabe der vorliegenden Schrift löst. Nicht viele Andere wären dazu so befähigt, wie er, der mit dem ihm eigenen historischen Geist von Anfang an an dem Unternehmen betheiligt war und es zu einem guten Stück gefördert hat. Und wenn er die Schrift als seinen Abschiedsgruß bezeichnet und sich von der Mitarbeit an zentraler Stelle zurückziehen will, so ist, wenn das wirklich geschehen sollte, zu wünschen, daß sein Geist, der uns aus seiner Schrift entgegentritt, in der jüngeren Generation fortlebe, die berufen ist, das Werk weitee zu erhalten und zu fördern. So ist denn auch ein Hauptzweck seiner Schrift, was die offiziellen Berichte nicht können, zu bieten: die Fülle der Bundesbestrebungen, die Schwierigkeiten, die bei Beginn der Arbeit zu überwinden waren, wie die gleich anfangs ins Auge gefaßten Ziele.

Die immer neuen Niedeelagen des Staates im Kulturkampf, die damit verbundene stetig zunehmende Beeinträchtigung der evangelischen Kirche hatte in den Geündern die Frage auftauchen lassen, ob denn die große evangelische Kirche nicht imstande sein solle, für die Vertretung ihrer Interessen in der Tagespresse in der gleichen Weise zu soegen, wie es die entgegengesetzten politischen und gesellschaftlichen Parteien insgesammt mit Erfolg thun: vermöge einer autographischen Koeespondenz, welche den Zeitungen das eeforderliche zuverlässige Mateeial liefere.

Das wae die Grundidee, auf dee sich die Organisation des Bundes entwickelte und die ihee Verwirklichung gefunden hat in der Kirchlichen Korrespondenz des Bundes.

Auf dieser Basis, der der evangelischen Kirche in ihrem Nothstand gegenüber dem Ultramontanismus zu leistende Hülfe, bauten sich dann alle die weiteren Beehandlungen bis zur endgültigen Konstitution des Bundes auf. Rippold stellt sie im einzelnen in ausführlicher Schilderung dar. Es ist bei dem eigenartigen Gehalt dieser Bundesurgeschichte nicht möglich, hier ihre Entwicklung kurz daezustellen; man muß selbst lesen, wie von Anfang an, von dee Halle'schen Vorkonferenz vom 26. Mai 1886 und dem Erfurter Tag dee 67 Veetrauensmänner vom 5. Oktober 1886 an, Männer der verschiedensten Richtungen, die sich sonst manchmal feindlich gegenübergestanden hatten, hiee in gemeinsamen Arbeiten für die Kräftigung des Peotestantismus sich trafen. Der Antheil, den die einzelnen Gründer an der Arbeit hatten, das besondere christliche Charisma, das jedem innewohnte, wie ein Jeder beitrug zur Ausbildung des Gedankens, was sich darauf für Meinungsoerschiedenheiten ergaben und wie sie um der gemeinsamen Sache willen überwunden wurden, das ist alles mit wirklicher Liebe und Veesenkung in den Gegenstand wie in die Individualitäten ausführlich bei Rippold geschildert. Die inneren Kämpfe, die nothwendig waren, um die in den verschiedenen Richtungen der Gründer liegenden Gegensätze auszugleichen, sind mit großem Freimuth und ehelicher Liebe zur Sache ausführlich erörtert. Auch die Bedenken, die von links und rechts gegen den Bundesgedanken erhoben wurden, sind oft ausführlich mitgetheilt; denkwürdig ist auch, wie von seiten des Kirchenregiments in Berlin gegen den Bund geaebeitet und vor ihm gewaent wurde; noch mehr Interesse verdient die Mittheilung, wie der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm bei der Audienz der preußischen Geneealsuperintendenten die Rede selbst auf den Bund brachte, was ihm kuez nachher den Anlaß zu der ernsten Bemerkung „Ihr bringt es nicht fertig" geben sollte. Eine der Hauptaufgaben des Bundes war ja von Anfang an die Preßthätigeit, darum verdient die Schilderung dieser ganz besonders das Interesse des Lesers. Man sieht, auf welch solider geistiger Basis da aufgebaut wurde, und das „eeste Rundschreiben des Preßkomitees" ist eine vollendete Darstellung und Aufzählung dessen, was in dem literarischen Kampf gegen den Ultramontanismus noth sei. Es spiegelt in vee Gründlichkeit der Erfassung der Aufgabe, wie in dee Vielseitigkeit der Mittel zu ihrer Lösung ganz den Geist Rippolds wieder.

So ist diese Schrift von Bedeutung für die Würdigung des mannichfaltigen reichen Geistesleben, das sich im Coangelischen Bund entfaltet hat. Es wird nicht leicht eine andeee Veeeinigung, zu der der Evangelische Bund im Gegensatz steht, wie z. B. der Görres-Verein u. a., einen solchen Reichthum geistvoller Personen, eine solche Summe christlicher Geistesgaben aufweisen können, die in gegenseitiger Ergänzung, in wechselseitigem Nachgeben und Sichaneinanderanpassen, für ein großes Kulturwerk arbeiten. Rippolds geistige Ader hat der Schrift selbst ihren eigenartigen Stempel aufgedrückt. In der Behandlung der Personen, in der Werthung iheer Bedeutung, auch wenn sie nicht seiner theologischen Richtung angehören, in der ganzen Auffassung der Sachlage, in der Beherrschung des politischen und religiösen Materials, in dessen Behandlung selbst bei ganz nebenbei hereingezogenen Feagen, zeigt sich der weitausschauende Historiker, der nicht nur bieneumäßig eine Unsumme Notizen und Nachrichten zusammenteägt, sondern sie mit seinem Geist sichtet und in logischen Zusammenhang bringt. Dasselbe eingehende Verständniß für die geistige Grundlage und Entwicklung der verschiedenen theologischen Richtungen, das sein Handbuch der neuesten Kiechengeschichte zu einem so geisterfüllten Werke macht, bekundet auch diese Schrift in der Behandlung der Gründer und des Individuellen, was ein Jeder zum Bunde beitrug.

Dee Gedanke des Bundes hat bis jetzt die äußere Ausbeeilung nicht voll gefunden, die in seinem Begriff lag und die er bei seinee Bedeutung für die evangelische Kirche und das kulturelle Leben unsres Volkes verdient. Er theilt dieses Schicksal auch in den Gründen, in denen dies beruht, mit anderen Bewegungen, so vor allem mit dem ihm trotz allee kirchlichen und dogmatischen Verschiedenheiten geistig verwandten und in dem Kampf gegen den Romanismus, sowie in dem Streben nach einee Verständigung zwischen den Konfessionen gleichgesinnten Altkatholizismus.

Um so mehr veedient er es, daß er in seinem Werth erfaßt werde und den plumpen, maßlosen Angriffen der ultramontanen Presse gegenüber von denen gewürdigt werde, für die er seine Arbeit leistet, von den Vertretern der deutschen Intelligenz, mögen sie sich evangelisch oder altkatholisch oder liberal katholisch nennen.

Passau. Lic. Götz.

Ferdinand Fabre.

W. H. Wäheend der aufregenden Eeeignisse des Zola-Prozesses im Justizpalast zu Paris blieb der am 11. Februar vs. Js. erfolgte Tod von Ferdinand Fabre fast unbemerkt. Dieser sympathische Dichtee hatte es zwar nicht zu einer unwerfellen Berühmtheit gebracht, wie

Digitized by Google

mancher von seinen minderwürdigen, aber erfolgreicheren Kollegen, denen ihre geschäftliche Gewandtheit mehr Vortheil brachte, als ihr schriftstellerisches Talent, aber er gehörte unstreitig zu den Auserwählten, denn kurz vor seinem Tode stand er an der Schwelle der Académie Française.

Ferdinand Fabre wurde im Jahre 1830 zu Bedarieux in den Cevennen gebaren; er studirte in Montpellier Medizin, besuchte dann das Priesterseminar, um sich der Theologie zu widmen, gab diesen Entschluß wieder auf, ging nach Paris, setzte dort das Studium der Medizin fort, wandte sich aber schließlich zur Schriftstellerlaufbahn. Im Jahre 1853 erschienen seine Gedichte unter dem Titel „Fleurs de lierre", die aber nur wenig Erfolg hatten; als er dann in seine Heimath zurückkehrte und im Jahre 1862 den Roman „Les Courbezon, scènes de la vie cléricale", ein Sittengemälde aus den Cevennen veröffentlichte, erlangte er damit einen Preis der Akademie. Diesem Werke folgten 1863 „Julien de Savignac" und 1865 „Madomoiselle de Malavielle", die nur wenig Beachtung fanden. Erst sein 1873 erschienener Priesterroman „L'abbé Tigrane, candidat à la papauté" erregte wieder allgemeines Aufsehen und von diesem hervorragenden Werke an, dessen meisterhafte Charakteristik des Verfassers außerordentliche Begabung offenbarte, datirt seine unbestrittene, obwohl im Ausland nur wenig anerkannte Berühmtheit. Im „Lucifer" (1884) schilderte Fabre den Kampf des gallicanischen Freisinnes mit dem jesuitischen Ultramontanismus, und in „Ma vocation" seine inneren Kämpfe im Priesterseminar. Seit 1883 war er Konservator der Bibliothek Mazarine.

Für Ferdinand Fabre charakteristisch ist ein Selbstgespräch in der Vorrede des ländlichen Drama's „L'Hospitalière". Fabre, der Provinziale, unterhält sich mit Fabre, dem Pariser Schriftsteller. Ein so naives, rührendes Zwiegespräch wie dieses, findet man wohl nur selten; es enthält unter anderen folgende Fragen und Antworten:

Aber der Erfolg, Unglückseliger! — Er gebührt nur demjenigen, der ihn verdient. — Aber du selbst hast ihn doch kaum gekannt! — Beweis', daß ich ihn nicht verdiente. — Woher kommt es denn, daß so Viele, die weit weniger als du leisteten, viel mehr von sich reden machten? — Um so schlimmer für sie. — Das ist aber doch furchtbar naiv! — Besten Dank. — Du bist der reinste Provinziale! — Auch dafür schönsten Dank. — Das ist aber ungeschickt! — Auch dafür muß ich mich bedanken. — Bedenke doch, daß es nur ein Spinngewebe ist, das dich von der Berühmtheit trennt, und daß du vielleicht sterben könntest, ohne diesen dünnen Schleier, unter dem du erstickst, zerrissen zu haben. — Vielleicht. — Aber das ist ja zum Tollwerden! — Beruhige dich, mein ebenso gefährlicher, wie liebenswürdiger Gefährte. Wenn mein Arm das mich umhüllende Spinngewebe nicht zerreißen kann, so beweist das, daß es ihm an Kraft fehlt; da aber die Kunst nur die Starken begünstigt, da sie die Pflicht hat, nur mit diesen zu rechnen, so braucht sie sich um mich nicht zu bekümmern. Sei überzeugt, das Geschick verleugnete mich nur deßhalb, weil ich selbst es verleugnete.

Das Spinngewebe blieb unzerrissen; Fabre's Berühmtheit gelangte nicht zur vollen Anerkennung. Die Akademie war endlich im Begriff, ihm ihre Pforte zu öffnen, aber er starb, bevor er die Schwelle überschritten hatte. Wäre er weniger arg- und harmlos gewesen, so hätte er sie längst überschreiten können. Sein Fehler war, daß es ihm bei all seiner starken Originalität an Weltgewandtheit fehlte, daß er sich nicht geltend zu machen verstand, daß er es versäumte im geeigneten Moment den entscheidenden Schritt zu thun.

Wer ihn näher kannte und ihn sprechen hörte, konnte sich sofort davon überzeugen. Dieser behäbige alte Mann, der mit seinem weißen Schnurrbart einem pensionirten General ähnlich sah, machte mit seinen klar blickenden Augen den Eindruck eines harmlosen Kindes der Cevennen.

Ein Pariser ist er niemals geworden, er versuchte es auch gar nicht. Mitten in der Hauptstadt, in seinem Kabinet der Bibliothek Mazarine, unweit der Kämme, wo sich die vierzig Unsterblichen versammeln und wo er nach einem langen, arbeitsamen Leben Eintritt zu erlangen hoffte, lebte er, umgeben von den Erinnerungen an seine Heimath. Er war und blieb ein Dorfgeschichtenerzähler; seine Gedanken waren bei den poetischen Ziegenhirten, bei den schlauen Vogelstellern, bei den rohen und doch so sanften Aelplern, bei den durch Zweifel geplagten oder bei den ehrsüchtigen Priestern. Seine Lebensgefährten waren der Abbé Courbezon, der Onkel Célestin, Julien Savignac, Xavière, Méniguette, der Eremit Barnabé und der fürchterliche Abbé Tigrane, eine der packendsten Gestalten des modernen Romans. Bis an sein Lebensende blieb Fabre das unverbesserliche Kind der Cevennen. Es fehlte ihm an jener klugen Geschmeidigkeit, die sich leicht in eine neue Umgebung, wo Erfolge winken, hineinfindet. In seinen Schilderungen, in der kraftvollen Zeichnung seiner Gestalten und sogar in seinem Stil spürt man den Erdgeruch seiner Heimath. Seine Wahrheitsliebe verschmähte die eitle Eleganz, durch welche zuweilen auch die Mittelmäßigkeit Erfolge zu erzielen weiß.

Seine Vorbilder effektvoll herzurichten und ihnen auf Kosten der Wahrheit sensationelle Handlungen anzudichten, dazu war er unfähig; er beschränkte sich stets darauf, die Menschen so zu schildern, wie er sie beobachtet hatte: geizig aber freigebig, hart wie Granit oder weich und zart wie die Edelkastanie, die Ernährerin seiner Heimath.

Daß die Schilderung der wahren Eigenart seiner verwitterten, wilden Bauern aus den Cevennen mit ihrem entsetzlichen Jähzorn und Ungestüm und der ebenso exklusiven, entzückenden Anmuth seiner jungfräulichen Landsmänninnen viele verwöhnte Leser abstieß und verstummte, ist begreiflich, gibt es doch unter den Menschen der raffinirten Kulturwelt gar manche, die von der Wahrheit entwöhnt sind und die, wenn man sie ihnen zeigt, nicht imstande sind, sie zu erkennen.

Ferdinand Fabre ward niemals müde, seine geliebte Heimath zu schildern. Er sagte: on revient toujours à ses premiers amours. Es war ihm unmöglich, etwas anderes zu produziren, denn er war eine ehrliche und aufrichtige Natur, einseitig bis zur Intonvenienz — aber trotzdem genial.

Diese Behauptung mag gewagt erscheinen; aber wer ein so schaudererregendes Gemälde wie L'abbé Tigrane entwerfen, wer die gewaltige Gestalt des triumphsüchtigen und brandschatzenden Einsiedlers Barnabé schildern konnte, war eine geniale Natur, wenn man die schöpferische Kraft, die Gabe, unsterbliche Phantasiegestalten zu schaffen, genial nennen darf.

Diese Gestalten waren zwar thatsächlich der Wirklichkeit entnommen, aber er schilderte sie wie die Heroen, die uns in den Heldengedichten der Vorzeit überliefert werden. Das Vorbild seines Barnabé war der Mann seiner Amme, ein armseliger Tropf, und man kann es kaum begreifen, wie es möglich war, aus diesem vulgären, bäuerischen Abenteurer eine so unvergeßliche, großartige Gestalt zu schaffen.

Fabre begeisterte sich an dem, was er selbst erlebt hatte, und seine Erlebnisse entstammten ausschließlich den Cevennen. Nur die materielle Nothwendigkeit fesselte ihn an Paris, aber Paris besaß nur seinen Leib; seine Gedanken weilten beständig unter den Kastanienbäumen der Cevennen, auf den Weideplätzen der rauhen Berge, in den ländlichen Pfarrhäusern, wo das einfache und bescheidene Leben seiner Dorfpriester dahinfließt. Um ein vollendeter

Schilderer ländlicher Sitten und priesterlichen Lebens zu sein, brauchte er nur seine Erinnerungen wachzurufen.

So gut wie er kannte Niemand die verborgensten Geheimnisse des kirchlich-geistlichen Lebens, niemand drang tiefer als er in die versteckten Schleichwege der Hierarchie ein, Niemand schilderte wahrer als er die Hoheit des Priesterthums sowohl, wie auch die tragische Resignation des Priesters.

Die Eigenart seiner Schilderungen bestand in der tiefen Sympathie, die er für die bescheidenen Diener der Kirche empfand, zu denen auch er einstmals gehören sollte. Man sah, daß er sie liebte und daß er die hierarchischen Mächte, die sie bedrückten und zermalmten, haßte. Er preist ihre schlichten Tugenden, tadelt aber auch die Ehrsucht einzelner von ihnen, z. B. Tigrane und Lucifer, die da glauben, daß sie trotz dieser Leidenschaft ihrer Kirche dennoch dienen können.

Durch seine gründliche Kenntniß der kirchlichen Sitten und durch Unparteilichkeit erlangte Fabre eine Sonderstellung in der französischen Literatur, die seit Rabelais stets entweder antiklerikal, frivol-spöttisch oder aggressiv war. Obschon einigermaßen gekünstelt, war sein Stil doch kraftvoll und markig, sowohl für seine realistischen, wie auch für seine fesselnden poetischen Schilderungen geeignet. Wer seine Werke Le Chevrier, L'abbé Tigrane, Barnabé, Mon oncle Célestin, Ma vocation gelesen hat und sich von dem unvergleichlichen Reiz dieser Schöpfungen fesseln ließ, dem sind sie unvergeßlich.

Von Fabre's Werken gehören fünf bis sechs Bände unbedingt zu den hervorragendsten literarischen Produkten der letzten Jahrzehnte.

Aber auch die Persönlichkeit des Verfassers dieser Dichtungen flößte Allen, die ihn näher kannten, wahre Sympathie ein. Er war ehrenwerth, rechtschaffen und wahrhaft. Möchten alle seine Kollegen ihm ähnlich sein.

Mittheilungen und Nachrichten.

D-n. **Die Dekadenten.** Psychologischer Roman von Gerhard Dackama. München, Piloty u. Loehle 1898. — Das Problem der Decadence sucht der Verfasser in diesem Werk in neuer Weise zu lösen. Nach seinen eigenen Worten gibt es „eine Entartung nach vorwärts und eine Entartung auch rückwärts". In den beiden Söhnen eines reich gewordenen Parvenus werden uns diese beiden Gegensätze vorgeführt. Der eigentliche Held des Romans ist „ein Degenerirter höherer Ordnung; Wille, Muth, überhaupt alle Eigenschaften, die der Mensch mit dem Thier gemein hat, sind bei ihm verkümmert, an ihrer Stelle ist die Sensibilität übermäßig entwickelt". Er sucht in den Armen einer Geliebten „die Kraft der Gemeinheit zurückzugewinnen". Ein Zuhälter zwingt dieses Mädchen, ihn in jeder Weise auszusaugen, die physische und moralische Feigheit seines Opfers fordert seine Frechheit immer mehr heraus, bis der Arme bei einer durchaus nicht genügend motivirten Gelegenheit nach dem Degen greift und, einem plötzlichen krankhaften Impuls folgend, auf seinen Peiniger losticht. Wegen Mordversuchs wird er zu 3 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Danach kehrt er zu seinem alten Hausarzt und Freund, dem einzigen Menschen, der ihn verstanden hat, zurück, um mit diesem durch Wohlthun in beschränktem Kreis unter einfachen Landleuten sich ein friedliches ausgefülltes Dasein zu erringen. Es ist dem Autor nicht gelungen, diese Natur glaubwürdig und lebensfähig zu machen. Nur mit großer Mühe arbeitet man sich durch die fortgesetzten Schilderungen des Seelenzustandes seines Helden hindurch, so ermüdend gleichförmig bis zur Langeweile schieben sie sich in den Gang der spärlichen Handlung. Manche feine und gute Beobachtung geht dadurch verloren, daß der Verfasser nicht versteht, fesselnd vorzutragen. Es kommt eben hier wie bei jedem Kunstwerk nicht nur auf das Was, sondern besonders auf das Wie an. Die großen Unklarheiten und Unsicherheiten der oft etwas geschraubten Ausdrucksweise lassen darauf schließen, daß der Autor seinen Stoff nicht genügend beherrscht, auch fallen sie noch mehr auf durch den Gegensatz zu dem goethisirenden Stil, der doch vor allem völlige Klarheit der Gedanken voraussetzt. Das entschiedene Talent Dackama's sollte sich zunächst an festen umrissenen Aufgaben erproben. — Höchst eigenthümlich denkt er sich die Entwicklung des Menschengeschlechts. Wir alle müssen durch die „Entartung nach vorwärts" hindurchgehen. „Die geringeren Gaben: physischer Muth, Wachsamkeit, Lebendigkeit des Instinkts werden abnehmen — die Sensibilität wird sich unendlich verfeinern. Und die Ursache solcher Vervollkommnung (?) liegt in der Arbeit, der unablässigen, immer aufs neue angespannten intensiven Thätigkeit. — Die an äußere Organe geknüpften Sinne werden nicht mehr die alleinigen Träger der Wahrnehmung sein. Es werden sich geistige Organe ausbilden, und die werden das Geistige aufnehmen. Da gibt es denn keine Absonderung des Gedankens mehr, was Einen beschäftigt, werden sogleich Alle wissen. Wer böse, hinterlistige und verrätherische Pläne im Sinn hätte, würde sofort erkannt werden und als Einzelner gegen Hunderttausende stehen; er wäre vernichtet. Und wo der geistige Inhalt des Lebens durchaus gemeinsam ist, muß sich unter den Menschen eine Verbrüderung ausbilden, von der wir keinen Begriff haben. Sie werden auch nicht mehr ganz an die Erde gebunden sein. Mit ihrem geistigen Empfinden werden sie alles Bewußtsein aufnehmen, das im Weltall vorhanden ist. Der Tod ist ein Uebergang in solchen Zustand. Das Schreckliche des Durchgangs durch das geheimnißvolle Thor zu überwinden, wird dem veredelten Menschen gegeben sein dadurch, daß er in der sterblichen Hülle schon die Gemeinsamkeit des Ueberweltlichen genießt." Mit dieser Wunderlichkeit schließt das Buch.

E-m. **Agricola. Bauerngeschichten** erzählt von Dr. Ludwig Thoma. Passau, in Waldbauers Verlag. 1897. — Das vorliegende Buch ist eine köstliche Blüthe bayerischen Humors. Der Verfasser hat in seiner juristischen Thätigkeit Gelegenheit gehabt, den innersten Kern des Volkes zu studiren; als humorvoller Schriftsteller aber hat er das Verständniß dafür bewiesen, aus all den vielen Härten und, wenn wir so wollen, Roheiten der bayerischen Landbevölkerung doch wieder das zu ziehen, was die Tüchtigkeit des Volkes trotz aller mangelnden höheren Kultur in freundliches Licht treten läßt. So gab er ein Buch, das einerseits zwar an die Satire streift, ohne jedoch des wohlwollenden Lächelns zu entbehren, das andrerseits aber weit entfernt ist von der sentimentalen, verlogenen Verherrlichung des Altbayern, wie sie so viele unsrer Dialektdichter gepflegt haben. Diese seltene Gabe, die Wahrheit mit Lachen zu sagen, macht die fesselnde Schrift so werthvoll. Die Fülle kleiner, scharfer Beobachtungen über die „Dachauer" ist nur ein Theil der Vorzüge des Buches, das immer seinen Hauptwerth in der unversieglichen, guten Laune haben wird, von der fast jede Seite eine gelungene Probe bietet. Hervorheben möchte ich besonders die erste Humoreske, Agricola, in der Thoma, sich streng an Tacitus' Germania haltend, eine ganz ausgezeichnete Schilderung der Sitten der bayerischen Landbevölkerung gibt. Der Verfasser war klug genug, nicht den bayerischen Dialekt selbst anzuwenden, den der Städter ja nie gut genug beherrschen wird, um ihn so zu verwerthen, daß er dem feineren Geschmacke zusage. Die Illustrationen sind von dem bekannten Karikaturenzeichner Bruno Paul in sehr geschickter Weise so gehalten, daß sie nicht selbständige Kunstwerke sein, sondern nur den Text freundlich begleiten und veranschaulichen wollen. Sie verzichten darauf, die markanten Stellen herauszugreifen; denn was der Schriftsteller schon klar gesagt hat, braucht nicht weiter illustrirt zu werden. Die Stimmung des Textes jedoch kann und soll durch die Zeichnung noch fortgeführt werden. Das unterscheidet die veraltete Illustrationsweise à la Thumann prinzipiell von derjenigen, die von den großen Alten, z. B. von Holbein, gepflegt wurde und die von den „Jungen" wieder eingeführt wird. Hölzl zeichnete eine Reihe Landschaften, die, meistens im Drucke zu schwarz gerathen, sich dennoch der Stimmung glücklich einfügen.

Digitized by Google

R. **Gedankenspäne eines Sonderlings. Eine gemischte Schüssel von Augustin Trapet.** Gießen, v. Münchaws Verlag (O. Kindt) 1898. — Trapet zeigt sich in dem kleinen Buch als ernster, scharf beobachtender Mann, in jenem reifen Alter, in dem man „zu alt, um nur zu spielen, und noch zu jung, um ohne Wunsch zu sein". Die Einsamkeit, der er seine tiefe, glühende Liebe bekennt, bedeutet ihm kein Abwenden von der Welt, sie führt ihn nur aus der Zerstreuung zur Sammlung und weist ihm das ewig junge Buch der lebendigen Natur. Von diesem gesicherten Standpunkt aus verfolgt er mit warmem Interesse das geistige und politische Leben, religiöse Fragen, Vaterland, Kunst, Bildung, Mode, Beruf, ethische Wahrheiten, große und kleine Reiseeindrücke, ja selbst Vorkommnisse des alltäglichen Lebens — sie alle sind die Samenkörner, aus denen jene „Gedankenspäne" emporwachsen. Hr. Trapet ist weder phlegmatisch tolerant, noch cholerisch niederreißend, nichts ist ihm uninteressant und sein Ernst ist selten pessimistisch. Seine Mißbilligung ist klar und scharf ohne Einseitigkeit, seine Religiosität wird nie zu beschränktem Eifer, seine Liebe zu den Menschen und der Kunst ist einfach und aufrichtig, aber Vaterlandsliebe und echte Humanität leuchten aus dem kleinen Buch am hellsten und wahlthuendsten hervor. Wer sich an der originell gesunden Welt- und Lebensanschauung eines kernhaften deutschen Mannes erfreuen will, dem sei das Buch empfohlen.

Lebenserinnerungen von Thomas Carlyle. Uebersetzt von Paul Jaeger, Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1897. — Zum erstenmal liegen uns hier die wichtigen „Reminiscenses" Carlyle's in vollständiger deutscher Uebersetzung vor. Die erste englische Ausgabe veranstaltete im Jahre 1881, wenige Wochen nach des Verfassers Tode, sein Freund Froude in Oxford. Der Druck begann zu Carlyle's Lebzeiten, der ihn noch überwachen wollte, jedoch nicht mehr dazu kam, so daß Blätter ohne die letzte Durchsicht von Seiten des Verfassers in die Oeffentlichkeit gelangt sind. Das darf man nicht vergessen, zumal da das eine Stück des Bandes (James Carlyle) im Jahre 1832 geschrieben ist, das andere (Eduard Irving) im Jahre 1866. Auch ist zu beachten, daß Carlyle seine Aufzeichnungen gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt hatte. Er selbst sagt darin einmal, daß er „ohne bestimmte Ordnung, beinahe ohne jede besondere Ueberlegung" schreibe. Literarische Kunstwerke sind sie deßhalb auf keinen Fall; nichtsdestoweniger fesseln sie ungemein, da man erst aus ihnen den reinen, kraftvollen, wahrhaftigen Geist des „schottischen Propheten" vollkommen zu verstehen und zu würdigen lernt.

Paul Seliger (Leipzig).

G. **Ashburnham Bibliothek.** Der Verkauf der zweiten und vorletzten Theiles dieser prachtvollen Bibliothek wurde unlängst mit einer Einnahme von 18,650 Pfund geschlossen. „The Daily Chronicle" zählt die interessantesten Exemplare auf: Miltons „Paradise Lost" 1669 — R. Lefevre's „Book of the Hoale Lyf af Jason", eines der ersten Produkte der Caxton-Druckerei in Westminster 1477 — eine bemerkenswerth schöne Kopie der seltenen Ausgabe von Mandeville's „Voyages and Travailes" 1825 — eine sehr schöne Kopie von Masuccio's „Il Novellino", herausgegeben von Guardato 1492 — Pierre Michaults „La Dance des Aveugles" in gothischen Lettern gedruckt und wahrscheinlich die einzige bekannte vollständige Kopie — eine vortreffliche, außerordentlich seltene Kopie der ersten Ausgabe von Sir Thomas More's „Utopia" 1551 — eine unversehrte Kopie der seltenen ersten Ausgabe von Caxtons „Mirrour of the Warlde" 1481, die einige der ersten Exemplare der in englischen Büchern reproduzirten Holzschnitte enthält — eine Kopie des in Chambéry gedruckten wunderlichen Werkes „La Livre du Roy Modus et de la Royne Racia" — eine große Kopie von Thomas More's „Debellacyon of Salem and Bizance" 1533 — eine Kopie eines der in Abbeville zuerst gedruckten Bücher „Los Neuf Preux" 1487 mit einem großen Holzschnitt, der den Autor darstellt, wie er dem Könige das Buch überreicht — eine ausgezeichnete Kopie der außerordentlich seltenen ersten Ausgabe von William Painters „Palace of Pleasure Beautified" 1566, die wohlbekannte Quelle, aus der Shakespeare und viele andere Dramatiker aus der Zeit Elisabeths die Intriguen für ihre Schauspiele schöpften — Jehan Polsgrave's „Lesclarcissement de la Langue Francoyse" 1530, eine 7 Blätter umfassende Abhandlung, die wahrscheinlich ein Unicum ist — eine sehr unvollkommene, aber seltene und auf Velinpergament gedruckte Kopie von Petrarca's „Canzoniere et Triomphi" Florenz 1515 — drei werthvolle schottische Manuskripte, bekannt als das Arbuthnot Missale, die Arbuthnot Horen und der Arbuthnot Psalter. Diese drei Manuskripte wurden zwischen 1482 und 1491 für Sir Robert Arbuthnot von dessen Kaplan Sibbald geschrieben. Das Meßbuch ist das einzige schottische, das noch existirt, und folglich ein höchst interessantes, werthvolles Dokument. Alle drei Manuskripte wurden von einem Buchhändler aus Glasgow für 1200 Pfd. St. erstanden.

K. **Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart von Ernst Bernheim,** ö. o. Professor der Geschichte an der Universität in Greifswald-Berlin, Calvary u. Co. 1898. — Der Verfasser macht den Vorschlag, die großen, d. h. 4 oder 6 oder noch mehr Wochenstunden beanspruchenden Privatvorlesungen in 1 bis 2stündige Kollegien zu verwandeln, in welcher der Hörer einen summarischen Ueberblick über ein bestimmtes Wissensgebiet erhalten solle. Der Schwerpunkt des akademischen Unterrichts sei, wie schon Er. Haupt in seinem vor 11 Jahren erschienenen Schriftchen „Plus ultra" verlangt hat, mehr und mehr in die praktischen Uebungen zu verlegen, zu denen sich die bisher bestehenden Seminarien zu erweitern haben. An diesen Uebungen sollen die Studirenden der theologischen, juristischen und philosophischen Fakultät schon vom ersten Semester an theilnehmen. In den praktischen Uebungen soll jeder zum selbständigen Beobachten, zum selbstthätigen Denken angeleitet werden; statt als Schreibmaschine in den, theilweise doch recht trockenen großen Vorlesungen zu fungiren, soll er unter den Augen seines akademischen Lehrers selber arbeiten lernen, soll wirkliches Interesse an den allgemeinen und sachlichen Wissensgegenständen gewinnen, damit er nicht jener „Blasirtheit des durchschnittlichen jungen Studenten" verfalle, über die kein Geringerer als v. Treitschke so bitter Klage führt. Jedem Gesuch um Zulassung zu dem Staats- und Universitätsexamen sind nach Bernheims Vorschlag die in jenen Uebungen gelieferten Arbeiten aus jedem der offiziell erforderlichen Semester vom ersten an mit datirter Bescheinigung des betreffenden Dozenten beizulegen. Die Schilderung der großen Gebrechen, an denen unser akademisches Unterrichtswesen krankt, und ebenso der treffende Hinweis auf die Folgen, die sich für unsre Studirenden daraus ergeben, wenn sie ins Berufsleben hinaustreten, werden die Zustimmung jedes unbefangenen Sachkundigen finden, wie er auch keine prinzipiellen Einwendungen gegen die Forderungen erheben kann, die der Verfasser an Lehrer und Lernende stellt. Das ist keine Frage: der Lehrer in der theologischen, der juristischen und der philosophischen Fakultät muß — um einen etwas drastischen Ausdruck zu gebrauchen — mehr von dem Katheder herunter, muß unter seine Schüler treten, soll nicht über ihre Köpfe hinweg diktiren, sondern in unmittelbarem Verkehr sie fassen, von Stufe zu Stufe führen und als Ergebniß seiner Lehrthätigkeit nicht ein leibliches Kollegienheft bei ihnen zurücklassen — was in einem solchen steht, bietet auch eines der jetzt fast für jedes Fach vorhandenen guten Lehrbücher —, sondern neben dem erforderlichen Vorrath von erworbenen Kenntnissen die Fähigkeit und die Lust wissenschaftlich weiter zu arbeiten, auch wenn die Examina nicht mehr drohen. Den Lehrern würde freilich aus dem so veränderten Unterrichtsbetrieb eine so gesteigerte Aufgabe erwachsen, daß eine Vermehrung der Lehrkräfte unvermeidlich wäre. Doch mag dem sein wie ihm will! Bernheims Mahnruf darf nicht ungehört verhallen — am wenigsten bei denen, die in erster Stelle für die geistigen Interessen unsres Volkes zu sorgen haben. Ihnen seien die ernsten Worte ganz besonders empfohlen!

-rt- Ueber ein am 4. Februar 1898 in Greifswald beobachtetes Phänomen, eine vermeintliche Beobachtung des Waltemath'schen zweiten Erdmondes, enthält die jüngst erschienene Nr. 3477 der „Astronomischen Nachrichten" eine kurze Mittheilung aus der Feder des Hrn. Dr. Brendel, der bekanntlich vor kurzem zum Professor für theoretische Astronomie in Göttingen ernannt worden ist. Es haben nach dieser Mittheilung am genannten Tag mittags 1 Uhr in

Greifswald zwölf Personen (Hr. Postdirektor Ziegler mit Familie und Postbeamten) in großer Nähe und östlich von der Sonne mit freiem Auge einen dunklen Körper von 6′ Durchmesser (also etwa ein Fünftel des Sonnendurchmessers) beobachtet, der alsbald in die Sonnenscheibe eintrat, in genau einer Stunde sich über dieselbe in nordwestlicher Richtung hinwegbewegte und auch noch dem Austritt aus der Sonnenscheibe, bis 3¼ Uhr nachmittags, noch sichtbar war. — Hr. Prof. Brendel glaubt annehmen zu müssen, daß es sich nicht um eine atmosphärische Erscheinung handeln könne, weil in diesem Fall sich das Objekt schneller über die Sonnenscheibe hätte hinwegbewegen müssen; er hält es für zweifellos, daß das Objekt nicht an der Erdrotation theilnahm und hat unter dieser Voraussetzung die geänderte Position, sowie die mittlere tägliche Bewegung für die mittlere Epoche der Beobachtung abgeleitet, welche er ebenso, wie die zugrunde gelegten Beobachtungen als zweifellos reell betrachtet. — Wir können trotzdem erhebliche Zweifel an dieser so stark betonten Realität nicht unterdrücken. Mit Recht bemerkt schon der Herausgeber der „Astronomische Nachrichten", Hr. Prof. Kreutz in Kiel, in einem Zusatz zu Hrn. Brendels Mittheilung, daß man die beobachtete Erscheinung schon deßhalb als eine innerhalb der Erdatmosphäre vor sich gegangene betrachten muß, weil es sonst nicht erklärbar wäre, daß der beobachtete Körper außerhalb der Sonne, und noch dazu in so großer Nähe derselben, und mit freiem Auge dunkler als der Himmelsgrund gesehen wurde. Man müßte folgerichtig, insbesondere bei Sonnenfinsternissen, den wirklich vorhandenen Mond in seinem Neulichte am hellen Himmel sehen. Herr Prof. Kreutz hätte noch hinzufügen können, daß, wenn das beobachtete Objekt wirklich kosmischer Natur gewesen wäre, sein Eintritt in die Sonnenscheibe nicht, wie beobachtet, am östlichen, sondern am westlichen Rand derselben hätte erfolgen müssen. — Ein glücklicher Zufall fügte es, wie Prof. Kreutz weiter mittheilt, daß die Sonne zur kritischen Zeit von Hrn. Fregattenkapitän Ivo Frhrn. v. Benko in Pola mit einem fünfzölligen Fernrohr beobachtet wurde, ohne daß etwas besonderes auf derselben bemerkt werden konnte. Man wird somit nicht umhin können, entweder die beobachtete Erscheinung als eine atmosphärische zu betrachten (und hiemit wäre allenfalls noch das wahrgenommene „prächtige Farbenspiel von vorwiegend blutrother Farbe" vereinbar) oder die ganze Beobachtung des Hrn. Postdirektors Ziegler in das Gebiet der Sinnestäuschungen zu verweisen.

Der englische Astronom Mr. T. E. Espin theilt in einem Zirkular mit, daß er in der Nacht des 16. Januar ein bemerkenswerthes Objekt am Himmel entdeckte. Im Sternbild des Fuhrmanns fand er nämlich ein elliptisches nebelartiges Gebilde von 1 Grad Länge, das er bisher noch in drei weiteren Nächten beobachten konnte und das eher einer dunklen Wolke (»same obscuring medium«), als einem Nebel gleicht.

* Ueber Andrée's Schicksal wird der „Frkf. Ztg." aus Stockholm geschrieben: Prof. Nathorst, der binnen kurzem selbst eine Polar-Expedition leiten wird, ist der Meinung, daß die Aussichten, im Laufe des kommenden Sommers über das Schicksal der Andrée-Expedition zuverlässige Nachrichten zu erlangen, günstig seien. Schon Ende April werden mehrere Schiffe nach Spitzbergen absegeln, im Juni werden Touristendampfer noch der Eismeer-Insel abgehen, und endlich werden die sonst wenig frequentirten Küstentheile der Insel von der schwedischen Polar-Expedition genau untersucht werden. Sind die Mitglieder der Andrée-Expedition auf das Franz Joseph-land gelangt, so haben sie keine Noth leiden können, denn dort gibt es mehrere wohlgefüllte Depots, deren Lage Andrée und seine Gefährten ganz genau kennen; im Juni oder Juli wird außerdem die Wellman-Expedition dort eintreffen. Auch im Falle Andrée auf Nowaja Semlja sich niedergelassen, ist keine ernste Veranlassung zur Sorge vorhanden. Ein gleiches gilt für den Fall einer Landung im nördlichen Grönland; hier werden die Ballonreisenden Aussicht haben, im Laufe des Sommers mit zwei Expeditionen (Peary's und Sverdrups) zusammenzutreffen. Am unglücklichsten wäre es, sagt Prof. Nathorst, wenn die Reisenden ihr Niedersteigen in den amerikanischen Polargegenden bewirkt hätten, denn in diesem Falle hätten sie unter Umständen einen sehr weiten Weg zurückzulegen, bevor sie menschliche Wohnungen erreichten.

* **Jena.** An der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität soll das Studium der Psychiatrie obligatorisch gemacht werden. Als Erforderniß zur Zulassung zum medizinischen Staatsexamen wird der Besuch der Klinik für Geisteskranke geltend gemacht, und die Psychiatrie soll, was bisher nicht der Fall war, unter die Prüfungsgegenstände aufgenommen werden. Der Zeitpunkt, von dem an die neuen Bestimmungen in Kraft treten sollen, steht noch nicht fest.

* **Wien.** Prof. Schenk hat das Werk über seine Entdeckung schon dem Druck übermittelt. Es wird im Verlage von Schallehn und Wollbrück in Wien und Magdeburg in allernächster Zeit erscheinen und den Titel „Einfluß auf das Sexualverhältniß" führen. Es ist nur acht bis neun Druckbogen stark und in einer für Jedermann verständlichen Sprache verfaßt. Zugleich verlautet, daß alle bisher verbreiteten Nachrichten über Schenks Theorie keinen Anspruch auf Richtigkeit haben. — Mit einem Luftschiffe, dessen Konstruktion auf dem Prinzip der geneigten Fläche und der Ausnutzung der Luftströmungen beruht, wurden vor kurzem von dem Erfinder, einem amerikanischen Ingenieur, Versuche unternommen, die ein gutes Resultat ergeben haben sollen. Dieses neue Luftschiff besteht, einer Mittheilung des hiesigen Patentbureaus J. Fischer zufolge, aus einem leichten, jedoch widerstandsfähig gebauten Karbe, in welchem sich der Motor für zwei horizontal gelagerte Schraubenräder befindet. Die Achsen dieser Räder ruhen in einem leichten, über und an dem Korbe angebrachten Gestell und werden von einem elliptoidischen Ringe umfaßt. An diesen schließt sich eine verstellbare Fläche, der Aëroplan, dicht an. Diese Fläche kann in beliebiger Neigung zur horizontalen und somit zu den Schrauben eingestellt werden. Die rotirenden Schraubenräder im Zusammenhange mit dem nach einer bestimmten Seite geneigten Aëroplan bewirken die Vorwärtsbewegung, Hebung und Senkung des Luftschiffs. Der Boden des Luftschiffs ist mit starken Federn versehen, um ein Aufstoßen beim Landen abzuschwächen.

* **Konstantinopel.** Die türkische Regierung hat den Professor der Dermatologie an der Universität Bonn, Dr. R. Rieder, zum Professor an der kaiserlich medizinischen Schule in Konstantinopel mit einem Jahresgehalt von 30,000 Frcnes ernannt. Sie wird ihm einen Assistenten, und zwar gleichfalls einen deutschen Professor, an die Seite geben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Der Fahneneid im Konfliktsfalle. Eine moralisch-juristische Betrachtung. München, O. Th. Scholl 1898. — Bertha v. Suttner: Schach der Qual. Ein Phantasiestück. Dresden, Leipzig, E. Pierson 1898. — Verhandlungen der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden 1897. Zusammengestellt von Dr. Reinhard Albrecht. Leipzig, B. G. Teubner 1897. — Bruno Golz: Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung. Ebd. — Eduard Norden: Die antike Kunstprosa vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. 2 Bände. Ebendo. 1898. — Richard Heinzel: Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter. Hamburg, Leipzig, Leopold Voß 1898. — Buddhistische Mission. Das „christliche" Barbarenthum in Europa. Von einem Lama. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — O. G. Sonneck: Eine Todtenmesse. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — Georg Wenger: Chemie und Technik im Fleischergewerbe. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben 1898. — Louis Edgar André: Die Verarbeitung des Strohes zu Geflechten und Strohhüten, Matten, Flachsenhülsen, Seilen, in der Papierfabrikation u. s. w. Ebd. — J. D. Poestion: Lehrbuch der dänischen Sprache für den Selbstunterricht. 2. verb. Auflage. Ebd. — Dr. M. Wilh. Meyer: Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut 1898. — Dr. Wilhelm Bode: An die Politiker. Auch ein Wort zu den Wahlen. Hildesheim, Selbstverlag 1898.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 5. März. Nummer 52.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Militarismus und französische Zustände. — Aus dem russischen Universitätsleben. — Mittheilungen und Nachrichten.

Militarismus und französische Zustände.

Wer aus dem Titel von Ferrero's eben erschienenem Buche „Il Militarismo“[1]) auf dessen Inhalt schließend darin nur eine Philippika gegen den Krieg und die Last des bewaffneten Friedens zu finden erwartet, wird sich sehr enttäuscht fühlen. Der Verfasser sagt zwar alles Böse vom Kriege, er definirt ihn als den „ersten verfehlten Versuch, den fast alle Zweige der Menschheit zur Erreichung ihrer eigenen Wohlfahrt gemacht haben“, er schildert ihn als Ueberbleibsel und Folge der Barbarei und Wildheit; aber er ist doch kein Genosse der modernen Friedensfreunde. Im Gegentheil: ihre Agitation erscheint, wenn er es auch nicht deutlich herausſagt, nach seiner Darstellung ganz überflüssig, denn der Krieg ist, wenn nicht schon ganz todt und begraben, doch in den letzten Zügen, und man könnte Ferrero beinahe vorwerfen, daß er gegen die Vorschrift de mortuis nil nisi bene sündige.

Aber, wohlgemerkt, das bezieht sich nur auf den Krieg mit Kanonen, Flinten und anderen Mordwerkzeugen. Ferrero schildert die Entstehung des Krieges aus den Instinkten der barbarischen Horden, wobei er als Beispiel aus der Gegenwart eine zu ausführliche Darstellung der mahdistischen Bewegung im Sudan gibt. Dann schildert er die Weiterentwicklung der „militärischen Zivilisation“ im Alterthum und Mittelalter bis in die neuere Zeit, wovon die der Türkei und dem Napoleonismus gewidmeten Kapitel besonders interessant sind.

In drei weiteren Vorträgen beschäftigt er sich mit dem Militarismus der Gegenwart in Frankreich, Italien, England und Deutschland.

Aber nur in Frankreich haben wir es mit dem alten männerwordenen Militarismus, der hier in Form des Cäsarismus erscheint, zu thun. Zum Theil schon hier, mehr aber noch in Italien, England, Deutschland und anderen Ländern tritt an seine Stelle ein anderer, viel gefährlicherer und schädlicherer Krieg, dessen Waffen Dampfmaschinen und Elektrizitätswerke sind, der nicht der Disciplin und Tapferkeit, sondern des Fleißes und der Arbeitsamkeit bedarf, dessen Armeen aus Commisvoyageurs, Fabrikanten und Kaufleuten bestehen und dessen Ziel nicht Eroberung von Ländern, sondern Bereicherung der Wenigen auf Kosten der Vielen ist.

Und in diesem Kriege erscheinen unserm Autor England und Deutschland als die gefährlichsten Feinde seines armen Italien. Ferrero hat in seinem im vorigen Jahre erschienenen Buche L'Europa giovane das Lob der germanischen Völker gesungen und seinen Italienern bittere „Worte“ — der Ausländer wagt nicht das Wort „Wahrheiten“ zu gebrauchen — gesagt. In dem jetzt vorliegenden Werke kommt der italienische Patriot, man könnte beinahe sagen der Nativist, zum Wort. Es ist, wie in der Vorrede gesagt wird, aus Vorträgen entstanden, die der Verfasser im Frühjahr 1897, also bald nach Erscheinen des „Jungen Europa“, in Mailand gehalten hat. Man könnte ihn also beschuldigen, daß er seine Meinung gar zu schnell geändert oder daß er aus Rücksicht auf sein Publikum einen so patriotischen Ton angeschlagen habe. Aber es gibt noch eine dritte für ihn ehrenhaftere Erklärung, der wir aus Rücksicht auf die Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, die stets in seinem Werke zutage treten, den Vorzug geben: Wie Jedermann „die Fehler seiner Tugenden“ hat, so hat auch Jeder die Vorzüge seiner Untugenden, und was im Kampf ums Dasein eine Eigenschaft für ihren Besitzer zur guten macht, das macht sie zur schädlichen für dessen Rivalen. Ferrero hat in seinem neuen Buch nur das Verhältniß zwischen Germanen und Italienern von einer anderen Seite angesehen. Hatte er früher den Italienern gesagt: „Seht, wie viel besser, fleißiger und gewissenhafter die Germanen sind,“ so sagt er ihnen jetzt: „Seht, wie sie diese guten Eigenschaften zu ihrem Vortheil und zu eurem Nachtheil benutzen, seht, wie ihr in diesem ungleichen Kampfe unterliegen müßt, wenn ihr nicht anders werdet oder euch absperrt.“

Bei dieser Nutzanwendung, die im allgemeinen richtig ist, verfällt er aber mitunter in sonderbare nationalökonomische Irrthümer und scheint nicht zu wissen, daß schon ein italienischer Nationalökonom des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen hat, daß beim Handelsverkehr zwischen zwei Nationen der Gewinn der einen nicht den Verlust der andern zur Folge haben müsse.

„Italien,“ sagt er, „das sich bis 1860 geistig im elendesten Zustande befand, materiell in sehr glücklichem, hatte sich in der Zeit seit 1815 einen hübschen Vorrath von Unwissenheit, aber auch von baarem Gelde angesammelt. Nach 1860 wurden seine Thore der modernen Zivilisation weit geöffnet. Zuerst von England, zum Theil durch französische Vermittlung, dann von Deutschland erlernten wir eine neue Art der Lebensführung und machten aus der blinden, unüberlegten Nachahmung dieser Muster die größte Tugend für den Einzelnen wie für das Volk. . . . Dieser Eifer für den Fortschritt diente aber nur dazu, mit unsern Ersparnissen diese Industrieprodukte exportirenden Völker zu bereichern, mit äußerst geringem, vorübergehendem Vortheil für uns.“

Dann klagt er, daß die Italiener die ausländische franko-englische kostspielige Lebensweise annahmen, wobei die Regierung mit dem schlechten Beispiele voranging, den Ausländern „Milliarden auf Milliarden“ für neue Waffen, neue Schiffe und besonders für Eisenbahnen zahlte. „Mit gleicher Verschwendung gingen dann die Städte vor, führten sie mit ungeduldiger Verschwendung die neuen Erfindungen, besonders Kommunikationsmittel und Beleuchtung ein. Auch im Privatleben machte die alte, einfache, sparsame

[1]) *Il Militarismo*, dieci conferenze di Guglielmo Ferrero. Mailand, Fratelli Treves 1898, 464 S.

Lebensweise einer vornehmeren und kostspieligeren Platz. Der Bauer fand die im Auslande fabrizirten Stoffe so billig und so schön, daß er den alten Webstuhl, auf welchem seine Vorfahren ihre Kleiderstoffe selbst verfertigten, in die Rumpelkammer warf. ...“ „Die Arbeiter und Kleinbürger in der Stadt begannen auch besser zu leben, wollten schöner und besser eingerichtete Wohnungen haben, sich alle die von den Industrieländern kommenden Maschinen und Geräthschaften für den häuslichen Gebrauch anschaffen, anstatt wie unsre Vorväter mit eigenen Händen zu arbeiten.“

Wenn Ferrero übersieht, daß in den letzten 40 Jahren auch in anderen Ländern die Lebensführung komfortabler und kostspieliger geworden ist, wenn er den Bau von Eisenbahnen und den Ankauf von Nähmaschinen als Verschwendung betrachtet, so wollen wir hier mit ihm darüber nicht streiten und uns mit der Bemerkung begnügen, daß eben durch die geringe Sorge der früheren Regierungen Italiens für Volksbildung und Industrie die überstürzten Neuerungen verursacht wurden. Es wäre viel besser gewesen, wenn die Italiener um 1860, anstatt des „hübschen Vorraths an baarem Gelde“ mehr Wissen, mehr Fabriken und mehr Eisenbahnen besessen hätten.

Aber mit dem Import von Industrieartikeln und der Verlockung zu besserem Leben begnügen sich die gierigen Engländer und Deutschen nicht. Sie thun noch schlimmeres: „Sie kaufen in den (ökonomisch) besiegten Ländern die besten Dinge weg. Die englischen und deutschen Millionäre trinken unsre besten Weine, kaufen die historischen Paläste Venedigs, die Villen und Seen an den albanischen Hügeln. ... Die englischen Arbeiter verzehren die besten Orangen Siciliens und Spaniens. Die erste Folge des Uebergangs Rußlands vom Feudalstaat zur modernen Gesellschaftsordnung war, daß der Bauer aufhören mußte Weizenbrot zu essen und sich mit Roggenbrot begnügt, weil der Weizen weggeführt wird, um die deutschen und englischen Arbeiter zu ernähren.

Wie sonderbar uns auch manche von Ferrero's nationalökonomischen Ansichten vorkommen mögen, so scheint er uns doch ganz richtig zu urtheilen, wenn er in dieser Beziehung Deutschland und England als die fortgeschrittensten Länder betrachtet, während er Frankreich fast ganz aus dem Spiele läßt. Und dies ist nicht zufällig, sondern das Ergebniß seiner ganzen Anschauung von Frankreichs Volk und Regierung. Engländer und besonders Deutsche sind, nach ihm, friedliebende Völker und nichts, sagt er, ist falscher, als wenn die Menschen lateinischer Zunge sich den Deutschen stets als Soldat mit Pickelhaube vorstellen, wenn ihnen Deutschthum gleichbedeutend mit Militarismus ist. „Preußen, das man gern die Kaserne Deutschlands nennt, hat vom Tode Friedrichs des Großen bis zu Bismarck nur Vertheidigungskriege gegen französisch-napoleonische Angriffe geführt. Der Krieg von 1866 war für den Fortschritt Deutschlands unbedingt nöthig, und Fürst Bismarck hat damit seinem Vaterlande den größten Dienst geleistet. Aber gerade die Opposition, die seiner Politik vom Bürgerstande und selbst vom Adel gemacht wurde, beweist, wie wenig kriegslustig das deutsche Volk ist. Und nach seinem Rücktritt hat sich Deutschland wieder auf sich selbst zurückgezogen. Es spielt nicht mehr die erste Geige im europäischen Konzert, mischt sich in fremde Angelegenheiten nur so weit als nöthig ist, um den Frieden zu erhalten, während Frankreich und Rußland überall die Hände im Spiele haben. In Deutschland ist der Militarismus stark im Abnehmen, in England ist er fast ganz geschwunden.“

Anders in Frankreich, das noch ganz im Cäsarismus und Militarismus steckt. Ja seine Schuld ist es, daß der Militarismus sich noch im übrigen kontinentalen Europa erhält.

Dies begründet Ferrero in den zwei Vorträgen, welche er „Napoleon“ und „Militarismus und Cäsarismus in Frankreich“ betitelt.

In dem Vortrag über Napoleon folgt er im großen und ganzen der Auffassung Taine's, aber er vergleicht ihn nicht mit den Condottieri des 14. und 15. Jahrhunderts, sondern mit Attila, und macht ihn für das Zurückbleiben der romanischen Nationen hinter den germanischen verantwortlich. Von dem, was er noch sonst über Napoleon, „den größten Feind des 19. Jahrhunderts“, sagt, ist manches recht treffend und richtig, aber wir können darauf nicht eingehen, denn wir müssen zum interessantesten Theil seines Buches, der Schilderung des Frankreichs der Gegenwart, eilen.

Hier wollen wir nochmals hervorheben, daß Ferrero's Buch aus im Frühjahr 1897 gehaltenen Vorträgen entstanden ist. Wenn er auch später manches im einzelnen geändert hat, so muß doch das vor einigen Wochen erschienene Buch lange vor den Prozessen Esterhazy-Zola in Druck gegeben worden sein, ja wahrscheinlich vor der Wiedererweckung der Dreyfus-Affaire, die von ihm gar nicht erwähnt wird. Wenn wir nun sehen, wie manche der Vorgänge der letzten Wochen das von Ferrero Gesagte so merkwürdig bestätigen, ja manche seiner Worte geradezu prophetisch erscheinen lassen, so müssen wir die Schärfe und Verlässlichkeit seiner Beobachtungen bewundern.

„Frankreich,“ sagt er, „scheint jetzt eine parlamentarisch-demokratische Republik auf Grundlage des allgemeinen Stimmrechts zu sein, aber die republikanische Verfassung ist jetzt, wie es in früheren Zeiten die Monarchie war, nur die Rinde, welche den alten, unveränderten Stamm bedeckt, und dieser ist der militärische Cäsarismus. Wird anderswo von Vielen der Krieg nur dann als gerecht und nöthig betrachtet, wenn er in Vertheidigung des Rechts geführt wird, so herrscht allgemein in Frankreich, selbst bei den gebildeten Klassen, noch eine echt kriegerische, von moralischen Rücksichten fast unberührte Stimmung —; siegen gilt für ruhmvoll ohne Rücksicht auf die Motive des Krieges, die Größe einer Nation besteht darin, ihren Willen anderen Nationen mit Waffengewalt aufzuerlegen, Macht und Ruhm Frankreichs steigen in dem Maße, als sein Umfang an Quadratkilometern zunimmt.“

„Diese Idee vom militärischen Ruhm Frankreichs wird beständig von der Zivil- und Militärbureaukratie genährt und lebendig erhalten. Frankreich hat ein Heer von 400,000 Staatsbeamten und 127,000 Beamten der Departements und Gemeinden, welche zusammen 637 Mill. Fr. an Gehalten beziehen, wozu noch 200 Millionen für Pensionen kommen, so daß das Land 837 Millionen jährlich für seine Bureaukratie ausgibt, welche sich größtentheils aus dem Mittelstande rekrutirt. Nur selten tritt Jemand aus der Aristokratie oder aus den niederen Volksklassen in sie ein. Sie ist demokratisch, weil in ihr kein Vorrecht der Geburt gilt, aber bei den Beförderungen spielt die Protektion eine ebenso große Rolle wie das Verdienst. Die Bureaukratie ist nicht bloß ein für die Verwaltung des Landes nöthiges Organ, sondern auch eine Versorgungsanstalt für einen Theil des Mittelstandes. Sie ist nicht von den Menschen für den Dienst des Staates geschaffen worden, sondern Gott hat Frankreich für das Wohl der Bureaukratie geschaffen. So hat sich das Verhältniß thatsächlich gestaltet und so wird es auch bis zu einem gewissen Punkte von der öffentlichen Meinung anerkannt. Die Folge ist die unendliche Vermehrung der Beamtenzahl, weit über das für eine geordnete Administration erforderliche Maß.“

Theoretisch sind im demokratisch-republikanischen Staat die Aemter Allen gleich zugänglich, aber in der Wirklichkeit sind in Frankreich die besten Stellen der bemittelten Klasse vorbehalten, die so eine Art von Oligarchie bildet

Nachdem Ferrero die Allmacht des von dieser Oligarchie regierten Staats geschildert hat, die in alle Verhältnisse eindringt, alle Gebiete des öffentlichen und Erwerbslebens beherrscht, gelangt er zu dem Schluß, daß es in Frankreich zwei Klassen von Menschen gibt: die eine arbeitet, erwirbt und steuert, die andere lebt davon, direkt oder indirekt, bereichert sich sogar, ohne der andern oder dem Staat dafür entsprechende Dienste zu leisten. Freilich, setzt er hinzu, sind diese Klassen nicht stets so streng geschieden; es gibt Leute, die an der Grenzlinie stehen, solche, die vom Staate leben, aber auch etwas beisteuern.

Wie kommt es aber, daß die Zahlenden dies geduldig ertragen, den Parasitismus auf Kosten des Volks bestehen lassen? fragt Ferrero. „Zu gewissen Zeiten treten doch alle volljährigen Männer an die Wahlurne und wählen die Deputirten, welche die Gesetze machen, Minister einsetzen und stürzen. Da könnte ja das Volk seinen Willen ausdrücken und durchsetzen?“

„In der Theorie ist das wohl richtig,“ antwortet er selbst, „aber nicht in der Praxis. Die Wahlen sind in Frankreich eine leere Zeremonie, bei der das Volk mittelst eines gut ersonnenen Systems politisch-administrativer Kunstgriffe dazu geführt wird, das zu seinem Schaden seit einem Jahrhundert herrschende Regierungssystem fast unverändert aufrecht zu erhalten. Bei den Wahlen kämpfen eigentlich nur die Ausbeuter untereinander, das Ausbeutungssystem selbst kommt nicht in Frage. Eine der Hauptaufgaben der Bureaukratie ist eben die Wahlen „zu machen“, dafür zu sorgen, daß die gefährliche Waffe, die man dem Volke mit dem allgemeinen Stimmrecht gegeben hat, ein unschädliches Spielzeug bleiben soll“.

„Dazu wird der ganze Regierungsapparat in Thätigkeit gesetzt, mit List, Bestechung und allen Künsten der Intrigue gearbeitet, um den Regierungskandidaten zum Siege zu verhelfen, vor allem aber um das bestehende System zu erhalten, das Aufkommen jeder prinzipiellen Opposition, welche die Axt an die Wurzel dieses Systems zu legen versuchen sollte, zu verhindern.“

Als einziges Heilmittel gegen diese Korruption betrachtet Ferrero den Förderalismus, und aus diesem Gesichtspunkte äußert er auch seine Sympathie mit der „Commune“ des Jahres 1871. Doch wir haben hier um so weniger Veranlassung, uns in eine Diskussion darüber einzulassen, als auch er sich mit einer kurzen Andeutung begnügt.

Um so interessanter ist, was er über die Vergötterung des französischen Staates sowohl in seinem Verhältniß zu den eigenen Bürgern als zu den anderen Staaten, denen kaum die Gleichberechtigung zugestanden wird, sagt. Es ist dies ein Erbe des alten Regime, von den Jakobinern und mit fast barbarischer Energie von Napoleon vermehrt, und das sich bis jetzt wohl in den Formen gemildert, aber innerlich noch gekräftigt erhalten hat.

Nicht alle Staatsbeamte sind unbedingte Anbeter dieses Staatsidols, manche schwimmen, ohne viel Ueberlegung mit dem Strom, andere mit liberaleren Ideen sind innerlich mit Ekel vor dieser Staatstyrannei erfüllt, aber keiner wagt es, seine Meinung offen zu äußern, an diesem Glauben Kritik zu üben. „Ein Beamter, der in Wort oder Schrift behaupten möchte, daß die Theorie von der militärischen Ehre Frankreichs unsinnig ist, daß das Heer und der ganze Cäsarismus, von dem es einen Theil bildet, schädliche Einrichtungen sind, würde sofort abgesetzt werden.“

„Das cäsarische System für das Innere, das militärische für das Aeußere sind in Frankreich unauflöslich miteinander verbunden, sie bilden eine einheitliche Tradition, weil diese Verwaltungsorganisation während der großen Kriege eingerichtet wurde; deßhalb erhält sie auch jetzt die kriegerische Stimmung des Landes. Unter ihrem Einfluß bildeten sich literarische, religiöse, politische, ökonomische Cliquen, wurde ein gut ausgedachtes System gegenseitiger Einschüchterung eingeführt, das bewundernswerth funktionirt. Darauf ist auch der ganze Jugendunterricht eingerichtet.“ . . . „Schon den Kindern wird der patriotisch-militärische Enthusiasmus eingeimpft. Alle militärischen Berühmtheiten des Landes — Vercingetorix, Chlodwig, Karl d. Große, Bayard, Ludwig XIV., Napoleon — werden ihnen in vergrößerter Gestalt als Ideale vorgeführt; die großen Kriegsthaten der Franzosen werden ihnen mit größter Ausführlichkeit, mit die Jugend entzündendem Enthusiasmus erzählt.“ . . .

„In gleicher Weise wie die Staatsschule wirkt der Klerus. Die Dorfgeistlichen erzählen den Bauernkindern vom Vaterland, vom Heer, vom Waffenruhm und von den von Gott gesegneten Fahnen. In die entlegensten Dörfer der Alpen und Pyrenäen, wo sich kein Schullehrer findet, kommt der Pfarrer, den der Staat dort die Kirche vertreten läßt, unter der Bedingung, auch für den Militarismus zu wirken, sich zum Priester der nationalen Politik herzugeben. Die Frucht dieser geschickten, kunstvollen, in manichfaltiger Weise arbeitenden Propaganda ist die gegenseitige Einschüchterung, der zufolge das denkende, gewissenhafte Frankreich sich gegen die Tyrannei der dümmsten militärischen Vorurtheile nicht aufzulehnen wagt. . . . Da ist gleichsam jeder Gefangene zugleich Kerkermeister seines Leidensgenossen, oder wie in einem wenig verläßlichen Heere ist der zweiten Reihe befohlen, auf die erste zu feuern, wenn sie zu fliehen Miene macht, der dritten auf die zweite, und so fort. Viele Franzosen sehen ein, daß all dieser Patriotismus und Martialismus nur künstlich gemacht und auf den Schein berechnet ist, aber sie wagen nicht, öffentlich dagegen aufzutreten.“

Ferrero erläutert dies an den Vorgängen bei der leichtsinnigen und kostspieligen Expedition nach Madagascar und fährt dann fort: „So geht es immer in allen Fragen, wo es sich um den kriegerischen Ruhm Frankreichs handelt. Viele haben mehr oder weniger eine richtige Ansicht davon, aber man würde den Ersten steinigen, der die Wahrheit laut auszusprechen wagen würde. Wäre der Kühne Journalist, so würde sein Blatt die Leser verlieren; [1]) wäre er Deputirter, man ließe ihn in keiner Wählerversammlung zu Worte kommen; wäre er Professor, so würde man ihn absetzen, wäre er unabhängiger Schriftsteller, so würden sich die Thore der Akademie vor ihm schließen. Die öffentliche Meinung geräth in Wuth bei jedem Vergehen gegen den Patriotismus, und die Presse, welche auf die heftigsten Leidenschaften der Menschen spekulirt, hat hin und wieder Anfälle von rasendem Patriotismus, welche das Publikum noch mehr erhitzen und es zu Lynchgerichten gegen die verleiten, welche man eines Mangels oder einer zu geringen Dosis von Patriotismus verdächtigt. So kommt es, daß Journalisten, Beamte, Schriftsteller, Gelehrte u. s. w. in panischem Schrecken vor der drohenden allgemeinen Wuth nolens volens zu Mitschuldigen des martialischen Wahns werden, der Frankreich in den Abgrund fortreißt. So wird Rochefort zum Chauvinisten wie Cassagnac, der sozialistische Pariser Gemeinderath katzbuckelt vor dem Zaren, Pasteur muß eine Auszeichnung vom Deutschen Kaiser ablehnen, Ferry wird die Zielscheibe des wildesten Hasses, weil er in den Verdacht gerathen ist, die Aussöhnung mit Deutschland zu wollen, Remy de Gourmont, ein junger Schriftsteller und Bibliothekar, wird seines Amtes entsetzt, weil er gesagt hat, er wolle für die Rückeroberung von Elsaß-Lothringen nicht einmal den Nagel seines kleinen Fingers geben. Der

[1]) Dies war es auch, was den „Figaro“ veranlaßte, in der Dreyfus-Angelegenheit seine Haltung zu ändern.

wirklichen Revanchefanatiker sind nur wenige, weil alle im geheimsten Herzkämmerlein denken, daß ein Krieg mit Deutschland die schrecklichsten Folgen für die Zivilisation Europa's haben würde. Und doch wird es noch sehr lange dauern, bis die in der Regierung einander ablösenden Parteien öffentlich den großen Verzicht leisten werden, der Europa für immer beruhigen wird. So halten alle einander in der großen unheilvollen Verirrung gefangen, während doch alle davon herauskommen möchten, alle sich glücklich schätzen würden, wenn sie sich aus dieser gegenseitigen Umschlingung befreien könnten."

Sehr richtig bemerkt Ferrero, daß man aus dem häufigen Ministerwechsel in Frankreich im übrigen Europa ganz falsch auf Mangel an Kontinuität und Gleichförmigkeit in der Regierung des Landes schließe. Im Gegentheil, sagt er, dieser häufige Wechsel ist die sicherste Garantie der unveränderlichen Routine. Frankreich ist das am konservativsten regierte Land, weil die kurzlebigen Ministerien gar keine Zeit haben, irgendeine ernstliche Aenderung vorzunehmen, weil sie gegen die aus Tradition, Trägheit und Interesse an ihren alten Methoden festhaltende Bureaukratie nichts ausrichten können.

Beachtenswerth ist auch Ferrero's Darlegung, wie die Sozialisten, die anderswo den Militarismus so heftig bekämpfen, in Frankreich ganz „militärfromm" und beinahe so chauvinistisch sind wie die anderen Parteien. Und Jenen gegenüber, die sich über die Allianz des republikanischen Frankreich mit dem autokratisch regierten Rußland wundern, bemerkt er, daß man sich darüber gar nicht zu verwundern habe, denn beide Regierungen sind ungefähr gleich despotisch, in der Verwaltung mit militärischem Charakter, hier etwas milder, dort etwas strenger, im Grunde nahe verwandt.

Als treffendsten Ausdruck der in den gebildeten (?) Klassen Frankreichs herrschenden Stimmung bezeichnet Ferrero die drei populärsten Journalisten von Paris: Rochefort, Cassagnac und Drumont, „drei Menschen, die außerhalb Frankreichs unmöglich wären und die in vollkommenster Weise den Gemüthszustand darstellen, welcher in einer Zeit allgemein milder Sitten und verfeinerter Kultur dem in Auflösung befindlichen Cäsarismus entspricht". . . . „Wie verschieden auch die von ihnen geleiteten drei Journale in Form und Tendenz sind, so ist doch allen Dreien eins gemeinsam: die verwegenste Opposition gegen alles. Cassagnac bekämpft die Republik, Rochefort die bürgerliche Gesellschaft, Drumont die Juden. Aber das alles ist nur Spiegelfechterei, dient alles nur, um das Publikum irrezuführen, das eigentliche Ziel zu verdergen. Gemeinsam ist allen Dreien die wüthende Unzufriedenheit mit allem und jedem, die hochmüthige Verachtung alles dessen, was gewesen ist, ein rasender Haß gegen alles, was da ist, ein finsterer Pessimismus in Bezug auf die Zukunft. . . . Tag für Tag verkünden sie, daß Frankreich nie in so schlechter Lage war, daß es dem Ruin nahe sei, daß die Arsenale leer, die Führer uneinig und nur auf persönliche Auszeichnung, nicht auf den Ruhm des Ganzen erpicht sind, daß die Grenzen dem Feinde offen stehen, daß die Soldaten bereit sind, ihre Pflicht zu thun, aber zu Niemand Vertrauen haben, daß Frankreich nie so gedemüthigt und nie so schlecht bedient war, daß die Minister des Aeußern keinen andern Ehrgeiz haben, als die ergebenen Diener des Deutschen Kaisers zu sein. Frankreich ist das elendeste Land in der Welt, die Industrie ruinirt, der Ackerbau unfruchtbar, das Geld festgelegt; noch in ein paar Jahren wird Frankreich ganz verarmt sein. Die angesehensten und populärsten Politiker sind nach ihrer Darstellung Komödianten, Spitzbuben und Trottel ohne Würde, ohne Plan, ohne Energie, nur bedacht, ihren Beutel zu füllen. Fragt nun der ungeduldig gewordene Leser, was das Ende von all dem sein wird, so antworten die drei sauberen Genossen mit unklaren und schrecklichen Andeutungen, sprechen von bevorstehenden Konvulsionen, von einem allgemeinen Zusammensturz, vom jüngsten Tag und letzten Gericht und einer Auferstehung aus blutigem Chaos." . . .

Schmähung und Verleumdung sind die Hauptwaffen dieser „drei Kanaillen der Feder", sagt Ferrero und sucht die Popularität ihrer Journale aus der verbitterten unzufriedenen Stimmung der Franzosen zu erklären, die aber durch die verlogene, haßerfüllte Agitation dieser Journalisten noch verbitterter und verzweifelter wird.

Schade, daß er sein Buch vor den letzten Ereignissen geschrieben hat. Es wäre sehr interessant gewesen, die Rochefort und Drumont als Patrioten und Vertheidiger der Ehre der Armee in seiner Beleuchtung zu sehen.

Wir dürfen aber auch nicht vergessen, daß auch nach seiner Darstellung gar vieles im heutigen Frankreich als durchaus verdorben und verderbenbringend erscheint.

Sehr richtig kritisirt er die französische Kolonialpolitik und zeigt, wie es dabei gar nicht auf Kolonisation abgesehen ist, für die ja ein Land wie Frankreich, dessen Bevölkerung im Abnehmen ist, gar kein überschüssiges Menschenmaterial hat, sondern nur um Generale und Offiziere zu beschäftigen, den Leuten, welche für die Armee arbeiten, Verdienst zu verschaffen und durch das Auspflanzen der französischen Fahne in fernen Ländern ein sonderbares Gelüste des Volkes zu befriedigen. . . . „Alle kolonialen Unternehmungen der Franzosen," schließt er, „sind nur kostspielige ausbeuterische Unternehmungen, welche Menschenleben und Millionen verschlingen und einigen wenigen Beamten, Abenteurern und Spekulanten einen großen Einfluß verschaffen, die Zahl der wohldotirten Stellen vermehren und allerlei Unternehmungen künstlich hervorrufen, an denen die Unternehmer sich auf Kosten des Staats und ohne Nutzen für denselben bereichern." . . . „Nachdem die französische Regierung eingesehen hat, daß die Zeit für kriegerische Abenteuer in Europa vorüber ist, sucht sie den militärischen Ruhm Frankreichs durch Kriege in Asien und Afrika aufrecht zu erhalten. Denn noch immer beherrscht die Kriegerkaste, wenn auch von den parlamentarischen Körperschaften ausgeschlossen, indirekt das Land, mit moralischen Mitteln, Ideen und Gefühlen, welche durch die Erziehung, die Literatur und die Journalistik gepflegt und gehegt, durch das System der gegenseitigen Einschüchterung lebendig erhalten werden."

Es erscheint nach dieser Schilderung der Stimmung und der Verhältnisse in Frankreich etwas sonderbar, wenn Ferrero die Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen im Jahre 1871 als einen Fehlgriff Deutschlands bezeichnet. „Wenn Europa," sagt er, „seit 27 Jahren Frieden genießt, wenn der Militarismus abgenommen hat, so ist das zum großen Theil das Verdienst Deutschlands, welches ihm einen beinahe vernichtenden Schlag versetzte, indem es den Napoleonismus zerstörte; aber es hätte sein Werk der Weisheit nicht mit der Thorheit der Annexion beschließen sollen, welche, eine Nachahmung napoleonischer Brutalität, dem Militarismus noch etwas Lebenskraft einhauchte."

Wir wollen mit ihm über die politische Weisheit oder Thorheit der Annexion nicht disputiren, aber ihn nur fragen, ob nach der Schilderung, die er von den gegenwärtigen Zuständen in Frankreich macht, die Wiedervereinigung mit Deutschland für das Elsaß nicht eine Wohlthat war.

Aber es ist eben der Fehler Ferrero's, daß er, ein scharfer und geistreicher Beobachter, der das Beobachtete in lebhafter, interessanter Weise wiederzugeben weiß, mitunter zu übereilten, den Thatsachen nicht entsprechenden Folgerungen gelangt oder auf einer zu geringen Zahl von Beobachtungen und Einzelfällen ein ganzes System aufbaut.

Digitized by Google

So erscheint uns auch der optimistische Ausblick in die Zukunft, mit dem er sein Buch schließt, dem Inhalt desselben nicht ganz entsprechend und wir glauben, daß wir vom ewigen Frieden, selbst nur innerhalb der „Zivilisation der Weißen", noch viel weiter entfernt sind, als er meint.

Aber da eine so schöne Zukunftshoffnung doch viel Tröstliches hat, so lassen wir es uns pour la bonne bouche gern gesagt sein. M. L.

Aus dem russischen Universitätsleben.

Die Wladimir-Universität in Kijew.

Das russische wissenschaftliche und Universitätsleben steht wie die slavische Kultur überhaupt der Beurtheilung des Westeuropäers ziemlich fern und das hat zum großen Theil seinen Grund in der sprachlichen Verschiedenheit. Es erscheint also gerechtfertigt, wenn wir im folgenden nach einem ausführlicheren, aus dem Unterrichtsministerium stammenden und in dessen Zeitschrift, dem „Journal des Ministeriums für Volksaufklärung" (November 1897) veröffentlichten Bericht eine Uebersicht über das wissenschaftliche Leben der Universität Kijew im Jahre 1896 geben, soweit dieses, ohne daß wir auf die Details näher einzugehen, weitere wissenschaftliche Kreise interessirt und einen Einblick in das Leben und die Organisation einer russischen Universität gewährt.

Der Lehrkörper der Kijewer Wladimir-Universität bezifferte sich am 1. Januar 1897 im ganzen auf 212 Personen: 1 Professor der Theologie (die orthodoxen Theologen erhalten ihre Bildung ähnlich den in der römischen Kirche herrschenden Grundsätzen in den Seminarien und sind dadurch unbeschadet der Güte ihrer Vorbildung von dem sonstigen wissenschaftlichen Leben ziemlich abgeschlossen. Aber an jeder Universität ist ein Theologieprofessor angestellt, der für die Studirenden aller Fakultäten liest. Der Kijewer seit Herbst 1897 neu angestellte Theologe Svetlow, dessen Arbeiten auch in theologischen Kreisen des Abendlandes bekannt sind, hat in seiner Antrittsrede die Nachtheile behandelt, die die Stellung des Theologieprofessors an den Universitäten für den Betrieb und das Studium der theologischen Vorlesungen hat. Er verlangt, und russische Zeitschriften haben sich ihm angeschlossen, daß der Besuch der theologischen Vorlesungen mehr zu einem allgemein verpflichtenden gemacht werde, daß die Theologie mehr zu einem Studienobjekt mit allgemeiner Verbindlichkeit erhoben werden solle. Es handelt sich dabei natürlich nicht um fachwissenschaftliche theologische Vorlesungen, sondern um Vorlesungen, die etwa mit den bei uns üblichen philosophischen Vorträgen für Juristen ꝛc. zu vergleichen wären), 57 ordentliche Professoren (darunter 12 außeretatsmäßige), 16 außerordentliche (darunter 6 als solche „fungirende"), 43 Privatdozenten, 3 Lektoren neuerer Sprachen (darunter 1 Privatdozent), 6 Prosektoren (darunter 3 Privatdozenten), dazu 9 Gehilfen (Adjunkten) derselben, 1 Astronom (Privatdozent), 1 Inspektor mit 5 Adjunkten, 1 Bibliothekar mit 8 Adjunkten, 48 Beamte bei den verschiedenen wissenschaftlichen Instituten (an den Laboratorien, Museen, Kabinetten) und 14 Beamte des etatsmäßigen Verwaltungskörpers. Es gingen im Lehrjahr 1896 ab: der o. Prof. auf dem Katheder des römischen Rechts, P. E. Sokolowskij in gleicher Eigenschaft nach Moskau, der Prosektor beim physiologischen Laboratorium, Privatdozent Dr. med. W. P. Kurtschinskij, und der Privatdozent Magister der allgemeinen Geschichte A. N. Jasinskij, Beide als a. o. Professoren nach Dorpat (Jurjew); gestorben ist Professor L. N. Kasanzew. Befördert wurden 2 medizinische Ordinarien und 2 medizinische Extraordinarien und verschiedene Institutsbeamte; Privatdozenten wurden 5 aufgenommen für die Fächer: griechische Literatur, Statistik, Dermatologie, Chemie, mikroskopische Physiographie der Mineralien. Auf das Katheder des römischen Rechts wurde der Privatdozent Pokrowskij aus Dorpat versetzt mit einer Remuneration von 2000 Rubel per Jahr. Zu Ehrenmitgliedern wurden außer 3 Großfürsten ernannt die Professoren Bobylew in St. Petersburg und Korsch in Moskau.

Auf die akademische Karriere, bezw. auf die Professorenlaufbahn bereiteten sich 12 Stipendiaten vor, 4 in der historisch-philologischen, 2 in der physiko-mathematischen, 5 in der juristischen, 1 in der medizinischen Fakultät. Von diesen lebten 4 auf eigene Kosten, 4 erhielten je 600 Rubel jährlich aus den Geldern des Unterrichtsministeriums (Ministerium für Volksaufklärung), andere 4 aus speziellen Universitätsmitteln.

Akademische Grade und Aemter erwarben 1896 147 Personen: 3 den Doktorgrad (2 in der Medizin, 1 im römischen Recht), 4 den Grad eines Magisters (1 in russischer Geschichte, 1 in Mineralogie und Geognosie, 1 im römischen Recht, 1 im bürgerlichen Recht), 2 das Amt eines Bezirksarztes, 38 das eines Provisors, 57 das eines Apothekergehülfen, 43 das eines Zahnarztes.

Die literarische Thätigkeit der 75 Professoren und Dozenten that sich kund in 100 Schriften (Büchern und Zeitschriftenabhandlungen).

Der Zugang an Studenten betrug: 731 aus den Gymnasien, 123, die bereits in Kijew studirt hatten, 124 Studenten von anderen Universitäten, im ganzen 978. Am 1. Januar 1897 betrug die Zahl der Studirenden in der historisch-philologischen Fakultät 48, in der physikomathematischen (naturwissenschaftliche Abtheilung) 145, (mathematische) 127; in der juristischen 1115, in der medizinischen 996, im ganzen 2531; außerdem gab es 170 „Hörer". Abgangszeugnisse, auf Grund derer sie sich bei den Prüfungskommissionen in Kijew oder sonst stellen konnten, erhielten in der historisch-philologischen Fakultät a) historische Abtheilung 9, b) literarische 8, c) klassische 1, total 18, in der physiko-mathematischen Fakultät a) naturwissenschaftliche Abtheilung 21, mathematische 14, total 35, in der juristischen 224, in der medizinischen 154, total 431.

Aus Anlaß der Zarenkrönung erhielten 123 Studenten Honorarstundungen von je 25 Rbl., aus Stipendien wurde 1896 verausgabt a) aus staatlichen Kassen 21,020 Rbl., b) aus besonderen Universitätsmitteln 2886 Rbl. 18 Kop., c) aus den Geldern des Kuratoriums für bedürftige Studenten 4845 Rbl., d) von der Hülfsgesellschaft für die Studenten 12,480 Rbl. 50 Kop., im ganzen 41,231 Rbl. 68 Kop.; Stipendienstiftungen (staatliche und private) bestehen 57. Einen Einblick direkt in das innere wissenschaftliche Leben der Studentenschaft gewähren die Verzeichnisse der im Jahre 1896 preisgekrönten Arbeiten und die Themata der für 1897 von den Fakultäten neu gestellten Preisfragen. Letztere lauten: historisch-philologische Fakultät: Eine russische Uebersetzung der Coena Trimalationis des Petronius. Johann Hus als tschechischer Volksschriftsteller. Drei Themata über englische, französische und russische Poesie. Der Kampf Polens mit dem Kosakenthum im 17. und 18. Jahrhundert. Die allgemeine Lage Deutschlands vor der französischen Revolution. In der physikomathematischen Fakultät: Ueber den Magnetismus im Zusammenhang mit den genetischen und praktischen Forschungen der Neuzeit. Die Artesischen Brunnen in Südwestrußland. Ueber Staubfäden und Samenknospen. Eine auf eigener Beobachtung und dem literarischen Material beruhende Beschreibung einer kleineren Gruppe von Wirbelthieren aus der Kijewer Gegend. In der juristischen Fakultät: Der Miethsvertrag und vier weitere Themata. Das Thema für den Bunge-Preis lautete: Die ökonomischen Arbeiten Bunge's und ihre Grundtagen. In der medizinischen Fakultät: Untersuchung der Verschiedenheit des Eiters unter dem Einfluß verschiedener Bakterien, die Eiterentzündungen beim Menschen hervorrufen und acht andere Themata.

Wissenschaftliche Institute besitzt Kijew 48: 1 Bibliothek mit besonderer Studentenbibliothek, 1 astronomisches, 1 meteorologisches Observatorium, 4 Fakultätskliniken, 3 klinische Abtheilungen im Kijewer Militär- und 3 im städtischen Spital, 1 anatomisches Theater, 1 pathologisch-anatomisches Institut, einen botanischen Garten, 9 Laboratorien, 22 Kabinette. Dann gehören der juristi-

Digitized by Google

schen Fakultät 1 Kabinet, der historisch-philologischen 2 Museen (Alterthümer und schöne Künste), der physiko-mathematischen 14 und der medizinischen 29 verschiedene Institute.

Die Bibliothek zählt 116,000 Werke in 195,000 Bänden, ohne die Zeitschriften, die Studentenabtheilung der Bibliothek umfaßt 14,000 Werke in mehr als 80,000 Bänden. Für die Ausstattung der Institute wurden 1896 110,000 Rubel verausgabt, davon 65,000 aus der Staatskasse, 45,000 aus besonderen Mitteln. Die Bibliothek erbte 2 medizinische Bibliotheken mit 2000 und 500 Bänden, 1 juristische mit 300 Bänden. In Verbindung mit der Universität stehen folgende gelehrte Gesellschaften: Die Gesellschaft des Chemisten Nestor (137 Mitglieder, 13 Sitzungen im Jahre 1896) hielt 3 öffentliche Vorlesungen über Geschichte und Archäologie Kijews, publizirte Bd. X u. XI ihrer Zeitschrift. Die Gesellschaft der Naturforscher (184 Mitglieder, 6 Sitzungen mit 17 wissenschaftlichen Referaten) läßt durch ihre Mitglieder in der Krim und in verschiedenen Gouvernements Untersuchungen anstellen und edirte den XIV 2 Bände ihrer Chronik. Die physiko-mathematische Gesellschaft (98 Mitglieder, 22 Sitzungen mit 45 Referaten) hielt im Herbst 1896 öffentliche Vorlesungen über Physik, Chemie, Astronomie, Geologie und Psychophysik. Die juristische Gesellschaft (157 Mitglieder, 12 Sitzungen); die gynäkologische Gesellschaft (109 Mitglieder, 8 Sitzungen, mit 26 Referaten) publizirt Band IX ihrer Protokolle.

Die physiko-medizinische Gesellschaft wurde erst Ende 1896 vom Unterrichtsministerium bestätigt. Besondere Universitätsfestlichkeiten fanden statt beim Besuch des Zaren in der Universität, wobei von einer Deputation eine „Geschichte Kijews und der Universität unter Zar Nikolaus I." überreicht wurde, bei der Centenarfeier des Geburtstags des Gründers der Universität: des Zaren Nikolaus I., bei der Gedächtnißfeier am Todestag Katharina's II. und bei der Aerzteversammlung. G.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Münchener anthropologische Gesellschaft.** Monatssitzung des Februar. Vorsitzender Prof. Dr. J. Ranke. Zuerst sprach Hr. Prof. Dr. E. **Selenka** über die **menschenähnlichen Affen Ostasiens.** Dort finden sich zwei menschenähnliche Affen: der Gibbon (Hylobates) und der Orang-Utan. Es sind dies zwei Aeste einer Hylobates ähnlichen Familie, die in der Tertiärzeit von Asien bis Südeuropa verbreitet waren. Die weite Verbreitung der Hylobates-Arten ist erklärlich durch ihre Fähigkeit, sich mit Hülfe ihrer langen Arme durch die Baumkronen zu schwingen. Auf diese Weise können sie sich mit der Schnelligkeit eines galoppirenden Pferdes bewegen. Ein Hinderniß bilden nur große Ströme, da kein Menschenaffe schwimmen kann. Hohe Gebirge hindern die Verbreitung des Gibbon nicht. Von dieser tertiären Familie sind vier Affenformen abzuleiten. Der Gorilla, der vollständig fertig ausgebildet ist, der Pithecanthropus, der ausgestorben ist; der Schimpanse, bei dem sich wenig Variationen zeigen und welcher am meisten dem Gibbon ähnelt, und der Orang-Utan, der ganz offenbar noch in Umbildung begriffen ist. Es existirt kein Säugethier, bei dem eine solch enorme Variationsbreite nachgewiesen wäre; darauf weisen insbesondere die vielen überzähligen Zähne mit merkwürdiger Umbildung der Kaufläche hin. Redner hat speziell auf Borneo den Orang-Utan gejagt und studirt, und mehrere abweichende Arten oder Rassenkonstatiren können, die sich durch den Schädelinhalt, die Färbung der Haare und die Wangenfalten von einander unterscheiden. Diese Rassen konnten dadurch entstehen, daß Borneo durch große Ströme und Gebirge in einzelne abgeschlossene Gebiete getheilt ist. Ströme und hohe Gebirge sind aber für den Orang-Utan unüberwindliche Hindernisse. Die zweite Hälfte des Vortrags handelte von den verschiedenen **Menschenrassen in Japan.** Drei Rassen lassen sich unterscheiden: die Aino, die frühesten Bewohner Japans, unterscheiden sich scharf vom mongolischen Typus durch ihr horizontal liegendes Auge und ihren starken Haarwuchs. Sie bewohnen jetzt hauptsächlich die Insel Yeza. Die Japaner sind in zwei Formen vertreten, die auf zwei verschiedene Einwanderungen von Korea zurückzuführen sind. Die erste Einwanderung brachte Leute nach Japan, von welchen der feinere Typus, mit zierlichem Wuchs, langem Schädel, schmalem, langem Gesicht, schiefen Augen, feiner konvexer Nase, kleinem Mund, abstammt. Dieser Choschiu-Typus gleicht mehr den Chinesen. Der zweite, im Volke gewöhnliche Typus, mit untersetzter, derber Gestalt, kürzerem Schädel, breitem, dickem Gesicht, stark vorstehenden Backenknochen, weniger schiefen Augen, platter Nase, großem Mund, stammt von einer zweiten Einwanderung. Dieser sogen. Satsuma-Typus zeigt Aehnlichkeiten mit den Malayen. Dank der freundlichen Bereitwilligkeit, mit welcher Hr. Rath Uebelacker die Vorführung der Lichtbilder übernahm, konnte der Vortragende seine reiche Sammlung von Photographien sowohl der verschiedenen Orang-Utans, als auch der Ainos und Japaner mittelst Skioptikon zeigen und damit seine beiden Vorträge in herrlicher Weise illustriren. — Hierauf ergriff Hr. Universitätsprof. Dr. **Fritz Hommel** das Wort, um zunächst ein für Anthropologen, wie für Historiker und Ethnologen hochbedeutsames Werk vorzulegen, nämlich das in dieser Woche erschienene Buch J. **de Morgans** „Recherches sur les Origines de l'Egypte: Ethnographie préhistorique de tombeau royal de Négadah". (Paris, Leroux 1897. Preis 25 Fr.) Die Ausgrabungen der letzten Jahre haben in Bezug auf die vorgeschichtliche Steinzeit sowohl, wie auch auf die älteste Geschichte der ägyptischen Kultur der Pharaonenzeit die überraschendsten Resultate ergeben, welche in diesem mit vielen Abbildungen versehenen Werk (darin allein über 100 Seiten anthropatagische Schädelmessungen) übersichtlich dargestellt sind. Zwischen der Steinzeit mit ihrer der Urbevölkerung des Nilthals (deren Nachkommen nach Professor Schweinfurth möglicherweise in den heutigen Bedscha-Beduinen zu erblicken sind) eigenen, ganz primitiven Kultur und zwischen der sofort fertig uns entgegentretenden und bereits von Menes, dem ersten Pharao, an hochentwickelten ägyptischen Kultur, deren Anfänge jetzt vor allem in den Gräbern von Negadah bei Abydos aufgedeckt sind, klafft eine unüberbrückbare Lücke, die nur dadurch zu erklären ist, daß die ägyptische Kultur mit ihrem eigenthümlichen Götter- wie Hieroglyphensystem, (wozu auch die altägyptische, in der Grammatik dem Semitischen nächstverwandte Sprache zu rechnen ist) schon ziemlich ausgebildet **von außen her** nach Aegypten um das Jahr 4000 v. Chr. importirt worden ist. Schon Morgan hätt es bei diesem sich geradezu unabweisbar aufdrängenden Schluß für das wahrscheinlichste, daß als das eigentliche Ursprungsgebiet der ägyptischen Kultur nur **Babylonien** in Betracht kommen könne. Nun hat der Vortragende bereits im Jahre 1892 in einer besonderen Broschüre, und dann in einem dieselbe erweiternden und ergänzenden Aufsatz in den 1894 erschienenen „Transactions" des Londoner Orientalistenkongresses, auf ganz anderem Wege und zu einer Zeit, wo man von den Funden Petrie's, Amélineau's und Morgans noch keine Ahnung hatte, mit einer ganzen Reihe der Sprache, Mythologie und Schrift entnommenen Gründen gerade die babylonische Kultur als die Mutter der ägyptischen nachzuweisen versucht, worauf er, an Morgans Buch anknüpfend, noch kurz hinweist, indem er eine ausführlichere Darlegung dieses hochwichtigen Problems sich für eine spätere Sitzung vorbehält. — Sodann ging der Redner zu seinem eigentlichen Vortragsthema über: **Hethiter und Skythen.** Er wies, im Anschluß an Revd. Ball und Dr. Paul Rost, zunächst darauf hin, daß bereits in einigen hethitischen Namen der Zeit Ramses' des Großen (ca. 1300 v. Chr.), sowie in mehreren südpalästinensischen Namen der sog. Tell-el-Amarna-Briefe (ca. 1400 v. Chr.) deutlich **iranische** Namenbildung vorliege, und erweiterte und bestätigte sodann auf Grund einer eingehenden Prüfung sämmtlicher nichtsemitischer Eigennamen von Ostkleinasien, Syrien und Palästina, Armenien, der babylonisch-assyrischen Grenzgebirge und Babyloniens selbst, soweit sie uns keilinschriftlich von ca. 1400—700 v. Chr. überliefert sind, diese auffallende, aber nichtsdestoweniger immer klarer sich herausstellende Thatsache, wobei sich auch noch ergab, daß bereits die Könige von Mitanni in Mesopotamien (ca. 1400 a. Chr.), die Könige von Van in Armenien (9. bis 7. Jahrh. v. Chr.) und ein Theil der ca. 1700—1200 in Babylonien regierenden Kassitenkönige Iranier, also Indogermanen,

gewesen sein müssen. In diesem Zusammenhang wies der Vortragende sodann auf einige bisher ganz unbeachtet gebliebene Stellen der klassischen Autoren hin, vor allem Justins, Herodots und Diodors, wonach die nach den Inschriften (hethitischen) Gegner Ramses' II. Skythen gewesen wären, also der schon damals im heutigen Südrußland wohnenden iranischen Nomadenbevölkerung angehört oder doch wenigstens theilweise sich aus ihr rekrutirt hätten. Hier kommt nun dem linguistisch-historischen Befund eine interessante anthropologische Thatsache zu Hülfe. Die Aegypter bilden nämlich die in Coelesyrien wohnenden Amoriter, die aber nach der Bibel ehedem auch weiter südlich vorgedrungen waren, hell und blauäugig ab, so daß wir also in ihnen die schon seit mindestens 1400 v. Chr. in Palästina durch die Eigennamen nachgewiesenen Iranier zu erkennen haben; ebenso war die an den Pharao Amenophis verheirathete mitannische Königstochter Tiji blauäugig, wie ja auch die mitannischen Königsnamen (Arta-sumara ec.) iranisch sind. Der hethitische Typus dagegen weicht so sehr von diesem iranischen Typus der Gesichtsbildung nach (bartlos, mit hervorstehenden Backenknochen und dunklen Augen) ab, daß er offenbar die kleinasiatische Urbevölkerung darstellt. Aber den Inschriften nach war der mächtigste Vasall der Hethiter zu Ramses' Zeit Kadvaden, d. i. das spätere Katpatuka oder Kappadocien. Die „Pu-chipa, die Fürstin des Chetalandes", war eine „Tochter des Landes Kadvaden", und die gleichen auf -chipa endigenden Frauennamen sind auch mitannisch (Tadu-chipa, Gilu-chipa); nimmt man nach dazu, daß bei Diodor 2, 46 die gleichen Züge gegen Aegypten und nach Syrien, die sonst den Skythen (and bei Solinus den mit den Hethitern stammverwandten Ciliciern, den Kefa oder Kuï der Aegypter und Assyrer) zugeschrieben werden, als von einer Amazonenfürstin, d. i. einer Skythin, ausgeführt dargestellt sind, so ist nun mit einemmal klar, wieso die klassische Ueberlieferung auf die Skythen, die nach Justin 2, 4 Kappadocien kolonisirten, als Gegner des Ramses-Sesostris, verfiel. Der Vortragende, der allernächstens in einer größeren (bereits im Manuskript fertigen und in den Sitzungsberichten der böhm. Gesellschaft der Wissenschaft erscheinenden) Abhandlung die einzelnen Nachweise veröffentlichen wird, schloß seine mit Beifall aufgenommenen interessanten Ausführungen mit einem Hinweis auf die Bedeutung derselben für die älteste Geschichte der Iranier und damit der ganzen indogermanischen Völkerfamilie. Der Vorsitzende dankte den beiden Rednern für die so überaus schönen und lehrreichen Vorträge, sowie Hrn. Rath Uebelacker für die herrlichen Demonstrationen mittelst des Skioptikons.

Z. Geographische Gesellschaft zu München. Allgemeine Versammlung im Chemischen Hörsaal unter dem Ehrenvorsitzenden kgl. Hoh. Prinz Ludwig und in Gegenwart J. kgl. Hoh. Prinzessin Therese. Vortrag des Hrn. Lieutenant a. D. Robert Schumacher aus Berlin über Formosa und seine Gebirgsbewohner. Der Vortragende landete am 31. August 1895 nach einer wilden Sturmnacht im Hafen von Tamsui auf Formosa und betrat den Boden des 34,000 qkm großen Inselandes in dem Augenblick, da gerade das japanische Magazingewehr der Luntenflinte und festgefügte Kampagnien kaum organisirten Freischaaren gegenüberstanden. Trotzdem erlitt die tapfere japanische Armee, in deren Generalstab sich der Redner über 4 Monate befand, sowohl in den überschwemmten Reisfeldern und undurchdringlichen Zuckerrohrplantagen der Ebene, wie im Guerillakriege mit den nie besiegten wilden Gebirgsvölkern entsetzliche Verluste; außerdem räumten noch Krankheiten, wie die Chatera, die Ruhr, Elephantiasis und das Formosafieber, das auch den Vortragenden befiel, furchtbar unter den schwächlichen Japanern auf, die eben in Winterkleidern aus dem kühlen Korea in das tropische Formosa (chinesisch Taiwan) gelangen waren. Die Bevölkerung der fruchtbaren Insel beträgt 3 Millionen. Wenn die Bergbewohner nach den Chinesen nach Formosa gekommen und von diesen in die Gebirge getrieben wurden, so wird man zugeben müssen, daß ihnen der Fanatismus der Chinesen sicher keine Zeit gewährt hat, nach schnell deren Feldbausystem zu studiren. Ob nun die Bergbewohner vor den Chinesen nach Formosa gekommen und von diesen aus der Tiefebene verdrängt wurden, oder ob sie gleich in die Gebirge gegangen sind, immer haben sie da, wo sie sich niederließen, ihren Lebensunterhalt auf eine Weise zu erwerben begonnen, die sie bereits gelernt, also mitgebracht hatten. Daß die Wilden heute noch Brahmanen sind, haben dem Redner chinesische und die japanischen Priester, welche das Besatzungsheer nach Formosa begleiteten, einstimmig erklärt, und so legte sich der Reisende die Frage vor, sind sie als solche indischer oder chinesischer Abkunft? Er kommt aus historischen und klimatischen Erwägungen zu der Annahme, daß diese Wilden auch Chinesen sind, die familienweise vom Festland auswanderl und in der frischen Luft der bis zu 3920 m hohen Formosagebirge ein gesundes und freies Heim gefunden haben. Von den beiden großen Parallelgebirgszügen, die fast den ganzen Osten Formosa's einnehmen, zweigen sich nach der See zu viele Ausläufer ab. Alle diese Höhen waren einst mit Kampherwaldungen bestanden, die theils von chinesischen, theils von europäischen Kapitalisten verwerthet sind. Der Vortragende hat im Gegensatz zu anderen Wundermärchen in den „Wilden" nur ein friedliches, fast schüchternes, Landvolk treibendes Völkchen gefunden. Große Gestalten mit vollständig chinesischer Schädelbildung, halbgeschlitzte, aber freiblickende, blitzende Augen und gebogene Nasen lassen nicht auf malayische Abkunft schließen. Dabei leben die Tschin-huan (Ganzwilden) in strenger Einzelehe und enthalten sich gänzlich des Opiums wie geistiger Getränke, obgleich sie die Herstellung des Saatschu (Reisbranntweins) zu industriellen Zwecken kennen. Das Klima von Formosa gehört zu den tödtlichsten der Welt, aber es ist nicht immer so gefährlich gewesen wie heute, und wenn Umstände eingetreten sind, welche es verschlechterten, warum sollten sich denn wohl keine Mittel finden lassen, um es wieder erträglicher zu gestalten? Zu der unerschöpflichen Reichhaltigkeit der Insel an Pflugland, an Reis, Thee, Zucker, Kaffee und Tabak, Indigo, Ingwer, Oel, Melonen, Ananas, Bananen, Mangas, Zitronen und Mandarinen, an Schwefel und Kohlen kommt, daß die Insel auch in militärischer Beziehung von großem Werth ist, weil der ganze Formosakanal von ihr aus leicht beherrscht werden kann. Freilich, ob die werthvolle Eroberung in den Händen ihrer jetzigen Herren bleibt, stellt der Vortragende als sehr zweifelhaft hin und hat seine Gründe in seinem eben erscheinenden Werk „Japan, Schein und Sein" ausführlich dargestellt. Reicher Beifall lohnte den mit patriotischer Wärme auf die Ziele Deutschlands in Ostasien zum Schluß hinweisenden Redner.

* In der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" veröffentlicht Professor A. Eulenburg die hygienischen Forderungen, die auf Grund der bisherigen Untersuchungsergebnisse für den Unterricht in den unteren Gymnasialklassen (VI—IV) aufgestellt werden müssen: 1. Alle obligatorischen wissenschaftlichen Lehrstunden sind auf den Vormittag zu verlegen. Der Nachmittag darf für diese Lehrfächer unter keinen Umständen herangezogen, muß vielmehr ausschließlich für Turnen, Bewegungsspiele und für die fakultativen technischen Lehrgegenstände — Zeichnen, Singen, Handarbeiten — freigehalten werden. 2. Die Zahl der obligatorischen wissenschaftlichen Lehrstunden darf in der Regel vier am Tage, mithin 24 in der Woche, nicht überschreiten. Nur ausnahmsweise darf noch eine fünfte Lehrstunde, unter den gleich zu erwähnenden Vorsichtsmaßregeln, hinzukommen. An den Tagen, an denen noch ein Nachmittagsunterricht stattfindet, darf dieser nicht früher als 3 Stunden nach beendetem Vormittagsunterricht beginnen. — Die größere, über vier hinausgehende Zahl der Vormittagsstunden ist nach Möglichkeit auf die erste, nicht auf die zweite Wochenhälfte zu legen. 3. Die Lehrstunden müssen durch Pausen von angemessener Länge voneinander getrennt sein. Nach dem Schluß der ersten Lehrstunde ist in der Regel nur eine kurze Pause (von 5 bis 10 Minuten) erforderlich, nach dem Schluß der zweiten Stunde dagegen unbedingt eine längere, von mindestens 15 Minuten, die vorzugsweise als Frühstückspause zu benutzen ist. Nach der dritten Lehrstunde muß wieder eine Pause von 15 Minuten und nach der vierten, falls noch eine fünfte Lehrstunde hinzukommt, eine Pause von mindestens 20 Minuten stattfinden. 4. Bei der Festsetzung des Stunden-

plans ist auf den Ermüdungswerth der einzelnen Fächer ausgiebige Rücksicht zu nehmen. Voranzustellen sind die Fächer mit größtem Ermüdungswerth — ausschließlich des ganz zu isolirenden Turnunterrichts — also Rechnen und Mathematik, sowie fremde Sprachen. Diesen Gegenständen sollten in der Regel die beiden ersten Lehrstunden zufallen. Die dann nach verbleibenden Stunden wären dem Deutschen, der Religion, der Geschichte, Geographie, den Naturwissenschaften zu widmen. Eventuell könnte auch nach Einschaltung der letztgenannten Fächer, die restaurirend wirken, wieder ein fremdsprachlicher Unterricht folgen. In den letzten Lehrstunden, sowie in den Tagen der zweiten Wochenhälfte sind anstrengendere Uebungen, Extemporalien, Prüfungsarbeiten u. s. w. nach Möglichkeit zu vermeiden. 5. Eine öftere Einschaltung von Ruhetagen, auch im Laufe der Woche, ist zu erstreben. Die übliche Ferienordnung ist, ohne Rücksicht auf die kirchlichen Feste und dergleichen, in dem Sinne auszugestalten, daß häufigere und kürzere Unterbrechungen des Schulunterrichts vor längeren und selteneren den Vorzug verdienen. Hiebei ist auch den von Malling-Hansen, Axel Key, Schmidt-Monard, Kammerer neuerdings betonten physiologischen Entwicklungsschwankungen unter dem Einfluß der Jahreszeiten in gebührender Weise Rechnung zu tragen.

* **Heidelberg.** Bei der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität habilitirte sich Dr. Karl Hammer mit einer Probevorlesung über: „Neuere Probepunktionsmethoden und ihre diagnostische Bedeutung."

* **Rom.** Der für die heurige Osterwoche in Rovereto projektirte II. Internationale Kongreß für antik-christliche Archäologie wurde vertagt.

* **Paris.** Pater Delattre berichtet an die hiesige Akademie über eine neue, bei Karthago aufgefundene punische Nekropole, deren Gräber denen von Sidon durchaus ähnlich sind. Sie bestehen aus in den Felsen gehöhlten Kammern, zu denen man durch einen rechtwinkeligen Schacht gelangt. Jeder Schacht ist rechts und links mit Einschnitten versehen, die es einem behenden Mann erlauben, mit Zuhülfenahme der Hände und Füße hinabzusteigen. In den Kammern hat man Töpfereien, Urnen mit doppeltem Henkel und punischen Inschriften aufgefunden. Vier Terrakotten, mit bunten Farben bemalt, sind besonders hervorzuheben: ein numidischer Reiter, eine auf einem Widder halb gelagert dargestellte Person, eine die Doppelflöte blasende Frau und eine verschleierte Göttin. Eine der Inschriften ist die Widmung des Heiligthums für die Göttinnen Astarte und Tanit.

* **St. Petersburg.** Der Beginn der Vorarbeiten für den transkontinentalen Kanal von der Ostsee zum Schwarzen Meer ist für dieses Frühjahr in Aussicht genommen. Die Ausmessungen des Kanals werden, nach einer Darstellung des „Berl. Tgbl.", ganz bedeutend sein: die Breite im Wasserspiegel 65 m, auf dem Grunde 35 m; die Tiefe soll durchweg 8.5 m betragen. Der Kanal beginnt bei Riga, folgt dem Lauf der Düna bis Dünaburg und erreicht im gegrabenen Bett die Stadt Lepel an der Beresina. Dem Lauf dieses Flusses bis zu dessen Zusammenfluß mit dem Dnjepr folgend, benutzt er schließlich diesen Strom, um unterhalb Cherson ins Schwarze Meer zu münden. Demnach sind von der 1600 km betragenden Gesammtlänge des Kanals nur 200 km künstlich. Gleich dem Nord-Ostsee-Kanal soll auch dieser neueste Verkehrsweg der Menschheit dem militärischen sowohl wie dem kommerziellen Zweck dienen. Die kommerzielle Bedeutung wird eine bedeutende Vermehrung erfahren durch die Korrektion verschiedener Flüsse, mit deren Hülfe eine große Anzahl von Städten, wie Disna, Mazir, Cernizaw, Oster, Zitomis und Poltawa, Anschluß an den Kanal erreichen werden. Die Fahrtdauer ist für große Dampfer auf sechsmal 24 Stunden bei 6 Knoten Geschwindigkeit pro Stunde berechnet. Wie der Suez- und der Nord-Ostsee-Kanal wird die Schiffbarkeit des Kanals auch Nachts nicht unterbrochen; denn einmal sorgt ein gewaltiges Beleuchtungssystem für Erhellung des Fahrwassers, andrerseits trägt jedes Schiff am Bug einen starken Scheinwerfer, um unangenehme Begegnisse abzuwehren. Die Gesammtkosten des Unternehmens sind, selbst alle Flußkorrektionen eingerechnet, nicht hoch: sie betragen nur 200 Millionen Silberrubel, in welcher Summe sogar die Terrainankäufe inbegriffen sind. Die Herstellungszeit des Kanals ist auf 5 Jahre bemessen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. A. L. Heckmann: Das deutsche Sprachgebiet in Böhmen, Mähren und Schlesien. Wien, Leipzig, G. Freytag u. Berndt 1898. — Dr. Georg Neumann: Kommentar zu den Zivilprozeßgesetzen vom 1. August 1895. 8. Lieferung. Wien, Manz'sche k. k. Hof-Verlagsbuchhandlung 1898. — Das Kupferstichkabinet, herausgegeben von Albert Fischer, Edler v. Zickwolff und Willibald Franke. 2. Jahrgang. Heft 1 bis 4. Berlin, Fischer u. Franke 1897. — Sestri Levante und seine Umgebung. Führer durch Ligurien von Recca bis Spezia. Bearb. v. Dr. Sarnow. Würzburg, Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — Biblische Studien, hggb. von Prof. Dr. O. Bardenhewer. 3. Band, 1. Heft. Prof. Dr. Karl Rückert: Die Lage des Berges Sion. Freiburg i. Br., Herder'scher Verlag 1898. — Paul Heyse: Martha's Briefe an Maria. Ein Beitrag zur Frauenbewegung mit einem Vor- und Nachwort. Stuttgart, J. G. Cotta 1898. — Heribert Hülgerth: Simsons letzte Liebe. Wien, L. W. Seidel u. Sohn 1898. — *Studies from the Yale Psychological Laboratory* ed. by Edward W. Scripture. Vol. 4. 1896. New Haven, Conn., Yale University.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Soeben erschien:

Die

deutsche Flotte

von

1848—1852.

Nach den Akten der Staatsarchive zu Berlin und Hannover

dargestellt von

Dr. Max Bär,

Kgl. Archivar in Osnabrück. (4241)

Preis geheftet: M. 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Wilhelm Heetz, Berlin:

Erinnerungen von

Ludolf Ursleu dem Jüngeren.

Roman von

Ricarda Huch.

Geheftet 4 M. Gebunden 5 M.

Evoë!

Dramatisches Spiel in 5 Aufzügen von (10956)

Ricarda Huch.

Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Tauchnitz Edition.

March 2, 1898.

Rough Justice.

By (4062)

M. E. Braddon,

Author of „Lady Audley's Secret" etc. etc.

In 2 vols.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 7. März. Nummer 53.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Baltz in München.

Uebersicht.

Volkslied und Kunstlied in Deutschland. I. Von Dr. John Meier. — Die Unechtheit der Passion des heiligen Florian. II. Von Julius Strnadt. — Mittheilungen und Nachrichten.

Volkslied und Kunstlied in Deutschland.[1]

Von Dr. John Meier in Halle a. S.

I.

Mit Recht hat man das Erwachen des Volksliedinteresses in Deutschland auf Herders Bemühungen zurückgeführt. Denn er und kein Anderer war es, der mit Wort und Feder auf nahe Freunde wie auf die weiten literarischen Kreise wirkte und in Allen die Begeisterung für die Dichtung des Volks, der eigenen wie der fremden Nation zu wecken suchte. Zwar knüpfte er, wie Fresenius[2]) in feinsinnigen Ausführungen andeutend gezeigt hat, an frühere, in Frankreich und England unabhängig voneinander laut gewordene Ideen an, die in Montaigne und Philipp Sidney und Anderen würdige Vertreter gefunden hatten, zwar kam ihm die unmittelbare Anregung zu seiner literarischen Beschäftigung mit den Volksliedern durch die Gesänge Ossians und die Reliques of ancient Poetry des Bischofs Percy zu, aber in Deutschland hat doch er den Boden bereitet, auf dem die spätere Pflege des Volkslieds gedeihen konnte. Von ihm ist ja auch die Bezeichnung „Volkslied“ geprägt worden im Anschluß an das französische chanson, poésie populaire, das englische popular song.[3])

Es dürfte deßhalb, da wir uns mit dem Verhältniß von Kunstlied und Volkslied beschäftigen wollen, von Interesse sein, festzustellen, wie denn Herder den Vorstellungsinhalt der beiden Worte aufgefaßt, wie er ihre beiden Sphären begrenzt hat.[4]) In der Poesie und ästhetischen Doktrin seiner Tage galt es als ausgemacht, daß nur die Kunst den Dichter mache, und Lessings Satz, „daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren würden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker wären,“ konnte des stärksten Widerspruchs aus diesen Kreisen sicher sein. Solchen Anschauungen gegenüber suchte Herder die Ueberschätzung des reinen Verstandes und der Erudition zu bekämpfen und der Empfindung und Phantasie des Dichters zu ihrem Recht zu verhelfen. Nicht Schulexercitien, Belustigungen des Verstandes und Witzes sollten die Gedichte, nicht todte Letternverse sein, nicht in der Stube sollten die „Gemälde ohne Subjekt geschaffen werden, bloß des künstlich angelegten Gesichtspunkts, Kompositionsgeistes, Kolorits und aller andern seinen Details wegen“, nein, die Dichter sollten dichten „über und in lebendiger Welt, im Sturm und Zusammenstrom der Gegenstände, der Empfindungen“, die Dichter sollten „nicht denken und grübeln, sondern sehen und fühlen“. Er hält seiner gelehrten und verfeinerten Zeit einen Spiegel vor, zeigt ihr, daß auch unpolizirte Nationen dichten, daß Völker ohne Schrift und Kultur eine Poesie haben, die einen großen Theil desjenigen besitzt, was den edlen, gebildeten, selbstüberzeugten Deutschen fehlt: lebhafte Empfindung, Sinnlichkeit, Wahrheit, nationale Gestaltung der Poesie.

Lernen sollen die Deutschen von diesen Beobachtungen, sollen sich das Gesehene zunutze machen. Aber er weist ferner darauf hin, daß die deutschen Dichter gar nicht so weit zu gehen haben, daß in Deutschland selbst solche Lieder, Lieder des Volks, Lieder eines ungebildeten sinnlichen Volks existiren, die nur darauf harren gesammelt zu werden. Darauf aufmerksam gemacht hat Herder in seinem „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“, der in den „Blättern von deutscher Art und Kunst“ 1773 erschien; gesammelt hat er dann Volkslieder aus allen Nationen, um seine Ausführungen durch die That zu erweisen, in seinen „Volksliedern“ 1778 und 1779.

Aus diesen beiden Schriften können wir seine Anschauungen über Volkslied und Kunstlied am besten kennen lernen: Kunstlied ist ihm das vernünftelnde Lied der Aufklärungsperiode, das meist Spuren ausländischen Einflusses in Inhalt und Form zeigt, das alle die erst charakterisirten Unzugenden hat; Volkslied dagegen das lebendig empfundene, sinnlich anschauliche Lied, das in seiner Entstehung national gebunden ist, einerlei ob es einen bekannten Verfasser hat oder nicht. Nur muß es auch im Munde des Volks, dieses großen ehrwürdigen Theils des Publikums, leben oder wenigstens gelebt haben. Natürlich immer nur nach Herders Meinung, einerlei ob sie richtig oder falsch war. So glaubt er, daß die Bardengesänge Karls des Großen keine Volks- und Vaterlandslieder für uns, nicht Volkslieder für unsre Zeit seien (Werke ed. Suphan 25, 6), meint, daß die Manessischen Lieder trotz Bodmers Publikation nicht „lebende Volkslieder“ geworden seien (25, 6), dagegen stellt er die Dichtungen des Scultetus und Logau's und die Bardengesänge den französischen chansons und englischen songs parallel (5, 189). Er bemerkt, daß er in den 2. Theil der Volkslieder Stücke aufgenommen habe, die nicht „Volkslieder seien und seinethalb auch nimmer Volkslieder werden“ möchten (25, 329). Nicht immer ist Herder in der Wahl seines Ausdrucks ganz konsequent, er nennt zuweilen Volkslieder solche Lieder, von denen er glaubt oder wünscht, daß sie Volkslieder werden, die es aber noch nicht sind. Herder macht noch einen Unterschied zwischen „Liedern des Volks, die in ihrem Mittel entstanden sind“ und anderen Volksliedern (5, 186); die ersteren würden wir als „Volkslieder“, die zweiten als „Volksthümliche Lieder“ bezeichnen.

[1]) Vortrag, gehalten im Oktober 1897 in der germanistischen Sektion der Dresdener Philologenversammlung.

[2]) Deutsche Literaturzeitung 13 (1892), 768 ff.

[3]) Neben „Lieder des Volkes“, „Volkslieder“, gebraucht Herder auch den sich noch näher an das fremde Vorbild anschließenden Ausdruck „Populärlied“.

[4]) Zu den folgenden geschichtlichen Ausführungen vgl. W. Scherer, Jakob Grimm. 2. Aufl., S. 35 ff., und den gehaltvollen schönen Aufsatz Arnold E. Bergers über „Volksdichtung und Kunstdichtung“ in Nord und Süd 68, 76 ff.

Herders Anregung wirkte zündend auf die jungen Revolutionäre des Sturmes und Dranges und griff auch auf die Göttinger Hainbündler über. Begeisterung für das Volkslied, für das Nationallied war einer der Punkte, die mit leuchtenden Buchstaben auf ihrer Fahne geschrieben standen. Aber mit den ersten Kampfeserfolgen erlosch auch allmählich wieder das Interesse für Volkslied und Volkspoesie, und selbst dem Urheber dieser Bewegung wurde durch äußere Umstände, so vor allem durch die täppische Schmähschrift Nicolai's, die Beschäftigung mit diesen Dingen verleidet.

Von den Göttingern hatte vor allen Bürger die Herder'schen Gedanken begeistert aufgegriffen, um so lebhafter noch, als sie eignem dunklem Ahnen entgegenkamen und ihm klaren Ausdruck gaben. Er schließt sich im allgemeinen an Herder an in der Formulirung seiner Ideen, die er in dem „Herzenserguß über Volkspoesie" niedergelegt hat, aber er geht in einigen Punkten weiter. Herder war auf die Entstehung der Lieder und auf ihr Leben nicht näher eingegangen: für ihn führten sie auf einen bekannten oder unbekannten Dichter zurück. Bürger spricht „von den Geheimnissen dieser magischen Kunst, die man aufdecken" müsse. Er geht auch auf die Rolle der mündlichen Tradition ein und meint, „sie habe oft manches hinzugethan und weggenommen und dadurch viel lächerlichen Unsinn hineingebracht". Er meint aber weiter, „wer das Gold von den Schlacken zu scheiden wisse, würde wahrlich keinen verächtlichen Schatz erbeuten", und stellt damit Forderungen auf, wie sie Uhland späterhin zu verwirklichen suchte.

Trotz mancher Einzelbemühungen, das Interesse für das Volkslied lebendig zu erhalten, versickerte die Bewegung im Sande, und erst der Romantik gelang es, auch hierin, wie in so manchen Punkten, Ideen des Sturmes und Dranges fortsetzend, sie wieder in kräftigen Fluß zu bringen. Im Mittelpunkt dieser Bestrebungen steht „Des Knaben Wunderhoen", in dem Arnim und Brentano ein nationales Gegenstück zu Herders internationalen „Volksliedern" schufen.[1])

In ihren Anschauungen über Volkslied und Kunstlied lehnten sich Arnim und Brentano an Herder an, wenn sie auch später, nicht immer in Form und Inhalt ihrer Gedanken ganz klar, zu Abweichungen gelangten. Wie Herder bezeichneten sie alle sinnliche, lebendige, wahre Poesie als Volkspoesie. So nennt Brentano in einem Briefe an Arnim vom 12. Oktober 1803 (A. Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano S. 102) Hebels Alemannische Lieder einen Band Volkslieder im schwäbischen Dialekte, die „von einer bis jetzt selbst in den schönsten alten Volksliedern unbekannten Einfalt und Tiefe und von einer oft mehr als Shakespeare'schen Erfindung" seien, so meint er (1805, Steig, S. 132) bei einer Besprechung über den Plan eines Volksliederbuches, daß „die besseren Volkslieder drinne befestigt und neue hinzugedichtet werden könnten". Ebenso erzählt uns Arnim, daß er zuerst auf dem Lande die volle thateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes empfunden habe, als er in warmer Sommernacht aufgewacht sei und die Dorfleute unter der Linde habe singen hören:

„Auf, auf, ihr Brüder und seid stark,
Der Abschiedstag ist da,
Wir ziehen über Land und Meer
Ins heiße Afrika."

Was er hörte, ist aber der Anfang von Schubarts Kaplied, allerdings im Munde des Volkes etwas umgestaltet!

Von den Volksliedern wird auch noch, allerdings nicht immer, verlangt, daß sie im Munde des Volkes leben und erklingen. So meint Arnim, Reichardts Lieder könnten „ein wenig abgerundet durch die Zeit, wie das mit allen Liedern geschieht, echte Volkslieder werden". Daneben kommt auch eine andere Idee zum Durchbruch: wie Herder von Volksliedern redet, die im Mittel des Volkes selbst entstanden seien und von andern, so spricht Arnim von ganz neuen Liedern, die eine Berührung mit den früheren Volksliedern haben oder volksmäßig geworden sind (A. v. Arnims Werke 13, 484), so meint er, daß nur da, wo das Volk ungelehrter werde, manches Volkslied entstehe, das ungedruckt und ungeschrieben zu ihnen durch die Lüfte dringe (Werke 13, 467).

Auf die Entstehung der „echten Volkslieder" gingen sie nicht näher ein. Es waren in der Hauptsache nur ästhetische Gesichtspunkte, die sie geltend machten. Sie wollten auch, wie Herder, unmittelbar praktisch wirken: die alten Gedichte sollten in die damalige Zeit verpflanzt werden, nach ihnen sollten Volk und Dichter sich von neuem bilden, durch ihre Einwirkung wieder gesunden. Gegen diese Richtung erhob sich Widerspruch von dem Brüderpaar, dem wir mit Stolz den Hauptantheil an der Begründung der deutschen Philologie zuschreiben, von Jakob und Wilhelm Grimm. Jakob klagt, daß Arnim und Brentano nichts von einer historisch genauen Untersuchung wissen wollen, daß sie das Alte nicht als Altes stehen lassen; ihr Verfahren sei als Nothwendigkeit für die Zeit ein Irrthum und für das Studium der Poesie ein Aerger. Er meint, die Herrlichkeit alter Poesie könne nicht wieder allgemein, d. h. poetisch aufleben, allein historisch könne sie unberührt genossen werden (1809, Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, S. 98). Die Grimms machten sich ganz Schlegels Ausspruch zu eigen, „Wissenschaft der Kunst sei ihre Geschichte".

Und so vertieften sie sich denn, soweit sie konnten, in die Geschichte der deutschen Poesie und griffen weit und immer weiter um sich. Für sie schied sich die alte Poesie in romantische, von fremdem Einfluß durchsetzte, und in nationale, unberührte Volkspoesie. Auf dem Gebiete der Lyrik wollte Jakob Grimm Meistergesang (Minnesang und Meistersang) und Volkspoesie kontrastiren. Die Brüder schätzten die Volkspoesie am höchsten ein: sie war ihnen unübertrefflich und höchstens durch Ueberlieferung verdorben. Wozu der Kunstdichter alle Kräfte des Geistes und der Phantasie gebrauchte und was ihm dennoch nur halb gelang, das fiel der Volksdichtung mühelos in den Schoß. Wie sie dem Ursprung der Volkspoesie nachgingen, fanden sie überall eine gewisse Gleichheit der Form, stießen sie stets auf einen Mangel an überlieferten Dichternamen. Für die homerischen Werke war schon das Fehlen eines Verfassers, scheinbar mit Erfolg, nachgewiesen. So meinte denn auch J. Grimm, daß „wie alles Gute in der Natur, auch das Epos aus der stillen Kraft des Ganzen leise hervorginge". „Was dabei Leiden oder Thun heißen kann," sagt er, „wer wollte es ihm absehen?" Nach ihm haben nicht wenige ausgezeichnete, überlegen begabte Menschen das Epos absichtlich hervorgebracht, sondern man hat eher in ihrem Thun einen Gegensatz zum Epischen zu sehen. Jakob Grimm gibt zu, daß sein Ausdruck sehr wunderlich sei, aber meint, er sei hier ganz am Platz, da es sich um ein Wunder und Geheimniß der Dichtung handele (J. Grimm, Kl. Schriften 4, 97).

Die gleichen Anschauungen, die man vom Epos gewonnen hatte, übertrug man auf die gesammte Volkspoesie. Im Wunderhorn fehlten den meisten Gedichten die Verfasser, sie waren auf keine einzelnen Dichter zurückzuführen,[2]) und das gleiche Verhältniß stellte sich dar, als man tiefer

[1]) Berger (Nord und Süd 68, 78 und Anm.) hat mit Recht Gervinus' Beobachtung gegen Steig aufrecht erhalten.

[2]) Vgl. auch Berger a. a. O., S. 78.

Digitized by Google

in die Geschichte der Literatur eindrang und die Lyrik des 16. Jahrhunderts kennen lernte. In der That schienen diese Gedichte keinen Verfosser zu haben, sondern das ganze Volk mußte Dichter gewesen sein: daher die gleichmäßige Färbung, daher die ursprüngliche Frische der Lieder, die Blumen des Waldes glichen. Recht mußten die Grimm haben, deren Anschauung Arnim preisend so wiedergab:

„Ihr achtet, was ein freies Herz gedichtet,
Was uranfänglich, doch der Welt verbunden,
Was keinem eigen, was sich selbst erfunden,
Was unerkannt, doch nimmer geht verloren,
Was oft erstirbt und schöner wird geboren."

Gegen solche Ansichten, gegen die Ueberschätzung des Traditionellen, die Herabwürdigung der Thaten des Individuums erhob A. W. v. Schlegel seine Stimme (Werke, ed. Böcking 12, 385 f.); allein sie verhallte ohne nachhaltige Wirkung. Für die Beurtheilung des Werdens der Volkslieder behielt die Grimm'sche Ansicht eine für die Forschung äußerst verderbliche, fast autoritative Geltung, unter der wir heute noch zu leiden haben. Beinahe alle populären Darstellungen der Literaturgeschichte bringen diese mystische Unklarheit in irgendwelcher Form, und auch Ludwig Uhland hat sich nicht ganz davon frei halten können.

Es heißt z. B. bei Carriere, „Volkslied sei Eigenthum, Erguß einer ganzen Nation", bei Gödeke, „Volkslied sei ein unmittelborer Erguß des Volkes", bei Anderen, „es dichte sich selbst", oder „der Volksgeist schaffe dos Volkslied".[1]) Man fühlt sich dabei versucht, an die Geisterbeschwörungen zu erinnern und sich ins Gedächtniß zu rufen, daß der Mensch den Geist dann ruft, wenn er sich selbst nicht zu helfen weiß.

Aber mon hat auch versucht, die Ansicht von dem dichtenden Volksgeist wissenschaftlich zu begründen, und es sind Tobler und hauptsächlich Steinthal, die diesen Versuch gemocht haben. Während Jakob Grimm in keuscher Zurückholtung es für unrecht hält, den Schleier des Geheimnisses zu heben, der seiner Ansicht nach die Erzeugung der Volkspoesie deckt, bemüht sich Steinthal nach Möglichkeit, ihn zu lüften. Nach ihm ist in der Thot das Volk Dichter, und er nemt Volk dasjenige Bewußtsein einer Gemeinde (oder einer geistigen Vielheit von Menschen), welches noch vor der Kultur oder wenigstens außerhalb derselben liegt. Den Gegensatz dazu bildet ihm die Kunstdichtung, d. h. die Dichtung des selbstbewußten kultivirten Geistes. Die Volksdichtung gehört nicht dem Einzelnen, sondern dem Gesammtgeiste, in welchem jeder Einzelne lebt.[2])

Diese Gesommtanschauung Steinthals ist meines Erachtens auf das schärfste zu bekämpfen, da sie die Unklarheiten nur noch vermehrt. Sie beruht auf einer Hypostase gewisser bildticher Ausdrücke, wie in ähnlicher Weise seine Auffassung sprachlicher Entwicklung, und ist vollständig unrichtig. Nicht ein Gesammtgeist dichtet, nicht das ganze Volk oder nach ihm vielmehr nur das kulturlose Volk dichtet, sondern nur das einzelne Individuum. Es dichten öfter mehrere Individuen nacheinander an einem Lied, aber, gewisse Abnormitäten abgerechnet, wird ein Volkslied ursprünglich, wie das Kunstlied, immer nur einen Verfosser haben. Daß es heute außerhalb der Kultur stehende Menschen bei uns noch gebe, darf man, wieder einzelne Ausnohmen abgerechnet, billig bezweifeln, jedenfolls aber existirt auch Volkspoesie in den von der Kultur berührten Kreisen der Halbbildung. Man darf und muß ebensogut von einem Volkslied der großen Städte sprechen, wie man heute von Stadtdialekten spricht. Steinthals Gesammtanschauung beruht auf seinem System der Völkerpsychologie, das wohl in seinen entscheidenden Punkten als überwunden gelten darf. Aber wie trotzdem eine Fülle von Anregung und feiner Beobachtung uns daher gekommen ist, so zeitigt auch hierbei Steinthals Forschung in Einzelheiten äußerst feinsinnige und richtige Resultate, auf die noch zurückzukommen sein wird.

Der neueste Versuch, eine genügende Erklärung der Entstehung und des Eigenartigen der Volkspoesie zu geben, rührt von Arnold E. Berger her, der in seinem schon öfter genannten, sehr beachtenswerthen Aufsatze (Nord und Süd 68, 76 ff.), gelegentliche Aeußerungen Scherers weiterführend, meint: Volkspoesie sei ungeschriebene, mündlich überlieferte, Kunstpoesie geschriebene Dichtung, Schriftdichtung. Berger hat zweifellos recht, wenn er als etwas wichtiges die Erkenntniß hervorhebt, doß dem Votkslied der Stil der mündlich überlieferten Poesie eigne. Auf dem Gebiete der inneren wie äußeren Form zeigt das Volkslied alle Charakteristica desselben, das ist unbestreitbar. Aber die Gleichungen, die Berger aufstellt, dürfen wir doch nur dann als richtig und gültig anerkennen, wenn in der That der Stil der mündlichen Ueberlieferung etwas dem Volkslied wesentliches ist, das, nur ihm eigen, es von aller anderer Poesie heraushebt und wenn die Gültigkeit dieser Regel für alle Zeiten, nicht aber bloß für die gegenwärtigen Verhältnisse, feststeht. Und beides scheint mir nicht der Fall zu sein: die Gleichungen stimmen nur für einen Theil der Volkspoesie und nur für eine gewisse Zeit. In der Gegenwart ist es sicherlich ein streng trennendes Merkmal der Volkspoesie, doß sie den Stil der mündlich überlieferten Poesie zeigt, und man könnte vielleicht mit Hülfe dieser Beobachtung eine Scheidung von Volksdichtung und Kunstdichtung durchführen. Allein im Mittelalter wird man für die lyrische Poesie eine solche Scheidung nicht zugeben dürfen: ein großer Theil der Kunstpoesie jener Tage war ebensogut ungeschriebene Poesie, zeigt ebenso durchaus den Stil der mündlich überlieferten Poesie als die etwo vorauszusetzende Volksdichtung. Weiter wird man aber kaum von mündlicher Ueberlieferung reden dürfen, denn auch bei der Volkspoesie steht Aufzeichnung vielfach zwischen mündlicher Tradition, sondern man muß — ich mache mir hier die Formulirung Wackernells zu eigen — von gedächtnißmäßiger Ueberlieferung reden. Ein Volkslied ohne eine solche ist gewiß nicht zu statuiren, aber umgekehrt eignet dies Kennzeichen nicht dem Volkslied allein: es ist also etwas accidentielles, folglich nicht als ausschließliches Scheidungsprinzip brauchbor.

Man hat weiterhin noch versucht, die Verwendung des Dialekts als sicheres Kennzeichen des Volksliedes anzusehen. Auch dies sehr mit Unrecht! In älteren Zeiten tragen die Erzeugnisse der Kunstpoesie wie Volkspoesie in gleicher Weise das Gewand der Mundart und in der Gegenwart leben nur in gewissen abgeschlossenen Sprachgebieten für alle Arten der Lieder dialektische Volksdichtungen. In Mitteldeutschland und einem großen Theile Niederdeutschlands werden außer humoristischen oder lokal gefärbten Liedern alle Dichtungen in der Schriftsprache gesungen, in der Schweiz und anderen Gegenden vielfach in einem zwillingshaften, mundortlich und schriftsprachlich gemischten Dialekt. Hauffen hat in einem Aufsatz über dos deutsche Volkslied in Oesterreich-Ungorn (Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde 4, 2 ff.) dies schön herausgehoben. Es ist klar, daß in einem abgeschlossenen Sprachgebiet mit streng mundartlichen Volksliedern der Import schriftsprochlicher Dichtungen (Kunstlieder und Volkslieder anderer Gegenden) beschränkt ist und die Eindringlinge leicht als solche erkannt werden. Allein gegenüber Kunstdichtungen im Diolekt reicht auch dies Scheidungsprinzip nicht aus. So sind im ganzen Alpenlande Kunstdichtungen verbreitet, wie Castelli's „I han

[1]) Weiteres bei Berger a. a. O. S. 83 f.
[2]) Zeitschrift für Völkerpsychologie 5, 3 f.

eng a Haifl an Roon", wie sein „A Busserl is a gschpaßigs Ding", oder wie Freiherr v. Klesheims „A Dierndl geht um Holz in Wald" und andere mehr. Auch dies Prinzip kann thatsächlich heute in einzelnen Gegenden in den meisten Fällen zur Scheidung ausreichen, aber bei alledem ist es gleichfalls etwas accidentielles, nichts wesentliches.

Die Unechtheit der Passion des heiligen Florian.

II. [1])

Ne quid falsi audeat,
ne quid veri non audeat historia.

„Dies also ist das neueste Resultat moderner Legendenkritik, daß die Passion des heiligen Florian, welche selbst ein Rettberg noch für echt hielt, eine Fälschung ist. Bruno Krusch in Hannover hat es bewiesen, Professor A. Ehrhard in Würzburg bestätigt und Landesgerichtsrath J. Strnadt in Kremsmünster urbi et orbi verkündet. Damit ist diese Passion begraben — wenigstens für die Leser der Münchener Allgemeinen Zeitung. Requiescat in pace."

Ich versage mir im Interesse der ernsten Forschung, auf den Ton der Apologie der Leidensgeschichte des heiligen Florian, welche Hr. Dr. Bernhard Sepp in Nr. 59 der Beilage zur „Augsburger Postzeitung" vom 9. Oktober 1897 veröffentlicht hat und deren Eingang vorstehende Herzensergießung bildet, einzugehen und stelle nur fest, daß Hr. Dr. Krusch laut Briefes vom 15. November auf eine Erwiderung verzichtet, sein Material über die Handschriften oder mir zu beliebigem Gebrauche überlassen hat, daher die letzteren Ausführungen sein geistiges Eigenthum sind.

Die Art der Polemik Hrn. Sepps nöthigt mich vorerst zu einem kurzen Rückblick auf die Erhebung der Reliquien aus den Katakomben und die Entstehung der Legenden. Bekanntlich wurden die ersten Christen in Rom in den ersten drei Jahrhunderten bis zur Anerkennung des Christenthums als Staatsreligion in unterirdischen Grabhallen, den sog. Katakomben, zur Ruhe bestattet; mit dem Beginne des 5. Jahrhunderts hörte diese Bestattung auf, die Päpste (darunter Paschalis I. 817—824 allein 2300 Leiber) ließen die Ueberreste der Bekenner, Jungfrauen und Blutzeugen erheben, welches Verfahren solange fortgesetzt wurde, bis die Katakomben verfielen. Die Inschriften, von welchen de Rossi 12,000 gesammelt haben soll, waren verschiedener Art. Häufig trug der Grabstein nur den Namen des Verstorbenen, z. B. Claudianus, Fabianus, mitunter auch das Datum der Beisetzung (depositio), Alter, Verwandtschaft, Stand und Beruf. Als Massengräber gelten diejenigen, auf welchen Zahlen (z. B. XXX, XL) getroffen wurden; der Dichter Prudentius sah in der Katakombe des heiligen Kallistus ein Grab, in welchem 60 Märtyrer geruht haben sollen.[2])

Ebenso bekannt ist, daß schon im frühesten Mittelalter jede Diözese, jedes größere Gotteshaus Reliquien eines Heiligen zu besitzen und sich dadurch seiner Fürbitte zu versichern wünschte.[3]) Hatte nun eine Kirche Reliquien erworben, so war selbstverständlich eine Lebensbeschreibung des Heiligen, dem sie angehörten, erforderlich. Eine solche war jedoch in vielen Fällen nicht zu beschaffen, weil oft der Name das einzige war, was man von ihm wußte, und selbst dieser stand nicht immer sicher. Wie sollte sich auch in den ersten drei Jahrhunderten, in welchen die Christen vielfältig blutigen Verfolgungen ausgesetzt waren und die Anhänger des christlichen Bekenntnisses in der großen Mehrzahl nur den geringeren Volksschichten angehörten, von allen in den Katakomben Beerdigten eine Ueberlieferung ihrer Lebensschicksale erhalten haben, geht die Ueberlieferung doch in unserm Zeitalter selten weit zurück. Es begreift sich daher, daß die Legenden sich an Vorbilder, Lebensbeschreibungen besonders hervorragender Bekenner anlehnten, daß sie häufig schematisch verfaßt sind, sich deßhalb oft gleichen und nur selten einen thatsächlichen Kern enthalten. Dr. Georg Ratzinger[1]) führt aus, wie die (erfundene) Lebensbeschreibung des hl. Maximilian aus den Lebensbeschreibungen des hl. Pelagius, der vita S. Quirini in Tegernsee, die ihrerseits wieder in Passau fabelhaft ausgestaltet wurde, der Legende des hl. Hermagoras von Aquileja zusammengesetzt wurde. Die Legenden, welche ursprünglich zu erbaulichen Zwecken dienten und dem Bedürfnisse nach eigener vita des Diözesan- oder Hausheiligen bei höheren Festfeiern entsprangen, wurden nach und nach als Geschichtsquellen benutzt, welchen Rang sie nicht einnehmen dürfen und deßhalb einer strengen Prüfung auf ihre ausnahmsweise Glaubwürdigkeit unterworfen werden müssen.

Schon der Haushistoriker von St. Florian, Chorherr Franz Kurz, hat im Jahre 1808 (Beitr. zur Gesch. des Landes ob der Ens III, 29 ff.) die kürzere Fassung der passio S. Floriani, welche er für die älteste hielt, wegen der Wunder, „die gewöhnlichen Legenden nur gar zu sehr gleichen", für interpolirt erklärt und (S. 49) aufrichtig eingestanden, man wisse nicht, wo sich denn nun die Gebeine des hl. Florian befinden, und ebensowenig habe man bereits im 13. Jahrhundert (nach einer gleichzeitigen Chronik) Florians Grabstätte zu finden gewußt.

Es konnte auch gar nicht anders sein, denn die im 13. Jahrhundert angelegten Annales Capitull Cracoviensis (wozu die abgeleiteten Annalen in Mon. Germ. XIX 628, 668, 680 zu vergleichen), melden zum Jahre 1184 (1183) ausdrücklich, daß die Reliquien des hl. Florian durch Egidius von Modena nach Krakau gebracht und in einer neu erbauten Kirche außerhalb der Stadt zur Verehrung ausgesetzt wurden (l. c. Script. XIX. 592). Welcher Florianus es aber gewesen sein wird, ergibt sich aus der unten folgenden Beantwortung der Einwürfe Hrn. Sepps gegen die Handschriftenbefunde Dr. Kruschs.

Die Ueberlieferung hat in der Geschichte eine sehr bedingte Grenze; sie kann nur dann Anspruch auf Beachtung erheben, wenn besondere Umstände sie wahrscheinlich machen. Ein solcher Umstand wäre es, wenn der Grabstätte eines so hervorragenden Heiligen in der Lebensbeschreibung des hl. Severin Meldung geschähe; eine solche Erwähnung wäre sogar zu erwarten, da er sich wiederholt (cap. IX u. XXIII) Reliquien überbringen ließ: die des hl. Gervasius und Protasius für Faviana, solche des hl. Johannes des Täufers für Boitro; über St. Florian schweigt die vita vollständig. Nun wurden nach dem Tode Severins auf Befehl Odovakars die Romanen des o.-ö. Flachlandes nach Italien abgezogen, Noricum blieb den Anfällen der verschiedensten Völkerstämme überlassen, bis es im Beginne des 6. Jahrhunderts die erst nachherhand dem Christenthum gewonnenen Bajuvaren besetzten; wie sollte in diesen dunklen Zeiten eine in dem fast menschenleer gewordenen Lande am Orte haftend gebliebene Ueberlieferung überhaupt nur denkbar sein?

Ueber die Zeit des Ursprungs des „alten" Klosters St. Florian mit dem Hrn. Apologeten zu rechten, würde auf Abwege führen und nur dann zum Gegenstande ge-

[1]) Vgl. Artikel I in der Beilage Nr. 202 vom 9. Sept. 1897.

[2]) Vgl. Kraus „Roma sotterranea" und Kuhn „Roma. Die Denkmale des christlichen und heidnischen Rom".

[3]) Beissel. „Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis ins 13. Jahrhundert."

[1]) „Forschungen zur bayerischen Geschichte", Kempten, 1898. S. 376, 480.

hören, wenn es ihm möglich wäre, eine Urkunde anzuführen, welche unzweifelhaft vor die Periode gehört, in welche nach allen Kriterien die Anfertigung der passia S. Flariani gesetzt werden muß, durch welche der Bestand der Grabstätte und des Klosters eine Bestätigung fände. Denn die Beurkundung des Bischofs Erchanfrid, auf welche er sich beruft, gehört höchstens in den Ausgang des 8., möglicherweise sogar in das 9. Jahrhundert; denn Vivilo ist urkundlich als der erste Bischof von Passau gesichert und muß, selbst wenn Erchanfrid nicht ein Landbischof (vocatus) wäre, nach dem Wortlaute der Urkunde (anteriarum episcoporum temparibus) mehrere Nachfolger gehabt haben, bevor Erchanfrid als wirklicher Bischof von Passau hätte auftreten können. Daß die Schreibung „Eginolf" statt Reginolf in meinem ersten Aufsatze auf einem bloßen Schreibversehen beruhte, hätte Hr. Dr. Sepp aus einer Nachschau im o.-ö. Urkundenbuche I. 69 Nr. LXV leicht herausfinden können.

Die Schlußbehauptung Hrn. Sepps, daß (spätere) Zeugnisse klar beweisen, daß sich der Kult des hl. Florian ebensogut wie der des hl. Maximilian (auf welch letzteren ich nächstens zurückzukommen gedenke) über die Zeiten der Völkerwanderung hinaus lebendig erhielt, muß sonach als eine durch nichts begründete und feststehenden historischen Thatsachen widersprechende Behauptung bezeichnet werden.

Ich wende mich nun mit den von Hrn. Dr. Krusch mir zu Gebote gestellten Argumenten, welchen ich mir einiges hinzuzufügen erlaubt habe, wider die Einwendungen Hrn. Sepps gegen den Handschriftenbefund.

I. Hr. Sepp hat also eine Möglichkeit gefunden, durch welche Kruschs erstes Argument seine Beweiskraft verlieren soll. Er hat am Anfang der Passio Irenaei, welche Krusch als die Quelle der Passia Flariani nachwies, in der Ruinart'schen Ausgabe die Randnote „callectoris prologus" und zu den beiden gleichen Schriftstücken ein drittes, die Passia Julii, gefunden und kombinirt sein Material in folgender Weise: Ruinart hat die Einleitung nicht zu den eigentlichen „Präsidialakten" des Irenäus gerechnet, und da der Eingang der Passia Julii „ganz ähnlich" lautet, auch der Schluß „aufs genaueste mit den Schlußworten der Passia Irenaei übereinstimmt", so ist die Möglichkeit gegeben, daß alle drei von einem und demselben Sammler und Redakteur herrühren. Das war in der That ein glücklicher Einfall, und wenn diese Möglichkeit die einzige wäre und nicht noch die andere bestände, daß die beiden anderen Hagiographen die echten Akten des Irenäus ausgeschrieben haben könnten, wäre Hrn. Sepp dazu nur Glück zu wünschen. Es ist aber überhaupt gar nicht einzusehen, was die dritte Passia zur Sache thun soll, da wir schon über die beiden anderen nicht ins reine kommen können. Die Passia Julii scheint ebenfalls in Beziehungen zur Passia Irenaei zu stehen, und dieselben können u. a. auch auf die Sepp'sche Möglichkeit zurückgeführt werden; mit der Passia Floriani steht sie in keinem Verwandtschaftsverhältniß, die Einleitung hat einen anderen Wortlaut, und der Beweis, den Dr. Krusch durch Vergleichung mit der Passio Irenaei geliefert hat: daß nicht der bisher für älter gehaltene kürzere Text der Passia Flariani, sondern der längere der ursprüngliche ist, hätte sich durch die neue Passia niemals erbringen lassen. Hr. Sepp ist ganz im Rechte, daß die Einleitung zur Passia Irenaei nicht zu den eigentlichen Gerichtsakten gehört, und es dürfte umsomehr ein Kollektor für diese wie für alle anderen Passionen anzunehmen sein, da es gewiß nicht sehr wahrscheinlich ist, daß die römischen Gerichte ihre Kriminalakten selbst zu Heiligen-Passionen verarbeitet haben; aber von dem einen Kollektor zu einem gemeinsamen Kollektor scheint uns doch immer noch ein weiter Schritt zu sein, eine durch nichts begründete Möglichkeit ist an sich noch kein rechtlicher Einwurf.

Die Uebereinstimmung der Passia Flariani mit der des Irenaeus erstreckt sich aber nicht bloß auf die Einleitung, die in beiden, abgesehen von wenigen Ausdrücken, wörtlich übereinstimmt, sondern auch auf den Kern der Legende, indem in beiden Fällen der Heilige von einer Brücke in den Fluß gestürzt wird, und anderen Forschern sind auch geringfügige Anklänge keineswegs so bedeutungslos, wie sie Hr. Sepp gern hinstellen möchte. Es liegt also offenbar eine vollkommen bewußte Entlehnung vor, und zwar muß wohl der Verehrer des hl. Florian der Täuscher sein, denn das Martyrium des Irenäus ist auch durch griechische Akte gesichert und sein Kultus ist, wie das syrische Martyrologium vom Jahre 412 bezeugt, uralt. Dagegen weist Hr. Sepp auf die Abweichung der beiden Passionen hin und bemerkt ironisch, der Fälscher hätte eine wunderbare Phantasie gehabt und seine Quelle geschickt zu verbergen gewußt. Es ist ihm darin beizustimmen, daß das Verhältniß noch klarer sein würde, wenn unser Freund seine Quelle vollständig abgeschrieben hätte; wenn er aber jetzt (nach Sepp) zu geschickt verborgen hat, so glaubte er vielleicht im anderen Falle seine Abhängigkeit zu ungeschickt zu verrathen, und dann war ja wohl ein „jugendlicher Bischof mit Weib und Kind", wie Irenäus geschildert wird, in jenen Zeiten, in welchen die Ehelosigkeit des Klerus schon zum großen Theile eingeführt war, nicht gerade ein Vorbild, welches man den Gläubigen als Spiegel vorhalten konnte. Es ist daher zu schließen, daß der Fälscher nicht bloß im eigenen Interesse, sondern auch seinem Heiligen zuliebe zu Abweichungen genöthigt war, ohne indessen im einzelnen angeben zu können, weßhalb er dies oder jenes so und nicht anders gemacht hat.

Die Frage Hrn. Sepps, woher der Fälscher wußte, daß Kaiser Diokletian im Jahre 297 die Provinz Noricum in das Uferland (ripense) und in das binnenländische (mediterraneum) getheilt, braucht umsoweniger beantwortet zu werden, als er mit keinem Worte verrathen hat, daß er das wußte. Er kannte nur die Provinz Naricum ripense, wie Jedermann, der die vita S. Severini gelesen hat. Das Leben des hl. Severin von seinem Schüler Eugippius war aber in Passau frühzeitig bekannt, denn im Jahre 904 war ein Exemplar desselben („vitam sancti Severini confessaris" Man. daic. XXVIII 6, 201) von dem Landbischof Madalwin unter vielen anderen Büchern dem Bisthum geschenkt worden; dieselbe führt jedoch nur die Provinz Naricum im allgemeinen und die Provinz Narieum ripense, nicht aber auch mediterraneum an.

Ruinart hat in seiner Sammlung der echten Märtyrerakten (acta martyrum sincera) die Passia Irenaei aufgenommen, während er die des hl. Florian ausschließt. Hr. Sepp hat eine solche Hochachtung vor der Ruinart'schen Kritik, daß er sogar dessen Randnoten für seine Ansicht verwerthet; vielleicht denkt er gelegentlich auch einmal darüber nach, weßhalb Jener wohl die beiden angeblich gleichwerthigen Akten verschieden behandelt haben mag. Sollte der alte Herr etwa auch schon auf dem Boden „moderner Legendenkritik" gestanden sein?

Hr. Sepp meint in seiner Note 18: „Wer in aller Welt mag in dieser Zeit der ärgsten Sprachverwilderung (Mitte des 8. Jahrhunderts) ein so gutes Latein geschrieben haben!" Auch diese Frage kann heute bündig beantwortet werden; denn Hr. Dr. Krusch hat inzwischen die allerälteste Handschrift der passia prolixior aufgefunden, welche in dem barbarischen Latein „der ärgsten Sprachverwilderung" abgefaßt ist.

It. Hr. Sepp sucht durch die Leichtigkeit, mit welcher er über die Schreibung Lavoriacum hinschlüpft, den An-

Digitized by Google

schein zu erwecken, dieser Punkt sei in der Streitfrage nur ein ganz nebensächlicher. Nach meiner Ansicht ist das gerade Gegentheil der Fall, weßhalb ich den Hrn. Apologeten nicht augenblicklich von der Stelle lassen kann.

Die Form Lavoriacum ist die im 8. Jahrhundert gang und gäbe gewordene und im 9. Jahrhundert beibehaltene Bezeichnung für das auf der Weßseite des römischen Standlagers aufgekommene Dorf Lorch. Die klassische Form Lauriacum ist in die Handschriften überall erst durch Rasur des Wortes Lauoriacum hineingekommen; nach gefälliger Mittheilung des Hrn. Prof. Richter in Graz steht auch in Nr. V der Gesta S. Hrodberti, in welchen Hr. Sepp im Jahre 1891 den authentischen Text der vita S. Hrodberti erblicken zu können glaubte, das Wort lauriacensem auf Rasur und ist ursprünglich die Form lavoriacensem gestanden.

So hat auch bezüglich der Passio S. Flariani der Korrektor der Handschrift A sich beeilt, durch Rasur überall die klassische Bezeichnung Laureacum herzustellen; aber auch die abgekürzte Fassung B, von welcher alte Handschriften vorhanden sind, schreibt Lavariacum. Diese Form ist also vielmehr später beseitigt und nicht hineinkorrigirt worden. Das große römische Lager Lauriacum sammt seiner Ansiedelung wurde schon zu Severins Zeiten von seinen Bewohnern verlassen;[1]) die Erzählung von der Fortdauer Lauriacums bis 737 und seines allmählichen Herabsinkens zu einem Dorfe ist eine anachronistische Erfindung jener systematischen Urkundenfälschungen, welche — offenbar an Hand der vita S. Severini, welche einen Stadtbischof in Lauriacum nennt — die Bischöfe von Passau in ihrem Wettstreite mit Salzburg um die Erringung der Unabhängigkeit von der Metropolitangewalt des letzteren und Erlangung der selbständigen Metropolitenwürde sich zu schulden kommen ließen. Es ist einfach erlogen, daß Bischof Wulfilo von Passau, welcher erst um 738 ordinirt worden war, jemals seinen Sitz in Lauriacum gehabt hat; es ist weiter erlogen, daß Lauriacum erst im Jahre 737 von den Avaren zerstört warden ist. Wahr ist dagegen, daß der Fund einzelner byzantinischer Münzen noch keinen Rückschluß auf das Fortbestehen der Stadt gestattet, daß keine Nachricht von einer Wiederbesiedelung derselben vorliegt und eine solche bei den beständigen Grenzfehden zwischen Avaren und Bajuvaren eine bare Unmöglichkeit gewesen wäre. Richtig ist nur, daß in den Jahren 791 und 811—822 in Freisinger Urkunden (Meichelbeck hist. Frising. I, II, 81, 96) ein Ort an der Ens (ad Enisa) vorkommt, welcher Loriachi und Lorahhu genannt wird und das heutige Dorf Lorch ist.

Hr. Dr. Sepp muß auch genau wissen, daß im Kodex A 2, nach welcher sich Kleimayern in seiner Publikation der vita primigenia in der „Juvavia" gehalten hat, statt des Ausdruckes „Lauriacensem ciuitatem" die Form „lauoriaeensem ciuitatem" enthält (Mon. Germ. XI, 5), sowie daß die Wiener Handschrift in der vita Severini in den Kapiteln XVIII und XXX über der Textbenennung lauriaca als spätere Glosse die gang und gäbe mittelalterliche Form lorach und lorahc überschrieben zeigt (Knöll a. a. O. 36, 48).

Die vita primigenia S. Hrodberti ist aber, wie Wattenbach (Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter, 5. Aufl. I, 116, 273) nachgewiesen hat, mit der Schrift über die Bekehrung der Bayern erst im Jahre 870 oder 871 entstanden.

Damit ist auch der deutliche Fingerzeig gegeben, daß die Passio S. Flariani in jenem Zeitraum entstanden ist, in welchem die Farm Lavoriacum die gebräuchliche war. Es ist daher der in der Passio Floriani vorkommende Eigenname keineswegs „ein ganz werthloses Argument", wie Hr. Sepp glauben machen will.

Wenn er dann in Note 19 bemerkt, daß dieselbe Namensform in dem verderbten Worte Blabariciaco der tabula Peutingeriana stecke und dennoch kein Vernünftiger bestreiten werde, daß diese Landkarte auf ein römisches Original zurückgehe: so benachtheiligt er mit diesem nothgedrungenen Geständnisse seine eigene Beweisführung. Denn wie Dr. Konrad Miller („Die Weltkarte des Castorius" 1886, S. 10) gewiß richtig bemerkt, finden sich in der tabula Peutingeriana nur sehr selten Schreibfehler; die Aenderung mancher Namen liegt vielmehr in der Transmutation, welcher die Ortsnamen im Laufe der Jahrhunderte unterlegen sind. Nach Eliminirung des ersten Buchstabens B und der fehlerhaften Verdoppelung ci bleibt das Laboriacum (b und v werden im Mittelalter wechselweise gebraucht) des 8. und 9. Jahrhunderts.

Wie die Legende vom hl. Valentin in Mais der Versuch war, der Diözese Passau einen frühen bischöflichen Patron zu gewinnen, so sollte mit der Passion des hl. Florian demselben ein weltlicher Märtyrer verschafft werden. Der Umstand, daß Lauriacum den Mittelpunkt der letzteren Legende bildet, zeigt deutlich, daß sie den ersten Ring in jener Kette von Urkundenfälschungen bildete, welche im 9. und 10. Jahrhundert in Passau geschmiedet wurde, zu dem erwiesenen Zwecke, mit demselben die Anerkennung der Metropolitangewalt für die Bischöfe von Passau als angebliche Nachfolger der erdichteten Metropole Lorch zu erringen.

III. Den letzten Einwand Kruschs hält Hr. Sepp selbst für schwerwiegend, „falls er begründet wäre". Krusch hatte behauptet, daß in der ältesten Handschrift des Martyrologiums Hieronymi, dem Epternacensis, der hl. Florian nicht erwähnt werde und die abweichenden Eintragungen in den beiden anderen Handschriften beweisen, daß die Stellen dort durch Interpalation eingefügt sind. Nach Hrn. Sepp „ist dem aber nicht so", sondern auch der Epternacensis handelt über den Heiligen, wenn auch unter dem vorhergehenden Tage. Er ertappt also nach seiner Meinung Hrn. Dr. Krusch auf einem groben Versehen, kleidet aber trotzdem wider seine Gepflogenheiten die Rüge in eine höchst rücksichtsvolle Form. Vom Martyrologium Hieronymi sind, wie gesagt, drei Haupthandschriften erhalten, alle drei aus dem 8. Jahrhundert und jede von ihnen entstellt durch selbständige Zusätze und Interpolationen. Der ursprüngliche Text muß sich also aus der Vergleichung der Handschriften untereinander ergeben und alles Nichtgemeinsame ist als Interpolation zu streichen. Dieses schon vom Herausgeber Duchesne gefundene Gesetz ignorirt Hr. Sepp, obwohl er sonst dessen Vorrede für seine Zwecke fleißig auszubeuten weiß. Nun ist in der Weißenburger Handschrift die Ortsbezeichnung „et In Norico Ripense loco Lavoriaco" in verdorbener Gestalt hinter den beiden Heiligen Florian und Petrus, in der Berner zwischen Petrus und Florian eingefügt, und allein die letztere schaltet außerdem noch hinter Flarian einen Auszug aus der längeren Passio ein. Die Verwirrung in der einen Handschrift und die mangelnde Uebereinstimmung mit der anderen kennzeichnen diese Eintragungen als Interpolationen und unter Ausscheidung derselben wäre nun aus beiden Handschriften der folgende gemeinsame Text zu rekonstruiren:

„In *Africa* natalis Caelestini, Felicis, Urbani, Romani, Marcioli, Mitiuni, Petri, Floriani, et in *Cesarea* natalis Silvani."

Eben das steht mit der ganz geringfügigen Variante Marciani statt Marcioli an der angegebenen Stelle des

[1]) „igitur Romani, quos in sua sanctus Severinus fide susceperat, de Lauriaco discedentes pacificis dispositionibus in oppidis ordinati beninola cum Rugis societate uixerunt." Vita S. Severini cap. XXXI nach der von Knöll besorgten Ausgabe nach dem älteren Kodex von Turin in Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum (1886) Vol. VIII, Pars II.

Digitized by Google

Lpternacensis, und wir wissen auch sonst, daß diese Handschrift nicht bloß die älteste, sondern auch die am wenigsten interpolirte ist.

Damit ist aber auch das Schicksal des hl. Florian von Lauriacum besiegelt. Denn wie der Augenschein lehrt, handelt es sich im Urexemplar des Martyrologium Hieronymi um einen afrikanischen Heiligen des Namens Florian, und erst betrügerische Manipulation hat zuerst vorsichtiger, dann kühner daraus den Heiligen Noricums, unsern Florian, gemacht, der jetzt in Hrn. Sepp einen ebenso geschickten als temperamentvollen Vertheidiger gefunden hat.

IV. Hr. Sepp führt endlich als Zeugniß für die Thatsächlichkeit des Martyriums des hl. Florian die bekannte Grabschrift der Valeria im Stifte S. Florian an und findet in seiner Liebenswürdigkeit Gelegenheit, Hrn. Dr. Krusch „einer groben Verdrehung" der Worte Friedrich Kenners zu beschuldigen. Die Bemerkung Kruschs über den Stein („scriptura saec. XIII. exarata est") bezog sich nur auf die Schrift, und allein die fehlerhafte Uebersetzung Sepps („diese Inschrift sei erst im 13. Jahrhundert entstanden") hat Krusch den kränkenden Vorwurf eingebracht, der zu einer Aeußerung über die Inschrift keine Veranlassung hatte, da in derselben vom hl. Florian keine Rede ist und sie auch nur in einer kurzen Note unter dem Text berührt wurde. Ueber Mommsens Stellung zu der Inschrift lag bisher nur eine Anmerkung Waltenbachs (G.-Q.) vor, wonach er ihn als römischer Zeit entstammend nicht anerkennen könne. Hr. Sepp stellt diesem Urtheil das de Rossi's gegenüber und entscheidet sich als kundiger Fachmann für dieses und die Echtheit. Da Hrn. Dr. Krusch aber damit, unbeschadet der Autorität Hrn. Sepps, die Sache doch noch nicht völlig abgemacht zu sein schien, so wandte er sich im November direkt an Hrn. Professor Mommsen, und die Leser werden es ihm Dank wissen, daß er durch die folgende, ihm bereitwilligst zur Verfügung gestellte Erklärung des großen Inschriftenmanues zum Schluß auch noch die Legende zerstören kann, welche fromme Einfalt und listiger Trug um diesen Stein gewoben haben:

„Hr. Sepp hat vollkommen recht, wenn er Rossi's Urtheil über christliche Inschriften kompetenter nennt als das meinige ist, vor allen Dingen bei einer Inschrift, die Rossi gesehen hat, ich aber nur aus Büchern kenne, und die ich keineswegs unter die falschen unsrer Sammlung eingereiht habe. Wenn dieselbe im 13. Jahrhundert überarbeitet und mit Zieralben versehen worden ist, so ist es so gut wie gewiß — zumal da für dieselbe eine auf örtliche Auffindung führende Notiz nicht vorliegt —, daß sie aus Italien eingeschleppt ist und mit dem Reliquienkultus zusammenhängt, was ja namentlich in den späteren Jahrhunderten häufig genug geschehen ist. Ihrem Inhalte nach gibt sie keinen Anlaß zum Verdacht, selbstverständlich aber gehört sie wegen der Schreibung depositio mit ci statt ti frühestens dem 6. Jahrhundert an. Der Name Valeria ist auch in christlichen Inschriften ganz gewöhnlich; der Index z. B. im dritten Bande von Rossi's Roma sotterranea weist deren drei auf. Es ist gar kein Grund vorhanden, über diesen gleichgültigen Stein sich irgendwie zu ereifern."

Wie begründet der Ausspruch Mommsens ist, beweist die Thatsache, daß die von Dr. Krusch jüngst aufgefundene älteste Handschrift der längeren Passion nach matrona den Beisatz „nomine Valeria" noch nicht enthält, dieser Zusatz also in die jüngeren Handschriften erst später, d. i. offenbar in jenem Zeitpunkte eingerückt worden ist, in welchem der Grabstein einer Valeria in S. Florian vorgewiesen werden konnte.

Ich schließe mit aufrichtiger Danksagung an Hrn. Dr. Sepp, daß er durch seine Polemik gegen den von Dr. Krusch gelieferten Nachweis der Unechtheit der Passion des hl. Florian zur völligen Klarstellung ihrer Werthlosigkeit und zur Säuberung der vaterländischen Geschichte von einer der vielen mittelalterlichen Erfindungen und Fälschungen so wesentlich beigetragen hat.

Kremsmünster, Dezember 1897.

Julius Strnadt.

Mittheilungen und Nachrichten.

n. **Ein italienischer Rechtsphilosoph.** — Die Vorlesung über la storia interna ed il problema presente della filosofia del diritto, womit Prof. *Igino Petrone* den Kursus über Rechtsphilosophie an der Universität Modena eröffnet hat (29. Nov. 1897), verdient auch in Deutschland Beachtung und Anerkennung. Prof. Petrone gibt zunächst eine klare und fesselnde Darstellung der Hauptphasen der Rechtsphilosophie vom Naturrecht bis zur Gegenwart und stellt dabei in den Mittelpunkt den Gegensatz einer absoluten Theorie und der relativen Fassungen des Rechts; er unternimmt dann eine selbständige Erörterung und sucht zu zeigen, daß alle Anerkennung werthvoller Elemente in den historischen, soziologischen, evolutionistischen, ökonomischen Lehren eine idealistische Rechtsphilosophie nicht nur nicht verhindert, sondern sie erst recht nothwendig macht; er bezeichnet endlich die Hauptpunkte, worin sich eine neue Rechtsphilosophie spekulativer und ethischer Art vom alten Naturrecht unterscheiden muß. Die kleine Schrift ist voll fruchtbarer Anregungen, sie ruht sicher auf der Grundlage einer allgemeinen philosophischen Weltanschauung und Methodenlehre, sie zeigt im besonderen ein enges Verhältniß zur deutschen Forschung. Die Ueberzeugungen, welche der Verfasser hier kurz zusammengefaßt hat, sind ausführlicher in früheren Schriften entwickelt. So veröffentlichte Prof. Petrone 1895 eine größere Schrift über die neueste Phase der Rechtsphilosophie in Deutschland (la fase recentissima della filosofia del diritto in Germania), welche tief eindringend und deutlich aufhellend die neuesten deutschen Leistungen vorführt und auf ihren Werth prüft (so namentlich Merkel, v. Ihering, Dahn, Lasson, v. Kirchmann, Bierling, Post, Stammler, Schuppe); 1896 erschien von ihm eine Untersuchung über die neuen Formen des moralischen Skeptizismus, welche sich namentlich mit Nietzsche gründlich auseinandersetzt; in demselben Jahre eine andere über den Werth und die Grenzen einer „Psychogenese der Moral", welche gegen den Positivismus die Ursprünglichkeit der Moral und die Selbstthätigkeit der Seele sicht. Prof. Petrone erscheint in allen diesen Leistungen als ein Anhänger jenes Neu-Idealismus, der, jetzt noch schwach an Zahl, eine aufsteigende und werbende Kraft bei allen Kulturvölkern zeigt, der bereitwillig große Verdienste der realistischen Bewegung anerkennt, aber zugleich mit aller Energie den Grundgedanken des Idealismus festhält und für ihn eine neue, der weltgeschichtlichen Lage der Gegenwart entsprechende Form sucht.

C. R. Hennig: **Aesthetik der Tonkunst.** Leipzig 1897, J. A. Barth. VI u. 231 S. — Der so vortheilhaft bekannte Verfasser der Analyse der „Neunten" Beethovens und anderer Arbeiten gibt in seiner „Aesthetik der Tonkunst" in systematischer Reihenfolge einen interessanten Beitrag zu dem ästhetischen Wesen der Tonkunst. Der planmäßigen Anordnung entspricht ein gediegener Inhalt. Eingehende Studien Kants, Platons und Schiller'scher ästhetischer Gedanken sind dem Ganzen zugrunde gelegt, so daß ein, allen Materialismus ablehnender, ethischer und ästhetischer Idealismus als treibende Grundidee unverkennbar ist. Von hohem Interesse sind Einzelheiten, deren Bedeutsamkeit schon daraus hervorgehen dürfte, daß Hennig als Erster mit wirklichem Erfolg des berühmten Hanslick irrige Ansicht vom „Formalschönen" klargelegt hat, ein neben mancherlei anderen Vorzügen nicht zu unterschätzendes Verdienst. Hennigs „Aesthetik der Tonkunst" dürfte sich somit selbst empfehlen. -l-

-rl- Ueber einige Versuche zur genäherten **Bestimmung von Entfernungen mittels der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles** berichtet Professor E. Hammer in Stuttgart in der „Zeitschr. f. Verm.-Wesen".

Professor Helmert in Potsdam hat schon vor mehr als 20 Jahren auf Grund von Versuchen, die an der bayerischen Militärschießschule auf dem Lechfeld mit Hülfe eines kleinen Chronoskops ausgeführt wurden, nachgewiesen, daß diese Art der Entfernungsbestimmung bei richtiger Handhabung verhältnißmäßig sehr genaue Resultate liefert, indem für Entfernungen zwischen 500 und 1500 m der mittlere Fehler einer solchen Beobachtung nur 18 m betrug. Professor Hammer fand dieses Ergebniß durch eine erst vor einigen Wochen, an Kaisers Geburtstag d. J., angestellte Versuchsreihe völlig bestätigt. Mit Hülfe einer gewöhnlichen, Fünftelsekunden schlagenden Taschenuhr maß er in etwa 2.5 km Entfernung von einer feuernden Batterie die Zeitdauer vom Moment des Aufblitzens der Schüsse bis zum Eintreffen des Schalls. Im Mittel aus 10 Schüssen fand er diese Zeitdauer zu 8.02 Sekunden, woraus sich, wenn man die Schallgeschwindigkeit mit Rücksicht auf die Lufttemperatur (+ 7 ° C.) mit 336.0 m annimmt, die gesuchte Entfernung zu 2695 m, mit einem mittleren Fehler von nur 14 m, ergibt, während nach der 2500theiligen topographischen Karte diese Entfernung 2720 m betrug. Das erhaltene Resultat ist also reichlich bis auf 1 Proz. genau, was sowohl für militärische, als auch für naatische Zwecke völlig ausreichend sein dürfte. Derartige Versuche sind durch Beobachtung der Detonation von Schüssen, der Pfiffe von bewegten and stehenden Dampfmaschinen u. s. w. leicht auszuführen, so daß in kurzer Zeit hierüber reichliches Material gesammelt werden könnte. Prof. Hammer bittet, ihm die Ergebnisse solcher Beobachtungen mittheilen zu wollen.

* **Der Doktortitel** ist nach einer Zusammenstellung in der „Schles. Ztg." vom Schluß des Sommersemesters 1896 bis dahin 1897 an den 21 **deutschen Universitäten** 2371mal verliehen worden. Die meisten Doktorpromotionen entfallen auf Erlangen mit 332, dann folgen Berlin mit 237, München mit 220, Würzburg mit 181, Leipzig mit 177, Greifswald mit 133, Heidelberg mit 116, Freiburg mit 107, Göttingen mit 103, Halle mit 92, Bonn mit 89, Rostock mit 83, Kiel mit 81, Marburg mit 72, Jena mit 70, Breslau mit 64, Straßburg mit 60, Tübingen mit 58, Königsberg mit 48, Gießen mit 39 und Münster mit 9. Verhältnißmäßig am zahlreichsten waren hiernach die Doktorpromotionen an den 3 bayerischen Universitäten mit 733. Auf die 10 preußischen Universitäten (einschließlich der Akademie Münster) entfallen 928 Doktorpromotionen. Die Hälfte sämmtlicher Promotionen fand in der medizinischen Fakultät statt mit 1187, dann folgt die **philosophische** Fakultät einschließlich der mathematisch-naturwissenschaftlichen mit 829 Promotionen (35 v. H.). Auf die **juristische** und staatswissenschaftliche Fakultät entfallen 335 (14.1 v. H.), auf die **theologische** 20 (0.9 v. H.). Mehr als die Hälfte aller juristischen Promotionen nimmt die Universität Erlangen mit 177 für sich in Anspruch, während dann im weiten Abstande Göttingen mit 32, Greifswald mit 23 und Berlin mit 20 kommen. In Leipzig, wo früher die juristischen Doktorpromotionen sehr zahlreich waren, sind im Berichtsjahr nur drei erfolgt, in Heidelberg gar keine. Die Zahl der **Habilitationen zu Privatdozenten** betrug im Berichtsjahr 52, von denen 24 auf die medizinischen, 20 auf die philosophischen, 4 auf die juristischen und 4 auf die naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultäten kommen.

* **Tübingen.** In der medizinischen Fakultät unsrer Universität hat sich Dr. **Gruner**, erster Assistenzarzt an der Universitätsaugenklinik, als Privatdozent habilitirt mit einer Probevorlesung „über den gegenwärtigen Stand der Staaroperation".

⚓ **Wien,** 6. März. Dem Direktor unsrer städtischen Bibliothek und des historischen Museums, Dr. Karl **Glossy**, widmen Freunde und Landsleute zum 7. März, als zu seinem 50. Geburtstage, „**Ein Wiener Stammbuch**" (Wien, Karl Konegen), das, von Prof. August Sauer redigirt, mit künstlerischen Gaben und gelehrten Studien der meisten namhaften Deutsch-Oesterreicher geschmückt erscheint. Die Ebner, Saar, Graf Wickenburg, Alfred Berger, Adolf Pichler, M. E. Delle Grazie, Keim, Emil Marriot, Kalbeck und Andere stifteten poetische Beiträge; die Professorenwelt (Minor, Erich Schmidt, Sauer, Werner und ihre Jünger) widmeten literarhistorische Abhandlungen und Archivalien; die Wiener Humoristen und Feuilletonisten (Speidel, Pötzl, Chiavacci 2c.) sind gleichfalls zur Stelle; die Wiener Klassiker der Musik würdigt Richard Kralik in einem Essay; interessante Grillparzeriana (Anekdotisches von Pollhammer; ein Brief von Gräfin Louise Schönfeld-Naumann; ein Zensurexemplar von Ottokars Glück und Ende 2c.); Bauernfeldiana; Briefe von Stifter, Nürnberger 2c. verdienen aufmerksamere Würdigung, als dies in einer beiläufigen Voranzeige geschehen kann. Heute wollen wir nur dem eifrigen Förderer der Wiener Kunst- und Kulturgeschichte, dem Herausgeber Raimunds, dem Entdecker von Schreyvogels Tagebüchern, dem Schöpfer der Grillparzer- und Schubertausstellung dem spiritus rector der Fachkataloge der Wiener Theaterausstellung, unsern aufrichtigen Glückwunsch darbringen. An Glossy bewährt sich das alte Wort, daß gute Bibliothekare eine wahre Vorsehung wahrer Forscher werden können. Er hat unter den Künstlern and Gelehrten aller Lager nur treue, dankbare Freunde! Das „Wiener Stammbuch" wurde Glossy heute von einer Deputation, geführt von Saar und August Sauer, überreicht: Saar würdigte in einer warmen Ansprache Glossy's Verdienste um die heimische Dichtung und Forschung. Glossy erwiderte bescheiden and bewegt. — Wie schon an dieser Stelle erwähnt worden ist, hat sich zu Ehren des 70. Gebartstags **Max Büdingers** ein Komitee gebildet, das dem Jubilar am 1. April d. J. eine Adresse und eine Festschrift überreichen wird. Auch andere Ehrungen sind in Aussicht genommen. Was die Festschrift betrifft, so ist eine unerwartet reiche Betheiligung hervorragender Fachleute zu verzeichnen. Das Unternehmen kann in jeder Hinsicht als gesichert angesehen werden. Schüler, Freunde und Fachgenossen des Jubilars, die sich an der Adresse betheiligen wollen, werden gebeten, ihre Namen bis längstens 20. d. M. dem Komitee (Dr. **Haas Schlitter**, Wien I., Hofburg, Staatsarchiv) bekannt zu geben.

* **Paris.** In der Nacht zum 4. März starb nach längerer Krankheit der bekannte Orientalist **Charles Henri Auguste Schefer**, früher Vorsitzender der französischen Akademie der Inschriften und Direktor der Schule der orientalischen Sprachen. Er war 1820 in Paris geboren, hatte sich daselbst dem Studium der orientalischen Sprachen gewidmet und später als Dragoman mehrere Jahrzehnte hindurch in der Türkei dem diplomatischen Dienst angehört. Im Jahre 1867 war er alsdann nach Paris zurückgerufen worden, um die obengenannten Stellungen zu übernehmen. Durch seine Theilnahme an den Orientalistenkongressen war er auch bei uns in Deutschland fast allen Fachgenossen bekannt geworden.

* **Genua.** Der in voriger Woche hier im Alter von 63 Jahren verstorbene deutsche Generalkonsul **August Schneegans** war bekanntlich aus dem Journalismus hervorgegangen und pflegte auch später noch neben seiner anstrengenden Berufsthätigkeit mit Vorliebe das literarische Gebiet. Schon im Jahre 1868 war er mit einem Novellenband „Contes" hervorgetreten; später veröffentlichte er „La guerre en Alsace" (1871), „Aus dem Elsaß" (1875) and „Die Elsässer Liga" (1876). Während seines Aufenthalts in Italien schrieb er u. a. „Aus fernen Landen" (1886), „Sicilien. Bilder aus Natur, Geschichte und Leben" (1887) und „Kallin Kypris", einen Roman aus Alt-Syrakus (1893). Das Buch über Sicilien wurde auch ins Italienische übersetzt und wird von den Italienern als eine der besten Schilderungen jener Insel hochgeschätzt und viel gelesen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Joh. Bapt. **Kraltinger**: Quellenlesebuch für den Unterricht in der bayerischen Geschichte. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung 1898. — **Die deutsche Manganindustrie**, Eisen-, Stahl- und Metallwerke, sowie Maschinen- und elektrotechnische Fabriken im Besitze von Aktiengesellschaften. 1. Bd., 1. Abth. Leipzig, A. Schumann 1897. — Dr. **Alfred Zimmermann**: Die Kolonialpolitik Großbritanniens. 1. Th. Von den Anfängen bis zum Abfall der Vereinigten Staaten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler a. Sohn 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 8. März. Nummer 54.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Volkslied und Kunstlied in Deutschland. II. Von Dr. John Meier. — Kinderbewahranstalten. Von Dr. Max Nassauer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Volkslied und Kunstlied in Deutschland.

Von Dr. John Meier in Halle a. S.

II.

Wie ist denn aber Volkspoesie entstanden und was bezeichnen wir als ihre wesentliche Eigenheit?

Wir müssen in dieser Frage etwas weiter ausholen und auf die Entstehung der Poesie überhaupt zurückgehen.[1]) Die Erfindung oder, wenn man will, die erste Anwendung der poetischen Form führt auf ein Individuum zurück, und diese Erfindung ist eine hervorragende geistige That eines bedeutenden, über die Masse des sonstigen Volkes sich heraushebenden Menschen. Daß etwas großes darin liegt, etwas übermenschliches, zeigt auch der Glaube fast aller Völker, daß nicht der Mensch es sei, welcher dichte, welcher gestalte, sondern die Gottheit selbst, oder aber zum wenigsten, daß die Gabe der Dichtkunst ein göttliches Geschenk sei. Würden wir nun den ersten Anwender oder Erfinder der poetischen Form als Volksdichter, sein Gedicht als Volkslied bezeichnen können? Nein! keinesfalls! Mag sein Gedicht so „volksthümlich“, so volksliedmäßig gebaut sein, wie es will, gelänge es uns, das Lied im Augenblick nach seinem Ertönen zu vernichten, ohne daß ein anderes Ohr es vernommen hätte, so vermöchten wir es nie als „Volkslied“ zu bezeichnen.

Doch gehen wir weiter und nehmen an — was durchaus nicht nothwendig der Fall sein muß —, daß das Werk des Dichters sich im Volke verbreite, daß sein Gesang auf die Götter oder sein Zauberlied von den Volksgenossen nachgesungen werde, haben wir dann nicht ein Volkslied vor uns? Es gibt allgemeinen Anschauungen Ausdruck, der Individualgeist, um mit Steinthal zu reden, ist noch im wesentlichen dem Gesammtgeist gleich! Allein trotz allem dürfen wir nicht unbedingt das so verbreitete Lied als Volkslied ansprechen. Ein Zauberlied etwa werden die Volksgenossen ängstlich in der Form und im Wortlaut, die es von seinem Erfinder bekommen, zu erhalten suchen, in der Furcht, durch Aenderungen den Zauber zu stören: die individuelle Gestaltung wird bewahrt; wir haben in diesem Falle auch hier von Individual-, nicht von Kollektivpoesie zu reden. Es muß also zu der Verbreitung der Poesie im Volke noch ein weiteres Moment hinzutreten, damit wir ein Gedicht als Volkspoesie bezeichnen können: das ist die Verneinung jedes individuellen Rechtes an dem in den Volksmund gedrungenen Produkt des Einzelnen und die durchaus autoritäre Stellung des Volkes gegenüber Worten und Melodie. Dies Herrenverhältniß des Volkes zum Stoff ist eine nothwendige Voraussetzung der Volkspoesie.

Als Volkspoesie werden wir daher diejenige Poesie bezeichnen dürfen, die im Munde des Volkes — Volk im weitesten Sinn genommen — lebt, bei der aber das Volk nichts von individuellen Anrechten weiß oder empfindet, und der gegenüber es, jeder Einzelne im einzelnen Falle, eine unbedingt autoritäre und herrschende Stellung einnimmt.

So kommen wir wieder auf gewisse Ideen Steinthals zurück, der richtig gesehen hat, daß Volkspoesie eigentlich ein „nomen actionis“ ist, eine Thätigkeit bezeichnet, ähnlich wie das Wort „Sprache“. Aber wir halten uns fern von der unbestimmten, nebelhaften Hypostase Steinthals. Wir können nicht einen Gesammtgeist konstituiren und ihm im Gegensatz zum Individualgeist die Schaffung der Volkspoesie zuschreiben. Wir sehen in allen Kreisen des Volkes die Volkspoesie wirksam, und man wird gewiß nicht behaupten, daß man heute z. B. von Studenten als „kulturlosen Schichten“ sprechen könne.

Nicht in der Erzeugung, nicht organisch sind Volkspoesie und Kunstpoesie verschieden, sie entstammen der gleichen Zelle, in alter Zeit, wie heute noch, nur in der Weiterentwicklung ist eine Differenzirung eingetreten. Natürlich besteht ein gradueller Unterschied zwischen beiden Arten, der sich nach den verschiedensten Seiten hin bethätigt. Aber er ist etwas mehr oder weniger zufällig hinzutretendes, nichts bedingtes; so z. B., wie wir erst gesehen haben, der Unterschied zwischen schriftlicher und gedächtnißmäßig überlieferter Poesie, der heute, aber nicht in älteren Zeiten, der Bezeichnung Kunstpoesie und Volkspoesie parallel geht, so auch weiter in der sprachlichen Form, die die Lieder verwenden, die vom grob Dialektischen durch Mischidiome aller Art bis zur reinen geklärten Schriftsprache des Kunstdichters sich erstreckt.

Steinthal hat vollständig recht, wenn er Volksdichtung als „Dichten des Volkes“ nimmt. Es gibt keine Fassung eines Volksliedes, von der man sagen könnte, sie sei das und jenes Lied. Der Sänger singt das einmal gesungene Lied nie in gleicher Weise wieder, selbst bei unmittelbarem Wiederholen stellen sich Differenzen ein. Ja selbst wenn der Sänger darauf aufmerksam gemacht wird und sich um die Gleichheit bemüht, leidet er bei seinem Bestreben Schiffbruch. Wie der Mensch den gleichen Satz niemals zweimal in ganz gleicher Weise aussprechen wird, so singt auch der Sänger dasselbe Lied niemals gleich, so singen zwei Sänger das gleiche Lied niemals vollständig gleich. Wir haben also prinzipiell so viele Exemplare eines Volksliedes — oder noch richtiger so viele Volkslieder — anzunehmen als es überhaupt jemals irgendwo erklingt, und jedes dieser Exemplare bietet, wissenschaftlich betrachtet, in gleicher Weise die richtige Version. Wir werden daher auch im Prinzip anerkennen müssen, daß eine sogenannte kritische Herstellung der Volkslieder etwas künstliches und problematisches ist,

[1]) Auf die neuerdings wieder von Bücher in seiner gedankenvollen und anregenden Studie über „Arbeit und Rhythmus“ behandelten Kontroversen über den Ursprung des Rhythmus und über das Alter der poetischen Formen gehe ich hier nicht ein, da dieser Punkt für unsre Frage nichts austrägt. Die hier gegebene sehr schematische Ausführung war durch Raum und Sachlage geboten.

da man niemals mit Sicherheit methodisch rekonstruiren kann, wie es dennoch z. B. Uhland versucht hat. Es ist eine Sache des Tattes und feinen Nachempfindens, das durch genaue Kenntniß und tiefes Eindringen gestützt ist, wenn das Richtige getroffen wird, wie es von Uhland wohl meist geschehen ist. Aber immer ist es nur möglich zu sagen: das Lied kann so oder so gesungen sein, niemals es muß so gesungen sein.

Kunstpoesie und Volkspoesie unterscheiden sich auch in Bezug auf das Verhältniß von Produktion und Reproduktion. Beides ist beim Kunstlied einigermaßen scharf getrennt, beim Volkslied ist es einander angenähert bis zu vollständiger Deckung, hier fällt es zusammen: beim Singen eines ihm bekannten Volksliedes reproduzirt der Sänger nicht, er produzirt. Ebenso produzirt er beim Singen eines neuen Liedes, nur daß, im Verhältniß zum Kunstlied betrachtet, das Bekannte dabei überwiegt.

Es könnte so scheinen, als decke sich unsre Auffassung des Volksliedes mit der Scherers, die er in seiner Literaturgeschichte ausgesprochen hat, oder mit der Frz. M. Böhme's, der sich ihm anschließt, wenn Beide meinen: „Ein anderes Kennzeichen des Volksliedes als weite Verbreitung und allgemeine Beliebtheit gibt es nicht" (Böhme, Volksthümliche Lieder, S. 4). Aber der meines Erachtens fruchtbare Gedanke unsrer Auffassung liegt darin, daß als Voraussetzung die Herrenstellung des Volkes gegenüber dem Verbreiteten gilt. So und nur so allein können wir verschiedenes ausscheiden, was nicht Volkslied ist und als solches auch bei Vielen nicht zählt, was aber mit den bisherigen Mitteln sich nicht entfernen ließ.

Das Kirchenlied ist in den meisten Fällen nicht als Volkslied anzusehen: einmal erkennt das Volk vielfach bei ihnen Individualrechte an; es weiß, daß dieses Lied von Luther, jenes von Paul Gerhard verfaßt ist, vor allem aber übt der Text und etwas weniger auch die Melodie der geistlichen Lieder eine gewisse Autorität aus. Es wird die Bemühung da sein, beides ja wiederzugeben, wie es überkommen ist. Die Lieder haben etwas ehrfurchtgebietendes, respektforderndes an sich; das Lied ist hier autaritär, nicht die Singenden. Weiter gehören die meisten historischen Lieder nicht unter die Volkslieder, da sie niemals in den Volksmund eingedrungen und unter dem Volke verbreitet gewesen sind. Bei unsrer Auffassung des Volksliedes können wir auch zwischen dem eigentlichen Kunstliede und dem zum Volkslied gewordenen Kunstlied scheiden: die Frage, ob das Lied „In einem kühlen Grunde" als Volkslied zu betrachten ist, wenn es in der Schule aber im Gesangverein auf dem Dorfe oder sonstwie gesungen wird, erledigt sich nach der aufgestellten Norm. Daß es in den beiden ersten Fällen Kunstlied ist, leuchtet ein; aber singt es ein Dorfmädchen auf dem Gange zur Waldwiese, wie dann? Hier kann es Volkslied, kann Kunstlied sein, je nach der Stellung der Betreffenden zum Liede. Will sie das Eichendorff'sche Lied nachsingen, so wird es, selbst bei zufälligen Gedächtnißfehlern, als Kunstlied zu betrachten sein, sonst nicht. Andrerseits sind die Volkslieder, die in der Schule oder im Gesangverein ertönen, nicht als „lebende Volkslieder" anzusehen.

* * *

Der Punkt, auf den wir mehrfach hingewiesen haben daß es ursprünglich nur Individualpoesie gibt und daß kein organischer Unterschied zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie besteht, ist von höchster Wichtigkeit für die Volksliedforschung.[1]) Durch die Fruktifizirung dieser Erkenntniß wird es uns erst ermöglicht, die Eigenart des Volksliedes näher und genauer kennen zu lernen. Denn bei der Betrachtung der Eigenthümlichkeiten des Volksliedes machte sich bisher immer die hindernde und lähmende Beobachtung geltend, daß wir keinen Ausgangspunkt für die Untersuchung gewinnen können. Wir sehen, daß Verschiedenheiten bestehen, aber in welcher Richtung sich die Entwicklung bewegt hat, vermögen wir nicht zu entscheiden, da wir nie ihren Anfangs- und Endpunkt fassen können. Denn das Volkslied hat keinen Anfang und kein Ende; wir können von keinem Exemplar sagen, dies sei das älteste, aus ihm seien die anderen abgeleitet und dadurch werden alle Untersuchungen seinerer Art und schließlich alle Untersuchungen überhaupt unmöglich.

Den verlangten Ausgangspunkt gewinnen wir nun bei dem Kunstlied, das in den Volksmund übergegangen ist. Wir sehen Veränderungen vor sich gehen, vermögen ihre Art zu konstatiren, können auch bei eindringender Forschung die psychologischen Bedingungen ihres „Lebens", wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, begreifen. Die Weiterbildungen, die Umformungen, kurz die Entwicklung, die bei jedem neuen Singen eintritt, geht absichtslos, ohne vorherige Reflexion darüber, vor sich. Gewisse Erinnerungsbilder verknüpfen sich analogisch. Doch ist naturgemäß ein derartiges nur möglich, wenn eine Isolirung der vorhandenen Verbindungen, ein Undeutlichwerden, Verlöschen anderer Erinnerungsbilder stattgefunden hat. Also ähnlich, wie in der Sprache, so beruht auch hier auf der Wechselwirkung zwischen Analogie und Isolirung die Weiterentwicklung. Doch dies im einzelnen zu zeigen muß einer eingehenden Untersuchung vorbehalten bleiben, hier sollen nur ein paar Beispiele die Wirksamkeit solcher formalen und stafflichen Prdportionen zur Anschauung bringen.

Der dünne Weggenosse Heine's auf seiner Harzreise, der vermeintliche Schneidergeselle, in Wirklichkeit aber der Handlungsreisende Karl Dörne, trillerte, wie Heine berichtet, vor sich hin: „Leidvoll und freudvoll, Gedanken sind frei", und Heine bemerkt dazu, wie tief doch Goethe's Wort ins Volk gedrungen sei, und meint, solche Korruptian des Textes sei beim Volk etwas gewöhnliches (Heine's Werke ed. Elster 3, 24). Mit dieser Karrumpirung hat jedoch Dörne nicht, wie in anderen Dingen, seinen Begleiter genasführt,[1]) sondern diese Aenderung ist in der That im Volke gebräuchlich. Noch heute wird z. B. in Meiningen von den Soldaten gesungen: „Freudvoll und leidvoll, Gedanken sind frei" (M. Köhler, Zeitschr. für den deutschen Unterricht 5, 696). Die zweite Zeile ist nach dem Anfang eines bekannten Liedes „Die Gedanken sind frei" umgestaltet. Und diese Verderbniß bietet uns ein gutes Beispiel formaler Analogie, wie durch die Gleichheit gewisser formaler Elemente zwei ursprünglich getrennte Gruppen zu einander in Proportion treten und dann vermischt werden.

Millers Lied „Es war einmal ein Gärtner, Der sang ein traurig's Lied" ist verschiedentlich in den Volksmund übergegangen. Die sechste Strophe lautet im Original:

„Seh ich die Blumen sterben,
Wünsch ich den Tod auch mir.
Sie sterben ohne Regen,
So sterb' ich deinetwegen
Sogleich zu dieser Frist."

Im Munde des rheinländischen Volkes ist diese Strophe mit ein paar Versen der dritten verknüpft: „Hier schmacht' ich wie die Reben, Die in der Sonne welken", und die vierte Strophe jener Volksfassung lautet:

[1]) Auch Berger hat die Bedeutsamkeit der im Volk lebenden Kunstlieder für die Volksliedforschung erkannt (Nord und Süd 68, 87).

[1]) Erich Schmidts Zweifel an der Echtheit der Verse (Herrigs Archiv XCVII, 8 Anm.) sind nicht gerechtfertigt.

„Die Rosen und die Nelken,
Sie welken ohne Rast,
Sie welken ohne Regen,
Aber nicht meinetwegen.
Auch ich muß in das Grab."

Ein ähnlicher Wortlaut hat einer ostpreußischen fragmentarischen Version zugrunde gelegen. Die Wendung von „den Rosen und den Nelken, die ohne Rast welken", rief ein paar bekannte Lieblingsverse des Volkes ins Gedächtniß und durch die formale Beziehung tritt eine neue Strophe in das Lied ein, die mit der auf sie folgenden, uns schon bekannten so lautet:

„Die Rosen und die Nelken,
Die blühen und verwelken,
Aber unsre Liebe nicht.

Da sah er eine Blume welken,
Da wünscht' er sich den Tod.
Sie sterben ohne Regen,
Sie sterben meinetwegen,
Sie sterben nur für mich."

In gleicher Weise entstehen stoffliche Assoziationen: hieher gehört das Eintreten gewisser Lieblingsstrophen bei bestimmten Situationen. Das stoffliche Element gibt hier die Vermittlung ab. So, wenn fast bei allen Abschiedsliedern Strophen sich finden, wie „Saßen einst zwei Turteltauben, Saßen auf dem grünen Ast, Wo sich zwei Verliebte scheiden, Da wächst weder Laub noch Gras. Laub und Gras, das thut verwelken, Aber unsre Liebe nicht; Kommst mir zwar aus meinen Augen, Aber aus dem Herzen nicht", oder in Liedern von Treue und Untreue Verse, wie „Lieben sind zwei schöne Sachen, Wenn man keine Falschheit spürt u. s. w." und ähnliches mehr. Vielfach bilden sich neben rein stofflichen und rein formalen Gruppen auch stofflich-formale Proportionsgruppen.[1]) Doch mögen diese Beispiele hier genügen.

Daß die Kunstlieder, einmal in den Volksmund übergegangen, ganz wie die Volkslieder behandelt werden, daß sich dabei kein Unterschied irgendwelcher Art nachweisen läßt, das sollen uns die folgenden Bemerkungen zeigen. — Volkslieder werden von Dichtern nachgeahmt, ihre Erzeugnisse gerathen wieder ins Volk, das finden wir oft vor, und mitunter nicht bloß die Reihe einmal, sondern auch zweimal hintereinander. Bekannt ist, daß ein Gedicht des Schlesiers J. Chr. Günther vom Volk aufgenommen wurde; als Volkslied hörte es W. Hauff und wurde dadurch zu seinem „Morgenroth, Morgenroth" angeregt, das heute seinerseits wieder im Munde des Volkes lebt. Am häufigsten treten solche Uebergänge dann ein, wenn Kunstdichter versucht haben, ein Volkslied nachzuahmen, wobei das neue Produkt natürlich stofflich oder formal oder beiderseits dem Vorbild mehr oder weniger nahe steht. So ist das bekannte Volkslied, dessen verbreitetste Fassung heute wohl den Anfang hat „Des Morgens um drei und halb viere, Da müssen wir Soldaten marschiren" von Uhland, Hoffmann v. Fallersleben und von den Herausgebern des Wunderhorns nachgeahmt worden und in allen drei Fassungen ist es heute wieder ins Volk gedrungen: Uhlands „Ich hatt' einen Kameraden" und Hoffmanns „Des Morgens wann die Hähne krähen, Dann müssen die Soldaten marschiren" sind bekannt. Arnim und Brentano hatten an das Volkslied noch einen halb gespenstischen Anhang gemacht, der in der zweiten Auflage des Wunderhorns sogar auf das Dreifache erweitert ist. In der Fassung der ersten Auflage ist das Lied mit den Zusätzen Arnims oder Brentano's jetzt im Volke verbreitet. Uhland ist, wie bekannt, durch ein Volkslied zu seinem Gedichte von „Der Wirthin Töchterlein" angeregt worden; heute wird wieder vom Volk das Uhland'sche Lied gesungen. Das Lied vom Töchterlein des Pfalzgrafen über Rhein (Herder ed. Suphan 25, 107) hat im vergangenen Jahrhundert den Wiener Ratschky zu einer Bearbeitung angeregt, die mehrfach aus dem Volksmunde aufgezeichnet ist, ebenso das Lied vom Bauer, der ins Heu fährt, Langbein zu seinem gleichartigen Gedicht, das die ursprüngliche Volksfassung allmählich zu verdrängen scheint.

Arnim und Brentano hatten ein Volkslied von einem gefangenen Deserteur kennen gelernt und es, umgearbeitet mit dem Anfang „Zu Straßburg auf der Schanz'" in Des Knaben Wunderhorn aufgenommen. Während es in der Volksfassung heißt:

„Ihr Brüder allzumal,
Heut seht ihr mich zum letztenmal.
Unser Korporal, der gestrenge Mann
Ist meines Todes schuld daran,
Den klag ich an!",

ist es im Wunderhorn der Klang des Alphorns, der den verhängnißvollen Entschluß der Desertion veranlaßt. In diesem Falle vermögen wir sogar nachzuweisen, wie die Herausgeber des Wunderhorns auf den Gedanken ihrer Umbildung gekommen sind. In Karl Burney's Tagebuch seiner Musikalischen Reisen (3, 87 f. Hamburg 1773), auf das sie wohl durch eine Bemerkung Herders hingeführt wurden, ist die Macht der Musik u. a. illustrirt durch eine Erzählung von fünf Schweizersoldaten, die in Valladolid in spanischen Diensten waren: als sie auf einem Thurm den Kuhreihen spielen hören, bekommen sie das Heimweh und müssen sämmtlich entlassen werden.

Als Volkslied lernte das Produkt des Wunderhorns ein anderer Dichter, S. Mosenthal, kennen und dichtete es um mit dem Anfang „Zu Straßburg auf der langen Brück'" und in dieser Fassung ist es jetzt durch ganz Mitteldeutschland und weiter verbreitet.

Otto Roquette erzählt in seiner Lebensbeschreibung (Siebzig Jahre, S. 191 ff.), wie im Sommer 1846 im sangesfrohen Heidelberg auch bei ihm die Liederlust erwacht sei. Zu scheu, um den Freunden die Lieder als eigene Geisteskinder vorzuführen, sang er sie mit Zitherbegleitung ihnen als „Volkslieder" vor, denn mit den Worten kam ihm bei den meisten Liedern zugleich die Melodie auf die Lippen. Aber auch hierin verschwieg er den Autor: es seien Volksmelodien, gab er vor oder nannte auch irgendwelche Komponistennamen. Seine Talente im Singen von „Volksliedern" wurden bekannt und so trug er die Lieder auch öfters im Ochsen zu Handschuchsheim, wo er viel, mehr noch den Töchtern als dem guten Wein zulieb, verkehrte, der Familie des Wirthes vor. Bald lernten, wie seine akademischen Freunde, auch die Töchter und Söhne des Ochsenwirthes die Lieder singen, und noch zur Zeit seines Heidelberger Aufenthalts erlebte er, daß Gedichte und Weisen über das Haus hinaus im Dorfe weiter erklangen. Zu diesen Liedern gehörte sicherlich auch das Gedicht „Ach Gott, das druckt das Herz mir ab, Daß ich mein Schatz valet geb'n hab'", das heute mit geringen Veränderungen aus Baden und dem württembergischen Schwarzwald mitgetheilt wird (Erk-Böhme, Deutscher Liederhort 2, 430 Nr. 615), während es im Elsaß ganz umgestaltet ist und neben dem auch umgesungenen Refrain und geringen sonstigen Spuren nur Roquette's Melodie[1]) ein sicheres

[1]) Die Komplikation ist mitunter noch größer: die gleiche Melodie zweier Lieder bildet oft erst das Mittelglied, um die analogische Beeinflussung auch in Texten herbeizuführen, die sich, für sich selbst betrachtet, fernstehen.

[1]) Böhme (a. a. O.) schreibt wohl mit Unrecht Roquette's Freunde, dem Hallischen Universitätsrichter Thümmel, die Komposition unsres Liedes zu; vgl. Roquette, Siebzig Jahre S. 257 f.

Zeugniß für den Ursprung bietet. Ich will als Beispiel das Original (Liederbuch [1852] S. 83 f.) und die elsässische, dort sehr verbreitete Gestalt hier abdrucken.

1. „Ach Gott, das druckt das Herz mir ab,
Daß ich mein Schatz valet geb'n hab,
Wo ich auch geh, wa ich auch steh,
Das druckt das Herz mir ab:
Druck nit sa, druck nit sa,
Kommt 'ne Zeit, bist wiedrum froh,
Druck nit so, druck nit so,
Kommt 'ne Zeit, bist froh!

2. Er kam zu Nacht vor meine Thür,
Da lag ein Schloß und Riegel für,
Er rief wohl ein, er rief wohl zwei,
Er rief dreimal nach mir.

3. ‚Geh du nur hin, geh da nur hin,
Bin ich nimmermehr nach deinem Sinn,
Sa nehm ich mir ein' andern Schatz!'
So ging mein Schatz dahin.

4. Und nimmt er sich ein' andern Schatz,
So spring ich gleich mit einem Satz
Wahl in den Bach, wohl in den Fluß,
Wohl in das tiefe Meer!

5. Ein' andern Schatz den nimmt er nicht,
Und in das Meer da spring ich nicht,
Ruft er zu Nacht nur einmal nach,
So braucht er dreimal nicht.
Druck nit sa, druck nit so,
Kommt 'ne Zeit, bist wiedrum froh;
Druck nit sa, druck nit so,
Kommt 'ne Zeit, bist froh!"

Die Volksfassung im Elsaß lautet:

1. „Truz ait so, truz nit so,
S'kummt e Zit, bisch wiedrum froh;
Truz ait so, truz nit sa,
S'kummt e Zit, bisch wiedrum froh.
(Vgl. Refrain des Orig.)

2. Meine Frau und deine Fraa,
Sind zwei scheeni Weiber,
Eine liebt ein Zimmermann,
Die andere ein Schneider.

3. Gieng eiamal wohl über d'Brück,
Da hat mein Schatz ein andrer g'liebt,
Du bist mein Schatz, du bleibst mein Schatz,
Und wenn dü scha en andrä hast.
(Vgl. Str. 3 des Orig.)

4. Gieng einmal wohl in die Stadt,
Wo es schöne Mädchen hat,
I frag' die erst, i frag' die zweit,
Die dritte gab mir kein Bescheid.
(Vgl. Str. 2 des Orig.)

5. Hab' einmal ein Schatz gehabt,
I ha gemeint es liebet mich;
Hab nachg'fragt: 's hat zwölf gehabt,
Der dreizehnt also, der bin ich.

6. Ich sagt' einmal, verreht ich dich,
Bekammst ein schönes Schloß dafür,
Ich klopf einmal, ich klopf zweimal,
Bekamm ja nichts dafür.
(Vgl. Str. 2 des Orig.)

7. Liäwer willi ä Arme nämä,
Wena er scho ke Groschе het,
Als den alte Graukopf nämä,
Der scha meine Ehre hat."

Die Kunstlieder, die in den Volksmund übergegangen sind, haben fast stets, wie auch das eben mitgetheilte Roquette'sche Gedicht, die schwerwiegendsten Veränderungen erlitten, sie sind gekürzt, umgestaltet, bald ist dies, bald jenes ausgeschaltet worden, so daß bei gleichem Ausgangspunkt das endliche Resultat ein ganz verschiedenes sein kann und mitunter nur eine Kleinigkeit, eine Phrase, ein Bild von allem anderen übrig geblieben ist.

Ein langathmiges, über 17 sechszeilige Strophen ausgedehntes Gedicht v. Stamfords (zuerst Baßischer Musenalmanach 1781, S. 105 ff.) ist verschiedentlich in den Volksmund übergegangen und umgestaltet worden. Hier ist dies, dort jenes ausgeschieden, hier dieses Motiv oder dieser Ausdruck, dort anderes gewandelt worden. Und wer wollte es den beiden folgenden Fassungen ansehen, daß sie auf das gleiche Original zurückgehen! Fast nichts ist gleich, außer daß es sich in beiden Fällen um eine Spinnerin handelt. In beiden Fassungen ist alles Spezielle der Situation getilgt: das erste ist ein Werbungslied geworden, in dem ein großer Herr ein armes Mädchen zu verführen sucht, das andere ein Waisenlied ohne irgendwelche Besonderheiten, beides im Volkslied sehr beliebte Situationen und Themata.

1. „Es war ein armes Mädchen,
Es spinnt auf seinem Rädchen,
Es spinnt das Garn so fein ja, ja,
Es spinnt das Garn so fein.

2. Da kam ein Herr geritten,
Er ließ das Mädchen bitten:
Geh mit mir auf mein Schloß ja, ja,
Geh mit mir auf mein Schloß.

3. Ich will dich lassen kleiden
In Sammet und auch in Seide,
Wenn du mir die Treue versprichst, ja, ja,
Wenn du mir die Treue versprichst.

4. Ich will ja lieber spinnen,
Um mein Brot zu gewinnen,
Als reich und schlecht za sein, ja, ja,
Als reich und schlecht zu sein."

1. „Im Schatten grüner Bäume,
Da sitz ich ganz alleine,
Im Schatten kühler Ruh.

2. Da sitz' ich ganz alleine,
Denn Eltern hab' ich keine,
Früh nahm sie mir der Tod.

3. Da sitz' ich armes Mädchen
Bei meinem Spinnerädchen,
Muß immer fleißig sein.

4. Muß immer fleißig spinnen,
Muß mir mein Brot verdienen,
Muß auch recht fleißig sein.

5. O Sonne, goldne Sonne,
Des Abends geht sie unter,
Des Morgens geht sie auf!"

Sehr häufig sind nur einzelne Strophen des Kunstliedes vom Volksmund aufgenommen, und diese sind dann, während der Rest des Gedichtes der Vergessenheit anheimgefallen ist, in ein anderes Lied eingetreten, oder an sie haben sich andere Verse ankrystallisirt, so daß von diesem Anfangspunkt aus ein neues Lied entstanden ist. Christian Weise singt in „Der grünen Jugend überflüssigen Gedanken" 1671 (E 8b):

1. „Ihr Mädgen, habt ihr meinetwegen
Bißweilen einen bösen Sinn,
Die weil ich oftmals ungelegen
Und zu der Unzeit kommen bin,
Verzeiht mir nur, es ist versehn,
Und künftig sols nicht mehr geschehn.

2. Ich bin mit euch so umgegangen
Als ein bekannter guter Freund,
Und alles was ich angefangen,
Hab ich in Einfallt gut gemeynt.
Nun aber werd ich durch Verdacht
Beschuldigt und verhast gemacht.
. . . . . .

6. Ich will die Gasse nicht betretten,
Ich will nach aller Möglichkeit
Nicht mehr in jener Kirche beten,
Da ihr sonst anzutreffen seyd,
Und wo ihr etwan werdet stehn,
Da will ich aus dem Wege gehn."
u. s. w.

Die zweite und sechste Strophe finden sich noch heute, nur mit geringen Umgestaltungen, theils zusammen, theils vereinzelt in häufig und weit verbreiteten Volksliedern; aus dem Elsaß z. B. wird die folgende Fassung überliefert:

1. „Verdenk mir's nicht, wenn ich dich meide,
Du bist so falsch, und ich so getreu.
Muß denn mein Herz noch Schiffbruch leiden,
So reißt das Band der Liebe entzwei
Und spricht mich frei aan aller Pflicht,
Darum, darum verdenke mir es nicht.

2. Hab' ich dich nicht stets treu geliebet,
Als wie ein rechter aufrichtiger Freund,
Hab nie keine Falschheit ausgeübet,
Hab's allezeit gut mit dir gemeint.
Jetzt aber werd' ich von dir veracht',
Veracht', verspalt', brav ausgelacht.

3. Die Gass' will ich nicht mehr betreten,
Allwo du unter dem Fenster liegst,
Will auch in jeneren Kirche nicht beten,
Allwo du gegenwärtig bist,
Und seh' ich dich alldorten stehn,
Will ich fortgehn und dich nicht sehn.

4. Mich soll der bittre Tod betrüben,
Wenn ich noch einmal mit dir sprich,
Will auch keine falsche Zunge mehr lieben,
Die nichts als lauter Falschheit spricht,
Die so ein manches Herz betrübt,
Das so getreulich gegen ihr ist."

Hruschka und Toischer theilen in ihren Deutschen Volksliedern aus Böhmen (S. 135, Nr. 44) ein Lied mit, ohne zu bemerken, daß seine dritte, vierte und fünfte Strophe Reminiscenzen enthält aus einem Liede Joh. Martin Millers an sein Hannchen: „Das ganze Dorf versammlet sich, Zum Kirmeßtanz im Reihen". In Böhmen stellt es sich als Klage eines Unglücklichen (Verurtheilten oder Verwundeten?) dar. Die Volksfassung lautet:

1. „Als ich ein Tischtergeselle war,
Reist' ich in die Fremde,
Da reist' ich in die Wienerstadt,
Dort nahm mein Leben ein Ende.

2. Als ich über die Schmelze ging,
Hat mich der Feind umrungen;
Ich wehrte mich, salang ich konnt',
Bis er mich hat bezwungen. —

3. Was fehlet mir? Was fehlet mir?
Es fehlet mir mein Mädchen!
Sie ist mit mir beim Spiel und Tanz
Manch liebes Mal gewesen.

4. Nun ist das Spiel, der Tanz vorbei,
Das Lachen ist vorüber.
Ich hab einmal ein' Schatz geliebt,
Ich seh' ihn nicht mehr wieder. — —

5. Das ganze Volk versammelt sich
Dort auf dem Kirchhofsrasen,
Dort liegt die große Traurigkeit,
Dort lieget sie begraben!

6. Ihr Eltern, liebste Eltern mein!
Ihr dürft um mich nicht weinen,
Wir müssen alle groß und klein
Vor Gott dem Herrn erscheinen."

Oefter werden im Laufe der Zeiten Strophen aus verschiedenen Kunstliedern mit volksmäßigen Bestandtheilen zu einem Liede vermischt. Goethe's „Kleine Blumen, kleine Blätter" ist, wie erst kürzlich Erich Schmidt (Herrigs Archiv XCVII, 1 ff.) genauer gezeigt hat, mehrfach in den Volksmund übergegangen. In einer Fassung beginnt eine Strophe „Lieben sind zwei schöne Sachen, Wenn man keine Falschheit spürt" und L. Erk hat diese Verse schon aus einem fliegenden Blatt von 1786 in der richtigen Gestalt „Lieben sind zwar schöne Sachen" nachgewiesen. Das Lied, dem die Strophe zugehört, hat dort den Anfang „Edle Seele, du mein Leben" und geht über mehrere Mittelstufen auf ein Gedicht Christian Weise's zurück. Es hat also zweimal zu verschiedenen Zeiten eine Imprägnirung des gleichen Liedes mit kunstmäßigem Stoff stattgefunden.

Die Zersaserung und andrerseits die neu eintretende Verfitzung der Kunstlieder und Liedfragmente ist um so größer, je weiter man zeitlich zurückgeht. Der Assimilationsprozeß ist im Laufe der Jahrhunderte immer weiter fortgeschritten, so daß in Liedern früherer Säkula das Erkennen ursprünglich fremdartiger Bestandtheile erschwert, ja vielfach ganz unmöglich wird. Am längsten halten sich die Anfänge der Lieder, sie sind das widerstandsfähigste; häufig ist ihre Erhaltung auch ein Zeichen, daß die gleichanfangenden Gedichte die gleichen Melodien aufweisen. So werden heute noch Volkslieder gesungen mit den Anfängen „Edle Freiheit, mein Vergnügen", und „Beste Freundin, mein Vergnügen", Anfänge, die schon im vorigen Jahrhundert bei andern Liedern bekannt sind, so sind aus Maler Müllers „Heute scheid ich, heute wandr' ich", aus Weigle's „Drunten im Unterland", aus Schmidts v. Werneuchen „Ich wäre wohl fröhlich so gerne" Volkslieder entstanden, die den gleichen Anfang, aber einen andersartigen weiteren Verlauf zeigen.

Wie die eigentlichen „Volkslieder" werden die in den Volksmund übergegangenen Kunstlieder meist von Mund zu Mund überliefert; das können wir sehen aus einer Reihe von Aenderungen und Entstellungen, die auf die Aufnahme durch das Ohr zurückgehen. So ist in einem Gedicht Millers „pappelgrünes Band" in Quedlinburg durch „appelgreunet Band", „Kirche" durch „Küche" ersetzt, so weiter in einem Liede Kazners „Ehemals Geliebter" zu „Ehgemahl geliebter" geworden.

Der Auffassung des Volkes fremde Worte und Vorstellungen werden seinem Kreise assimilirt oder durch andere ersetzt; häufig sind auch diese Vorgänge nur aus mündlicher Ueberlieferung verständlich. Für die Wendung „Wenn des Nachts die Elfen weben" in einem Gedicht Ernst Schulze's tritt in einer Version ein „die Elfe schläget" (= wenn es 11 Uhr schlägt), in einer anderen „die Eltern schliefen". Für „Ein Mädchen holder Mienen" setzt das Volk einmal allgemein verständlicher und bestimmter „Schön Hannchen von der Mühle", aus „Cupido, ich schwöre dir" macht es „Komme doch, ich schwöre dir". Das Mädchen wandelt leicht begreiflich in den Versen „O wie bist du mir so theuer, Du Geschenk von Maja's Sohn" den Sohn der Maja in das näher liegende „Majors Sohn" um. „Hebe, sieh in sanfter Feier" wird zu „Hebe sie in sanfter Feier", Diana zu „Die Anna", „Belide" zu „Geliebte".

Der „König Pharamund“ wird durch den „König Pharo“ ersetzt. Für den „Ural“ tritt „Urwald“, für „Weltall“ tritt „Weltthal“ ein.

Die äußere Form, in der sich das vom Volk aufgenommene Kunstlied darstellt, ist im allgemeinen, wie beim Volkslied, die der mündlichen Ueberlieferung. Was dagegen beim Kunstlied verstößt, wird allmählich geändert. So unterbleibt meistens die Einführung der redenden Personen durch ein „Der Ritter sprach“, „sagte sie“, „antwortete er“, sondern sie sprechen, ohne daß es besonders hervorgehoben ist, gleich in direkter Rede. Während es z. B. in einem Gedichte v. Klesheims heißt

Und wia's im Wald san, sagt da Bua:
„He Dirn, was thuast denn da?“

lautet die Volksfassung:

Und als das Maidl in de Wald nei kam:
„Ei Maidl, was machst du da?“.

Im Volkslied ist meist das Enjambement vermieden: das Zeilenende fällt textlich und musikalisch mit einem Sinnesabschnitt zusammen. Auch hier assimilirt sich das Kunstlied, wo es anders behandelt ist. In einem Gedicht Millers steht:

Es freut sich alles, aber mich
Kann fürder nichts erfreuen.

Sowohl in einer Quedlinburger, als in einer Elsässer Fassung ist hier geändert; in jener heißt es:

Es freut seck alles, aber eck,
Eck kann meck nich mehr freun,

in dieser:

Es freut sich alles über dies,
Ich kann mich nicht erfreuen.

Künstliche Konstruktionen, Periodenbau und logische Gliederung der Kunstlieder wird im Volksmunde getilgt. Ueberall treten Eigenthümlichkeiten des Volksliedes ein: die gleichen Wörter und Sätze werden an verschiedenen Stellen des Gedichtes wiederholt, es wird der im Volkslied so beliebte Parallelismus herzustellen gesucht. Anakoluthe sind häufig, gewisse verbreitete Wendungen werden eingeführt, nicht scharf geschaute Bilder durch sinnlichere ersetzt. In einem mehrfach in den Volksmund gedrungenen Gedichte des Schweizers Johann Bürkli (1780) heißt es von dem gefeierten Mädchen:

Es hat ein lackig braunes Haar,
Ein schleenschwarzes Augenpaar,
Hat einen kleinen Purpurmund
Und einen Busen weiß und rund.

Sein Fuß ist wie geschnitzt so fein,
Sein Knie so weiß als Elfenbein,
Jüngst sah ich's beim Forellenfang,
Als ich im Wirbeltanz sie schwang.

Daraus hat das Volk die lebensvolleren Verse gemacht:

Sie hat ein rosenrathen Mund,
Die Brüste die sind kugelrund,
Die Hände sind so zart und fein
Und ihre Zähne wie Elfenbein.

Der „Purpurmund“ ist durch den „rosenrothen Mund“ ersetzt, der „Busen weiß und rund“ durch eine verbreitete volksthümliche Formel, statt der Füße, die das Volk nur selten feiert, sind die Hände eingetreten. „Elfenbein“ verwendet das Volk als Bild für Weiße und Härte, daher ist es ihm nicht geläufig, die Knie mit Elfenbein zu vergleichen; es treten deßhalb für die Knie die Zähne ein.

Bedeutsamer als die Veränderungen der äußeren Form, welche die Kunstlieder bei ihrem Leben im Volksmunde erfahren, sind die der inneren Form. Auch über diesen Punkt hat eine eingehende Untersuchung noch alles zu erwarten. Nur auf einiges Wenige möchte ich hier aufmerksam machen. Während wir die für einen Kunstdichter mögliche Anzahl von Situationen im Prinzip gleich unendlich anzusetzen haben, ist sie für die Volkslieder nur eine beschränkte. Das Ziel des Kunstdichters ist, eine spezielle charakteristische Situation zu schaffen: je origineller sie sich im ganzen oder einzelnen darstellt, desto wirkungsvoller wird sie sein. Ganz das umgekehrte Verhältniß finden wir beim Volkslied: hier ist alles Spezielle vom Uebel, nur eine allgemein gefaßte Situation ist beliebt und nur eine geringe Anzahl dieser allgemeinen Situationen ist vorhanden. Dringt nun ein Kunstlied mit allerhand Besonderheiten in Situation und Ausmalung in den Volksmund, so wird es sehr bald ins allgemeine zurückgeschoben, durch Auslassungen, Umgestaltungen, wie wir es oben (S. 4) bei dem Stamford'schen Liede bereits gesehen hatten. Noch ein weiteres Beispiel mag das Gesagte illustriren. Ein im vorigen Jahrhundert vielgesungenes Lied von Loffius „An einem Fluß, der rauschend schoß, Ein armes Mädchen saß“, das in Deutschland und Holland auch jetzt noch im Volk erklingt, erzählt, wie ein Mädchen, das am Flußufer weinend sitzt und einen Strauß in den Strom wirft, von einem Herrn nach dem Grund seiner Thränen gefragt wird. Es berichtet dann, die Mutter sei vor kurzem gestorben und vor wenigen Tagen sei ihr Vater, und bei dem Versuche, diesen zu retten, auch ihr Bruder im Strom verunglückt. Sie sei im Waisenhaus und wenn sie Rasttag habe, schlüpfe sie zum Flusse und weine sich aus. Der reiche Herr tröstet sie und nimmt sie zu sich ins Haus. Im Volksmund — es liegen mir zwei Fassungen, eine aus Schlesien und eine aus Baden, vor — ist das Eigenthümliche der Situation getilgt: von dem Wassertode des Vaters ist nicht die Rede; es wird einfach erzählt, Mutter und Vater lägen dort begraben. Der Bruder wird gar nicht genannt. Die Erwähnung des Waisenhauses und die sich daran knüpfende Ausführung des Kunstliedes ist weggefallen, alles Moralisirende und alles weiter Ausmalende eliminirt, kurz, aus dem eine spezielle und eigenartige Situation zeigenden Lied ist eine allgemein gehaltene Waisenklage geworden, wie sie das Volkslied so sehr liebt.

Das Volk wünscht, in den Liedern, die es singt, etwas abgeschlossenes vor sich zu haben. Das Gesungene muß ein Ende, einen wirklichen Schluß bringen, was nicht immer mit kurzen Worten ausgesprochen zu werden braucht, sondern oft nur durch ein Bild angedeutet wird. Es wird häufig nur eine Saite des Gemüthes in Schwingung gebracht, die dann die Empfindungen in gewollter Weise ausklingen läßt. Der Kunstdichter liebt, im Gegensatz dazu, vielfach mit etwas unaufgelöstem, mit einer Frage abzuschließen. Auch hier ändert das Volk in solchen Fällen. Die letzte Strophe von Eichendorffs Lied „In einem kühlen Grunde“ heißt in der Fassung des Dichters:

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

Wir erfahren nicht, was geschieht; nur hypothetisch klingt das Lied aus. Der Zwiespalt im Innern des um seine Liebe Betrogenen dauert fort und läßt ihn zu keinem festen Entschluß kommen. Das Volk hat daran Anstoß genommen; es singt daher:

Hör' ich ein Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was es will:
Am liebsten möcht' ich sterben
Dann stand's auf einmal still.

Digitized by Google

Das Mühlrad steht still, und wir fühlen, daß der Wunsch des Unglücklichen, zu sterben, gewährt ist. Nicht mit klaren Worten ist's gesagt, aber das Aufhören der Lebensäußerung des Mühlrades steht in greifbarer Beziehung zum Erlöschen des Lebens bei dem Jüngling. Mit diesem Accord tönt das Lied aus, anders als es die Absicht des Dichters war, aber, wie mich dünkt, nicht schlechter.

Eine Pointe, die nichts als eine witzige Pointe ist und nicht einen wirklichen Abschluß des angeschlagenen Themas bringt, genügt dem Volke nicht: es fügt noch einen Schluß hinzu. Ein vielgesungenes Gedicht Chr. Felix Weiße's lautet:

Thyrsis: Mädchen, willst du mir gestehen?
Neulich küßte Lykas dich.
Aus dem Busch hab' ich's gesehen,
Und das ist mir ärgerlich.

Phyllis: Und warum, das möcht' ich wissen,
Stört dich dies in deiner Ruh?
Denkst du denn, du kannst nur küssen?
O! er küßt so gut als du!

Hier fügt das Volk Verse an, die in irgend einer Weise das Lied wirklich endigen, Verse, die von Versöhnung oder aber von spöttischer Trennung reden aber endlich, und das ist meistens der Fall, das Lied mit den üblichen Trennungsstraphen in die Kategorie des ernsten Abschiedsliedes überführen.

Noch einen letzten Punkt aus dem Gebiet der inneren Form. Im Volkslied herrscht bei der Schilderung von Zuständen und Personen durchaus das Typische. Die geringe Werthung der Ehe zum Beispiel ist fast im ganzen Volkslied eine gleichartige. Wo nun die Schilderung des Kunstliedes die gewohnten typischen Züge nicht aufweist, wird Abhülfe geschaffen: das Kunstlied wird umgewandelt. Die Kunstpoesie aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ist vielfach in den Volksmund übergegangen, aber in dem Anschauungskreis des Volkes hat der hypersentimentale Mann, der gegenüber der Geliebten eine unwürdig winselnde Rolle spielt, keinen Platz: im Volkslied ist in der Liebe der Mann der herrschende Theil. In jenen Gedichten sind die Strophen, welche aus dem erwähnten Grunde anstößig sind, vom Volke ausgelassen oder umgeändert. Oder aber man half sich dadurch, daß man das Lied des Mannes in ein Mädchenlied wandelte, wie es z. B. in Hermes' Gedicht „Dir folgen meine Thränen, Dir, die du von mir fliehst", geschehen ist.

* * *

Wir sind am Ende. Ich hoffe, gezeigt zu haben, daß auf dem Gebiete des Volksliedforschung noch die wichtigsten Fragen allgemeiner und spezieller Natur, Fragen, die in ihrer Bedeutung weit über den zunächst behandelten Kreis hinausgehen, der Lösung harren. Die Forschung muß auch hier, was man bei der Sprache längst als das allein Fördernde und Richtige erkannt hat, von den lebenden Objekten ausgehen, um die Lebensgesetze des Volksliedes zu ermitteln. Nur dem Volksmund entnommenes Material erscheint geeignet, bei der Untersuchung von eigentlichen „Volksliedern" und von Kunstliedern, die in den Volksmund übergegangen sind, verwendet zu werden. Da die ersteren uns keinen sicheren Ausgangspunkt für die Untersuchungen bieten und wir andrerseits keinen organischen Unterschied zwischen Volkslied und Kunstlied gefunden haben, so kann allein eine genaue und eingehende Betrachtung und Würdigung der Veränderungen, die die Kunstlieder im Volksmund erlitten haben, uns dazu verhelfen, die Eigenheiten des Volksliedes zu erkennen und weiter die allgemeinen Gesetze (Art und Ausdehnung) festzustellen, nach denen sich Kunstlieder bei ihrem Umlauf im Volke verändern. Erst mit Hülfe dieser aus dem lebenden Material gewonnenen Erkenntnisse vermögen wir dann für ältere Zeiten die Frage nach dem gegenseitigen Einfluß von Kunstlied und Volkslied, die allmählich brennend geworden ist, mit einiger Sicherheit und mit Aussicht auf Erfolg aufzunehmen. Wir haben daher mit einer Untersuchung über die Veränderungen der Kunstlieder im Volksmund einzusetzen, wenn wir den Versuch machen wollen, die berührten Fragen ihrer Lösung näher zu bringen.

Kinderbrutanstalten.

Von Dr. Max Kassauer (München).

Wie schon im vorigen Jahre auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung, so wird gegenwärtig in München eine Kinderbrutanstalt gezeigt. Wer weiß, welche Vorstellungen sich das Publikum über das „Kinderausbrüten" macht und welche abenteuerliche neue Entdeckung es muthmaßt! Zumal da im Anschluß an die jüngste Schenk'sche Veröffentlichung, über die Versuche hinsichtlich der willkürlichen Beeinflussung des Geschlechtes der Nachkommenschaft, für den Laien die Gefahr vorliegt, nichts mehr zur Unmöglichkeit zu zählen. Zum mindesten vermuthet das Publikum, das sich, mit Recht, gegenwärtig für die Naturwissenschaften sehr interessirt, etwas ganz neues hinter dieser etwas reklamenhaften Bezeichnung. Das ist nun durchaus nicht der Fall. Es wird nur einmal der Oeffentlichkeit vorgeführt, was in der ärztlichen Praxis in gegebenen Fällen schon seit vielen Jahren angewendet wird. Das Neue an der „Brutanstalt", der »Couveuse«, sind lediglich Verbesserungen der alten Methoden.

Von vornherein sei bemerkt, daß die ganze Einrichtung der »Couveuse«, von ihrem Erbauer Lion so genannt, bezweckt, frühgebarene oder schwächliche, aber zur rechten Zeit gebarene Kinder in einem Raum zu erhalten, der eine gleichmäßige, dem jeweiligen Kind nöthige Temperatur enthält. Jedes Kind soll in diesem seinem Brutofen so lange verweilen, bis es an Gewicht und Ernährungszustand einen Grad erreicht hat, der sein Fortleben ohne künstliche Wärmezufuhr möglich erscheinen läßt. Wie man sieht, bietet der Apparat dem Kind nur Wärme; zum Zweck der Ernährung, der Reinigung muß es naturgemäß öfters herausgenommen werden. Und hierin liegt die falsche Bezeichnung der ganzen Veranstaltung als „Brutanstalt". Schon die alten, lange gebrauchten „Brutöfen", von denen später die Rede sein wird, führen den in der Wissenschaft ihnen beigelegten Namen mit Unrecht. Unter „ausgebrütet werden" ist doch allgemein ein Vorgang zu verstehen, der aus einem gegebenen Zustand einen neuen schafft, der aus einem geringeren Entwicklungsgrad zum höheren führt unter Veränderung der ganzen Form; ein Vorgang, der dem Unentwickelten also alles zur Weiterentwicklung Nöthige zuführt. Dies alles sollte demgemäß ein Brutofen dem unentwickelten Kind leisten. Aber dieser spendet dem Kind bloß Wärme; ohne gleichzeitige sehr sorgfältige Ernährung und Verpflegung, zu welchem Behuf aber das Kind „dem Brüten" entzogen werden muß, kann es nicht existiren; ja diese Pflege und Ernährung sind für die Erhaltung des Kindes noch wichtiger als die Erwärmung. Daraus resultirt die Enttäuschung so vieler Besucher der Kinderbrutanstalt. Allerdings ist die konstante Wärme für ein frühgebarenes aber sehr decrepit gebarenes Kind äußerst wichtig. Solche Kinder bewahren ihre normale Temperatur sehr schwer und kühlen rasch ab. Die Blutzirkulation des zu früh Geborenen ist noch nicht die richtige, das ganze Leben pulsirt noch nicht in den richtigen Formen, und, da Körperwärme nichts anderes ist, als der Ausdruck des Lebensprozesses im Organismus, so wird ihre Intensität parallel gehen mit der des Lebensprozesses. So steigt z. B. die Temperatur durch lebhaftes Schreien des Kindes, also bei kräftiger

Bethätigung seines Lebens, sinkt aber im Schlafe. Es hilft nun nicht viel, die schwachen, zu früh geborenen Säuglinge in Watte zu wickeln oder stark zuzudecken. Die eigene Wärmeproduktion ist zu gering. Darum hat man schon lange, um solche Kinder am Leben zu erhalten, denselben künstliche Wärme zuzuführen versucht. Man hat die Zimmer, in denen sie liegen, auf eine hohe Temperatur gestellt, hat warme Tücher, Wärmeflaschen in die Bettchen gegeben. Daß das eine sehr mühselige Pflege und daß dabei eine konstante Temperatur nicht zu erzielen ist, Abkühlungen dabei nicht zu vermeiden sind, ist leicht ersichtlich. Diesem Uebelstande suchte man durch ein permanentes Bad von stets gleicher Temperatur abzuhelfen; man hat eine Wanne konstruirt mit doppeltem Boden, in deren Zwischenräumen sich heißes Wasser befindet; dieses erhält in dem darüber liegenden Bettchen eine konstant warme Temperatur. Ein sowohl im Wasser wie im Bettchen befindlicher Thermometer läßt eine genaue Regulirung zu. Winckel und Crédé haben sich um diese Einführung verdient gemacht, und es wurden und werden gute Erfolge damit erzielt. Mehr als Wärmezufuhr bezwecken diese Vorrichtungen nicht. Dasselbe aber bezwecken der Brutofen und die Brutanstalt. Nur eine Verbesserung und Vervollkommnung dieses Verfahrens ist mit ihnen erreicht. Aber auch dies ist schon zu begrüßen, wie jede Vereinfachung und Erleichterung des ohnehin ungemein mühsamen Aufziehens schwächlicher oder gar kaum lebensfähiger Kinder. Es sind diese Convenfen viereckige geschlossene Glaskasten, in denen das Kind in seinem Kissen liegt. Auf einer Seite wird durch eine Röhre stets frische Luft, die durch ein Wasserstandglas und hierauf durch ein Wattefilter geht, um nicht zu trocken zu sein und den Staub zurückzuhalten, in den Kasten geleitet. Die Ausathmungsluft des Kindes geht durch eine Röhre an der Decke ab; die Heizvorrichtung, welche eine unter dem Bettchen hindurchgehende Röhre mit Wärme versorgt, ist an der anderen Seite befestigt. Diese Heizvorrichtung ist sehr einfach und ingenös konstruirt. Die Innentemperatur kann jederzeit an einem Thermometer abgelesen und dementsprechend eingerichtet werden. Diese Oefen sind zu bestimmtem Preis — in Paris 60 Fr. monatlich — zu leihen, oder es können die Kinder in Brutanstalten, die in verschiedenen Stadtgegenden errichtet sind und mehrere Brutöfen enthalten, gebracht werden. Wie gesagt, müssen die Kinder zum Zweck der Reinigung und Ernährung öfters aus dem Wärmekasten herausgenommen werden; auch ist zu bedenken, daß frühgeborene Kinder, ohne einen Laut oder ein Anzeichen zu geben, oft aus dem Schlaf in den ewigen Schlummer hinüberträumen, weßhalb sie auch des öfteren aus dem Schlafe geweckt werden müssen. Die Ernährung ist für das Frühgeborene das wichtigste Moment und erfordert ungemeine Sorgfalt. Wenn schon vor mehr denn hundert Jahren ein Mann schreibt, der Regeln über Kindererнährung gibt: „Die Armen werden sich ihrer auf keine Weise bedienen können, nicht besseren Gebrauch werden die, die ein mittleres Vermögen haben, davon machen. Ich will also für die Reichen bestimmen, ob ich es schon mit Plutarch bedauere [1]. . ", wieviel mehr muß man heute an einer ersprießlichen Aufzucht der so große Sorgfalt erfordernden schwächlichen Nachkommen der unbemittelten Kreise verzweifeln! Die große Menge wird nicht Zeit und Mittel haben, die nöthige Sorgfalt aufzuwenden. Wenn schon von den normal geborenen Kindern aus der ärmeren Bevölkerung ein erschreckend hoher Prozentsatz in den ersten Lebensjahren zugrunde geht — in Berlin z. B. stirbt die Hälfte aller unehelich geborenen Kinder im ersten Halbjahr ihres Lebens, und in München ist es noch schlimmer — was soll man sich da von den schwächlich und früh geborenen versprechen? Daher hat auch die beschriebene Vervollkommnung in der Erhaltung der Frühgeborenen in Gestalt des Wärmekastens keine große volkswirthschaftliche Bedeutung. Dem Volke fehlen meistens die Mittel. Und ob der Staat ein Interesse daran haben kann, die schwächlichsten derart mit großen Kosten für das Gesammtwesen zu erhalten zu suchen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Daß das gerade Gegentheil in alten Staatswesen — ich erinnere an Sparta — der Fall war, ist bekannt. Es bleibt demgemäß eine Aussicht auf Erhaltung unreifer Kinder nur den Reichen reservirt, ein weiteres Reservatrecht für diese, um welches sie freilich von den Armen kaum beneidet werden. Allerdings wird auch gerade in den höheren Ständen öfter ein besonderes Interesse obwalten, ein frühgeborenes Kind am Leben zu erhalten.

Ein ausgetragenes Kind soll im Mittel 3200 g wiegen. Man hat in Paris in den Brutanstalten folgende Resultate erzielt: die Kinder, die unter 1000 g wogen — es waren 8 — starben. Von 36 Kindern, die von 1000 bis 1500 g wogen, ist ungefähr die Hälfte entlassen worden mit einiger Aussicht auf Erhaltung. Von 1500—2000 g sind von 72 Kindern 52 erhalten; von 2000—2500 g 49 von 54; von 2500—3000 g alle 14. Sicherlich sind viele von den erhaltenen außerhalb noch zugrunde gegangen, und naturgemäß ist nicht zu bestimmen, ob die erhaltenen Kinder bei ebenso sorgfältiger Pflege, wie sie sie in der Anstalt genossen, nicht auch ohne die Brutofeneinrichtung am Leben geblieben wären. Es ist ersichtlich und natürlich, daß, je reifer ein Kind zur Welt kommt, und im Gewicht drückt sich die Reife am deutlichsten aus, es um so mehr Chancen fürs Leben hat. Damit sei auch die vielfach verbreitete Mythe, als ob ein Siebenmonatkind eher als ein 8 Monate altes am Leben erhalten werden könne, zerstört.

Der Arzt hat die Pflicht, sein Können einzusetzen, um am Leben zu erhalten, was durch sein „Athmen im rosigen Licht" sein Recht am Leben bekundet. Wenn es die ärztliche Kunst schon vermag, solchen Wesen, die nie das Licht der Welt gesehen hätten, vor der rechten Zeit dazu zu verhelfen, künstlich die Frühgeburt einzuleiten, so übernimmt der Arzt damit auch die Pflicht, das geborene Wesen am Leben zu erhalten. Und dazu tragen die geschilderten Vorrichtungen bei, ohne daß man freilich allzuviel von ihnen verlangen dürfte.

[1] Citirt bei Biedert: „Die Kinderernährung".

Mittheilungen und Nachrichten.

* Auf besonderen Wunsch des Hrn. Dr. M. Doebeel, Privatdozenten der Geschichte an der hiesigen Universität, theilen wie mit, daß ee nicht, wie vielfach angenommen wird, dee Verfosser der unter dem Zeichen D. (in Nr. 38 der Beilage d. Z.) veröffentlichten Rezension von Wolfs historischer Karte von Bayern ist. D. Red.

* **Heidelberg.** Der Privotdozent der Zoologie on der hiesigen Univerfität, De. Béla Hatler, ist zum außerordentlichen Profesfoe ernannt woeden.

* **Halle.** Am 5. März stoed hier der Honorarpeofesfor füe Thierheilkunde an der hiesigen Univerfität und Direktoe der Veterinärklinik der landwirthschaftlichen Anstolt, Dr. Puey, im 70. Lebensjahe. Er hat sich sehr oerdient und in weiten Kreisen bekannt gemacht durch seine Arbeiten über die Tuberkulose der Thiere und über die Schutzimpfungen der letzteren nach den Posteur'schen und Koch'schen Methoden. Als Lehrer auf seinem Gebiete war er höchst bedeutend und trug nicht wenig zu dem großen Rufe dee hiesigen landwiethschaftlichen Anstalt bei. Auch war ee Mitherausgeber dee Zeitschrift und des Zentralblattes für Veterinärwesen.

* **Leipzig.** Als Nachfolger Leuckorts auf den Lehrstuhl für Zoologie an der hiesigen Univerfität ist Prof. Koel Chun aus Breslau berufen worden. Er ist ein Schüler Leuckarts und woe eine Zeit lang sein Assistent, besonders in der Herausgabe der „Bibliotheca Zoologica". Chun ist auch in weiteren Kreisen bekannt geworden durch seine Untersuchungen übee niedere Thiere und über die Fauna des Meeres. Wie wir hören, hat er den Ruf angenommen. — Die Peofessue für Nationalökonomie, die bisher Peofesior v. Miaskowski innehatte, wird Professor Wilhelm Stiedo aus Rostock übernehmen, der hiemit seine ursprüngliche Absicht, Ostern dieses Jahres als ordentlicher Profesfor nach Greifswald zu gehen, aufgibt.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 9. März. Nummer 55.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Otto Bulle in München.

Uebersicht.

Aus dem Gebiete der Technik. Von Wilhelm Berdrow. — Die Matrikel der Universität Leipzig. Von H. Ermisch. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus dem Gebiete der Technik.

Von Wilhelm Berdrow.

Der hervortretendste Zug im industriellen Leben des abgelaufenen Jahres und besonders seines letzten Quartals ist das, man möchte sagen, maßlose Anwachsen der elektrotechnischen Unternehmungen. Bei den deutschen Großmächten dieses Faches, der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, den Aktiengesellschaften Schuckert und Siemens u. Halske, ist die Unternehmungslust, der Umfang der Fabrikthätigkeit, der Gründungen, und gleichzeitig die finanzielle Macht derartig gewachsen, wie man es noch in keinem Zweige der Industrie vorher erlebt hat. Das würde in diese Rundschau, die lediglich den technischen Fortschritten gewidmet sein soll, nicht hineingehören, wenn es nicht in der That den Gang der Technik beeinflußte. Aber es gehen nicht allein aus den mit nahezu schrankenlosen Mitteln arbeitenden Laboratorien und Konstruktionswerkstätten dieser Riesenunternehmungen viele der glänzendsten Fortschritte der Elektrotechnik hervor, sondern auch die großartigsten praktischen Leistungen dieses Gebietes in neuerer Zeit, so die Ausnutzung der großen Wasserfälle, Elektrizitätswerke, wie die von Berlin und Hamburg, sind nur durch das Zusammengehen der angedeuteten finanziellen Großmächte mit einer eben zu diesem Zweck beispiellos schnell gesteigerten Gewandtheit im Maschinenbau möglich geworden.

Das Ereigniß, welches diese Betrachtungen hervorruft, ist eine bevorstehende Gründung der Aktiengesellschaft Siemens u. Halske von einem Umfange, wie er bisher noch nicht dagewesen sein dürfte. Die Firma hat an die Verwaltung von St. Petersburg das Anerbieten gerichtet, die ganze Hauptstadt mit einem einheitlichen Netz elektrischer Leitungen für Beleuchtungs- und Verkehrszwecke zu versehen, die erforderlichen Zentralstationen zu bauen, den elektrischen Straßenbahnbetrieb einzurichten und, um das Ganze nach einheitlichem System betreiben zu können, alle bestehenden Einzelanlagen und Konzessionen derselben Art zu übernehmen. Die Firma hat sich erboten, das ganze Projekt trotz seines ungeheuren Umfangs von 70—80 Millionen Mark selbst zu finanziren, auf Wunsch der Stadt auch den Betrieb auf eigene Rechnung und Gefahr zu übernehmen und endlich der Stadt nicht nur die Verzinsung und Tilgung des gesammten Baukapitals, sondern auch noch einen Gewinnantheil zu verbürgen, der nicht weniger als die Hälfte der eigenen Reineinnahmen betragen soll. Bedenkt man den 12jährigen Entwicklungsgang, den die bestеingerichteten und geleiteten Elektrizitätswerke der Welt, diejenigen Berlins, nöthig hatten, um auf denselben Umfang zu kommen, der hier gleichsam mit einem Schlage erreicht werden soll, so begreift man die Bedeutung dieser Gründung durch eine einzelne Firma, die den schwerfälligeren kommunalen Verwaltungskörpern alle Verantwortlichkeit, Arbeit und alles Kopfzerbrechen mit einem Schlage abnimmt; man bekommt aber auch einen hohen Begriff von dem Wagemuth und Selbstvertrauen einer Industrie, innerhalb deren derartige Gründungen durch eine einzige Firma gewagt und ausgeführt werden können. Man darf die Ursachen dieser gesteigerten Gründungsthätigkeit nicht allein in der Lust am Gründen oder in einem unwiderstehlichen Andrängen des Kapitals suchen. Es ist auch die durch die gesteigerte Thätigkeit der letzten Jahre übermäßig weit getriebene Ausdehnung der Produktionsmittel auf elektrotechnischem Gebiete, die nun wohl oder übel nach weiterer Bethätigung suchen müssen, wenn sie nicht in die Gefahr kommen sollen, brach zu liegen. Die Werkstätten, die Arbeiterzahl und der gesammte Geschäftsbetrieb besonders der schon genannten drei großen Unternehmungen haben sich mit einer noch nie erlebten Schnelligkeit, soweit nicht gerade amerikanische Gründungen in Vergleich kommen, vergrößert, und die Rücksicht sowohl auf die investirten Summen als auf die beschäftigten Leute verlangt gebieterisch ein unaufhaltsames Fortschreiten. Wo aber mit diesem Gebote der Nothwendigkeit die Mittel oder die Unternehmungslust der Gemeinden nicht Schritt halten, bleibt dem privaten Kapital nichts anderes übrig, als sich einstweilen — und zwar auf Veranlassung und unter Vermittelung der elektrotechnischen Fabriken selbst — in die Bresche zu werfen und mit dem Risiko auch den Gewinn der ersten Jahre sich zu sichern. Mit der Zeit werden dann die Gemeinden den Weg, sich in den Besitz der elektrischen Zentralstationen, Straßen-, Vizinalbahnen u. dgl. zu setzen, ebenso gewiß finden, wie die Staaten ihn zur Erwerbung der Eisenbahnen gefunden haben.

Nach dieser, mit der Technik freilich in engstem Zusammenhang stehenden Abschweifung auf das wirthschaftliche Gebiet wende ich mich einigen neuen Fortschritten der Elektrotechnik zu. Den Betrieb der Elektrizitätswerke sucht man, von den neueren Erfolgen der Gas- und Motorentechnik gedrängt, mehr und mehr zu verbilligen. Es ist in diesen Blättern mehrfach auseinandergesetzt, weshalb die wirthschaftliche Gleichstellung der Elektrizitätswerke mit den Gasanstalten wesentlich davon abhängt, die tägliche Betriebsperiode auch der ersteren nicht auf einige Stunden zu beschränken, sondern von Tag zu Tag möglichst ununterbrochen zu gestalten. Aber wenn damit eine erhebliche Erniedrigung der Stromtaxe ohne weiteres verbunden sein würde, so herrschen doch die meisten Verwendungen der Elektrizität, die einen ununterbrochenen Betrieb ermöglichen könnten, der Motorenbetrieb, das Heizen und Kochen mit Elektrizität u. s. w. schon von vornherein mäßigere Strompreise. Was zur Ermöglichung derselben durch technische Maßnahmen geschehen kann, das lassen sich die Konstrukteure neuer Elektrizitätswerke äußerst angelegen sein. Die Dynamomaschine ist längst auf einen kaum noch zu steigernden Grad ökonomischer Vollkommenheit gebracht worden, aber die Elektrotechnik hat auch auf den

Dampfmaschinenbau sehr befruchtend zurückgewirkt. Neben der Ausbildung großer und möglichst ökonomischer Motoren scheut man auch vor der Anwendung gänzlich neuer Dampfmaschinentypen nicht zurück. Die 1200- bis 1800pferdigen Dampfdynamos der Berliner Elektrizitätswerke werden demnächst durch 3000pferdige Maschinensätze ergänzt. In New-York kamen Dampfmaschinen von 5000 bis 6000 Pferdestärken zur Elektrizitätserzeugung in Anwendung, und so nähert man sich auch auf dem Lande schnell jenen gigantischen Abmessungen für die Energiequellen der Industrie, wie sie bisher nur auf dem Wasser der Verkehr in Gestalt der größten Schnelldampfer mit ihren 8000- bis 15,000pferdigen Dampfmaschinen erzeugt hat. Wahrscheinlich mehr des geringeren Raumbedarfs und der kleineren Anschaffungskosten als der Oekonomie des Betriebes wegen hat man auch von den Dampfturbinen für den Betrieb von Elektrizitätswerken schon mehrfach Gebrauch gemacht. Mehrere Laval-Turbinen von 300 Pferdekräften sind in zwei Pariser und einer New-Yorker Zentralstation als Reserve für den Dynamobetrieb aufgestellt worden. Die Elektrizitätswerke von New-Castle on Tyne und von Cambridge arbeiten nur mit Parson'schen Dampfturbinen, und auch in deutschen Zentralstationen beginnt man dem Betrieb der einfachen, unverhältnißmäßig an Platz sparenden und vermuthlich durch Erniedrigung des Anlagekapitals direkt die Erzeugungskosten der Elektrizität beeinflussenden Dampfturbinen Aufmerksamkeit zu schenken. Was die Oekonomie des Betriebes anlangt, so stehen freilich die Turbinen den Kolbenmaschinen nach den neuesten Berichten über den Betrieb der ersteren in amerikanischen und englischen Elektrizitätswerken noch erheblich nach. Die Laval-Turbinen der New-Yorker Edison-Zentrale sollen bei voller Belastung 9 kg Dampf pro Stundenpferdekraft, die Parson-Turbinen der Zentrale zu New-Castle 7.8 kg Dampf verbrauchen, während man guten Kolbenmaschinen nur noch einen Verbrauch von 7 kg zugesteht. Allerdings scheint der Kraftverbrauch in diesen Fällen an den Leistungen der Dynamomaschinen gemessen zu sein, was einer um etwa 10 Proz. höheren Leistung der Dampfmaschinen gleichkommt. Dagegen nehmen die Dampfturbinen gegenüber den sonst üblichen Maschinentypen verschwindend wenig Platz in Anspruch. Die 300pferdige Laval-Turbine hat einen Raddurchmesser von $^3/_4$ m und ihre Dimensionen werden hauptsächlich von diesem bestimmt — eine gleichstarke Dampfmaschine ist mindestens 6—8 m lang oder bei stehender Konstruktion entsprechend hoch.

Ein anderes Gebiet der Elektrotechnik, auf welchem gerade die jüngste Zeit unverkennbare Fortschritte gemacht hat, ist die Anwendung der elektrischen Zugkraft für den Massenverkehr. Die Expansionskraft der Großstädte macht allenthalben ihre rasche und oftmalige Verkehrsgelegenheit mit den Vororten zum ersten Bedürfniß einer weiteren gedeihlichen Entwicklung. Die probeweise Einführung des elektrischen Betriebes auf der Wannseebahn bei Berlin entspringt den Schwierigkeiten, die der Eisenbahnbetrieb mit Dampflokomotiven für die in kurzen Zwischenräumen sich folgenden, oft und plötzlich anhaltenden und schnell wieder zur Maximalgeschwindigkeit übergehenden, dabei aber meist kurzen und leichten Vorortzüge mit sich bringt. Nach „Electrical World" hat in Groß-New-York der Wettbewerb der elektrischen Straßenbahnen in den Außenbezirken die Eisenbahngesellschaften genöthigt, für ihre Vorortlinien ebenfalls den schmiegsameren, bei oftmaligem Anhalten sogar direkt schnelleren elektrischen Betrieb zu wählen. Besonders die Long Island Railroad Co., die den größten Theil des Verkehrs von New-York mit Brooklyn und den übrigen Vororten Long Islands vermittelt, ist durch die Konkurrenz der über die Röbling'sche Hängebrücke führenden elektrischen Bahn genöthigt worden, den Ansprüchen des heutigen Verkehrs weitgehende Konzessionen zu machen. Alle ihre Bahnhöfe liegen jenseit des East River, über den der Verkehr mittelst großer Dampffähren unterhalten wird. Nunmehr wird ein Tunnel parallel mit der alten Hängebrücke von der Südspitze der Stadt New-York bis zur Flatbush-Avenue in Brooklyn geführt, ein Bauwerk von $4^1/_2$ km Länge, dessen Ausführungszeit auf $2^1/_2$ Jahre veranschlagt ist. Durch diesen sollen die elektrischen Vorortzüge, aus je vier Wagen von der riesigen amerikanischen Bauart — 15 m Länge und 2.8 m Breite — direkt bis auf die Insel Manhattan und in die City eindringen. Mit Hülfe der starken Bremskraft elektrischer Maschinen hofft man den Minimalabstand der Züge im Tunnel auf 1 Minute ermäßigen zu können, während sich die Geleise nach ihrem Austritt auf Long Island in mehreren Richtungen verzweigen. Bis zum Vorort Jamaica soll der gesammte Verkehr elektrisch bewältigt werden, erst dann schließen sich die Dampflokomotiven der Fernzüge an.

Um noch einen Augenblick auf dem Gebiet des elektrischen Stromes zu bleiben, gebe ich eine kurze Schilderung einer nach ganz neuen Grundsätzen angelegten Erzaufbereitungsanlage am Hopatcongsee in den Eisenregionen der amerikanischen Nordstaaten. Es handelt sich dabei um die Verwirklichung der neuen magnetischen Aufbereitung von Edison, und der große Erfinder soll in dieses, an einem Orte seines Namens angelegte Hüttenwerk einen großen Theil seines Vermögens gesteckt haben. Die verhältnißmäßig eisenarmen Erze werden gemahlen, gesiebt, sortirt, getrocknet und dann durch eine Fall- oder Rieselvorrichtung an den Polen einer Serie mächtiger Magnete vorbeigeführt, von denen die oberen und schwächeren die eisenhaltigsten, die unteren, an Stärke wachsend, auch die weniger metallischen Partikel festhalten und durch Umschaltung des Stromes in Behälter schütten. So wird eine Konzentration der Erze bis zu 91 bis 93 Proz. Eisenoxyd erzielt, während drei Viertel der Masse, anstatt wie früher im Hochofen nutzlos zur Schmelze gebracht zu werden, schon vor dem Verhütten beseitigt werden können. Aus dem Produkt der magnetischen Magazine werden mit Hülfe eines Bindemittels Erzbriketts geformt, die nach dem Trocknen mit geringem Kokeszusatz im Hochofen geschmolzen werden sollen. Man muß es abwarten, ob das neue Verfahren von derartigen Vortheilen begleitet ist, daß es die vermehrte Arbeit des Mahlens, Sortirens und die darauf verwendete Maschinenkraft belohnt.

Wenn mit dieser Erfindung der älteren Eisenhüttentechnik, die übrigens augenblicklich nach den verschiedensten Seiten hin am Anfang großer technischer Umwälzungen zu stehen scheint, scharf zuleibe gegangen wird, so reicht das doch bei weitem nicht an die fundamentale Umwälzung in der Edelmetallgewinnung, die in den letzten Monaten durch einige unkontrolirbare Nachrichten von jenseit des Ozeans angekündigt wurde. Ohne zu den allermindestens verfrühten Botschaften aus dem Lager der modernen Goldmacher Emmens, Lea und ihrer Anhänger überhaupt Stellung zu nehmen, möchte ich dieselben hier nur als Ausgangspunkt zu einigen Bemerkungen über das Vorkommen der Edelmetalle in den Erdschichten benutzen. Gleichviel, ob die amerikanischen Allarmnachrichten über die Goldmacherei des Prof. Emmens sich als reiner Humbug herausstellen oder nicht, jedenfalls ist augenblicklich für die Anhänger der Silberwährung hüben und drüben weniger Aussicht als je zur Verwirklichung ihrer Hoffnungen. Nach einigen neueren Darlegungen und Schlüssen von Ochsenius über das Vorkommen des Goldes in der Erdrinde muß die weitaus größte Menge der für den Menschen bereitliegenden Goldschätze noch unentdeckt sein. Den einzigen, wenn auch keineswegs sicheren Rückschluß auf das Verhältniß zwischen den in der Erdrinde vorhandenen Silber- und Goldmengen gestattet

vielleicht das Verhältniß derselben Stoffe, wie wir sie im Wasser des Meeres aufgelöst finden. Im Ozean findet man durchweg dreimal mehr Silber als Gold — ist dasselbe Verhältniß in der Erdrinde vorherrschend, so muß die ungleich größere Goldmenge uns noch verborgen sein. Eben darauf läßt die Thatsache schließen, daß man bis jetzt fast nirgends gediegenes oder nahezu gediegenes Gold gefunden hat, während doch auch dieses ganz zweifellos in der Erdrinde vorhanden ist. Man hat beispielsweise in Californien Erzproben mit 98.85 Proz. Feingoldgehalt gefunden, und dasjenige des südlichen Ural bei Jekaterinburg hat vollends 98.96 Proz. Feingoldgehalt. Nur die unvollkommene Durchforschung der Erdrindenschichten kann daran schuld sein, daß solche Beispiele bis jetzt außerordentlich vereinzelt dastehen. Wie klein sind die uns bekannten Gebiete im Vergleich mit den vollständig unerforschten Theilen der festen Erdoberfläche, und wie unvollkommen ist selbst unsre Kenntniß von den ersteren! In der Chemikerzeitung hat Ohly kürzlich eine Zusammenstellung merkwürdiger geologischer Funde gemacht, die das Vorhergesagte recht drastisch illustriren und ebensowohl deßhalb, als weil sie auch für die Hüttentechnik der Zukunft gewiß nicht ohne Einfluß bleiben werden, in Kürze hier wiedergegeben werden mögen.

Es gibt nach unbestrittenen Fundamentalsätzen der Geologie kein Edelmetallvorkommen in den archäischen Gesteinen, welche die Grundfesten der Erdrinde bilden. Dieser alte Erfahrungsgrundsatz wird aber über den Haufen gestoßen von jenen Granitschichten des Cripple-Creek in der Nähe von Denver, welche einen so bedeutenden Goldgehalt besitzen, daß man ihre Blöcke in Mengen, für 40 bis 60 Dollars die Tonne, an die Schmelzhütten von Denver verkauft. Man ist sich einig darüber, daß Bleiglanzadern im Gestein stets die Anwesenheit von Silber verrathen, aber ebenso gewiß für das Fehlen von Gold in dem betreffenden Gestein sprechen; nichtsdestoweniger wurde in einem Bergwerk der Grafschaft Summit (Colorado) eine Bleiglanzader von reichem Goldgehalt gefunden, die des Vorkommens von Silber entbehrte. Wenn man Gold in Sedimentschichten oder in Steinkohlenflötzen findet, so ist es nach den früheren, die Theorie des Goldvorkommens bestimmenden Erfahrungen als sekundäres oder Sedimentgold stets durch seine Schwere dorthin geführt worden und ohne fremde Beimischungen; in Wyoming aber wird jetzt eine Kohlenmine ausgebeutet, die zum Theil einen Goldgehalt von 4 Dollars pro Tonne besitzt, nicht rein, sondern eingesprengt in Schwefelkies. Wieder eine andere alte Regel der Goldsucher ist die, daß das rothe Metall in Sulfiden nur in reinem Zustande gefunden wird, wenn die letzteren an der Oberfläche oxydirt sind, also kein reines Schwefelmetall vorstellen; das Vorkommen freien Goldes in Bleiglanz in der Socorro-Mine in Arizona scheint diese Regel jedoch nicht zu bestätigen. Unter denselben Umständen sollen die Erze um so strengflüssiger und soll das Gold um so schwieriger zu gewinnen sein, je tiefer der Fundort unter der Erdoberfläche liegt; im Gegensatz zu dieser Erfahrung beutet man jetzt in den Sulfidgruben von Bingham (Utah) einen Goldkies aus, der in den tiefsten Strecken des Bergwerks am leichtesten zu bearbeiten ist. Das alles spricht sicherlich nicht dafür, daß wir, was geologische Erfahrungen und besonders das Goldvorkommen in der Erde betrifft, nicht noch viel zu lernen hätten.

Einer der neuesten Zweige der Beleuchtungstechnik, die Acetylenindustrie, wird binnen kurzem durch die in Berlin stattfindende Acetylenausstellung einen wirksamen Schritt in die Oeffentlichkeit thun, der nach den bisherigen Ausstellungserfahrungen wahrscheinlich nicht vergeblich sein wird. Obwohl sich der Preis des Calcium-Carbids allen Hoffnungen der Elektrochemiker zum Trotz noch immer nicht merkbar vermindern will, hat doch die von ihm hauptsächlich abhängige Acetylenindustrie schon jetzt nicht unerhebliche Fortschritte gemacht. Nach „Engineering" belief sich gegen Ende des vorigen Jahres die Zahl der elektrochemischen Werke, welche Carbid fabrizirten, auf ungefähr 17. Daß nur eine davon in England liegt, spricht nicht dafür, daß man sich dort schon jetzt etwas von der Carbid- und Acetylentechnik verspricht. Das will nun wenig sagen, da auch die Elektrotechnik im allgemeinen in England in einer Weise vernachlässigt ist, daß speziell die deutsche Industrie in diesem Punkte der britischen ganz unverhältnißmäßig über den Kopf gewachsen ist. Nach der vorgenannten Quelle hat die Technik der Carbidproduktion wesentliche Fortschritte bis jetzt noch nicht machen können. Noch immer ist die Ausbeute auf höchstens 4 kg Carbid pro Tag und elektrische Pferdekraft anzunehmen, was es kaum gestattet, da der Herstellungspreis mit dem Verbrauch an elektrischer Energie parallel geht, die Tonne Carbid billiger als für 200 Mark zu erzeugen. Dabei stellen sich die Kosten des Acetylens unter Berücksichtigung des Aufschlags für Handel, Darstellung und Reinigung des Gases u. s. w. noch immer fünf- bis siebenmal theurer als diejenigen des Steinkohlengases. Freilich gibt das erstere bei Benutzung gewöhnlicher Brenner auch ein um dasselbe Verhältniß stärkeres Licht, aber gegen die neuerdings viel häufiger gebrauchten Gasbrenner mit Glühstrumpf ist der mit Hülfe des Acetylens zu erzielende Gewinn an Leuchtkraft kaum halb so groß als der Kostenunterschied. Trotzdem kann die Anwendung der Acetylenbeleuchtung auch jetzt schon von nicht unerheblichen Vortheilen begleitet sein, besonders in solchen Fällen, wo weder Steinkohlengas noch Elektrizität zu Gebote stehen, und doch eine Zentralisirung der Beleuchtung aus Gründen der Verwaltung oder Beaufsichtigung erwünscht ist. Um nur ein hervorragendes Beispiel dieser Art mitzutheilen, nenne ich die neuerdings eingeführte Acetylenbeleuchtung in den ausgedehnten Räumen des „Niagara-University and Seminary of Our Lady of Angels" in Niagara-Falls. Bei einem Lichtbedarf von 287 Brennern lohnte es vollkommen der Mühe, eine kleine Gasbereitungsanstalt zur Acetylendarstellung mit Hülfe des in nächster Nähe, nämlich aus den elektrochemischen Werken am Niagarafall, wohlfeil erhältlichen Carbids anzuschaffen, für welche die gesammten Leitungen und Apparate der früheren Oelgasbeleuchtung bis auf die verkleinerten Brenner beibehalten werden konnten. Die Kosten haben sich oder sollen sich wenigstens auf den dritten Theil des für die frühere Oelgasbeleuchtung benöthigten Aufwandes ermäßigt haben. Eine nicht so radikale, aber einschneidendere Benutzung hat das Acetylengas für die Beleuchtung der Personenwagen der preußischen Staatsbahnen erfahren. Um die bisher verwendeten Gasbrenner beibehalten zu können und überhaupt die Kosten der Eisenbahnbeleuchtung nicht unnöthig hoch zu steigern, wird dem bisher verwendeten Fettgas der dritte Theil Acetylen zugesetzt, wodurch die Helligkeit auf das Dreifache der früheren gebracht worden ist und gleichzeitig die Explosivität des Acetylens auf das geringste Maß zurückgeführt wird. Daß die Explosionsgefahr des neuen Gases, welche seine Verwendung anfangs so bedenklich machte, auch heute noch keineswegs ganz beseitigt ist, beweisen zahlreiche Unfälle, die wohl zum Theil darauf zurückzuführen sind, daß vielen Fabrikanten von Acetylenlampen oder -apparaten die beim Gebrauch dieses Gases unter allen Umständen innezuhaltenden Vorsichtsmaßregeln entweder nicht bekannt sind, oder aber von ihnen nicht beachtet werden. So fand am 23. Dezember in der Synagoge zu Schlüchtern bei der ersten Probebeleuchtung durch einen neuen Pariser Acetylenapparat eine furchtbare Detonation und Explosion statt, die glücklicherweise Niemand verletzte, den Apparat jedoch voll-

ständig zerstörte. Am nächsten Tage wurde eine weit folgenreichere Katastrophe aus den Arbeitsräumen der U. St. Acetylen-Comp. in Jersey-City gemeldet, bei welcher erst ein zufällig entstandenes Gemisch aus Acetylen und atmosphärischer Luft zur Explosion gelangte, dann aber die letztere auch auf eine Reihe von Stahlbomben, mit flüssigem Acetylen gefüllt, übersprang und dieselben, 13 an der Zahl, eine nach der anderen zum Explodiren brachte. Die Detonation war furchtbar und verbreitete gleichzeitig mit einer Menge von zersprungenen Fensterscheiben ihren Schrecken über die halbe Stadt. Zwei Personen wurden zerrissen, drei andere verletzt. Nur eine Woche später, genau am letzten Tage des alten Jahres, ereignete sich schon wieder eine Acetylenexplosion in dem Laden eines Glaswaarengeschäftes zu Florenz. Hier zersprang aus unbekannten Ursachen der zur Aufspeicherung des Acetylens dienende Gasbehälter und zerschmetterte sämmtliche Vorräthe des ganzen Ladens. Auch hier war leider ein Menschenleben und eine schwere Verwundung zu beklagen. Das „Journal für Gasbeleuchtung", das allen Fortschritten der Acetylenindustrie aufmerksam folgt, hatte fast in derselben Zeit noch von mehreren ähnlichen Explosionen zu berichten, von denen nur eine, die durch Unvorsichtigkeit auf dem Bahnhof zu Lemberg hervorgerufen wurde, ohne üble Folgen blieb. Eine andere in Portet (H. Garonne) zog zwei schwere Verwundungen, eine dritte aus Wilmington (Delaware) gemeldete, zog einen Todesfall nach sich und verursachte einen Brand in dem betreffenden Hause. Auch seitdem werden Woche für Woche neue Fälle von Acetylenexplosionen gemeldet, deren Häufigkeit zunächst mit der zunehmenden Verbreitung der neuen Apparate Schritt hält und sich wohl erst vermindern wird, wenn in der Handhabung der Acetylengasanstalten, -leitungen und -apparate eine bedeutend größere Vorsicht und Erfahrung platzgegriffen hat.

Nachdem in der vorigen Rundschau die Bestrebungen der Technik, durch neue und vortheilhaftere Motoren an Betriebskosten in der Industrie, im Verkehr u. s. w. zu sparen, gekennzeichnet sind, mag diesmal ein anderer und entgegengesetzter Weg zu demselben Ziele charakterisirt werden. Ein nicht unbeträchtlicher Faktor aller mechanischen, gleichviel ob von animalischer oder motorischer Kraft hervorgebrachten Effekte ist die Reibung, zu deren Ueberwindung bei vielen Mechanismen der Fabrikation oder des Verkehrs ganz bedeutende Kraftmengen aufgewendet werden müssen. Durch Lagerkonstruktionen aus den verschiedensten Metallen, ja aus Glas, durch sinnreiche Mechanismen zur Selbstölung und ähnliche Mittel hat man stets diesen lästigen Uebelstand zu vermindern gesucht, bis in der neuesten Zeit auch auf diesem Gebiet das Kugel- und Rollenlager einen entscheidenden Umschwung mit sich brachte, einen Umschwung, der in Amerika und auch in England schnell begrüßt, leider vom deutschen Maschinenbau bisher zu wenig beachtet worden ist. Es würde zu weit führen, die Beseitigung der gleitenden Reibung durch die Anwendung von Kugeln und Rollen bis in ihre Anfänge zurück zu verfolgen, und hätte auch wenig Werth, da alle diese früheren Versuche mehr oder weniger folgenlos verliefen. Ueber die neueren und erstaunlichen Fortschritte dieser Bemühungen hat dagegen der verdiente Vorkämpfer aller wissenschaftlichen Fortschritte in der Mechanik des Maschinenbaues, Prof. Reuleaux, neuerdings im Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes zu Berlin einen vielbeachteten Vortrag gehalten, dessen Hauptpunkte eine Wiedergabe umso eher verdienen, als es für die Maschinentechnik in Deutschland sicherlich nur dieser Anregung bedurfte, um einem neuen, vielversprechenden Fortschritt ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen.

Die erste und gewöhnlichste Anwendung der Kugellager, diejenige in sämmtlichen Lagern der Fahrräder, ist zu bekannt, um viele Worte darüber zu verlieren. Doch sei erwähnt, daß bereits bedeutende Fabriken lediglich zur Befriedigung des starken Bedürfnisses an diesen kleinen gehärteten und polirten Stahlkugeln thätig sind, die den Lauf des modernen Fahrrades so spielend leicht gemacht haben, und an denen in allen Ländern ein ungeheurer Verbrauch besteht. Vom Gebiete des Fahrrades ist man mit der Anwendung des Kugellagers zuerst auf andere leichte Transportmittel, wie Motorräder, Luxuswagen und auch kleinere Maschinen von hoher Umdrehungszahl, z. B. Schleif-, Schmirgel- und Poliermaschinen, Zentrifugen u. dergl. übergegangen. Dann aber haben die Kugeln, und zwar zuerst in den Vereinigten Staaten, auch zur Reibungsverminderung größerer und schwererer Maschinen dienen müssen. Eine der ersten Anwendungen war der Ersatz der gewöhnlichen Achslager bei elektrischen Straßenbahnen durch Kugellager, die hierbei, um den Druck auf eine größere Zahl von Kugeln zu vertheilen, in mehreren Reihen nebeneinander angeordnet werden. Das Kugellager eines solchen Wagens von schwerer Konstruktion, dessen Zeichnung mir vorliegt, besitzt zwischen stählernen Führungsringen drei Reihen von je 18 gehärteten Stahlkugeln, die fähig sein sollen, auch einen vorübergehend bis zu 50 Tonnen steigenden Druck auszuhalten, ohne zu zerplatzen. Die Kugeln haben hier einen Durchmesser von 25 mm, es sind also gegen die perlenähnlichen Kugelchen der Fahrräder schon gewissermaßen kleine Kanonenkugeln, wenn sie auch ihrerseits in einem noch weiteren Abstand von den zehnmal größeren Kugeln stehen, welche bei der Drehung von Panzerthürmen zur Verminderung der Reibung dienen. Man hat die Kugellager, deren Fabrikation für die verschiedensten Zwecke des amerikanischen Maschinenbaues besonders von der Ball-Bearing Co. in Boston aufgenommen worden ist, übrigens nicht nur zur Unterstützung sogenannter Achslager, sondern auch für Drucklager, und zwar selbst für solche schweren Kalibers in Anwendung gebracht. Man versteht darunter die Stützlager solcher Wellen, deren Druck sich, wie bei den Schraubenwellen der Schiffe, bei den senkrecht stehenden Achsen horizontaler Turbinen und in ähnlichen Fällen, in der Richtung der Achse äußert und deßhalb nicht am Umfang derselben, sondern an ihrer Stirnseite oder durch besondere, auf den Wellenumfang aufgesetzte Druckringe aufgenommen werden muß. Die Kugellager sind in diesem Falle nicht ring-, sondern scheibenförmig angeordnet, und zwar nach Möglichkeit so, daß jede Kugel bei der Umdrehung der Achse einen anderen Kreis beschreibt als die vor, hinter oder neben ihr liegende. Die Kugeln werden z. B. nicht konzentrisch, sondern in mehreren Spiralen auf die kreisförmige Fläche des Stützlagers vertheilt und von durchlöcherten, siebartigen Bronzescheiben zwar nicht an ihrer Bewegung gehindert, aber doch in ihrer gegenseitigen Entfernung festgehalten. Ein solches Stützlager der Ball Bearing Co. zur Aufnahme eines sehr starken Druckes zeigt z. B. drei spiralig ineinander verschränkte Reihen von je 46 Kugeln, so daß der gesammte Druck der Achse von 138 Kugeln aufgenommen wird und dennoch verhältnißmäßig wenig Reibung erzeugt. In einem Falle, nämlich bei der Unterstützung der kolossalen Schraubenspindeln, durch deren Drehung sich das Schleusengefäß des großen Schiffshebewerkes zu Henrichenburg im Zuge des Dortmund—Ems-Kanals hebt oder senkt, ist auch vom deutschen Maschinenbau ein Versuch gemacht worden, den außerordentlich großen Reibungswiderstand der dabei erforderlichen Stützlager durch Kugeln aufzunehmen. Es wurden dabei für jedes Lager 30 Kugeln von je 38 mm Durchmesser angewandt, die sich jedoch dem enormen Druck von je 1000 Kilo auf die einzelne Kugel nicht gewachsen zeigten. Es kam zur Zerreibung und Deformation einzelner

Kugeln, das Entstehen von Stahlspänen vergrößerte bald die Schäden, und man mußte auf die Anwendung gewöhnlicher Drucklager mit ihren enormen Kraftverlusten zurückgehen.

Reuleaux führt mit Recht diesen Mißerfolg, wenigstens zum Theil, auf die ungenaue Herstellung der Kugeln zurück, deren Größenunterschiede zwar bis auf sehr geringe Abweichungen ausgeglichen waren, aber doch nicht in dem Maße, wie es heute die ungeheuer präzis arbeitende amerikanische Technik ermöglicht. Die Ball-Bearing Co. garantirt bei ihren Kugeln für wichtige Drucklager eine Gleichheit des Durchmessers bis zu $^1/_{200}$ mm, so daß also bei den Kugeln jenes Versuchslagers die Fehlergrenze nicht viel mehr als ein Zehntausendstel des Durchmessers betragen haben würde. Die in Wirklichkeit verwendeten Kugeln besaßen bei weitem nicht diese Genauigkeit und so konnte es leicht geschehen, daß der auf dem Lager ruhende Druck einzelne Kugeln stärker belastete und deformirte. Reuleaux empfiehlt für solche Zwecke den Ersatz der Kugeln durch Walzen, der im amerikanischen Maschinenbau nicht allein für Drucklager, sondern auch für Stützlager von starker Belastung schon vielfach durchgeführt ist. Die Anwendung von Walzen oder Rollen zur Reibungsverminderung in Lagern hat inzwischen auch in England Erfolge gehabt und zur Gründung einer bedeutenden Fabrik dieser Branche geführt. Die auf die Peripherie der sich drehenden Achse vertheilten Rollen, von denen jede in einer Linie auftatt in einem Punkte belastet wird, vermögen natürlich einen weit stärkeren Druck als Kugeln auszuhalten, ohne daß ihre Reibung wesentlich größer wäre. Man hat sie besonders für die Lagerung der Achsen von Eisenbahnwagen in Anwendung gebracht und gute Erfolge damit erzielt. Ein gewöhnlicher Straßenbahnwagen von $2^3/_4$ Tonnen Gewicht wurde am oberen Ende eines 56 Fuß langen Gefälls, an das sich unten ein horizontales Geleis anschloß, sich selbst überlassen. Er rollte den Abhang hinunter und legte dann eine gleich lange Strecke in der Horizontalen zurück. Ein Wagen derselben Art mit Kugellagern wurde ebenso behandelt, und legte infolge seiner verminderten Achsenreibung mit dem im Gefälle erhaltenen Antrieb die fünf- bis sechsfache Strecke der Horizontalen zurück. Umfassendere Versuche sind längere Zeit hindurch an Eisenbahnzügen gemacht worden, deren Waggons mit Rollenlagern versehen waren. Was die reine Zapfenreibung betrifft, die natürlich nur einen Bruchtheil von der Zugkraft der Lokomotive erfordert, so ist sie durch die Lagerung der Wagenachsen auf 35 mm dicken Walzen auf 6 Proz. ihres früheren Betrags herabgegangen. Ein Personenzug zwischen Brighton und Camp-Town von sechs mit Rollenlagern versehenen Wagen wirs nach hinreichend langem Gebrauch, um eine sichere Schätzung zu erlauben, eine Brennmaterialersparniß von 12 bis 15 Proz. für die Lokomotive auf. Nach den Versuchen des Oberingenieurs der Liverpooler elektrischen Hochbahn betrug die gesammte Zugkraftersparniß für leichte Züge in der Horizontalen oder bei sehr geringen Steigungen bis zu 60 Proz. und selbst bei sehr starken Steigungen noch 23 Proz. Außerdem bringt die Verwendung von Rollen oder Kugellagern stets eine beträchtliche Ersparniß an Schmiermitteln, und zwar bis zu 50 Proz. mit sich. Die Moßberg Man. Co. in Providence, vielleicht die maßgebendste Firma in der Herstellung von Rollenlagern im großen, bringt dieselben bereits für viele Zwecke und auch bei den schwersten Belastungen in Anwendung und hat glänzende Erfolge erzielt. Bei kleineren Walzwerken, wo die Zapfenreibung den größten Theil des überhaupt vorhandenen Widerstands ausmacht, konnte der Kraftverbrauch durch die Rollenlagerung auf weniger als die Hälfte vermindert werden, und auf Schiffen scheint der neuen Lagerungsmethode ein ebenso großes Feld offen zu stehen. Es ist unbekannt, ein wie großer Bruchtheil der gesammten Antriebskraft bei der Drehung von Schraubenwellen durch die Reibung der Drucklager, die vom ganzen Widerstand der Schiffsbewegung belastet werden, verbraucht wird, doch theilt Reuleaux mit, daß nach der Ausrüstung eines Schraubendampfers mit Moßberg'schen Rollenlagern die Schnelligkeit desselben sich um 5 Knoten pro Stunde erhöhen ließ.

Besonders diese letzterwähnte Benutzung der Rollenlager würde, vorausgesetzt, daß sie sich auch bei den großen Seedampfern in Anwendung bringen ließe, von unabsehbarem Nutzen sein. Seit Jahrzehnten besteht ein Wettstreit, dessen Gegenstand die Abkürzung der Fahrzeit für lange Seereisen, besonders zwischen Europa oder England und New-York, ist. Wenn der durch die Lagerreibung verbrauchte Prozentsatz von der Energie der Schiffsmaschinen in der That so groß ist, wie die amerikanischen Versuche vermuthen lassen, so geben die Rollen und Kugellager dem Konstrukteur vielleicht ein Mittel, die Geschwindigkeit der Schnelldampfer um ebensoviel zu erhöhen, als sie den Reibungswiderstand vermindern.

Die Matrikel der Universität Leipzig.[1])

Von H. Ermisch.

Dem ersten Bande der von Georg Erler herausgegebenen Matrikel der Universität Leipzig, den wir an dieser Stelle (1896 Nr. 57) ausführlich besprochen haben, ist nach zweijähriger Frist der zweite gefolgt. Enthielt der erste die allgemeine Universitätsmatrikel, d. h. die unter den einzelnen Rektoraten erfolgten Immatrikulationen aus den Jahren 1409—1559, so bringt der zweite auf Grund der Fakultätsmatrikeln die Verzeichnisse der Promotionen aus dem gleichen Zeitraum.

Es ist bekannt, daß der Begriff der „universitas" im Mittelalter ein wesentlich anderer war, als der der heutigen Universitäten. Die universitas (scholarium, studentium oder magistrorum et scholarium) war die genossenschaftlich verbundene und mit gewissen Rechten, namentlich einer weitgehenden Selbstverwaltung, ausgestattete Gesammtheit aller an einem Orte dem Studium Lebenden, sowohl der Lehrenden wie der Lernenden. Ihr Ziel war nicht eigentlich, die Forschung zu erweitern, noch Schüler für bestimmte Berufe vorzubereiten, sondern „die Weisheit der früheren Periode zu überliefern und die nicht graduirten Genossen zu befähigen, die Grade zu erwerben. Wohl wurden die so vorbereiteten Gelehrten als Lehrer, Geistliche, Aerzte, Stadtschreiber, Richter u. s. w. in mancherlei Aemter berufen und für solche Aemter auch schon vielfach gelehrte Vorbildung und der Besitz akademischer Grade gefordert, aber der Studiengang wurde durch diese Aufgabe nicht beherrscht und, abgesehen von der medizinischen Fakultät, kaum beeinflußt. Alle Wissenschaft ruhte vielmehr in dem Studium eines überlieferten Kreises von Büchern, war Auslegung und Aneignung dieser Bücher, und wie die Fakultäten im Range einander übergeordnet waren, so schienen auch diese Wissenschaften ein geschlossenes Gebäude zu bilden, dessen Grundlage das Studium der lateinischen Grammatik und der anderen freien Künste war, dessen Säulen und Krone die drei anderen Fakultäten bildeten, und zwar so, daß die Theologie nicht bloß als die heiligste Wissenschaft galt, sondern auch als die Fortsetzung und der sachgemäße

[1]) Die Matrikel der Universität Leipzig. Im Auftrag der kgl. sächsischen Staatsregierung herausgegeben von Georg Erler. II. Band. Die Promotionen von 1409—1559. Mit einer Tafel in Farbendruck. Leipzig, Giesecke u. Devrient, 1897. XCIV u. 756 S. 4°. (Auch unter dem Titel: Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Zweiter Hauptheil. XVII. Band.)

Abschluß der übrigen." (Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten II, 268.) Die akademischen Grade waren daher nicht allein Titel, sondern sie bezeichneten die verschiedenen Stellungen, welche die einzelnen Angehörigen einer universitas im Organismus derselben einnahmen. Die Promotionsverzeichnisse gewähren „ein anschauliches Bild von der Arbeit, die an der Hochschule geleistet worden ist, denn nicht sowohl die Menge der Inskriptionen als die Zahl der Promotionen, die das Ziel aller Studien bildeten, legte vor allem beredtes Zeugniß von dem Eifer ab, mit dem man sich der wissenschaftlichen Thätigkeit widmete". So bilden die Promotionen wichtige Ergänzungen der Matrikel und haben als solche auch in die Matrikelpublikationen anderer Universitäten (z. B. Heidelberg, Kopenhagen, Straßburg, Rostock) Aufnahme gefunden. Von besonderer Bedeutung sind sie für die Gelehrtengeschichte; sie ermöglichen es uns, die Laufbahn zahlreicher namhafter Gelehrter Schritt für Schritt zu verfolgen.

Es ist somit sehr dankenswerth, daß Erler sich nicht auf die Immatrikulationen beschränkt, sondern auch die gesammten Promotionen, so weit sie sich nachweisen ließen, in seine Ausgabe aufgenommen hat. Gerade die Universität Leipzig nahm von vornherein eine so hervorragende Stellung unter den deutschen Hochschulen ein, daß ein reicher wissenschaftlicher Gewinn mit Sicherheit zu erwarten war. Aber die Aufgabe war bei der Beschaffenheit des handschriftlichen Materials keine ganz leichte.

Die Promotionen waren Sache der einzelnen Fakultäten; das Material war sonach nach Fakultäten zu gliedern. Aber in sehr verschiedener Weise vertheilen sich die Promovirten in die einzelnen Gruppen. Während von der theologischen, der juristischen und der, während des ganzen Mittelalters in Leipzig eine wenig bedeutende Rolle spielenden, medizinischen Fakultät nur verhältnißmäßig wenig Namen überliefert sind, füllen die Promotionsverzeichnisse der facultas artium, der philosophischen Fakultät, nicht weniger als 666 von den 756 Seiten des stattlichen Bandes. Es liegt das nicht bloß darin, daß die Matrikel dieser letzteren Fakultät mit größerer Sorgfalt geführt wurde und, obwohl sie keineswegs ganz vollständig ist, doch weniger Lücken zeigt, als die der drei höheren Fakultäten, und daß eine Menge Einträge über Fakultätsbeschlüsse u. ä. Aufnahme in den Matrikel gefunden haben, sondern vor allem in der eigenthümlichen Stellung, die die facultas artium im Gesammtorganismus der Universität einnahm. Sie bildete gewissermaßen den Unterbau der übrigen Fakultäten, eine Vorschule, welche fast alle Studirenden, gleichviel welcher Wissenschaft sie sich später zuwenden wollten, durchzumachen hatten; theilweise fielen ihr die Aufgaben der heutigen Gymnasien zu. Die akademischen Grade vermochte man in ihr früher, leichter und, was wesentlich ins Gewicht fiel, auch billiger zu erlangen, als in den anderen Fakultäten. Schon mit 17 Jahren, nach 1½jähriger Studienzeit konnte man das Baccalaureat, die unterste Stufe der akademischen Grade erlangen; ein sehr erheblicher Theil der Scholaren suchte es wenigstens so weit zu bringen. Viel geringer schon ist die Zahl derer, die den nächsthöheren Grad, die licentia (magistrandi), erreichten; um diesen zu erreichen, mußten die Baccalaureen das 21. Jahr erreicht haben und mindestens 2 Jahre lang lehrend und lernend an der Universität thätig gewesen sein. Auf die Erwerbung der Licentia folgte in der Regel sehr bald die Erwerbung der Magisterwürde; die Bedeutung der Licentia als eines besonderen Grades verschwindet in der philosophischen Fakultät allmählich vollständig, während sie in den anderen sich fortdauernd behauptete. Die Magisterwürde entspricht bei allen Fakultäten vollkommen der Doktorwürde; nur war der Titel Doktor mehr in den drei höheren Fakultäten, der Titel Magister in der Artistenfakultät üblich. — Eine der Einleitung angeschlossene übersichtliche Tabelle gibt neben den Namen der halbjährlich wechselnden Dekane und der Vizekanzler, unter denen die Promotionen erfolgten, die Zahl der in den einzelnen Semestern promovirten Baccalaureen und Magister an. — Von besonderem Interesse für die innere Universitätsgeschichte sind die zahlreichen, in die Matrikel eingetragenen, Fakultätsbeschlüsse (Conclusa), die auch in unsre Ausgabe aufgenommen worden sind; eine alphabetische Uebersicht (S. LXXVI ff. der Einleitung) erleichtert ihre Benutzung.

Weit langwieriger, schwieriger, kostspieliger und darum auch seltener war die Erwerbung der akademischen Grade in den drei anderen Fakultäten. Die für sie geltenden Bestimmungen hat der Herausgeber in der fleißigen Einleitung, die selbstverständlich auch auf die von ihm benutzten Handschriften und die für die Textbearbeitung maßgebenden Grundsätze näher eingeht, mit Sorgfalt zusammengestellt, und wir glauben umsomehr von einer Wiederholung seiner Ergebnisse absehen zu dürfen, als sich schon in G. Kaufmanns Geschichte der deutschen Universitäten eine gute, übersichtliche Darstellung des Promotionswesens findet, die Leipziger Bräuche aber Erler demnächst ausführlich in seiner Geschichte der Universität darstellen wird, deren erster Band schon im laufenden Jahre erscheinen soll. Nur das mag noch erwähnt sein, daß für die Promotionsverzeichnisse der theologischen und der juristischen Fakultät bereits tüchtige Vorarbeiten in einem Universitätsprogramm von Theodor Briger (1890) und in der Schrift von Emil Friedberg über das Collegium juridicum (Leipzig 1882) vorliegen, während die Promotionen der medizinischen Fakultät, die durch Angaben über die den Disputationen zugrunde liegenden Quästionen ein besonderes Interesse erhalten, hier zum erstenmale zusammengestellt worden.

Wie die Universitätsmatrikel, so ist auch die Matrikel der Artistenfakultät mit einzelnen bildlichen Darstellungen geziert; doch stehen sie an Werth hinter denen der ersteren zurück und es ist deßhalb von ihrer Nachbildung abgesehen worden. Die beigegebene Abbildung, deren Ausführung wiederum ganz vortrefflich ist, gehört eigentlich zum ersten Band; sie gibt das wohl aus dem Jahre 1456 stammende Schwurbild der Matrikel A wieder, dem der Eid von 1573 beigefügt ist.

Mit besonderer Spannung sieht man dem dritten Band unsrer Matrikelausgabe entgegen, der voraussichtlich 1899 erscheinen wird; er wird die Register enthalten, durch die das reiche Material der ersten beiden Bände eigentlich erst benutzbar werden wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse. Sitzung vom 5. Jan.** Der Vorsitzende gedenkt des Verlustes, den die Akademie durch das am 29. Dez. 1897 in Prag erfolgte Ableben des w. M. Hofrath Dr. Konstantin R. v. Höfler erlitten hat. — Der Sekretär verliest eine Note des Ministers für Kultus und Unterricht vom 30. Dez. 1897, daß auf Grund Allerhöchster Ermächtigung das Archäologische Institut in Wien mit Beginn des Jahres 1898, und zwar vorläufig in provisorischer Weise, seine Thätigkeit aufnimmt, und daß der Universitätsprofessor Hofrath Dr. Otto Benndorf bis auf weiteres unter Belassung in seiner bisherigen Dienstesteigenschaft mit der Leitung des genannten Instituts betraut und die zum Zwecke archäologischer Forschungen und Studien nach Konstantinopel und Smyrna gesandten Gymnasiallehrer und Privatdozenten Dr. Ernst Katinka und Dr. Rudolf Heberden unter Belassung in ihrer bisherigen Verwendung bis auf weiteres dem Archäologischen Institut zur Versehung der Funktion von Sekretären zugewiesen seien. — Der Sekretär legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des

k. M. Dr. Anton Zingerle, Professors an der k. k. Universität Innsbruck: „Zur IV. Delade des Livius", vor. — Der Sekretär übergibt weiter eine Arbeit des k. M. Dr. Johann Loserth, Professor an der k. k. Universität Graz: „Akten und Korrespondenten zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich unter Erzherzog Karl II. (1578—1590)", um deren Aufnahme in die zweite Abtheilung der „Fontes" der Herausgeber ersucht. Derselbe schreibt hierüber: Diese Arbeit ist aus mehrjährigen Studien zur Geschichte Erzherzog Karls hervorgegangen. Sie führten zu dem Ergebniß, daß nahezu alle Anordnungen, die Ferdinand II. im Sinne der Gegenreformation traf, schon von seinem Vater herrühren, und daß nur dessen unerwarteter Tod die völlige Durchführung der Gegenreformation um ein Jahrzehnt verzögerte. Dies Resultat tritt in den hier mitgetheilten Akten und Korrespondenzen deutlich zutage. Die Abhandlung geht an die historische Kommission. — Der Sekretär legt „Eine Denkschrift des Großherzogs (nachmaligen Kaisers) Franz Stephan von Lothringen-Toscana aus dem Jahre 1742" von Dr. J. Schwerdfeger, wirkl. Lehrer am k. k. Staatsgymnasium in Troppau, vor, um deren Aufnahme in das Archiv der Herausgeber ersucht. Die Studie bringt, wie der Verfasser schreibt, eine im k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien befindliche undatirte Denkschrift des Gemahls Maria Theresia's, mit der Aufschrift: „Projet de main propre de S. A. R. pour la pacification de l'Europe"; sie weist als ihre Entstehungszeit das Frühjahr 1742 nach und beleuchtet ihre Bedeutung. Das politisch weitausschauende Projekt des Großherzogs, bestehend aus kurzgefaßten „Vorschlägen" und ausführlicheren „Anmerkungen", welche die eigentliche Denkschrift bilden, wendet sich durch Vermittlung des Fürstbischofs von Bamberg-Würzburg an Karl VII., nicht offiziell, sondern als Schreiben eines „wahren, seinem Vaterland völlig ergebenen Teutschen". Zwischen Maria Theresia, Bayern, Preußen und Sachsen soll auf Grund der Vorschläge des Großherzogs ein Friede zustande kommen; alle deutschen Mächte sollten sich dann gemeinsam gegen Frankreich wenden; die gegen dasselbe aufzustellende Bundesarmee soll 271,000 Mann betragen. Durch einen siegreichen Feldzug gegen die Franzosen solle Deutschland ein dauernder Friede verschafft werden, das konkrete Ziel desselben die Rückeroberung des Elsaß sein, welches dann „allzeit eines erwählten römischen Kaisers Patrimonium sein müßte". Die Arbeit wird der historischen Kommission überwiesen. — Der Sekretär legte endlich eine Abhandlung des Dr. Victor Bibl, Konzipist des n.-ö. Landesarchivs in Wien: „Niddruck und Tanner. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien und zur Charakteristik König Maximilians II.", vor. Auch diese Abhandlung geht an die historische Kommission. — Der Sekretär überreicht ein vom w. M. Hofrath Dr. G. Bühler in seinem und des Verlegers K. Trübner Namen eingesendetes Exemplar des „Grundriß der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde, 1. Band, Heft 3. B. Die indischen Wörterbücher (Kośa)" von Theodor Zachariae. — Das w. M. Hofrath Dr. Theodor Gomperz legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller, VI." vor. Er behandelt darin, wie er mittheilt, in alphabetischer Folge Stellen der neuentdeckten Dichtungen des Bakchylides, der Reden des Dion von Prusa, der hippokratischen Schriftensammlung, der sechsten und siebenten Rede Kaiser Julians, der Ixionischen Reden Platons, des Kynikers Teles und der theophrastischen Charaktere. In einem Anhang erwidert er auf die Angriffe, die Hr. Bahlen in seinen Hermeneutischen Bemerkungen zu Aristoteles' Poetik, Sitzungsberichte der k. preußischen Akademie der Wissenschaften vom 3. Juni v. J., gegen seine Behandlung „einer Anzahl von Stellen des aristotelischen Buches" gerichtet hat. — Die Kirchenväter-Kommission legt vor: „Corpus scriptorum ecclesiasticarum latinarum. Vol. XXXVII. Flavii Josephi opera ex versione latina ed. C. Boysen. P. VI. — Sitzung vom 12. Januar. Der Vorsitzende macht Mittheilung von dem am 9. Jan. erfolgten Ableben des k. M. im Inlande, Dr. Adolf Johann Tomaschek, Edlen v. Stratowa, emer. Professor an der Universität Wien. — Der Sekretär legt eine Abhandlung des Professors Dr. R. Fr. Kaindl in Czernowitz: „Studien zu den ungarischen Geschichtsquellen, VII," vor. Mit der vorliegenden Studie beginnt der Verfasser, wie er bemerkt, die Publikation seiner seit einer Reihe von Jahren betriebenen Arbeiten über die ungarischen Chroniken. In der eben überreichten weist er vor allem die einzelnen Theile der Chroniken nach, bespricht die Entstehung der „Grundchronik" und hierauf jene der verschiedenen anderen Redaktionen. Die Ergebnisse weichen von den bisher aufgestellten Behauptungen erheblich ab. Die Abhandlung geht an die historische Kommission. — Es werden folgende Druckwerke vorgelegt: „Zum Studium der Literaturgeschichte des Kirchenrechts" von Dr. A. Haldan, Professor in Czernowitz; „Die Gebarung und die Ergebnisse der Krankheitsstatistik der Krankenkassen im Jahre 1895", übersendet vom Ministerium des Innern; „Mittheilung des k. u. k. Kriegsarchivs". N. F. X. Bd., herausgegeben und übersendet von der Direktion desselben; „The sacred books of the East", translated by various oriental Scholars and edited by *Max Müller*. Vol. XLIII; „Die Noreia des Polybios und jene des Castarius" von Fritz Pichler, geschenkt vom Verfasser. — Sitzung vom 19. Januar. Hr. Dr. Stephan Kekulé v. Stradanitz in Groß-Lichterfelde bei Berlin übersendet ein versiegeltes Schreiben, betitelt: „Die Abstammung des kgl. preußischen Generallieutenants Karl Philipp v. Unruh, †1805" zur Wahrung der Priorität. — Das w. M. Prof. Dr. Leo Reinisch ersucht um eine Subvention als Druckkostenbeitrag zur Herausgabe des 1. Bandes der Somali-Sprache. — Das w. M. Prof. Dr. Max Büdinger legt für die Denkschriften in zwei Theilen vor: „Die Universalhistorie im Mittelalter". — Das w. M. Hofrath V. Jagić legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung unter dem Titel: „Bericht über einen mittelbulgarischen Zlatoust des 13. Jahrhunderts" vor und theilt darüber folgendes mit: Unter den vor einiger Zeit aus dem Orient nach Wien gebrachten kirchenslavischen Handschriften befindet sich ein Pergamentkodex aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, dessen Inhalt die altkirchenslavische Uebersetzung von 29 dem Joannes Chrysostomus zugeschriebenen Reden bildet; außerdem sind in demselben zwei Texte aus dem Bereich der Apokryphen-Evangelien enthalten. Die den Namen des Chrysostomus führenden Reden sind zum Theil unecht. Die Reihenfolge der Reden berücksichtigt, wenn auch nicht durchweg, die Festtage des Kirchenjahres, wobei die Weihnachts- und Osterzeit am stärksten vertreten ist; andrerseits kommt Johannes der Täufer besonders zu Ehren, dessen Geburt, Enthauptung und Auffindung des Hauptes durch mehrere Reden gefeiert werden. Zum Inhalt des Kodex werden in der Abhandlung kurze bibliographische Parallelen aus anderen Handschriften geliefert und zur Veranschaulichung seines orthographisch-sprachlichen Charakters der Text einer in Glagolita Clozianus und Codex Sapraslienais enthaltenen Rede mitgetheilt. — Sitzung vom 3. Febr. Der Sekretär legt eine Abhandlung des k. M. Regierungsrathes Dr. Anton Schönbach, Professor an der Universität Graz: „Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters. I. Die Reuner Relationen", vor, um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht. Derselbe berichtet hierüber: Im Spätsommer des vergangenen Jahres überraschte mich mein Freund, Prof. Pogatscher aus Prag, mit der Nachricht, daß in dem allen Germanisten wohlbekannten steirischen Chorherrenstift Vorau ein wichtiger altdeutscher Fund gemacht worden sei. Ich wandte mich alsbald an den glücklichen Entdecker, Hrn. P. Theodorich Lampel, Bibliothekar des Hauses, der mir freundlichst alle gewünschten Auskünfte ertheilte und, da er selbst nicht beabsichtigte, sich mit dem Denkmal zu beschäftigen, es gütigst vermittelte, daß Se. Gnaden der Hr. Prälat des Stiftes, Isidor Ellinger, den werthvollen Kodex Nr. 412 mir durch längere Zeit in meiner Wohnung auf das bequemste zu benutzen erlaubte. Bald wies es sich, daß die Geschichte des Stoffes, der in dem kostbaren Reste altdeutscher Erzählungspoesie, der Vorauer Novelle, bearbeitet war, genauer untersucht werden mußte. Die Quelle fand sich glücklicherweise in einer Handschrift des altberühmten Cistercienserklosters Reun nächst Graz und wurde mir durch die Güte Sr. Gnaden des Hrn. Prälaten Candidus Zapf und des Hrn. Bibliothekars P. Anton Weis raschestens zugänglich gemacht. Nach längerem Bemühen habe ich nunmehr die Erörterungen über die Entwicklung der Geschichte von den beiden Klosterfreunden abgeschlossen und lege sie

hiemit unter dem Titel: „Die Reuner Relationen“ aor, weil eben diese im Mittelpunkt meiner Darstellung sich befinden. Um den historischen Hintergrund für die Entfaltung dieses Novellenstoffes aufzuklären, bedurfte es einläßlicher Forschung auf mir ziemlich entlegenen Gebieten, z. B. über den Kampf zwischen Cluniacensern und Cisterciensern in Frankreich während des 12. Jahrhunderts. Der zweite Theil der Arbeit, welcher den Text der „Borauer Novelle“ nebst Zubehör bringen soll, wird hoffentlich in Bälde nachfolgen. — Das w. M. Hofrath Bühler übersendet für den „Anzeiger“ eine ausführliche Mittheilung über neue epigraphische Funde aus dem nordwestlichen Indien. — Das w. M. Prof. Dr. Büdinger legt für die Denkschriften den zweiten Theil der „Universalhistorie im Mittelalter“ aor. — Dr. Oskar Gratzy, k. k. Gymnasialprofessor in Laibach, ersucht um eine Subvention zum Druck eines Registers zur 50jährigen Geschichtschreibung Krains. — Efrem Rahmani, Erzbischof von Aleppo, ersucht um eine Subvention zur Herausgabe syrischer Manuskripte (der vollständigen Chronik des Patriarchen Michael und des sogenannten Testamentes Jesu Christi). — Der kaiserl. Rath Dr. Joseph Dernjač, Skriptar an der Bibliothek der k. k. Akademie der bildenden Künste, ersucht um eine Subventian zur Herausgabe seiner Abhandtung: „Zur Fischer von Erlach-Frage“.

C. H. Der unermüdliche Forscher und Präsident der kaukasischen Abtheilung der kaiserlich russischen Gesellschaft für Fischzucht nnd Fischfang, Dr. G. Rndde, hat in Gemeinschaft mit dem russischen Ichthyologen F. Kowraisky ein Werk über die kaukasischen Fische mit schönen phototypischen Tafeln herausgegeben, dessen zweiter Band soeben erschienen ist und die Lachsarten (Salmonidae) des Kaukasus behandelt. Die Kosten des Werks trägt der russische Thronfolger und Großfürst Georgius Alexandrowitsch. Ohne speziell auf das Werk einzugehen, bemerken wir nur, daß Radde und Kowraisky im Gegensatz zu den Bestrebungen neuer Systematiker, möglichst viel Spezies zu schaffen, bemüht sind, nahe Formen unter einen Grundtypus zu bringen. Der aerstorbene Professor C. F. Kessler hat den Lachs des Kaspischen Meeres nnd zwei Formen der Lachsforellen des Goktschasees, den Ischchan und Gegarkuni, als besondere Arten aufgestellt. Kowraisky weist anf Grund zahlreicher Messungen und Vergleichungen verschiedener Uebergangsformen nach, daß der kaspische Lachs und die verschiedenartigen Bach- und Seeforellen des Kaukasus nichts sind als verschiedene Formen eines Grundtypus des Salmo trutta (Taimen). Es läßt sich nämlich bei den am meisten charakteristischen Vertretern dieser Formen eine bestimmte Plastik im Bau der einzelnen Organe nicht aufzeigen, und die Zeichnung und Färbung, denen die neuen Systematiker so aiel Bedeutung beitegen, erscheinen lediglich als untergeordnete und schwankende Merkmale, welche von der Jahreszeit und dem Geschlecht des Thieres abhängen, So kann man nicht aon verschiedenen Spezies der Art Salmo sprechen, sondern nur von mehr aber weniger beständigen Variationen einer Form. — Der nächste Band des Werkes wird die Manographie der kaukasischen Fische aus der Familie der Karpfen (Cyprinidae) enthalten.

B. W. C. Ueber die Frequenz der technischen Hochschulen in Deutschlond macht die neueste Nummer der „Hochschnlnachrichten“ bemerkenswerthe Angaben. Danach haben im laufenden Wintersemester die neun technischen Hochschulen des Deutschen Reichs 11,204 Studirende besucht, gegen 10,128 im aorigen Wintersemester. An erster Stelle steht natürlich Berlin mit einer Gesammtbesuchszahl aan 3207 Studirenden (ordentliche Studirende, Hörer und Hospitonten); es folgt München mit 1615, Darmstadt mit 1296, Karlsruhe mit 1072 und Hannover mit 923 Besuchern. Dresden wies 946 Besucher auf, Aachen 395 und Braunschweig 390. Nahezu ein Drittel der Gesammtzaht der eigentlichen Studirenden, nämlich 3513 derselben entfallen, auf das Maschinenfach, 1575 hatten sich dem Ingenieurwesen zugewandt, und 1249 der Architektur; 925 studirten Chemie. Auf Mathematik und allgemein bildende Fächer kamen 321 Studirende, 611 besuchten elektrotechnische Vorlesungen, auf das Forstwesen bezw. die Landwirthschaft entfielen 59 Studirende.

* Wie der „Frkf. Ztg.“ geschrieben wird, sind im Chor der St. Jodokus-Kirche zu Ueberlingen am Bodensee kürzlich Fresken aus dem 15. Jahrhundert wieder aufgefunden worden, die möglicherweise eine werthaalle Bereicherung unsrer Kenntnisse der oberrheinischen Kunstgeschichte am Ausgang des Mittelatters bilden. Die nähere Untersnchung dieser Wandmalereien, die im flatten Stil und in lebensaoller Farbengebung gehalten sein sollen, hat im Auftrag der Regierung der Konservator für kirchliche Alterthümer und Baudenkmäler Badens, Prof. Fr. Kraus in Freiburg, bereits in die Hand genommen.

* **Berlin.** Ueber die Benutzung der preußischen Staatsarchive zu wissenschaftlichen Zwecken hat der Präsident des Staatsministeriums folgende Bestimmung erlassen: In Abänderung der §§ 28 und 29 der „Instruktion für die Beamten der Staatsarchive in den Proainzen“ aom 31. Augnst 1867 wird bestimmt, daß die Archivoorsteher, bezw. Staatsarchivare, Reichsangehörigen, welche in Archivatien aus älterer Zeit bis einschließlich 1700 zu wissenschaftlichen Zwecken Einsicht zu nehmen wünschen, die Erlaubniß unter den vorgeschriebenen Bedingungen selbständig ertheilen dürfen. Im übrigen bleiben die Bestimmungen der obigen Paragraphen in Kraft.

* **Kiel.** Zum ordentlichen Professor der Physik an der hiesigen Universität, an Stelle des an das Polytechnikum in München gehenden Professors Hermann Eberts, ist, wie aus Heidelberg gemeldet wird, der außerordentliche Professor an der dortigen Universität Dr. Philipp Lenard berufen worden. Lenard hat bekanntlich durch seine Arbeiten über die Kathodenstrahlen die Röntgen'schen Untersnchungen gleichsam eingeleitet nnd wurde deßhalb kürztich, zugleich mit Röntgen, aon der Pariser Akademie mit dem La Caze-Preis ausgezeichnet.

* **Graz.** Der bisherige Professor an der Universität Innsbruck Dr. Ernst Frhr. a. Schwind ist zum ordentlichen Professor des deutschen Rechts an unsrer Universität ernannt worden.

* **Paris.** Wie die „Revue archéol.“ berichtet, hat man auf der Insel Cypern vor kurzem eine Goldplatte mykenischen Ursprungs gefunden, dos erste bisher bekannt gewordene Denkmal mykenischer Goldschmiedearbeit, das von dieser Insel herrührt. Die 76 mm breite und 46 mm hohe Platte zeigt neben einer Sphinx zwei bartlose marschirende Krieger mit Helm, Schild, Lanze. Daß der Fund mykenischen Ursprungs ist, geht aus der überraschenden Aehnlichkeit der Figuren mit denen auf bekannten mykenischen Denkmälern heraor: den plumpen Gesichtern, den auffallend schlanken Gliedern, der Länge des Halses und der Lebhaftigkeit der Bewegung. Der Fund aon Cypern dürfte nicht der älteren Periode der mykenischen Goldschmiedekunst, in welche die in den Gräbern der mykenischen Akropole gemachten Funde einzureihen sind, sandern der zweiten Periode angehören, die etwa in die Jahre 1150—1100 a. Chr. fällt.

* **London.** Obgleich schon im Jahre 1830 gegründet, ist die hiesige kgl. Geagraphische Gesellschaft erst jetzt zur Veröffentlichung eines Jahrbuchs gekommen. Demselben entnehmen wir, daß die Gesellschaft, die anfangs nur gegen 500 Mitglieder zählte, jetzt die stattliche Zahl von 4000 aufweist. Seit 1870 besitzt sie ein eigenes Versammlungsgebäude. Ihre äußerst werthvolle Bibliothek hat 31,000 Bände. Das Landkartendepartement unterstützt der Staat mit einer Zuwendung aon 500 Pfd. St. jährlich.

* **Aus Rußland.** Dem in Kijew zu eröffnenden Polytechnischen Institut ist, wie die „Now. Wr.“ mittheitt, am 13. Februar die Allerhöchste Genehmigung ertheilt worden, den Namen „Kijew'sches Polytechnisches Institut Kaiser Alexander II.“ zu führen. Das Finanzministerium hat soeben die Professoren Küttner, Grimm, Schröder, a. Hohen, Zeitler, Pomeranzew und einen Kijew'schen Architekten aufgefardert, Pläne für den Bau des Kijew'schen Polytechnikums zu entwerfen. Alle, die an diesem Preisausschreiben theilnehmen, erhalten ein Honorar aon gleicher Höhe und der Autor des besten Projekts hat keinen Anspruch auf einen besonderen Preis. Die Pläne müssen Anfang März eingereicht werden, da mit dem Bau ehestens begonnen werden soll.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 10. März. Nummer 56.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Samuel Friedrich Sauter. Von Dr. v. Freydorf. — Die moderne Festung. Von Scheibert und Frobenius. — Mittheilungen und Nachrichten.

Samuel Friedrich Sauter.

Von Dr. v. Freydorf (Mannheim).

In den üblichen Anthologien und Literaturgeschichten fehlt auffallenderweise der Name eines Dichters, der mehr als manch anderer berechtigt wäre, eine abliegende, eigene und doch beachtenswerthe Gattung zu vertreten.

Im Badischen hört man allerdings noch hier und da Citate, wie: „Fehrenbach, bei deinem Scheiden Werden hundert Augen naß, Alle wollen dich begleiten, Sieh' die große Menschenmass', Nie war noch die Liebe größer Gegen gegen einen Pfarrverweser ꝛc.“, oder wünscht man einem theologischen Bräutigam Glück: „Er, der lange Harrer, Ist nun endlich Pfarrer.“

Ihr Autor ist der Obengenannte. Mit 75 Jahren bot er sein einziges Gedrucktes — ein Bändchen von 500 Seiten (1845 Karlsruhe, Creuzbauer u. Hasper), enthaltend: Jubiläums-, Ehren-, Abschiedsgedichte; Bau- und Zunftsprüche (80 S.), einige fünfzig „Volkslieder“, Erzählungen, Vermischtes, Briefe und Zeugnisse, Räthsel, Scherzgedichte, versifizirte Psalmen und Bibelsprüche nebst Gesängen, und als Anhang: Die gesammten Kegelregeln in Reimen.

Das Buch ist höchst selten geworden. Zwischen Bruchsal und Bretten findet sich's noch hier und da in Bauernhäusern als Unterlage für Medizinflaschen oder Vasen; ungern, wie von jedem Hausgeräth, trennt sich der Besitzer doch auch von seinem „Sautersbuch“. Das Titelblatt zeigt des Verfassers intelligenten Kopf in Vatermördern; er gehört noch zur älteren Klasse der Schulmeister, zum Unterschied von der steckenlosen der „Lehrer“. Als eine Art von Gewerbetreibenden wurden Erstere bekanntlich seitens der Gemeinden angestellt, in Gehalt und Stellung vor den in Wald und Wiese amtirenden Hütern der übrigen Gemeindeherden nicht wesentlich bevorzugt. Sauter hatte in 30 Jahren seines Dienstes erst in den beiden letzten Jahren ein Schulhaus, mußte auch so lange den Hauszins entbehren, während die Besoldung 100 Gulden des Jahres anfänglich nicht überstieg. Mit einer Waise „gekuppelt“, wie der Poet landesüblich sich ausdrückt, zeugte er „in 33 friedlichen Ehejahren“ sieben Kinder. — Die Pfarrdörfer Flehingen und Zaisenhausen nebst einer die Lehrer der Umgegend umfassenden Lesegesellschaft waren sein Wirkungskreis, wohl kaum hat je den kühnen Geist mehr denn ein flüchtiger Wunsch — wie jener dichterisch ausgedrückte beim Anblick des neu eingeführten, epochemachenden Eilwagendienstes — bis zur Residenz Karlsruhe geführt. Ist dem Bauer eine Stadtreise Luxus, wie viel mehr seinem Küster und Jugendwärter.

Uebrigens hat Sauter, trotz allem ein recht moderner Geist, im Jahre 1809 dem Gr. Oberkirchenrath einen „Schulplan“ (wohl Reformentwurf) eingereicht, der günstige Aufnahme erfuhr. Vielleicht ist derselbe noch aufzufinden. Wen im übrigen das Tagesleben eines solchen Pädagogen kulturgeschichtlich interessirt, der findet in jedem Soldatenliederbuch das „Arme Dorfschulmeisterlein“ besungen: „Willst wissen du, mein lieber Christ, wer das geplagtste Männlein ist?“ Sauter ist dieses verbreiteten Liedes Verfasser (nicht etwa Claudius). Trotz allen da launig beschriebenen Leiden und Demüthigungen war es doch Liebe zur „Wissenschaft“, was dieses bescheidenste der Brote schmackhaft erscheinen ließ; Wissensdrang blieb des Mannes oft belächelte Haupteigenschaft bis ins Alter, und eine hohe Auffassung seines Berufs ist selbst in gelegentlichen Seufzern zu erkennen. Poetische, will wohl heißen, reimerische Gedanken erweckten im Knaben zuerst Besuche beim Gefangenen des nahen Hohen-Asperg, dem berühmten Dichter Schubart.

Die unbedeutende Erscheinung vor diesen Leserkreis zu ziehen, erschiene gewagt, wäre die Gestalt nicht schon einigermaßen bekannt. Freilich nur aus Karikaturen und nicht immer künstlerischen; die „Fliegenden Blätter“ der 40er Jahre brachten hier und da sogenannte „Biedermaiergedichte“, von Ludwig Eichrodt eingesandt. In seinen „Gesammelten Dichtungen“[1]) hat dieser kürzlich verstorbene Lyriker und Humorist als „Buch Biedermaier“ etwa 30 jener Beiträge neuerdings zusammengestellt.

Bei näherem Zusehen sind 16 der 30 „Biedermaier“ Wort für Wort bei Sauter nachweisbar. Schon Scheffel hatte seinen Freund Eichrodt dereinst im Freundeskreise darob gutmüthig, aber deutlich angelassen. Die übrigen 14 klingen, von einigen sinnlosen, offenbar Eichrodt'schen Reimereien und Einschiebseln abgesehen, allernächst an Sauter an. Wahrscheinlich waren die Sachen Eichrodt nur einzeln und handschriftlich zugekommen — bei Sauter S. 36 ist ein Forstmeister Eichrodt angeredet, vielleicht durch diesen — Gedrucktem gegenüber wäre doch solche Verwerthung kaum verständlich. „Ein Wetter steht grad' über der Erd' — Wenn's nur ins Württembergische fährt“ deutet schon geographisch auf das flache Grenzgebiet bei Flehingen und dürfte einem Eichrodt in der oberen Rheinebene kaum beigefallen sein.

Selbst in der pseudonymen Bekanntgabe der Sachen läge ja Verdienst, hätte Eichrodt der Verstümmelungen und Zusätze sich enthalten. Die letzteren aber wirken, wie die Worte „Bieder- oder Schartenmaier“ selbst, lediglich im Geschmack jener kopf- und nasevergrößenden Kunst, wie sie vor 30 Jahren an Biertischen als Karikatur Geltung hatte.

Sauter, der Dorfschulmeister, ist von feinerer Art. Seine im unbedeutendsten Gelegenheitsvers beobachteten Maße zeigen Sinn für Schönheit. Zwingt der Reim einmal zu zweifelhafter Deklination, so erläutert er's seinen Lesern durch Anmerkung gewissenhaft als „eine Dichterlicenz“. — Die ausgedrückten Gedanken und Empfindungen, so wenig sie die Gemarkung Flehingen überschreiten mögen, sind eben in dieser Beschränktheit originell, erlebt. Kaum einer unter

[1]) Stuttgart, Bonz 1890, 2. Bd.

Digitized by Google

den „Bücherleuten“ des alten wie des neuen Deutschland steht jener nüchternen, selbständigen, festen, freidenkenden und doch kirchen- und fürstentreuen Bauernheimath so nahe wie dieser Unterthan Karl Friedrichs von Baden, des großen fürstlichen Biedermannes.

Das beliebte, von Seidel erdachte „Leberecht Hühnchen“ hat wenige seiner Züge, reicht aber unserm Ehrenmann nicht an die Knie. Ihm fehlt die unbewußte, ungezierte Lebensfreude, der große Zug, der im Schaffenden, Tüchtigen, und sei's ein Schreibtafelmagister, sich immer zeigen mag; und vor allem fehlt die Kunst, glaubhaft sich mitzutheilen.

Diese besitzt der Schulmeister. Alltägliche Geschäfte und Verrichtungen, Gewerbsarbeit und Sonntagsgang, Erwachen und Entschlummern, Ackerarbeit und Zwetschgenlese, Lehrerkränzchen und Kirchweih gewinnen, von seinen Melodien begleitet, gemüthlichen Reiz; unscheinbare Stätten in Dorf oder Garten erlangen durch erinnernde Anspielungen, belehrende Zwischenstrophen, ergötzliche Ueberraschungen in Reim und Wortspiel unmerklich ihre Bedeutung. — Manch moderner Dichter hat ja auf der Suche nach literarischem Neuland solche Gebiete als bebauenswerth erkannt. Keiner möchte die Sachkenntniß eines 70jährigen eigenen Bauernlebens erworben haben. Selbst einem Rosegger kommt es abhanden in der Spiegelwelt des großen und doch oft ärmlichen literarischen Irrgartens, jenes kindliche Gemüth, das nöthig wäre, um fern aller Welt, bei tief anspruchsvollem Geist, Humor und Schaffensfreude keck und frei zu erhalten. Mag eine Carmen Sylva Handwerkern Oden schreiben, woher soll sie sie kennen, all die kleinen Hausfrauen- und Gewerbegeheimnisse, die den Unterschied erst prägen!

Die Krämermichelsfamilie in ihrem munteren schwäbisch-pfälzischen Individualmischdialekt bildet eine Reihe anscheinend gutgetroffener Portraits, der liederliche Klavierstimmer, jene jüdischen Gäste mit ihren stehenden, zum Refrain lustiger Erzählungen und Situationen, gelegentlich auch lobenden Vorhalts gemachten Redensarten dürften weithin in der Gegend kenntlich gewesen sein. Andere Witzchen und Anekdoten können allerdings nur im Wirthshaus offenes Lachen erregen.

Zimmersprüche, zur ersten Papiermühle im Thal, zum Schul- und Gasthaus, zu Privatbauten und Scheuern, einzelne hundertstrophig — wer sie aufschlägt, liest sie zu Ende. Es muß schon Einer am Neubau jeden Fortschritt kritisch betrachtet, jedes Hinderniß mitempfunden, Gefahren und Schwierigkeiten gewürdigt, der Verschönerung wie des Nutzens und Fortschrittes im Ort sich gefreut haben, um diesen Gelegenheiten vom Standpunkt des Bauherrn, des Leiters, der Nachbarschaft, der Staatsbehörde, der Menschheit und Kultur derart gerecht zu werden; und niemals fehlt die fließende, an sich verdienstliche, sangbar dem Gedächtniß und Sinn sich einschmeichelnde Form. Wird des Meisters, des Gesellen, der nachbarlichen Hülfs- und Gefälligkeitsfuhren und manches Lieferanten mit Namennennung gedacht, so leidet darunter nicht der epische Werth dieser Stücke, er steigt nur in unserm Städte- und Fabrikzeitalter, da der Mensch, in seiner Steinschale geboren, auf den Arbeits- oder Schreibstuhl hingesetzt wird und nie erfährt, wie er hineingekommen. — Was den Bauer am nächsten berührt, Wolkenbruch, lange Winter, schlechte, gute Ernten und Herbste, im Herzen unsres Dichters klingt es nach, in Trübsal tröstend, in Freude gedankenreich.

Lächelnd überfliegt der Leser manche Spielereien, so Sauters Erfindung der Einsilbengedichte: dem buchstabirenden Bauer machen sie Vergnügen. Rechenaufgaben und Räthsel finden manchen kühnen Reim. — Andrerseits führt des Verfassers Genügsamkeit in Vermeidung leerer Klangmittel, diese uns kaum mehr verständliche Trockenheit in Ausdruck und Gedanken, immer wieder zu manch unvermeidlich belustigender Wirkung. „Tag, o schreibt ihn mit Zinnober, — nein, mit Gold ins Buch der Zeit“ — nun, wenn sich's um den Oktober und die Leipziger Schlacht handelt, warum nicht? — „Könnten wir in Luftballonen hundert Meilen uns erhöhen, und aus diesen Regionen die Beleuchtung Deutschlands sehn!“ — so allein in der That hätten die gleichzeitigen Freudenfeuer sinnliche Wirkung. An tausendfach unnützeren und lächerlicheren Gedanken unter dem Wust phrasenglatter Festgedichte nimmt heute Niemand Anstoß. — Das staatsrechtliche Verhältniß einer gemischten Enklave in seinen mißlichen Wirkungen auf die Unterstützung eindringlich in Versform darzulegen, bringt Sauter zuwege in einem gelegentlich des großen Brandes in Kürnbach verfaßten Bittgedicht:

„Kürnbach, dieser Marktfleck zweier Staaten, Abgetheilt bei Hessen und bei Baden, Wurde neulich schrecklich heimgesucht —“, allein: „Durch die Macht der vielen Feuerspritzen, Und durch Männer, die Verstand besitzen, Ward dem weitern Umgriff abgewehrt.“ — Vieles komische, und doch berechtigte und vernünftige muß übergangen werden; es würzt den Genuß in eigener Art.

Aber im Lesen schmückt sich die Landschaft um das Wiesendorf. Ein „Gespräch mit der (sic) Kohlbach“ ist in seiner scherzenden, doch wieder geographisch und physikalisch belehrenden Art vorbildlich für jedes Kinderlesebuch, in der Form ein entzückendes Perpetuum mobile. — Sinnig nimmt der Dichter Abschied von einer Pappel, die ihm verbaut wird. — Der einzige Versuch einer Ballade: „Siehe mit gerührter Miene diese alte Burgruine“, schlägt allerdings gründlich fehl und ist als Argumentum e contrario sentimentalischer Dichtung ein philologisches Kabinetstück. — Näher liegen Gartenhaus und des Wirthshauses Nebenstube: „Man kann darin die Zeitung lesen, und so von manchem Wahn genesen“; — erschiene doch diese Zeitung noch!

Belehrendes will der „Landwirth“. Wozu kauft er auch einmal im Leben ein Buch. Selbst gründlich ausgescholten, empfindet er, am ehesten vielleicht, die κατάρσις τῶν τοιούτων παθημάτων — als „Reinigung“ verstanden:

„Wer in dem goldnen Saft der Reben Mit frevlem Muthe sich berauscht, Dem ist er nicht zur Lust gegeben, Denn ach, die nahe Reue lauscht, — Er büßt der Güter schönstes ein, Das hohe Gut, ein Mensch zu sein.“ — „Das Haus des Säufers wird zerrüttet, Der Himmel ist ihm nimmer hold, Und die verletzte Sitte schüttet Verachtung auf den Trunkenbold!“ Das ist faßlicher für den Flehinger, als eine der damals modernen Apostrophen an die Tugend.

Von den epigrammatischen Einfällen des Biedermaiers hier nur diesen:

Das veränderte Schloß an der Himmelsthür:

„Leo der X. starb und kam zur Himmelsthür,
‚Macht auf,‘ rief er hinein, ‚ich lieb' schon lange hier,‘
Sankt Petrus rief heraus: ‚Nur noch Geduld ein Bissel,
Doch was bemühst du mich, du hast ja selbst den Schlüssel!“
‚Du weißt,‘ entgegnet er, ‚daß dieser mich nichts hatt't,[1])
Da Doktor Luther mir das Schloß verändert hat.‘“

Eichrodt könnte manchen Bogen seiner forcirten Komik um diese Stufe des Witzes geben.

Als Liederdichter ist Sauter einer der glücklicheren. Außer den obengenannten findet sich bei ihm „Der Wachtelschlag“: „Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor“. In Schulen nach verschiedenen Melodien eingeführt, ist diesem Volkslied auch die Weihe Beethoven'scher Vertonung

[1]) nützt.

geworden, an Lieblichkeit in all seiner tiefen Erfinderkraft von diesem Meister sonst kaum erreicht.

Aus manchem weiteren Lied klingt es wie noch verborgene Melodie. — „Kinder, 's ist Winter, der stürmende Nord braust auf dem Felde und wüthet im Ort ꝛc." Dies Winterlied verliert nicht durch die eingeschobene Mahnung: „Kinder . . . erstarrt euch das Blut, geht nicht zum Ofen und meidet die Gluth, Reibet die Hände euch lieber mit Schnee — ꝛc." — Eins der Wiegenlieder mit dem Schluß: „Flattert, ihr Träume, ich bitte euch drum, In lieblichen Bildern sein Bettchen herum, Domit's nicht erschrickt — kein Thier erblickt, Und mich durch schlosslächelnde Minen entzückt", dürfte in seinen schreienden und doch diskreten Gegensätzen auch modernerem musikolischen Versuche dankbar sein. — Im besten Sinne volksthümlich ist der Kehrreim (Gefühle der Getreunten): „Traurig ist es einsom sein, traurig so getrennt zu leben, Einsom schlafen, nichts daneben" ꝛc. . . . Der Refrain wechselt: bitter ist es, u. s. f., nicht wie im Eichrodt'schen Druck, der im Sinn eines Possenregisseurs, keins der Nüancen fühlend, ändert. Für die dörflichen Anschouungen bezeichnend: „Beugend ist es einsam sein, Einsom wird man schief betrachtet, Nicht wie in der Eh' geachtet" (der Dichter ist schon Wittwer) — zahlreiche Bibelstellen kommentiren diese Verse.

Die Versuche, Psalmen, Bibelsprüche, religiöse Betrachtungen in Verse zu fassen, erfüllen ihren nächsten Zweck der Sangbarkeit; bemerkenswerth ist ein Osterlied:

„Er hat gesiegt! Er ist vom Grab erstanden,
Der starke Held aus Juda hat gesiegt!"

mit dem Schluß:

„Wie wird es im Genuß der Seligkeiten,
Wie so voll Wonne sein. . . ."

Von hoher Schönheit, trotz mancher Seltsamkeiten, ist das Morgenlied:

„Herr der Nacht!
Preis und Dank sei dir gebracht,"

mit Vers 3:

„Siehe, da
Kommt die Sonn' aus Asia,
Zu erfreuen fremde Brüder;
War sie fort, nun kommt sie wieder
Hold, wie ich sie gestern sah."

Einen „Frühlingsfrost" schüttelte das Trostlied ab:

. . . . . .
„Gott wird's an dem nicht lassen fehlen
Was uns hienieden nöthig ist,
Gibt er nicht gleich im Ueberfluß,
Gibt er doch was man haben muß."

Das ist des Dichters Grundstimmung. Nüchterner und doch eigen berührt ein am 75. Geburtstag geschriebenes Gedicht mit dem Schlußgebet:

„Soll ich hier noch länger wandeln
Auf der dunkeln Erdenbahn
Wolltest du mich so behandeln
Wie du es bisher gethan,
Mich in deine Arme fassen
Und mich nimmer sinken lassen
Bis zu meinem Ziel hinan. —"

In diesem Alter wurde Sauter Pensionär. Noch mit Siebzig giebt er eins Betrachtung, die als Gegenstück zum Volksspottliedchen hier Platz finde:

Mein glückliches Alter:

„Was bin ich für ein Glücklicher
Daß ich gesund noch hauche
Und jetzt als Einundsiebziger
Noch keine Brille brauche,
Daß ich mit meinem Augenlicht
Noch jede Schrift kann lesen, u. s. f."

. . . . . .
Darf noch mein Haupt nicht beugen
Und kann mit meinem Stock und Hut
Noch über Berge steigen.
Nur Eins: Ich habe nimmermehr
Viel Zähne aufzuweisen: —
Jedoch den Vierunddreißiger
Kann ich noch immer beißen."

Zum Schluß das für den Dichter in Schwächen und Stärken zusammenfassend charakteristische

Selbstgespräch an einem Samstag Abend.

„Abend ist's, der Tag hat sich geneiget
Und das Licht der Sonne sich entwendt;
Jetzt, da alles in dem Hause schweiget,
Mach' ich meines Tagwerks auch ein End.
Ward ich gleich nicht von der Arbeit[1]) müde,
Sind mir doch jetzt Händ' und Füße matt,
Und ich spür' in jedem Augenlide
Eine Sehnsucht nach der Ruhestatt. —
Welch ein Rasseln von den Karrenbauern,
Deren Zug von Durlach[2]) heimwärts kehrt;
Bis sie schlafen, wird's noch lange dauern,
Weil nach mancher drei, vier Stunden fährt.
Gute Nacht, ihr lieben Hausgenossen,
Weib und Kinder, schlummert sanft und süß,
Unsre Thüren habe ich geschlossen,
Gott mit uns! der uns noch nie verließ."

Fern der Welt ist dies Buch entstanden. Fern der Welt ist es, von deren Insassen kaum bemerkt, vorbeigegangen. Nur komisch berührte hier und da ein vom Zufall vertragener Ton. Sauter hätte geschrieben, wie er schrieb, wäre auch kein Goethe, kein Shakespeare, kein Schiller weit und breit zu hören gewesen. Was man Literatur nennt, berührte ihn so wenig, wie sie den Bauer heute noch berührt. Nicht als fehlte ihm Verständniß oder Bewunderung jener gleichzeitigen klassischen Welt: Sauter ist nur 7 Jahre jünger als sein Marbacher Landsmann (Landsleute darf er übrigens auch den Schulmeister Germaniens, Melanchthon, sowie den historischen Dr. Faustus nennen); oder als halte er sich, bewußt seiner Originalität, abseits: daß zwei, drei Lieder in Musenalmanachs Eingang fanden, ist sein Stolz. Auch Bibelbeschäftigung tritt in keinem Gegensatz auf. — Aber die Welt jenseit Durlach, Bretten und Heilbronn liegt ihm, rein räumlich genommen, so fern wie jedem Dorfbewohner vor der Dampfzeit. An einen Vergleich mit jener Dichterwelt denkt Niemand. Heißt im Lauf von 70 Jahren 500 Seiten herausgeben, „Dichter" sein? — Aber unter bäuerlicher Brille betrachtet ist er — zeitweise — Genie. In diesem Umfang gilt von ihm, was ewig von Jedem:

„Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schonhaft, weil die Natur dies immer ist, aber es ist nicht dezent, weil nur die Verderbniß dezent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann uns das Gegentheil sein, aber es ist nicht listig. . . . Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl, weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt; aber es ist nicht ängstlich ꝛc. . . ." — „Aus der naiven Denkart fließt nothwendigerweise auch ein naiver Ausdruck so-

[1]) Feldarbeit. (Anm. d. Red.)
[2]) In Durlach fand Samstags der Krämermarkt statt. (Anm. d. Red.)

wohl in Worten als Bewegungen, und es ist der wichtigste Bestandtheil der Grazie. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu sein, viele Worte macht, um ja nicht zu viel sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt — (sollte Schiller hier seinen großen Gönner im Sinne haben?) —, so gibt das Genie mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß. — „Dichter von dieser naiven Gattung sind in einem künstlichen Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in demselben kaum mehr möglich, wenigstens auf keine andere Weise möglich, als daß sie in ihrem Zeitalter wild laufen und durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einfluß desselben gebvrgen werden. Aus der Sozietät selbst können sie nie und nimmer hervorgehen, aber außerhalb derselben erscheinen sie noch zuweiten, doch mehr als Fremdlinge die man anstaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man sich ärgert. So wohlthätige Erscheinungen sie für den Künstler sind, der sie studirt, und für den echten Kenner, der sie zu würdigen versteht, so wenig Glück machen sie im ganzen, u. s. f."

Man wäre versucht, die ganze Abhandlung unsres besten Philosophen „über naive und sentimentalische Dichtung" an diesem Elementarbeispiel vorüber zu führen.

Der Vorgang der Bildung ist an sich kein natürlicher. Nur bei besonderer Zähigkeit durchdringt noch die Natur sein Resultat, doppelt sellen, wenn aller Bildungsbaustoff dem Klima fremd ist. Kaum je sind im gleichen Volke zwei Welten so von Grund aus fremd sich gegenübergestanden, wie im unsrigen; noch heute spricht es zwei Sprachen — Schriftlatein und Vulgärdialekt. 24 Stunden im Tage täuscht sich, wer behauptet, unsres sogenannten Volkes Bildung gründe sich bereits mehr auf „Klassiker" als auf Luther vder anderweitige kirchliche Tradition. Von der Literatur berührt wird wohl des städtischen Volkes Ohr, auch dies nur in der Kindheit, um später desto weniger hinzuhören. Von einem intimen Verhältniß des Landmanns, des Handwerkers zu irgendeinem Nationalklassiker, wie Orientalen, Griechen, allnordische Stämme sie besaßen, ganz zu schweigen. — Den Gebildeten unsrer mannichfachen Erziehungshäuser, Examenspressen und Fakultätsrepetitorien kommen unsre besten Schriften mehr und mehr wieder aus den Augen, abgesehen von dem fragmentarischen Echo, wie es aus Coulissen und Zeitungspapier hier und dort herausstäubt, oder der Spiegelung, die aus realistischem wie mystischem Goldschnitt verschwimmend und verschwemmend noch blinken mag.

So thut Volksliteratur einer etwaigen humanioren Bildung wenigstens nicht Abbruch. Dem Treibhausflor unsrer Kunstgärtnerei ist ja die veredelte Feldblume dieses oder jenes heimischen Aders nicht zu vergleichen. Aber größere Expansivkraft ist der letzteren naturnothwendiger Vortheil. Und glücklich das Land, wo der Bauer, neben Bibel und Gesangbuch, noch ein witziges Zeitbuch als verwandtes Eigengewächs anreiht. — Ein Joh. Pet. Hebel ist — weniger als Dialektdichter denn seiner Schatzkästlein-Prosa wegen — in der Landsleule Bibliothek eingerückt. — Das „Sautersbuch" hat in seinem Revier mindestens Zuneigung erworben. Glücklich das Land, das Aufsätze einer solchen grundwüchsigen Kraft aufweist, die Pfropfreisern eigenen Geschmack und Trieb zu geben vermag. Bei solchen Ansätzen erst ist ein Volk berechtigt, das Erbe selbstthätiger Nationen sich zuzuschlagen.

Kein Denkmal aus Erz oder Stein dem Meisterlein der Flehinger Schule! Seine Sprachlehre besagt:

Was heißt danken?

„Danken kommt von denken her,
Eine Wohlthat oft vermessen,
Sie zu keiner Zeit vergessen,
Das heißt danken, sonst nichts mehr,
Bloser Wörterdank ist leer."

Der beste Dank in jeder Hinsicht dürfte ein Nachdruck sein.

Die moderne Festung.

Eine Zurechtstellung von Major z. D. Scheibert.*)

Frobenius macht mir die Freude, meine Ansichten über die moderne Festung einer Kritik zu unterziehen. Er wendet sich besonders gegen mein Drängen, Festungsimprovisationen zu kultiviren, indem er meint, daß sie nicht fertig würden. Er geht nur leicht darüber hin, daß die Namen: Düppel, Charlestown, Spotsylvania C.-H., Richmond-Petersburg, Plewna, Shipka (1864—1878) uns darauf hinweisen, daß die Neuzeit mit solchen Improvisationen nicht nur rechnete, sondern um sie ernste und blutige Kämpfe geführt hat.

Schon häufig habe ich die Gegner dringend ersucht, in „strategischer" Darlegung die, nicht allein von mir, aufgestellte Wahrheit zu widerlegen, daß uns die neuere Kriegführung immer mehr von den im Frieden gebauten (permanenten) Lagerfestungen abdrängt, uns zwingt, statt dessen Festungen im Laufe des Krieges herzustellen (provisorische). Wenn alle jene Herren die Kriegswissenschaft mehr studiren wollten, so würden sie finden, daß die neuere Strategie sich immer mehr von solchen verschanzten Lagern abwendet. Neuer Beweis dafür ist wieder der soeben erschienene zweite Theil des neuesten Werkes des Generals v. Schlichting, der nach einer geistvollen Darlegung der heutigen strategischen Erfordernisse zu folgendem Endresultat gelangt (Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart, Theil II, S. 78):

„Darum erscheint es für unsre Kriegsverhältnisse nothwendig, den Begriff des verschanzten Lagers zu streichen." Das ist deutlich!

Noch übler aber ist es, wenn die Herren auch die Kriegsgeschichte nicht lesen. Was soll man zu folgendem Satze des Aufsatzes sagen, wenn es im Hindlick auf den Sezessionskrieg in Amerika heißt: „Es ist gar keine Frage, daß es für die Konföderirten von großem Vortheil gewesen wäre, wenn sie z. B. Vicksburg (das als „improvisirter" Platz eine große Rolle im Sezessionskriege spielte! D. Red.) und Port Hudson bereits vor Ausbruch des Krieges zu Festungen gestaltet hätten. Dann hätten sie nicht ihre Armeen mit der Arbeit und mit deren Vertheidigung zu belasten brauchen" u. s. w. Es ist wahrlich schwer, bei der Widerlegung dieser Sätze ernst zu bleiben.

Sollte Verfasser in der That nicht wissen, daß es vor dem plötzlich ausbrechenden Bürgerkrieg noch gar keine Konföderirten gab, sondern nur eine Zentralregierung, die Union? Sollte er nicht wissen, daß die improvisirten Befestigungen von Vicksburg und Port Hudson sich aus den strategischen Nothwendigkeiten des Bürgerkrieges naturgemäß entwickelten, um den unteren Mississippi zu schützen, nachdem der obere Mississippi, der Ohio und der Tennessee verloren gegangen waren? Sollte vor dem Kriege etwa die Union hier mitten im Lande eine Festung bauen, damit — wenn möglicherweise ein Bürgerkrieg entstünde — hier sich die abfallenden Staaten noch nachhaltiger und noch bequemer gegen die Unionsregierung wehren konnten, als sie es schon thaten?

*) Wir geben dieser Kritik einiger, in dem gleichbetitelten Artikel in Nr. 33 d. J. unsrer Beilage vorgetragenen Anschauungen über die „moderne Festung" gerne Raum, haben aber auch dem Verfasser jenes Artikels die Gelegenheit geboten, sofort zu repliziren, um hiedurch diese Erörterung in unserm Blatte vorläufig abzuschließen.
D. Red. der Beilage.

Digitized by Google

Warum gibt Verfasser nicht lieber den Rath, daß die beiden Parteien sich vor dem Kriege eine Armee hätten bilden sollen, die sie nachher mit so viel Mühe sich herstellen mußten?

Wir dächten, dieser Ausspruch müßte genügen, um zu zeigen, wohin die Herren kommen, wenn sie statt nach der Wirklichkeit der Kriegsgeschichte zu fragen, nur ihren schematischen Theorien nachgehen.

Hätte Frodenius, was man fast annehmen sollte, da er mich namentlich angreift, sich die Mühe genommen, meine Schriften überhaupt zu lesen, so würde er sich im weiteren auch seine Beweisversuche erspart haben, daß ebenso wie die permanenten Festungen Magdeburg, Metz u. s. w., auch die improvisirten Stellungen sich zu „Mausefallen" gestalten können; nämlich, wenn sie unrichtig vertheidigt werden; und gerade bei Vicksburg und Plewna habe ich des Weiten auseinandergesetzt, daß diese Stellungen verlassen werden mußten, wie General Johnston dieses dem Kommandanten der Armee in Vicksburg dringend anrieth, ehe die Angreifer das Netz ganz zuzogen; wie dagegen Lee und Beauregard bei Petersburg, Sawannah und Charleston die Räumung der Stellungen in korrekter Weise, nämlich zur rechten Zeit, ausführten und dadurch die „Mausefalle" vermieden!

Was endlich die Aufforderung des Obersten Frodenius an mich anbetrifft, technische Vorschriften für den Bau von improvisirten Befestigungen zu geben, so zeugt auch dieses wieder von einem gänzlichen Mißverstehen der Ziele, nach denen nicht nur die Oberleitung der Armee, sondern gottlob auch die vier letzten Chefs des Ingenieurkorps hinzielten, diese Waffe dem Schematismus endlich zu entreißen und deren Offiziere zu selbstdenkenden und selbstthätigen Leitern der technischen Ausführungen im Felde zu erziehen!

Nun gibt es überdies im Ernstfalle improvisirte Befestigungen ungezählter Art: hier soll eine kleine Truppe eine Etappe monatelang halten, dort eine große Armeeabtheilung einen Landstrich nur so lange vertheidigen, bis die Reserven herankommen. Hier soll ein Paß für bestimmte Absichten schnell aber stark vertheidigungsfähig gemacht, dort eine Stromlinie als ein Uebergang auf längere Dauer befestigt werden. Bald befinden sich die Arbeiten in der Nähe einer großen Industriestadt, bald sollen abseits der eisernen Bahnlinien schnell schützende Anlagen ausgeführt werden, oder endlich gibt man gar dem Ingenieur monatelang Zeit, eine feste Barriere für etwaige Unfälle zu bauen. Jede dieser Anlagen erfordert andere Maßnahmen, jedes Gelände andere Grundrisse. Natürlich ist jedes Hülfsmittel, das man beschaffen kann, willkommen. Wenn sich die Konföderirten in den Wäldern an umgestürzten Baumstämmen und an mit Bratpfannen aufgeworfenen Erdwehren genügen lassen mußten, so hatten sie in Vicksburg schon bombensichere Räume geschaffen, und die Türken in Plewna tüchtige Bauten ausgeführt; haben ja auch die Küstriner Uebungen 1889 gezeigt, wieviel Widerstandsfähiges in kürzester Zeit zu leisten ist.

Es ist doch unmöglich, für alle diese Fälle Vorschriften zu machen! Wagner hat dieses in meisterhafter Weise für einen einzigen Fall gethan, der aber wohl so selten vorkommt, daß man ihn fast streichen kann, nämlich für den, daß man gehörig viele Zeit hat, um eine solche Festung zu bauen, die selbst einer Belagerung Widerstand leistet.

Vorschriften, wie sie Meyer und Wagner gegeben haben, sind ja schöne und treffliche Bausteine, Beiträge zur Kriegsbaukunst; aber Vorschriften zum Bau solcher Herstellungen sind sie nicht. Vorschriften können höchstens für Kriegsschulen und Bauanwärter als Vorlagen dienen; traurig aber wäre es, wenn man unsre Offiziere in einen hoffentlich gänzlich überwundenen Schematismus wieder zurückführen wollte. Wenn unsre älteren Ingenieuroffiziere — denn nur solchen würde man solche Bauten übertragen — erst eine Fibel brauchten, statt aus der Fülle ihrer Erfahrungen, ihres militärischen Wissens und der Kenntnisse auch der neueren technischen Hülfsmittel, je nach Art der Lage, des Auftrages, der gegebenen Zeit und Mittel, solche Anlagen zu entwerfen, dann wäre es sehr bedauerlich! Wir glauben aber versichern zu dürfen, daß unsre Ingenieure auch ohne solche Brücken ihre Arbeiten vollständig zu bewältigen vermögen!

Zu dieser Zuschrift des Hrn. Major z. D. Scheibert bemerkt der Verfasser der Artikel über die moderne Festung, Hr. Oberstlieutenant a. D. Frodenius, folgendes:

Major Scheibert hat geglaubt, auf meinen Aufsatz in Nr. 33, welcher zum Zweck der Orientirung über die Gestaltung und Aufgabe der improvisirten Befestigung natürlich auch ihn und seine Vorschläge besprach, erwidern zu müssen. Auf die Kernfrage, die Unterscheidung zwischen Positionsbefestigungen der Armee und Festungsimprovisationen, geht er hiebei nicht ein. Man könnte daraus schließen, daß er meinen Ausführungen zustimmt; doch verbietet mir die Bescheidenheit, dieses anzunehmen. Er führt in erster Linie gegen permanente Festungen einen Ausspruch des Generals v. Schlichting ins Feld, ohne zu berücksichtigen, daß dieser unter „verschanztem Lager" an der citirten Stelle etwas ganz anderes versteht. Während nämlich Major Scheibert in seiner „Unrechtstellung" dies Wort für gleichbedeutend mit permanenten Lagerfestungen anwendet, meint General v. Schlichting die Kriegsbauten, welche Scheibert empfiehlt, und stellt sie den Festungen direkt gegenüber. Seite 77 sagt er: „Plewna war in der That ein verschanztes Lager". Diesen Begriff will er Seite 78 streichen, während er Seite 272 die Nothwendigkeit der Festungen zum Küstenschutz, zur Befestigung wichtiger Eisenbahnknoten und als Brückenköpfe auf Stromdarrieren anerkennt. Das Citat spricht also gegen Scheibert.

In zweiter Stelle sucht er meine Bemerkung über die Befestigungen von Vicksburg und Port Hudson so zu deuten, als wenn sie mit den geschichtlichen Vorgängen in Widerspruch stände. Daß wir über letztere wohl unterrichtet sind, verdanken wir hauptsächlich der gewandten und jene Kämpfe eingehend behandelnden Feder des Major Scheibert. Daß die Armee der Konföderirten in einer viel günstigeren Lage gewesen wäre, wenn in Vicksburg und Port Hudson bereits Festungen bestanden hätten, räumt er — wie es scheint — ein. Hierauf allein kommt es an. Ob die Festungen an diesen nicht nur für die Konföderirten, sondern auch für die Landesvertheidigung der Vereinigten Staaten strategisch wichtigen Punkten von der Zentralregierung oder vom Staat Mississipi zu irgend einer Zeit vor dem Ausbruch des Bürgerkriegs gebaut worden wären, ist hiefür ganz gleichgültig. Jedenfalls hätten die Südstaaten sie ausnützen können. Ich gebe zu, daß ich anstatt der Worte „gestaltet hätten", besser gesagt hätte „hätten gestalten können", um der geschichtlichen Situation voll Rechnung zu tragen. Ich kann aber unmöglich annehmen, daß nicht meine Meinung auch aus dem vorliegenden Wortlaut klar zu erkennen war.

Daß ich bei meinem Hinweis auf die den Positionen ebenso wie den Festungen anhängende Gefahr, bei unrichtiger Benutzung der Armee zur „Mausefalle" zu werden, nicht Scheibert als Gewährsmann anführte, hat seinen Grund darin, daß ich nicht die Absicht hatte, seine Schriften zu besprechen, sondern nur seine Stellung zur Entwicklung der provisorischen Befestigung. Es ist aber dankbar anzuerkennen, daß er seine Zustimmung unumwunden ausspricht.

Ueber die Nothwendigkeit, Ideen über die Anwendung der Befestigungskunst, sei es mit Mitteln der permanenten, provisorischen oder Felddefestigung, nicht nur in allgemeinen Erörterungen zu behandeln, sondern auf ihre Ausführbarkeit zu untersuchen und zu diesem Zwecke bestimmt formulirte Vorschläge zu machen, gehen allerdings unsre Meinungen auseinander. Wenn Major Scheibert — wie es scheint — jene, mir einmal in der „Kreuz-Ztg." entgegengestellte Meinung sich aneignet, daß der Ingenieuroffizier einer Schulung und eines geregelten Lehrgangs gar nicht bedürfe, daß er lediglich aus seinem eigenen schöpferischen Geiste heraus im Bedarfsfalle die schwierigsten

Aufgaben müsse lösen können, wenn er glaubt, es bedürfe keiner gründlichen Vorbereitung für den Ernstfall deßhalb, weil dieser ja vielgestaltig sein könne, daß man doch nicht auf alle Möglichkeiten sich vorbereiten könne, so widerspricht das durchaus der Tendenz der Friedensausbildung moderner Heere, da man unausgesetzt bestrebt ist, alle Organe ja zu entwickeln, daß auch der mittelmäßig Beanlagte seiner Aufgabe gewachsen ist. Das hat mit Schematismus nichts zu thun. Es handelt sich nur darum, Klarheit zu schaffen über die Kräfte und Mittel, welche zweckdienlich sind, sie auf ihre Leistungsfähigkeit gründlich zu prüfen und ihre Friedensvorbereitung anzubahnen. Das war Wagners Absicht. Bestimmt formulirte und bindende Vorschriften sind so wenig von Major Scheibert verlangt worden, als sie Oberstlieutenant Wagner aufgestellt hat. Er sollte nur die Lebensfähigkeit und Ausführbarkeit seiner Ideen in der Art, wie Wagner es that, beweisen. Hiezu hat er sich niemals veranlaßt gesehen.

Kann ich mithin eine „Zurechtstellung" in des Majors Scheibert Entgegnung nicht anerkennen, so erscheint diese mir doch dankenswerth, da sie zur Klärung der Ansichten beitragen wird, worauf allein es mir bei meinem Aufsatz ankam.

Mittheilungen und Nachrichten.

Aufsätze und Reden zur Kultur- und Zeitgeschichte von Friedrich Zarncke. Leipzig 1898. — Prof. Eduard Zarncke hat der werthvollen Veröffentlichung der Goethe-Schriften seines Vaters Friedrich Zarncke, des hochverdienten Herausgebers des „Centralblattes", als zweiten Band der kleinen Schriften die Aufsätze und Reden Friedrich Zarncke's folgen lassen. Diese Sammlung liefert äußerst wichtige Beiträge zur Universitäts- und Gelehrtengeschichte des 19. Jahrhunderts, so daß dieses Buch für Jeden, der sich für Kulturgeschichte interessirt, eine sehr dankenswerthe Gabe ist. Es wäre in der That bedauerlich gewesen, wenn diese Kundgebungen eines scharfsinnigen und trefflichen Gelehrten nicht allgemein zugänglich gemacht worden wären. Besondere Verdienste hat sich Friedrich Zarncke um die Geschichte der Universität Leipzig erwarben, an der er lange Jahre hindurch als Lehrer eine so segensreiche Thätigkeit entwickelt hat. Die Anzeigen, aus dem „Literarischen Centralblatt" entnommen, welche sich auf die sächsische Hochschule beziehen, füllen über 115 Seiten, die Mittheilungen über andere Universitäten: Göttingen, Rostock, Köln, Freiburg, Berlin, Basel, Ingolstadt, Landshut, München u. a. reichen von Seite 154—176. Es folgt dann ein Abschnitt: Zur Gelehrtengeschichte des 19. Jahrhunderts. Sehr wichtig ist das, was über die eigenartige Bibliothek des Frhrn. v. Meusebach und seine Fischartstudien beigebracht wird, auch was über die Grimms in der Anzeige der Schriften van und über die Gebrüder Grimm und über sie wieder zum Abdruck gebracht ist, hat heute nach Bedeutung. Die Charakteristiken von Moriz Haupt, David Fr. Strauß, Karl Nipperdey, G. Freytag liest man immer gern wieder. Die Reden, die Fr. Zarncke zum Gedächtniß von Georg Curtius und Georg Voigt gehalten, geben ein entsprechendes Bild von der Bedeutung dieser vortrefflichen Gelehrten und ausgezeichneten Menschen. Es folgt sodann Kulturgeschichtliches aus Norddeutschland vor 100 Jahren, insbesondere werden mecklenburgische Dinge: Bützow und die Academia Fridericiana, aus Bützows Geschichte, die Geschichte des Domgymnasiums in Schwerin behandelt. Von der Universität Rostock und aus den Kriegsunruhen der Jahre 1812 und 1813 und über Göttingen, wo der Vater Zarncke's 1814 seine theologischen Studien machte, werden interessante Berichte geliefert. Auch die Ansprachen, welche am Sarge Zarncke's am 16. Oktober 1891 gehalten worden sind, haben für die Verehrer des trefflichen Gelehrten ein lebhaftes Interesse. Ganz besonders lehrreich ist das von dem Sohne Eduard Zarncke liebevoll entworfene Lebensbild des Vaters. Wir wünschen dem schönen Buche recht viele aufmerksame Leser, es bietet viele dankenswerthe Beiträge zur Literatur und Kulturgeschichte und zeigt, welche umfassende kritische Thätigkeit Friedrich Zarncke in seinem von ihm gegründeten „Centralblatt", für das er die ausgezeichnetsten Männer der Wissenschaft als Mitarbeiter zu gewinnen wußte, ausgeübt hat. h.

γσ. **Berlin**, 8. März. Die gestrige Sitzung der „**Gesellschaft für Erdkunde**" ward durch den stellvertretenden Vorsitzenden, Prof. Hellmann, mit Gedächtnißworten an den dahingeschiedenen Genfer Geographen de Beaumont eröffnet, dessen Forschungen meist der physikalischen und mathematischen Geographie zugute gekommen sind. — Generalkonsul William Schoenlank hat der Gesellschaft ein Legat von 50,000 M. in seinem Testament zum Zweck einer William Schoenlank-Stiftung ausgesetzt. Die Zinsen dieses Kapitals sollen für die Zwecke der Gesellschaft Verwendung finden. — Dr. Sarre, der gegenwärtig Persien bereist, meldet von neuen Kanten, die von ihm dort zum erstenmal aufgenommen sind. — Als literarische Eingänge seien neben Heft 4 der „Münchener geographischen Studien" erwähnt die Publikationen der wissenschaftlichen Resultate von Dr. Stuhlmanns afrikanischen Expeditionen, die vom Reichsmarineamt publizirten astronomischen Ortsbestimmungen aus den deutschen Schutzgebieten in der Südsee, sowie einige neuere Karten. — Als erster Redner des Abends entwickelte Dr. Gerhard Schott als Referent des Reichsmarineamts von der „Deutschen Seewarte" in Hamburg das für die geplante deutsche Tiefsee-Expedition 1898/1899 aufgestellte wissenschaftliche Programm und suchte den voraussichtlichen Verlauf zu skizziren. Für die von August 1898 auf 9 bis 10 Monate berechnete deutsche Tiefsee-Expedition, die vom Reichsmarineamt wie vom Reichsamt des Innern gefördert wird, ist die nothwendige Summe von 300,000 M. durch die gesetzgebenden Körperschaften bisher noch nicht bewilligt, und das Programm hinsichtlich der wissenschaftlichen Aufgaben auch noch nicht endgültig bestimmt worden. Jedenfalls wird diese Expedition, die der Zoologe Prof. Chun-Breslau leiten wird, nicht rein zoologische Zwecke, sondern daneben auch Probleme der Ozeanographie zu lösen unternehmen müssen. Die physische Geographie des Weltmeers zu fördern, das wird eine der Hauptaufgaben sein, die diese neue Tiefsee-Expedition von ihren Vorgängerinnen charakteristisch wird unterscheiden müssen, die, wie S. M. Schiff „Gazelle" 1874—1876, der Dampfer „National" 1889 und die erste Plankton-Expedition ausschließlich der Erkundung zoologischer Aufgaben gewidmet waren. Es handelt sich, die für das thierische Leben die Voraussetzung bildende Morphologie des Meeresbodens mit neuen, schon erprobten Lothmaschinen zu erforschen; freilich dürfen hier trotz der Le Blanc'schen schon auf der österreichischen Pola-Expedition erprobten Lothmaschine, mit der die Einzellothungen doch noch sehr geraume Zeit in Anspruch nehmen, die Hoffnungen hinsichtlich der Menge der zu gewinnenden Tiefelothungen nicht allzu hoch gespannt werden. Die Gegenden sind ferner zu bevorzugen, deren unterseeisches Relief noch lückenhaft bekannt ist; so sind auf unseren Seekarten des atlantischen und des indischen Ozeans namentlich viele Stellen noch leer, die östliche Rinne des südatlantischen Ozeans ist fast unbekannt, auch zwischen dem Aequator und 40° Südbreite geben die Seekarten der britischen Admiralität kaum mehr als 20 Zahlen für das Relief des Weltmeeres an, und selbst die „Gazelle" konnte auf einer dem südamerikanischen Kontinent an Ausdehnung gleichen Meeresfläche zahlreichere Lothungen nicht ausführen. Die Fortsetzung dieser Lothungen ist wegen des viel bedeutungsvolleren Charakters solcher Zahlen für die Meerestiefe gegenüber Höhenzahlen auf der Erdoberfläche sehr wünschenswerth, zumal man in der Annahme der Gleichförmigkeit des Meeresbodens bisher vielleicht doch zu weit gegangen ist. Probleme wie die Struktur der Seychellen und Amiranten würden so bei genauerer Kenntniß des Ozeanreliefs zur Lösung kommen können; namentlich auch hinsichtlich des kalten antarktischen Bodenwassers und seiner Ausdehnung in bestimmter Temperatur werden die Lothungen schon Aufschluß geben. Das führt schon zur Untersuchung der Meerestemperaturen, die von ungemeiner Wichtigkeit ist. Auch die Untersuchungen über die Differenzirungen des Salzgehalts, die quantitative Bestimmung der im Meerwasser frei und gebunden enthaltenen Gasarten, deren chemische Analyse an Bord selbst nicht exakt genug ausgeführt werden kann, die Feststellung, ob und inwieweit

Kohlensäure und Sauerstoff vorhanden und wirksam sind mit dem Rückschlusse auf das organische Leben bis herab zum Plankton — alle diese und analoge Forschungen, die in der heißen Zone an Bord keineswegs leicht zu führen sind, müssen demnach unumgänglich ausgeführt werden; freilich wird man auch trotz der alkalischen Reaktion der Glasgefäße auf das in ihnen aufbewahrte Seewasser solche Proben mit nach Hause bringen müssen. Die wichtigste Erkenntnißquelle bietet uns indessen eine genaue, an möglichst vielen Stellen vorgenommene Untersuchung der tieferen Schichten des Meeres auf ihre Temperatur. Es ergeben sich da schon in 400 m Tiefe für das Meerwasser der Tropen die merkwürdigsten Verhältnisse; denn dieses ist in solcher Tiefe kaum wärmer als an den Polen. Was ist der Grund für solche Erscheinung? Möglichst viele vertikale Schichtungen aber „thermische Profile", die bis auf die Temperatur des Meeresbodens hinab festgestellt werden müssen, werden uns genauere Aufschlüsse über den Gang des kalten, vom antarktischen Meeresplateau nordwärts strömenden Wassers bieten und über die Hindernisse, denen es in seinem Laufe begegnet. Für diese Untersuchungen wird das sogenannte „Umkehrthermometer" von Werth sein, oder man kann für Fernbeobachtungen einen 0.03 mm starken, durch das Quecksilber eines Thermometers laufenden Platindrahl benutzen, der tief ins Meer gesenkt wird. Ein Galvanometer an Bord könnte dann die proportional dem Verhalten des Quecksilders sich darstellenden Widerstände bestimmen, die der durch den Drahl gehende elektrische Strom erleidet. Auf See ist diese Art der Temperaturmessung bisher noch nicht zur Anwendung gekommen. Für die methodische Untersuchung der Meeresströmungen wäre es am besten, falls man, wie der amerikanische Seeoffizier Pillsbury es mit seinem allerdings nur 218 Registertons haltenden Schiffe that, überall auf hoher See ankern könnte. Es gelang ihm so, bis 4000 m Tiefe zu messen mittelst eines 5 Zentner wiegenden, an 10 mm starkem Richtkabel hinabgelassenen Ankers. Dies wird bei einem 2000 Registertons fassenden Dampfer, wie er für die Expedition in Aussicht genommen ist, nicht möglich sein. Deshalb wird ein eigener Navigateur die astronomisch bestimmten Schiffsorte mit den gelogten in Uebereinstimmung zu bringen haben. Namentlich in hohen südlichen Breiten des südatlantischen und zentralen Indischen Ozeans wird die Untersuchung der Meeresströmungen von besonderer Bedeutung sein, die nach Richtung durch Flaschenposten am besten bestimmt werden; auch die nach Temperatur, Salzgehalt und Strömung wie nach Jahreszeiten wechselnde Farbe des Meeres in hohen südlichen Breiten, die von uns nach den sie bewirkenden Einzelfaktoren noch nicht genau bestimmt worden ist, sowie die Durchsichtigkeit des Meeres werden mittelst elektrischer Lampen und photographischer Platten, die hinabgelassen werden, näher zu prüfen sein. Die Hauptsumme aller Arbeit wird, neben der meteorologischen, doch der zoologischen Forschung in der Tiefsee zugute kommen müssen, die in größerem organischen Zusammenhang mit der Ozeanographie betrachtet werden soll. Der Grund des Ozeans ist die Grabstätte ungezählter Organismen, aber zugleich als die Geburtsstätte des künftigen Lebens muß er betrachtet werden. Auch begrenzte zoologische Probleme kann die Tiefseeforschung zur Lösung bringen, wie die Uebereinstimmung der Organismen in der arktischen und der antarktischen Zone, zu deren Erklärung man nicht mit Murray die Tertiärzeit und die Abkühlung des Erdplaneten an den Polen zu Hülfe zu nehmen braucht, sondern die sich eher mit Chun aus dem Austausch des Meerwassers von Süddreite gegen Norddreite erklärt, so daß die arktischen Organismen vielmehr als die Ausgangspunkte des organischen Lebens anzusehen sind. Die Fahrt wird auf einem großen Handelsdampfer ausgeführt werden, der selbst bei ungünstigem Wetter in den höheren südlichen Breiten stets die hohe See zu halten imstande sein wird und 10,000 Liter Alkohol und 50,000 Ztr. Kohlen fassen kann. Neben voller Schiffsbemannung werden 5 bis 6 Zoologen, 1 Botaniker, 1 Chemiker, 1 Ozeanograph, 1 Arzt, 1 Navigateur und 1 Photograph die Reise mitmachen. Die Reise geht zunächst von Hamburg durch die Nordsee zwischen Faroer- und Shettlands-Inseln, wo die Schwelle im Atlantischen Ozean liegt, über die das kalte Polarwasser, das nicht in die Tiefe des Ozeans dringen kann, hinweg muß, dann geht es südwärts, längst der Küste Europa's und Afrika's hinunter, in die Aequatorialströmungen mit Abbiegung zur Kongomündung und Kamerunküste nach Kapstadt, im ganzen 10,000 Seemeilen in etwa 100 Tagen. Etwa Mitte November beginnt der zweite Abschnitt der Reise, der um das Kap nach Sansibar durch die Agulhasströmung geht; hiebei soll südlich bis zur Eisgrenze ein Vorstoß erfolgen. Es wird ferner Madagascar im Norden umfahren, und durch den Südäquatorialstrom werden dann 6700 Seemeilen in etwa 75 Tagen durchmessen. Das dritte Stück der Reise von Sansibar bis Colombo, etwa von Ende Februar 1899 bis Ende April dauernd, gibt Gelegenheit, den zentralen Theil des Indischen Ozeans auf der Grenze zwischen den Nordostmonsunen und Südostpassaten zu durchfahren; hier sind die wichtigsten Anschlüsse zu erhaffen. Es erfolgt alsdann eine schnelle Rückkehr durch den Suezkanal und das Mittelmeer nach Hamburg, das Ende Mai 1899 erreicht werden soll. Die Entfernungen sind mit Rücksicht auf nothwendig werdende Routenänderungen sehr reichlich bemessen. Der Vortragende, der die Tiefsee-Expedition als Ozeanograph begleiten wird, betonte, daß man die Routen des „Challenger", der „Gazelle" und des „National" möglichst rechtwinklig zu schneiden bemüht sein wird, und erhafft von dem Unternehmen reichen Gewinn für die geographische Wissenschaft. — Darauf sprach Dr. Krelschmer über Nordenskiölds neueste Forschungen zur Geschichte der Landkarten. Der Vortragende gab eine eingehende kritische Würdigung des jüngst erschienenen Atlas, den der große Forscher unter dem Titel „Periplus" publizirt hat, und der handscheistliche, seltene Karten seit den Anfängen der Kartographie zum erstenmale vielfach einem größeren Kreise von Forschern zugänglich macht. Die italienischen Seekarten des 13. bis 14. Jahrhunderts, die die Aufzeichnung der Mittelmeerküsten nach Erfahrungen von Seeleuten darstellen, ohne die mathematische Unterlage eines Gradnetzes, doch in der Form den älteren Karten weit überlegen, werden, entgegen der herrschenden Ansicht, die ihre Entstehung mit den Anfängen des Gebrauchs des Kompasses in Europa zusammenstellt, von Nordenskiöld auf ihre Vorgänger zurückgeführt, nämlich auf die Karten, die im Texte der dem 14. aber dem Anfang des 15. Jahrhunderts entstammenden Kosmographie des Leonardo Dati, La sphera, vorhanden sind, einer damals vielbenutzten Schrift. Auch für diese Kartenskizzen weist Nordenskiöld auf Vorläufer hin, die bis ins 6. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung hinaufgehen, doch wohl in keinem Exemplar mehr vorhanden sein dürften; auch diese sind, ebenso wie die italienischen Karten, nach seiner Ansicht ohne Kompaß hergestellt worden.

* Ueber die Eisenbahn von Tientsin nach Peking berichtet der „Globus" in seiner letzten Nummer. Seit die erste chinesische Eisenbahn, die vor etwa 25 Jahren zwischen Shanghai und Wusung durch eine englische Gesellschaft gebaut und später in Regierungsbesitz übergegangen war, wieder zerstört wurde, ist erst im Jahre 1890 eine längere Strecke von Tientsin nach Chan-Hai-Kuan, dem Ort, wo die große Mauer das Meer erreicht, gebaut worden. Sie ist 276 km lang und wird von gewöhnlichen Zügen in 8 Stunden durchfahren. Auf Betreiben Li-Hung-Tschangs scheint die chinesische Regierung nun energischer mit dem Bauen der Bahnen vorgehen zu wollen. So wurde bald nach Beendigung des Krieges mit Japan der Bau einer Bahn von Tientsin nach Peking beschlossen. Diese nur 127 km lange Strecke war wegen der periodischen Ueberschwemmungen, denen die Ebene zwischen Tientsin und Peking ausgesetzt ist, schwer herzustellen. Dazu kamen noch Schwierigkeiten anderer Art, welche die Arbeiten verzögerten. Es lagen nämlich mehrere chinesische Begräbnißplätze auf dem Wege. Nun ist es bekannt, welche Verehrung die Chinesen diesen Plätzen entgegenbringen, und während mit einigen Familien Vereinbarungen getroffen werden konnten, mußten andere Begräbnißplätze im Bogen umgangen werden. Auch mit der Schifferbevölkerung an den Ufern des Pei-Ho, die in der Bahn mit Recht einen gefährlichen Wettbewerb erblickte, gab es Schwierigkeiten, die jedoch durch einige Soldaten, einige Enthauptungen und eine starke Vertheilung von Bambusthieben schneller be-

fertigt werden konnten. Am 10. Mai 1897 erschien die erste Lokomotive in Ma-Chia-Pu, unweit den Mauern von Peking.

Der Bahnhof von Tientsin, ein kleiner, einstöckiger Ziegelbau, liegt am linken Ufer des Pei-Ho; auch das Betriebsmaterial ist sehr einfach, jedoch für die kurze Reise ausreichend. Dörfer finden sich nicht am Wege; man hat in bestimmten Entfernungen kleine Bahnhöfe errichtet, denen man die Namen der nächstgelegenen Orte gab. Zwischen den Stationen Yang-Tsun und La-Fati, die auf Tientsin folgen, steht das ganze Land unter Wasser, und zahlreiche mehr oder weniger lange Brücken mußten gebaut werden, von denen die über den Pei-Ho 190 m lang ist. Während man für die Reise nach Peking früher 7 bis 10 Tage brauchte, kann man jetzt in einem Tage von Tientsin hin- und zurückgelangen. Das Fahrgeld ist sehr mäßig, ebenso der Tarif für die Waaren; dennoch werden dieselben nach zumeist auf dem Wasserwege nach Peking befördert.

B. W. C. Die Verwendung des Aluminiums in den Gewerben hat in den letzten Jahren, seitdem es gelungen ist, die Darstellung des Aluminiums auf elektrischem Wege im großen zu betreiben, ungeheuer zugenommen. Während der Preis des Aluminiums 1864 noch 3000 Fr. à Kilogramm betrug, sank er innerhalb 12 Jahren bis auf 300 Fr.; heute kostet das Aluminium nur mehr 3 M. per Kilogramm, so daß es in Anbetracht seines niedrigen spezifischen Gewichts zu den billigsten Metallen gehört. Hat es aber den Forschern ungeheure Mühe gemacht, billige Herstellungsarten dieses wegen seiner werthvollen Eigenschaften wichtigen Metalls zu finden, so sollte es fast noch schwieriger werden, demselben neue Absatzgebiete zu eröffnen. Dennoch hat die Fabrikation bedeutend zugenommen. Das meiste Aluminium liefern die Fabrik zu Neuhausen am Rhein und Ameeika. Der Verbrauch ist in den Vereinigten Staaten z. B., wo das Aluminium seiner großen Wärmeleitfähigkeit und Leichtigkeit wegen schon allgemein zu Küchengeräthen verarbeitet wird, von etwa 50 kg im Jahre 1889 bis auf 600,000 kg im Jahre 1896 gestiegen. Die größte Bedeutung hat das Aluminium für die Stahlgießerei und namentlich für die Messinggießerei erlangt, wie überhaupt mehr und mehr in der Industrie das Messing durch das Aluminium verdrängt wird. Zweifellos wird das Aluminium noch zur Ausrüstung der Armee ausgedehnte Verwendung finden.

* **Berlin.** Der „Reichs-Anzeiger" schreibt: „In verschiedenen Blättern sind in letzter Zeit Angriffe auf die Direktion des Meteorologischen Instituts erhoben worden wegen des gegen die Anlage elektrischer Bahnen in der Umgebung des magnetischen Observatoriums erhobenen Einspruchs. Da die betreffenden Artikel vielfach Unrichtigkeiten enthalten, so scheint es wichtig, hierüber authentische Aufklärung zu bieten. Zunächst wenden sich die Angriffe gegen die Forderung eines Schutzkreises von 15 km, dabei wird aber verschwiegen oder übersehen, daß sich diese Forderung nur auf solche Bahnen bezieht, bei denen die Schienen, bezw. die Erde als Rückleitung benutzt werden. Wird Accumulatorenbetrieb gewählt, so kann eine sehr weitgehende Annäherung gestattet werden. Das Observatorium ist zur Zeit vollkommen störungsfrei. Die Eisenbahnzüge aber auch die kurze elektrisch betriebene Bahn im Bahnhof Potsdam üben keinerlei merkbare Wirkung aus. Eine Beseitigung der störenden Wirkungen durch besondere instrumentelle Vorkehrungen, wie sie bei vielen physikalischen Arbeiten möglich ist, aber hier durch Rechnung, ist bei einem magnetischen Observatorium vollständig ausgeschlossen. Endlich kommen bei dieser Frage keineswegs nur rein wissenschaftliche Interessen ins Spiel. Die Evidenthaltung der magnetischen Karten, die für den Seemann unentbehrlich sind, stützt sich in erster Linie auf die Beobachtungen der Observatorien auf dem Festland. Mehrere dieser an sich nur wenig zahlreichen Observatorien sind bereits durch die elektrischen Bahnen gänzlich unbrauchbar geworden, andere gefährdet. Verlegung der Observatorien in eine zum Verkehr abliegende Gegend würde nicht nur wegen dieses Umstandes vielleicht den zehnfachen Aufwand erfordern wie bisher, sondern auch die bisher angestellten Beobachtungen empfindlich entwerthen, auch würde durch solche Verlegungen die Evidenthaltung der Seekarten außerordentlich erschwert. Bei dem Potsdamer Observatorium kommt noch der Umstand in Betracht, daß es den Stützpunkt für die soeben in Angriff genommene magnetische Landesvermessung bildet, für deren Durchführung nicht nur aus rein wissenschaftlichen Rücksichten, sondern vor allem auch im Hinblick auf Seeschiffahrt und Bergbau im verflossenen Jahr von Staats wegen erhebliche Mittel genehmigt wurden."

* **Cambridge.** Im nächsten Sommer werden zwei große Gelehrtenversammlungen in unsern Mauern tagen, der internationale Zoologenkongreß, zu dessen Vorsitzenden soeben der bekannte Biologe Sir John Lubbock gewählt wurde, und der internationale Physiologenkongreß. Verschiedene Colleges der Stadt haben ihre Gebäude den Komitees für diese Versammlungen zur Verfügung gestellt.

* **Kopenhagen.** Der dänische Premierlieutenant Olufsen wird Mitte dieses Monats mit dem Botaniker Dr. O. Paulsen und dem Physiker Dr. A. Hintze von hier aus wieder eine Expedition nach Zentralasien antreten. Zunächst soll über Kaschgar und Jarkand der Jaschikul-See in Alitschur-Pamir aufgesucht werden, der 12,090 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Von dort geht die Reise über die schwierig zugängigen Pässe nach der Provinz Vakhan in Süd-Pamir, wo Pläne der Ruinen aus der Zeit der „Siaposcher" aufgenommen werden. Den Winter 1898/99 beabsichtigt man in der Provinz Ischtaschin auf dokhaeischem Territorium zuzubringen, wo eine meteorologische Station errichtet und botanische, zoologische, ethnographische und ontheapalogische Untersuchungen angestellt werden. Im Sommer 1899 geht die Expedition längs des Amu-Darja nach Khiva am Aralsee, um die Ruinen aus der Blüthezeit Khiva's zu photographiren. Die Reisekosten werden vom Staat, dem Carlsbergfonds und dem dänischen Konsul in Kaschgar, A. Nielsen, bestritten.

* **Rom.** Die hiesigen Zeitungen bringen die Nachricht von einem interessanten archäologischen Fund, der in der Nähe von Adria (in der Provinz Rovigo) gemacht worden ist. Man stieß nämlich beim Ausheben eines Bewässerungskanals auf zwei große Schiffe, deren ganze Bauart darauf schließen läßt, daß es antike Kriegsschiffe sind. Adria, das jetzt über 30 km von der Küste entfernt liegt, war in römischen Zeiten Kriegshafen. Eines der Schiffe, welches bereits ganz bloßgelegt ist, mißt 19 m in der Länge und 4½ m in der Breite. Die gebrauchten Nägel sind ausnahmslos eiserne mit breiten Köpfen, wie überhaupt kein anderes Metall als Eisen vorgefunden wurde. Im Innern und in der Nähe der Schiffe sind irdene Vasen und Gefäße von verschiedensten Formen, sowie Knochen und andere Gegenstände gefunden worden. Das Ministerium hat die Funde, für deren Erhaltung überdies sich ein Konsortium gebildet hat, photographiren lassen.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien: (4483)

BAKCHYLIDES

von

U. v. Wilamowitz-Moellendorff.

8°. (34 S.) 80 Pf.

Tauchnitz Edition.

March 9, 1898.

A

Fair Deceiver.

By (4506)

George Paston,

Author of „A Study in Prejudices".

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 11. März. Nummer 57.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilagespedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Alfred de Vigny. Von Karl Daniel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Alfred de Vigny.

Alfred de Vigny wurde in demselben Jahr und Monat geboren wie Kaiser Wilhelm I. Er war nur 5 Tage jünger als dieser. Während der geräuschvollen Festlichkeiten der Centenarfeier ist in Deutschland wohl kaum des französischen Dichters und seines Jubiläums gedacht worden; ich wenigstens habe in keiner der deutschen Zeitungen und Zeitschriften, die man im Auslande zu lesen pflegt, seiner damals erwähnt gefunden. Es läßt sich dies vielleicht aus dem Umstande erklären, daß die Angaben über das Datum seiner Geburt nicht übereinstimmen; denn neben 1797 wird 1798 und auch 1799 als das Geburtsjahr des Grafen Vigny genannt. Die beiden letzteren Angaben sind unrichtig. Alfred de Vigny wurde geboren zu Loches, einem Städtchen in der Touraine, am 7. Germinal des Jahres V der Republik, also am 27. März 1797, und die hundertste Wiederkehr eben dieses Tages ist auch seinerzeit in Paris im engeren Kreise von Schriftstellern und Literaturfreunden festlich begangen worden. Melchior de Vogüé hatte die Anregung zur Feier gegeben, und die eindringlichen Worte, die bei dieser Gelegenheit der beredte Vicomte vernehmen ließ, bewirkten, daß von den Festtheilnehmern einstimmig beschlossen wurde, dem Dichter der „Destinées“ ein Denkmal zu errichten.

Wenn es wahr ist, daß die Initiative des Einzelnen aus einer allgemeineren Bewegung der Geister hervorgeht, so ist die jüngste literarische Bewegung in Frankreich dem Andenken Vigny's entschieden günstig, und in der That hat seit einigen Jahren dieser Dichter bedeutenden Einfluß auf die Schriftsteller der jüngeren Generation gewonnen und, allem Anschein nach, ist dieser Einfluß gegenwärtig noch im Zunehmen begriffen. Von den französischen Romantikern hat ein jeder seine Ruhmeszeit gehabt; jeder ist, um mit Alfred de Musset zu reden, einmal „ein Gott“ gewesen. Chateaubriand, Lamartine, Hugo, Musset selbst und die George Sand, sogar die Hyperromantiker Gautier und Baudelaire sind einmal vergöttert worden. Nur Alfred de Vigny hielt sich in seinem „Thurm von Elfenbein“ abseits von der Menge. Er, den Nisard den Dichter der vornehmen Geister nennt, war niemals populär. Nun aber der Zeitgeschmack sich dem Symbolischen und Mystischen wieder zugewendet hat, ist endlich auch die hohe, schweigsame Gestalt des Grafen Vigny in den Vordergrund getreten, und die heutigen jungen Romanciers, die auf den Trümmern des Naturalismus emporwuchsen, haben in ihm ihren Ahnherrn gefunden, denn er hat, wie kein Dichter vor und nach ihm in Frankreich, es verstanden, durch bewundernswerthe Allegorien und Symbole tiefsinnige Ideen zu veranschaulichen.

Der in letzter Zeit vielgenannte Abbé Charbonnel bezeichnet in seinem Buche von den Mystikern Charles Boudelaire als die trübe Quelle, woraus die heutigen französischen Schriftsteller getrunken, und es ist außer Zweifel, daß sie das Unnatürliche, Phantastische, das Cynische und Dämonische in einigen ihrer Schriften von dem Verfasser der „Fleurs du Mal“ haben. Was aber nicht von Baudelaire herrührt und was gerade diese modernen Autoren so vortheilhaft unterscheidet: ihre Vorliebe für den Mythus, die Sage, das Wunderbare und Geheimnißvolle, ihre Neigung zur philosophischen Betrachtungsweise der Dinge, der ihnen eigenthümliche Hang zur Schwermuth, ihre stolze, stoische Selbstverschlossenheit und dabei ihr Mitgefühl mit der leidenden Menschheit, das alles haben sie von Vigny, dem Verfasser der „Elon“, des „Moïse“, des „Stello“ und „Chatterton“. Anfangs freilich wollten sie selbst den Dichtergrafen gar nicht als ihren Meister anerkennen; nachdem aber neuerdings Anatole France, Paul Bourget, Henri de Régnier, Laurent Tailhade und Faguet auf den Grafen de Vigny als den großen Symboliker und Mystiker hingewiesen; nachdem Maurice Paléologue ihn zum Gegenstand eines vortrefflichen Werkes gemacht, auch Charles Moris ihn in seinem Buche „La Littérature de tout à l'heure“ als einen Dichter von Gottes Gnaden gepriesen, Dorison ihn als philosophischen Lyriker behandelt und selbst Ferdinand Brunetière in seiner „Evolution de la Poésie lyrique au XIX. s.“ mit höchstem Lob von ihm gesprochen und gezeigt hat, daß die symbolische Dichtung unsrer Zeit ein Kind Vigny's sei, da zögerten auch die jungen Vertreter der Decadence nicht länger mit dem Bekenntniß, daß der so Gefeierte einer der Ihrigen und sie selbst seine Schüler seien. Und so gewinnt auch für uns die Anregung zu einem Vigny-Denkmal Sinn und Bedeutung, und es wird gerechtfertigt erscheinen, daß noch vor Ablauf des Gedächtnißjahres auch in den Blättern dieser Zeitung ein Bild seines Lebens und Wirkens entworfen werde.

Seine erste Jugendzeit verlebte Alfred de Vigny in Paris als interner Zögling eines engen, düsteren Lyceums. Von der Selbstsucht und Schadenfreude seiner Kameraden, von der Gleichgültigkeit und Strenge seiner Lehrer hatte der junge, zartfühlende Adelige viel zu leiden. Zeitlebens vermochte er die peinlichen Eindrücke aus dieser Zeit nicht zu überwinden. Die einzigen Lichtstrahlen, die während der Schulzeit in das traurige Gemüth des Knaben fielen, waren die Nachrichten von den Siegen Napoleons und der großen Armee. Der Dichter selbst erzählt in „Servitude et Grandeur militaires“, wie die Lehrer während der Unterrichtsstunden, in denen Tacitus und Plato erklärt wurden, ihren Schülern die Bulletins vom Kriegsschauplatze vorlasen und die jugendlichen Zuhörer „Vive l'Empereur!“ riefen. Die Liebe zum Ruhm der Waffen war ihm schon als Kind von seinem Vater Léon Pierre de Vigny, der als Offizier im 7jährigen Kriege mitgefochten hatte und ein begeisterter Bewunderer Friedrichs des Großen war, eingeflößt worden. Auf der Schule nun wurde diese Liebe zu einer wahren Leidenschaft, und kaum 17 Jahre

alt, verließ Alfred das Lyceum und trat in die Armee. Dies geschah in den verhängnißvollen Tagen von 1814. So viele Jahre hindurch war es Krieg gewesen, und das Kaiserreich schien alle reiferen Männer Frankreichs aufgebraucht und getödtet zu haben. Da fanden die Jüngeren rasches Avancement, und der junge Royalist wurde gleich bei seinem Eintritt in den Dienst zum Unterlieutenant in der adeligen Schwadron der rothen Gendarmen, der Garde des Königs, ernannt. „Nous avons élevé cet enfant pour le Roy", hatte Madame de Vigny zum Kriegsminister gesagt. Doch den ersehnten Kriegsruhm fand er im Dienste des Königs nicht. Acht Monate später, im März 1815, sehen wir den jungen Offizier, stattlich ausgerüstet mit weißem Mantel und rothem Rock, mit schwarzem Helm und goldenen Epauletten, mit Pistolen und langem Säbel, aber verwundet und leidend, in Flandern auf der Straße nach Gent, hinter dem Wagen des flüchtigen Ludwig XVIII. herreiten. Und als nach den Hundert Tagen er wieder nach Paris zurückkehrte, erwartete ihn statt siegreicher Schlachten und Kämpfe nur einförmiger, langweiliger Kasernendienst. So kam es, daß nach all den Enttäuschungen, die er im Militärdienst erfahren, er sich der schriftstellerischen Thätigkeit zuwandte. Sein Geist hatte sich schon frühzeitig an ernster Lektüre gebildet und gekräftigt. Die hervorragendsten Geschichtswerke alter und neuer Zeit, die griechischen und römischen Klassiker, vornehmlich Homer, waren seine Lieblingsbücher. Die Werke des letzteren übersetzte er zu seiner Uebung ins Englische und verglich diese Uebersetzung mit der seinerzeit so berühmten des Pope. Die Bibel wußte de Vigny, wie er wiederholt versichert, auswendig; sie und er waren unzertrennliche Freunde und auf allen seinen Märschen trug er dieses Buch mit sich herum. Seine ersten Poesien, die in den Jahren 1822 und 1824 erschienen, sind bereits von dem antiken, philosophisch-biblischen Geiste durchdrungen, die alle seine späteren Dichtungen kennzeichnen. Doch so vortrefflich auch diese Gedichte nach Form und Inhalt waren, bei ihrem Erscheinen blieben sie unbeachtet, und die „Poëmes antiques et modernes", die er 2 Jahre später veröffentlichte, hatten kaum einen besseren Erfolg, und doch befanden sich darunter Meisterstücke wie „Moïse" und „Eloa"!

In dem ersteren schildert der Dichter den gottbegnadeten Propheten, das Kind des Wunders und der Drangsale, den Helden, der sich berufen glaubt, die ihm im Geiste gewordene Offenbarung seinem Volke mitzutheilen und es zum Glauben an die Verheißungen Gottes und zum Gehorsam gegen seine Gebote zu erziehen. Schwer war es, das Volk aus der Knechtschaft zu erlösen und von der Dumpfheit, in die es versunken, zur Geistesfreiheit emporzuheben. Doch es gelang. Moses führt sein Volk aus Aegypten und dem Dienstthause durch die Wüste, am Sinai schließt er den Grundvertrag zwischen Gott und Israel. De Vigny zeigt uns den Knecht Gottes auf dem Gipfel des heiligen Berges Nebo, allein im Angesicht seines Herrn, dem er seine Seele öffnet. Solange seine Mission nicht erfüllt war, hatte er die Last seines erhabenen Berufes ohne Murren getragen, die Sorge um sein Volk hielt ihn aufrecht. Nun aber hat dieses seine Zelte an den Grenzen des verheißenen Landes aufgeschlagen und das Lebenswerk des Helden ist vollbracht. Da fleht er seinen Gott an, daß er ihn von der Erde hinwegnehme, denn sein Geist fühlt sich einsam und todesmatt:

„O Seigneur, j'ai vécu puissant et solitaire,
Laissez-moi m'endormir du sommeil de la terre!"

In „Eloa" schildert der Dichter die Liebe in ihrer zartesten Gestalt, als Mitleid. Aus einer Thräne, die der Erlöser am Grabe des Lazarus weinte, entstand ein weibliches Geschöpf in Engelsgestalt, von unendlicher Schönheit. Gott selbst gab ihm den Namen und hieß es Eloa. Eines Tages erfährt diese himmlische Jungfrau, daß einer ihrer Brüder, der schönste von allen, vom göttlichen Fluche getroffen unten in der Hölle schmachtet. Von diesem Augenblick an ist ihre Ruhe dahin, ein Gefühl der Liebe und des Mitleids hat sich ihrer bemächtigt, und auf goldenen Fittichen steigt sie hinab an den Ort der Finsterniß zu dem Verstoßenen. Vergebens rufen Stimmen von oben sie ins Reich des Lichts zurück, sie bleibt bei dem Unglücklichen und tröstet ihn mit ihrer Liebe. — Dieses zarte poetische Gemälde nannte Théophile Gautier das schönste Gedicht der französischen Literatur, und es ist in der That eines der feinsten und ergreifendsten Erzeugnisse der symbolisch-mystischen Lyrik. Die Eloa ist eines der reizvollsten weiblichen Geschöpfe, die je ein Dichter geschaffen, und läßt sich in der Reinheit ihres Wesens nur mit der Miranda des Shakespeare vergleichen. — Im März 1823 geschah die französische Intervention in Spanien unter Anführung des Herzogs von Angoulême. Unser Dichter, der mittlerweile zum Kapitän befördert worden, mußte den Feldzug mitmachen; aber nach Spanien kam er nicht; seine Brigade erhielt Befehl, diesseits der Grenze am Fuße der Pyrenäen zu halten, um das Reservekorps zu bilden: eine neue Enttäuschung für Vigny auf seiner militärischen Laufbahn, aber ein neuer Gewinn für ihn in seinem Dichterberuf. Der Anblick des sagenreichen Gebirges ließ in seinem Herzen die „verschollene blaue Blume" aufleben und duften, wie der Name Roncevaal im Herzen Heine's. Die Traumwelt mit den Kämpfen der fränkischen Ritter gegen die Heiden stieg in ihm auf; er sieht die Schatten der erschlagenen Helden im Thale zu Roncevaal und er hört die Hornrufe Rolands:

„Ames des chevaliers, revenez-vous encore?
Est-ce vous qui parlez avec le voix du cor?
Roncevaux! Roncevaux! dans ta sombre vallée
L'ombre du grand Roland n'est donc pas consolée!"

Um dieselbe Zeit, als das herrliche Gedicht „Le Cor" entstand, dichtete Vigny auch das rührende, leidenschaftlich und wahr empfundene Liebespoëm von der spanischen „Dolorida". Doch, wie schon bemerkt wurde, blieben alle diese Dichtungen bei ihrem Erscheinen fast unbemerkt, und Vigny, der die künstlerische Form des Verses über alles schätzte und gegen die ungebundene Rede einen instinktmäßigen Widerwillen empfand, war gezwungen, sich der Prosa zuzuwenden. Das Werk, das ihn nun allgemein bekannt machte, war der historische Roman „Cinq-Mars", der einen unerwartet großen Erfolg hatte. Aber auch nie zuvor war mit solcher Kraft und Lebendigkeit eine Episode aus der vaterländischen Geschichte Frankreichs, die Verschwörung des jungen Edelmannes Cinq-Mars gegen den Kardinal Richelieu, geschildert worden. Und seit Chateaubriand und der Madame de Staël ward eine schönere, reinere, farbenreichere Prosa nicht geschrieben! Dieses Werk steht unter allen derartigen Erzeugnissen der französischen Literatur dem Walter Scott am nächsten. Daß er in der Zeichnung der handelnden Personen — des jugendlichen, ehrgeizigen Helden und seines vertrauten Freundes de Thou, des schwachen Königs und seines energischen Ministers, der anmuthigen und schwermüthigen Marie de Gonzague — oft auffallenderweise von der geschichtlichen Ueberlieferung abweicht, beruht auf des Verfassers philosophischer Denkart, nach welcher Menschen und Dinge nichts, die Ideen aber alles sind. Demgemäß beansprucht Vigny für den Romanschriftsteller das Recht, das Leben seiner Helden so zu gestalten, wie die Idee, für welche sie kämpften, es erheischt, und denselben diejenige Einheit zu geben, die ihm in der Wirklichkeit fehlte.

Digitized by Google

Nach dem außerordentlichen Erfolge dieses Romans, der die Aufmerksamkeit des Publikums auch auf die früheren Schöpfungen des Verfassers lenkte, faßte dieser den Entschluß, den Militärdienst aufzugeben und sich ausschließlich der Schriftstellerei zu widmen. Der Dichter war damals 30 Jahre alt und besaß noch die volle Frische und Anmuth eines Jünglings. Voller Hoffnung und Schaffensfreude trat er mitten hinein in die romantische Bewegung, die gegen Ende der 20er Jahre in Frankreich die Geister so mächtig ergriffen hatte. Es war die Zeit, da sich um den jungen Victor Hugo das bekannte „Cénacle" bildete, in dem Vigny, Sainte-Beuve, Alfred de Musset, die Brüder Emile und Antony Deschamps sich mit Balzac, dem Journalisten Armand Bertin, den Malern Louis Boulanger, Achille und Eugène Déveria, Eugène Delacroix, dem Bildhauer David d'Angers u. A. zusammenfanden. Alle diese jungen Talente verband dieselbe Begeisterung für Literatur und Kunst, die gleiche Verehrung des christlichen Mittelalters, der katholischen Kirche und des Ritterthums. Sie standen Alle mehr oder weniger unter dem Einfluß der neuen Ideen, die mit Beginn des zweiten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts vom Auslande her, namentlich aus Deutschland, wo das Geistesleben einen so gewaltigen Aufschwung genommen, in Frankreich eindrangen und hier einen völligen Umschwung der Ansichten über Poesie und Kunst bewirkten. Es begann eine neue Epoche für die französische Literatur, die Zeit der Romantik, die sich besonders durch die heftige Reaktion ihrer Vertreter gegen die klassischen Ueberlieferungen, gegen die akademische Regel und die encyllopädische Aufklärung bemerkbar machte. Vor allem wollten die jungen Reformer das Theater erneuern, verjüngen. Schon Stendhal (Henri Beyle) hatte zu Anfang der 20er Jahre auf Shakespeare hingewiesen und ihn auf Kosten Racine's gerühmt. 1821 erschien die Uebersetzung der Werke Shakespeare's von Guizot und in demselben Jahre veröffentlichte Barante seine Uebersetzung der Dramen Schillers. In den Jahren von 1822 bis 1825 gab Pichot die Werke Lord Byrons und Fauriel die Trauerspiele Manzoni's in französischer Uebertragung heraus; 1828 endlich wurde Goethe's Faust in der trefflichen Bearbeitung von Gérard de Nerval in Frankreich allgemein bekannt. Kurz vor dem Erscheinen des Faust hatte Victor Hugo in der Vorrede zu seinem „Cromwell" eine vollständige Theorie des romantischen Theaters aufgestellt, und 1829 ward mit Dumas' „Henri III." das Prosadrama in Frankreich eingeführt. In demselben Jahre nun erschien auch Vigny's Uebersetzung des Othello. Die Aufführung dieses Stückes auf dem Théâtre Français (24. Okt. 1829) war ununterbrochen von einem wüsten Lärm der Zuschauer begleitet. Die Vertheidiger des alten, klassischen Dramas und die Anhänger des modernen romantischen lagen den ganzen Abend über in wildem Streit miteinander. „Fort mit den Perrücken!" war das Feldgeschrei der jungen Stürmer; „Fort mit den Gemeinheiten!" das der Akademiker. Und war es nicht unerhört, auf einer Bühne, wo bisher Britannicus, Athalie, Zaire und Phèdre geherrscht hatten, wenn der Mohr von Venedig die Desdemona anschrie: „Nieder mit dir, du Metze!" oder wenn in einem einzigen Akte dreimal die Rede war von einem Schnupftuch! — Daß die Franzosen Mühe hatten, den großen Briten zu verstehen, ist genugsam aus dem erstaunlichen Urtheil Voltaire's über ihn bekannt. Auch Ducis und Guizot hatten das Verständniß für Shakespeare nicht wesentlich gefördert, und es ist das Verdienst Alfred de Vigny's, auf diesem Wege entschieden einen Schritt vorwärts gethan und seinen Landsleuten den englischen Dichter in edlerer Gestalt vorgeführt zu haben. Hören wir bei dieser Gelegenheit das Urtheil Heinrich Heine's über Vigny und dessen Verhältniß zu Shakespeare: „Dieser Schriftsteller, des englischen Idioms kundig, beschäftigt sich am gründlichsten mit den Werken des Shakespeare, übersetzte einige derselben mit großem Geschick, und dieses Studium übte auch auf seine Originalarbeiten den günstigsten Einfluß. Bei dem feinhörigen und scharfäugigen Kunstsinn, den man dem Grafen de Vigny zuerkennen muß, darf man annehmen, daß er den Geist Shakespeare's tiefer behorcht und beobachtet habe als die meisten seiner Landsleute. Aber das Talent dieses Mannes, wie auch seine Denk- und Gefühlsart ist auf das Zierliche und Miniaturmäßige gerichtet, und seine Werke sind besonders kostbar durch ihre ausgearbeitete Feinheit. Ich kann mir daher wohl denken, daß er manchmal wie verblüfft stehen blieb vor jenen ungeheuern Schönheiten, die Shakespeare gleichsam aus den gewaltigsten Granitblöcken der Poesie ausgehauen hat. Er betrachtete sie gewiß mit ängstlicher Bewunderung, gleich einem Goldschmied, der in Florenz jene kolossalen Pforten des Baptisterii anstarrt, die, einem einzigen Metallguß entsprungen, dennoch zierlich und lieblich, wie ziselirt, ja wie die feinste Bijouteriearbeit aussehen."[1])

Seinen Ruhm als Dramatiker begründete indessen de Vigny erst mit dem Trauerspiel „Chatterton", worin er das tragische Schicksal des Wunderknaben von Bristol zur Darstellung brachte. Den hochbegabten Jüngling, der im Kampf mit einem feindseligen Geschick sich selbst den Tod gab, um nicht Hungers zu sterben, schildert der Verfasser als den Typus aller der Dichter, die „einsam mit flammender Stirne durch die Welt gehen, weil das Mal der Dichtung ein Kainsstempel ist". Ist es doch das gemeinsame Loos alles Edlen, Schönen und Großen dieser Welt, mißkannt, verhöhnt und verstoßen zu werden! Dies zeigt das Schicksal eines Dante und Tasso, eines Camoëns, Richard Savage, André Chénier u. A., und während das einzige Dichten und Trachten dieser Edlen darauf gerichtet war, Wohlthäter ihres Volkes, Wohlthäter der Menschheit zu werden, wurden sie von eben diesem Volke, von eben dieser Menschheit mit Undank belohnt oder gar tückisch ins Verderben gestoßen. Die Wirkung des „Chatterton", dessen Stoff der Dichter schon als Roselle im „Stello" behandelt hatte, war außerordentlich und machte seinen Verfasser mit einem Schlage zum berühmten Mann. Man begrüßte ihn als den Begründer des neuen Theaters voller Leben und Wahrheit. Die jungen Romantiker sahen in dem unglücklichen Helden ihr Ebenbild; auch sie betrachteten sich, wie Chatterton, als Opfer der Gesellschaft, als Märtyrer der Menschheit und, ähnlich der Werther-Epidemie, entstand unter der literarischen Jugend jener Zeit eine Chatterton-Epidemie. Thiers, der damals Minister des Innern war, erzählt, daß er fast täglich eine Bittschrift erhielt, worin ein Dichter um staatliche Unterstützung oder eine Stelle bat und sein Gesuch mit den Worten schloß: „Une place au je me tue!", und wirklich starb in jenen Jahren mancher Schriftsteller, der sich für ein verkanntes Genie hielt, durch Selbstmord. Alfred de Vigny aber fand in dem Beifall der Menge nicht, was die meisten Schriftsteller darin suchen: einen Sporn und Stachel. Von 1835, in welchem Jahre der „Chatterton" erschien, bis zu seinem Tode (1863), also in einem Zeitraum von 28 Jahren, veröffentlichte unser Dichter außer den drei Novellen in „Servitude et Grandeur militaires" nur höchst selten ein philosophisches Gedicht in der „Revue des Deux-Mondes". Diese Gesänge wurden nach seinem Tode gesammelt und unter dem Titel „Les Destinées" herausgegeben. Sie tragen durchweg einen religiösen, philosophischen Charakter und sind ergreifende Zeugnisse für die düstere, pessimistische Stimmung, die sich während der zweiten Hälfte seines Lebens des Dichters

[1]) Heinrich Heine's sämmtliche Werke, herausgegeben von Elster, Bd. V, S. 481.

bemächtigt hatte. Sein Hauptwerk aus dieser Zeit, das bis heute inedirt geblieben, ist das geheime Tagebuch de Vigny's und das, aus 60 Heften Manuskript bestehend, sich z. B. im Besitz von Louis Ratisbonne, dem Freunde des Dichters, befindet. Derselbe hat vor 30 Jahren in der „Revue moderne" unter dem Titel „Journal d'un poète" ein Bruchstück veröffentlicht, das uns einen tiefen Einblick in des Dichters seltsamen Hang zur Traumseligkeit thun läßt. In der großen Zurückgezogenheit und Einsamkeit, in der er diesen letzten Theil seines Lebens zubrachte, verschloß sich ihm die Außenwelt immer mehr; er lebte fortan nur noch in Ideen und poetischen Visionen. „Il vit dans une perpétuelle hallucination séraphique", sagte von ihm Alexandre Dumas, der Verfasser der „Drei Musketiere". Und diese Visionen kamen ihm besonders zur Nachtzeit, wo ihn die mystische Sinnlichkeit derart ergriff, daß seine Idee ihm erschien wie eine Geliebte, in deren Umarmungen er das höchste Glück genoß. „Was sind," lesen wir in seinem Tagebuch, „die Geliebten des Fleisches neben der Psyche! Ach, wie ist ihr Lächeln so traurig, wie sind ihre Liebkosungen so frostig und ihre Spasmen so unfruchtbar! Ein einziger Kuß der Seele erfüllt das Herz mit göttlicher Trunkenheit. Das Entzücken der Seele währt länger als die Wollust des Leibes! Aus diesem beständigen Verkehr und Leben mit den Ideen bildete und befestigte sich in ihm eine Abneigung gegen jedwede literarische und poetische Form. Kein Wort schien ihm zart und durchsichtig genug, um die Geschöpfe seiner Traumwelt damit zu bekleiden, ohne deren Schönheit zu verletzen. In dieser Erkenntniß seines Unvermögens, den stillen Gang seiner Gedanken je ganz und voll in Worte zu fassen, ist wohl der Grund zu suchen für die auffallend geringe poetische Produktion während der letzten 30 Jahre seines Lebens. Ein Ereigniß, das mächtig in das Leben des Dichters eingriff und wesentlich mit dazu beitrug, den ihm von Kindheit auf eigenen Hang zur Schwermuth zu befördern, war seine unglückliche Leidenschaft zur berühmten Schauspielerin Madame Dorval. Auf eine Jugendliebe zu der schönen, geistvollen Delphine Gay, der nachmaligen Frau Emile de Girardin, hatte er verzichten müssen, weil seine adelstolze Mutter sich dieser Mesalliance widersetzte. Er hatte sich dann, 1828, mit einer jungen Engländerin verheirathet, die zwar Reichthum und Schönheit, aber durchaus keine geistigen Vorzüge besaß. Er war ganz Poesie, sie ganz Prosa. Aeußerlich lebte Graf Vigny im besten Einvernehmen mit seiner Gemahlin, er erwies ihr alle gesellschaftlichen Ehren und Auszeichnungen und behandelte sie sonst mit aller nur möglichen Aufmerksamkeit und Ergebenheit, aber innerlich wollte sich zwischen den beiden Gatten während ihrer 30jährigen Ehe kein vertrautes Verhältniß gestalten. Nun lernte er anfangs 1831 jene Frau kennen, die zu ihrer Zeit als der eigentliche Typus der romantischen Heldin galt. Die wildeste Leidenschaft, Liebesgluth und Verzweiflung auf der Bühne darzustellen, war ihre Stärke. Der Verfasser des „Wilhelm Meister" gab seiner Aurelie keine glühendere Seele, als die Dorval sie von der Natur empfing. Auch sie war, wie die Schwester des Serlo, in schlimmer Gesellschaft aufgewachsen. Seit ihrer Kindheit hatte sie dem Theater angehört: ohne Familie, ohne Stütze hatte sie viel Noth und Elend erfahren, aber ihrem Künstlerberuf war sie immer treu geblieben, sie hatte gestrebt und gerungen, bis sie endlich erkannte, das Ideal, dem sie zustrebe, sei inmitten euer urtheilslosen Menge nicht zu verwirklichen. In diesem Suchen und Nichtfinden, diesem Streben und Nichterreichen glich sie unserm Dichter. Sie war ein schönes Weib, und Alfred de Vigny war wie alle Mystiker ein Verehrer weiblicher Schönheit. In der Schönheit des Weibes erblickte er den Wiederschein der ewigen Schönheit. Auch er hatte den mystischen Glauben, das göttliche Licht ergieße seine Strahlen über alle Kreaturen, von den niederen, die nur einen Schein dieses Lichtes empfingen, bis zu den auserwählten Geschöpfen, die, wie Dante's Beatrice und Petrarca's Laura ihren Anbetern als der Abglanz Gottes erschienen. Der Dichter der „Eloa" liebte seine Auserwählte mit einem Gefühl anbetender Inbrunst; sie war seine Herzens- und Seelenfreundin und in ihrem Umgang empfand er 5 Jahre lang das schönste Glück seines Lebens. Aber „bitterer als der Tod ist das Weib, deß Herz Netz und Strick ist und deren Hände Bande sind," sagt der Prediger des alten Bundes, und auch Alfred de Vigny sollte die Wahrheit dieses Wortes erfahren. Das Weib, dem er sich mit ganzer Seele hingegeben, verschmähte seine Liebe und wandte seine Zärtlichkeit einem Andern zu. Vigny empfand diese Untreue wie einen Verrath, wie eine Katastrophe, die sein Wesen bis ins Innerste erschütterte. Viele Jahre vergingen, ohne daß er den tiefen Schmerz, der ihn getroffen, überwinden konnte. Da schrieb er das herrliche, so mächtig ergreifende Lied von Simson und der Delila („La Colère de Samson"). „Da ward seine Seele matt bis in den Tod," heißt es im Buch der Richter von dem hebräischen Helden, den das geliebte Weib dreimal verrieth, und matt bis in den Tod ward auch die Seele des Dichters, als das verehrte, angebetete Weib ihn treulos verließ. Was er von jetzt ab dachte und dichtete, ist voll des trostlosesten Weltschmerzes. In der ganzen französischen Literatur hat der Pessimismus keinen so ergreifenden Ausdruck gefunden, als in den letzten Schöpfungen Vigny's. Doch nicht sein eigenes Leid, nicht seinen persönlichen Schmerz klagt er in diesen Gesängen, es ist die alte und immer junge Klage, die seit Erschaffung der Welt die geängstigte Kreatur zum Himmel erhob: „Warum all das Böse auf Erden? Wie ist all der Jammer und das Elend der Menschen mit der Weisheit, Gerechtigkeit und Güte Gottes zu vereinigen? Wozu all die Leiden und Schmerzen, welche ein Menschenleben bedrücken?" Auf all diese und ähnliche Fragen weiß der Dichter nur eine Antwort: „Contre l'homme jadis une sentence mystérieuse a été rendue." Durch einen geheimnißvollen Urtheilsspruch ist der Mensch unwiderruflich zum Leiden verdammt worden, die Akten des Prozesses sind vernichtet und eine Berufung an ein höheres Tribunal ist nicht möglich. Der Verurtheilte hat sich in das Unabänderliche zu fügen, und seine Ehre macht ihm die Resignation, die Ergebung in den Willen seines Schöpfers zur Pflicht. Das Gedicht unsres Autors, in welchem dieser Gedanke seinen prägnantesten Ausdruck findet, ist „Le Mont des Oliviers". Jesus ist mit seinen Jüngern hinaus nach Gethsemane am Fuße des Oelbergs gegangen. Hier nun treten uns seine letzten großen Kämpfe entgegen; er weiß, daß der Jünger, der um irdische Habe das Göttliche verrathen konnte, bereits als Werkzeug in den Händen der Widersacher ist. Ringend in angstvollem Seelenkampfe fragt er seinen Gott, ob der Kelch des Leidens nicht an ihm vorübergehen könne; doch seine Frage bleibt ohne Antwort und selbst der Sohn Gottes muß sich in die eiserne Nothwendigkeit fügen. — So tief empfunden auch das Gedicht ist, mit dem Geist des Evangeliums stimmt es nicht in allen Stücken überein. So sagt z. B. Vigny von dem betenden Jesus:

„Il se courbe à genoux, le front contre la terre;
Puis regarde le ciel en appelant: ‚Mon père!'
Mais le ciel reste noir, et Dieu ne répond pas."

Nach dem Evangelium aber blieb der Himmel nicht finster und verschlossen und die Frage Jesu nicht ohne Antwort, denn hier heißt es (Luk. 22) ausdrücklich: „Da erschien ein Engel vom Himmel und stärkte ihn." — In

Digitized by Google

einem anderen philoſophiſchen Gedicht ſeiner letzten Jahre „La maison du berger“ richtet Alfred de Vigny ſeine Fragen wozu? und warum? an die Natur, aber auch ſie gibt ebenſowenig darauf eine Antwort als der Schöpfer ſelbſt. Sie iſt gleichgültig gegen den Menſchen; ſeine Gedanken, ſeine Worte gelangen nicht zu ihr, gegen ſeine Klagen und Schmerzensrufe iſt ſie ewig unempfindlich. Von Gott und der Natur verlaſſen, ohne Recht gegen den einen, ohne Schutz gegen die andere, ſteht der Menſch ganz allein auf ſich ſelbſt: ein Spiel des Schickſals. Einen Ort gibt es jedoch, der vor des Geſchickes Mächten ſicher iſt, das iſt die innere Welt des Menſchen, ſein Mikrokosmus, die unſichtbare Welt der Ideen. In dieſes Reich dringt die Tücke des Schickſals nicht, und trotz allem Wechſel der Dinge bleiben die Urbilder des Schönen, Guten und Wahren beſtehen. Wer in ſeinem Innern dieſen Gottesſtaat erbaut hat und aufrecht hält, der verzichtet freiwillig auf die ſinnliche Welt, dieſen „Garten des Todes“, in dem alles, was hier wächst und blüht, ſterben muß, und durch dieſes Verzichten macht er ſich frei und unabhängig vom Schickſal. In dieſem Sinne iſt das ſeltſame Wort zu verſtehen, das wir in Vigny's „Stello“ leſen: „L'espérance est la plus grande de nos folies.“ Aber unſer Verzicht auf Wunſch und Hoffnung ſei ſtill und gelaſſen. Hören wir endlich auf mit den thörichten Fragen, auf die es keine Antwort gibt und geben wird! Dem ewigen Myſterium gegenüber geziemt dem Menſchen das Schweigen. „Ne répondons plus que par un froid silence au silence éternel de la Divinité.“ Und auch unſer Sterben ſei ſtumm und gefaßt. Nehmen wir uns das Wild zum Muſter! Von den Jägern gehetzt, von Schüſſen durchbohrt, von den Hunden zerriſſen, aus vielen Wunden blutend, hält es inne, ſtreckt ſich nieder und mit kaltem Blick auf ſeinen Verfolger ſtirbt es, ohne einen Schrei von ſich zu geben. Das iſt der Grundgedanke eines Gedichts, in dem Alfred de Vigny am Ende ſeines Lebens noch einmal das Reſultat ſeines Denkens und Fühlens zuſammenfaßt. Dies Gedicht, eines der ſchönſten unſres Autors, heißt „La mort du loup“. Der letzte Blick des ſterbenden Thiers iſt dem Dichter tief ins Herz gedrungen und hat ihm geſagt: Wenn es dir möglich iſt, o Menſch, ſo mache, daß deine Seele durch die Kraft des Denkens zu dem hohen Grade des ſtoiſchen Stolzes gelange, zu dem ich in der Einſamkeit der Wälder mich erhoben. Wehklagen, Weinen und Beten iſt gleicherweiſe feige. Thue deine Pflicht und vollbringe energiſch die Aufgabe, zu der das Verhängniß dich berufen hat, und dann

„Souffre et meurs sans parler!“

Unter allen modernen Dichtern iſt keiner, der in ſeinen Werken ſo wenig von ſich ſelbſt geſprochen, als Alfred de Vigny. Das bekannte Wort: „Lerne leiden, ohne zu klagen“ hat dieſer franzöſiſche Dichter durchaus befolgt. Ein krebsartiges Geſchwür nagte an ſeinem Leben, und manches Jahr hindurch litt er die furchtbarſten Schmerzen. Mit Niemand ſprach er darüber, aber in ſein Tagebuch ſchrieb er: „Das iſt der Geier, den mir Prometheus vermacht hat und der mit unerhörter Grauſamkeit an meinem Leben frißt.“ Mit unerſchütterlichem Gleichmuth ertrug er das unerbittliche Geſchick, dabei behielt ſeine äußere Haltung den ariſtokratiſchen Zug, den edlen aufrechten Gang, ſein Geſicht bewahrte die olympiſche Ruhe und nichts in ſeinem Aeußern ließ ahnen, daß er tödlich getroffen und ſein Herz tropfenweiſe verblutete. Ein Wort, das in dieſen qualvollen Jahren öfters ſeiner Feder entfließt, iſt jene Grabſchrift, die Lord Byron einſt auf dem Friedhof zu Bologna auf dem Leichenſtein einer Frau fand: Implora pace! „Welchen Frieden erflehſt du?“ ſchrieb er in ſein Journal. „Iſt es der Friede des Grabes? Fandeſt du ihn? Ach, wenn das Grab voller Lärm wäre, wie das Leben! Wenn du da unten fühlen müßteſt, wie die Ungeheuer deinen Leib verzehren, bis er ganz in Staub zerfallen! Und wenn deine Seele in alle Ewigkeit fort das Seufzen und Stöhnen der geängſteten Kreatur vernähme! Arme Frau, was haſt du gelitten, daß du ſo um Frieden flehſt? Und wer hat dir den Klageruf deines Lebens aufs Grab geſchrieben? Und warum muß ich immer wieder an dieſe Worte denken, ſeitdem ich ſie in den Briefen des göttlichen Wanderers las, der zufällig deinem Grabe begegnete? Weil auch mir das Herz in der Bruſt wie in einem Grabe eingeſchloſſen iſt und es um Frieden fleht, wie das deine.“

Ein Vierteljahrhundert lang lebte Alfred de Vigny einſam und allein in der größten Zurückgezogenheit auf ſeinem Landgut in der Charente; nur ſeitdem er Mitglied der Akademie geworden (Mai 1845) kam er hin und wieder nach Paris. Allerlei Geſchichten und Anekdoten knüpfen ſich an Vigny's Aufnahme in die Akademie. Seine außergewöhnlich lange und mit ermüdend feierlicher Würde vorgeleſene Antrittsrede langweilte die Verſammlung, während die ziemlich unhöfliche, aber lebhaft und geſchickt vorgetragene Antwort des Grafen Molé großen Beifall erntete. Sein Kandidatenbeſuch bei Royer-Collard gab Veranlaſſung zu einem höchſt ergötzlichen Dialog zwiſchen dem alten mürriſchen Doktrinär und unſerm Dichter. Dieſer hatte lange im Vorzimmer warten müſſen, als endlich Royer-Collard hier erſchien und ſagte:

Ich bitte um Entſchuldigung, aber ich bin heute in Geſchäften und kann nicht die Ehre haben, Sie zu empfangen, mein Arzt iſt da.

Alfred de Vigny: So nennen Sie mir einen Tag, an dem ich Sie allein treffen kann, ich werde wiederkommen.

R.-C.: Wenn es bloß die obligate Viſite iſt, ſo betrachte ich ſie als gemacht.

A. de V.: Und ich betrachte ſie als empfangen, wenn Sie es ſo wünſchen; aber ich möchte doch gern wiſſen, wie Sie über meine Kandidatur denken?

R.-C.: Nun, ich denke, daß Sie keine Chancen haben ..., (ironiſch und ziemlich unverſchämt): Chancen! Sagt man jetzt nicht ſo? Uebrigens müßte ich erſt von Ihnen ſelbſt erfahren, welche Werke Sie geſchrieben haben?

A. de V.: Ich bin der Verfaſſer mehrerer dramatiſcher Werke, die aufgeführt wurden.

R.-C.: Ich gehe nie ins Theater.

A. de V.: Aber ich habe auch Werke verfaßt, die einigen Erfolg hatten und die Sie gewiß geleſen haben.

R.-C.: Ich leſe nichts von dem, was ſeit 30 Jahren geſchrieben wird, ich habe das ſchon einem Andern geſagt.[1])

Mit ruhigem Gleichmuth ſah er von ſeinem ſtillen Landſitze Maine-Giraud in der Charente, wie die literariſche Bewegung, die er in früheren Jahren mit veranlaßt hatte, immer mehr niederging, ſah die Uneinigkeit ihrer Führer und wie die Gunſt der Menge ſich Andern zuwandte. Der Beifall der Welt, pflegte er zu ſagen, gleicht dem Winde, der bald von dieſer, bald von jener Seite weht und mit der Richtung den Namen ändert. Still und gefaßt erwartete er den Tod, der ihn am 17. September 1863, im 68. Lebensjahre, von ſeinen Leiden erlöſte und, wenn der Tod wirklich ein Schlaf ohne Träume iſt, ihm den erſehnten Frieden brachte. — Selten hat ein Dichter ſich dem Ideal ſeiner Kunſt ſo ganz und voll hingegeben, wie der Graf Alfred de Vigny. Ihm war die Poeſie eine göttliche Gabe und der Poet ein Lehrer, Wahrſager und Führer der Menſchen. In der franzöſiſchen Literaturgeſchichte iſt er nach dieſer Richtung hin einzig in ſeiner Art. In dem

[1]) Dieſer Andere war Victor Hugo, der 1841 in die Akademie aufgenommen wurde und zu dem Royer-Collard geſagt hatte: „On ne lit plus à mon âge, Monsieur, on relit.“

ganzen 19. Jahrhundert gibt es keinen französischen Schriftsteller, dessen Person und Werk in solchem Einklang miteinander stehen, wie dies bei unserm Autor der Fall war. In ihm waren Mensch und Dichter Eins. Der Charakter seiner Dichtungen spiegelte sich in des Dichters ganzer Persönlichkeit wieder: „Er glich seinem Talent", sagt Jules Sandeau. Er war eine der Harmonie bedürftige Natur, der alles Gewaltsame, Schroffe und Maßlose zuwider war, und nicht mit Unrecht hat man ihn den „Melanchthon der Romantik" genannt. Nichts haßte er so sehr als die Phrase, das Effektvolle und Manierirte. Hierin unterscheidet er sich rühmlich von seinem Zeitgenossen und Jugendfreunde Victor Hugo und dessen Vorgänger Chateaubriand. Unter allen Romantikern besaß er allein die künstlerische Besonnenheit, das natürliche Gefühl für das, was man sagen darf und verschweigen muß. In diesem Sinne feierte ihn Sainte-Beuve als „den Sänger der heiligen Liebe, den göttlichen und keuschen Schwan". Auch Vigny wollte, wie jeder wahre Dichter, daß man die Natur beobachte und ihre Sprache verstehe, aber ihre knechtische Nachahmung mißbilligte er durchaus. — In der Kunst des Versbaues übertreffen ihn Lamartine und Hugo, aber Vigny übertrifft Beide durch die wunderbar einfache Größe seiner Dichtungen, durch die Kühnheit seiner Bilder, die Stärke des Ausdrucks, die an die erhabene Schönheit und Kraft der hebräischen Poesie erinnert. Er ist der Begründer der philosophischen Poesie in Frankreich; kein französischer Dichter vor ihm hat in epischer oder dramatischer Form philosophische Gedanken zum Ausdruck gebracht, und gerade deßhalb, weil sie auf sittlichen und religiösen Ideen beruhen, werden seine Schöpfungen dauernd leben. Mitten in dem lärmenden Treiben der letzten Jahrzehnte hat man den Verfasser der „Destinées" eine Zeit lang wohl vergessen können, aber solange noch Seelen nach den ewig wahren Ideen von Gott und den Menschen begehren werden, solange wird auch das Werk Alfred de Vigny's als das Werk eines echten Dichters bestehen bleiben. Und daß eine solche Gestalt gerade jetzt in ihrer vollen Bedeutung erkannt wird, das ist inmitten der kläglichen Zustände des literarischen Lebens der Gegenwart eine erfreuliche, trostreiche Erscheinung.

Karl Daniel.

Mittheilungen und Nachrichten.

W. Wundt: Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. 3. umgearbeitete Auflage. Hamburg und Leipzig bei Leopold Voß.

Der Mensch ist einerseits ein rationales, d. i. vernunft„fähiges" (keineswegs schon „vernünftiges"), andrerseits ein historisches Wesen. Die erstere Eigenschaft treibt ihn an zu beständigem Fortschreiten in der Erkenntniß und Beherrschung seiner selbst und seiner Umgebung (der physischen und der sozialen), in der Hoffnung, seine Bestimmung, d. i. eine durchgängige Vernünftigkeit oder vernunftgemäße Ordnung seines inneren (psychisch-ethischen) und äußeren Lebens, zu erfüllen. Es ist dies ein Ziel, das mit jeder Annäherung immer weiter hinauszurücken scheint, besonders deßhalb, weil es nicht daß sich darum handelt, nach antiker Ansicht einige wenige Persönlichkeiten (die „Weisen") dasselbe erreichen zu lassen, sondern ihm allmählich ganze Volksmassen, d. i. alle Angehörigen der modernen Kulturvölker, näher zu bringen.

Als historisches Wesen dagegen wird und muß der Mensch (der Einzelne wie die Gattung) beständig darauf bedacht sein, den Zusammenhang (die Kontinuität des individuellen und generellen Selbstbewußtseins) mit der Kulturarbeit der vorausgehenden Nationen und Generationen sowie mit seinem eigenen bisherigen Leisten und Denken aufrecht zu erhalten, weil auf solchem ununterbrochenen Zusammenhang allein eine gesunde, werthaalte Entwicklung, ein solider, fruchtbarer Fortschritt beruht.

Aus diesem letzteren Bedürfniß mag beim Verfasser des vorliegenden Werkes, welcher als der bedeutendste philosophische Forscher und Denker unsrer Zeit den ersten Trieb so rastlos und erfolgreich bethätigt und sich selbst und die Kulturmenschheit jenem Ziele der vernünftigen Erfassung und Ordnung des Einzel- und Gesammtlebens ein gut Stück näher gebracht hat, der Wunsch entstanden sein, ein Jugendwerk (1862) nach 30 Jahren einer Neubearbeitung zu unterziehen, um so gleichsam eine eigenartige Geschichte seiner wissenschaftlichen Entwicklung zu geben. Das Resultat ist für den Autor wie für den Leser gleich bedeutungsvoll.

Wenn auch manches, was der jugendliche Geist unter dem mächtigen Drange des Vernunftstrebens theils als Ziel sich gesteckt (z. B. die Völkerpsychologie), theils als Lösung vorausgenommen hatte, vor der strengen Kritik des bescheideneren und besonneneren Alters fallen mußte, so ist noch genug erhalten und ausgebaut worden, um uns einen ununterbrochenen Zusammenhang eines reichbegabten und reichgesegneten, gewissenhaften Forscherlebens vor Augen zu führen.

Es ist hier nicht möglich, auf eine nähere Vergleichung der beiden Ausgaben oder auf eine ausführliche Darstellung des Inhalts einzugehen. Hervorheben möchten wir nur das Schlußresultat einer ebenso gewissenhaften als vorsichtigen Forscherarbeit, das für jeden Denkenden von größtem Interesse ist. Bezüglich der Unsterblichkeitsfrage, die seit den frühesten Zeiten wohl am meisten von allen metaphysischen Fragen die Menschheit beschäftigt hat und deren Beantwortung von größter Bedeutung für die religiöse und ethische Kultur des betreffenden Zeitalters gewesen ist, faßt der erfahrene Denker seine Anschauung dahin zusammen: „Indem die Psychologie nachweist, daß die Entstehung unsrer sinnlichen Wahrnehmung nicht nur, sondern auch der sie erneuernden Erinnerungsbilder an die Funktionen unsrer Sinnes- und Bewegungsorgane, unsres Nervensystems und mit diesem schließlich an die Leistungen unsres „lebenden" Körpers gebunden ist, muß ihr eine Fortdauer des individuellen sinnlichen Bewußtseins als unvereinbar mit den Thatsachen der psychologischen Erfahrung erscheinen. Sicherlich darf man aber auch mit Recht bezweifeln, ob eine derartige Fortdauer ethisch gefordert und noch mehr, ob nicht die Erfüllung solchen Wunsches, wenn überhaupt möglich, ein unerträgliches Verhängniß wäre. Wenn wir jedoch von dieser aus mythologischer Vorzeit herüberreichenden Gestaltung der Unsterblichkeitsidee absehen und auf deren echte philosophische Grundlage zurückgehen, nämlich auf die Annahme der Fortdauer der geistigen Gesammtentwicklung der Menschheit, so kann gegen diese die Psychologie umsoweniger einen Einwand erheben ꝛc." (p. 502.)

Möchten alle diejenigen, welche an der Erziehung unsres Volkes als Leiter oder Lehrer betheiligt sind, dieses Endergebniß einer 40jährigen, äußerst gewissenhaften Forschungsarbeit wohl beherzigen und sich vergegenwärtigen, wir gewagt und gefährlich es ist, das sittliche Leben der modernen Völker ausschließlich auf unhaltbare Dogmen, wie die „Auferstehung des Fleisches und eine ewige persönliche Fortdauer" zu gründen! Wahrlich, wenn nicht beizeiten eine selbständige wissenschaftliche Begründung und Befestigung der Tugend- und Pflichtenlehre der religiös-dogmatischen an die Seite gestellt wird, so gehen wir einer entsetzlichen Demoralisation unsres privaten und öffentlichen Lebens entgegen. Denn die früheren „ideellen" Bindegewalten, wie die Vorstellungen von jenseitiger Belohnung und Bestrafung, von Hölle und Fegefeuer, von Absolution und jüngstem Gericht müssen mit dem Erwachen wissenschaftlicher Einsicht und Kritik nothwendig nicht bloß bei Gebildeten, sondern auch in den weitesten Volkskreisen an Kraft verlieren und daher allmählich durch „reale", d. i. durch eine der Wahrheit und Wirklichkeit näherkommende Auffassung der Sittengesetze als der unerläßlichen Bedingungen eines tüchtigen und edlen Einzel- und Gesammtlebens ergänzt und ersetzt werden.

Endlich sei uns gestattet, noch eine Bemerkung an das vorliegende Werk zu knüpfen, die von nicht geringer Tragweite für unsre Volksbildung zu sein scheint. Heutzutage ist ja viel von sozialer Gesinnung und sozialen Pflichten der Gebildeten die Rede. Sollte es nicht auch zu diesen sozialen Pflichten gehören, wenn ernste und bedeutende Vertreter der Wissenschaft, in Deutschland mit wenigen Ausnahmen staatlich berufene Universitätsprofessoren, am Abend ihres Lebens die

Resultate ihrer Forschungsarbeit in so klarer und präziser Weise wie unser Autor zusammenfassen und gleichsam als freie Gabe auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen möchten? Dadurch würden sie außerordentlich für die Erhaltung und Anpassung, sowie für den geistigen und sittlichen Fortschritt unsres Volkes wirken, anstatt, wie heute, dieses wichtigste Amt, die geistige Führung einer so begabten und trefflich vorgebildeten Kulturnation, in erster Linie herrsch- und selbstsüchtigen geistlichen und weltlichen Demagogen zu überlassen. Wie könnte z. B. am Ausgang unsres „aufgeklärten" Jahrhunderts einerseits eine der Höhe unsrer geistigen und sittlichen Kultur gar nicht mehr entsprechende starre Orthodoxie, andrerseits der vulgäre platte Materialismus so weite Kreise unsres deutschen Volkes vollständig beherrschen und zu ebenso unhaltbaren als unbrauchbaren Folgerungen auf politischem Gebiete irreleiten, wenn die berufenen geistigen Führer der modernen Völker, die Männer der Wissenschaft, jene oben genannte nationale und soziale Pflicht, die Verbreitung einer wahren, brauchbaren Lebensanschauung, immer und überall erfüllen würden!

Natürlich müßten solche abschließende Zusammenfassungen in möglichst billigen Ausgaben verbreitet werden, um sie auch Aermeren, die heutzutage ein größeres Bildungsstreben bekunden, als die im Erwerben und Genießen aufgehenden Reichen, zugänglich zu machen. Was sehen wir statt dessen im vorliegenden Falle? Daß, während die Psychologie desselben Verfassers (bei Engelmann, Leipzig 1896) 6 M. kostet, für die Vorlesungen über Menschen- und Thierseele, welche ihrem Charakter und Inhalt nach nahezu das nämliche behandeln, 12 M. gefordert werden? Möchte der Ethiker Wundt, dessen höchste Normen lauten: „Diene der Gemeinschaft, der du angehörst!" und „Du sollst dich selbst dahingeben für den Zweck, den du als deine ideale Aufgabe erkannt hast!", sich doch für einen mäßigeren Preisansatz seines Buches verwenden. Dann könnte dieses Buch das werden, was es zu sein verdient, ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes und ein werthvolles Vermächtniß eines bedeutenden Philosophen an seine Nation!

München. Unold.

-tt. Georg Frhr. v. Ompteda: Sylvester von Geyer. Ein Menschenleben. Roman. Berlin, F. Fontane u. Co. 1896. — In diesem Buche, das der tüchtige und vielseitige Verfasser seinen Eltern „in Liebe und Verehrung" zugeeignet hat, auf das er also offenbar besonders hohen Werth legt, wollte er „ein Menschenleben mit all' seinen Irrthümern und Niederlagen, ein Menschenleben mit seinen Höhepunkten und Siegen von der Geburt bis zum Tode aufrollen". Er hat ein „in bescheidenen Grenzen sich entwickelndes kurzes Dasein schildern wollen und hat dazu in eine typische Schicht des deutschen Volkes gegriffen, der wir tüchtiges und großes verdanken. Es ist der deutsche Armeeadel." — Sylvester von Geyer ist der Sproß einer armen Offiziersfamilie. In Dürftigkeit und unter Entbehrungen aufgewachsen, hat er sein ganzes Leben hindurch unter dem Druck der Armuth zu leiden und stirbt, kaum 24 Jahre alt, im Augenblick, da ihm ein volles Lebensglück winkt, an einer Blinddarmentzündung, die er in früheren Jahren zweimal glücklich überwunden hatte. Das ist ein trauriges Schicksal, aber kein tragischer Stoff. Mit großer Sorgfalt und in umständlicher Breite hat der Verfasser seine Erzählung so angelegt, daß wir meinen, ein Stück Wirklichkeit getreu und wahrhaftig nachgezeichnet vor uns zu haben. So weit geht er in seinem Realismus, daß er uns nach der Vorrede sogar einen aeritadlen Stammbaum der Familien von Geyer und von Schirrmacher gibt. Aber wie sorgsam der Verfasser sich auch bemüht haben mag, die Natur streng nachzuzeichnen, die künstlerische Wahrheit, also die für ein Kunstwerk allein wichtige, fehlt seinem Bilde. Der „grüne Heinrich" ist ungleich weniger realistisch, aber bei all seinem romantischen und phantastischen Inhalt ist in ihm doch die Entwicklung „eines Menschenlebens mit all seinen Irrthümern und Niederlagen, mit seinen Höhepunkten und Siegen" vorhanden. Der junge Sylvester aber, der als Schüler und Kadett kein Musterjüngling gewesen, demnach als angehender Offizier die Zähne fest aufeinanderbeißt und sich selbst erziehend es zuwege bringt, mit seiner Zulage von 20 M. im Monat ohne Schulden auszukommen, der den Verlockungen durch das Weib nicht zugänglich ist — nun es mag ja sein, daß es solche Lieutenants gibt, aber eine folgerichtige Entwicklung ist in diesem Charakter nicht vorhanden. Und sein Tod ist ein grausamer Zufall, der, unvermittelt und nicht genügend vorbereitet, die Handlung jäh abschließt. Wir können darum in die warme Lobpreisung, die das Buch an anderen Stellen gefunden hat, nicht einstimmen. Dies soll uns aber nicht abhalten, manche hübsche Einzelheiten rühmend hervorzuheben, so besonders die anschauliche Schilderung der Schul- und Kadettenjahre des Helden, auch die Zeichnung einzelner Figuren, des enlgleisten rechthuberischen Vaters, der unermüdlich liebreichen Mutter, die so stark im geduldigen Dulden ist, des Onkels Gottlieb, der verschiedenen Offizierstypen. Das Milieu, das er schildern wollte, beherrscht der Verfasser mit großer Sicherheit, und wenn auch, wie gesagt, das Buch zu breit gediehen ist, so wird es doch bei vielen seiner Leser das Gefühl der Sympathie für den leidenden Helden und für einen Theil seiner Umgebung zurücklassen.

* **Göttingen.** Beneke'sche Preisstiftung. Am 11. März 1898, dem Geburtstage des Begründers der Preisstiftung, des Konsistorialraths Karl Gustav Beneke, wurde verkündet, daß zur Preisbewerbung für das Jahr 1897 keine Bewerbungsschrift eingeliefert worden ist. Zu gleicher Zeit wurde für das Jahr 1901 von der philosophischen Fakultät folgende neue Aufgabe gestellt:

„Als allgemein geltende Grundlage für die mathematische Behandlung der Naturerscheinungen ist lange Zeit hindurch das Prinzip der Stetigkeit oder noch spezieller die Darstellung durch unbeschränkt differenliirbare Funktionen angesehen worden. Diese Grundlage wurde von den Erfindern der Differential- und Integralrechnung als etwas selbstverständliches eingeführt; die Fortschritte der mathematischen Forschung haben aber je länger, je mehr gezeigt, daß dabei eine sehr große Zahl stillschweigender Voraussetzungen zugrunde lag, zu denen man bei der immer vorhandenen Ungenauigkeit unsrer sinnlichen Wahrnehmungen keineswegs gezwungen ist. Auch tritt mit dem genannten Ansatze die Annahme der molekularen Konstitution der Materie von vornherein in Widerspruch. Die Fakultät wünscht eine von aktuellem, wissenschaftlichen Interesse getragene Schrift, welche die hier in Betracht kommenden Fragen in allgemein verständlicher Weise darlegt und die Zulässigkeit bezw. Zweckmäßigkeit der üblichen Darstellung einer eingehenden Prüfung unterwirft. Die Schrift kann mehr nach mathematischer oder philosophischer und psychologischer Seite aushalen; historische Studien sind erwünscht, werden aber nicht verlangt."

Bewerbungsschriften sind in einer der modernen Sprachen abzufassen und bis zum 31. August 1900, auf dem Titelblatt mit einem Motto versehen, an das Dekanat der philosophischen Fakultät in Göttingen einzusenden, zusammen mit einem versiegellen Briefe, der auf der Außenseite das Motto der Abhandlung, innen Namen, Stand und Wohnort des Verfassers anzeigt. In anderer Weise darf der Name des Verfassers nicht angegeben werden. Auf dem Titelblatt muß ferner die Adresse verzeichnet sein, an welche die Arbeit zurückzusenden ist, falls sie nicht preiswürdig befunden wird. Der erste Preis beträgt 1700 M., der zweite 680 M. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 11. März 1901 in öffentlicher Sitzung der philosophischen Fakultät zu Göttingen. Die gekrönten Arbeiten bleiben unbeschränktes Eigenthum ihrer Verfasser. Die Preisaufgaben, für welche die Bewerbungsschriften bis zum 31. August 1898 und 31. August 1899 einzusenden sind, finden sich in den Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Geschäftl. Mittheilungen 1898, S. 69, 1897 Heft 1, S. 26.

* **Darmstadt.** Laut Anschlag am schwarzen Brett der hiesigen Technischen Hochschule hat das Ministerium des Innern genehmigt, daß diejenigen Ausländer, welche die Technische Hochschule besuchen wollen und einen von ihnen verlangten Nachweis über die erforderlichen Subsistenzmittel nicht aufzubringen vermögen, zurückgewiesen werden dürfen. Unter Ausländern sind die Angehörigen anderer deutscher

Staaten nicht verstanden. Unter den 1315 Hörern des Wintersemesters 1897/98 befinden sich 265 Ausländer.

* **Bonn.** Sein 50jähriges Doktorjubiläum feierte am 8. März der Senior der hiesigen medizinischen Fakultät, Geheimer Obermedizinalrath Professor Gustav a. Veit, der in Degelsdorf bei Geimmen im Ruhestand lebt.

* **Königsberg,** 10. März. Gestern starb hier der außerordentliche Professor der Medizin an der hiesigen Universität Dr. Rudolf Schneider im 61. Lebensjahre. Er vertrat das spezielle Fach der Kriegschirurgie an unsrer Hochschule und war seit 1873 leitender Arzt der chirurgischen Abtheilung des hiesigen städtischen Krankenhauses und seit 1894 Mitdirektor der Universitätsklinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, die meistens im „Archiv für klinische Chirurgie" veröffentlicht sind, erstrecken sich fast alle auf das chirurgische Gebiet.

* **Wien.** Dem Internationalen Kongreß für angewandte Chemie, der im Sommer in unsrer Stadt abgehalten werden wird, hat das technische Komitee des Reichs-Kriegsministeriums folgende Fragen zur Verhandlung vorgelegt: a) Internationales Uebereinkommen einer gleichmäßigen staatlichen Jngerenz hinsichtlich der Explosivstoffe; b) Schaffung einheitlicher Grundlagen für eine möglichst allgemein gültige Prüfung und Beurtheilung von Explosivstoffen und Explosivmitteln für den Gebrauch in Kohlenbergwerken! c) Prüfungsmethoden chemisch-technischer und sprengtechnischer Natur für die verschiedenen Kategorien der Explosivstoffe. Von allgemeinem Interesse sind nach folgende zur Berathung vorbereiteten Gegenstände: Unschädlichmachung des Rauches aus den Fabriken mit Rücksicht auf die benachbarten Fluren und Gärten. Welcher Art soll die Prüfung der neuen Serum- und Organo-Therapie (Schilddrüsen-Präparate) sein, und unter welchen Kautelen sind dieselben zur medizinischen Verwendung zuzulassen? Giftige und narkotische Arzneimittel sollen in allen Ländern den gleichen Gehalt ihrer wirksamen Substanz haben. Wort- und Markenschutz für medizinische Präparate. Anbahnung einer einheitlichen internationalen Grundlage für die Alkoholmessung. Verminderung der Entzündungsgefahr des Petroleums, ohne dessen Leuchtkraft zu beeinträchtigen. Der Kongreß ist in zwölf Sektionen eingetheilt. In allen Ländern haben sich bereits Komitees gebildet. Für Frankreich hat der ehemalige Minister Berthelot das Ehrenpräsidium übernommen.

-ir **Aus den Niederlanden.** Die sozialen und politischen Zustände, welche in Frankreich vor und während des Dreyfus-Prozesses zutage traten, beschäftigen hier die öffentliche Meinung, besonders die gebildeten Kreise, noch stets in hohem Maße, und zwar umsomehr, als man in diesen Kreisen vielfach eine ausgesprochene Vorliebe für französisches Wesen hegte und die französische Sprache und Literatur bevorzugte. Jetzt vollzieht sich ein Umschwung, wie sich aus folgenden Erscheinungen erkennen läßt: Nach der Verurtheilung von Dreyfus erschien von Hora Siccama ein Gedicht, in welchem er seine Landsleute aufforderte, zum Protest gegen die bodenlose Verdorbenheit, Rechtsverletzung und Fremdenhetze in Frankreich an der Jubiläumsausstellung 1900 in keiner Weise theilzunehmen. Diese Aufforderung wird seitdem in den Zeitungen viel besprochen und findet von vielen Seiten Zustimmung. — Die „Groninger Zeitung" schreibt: Der Vorstand des Groninger Zweigvereines der „Alliance Française" (an deren Spitze Prof. v. Hamel in Groningen steht) wird den anderen niederländischen Zweigvereinen vorschlagen, sich nicht länger Alliance Française, sondern „Société des Amis de la Langue Française" zu nennen und die offizielle Verbindung mit der Pariser Alliance abzubrechen. — Prof. D. G. Hegmans in Groningen, Mitglied der Regelungskommission für den internationalen Kongreß für Psychologie zu Paris, hat dem Vorsitzenden dieser Kommission, dem ehemaligen Minister Ribot, angezeigt, daß er, mit Rücksicht auf die Haltung der französischen Regierung bei dem Prozeß Dreyfus, aus der Kommission austrete. In einer hochkonservativen Zeitung fordert Jemand Alle, welche einen französischen Ritterorden erhielten, auf, diesen der Regierung zurückzusenden! — Der Direktor der städtischen Handelsschule, Dr. Hülsmann zu Amsterdam, hat dem Stadtrath einen Plan vorgelegt, um die Handelsschule zu reorganisiren und zu einer Handelsuniversität zu erheben nach dem Muster deutscher Handelsakademien. — Vor einiger Zeit wurde in Utrecht eine Versammlung von Aerzten abgehalten und beschlossen, auch in den Niederlanden Volkssanatorien für Lungen- und Brustkranke zu errichten. Die HH. Prof. Talma, Prof. Halbertsma und Dr. Wynhoff in Utrecht, als Kommission zur Ausführung dieses Planes gewählt, erließen einen Aufruf an das ganze Volk, Beiträge einzusenden. — Dr. G. A. Molengraaf, ehemals Professor an der Universität Amsterdam, jetzt Chef der geologischen Aufnahme der Südafrikanischen Republik zu Pretoria, hat der Universität Amsterdam seine Sammlung Mineralien und Fossilien geschenkt. — Dr. D. Seydel, Lektor der Anatomie an der Universität zu Amsterdam, hat nach den bekannten Vorgängen nun seine Entlassung genommen.

* **Aus Rußland.** Im Kaukasus soll außer einem Polytechnikum auch eine landwirthschaftliche Hochschule errichtet werden. Wie die „Pet. Web." berichten, wird über diese Frage demnächst verhandelt werden, da der Landeschef des Kaukasus und der Kurator des kaukasischen Lehrbezirks gegenwärtig in St. Petersburg weilen.

* **Helsingfors.** Dem „Rev. Beob." wird von hier geschrieben: Die Petition des Bauernstandes vom letzten Landtag in der Sprachenfrage, welche eine Regulirung der gesetzlichen Stellung der beiden Landessprachen auf administrativem Wege bezweckt, wurde in diesen Tagen im Plenum der beiden Departements im Senat behandelt. Der Senat sprach sich dafür aus, daß der Petition keine direkte Folge zu geben sei. Zugleich beauftragt der Senat die Einsetzung einer Kommission, welche mit der Ausarbeitung einer dem nächsten Landtag zur Prüfung vorzulegenden Proposition beauftragt werden soll. — An der hiesigen Universität sind in diesem Semester 2134 Studirende immatrikulirt, welche auf die Landsmannschaften so vertheilt sind, daß auf die Nyländische 465, auf die Saaolax-Karelische 330, auf die Tavastländische 311, die Westfinnische 413, Wiborg'sche 156 und die Oesterbottnische 384 Studenten kommen. Von diesen 2134 Studenten gehören der theologischen Fakultät 195 an, der juristischen 544, der medizinischen 200, der historisch-philologischen 600 und der physika-mathematischen Fakultät 595.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

E. Young: The kingdom of the Yellow Robe being sketches of the domestic and religious rites and ceremonies of the Siamese, with illustrations by E. A. Noebury, R. C. A. Westminster, Archibald Constable & Co. 1898. — Ein Suaheligedicht über die Vorgänge beim letzten Thronwechsel in Sansibar. Uebersetzt u. A. Seidel. Separatabdruck aus Nr. 7 der „Deutschen Kolonialzeitung" 1898. — Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte. 69. Versammlung zu Braunschweig. 20. bis 25. September 1897. 1. Theil. Leipzig, F. C. W. Vogel 1898. — Louis Heldenwerk: Schule u. Erziehung. Ein Mahnwort an Eltern und Lehrer. Wien, Selbstverlag des Herausgebers Hans Fehlinger 1898. — Dr. Zachet: Die Arbeiter-Versicherung im Auslande. Heft 1. Die Arbeiter-Versicherung in Dänemark. Berlin, Verlag der Arbeitee-Versorgung 1898. — Frieda Freiin v. Bülow: Anna Stern. Dresden, Leipzig, Karl Reißner 1898. — *The Journal of Germanic Philology* ed. by *Gustaf E. Karsten.* Vol. 1, No. 2 1897. Bloomington, Ind. U. S. A., publ. by the edit. — Dr. J. Udalrich Kramář: Die Hypalhese der Seele, ihre Begründung und metaphysische Bedeutung. 2 Theile. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Redakteur W. Hartmann: Betrachtungen zur Vorbereitung auf die Reichstagswahl für alle deutschen Wähler. Marburg i. Hess., Selbstverlag 1898. — Paul Enkelmann: Der Obstbaum, wie man ihn pflanzt und pflegt. Mit 4 farbigen Tafeln von Felix Künze. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn 1898. — Prof. Dr. a. Marck: Kritische Betrachtungen zur Militär-Strafprozeß-Vorlage. Berlin, R. v. Deckers Verlag (G. Schenck) 1898. — E. Knipping: Seeschiffahrt für Jedermann. Hamburg, G. W. Niemeyer Nachf. 1898. — August Niemann: Das goldene Haus. Berlin, Otto Janke 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Samstag, 12. März. Nummer 58.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Entmündigung. Von E. Pfizer. — Bienenzucht als Hebel zur Volksveredlung und als Zweig der Landwirthschaft. Von Friedrich Arnold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Entmündigung.

Von der Bewegung zugunsten einer Reform des Irrenrechts, die vor einigen Jahren durch Deutschland gegangen ist, ist heute kaum noch etwas zu spüren. Das mag seinen Grund haben zum Theil in dem unvermeidlichen Rückschlag gegen die Uebertreibungen, von denen sich die Führer der Bewegung nicht frei gehalten hatten, zum Theil auch darin, daß die Verwaltung da und dort an die Verhältnisse der Irrenanstalten, gegen die die Bewegung in erster Linie gerichtet war, durch Verordnungen und schärfere Aufsicht die bessernde Hand gelegt hat. — Neben der Frage der Internirung Geisteskranker in Irrenanstalten war es die Frage der Entmündigung wegen Geisteskrankheit, die damals die Gemüther beschäftigte. Auf diesem Gebiete kannte die Verwaltung nichts oder wenig thun, da die Entmündigung Sache der Gerichte ist. Daß aber hier nicht alles in vollkommener Ordnung ist, hat die Reichsregierung selbst dadurch anerkannt, daß sie in der dem Reichstag vorgelegten Novelle zur Zivilprozeßordnung verschiedene Aenderungen im Entmündigungsverfahren vorschlägt, die sich freilich in bescheidenen Grenzen halten. „Die in Aussicht genommenen Bestimmungen,“ sagen die Motive zum Entwurf, „wollen, ohne in die Grundlagen des Verfahrens einzugreifen, eine Reihe einzelner, bei der Anwendung hervorgetretener Mißstände beseitigen. Vor allem gehören hieher die Aenderungen der auf die Entmündigung wegen Geisteskrankheit bezüglichen Verfahrensvorschriften, durch die eine stärkere Gewähr gegen Fehlsprüche geschaffen werden soll.“

Ich glaube: die Gewähr gegen Fehlsprüche auf diesem Gebiete, d. h. gegen Urtheile, die einen Menschen gegen das Recht entmündigen, kann gar nie stark genug sein, und wenn die Gewähr, die das Gesetz zur Zeit bietet, nicht stark genug ist, ja muß das Gesetz geändert werden selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch in die Grundlagen des Verfahrens eingegriffen wird. Eine widerrechtliche Entmündigung ist für den Betroffenen kaum ein geringeres Uebel als ein widerrechtliches Todesurtheil, der Entmündigte ist so rechtlos wie ein kleines Kind: man darf ihn zwar so wenig wie dieses todtschlagen, man darf sich auch sein Vermögen nicht widerrechtlich aneignen, aber jede selbständige Wahrung des Rechtes seiner Persönlichkeit ist ihm versagt, in allem seinem Thun ist er vollständig von seinem Vormund abhängig, dieser kann ihm seinen Aufenthalt anweisen, er allein verwaltet das Vermögen des Entmündigten, von seiner Gnade hängt es ab, wieviel er dem Entmündigten von den Erträgnissen seines Vermögens zukommen lassen will, der Entmündigte kann sich nur mit demüthigen Bitten an die Vormundschaftsbehörde wenden, weist diese ihn ab, so hat es dabei sein Bewenden: wenn ein vernünftiger Mensch in solcher Lage den physischen Tod dem bürgerlichen Tod vorzieht, wer will es ihm verübeln?

Das Entmündigungsverfahren beruht zur Zeit auf den folgenden Sätzen: eine Entmündigung kann nur vom Richter verfügt werden; zuständig zur Verfügung ist der Amtsrichter; der von diesem gefaßte Beschluß, der sofort in Wirksamkeit tritt, kann im Wege des ordentlichen gerichtlichen Verfahrens (durch Klage beim Landgerichte ꝛc.) angefochten werden.

Nur der Richter kann die Entmündigung verfügen, nicht die Verwaltungsbehörde: dieser negative Satz ist unbedingt zu billigen; aber nicht dasselbe gilt von dem positiven Satz, fasern er den Sinn hat: die Entscheidung über die Entmündigung ist Sache des Zivilrichters. — Gewiß: die Entmündigung äußert ihre Wirkungen hauptsächlich auf dem Gebiete des Zivilrechts; aber keineswegs ausschließlich: ich erinnere nur an die Bestimmungen des Wahlgesetzes für den Reichstag, wonach Personen, die unter Vormundschaft oder Kuratel stehen, weder wahlberechtigt, noch wählbar sind; und daraus, daß die Entmündigung Wirkungen auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts äußert, folgt noch keineswegs, daß die Verfügung der Entmündigung Sache des Zivilrichters ist, so wenig wie daraus, daß die Reichs- oder Staatsangehörigkeit solche Wirkungen äußert, die grundsätzliche Zuständigkeit des Zivilrichters für die Frage folgt, ob Jemand Reichs- oder Staatsangehöriger sei. — Die Frage, ob Jemand fähig sei, alle Rechte eines Bürgers auszuüben, ist keine Frage des Privatrechts, sondern eine Frage des öffentlichen Rechts, und wenn wir in Deutschland eine ausgebildete Organisation von Gerichten für Streitigkeiten des öffentlichen Rechtes hätten, so würden Streitigkeiten über Entmündigung vor diese gehören; solange wir keine solche Gerichte, namentlich keinen obersten deutschen Gerichtshof für öffentliches Recht haben, bleibt allerdings nichts anderes übrig, als diese Streitigkeiten den Zivilgerichten zu überweisen. Daraus ergibt sich dann auch die Nothwendigkeit, den Streit über die Entmündigung in den Formen des Zivilprozesses zu verhandeln, obwohl dies streng genommen widersinnig ist. Im Zivilprozeß stehen sich Parteien gegenüber, deren eine einen Anspruch geltend macht, während die andere ihn abwehrt. Von einem „Anspruch auf Entmündigung“, der demjenigen (Staatsanwalt, Verwandten, Ehegatten, gesetzlichem Vertreter) zustände, der die Entmündigung beantragt, wird aber kein Verständiger reden, und ebenso kann von Parteien nicht die Rede sein; denn wenn derjenige, dessen Entmündigung beantragt wird (den „zu Entmündigenden“ nennt ihn das Gesetz) wirklich „wegen Geisteskrankheit nicht imstande ist, seine Angelegenheiten zu besorgen“ (Bürgerliches Gesetzbuch § 6), so kann er auch keinen Prozeß führen, ist er nicht fähig, vor Gericht als Partei aufzutreten. — Würde der Streit über eine Entmündigung einem Gericht für öffentliches Recht überwiesen, so wäre auch die Frage zu erörtern, inwieweit das in der eingangs erwähnten Reformbewegung gestellte Verlangen nach einer Betheiligung des Laienelements an der

Entscheidung eines solchen Streits berechtigt sei. Da aber aus Anlaß der Bestimmungen über das Entmündigungsverfahren eine Aenderung der Gerichtsverfassung in keinem Fall zu erwarten ist, so muß diese Frage hier ganz außer Betracht bleiben, und müssen wir uns darauf beschränken, zu untersuchen, wie nothwendige Reformen mit der bestehenden Gerichtsorganisation zu vereinigen sind.

Ich wiederhole: nicht um einen privatrechtlichen Anspruch handelt es sich bei der Entmündigung, sondern um einen Akt der Rechtsfürsorge, der unter Umständen gegen den Willen des Schutzbedürftigen erfolgt. Die Rechtsfürsorge besteht darin, daß den Schutzbedürftigen ein Vormund bestellt wird, sie liegt der Vormundschaftsbehörde ob; die Frage, ob die Fürsorge gegen den Willen des (angeblich) Schutzbedürftigen angeordnet werden dürfe, hat das Gericht zu entscheiden. Wenn der Schutzbedürftige der Fürsorge nicht widerstrebt, bedarf es keiner richterlichen Entscheidung; in diesen Fällen, die den weitaus größten Theil aller Entmündigungen bilden, fallen Entmündigung und Vormundbestellung zusammen, können wenigstens ohne jeden Schaden zusammenfallen. Die Vormundschaftsbehörde muß sich selbstverständlich darüber vergewissern, daß derjenige, der entmündigt, für den ein Vormund bestellt werden soll, wegen Geisteskrankheit zur Besorgung seiner Angelegenheiten unfähig ist; aber die Thätigkeit, die die Behörde zu diesem Zweck entwickelt, ist keine richterliche, ihr Ausspruch, daß der Kranke schutzbedürftig sei, ist, solange dieser nicht widerspricht, kein Akt der Rechtsprechung, sie wird zu einem solchen namentlich auch nicht dadurch, daß die Verrichtungen der Vormundschaftsbehörde zufällig (nach den meisten bestehenden Gesetzgebungen und künftig, wenigstens in der Regel, nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch) einem Gerichte, dem Amtsgericht, übertragen sind.

Mit vollem Recht hat darum seinerzeit bei der Berathung der Reichszivilprozeßordnung O. Bähr den Vorschlag des Entwurfs bekämpft, wonach jede Entmündigung nur auf Grund einer mündlichen Verhandlung vor dem Landgericht sollte erfolgen dürfen. Eine solche Ordnung hatte in Württemberg 10 Jahre lang bestanden; ihre Folge war, daß vor den Gerichtshöfen jahraus jahrein einige Dutzend Cretins erschienen, bei denen über die Nothwendigkeit der Entmündigung keinen Augenblick ein Zweifel herrschen konnte. Daß dem ein Ende gemacht und daß die Einrichtung nicht auf das ganze Reich ausgedehnt wurde, war also durchaus vernünftig; aber der Reichstag hat dann seinerseits das Kind mit dem Bad ausgeschüttet, indem er kurzerhand alle Entmündigungen, auch in den Fällen, wo der „zu Entmündigende" widersprach, zunächst dem Amtsgericht überwies und dem Widerspruch des „zu Entmündigenden" nur dadurch gerecht wurde, daß er ihm, wenn er entmündigt war, die Anfechtungsklage beim Landgericht gab. Mag von diesem Recht der Anfechtung nach Ausweis der Statistik auch durchschnittlich nur in je zwei Fällen unter hundert Gebrauch gemacht werden, das rechtfertigt nicht, die Entscheidung über die bürgerliche Existenz eines Menschen, sei es auch nur vorläufig, von einem durchaus ungeordneten Verfahren vor einem vielleicht tüchtigen, vielleicht aber auch mehr oder weniger unfähigen Amtsrichter abhängig gemacht zu haben.

Durchaus ungeordnet ist das Verfahren. Ist es ein Prozeßverfahren oder ist es ein Verfahren der freiwilligen Gerichtsbarkeit, beschließt der Amtsrichter die Entmündigung als Richter oder als Vormundschaftsbehörde? Ein Fall aus dem Leben wird die Bedeutung der Frage am besten beleuchten. Gegen einen Rittergutsbesitzer war von der Staatsanwaltschaft Antrag auf Entmündigung wegen Geisteskrankheit gestellt. Von dem Amtsgericht wurde der gesetzlichen Vorschrift gemäß Termin zur persönlichen Vernehmung des „zu Entmündigenden" unter Zuziehung von Sachverständigen anberaumt; die Vernehmung erfolgte, der zugezogene Psychiater erklärte am Schluß der Verhandlung, daß er sein Gutachten schriftlich abgeben werde. Als nun nach einiger Zeit der Rechtsbeistand des Gutsbesitzers beantragte, ihm das Gutachten zur Einsicht und zur Erklärung mitzutheilen, wies der Amtsrichter diesen Antrag ab, weil dem zu Entmündigenden nach dem Gesetz ein Recht auf solche Einsicht nicht zustehe, d. h. weil es sich hier nicht um ein Prozeßverfahren handle, in dem die Einsicht unbedingt hätte gewährt werden müssen. Die Beschwerde des Rechtsbeistandes aber wurde verworfen, weil es sich um ein Prozeßverfahren handle, das höhere Gericht also nicht befugt sei, dem Amtsgericht Weisungen über das einzuhaltende Verfahren zu ertheilen! (Als lehrreiche Illustration des jetzigen Zustandes sei der weitere Verlauf der Sache angeführt: Der Psychiater erklärte in seinem Gutachten den „zu Entmündigenden" für geisteskrank und unfähig, seine Angelegenheiten zu besorgen, der Amtsrichter beschloß daraufhin die Entmündigung, die Vormundschaftsbehörde ernannte einen Vormund und setzte ihm eine jährliche Belohnung von 6000 M. aus; nach anderthalb Jahren gelang es dem Gutsbesitzer, im Anfechtungsprozeß die Aufhebung der Entmündigung durchzusetzen; aus den Erträgnissen seines Gutes hatte der Vormund inzwischen 9000 M. bezogen, die für den Gutsbesitzer unwiederbringlich verloren waren.)

Die Ansicht des Amtsrichters, daß es sich in dem vor ihm zu pflegenden Verfahren nicht um ein gerichtliches Verfahren handle, er also auch nicht an die für dieses geltenden Vorschriften bezüglich des rechtlichen Gehörs gebunden sei, war wohl die richtige; wenigstens entspricht sie der Auffassung der Motive zum Entwurf der jetzt vorliegenden Novelle, die mit dürren Worten sagen: „In dem amtsgerichtlichen Entmündigungsverfahren ist die Thätigkeit des Gerichts der Hauptsache nach von dem Verhalten der Betheiligten unabhängig"; der „zu Entmündigende" kommt in der Hauptsache nur als Objekt der richterlichen Thätigkeit, nicht als Rechtssubjekt oder als Partei in Betracht. Ob der Amtsrichter bei der persönlichen Vernehmung einen Rechtsbeistand des zu Entmündigenden zulassen will, steht in seinem Belieben, seine Anträge kann er unbeachtet lassen, er beschließt die Entmündigung, die — darüber ist nach dem Gesetz kein Zweifel möglich — dem Entmündigten nicht einmal zu eröffnen ist, dieser wird sie häufig erst dadurch erfahren, daß der ohne sein Wissen bestellte Vormund ihn des Besitzes und der Verwaltung seines Vermögens entsetzt. — In dem nun zu beginnenden Anfechtungsprozeß wird der Entmündigte zwar als Partei behandelt, aber statt daß gegen ihn bewiesen werden müßte, daß er geisteskrank ist, muß er beweisen, daß er geistig gesund, daß der Entmündigungsbeschluß unbegründet ist oder vielmehr unbegründet war: es genügt vor dem Landgericht nicht der Beweis, daß er jetzt geistig gesund ist, er muß auch beweisen, daß er zur Zeit der Entmündigung durch den Amtsrichter gesund war; vermag er das nicht zu beweisen, so wird seine Anfechtungsklage abgewiesen, und er mag nun die Wiederaufhebung der Entmündigung in einem neuen Verfahren vor dem Amtsgericht, eventuell mit einer neuen Klage beim Landgericht betreiben.

Was wird nun an diesem Verfahren, das ich mit einem von O. Bähr in Beziehung auf gewisse andere Bestimmungen der Zivilprozeßordnung gebrauchten Ausdruck als „durchaus wüst" bezeichnen möchte, durch die Novelle zur Zivilprozeßordnung geändert? Antwort: zugunsten des „zu Entmündigenden" nichts oder so gut wie nichts. Bisher war dem Gericht (dem Amtsgericht wie dem Landgericht) zur Pflicht gemacht, „die zur Feststellung des Geisteszustandes

Digitized by Google

geeignet erscheinenden Beweismittel aufzunehmen"; künftig soll es verpflichtet sein, die zu dieser Feststellung erheblich erscheinenden Beweismittel aufzunehmen — gewiß kein sehr erheblicher Fortschritt! Außerdem darf das Gericht künftig die persönliche Vernehmung des zur Entmündigenden nicht mehr aus dem Grund unterlassen, weil es sie als für die Entscheidung unerheblich erachtet. Das ist alles; nicht einmal das Recht, im amtsgerichtlichen Verfahren einen Rechtsbeistand zuzuziehen, wird dem zu Entmündigenden gewährleistet, während der Entwurf nicht versehlt, dem Staatsanwalt für dieses Verfahren das Recht zu sichern, „in allen Fällen das Verfahren durch Stellung von Anträgen zu betreiben und den Terminen anzuwohnen". Ob der zu Entmündigende das Recht hat, den Terminen zur Beweisaufnahme vor dem Amtsgericht anzuwohnen, ist mindestens zweifelhaft, die Novelle spricht es ihm nicht zu. — Aber noch eine weitere Bestimmung enthält die Novelle, wie sie sagt: zugunsten des zu Entmündigenden: „Mit Zustimmung des Antragstellers kann das (Amts- oder Land-) Gericht anordnen, daß der zu Entmündigende auf die Dauer von höchstens 4 Wochen in eine Heilanstalt gebracht werde, wenn dies nach ärztlichem Gutachten zur Feststellung des Geisteszustandes geboten erscheint." — Und das soll eine Maßregel zugunsten des zu Entmündigenden sein? fragt wohl der Leser erstaunt; eine eigenthümliche Gunst, 4 Wochen in eine öffentliche oder Privatirrenanstalt eingesperrt zu werden! Doch hören wir die Motive zur Novelle: „Von verschiedenen Seiten ist es als ein Mangel des geltenden Gesetzes bezeichnet worden, daß das Gericht nicht in der Lage ist, den zu Entmündigenden auch gegen seinen Willen auf kurze Zeit in eine Heilanstalt zu bringen, damit sein Geisteszustand behufs Vorbereitung eines endgültigen Gutachtens dort beobachtet werde. In der That bietet die Maßregel ein wirksames Mittel zur Feststellung des Geisteszustandes in zweifelhaften Fällen und damit eine Sicherung gegen ungerechtfertigte Entmündigungen. . . . Das Gericht kann die Anstalt nach seinem Ermessen auswählen, es ist dabei nicht an die öffentlichen Irrenanstalten gebunden. . . . Ob die gerichtliche Vernehmung bereits stattgefunden hat, ist auf die Zulässigkeit der Maßregel ohne Einfluß."

Ich gestehe: ich vermag trotz dieser Begründung in dem Gesetzesvorschlag keine Maßregel zur Sicherung gegen ungerechtfertigte Entmündigungen, sondern nur einen Beweis dafür zu erblicken, daß in Deutschland die Achtung vor der persönlichen Freiheit immer noch sehr unvollständig entwickelt ist. Man stelle sich doch den muthmaßlichen Gang der Sache vor: der Entwurf der Novelle bestimmt, daß das Gericht vor Einleitung des Verfahrens die Beibringung eines ärztlichen Zeugnisses verlangen könne. Ein gesetzeskundiger Antragsteller, also namentlich der Staatsanwalt, wird diesem Verlangen zuvorkommen und mit dem Antrag ein Zeugniß vorlegen, das besagt, daß bei dem zu Entmündigenden dringender Verdacht einer Geisteskrankheit vorliege, daß Gewißheit darüber aber nur durch mehrwöchige Beobachtung in einer Anstalt zu erlangen sei. Der Staatsanwalt beantragt diese Beobachtung, der Amtsrichter, gestützt auf die doppelte Autorität des Staatsanwalts und des Psychiaters, entspricht dem Antrag, dem zu Entmündigenden steht zwar das Recht der Beschwerde mit aufschiebender Wirkung zu, aber wenn der Beschluß formell in Ordnung ist, wird sie ihm wenig helfen, in den Augen der Bureaukratie verstärkt vielmehr die Erhebung der Beschwerde den Verdacht der Krankheit: „Wäre der Mann gesund, so würde er sich gegen die vom Gesetz zu seinen Gunsten vorgesehene Maßregel nicht sträuben." — Die gewaltsame Verbringung in eine Irrenanstalt wird auf den Geisteszustand des zu Entmündigenden schwerlich günstig einwirken: die Fälle, daß ein Entmündigungsverfahren gegen eine geistig völlig normale Person eingeleitet wird, sind ja glücklicherweise in Romanen häufiger als im Leben, der Zustand des pathologisch angehauchten, nervös erregten Internirten wird sich eher verschlimmern, die Wahrscheinlichkeit der Geisteskrankheit wird für den Psychiater, wenigstens für den Anhänger der modernen Richtung der Psychiatrie, zur Gewißheit, er gibt sein „endgültiges Gutachten" in diesem Sinn ab, und bei dem Respekt, den die meisten Richter jedem Gutachten eines Sachverständigen entgegenbringen, ist das Schicksal des zu Entmündigenden, d. h. dessen, der dazu bestimmt ist, entmündigt zu werden, so gut wie entschieden.

Daß es viele Fälle gibt, wo der Geisteszustand einer Person zweifelhaft ist, soll und kann nicht bestritten werden; durch die vierwöchige Beobachtung in der Anstalt werden diese Zweifel in den wenigsten Fällen gehoben werden, auch der unbefangene Irrenarzt wird selten in der Lage sein, den Beobachteten für zweifellos gesund zu erklären. Was folgt aber daraus? Doch sicherlich nicht — wie man nach dem Entwurf der Novelle und seiner Begründung meinen könnte —, daß nun die Entmündigung ausgesprochen, vielmehr, daß der Antrag auf Entmündigung zurückgewiesen werden muß. — Die Entmündigung ist an zwei Voraussetzungen geknüpft: der Schützling muß außer stande sein, seine Angelegenheiten zu besorgen, und dieses Unvermögen muß seinen Grund in Geisteskrankheit oder Geistesschwäche haben. Sind beide Voraussetzungen gegeben, dann kann die Entmündigung erfolgen, aber sie muß es nicht (worauf nachher noch zurückzukommen ist). Fehlt es an einer dieser Voraussetzungen, so muß, ohne daß es einer Entscheidung über die andere bedarf, der Antrag zurückgewiesen werden. Ob die erste Voraussetzung zutrifft, darüber hat einzig und allein der Richter zu entscheiden; der psychiatrische Sachverständige, der sein Gutachten auf diese Frage ausdehnt, macht sich eines Uebergriffs auf fremdes Gebiet schuldig. Seine Sache ist die Feststellung der Geisteskrankheit, übrigens nicht ausschließlich seine Sache, denn in vielen Fällen kann und soll sich der Richter auch hierüber ein eigenes Urtheil bilden.

Was der Entwurf der Novelle zur Verbesserung des Verfahrens im Sinn einer verstärkten Gewähr gegen ungerechtfertigte Entmündigungen vorschlägt, ist hienach theils als unzulänglich theils als das Gegentheil einer Verbesserung zu bezeichnen. Eine Verbesserung aber ist in der bezeichneten Richtung nothwendig, und sie läßt sich mit so geringer Mühe durchführen, daß es nicht gerechtfertigt wäre, sie bis zu einer umfassenden Revision der Prozeßordnung oder gar bis zum Erlaß eines das ganze Irrenwesen umfassenden Gesetzes zu verschieben. Sie hätte in der kurzen Bestimmung zu bestehen, daß in allen Fällen, wo der zu Entmündigende gegen die Entmündigung Widerspruch erhebt, der Streit vor dem Landgericht zu entscheiden, der Antragsteller an dieses zu verweisen ist; dem (angeblich) Kranken wäre stets urkundlich zu eröffnen, daß beabsichtigt sei, ihn unter Vormundschaft zu stellen, oder es müßte vom Vormundschaftsrichter beurkundet werden, daß der Zustand des Kranken eine solche Eröffnung unmöglich macht. Man wird nun freilich einwenden: manche Person, die zweifellos geisteskrank und zur Besorgung ihrer Angelegenheiten unfähig sei, habe doch immer noch so viel (scheinbaren) Willen und (scheinbare) Intelligenz, um gegen die gebotene Entmündigung Widerspruch zu erheben und dadurch ein völlig überflüssiges Verfahren vor dem Landgericht zu veranlassen. Allein der Einwand verdient keine Beachtung; vor allem: wer soll die „Zweifellosigkeit" feststellen? Wenn man dem Amtsrichter nicht gestatten darf, in zweifelhaften Fällen die Entmündigung auszusprechen, so kann man ihm auch nicht die Entscheidung der Frage überlassen, ob ein Fall

Digitized by Google

zweifelhaft sei oder nicht. Die Fälle, wo ein zweifellos Kranker der beabsichtigten Entmündigung widerspricht, werden fast so selten sein, wie unter dem jetzigen Gesetz die Fälle, wo die verfügte Entmündigung angefochten wird, und der Uebelstand, daß ab und zu vor dem Landgericht eine überflüssige Verhandlung stattfindet, kann doch nicht in Betracht kommen gegen die Gefahr auch nur einer einzigen rechtswidrigen Entmündigung. Die Verzögerung, die die gebotene Entmündigung durch das umständlichere Verfahren vor dem Landgericht erfährt, ist ohne Bedeutung angesichts der Bestimmung des Bürgerlichen Gesetzbuchs über die vorläufige Vormundschaft (§ 1906: „Ein Volljähriger, dessen Entmündigung beantragt ist, kann unter vorläufige Vormundschaft gestellt werden, wenn das Vormundschaftsgericht es zur Abwendung einer erheblichen Gefährdung der Person oder des Vermögens des Volljährigen für erforderlich erachtet.“). Endlich wird gerade in derartigen Fällen die Belastung des Landgerichts von sehr geringem Gewicht sein.

Der Rechtsstreit über die Entmündigung ist, ich wiederhole es, auch wenn er vor dem Zivilrichter geführt wird, seinem Wesen nach kein Zivilprozeß, der Richter darf sich, wie schon das jetzige Recht anerkennt, nicht mit formeller Wahrheit begnügen, er muß die materielle Wahrheit ermitteln. Ein Urtheil auf Grund Anerkenntnisses des zu Entmündigenden, daß er geisteskrank und zur Besorgung seiner Angelegenheiten unfähig sei, ist ebenso ausgeschlossen, wie ein Urtheil auf Grund seines Versäumnisses oder Ungehorsams; es könnte darum auch, sobald demjenigen, der die Entmündigung beantragt, die Rolle des Klägers zugewiesen wird, dem „Beklagten“ gegenüber von einem Anwaltszwang keine Rede sein, wenn auch immerhin die jetzt für den Anfechtungsprozeß bestehende Vorschrift, daß dem zu Entmündigenden auf seinen Antrag vom Vorsitzenden des Gerichts ein Anwalt zu bestellen sei, aus Gründen der Humanität beibehalten werden mag. Widerspricht einmal ein zweifellos Geisteskranker der Entmündigung, so wird er selten daran denken, einen Anwalt zu bestellen, und wird auch selten einen solchen finden; auf Grund der persönlichen Vernehmung, unter Zuziehung eines Sachverständigen, wird in einem solchen Fall das Gericht sehr schnell zu seinem Urtheil kommen. Die Bestimmung, daß die Entmündigung in Kraft trete, sobald der Beschluß oder das Urtheil der Vormundschaftsbehörde mitgetheilt oder von dieser ein Vormund bestellt ist, wird namentlich mit Rücksicht auf Fälle der bezeichneten Art auch für streitige Entmündigungen aufrecht erhalten bleiben müssen, daneben wäre aber, um einer Gesetzesauslegung im entgegengesetzten Sinn, wie sie seither schon vorgekommen ist, vorzubeugen, die ausdrückliche Vorschrift in das Gesetz aufzunehmen, daß der Entmündigte bis zur Rechtskraft des Urtheils prozeßfähig, d. h. fähig bleibe, sein Recht vor Gericht selbst zu vertreten.

Mit der öffentlich-rechtlichen Natur des Streits hängt noch ein anderer, der Klarstellung im Gesetz bedürftiger Punkt zusammen. Das Bürgerliche Gesetzbuch verfügt, wie oben bemerkt wurde, daß entmündigt werden kann, wer wegen Geisteskrankheit oder Geistesschwäche seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag. Den Antrag auf Entmündigung kann der Ehegatte, der gesetzliche Vertreter und (mit gewissen Beschränkungen) jeder Verwandte des Schutzbedürftigen, außerdem in allen Fällen der Staatsanwalt stellen. Wie verhalten sich die beiden Bestimmungen zu einander: wenn ein Ehegatte, Verwandter ꝛc. oder der Staatsanwalt den Antrag stellt, muß dann der Richter beim Vorliegen der beiden oben bezeichneten Voraussetzungen die Entmündigung aussprechen, oder besteht für ihn nur die Befugniß zur Entmündigung, mit anderen Worten: hat er das Recht, trotz diesem Vorliegen unter Umständen die Entmündigung abzulehnen? Die Frage ist namentlich von Interesse gegenüber dem Antragsrechte des Staatsanwalts und angesichts des vor einigen Jahren im preußischen Landtag von einem Regierungsvertreter als „allgemein üblich“ bezeichneten Verfahrens, „Personen, die durch fortgesetzte Klagen und Beschwerden den Behörden lästig werden, durch Entmündigung unschädlich zu machen“. — Würde es sich beim Streit über eine Entmündigung um einen zivilrechtlichen Anspruch handeln, so könnte — mindestens nach dem heute noch geltenden Recht; nach dem Recht des Bürgerlichen Gesetzbuchs käme allenfalls das Verbot schikanöser Rechtsausübung in Frage — an der Verpflichtung des Gerichts, in dem bezeichneten Fall die Entmündigung auszusprechen, kein Zweifel bestehen. — Da es sich aber nicht um einen privatrechtlichen Anspruch handelt, so wird es, auch wenn die oben bezeichneten Voraussetzungen der Entmündigungen vorliegen, bei dem Ermessen des Gerichts verbleiben müssen, zumal es ja für den Gesetzgeber ein leichtes gewesen wäre, eine entgegengesetzte Absicht durch andere Fassung des Gesetzes („Die Entmündigung hat zu erfolgen“ oder ähnlich) zum Ausdruck zu bringen. Ermessen ist aber nicht gleichbedeutend mit Willkür, maßgebend für den Richter muß vielmehr die Antwort auf die Frage sein, ob ein Bedürfniß für die Entmündigung vorliegt. Wenn ein an Altersblödsinn leidender Vater von seinen Kindern aufs beste verpflegt wird, soll dann ein entfernter Verwandter oder der Staatsanwalt ohne weiteres das Recht haben, die Entmündigung des Kranken zu verlangen? — Ein Bedürfniß der Entmündigung ist nur anzuerkennen, wo es gilt, entweder den Geisteskranken gegen Andere oder Andere gegen den Geisteskranken zu schützen. Der Umstand, daß ein Kranker lediglich sein eigenes Interesse schädigen könnte, rechtfertigt nicht die Entmündigung gegen seinen Willen. Sache des Staatsanwalts ist es, das Interesse des Kranken gegen Verletzung durch Dritte und das öffentliche Interesse, d. h. das Interesse der Gemeinde oder des Staats daran, daß der Kranke nicht der Armenpflege anheimfalle, gegen den Kranken wahrzunehmen; das Interesse Verwandter an der Erhaltung des Vermögens des Kranken gegen dessen Willen zu vertreten, ist der Staatsanwalt schwerlich berufen. Die Gefahr, daß einmal ein Unzurechnungsfähiger durch Ausübung des Wahlrechts die Ungültigkeit einer Wahl herbeiführen könnte, ist in jeder Beziehung so verschwindend klein, daß die Berufung darauf einen Entmündigungsantrag des Staatsanwalts nicht rechtfertigen wird; und wenn ein Querulant den Behörden lästig fällt, so ist damit allein, selbst wenn sich ein wirklicher Querulantenwahnsinn konstatiren läßt, auch noch kein öffentliches Interesse an der Entmündigung gegeben: Behörden, Landtage u. s. w. schützen sich gegen die Belästigung einfach dadurch, daß sie die sinnlosen Beschwerden ad acta legen. Auf eine Kasuistik, in welchen Fällen ein vom Staatsanwalt wahrzunehmendes öffentliches Interesse vorliegt, hat sich das Gesetz mit Recht nicht eingelassen; was aber darin zu vermissen ist, das ist eine kurze Bestimmung des Inhalts: „Der Richter hat nach freiem Ermessen zu entscheiden, ob für eine beantragte Entmündigung ein Bedürfniß vorliege.“

Es sind keine tiefeingreifenden Aenderungen des bestehenden Rechts, die nothwendig erscheinen, um einen genügenden Schutz gegen ungerechtfertigte Entmündigungen zu schaffen, und es ist zu hoffen, daß der Deutsche Reichstag dafür eintreten werde, daß jeder Angehörige des Reichs vor einem Schicksal bewahrt wird, das in seelischer Beziehung schlimmer ist, als die schwerste Strafe.

G. Pfizer.

Digitized by Google

Bienenzucht als Hebel zur Volksveredlung und als Zweig der Landwirthschaft.

„Die Bienenzucht ist ihrer Natur nach weit entfernt, Jemand zu schädigen, im Gegentheil ist sie nachgewiesenermaßen eine im höchsten Grade allgemein wohlthätige und gemeinnützige Beschäftigung, ein mächtiger Hebel zur Veredlung des Menschen, und würde sie volksthümlicher, d. h. von Vielen betrieben, so würde sie ganz sicher als große Kraft an der Veredlung des Volkes mitwirken." (Petrus Jakob.) Ein Bienenzüchter wird niemals gedankenlos die Schöpfung durchschreiten, nicht über jeden Ameisenhaufen lästern, in der Meinung, er sei nur da, um dem Mäher die Sense zu verderben, sondern er wird die Ameisen als seine Freunde im Dienste des großen Haushaltes der Natur begrüßen und bei sich selbst denken: da wohnt auch ein Staat mit einer vom großen Baumeister aller Welten in unauslöschlichen Zügen geschriebenen Verfassung, die unverbrüchlich gehalten wird. Beim freudigen Summen der Bienen im Walde wird er sich bemühen, auf die Ursachen des Honigflusses zu kommen, und er wird neue Millionen von Wesen finden, die sich ihres Lebens freuen und durch ihr Dasein ihren Schöpfer preisen. Ein Wunder führt zum andern bis an die Schranken, wo das Wissen und Erkennen aufhört, wo der Glaube an eine höhere Macht, an einen Gesetzgeber beginnen muß. Und mustern wir die Bienenfreunde: man wird wenige Trunkenbolde, wenige Spieler, wenige an Leib und Seele heruntergekommene, an besseren Regungen des Gemüths bankerott gewordene Kreaturen unter ihnen finden.

Das ist auch leicht erklärlich, verwunderlich wäre das Gegentheil. Die Zucht keines anderen Thieres bietet so viel interessantes und anregendes, als die der Biene. Der wunderbare Bau ihres Leibes, ihre Ernährungs- und Fortpflanzungsverhältnisse, ihre Anhänglichkeit an die einzige Mutter, ihr Gemeinsinn, ihre strenge Durchführung des obersten Prinzips jeglicher fortschrittlicher Gemeinschaft: der Arbeitstheilung und der Beseitigung aller unnütz gewordenen Glieder des Staates, ihre Tapferkeit, mit der sie ihr Heim vertheidigt, ihr sprichwörtlicher Fleiß, ihre Reinlichkeit und musterhafte Ordnung, ihr künstlerischer Sinn beim Wabenbau, ihre Fürsorge — alles das wirkt anregend und bildend auf den, der beständig mit ihr in Verbindung steht und sie beobachten und studiren kann. Gravenhorst hat recht mit seinem Ausspruch: „Die Betreibung der Bienenwirthschaft gleicht dem Lesen eines schönen Buches, das mit jeder Seite interessanter und spannender wird."

Ich habe schon auf das Gemeinnützige der Bienenwirthschaft hingewiesen, es sei mir vergönnt, dies kurz zu erläutern: die Biene bringt keinen Schaden, sie frißt keinerlei Obst an, obwohl das in dieser Hinsicht gründlich unwissende Leute oft behaupten, sondern sie sucht nur Nektarsaft und Blüthenstaub. Mit dieser Arbeit ist nun ein ganz ungeheurer indirekter Nutzen verbunden: die Befruchtung unsrer Obstbäume und -sträucher. Bekanntlich gibt es bei den Pflanzen männliche und weibliche Blüthen. Bei den einen Pflanzen (den zweihäusigen) wachsen die männlichen und die weiblichen Blüthen auf zwei verschiedenen Stengeln, z. B. beim Hanf, Wachholderstrauch u. s. w., bei anderen (den einhäusigen) stehen männliche und weibliche Blüthen zwar auf einem Stamm, aber auf verschiedenen Zweigen, z. B. bei der Wallnuß, Haselnuß, Gurke u. s. w.; wiederum bei anderen (den zwitterblüthigen) stehen männliche und weibliche Blüthentheile in einer Blüthe beisammen. Damit nun — ich stütze mich bei diesen Ausführungen auf Tony Kellens treffliches „Bienenbuch" — eine Pflanze keimfähige Früchte erzeuge, ist es nothwendig, daß sie befruchtet werde, d. h. daß der Blüthenstaub oder der männliche Same der Pflanze auf den weiblichen Blüthentheil, die Narbe und das Pistill, gelange. Wenn auch der Blüthenstaub oder Pollen zur Befruchtung der weiblichen Blüthentheile bestimmt ist, so ist er doch in solchem Ueberfluß vorhanden, daß er auch den Insekten als Nahrung dienen kann. Die Pflanzen können die Befruchtung oder Bestäubung nicht willkürlich ausführen. Zwar fördern der Wind, die Wärme u. s. w. die Befruchtung, jedoch genügen jene bei weitem nicht. Vielmehr sind die Insekten, und zwar vorzugsweise die Bienen, für dieses in der Natur so wichtige Geschäft bestimmt. Nur die Bienen überwintern in großen Gesellschaften, während von den Hummeln, Wespen und Hornissen nur einzelne überwintern, und daher in der Blüthezeit der meisten Kulturgewächse erst wenige von ihnen vorhanden sind. Die Bienen, angelockt durch den Nektar, befliegen Blüthe um Blüthe, um den süßen Nektarsaft sowie den Blüthenstaub zu sammeln. Bei diesem Geschäft bleiben aber bei der eigenthümlichen Einrichtung der Blüthen viele Pollen an den Fühlern und dem haarigen Körper der Bienen hängen und der Pollen gelangt so, wenn die Biene eine andere Blüthe besucht oder auch dieselbe Blüthe durchwühlt, theils durch Abstreifung, theils durch Abschüttelung auf die weiblichen Blüthentheile, welche schon durch die Aufnahme eines einzigen Stäubchens befruchtet werden. Die Bienen sind die thätigsten Vermittler der Befruchtung bei den Pflanzen. Der berühmte Darwin hat bewiesen, daß keine Pflanze durch Selbstbefruchtung auf unbegrenzte Generationen hinaus sich erhalten kann und daß eine Kreuzung zwischen getrennten Pflanzen als unerläßliche Bedingung für die Forterhaltung derselben aufgestellt werden muß. Darwins Schüler haben sodann gezeigt, daß die Eigenthümlichkeiten aller Blüthen gleichsam Vorkehrungen bilden, um den Blüthenstaub auf die Narben anderer Blüthen zu übertragen. Wenn eine Blüthe mit dem Pollen einer anderen Blume derselben Art befruchtet wird, was man Fremdbestäubung nennt, so entwickelt die Pflanze Körner und Früchte, die viel zahlreicher, kräftiger und entwicklungsfähiger sind, als wenn die Blüthe mit dem Pollen derselben Blume bestäubt worden wäre. Da ein großer Theil unsrer Pflanzenwelt, namentlich alle unsre Obstbäume und Sträucher, fast ausschließlich auf die Befruchtung durch Insekten angewiesen sind, so würden alle diese Pflanzen ohne den Besuch von Bienen, Hummeln ꝛc. unbefruchtet, daher ertraglos bleiben. In dieser Hinsicht stiftet die Biene besonders an Obstbäumen unberechenbaren Nutzen!

Die Erzeugung von Honig und Wachs durch die Biene ist nun jedem Kinde bekannt, nicht aber, welch hohen Ertrag in günstiger Lage, so insbesondere in Obstbaugegenden, in der Nähe großer Linden, blumenreicher Wiesen und Felder, die mit Seradella, Luzerne, Esparsette bestanden sind, in großen Blumengärten und endlich in ausgedehnten Heidestrecken die Bienenzucht in nur einigermaßen günstigen Jahren abwirft. Es gelangen heute noch viele große Imker zu sehr behäbigem Wohlstande, insbesondere in der neuesten Zeit, wo die Freude am gesunden Honig, der Gebrauch, ihn zum Morgenkaffe zu genießen, ebenso erfreulich in Aufschwung kommt, wie der Honig den schädlichen Zucker in der Kinderstube wieder verdrängt. Ein sehr hübsches Beispiel, wie hoch die Biene sonst „werthlose" Blüthen verwerthet, gibt uns die Linde. Eine Linde, welche 100 Jahre alt geworden, recht hübsch gewachsen ist und nun gefällt wird, hat einen Holzwerth von ca. 60 M. Das ist der „materielle Werth" des herrlichen Baumes gewesen — ohne die Biene. Aber vom 20. Jahre an hat diese Linde Blüthen hervorgebracht. Nehmen wir an, es wären unter diesen 80 Blüthenjahren 20 Jahre gewesen, in welchen die Biene durch miß-

liche Mitlerung keinen Lindenhanig hätte entnehmen können, ja bleiben doch 60 Sommetjahre. Das geringste Quantum in jedem dieser Jahre ist etwa 4 kg Honig (es wird stets mehr sein), den die Bienen dem blühenden Baume entnehmen, macht in 60 Jahren 240 kg Honig, d. i. etwa 400 bis 450 M.!!

Der Bienenstaat besteht bekanntlich aus dreierlei Bienenwesen; der Königin (Weisel, Weiser), den Arbeitsbienen und den männlichen Bienen, Drohnen genannt. Die Königin ist ein vollkommenes Weibchen, welches von einer Drohne begattet wird und dann die ungeheure Anzahl Eier legt, aus welchen alle drei Bienenwesen entstehen. Sie ist größer als die Arbeitsbiene, schlank, die Flügel klein. Ihres Stachels bedient sie sich nicht, nur eine Gegenkönigin ersticht sie mit ihm. Die Königin entsteht aus einem gewöhnlichen Ei, wie die Arbeitsbienen, aber dieses Ei ist durch Zufall in eine der wenigen „Weiselzellen" bestimmt. Die Arbeitsbienen bauen nämlich aus ihrem Fett, das sie zwischen den Unterleibsringen ausschwitzen und das wir Wachs nennen, die bekannten Waben. Jede Wabe besteht aus sechseckigen Zellen, in welche die Königin je ein Ei legt. Die ungeheure Mehrzahl dieser Zellen sind klein, bezeichnen wir sie mit a, in ihnen entstehen die Arbeitsbienen; einige hundert sind sehr merkbar größer, also b, in ihnen entwickeln sich die Eier zu Drohnen, einige wenige Zellen sind sehr groß, eichelförmig, das Ei, welches in solche Zelle dritter Größe, c, gelangt, wird eine Königin. — Drohnenzellen liebt der Imker nicht, er nimmt sie aus dem Brutraum seines Kastens wenn irgend möglich heraus und verwendet die großen Waben im Honigraum des Kastens, wo sie sehr vortheilhaft sind. — Aus dem Ei entsteht nach 3 Tagen eine Made, winzig klein. Unter sorgfältigster Fütterung und Pflege seitens der Bienen wächst diese heran und verwandelt sich nach 5- bis 6tägigem Füttern in eine Puppe, diese Verwandlung ist am neunten Tage jedenfalls beendigt, und nun wird sie von den Bienen mit Wachs verschlossen. In der Zelle verwandelt sich die eingesponnene Larve in die „Nymphe", der Nymphenzustand dauert 7, bei der Königin nur 3 Tage, dann ist die junge Biene vollständig entwickelt, durchbeißt den Deckel ihrer Zelle und kriecht heraus zum arbeitsamsten Leben. Es braucht die Königin zur Entwicklung vom Ei bis zum reifen Insekt etwa 16 Tage, die Arbeitsbiene 21 Tage, die Drohne 24 Tage. — Die Arbeitsbiene ist ebenfalls eine weibliche Biene, doch ihre betreffenden Organe sind unvollkommen. In Stöcken, die ihre Königin verloren, kommt es oft vor, daß eine Arbeitsbiene Eier legt, aus diesen Eiern entstehen merkwürdigerweise ausnahmslos nur Drohnen. Die Lebensaufgabe der Arbeitsbiene ist die Versorgung des Staats. Sie baut die Brut- und die Honigwaben, füttert die Königin, die Drohnen und die Brut, vertheidigt mit bekannter wüthender Tapferkeit und mit in ihrer sehr großen Anzahl furchtbaren Waffe den Stock. Die Drohnen sind die bekannten faulen Thunichtgut und starken Fresser. Wehrlos (ohne Stachel!), zu keiner Arbeit fähig, existiren sie lediglich zum Befruchten der Königin. Mitte August werden sie von den Arbeitsbienen zum Tode verurtheilt. Diese Drohnenschlacht ist aber sehr unblutig, nicht mit dem Stachel morden die Bienen ihr müßiges Männervolk, sondern durch Entzug der Futtersaftnahrung. Sowie die Arbeitsbienen mit der Darreichung derselben aufhören, ermatten die Drohnen, vom Honig allein können sie nicht leben. Am zweiten Tage liegen sie schon erschöpft am Boden der Wohnung und nun werden sie buchstäblich hinausgeworfen. Matten Flugs taumeln sie dem Ende entgegen.

Ein gut besetzter Bienenstock muß etwa 80,000 Arbeitsbienen im Sommer zählen, der Imker darf nicht auf viele Stöcke, sondern er muß auf möglichst starke Völker hinarbeiten. Je stärker der Stock, je höher der Ertrag; schwach bevölkerte Stöcke können sich nicht selbst ernähren. Die mannichfachen Arbeiten des Bienenvaters können uns im Detail nicht näher beschäftigen, ihre Angabe füllt ein Buch, und solch trefflicher Lehrbücher gibt es genug. Nur das sei bekannt; wer sich neu der edlen Imkerei widmet, der verwende nicht den Korb, sondern nur den Kasten- oder Mobilstock, meist nach Pfarrer Dr. Dzierzon, seinem berühmten Einführer in die Praxis, Dzierzon-Stock genannt. Der Korb bietet ja manche Vortheile, insbesondere den der Billigkeit, doch weitaus überwiegt der Vortheil des Kastens. In ihm allein ist der Bienenvater ohne Anwendung grober Gewaltmittel Herr im Hause, übersieht alles, kann mit einiger List das so sehr wichtige Geschäft des Königin-Ersatzes oder -Tausches vornehmen, das Schwärmen verhindern, kann jede Wabe ganz nach Belieben an ihrem Rahmen herausnehmen ꝛc. ꝛc. Konstitutioneller Monarch bleibt der Bienenvater stets, denn die freiheitliebende Biene fliegt und arbeitet stets, wie, wann und wo sie will. Anfängern sei auch die Krainer Biene ausdrücklich empfohlen; sie ist grenzenlos gutmüthig und sticht nur im äußersten Nothfalle, während unsre schwarze nordische Biene am Stock „verdammt kriegerisch" ist und sehr gern sticht. Fern vom Stock sticht keine Biene ungereizt und ohne Noth.

Ein Mittel „zum rasch reich werden" ist die Bienenzucht nicht, mit 30 Stöcken läßt sich aber ein Mindestbetrag von 300 M. — auch in geringeren Jahren — ganz sicher erzielen, und das ist viel Geld für die kleine Mühe, welche noch jedem Imker nicht als solche, sondern als Erholung und Unterhaltung in Mußestunden erschien. Nun steht aber für den Landwirth und vor allem für den Obstgärtner der indirekte Nutzen der Biene noch höher, er ist ihm ganz unentbehrlich und ganz unersetzlich. Es sei hier zum Schlusse noch eines glänzenden Beweises gedacht, welchen man — nach Darwins vielen Nachweisen im kleinen Maßstabe — bezüglich der Nothwendigkeit der Befruchtungsvermittlung durch Insekten, hauptsächlich durch Bienen, in England erbracht hat. Ein großes Esparsette-Kleefeld wurde in zwei gleiche Hälften getheilt, die eine Hälfte mit einem Regen und Sonnenschein durchlassenden, den Winden offenen, aber alle fliegenden Insekten abhaltenden durchsichtigen Netze überspannt; die andere Hälfte wurde freigelassen. Von der überspannten Seite erntete man 1½ Hand voll Samen, von der freien Hälfte nahezu 3 Hektoliter!!

Wir staunen der Biene Fleiß an, wir preisen sie als Honigbereiterin, wie Wenige aber wissen um die unentbehrliche, unersetzliche Wichtigkeit dieses wunderbarsten und nützlichsten Insekts.

Friedrich Arnald.

Mittheilungen und Nachrichten.

Erich Meyer: Die Entwickelung der französischen Literatur seit 1830. Gotha, Fr. Andr. Perthes 1898. (292 S.) — Eine Sammlung geist- und gemüthvoll geschriebener literarhistorischer Essays über die bedeutendsten französischen Parnassiens von Victor Hugo bis auf Zola und die neuesten Strömungen. Der gelehrte Verfasser hat seine verdienstliche Arbeit in zwei übersichtliche Hauptabschnitte getheilt, welche er „Die romantische Bewegung" und „Die realistische Bewegung" überschreibt. In der erstgenannten werden dem Leser Alfred de Vigny in seiner Doppeleigenschaft als Dramatiker und Lyriker, Victor Hugo, Alfred de Musset und die „kleinen Götter des romantischen Olympus", als da sind Camille Nagier, Th. Gautier, Arsène Houssaye und Gérard de Nerval, vorgestellt. Die „realistische Bewegung" umfaßt vorerst drei Theatergrößen (Die Rachel, Ponsard und Augier), dann die Romaneiers Flaubert, die Brüder de Goncourt, Zola und Daudet. Als leckerer Nachtisch wird Baudelaire serviert, gewiß ein einladendes Menu, in dem man allerdings Stendhal und Maupassant nur ungern vermißt.

Digitized by Google

Was Erich Meyers literarhistorische Untersuchungen so ungemein anziehend macht, beruht hauptsächlich auf der Kunst des Autors, den Leser erst für die Person des betreffenden Dichters und dann erst für dessen Werke zu interessiren. Dabei versteht er es meisterlich, die Schwächen und Leidenschaften dieser Bahémiens großen Stils — man denke nur an Musset und Baudelaire! — nur in milderem, versöhnendem, rein menschlichem Lichte erscheinen zu lassen, was geradezu als Wohlthat empfunden werden muß in der Zeit, die an schmutziger Wäsche aus dem Nachlaß großer Geisteshelden nicht genug aufstöbern kann. Die Fäden seiner Darstellung leiten direkt vom Menschen zum Künstler über. Biographische Detailmalerei wechselt mit kritischen Exkursionen in unterhaltendster, so fesselndster Weise ab. Da und dort umfängt uns der Stimmungszauber eines lyrischen Gedichts, das in mustergültiger Verdeutschung gleichsam als Illustration eingeschaltet ist. Der kleine Aufsatz über Alphanse Daudet gibt heute, nach dem plötzlichen Hinscheiden des Dichters, dem Meyer'schen Buche einen ganz besonderen Werth. Wir citiren daraus folgende Sätze über den Schöpfer der köstlichen Tartaringestalt, die das unlängst an dieser Stelle über Daudet Mitgetheilte ergänzen mögen: „Die Entwickelungsjahre haben ihm vielfach harte Entbehrungen in Speise und Trank gebracht, und in den Jahren des emsigsten Schaffens hat er dann der Versuchung nicht widerstehen können, die Leistungsfähigkeit des Gehirns und die Arbeitsgeduld seines Körpers durch jene gefährlichen Mittel zu steigern, die den Menschen am Kapital seiner besten Kraft leben lassen. Nun lebt er, an schweren nervösen Leiden heimgesucht, in seiner Kraft gebrochen, auf seinem Landsitze Champrosay, und über seinen Geist breitet sich, wie seine letzte Schöpfung zeigt, ein herzbewegender Hauch von Wehmuth, von Sehnsucht nach frischem Leben aus.

Alphonse Daudet ist ein Opfer der Stadt Paris. Als der 16jährige Provinziale, dessen gesammte Baarschaft aus 40 Sous bestand, auf dem Lyoner Bahnhofe der Hauptstadt ausstieg, war er sich wohl kaum dessen bewußt, daß er einem Antriebe gefolgt sei, der das Schicksal der Franzosen seit Richelieu's Zeiten und Wirken ist. Die gesammte moderne Literatur Frankreichs steht unter dem Drucke, so man kann sagen, dem Fluche, daß Frankreich nur in Paris ist, und sie ringt in unsern Tagen, sich davon zu befreien. Daudets ganzes Schaffen kann aus solch einem Ankämpfen der Provinzialen — oder das Wort ohne jeden spöttischen Beigeschmack genommen! — gegen das Poeisertum erklärt werden. Daudet liebt Poesie, weil in ihm sich alles zusammendrängt, was die Welt dem Geist und den Sinnen zu bieten vermag, und er haßt es, weil es, wie die entsetzliche Sappho in seinem gleichnamigen Roman, die vernichtet, die es lieben. Er schildert es mit Hingabe und Bewunderung, er vertieft sich in das Seelenleben seiner Bevölkerung, die einen Auszug aus dem Typenbuche der ganzen Menschheit darstellt, aber immer wieder überkommt ihn das Grauen, und er flieht aus der Stadt in die Wüste Algeriens, in die sonnige Landschaft der Provence, in die Einsamkeit des Bois de Sénart."

Ist auch Meyers Essay über Daudet bei dem angedeuteten geringen Umfange selbstverständlich nicht so erschöpfend, wie die ausführliche Würdigung, welche vor Jahren diesem Schriftsteller von Zola zutheil geworden ist — dieser nennt ihn ein sehr mannichfaltiges und lebendiges, schwer zu definirendes Talent —, so ist er doch ganz dazu angethan, auch in deutschen Landen die Sympathie und Bewunderung für diese liebenswürdige Dichtergestalt zu verstärken. Mit einem Ausblick in die Zukunft der französischen Literatur schließt das treffliche (leider nur mangelhaft geheftete) Buch ab. Der Verfasser erhofft mit den Vertretern der neuprovençalischen Poesie eine Dezentralisation Frankreichs in großem Stile, welche einer neuen Richtung zum Durchbruch verhelfen müßte, „die mehr Segen in sich birgt, als alles, was wir seit den Tagen des Naturalismus erlebt haben: Frankreich würde eine volksthümliche Dichtung erhalten. Wie sich dieser augenblicklich heftig entbrannte Kampf zwischen Nord und Süd, zwischen Provinz und Hauptstadt hin und her wendet", dies zu beobachten ist nach Erich Meyer „in der nächsten Zukunft die reizvollste Aufgabe des Literarhistorikers".

-ee-

-tt. Wilhelm Krag: Der lustige Lieutenant. Eine lyrische Erzählung. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe von Eugen v. Enzberg. Berlin, F. Fontane u. Co. — Dieses Buch enthält etwas ganz anderes, als man nach seinem Titel erwartet. Es ist durchaus keine lustige Soldatengeschichte, wie ihrer so manche von zeitgenössischen deutschen Autoren erzählt werden, vielmehr tritt uns darin ein ganzes Menschenschicksal in wechselnden Phasen und Stimmungen entgegen, und die verschiedensten Accorde von ausgelassener Lebenslust bis zu bitterem Weh und resignirter Todessehnsucht werden mit gleicher Sicherheit angeschlagen. Das Buch setzt sich aus drei lose miteinander verbundenen Abschnitten zusammen. Zuerst sehen wir den Erzähler, den jungen Carsten Raan, auf der Fahrt nach Paris und hören seine begeisterten Hymnen auf die hübsche Lolette, die Gefährtin seiner dortigen fröhlichen Tage. — „Du willst wohl wissen, ob Lolette auch eine Seele hat?" fragt er einmal. „Ja, lieber Freund, das kann ich dir nicht sagen. Was geht es mich schließlich auch an? Wenn man an einem schönen Sommertag einen goldenen Schmetterling vorüberflattern sieht, so labt sich das Auge an seiner Schönheit, und nicht einmal der einfältigste Mann der Wissenschaft würde in einem solchen Augenblick so brutal sein, die armen Flügel mit seinen plumpen Fingern anzutasten. Nein, für mich ist Lolette nur der graziöseste Refrain all dessen, was ich in meinem Innern empfinde. Sie ist die freudigste aller Lenzesfreuden — die leichtsinnigste in all diesem goldenen Lichtschimmer — die herrlichste Blüthe in all dieser Schönheit!" — Dieser erste Abschnitt ist von wunderbarer Grazie, und die ganze Darstellung, in der der Held auch mit hübscher Selbstironie erzählt, wie seine Lolette ihn an der Nase führt, hat etwas echt pariserisches von feinstem Parfüm.

Im zweiten Theile schildert der Erzähler die Geschichte seiner Liebe. „Nie hab' ich etwas ähnliches erlebt. Sitze ich diesem jungfräulichen Wesen gegenüber, so muß ich alter Sünder die Hände falten, und eine seltsame Ehrerbietung schwebt mir durch den Sinn." Wie sie dann die Seine wird, wie er kurze Zeit glücklich lebt, das ist in gemüthvollen innigen Tönen vielleicht in etwas sentimentaler Weise behandelt. Dann kommt das Erwachen, und nun athmen wir die schwere, nordische Luft. Der dritte Abschnitt, in dem der Erzähler, sich zurückerinnernd, die Marter des Verraths der geliebten Frau und des Freundes neu durchlebt, wo er sich den Stachel immer tiefer in die Brust bohrt und offenbar unentrinnbar dem Wahnsinn verfällt, ist von großer Kraft und Wirkung. Lyrisch nennt sich die Erzählung wohl, weil sie aus nichts als Stimmungen und Gefühlsergüssen zusammengesetzt ist. Aber diese verschiedenartigen Stimmungen reißen den Leser mit fort und der Autor (der wohl ein Däne ist; das Buch und die gute Uebersetzung sagen nichts darüber) ist, nach diesem einen Werk zu schließen, ein Künstler von großer Begabung, der auf eigenen, oft verschlungenen Wegen sicheren Fußes dahinschreitet.

Karl Hunnius, Gedichte. Leipzig, Rother 1898. (274 Seiten, geb. 4 M.) — Seit vielen Jahren schauen wir Deutsche mit Herzweh noch den Ostseeprovinzen hinüber. Niemand kann voraussagen, welches Geschick das kommende Jahrhundert unsern Brüdern bringen wird. Aber daß die Bewahrer dort unsre ganze Theilnahme verdienen, dafür spricht auch das vorliegende Dichterwerk, welches nur ein Deutscher mit deutschem Blut, mit deutschem Denken und Empfinden schaffen konnte. Nicht als ob uns Hunnius mit den Kämpfen und Leiden seiner Stammesgenossen bekannt machte. Nein, seine Lieder bringen das alte Hohelied der Liebe in den verschiedensten Variationen, in alten und in neuen Weisen, in strenger Reinheit und Keuschheit, zum Theil in religiöser Grundstimmung, doch ohne tendenziöse Aufdringlichkeit. Mit der Symphonie der Jahreszeiten (Lenzidylle — Sommerstille — Herbstesfülle — Winterhälle) beginnt das Werk. Der Dichter lebt und webt in der Natur so ganz anders als die übrigen Sterblichen. Auch hier findet sich eine Fülle prächtiger Naturstimmungen. Die Vielseitigkeit seiner Bildung leuchtet aber aus dem Schluß, den „Tondichterprofilen", heraus. Hier besingt er im Anschluß an bekannte Melodien der einzelnen Komponisten deren besondere Eigenart

in meist gelungener Weise; wir nennen darunter: Bach, Händel, Gluck, Mozart, Haydn, Weber, Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann. Aber auch die Neueren, wie Wagner, Liszt, Gade, Brahms, Grieg u. A. fehlen nicht.

Wir danken dem in Olai bei Riga lebenden emeritirten Pastor und Oberlehrer herzlich für seinen prächtigen Blumenstrauß und wünschen seiner Liedersammlung in Deutschlands Gauen die weiteste Verbreitung.

Nürnberg, Februar 1898. Julius Schiller.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 24. Februar. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. Hr. Virchow las: Ueber die ethnologische Stellung der prähistorischen und protohistorischen Aegypter. Es wird insbesondere gehandelt über die aufgeworfene Frage der blonden Rasse. Er entscheidet sich dahin, daß die ältesten Grabfunde für eine dunkelhaarige Bevölkerung sprechen, die jedoch von der Negerrasse ganz verschieden war. Die helle Farbe der Haare ist als eine posthume anzusehen. — Hr. Van't Hoff überreicht sein Werk: Vorlesungen über theoretische und physikalische Chemie. I. Heft. Braunschweig 1898. — Die Wahl des ordentlichen Professors der Physiologie an der hiesigen Universität und Direktors des physiologischen Instituts, Dr. Theodor Wilhelm Engelmann, zum ordentlichen Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie hat die kaiserliche Bestätigung gefunden. — Sitzungen vom 3. März. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. Hr. Schwendener las: Ueber die Formveränderung eines zylindrischen Organs infolge ungleicher Längenzunahme dreier, prismatisch longitudinal gestellter Zonen. Es wurde gezeigt, daß in diesem Falle Krümmung verbunden mit Torsion, also Windung, stattfindet. Das Organ nimmt die Form einer steilen Schraube an. — Derselbe las ferner über die Gelenkpolster von *Phaseolus* und *Oxalis*. Versuche mit operirten Gelenken ergaben, daß der Turgor des Schwellgewebes durch Verdunkelung in der einen Polsterhälfte gesteigert, in der anderen herabgesetzt wird. Dieses Verhalten stimmt mit dem früher für Mimosa beschriebenen überein. — Hr. L. Boltzmann übersendet eine Mittheilung über vermeintlich irreversible Strahlungsvorgänge. Die Mittheilung ist eine Entgegnung auf die von Hrn. Plank in der Sitzung am 16. Dezember 1897 vorgetragene Mittheilung. — Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. — Hr. Stumpf las: Ueber den Begriff des Affekts. Die Abgrenzung einer besonderen Klasse von Gemüthsbewegungen, die mit auffälligen körperlichen Reaktionen und mit einer Beeinträchtigung des objektiven Urtheils verknüpft sind, entbehrt der zu einer wissenschaftlichen Definition nöthigen Schärfe. Der Begriff des Affekts geht in den der Gemüthsbewegung überhaupt über. Diese selbst ist von den blaß sinnlichen Gefühlen dadurch unterschieden, daß sie Urtheilsthätigkeit voraussetzt. Es wird näher ausgeführt, daß die Versuche von W. James und C. Lange, die Effekte auf das sinnliche Gemeingefühl zurückzuführen und die Betheiligung von Vorstellungen und Urtheilen als etwas Accessorisches hinzustellen, in keinem Punkte geglückt sind.

* Zu der in Nr. 53 der „Beilage" gegebenen Statistik der Doktorpromotionen an deutschen Hochschulen wird uns von hochgeschätzter Seite bemerkt, daß diese Statistik nur die Zahl der veröffentlichten Doktordissertationen angibt und also in Bezug auf die Fakultäten, in denen überhaupt keine Dissertation verlangt wird oder kein Zwang zum Druck besteht, unvollständig ist. Dies trifft zu bei den juristischen Fakultäten von Leipzig, Jena und Heidelberg. Die Zahl der Promotionen in Leipzig und Jena ist nicht zu ermitteln. In Heidelberg dagegen sind, nach dem Anhang zur Festrede zum 22. Nov. 1897, in dem Jahre vom 23. Nov. 1896 bis dahin 1897 88 Herren zum Dr. juris promovirt worden. Eine Dissertation aber ist nicht gedruckt worden.

* **Straßburg.** Ein Luftschifferkongreß wird auf Einladung des Vorsitzenden der internationalen Kommission für die Erforschung der oberen Luftschichten um 28. März hier abgehalten werden, um die Ergebnisse festzustellen, welche bisher durch den Aufstieg von Freiballons zu großen Höhen erzielt wurden, und zur Verabredung von Maßnahmen, um die gewonnenen Beobachtungen in geeigneter Weise zu sammeln. Auch über den Werth der deutschen Drachenballons, sowie der amerikanischen meteorologischen Flugdrachen soll verhandelt werden. Zu dieser Besprechung ist auch eine Anzahl von Männern anderer Wissenschaften geladen, die auf ähnlichen Gebieten der Forschung thätig gewesen sind. Die Unterhandlungen werden in drei Sprachen: deutsch, französisch und englisch geführt werden.

Halle. In den verschiedenen Städten der Provinz Sachsen haben sich schon seit längerer Zeit literarische Vereine gebildet, die geographische, spezialgeschichtliche und ästhetische Interessen pflegen. Auch in Sangerhausen besteht eine literarische Gesellschaft, die von den Bewohnern von Molmerswende, nahe bei Halberstadt, gebeten worden ist, doch mit der literarischen Welt sich in Verbindung zu setzen, um einen Fonds zur Gründung eines bescheidenen Denkmals für ihren am 1. Januar 1748 daselbst geborenen Landsmann, den Dichter August Bürger, zusammenzubringen. Es wäre daher erwünscht, wenn man sich auch außerhalb der Provinz für die löbliche Idee der Molmerswendaer Gemeinde interessirte und Beiträge, wenn auch nur bescheidene, an den Bankdirektor Schmidt in Sangerhausen mit dem Zusatz für das Molmerswendaer Bürger-Denkmal einsenden wollte. — Der Direktor der hiesigen Universitätsbibliothek, Geheimrath Dr. O. Hartwig, wird am 1. April in den Ruhestand treten und nach Marburg übersiedeln, wo er aber die Redaktion des „Zentralblattes für Bibliothekwesen" einstweilen noch fortzuführen gedenkt.

* **Leipzig.** Der Professor für indo-germanische Sprachen, Hr. Dr. W. Streitberg aus Freiburg (Schweiz), ist wieder in den Verband der hiesigen Universität, dem er früher angehörte, zurückgetreten.

* **Budapest.** Graf Eugen Zichy, ungarischer Reichstagsabgeordneter und bekannter Geschichtsforscher, beabsichtigt seine bisherigen Studien hinsichtlich des Ursprungs und der Richtung der Wanderungen des ungarischen Stammes weiter fortzusetzen und zwar im Norden durch die sibirischen und chinesischen Wüsten und im Südosten des Ballasch-Sees und der an den Baschkiren bewohnten Gegend die Ueberreste der angeblich dorthin gedrängten ungarischen Stämme, in den östlich und südlich vom Baikal-See gelegenen Gegenden aber die dort lebenden Ueberreste der Hunnen aufzusuchen und zu studiren. Außerdem will Graf Zichy die im Jahre 1241 anläßlich des Auszugs der Mongolen von hier geraubten vaterländischen Urkunden und Archive aufsuchen, welche Batu Chan bei seiner Rückkunft in Karakorum im Frühjahre 1242 als Trophäen vorwies und die in den verschiedenen Bonzenklöstern und Pagoden der mandschurischen Städte zu suchen sein dürften. Graf Zichy wird seine Reise alsbald antreten.

* **Aus den Niederlanden.** Durch königlichen Erlaß ist zum Mitglied der Prüfungskommission für Aerzte Dr. Catharine van Tussenbroek ernannt worden. Sie ist die erste Frau, welche in einer solchen Kommission Sitz und Stimme hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ursula Zöge v. Manteuffel: Am langen See. Eine Familiengeschichte. 3 Bände. Berlin, Otto Janke 1898. — Helge Rode: Königsfähne. Schauspiel in vier Akten. Leipzig, G. J. Göschen 1898. — Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. 2. Heft. Zum hundertsten Geburtstag Jeremias Gotthelfs. 3. Heft. Dr. E. Tappolet: Wustmann und die Sprachwissenschaft. — Abhandlungen derselben Gesellschaft. 1. Dr. Alexander Ehrenfeld: Studien zur Theorie des Reims 1. Theil. Zürich, E. Speidel 1897. — Dr. Robert Dorr: Twischen Wiesel on Nagt. Plattdeutsche Gedichte und Dichtungen. 2. stark vermehrte Auflage. Elbing, C. Meißner 1897. — Emil Peschkau: Die Aermsten. Berlin, Eisenach, Leipzig, Hermann Hillger. — Adalf Streckfuß: Der Sternkrug. Berlin, Albert Goldschmidt 1898. — M. Widdern: Die Rache eines Häßlichen. Ebd.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Montag, 14. März. Nummer 59.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wie Hawaii amerikanisch wurde. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. — Die Bamberger Domstatuen. Von Rudolf Kautzsch. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wie Hawaii amerikanisch wurde.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Friedlich gebettet mitten in der unendlichen Wasserfläche des Stillen Ozeans liegt eines der entzückendsten aller Länder des Erdballs, die Inselgruppe von Hawaii. Umwogt von den tiefblauen Fluthen des Ozeans, gebadet in den warmen Strahlen der Sonne schlummern hier ein Dutzend herrlicher Eilande, jedes einzelne ein Juwel der Mutter Erde. Die Ebenen sind von ausnehmender Fruchtbarkeit, die üppigste Tropenvegetation mit schlanken Palmen, hohen Brotfrucht- und Orangenbäumen, großblätterigen Bananen und den verschiedensten Riesenfarren beschattet die Thäler, in welchen nie versiegende Flüsse in munteren Kaskaden dem Meere zueilen; zu ihren Seiten erheben sich sanfte Höhen oder auch gewaltige Berge in kühnen Formen, stellenweise von solcher Wildheit und Eigenart, wie sonst nirgends auf Erden. Dazwischen haben unterirdische Gewalten die mächtigsten Vulkane aufgeworfen mit ewig qualmenden Kratern, denen breite, glühende Lavamassen entströmen, ganze Seen bildend oder breite Ströme, deren Gluth weithin durch die Nacht leuchtet. Als Wahrzeichen dieses paradiesischen Landes, des einzigen inmitten einer viele Millionen Quadratkilometer weiten Wasserwüste, ragt ein gewaltiger Berg, mit ewigem Schnee bedeckt, der weiße Berg, Mauna Kea, in den Azur des Himmels.

Die kühnen Entdecker und rücksichtslosen weißen Eroberer haben diese glücklichen Eilande länger in Frieden gelassen, als die meisten anderen Gebiete des Erdballs. Der mächtige Ozean war ihr Schutz, und erst als die Dampfkraft den Meeren schnelle Schiffe gab, kamen die gutmüthigen, ewig heiteren, ewig glücklichen Bewohner dieses Landes in innigere Berührung mit der Außenwelt. Das sollte ihr Verderben sein; an die Handhabung von Waffen, an das Kriegshandwerk nicht gewöhnt, gingen sie in dem Strom der abendländischen Kultur, der sich bald darauf über ihr Land ergoß, allmählich unter; von Jahr zu Jahr fielen dieser ihnen neuen, unerfaßlichen, übermächtigen Kultur immer mehr Eingeborene zum Opfer, im Jahre 1894 ging sogar ihre Selbständigkeit verloren, und das 20. Jahrhundert wird die „Perle des Stillen Ozeans“, Hawaii, nicht mehr als unabhängiges Reich, sondern voraussichtlich als einen Staat der großen amerikanischen Union sehen. Friedlich wie das Volk von Hawaii, die Kanaken, vor einem Jahrhundert in der Völkergesellschaft der Erde erschienen, ebenso friedlich werden sie auch untergehen. Die weiße Rasse hat wieder einen entfernten Außenposten der Antipoden erobert.

Erobert? Das Wort ist schlecht gewählt. Wie einstens in Bezug auf den großen Ländergewinn Oesterreichs durch glückliche Heirathen das geflügelte Wort entstanden ist: „Tu felix Austria, nube“, so könnte das 19. Jahrhundert der großen Republik zurufen: „Du, glückliches Amerika, kaufe!“ Seit der Schaffung ihrer Verfassung hat die Union wegen Landerwerb nur einen kleinen Krieg geführt, jenen mit ihrem Nachbarn Mexico. Sonst hat sie im Laufe dieses Jahrhunderts ihr Gebiet verviersacht und Länder erworben, welche an Umfang nahezu zwölfmal so groß sind wie das ganze Deutsche Reich, ohne die Knochen eines einzigen Soldaten geopfert zu haben — manche Länder, wie Texas, schlossen sich ihr freiwillig an, der große Rest wurde gekauft —, 5 bis 6 Millionen Quadratkilometer Landes für das Linsengericht von im ganzen 80 Millionen Dollars, etwa 60 Mark für 1 Quadratkilometer Amerika!

Hawaii, das sich als letzte und jüngste Erwerbung der großen Union anreihen wird, wurde von dieser nicht einmal gekauft, sondern ihr von einer Gruppe von Spekulanten in die Hände gespielt. In ähnlich rücksichtsloser Weise, wie sie der letzten Königin des fernen Inselreiches den Thron entrissen haben, werden sie demnächst das Sternenbanner an die Stelle der weiß-roth-blauen Streifen von Hawaii setzen, und dieses wird aus einem unabhängigen Königreich eine Zuckerkolonie der Yankees geworden sein.

Wer jemals Hawaii, diese einzige Landstation auf dem Wege von Amerika nach Japan oder von Amerika nach Australien, besucht hat, wird gewiß nur mit Bedauern geschieden sein. Ich kenne auf dem Erdball nur ein Land von ähnlicher Schönheit, das dem Bewohner ein ähnlich idyllisches glückliches Dasein darbietet, und das ist die Inselwelt des japanischen Binnenmeeres. Wie dort, so war auch das hawaiische Inselreich in früheren Zeiten in kleine Fürstenthümer gespalten, bis es dem Fürsten der größten Insel, Hawaii, gelang, sie alle zu erobern und sich als Kamehameha der Große zum König der ganzen Inselgruppe zu erheben. Er verlegte seine Residenz nach Honolulu, auf der drittgrößten Insel Oahu, und dieses Honolulu hat sich seither zur größten Stadt des Reiches entwickelt, wie es auch heute, nach dem unblutigen Sturz des Königthums, die Hauptstadt der Republik geblieben ist. Wer auf der etwa 8tägigen Fahrt von San Francisco sich den Inseln nähert, sieht zuweilen an klaren Tagen die 4200 m hohe Schneespitze des Mauna Kea über den Horizont ragen, umgeben von den anderen rauchenden Vulkanen der größten Insel; dann zeigen sich die kühnen Umrisse der zweitgrößten Insel Maui mit dem gewaltigen Vulkan Mauna Haleakala, dessen 600 m tiefer Krater einen Umfang von über 40 km besitzt (!); dann fährt der Dampfer den niedrigen Küsten der Insel Molokai entlang, auf welcher sich das traurige Asyl Tausender von Aussätzigen befindet, und nach kurzer Fahrt um die Südostspitze von Oahu herum zeigt sich das entzückende Honolulu, eingebettet zwischen Palmenhainen und Blumenbeeten, umrahmt von einem weiten Kranz kühner Berge, ähnlich wie auf der italienischen Riviera Mentone, nur ist in der Hauptstadt von Hawaii die Vegetation noch viel üppiger, tropischer, blumen- und farben-

Digitized by Google

reicher; vor der Invasion der praktischen, geschäftigen, auf der Jagd nach dem Dollar begriffenen Yankees war das Bild von Honolulu noch viel ansprechender, und geradeso wie die gastfreien, gutmüthigen Einwohner die landenden Fremden mit Guirlanden von Rosen und Nelken zu bekränzen pflegten, ebenso war auch jedes einzelne der lustigen, leichten, mit Veranden (lanai) umgebenen Wohnhäuser von Blumenbeeten umgeben, von herrlichen Tropenbäumen beschattet. Die Yankees rissen allmählich das ganze Geschäftsleben, die Ernten, das Land, den Wohlstand des Volkes an sich, bauten amerikanische Häuser, legten amerikanische Straßen an mit Pferdebahnen, elektrischer Beleuchtung, Telephon und Telegraph, und so entwickelte sich allmählich aus dem der See zunächst gelegenen Theil der tropischen Villenstadt ein amerikanisches Geschäftsviertel, das den fremden Besucher in unangenehmer Weise berührt. Erst in der Umgebung des herrlichen Ortes erkennt man, wie wohl der hohe Ruf Honolulu's berechtigt ist. Dort sieht man die idyllischen behaglichen Heimstätten, umgeben von Gärten, behängt mit den herrlichsten Blüthenzweigen, die langen Avenuen von Palmen, die schattigen, gutgepflegten Wege, die nach den Bergen oder der Seeküste entlang führen, vor allem die Straße nach dem reizenden Badestrand von Waikiki, dem Ostende von Hawaii. Dunkelhäutige, hochgewachsene Frauen von herrlichem Wuchs, mit lang herabfallendem üppigen Haar baden sich dort in den Fluthen; weiter im Hintergrunde liegen im Schatten wunderbarer Bäume die Wohnsitze der Kanaken; unter den Veranden bringen sie in diesem ewigen Sommer ihr Leben zu, ruhen, sich sanft wiegend, in den Hängematten, lesen, nehmen ihre Mahlzeiten ein oder geben sich den immer noch häufig vorkommenden Festlichkeiten mit Musik und Bayaderentänzen hin; die bekannten luau, Picnics der üppigsten Art, sind noch nicht in dem ewigen Einerlei des Yankeelebens untergegangen, ja selbst die Yankees veranstalten sie, und lassen sich dazu mit Blumenwinden bekränzen. Die Eingeborenen haben viel von ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt; die Männer kleiden sich in den Städten ähnlich wie die weißen Eindringlinge, und nur die Frauen tragen noch ihr lang wallendes holaku, eine Art Empirekleid, gewöhnlich aus schwarzem leichten Stoff, mit dem schönsten Schmuck der Frauen, frischen Blumen, die, zu Kränzen geflochten, von den Schultern über die Brust herabfallen. Diese majestätischen Gestalten von üppigen, durch die leichte Kleidung leicht erkennbaren Formen, diese kräftigen großen Männer des einst so glücklichen Kanakenvolkes sind, wie gesagt, dem Untergange geweiht. Im vorigen Jahrhundert gab es ihrer etwa eine Viertelmillion, 1832 waren sie auf 130,000 zusammengeschmolzen, 1850 gab es nur mehr 70,000, 20 Jahre später 50,000 und heute besteht das ganze Volk, einschließlich der Mischlinge, aus etwa 35,000 Seelen.

Die erste Ursache an diesem Hinsiechen einer ursprünglich so kräftigen Rasse waren die presbyterianischen Yankeemissionäre aus Boston. Schon in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts verlegten sie ihre Thätigkeit nach dem ihnen so bequemen, behaglichen Inselreiche des Stillen Ozeans, und wie die einstigen spanischen Missionäre unter den Inkas und Azteken mit dem Kreuz in der einen, dem Schwert in der andern Hand hausten, so war es den bigotten Yankeetemperenzlern aus dem puritanischen Neuengland neben der Einführung des Kreuzes hauptsächlich darum zu thun, dem liebenswürdigen, gutmüthigen, phantasievollen Kanaken die amerikanische Kultur aufzupfropfen. Die Missionäre duldeten es nicht, daß die Eingeborenen, dem milden tropischen Klima gemäß, nach althergebrachter Art nur einen Lendenschurz trugen; sie mußten Röcke und Hosen annehmen, ihre bisher nackten Füße mit Schuhen bekleiden. Ihre leichten, luftigen Wohnungen aus Holz oder Grasmatten wurden vielfach durch Häuser aus Stein und Ziegeln, mit Thüren und Fenstern ersetzt. In jeder Stadt, jedem Dorfe entstanden Kirchen und Schulen, dem gutmüthigen König, dem absoluten Herrscher über Hawaii, wurde eine — Verfassung aufgedrängt! und statt Ackerbau und andere nützliche Kenntnisse zur Ausbeutung des großen natürlichen Reichthums und zur Entwicklung des nationalen Wohlstandes lehrten ihnen die Puritaner Geographie und Mathematik, trockene Schulweisheit, die in diesem Tropenlande etwa ebenso unfruchtbar war, wie Gartenkunst in einer Steinwüste! In einem Menschenalter hatten sie ihre Ursprünglichkeit, ihre alten Sitten und Gebräuche verloren; sie konnten nun wohl Zeitungen lesen und täglich mit der Bibel zur Kirche wandern, um stundenlange Predigten anzuhören, aber ihre Naturkraft, ihre Gesundheit war gebrochen, und zu schwach, um das „go ahead" der Yankees zu tragen, sterben sie dahin — die Bostoner Missionäre aber frohlocken immer noch stolz über das zusammengeschrumpfte Häuflein von Kanaken, die sie zu „Christen" und „Kulturmenschen" gemacht haben!

Im Gefolge der Missionäre kamen amerikanische Abenteurer ins Land, besonders als die Goldfunde in Kalifornien Hunderttausende von Weißen an die Stillen Ozeanküsten Amerika's führten. Von den Enttäuschten wandten sich Viele nach Hawaii, um dort ihr Glück zu versuchen. Die Einen machten sich an die Herrscherfamilie und den König selbst, um von diesem einträgliche Konzessionen, Landschenkungen und Staatsvorrechte als Gegenleistung für die eingeführte amerikanische „Kultur" zu ergattern, andere erkannten die unglaubliche Fruchtbarkeit des Bodens und die Möglichkeit, durch Zucker-, Reis-, Kaffee-, Cacaopflanzungen Vermögen zu erwerben, und kauften von den eingeborenen Landbesitzern die Ländereien zu lächerlichen Preisen. Die Missionäre hatten aber dem Volke das wichtigste nicht gelehrt — die Arbeit, und da es durch das Hinsterben der Eingeborenen immer mehr an Arbeitskräften fehlte, setzten die Yankees beim Könige die Erlaubniß zur Einführung chinesischer und japanischer Kulis durch. Dieselben bewährten sich, wie überall, so auch hier vorzüglich, und als 1876 durch die Machenschaften der amerikanischen Zucker- und Reispflanzer in Washington das Gesetz durchgedrungen, daß Zucker und Reis von den Inseln zollfrei nach Amerika eingeführt werden dürfe, wuchsen die Plantagen, damit auch der Bedarf an Arbeitskräften und die Einwanderung von Kulis derart, daß sich heute neben den 30,000 Eingeborenen und etwa 6000 Mischlingen schon 22,000 Chinesen, 25,000 Japaner und 15,000 Portugiesen von Madeira auf Hawaii befinden. Den 35,000 Eingeborenen und Mischlingen stehen also doppelt so viel Fremde gegenüber, und sie alle werden nun von etwa 6000 Weißen beherrscht, von denen die Hälfte Amerikaner sind. Mit derselben Härte und Rücksichtslosigkeit, mit der die Letzteren gegenüber den Indianern in ihrem Lande verfuhren, traten sie auch in dem fremden Lande auf. Der König fand an seinem schwachen, minderzähligen, durch die Missionäre vielfach abspenstig gemachten Volke keinen kräftigen Rückhalt mehr, die anderen Weißen gehörten verschiedenen Nationen, darunter auch vielfach der deutschen an, und so hatten die Amerikaner bald die ausschließliche Herrschaft in ihren Händen, gestützt auf die Kriegsschiffe, die im Hafen vor Anker lagen. Schon 1887 scheiterte ein Versuch des Königs, sich aus den Händen der Yankees zu befreien dadurch, daß die Amerikaner geschickt eine Partei gegen die andere benutzten, die Portugiesen durch Versprechungen auf ihre Seite brachten und mit Gewalt gegen den König auftraten. Ihr Erfolg ermuthigte sie im Jahre 1894, seine nach dem Tode des Königs zur Regierung gelangte Schwester, Königin Liliankalani, abzusetzen und

Digitized by Google

eine Republik zu schaffen, in welcher diese Gesellschaft von spekulativen Yankees alle Machthaberposten sich gegenseitig zusprachen. In der ganzen zivilisirten Welt waren alle, welche mit den Verhältnissen vertraut waren, empört über diesen Gewaltstreich, der noch dazu von dem Gesandten der Vereinigten Staaten angeregt und auf seinen Befehl von den amerikanischen Kriegsschiffen thatkräftig unterstützt wurde. Selbst der Präsident der Vereinigten Staaten, Cleveland, versuchte sein möglichstes, das Geschehene ungeschehen zu machen, die Königin wieder auf den Thron zu setzen. Aber der Yankee-Zuckerring war mächtiger als der Präsident, und es blieb bei der Republik.

Was die Veranlassung für diesen Gewaltstreich der Yankees war? Eben der Zucker. Zucker hat die Unabhängigkeit des Inselreiches vernichtet, die alte Königsfamilie von ihrem Thron verjagt, aus Hawaii eine amerikanische Kolonie gemacht. Die Zuckerplantagen sind in den Händen der Amerikaner. Durch die zollfreie Einfuhr des Zuckers in die Vereinigten Staaten wurden Viele von ihnen zu mehrfachen Millionären, denn die Ausfuhr dieses Artikels, welche 1876 etwa 12 Millionen Kilo betrug, stieg dadurch von Jahr zu Jahr, bis sie heute etwa 150 Millionen Kilo erreicht hat. Die Ausfuhr von Reis verfünffachte sich in demselben Zeitraum. Nun drang bekanntlich in Amerika die berüchtigte McKinley-Bill durch, welche den ausländischen Zucker mit hohem Einfuhrzoll belegte, die amerikanische Zuckerproduktion aber durch Prämien förderte. Dadurch hätten die Yankee-Zuckerkönige von Hawaii natürlich viel von ihren reichen Einnahmen eingebüßt. Um das Verlorene wieder zu gewinnen, bot sich nur eine Möglichkeit: Hawaii mußte selbst in die Vereinigten Staaten einverleibt werden. Ein unabhängiges Königreich, in welchem eine Königin das Scepter führt, paßt aber nicht in die amerikanische Republik — deßhalb galt es vor allem, das Königreich zu stürzen. Wie die Amerikaner 7 Jahre vorher in ihrem wohlberechneten Spiel „Schach dem König" gerufen hatten, so setzten sie nun mit wenigen Zügen die regierende Königin matt und machten aus Hawaii eine Republik. Wäre das Inselreich nicht so ferne von aller Welt, es wäre dieser Handvoll habsüchtiger Politiker und Abenteurer nicht gelungen, so leicht mit einem Königreich von der Größe Württembergs zu spielen. Der nächste Zug ist es nun, die Republik Hawaii in den Staatenbund von Nordamerika einzuverleiben; dann brauchen die Zuckerkönige von Hawaii für ihren Zucker keine Einfuhrzölle mehr zu zahlen, ja sie erhalten auch noch die durch das Gesetz der Vereinigten Staaten auf einheimische Zuckerproduktion gesetzte Prämie, und werden in jedem Jahre um Millionen reicher. Das ganze Treiben wird auch in Amerika durchschaut, allein die Herren Gesetzgeber in Washington lassen mit sich reden; wie früher der Eisenbahnring, der Whiskeyring, der Landring, so wird jetzt der Zuckerring in Washington die Hebel ansetzen, und Hawaii wird wohl binnen kurzem als sechsundvierzigster Staat in die Union einverleibt werden. Als Vorwand muß dabei dienen, daß Hawaii als selbständige Republik sich nicht halten kann, und Amerika eine fremde Flagge in solcher Nähe seiner Küsten nicht dulden darf.

In solcher Nähe? Ist denn Hawaii von Amerika nicht 2000 englische Meilen entfernt? Und würde es deßhalb den Amerikanern nicht schwer fallen, Hawaii gegen fremde Angriffe zu vertheidigen? Gewiß. Aber doch befindet sich Hawaii dem amerikanischen Festlande noch um 400 oder 500 Meilen näher als der westliche Theil von Alaska; ja die entferntesten zu den Vereinigten Staaten gehörigen Inseln liegen sogar um 1500 englische Meilen weiter westlich als Hawaii, so daß dieses in der That innerhalb der Interessensphäre der Vereinigten Staaten liegt.

Wenn die Handvoll amerikanischer Machthaber der Republik Hawaii ihre neuerworbene Souveränität an Nordamerika freiwillig abtreten, so hat dies noch einen anderen wichtigen Grund. Der Mahnruf des Deutschen Kaisers: „Völker Europa's, hütet eure heiligsten Güter", hat auch auf Amerika Bezug, und vor diesem noch mehr auf den westlichsten Außenposten desselben, auf Hawaii. Kaum hatte Japan den Chinesen Formosa abgerungen, als es schon begehrende Blicke auf Hawaii warf, wo 25,000 seiner Unterthanen eine neue Heimath gefunden haben. Nicht nur als fleißige, nüchterne und bescheidene Kulis, unter deren freundlichem Lächeln und höflichen Manieren sich Rassenstolz und Weißenhaß verbirgt, sondern im Gefolge der Kulis kamen auch Kaufleute, die in den Hauptstraßen von Honolulu Geschäftshäuser eröffneten und mit den Amerikanern in regen Wettbewerb traten, dann sogar Kapitalisten, welche ebenfalls Zucker und Reis pflanzten, gerade so wie die Yankees. Die Letzteren sahen die Gefahr, welche ihnen gerade von den in solcher Ueberzahl im Lande vorhandenen Kindern der gelben Rasse drohte, und beschlossen, der Verfassung der neuen Republik die Bestimmung beizufügen, daß in Zukunft nur Amerikaner und Europäer das politische Stimmrecht erwerben können. Auf diese Weise sollten Kanaken, Chinesen und Japaner an jeder Einflußnahme auf die Verwaltung ausgeschlossen werden. Gegen diesen Ausschluß der Japaner erhob jedoch die japanische Regierung Protest und verlangte ihre vollständige Gleichberechtigung mit den Weißen. Das „gelbe Gespenst" bedrohte die Yankees. Vergeblich versuchten sie, die Verleihung des Stimmrechts vollständig einzustellen; vergeblich die Einwanderung der Japaner zu verbieten. Die Haltung der Japaner gegenüber der schwachen Republik wurde immer drohender, und es blieb der letzteren nichts übrig, als sich und das den Eingeborenen geraubte Land unter das amerikanische Sternenbanner zu stellen. Wäre dies nicht geschehen, Hawaii wäre in kurzer Zeit unter die Herrschaft der Gelben gekommen. Was immer die Triebfeder der Amerikaner war, dafür, daß sie Hawaii den Händen der übermüthigen Japaner entrissen haben, verdienen sie einen Lorberkranz; dafür, daß sie es aber den eingeborenen Besitzern und ihrem Herrscher in so gewissenloser Weise geraubt haben, verdienen sie — ganz etwas anderes.

So ist es denn für immer zu Ende mit der Herrlichkeit des hawaiischen Königthums; die Königin lebt mitten unter dem ihr treugebliebenen Kanakenvolk von einer geringen Pension, welche die Republik ihr großmüthig zahlt. Die großartigen Regierungsgebäude, der Palast des Königs, das Parlament sind Besitz des „Volkes" geworden, den Kanaken fehlt es an Energie und Führung, um sich erfolgreich gegen die Yankees zu wehren; die Portugiesen waren stets auf Seiten der letzteren, den Japanern ist es lieber, unter der Vereinigten Staaten-Regierung, als unter den Yankees von Hawaii zu leben, und den Chinesen ist es einerlei. Es wird nicht gar lange dauern, bis von dem eingeborenen Kanakenvolke nichts mehr zu sehen sein wird, als das eherne Standbild von Kamekamecha dem Großen, das, umwallt von dem berühmten königlichen Federmantel, auf dem palmengeschmückten Platz vor dem Parlamentspalaste steht. Aloha, aloha-eh, d. h. „Dir meine Liebe", ist die gewöhnliche Begrüßung des Kanaken, und die Meisten in Hawaii haben sie für ihren Gebrauch angenommen. Ob aber irgend Jemand, der von dem Vorgehen der Amerikaner auf Hawaii Kenntniß hat, jemals sich veranlaßt sehen wird, diesen Amerikanern Aloha-eh, „Euch meine Liebe", zuzurufen?

Die Bamberger Domskulpturen.

Wir haben keinen Ueberfluß an ernsthaften Einzeluntersuchungen zur Geschichte der deutschen Bildnerei. Da ist es doppelt erfreulich, daß soeben einer Gruppe von Hauptstücken aus der ersten Blüthezeit deutscher Plastik eine eingehende Erörterung zutheil geworden ist. Artur Weese hat in einem klar geschriebenen, mit 33 Zinkotypien ausgestatteten Buch [1]) die Bamberger Domskulpturen besprochen und damit dem alten Vorwurf, daß wir die griechischen und italienischen Werke besser kennen, als selbst die Meisterleistungen der heimischen Kunst, wieder einen Theil seiner Schärfe genommen.

Der Verfasser greift seinen Gegenstand mit einem Ueberblick über die Baugeschichte an. Danach hat der Dom seine heutige Gestalt erst seit 1185 erhalten; in diesem Jahr zerstörte ein Brand die alte Kirche Otto's des Heiligen bis auf einen Theil der nackten Mauern. Die Wiederherstellung begann sofort. Um über ihren Gang Sicherheit zu gewinnen, zieht Weese die benachbarten Bauten in Ebrach zum Vergleich heran. Es ergibt sich, daß die Michaelskapelle in Ebrach mit dem Georgenchor und den unteren Theilen des Peterschors am Bamberger Dom, namentlich in der Dekoration, mannichfach verwandt ist, während die oberen Theile eben dieses Bamberger Peterschors mit der (gothischen) Hauptkirche in Ebrach zusammenstimmen. In Ebrach beginnt man 1200 zu bauen, 1207 werden drei Altäre in der Michaelskapelle geweiht, Weihen in der Hauptkirche werden aus den Jahren 1211 bis 1218 berichtet. Wir haben also in Ebrach eine zusammenhängende Bauthätigkeit, die innerhalb eines verhaltnißmäßig kurzen Zeitraums zu ganz neuen Formen übergeht. „Unmittelbar nach einer Glanzleistung des romanischen Stils (der Michaelskapelle) erfolgt der volle Uebergang zu der neuen Bauweise.“ Der Chor der Hauptkirche ist ganz und gar gothisch, natürlich nach französischen Vorbildern, gebaut.

Für Bamberg haben wir an festen Daten: 1185 den Brand und damit den Anfangstermin für den Neubau. 1201 ein Fest im Georgenchor, während der Peterschor damals nachweislich noch nicht fertig war. 1229 eine Weihe im Peterschor, 1237 feierliche Hauptweihe des Doms. Der Analogieschluß von Ebrach auf das verwandte Bamberg liegt nahe. Es würde sich dann ergeben, daß in Bamberg zwar die Arbeiten früher begonnen und später vollendet wurden, daß aber doch eine geschlossene Bauperiode auch für Bamberg anzunehmen sein wird; wie in Ebrach ist man auch hier (am Peterschor) unmittelbar von romanischen zu gothischen Formen übergegangen. Aber nicht nur dieses wichtige Ergebniß legt uns der Vergleich mit Ebrach nahe, die Verwandtschaft ist auch für die Stilkritik wichtig. Wir haben an den romanischen Theilen in Bamberg Aeußerungen eines prächtigen dekorativen Stils. Die Abhängigkeit dieses Stils von der rheinischen und der thüringisch-sächsischen Architektur wird im ganzen (wenigstens für das Innere) vom Verfasser abgewiesen, die Verwandtschaft mit Ebrach nachdrücklich betont. Vielleicht berief man nach 1207 geradezu den Ebracher Meister zur Dekoration der Bamberger Neubauten. Die letzte Quelle der romanischen Kunst in Ebrach und Bamberg sucht Weese in Burgund. Erst recht ist natürlich die Ebracher und Bamberger Gothik von Frankreich abhängig. Dabei mag Ebrach in Einigem zwischen Frankreich und Bamberg vermittelt haben. Für anderes holte sich der Bamberger Bauherr die Anregungen unmittelbar selbst in der Heimath des neuen Stils. So ist die Abhängigkeit der Bamberger Westthürme von den Thürmen der Kathedrale zu Laon längst erkannt worden. Auch diese Westthürme des Bamberger Doms gehören in der Hauptsache, nach Weese, unsrer Bauperiode (bis 1237) an, mögen sie auch erst später fertig geworden sein. Später (etwa nach 1274) wären sie schwer erklärlich, da sie um diese Zeit in Frankreich schon überholt waren.

Vielleicht hätte die Untersuchung der Bauformen etwas eingehender sein dürfen. Man vermißt die Angabe weiterer Belege, namentlich für die behauptete Zusammengehörigkeit des Bamberg-Ebracher romanischen Stils mit der burgundischen Kunst. Der Hinweis auf den Kleeblattbogen schlechthin befriedigt nicht ganz. Stimmen auch Profilirung und Verhältnisse überein? Und gibt es der gemeinsamen Einzelheiten nicht mehr?

Das Hauptergebniß der Untersuchung wird durch diese Fragen nicht berührt. Und so können wir den Schlußsätzen durchaus zustimmen: wir gewinnen eine zusammenhängende Bauperiode, die von 1185 bis 1237 währt. In dieser Zeit hat der ganze Dom, einschließlich der Westthürme, sein charakteristisches Gepräge erhalten, so daß auch der Uebergang vom romanischen Stil in gothisirende Gewohnheiten dieser Periode angehört.

Nach dieser baugeschichtlichen Einleitung, die die Grundlagen für eine richtige Würdigung der Bamberger Bildwerke gibt, wendet sich nun der Verfasser diesen selbst zu. Er bespricht zunächst die Reliefsiguren an den Schranken des Georgenchors. Dargestellt sind hier auf jeder Seite sechs Paare einander zugekehrter Männer. Dazu kommt auf der einen Seite ein Feld mit der Darstellung der Verkündigung, auf der anderen ein Erzengel Michael, den Drachen tödtend. In den Männerpaaren erkennt Weese wohl mit Recht hier (auf der Südseite) die zwölf Apostel, dort (auf der Nordseite) entsprechende zwölf Propheten. Auf den Spruchbändern jener war das Credo, auf den Spruchbändern dieser je eine Weissagung geschrieben. Der Gegenstand der Darstellungen ist also ein altüblicher und — recht trockener. Um so bedeutsamer ist daher, was der Künstler aus dem spröden Stoff gemacht hat. Die Gruppen sind dramatisch belebt, die Paare disputiren über den Inhalt ihrer Sätze. Mit Recht hebt Weese die große künstlerische That, die in einer solchen Vertiefung der Aufgabe nach der psychologischen Seite hin liegt, nachdrücklich hervor.

Aber nicht nur der Gegenstand und seine Behandlung interessiren uns: vor allem verlangen wir nun zu wissen: woher hat „der Meister des Georgenchors“ seinen Stil? Zunächst charakterisirt Weese diesen Stil. Die Analyse ist eingehend. Es ergibt sich, daß sämmtliche Reliefelder von einer Hand stammen und deutlich eine Entwicklung erkennen lassen. Diese geht von den Aposteln der Südseite zu den Propheten der Nordseite über und gipfelt in dem Relief der Verkündigung. Der Meister zeigt sich zunehmend freier und kühner in der Technik, er geht immer weiter in den Stein hinein. Dabei wird in der Gewandbehandlung die Manier immer starrer, während in der Darstellung des gewählten Augenblicks die Lebendigkeit und das dramatische Pathos wächst. Auch die Naturfrische, Größe und Freiheit der Köpfe steigert sich. Dieses Nebeneinander von Manier und Naturwahrheit ist das eigentlich Bezeichnende. Wir erkennen deutlich die Kunst einer Persönlichkeit, die sich von ihrer Umgebung ganz scharf abhebt.

Nach einigen Worten über die Werkstattarbeiten dieser älteren Bamberger Plastik geht der Verfasser an die Hauptfrage: woher kommt Technik und Stil dieser Kunst? Bisher ist diese Frage zumeist mit dem Hinweis auf Sachsen

---

[1]) Die Bamberger Domskulpturen. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Plastik des 13. Jahrhunderts. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 10. Heft.) Straßburg, Heitz 1897. Zu vergleichen ist auch die werthvolle, eben erscheinende große Publikation von Kufleger und Weese: Mittelalterliche Kunstdenkmale Bambergs: Der Dom zu Bamberg. Durchweg gute Lichtdrucktafeln.

Digitized by Google

beantwortet worden. Weese tritt dieser Auffassung entgegen. Unsrer Ueberzeugung nach durchaus mit Recht. Zwar können wir uns nicht mit allem einverstanden erklären, was er über die sächsische Bildnerei des 13. Jahrhunderts an sich sagt: eine „kaum unterbrochene Dauer" der sächsischen Schule seit den Tagen Bernwards, vor allem eine einheitliche Entwicklung können wir doch noch nicht nachweisen. Die zweifellos von französischer Kunst berührten Werke in Freiberg und Wechselburg scheiden sich noch immer wohl merkbar von den westsächsischen; die Grabmäler in Groitzsch, Wechselburg, Braunschweig gehören wieder ihrerseits zusammen, und die Naumburger Donatoren endlich scheinen sich von allen genannten Stücken erst recht zu sondern. Die ganze sächsische Bildnerei harrt noch durchaus wissenschaftlicher Analyse. Wenn wir aber so auch ein gewisses Bedenken gegenüber einigen Ausführungen Weese's nicht unterdrücken können, so dürfen wir doch dem hier allein wichtigen Ergebniß seiner Beobachtungen durchaus zustimmen: die ältere Bamberger Plastik ist mit der sächsischen nicht stilverwandt. Geistiger Gehalt, Typen, Gewandbehandlung, Technik widersprechen gleichmäßig dieser Annahme. Ebensowenig bieten Süddeutschland, der Rhein oder Franken irgendwie auf die Bamberger Plastik vorbereitende Arbeiten. Und auch an Ort und Stelle selbst, in Bamberg, gab es keine Schule, aus der ein Meister des Georgenchors hätte hervorgehen können. Durchaus mit Recht verwirft Weese die Annahme, dieser großplastische Stil hätte sich an den Anregungen, die byzantinisirende Kleinkunst bot, herausbilden können. Also alles in allem: Deutschland ist nicht die Heimath dieser Kunst.

Ganz von selbst drängt sich an dieser Stelle die Vermuthung auf: sollte Frankreich wie so oft, wie insbesondere für die gleichzeitige Bamberger Architektur, so auch für diese Plastik die Voraussetzungen bieten? Weese bejaht die Vermuthung. Aber er verwahrt sich von vornherein dagegen, „Zug um Zug und Strich um Strich die Bamberger Skulpturen durch französische Vorbilder belegen zu wollen". Für einen solchen Nachweis ist die Zeit noch nicht gekommen. Es fehlt noch zu sehr an wissenschaftlichen Vorarbeiten. Weese will sich daher darauf beschränken, die „Grundelemente des künstlerischen Charakters" des Bamberger Meisters in der französischen Plastik nachzuweisen. Zu diesem Zweck gibt er zunächst einige werthvolle Bemerkungen über Reliefdarstellung und statuarische Kunst. Relief und Einzelfigur sind auf verschiedene Weise durch die Rohform des Materials gebunden: dort gibt die Steinplatte, hier der Steinpfeiler Materialgrenzen ab, die den Stil der Gebilde weitgehend bestimmen. Aehnliche Ausführungen haben sich schon in den älteren Arbeiten Schmarsows und Böge's als sehr fruchtbar erwiesen. Es zeigt sich auch hier sofort, welchen Werth solche Darlegungen haben. Wenn sich ergibt, daß der Meister des Georgenchors das Problem, das die Rohform des Materials, die Steinplatte, stellt, ebenso löst wie die französische Plastik, oder doch eine bestimmte Schule innerhalb dieser, so drängt sich die Annahme auf, daß er technische und künstlerische Gewohnheiten mit jener französischen Schule gemein hat, daß er irgendwie mit ihr in Zusammenhang steht. Das ist nun in der That der Fall. In den Schulen Burgunds und der Languedoc kehrt eine ganze Reihe von Eigenthümlichkeiten des Bamberger Meisters (und zwar in verstärktem Maße) wieder, deren Wurzel Weese mit Recht in technischen Voraussetzungen sucht. So die gewaltsam bewegte Körperhaltung der Figuren, z. B. Schreiten nach rechts bei einer Wendung des Oberkörpers nach links (also in der Fläche), lebhafte Gestikulation nach den Seiten (also wiederum in der Fläche), die Behandlung des Gewandes, das die Gliedmaßen deutlich zeigt, zu den Seiten aber sich in reicher Faltenanordnung ausbreitet. Dazu kommt nun eine ganze Reihe sonstiger technischer und stilistischer Uebereinstimmungen: der scharfe Schnitt, die feine Ziselirung einerseits, die Behandlung der Formen, z. B. der straffen Gesichtsformen, der Gewandfalten mit ihren engen parallelen Zügen, ihren Stufen, ihren konzentrischen Halb- und Dreivierteltreisen andrerseits, sodann die schmucken Bordüren u. a. m. Aber weiter: die Verwandtschaft geht über das formale Gebiet hinaus. Wie der Bamberger Meister, so suchen auch die Schulen Burgunds und der Languedoc das Schwergewicht der Schöpfung in der Beseelung der Figuren, in der dramatischen Seite. Daher sind auch hier die Köpfe mit besonderer Sorgfalt gearbeitet, ist die Bewegung der ganzen Figur und besonders der Hände höchst lebhaft. Schließlich findet sich hier — und soweit wir wissen, nur hier — auch das Motiv der Disputation der Propheten- und Apostelpaare. Kurz: das ganze merkwürdige Schauspiel einer Kunst, die halb starre Manier, halb Ausdruck sein beobachteten, leidenschaftlichen Lebens ist, wiederholt sich in jenen französischen Provinzen, und zwar so, daß wir keinen Augenblick zweifeln können, der Bamberger Meister ist in allem fortgeschrittener, seine Werke stellen eine hier gemäßigte, dort verfeinerte Weiterbildung der französischen Weise dar. Dabei ist er gewiß in hohem Maße selbständig. Er bleibt ein großer Künstler, da er wächst, da wir die Voraussetzungen seiner Kunst kennen, die er beträchtlich hinter sich läßt.

Diese ganze Ausführung des Verfassers über die Zusammenhänge zwischen Frankreich und Bamberg ist m. E. durchaus einleuchtend. Nur ein paar Fragen, die nicht ganz unwesentlich sind, sähe man gern noch beantwortet. In welche Zeit fällt nach des Verfassers Ermittelungen die Entstehung der hier für uns wichtigsten Bildwerke in Burgund und in der Languedoc? Ist es denkbar, daß der Bamberger Meister zur Zeit ihrer Entstehung in einer burgundischen oder sonstigen französischen Bauhütte gearbeitet hat? Einige Ausführungen bei Böge lassen diese willkommene Annahme zu. Sodann erführe man gern Bestimmteres über den Stilzusammenhang der Bamberger Plastik mit der Dekoration. Weese nennt den Kleeblattbogen an der Schranke des Georgenchors ein burgundisches Motiv. Kommt eben dieser Kleeblattbogen etwa auch an jenen Bauten Burgunds vor, deren Bildwerke zum Vergleich mit den Bamberger Reliefs herangezogen werden? Kommen insbesondere die konsolenartigen, dekorirten Fußpunkte der Bamberger Kleeblattbogen auch dort vor? Sie sind mit den Reliefsfiguren an der Chorschranke, soweit die Photographie erkennen läßt, aus einem Stück gearbeitet. Ließen sie sich in Burgund nachweisen, so wäre viel gewonnen. Denn vermuthlich hat hier wie anderswo dieselbe Hand Figur und Dekorationsstück gearbeitet. Endlich möchte ich die Bemerkung einschalten, daß sich mir zur Erkenntniß technischer und stilistischer Eigenthümlichkeiten wiederholt Querschnitte als sehr nützlich erwiesen haben. Nicht nur allgemeine Verhältnisse (Breite zur Tiefe an verschiedenen Punkten der Höhenachse), sondern auch sehr charakteristische Einzelheiten, wie Gewandfalten, treten in Querschnitten mitunter höchst überraschend hervor. Doch dies nur nebenbei. Diese Fragen und Bemerkungen greifen das Hauptergebniß des Verfassers auch hier nicht an.

Weese verzichtet darauf, bestimmter zu umschreiben, wo und wie der Meister des Georgenchors seine Kunst gelernt hat. In der That ist das kaum zu entscheiden. Von vornherein läßt sich nicht sagen, ob ein Franzose oder ein in Frankreich geschulter Deutscher hier gearbeitet hat. Der Verfasser lehnt die Entscheidung ausdrücklich ab. Dagegen gibt er nun den willkommenen Nachweis, daß die Annahme einer Beziehung des Bamberger Bauherrn zu Frankreich keineswegs auf Schwierigkeiten stößt. Im Gegentheil. Bischof Ekbert (1203—1237), der Erbauer des Georgenchors, war

ein Graf von Andechs und Meran. Sein Bruder Otto von Meran wurde 1208 Pfalzgraf von Burgund, seine Schwester Agnes war die Gemahlin Philipp Augusts, also Königin von Frankreich, und sein Neffe Otto II. vertobte sich damals mit Bianca von der Champagne. Mit aller wünschenswerthen Genauigkeit erfahren wir also, daß der Bauherr zu Bamberg enge Familienbeziehungen zu Frankreich, und zwar gerade auch zu Burgund hatte, wo wir die Heimath des Stils der Bamberger Plastik suchen. Ja noch mehr: längst ist anerkannt, daß die Westthürme des Bamberger Domes ihr Vorbild in den Thürmen von Notre Dame in Laon haben. Und wenn nun Ekbert von Bamberg sich so für seine Thürme das Muster in der Champagne holte, ist es da so undenkbar, daß er einem in Burgund geschulten Meister den Auftrag gab, die Reliefbilder am Georgenchor zu arbeiten? Die Champagne und Burgund sind ja eben die französischen Provinzen, die die Meranier als ihre neue Heimath betrachten konnten. Alles in allem: auch äußerlich steht seiner Annahme: der Meister des Georgenchors habe seine Kunst in Frankreich erlernt, nichts ernstliches im Wege.

Von den Reliefbildern des Georgenchors scheiden sich scharf und deutlich die jüngeren Werke des plastischen Schmucks in Bamberg. Die Verbindungsglieder zwischen beiden Gruppen fehlen: kein Gedanke daran, daß etwa die Thätigkeit des Meisters vom Georgenchor in Bamberg Schule gebildet hätte. Wie jener ältere, so muß nun der jüngere (oder mehrere jüngere) Meister von auswärts gekommen sein und hier Arbeit gefunden und genommen haben. Mit ihm kommt eine ganz neue Kunst nach Bamberg: die französische Gothik. Weese widmet dieser neuen Weise den zweiten Theil seines Buches. Ein einleitender Abschnitt soll uns zunächst über Wesen und Verbreitung der Gothik einige Aufklärung geben. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auf das Einzelne dieses Kapitels eingehen. Mit dem Hauptergebniß können wir uns voll einverstanden erklären: der frühgothischen Plastik schien die Gegenwart und der leibhaftige Mensch das beste Objekt künstlerischer Darstellung. Diese neue Kunst war eine aristokratische, höfische Kunst und sie hatte in der Champagne ihre Heimath. Von der Champagne aus gelangte sie auch nach Bamberg.

Schon Dehio hat vor Jahren darauf hingewiesen, daß die Bamberger Gruppe der Heimsuchung (Figuren im Ostchor) ihr unmittelbares Vorbild in den entsprechenden Figuren im Portal der Kathedrale von Reims hat. Diese Beobachtung hat dem Verfasser den Weg gewiesen. Er findet, daß auch die beiden Figuren des Kaisers Heinrich und der Kunigunde in Reims vorgebildet sind, und zwar in den Figuren des Königs Salomo und der Königin von Saba. Freilich ergibt ein Vergleich große Verschiedenheiten. Aber wir dürfen unbedingt zugeben: ziehen wir etwa eine Naumburger Figur zum Vergleich heran, so springt die Zusammengehörigkeit der Reimser und der Bamberger Statuen sofort in die Augen. Und auch abgesehen von dieser Stilverwandtschaft scheint mir wenigstens die Abhängigkeit des Kaisers Heinrich von einer Gewandfigur des Reimser Salomo-Typus völlig gesichert. Nur ob eben der erhaltene Reimser Salomo und die erhaltene Königin von Saba in Reims nothwendig die Vorbilder der Bamberger Figuren gewesen sein müssen, das dünkt mich bei der großen Menge untergegangenen Materials doch nicht ganz ausgemacht. Nimmt doch Weese selbst für den Kopf des Kaisers Heinrich ein anderes Vorbild als den Salomo an. Sehr glücklich, wie mir scheint, weist er dafür auf die Köpfe der Königsfiguren an den Reimser Filialen hin. Hier ist die Verwandtschaft äußerst einleuchtend. Und die Vergleichung fällt dabei keineswegs zum Nachtheil des Bamberger Werks aus.

Vielleicht hätte der Verfasser hier und im folgenden noch etwas mehr Gewicht auf die technische und stilistische Verwandtschaft im allgemeinen, als auf die Zusammengehörigkeit der Typen legen können. Wie nah sich die Typen wirklich stehen, kann wohl nur der bemessen, der im Umkreis der mittelaltertichen Plastik Bescheid weiß. Auf jeden weniger Unterrichteten wird eine Stilgleichheit stets einen viel stärkeren Eindruck machen, als eine größere oder geringere Typenverwandtschaft. (Ich weiß nicht, ob nicht vielleicht auch hier Querschnitte ganz gute Dienste gethan hätten.) Uebrigens ist das natürlich nur eine praktische oder sozusagen pädagogische Erinnerung. Thatsächlich sind auch technische und stilistische Uebereinstimmungen zahlreich angeführt.

Was sodann über den Reiter gesagt wird, ist ebenfalls durchaus ansprechend. Ueberzeugend scheint namentlich die Beziehung zu einer der Fialenfiguren in Reims: auch dieser ins Profil gestellte Reiter ist nicht als volles Rundbild gedacht. Er trägt die Merkmale seiner Herkunft von einer Säulen- oder Mauerfigur deutlich an sich. Auch für die Figur des Papstes Clemens II. (jetzt am Georgenchor aufgestellt) wird eine entsprechende Statue in Reims das Vorbild abgegeben haben. Dagegen wird es schwierig, für die herrlichen Bilder der Kirche und Synagoge in Bamberg bestimmte französische Urtypen festzustellen. Und ich möchte hier wiederholen, was oben schon einmal angedeutet wurde: die Masse des zugrunde Gegangenen mahnt zur Vorsicht. Die entsprechenden Reimser Figuren können hier nur mit großem Vorbehalt herangezogen werden.

Die Werke, für die der Verfasser ein bestimmtes französisches Vorbild nicht nennen kann (Adam und Eva, jüngstes Gericht, Verkündigungsengel, Petrus und Stephanus), können Neuschöpfungen des Bamberger Meisters sein. Ihre enge Verwandtschaft aber mit den übrigen Werken zeigt schon, daß die in ihnen zum Ausdruck gelangende Kunst nicht als eigentlich deutsche Kunst angesprochen werden darf. Das gilt selbst von einem Werke, wie dem jüngsten Gericht, das scheinbar mehr Verwandtes auf deutschem als auf französischem Boden hat. Auch für die Komposition dieses Hochreliefs ist der Ausgangspunkt in Frankreich zu suchen.

Schon aus diesem Schluß geht hervor, daß Weese die sämmtlichen jüngeren Hauptwerke in Bamberg als durchaus zusammengehörig betrachtet. Bereits Bode hatte nur einen einzigen Hauptmeister angenommen. Weese schließt sich diesem Urtheil vollkommen an, läßt aber doch die Möglichkeit zu, daß verschiedene Gehülfen ihm zur Verfügung gestanden haben mögen. In der That bedarf man dieser Annahme, da z. B. die Köpfe des Adam (und Petrus?) einerseits, des Reiters und des Kaisers Heinrich andrerseits doch recht verschieden sind. Dies erklärt sich allerdings, wenigstens zum Theil, daraus, daß hier gute Vorbilder zur Verfügung standen, dort nicht. Aber auch unter dieser Voraussetzung bleibt noch ein Rest: einem Künstler, der seine Vorbilder so verstand und verwerthete, traut man diesen Adamskopf doch nicht so ohne weiteres zu. Er scheint mir sehr viel schwächer. Doch will ich darum mit dem Verfasser nicht rechten. Eine Verständigung würde vor dem Original gewiß zu erzielen sein. Ich möchte dazu nur noch bemerken, daß auch die Kirche und Eva auf der einen Seite gegenüber dem Verkündigungsengel, Stephanus und Kunigunde auf der anderen zusammengehören dürften.

Weese spricht sich, wie erwähnt, entschieden für einen Hauptmeister aus. Und daran ändert auch unsre Annahme mehrerer unterscheidbarer Gehülfen nichts. Jener Meister muß die Bildwerke in Reims emsig studirt haben, er hat sie wohl auch abgezeichnet. Ob er in der Bauhütte dort selbst thätig gewesen ist, kann nicht mehr entschieden werden. Jedenfalls kommt er wohl ausgerüstet mit der Kenntniß französischer Bildnerei und erfüllt von den hohen Gestalten der Reimser Kathedrale nach Bamberg. Aber hier

Digitized by Google

hat er nicht schlechtweg kapirt, was er dort gesehen. Er wahrt seinen Vorbildern gegenüber seine Selbständigkeit. Und wenn er auch an Grazie und Geschmack, an Eleganz und Pose hinter ihnen zurückbleibt: eins haben seine Gebilde jedenfalls vor jenen voraus: den weit größeren geistigen Gehalt. Gestalten wie die Elisabeth und den Reiter suchen wir im Bereich französischer Plastik vergebens. Zweifellos ist unser Meister der größere Künstler.

Hier möchte ich nun doch eine Bemerkung einschalten, die mir wesentlich scheint. Ist es nicht derselbe Zug, der den älteren Meister in Bamberg über seine Vorgänger in Burgund oder in der Languedoc hinaushebt? Wie der jüngere hat auch er vor den Franzosen nicht eine grundsätzlich plastischere Weise, nicht größere Eleganz, Grazie, Geschmack, Formensinn voraus. Wohl aber Leben, ja eine tiefe innere Leidenschaft, die seine Gestalten erfüllt und von jenen Vorbildern durchaus wesensverschieden macht. Und nun frage ich: ist es nicht wiederum derselbe Zug, der einen Wolfram von Eschenbach über sein Vorbild Chrestien von Troyes stellt? Und — ist es nicht derselbe Zug, der auch noch Dürers Aneignung und Umbildung der italienischen Renaissance schließlich bestimmt? Kurz: prägt sich in der eigenartigen Stellung der beiden Bamberger Künstler nicht zuletzt die Art spezifisch deutscher Kunst aus? Es ist wohrhaft nicht Chauvinismus, wenn wir den deutschen Grundcharakter dieser Plastik doch zu fassen meinen. Vielmehr denke ich, es ist eine wesentliche Aufgabe der Kunstgeschichte, die nationale Eigenart der Kunst in den verschiedenen Ländern zu erkennen und zu umschreiben. Und je bereitwilliger wir dem französischen Genius geben, was ihm gehört, um so bestimmter müssen wir suchen zu verstehen, was diese Werke auf deutschem Boden schließlich von seinen Schöpfungen scheidet. Die Analyse dieser Unterschiede gibt Weese mit aller Schärfe. Ich denke, er wird auch gegen unsern Schluß nicht viel einzuwenden haben.

Es galt nun noch mit den älteren Ansichten über die Herkunft der jüngeren Bamberger Kunst aufzuräumen. Daß in Naumburg ein anderes Wesen waltet, war nicht schwer zu erweisen. Dagegen ist die Auseinandersetzung mit einer anderen These, die eine Beziehung zwischen Bamberg und Magdeburg herstellen wollte, m. E. ein wenig zu kurz gekommen. Zwar, um das gleich vorauszuschicken, auch mir scheint die Arbeit in Magdeburg (die Sitzbilder des Kaisers Otto und der Edith) „unfrei, befangen und andersartig". Aber es ist doch kein Zweifel, daß diese Magdeburger Figuren näher mit den Bambergern verwandt sind, als die sonstigen sächsischen Werke. Die Erklärung liegt nahe genug, und der Verfasser selbst deutet sie auch an: auch in Magdeburg sind französische Erinnerungen im Spiele, wenn auch weit abgeblaßter als in Bamberg. Was auch mich hindert, diesen Figuren irgendwelche Bedeutung für die Genesis der Bamberger Kunst zuzugestehen, das ist eben vor allem die Thatsache, daß uns der Hinweis auf Reims mühelos und einfach erklärt, was bei der Annahme einer Entwicklung aus der Mageburger Kunst heraus ein Wunder bliebe. Im Grunde also bin ich auch hier durchaus mit dem Verfasser einverstanden. Nur hätte er vielleicht eine sachliche Erörterung dieses Punktes besser in den Text als in eine Anmerkung verwiesen.

Schließlich wird der Versuch gemacht, die Zeit der Thätigkeit des jüngeren Meisters in Bamberg zu bestimmen. Weese schließt sich in dieser Frage der herkömmlichen Datirung an und stützt sie durch einige neue Erwägungen. Nach ihm ist es wieder ein Meranier, der Bischof Berthold von Leinlugen (1256—1285), der die gothischen Bildwerke ausführen ließ. Die Verbindungen seines Geschlechts mit der Champagne ließen ihn die Blicke auf Reims richten, wo soeben der plastische Schmuck des Hauptportals an der Kathedrale vollendet worden war. Wir verstehen durchaus, wie er dazu kam, gerade einem dort geschulten Meister den großen Auftrag zu geben. „Etwa in den 80er Jahren haben wir uns die Werke unsres Meisters entstanden zu denken." Mit dem Hinweis auf die Meranier läßt sich auch das Auftreten des in Burgund ganz besonders verehrten hl. Stephan in Bamberg erklären. Und ebenso machen ihre Beziehungen zu Ungarn die ältere Benennung des Reiters als Stephan von Ungarn wahrscheinlicher als die jüngere, die Kaurad III. in der kühnen Figur sieht. Diese Bemerkungen haben eine große Wahrscheinlichkeit für sich, können aber — auch nach der Ansicht des Verfassers — nicht als eigentliche Beweise gelten.

Mit einem Ausblick in das 14. Jahrhundert endet das anregende Buch. Es wird gezeigt, wie es kam, daß man sich nicht entschließen mochte, die jüngere Bamberger Plastik als gothisch zu bezeichnen. Gothische statuarische Werke sind bei uns nur zur Zeit des sogenannten Uebergangsstils entstanden. Und die ganze spätere Plastik (des 14. Jahrhunders) hat mit den großen Werken in Naumburg und Bamberg nichts zu thun. Nun aber haben wir in Deutschland, wenigstens in einer Provinz, eine Entwicklung monumentaler Plastik aus dem vollen romanischen Stil heraus. Was Wunder, daß man die letzten monumentalen Werke des 13. Jahrhunderts in Deutschland dieser Reihe anschloß. Man sah eben nicht auf die französischen Vorbilder, sondern suchte Anknüpfungspunkte in Deutschland.

Weese hat m. E. dies unbestreitbar dargethan: die jüngere Bamberger Plastik steht auf der Grundlage der französischen Gothik und kann nur der Gothik zugerechnet werden.

So sind denn zur Erklärung zweier Hauptschöpfungen der deutschen Plastik des 13. Jahrhunderts entscheidende Sätze aufgestellt und mit Glück begründet. Mag auch noch manche Lücke vorläufig unausgefüllt bleiben, Weese's Buch wird durchaus den Anspruch erheben dürfen, die wichtigsten Fragen nicht nur in Fluß gebracht, sondern im großen Ganzen auch schon beantwortet zu haben.

Wohlthuend berührt die klare und warme Sprache des Buches. Die Zinkotypien sind durchweg zweckentsprechend, einzelne, wie der Kopf des Reiters, prächtig.

Alles in allem stellt die Schrift eine sehr erfreuliche und willkommene Bereicherung der wissenschaftlichen Literatur über mittelalterliche Kunst dar. Wir können nur wünschen, daß bald auch die übrigen frühgothischen Bildwerke Deutschlands und die Werke der sächsischen Plastik des 13. Jahrhunderts eine ähnlich sachgemäße Erörterung erfahren möchten.

Rudolf Kautzsch.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Kgl. Akademie der Wissenschaften. Sitzung vom 5. März 1897. 1. Philosophisch-philologische Klasse. Die Klasse beschließt die Ertheilung eines Preises aus dem Zagraphosfonds für eine Arbeit, deren Verfasser in der nächsten Festsitzung am 15. März genannt werden wird. — Prof. Hirth legt das Werk von Yüan Yüan über alte Bronze-Inschriften China's mit Erläuterungen über chinesische Hieroglyphik vor, woran Prof. Ebers Aufschlüsse über den Mangel eines Zusammenhangs zwischen den chinesischen und ägyptischen Hieroglyphen trotz einiger zufälliger Uebereinstimmungen knüpft. Hr. Hirth hält sodann einen in den Sitzungsberichten erscheinenden Vortrag: „Uebersetzung und Erläuterung eines Abschnittes aus der Ethnographie des Tschau Ju-Kua, betreffend Tsugking, Chachinchina, Combodja". Hierauf hält Prof. Furtwängler einen in den Abhandlungen mit einer Tafel erscheinenden Vortrag über das „Relief eines kleinen

Maemorgiebels griechischer Arbeit" im Besitze des Hrn. Dr. Hammet in Zürich. Dieses Relief ist im schönsten Stil der Periode um 400 v. Chr. gearbeitet und stellt Hermes dar, welcher eine Frau, vermuthlich Eurydike, aus der durch mehrere trauernde Frauen in sitzender Stellung symbolisirten Unterwelt geleitet. — II. Mathematisch-physikalische Klasse. Prof. Hertwig hält einen für die Abhandlungen bestimmten Vortrag über „Befruchtung und Kerntheilung bei *Aktinosphaerium Eichhorni*". — Professar v. Lammel legt zwei in den Sitzungsberichten erscheinende Arbeiten des Privatdozenten De. Arthur Korn vor, welche den Titel führen: „Ueber Entstehung des Erdmagnetismus nach der hydrodynamischen Theorie" und „Ueber die Erhaltung des dielektrischen Zustandes einer inkompressiblen Flüssigkeit". — Peaf. Lindemann macht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mittheilung „Ueber die Drehung eines starren Körpers um seinen Schwerpunkt". — Prof. Walter Dyck gibt einen dritten, gleichfalls für die Sitzungsberichte bestimmten Bericht zur Potentialtheorie „über die Bestimmung der Anzahl der Nullstellen eines Systems von Funktianen mehrerer Variabeln in einem gegebenen Bereich und über die Berechnung der Werthe einer gegebenen Fnuktion in diesen Punkten". — III. In der historischen Klasse hielt Prof. Traube einen Vortrag über „Paläographische Forschungen, I. Theil", der mit vier photographischen Tafeln in den Abhandlungen veröffentlicht wird.

-e. Christoph v. Tiedemann: Persönliche Erinnerungen an den Fürsten v. Bismarck. Vortrag, geholten in der Historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt in Bromberg. Mit einem Faksimile. Leipzig, S. Hirzel 1898. — Viele Einzelheiten aus diesem interessanten Vortrag, der schon am 18. Naember v. J. gehalten wurde, hoben seitdem den Weg in die Tagespresse gefunden, wo sie natürlich, herausgerissen aus ihrem inneren Zusammenhang, nicht immer in der richtigen Beleuchtung nacherzählt wurden. Aus diesem Grunde hat sich der Vartragende, der amtliche Mitarbeiter Bismarcks in einer der bewegtesten Perioden der inneren Geschichte des neuen Deutschen Reichs, der erste und langjährige Chef der Reichskanzlei, dazu entschlossen, seine Rede in ihrem authentischen Wortlaut herauszugeben; und wir müssen ihm für diesen Entschluß sehr dankbar sein, denn, abgesehen aan jenen durch die Tagespresse schon betannt gewordenen Einzelheiten aus dem amtlichen Leben um Bismarck herum während der 70er Jahre, weiß der Verfasser so schöne Lichtblicke auf den Charakter des Altreichskanzlers und sein priaates Leben fallen zu lassen, daß der kleine Vortrag zu dem werthaollsten biographischen Material über den großen Mann mit gerechnet werden muß. Die ungeheure Arbeitskraft Biswarcks, die ganz gewaltige Anspannung, in der er ohne Rost sich und seine Mitarbeiter hielt, seine geniale Art, die Geschäfte anzufassen und zu erledigen — alles das weiß uns Hr. v. Tiedemann in kurzen Zügen unb an wenigen Beispielen klar zu machen. Daneben weiß er aber auch zu berichten von der Liebenswüedigkeit, die der Fürst seinen näheren Mitarbeitern gegenüber stets an den Tag tegte. „Für die zwanglase und unbureaukratische Art, in der Bismarck auch die Geschäfte zu ertedigen pflegte, war es übrigens charakteristisch, daß ich an demselben Tag auf meine dienstliche Anfrage, wann ich mich bei ihm melden könne, als Antwort eine Einladung zum Diner erhielt." Und an einer anderen Stelle: „Man hat viel davon erzählt, daß der Fürst gegen seine Räthe im dienstlichen Verkehr häufig heftig unb ausfallend geworden. Ich habe nie etwas derartiges bemerkt (einen einzigen, später zu erwähnenden Fall ausgenommen). Mir gegenüber hat der Fürst nie einen anderen Tan angeschlagen, als wie er zwischen Gentlemen üblich ist. Im Gegentheil, er war immer die Höflichkeit selbst und ging in dieser Beziehung viel weiter als die meisten anderen Minister. . . . Abee freilich, man mußte ihn nicht ungeduldig und nervös machen." . . . „Die Bureau- und Unterbeamten der Reichskanzlei standen sehr in der Furcht des Herrn. Sie wußten, doß das kleinste Versehen, der geringste Verstoß gegen die Dienstordnung nicht ungerügt blieb, und vor dem donnernden Jupiter zitterten sie." Doch man müßte eigentlich die ganze Broschüre citiren, denn sie ist interessant, lebensvoll und von dem Geist sympathischer Persönlichkeit erfüllt von Anfang bis zu Ende. Wir wollen hier nur noch kurz auf das beigegebene Faksiwile zweier Druckseiten einer Bamberger'schen Broschüre hinweisen, auf denen sehr charakteristische Bleistiftanmerkungen Bismarcks stehen. Es dient dieses Faksimile ats Beweis für die Genauigkeit, mit der der Fürst, den Bleistift in der Hand, solche Broschüren durchging.

* Eine elektrische Zentrate für das ganze Königreich Sachsen wird, wie der „Magd. Ztg." berichtet wird, geplant. Mau will bei dem südtich von Dresden belegenen Hänichener Kahlenwerk eine Zentrale errichten, an welche 168 Ortschaften angeschlossen werden sollen. Selbstverständtich aerbilligen sich mit der Größe des Unternehmens die Regiekasten für jeden einzelnen Theilnehmer, und besonders die kleineren Ortschaften werden auf diese Weise elektrische Beleuchtung, elektrische Straßenbahnen und elektrische Energie zu großen Fabriken und zum kleinen Hausgewerbebetrieb zu einem viel niedrigeren Preis erhatten, ats wenn sie sich selbst eine besandere Zentrale antegen wollten. Gerade die Vielseitigkeit der Ausnutzung des elektrischen Stromes erteichtert das Unternehmen, weil in ihrer Folge zu jeder Zeit die Kraft genügend gebraucht wird, während bei Unternehmungen, die nur für bestimmte Stunden des Tages im Betrieb sind, die theuren Anlagen während des übrigen Theils des Tages brach liegen. Es handelt sich hier in der That um einen Fortschritt, zu dem, wenn er durchgeführt ist, das Königreich Sachsen zu beglückwünschen ist.

* **Würzburg.** Privatdozent De. Kolt von der medizinischen Fatultät der hiesigen Universität ist zum Chefarzt für innere Krankheiten am Krankenhause zu Barmen gewählt worden.

* **Darmstadt.** An der hiesigen Technischen Hochschule ist die Begründung einer außerordenttichen Professur für Nationnltökonomie beschlossen.

* **Greifswald.** Der bisheeige Privatdozent De. Richard Schmitt ist zum außerordenttichen Professor für neuere Geschichte an der hiesigen Universität ernannt worden. — Der ordentliche Professar der klassischen Philologie, Susemihl, der im 72. Lebensjahr steht, gibt seine Lehrthätigkeit an der Universität mit Schluß dieses Semesters auf.

* **Helsingfors,** 13. März. Der finnländische Schriftsteller und Dichter Zachris Topelius ist in der vergangenen Nacht gestorben.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Soeben erschien:

Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck.

Vortrag

gehalten in der Historischen Gesellschaft für den Netze-Distrikt in Bromberg am 18. November 1897

von

Christoph von Tiedemann.

Mit einem Faksimile.

(4868) Preis geheftet: Mark 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 15. März. Nummer 60.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Baulle in München.

Uebersicht.

Ueber Studium und Auffassung der Anpassungserscheinungen bei Pflanzen. Von K. Goebel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Studium und Auffassung der Anpassungserscheinungen bei Pflanzen.[1])

Von K. Goebel.

Zwei Gruppen von Problemen sind es, die uns bei der Untersuchung von Pflanzen und Thieren entgegentreten: einmal ihre innere und äußere Gestaltung, ihre Organisation im weitesten Sinne und dann ihre Beziehungen zu der Umgebung.

Es liegt in der Natur der Sache, daß man zunächst die erstgenannte Aufgabe in Angriff nahm. Seit der Begründung der Pflanzenanatomie durch Malpighi und Grew und seit dem Auftreten der ersten Anfänge einer rationellen Morphologie sehen wir bis etwa in die Mitte der 60er Jahre unsres Jahrhunderts die Mehrzahl der Botaniker beschäftigt mit der Untersuchung der wunderbar mannichfaltigen Struktur- und Gestaltungsverhältnisse der Pflanzen und mit dem Versuche, in dieser Mannichfaltigkeit allgemeine Gesetze aufzudecken. Daneben her gingen die ersten Anfänge der Physiologie, der Lehre vom Kraft- und Stoffwechsel, welche die allgemeinen Gesetze der Abhängigkeit des Lebens von äußeren Bedingungen zu ergründen sucht, und zwar, wie kaum bemerkt zu werden braucht, auf Grund experimenteller Forschung. Diese hat namentlich in unserm Jahrhundert mit großem Erfolge gearbeitet. Aber die Frage, in welcher Beziehung die Gestaltungsverhältnisse im einzelnen zu den Lebensbeziehungen stehen, wie mit anderen Worten Funktion und Form einander gegenseitig bedingen, wurde von der Experimentalphysiologie meist nicht näher erörtert. Treten doch auch gerade bei Pflanzen diese Beziehungen viel weniger augenfällig zu Tage, als bei Thieren. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich neben der Experimentalphysiologie und Morphologie ein Zweig der Botanik entwickelt, den wir als die Lehre von den Anpassungen bezeichnen können. Dieser Zweig, den man in Deutschland als Biologie, in neuerer Zeit theilweise auch als Oekologie zu bezeichnen pflegt, sucht zu zeigen, welche Beziehung jedes einzelne Strukturverhältniß zu den Lebensvorgängen der betreffenden Pflanze hat. Das Verhältniß zwischen Physiologie und Biologie können wir etwa dem zweier Landkarten vergleichen, von denen die eine uns nur die Gebirgszüge und Flüsse, die andere auch die politischen Grenzen und Ortschaften gibt. Wie nun die Besiedelung eines Landes zwar abhängig ist von seiner physischen Natur, aber außerdem auch von den charakteristischen Eigenschaften seiner Bewohner und ihrer wechselnden Geschichte, so zeigt uns auch die Experimentalphysiologie nur in großen Zügen die Beziehungen der Pflanzen zur Außenwelt, nicht aber, wie je nach der besonderen Eigenthümlichkeit und nach der Geschichte einer Pflanzenform ihre Lebensvorgänge sich abspielen. So ist die Bedeutung des Wassers im wesentlichen für alle Pflanzenformen dieselbe, unendlich verschieden aber die Art, wie je nach der Organisationshöhe oder den äußeren Lebensbedingungen der Wasserbedarf gedeckt wird.

Daß nun gerade in den letzten Jahrzehnten die speziell biologische Forschung eine so große Ausdehnung gewonnen hat, rührt her von verschiedenen Umständen. Einmal können wir nicht verkennen, daß die Untersuchungen über die Struktur des Pflanzenkörpers zu einem gewissen Stillstand gekommen sind. Nicht als ob es hier an Aufgaben mangelte; Einzelheiten gibt es noch in Hülle und Fülle zu erforschen. Aber für unsre derzeitige Fragestellung und unsre heutigen Untersuchungsmethoden winkt keine so reiche Ernte an Ergebnissen mehr wie früher, und die gewonnenen gehen mehr in die Breite als in die Tiefe. Und das große Problem der Zukunft, die Erforschung von Zusammensetzung, Bau und Eigenschaften der lebenden Substanz, des Protoplasmas, zeigt vorerst wenig Aussicht auf Lösung. Wenn ich ein Bild gebrauchen darf, so gleicht die Botanik derzeit einem Bergsteiger, der nach langem, mühsamem Anstieg sieht, daß der eigentliche Gipfel noch steil und scheinbar unersteiglich vor ihm liegt. Aber wenn er nun um sich sieht, findet er sich für die Mühe des Weges doch belohnt: was vorher ein regelloses Gewirr von Bergrücken und Schluchten schien, die keine Beziehungen zu einander zeigten, ordnet sich jetzt in ein zusammenhängendes System, das auch auf die noch verdeckten Theile Schlüsse zu ziehen gestattet. So haben wir auch gelernt, die Organisationsverhältnisse nicht mehr als etwas für sich bestehendes zu betrachten, sondern ihre mannichfaltigen Beziehungen zur Außenwelt aufzudecken.

Außer diesem mehr negativen Grunde sind es zwei positive gewesen, welche der biologischen Forschung mächtige Anstöße gegeben haben: die Erschließung der Tropen und der Darwinismus.

Wenn ich von einer botanischen Erschließung der Tropen in den letzten Jahrzehnten rede, so könnte dies als ein bedenklicher Anachronismus erscheinen. Hat nicht schon Humboldt am Ende des vorigen Jahrhunderts die Epoche der wissenschaftlichen Reisen begonnen? Ist nicht gerade hier in München das Andenken an die in den 20er Jahren unternommene erfolgreiche Reise von Martius und Spix noch lebendig genug, und haben nicht zahlreiche andere Reisende die Fackel wissenschaftlicher Forschung in für uns bis dahin dunkle Erdtheile getragen?

Gewiß, aber alle diese Reisen waren Sammelreisen. Was sie bezweckten, war eine Kenntniß der verschiedenen Pflanzenformen, eine Sammlung von todtem Material, wie es in unsern Herbarien und Spiritusgläsern aufbewahrt wird. Es bedarf keiner Begründung, daß dies eine nothwendige und für die Erweiterung unsres wissenschaftlichen Horizonts höchst ersprießliche Arbeit war.

[1]) Eine in der kgl. Akademie der Wissenschaften in München zur Feier des 139. Stiftungstages gehaltene Festrede.

Aber um die Lebenserscheinungen der Tropenpflanzen haben sich diese Pioniere nicht oder doch nur beiläufig gekümmert. Es fehlte dazu einerseits die Fragestellung, andrerseits die Ausrüstung. Schon Pflanzen zu trocknen, ist im Urwald keine Kleinigkeit, geschweige denn die Beobachtung ihrer Lebenserscheinungen. Diese ist nur möglich, wenn wir unsre Laboratorien in die Tropen verlegen, und das ist geschehen zuerst durch die Errichtung der botanischen Station in Buitenzorg auf Java, durch welche sich ihr Begründer, Dr. M. Treub, ein unvergängliches Verdienst um unsre Wissenschaft erworben hat.

Dort das Leben der Tropenpflanzen zu studiren ist etwas ganz anderes als in unsern Gewächshäusern, die wir im besten Fall doch nur mit gut eingerichteten Spitälern vergleichen können. Und es ist das Studium der Tropenflora für den Botaniker um so nothwendiger, als unsre europäische Flora doch eben nur ein kleiner, ja wir können bei aller Liebe zu unserm heimathlichen Boden sagen — nur ein dürftiger Bruchtheil des Ganzen ist. An diesem hat sich nun aber unsre ganze botanische Anschauung entwickelt, sie bildete den Ausgangspunkt für unsre Beurtheilung der Lebensbeziehungen des ganzen Pflanzenreichs, und das mußte in vielen Fällen zu Einseitigkeiten führen. Ich möchte dafür nur zwei Beispiele anführen. Bei unsern einheimischen Farnkräutern ist die Arbeitstheilung unter den Blättern, die bei den Phanerogamen eine so reiche ist, nur sehr unbedeutend. Wir finden fast immer nur grüne, der Kohlenstoffassimilation dienende Laubblätter, und nur bei wenigen, wie bei Osmunda regalis oder Onoclea Struthiopteris, sehen wir eine Verschiedenheit dadurch auftreten, daß diejenigen, welche die Fortpflanzungsorgane hervorbringen, die „fertilen", anders gestaltet sind, als die sterilen, die gewöhnlichen Laubblätter. Nun kannte man bei einigen tropischen Farnen, schon lange zweierlei Blätter, namentlich bei einigen Polypodium und Platyceriumarten. Von unserm, auf die Untersuchung der europäischen Farne begründeten Standpunkt aus hat man diese Verschiedenheit auch bei den tropischen Farnen als eine solche zwischen sterilen und fertilen Blättern beschrieben, und da die Systematiker sehr konservativ zu sein pflegen, wird dies wahrscheinlich auch noch längere Zeit der Fall sein. Allein Beobachtungen, die ich vor 12 Jahren in Ceylon und Java zu machen Gelegenheit hatte,[1]) zeigten, daß hier keine Differenz von sterilen und fertilen Blättern vorliegt, daß vielmehr bei diesen Farnen sterile und fertile Blätter im wesentlichen ganz gleich geformt sind. Die Verschiedenheit der Blattbildung beruht auf einer Arbeitstheilung innerhalb der sterilen Blätter, und diese Arbeitstheilung hängt mit der Lebensweise jener Farne auf das innigste zusammen. Sie sind nämlich Epiphyten, d. h. sie leben auf Baumstämmen, denen sie nicht etwa Nahrung entziehen, vielmehr finden sie dort nur einen günstigen Standort, namentlich günstigere Lichtverhältnisse als auf dem Boden. In unserm Klima kommt diese Lebensweise nur in sehr beschränktem Maß vor, weil die Niederschläge zu unbedeutend sind, in den Tropen ist sie weit verbreitet. Die genannten Farne nun haben ihre Blätter dieser Lebensweise angepaßt, diejenigen, welche man bei Polypodium quercifolium, diversifolium u.a. fälschlich als „sterile" bezeichnet hat, bilden mit dem Baumstamm, auf welchem der Farn wächst, Nischen, in denen sich Blatt- und Zweigfragmente ꝛc. sammeln, so daß eine, allmählich bedeutende Größe erreichende Humusansammlung entsteht, in welche der Farnstamm — der sich auf diese Weise selbst den Boden sammelt, in dem er wurzelt — zahlreiche Wurzeln hineinsendet. Derselbe Vorgang ist auch bei der merkwürdigen Gattung Platycerium zu beobachten.

Das zweite Beispiel bezieht sich auf die sogenannten Schlafbewegungen der Blätter. Seit langem wissen wir, daß die Stellung mancher Blätter, namentlich der aus Theilblättchen zusammengesetzten, nachts eine andere ist, als bei Tage; an jeder Zimmerakazie kann man beobachten, daß nachts die Blattfiedern nicht wie am Tage flach ausgebreitet, sondern zusammengefaltet sind. Diese Erscheinung hat man auf Grund unsrer europäischen Erfahrungen als Schutz gegen nächtliche Wärmestrahlung betrachtet; wissen wir ja doch, daß der Wärmeverlust durch Strahlung in klaren Nächten selbst bei einer Lufttemperatur über 0° ein so großer sein kann, daß dadurch Erfrieren erfolgt, und diese Strahlung wird selbstverständlich um so geringer sein, je mehr sich die Oberfläche des Blattes durch Zusammenfalten oder sonstwie verringert. Diese teleologische Erklärung des Pflanzenschlafs mag nun für europäische Verhältnisse plausibel erscheinen — zumal auch angegeben wurde, daß Blätter, die am Einnehmen der Schlafstellung künstlich verhindert wurden, in der That litten —, nicht aber für die Tropen, bei denen von einer Schädigung der Pflanzen durch nächtliche Wärmestrahlung nicht die Rede sein kann. In der That dürfen wir die Schlafbewegungen nach den vornehmlich an Tropenpflanzen ausgeführten Untersuchungen Stahls[1]) als eine Einrichtung betrachten, welche die Wasserdampfabgabe befördert, die bei den Pflanzen eine so wichtige Rolle spielt. Es geschieht dies dadurch, daß allerdings die Schlafstellung eine nächtliche Abkühlung vermindert, so daß die höher als ihre Umgebung temperirte Pflanze, selbst wenn sie in wasserdampfgesättigter Atmosphäre lebt, Wasser verdunsten kann, und namentlich wird auch dem Beschlagen durch Thau entgegengewirkt, der die Tausende von kleinen Spaltöffnungen auf den Blättern verstopfen würde; nicht aber kommt dabei der Schutz gegen Beschädigung durch Wärmeverlust in Betracht. Zahlreiche andere Fälle ließen sich anführen, in welchen erst die Untersuchung der Lebensverhältnisse von Tropenpflanzen den Fingerzeig für die richtige Auffassung derjenigen unsrer europäischen gegeben hat.

Der dritte Faktor, welcher das Studium der Anpassungen mächtig gefördert hat, war der Darwinismus. Darüber, was man eigentlich als Darwinismus zu bezeichnen habe, ist schon jetzt, kaum 40 Jahre nach dem Erscheinen von Darwins erstem Werke, dem über die Entstehung der Arten, ein lebhafter Streit entbrannt. Es ging, wie es so oft bei der Gründung von Schulen und Sekten gegangen ist: die Schüler sind nicht mehr einig darüber, was eigentlich das Wesentliche an des Lehrers Lehre sei, und jeder glaubt den wahren Ring zu besitzen. Zum Theil kommt dies beim Darwinismus daher, daß Darwin selbst im Laufe der Jahre seine Anschauungen geändert hat.

Gewöhnlich sucht man die Bedeutung des Darwinismus immer noch darin, daß er die „Entstehung der Arten" durch natürliche Zuchtwahl zu erklären versucht. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß er, wie auch Romanes neuerdings nachdrücklich betont[2]) hat, in erster Linie eine

[1]) Vgl. Goebel, Ueber epiphytische Farne und Muscineen in Annales du jardin botanique de Buitenzorg. Vol. VII und Pflanzenbiologische Schilderungen. I. Theil, Marburg 1889.

[1]) Stahl, Ueber den Pflanzenschlaf und verwandte Erscheinungen. Botan. Zeit. 1897, Heft V/VI.

[2]) Die von Romanes (Darwin und nach Darwin II. IV. Kapitel) angeführten Fälle von Raphanus, Pastinaca, sowie die Hoffmann'schen Versuche sind für die Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften nicht verwendbar, weil die Kreuzung durch Pollen anderer Pflanzen hier nicht ausgeschlossen war, auch hat Romanes auf das Vorhandensein von Vegetationspunkten an Pflanzen und deren Bedeutung für die Reaktion auf äußere Einflüsse nicht Rücksicht genommen.

Wenn Nägeli nach seinen Erfahrungen mit Hieracien, deren alpine Formen im Münchener Botanischen Garten schon im ersten Jahre den Habitus der Ebenenformen annehmen, eine erblich gewordene Beeinflussung durch den Standort leugnet, so ist dies für die Hieracien gewiß richtig, für zahlreiche andere Pflanzen aber nicht; die Plastizität ist eben verschieden.

Digitized by Google

Theorie der Entstehung der Anpassungserscheinungen geben will und kann. Dann die von Manchem noch gehegte Meinung, daß die Anpassungscharaktere zugleich zusammenfallen mit den spezifischen[1]) Merkmalen, welche die einzelnen Arten, Gattungen oder Gruppen voneinander trennen, ist eine so offenbar unhaltbare, daß sie keiner Widerlegung mehr bedarf. Wenn es eine Zeitlang fast verpönt war, die „Zweckmäßigkeit" bestimmter Bauverhältnisse der Organismen hervorzuheben, so wurde durch den Darwinismus die teleologische Betrachtung — nur mit anderer Deutung — wieder in den Vordergrund gerückt, und dies um so mehr, als Darwin selbst in seinen Untersuchungen über die Blüthenverhältnisse der Orchideen, über Kreuz- und Selbstbefruchtung, Kletterpflanzen und Insektivoren eine Reihe ergebnißreicher, mustergültiger Arbeiten über Anpassungserscheinungen bei Pflanzen ausgeführt hat. Die dabei ermittelten Thatsachen sollten eine Stütze seiner Theorie bilden.

Das Charakteristische und Wesentliche dieser Theorie liegt ohne Zweifel in der Rolle, welche er der natürlichen Zuchtwahl oder Selektion, dem Ueberleben des Passendsten zuschreibt. Thiere und Pflanzen variiren, nur diejenigen Abänderungen aber erhalten sich, werden vererbt, welche im Kampfe ums Dasein im Vortheil sind. Dadurch sollte die uns so zweckmäßig erscheinende Ausrüstung der Organismen erklärt, die teleologische Betrachtung aber ein für allemal beseitigt werden. Diese Auffassung des Darwinismus wird auch durch den Titel seines Buches — das einzige, was sehr Viele davon gelesen haben — bestärkt. Aber thatsächlich ist die Rolle, die Darwin der natürlichen Zuchtwahl zugeschrieben hat, desto kleiner geworden, je länger er lebte, und er hat sich mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Schärfe gegen die Auffassung seiner Lehre ausgesprochen, die auch jetzt noch die gewöhnliche ist. Hören wir seine eigenen Worte: „Ich habe jetzt die hauptsächlichsten Thatsachen und Betrachtungen wiederholt, welche mich zu der festen Ueberzeugung geführt haben, daß die Arten während einer langen Descendenz modifizirt worden sind. Dies ist hauptsächlich durch die natürliche Zuchtwahl zahlreicher, nacheinander auftretender, unbedeutender günstiger Abänderungen bewirkt worden, mit Unterstützung in bedeutungsvoller Weise durch die vererbten Wirkungen des Gebrauchs und Nichtgebrauchs von Theilen und, in einer unbedeutenden Art, d. h. in Bezug auf Adaptivbildungen, gleichviel ob jetzt oder früher, durch die direkte Wirkung äußerer Bedingungen und das unsrer Unwissenheit spontan erscheinende Auftreten von Abänderungen. Es scheint so, als hätte ich früher die Häufigkeit und den Werth dieser letzten Abänderungsformen unterschätzt, als solcher, die zu bleibenden Modifikationen der Struktur unabhängig von natürlicher Zuchtwahl führen. Da aber meine Folgerungen neuerdings vielfach falsch dargestellt worden sind und behauptet worden ist, ich schreibe die Modifikation der Spezies ausschließlich der natürlichen Zuchtwahl zu, so sei mir die Bemerkung gestattet, daß ich in der ersten Ausgabe dieses Werkes, wie später, die folgenden Worte an einer hervorragenden Stelle, nämlich am Schlusse der Einleitung, aussprach: ‚Ich bin überzeugt, daß natürliche Zuchtwahl das hauptsächlichste, wenn auch nicht das einzige Mittel zur Abänderung der Lebensformen gewesen ist.' Dies hat nichts genutzt. Die Kraft beständiger falscher Darstellung ist zäh; die Geschichte der Wissenschaft lehrt aber, daß diese Kraft glücklicherweise nicht lange anhält."

In diesen Worten Darwins ist schon der Anfang einer Bewegung gekennzeichnet, die nach seinem Tode sich verstärkt hat, nämlich die Annäherung an die Auffassung der Anpassungserscheinungen, wie sie vor Darwin durch Lamarck und den Großvater von Darwin, Erasmus Darwin, begründet worden war. In der That, sehen wir uns in der heutigen botanischen Literatur um, so finden wir, daß der eigentliche Darwinismus, d. h. die Richtung, welche der natürlichen Zuchtwahl die Hauptrolle bei dem Zustandekommen der Anpassungen zuschreibt, in Deutschland wenigstens fast keine Vertreter mehr hat. Diese Behauptung soll nachher durch ein Beispiel belegt werden, zunächst sei erinnert an das, was für Lamarcks Auffassung der Anpassungen wesentlich erscheint. Lamarck war der Ansicht, daß die Natur zunächst nur die einfachst organisirten Thiere und Pflanzen hervorgebracht habe, daß aber die Organismen eine innewohnende Tendenz besäßen, sich zu höheren Formen zu entwickeln, während die Mannichfaltigkeit in ihren Lebensbedingungen Abweichungen in ihrer Struktur bedingen müsse, welche die Reihen in einzelne Gruppen zertheile. Dabei sind die zweckmäßigen Eigenschaften dieser Organismen dadurch hervorgerufen, daß das Bedürfniß als Reiz wirke und Handlungen zu seiner Befriedigung veranlasse. Diese haben dann, nachdem sie gewohnheitsmäßig und kräftig geworden sind, „devenues habituelles et énergiques" die Ausbildung bestimmter Organe veranlaßt, die sich auf die Nachkommen vererben. Es sei nur an das berühmte Beispiel des Giraffenhalses erinnert. Die Lamarck'sche Auffassung ist in der Botanik von Nägeli,[1]) der Lamarck übrigens nicht erwähnt, in extremer Weise vertreten worden. Anpassungen sind nach ihm entstanden auf indirektem Wege durch das Bedürfniß, oder auf direktem durch lange Generationenreihe hindurch wirkende Reize. Für beides sei ein Beispiel angeführt.

Die Landpflanzen müssen vor zu starker Wasserverdunstung geschützt sein, was durch bestimmte anatomische Eigenthümlichkeiten erreicht wird. Nägeli meint, sie stammen von Wasserpflanzen ab, die ihr bisheriges Medium mit feuchter Luft vertauschten, das Idioplasma habe nun den Mangel von etwas, das ihm bisher nicht mangelte — nämlich von Wasser — empfunden, dieser Mangel konnte als Reiz wirken, welcher zu den von außen wirkenden Reizen hinzukam, er konnte, anders ausgedrückt, der Reaktion des Organismus auf die äußeren Reize die bestimmte Richtung geben, so daß die Anpassung in einer zur Befriedigung des empfundenen Bedürfnisses dienenden Weise erfolgte.

Für die direkte Einwirkung eines Reizes führt er z. B. die Bildung der Blumenblätter an. Diese sind seiner

[1]) Es soll durchaus nicht bestritten werden, daß Anpassungscharaktere zuweilen als charakteristisches Merkmal für Gruppen und kleinere systematische Komplexe auftreten können. Aber das ist sozusagen nur ein Zufall. Wenn z. B. die Hymenophylleen alle durch Mangel an Spaltöffnungen und (großentheils) einschichtige Blattes ausgezeichnet sind, so zeigt dies, daß hier eine gleichmäßige Anpassung an die direkte Wasseraufnahme von außen stattgefunden hat. Aber vereinzelt treffen wir dieselbe Erscheinung auch bei anderen Farnen, und die Hymenophylleen würden sich durch die Gestaltung ihrer Sporangien und Sori als eine natürliche Gruppe ausweisen, auch dann, wenn unter denselben Arten mit anderem anatomischen Bau sich befinden würden. Diese Charaktere aber stehen zu den Lebensverhältnissen in keiner direkten Beziehung. Die Erörterung der Frage, ob der einfache anatomische Bau der Hymenophylleen durch Anpassung sekundär entstanden oder schon von den Vorfahren ererbt sei, gehört nicht hieher. Aber gerade die Systematik der Farne scheint mir ein sehr lehrreiches Beispiel dafür zu sein, wie irrig die Anschauung ist, die Wallace vertritt. „Es ist in der That eine Deduktion aus der Theorie der natürlichen Zuchtwahl, daß keine der bestimmten Thatsachen der organischen Natur, kein spezielles Organ, keine charakteristische Form oder Zeichnung, keine Eigenthümlichkeit des Instinkts oder der Gewohnheit, keine Beziehungen zwischen Arten oder zwischen Gruppen von Arten existiren können, als solche, welche entweder jetzt oder einstmals für die Individuen oder Rassen, welche sie besitzen, nützlich gewesen sind." (Wallace, Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl, übers. von A. B. Meyer. Erlangen 1870. p. 53.) Ob der Ring an einem Farnsporangium vertikal, schief oder quer ist, ist für das Leben der Pflanze offenbar gleichgültig, trotzdem ist das ein wichtiger systematischer Charakter.

[1]) Nägeli, Theorie der Abstammungslehre, München u. Leipzig 1884.

Ansicht nach aus Staubblättern oder Deckblättern der Blüthen wesentlich durch den Reiz hervorgegangen, welchen die blüthenstaub- und säftehaltenden Insekten fortwährend durch Krabbeln und kleine Stiche verursachten.

Es ist nicht schwer, festzustellen, daß diese Anschauungen zu einer Erklärung der Anpassungen nicht ausreichen. Das erste Beispiel ist lediglich eine Umschreibung der Beobachtung, daß Pflanzen, die in trockener Luft wachsen, besser gegen Austrocknung geschützt sind, als andere. Das zweite ist ein völlig phantastisches, d. h. auf keine Erfahrungsthatsache begründetes. Denn bei der Gallenbildung, die Nägeli als Analogon herbeizieht, handelt es sich um ganz andere Vorgänge, namentlich um chemische, nicht um mechanische Reize. Und was die erste Art der Anpassung anbelangt, so hat schon Herbert Spencer mit Recht darauf hingewiesen, daß wir in anderer Weise als Nägeli dies später that, eine direkte und eine indirekte Anpassung zu unterscheiden haben. Wenn wir sehen, daß viele Pflanzen gegen das Gefressenwerden von seiten der Schnecken geschützt sind durch das Vorhandensein von Gerbstoff, ätherischen Oelen, sauren Säften, oder durch das Vorkommen zahlreicher feiner, nadelförmiger Krystalle von oxalsaurem Kalk, so können wir doch unmöglich annehmen, daß diese Stoffe von der Pflanze hervorgebracht worden seien infolge eines durch die Angriffe von Seiten der Thiere ausgeübten Reizes oder infolge eines von der Pflanze gefühlten Schutzbedürfnisses. Sie entstanden bei den Stoffwechselvorgängen ganz unabhängig von äußeren Einwirkungen wie die Nebenprodukte in einer chemischen Fabrik, sie finden sich demgemäß vielfach auch in Pflanzentheilen, wo sie keine schützende Wirkung ausüben können. Aber vielfach haben sie doch indirekt einen Vortheil für die Pflanze herbeigeführt, der für ihr Weiterbestehen von ausschlaggebender Bedeutung sein kann. Eine derartige Anpassung entspricht dem Sinne dieses Wortes also eigentlich nicht, es kommt ein Angepaßtsein zustande, aber, wie erwähnt, auf indirektem Wege. — Direkte Anpassungen sind solche, die eine Regelung der Strukturverhältnisse infolge äußerer Einwirkungen zeigen. Solche haben wir allmählich in ziemlicher Zahl kennen gelernt. Je dicker die Oberhaut einer Pflanze ist, desto besser wird sie gegen Austrocknung geschützt sein: an zahlreichen Pflanzen können wir feststellen, daß sie in feuchter Luft gezogen eine viel dünnere Oberhaut entwickeln als in trockener, entsprechend dem oben angeführten Nägeli'schen Beispiele.

Lehrreich sind auch die Erfahrungen über Anpassung an mechanische Beanspruchung[1]), speziell Zugkräfte. Das hypokotyle Stengelglied der Sonnenrose, Helianthus annuus, welches bei einer Belastung von 160 g zerriß, vermochte bei Belastung mit 150 g nach 2 Tagen bereits 250 g zu tragen, und nach einigen weiteren Tagen konnte das Gewicht ohne Nachtheil auf 400 g gesteigert werden; in Blattstielen von Helleborus niger, deren Zerreißungsfestigkeit ungefähr bei 400 g lag, wurde die Tragfähigkeit innerhalb von 5 Tagen auf 3.5 kg gesteigert, und es traten in diesen stark belasteten Blattstielen sogar die sonst hier fehlenden, in mechanischer Beziehung besonders leistungsfähigen Sklerenchymfasern auf. Daß eine solche durch die mechanische Inanspruchnahme veranlaßte stärkere mechanische Leistungsfähigkeit auch in der freien Natur auftritt, ist nicht zu bezweifeln, z. B. an dem Stiele einer Kürbisfrucht, die ein allmählich auf mehrere Kilo sich steigerndes Gewicht zu tragen hat, bei Bäumen, die vom Wind bewegt werden, und in anderen Fällen.

Diese Beispiele bezogen sich auf die anatomische Ausbildung. Für die direkt durch äußere Einwirkungen hervorgerufenen Aenderungen in der äußeren Gestaltung sei das Verhalten der Pflanzen an hochalpinen Standorten angeführt. Die eigentlichen Alpenpflanzen und die des arktischen Nordens sind ausgezeichnet durch ihren niedrigen Wuchs, die verhältnißmäßig starke Entwicklung ihrer unterirdischen Theile und die dichte Zusammendrängung ihrer Blätter, welche häufig in Form von Rosetten dem Boden aufliegen.

Ist dies im Darwin'schen Sinne zustande gekommen dadurch, daß von den Variationen, welche die in die Berge hinaufgestiegenen Ebenen-Pflanzen bildeten nur die, welche den Bedingungen des Berglebens entsprachen, übrig blieben, oder durch direkte Einwirkung? Darüber können wir heutzutage nur durch einen Analogieschluß ein Urtheil gewinnen, dadurch, daß wir Pflanzen, die nicht zu den Alpenpflanzen gehören, in verschiedener Höhe kultiviren.

Leider liegen darüber bis jetzt nur die Angaben eines französischen Forschers[1]) vor; mein Wunsch, diese auf Grund von Versuchen in einem in unsren bayerischen Alpen gelegenen Experimentirgarten zu prüfen, hat sich bis jetzt noch nicht verwirklichen lassen.

Zu Bonniers Versuchen wurden stets zwei demselben Exemplare entstammende Thalpflanzen in verschiedener Höhe kultivirt. Von 203 Exemplaren gingen zunächst 80 in den alpinen Standorten (in ca. 2000 m Höhe) zugrunde, sie waren nicht imstande, denselben sich anzupassen, es blieben durch natürliche Auslese nur die übrig, die sich in entsprechender Weise verändern konnten, wie hier kurz an einigen Beispielen geschildert sei. Helianthus tuberosus war auf dem alpinen Standort ganz unkenntlich geworden: er bildete eine Rosette sehr behaarter, dicht dem Boden anliegender Blätter, während er in der Ebene einen hohen beblätterten Sproß trieb. Weniger auffallend, aber gleichfalls sehr charakteristisch sind die Veränderungen von Lotus corniculatus und Alchemilla vulgaris, die auf hochalpinem Standort dem Boden anliegende Theile bilden, was ihnen in verschiedener Beziehung von Vortheil ist: sie sind gegen zu starke Austrocknung durch den Wind besser geschützt und liegen dem Boden an, dessen obere Schicht vielfach wärmer ist, als die Luft. Jedenfalls haben sich diese Pflanzen in der Weise verändert, daß sie sich dem Habitus vieler eigentlichen Alpenpflanzen nähern.

Zahlreiche andere Beispiele direkter Anpassung ließen sich anführen. Aber sie sagen nichts aus darüber, wie bei den Pflanzen, die wir jetzt angepaßt sehen und die diese Anpassungen auf ihre Nachkommen überliefern, ursprünglich die Anpassung entstand. Ist sie im darwinistischen Sinne durch Summirung kleiner günstiger Abänderungen angezüchtet, oder erfolgt die Reaktion auf äußere Einwirkungen stets in einer der Pflanze vortheilhaften Weise, und haben wir wirklich Grund zu der Annahme, daß das Bedürfniß als Reiz wirke?

Daß die letztere Frage für die indirekten Anpassungen zu verneinen sei, haben wir oben schon gesehen, die übrigen lassen sich nur auf Grund experimenteller Forschung entscheiden. Diese zeigt das ungemein häufige Vorkommen direkter Anpassung und läßt so den Darwinismus nur für ein sehr eingeschränktes Gebiet gelten: er kann nicht,

[1]) S. Pfeffer und R. Hegler's Untersuchungen über den Einfluß von Zugkräften auf die Festigkeit und die Ausbildung mechanischer Gewebe. (Bericht der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, mathematisch-physikalische Klasse. Sitzung vom 7. Dezember 1891.) — Die Hegler'sche Arbeit selbst ist noch nicht erschienen. Es sei hier darauf hingewiesen, daß schon Herbert Spencer (Prinzipien der Biologie, II, 2, § 279) hervorgehoben hat, „manche alltäglich zu beobachtende Thatsachen weisen darauf hin, daß die mechanischen Zugwirkungen, welchen aufrecht wachsende Pflanzen ausgesetzt sind, an sich schon eine Zunahme in der Ablagerung fester Substanzen verursachen, wodurch solche Pflanzen in den Stand gesetzt werden, den genannten Wirkungen Widerstand zu leisten" u.

[1]) *Bonnier*, Cultures expérimentales dans les Alpes et les Pyrénées. Revue de botanique. II. p. 513 ff.

wie er beabſichtigte, das Zuſtandekommen der Anpaſſung erklären, ſondern nur das Unterliegen der weniger gut angepaßten Formen. Die Anpaſſungen würden bei Wegfall der natürlichen Zuchtwahl ebenſo vorhanden ſein, wie jetzt, nur außerdem noch eine Anzahl weniger gut ausgerüſteter Formen. Wenn aber manche Naturforſcher geneigt ſind, den Organismen nur nützliche, zweckentſprechende Reaktionen auf äußere Reize hin zuzuſchreiben[1]), ſo laſſen ſie dabei große Gruppen von Thatſachen außer Betracht, oder ſtützen ſich auf die Annahme, daß unſre Kenntniß der Lebenserſcheinungen viel zu unvollſtändig ſei, um in einem gegebenen Falle mit aller Sicherheit behaupten zu können, daß eine beabachtete Reaktian ohne Nutzen ſei. Die Unvollkammenheit unſrer Kenntniſſe wird Niemaud in Abrede ſtellen, aber ſie genügt durchaus nicht zu einer Verallgemeinerung, wie die eben angeführte.

Einige Beiſpiele mögen dies nachweiſen. Wenn eine Pflanze einſeitiger Beleuchtung ausgeſetzt iſt, ſo krümmt ſie ſich gegen die Lichtquelle. Das iſt eine zweifellos zweckmäßige Reaktion, weil dadurch die Blätter wieder in die für ihre Hauptfunktian, die Kahlenſtaffaſſimilation, günſtige Beleuchtung gelangen. Aber auch Wurzeln,[2]) die ja im narmalen Verlauf des Lebens im Baden dem Lichte entzogen ſind, gibt es, die dem Lichte ausgeſetzt, ſich der Lichtquelle zu oder von ihr hinwegkrümmen. Dies iſt eine Reizbarkeit, die für gewöhnlich gar nicht in Thätigkeit tritt und auch von keinem Nutzen iſt. Ebenſo ſehen wir Pflanzentheile unter dem Einfluß galvaniſcher Ströme und Hertzſcher Wellen Reizkrümmungen ausführen, ganz ähnlich denen, die ſonſt als „Anpaſſungen“ auftreten; beide ſind aber, ſo weit wir wiſſen, für das Pflanzenleben ohne Bedeutung.

Dieſe Reizbarkeit iſt vorhanden, ohne daß ſie den Pflanzen irgendwie angezüchtet ſein könnte, ſie kritt unter gewöhnlichen Verhältniſſen gar nicht zutage und kann ihnen weder etwas nützen nach ſchaden. Wir ſehen ferner, daß der Faktor, dem ein beſtimmtes Verhalten „angepaßt iſt“, gar nicht immer der iſt, der es hervorgerufen hat. Die Geſchlechtsorgane der Farne ſtehen auf der Unterſeite der Prothallien. Dieſe Stellung iſt vortheilhaft, weil hier am beſten die Waſſertropfen ſich finden, weiche znm Befruchtungsvorgange nothwendig ſind. Allein die Geſchlechtsorgane entwickeln ſich nicht etwa auf der feuchteren Seite; ihre Stellung wird durch das Licht beſtimmt, ſie entſtehen ſtets auf der Schattenſeite, bei auf Waſſer ſchwimmenden, von unten beleuchteten Prothallien auf der Oberſeite, obwohl die Wahrſcheinlichkeit der Befruchtung hier auf der Waſſerſeite größer wäre. Mit dem Lichte haben die Archegonien direkt nichts zu thun; bei zahlreichen andern Pflanzen ſtehen ſie auf der Lichtſeite aber (wie z. B. bei den Lycopodien) rings um einen zylindriſchen Körper herum; nur weil bei den dem Baden angeſchmiegten Farnprothallien die Schatkenſeite zugleich die iſt, weiche die Befruchtung ſichert, iſt die Reaktian der Archeganien für Licht vortheilhaft. Wie kann aber ein „Bedürfniß“ nach Waſſertrapfen ausgelöst werden durch eine Reaktion auf die Richtung der Lichtſtrahlen?

Auch ſonſt überſieht man die Reaktionen auf äußere Einflüſſe, die nicht für das Pflanzenleben von Bedeutung ſind. Die geneigten Aeſte ſehr vieler Bäume zeigen die Erſcheinung der Aniſaphyllie, die auf der Oberſeite ſtehenden Blätter ſind kleiner, als die auf der Unterſeite ſtehenden. Dieſe Aniſophyllie iſt, wo ſie wie z. B. bei der Roßkaſtanie in ausgeprägtem Maße auftritt, zweifellos eine vortheilhafte Erſcheinung. Die unteren, langgeſtielten Blätter kommen durch ihre bedeutendere Länge mehr in die Peripherie des Baumes, wo ſie beſſere Beleuchtung erhalten. Allein wir finden dieſelbe Erſcheinung, nur in ſehr ſchwachem Grade, auch bei der Eiche und in anderen Fällen. Zweifellos iſt ſie hier bedeutungslos (zumal auch die Laubkrane der Eiche viel weniger dicht iſt, als die der Roßkaſtanie), ſie iſt aber ebenſo wenigſtens urſprünglich eine Reaktion auf die Einwirkung äußerer Verhältniſſe iaie bei der Raßkaſtanie, beide ſind nur graduell verſchieden. Und wenn ich ſehe, daß infolge des Stiches einer Gallweſpe auf dem jugendlichen Gewebe einer Eiche eine Galle entſteht, die in wunderbarer Weiſe zweckmäßig eingerichtet iſt, aber nicht für die Pflanze, ſondern für die Larve der Gallweſpe, oder daß durch die Einwirkung von gewiſſen Miiben die Blüthen mancher Pflanzen tiefgreifende Aenderungen erfahren, z. B. gefüllt werden, ſo zeigt dies doch gleichfalls, daß die Organbildung der Pflanzen von äußeren Faktoren beeinflußt werden kann, ſo daß eine Reaktion erfolgt, die den Charakter der Zweckmäßigkeit und Zielſtrebigkeit nicht an ſich trägt. Wir können alſo auch den einſeitigen, jetzt wieder aufgelebten Lamarckismus nicht als einen vollſtändig zutreffenden Ausdruck der Thatſachen betrachten. Was dieſe nns zunächſt zeigen, iſt, daß die Organismen ausgerüſtet ſind mit einer wunderbar vielſeitigen Reizbarkeit für äußere Faktoren; daß dieſe in den meiſten Fällen eine zweckmäßige iſt, kann darauf beruhen, daß die unzweckmäßigen im Kampf ums Daſein zugrunde gingen.

Die Frage, ob die direkten Anpaſſungen auf die Nachkommen übertragen werden können, alſo einen erblichen Charakter annehmen, iſt weniger leicht zu entſcheiden. Aber wir haben doch Anhaltspunkte gewonnen, welche uns geſtatten, ſie zu bejahen. Einerſeits beſtehen dieſe in den experimentellen Erfahrungen, welche die Kultur niederer Pflanzen in den letzten Jahren ergeben hat, andrerſeits in der vergleichenden Betrachtung der Anpaſſungserſcheinungen innerhalb eines Verwandtſchaftskreiſes.

Die niederen Pflanzen, namentlich Pilze und Bakterien, ſcheinen ſich äußeren Einflüſſen gegenüber vielfach plaſtiſcher zu verhalten als die höheren.

Einer der bekannteſten farbſtoffbildenden Spaltpilze iſt

---

[1]) So ſagt z. B. Wurming (Leſebuch der ökologiſchen Pflanzengeographie. Deutſche Ueberſetzung von Knoblauch. S. 377.) „Der Verfaſſer dieſes Buches nimmt an, daß die Pflanzen eine beſondere angeborene Kraft oder Fähigkeit beſitzen, ſich an die gegebenen neuen Verhältniſſe direkt anzupaſſen, d. h. auf eine für das Leben nützliche Weiſe in Uebereinſtimmung mit den äußeren Lebensbedingungen zu reagiren, er nimmt alſo an, daß zwiſchen den äußeren Urſachen und dem Nutzen der Veränderungen eine gewiſſe Verbindung beſteht, die im übrigen unbekannt iſt (Selbſtregulirung oder direkte Anpaſſung).“ Ferner (ebendaſ. S. 382): „Lamarck hat in dieſer Hinſicht einen ſchärferen Blick für die Wahrheit gehabt, als ihn die meiſten Forſcher der Gegenwart zu haben ſcheinen. Die direkte Anpaſſung iſt ſicherlich einer der mächtigſten Entwicklungsfaktoren der organiſchen Welt.“ — Dieſer Standpunkt iſt, wie ich im Text kurz darzulegen verſucht habe, ein einſeitiger. Daß ich direkte Anpaſſung nicht leugne, iſt ſelbſtverſtändlich, aber erſtens iſt es mir unzweifelhaft, daß es indirekte Anpaſſungen gibt, und zweitens, daß nicht alle Reaktionen auf äußere Einflüſſe nützlich ſind, nur werden eben die letzteren erhalten, die nichtnützlichen nicht. Uebrigens iſt Wurmings Aeußerung ein weiterer Beleg für die Verbreitung des Lamarckismus in der Botanik.

[2]) Poſitiv heliotropiſch ſind z. B. die Wurzeln von Zea, Mais, Lemna, Cucurbita, Pisum (vgl. Sachs, Lehrbuch der Botanik IV. Aufl. p. 807), in geringem Grade auch die von Vicia Faba. Negativ heliotropiſch ſind die Keimwurzeln einiger Umbelliferen, ferner z. B. Brassica Napus, Sinapis alba. Außerdem namentlich auch die Luftwurzeln einer Anzahl Epiphyten (Aroideen, Orchideen u. a.) Bei den letzteren iſt der (übrigens auch hier nicht allgemeine) negative Heliotropismus inſofern von Vortheil, als er ein Anſchmiegen der Wurzeln an die Rindenoberfläche des Baumes, auf welchem der Epiphyt wächſt, herbeiführen kann; daß dabei auch noch andere Faktoren in Betracht kommen, ſoll nicht in Abrede geſtellt werden, da das Verhalten der Epiphytenwurzeln einer eingehenden experimentellen Prüfung noch nicht unterzogen worden iſt. (Vgl. namentlich auch die Ausführungen von Sachs, Ueber latente Reizbarkeiten, Flora 1893 p. 3 ff. Betreffs der phyſiologiſchen Wirkung der Hertz'ſchen Elektrizitätswellen auf Pflanzen, vgl. Hegler in Verhandlungen der Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher und Aerzte, Halle 1891.)

Digitized by Google

der Micrococcus prodigiosus, dessen blutrothe auf stärkemehlhaltigen Substraten gelegentlich vorkommende Kolonien Anlaß zu der Sage von blutenden Hostien gegeben haben. Die Fähigkeit der Farbstoffbildung kann diesem Spaltpilz durch bestimmte Kulturbedingungen abhanden kommen. Auf alkalischem Agar-Agar behalten seine Kolonien meist lange Zeit hindurch ihre prachtvoll rothe Farbe. Aber später nimmt sie immer mehr ab, und schließlich hört sie auf. Obwohl der Spaltpilz selbst nicht etwa abgestorben oder krank ist, sondern weiter lebt und sich vermehrt, bleiben seine Kolonien weiß. Ueberträgt man jetzt die Kultur auf Kartoffeln, oder ein anderes stärkemehlhaltiges Substrat, so erscheint sofort wieder die rothe Farbe.

War er aber lange Zeit auf Agar gezüchtet, so wächst er auch bei Uebertragung auf Kartoffel anfangs weiß, oft mehrere Generationen hindurch, bis allmählich die rothe Färbung wieder eintritt; derartige Kolonien auf Agar übertragen, werden sofort weiß, ihr Vermögen, Farbstoff hervorzubringen, ist zwar wieder aufgetreten, aber so schwach, daß es sofort auf dem für dasselbe weniger günstigen Substrat erlischt. Nun ist zwar die Farbstoffproduktion vieler Bakterien, soweit wir wissen, keine Anpassungserscheinung, aber das angeführte Beispiel zeigt uns, daß in der That durch länger andauernde äußere Einwirkungen eine Umstimmung im Organismus eintreten kann, und daß die Abänderungen umso fester haften, je länger der äußere sie hervorrufende Faktor eingewirkt hat; und daß selbst anscheinend dauernde Umänderungen durch äußere Einwirkungen bedingt werden können, zeigt das Verhalten anderer Bakterien, die ihre Virulenz oder die Fähigkeit, Farbstoffe hervorzubringen, anscheinend dauernd verloren haben.[1])

Es liegt kein Grund vor, warum wir nicht auch bei höheren Pflanzen dieselbe Annahme machen sollten, die, daß lange andauernde äußere Einflüsse erbliche Anpassungen hervorrufen können, und die vergleichende Untersuchung der Anpassungserscheinungen innerhalb eines und desselben Verwandtschaftskreises drängt, wie mir scheint, mit Nothwendigkeit zu einem solchen Schlusse hin. Einem Schlusse, der mit der Annahme Lamarcks übereinstimmt, daß kongenitale Eigenschaften ursprünglich erworben sein können. Nur ein Beispiel dafür sei angeführt. Die gewöhnlichen, in der Erde, also bei Lichtabschluß wachsenden Wurzeln sind zylindrisch. Bei zwei Pflanzenfamilien, die im System sehr weit voneinander entfernt stehen, den Orchideen und den Podostemeen gibt es Arten, deren Wurzeln, dem Lichte ausgesetzt wachsen und ergrünen. Manche dieser Wurzeln zeigen nun eine Abflachung, die so weit gehen kann, daß aus der Wurzel ein ganz blattähnliches Gebilde hervorgeht. Diese Abflachung ist bei manchen Orchideen nachweislich eine Lichtwirkung, im Finstern bleiben die Wurzeln zylindrisch. Bei anderen aber findet sie auch bei Lichtabschluß statt, sie ist offenbar erblich geworden. Wir haben zu dieser Annahme umsomehr Grund, als wir zahlreiche Beispiele dafür kennen, daß das Licht an chlorophyllhaltigen Pflanzenorganen Abflachung und Oberflächenvergrößerung bedingt, selbst in Fällen, wo ein Nutzen dieser Erscheinung nicht einzusehen ist.

Ganz ähnliches können wir auch für die anatomische Struktur feststellen. Die im Wasser untergetaucht lebenden Phanerogamen aus den verschiedensten Familien weisen in ihrem Bau gemeinsame Züge auf: namentlich auffallend ist der Besitz großer Lufträume, die ihnen eine innere Atmosphäre bieten, und die Rückbildung der wasserleitenden Gewebe. Manche dieser Pflanzen sind imstande, Landformen zu bilden, bei denen der anatomische Bau sich den veränderten Verhältnissen entsprechend ändert. Hier könnte man sagen, daß diese Pflanzen durch natürliche Auswahl die Fähigkeit ausgebildet haben, ihre Struktur entweder dem Land- oder dem Wasserleben anzupassen, daß es sich nicht um eine direkte Einwirkung der äußeren Faktoren handle, sondern daß diese lediglich bestimmen, welche von zwei der Pflanze längst innewohnenden Möglichkeiten eintrete. Aber auch Pflanzen, die normal gar nicht im Wasser leben, zeigen theilweise, wenn sie zufällig in das Wasser gerathen, dieselben Veränderungen. Allerdings nicht alle, die Plastizität ist auch hier sehr verschieden. Wenn wir aber sehen, daß untergetauchte Sprosse von Cardamine pratensis,[1]) einer gewöhnlichen Wiesenpflanze, ihre Lufträume vergrößern, ihre Leitungsbahnen für Wasser verringern, so haben wir hier ohne Zweifel eine direkte Anpassung vor uns und eine feste Basis für den Analogieschluß, daß auch bei den typischen Wasserpflanzen derselbe, nur im Laufe der Zeit erblich gewordene Vorgang vorliege.

Blicken wir zurück auf das weite und verwickelte Gebiet, das wir flüchtig durchstreift haben, so wird so viel aus dem Gesagten hervorgehen, daß weder ein einseitiger Lamarckismus,[2]) noch der Darwinismus (in dem gewöhnlich angenommenen Sinne) ausreichen, um uns die in so wunderbarer Fülle auftretenden Anpassungserscheinungen verständlich zu machen. Jede dieser Richtungen hat, wie wir sahen, brauchbare Gesichtspunkte geliefert, welche bei einer Theorie der Anpassungserscheinungen berücksichtigt werden müssen, aber von einer wirklichen allseitigen Theorie der Anpassungen sind wir noch entfernt. Wir zweifeln nicht, daß die natürliche Zuchtwahl das Aussterben minder geeigneter Pflanzen bedingt hat, denn thatsächlich sind ja zahllose Pflanzenformen, die früher gelebt haben, verschwunden, aber wir fanden sie ungeeignet, gewissermaßen als treibender Faktor bei der Entstehung der Anpassungen mitzuwirken. Wir sehen schon die niedersten pflanzlichen Organismen ausgerüstet mit der Fähigkeit, ihre Lebens- und Gestaltungsvorgänge je nach der Einwirkung äußerer Reize zu reguliren, und finden, daß jedes Pflanzenorgan gewissermaßen auf die äußeren Bedingungen „gestimmt" wird, unter denen es lebt; aber es gewährt uns keinen tieferen Einblick in die Verkettung von äußerem Anstoß und schließlicher Reaktion der Pflanze, wenn wir dieser ein „Bedürfniß" oder eine Art zielbewußten Wollens unterlegen. Wohl wissen wir, daß nach dem Ausspruche eines alten griechischen Philosophen der Mensch „das Maß der Dinge" ist, aber Goethe's

[1]) Betreffs Micrococcus prodigiosus vergl. Migula, System der Bakterien I. Man könnte hier einwenden, bei den Bakterien liege ein anderes Verhalten vor, als bei höheren Pflanzen. „Keimplasma" und somatisches Plasma sind bei diesen einfachen Organismen noch nicht gesondert, sie pflanzen sich bekanntlich durch einfache Zweitheilung fort.

Allein dieser Einwand würde nicht stichhaltig sein. Auch in dem embryonalen Gewebe der höheren Pflanzen ist eine Sonderung von Keimplasma und somatischem Plasma noch nicht eingetreten. Solches embryonales Gewebe finden wir aber in den Vegetationspunkten aller höheren Pflanzen.

[1]) Vgl. Schenck, Ueber Strukturänderung submers vegetirender Landpflanzen. Ber. der D. botan. Gesellsch. II, S. 481 ff.

[2]) Der Neo-Lamarckismus geht theilweise mit ungemeiner Oberflächlichkeit zu Werke. So z. B. Costantin in seinem soeben erschienenen Buche Les végétaux et les milieux cosmiques (Paris 1898). Hier wird z. B. wieder behauptet, Ricinus sei in unserm Klima eine einjährige Pflanze geworden — jeden Herbst kann man sehen, daß die Pflanzen nicht infolge der Samenbildung, sondern weil sie erfrieren (zuweilen auch vertrocknen) absterben. Und wenn der Verfasser sagt: „or cette supposition qan les espèces dites jardinières dérivent des types du Linné, nous l'avons établie au cours de cette étude, au moins pour quelques-unes d'entre elles", so ist das durchaus unrichtig. Gerade die Jordan'schen Arten zeigen, daß die spezifischen Merkmale mit den Anpassungserscheinungen nicht verwechselt werden dürfen. Hat Jemand nachgewiesen, daß die 200 Jordan'schen Arten von Erophila sich durch Anpassungscharaktere unterscheiden? Wachsen nicht vielmehr diese Arten vielfach zusammen auf denselben Standorten? In dem Costantin'schen Buche handelt es sich aber überall nur um Anpassungscharaktere, welche der Verfasser ohne weiteres mit spezifischen zu verwechseln scheint.

Spruch: „Suchet in euch, so werdet ihr alles finden, und erfreut euch, wenn da draußen, wie immer ihr es heißen möget, eine Natur liegt, die zu allem Ja und Amen sagt, was ihr in euch gefunden habt", lockt uns noch nicht. Noch fehlen uns zu viele Bausteine zu dem Bau, den wir ersehnen. Vieles ist erreicht, und reichere Ernte wird, wie wir hoffen, die Zukunft bringen. Freilich mit jedem Fortschritt erscheint auch die Aufgabe schwieriger und ausgedehnter, das kann aber nur zu neuer Arbeit anspornen und so gleicht die junge biologische Wissenschaft dem Manne, von dem der Dichter singt:

„Da geht er ohne Säumen,
Die Seele voll von Ernteträumen
Und sät und hofft."

Mittheilungen und Nachrichten.

χσ. **Berlin.** Die Februarsitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte ward durch den Vorsitzenden, Geheimrath Virchow, mit warmen Gedächtnißworten an die dahingeschiedenen Mitglieder der Gesellschaft eröffnet: Dr. Fiala-Serajewo, dem Führer bei den Ausgrabungen auf dem Glasenac, und den ehemaligen Kolonialdirektor Dr. P. Kayser. Hr. Generalkonsul William Schoenlank hat testamentarisch der Gesellschaft 15,000 M. zu einer Stiftung vermacht, deren Zinsen zur Verwendung im Interesse der Gesellschaft kommen sollen, doch tritt die Nutznießung von diesem Legat erst nach dem Tode der Gattin des Stifters in Kraft. — Der deutsche Anthropologenkongreß wird vom 4. bis 7. August d. J. in Braunschweig stattfinden, während im Gegensatz zum englischen ein lateinischer amerikanischer Kongreß zu Buenos Aires vom 10. bis 20. April tagen wird und die Festlichkeiten zur Vasco da Gama-Feier zu Lissabon für den 17. bis 20. Mai angesetzt sind. — Unter den Eingängen liegt ein Brief von Prof. Schweinfurth vor, in dem er seine Abreise von Kairo zu den Ruinenstädten Ober-Aegyptens ankündigt. Dr. Schumann-Löcknitz meldet von einem in Pommern (bei Ramin) gefundenen Gräberfeld aus dem Ende der Hallstadt-Periode, auf dem slavische Nachbegräbnisse stattgefunden haben, während Zeichenlehrer Mielke Photographieen aus Tanger vorlegt. Sanitätsrath Bartels konnte der Gesellschaft ausgezeichnete Photographien des sogen. Alexandersarkophags aus dem ottomanischen Museum in Konstantinopel übergeben; dieser Sarkophag stammt aus der Nekropole von Seida, dem alten Sidon, und trägt Reliefdarstellungen von Kampf- und Heereszügen, die Arbeit ist griechischen Ursprungs und die Reliefs waren ursprünglich polychrom, die goldenen Gürtel und Schwerter, die an den Figuren angebracht gewesen waren, sind indessen gerandt worden. — Hr. Maler Gutknecht kritisirt die Deutung der sogen. „gefügelten" Lanzenspitzen des frühen Mittelalters. Man nahm an, diese sogen. „Flügel" seien zum Fortreißen des feindlichen Schildes benutzt worden. Dies ist nicht richtig, da einerseits die Flügel zuerst sich nur als Nieten darstellen, die Schaft und Spitze zusammenhalten, andrerseits die alten Schilde, außer daß sie eng an dem Träger befestigt waren, eine runde, also dem Fortreißen nicht günstige Form hatten. Die sogen. „Reißwaffen" des 13. und 14. Jahrhunderts zeigen Haken. Aus der ursprünglichen Niete mag sich dann im späteren Mittelalter ein reines Schmuckstück an der Lanze entwickelt haben. — Aus dem Eisenburger Komitat, aus Güns, sind der Gesellschaft viele den in Troja gefundenen Gegenständen sehr ähnliche Dinge, so zentral durchbohrte Spulen, zugegangen, neben Spinnwirteln und Bronzenadeln. — Zeichenlehrer Mielke meldete von einem bei Potsdam befindlichen Berghügel, den er als einen prähistorischen Befestigungswall ansieht, und auf dem er Ausgrabungen anstellen will. Es scheint sich nach Andeutungen aus Fidicius' Chronik um eine germanische Ansiedelung hier zu handeln. — Darauf berichtete Dr. Karl Ranke (München) über seine Untersuchungen hinsichtlich der Hautfarbe bei den südamerikanischen Indianern. Den ersten Europäern erschienen die südamerikanischen Indianer roth; so haben sie auch Blumenbach und Topinard noch bezeichnet; neuere Forscher, namentlich Ehrenreich, konnten einen gelbgrauen und hellbraunen Ton der Hautfarbe je nach der Lebensweise und dem Wohnort der Einzelnen konstatiren. So fand man an den Waldbewohnern hellere Hautfarbe als bei den Anwohnern der Flußläufe, fand an bedeckten Körperstellen gleichfalls den Ton der Hautfarbe heller, als an unbedeckten. Jedes Individuum fast weist eine Skala von braun bis zu gelb auf, so daß die Variation hier sehr mannichfach erscheint. Diese Inkonstanz der zuerst infolge ihrer durch Färbstoffe verursachten rothen Bemalung auch roth erscheinenden Indianer hinsichtlich ihrer wirklichen Hautfarbe ist eine komplizirte Erscheinung, die an sich dunkleren Stellen erscheinen durch die Bemalung mehr roth, die helleren mehr gelblich. Am dunkelsten fand der Vortragende Theile der Brust, des Rückens, dann die Schulterwölbung und die Rückseite der Arme, heller schon erschien der Unterleib, die Schenkel, noch heller in der Hautfarbe Hals und Gesicht, am hellsten endlich die behaarten Stellen der Kopfhaut. Der Vortragende hat die Nüancirung der Farben nach den freilich unzureichenden „Radde'schen Farbentafeln" angesetzt. Die Variation der Farbe erstreckt sich ferner noch auf Alter, Geschlecht, auf Gesunde und Kranke. So übertreffen, abgesehen von der Farbe der Kopfhaut, die Neugeboenen hinsichtlich ihrer Hautfarbe die hellste Farbe der Erwachsenen, jedoch schimmert stets viel Blutfarbe durch, die karminroth, nicht hellroth, wie bei unsern Kindern erscheint; freilich nehmen die Kinder sehr schnell dunklere Pigmentirung an. Im allgemeinen sind die Männer dunkler als die Weiber, übrigens kommen auch vereinzelt fast ganz helle Gesichter vor, die Greise sind heller als die im kräftigen Alter stehenden Individuen. Die Ursachen der Pigmentirung lassen sich neben der Vererbung auf den Einfluß von Luft und Licht zurückführen, und zwar ist hinsichtlich dieses letzteren Momentes zu beachten, daß bedeckte Stellen des Körpers in der Hautfarbe stets heller erscheinen als unbedeckte. Die Frauen, die nicht so viel im Freien sich aufhalten als die Männer, sind auch heller als diese, auch schützt ihr langes Haar sie im Gesicht, im Hals, Nacken und an den Schultern vor stärkerer Einwirkung der Sonne. Das Oel, mit dem der Körper gesalbt wird, ist dem Bräunen der Haut bei den Männern sehr günstig. Die Erscheinung, daß die Europäer weniger in den Tropen bräunen als in unserm eigenen Klima schreibt Dr. Ranke der Thatsache zu, daß der Körper des Europäers in den Tropen weniger blutreich ist als in unsrer Zone. Die dunkelsten Indianer sind am meisten blutreich. Die Unterschiede der Hautfarbe ersteecken sich auch auf die verschiedenen Stämme, und solche, bei denen die Sitte herrscht, das Gesicht mit weißer Thonerde zu reinigen, erfreuen sich demnach auch hellerer Pigmentirung der Gesichtshaut. Die Kopfhautfarbe der Mulatten dagegen entspricht der Farbe der Haut an ihrem Körper vollständig, im Gegensatz zu dem Verhältniß, das bei den Indianern festgestellt werden konnte. Die behaarte hellere Kopfhaut der Indianer ist ein wichtiger Fingerzeig für die Aufstellung der Rassenunterschiede. Die Indianer stellen sich nach dieser Grundfärbung der Haut als eine ursprünglich hellhäutige gelbliche Bevölkerung dar, die mit den gelben mongolischen Völkern Asiens Verwandtschaft aufweist, mit denen die amerikanischen Eingeborenen auch sonst in vielen Beziehungen Uebereinstimmendes haben. — Darauf stellte Dr. B. Ascher Geschwister im Alter von 12 bis 13 Jahren vor, die, trotzdem konstitutionelle Krankheiten in ihrer Aseendenz nicht vorhanden gewesen sein sollen, merkwürdige Anomalien an den Ohren und der Haut aufweisen. Beide Knaben sind schwachsinnig, zeigen fast gar keine Behaarung der Haut, und während der eine überhaupt niemals Zähne besessen, hat der jüngere deren zwei; ein Umstand, der die Ernährung der Kinder stets beeinflußt hat und dergestalt ein Moment ihrer so ungünstigen Entwicklung darstellt. Geh. Rath Virchow gab noch nähere Details zu der Demonstration, worauf Dr. Kautzsch-Halle einige Bruchstücke von Thonfiguren vorlegte, die von der Sachsenburg stammen, doch nicht römischen Ursprungs sind.

E. Ueber die Proporzionalwahl in Württemberg hatte R. Siegfried eine ausführliche Schrift erscheinen

lassen, über die wir uns in Nr. 30 vom 8. Februar 1898 eingehend geäußert haben. Wie unsre Besprechung bereits erkennen ließ, erwies sich der ursprüngliche Titel dieser Schrift als viel zu eng gefaßt. In der That hat sie, wie ihre beifällige Aufnahme in der deutschen Presse ergeben, auch außerhalb Württembergs das Interesse der weitesten Kreise erregt. Bei einer jetzt nöthig gewordenen neuen Ausgabe hat die Schrift zweckmäßigerweise folgenden, dem Inhalt besser entsprechenden Titel erhalten: „Die Proportionalwahl. Ein Votum zur württembergischen Verfassungsreform". (Berlin 1898, Verlag von Hermann Walther.)

* Ueber die San José-Schildlaus ist soeben ein vom kaiserl. Gesundheitsamt herausgegebenes Schriftchen (im Verlag von Julius Springer, Berlin) erschienen. Die Broschüre enthält in knapper, gemeinverständlicher Darstellung die Beschreibung und Entwicklungsgeschichte der genannten Schildlaus, ferner eine Charakteristik der nächsten Verwandten, die Unterscheidungsmerkmale derselben, Mittheilungen über den Einfluß des Insekts auf die Pflanze, die Mittel zur Bekämpfung und Angaben über die bisherige Verbreitung desselben. Im Anhang sind die im Ausland, insbesondere in Amerika, zur Bekämpfung der San José-Schildlaus und anderer Pflanzenfeinde erlassenen gesetzlichen Bestimmungen zusammengestellt. Zahlreiche Abbildungen und zwei Tafeln dienen zur Erläuterung des Textes.

G. Die Alterthümer-Fabrikation in den ägyptischen Gefängnissen. Die Frage, welche für die Kriminalisten und Nationalökonomen einen Gegenstand eifrigen Studiums bildet, hat in den Strafanstalten des modernen Aegyptens eine recht sinnreiche Lösung gefunden. Wie wir einem Berichte des „Journal des Débats" entnehmen, kamen die praktischen Engländer auf den klugen Einfall, daß pharaonische Alterthümer nirgends billiger hergestellt werden können, als in den ägyptischen Gefängnissen, und skrupellos, wie sie sind, ließen sie von den Gefangenen des Chediven falsche Alterthümer in Menge fertigen und überschwemmen seit einigen Jahren die Welt mit diesen angeblichen Schätzen aus ältester Pharaonenzeit. Bisher waren es zumeist kleine Gegenstände, wie Gronitkäfer, Stirnplättchen, Bronzestatuetten, da es zur Herstellung größerer Gegenstände in den Gefängnissen an dem erforderlichen Werkzeug fehlte. Durch die ersten Erfolge ermuthigt, beabsichtigte die Verwaltung des Gefängnißwesens die Fabrikation zu vervollkommnen und Papyrusrollen, bemalte Sarkophage und Mumien künstlich herzustellen und falsche Ramses und Amenophis nach der ganzen Welt zu versenden, als ein unerwarteter Protest der sauberen Industrie mit einemmal den Garaus machte. Solange die falsche Waare in Deutschland und Amerika ihre Abnehmer fand, lachten sich die Engländer ins Fäustchen, als aber ungeschickte Geschäftsleute dieselben auf den englischen Markt warfen, da erhob die Gesellschaft der englischen Antiquare und Archäologen in einer Eingabe an Lord Salisbury energischen Protest.

* Ueber das Lithoid, eine von dem russischen Ingenieur Amelung erfundene neue Masse zur Herstellung künstlicher Steine, wird der „Köln. Ztg." aus Rom Näheres berichtet. Dort hat der Vertreter des genannten Erfinders im Verein der Ingenieure und Architekten Roms unter Vorführung von Proben einen Vortrag gehalten, der allgemeines Interesse erregte. Das Lithoid ist eine Flüssigkeit, deren Darstellung von dem Erfinder noch als Geheimniß behandelt wird. Ihre Bereitung soll aber leicht und billig sein, und es sollen dabei als Nebenprodukt etwa 50 Proz. Kohlensäure gewonnen werden. Wenn mit dieser Flüssigkeit, in bestimmten Verhältnissen und je nach dem mit oder ohne Druck, zerkleinerte Ueberreste von Steinen, Sand, Sägemehl, Papierstoub, Kohlenstaub, Schutt aller Art gemischt werden, so bildet sich in kurzer Zeit ein fester Körper, dem man von vornherein jede beliebige Form und Farbe geben kann, und der in Bezug auf Widerstandsfähigkeit und Festigkeit Stein und Eisen übertrifft. Die Bruch- und Zertrümmerungsproben, die vor einigen Wochen im mechanischen Laboratorium des Ingenieur-Instituts in St. Petersburg vorgenommen wurden, haben höchst befriedigende Resultate ergeben. Diese künstlichen Lithoid-Erzeugnisse aus Stein, Holz, Papier, Jute u. s. w. können aus Abfällen hergestellt werden und haben dadurch den Vorzug großer Billigkeit; sie bedürfen keiner weiteren Bearbeitung mehr, da sie in der Form, in welcher sie dienen sollen, gepreßt oder gegossen werden. In Bezug auf Schönheit des Aussehens, dauerhaften Glanz u. s. w. kommen sie den natürlichen Erzeugnissen gleichen Materials mindestens gleich. Die Mustersammlung, die den römischen Fachleuten vorgeführt wurde, enthält gegen 40 Nummern, wie z. B. Mühlsteine, Bausteine, grobe architektonische Verzierungen, wie Gesimse u. a., aus gewöhnlichem Sand hergestellt; Konsolen, feinere Gesimse und sonstige ornamentale Baustücke aus Ziegelstaub, Gips, Marmorstaub; Flurplatten und Wandbeläge von großer Schönheit, die kostbare Steinarten, Majolica u. dgl. nachahmen, aus allen möglichen Abfällen, Sand und Kohle; nachgeahmte Holzschnitzerei für Kunstmöbel aus Sägemehl gepreßt; Leitungsröhren von größter Dauerhaftigkeit aus Jute und Drahtreifen; Wölbungen, aus Steinmasse gegossen, die den stärksten Druck aushalten, und anderes mehr. Wenn dem ästhetischen Eindruck, den die meisten Stücke dieser Mustersammlung machen, auch ihre praktische Brauchbarkeit in Bezug auf den Kostenpunkt und die Dauerhaftigkeit entspricht, so wird die Amelung'sche Erfindung gewiß ihren Weg machen.

* **Zürich.** In diesem Jahre ist ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem in der Schweiz das erste medizinische Staatsexamen von einer Dame abgelegt wurde. Es war dies Fräulein Maria Voegtlin, Tochter des vor einigen Jahren verstorbenen Pfarrers Julius Voegtlin zu Brugg im Aargau, jetzt Gemahlin des Professors der Geologie am Eidgenössischen Polytechnikum Albert Heim. Besonders bemerkenswerth ist dieses erste weibliche Staatsexamen dadurch, daß hiefür ein eigener Bundesrathsbeschluß erforderlich wurde. Die medizinische Fakultät nämlich widersetzte sich, in ihrer Abneigung gegen das von ihr an sich nicht zurückweisbare Frauenstudium, der Zulassung der Studentinnen zum Staatsexamen, und würde also auf diese Weise das Frauenstudium praktisch illusorisch gemacht haben. Frl. Voegtlin aber erhob gegen diese Zurückweisung der Fakultät Berufung beim Eidgenössischen Bundesrath, und dieser entschied zu ihren Gunsten; damit war die Frage prinzipiell zugunsten der der Aerztinnen gelöst. Am 8. Januar 1873 bestand Frl. Voegtlin als erste Dame das medizinische Staatsexamen mit Auszeichnung. Im folgenden Sommer war sie dann — auch wohl der erste Fall — Assistentin in der Dresdener geburtshülflichen Klinik bei Hrn. Geheimrath Prof. Dr. Winkel, und von dort kommend eröffnete sie in Zürich mit großem Erfolg ihre Praxis. Erst vor einigen Jahren trat sie dieselbe im Interesse ihrer Kinder an ihre Kolleginnen zum größten Theil ab.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Altkonservativ. Versuch einer Zusammenstellung und Begründung altkonservativer Forderungen. Von * *. 2. Theil. Berlin, Imberg u. Lessou 1898. — Julius Poyelt: Oesterreichisches Jahrbuch 1897. Wien, Georg Szelinski 1898. — Alles und Neues zur Flottenfrage. Erläuterungen zum Flottengesetz von Nautikus. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1898. — Panzoechi, Staechetli, d'Annunzio. Neuere italienische Lyrik übersetzt von Julius Litten. 2. Ausgabe. Leipzig, Carl Reißner 1898. — O. Seidel: Deutschlands erste Kolonie. Gesammelte Erfahrungen und Erlebnisse während eines Aufenthalts von neun Jahren in Deutsch-Südwest-Afrika. Hamburg, O. W. C. Busch 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1898. 121. Band. Sechstes Heft.

Inhalt: Die Einführung der Reformation im Ordenslande Preußen. (Schluß.) — Spiritismus und Hypnotismus. — Der Entscheidungskampf zwischen Oesterreich und Preußen 1866. — Der Dichter Lebrecht Dreves. — Zeitläufe. Die russische Ueberraschung wegen Kreta's und die Folgen. (Schluß.) — Aus der Schweiz. Der protestantische Kriegsruf in der Schweiz. — Piat über die menschliche Persönlichkeit. — Erläuterungen zu Janssens Geschichte. [4636]

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 16. März. Nummer 61.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann. I. Von Eduard Stilgebauer. — Don Quijote-Spuren in der Weltliteratur. Von Rudolf Fürst. — Mittheilungen und Nachrichten.

Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann.

Eine Studie zur Geschichte der zeitgenössischen Dichtung
von Eduard Stilgebauer.

I.

Die moderne Richtung in der deutschen Literatur.

Es war in den drei letzten Januartagen des Jahres 1822, daß Heinrich Heine in Berlin unter den Linden seine Jugendtragödie, den Ratcliff, schrieb. Halb scherzend, halb ernsthaft erzählt er in der ihm eigenthümlichen ironischen Weise, daß er beim Niederschreiben dieser Dichtung den Flügelschlag eines Vogels über seinem Haupte habe rauschen hören, und sein Leben lang ist er der Meinung, daß, sollte auch seine ganze übrige Dichtung der Vergessenheit anheimfallen, der Ratcliff ihn überleben werde, weil in diesem schon „die große Suppenfrage des Sozialismus brodle“. — In der That, der auf romantische Hypothese aufgebaute Ratcliff wäre längst vergessen, wenn nicht der merkwürdige Umstand, daß Heine schon die Suppenfrage des Sozialismus in seinem Drama brodeln hörte, dem Jugendwerke des Dichters, von modernem Standpunkt aus gesehen, ein historisches Interesse verliehe. Denn eben diese soziale Frage ist nach Beendigung des großen Krieges zu einer ungeahnten Bedeutung gekommen, sie hat sich zur Haupt- und Kardinalfrage der modernen Dichtung entwickelt. Konnte sich doch kein moderner Dichter dem Einflusse, den diese Frage mit einemmal für die Dichtung gewann, verschließen! Jene scharfen, durch die Entwicklung der Kultur gegebenen Gegensätze der verschiedenen Gesellschaftsklassen, sie haben sich zu dem eigenthümlichen, dem charakteristischen Thema der modernen Dichtung emporgeschwungen. Und nichts weniger als persönliche, politische, geistige, moralische und endlich auch materielle Freiheit für einen Jeden verlangt diese im besten Sinne soziale Frage, die in dem Lauf der Jahrzehnte mehr als eine Suppenfrage, die eine sittliche Frage geworden ist. Und diese Forderungen auf der einen Seite, auf der anderen Seite das Festhalten an Konventionellem und Anerkanntem gebiert den eigentlich modernen Gegensatz, den die moderne Dichtung, den auch Sudermann und Hauptmann zu dem Grundthema ihrer Werke gemacht haben. Mit der mehr oder minder allgemeinen Anschauung des Umstandes, daß diese soziale Frage nunmehr eine brennende Frage geworden ist, hat eine Emanzipation des geistigen und sittlichen Lebens auf allen Gebieten um sich gegriffen, und Keinen wird es wundernehmen, daß sich die junge Dichtung dem Streben ihrer Zeit am zugänglichsten zeigen mußte. So kommt es, daß die beiden Begriffe „modern“ und „sozial“ für das Gebiet der in Worte gefaßten Kunst heute zusammenfallen. Das Grundthema einer modernen Dichtung wird nothwendigerweise ein soziales Thema sein. Und dieses „sozial“ im modernen Sinne bedeutet einen sozialen Gegensatz und mithin einen sozialen Kampf darstellend.

Während nun diese soziale Frage zur Haupt- und Kardinalfrage der modernen Dichtung wird, vollzieht sich mit ihr ein merkwürdiger Prozeß. Gleiches Recht für Alle lautete die Forderung, und die Kunst glaubte eine Lösung, eine Erfüllung dieser Forderung zu finden, indem sie einem Jeden das persönliche Recht einräumt, sich seiner Natur gemäß zu entwickeln und auszuleben. Unter den Händen der Kunst wandelt sich der Sozialismus zum Individualismus, dieser wird der Revers von jenem. Auf den ersten Blick mag dieser als ein nimmer auszugleichender Widerspruch erscheinen. Man fordert gleiches Recht für Alle, indem man jedem Einzelnen sein eigenthümliches Recht einzuräumen bestrebt ist. Man will sich losmachen von drückend empfundenen ererbten Vorurtheilen und öffnet dem Vorurtheil Thür und Thor, indem man jeden Einzelnen zum Richter seiner ihm nun einmal eigenthümlichen Handlungen macht. Allein dieser Widerspruch löst sich, wenn wir bedenken, daß der Dichtung in diesem Falle eine vorbereitende Rolle zufällt, daß eben dieser Individualismus eine Vorbereitung jener sozialen Weltanschauung ist. Maria Deraismes, eine Vorkämpferin der Frauenbewegung in Frankreich, sagt in einem ihrer Werke, daß die größtmögliche individuelle Freiheit auch die größten Pflichten auferlege, indem nämlich die Freiheit der einen auch die Nichtbeschränkung der Freiheit der andern zur Voraussetzung habe, und in diesem Sinne ist auch der Individualismus in der modernen Dichtung aufzufassen. Aus dieser Gesinnung heraus, Freiheit für Alle zu schaffen, entsteht jener bedeutungsvolle Zug, der vor allen den Helden Sudermanns und Hauptmanns gemeinsam ist, nämlich der Wille, sich und Andere von den Fesseln zu befreien, die ihnen eine als veraltet betrachtete Moral und Gesellschaft auferlegt hat. So kämpft Boleslav gegen die Vorurtheile seiner Bauern, so befreit sich Paul Mayhöfer durch die Brandstiftung, so verläßt Magda das Vaterhaus, so stellt Röknitz den Versuch an, die Fesseln einer konventionellen Ehe zu sprengen, so schließen Vokerrat und die Mahr die geistige Gemeinschaft, so sind die Werke der beiden Dichter voll von dem einen leitenden Gedanken: „Kampf gegen die Konvention, Geltendmachung meiner Individualität.“ —

„Denn ich bin ich und darf mich nicht verlieren“, ruft Magda Schwartze in Sudermanns Heimath aus, und diese Worte könnte man als Motto über den größten Theil der modernen deutschen Dichtung setzen. —

Allein weder Sudermann noch Hauptmann ist derjenige gewesen, der diesen durch die moderne soziale Frage angeregten Gedanken von dem Rechte und der Geltendmachung der Individualität zuerst in seiner klaren Form ausgesprochen hat. Der dieses that, war der Philosoph Friedrich Wilhelm Nietzsche, und ihm haben wir einen bestimmenden Einfluß auf den Entwicklungsgang der modernen deutschen

Dichtung zuzuweisen. Mehr als die pessimistische Philosophie der Schopenhauer und der Hartmann hat die Herrenmoral des Friedrich Wilhelm Nietzsche die Dichtungen befruchtet. „Denn ich selbst bin mir mein Gutes oder Böses", also sprach Zarathustra. Wohl hatte auch schon die klassische Periode des vorigen Jahrhunderts vor allem in der Zeit des Sturms und Drangs die Emanzipation der Persönlichkeit auf den Schild erhoben. Auch Karl Moor bricht in die bedeutsamen Worte aus: „Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gemacht, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus." Allein dieser Sturm- und Drangperiode des 18. Jahrhunderts mangelt ein bestimmtes Etwas, das sie von der Erhebung des Modernen am Ende des 19. wesentlich unterscheidet. Die Anschauung des 18. Jahrhunderts fußte auf der sich eben kräftig entwickelnden idealistischen Philosophie, die des 19. zieht ihre beste Kraft aus den realen Wissenschaften, aus der Naturwissenschaft, wie sie vor allem Darwin vertreten hat. So kommt es, daß der moderne Begriff des Individualismus eine tiefere Bedeutung erlangt. Das Individuum wird nicht mehr als Einzelerscheinung betrachtet, es steht da als das Glied einer unendlichen Kette, das sich so entwickeln mußte, weil die vorhergehenden Glieder sich so und nicht anders entwickelt hatten, ein Gedanke, den schon Goethe vorausahnt, wenn er sagt: „denn es erzeugt nicht gleich ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer, erst eine Reihe Gutes oder Böses bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude der Welt hervor." — Wir gewinnen also einen historischen Standpunkt von ungeahnter Bedeutung, einen Standpunkt, der weit über die Anfänge der Geschichte der Menschheit hinausreicht. Diese naturwissenschaftliche Betrachtung, der sich kein Gebiet des menschlichen Wissens am Ende des 19. Jahrhunderts verschließen kann, sie gewinnt einen bestimmenden Einfluß auf die sich nun entwickelnde poetische Kunst, ebenso wie die nun brennend gewordene soziale Frage und die Philosophie des F. Nietzsche.

Nietzsche's Freund und Gegner war Richard Wagner. Der Dichterphilosoph schwärmte für die Musik. Der Name Richard Wagner hat in diesem Zusammenhang eine ganz spezielle Bedeutung. Mit dem Reformator des musikalischen Dramas haben wir es an dieser Stelle nicht zu thun, den Literarhistoriker interessirt an dieser Stelle der Dichter Richard Wagner, der seine Stoffe aus der deutschen Vergangenheit nahm. Denn in einer Zeit, in der man trotz der über Frankreich davongetragenen Siege in Sachen des Geschmacks und der Kunst von Paris abhängig war, ist Richard Wagner in seinen Opern ein Wiedererwecker nationalen Empfindens innerhalb der Kunst geworden. Dieser auf rein künstlerischem Gebiet bedeutendsten Erscheinung des 19. Jahrhunderts gebührt eine Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur. Denn er hat das deutsche Volk durch seine Nibelungen, seinen Parcival, seinen Lohengrin, seine Meistersinger zu dem alten Schatze seiner nationalen Literatur zurückgeführt. Auch die modernen Dichtungen, auch Sudermanns und Hauptmanns Werke sind nationale Romane und Dramen geworden. Niemand, der sie auch nur oberflächlich kennt, wird dies leugnen, und in diesem Sinne ist auch Richard Wagner ein Vertreter der modernen Richtung in der deutschen Kunst und Literatur geworden. So mächtig auch die fremden Einflüsse waren, die vor allem aus Frankreich und dem Norden auf die sich entwickelnde moderne deutsche Dichtung eingedrungen sind, in ihrem innersten Wesen ist diese Dichtung eine nationale, eine deutsche Dichtung geblieben, und man ist auf falschem Wege, wenn man die Modernen einfach als Nachbeter Ibsens und Zola's oder gar als die Nachahmer der Dumas und Sardou's hinstellen will. Allerdings ist der fremde Einfluß ein großer, mindestens ein ebenso großer wie der der Engländer und des Rousseau am Ende des 18. Jahrhunderts gewesen ist. Vor allem war es das künstlerische Mittel der Darstellung, das uns aus Frankreich und dem Norden kam, der Realismus. Für dieses künstlerische Mittel der Darstellung hat man verschiedene Schlagworte geprägt. Man hat von Realismus und Naturalismus gesprochen, denen dann noch der höchst überflüssige Impressionismus und der Symbolismus an die Seite traten. Was unter alledem gemeint ist, ist klar. Auch der junge Goethe ist dem Geiste seiner Zeit entsprechend ein Realist gewesen, auch der Dichter der Räuber wollte einer sein. Der moderne Realismus unterscheidet sich wesentlich von dem der Klassiker in ihren Jugendjahren. Wie die Idee der modernen Dichtung, so hat auch das Mittel ihrer Darstellung seinen Grund in den durch die Naturwissenschaften gemachten Fortschritten der menschlichen Erkenntniß. Denn erst durch diese Erkenntniß konnte dieser Realismus ein künstlerisches Prinzip werden, nachdem man eingesehen, daß jede Erscheinung ihren natürlichen Grund in der Zusammensetzung der Gehirnmasse und der Nervenzentren hatte. Mit dem Momente dieser Erkenntniß wird der Dichter zum Beobachter des Lebens wie der Naturforscher und malt in seiner Dichtung das im Leben Geschaute im Innern seiner Personen, in ihrer äußeren Umgebung und in ihren Handlungen. Vor allem in Frankreich nimmt diese künstlerische Richtung ihren Anfang. Der Experimentalroman Emile Zola's ist der glänzendste Vertreter einer wahrhaft modernen Schilderung, ein Zeugniß dafür, zu welch minutiöser Darstellung des Lebens man auf dem Wege einfacher Beobachtung gelangen kann. Im Norden ist es Henrik Ibsen, der diese Beobachtung mehr verinnerlicht, indem er sie auf rein seelische Vorgänge anwendet, während Zola mehr an den Aeußerlichkeiten des Lebens haftet. Auf Jahre hinaus ist in Deutschland der Einfluß dieser beiden Männer unverkennbar. Allein nicht nur diese beiden, auch Russen, Schweden und Dänen befruchten die deutsche Dichtung, man denke an Tolstoi, Björnson, man denke auch an die Nachfolger Zola's in Frankreich, vor allem an Guy de Maupassant, der für die Entwicklung der modernen deutschen Novelle von Bedeutung geworden ist.

Mit dem Beginn der 80er Jahre setzt die moderne Bewegung der Literatur in Deutschland ein. Auch die übrigen Gebiete der Kunst, vor allem die Malerei und die Darstellung auf dem Theater werden allmählich und langsam von dieser Richtung ergriffen. In einem kurzen Jahrzehnt erhebt sich die am Anfang geschmähte, von blutjungen Schriftstellern auf den Schild erhobene Moderne zu unvorhergesehener Bedeutung. Auch die Dichter der älteren Generation können sich ihr nicht mehr ganz verschließen, und dem beobachtenden Blick des Eingeweihten entgeht es nicht, wie sich die Neuerscheinungen, auch die aus den Federn älterer Schriftsteller, von Jahr zu Jahr mehr und mehr im Geiste der Moderne ummodeln. Am Anfang des vorletzten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts gründet man in Berlin eine Privatbühne, weil man es nicht wagen durfte, die Dramen der Modernen in der Oeffentlichkeit aufzuführen, und wenig Jahre später erringt Gerhart Hauptmann mit seinem „Hannele" vor der breiten Oeffentlichkeit, in königlichen Theatern einen seiner größten Erfolge, hält der Dichter der Ehre seinen Einzug in die Hoftheater von München und Wien, obwohl er gerade in dem dort zugelassenen Stück, in der Heimath, den Kampf des Neuen gegen das Hergebrachte am rücksichtslosesten und deutlichsten verkörpert hat. Denn es wäre falsch, wollte man behaupten, die modernen Dichter hätten ihre Ideen nach dem Geschmack und Urtheil der leitenden Kreise und des Publikums umgemodelt, nein, diese Ideen schlummerten eben

im Innern der modernen Gesellschaft und sind durch diese Dichter, vor allem durch Sudermann und Hauptmann geweckt worden. Auch die am Anfang der Regierung Wilhelms II. hervortretende sozialpolitische Tendenz hat in Deutschland das Verständniß für die moderne Dichtung gefördert.

Von Norden, Osten und Westen stürmten die literarischen Einflüsse auf die deutsche Jugend ein, nur der Süden, nur Italien, steht zeitlich hinter Deutschland zurück. Die schon in vorgerückterem Lebensalter stehenden Vertreter der Moderne in Rußland, Skandinavien und Frankreich sind es, die dem sich nun rasch entwickelnden jüngsten Deutschland die literarischen Vorbilder und den nun einmal nothwendig erscheinenden Anstrich von Autorität zu geben berufen sind. Am Anfang der 80er Jahre haben Ibsen und Tolstoi die Fünfzig schon überschritten, steht Björnson in seinem 48. Lebensjahre, ebenso Dostojewsky, und Zola ist ein Vierziger. Kein Wunder also, daß man diese in Deutschlands Jugend zu Mustern nimmt, diese, die mit einer reichen Lebenserfahrung ausgestattet, auf dem Gebiete der Moderne schon bedeutende Erfolge zu verzeichnen haben. Mit reiflicher Ueberlegung weiht man das neue Berliner Unternehmen, an dessen Spitze Dr. Otto Brahm, der jetzige Leiter des Deutschen Theaters, zusammen mit seinem Freunde Paul Schlenther stand, die Freie Bühne, die Gerhart Hauptmann zu seinem Namen verhalf, mit einer Aufführung von Ibsens „Gespenstern" ein.

Gleich am Beginn der neuen Bewegung haben wir zwei Hauptherde in Deutschland festzustellen, von denen dieselbe ausgeht, Berlin und München. Die junge Literatur in Berlin scheint anfangs mehr unter nordischem, die in München mehr unter französischem Einflusse zu stehen. Die unter der Aegide von Dr. Otto Brahm und Paul Schlenther gegründete neue literarische Gesellschaft in Berlin, genannt die freie Bühne, die auf einem zu diesem Zwecke gemietheten Theater moderne Dramen zur Aufführung brachte und ihre Gedanken in einer Wochenschrift des gleichen Namens niederlegt, bildet den eigentlichen Mittelpunkt der norddeutschen Bewegung. An die Spitze der Süddeutschen trat Dr. Michael Georg Conrad. Er hatte mehrere Jahre in Paris gelebt und von dort den Geschmack an Zola's spezieller Kunstrichtung mitgebracht. Die von ihm gegründete Zeitschrift „Die Gesellschaft" enthält in ihren ersten Jahrgängen das Programm und die geistigen Produkte der Hauptvertreter des süddeutschen Realismus. Allein schon zeitlich vor diese soeben angeführten, für die Moderne hochwichtigen literarischen Erscheinungen fallen einige Publikationen, die nicht unerwähnt bleiben dürfen, weil sie für die weitere Entwicklung der modernen Anschauung in der Literatur und vor allem für das von der Moderne aufgestellte Programm von Bedeutung sind. Im Jahre 1883 gibt der schon erwähnte M. G. Conrad seine „Madame Lutetia" und „Lutetia's Töchter" heraus, die zum erstenmal in Deutschland den Versuch anstellen, die Zola'sche Manier in die deutsche Prosaerzählung einzuführen. In demselben Jahre findet der moderne soziale Roman in dem selbst aus dem vierten Stande hervorgegangenen Berliner Schriftsteller Max Kretzer einen erwähnenswerthen Vertreter. Er läßt sein Buch „Die Verkommenen" erscheinen. Ein frischer Wind weht mit einemmal in dem Walde der deutschen Dichtung. Liliencrons „Adjutantenritte" und Arno Holzens „Klinginsherz" sind die ersten herben Frühlingsblüthen der modernen Lieder. Die folgenden Jahre zeigen die Physiognomie der neuen Stürmer und Dränger noch deutlicher. Mit seinen „Deutschen Versen" erscheint im Jahre 1884 Arno Holz wieder auf dem Schauplatz, und Bleibtreu kündet schon mit seinem Titel „Kraftkuren" dasjenige an, worauf man hinaus will. In demselben Jahre erscheint desselben lyrisches Tagebuch und seine Novellen „Schlechte Gesellschaft". Am Ende des Jahres — das Buch trägt schon die Jahreszahl 1885 — schaart Wilhelm Arent das junge lyrische Berlin in seinen modernen Dichtercharakteren unter seine Fahnen. Unter dem neuen Titel „Jung Deutschland" erscheint das Buch noch vor Ablauf des Jahres 1885 in zweiter Auflage. Der unglückliche, in Leipzig so früh verstorbene Hermann Conradi und der jetzt in Zürich lebende Karl Henckell waren neben Wilhelm Arent die Mitherausgeber des Buches gewesen. Neben ganz unbekannten Namen finden sich Gedichte von Wildenbruch, Wolfgang Kirchbach, Bleibtreu, Julius und Heinrich Hart in dieser Sammlung. In dasselbe Jahr fällt die schon erwähnte Gründung der realistischen Monatsschrift „Die Gesellschaft" durch M. G. Conrad in München. Auch der Name G. Hauptmanns, der damals in seinem 23. Lebensjahre stand, macht sich schon in jenem Jahre in der Literatur bemerklich, in dem sein Drama „Promethidenloos" im Druck erscheint. In wenigen Monaten entwickelt sich die Moderne immer kräftiger. Mit dem folgenden Jahre 1886 treten schon bedeutendere Erscheinungen ans Tageslicht. Arno Holz tritt mit seinem als lyrisches Produkt der Moderne vielleicht bedeutendsten „Buche der Zeit" hervor, der soziale Romanschriftsteller Max Kretzer behandelt in den „Drei Weibern" einen erotischen Vorwurf aus dem modernen Großstadtleben in Zola'schem Sinne. Ein nennenswerther Dramatiker, Richard Voß, erobert sich mit der Dramatisirung seiner Novelle „Bergasyl", die den Titel „Alexandra" führt, das Theater, und der schon oben erwähnte Bleibtreu kündet nun in ungeschminkten Worten die Revolution in der Literatur an. Der bald zu so großer Berühmtheit gelangende Name Hermann Sudermann ertönt zum erstenmal in weiteren Kreisen im Jahre 1886; nachdem der Dichter schon früher einen kleinen, im Sinne Maupassants gehaltenen Novellenband „Im Zwielicht", zwanglose Geschichten, veröffentlicht hatte, debutirt er mit seinem ersten großen Roman „Frau Sorge", den wir neben dem „Katzensteg" wohl als seine bedeutendste epische Schöpfung ansprechen dürfen. Die Betheiligung an der eigentlichen modernen Literatur im engeren Sinne wird nun immer allgemeiner, immer mehr Namen treten in den Vordergrund. Einer der exaktesten Vertreter jener vor allem durch M. G. Conrad begründeten Richtung war Hermann Conradi, der so früh verstorbene, noch völlig unabgeklärte Dichter, auf den seine Anhänger wohl mit Recht große Hoffnungen setzten. Schon in den Titeln seiner Werke zeigte er, wie sehr er sich mit allem Hergebrachten in Widerspruch zu setzen suchte, seine Lieder nennt er „Lieder eines Sünders", seine drei Publikationen in Prosa führen die Titel: „Phrasen," „Brutalitäten" und „Adam Mensch". Noch ehe man sich Rechenschaft geben konnte, wohin Hermann Conradi's unleugbares Talent geführt hätte, starb der noch nicht Dreißigjährige und steht so als eine räthselhafte Erscheinung in der Entwicklungsgeschichte der Moderne da. — Wie in den Zeiten des Sturmes und Dranges, so scheint auch in der Entwicklungsphase der Moderne das Maßlose vor allem seine besonderen Reize zu haben. So befaßt sich Bleibtreu mit Vorliebe mit dem Uebermenschen Napoleon und schreibt im Jahre 1887 sein Drama „Schicksal". Das folgende Jahr 1888 ist für die Moderne das unfruchtbarste. Die Kraft scheint sich auf das Jahe 1889 aufzusparen, in dem wir zwei vor allen anderen wichtige Erscheinungen und neben diesen noch Bedeutendes zu nennen haben. Am 21. November 1889 feiert Hermann Sudermann mit seinem Schauspiel „Ehre" im Lessing-Theater zu Berlin einen Bühnenerfolg, wie man ihn seit Jahren in Deutschland nicht erlebt hatte, und mit diesem einzigen Schlage steht der bis dahin fast ungekannte Dichter als eine angestaunte Größe in den gesammten literarischen Kreisen Deutschlands da, und der Triumphzug des neuen Dramas nimmt seinen

Digitized by Google

Lauf über alle Bühnen des Vaterlandes. In diesem Jahre entdeckt Dr. Otto Brahm das dramatische Talent G. Hauptmanns, indem er die Aufführung des sozialistischen Dramas „Vor Sonnenaufgang" auf der freien Bühne in Berlin durchsetzt. Mit diesem Drama trat eine Bühnensprache von so erschreckendem Realismus mit einem Schlage in die Erscheinung, daß alles bis dahin Dagewesene weit hinter dem hier Gewagten zurückblieb. In demselben Jahre erringt Rich. Voß mit seiner „Eva" einen nennenswerthen Erfolg, und endlich stammen auch aus diesem Jahre die von Arno Holz und Johannes Schlaf verfaßten dramatischen Skizzen „Papa Hamlet", die jene unter diesem Titel und einem falschen Namen in die Literatur einschmuggelten und die für den Stil G. Hauptmanns so bestimmend wurden, daß der junge Dramatiker die Buchausgabe seines neuesten dramatischen Werkes „Vor Sonnenaufgang" dem vermeintlichen Dichter des Papa Hamlet in heller Begeisterung widmete. Hauptmanns Buch trägt die Aufschrift: „Bjarne P. Holmsen, dem konsequentesten Realisten, Verfasser von Papa Hamlet, zugeeignet in freudiger Anerkennung der durch sein Buch empfangenen, entscheidenden Anregung." Auch der Richtung der Moderne fernstehende Dichter, auch ein Mann wie Ernst v. Wildenbruch, werden vorübergehend mit in den Strudel gerissen; eine beredte Sprache für diese Behauptung spricht die im Jahre 1890 ans Licht getretene „Haubenlerche". Dasselbe Jahr bringt den „Katzensteg", Sudermanns bedeutendsten Roman, und die Verfasser von „Papa Hamlet", durch Hauptmanns Vorgehen ermuthigt, debutiren auf derselben freien Bühne wie ihr Schüler, mit ihrer „Familie Selicke". Dichter, die am Anfang entscheidend in den Entwicklungsgang der Moderne eingegriffen, wie z. B. Heinrich Hart, gehen nun ihre eigenen Wege. Nach den ersten stürmischen Jahren des Werdens scheint sich die Moderne, vor allem auf dem Gebiete des Dramas, zu einem Wettkampf zwischen ihren beiden bedeutendsten Vertretern, zwischen Sudermann und Hauptmann, zu gestalten, während allerdings noch einzelne Erscheinungen junger Dichter in den Vordergrund treten. Jedes Jahr sieht nun Sudermann und Hauptmann auf dem dramatischen Kampfplatz. Sie ringen um den Erfolg, ein mehr äußerlicher ist bei Sudermann, ein tiefergehender bei Hauptmann zu konstatiren. Das Jahr 1891 bringt „Sodoms Ende" und „Einsame Menschen", das Jahr 1892 die satirische Novelle „Iolanthe's Hochzeit", „die Weber" und „Kollege Crampton", das Jahr 1893 „Heimath", „Hannele", „Biberpelz", das Jahr 1895 das „Glück im Winkel", das Jahr 1896 „Florian Geyer", „Morituri", die „Versunkene Glocke".

Aus allem bisher Gesagten geht es deutlich hervor, daß wir die moderne Poesie als eine Tendenzrichtung zu betrachten haben. Vielfach und mit Recht hat man aber den Satz aufgestellt, daß jedes Kunstwerk, vor allem aber das poetische, seinen Zweck in sich selbst habe, das hieße also, daß das poetische Kunstwerk sich einfach durch sein Dasein rechtfertige und daß infolgedessen eine Tendenzpoesie, die einen anderen Zweck als den ihres Daseins aus rein künstlerischen Gründen verfolge, von vornherein als eine Poesie zweiten Ranges anzusprechen sei. Für die Entwicklung der Poesie in den ältesten Zeiten mag man mit dieser Behauptung recht haben. Das älteste Epos erzählt, um zu erzählen. Die ältesten Lieder sind entstanden, um dem Bedürfnisse des Volkes, seine Gefühle im Gesang zu äußern, Genüge zu thun. Allein schon die dritte poetische Gattung, das Drama, das es nun doch einmal mit Handlung und Menschen zu thun hat, nicht mit Menschen, deren Erlebnisse man einfach erzählt wie Homer die Erlebnisse seiner Götter und Helden, sondern mit Charakteren, die aus der Eigenthümlichkeit ihrer Individualität heraus zu einer Handlung getrieben werden, macht eine Tendenz des Dichters nach der einen oder der anderen Seite hin, zugunsten der einen oder anderen Person seines Dramas unerläßlich. Schon im Alterthum, schon in der griechischen und römischen Literatur, vor allem aber in der Literatur des Theaters, begegnen wir aus diesem Grunde einer mehr oder minder entwickelten Tendenzpoesie. Man erzählt nicht mehr, um zu erzählen, man singt nicht mehr, um zu singen, sondern man stellt handelnde Personen auf die Bühne, um zu zeigen, wohin die oft auf das Gewissen geladene Schuld führen muß, welche Konsequenzen aus den Fehlern und Schwächen der Menschen entstehen und so entwickelt sich schon die Tragödie des Sophokles, so entwickelt sich schon die Komödie der Aristophanes und weiterhin die des Plautus und Terenz. Man braucht in der Geschichte der Literatur nicht weiterzugehen, um diese Behauptung zu rechtfertigen. Sobald das naive Erzählen einer heroischen Periode, sobald der einfache Gesang der Volkslieder aufhört, beginnt in jeder Literatur eines jeden Volkes sich der Wunsch rege zu machen, nach der einen oder der anderen Seite hin erzieherisch zu wirken. Die eigentliche Didaktik, die gewöhnlich den Verfall einer künstlerischen Periode anzeigt, hat nach diesem einfachen, nach rein künstlerischen Mitteln schaffenden Bestreben nichts zu thun. Im Gegentheil, ich meine an dieser Stelle mit der Tendenz, die das Ganze beherrschende biologische Idee, die gerade in den bedeutendsten klassischen Schöpfungen der größten Dichter am deutlichsten zum Ausdruck zu kommen pflegt. Goethe's „Faust" hat nur dadurch seine universelle Bedeutung in der Geschichte der Weltliteratur erlangt, daß er jenen leitenden Gedanken enthält, der in seiner allgemeinen Gültigkeit für alle Zeiten und Völker die Idee oder die Tendenz jener gewaltigen Schöpfung über die Zeitepoche von Goethe's Schaffen hinaushebt. Es ist also nicht immer richtig, wollte man behaupten, die mehr oder weniger stark hervortretende Tendenz einer Dichtung schädige deren künstlerischen Werth; es kommt lediglich auf die Anwendung der künstlerischen Mittel an, mit denen diese Tendenz in dem betreffenden Kunstwerk zum Ausdruck gebracht wird. Die modernen Dichter haben in der Wahl ihrer Mittel oft fehlgegriffen, aber nicht der Umstand, daß sie eine Tendenz vertreten, macht dann ihr Drama oder ihren Roman zu einem Kunstwerk zweiten Ranges, sondern lediglich die Thatsache, daß sie sich in der Wahl der Mittel vergreifen, daß sie an die Stelle der aus dem Charakter folgenden Handlung theoretische Auseinandersetzung, daß sie an die Stelle psychologischer Motivirung allgemeine Grundsätze ihrer eigenen sozialen und philosophischen Ueberzeugung gestellt haben. — Und welches ist nun diese Tendenz der modernen Dichtung? Aus dem bislang Gesagten tritt sie als eine Kräftigung des Individuums zu seiner Erziehung als soziales Wesen deutlich genug hervor. Wir formuliren sie aber noch einmal an der Hand der Programmschriften und lyrischen Ergüsse der literarischen Jugend. Denn in dieser ist naturgemäß diese Tendenz am unverblümtesten ausgesprochen worden. In ihren kritischen Waffengängen gehen die Gebrüder Heinrich und Julius Hart von der Ueberzeugung aus: „daß die deutsche Literatur der Gegenwart nicht auf der Höhe steht, welche die Besten des Volkes ersehnen und die unsre nationale Wiedergeburt erhoffen ließ — zu fördern beabsichtigen sie deßhalb alle Bestrebungen, die auf eine echt nationale, realistische und ideenstarke Dichtung gerichtet sind, entgegentreten aber wollen sie mit Entschiedenheit allem Cliquenwesen, allem Reklamethum, allem Greisenhaften, allem Dilettantismus und aller Idealloſigkeit — zum Heile des schaffenden Jungdeutschland und unserm schwankenden, zweifelnden Publikum zur Lehre!" — Es handelt sich also um einen Kampf gegen das Hergebrachte, das sich überlebt hat und um eine neue rea-

listische Darstellungsform, in die sich neue, aus dem modernen Leben herausgegriffene Situationen gießen lassen. Allein noch deutlicher und klarer als die Gebrüder Hart spricht sich Karl Henckell in dem Vorwort zu den modernen Dichtercharakteren über die Tendenz dieser neuen Posie aus. „Eine Poesie," sagt er, „also auch eine Lyrik wollen wir gebären, die durchtränkt von dem Lebensstrome der Zeit und der Nation ein charakteristisch verkörpertes Abbild alles Leidens, Sehnens, Strebens und Kämpfens unsrer Epoche darstellt und soll sein ein prophetischer Gesang und jauchzender Morgenwachruf der siegenden und befreienden Zukunft." In diesen letzten Worten spricht sich eben der soziale Geist der modernen Dichtung am deutlichsten aus, jener soziale Geist, von dem auch Sudermanns und Hauptmanns Schriften durchweht sind, der in ihren Schriften zunächst seinen bedeutendsten künstlerischen Ausdruck gefunden hat. Spezielle Schriften, wie die eben citirten Stellen und vor allem die Lyrik verkünden zunächst Lehre und Tendenz dieser neuen Poesie, die fürs erste in Sudermann und Hauptmann die wichtigsten Vertreter zu begrüßen hat. Soziale Gedichte, Werke und Kampflieder sind deßhalb am Beginn der Bewegung die bemerkenswerthen Symptome. Das Alte wollen sie stürzen, ihm werfen sie die Fehdehandschuhe vor die Füße, das Neue aufbauen, das Publikum aus seiner Lethargie erwecken. Frisch und fröhlich setzt darum Arno Holz in seinem „Buche der Zeit" ein:

Der Singsang hat sich ausgetutet
Auch durch das junge Lied noch fluthet
Das alte Nibelungengold.
Drum ihr, ihr Männer, die ihr's seid
Zertrümmert eure Trugidole
Und gebt sie weiter die Parole
Glückauf, glückauf die junge Zeit!

Und nachdem diese Aufforderung erklungen, tritt sogleich das passive, das die ganze moderne Dichtung beherrschende soziale, auch bei Sudermann und Hauptmann im Vordergrund des Interesses stehende Moment auf den Schauplatz. Denn im weiteren heißt es:

Und dräut auch manche Wolke
Euch schwarz am Horizont
O haltet treu zum Volke
Ihr habt's noch nie gekonnt.
Nach ihm streckt seine Krallen
Siebenfach die Noth
Der schrecklichste von allen
Ist doch der Kampf ums Brot.

Diese soziale Noth sie wird nun zum eigentlichen Inhalt der modernen Dichtung; sie so zu malen, daß eine Abhülfe dringend nöthig erscheint, wird ihre Tendenz im engeren Sinne, im weiteren die Nothwendigkeit der Befreiung des Individuums aus hergebrachten Fesseln und Schranken, die der Dichtung nicht den kleinsten Bestandtheil der allgemeinen sozialen Noth bedeuten. Die moderne Großstadt wird der Schauplatz dieser Dichtung, wenigstens ihr Hintergrund, sie greift in sie hinein, auch wenn die Handlung sich abseits von dem großen Zentrum abspielt. „Denn nicht am Waldrand ist der moderne Dichter aufgewachsen, und kein Naturlied gab ihm das Geleit, er sieht die Welt sich drehen um ihre Achsen, ein Kind der Großstadt und der neuen Zeit." Wie ihn Otto Erich Hartleben in seiner „Sternenwacht" geschildert hat, so steht der moderne Dichter, so werden wir sehen, stehen auch Sudermann und Hauptmann auf der Warte ihrer Zeit unter denen, von welchen dort gesagt wird:

„Doch die vom Feld im Sternenstroht
Gen Osten wenden ihr Gesicht
Sie fühlen dieses Dunkels Qual
Sie träumen nicht.
Die großen Augen hoffnungskühn
Erflehn die Stunde, da es tagt;
Die großen Augen bangend glühn
Durch tiefe Nacht."

Es wird sich nun zeigen, inwieweit Sudermann und Hauptmann dieses Programm, diese Tendenz der Modernen in ihren Werken vertreten haben.

Don Quijote-Spuren in der Weltliteratur.

Von Rudolf Füest.

Den Verehrern des geistreichen Junkers aus der Mancha dürfte noch in Erinnerung stehen, was den Anstoß zu den höchst seltsamen Vorsätzen und Thaten dieses irrenden Ritters gab. Uebermäßige Lektüre der Ritterromane hatte den Verstand des armen Junkers verwirrt. Unter diesen Schädlingen, die er vom Morgen bis zum Abend und von spät bis früh auf seinen schwachen Geist einwirken ließ, wird in erster Reihe jener Feliciano de Silva genannt, der durch die Nachahmung der berühmten Celestina bekannter wurde, als durch seinen Ritterroman Florisel de Niquea; er versenkte sich aber nicht minder in die Thaten des Amadis von Gaula und seines beliebtesten Nachkommen, des Palmerin von England, und er verschlang mit Begier, was über die Helden aus dem karolingischen Sagenkreise frei nach dem Französischen berichtet wurde, und was man über einheimische Helden, wie den berühmten Reynaldos de Montalban, zu erzählen wußte. An mehreren Stellen wird bestätigt, daß der Junker thatsächlich um seinen Verstand gekommen und daß dieses traurige Ereigniß lediglich durch jene verderbliche Lektüre verursacht worden sei. Welchen Zweck Cervantes mit der Darstellung dieses psychopathisch merkwürdigen Vorganges verfolgte, würde sich auch dann leicht errathen lassen, wenn uns der Dichter nicht so offenherzig über seine Absichten unterrichtete. Er will nichts anderes, als die Herrschaft jener Ritterromane brechen, die Spanien fast durch das ganze 16. Jahrhundert überschwemmten. „No mira à mas que à deshacer la autoridad y cabida que en el munda y en el vulga tienen los libros de Caballerias", sagt er im Vorwort zum ersten Theil und er schließt 10 Jahre später den zweiten Theil mit der Versicherung, er habe keine andere Absicht gehabt, als die heillosen Rittergeschichten in Verruf zu bringen, jene Romane, über die sich die vorzüglichsten Zeitgenossen aufs abfälligste aussprachen, die sie direkt als Unglück bezeichneten und gegen die selbst die Gesetzgeber (1553 und 1555) vorzugehen gezwungen waren. Es ist bekannt, welch vollen Erfolg dieser Feldzug aufzuweisen hatte; die Listen der Drucker bezeugen dies, die seit dem Jahre 1605 von keinem neuen Ritterroman, ja kaum vom Nachdruck eines der älteren beliebten Bücher zu berichten wissen. So heilte das traurige Beispiel des Junkers aus der Mancha für alle Zeiten das spanische Volk von seiner Leidenschaft, sich von dem Leben und den Thaten irrender Ritter erzählen zu lassen.

Ein glänzender Erfolg war somit durch eine einfache Fiktion errungen worden, die nebenbei noch durchaus volksthümlich war; daß zu viel Lesen den Kopf verwirrt, hat man zu allen Zeiten geglaubt, und Verwirrte und Ueberspannte aller Grade dienten in den Literaturen aller Völker zur Belustigung, wie sich dies in einer eigenen Untersuchung zeigen ließe. Es ist also keineswegs verwunderlich, wenn eine Form, die so einleuchtend schien und so sehr von Erfolg begleitet war, große Verbreitung fand und bald zum eisernen Bestand jener polemischen Mittel gehörte, durch die neu auftauchende geistige Strömungen den unbequemen alten beizukommen suchten. Drei Jahrzehnte nach

dem Don Quixote verwendete Charles Sorel in Frankreich mit viel Erfolg die Figur des übereifrigen Lesers, dem die Menge und die Art seiner Lektüre den Verstand gekostet haben. Sein „Berger extravagant“ (1639) ist ein ähnlicher Kauz wie der Junker von der Mancha. Hatte dessen jämmerliches Ritterthum die ganze papierne Ritterschaft unmöglich gemacht, so war der pomadereiche Schäfer Lysis dazu bestimmt, der ganzen galanten und pretiösen Schäferei, die dazumal auf der Höhe ihrer Beliebtheit stand und der Sorel gleichzeitig mit der gesammten phantastischen Dichtung den Krieg erklärt hatte, den Boden beim Lesepublikum zu entziehen. Auch Lysis ist um seinen Verstand gekommen, übermäßige Lektüre hat auch sein Gehirn belastet, doch sind es diesmal nicht streitbare Ritter, sondern girrende Schäfer, denen ee nacheifert. Gleich seinem Vorbild Seladon jammert er an den Ufern der Seine nach seiner unnahbaren Geliebten, die diesmal Charite benannt ist; seine Tollheit treibt nicht minder üppige Blüthen, als die des Don Quixote. Bald weigert er sich, andere als rothe Speisen zu genießen, weil roth die Farbe seiner Charite sei; bald glaubte er sich in einen Baum verwandelt, bald sucht er, nach dem Rezept der heißblütigen Schäfer, Kühlung in den Fluthen der Seine. Gleich dem irrenden Junker werden ihm Prügel nicht erspart, die, von Bauernfäusten ertheilt, besonders kräftig ausfallen. Seine Heilung erfolgt planmäßiger, rascher und gründlicher, als die des Don Quixote: gute Freunde nehmen ihn in Behandlung und, nachdem durch ihr Verfahren sein Wahnsinn sich fast zur Katastrophe gesteigert hat, wird er durch die Enthüllung ihrer Possen und Foppereien wieder vernünftig. Die Wirkung des „Berger extravagant“ war bedeutend genug, wenn sie sich auch mit der des Don Quixote keineswegs vergleichen läßt. Der „Berger“ steht an der Spitze jener Romane, die mit wachsendem Glück gegen die „Romans de longue haleine“, gegen das gezierte und empfindsame Schäferthum der Hofkreise und des Hotel Rambouillet ankämpften. Die „histoire comique de Francion“ desselben Verfassers, dann die Arbeiten eines Scarron, Furetière u. A. lenkten allgemach den Sinn von den Kostümromanen der d'Urfé, Gomberville, La Calprenède, Scudery ab und den Stoffen und Gestalten aus dem täglichen Leben, mitunter auch einem ziemlich weitgehenden Realismus, zu. Selbst die konservativsten Hofkreise wurden zu dem Gegenwartsroman bekehrt, als er durch die Gräfin La Fayette in ihre Sphäre verlegt wurde.

Mit der Bewegung der alten Romantik verlor aber die wirksamste Waffe noch lange nicht ihre Beliebtheit und noch 1712 hielt es Marivaux für zweckdienlich, die Fiktion des „Berger“ nachzuahmen. Auch er, wie der ganze Kreis der Aufklärer und Skeptiker, dem ee angehörte, war der phantastischen Dichtung, die jetzt freilich in einen ziemlich einsamen Winkel zurückgedrängt war, feindlich gesinnt; Marivaux selbst, wie sein Biograph Deschamps sein ausführt, noch aus einem ganz besonderen, inneren Grund: ihm waeen all diese gekünstelten Liebesgeschichten mit ihren Ränken und Verstellungen, ihren Falschheiten und Ziererein, wie sie namentlich in den Feenmärchen üppig fortwucherten, verhaßt und er fühlte sich berufen, für die einfache und innige Neigung eine Lanze einzulegen. So entstand sein „Pharsamon ou le Don Quichotte moderne“, in dem etwas verspätet den Romanen aus der Epoche der Rambouillets ein Stoß versetzt wird. Junker Pharsamon, der seine Tage bei einem alten Onkel über zahllosen Ritterschmökern verträumte, ward endlich so wirr im Haupte, daß er nur von übernatürlichen Heldenthaten, Qualen, Martern und sonstigen Ungeheuerlichkeiten phantasirte. So kam es, daß auch sein Herz verwirrt wurde und er sich in Cidalise eine unmögliche Dulcinea erkor, die gemüthvolle Clorine sich entgehen ließ und schließlich in die Netze einer schon gereiften Wittwe fiel. Der gesunde Sinn, deduzirt der Verfasser, ist dee einzige Hochsinn, denn nur vernünftige Menschen können hochsinnig sein. Pharsamon ist kein glücklicher Wurf, seine Wirkung kam einem Schlag ins Wasser gleich, und dieser moderne Don Quixote ähnelte seinem Ahnherrn auch darin, daß er gegen Windmühlen kämpfte. Denn die Strömung des Tages hatte bereits im großen mit jener Romantik aufgeräumt, die von der mitunter etwas welken Ironie des Marivaux kaum stark geschädigt worden wäre. Gleichwohl blieb die Form in der Bekämpfung des letzten Restes der Phantastik, der kurzlebigen Feenmärchen, beliebt: Jaques Cazotte, einer jener Autoren, die als regelrechte Erzähler von Feenmärchen begonnen und als deren schlimmste Verspotter endeten, lieferte 1742, gleichsam zum Todesstoß ansetzend, in „La belle par accident“ die Geschichte des Prinzen Kalibad, der durch die beständige Lektüre von Feenmärchen verrückt wurde, nur eine Fee heirathen wollte und in seinem Wahn den Betrügereien zweier alter Zigeunerinnen, die er für Feen hielt, zum Opfer fiel. Cazotte kann aber seine Herkunft doch nicht ganz verleugnen, und ist nicht fähig, seine romantische Vergangenheit vergessen zu machen: die Heilung erfolgt nämlich durch richtige Feen, die die falschen in einer delikaten Situation entlarven, den Prinzen von deren Abscheulichkeit überzeugen und ihn zu den Füßen der früher verkannten schönen Prinzessin zurückführen. Aehnliches bezweckte Duclos, ein anderer Verspotter der féerie, wenn er seine schöne Fee Harpagine, die den Prinzen Acajou so schlecht als möglich erzieht und ihn zum verdrehtesten Menschen macht, das Gehirn ihres Zöglings mit Feengeschichten aller Art vollpfropfen läßt. Im engen Zusammenhang mit der Satire von dem verrückt gewordenen Leser, stand die von den Bekämpfern der féerie immer wieder verwendete Fiktion, ein allzueifriger Leser oder Hörer der Contes de fées sei zwar nicht von Wahnsinn, wohl aber von Schlaffucht befallen worden.

Eine ziemlich sklavische Nachahmung des Don Quixote hat England aufzuweisen; sklavisch deßhalb, weil genau dasselbe Mittel zur Bekämpfung genau derselben Krankheit angewendet wurde, mochte auch das beigemengte Süßchen ein wenig süßlicher sein. Wie das 16. Jahrhundert in Spanien, so stand das 17. in England ganz im Zeichen des Ritterromans. Cromwell hatte die Bühne völlig lahmgelegt und hielt auch die übrige Literatur in strenger Zucht. Hof- und Ritterromane, witzig-realistische, wie Foords „Parismus“, einer der ältesten (1598), Uebersetzungen aus dem Französischen, wie die des Polexandre, des Grand Cyrus, der Clelie, endlich original englische von der üblichen Ueberlebensgröße und dem beliebten allegorisch-politischen Inhalt, wie Boyle's „Partherissa“ und Mackenzie's „Aretina“, machten nunmehr fast ausschließlich die epische Prosa in England aus. Erst tief im 18. Jahrhundert, 1732, unternahm es eine Frau, Mrs. Charlotte Lennox, dem Gift dieser unwahren Bücher mit dem erprobten Gegengift entgegenzuwirken. „The female Quixote“ berichtet von einer jungen Dame, die just wie einst der arme Alonso Quijano durch übermäßige Lektüre der Ritterbücher um den Verstand gekommen war. Diesmal sind es besonders die Scuderys, Bruder und Schwester, denen der verderbliche Einfluß zugeschrieben wird. Hier wird besonderer Werth auf die Heilung gelegt, und ein Schlußkapitel, das Manche keinem Geringeren als Samuel Johnson zuschreiben, zeigt die Heldin, wie sie sich nach ihrer Bekehrung zum gesunden Menschenverstand glücklich und zufrieden fühlt. Die Wirkung dieser englischen Don Quixote-Nachahmung (Butlers „Hudibras“ hat bekanntlich mit der Wirkung verwirrender Lektüre nichts gemein) ist nicht allzu bedeutend. Der Umschlag im Geschmack des Lesepublikums war von ganz

Digitized by Google

anderer Seite, von den moralischen Wochenschriften, von Realisten, wie die Behn und Defoe, von der Gegenwartskomödie, die sich der Bühne bemächtigt hatte, und schließlich von Richardson ausgegangen. Nur noch einmal, tief in unserm Jahrhundert, taucht meines Wissens der verwirrte Leser in der englischen Literatur auf: die Edgeworth, eine pädagogische Schriftstellerin aus dem Gefolge der Genlis, welche einem gesunden sozialen Realismus huldigte, suchte die Renaissance des historischen Romans durch ihre „Angelina" zu bekämpfen, die vor Augen führen sollte, wie ein Bürgermädchen durch übermäßige Lektüre von Rittergeschichten verrückt wurde. Aber vergebens: die Freude am „domestic life" ward, für den Augenblick wenigstens, durch die historisch-politische Reaktion, wie sie von Walpole's „Castle of Otranto" eingeleitet und von Walter Scott siegreich zum Durchbruch geführt worden war, in den Hintergrund gedrängt.

Auf die natürlichste Weise von der Welt kam der verwirrte Leser von Frankreich, ohne den Umweg über Spanien zu nehmen, direkt nach Deutschland. Wieland, der eifrige Leser der französischen „féerie", fühlte sich von deren lebhaften Farben mächtig angezogen und mochte sich die schöpferische Belebung dieser bunten Welt, die seine Phantasie so lebhaft angesprochen hatte, auf die Dauer nicht versagen; so entstand 1764 sein „Don Sylvio von Rosalvo". Diese Neigung stand jedoch in direktem Gegensatz zu den ästhetischen Theorien, zu denen sich Wieland bekannte und bekennen mußte. Als Anhänger Bodmers nennt er die Feenmärchen schlecht bezeugt, er meint, es fehle ihnen die Farbe der Wahrscheinlichkeit, und wenn auch Autoren von Ansehen sich mit dergleichen wenig glaubhaften Wunderdingen befaßt hätten, so sei doch alles ungläubig aufzunehmen, was keine Uebereinstimmung mit dem ordentlichen Lauf der Natur, insofern sie unter unsern Sinnen liegt, oder mit demjenigen hat, was der größte Theil des menschlichen Geschlechts alle Tage erfährt. Dies alles wird, um bei dem weitverzweigten Bund aufklärerischer Kunstrichter keinen Anstoß zu erregen, in der Unterredung des Don Gabriel und seiner Gesellschaft nachdrücklich betont und als Forderung des gesunden Menschenverstandes hingestellt. Mit einer Nachahmung französischer Feenmärchen, wie Wieland dies 20 Jahre später in der Sammlung „Dschinnistan" gewagt, mochte er dazumal nicht gern an die Oeffentlichkeit treten. So hielt er es für besser, nach Art der späteren französischen Märchenerzähler aus der Schule Hamiltons die alte Volksthümlichkeit von Feen und Zauberern zu deren Bekämpfung und Vernichtung auszunutzen. Nichts konnte ihm da gelegener kommen, als den alten Kunstgriff auf den armen Don Sylvio anzuwenden, der durch eine thörichte Erziehung, durch übermäßige Lektüre von Ritter- und Schäfergeschichten, besonders aber von Feenmärchen, völlig wirr im Kopfe geworden war, sich überall von Feen und Genien umgeben wähnte und schließlich gleich dem Don Quijote auszog, um Abenteuer im Feenlande zu suchen. So nennt ihn auch die Base Laura einen jungen Don Quijote, der auf der Feerie, wie der Ritter von Mancha auf der irrenden Ritterschaft, herumzöge. Hier ergab sich nun die Gelegenheit, all die reichen Früchte aus der Lektüre Don Sylvio's oder richtiger Wielands zur Schau zu stellen; da finden sich die Feen, die einen gewissen Tag im Jahre Thiergestalt haben und auf die Wohlthaten der Menschen angewiesen sind, die Talismane jeder Art, die Länder, in denen es Pasteichen regnet, die verzauberten Prinzessinnen, die raffinirten, scheinbar unmöglichen Bedingungen ihrer Erlösung, die Zauberkarossen mit den vierundzwanzig Hammeln, das Portrait der noch unbekannten Geliebten, die häßliche Zigeunerin, die den verwirrten Helden narrt. Das alles malt sich im Gehirn des armen Sylvio, und das alles gibt Wieland Anlaß, trotz bespöttelnder und rationalisirender Bemerkungen seine Kenntnisse aus der Welt der d'Aulnoy und all der anderen aristokratischen Märchenerzählerinnen ins hellste Licht zu setzen. Noch mehr gilt dies von der eingelegten Erzählung vom Prinzen Biribinker, die angeblich des abschreckenden Beispieles wegen erfunden sein und zur Heilung des Don Sylvio allen erdenklichen Aberwitz häufen soll. Hier konnte Wieland so recht zeigen, was er in Frankreich erlesen hatte, und „Biribinker" gleicht einer Mosaikarbeit, deren einzelne Steinchen von Caylus, Hamilton, Crébillon, Duclos und nahezu von jedem einzelnen Erzähler aus dem Kreise der französischen „féerie" herrühren. Diese handgreiflichen, dick aufgetragenen Unwahrscheinlichkeiten beschleunigen denn auch einigermaßen die Gesundung des überspannten Jünglings, dessen völlige Heilung in sehr maßvoller und anständiger Weise durch den Zuspruch vernünftiger Leute und durch eine wirkliche Neigung stattfindet, wenngleich er im Anfang seiner Krankheit manche wohlgemeinte Tracht Prügel zu kosten bekam. Einen weiteren Zweck, als den, seine Lust am Fabuliren mit seinen ästhetischen Ueberzeugungen einigermaßen in Einklang zu bringen, konnte Wieland um so weniger verfolgen, als die Verbreitung der Feenmärchen auf deutschem Boden stets nur sehr gering, vor dem „Don Sylvio" aber noch gar nicht eingetreten war. Dagegen war unabhängig von „Don Sylvio" das alte Mittel zum alten Zweck schon früher angewendet worden. Gegen das in Deutschland herrschende Richardsonfieber, gegen die Ueberfülle „vaterländischer Pamelen, Clarissen, Lovelacen, Grandisons" wandte sich schon 1760 Musäus in seinem Roman „Grandison der Zweite". Der alte sonderbare Junker von Neunhorn verfällt dem bekannten Don Quijote-Schicksal: er hat sich in seiner Abgeschiedenheit von dem früheren Hofmeister Lampert gar zu viel aus Richardsons „Grandison" vorlesen lassen, so daß er, wie jene Anderen dem Ritter- oder Feenkultus, der „Grandisonomanie" verfällt und in diesem Zustand Thorheiten aller Art begeht. Zwar läßt er sich, dem Wesen seiner Leidenschaft nach, nicht auf Irrfahrten und Wanderungen ein, sondern er errichtet auf seiner erbeigenen Scholle einen Grandisonkultus, in dessen Verlauf seine Verwirrung so weit geht, daß er sich für einen nahen Angehörigen des Richardsonischen Lords hält, ihn in allen Stücken nachahmt und um die Großmutter Shirley Trauer anlegt. Von seiner Umgebung wird er scheinisch in seinem Wahn bestärkt und arg zum besten gehalten. Seine Heilung erfolgt ganz allgemach und ohne Gewaltmittel: die Macht des Richardsonfiebers läßt in ganz Deutschland nach, und so wird auch der Junker wieder vernünftig. Ein enger Leidensgenosse des Junkers von Neunhorn ist der mit Unrecht vergessene „Siegfried von Lindenberg" des Buchhändlers aus Itzehoe Joh. Gottwerth Müller (1779). Müller meint selbst, man könne seinen Siegfried, obenhin besehen, für einen Zwillingsbruder des Hrn. v. Neunhorn halten. Aber wirklich nur obenhin besehen: denn Müller hat nur noch ziemlich oberflächlich die beliebte Fiktion aufrecht erhalten und an diese recht lose eine Satire geknüpft, die über das Literarische hinaus der ganzen Zeit mit all ihren Strömungen galt. Dem alten Anhänger der „Engel, Weiße, Mendelssohn, Wieland, Ramler, Lessing" wollte die neue kraftgenialische Richtung nicht gefallen, dem Nicolaiten schien die Ursache alles Uebels in den verhaßten Volksbüchern zu liegen, den Erzählungen vom hörnernen Siegfried, vom Wünschhütlein Fortunati, vom Kaiser Octavianus, von der Genovefa und den Heymonskindern, wie sie gerade während der einzelnen Auflagen des Siegfried in Reichards Bibliothek der Romane gesammelt und neu herausgegeben wurden. So kam es denn, daß der gutherzige, aber völlig verzogene Junker Siegfried, als ihn der Windbeutel von Schulmeister mit

dieser, nach Müllers Ansicht, höchst verkehrten Welt vertraut gemacht hatte, sich zu einer beträchtlichen Anzahl von Allfanzereien verleiten ließ, die indessen weder einen eigentlichen psychopathischen Charakter annahmen, noch direkt auf die Lektüre der Volksbücher zurückzuführen sind. Die Form war also mittlerweile so beliebt geworden, daß man sie auch dort verwendete, wo man ihrer nicht eigentlich bedurfte. Denn „Siegfried von Lindenberg" erhebt sich hoch über jene Literatursatiren, mit denen er äußerlich zusammenhängt; der große Vorzug des Buches liegt in seiner trefflichen Charakteristik, die sich bis auf die Sprache erstreckt und ein höchst ergötzliches Bild des beschränkten, aber doch mit gesunder Vernunft begabten Junkers, der von allerlei Lumpengesindel des Geistes und der Gesinnung genarrt wird, entwirft. Die Thorheiten des braven Junkers bilden ein selbständiges und unabhängiges Ganze, das dem Publikum zuliebe in beliebter Weise umrahmt wird: sie werden durch eine angeblich verwirrende und schädliche Lektüre verursacht und durch die Neigung zu einer vortrefflichen Frau und die Belehrungen eines vernünftigen Mannes beendet. Schlimmer ergeht es einem der berühmtesten Leidensgenossen Siegfrieds, nämlich dem Prinzen Oronaro in Goethe's „Triumph der Empfindsamkeit", der das traurige Schicksal eines Büchernarren auf die Bühne brachte (1778). Hier findet sich gleichsam ein Endglied in der Kette, die wir zu verfolgen suchten, ein Pol, der sich kongenial dem Ursprung anschließt. Bei Goethe wird ein Querkopf nicht so rasch geheilt wie etwa bei Musäus. Ganz im Gegentheil: „ein Thor ist dann erst recht angeführt, wenn er sich einbildet, er folge gutem Rath oder gehorche den Göttern". So wird der arme Prinz also durch die Lektüre von Schriften, wie Siegwart, die neue Heloise und die Leiden des jungen Werthers, so weit gebracht, daß er seine leinene „geflickte Braut" einer lebenden schönen Königin vorzieht und, während die gütige Gottheit alle, die sich mit offenem Auge dem Leben zuwenden, von Sorge und Kümmerniß befreit, zeitlebens in seinem Aberwitz verharrt. Er ist seit dem Don Quixote das erste ungeheilte Opfer seiner Lektüre. Denn auch der arme Alonso Quijano erkannte nicht früher als auf dem Todtenbett das Unheil, das das Lesen der verwünschten Ritterbücher in seinem Kopf angerichtet hatte, er erklärte sich erst in seiner Sterbestunde als Feind der „Amadis von Gallien" und des Schwarmes seiner Nachahmer, und jetzt erst verabscheute er von Herzen seine Thorheit. So sehen wir, wie Cervantes und Goethe die beiden größten Dichter, die sich der Satire vom überspannten Leser bedienten, die einzigen sind, die ihr Problem mit der ausreichenden psychologischen Kraft auch wirklich zu Ende führen. Aus solchen Betrachtungen ergibt sich der Wunsch, die relativ geringe Anzahl von Formen nachzuweisen, auf die jede Literatur schließlich angewiesen ist, und festzustellen, wie diese Formen, die wir der Schöpferkraft der Größten verdanken, durch die Strömungen, die sie mit sich fortrissen, abgeschliffen und verflacht wurden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Hundert Versammlungen der Königsberger Geographischen Gesellschaft 1881/98. Zur 100. Versammlung im Auftrag der Gesellschaft herausgegeben vom Schriftführer Dr. W. Tesdorpf. Königsberg i. Pr. R. Leupold. — Welche Konzentrationskraft im Interesse der Wissenschaft der Erdkunde für alle Fachgelehrten wie für Liebhaber und Laien eine Vereinigung mit thatkräftigen Zielen zu bewirken vermag, welche Fülle der Belehrung und Anregung das Vortragsprogramm einer solchen Gesellschaft bergen kann, ist aus der vorliegenden Druckschrift ersichtlich. Im Jahre 1881 von den Professoren Dr. Zöppritz und Hirschfeld mit 164 Mitgliedern gegründet, hat die Königsberger Geographische Gesellschaft bis zum 23. Februar dieses Jahres, dem 100. Sitzungstag, unter Leitung ihrer Vorsitzenden (den Professoren Zöppritz, Hirschfeld, Hahn, Prutz) eine reiche Arbeit hinter sich. Die von der Gesellschaft veranstaltete Publikation enthält sämmtliche 100 Sitzungsberichte mit einer Skizze der öffentlich behandelten Themata, vom ersten (Hirschfeld „Entdeckungsreisen im Alterthum, insbesondere afrikanische") bis zum hundertsten (Grothe „Tripolitanien, Land und Leute"). Das Vortragsprogramm der verlaufenen 1½ Dezennien umfaßt das Gebiet der Erdkunde im weitesten Sinn, Geologie, physikalische Erdkunde, Meteorologie, ferner spezielle Länderkunde, Ethnographie, Produktionslehre, Entdeckungsgeschichte, weiterhin Völkerkunde, Verkehrslehre und schließlich staatswirthschaftliche Fragen wie die der Kolonisation u. s. w. An den 100 Sitzungsabenden kamen alle Stände zu Wort, bekannte Universitätslehrer (Hirschfeld, Prutz, Hahn, Braun, Gareis), verdiente Reisende (Güßfeldt, Paul Reichard, v. Drygalski, v. Payer, v. François), Schriftsteller auf militärgeographischem Gebiet, Offiziere der Kolonialarmee, Privatgelehrte wie Kaufleute. An der Mitgliederliste ist bemerkenswerth die hohe Anzahl von Interessenten in militärischen Kreisen, welche mit allen Chargen vertreten sind.

L. H. G.

B. W. C. Eine noch unbenutzte Eigenschaft der Elektrizität. Trotz der großen Entwicklung, die in den letzten Jahren die Elektrotechnik durchgemacht hat, ist es bislang noch nicht gelungen, eine merkwürdige Eigenschaft des elektrischen Stromes, aber richtiger des Magnetismus, in den Dienst der Technik zu stellen. Diese Thatsache ist wohl hauptsächlich dadurch zu erklären, weil diese Wirkung der Elektrizität nur wenig beachtet worden ist. Bei der gerade in der Elektrotechnik so oft beobachteten sprunghaften Entwicklung, wodurch oftmals schon bis dahin als ganz nebensächlich und werthlos angesehene Eigenschaften der Elektrizität mit einem Schlage zu größter Bedeutung gelangt sind, ist ein Hinweis auf diese Eigenschaft wohl berechtigt. Wenn man ein Stück Eisen oder Stahl durch Einwirkung eines elektrischen Stroms magnetisirt, so verlängert sich dasselbe und zwar in einem ganz bestimmten Verhältniß, das von dem betreffenden Eisenstück und der angewendeten Stromstärke abhängig ist. Diese Verlängerung tritt auch dann auf, wenn das Eisenstück, z. B. ein Eisendraht, mit einem Gewicht belastet ist. Wenn auch diese Verlängerung nicht gerade sehr bedeutend ist — sie beträgt nach den kürzlich von Klingenberg ausgeführten Versuchen nur etwa 1:120,000 — so verdient sie doch große Beachtung. Eigenthümlich ist es, daß bei einer Zunahme der Stärke des verwendeten elektrischen Stroms die Verlängerung nicht ebenfalls zunimmt, sondern nachdem ein Maximum erreicht ist, wieder kleiner wird, und schließlich, bei weiterer Zunahme der Stromstärke sogar eine Verkürzung eintritt. Aber auch hier tritt bald ein Maximum auf, so daß die Verkürzung auch nur insgesammt 1:140,000 beträgt. Die Mittel und Wege zu finden, in welcher Weise die durch eine abwechselnde Steigerung und Verringerung der Stromstärke hervorgerufene Verkürzung und Verlängerung eines Eisenstabes praktisch nutzbar gemacht werden kann, muß dem Erfinder überlassen bleiben.

* **Wien.** Der bisherige Privatdozent für nordische Sprachen und altgermanische Dialekte an der hiesigen Universität Dr. Ferdinand Detter ist als Professor für Germanistik an die katholische Universität Freiburg (Schweiz) berufen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Emil Celevmeyer: Bemerkungen über Examina und Ausbildung der technischen Chemiker. Heidelberg, C. Köster 1898. — Archiv für Schiffs- und Tropen-Hygiene, herausgegeben von Dr. C. Menke, Konsul. Bd. 2, Heft 1. Leipzig, J. A. Barth 1898. — Dr. Rich. Schmidt: Lehrbuch des deutschen Zivilprozeßrechts. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Heinrich Wäntig: Gewerbliche Mittelstandspolitik. Eine rechtshistorisch-wirthschaftspolitische Studie auf Grund österreichischer Quellen. Ebenda.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 17. März. Nummer 62.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die polnische Bewegung in den preußischen Ostmarken. Von Christian Peyer. — Ueber die Nothwendigkeit von Heilstätten für unbemittelte Nervenkranke. Von Dr. P. Tesdorpf. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die polnische Bewegung in den preußischen Ostmarken.[1])

Von Christian Peyer.

Die Trauer patriotischer Polen um die Theilung ihres Vaterlandes und die Vernichtung ihrer staatlichen Selbstständigkeit konnte sich natürlich bei jeder politischen Verwicklung in den mittel- und osteuropäischen Staaten zur Hoffnung auf eine Besserung ihrer Lage, auf eine selbstständige Gestaltung der Verhältnisse in den Theilungsmächten, ja sogar auf eine Wiederherstellung des untergegangenen Staatswesens in den alten Grenzen neu beleben. Eine Zeit lang waren die polnischen Hoffnungen auf Preußen, lange Zeit dann auf Frankreich gerichtet, dessen erster und dritter Napoleon ja auch zuweilen jenen Hoffnungen Nahrung zuführten, um sie schließlich gründlich zu enttäuschen. Selbst die beiden russischen Alexander, denen es an tieferem Wohlwollen für das slavische Schwestervolk nicht gebrach, haben durch ihre Versuche des Entgegenkommens gegen die polnischen Wünsche schließlich nur die Ueberzeugung verstärkt, daß das von der polnischen Bewegung erstrebte Ziel politisch unmöglich ist. Die österreichischen föderativen Zugeständnisse in Galizien sind für Nationalstaaten wie Rußland und das preußisch-deutsche Reich ausgeschlossen.

Die politischen Bewegungen Europa's im 19. Jahrhundert haben auch die Polen unter preußischer Herrschaft mächtig ergriffen. Nach dem aufständischen Vorspiel von 1846 brachte die Märzrevolution von 1848 in der Provinz Posen eine bewaffnete Erhebung, deren Unterdrückung zwar selbstverständlicherweise den preußischen Behörden bald gelang, deren Folge aber doch bei der damaligen politischen Rathlosigkeit und Unklarheit in Berlin ein Abgrenzungsversuch zwischen einem deutschen und einem polnischen Verwaltungsgebiet innerhalb der Grenzmark war. Die Unsicherheit dieses mißlungenen Versuches war rasch überwunden — verwünscht von Deutschen wie von Polen, deren gegenseitige Preisgebung weit stärkere Mißstimmung erregen mußte, als die freundliche Absicht auch nur entfernt aufwiegen konnte. Das Mischland kann eben doch nur ungetheilt dem Staatsganzen angehören. Seit der Auflösung des alten deutschen Bundes ist auch der bis dahin mitgeschleppte staatsrechtliche Widersinn des Nichtanschlusses Posens und Altpreußens an den nationalen Gesammtbund beseitigt: die Ostmarken gehören gleich allen anderen Provinzen der preußischen Monarchie auch rechtlich zum Deutschen Reiche.

Die ersten 60er Jahre wurden für die preußischen wie für die russischen Polen der Ausgangspunkt einer neuen und folgenreichen Bewegung. Im Jahre 1861 begannen in Warschau jene Unruhen, die zunächst zur Wiederaufnahme autonomistischer Versöhnungsversuche, nach dem bewaffneten Aufstand von 1863 aber zu einer verschärften russischen Unterdrückung führten, die alle Reste polnischer Sonderstellung beseitigte, um die volle Angleichung an die russischen Staatseinrichtungen durchzuführen. Für die altpolnischen Bezirke Preußens ist das Jahr 1861 der Wendepunkt, von welchem an die bis dahin vorgeschrittene Germanisirung durch ein erneutes Anwachsen des polnischen Elements abgelöst wird, das seitdem bis auf die Gegenwart fortdauert. Bei aller Verschiedenartigkeit der äußeren Erscheinung stehen die Vorgänge diesseit und jenseit der Grenze doch in Zusammenhang und beweisen eine Gemeinschaft des polnischen Volksthums, die für uns Deutsche in mehr als einer Hinsicht sehr bedenklich ist.

Der von allen Einsichtigen, auch in Russisch-Polen, vorausgesehene klägliche Mißerfolg eines mit den unzureichendsten Mitteln gegen die russische Uebermacht unternommenen Aufstandes hat bei den Polen jenen gründlichen Umschlag der öffentlichen Meinung bewirkt, den vorher alle Belehrung und Warnung herbeizuführen nicht vermocht hatte. Eine panslavistische Verbrüderung zwischen Polen und Russen ist allerdings nicht erfolgt: Volkscharakter, religiöse Scheidung, geschichtliche Erinnerung bieten Gründe genug, um eine innerliche Russifizirung der Polen noch auf unabsehbare Zeit hinaus zu vertagen; aber die politische und soziale Anpassung der Polen an das russische Regiment hat unstreitig im letzten Menschenalter große Fortschritte gemacht, und Rußland hat keinen weiteren Erhebungsversuche seiner polnischen Unterthanen zu fürchten. Mit besserem Rechte als seinerzeit Fürst Paskjewitsch kann heute Fürst Imeretynski dem Zaren die erwünschte Meldung erstatten, daß die Herrschaft der Ordnung im Weichsellande gesichert ist.

Dieser beruhigte und gefestigte Zustand Russisch-Polens ist für die Polen in Preußen ein maßgebendes und gewichtiges Moment erhöhter nationaler Kraft. Der Abzug an Gut und Blut, den frühere preußisch-polnische Geschlechter über die Ostgrenze abliefern, hat aufgehört, und die selbsteigenen diesseitigen Interessen der preußischen Polen gewannen beträchtliche Förderung und stärkeren Rückhalt. Am allermeisten kommt dies dem beiderseitigen wirthschaftlichen Fortschritt zugute, der seitdem in ganz beträchtlichem Maße erfolgt ist. In der Bewegung der Bevölkerung haben wir den Fortschritt bereits näher kennen gelernt; bei der Betrachtung der industriellen Verhältnisse tritt derselbe ebenfalls klar hervor: hier müssen wir vor allem die geistig-sittliche und politische Seite dieser folgenschweren Umwandlung betonen, die unserem deutschen Volksthum neue und höhere Aufgaben als bisher stellt.

[1]) Aus einer Druckschrift: „Die preußischen Ostmarken“, die demnächst in der Reihe der vom Alldeutschen Verband im Verlag von J. F. Lehmann in München herausgegebenen Broschüren „Der Kampf um das Deutschthum“ erscheinen wird.

Vorbereitet war der Umschwung im Polenthum freilich schon von langer Hand, und ganz unbeachtet war er auch auf deutscher Seite nicht geblieben. Ein Posener Arzt polnischer Nationalität, Dr. Marcinkowski, hatte schon 1843 in der richtigen Erkenntniß, daß für das Polenthum vor allem ein starker gebildeter Mittelstand nothwendig sei, jene vielberufene Stiftung begründet, aus welcher junge Leute zu technischer und wissenschaftlicher Ausbildung unterstützt werden, um später ihren Volksgenossen in den entsprechenden Berufen dienen zu können. Der Fonds hat seitdem Hunderttausende von Mark aufgewendet und Tausende von Personen dazu ausgerüstet, mit unsern deutschen Landsleuten in Posener, altpreußischen und oberschlesischen Bürgerschaften in erfolgreichen Wettbewerb zu treten. Der früher vermißte polnische städtische Mittelstand nach dem Ideal des Posener Arztes, der bei seinen Landsleuten zahlreiche thatkräftige Mitarbeiter und Nachfolger fand, ist heute, nach einem halben Jahrhundert, zur thatsächlichen Wirklichkeit geworden.

Eine derartige Bewegung ist durchaus achtungswerth, auch wenn sie uns Deutschen unbequem wird; zu tadeln und zu bekämpfen sein wird sie dann, wenn sie sich bemüht, durch Zuwendung finanzieller Mittel deutsche Jünglinge ihrem Vollsthum zu entfremden und auf die eigene Seite hinüberzuziehen. Wir haben gegen den Mitbewerb der polnischen Mitbürger im wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Leben das Mittel erhöhter eigener Anstrengung anzuwenden, und wenn wir dies thun, werden wir auch unsre Stellung behaupten. Wo es an dieser Kraftanstrengung fehlt und uns ein ehrlicher und anständiger polnischer Mitbewerb verdrängt, haben wir es uns selbst zuzuschreiben. Sittlich und geschäftlich ist es Niemand verwehrt, von besserem Angebot Gebrauch zu machen.

Um so schärfer aber muß der Boykott verurtheilt werden, der von Seiten der Polen aus nationaler Feindseligkeit gegen alle deutschen Geschäfte, auch die ehrenhaftesten und leistungsfähigsten, zugunsten ihrer Stammesgenossen, ganz ohne Rücksicht auf besseres oder minderwerthiges Angebot, im Gegensatz gegen alle bürgerliche Gemeinschaft in Scene gesetzt und seit Jahren immer umfassender in Uebung ist. Von deutscher Seite kann allerdings kein anderes Mittel dagegen ergriffen werden, als daß auch unsre Landsleute ihre Kundschaft nur deutschen Geschäften zuwenden, die letzteren würden sonst noch schwerer als sonst geschädigt werden; indessen muß wenigstens die notorische Eröffnung des Boykotts den Polen zugewiesen und die gehässige Weise gebrandmarkt werden, die sich in der oft sogar den konfessionellen Unterschied widerlich ausnutzenden Aechtung von Mitbürgern kundgibt.

Das gleiche gemeinschafts- und staatsfeindliche Verfahren haben die Polen im Vereinswesen ein- und durchgeführt. Polnische Sprache und Bekenntniß zum polnischen Volksthum bilden jetzt überall die Wahr- und Kennzeichnen der von ihnen gegründeten, geleiteten und besuchten Vereine. Der Anschluß an einen unter deutscher Leitung stehenden Verein, auch wenn dieser grundsätzlich mit nationalen Fragen nichts zu thun hat, wird jedem der polnischen Nationalität Angehörigen oder Zugerechneten als Vergehen gegen die Nation angekreidet; selbst aus internationalen Vereinigungen, deren Wirksamkeit überhaupt nicht auf die altpolnischen Landestheile gerichtet oder beschränkt ist, wie der großen Landwirthschaftlichen Gesellschaft, treten die polnischen Mitglieder unter dem Hinweis darauf aus, daß ihre Nationalität ihnen die fernere Gemeinschaft nicht mehr gestatte.

Die feindseligen Kundgebungen gegen das Deutschthum nehmen immer mehr überhand. Einige Proben antideutscher Demonstrationen aus den letzten Jahren seitens der Polen mögen zur Beurtheilung dienen, bis zu welchem Grade der nationalpolnische Fanatismus die verschiedensten Gesellschaftskreise beherrscht.

Der frühere Erste Bürgermeister von Gnesen, Roll, mußte mit Dienstentlassung bestraft werden, weil er als Vorsitzender des dortigen Ausstellungskomitees, nachdem schon bei der Eröffnungsfeier und während der Ausstellung unberechtigten polnischen Wünschen wiederholt willfahrt worden war, bei der Schlußfeier den Preußenfeinden zulieb das Spielen der preußisch-deutschen Volkshymne verboten hatte.

In Posen wurde am Vorabend des Johannistags im vorigen Jahre die für eine deutsche Gesellschaft von einer Musikkapelle gespielte Melodie „Deutschland, Deutschland über Alles“ und die Nationalhymne von einer zahlreichen polnischen Gesellschaft, die nach polnischem Gebrauch zum Kränzewerfen am Wartheufer versammelt war, mit betäubendem Johlen und Pfeifen begleitet. Zu noch kräftigerem Gegensatz stimmten polnische Patrioten eine häßliche Parodie auf die deutsche Weise, andere das fanatische düstere Revolutionslied an, das „mit dem Rauch der Feuersbrünste“ („z dymem pożarów“) die Stimme des polnischen Volks an Gottes Herz schlagen läßt.

In Schwetz hatten polnische Gesellen, um den deutschen katholischen Gottesdienst zu stören, wiederholt eine polnische Melodie angestimmt. Mit Mühe ist der deutsche katholische Gottesdienst mit deutschem Gesang und deutscher Predigt durchgesetzt worden. —

Dem polnischen Grafen, der die edle — Dreistigkeit besaß, auf seinem Schlosse eine Fahne mit der Inschrift: „Smierć Niemcom“ („Tod den Deutschen“) aufzuhissen, wurde seinerzeit schon mehr als genug die gewünschte Reklame gemacht.

Geschürt wird die fanatische Bewegung in den meisten Organen der polnischen periodischen Presse. Die Hetze gegen das Deutschthum und den Staat, die Aufreizung zur Unzufriedenheit mit den bestehenden gesetzlichen Einrichtungen, zum Haß gegen die evangelische Geistlichkeit bei den Masuren, gegen deutsche Staatsmänner und Patrioten, die absichtliche Verdrehung und Verächtlichmachung behördlicher Anordnungen hat in den letzten Jahren zu zahlreichen Anklagen, gerichtlichen Verhandlungen und Strafurtheilen gegen Posener und westpreußische polnische Zeitungen geführt, und noch öfter würden solche erfolgen, wenn die polizeiliche und richterliche Aufsicht über die polnische Publizistik umfassender und weniger nachsichtig wäre. Für einen der polnischen Sprache kundigen Deutschen, der sich der Aufgabe unterzieht, der polnischen Tagespresse auf preußischem Boden aufmerksame Beachtung zuzuwenden, ist es ein schweres Stück von Selbüberwindung, den täglichen Verleugnungen alles Wahrheits-, Rechts- und Billigkeitsgefühls zu folgen, die sich in dieser polnischen Presse kundgeben. Was da an Entstellungen, Verdrehungen, Verdächtigungen, Niedrigkeiten, kleinlichen Aufbauschungen gleichgültiger Nichtigkeiten, sofern nur dabei dem Deutschthum ein Stich versetzt werden kann, was an pflichtwidrigen Verschweigungen und andern Sünden gegen den heiligen Geist der Wahrheit geleistet wird, muß man an solcher Lektüre kennen gelernt haben, um es zu glauben. Die Kritik, die der Vizepräsident des preußischen Ministeriums kürzlich im Abgeordnetenhause auf Grund der Auszüge aus polnischen Zeitungen ausgesprochen hat, die den Ministern in deutscher Uebersetzung vorgelegt werden, war zutreffend, aber keineswegs erschöpfend. Zu den größeren Blättern, die im polnischen Publikum als die besten in ihrer Sprache gelten, z. B. im „Dziennik Poznanski“, wird monatelang die politische Uebersicht mit — Galizien, niemals mit Preußen und Deutschland begonnen; die Rubriken für die

Digitized by Google

letzteren Länder, mit denen doch Posen und Westpreußen die wichtigsten Beziehungen haben, werden hintangesetzt, oft fehlen sie ganz; eine Reichstagsthronrede des Deutschen Kaisers, der doch zugleich König von Preußen und Großherzog von Posen ist, wird in dem Posener Blatt ganz unterschlagen, dafür am nächsten Tage eine Nörgelei über das den Lesern doch gar nicht mitgetheilte Manifest des Herrschers gebracht; der preußische Pole braucht nach der Ansicht seiner Preßvormünder von zahlreichen, die Staatsverwaltung betreffenden, das Volkswohl, die geistigen und wirthschaftlichen Interessen fördernden Verfügungen und Maßnahmen der preußischen Regierung gar nichts zu erfahren, dafür darf ihm aber keine Gehässigkeit und Lüge der französischen oder englischen Presse gegen Deutschland vorenthalten werden; jeder Quark wird breitgetreten, der sich zur Verdächtigung gegen die „Niemcy" (die Deutschen) verwerthen läßt; auf die Posener deutschen Landsleute, die von demselben Rechte anständigen und maßvollen Gebrauch machen, das ihre polnischen Landesgenossen schon seit Gründung des Marcinkowski'schen Vereins sorgsam und ausgiebig benutzen, wird jede mögliche Verunglimpfung abgeladen; selbst der Tod eines Ehrenmannes, wie Erichs v. Tiedemann, kann dem Deutschenhaß kein christliches, kein Anstandsgefühl abzwingen!

Besonders schamlos wird die freche Hetze gegen Preußen und Deutschland in der Graudenzer polnischen Zeitung, der „Gazeta Grudziazka", betrieben. In diesem auf preußischem Boden unter dem Schutze deutscher Rechtsordnung erscheinenden Kriegsblatt gegen das Deutschthum lesen wir Sätze, wie folgende: „Preußen schlägt der Zivilisation eigentlich unausgesetzt mit der Faust ins Gesicht." .... „Die schändliche Germanisirung durch die Kirche, worüber sich die Satane im Höllenrachen freuen, hat unsrer Kirche schon manche schreckliche Wunde beigebracht." .... „Schon oft hat sich gezeigt, daß wir beim Zusammengehen mit Preußen schlecht fahren, für uns ist das beste, wenn wir es wie eine Seuche, wie Pestluft meiden." In diesem Tone geht es mit Grazie weiter. Wundern muß man sich nur darüber, daß bei solcher täglichen Kost die Milch der frommen Denkungsart preußisch-polnischer Staatsbürger nicht in gährend Drachengift verwandelt und der stets neu genährte Mißmuth nicht zum gewaltsamen Ausbruch verleitet wird. Glücklicherweise sind die Leser doch vernünftiger und einsichtiger, viele wohl auch gebildeter als manche Redakteure; sie lesen vielleicht zunächst die Lokalnachrichten und die Inserate, an denen sich zuweilen sonderbarerweise selbst in solchen Blättern auch deutsche Geschäftsleute, ja sogar königlich preußische Behörden betheiligen! Gewiß auch ein Beweis deutscher Langmuth und Lammesgeduld.

Ein bemerkenswerthes Beispiel der publizistischen Kampfbewegung gegen den preußischen Staat und das deutsche Volksthum hat der, früher für politisch loyal gehaltene, ehemalige Abgeordnete Dr. Skarzynski in seiner Broschüre: „Nasza sprawa" (Unsre Sache) geliefert. Zum Verständniß seiner Schrift müssen wir vorausschicken, daß der polnischen Bewegung gegenüber im Jahre 1894 unter Führung der Herren v. Hansemann, Kennemann und v. Tiedemann, dreier Gutsbesitzer im Posen'schen, ein „Verein zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken" entstanden ist. Die polnischen Gegner nennen ihn nach den Anfangsbuchstaben der Namen jener deutschen Patrioten mit verständlicher tendenziöser Kennzeichnung den Verein der „Ha-Ka-Tisten". Nun schreibt Hr. v. Skarzynski:

„Von den Lippen deutscher Staatsmänner, von den Lippen der Reichstagsmehrheit, in der Presse, Literatur und Geschichte erscholl unter dem H-K-T-Zeichen vom Rhein bis zur Warthe einstimmig der Ruf: ‚Kreuzigen, vernichten, ausrotten die widerspenstige polnische Nation!' Jedes Gefühl, das Religion, Ethik, menschliches Gewissen, höhere Kultur und Zivilisation eingeben, muß unterdrückt werden, um nur dieses vom Gesichtspunkte der Staatsraison angeblich nöthige Werk der Germanisirung der Ostmarken um jeden Preis und auf jede Weise zu vollbringen. Aus diesem Grunde und zu diesem Zwecke schuf einer der angeblich zivilisirtesten Staaten der Welt, welcher der Anführer der Menschheit in dem Vormarsche zu einer immer höheren Kultur sein will, eine wahre Dante-Hölle für zwei bis drei Millionen seiner Unterthanen und ließ am Eingang derselben die Aufschrift anbringen: ‚Polonі! Lasciate ogni speranza!'"

Weiterhin heißt es in der Skarzynski'schen Broschüre: „Die preußische Regierung und unter dem Einflusse des Fürsten Bismarck der größere Theil der deutschen Nation unter dem Zeichen H-K-T haben dekretirt, daß der Polonismus innerhalb der Grenzen des deutschen Kaiserreiches auszurotten sei." Der Verfasser behauptet, die Polen hätten in Preußen keine Rechtssicherheit, die Verfassung werde verletzt, gerichtliche Urtheile würden durch Kabinetsordres aufgehoben, die Polen würden von allen Staatsämtern ausgeschlossen, es würden barbarische Ausweisungen vollzogen, die Existenz der Polen in Preußen sei gefährdet. In der Dante'schen Hölle, in die das hundertjährige Fegefeuer die Lage der Polen in Preußen verwandelt habe, müßten sich die drei Millionen preußischer Polen mit den zehn Millionen jenseit der Grenze zum Haß gegen das Deutschthum verbinden. „Der deutsche Michel kniet dem Polen auf der Brust, würgt ihn an der Kehle, reißt ihm die Zunge heraus und verlangt obendrein noch Liebe!" — Zur Probe werden diese Kernworte aus der Schrift des Posener Rittergutsbesitzers, dem es persönlich in der Dante'schen Hölle unter preußischer Regierung, wie er selbst zugibt, sehr gut geht, wohl genügen.

Bei der gerichtlichen Verhandlung, die gegen den polnischen Edelmann wegen seiner Schmähschrift am 31. August v. J. vor der Strafkammer des Landgerichts zu Posen stattfand, wurden demselben die Entstellungen, Gehässigkeiten, Aufreizungen und Beleidigungen, die seine Schrift enthält, vom vorsitzenden Richter in sachlich klarer und würdiger Weise vorgehalten und seine Erklärung dazu abgefordert. Hr. v. Skarzynsky hielt einige seiner Behauptungen aufrecht, indem er das unfeine Manöver anwandte, wahrheitswidrige Generalisirungen mit einem Ausnahmefall beweisen zu wollen, bei den meisten seiner Aussagen machte er von dem in schlimmen Dingen dieser Art beliebten Mittel Gebrauch, seine Schriftsätze als unschuldige bildliche Ausdrücke umzudeuten. Auf dieses Kunststück konnten sich natürlich ernste deutsche Richter trotz aller Unparteilichkeit und Milde nicht einlassen; in Anbetracht, daß, wie das Urtheil sagt, mehrere der in der Broschüre aufgestellten Behauptungen den Thatsachen nicht entsprechen, Staatseinrichtungen und Gesetze verächtlich zu machen, das Vertrauen zur Regierung zu erschüttern suchen, wurde dem Angeklagten, dem man seine „Erregung" noch als strafmildernden Umstand anrechnete, eine Geldbuße von 300 Mark auferlegt. Man braucht wohl kaum an die Dante-Hölle, sondern nur geographisch ein wenig ostwärts zu denken, um hier wieder einmal die „Barbarei" der Rechtsprechung in einem Staate zu ermessen, dem Hr. v. Skarzynski — im Widerspruch mit der gesammten gesitteten Welt — den Zivilisationsberuf aberkannt hat.

Zur Ehre aller wahrhaft gebildeten Polen und des gesunden Menschenverstandes nehmen wir selbstverständlicherweise nicht an, daß die publizistischen Fanatiker der polnischen Propaganda den wahren Typus der polnischen Nationalität vertreten. Die Mehrheit des Volkes, insbesondere der Bauernstand, wenn er nicht verhetzt wird, weiß nichts von dämoni-

schem Hasse gegen Preußen und seine Regierung, die ihr nur Gutes erwiesen hat. Aber politische Bewegungen werden überall zumeist von rührigen Minderheiten gemacht und geleitet: die Aufreizungen der Presse, wie sie in den letzten Jahrzehnten immer dreister betrieben wurden, dürfen deßhalb nicht unterschätzt, es muß ihnen kräftig entgegengetreten werden.

Seit 1895 sind denn auch, wie schon oben angedeutet, polnische Hetzblätter wegen Aufreizung zum Klassenhaß und zur Gewaltthätigkeit, wegen Verächtlichmachens der Staatseinrichtungen, Beleidigung deutsch-preußischer Patrioten und ähnlicher Vergehen öfter zur gerichtlichen Rechenschaft gezogen und verurtheilt worden. Die Haftstrafen wurden freilich meist von „Sitzredakteuren" abgesessen, die Geldstrafen wohl von den kapitalkräftigen Verlegern bezahlt. Immerhin ist es als Zeichen der Besserung im Schutze des Deutschthums zu begrüßen, daß die Gerichte rechtswidrigen Angriffen auch auf dem national-politischen Gebiete verstärkte Aufmerksamkeit zuwenden. Auch dieses Schutzmittel wird dazu beitragen, die der Pflicht ihres Volksthums minder bewußten Deutschen in den Grenzmarken im Genuß und Gebrauch ihres selbstverständlichen Rechtes zur Vertretung und Förderung deutschen Wesens zu bestärken und den polnischen Gegnern jene Achtung abzuzwingen, die bei ihrem nationalen Feingefühl zu einem staatsbürgerlich loyalen, anständigen Verhalten gegen die Deutschen eher führen wird, als wenn ihnen der Deutsche mit feiger Verleugnung oder Selbstentäußerung seines eigenen Volksthums begegnet.

Ueber die Nothwendigkeit von Heilstätten für minderbemittelte Nervenkranke.

Zu den auch auf sozialem Gebiete bedeutsamsten Errungenschaften der medizinischen Wissenschaft während der letzten Jahrzehnte gehört zweifellos die zunehmende Erforschung und Erkenntniß zweier nervöser Krankheitszustände, welche von altersher unter den Benennungen Hypochondrie und Hysterie von sich reden machten. Je nachdem die körperlichen oder psychischen Störungen bei den an jenen Leiden Erkrankten im Vordergrund standen, war man im Volke der Ansicht, körperliche oder geistige Kranke vor sich zu haben; wo aber beiderlei Störungen in buntem Wechsel nebeneinander bestanden, wurde man vielfach sogar an der krankhaften Natur jener Zustände irre und vermeinte oftmals, daß es sich um Betrüger, um Simulanten und sogar um Hexen handle. Diese scheinbaren Widersprüche hat die Wissenschaft nunmehr gehoben. Es ergab sich, daß die Hysterie einen höchst merkwürdigen Zustand darstelle, für welchen die als „krankhafte Suggestibilität" bezeichnete Neigung, sich durch fremde und eigene Vorstellungen sowohl körperlich wie geistig in krankhafter Weise beeinflussen und beherrschen zu lassen, charakteristisch sei. Eigenartiger erging es der Hypochondrie. Sie wurde scheinbar immer seltener. Während sich früher kaum Jemand rühmen konnte, unter seinen Freunden und Bekannten keinen Hypochonder zu zählen, sind es jetzt die Neurastheniker, welche wir als Freunde und Bekannte gleichzeitig fürchten und lieben. Es gelang der medizinischen Forschung, aus dem weiten Bereiche der früheren Hypochondrie die größere Gruppe der Neurasthenie und die kleinere der eigentlichen Hypochondrie zu scheiden. Während für die Neurasthenie sich die „Reizbare Schwäche", d. h. das Nebeneinanderbestehen von körperlicher und geistiger krankhafter Reizbarkeit oder Erregbarkeit und körperlicher wie geistiger krankhafter Schwäche oder Ermüdbarkeit, als charakteristisch herausstellte, hat man sich gewöhnt von Hypochondrie nur noch in den Fällen zu reden, wo ein abnormes, d. i. krankhaftes Krankheitsgefühl sich in Form wirklicher Wahnideen vorwiegend auf rein psychischem Boden entwickelte. Obgleich nun sowohl die Neurasthenie wie die Hysterie in enger Beziehung zu der Gruppe der eigentlichen Geistesstörungen stehen und Grade erreichen können, in denen sie direkt als Psychosen bezeichnet werden müssen, war man doch aus theoretischen wie praktischen Gründen berechtigt, sie in ihrer gewöhnlichen Erscheinungsform mit einer Anzahl anderer, weniger häufiger Krankheiten zu der Gruppe der sogenannten „funktionellen Neurosen" zu vereinigen, einer Gruppe, welche diejenigen Nervenleiden umfaßt, bei denen mehr die physiologische Leistung als die anatomische Beschaffenheit des Nervensystems sich als krankhaft herausstellt. Diese Gruppe der Neurosen nimmt nun sowohl in sozialer wie in medizinischer Hinsicht eine höchst eigenartige Stellung ein. Sie ist es, zu deren Bekämpfung, bewußt und unbewußt, in erster Linie die zahlreichen Kaltwasser- und Nervenheilanstalten ins Leben gerufen wurden, sie ist es, die neuerdings, nachdem von den verschiedensten Seiten die Errichtung von Nervenheilanstalten für Minderbemittelte angeregt und gefordert wurde, das öffentliche Interesse breiter Kreise in Anspruch nimmt.

Als weitere Aufgabe der ärztlichen Forschung ergibt es sich nun, den Nachweis zu erbringen, daß die Zahl der minderbemittelten Nervenkranken thatsächlich sehr namhaft ist, zu zeigen, daß die nationalen, sozialen und persönlichen Schäden, welche die genannten Krankheiten nach sich ziehen, beträchtlich sind, darzulegen, daß auch schwerere Grade dieser Leiden, wenn sie rechtzeitig in die geeignete Anstaltsbehandlung gelangen, vielfach heilbar und zumindest besserungsfähig sind, und schließlich darauf hinzuweisen, daß die öffentliche wie private Fürsorge für die minderbemittelten Nervenkranken, wofern eine solche überhaupt besteht, in unzureichendem Maße vorhanden ist.

Daß in Deutschland für die reichen und bemittelten Nervenkranken bereits gesorgt ward, beweist das Bestehen von etwa hundert Kaltwasser- und Nervenheilanstalten im Reiche selbst, einer Zahl, die um mehr als die Hälfte erhöht wird, wenn wir die Anstalten im übrigen deutschen Sprachgebiete hinzuziehen. Aber die Kosten der Verpflegung und Behandlung, die sich in diesen Anstalten im allgemeinen auf über 6 Mark im Tage belaufen, gestatten Minderbemittelten nur ausnahmsweise den Eintritt, wofern wir als Minderbemittelte die bezeichnen, welche durch Erwerb oder Besitz oder sonstige Einnahmen so gestellt sind, daß sie bei Aufhören des Erwerbes nur die nothwendigen Bedürfnisse, aber auch nur diese, bestreiten können. Vollends hülflos erscheinen die Unbemittelten, zu welchen alle diejenigen zu rechnen sind, deren Einnahme auch in gesunden und Arbeitstagen nur zur Bestreitung der nothwendigsten Bedürfnisse ausreicht, die aber in Armuth verfallen, sobald Erwerbsunfähigkeit eintritt. Nun hat die deutsche Reichsgesetzgebung durch Einführung des Versicherungszwanges gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter allerdings für zahlreiche Klassen der arbeitenden Bevölkerung gesorgt, aber auch für diese nur so weit, als deren Jahreseinnahme 2000 Mark nicht übersteigt. Andrerseits bestehen im Reiche keine öffentlichen, jedenfalls nicht genügende öffentliche Anstalten für diejenigen von Reichs wegen Versicherten, die an funktionellen Neurosen erkrankt sind. Denn weder die bestehenden öffentlichen Krankenhäuser noch öffentlichen Irrenanstalten sind im allgemeinen befugt und befähigt, chronische Nervenkranke, soweit diese nicht zugleich körperlich oder geistig erkrankt sind, so lange zu pflegen und zu behandeln, bis eine wesentliche Besserung oder Heilung erzielt ist.

Was die Anzahl der minderbemittelten Nervenkranken anlangt, von deren Größe der Schluß auf die Noth-

wendigkeit der in Rede stehenden Anstalten zum Theil abhängt, so ist dieselbe in einer bestimmten Ziffer nicht angebbar, so wenig wie für die anderen chronischen Krankheiten einschließlich der Geistesstörungen, für welche eine öffentliche Anzeigeverpflichtung seitens der behandelnden Aerzte nicht besteht. Aber die praktischen, insbesondere die Nervenärzte, welch letztere jetzt nicht nur mehr in größeren, sondern auch in kleineren Städten zu finden sind, begegnen in ihrer Praxis, wie sie offen zugeben, fast täglich solchen Nervenkranken, welche nur deßhalb sich nicht entschließen können, eine Nervenheilanstalt aufzusuchen, weil ihre Mittel nicht zu längerem Aufenthalt in derselben ausreichen. Die Zahl der Minderbemittelten selbst, die keiner Zwangsversicherung von Seiten des Reiches oder der Gemeinden unterliegen, ist aber sehr erheblich, da u. A. viele Lehrer, zahlreiche Beamte, die Mehrzahl der Künstler und viele ein selbständiges Gewerbe Betreibenden ihr zugehören. Daß aber unter dieser Zahl der Minderbemittelten im Verhältniß weniger Nervenkranke sich befänden als unter den Bemittelten, die jene hundert Nerven- und Kaltwasserheilanstalten bevölkern helfen, wird Niemand behaupten, der sich überzeugt hat, daß jene zahlreichen nervenzerrüttenden Schädlichkeiten, die in unserm modernen Leben thätig sind, wenn auch in verschiedener Form, so doch in nahezu gleicher Stärke alle Klassen der Bevölkerung durchdringen. Und dennoch wollen jene minderbemittelten Nervenkranken geheilt sein und schildern dem Arzte oft mit den schwärzesten Farben das Elend, in welches sie selbst und ihre Familien gelangen müssen, wenn ihnen nicht die Heilung zutheil wird, welche den wohlhabenderen ihrer Mitbrüder in den zahlreichen Nervenheilanstalten winkt.

Daß in diesen Anstalten viele auch der schwereren Neurastheniker und Hysterischen, welchen der nicht mit einer Heilanstalt oder Klinik ausgestattete Nervenarzt in der häuslichen und Familienpflege keine Genesung zu bringen vermag, zur Heilung oder dauernden Besserung gelangen, ist ebenfalls eine jener Erfahrungen, welche die Aerzte rückhaltlos aussprechen.

Sie thun dies um so offener, als gerade ihnen täglich die Schäden offenbar werden, welche für Staat und Gesellschaft, Familien und Einzelne aus der Existenz jener zahlreichen Nervenschwachen und Nervenkiechen erwachsen, welche nicht leben und nicht sterben, nicht arbeiten und nicht müßig gehen, nicht glücklich sein und nicht verzweifeln können und mögen. Jener gegenwärtig so oft beklagte Verfall der Sitten, jene Zunahme der Geisteskrankheiten in allen Theilen Deutschlands sind zwei der Schäden, für welche die den minderbemittelten Nervenkranken seitens des Staates, der Gemeinden, der Vereine und Kassen und auch seitens der Privatwohlthätigkeit bisher zutheil gewordene Vernachlässigung die Mitschuld trifft. Daß diese minderbemittelten Nervenkranken es sind, welche zunächst Hülfe verdienen, dürfte sich aus der Erwägung ergeben, daß gleichzeitig für sie und die große Zahl der unbemittelten Nervenkranken größere Zuwendungen zu machen in absehbarer Zeit nicht möglich ist, sowie ferner aus der anderen Erwägung, daß für die unbemittelten Klassen von Seiten des Staates, der Gemeinden und Arbeitgeber in Form der genannten Versicherungen bereits die größten Geldopfer gebracht werden.

Das Verdienst der Aerzte bleibt es, die Nothwendigkeit der Errichtung von Nervenheilstätten für Minder- und Unbemittelte nicht nur ausgesprochen, sondern auch bereits eingehend erörtert und bewiesen zu haben. Professor v. Krafft-Ebing in Wien erstattete schon im Dezember 1891 dem Landesausschuß von Niederösterreich ein diese Frage berührendes Gutachten. Mit beredten Worten schildert er in demselben ebenso wie in seinem 1895 unter dem Titel „Nervasität und neurasthenische Zustände" veröffentlichten Lehrbuche den Kampf ums Dasein der minderbemittelten Neurastheniker. Wie für diese, will er auch für die minderbemittelten Hysterischen, soweit sie nicht durch die Schwere ihres Zustandes den Mitkranken peinlich werden und in Irrenanstalten gehören, Sanatorien gegründet wissen. „Es wäre," so schreibt Krafft-Ebing wörtlich in dem erwähnten Gutachten, „eine außerordentliche Wohlthat für die Mittelklasse der Bevölkerung, wenn Private, Korporationen oder Behörden für solche Nervenkranke Heilanstalten mit erschwinglichen Verpflegsätzen errichten wollten. Dieses Bedürfniß," so fährt er fort, „macht sich von Jahr zu Jahr gebieterischer geltend. Seine Nichterfüllung verschuldet zahllose finanzielle Ruine von Familien, häusliches Elend, Selbstmorde, Unheilbarwerden von Menschen, denen im Anfang ihres Leidens sicher und verhältnißmäßig rasch Hülfe geboten werden könnte."

In ähnlichen Betrachtungen gipfelt die von Dr. P. J. Möbius in Leipzig „Ueber die Behandlung von Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilstätten" veröffentlichte und 1896 in zweiter Auflage erschienene Abhandlung, in welcher derselbe als dritte der von ihm am Schluß namhaft gemachten drei Thesen die folgende aufstellt: „Der Eintritt in die Heilanstalt muß auch Minderbemittelten möglich gemacht werden. Dies und die genügend lange Dauer des Aufenthalts kann man erreichen, wenn Anstalten mit niedrigen Preisen und mit Freistellen entstehen. Solche Anstalten können aber entweder durch Genossenschaften oder auf Grund öffentlicher Sammlungen, bezw. der Zeichnung von Antheilscheinen gegründet werden." Diese zweite Auflage der Möbius'schen Schrift hat den besonderen Werth, daß in ihr die zustimmenden Urtheile einer Reihe von namhaften Gelehrten und Fachärzten, an die sich Möbius nach dem ersten Erscheinen seiner Schrift wandte, zum Abdruck gebracht sind. Aus dem Jahre 1895 stammen Vorschläge des Geh. Medizinalraths Ludwig in Heppenheim, die in dem „Bericht des hessischen Unterstützungsvereins für bedürftige Geisteskranke" vom gleichen Jahre niedergelegt sind und dadurch besonderes Interesse gewähren, daß sie die Bestrebungen eines ganzen Vereins zum Wahle der nervösen Kranken, sowie der Rekanoaleszenten von Geisteskrankheiten zum Ausdruck bringen. Es folgte im Jahre 1896 Professor C. Rieger in Würzburg, der in seinem der Möbius'schen Broschüre in „Schmidts Jahrbüchern" gewidmeten Gutachten die Klöster als diejenigen aus früheren Zeiten stammenden Anstalten darstellt, in denen die funktionellen Neurosen, wenn auch unabsichtlich, so doch in zweckmäßiger Weise verhütet und bekämpft worden seien. Er vertritt damit eine Anschauung, der auch Möbius in seiner bald darauf in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" erfolgten Entgegnung in ausführlicher Weise das Wort leiht. Einen Schritt weiter ging der Münchener Nervenarzt und frühere Leiter von Alexandersbad Dr. Franz C. Müller indem er in seinem im „Bayerischen Jahrbuch" vom Jahre 1897 abgedruckten Aufsatze „Volksheilstätten für Nervenkranke" einen Kostenentwurf für den Betrieb einer 150 Kranke umfassenden Anstalt für minderbemittelte Nervenkranke mittheilt. Schließlich hat die „28. Versammlung der südwestdeutschen Irrenärzte" in Karlsruhe am 6. und 7. Nov. 1897, über deren Verhandlungen das „Neurologische Centralblatt" im Januarheft 1898 berichtet, von Seiten einer Reihe namhafter Kliniker und Anstaltsärzte zahlreiche bemerkenswerthe Vorschläge sowohl in Betreff der Fürsorge für Geisteskranke außerhalb der Irrenanstalten, als auch für die uns hier in erster Linie interessirenden minderbemittelten Nervenkranken gezeitigt.

Die in jener Versammlung zur Diskussion gebrachte Forderung, weitere Kreise durch die Presse öffentlich über den Stand jener Fragen zu unterrichten, mag vollends

dazu dienen, die Ueberzeugung, die in ärztlichen Kreisen über die Nothwendigkeit von Heilstätten für minderbemittelte Nervenkranke besteht, zu bekräftigen; sie mag dazu beitragen, daß die Frage nach der Organisation dieser Anstalten, über welche noch vielfache Meinungsverschiedenheiten zutage treten, mit Rücksicht auf die in Deutschland bestehende Verschiedenheit der Landes- und örtlichen Bedürfnisse zur gedeihlichen Lösung gebracht wird.

Dr. P. Tesdorpf.

Mittheilungen und Nachrichten.

M. Rykatschew: Der Zusammenhang zwischen Wasserstandsmessungen und Niederschlag im Gebiet der oberen Wolga. Ein Beitrag zur allgemeinen Frage der Hochwasserprognose. Aus dem Russischen übersetzt und mit einigen Bemerkungen herausgegeben von H. Graevelius. Mit zwei lithogr. Tafeln. 8°. Dresden 1897, Alexander Köhler. IX u. 45 S. — Das Problem der Hochwasserprognose ist, so viele Beiträge man zu seiner Lösung auch durch die Untersuchungen von Kleitz, Beaugrand, Sonne, Honsell, Lueger und P. Schreiber erhalten hat, doch immer noch als ein sehr schwieriges und verwickeltes anerkannt, und jeder weitere Baustein zur Aufrichtung eines wirklichen Lehrgebäudes ist an seinem Platze, insbesondere aber dann, wenn der, welcher ihn lieferte, ein anerkannter Meister der meteorologischen Forschung ist. Hr. Gravelius hat sich durch seine Bearbeitung einer Schrift, welche von der großen Mehrzahl der Deutschen sonst wohl zu wenig beachtet worden wäre, ein entschiedenes Verdienst erworben und dasselbe noch erhöht durch die von ihm herrührenden Zusätze, die wir übrigens ganz gern noch umfassender gesehen hätten. In der Einleitung orientirt er den Leser über den Stand der Frage, und in den Noten führt er einige im Original nur angedeutete mathematische Betrachtungen selbständig weiter aus. Daß auf eine Umrechnung der trotz des geringen Umfanges der Schrift fast zahllosen numerischen Angaben in Metermaß verzichtet ward, wird man begreiflich finden, zumal da die kleine Vergleichstabelle (S. 42) eine solche Umrechnung jederzeit möglich macht.

Mit den Titelworten deckt sich wesentlich nur das zweite der beiden Kapitel, während das erste die, natürlich auch für das folgende hochwichtige Frage zu entscheiden sucht: inwieweit kann man aus Pegelmessungen am Oberlauf auf Zeit und Höhe eines Hochwassers an abwärts gelegenen Uferplätzen schließen? Hiezu bedurfte es zunächst einiger Klarheit über die Art und Weise, wie die Hochfluthwelle sich im Flußbett fortpflanzt. Auf dem beigefügten Kärtchen orientirt man sich rasch über die Lage der von oben nach unten sich folgenden Wolga-Orte Twer (T), Rybinsk (R), Kostroma (K), Nishnij-Nowgorod (N) und Werchnij Uślon (U), wozu dann noch, nahe dem Einflusse der Oka in den Hauptstrom, die Stadt Murom (M) hinzutritt. Man überzeugt sich an der Hand der Diagramme, daß die in T entstehenden Wellen bereits in R die charakteristische Form angenommen haben, welche sich nun auch weiter stromabwärts regelmäßig wiederholt. Nachdem uns einer 10jährigen Beobachtungsreihe für alle fünf Punkte die Termine des Eintritts der Maxima und Minima im Frühjahr ermittelt waren, konnte man die Fortschreitungsgeschwindigkeit der Fluthwelle bestimmen, und es fand sich, daß letztere durchschnittlich von R nach K 38, von K nach N 86 und von N nach U 68 Werst (1 Werst = 1.07 km) in je 24 Stunden zurücklegt. Damit war dann offenbar auch ein Ruhallspunkt zur Berechnung des Zeitpunktes gegeben, zu welchem das Hochwasser in U eingetroffen sein wird. Für die entsprechenden Wasserstandshöhen ließen sich, wenn der Ortsbuchstabe diesmal die zugehörige Maximalpegelhöhe bedeutet, ganz einfache Beziehungen feststellen: U = 1.08 N; U = 1.09 K; U = 1.09 R. Die thatsächlich beobachteten Abweichungen von den so vorausbestimmten Höhenkoten waren unbedeutend (im Mittel ± 0.576 m), kleiner sogar, als sie sich gefunden haben würden, wenn man in U die Differenzen zwischen dem 10jährigen Jahresmittel und einigen mehr exzessiven Stünden gebildet hätte. Auf solche Thatsachen stützt sich, was Hr. Gravelius — im Gegensatze zu einer theoretisch-mechanischen Ermittlung — als „geometrische Prognose" bezeichnet. Die Hochwasserhöhe H des unteren Platzes hängt mit der Höhe h des oberen durch eine Gleichung $H = a_0 + a_1 h + a_2 h^2 + \ldots$ zusammen, allein die Erfahrung lehrt, daß von den dem Einzelfalle angepaßten Konstanten gewöhnlich mit großer Annäherung $a_0 = a_2 = \ldots = 0$ gesetzt werden darf, so daß mithin nur die — aber schon verwendete — einfache Bedingungsgleichung H = h Konst. übrig bleibt. Alles in allem darf der für die unterste Station herauskommende Höhenfehler im Mittel auf bloß 0.43 m veranschlagt werden, falls nur die Zeit, auf welche sich die Prognose erstreckt, keine zu lange ist. 5 Tage sollte sie nicht überschreiten.

Nunmehr aber kommt es auch weiter darauf an, die Schwankungen der Pegelstände mit den Schwankungen des atmosphärischen Wassers im Einzugsgebiete in Beziehung zu setzen. Nicht für alle Länder liegen freilich die Dinge so günstig, wie etwa für das Bassin der oberen Elbe mit seiner geschlossenen Gebirgsumrandung, an das denn auch die werthvollen Arbeiten von P. Schreiber und Penck-Ruvarac ganz naturgemäß angeknüpft haben. Mit den Wasserstandskurven wurden sowohl die Kurven der Niederschläge schlechtweg als auch diejenigen der ausgeglichenen fünftägigen Regenmittel in Parallele gestellt, und zwar für R, N und M. Die Zeitintervalle zwischen zusammengehörigen Phasen beliefen sich auf je 10, 16 und 14 Tage (wahrsch. Fehler ± 3d). Der erwähnte Parallelismus läßt sich aber auch noch auf ein anderweites Größenverhältniß ausdehnen. Der russische Forscher führt den Begriff der „Regennorm" ein, d. h. jener Regenmenge, welche zur Erhaltung eines konstanten Wasserstandes nothwendig ist. Daß diese Größe, die von den mannichfaltigsten klimatischen und topographischen Faktoren sich abhängig zeigt, nur sehr approximativ zu eruiren ist, leuchtet ein, aber erfahrungsgemäß kann man sie gleichwohl als für den nämlichen Sommer nahezu konstant ansehen. Die im Verlaufe von n^d sich sammelnde Regenmenge ϱ wird mit der überhaupt bis zur fraglichen Epoche gemessenen Niederschlagsmenge S und der 24stündigen Niederschlagsnorm r durch die Gleichung $\varrho = S - n\varrho$ verbunden. Damit ist man zu dem durch Buys-Ballot zuerst in ihrer Bedeutung gewürdigten „relativen Niederschlagsübermaß" gelangt, dessen Werth allerdings noch Gravelius genauer durch eine periodische Funktion der Zeit dargestellt werden müßte. Einstweilen kann man sich aber bei der erzielten Annäherung beruhigen, und wenn man für die Flußgebiete der Wolga und Oka diese Uebermaßwerthe tabellarisch und graphisch in bekannter Weise zusammenordnet, so erkennt man die höchst beachtenswerthe Thatsache, daß das Ansteigen und Sinken der Wasserstände auch mit einer Hebung und Senkung der Kurve des relativen Niederschlagsübermaßes korrespondirt. Damit sind offenbar Gesichtspunkte von großer Fruchtbarkeit gewonnen, und man darf der Erweiterung des bisher nur im obersten Stromdrittel erprobten Verfahrens auf den Kasaner Kreis mit Spannung und Hoffnung entgegensehen. S. Günther.

Sonja Kowalewska: Jugenderinnerungen. Aus dem Russischen übersetzt von Louise Flachs-Fofschanean. Berlin, S. Fischer Verlag 1897. — Die Selbstbiographie bietet ein Seitenstück zu dem kürzlich veröffentlichten Tagebuch der Maria Baschkirtseff, hinterläßt aber einen reineren und erfreulicheren Eindruck als dieses, in dem sehr häufig die frühreife kritische Veranlagung peinlich wirkt. Die Verfasserin, geboren 1850 in Moskau, setzte es unter heftigen Kämpfen mit ihrer Familie durch, in Begleitung ihres Gatten Waldemar Kowalewski nach Deutschland zu gehen und Mathematik zu studiren. Ende der 70er Jahre wurde sie auf den mathematischen Lehrstuhl an der Stockholmer Universität berufen, wo sie bis zu ihrem am 10. Februar 1891 erfolgten Tode mit ungewöhnlichem Erfolge thätig war. Es ist eine ernste und trübe Jugend, die das von den Eltern nicht übermäßig geliebte Kind durchzumachen gehabt hat, und man erhält durch das Buch den Schlüssel zu dem verdüsterten Wesen, das sie später zeigte. Von großem Reize ist die Geschichte der unglücklichen Liebe, die das eben heranwachsende Mädchen zu dem damals 43jährigen Dostojewski gefaßt hatte.

Paul Seliger (Leipzig).

n. Archäologisches aus Italien. Das in Torre Annunziata gefundene Mosaik mit sieben Philosophen, von dem an dieser Stelle bereits die Rede war, ist vom Staat für 50,000 Lire für das Museo nazionale in Neapel angekauft worden. Es ist außer in den „Notizie degli scavi" (1897, Augustheft) und in dem „Archiv für Geschichte der Philosophie" XI, S. 171, jetzt auch im 4. Heft der „Römischen Mittheilungen" von 1897 abgebildet zu finden. Prof. E. Petersen gibt an dieser letzteren Stelle einen sehr lehrreichen Vergleich mit einem schon Winckelmann bekannten, in der umbrischen Stadt Sarsina gefundenen Mosaik, das sich in der Villa Albani befindet und in einer Abbildung mitgetheilt wird. Es geht zweifelhaft auf dasselbe Vorbild zurück, gibt dieses aber in etwas abweichender Weise wieder. Abgesehen von Veränderungen im landschaftlichen Hintergrund, ist die wichtigste Verschiedenheit die, daß nicht der von Petersen und Sogliano für Platon gehaltene, im Mittelpunkt der Gruppe sitzende weißbärtige Philosoph mit seinem Stabe an dem im Vordergrund stehenden Globus dozirt, sondern daß diese Rolle auf den am rechten Ende stehenden jüngeren Mann übergegangen ist. Petersen erklärt den Sachverhalt so, daß das Mosaik von Torre Annunziata ein Gemälde des 4. Jahrh. v. Chr. getreu wiedergibt und daß hier Plato als der Lehrmeister der Akademie im Kreise seiner Schüler dargestellt ist; in dem am rechten Ende der Gruppe halb abgewandt stehenden Mann ist wahrscheinlich Aristoteles zu erkennen. Im Mosaik von Sarsina, das auf eine jüngere Umbildung jenes Originalgemäldes aus dem 4. Jahrhundert zurückgehen muß, ist nun die Aufgabe des Lehrens on den vermuthlichen Aristoteles übergegangen, während Plato zuhörend dasitzt. Petersen zieht zur Erklärung eine Stelle aus Aelians „Variae historiae" heran, nach der der hochbetagte Plato in seiner eigenen Akademie von Aristoteles angegriffen wird, was mit der Situation des Mosaiks aufs beste übereinstimmen würde. Leider sind die Köpfe der Philosophen, wie fast immer bei Portraits auf Mosaiken, ikonographisch kaum zu verwerthen. Doch stimmen die Züge des Platon wenigstens im allgemeinen mit den bekannten Büsten des Philosophen überein. Der Deutung der rechts stehenden Gestalt auf Aristoteles, von dem wir kein gesichertes Portrait besitzen, steht die Bärtigkeit nicht im Wege, da von Gercke nachgewiesen ist, daß er, wie alle Philosophen seinerzeit, den Bart trug. Die von Chiapelli und Stein im „Archiv für Geschichte der Philosophie" vorgetragene Deutung der Scene als einer „Schule von Athen" ganz in Rafaelischem Sinne, d. h. als einer Vereinigung der sieben berühmten Philosophen des Alterthums, hat ungleich geringere Wahrscheinlichkeit gegenüber der von Sogliano und Petersen, um so geringere, als Petersen nachwies, daß die Seeneerie des Vordergrundes ganz mit dem übereinstimmt, was sich aus den Scheinstellern über die äußere Einrichtung der platonischen Akademie erschließen läßt. — Sehr interessante, kunstgeschichtlich und ethnographisch gleich wichtige Darstellungen von Galliern werden in den „Notizie degli scavi" (Juli 1897) von Prof. Brizio in Bologna bekannt gemacht. Es sind Terracotten, die einen italischen Tempel etwa des 2. Jahrh. v. Chr. schmückten. Sie sind bei Sassoferrato in Umbrien, auf einem jetzt Cività Alba genannten Hügel, ausgegraben und in das Museum zu Bologna verbracht worden. Der Fundort liegt unmittelbar an der Grenze des Gebietes, das vom 4. Jahrhundert an von Galliern bewohnt war, so daß die Künstler ohne Zweifel ihre Vorbilder aus unmittelbarer Anschauung kannten. Es ist ein Terracottofries von 0.45 m Höhe. Die Gallier sind in der Flucht dargestellt. Auf einem Zweigespann steht ein gallischer Häuptling, der mit imposanter Pose sich nach den (nicht dargestellten) Verfolgern zurückwendet; auf einem anderen Fragment eilt ein schildbewehrter, fast nackter Krieger über eine zu Boden gefallene große goldene Schüssel hinweg; auf einem dritten flieht ein mit einem fellartigen Wams Bekleideter mit einem großen Mischkrug im Arm. Diese Geräthe geben die Deutung des Vorgangs. Es ist der mißglückte Sturm der Gallier auf das Heiligthum in Delphi, der durch das Eingreifen Apollons mit Blitz und Gewitter zurückgeschlagen wurde, so daß die Angreifer ihre schon gemachte Beute an kostbarem Geräth im Stiche lassen mußten. Auf römischen Thonlampen kannte man bereits abgekürzte Darstellungen desselben Ereignisses, so daß man auf ein bekanntes hellenistisches Vorbild zurückschließen muß. Wenn also die italischen Terracottabildner die Motive der Handlung aus griechischen Denkmälern entnahmen, so sind sie doch in der Wiedergabe des gallischen Volkstypus durchaus selbständig und originell. Die Köpfe mit ihren scharf markirten, mageren Zügen und mit dem struppigen Haar, das über der Stirn einen riesigen Schopf bildet, sind von überzeugender Naturtreue und frei von jeder Idealisirung, deren sich die pergamenischen Künstler in ihren bekannten Gallierdarstellungen trotz allem Realismus nicht enthalten haben. Durch den Vergleich erkennt man vielmehr erst recht, wie stark die Griechen die Vorbilder ihrem typischen Ideal angenähert haben. Die umbrischen Terracotten sind von einem „Verismus", der einem Künstler des Quattrocento Ehre gemacht hätte. Der eine Kopf, mit einem schmalen nervösen Gesicht, mit einer mächtigen Adternase und einem leibhaftigen „Hearquotre"-Bart, ein anderer mit vollerem Gesicht, stark gefurchten Zügen und einem kräftigen Schnurrbart erinnern direkt an moderne französische Generalstypen, wie man sie in letzter Zeit in unsern illustrirten Blättern sehen konnte. Es liegt der ganze horte Wirklichkeitssinn darin, der die Kunst auf italischem Boden, wo sie sich unbeeinflußt entwickeln konnte, immer ausgezeichnet hat. Wegen ihrer Naturtreue sind diese Köpfe ein wichtiges anthropologisches Dokument, das unsre Kenntniß von den Vorfahren der heutigen Franzosen in ganz ungeahnter Weise erweitert. Daß die Köpfe trotz ihrer skizzenhaften Ausführung und ihrer geringen Abmessungen groß gedacht und mit einer erstaunlichen Sicherheit gemacht sind, zeigte sich bei einer Vergrößerung etwa ins Sechsfache, die Hr. Prof. Furtwängler mit Hülfe des Projektionsapparats in der letzten Sitzung der Münchener Anthropologischen Gesellschaft gelegentlich eines Vortrags über Gallierdarstellungen vornahm. Manche sein ausgeführte griechische Terracotten vertragen eine solche Vergrößerung nicht; bei diesen Köpfen steigerte sich die Wirkung auf das überraschendste.

* Nach einem Telegramm aus London ist am 15. März dort der berühmte Erfinder der nach ihm benannten Methode der Flußstahlerzeugung, Sir Henry Bessemer, im Alter von 85 Jahren gestorben. An seine Erfindung knüpfte sich der ungeheure Aufschwung der modernen Eisenindustrie. Bessemer war der Sohn eines Landedelmanns, zeigte sehr früh hervorragende Begabung für die technischen Wissenschaften und erwarb sich schon im Alter von 20 Jahren durch die Erfindung einer Maschine zur Herstellung von Bronzestaub, wie er zum Vergolden gebraucht wird, ein Vermögen, welches ihm gestattete, großartige Versuche auf allen Gebieten der Technik anzustellen. So nahm er Patente für Verbesserungen auf dem Gebiete der Typengießerei und der Glasfabrikation und stellte neue Eisenbahnbremsen her. 1865 kündigte er der British Association seine epochemachende Erfindung der Flußstahlerzeugung an, welche die gesammte Stahlindustrie umgestaltete; der Preis pro Tonne Stahl sank infolge dieser Erfindung von 50 bis 60 auf 5 Pfund Sterling. Er machte auch den Vorschlag, Metalle unter erhöhtem Druck zu schmelzen, und konstruirte einen Schiffssalon, welcher, mit einer dem Cardanl'schen Ring ähnlichen Vorrichtung versehen, sich auch bei unruhigem Wetter stets in unveränderter Lage erhalten und dadurch die Seekrankheit verhindern sollte. Eine der letzten Erfindungen Bessemers betraf die Herstellung von Stahlplatten durch Guß und sofortiges Auswalzen. 1871 wurde Bessemer Präsident des Iron and Steel Institute, 1879 Mitglied der Royal Society und von der Königin von England geadelt. Ein rastloser und erfolgreicher Erfindergeist hat ihn sein ganzes Leben hindurch beseelt; eine für unser Jahrhundert typische Erscheinung ist mit ihm dahin gegangen.

* Zur Frage der Heilung bösartiger Geschwülste auf unblutigem Wege beingt die englische ärztliche Zeitschrift „Loacet" neues, interessantes Material bei. Die alte Erfahrung, daß Krebs- oder Sarkomgeschwülste durch eine zufällig hinzutretende Erkrankung an Wundrose (Erysipel) geheilt worden sind, ist in den letzten Jahren ja therapeutisch vielfach verwerthet worden. Während man anfänglich Erysipel direkt überimpfte, hat man später die Stoffwechselprodukte der Erysipelerreger injizirt. Coley empfiehlt zur Injektion ein

Digitized by Google

Gemisch von dieser Substanz mit den Produkten eines anderen Bazillus, da dieses Gemisch auf die bösartigen Geschwülste intensiver einwirke. Jetzt berichtet Moullin über seine Erfahrungen mit demselben in zehn Fällen von bereits inoperablen Sarkomen. Zweimal trat der Tod ein, drei wurden anscheinend geheilt, in den übrigen trat eine bedeutende Abnahme der Geschwulst, bezw. ein Stillstand in ihrem Wachsthum ein. Moullin gibt zu, daß die Anwendung dieser Methode eventuell lebensgefährlich ist und beschränkt sie auf Fälle, in welchen kein anderer Weg zur Rettung offen steht.

* **Berlin.** Der dem Reichstag zugegangene Gesetzentwurf über die elektrischen Maßeinheiten bestimmt in seinen Hauptparagraphen folgendes: § 1. Die gesetzlichen Einheiten für elektrische Messungen sind das Ohm, das Amper und das Volt. § 2. Das Ohm ist die Einheit des elektrischen Widerstandes. Es wird dargestellt durch den Widerstand einer Quecksilbersäule von der Temperatur des schmelzenden Eises, deren Länge bei durchweg gleichem, einem Quadratmillimeter gleich zu achtenden Querschnitt 106.3 Centimeter und deren Masse 14.452t Gramm beträgt. § 3. Das Amper ist die Einheit der elektrischen Stromstärke. Es wird dargestellt durch den unveränderlichen elektrischen Strom, welcher bei dem Durchgang durch eine wässerige Lösung von Silbernitrat in einer Sekunde 0,001118 Gramm Silber niederschlägt. § 4. Das Volt ist die Einheit der elektromotorischen Kraft. Es wird dargestellt durch die elektromotorische Kraft, welche in einem Leiter, dessen Widerstand ein Ohm beträgt, einen elektrischen Strom von einem Amper erzeugt. § 5. Der Bundesrath ist ermächtigt: a) die Bedingungen festzusetzen, unter denen bei Darstellung des Amper (§ 3) die Abscheidung des Silbers stattzufinden hat; b) Bezeichnungen für die Einheiten der Elektrizitätsmenge der elektrischen Arbeit und Leistung der elektrischen Kapazität und der elektrischen Induktion festzusetzen; c) Bezeichnung für die vielfachen Theile der elektrischen Einheiten (§§ 1, 5b) vorzuschreiben; d) zu bestimmen, in welcher Weise die Stärke, die elektromotorische Kraft, die Arbeit und Leistung der Wechselströme zu berechnen ist. § 6. Bei der gewerbsmäßigen Abgabe elektrischer Energie dürfen Meßwerkzeuge, sofern sie nach den Lieferungsbedingungen zur Bestimmung der Vergütung dienen sollen, nur verwendet werden, wenn ihre Angaben auf den gesetzlichen Einheiten beruhen. Der Gebrauch unrichtiger Meßgeräthe ist verboten. Der Bundesrath hat nach Anhörung der physikalisch-technischen Reichsanstalt die äußersten Grenzen der zu duldenden Abweichungen von der Richtigkeit festzusetzen. Der Bundesrath ist ermächtigt, Vorschriften darüber zu erlassen, inwieweit die im Absatz 1 bezeichneten Meßwerkzeuge amtlich beglaubigt oder einer wiederkehrenden amtlichen Ueberwachung unterworfen sein sollen. § 7. Die physikalisch-technische Reichsanstalt hat Quecksilbernormale des Ohm herzustellen und für deren Kontrole und sichere Aufbewahrung an verschiedenen Orten zu sorgen. Der Widerstandswerth von Normalen aus festen Metallen, welche zu den Beglaubigungsarbeiten dienen, ist durch alljährlich zu wiederholende Vergleichungen mit den Quecksilbernormalen sicher zu stellen. § 8. Die physikalisch-technische Reichsanstalt hat für die Ausgabe amtlich beglaubigter Widerstände und galvanischer Normalelemente zur Ermittlung der Stromstärke und Spannungen Sorge zu tragen. Nach § 9 erfolgt die amtliche Prüfung und Beglaubigung elektrischer Meßgeräthe durch die physikalisch-technische Reichsanstalt, die (§ 10) darüber zu wachen hat, daß bei der amtlichen Prüfung und Beglaubigung elektrischer Meßgeräthe im Reiche nach übereinstimmenden Grundsätzen verfahren wird. Sie hat die technische Aufsicht über das Prüfungswesen zu führen, zu bestimmen, welche Arten von Meßgeräthen zur amtlichen Beglaubigung zugelassen werden sollen, und über Material, sonstige Beschaffenheit, Bezeichnung der Meßgeräthe Bestimmung zu treffen, das bei Prüfung und Beglaubigung zu beobachtende Verfahren zu regeln, sowie die zu erhebenden Gebühren und das bei den Beglaubigungen anzuwendende Stempelzeichen festzusetzen.

* **Stuttgart.** Dr. Gustav Pfeiffer, Lehrer an der höheren Handelsschule, hat sich an der hiesigen technischen Hochschule als Privatdozent für französische Sprachgeschichte habilitirt.

⊠ **Halle,** 15. März. Von vielen Seiten werden jetzt zu der in diesem Jahr zu feiernden 200jährigen Begründung der Francke'schen Stiftungen, die für Stadt und Land reichen Segen gebracht haben, Vorbereitungen getroffen. In Aussicht ist vor allem genommen die Gründung von Freistellen für Waisenkinder. Professor Hertzberg und Professor Förster haben schon Biographien des verdienstvollen Mannes herausgegeben und noch steht manche Veröffentlichung über Wesen und Bedeutung der Anstalten bevor. Wir möchten auf den 4. Band der in dem Cotta'schen Verlag erschienenen „Geschichte der Erziehung" hinweisen, in dem sehr eingehend (S. 187 bis 303) über A. H. Francke und die Halle'schen Schulen gehandelt wird. — Der Verein für Reformationsgeschichte, der seit Jahren durch Herausgabe wichtiger, das Reformationszeitalter beleuchtenden Schriftwerke sich verdient gemacht hat, wird am 13. April in der ehrwürdigen Luther-Stadt Erfurt seine V. Hauptversammlung halten. Prasesiar Loofs wird die Festpredigt halten. Außerdem halten Vorträge Professor Nietschel (Leipzig) über die Ziele des Vereins, Prosessar Kolde (Erlangen) über das religiöse Leben in Erfurt am Ausgange des Mittelalters, Professor Kawerau (Breslau) berichtet über die Thätigkeit der beiden Redaktionsausschüsse (namentlich über die Vervollständigung einer Ausgabe von Melanchthons Werken).

* **Breslau.** Der außerordentliche Professor der pathologischen Anatomie an der hiesigen Universität Dr. Eduard Kaufmann ist als ordentlicher Professar an die Universität Basel berufen worden. Er übernimmt dort den ordentlichen Lehrstuhl der pathologischen Anatomie, der durch den Rücktritt Moritz Roths erledigt ist. — Der außerordentliche Professor in der hiesigen medizinischen Fakultät Dr. Born ist zum ordentlichen Honorarprofessor in derselben Fakultät ernannt worden.

* **Naumburg.** Bei Gelegenheit von Restaurirungsarbeiten im Pfarrhause der hiesigen St. Moritz-Kirche ist eine Reihe von alten Wandgemälden, Heilige und Bischöfe darstellend, entdeckt worden. Die Malereien sind vielfarbig ausgeführt und scheinen dem Anfang des 15. Jahrhunderts anzugehören. An einigen Stellen des betreffenden Raumes sind sogar in zwei Schichten übereinander befindliche Bilder aufgedeckt worden. Die älteste Schicht war mit weißer Tünche überstrichen worden, auf die wiederum gemalt worden ist. Vielleicht handelt es sich hier um eine Restauration, die zeitlich von der ersten Bemalung nicht allzu entfernt liegt. Zunächst sind die Bauarbeiten in dem Haus eingestellt warden, um eine genaue Untersuchung der Wandbilder zu ermöglichen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Emil Mauerhof: Schiller und Heinrich v. Kleist. Zürich, Leipzig, Karl Henckell u. Co. — Erwin Rohde: Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. 2. verb. Auflage. 2 Bde. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr 1898. — Dr. Wilhelm v. Krais: Handbuch der inneren Verwaltung im diesrheinischen Bayern. 4. gänzlich umgearbeitete Ausloge. 5. Lieferung. München, C. H. Beck 1898. — Altgriechische Weisheit. Blumenlese von Dr. Joseph Mayr. 3 Bände. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchhandl. 1891 bis 1898. — Dr. Max Bär: Die deutsche Flotte von 1848 bis 1852. Nach den Akten der Staatsarchive zu Berlin und Hannover. Leipzig, S. Hirzel 1898. — Ernst Wiederhold: Kritische Blicke in die Tiefen wirthschaftlicher und sozialer Fragen der Gegenwart. Köln, C. Rämke u. Co. 1898. — Paul Lindenberg: Südliche Frühlingstage. Spanien, Tanger. Breslau, S. Schottlaender. — Hans Bethge: Syrinx. Ein Skizzenbuch. Ebd. — Dietrich Theden: Auf der Flucht und andere Geschichten. Ebd. — Münchener geographische Studien, hggb. von Sigmund Günther. 4. Stück: Dr. Heinrich Weber: Die Entwicklung der physikalischen Geographie der Nordpolarländer. München, Theodor Ackermann 1898. — Graf Paul v. Hoensbroech: Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung. 2. verm. und verb. Aufl. Berlin, Hermann Walther 1898. — Dr. Georg Tischert: Elsaß-Lothringen und die Handelsverträge. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Freitag, 18. März. Nummer 63.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ **Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Montag.**

Uebersicht.

Deutsches Recht in Südrußland. Von Franz Miß. — Ueber das normannische Lehnsrecht in Süditalien im 12. Jahrhundert. Von Fedor v. Rauch. — Mittheilungen und Nachrichten.

Deutsches Recht in Südrußland.

Weit über die Grenzen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation hinaus hat das deutsche Recht im Mittelalter und nach lange bis in die neue Zeit hinein Geltung gewonnen. Mit der deutschen Kolonisation in slavischen und magyarischen Landen ging seine Einführung in diese Gebiete Schritt für Schritt. Vorwiegend die deutschen Stadtrechte fanden eine überraschend weite Verbreitung; allen voran das Magdeburger Recht, dem man in Ungarn und Polen, im Gebiet des deutschen Ordens wie in den großen Handelsstädten Rußlands, überall, wo deutsche Niederlassungen gegründet wurden, fort und fort begegnet. Das erscheint um so bemerkenswerther, als nicht etwa ein fertiges Rechtsbuch die Bestimmungen des Magdeburger Rechts kundgab, vielmehr die wichtigste Rechtsquelle die mündliche Ueberlieferung war. Die Tochterstadt, die sich dem Magdeburger Recht anschloß, erholte sich in Zweifelsfällen beim Schöffenstuhl in Magdeburg, dem Oberhof, Rath und Weisung, und aus den Sammlungen derartiger Bescheide, wie sie insbesondere in Breslau, Krakau und Kulm angelegt wurden, vermag man dann festzustellen, was in Magdeburg Rechtens war. Erst im 14. Jahrhundert wurde in Privatarbeiten, dem „Magdeburg-Breslauer Schöffenrecht", dem „Sächsischen Weichbild" und endlich in Nikolaus Wurms „Blume von Magdeburg" eine Zusammenfassung und systematische Verarbeitung vorgenommen. Der Zusammenhang zwischen der Mutterstadt und den Tochterstädten hatte sich bis dahin im Laufe der Jahre gelockert; viele der letzteren hatten inzwischen selbst wieder Oberhöfe gebildet.

Etwa um die gleiche Zeit, da diese Rechtsbücher entstanden, schien die Ausbreitung des deutschen Rechts über das Reichsgebiet hinaus an ihrer Grenze angelangt zu sein. Die deutsche Rückwanderung nach Osten, die ihr als Grundlage diente, kam ins Stocken. Da trat, gewissermaßen als Ausklang der Bewegung, unvorhergesehen und auf eine bisher ganz ungewohnte Art, ein neuer Gebietszuwachs ein: die Großfürsten von Litauen ordneten in ziemlich rascher Folge für eine Reihe von Städten in den südlichen Theilen ihres Reichs, namentlich in Podolien, Wolhynien und der Ukraine, die Einführung des deutschen Rechts an. So wurde Magdeburger Recht verliehen an Kamieniec-Podolski (1374), an Krzemeniec (1438), an Chmielnik (1448), an Latyczow (1466), an Luck (1497), an Wladimir (vor 1509), an Kijew (vor 1516), an Braclaw (vor 1517), an Kowel (1518), an Bar (1540), an Milanowicz (1550), an Olyka (1564), an Zwenigorad (1564), an Kamiow (vor 1569), an Bohuslaw (1620), an Satanow (1641), zuletzt an Hayssyn (1744). Bei einer Reihe anderer Städte, wie Dubro, Owrucz, Proskurow, Ratno, läßt sich die Zeit der Verleihung nicht feststellen.

Dieser Vorgang, der um so eigenartiger und merkwürdiger erscheinen muß, als jene Gebietstheile eine rein slavische Bevölkerung ohne irgendwelche deutsche Kolonisation, ja ohne irgend welche Beziehungen zu Deutschland aufwiesen, hat bisher von Seite der deutschen Wissenschaft wenig Beachtung gefunden. Die slavische Rechtsgeschichte konnte an ihm nicht vorübergehen, begnügte sich aber im wesentlichen mit dem Hinweis auf die Thatsache der Einführung des fremden Rechts, ohne auf deren Gründe und Folgen sich näher einzulassen. In dankenswerther Weise hat nunmehr ein österreichischer Gelehrter, Professor Halban aus Czernawitz, diese Lücke auf Grund seiner Arbeiten im kaiserlich russischen Zentralarchiv zu Kijew ausgefüllt.[1])

Die Wojwodschaften Podolien, Wolhynien, Braclaw und Kijew waren ein altes Streitgebiet zwischen Rußland, Polen und Litauen. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts gewann die Herrschaft der Großfürsten von Litauen festen Boden und brachte zugleich eine völlige Umänderung der bestehenden Verhältnisse mit sich. In der herrscherlosen Zeit, die vorherging, hatte sich der weitestgehende Partikularismus breit gemacht. Jede Landschaft (Wolost) war ein Staat für sich, so jedoch, daß die Hegemonie ausschließlich der Hauptstadt zukam und die übrigen bewohnten Ortschaften in einem Abhängigkeitsverhältniß zu derselben standen. Dieser Unterschied war, wie uns die gleiche Erscheinung auch in der deutschen Städtegeschichte entgegentritt, in der Eigenschaft der Hauptstadt als Festung begründet. Die Einflußnahme war dementsprechend auch vorwiegend auf den Krieg berechnet. Die Hauptstadt bestimmte, wie ihr Gebiet zu befestigen war und galt als oberste Eigenthümerin an Grund und Boden. Eine ständische Gliederung, durch welche die Bevölkerung der Stadt in Gegensatz zu jener des Landes getreten wäre, fand sich nicht. All das stand im geraden Gegensatz zu der litauischen Verfassung. Diese zog nicht mehr die Gesammtheit der Bevölkerung, sondern nur eine gewisse Klasse zum Kriegsdienst heran und schied dieselbe von den friedlichen Berufen, gewährte dann auch dieser Klasse besondere Vorrechte, die natürlich der früheren unbeschränkten Herrschaft der Städte wesentlich Abbruch thaten, und setzte an die Stelle des früheren allgemeinen Eigenthums der Städte an Grund und Boden ihrer Landschaften das Eigenthum des Landesherrn, der, wa er wollte, seine Burgen aufrichtete und das früher städtische Gebiet in reichem Umfang dazu verwendete, sein Dienstgefolge damit zu belehnen. Nur selten blieb der Stadt noch Grundbesitz außer ihren Mauern oder Nutzungsrecht an den nahegelegenen Wäldern und Weiden; am meisten noch in der Ukraine, wa auch die ständische Gliede-

[1]) Zur Geschichte des deutschen Rechts in Podolien, Wolhynien und der Ukraine. Von Dr. Alfred Halban, Professor an der k. k. Franz Josephs-Universität in Czernowitz, Berlin, Prager 1896.

rung nicht vollständig durchgriff. Aus der Herrschaft der Städte wurde eine kümmerliche Autonomie, der auf allen wichtigeren Gebieten die landesfürstliche Gewalt feindlich entgegentrat. Auffallend erscheint die Passivität, mit der allenthalben die Bürgerschaft diese Umwandlung über sich ergehen ließ. Zur selben Zeit, da die deutschen Städte kraftvoll und selbstbewußt ihrem Ziele der Selbständigkeit und Reichsunmittelbarkeit zustrebten, da ihre Bündnisse den Fürsten trotzten und die Hansa souveräne Rechte übte, brachen diese slavischen Gemeinwesen vor den eindringenden Neuerungen fast ohne Widerstand zusammen. Was ihnen blieb von der früheren Macht, stand nur in der Gnade des Landesherrn.

Ein solcher Zustand, der nicht Leben und nicht Sterben bedeutete, war auf die Dauer unhaltbar. Wirthschaftliche Mittelpunkte waren die Städte immerhin geblieben, ihr völliger Verfall hätte einen unabsehbaren Schaden mit sich gebracht. Ihm konnte aber nur durch Herstellung sicherer Rechtsgrundlagen, durch Neuorganisation der städtischen Gerichte und Verwaltungskörper, durch klare Abgrenzung der gemeindlichen Selbständigkeit gesteuert werden. Die litauischen Großfürsten verschlossen sich dieser Einsicht um so weniger, als auch militärische Erwägungen dringend für die Erhaltung der Städte als Festungen sprachen. An Wiederherstellung der früheren Zustände war allerdings nicht zu denken; zu einer selbständigen organischen Zusammenfassung dessen, was sich von den Trümmern erhalten ließ, fehlte Kraft und Zeit. Es lag nahe, das, was man selbst nicht schaffen konnte, anderswoher zu entlehnen. Alle Gesetzgebung der slavischen Lande suchte damals ihre Vorbilder in Deutschland. Die polnischen Städte standen unter dem Schutze des deutschen Rechts in gedeihlicher Entwicklung. Im Jahre 1386 gewann der litauische Großfürst Jagello durch seine Heirath mit der polnischen Erbtochter Hedwig die polnische Königskrone. Die Vereinigung der beiden Länder ließ es als selbstverständlich erscheinen, daß Einrichtungen die sich in dem einen erprobten, auf das andere übertragen wurden. Der heutzutage so viel betonte Grundsatz, daß sich die Gesetzgebung den lokalen Verhältnissen anzupassen habe, stand zu jener Zeit wenig in Ehren. Was dem Einen recht, mußte dem Andern billig sein. Warum sollte ein Gesetz, das sich in Krakau erprobt hatte, nicht auch für Kijew passen? So wurde denn von kurzer Hand in einer Stadt nach der andern die Einführung des deutschen Rechts verfügt. Vielleicht war, wie Halban annimmt, für dieses Vorgehen auch die Erwägung maßgebend, daß die Neuregelung des Städtewesens am besten außerhalb des Rahmens der übrigen Verfassung erfolgte, weil Anknüpfungspunkte zu Bekämpfungen und Schmälerungen hätten führen können. Ausgeblieben sind solche trotz alledem nicht.

Wesentlich erleichtert wurde die Einführung des deutschen Rechts in diesen Gegenden durch den Umstand, daß damals schon Zusammenstellungen davon vorhanden waren. Daß sie der offiziellen Natur entbehrten, that ihrer Verwendung keinen Eintrag. Das „Sächsische Weichbild" in lateinischer Fassung hat offenbar als die erste Rechtsquelle gedient. Die Verbringung von Prozessen und Rechtsfragen an einen Oberhof war dadurch entbehrlich geworden. Aehnliche Erscheinungen finden sich wohl, wie die Bestellung einer Stadt als Appellationsinstanz über andere Städte oder die Organisation besonderer Appellationsgerichte für städtische, also nach deutschem Recht zu entscheidende Streitigkeiten. Es erhellt aber sofort, daß es sich hiebei um eine von der eingangs besprochenen Institution des Oberhofs wesentlich verschiedene Bildung handelt. Wo die Magdeburger Rechtsbücher keine genügende Auskunft gaben, wurde besonders der Sachsenspiegel als Grundlage der Entscheidung benutzt; nicht selten wird er geradezu als jus commune bezeichnet und eine Abweichung von ihm, wo sie vorkam, entschuldigt. So war es auch in Polen. In dem Commune privilegium von Laski (1506 in Krakau herausgegeben), wird als Magdeburger Recht eine Uebersetzung des Weichbilds und im Anschluß daran eine Uebersetzung des Sachsenspiegels gebolen. Im Jahre 1535 erschien (ebenfalls in Krakau) eine Uebersetzung des Sachsenspiegels und des Weichbilds mit den Glossen. Daß diese beiden Werke auch in den hier behandelten Gebieten verbreitet waren, läßt sich nicht wohl bezweifeln; erwähnt werden sie allerdings in den von Halban durchforschten Akten nicht. Jedenfalls sind sie durch die in polnischer Sprache verfaßten Arbeiten bald verdrängt worden. Groicki veröffentlichte im Jahre 1558 eine „Ordnung der städtischen Gerichte und Angelegenheiten nach Magdeburger Recht" mit fünf Anhängen: „Artikel des Magdeburger Rechts, welche speculum Saxonicum genannt werden", „Verfahren, entnommen den kaiserlichen Gesetzen, welche Carolus V. verkünden ließ, worin gelehrt wird, wie in peinlichen Sachen zu verfahren ist". „Titel des Magdeburger Rechts zur Ordnung und zu den Artikeln", „Register zur Ordnung und zu den Artikeln des Magdeburger und Kaiserrechts", „Bestimmung der Gebühren, die den Magdeburger Gerichten zu zahlen sind". Er bot darin eine zusammenfassende Darstellung des Sachsenspiegels, des Weichbilds und der Glossen, zog aber auch römisches, kanonisches und polnisches Recht, sowie die zeitgenössische Literatur nach Gelegenheit heran. Das Werk, kurzweg Porzadek genannt, hat nach Halban eine phänomenale Verbreitung gefunden, nicht minder der sogenannte Saxon, das von Paul Sczerbicz herausgegebene Buch „Speculum Saxonum oder das sächsische Magdeburger Recht, in alphabetischer Ordnung aus lateinischen und deutschen Exemplaren gesammelt", das 1567 erschien. Sczerbicz hat auch das Weichbild in die polnische Sprache übersetzt. Auf diesen Werken beruht vorwiegend die Uebung des deutschen Rechts in Polen wie auch in den hier behandelten Gebieten.

Eine gleichmäßige Gestaltung der Rechtsverhältnisse in all den Städten, die mit Magdeburger Recht bewidmet waren, können wir in diesen Landen und in dieser Zeit nicht suchen. Die großen Prinzipien, nach denen heutzutage das staatliche Leben sich organisirt, fehlten damals so gut wie gänzlich. Man verfuhr, wie es sich gerade traf, das einemal so, das andremal anders, erledigte stets nur einen Theil und ließ den Rest, oft die Hauptsache, sich von selbst verstehen. Es kommt vor, daß deutsches Recht verliehen wird ohne nähere Bezeichnung; da fast immer Magdeburger Recht in Frage kam — hier und da Kulmer Recht, das aber ebenfalls auf Magdeburg zurückging — schien es unnöthig, das besonders zu erwähnen. Auch bei der Abgrenzung des Geltungsbereichs, der dem neuen Recht zukam, wurde mit vieler Willkür vorgegangen. Es wurde nicht immer die Gesammtheit des Magdeburger Rechts für gültig erklärt, auch nicht immer die Gültigkeit auf das ganze Stadtgebiet erstreckt; andrerseits kam es ausnahmsweise vor, daß die Zuständigkeit des Stadtgerichts und damit der Wirkungskreis des deutschen Rechts auch benachbarte Orte umfaßte. An der Spitze des Gerichts stand ein vom Landesherrn ernannter Vogt, dem es oblag, die weiteren nach deutschem Recht erforderlichen Organisationen, insbesondere die Bildung des Schöffenkollegiums, herbeizuführen. Städte mit national gemischter Bevölkerung erhielten manchmal mehrere Vogteien und dementsprechend mehrere Stadtgerichte; so Kamieniec, wo für die Polen, Ruthenen und Armenier besondere Einrichtungen getroffen wurden. Das Verfahren, das sich aus den vorhandenen Akten ziemlich vollständig feststellen läßt, bietet nichts bemerkenswerthes. Gegen die Urtheile konnte regelmäßig

die Appellation eingelegt werden. Appellationsinstanz war in letzter Linie der Landesherr; die Zwischeninstanzen wechselten im Laufe der Zeit. So sollten sich die ruthenischen Städte zunächst an das Schöffengericht in Lemberg, dann an den deutschen Oberhof in Krakau und erst zum Schluß an das landesherrliche Gericht wenden. Streng wurde hieran nicht festgehalten; es kam auch direkte Appellation an den Landesherrn vor. Meistens wußten sich die Starosten (capitanei) als zweite Instanz einzuschieben. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts muß das bereits eine feste Regel gewesen sein, da August II. der Stadt Kamieniec das Privilegium ertheilte, mit Umgehung der Starosten an den König zu appelliren (1720). Im Jahre 1772 wurde diese Regel durch Stanislaus August förmlich bestätigt. Auch in anderer Weise wirkten die Starosten auf die städtische Jurisdiktion ein. Manchmal wurden wichtigere Angelegenheiten dem Stadtgericht entzogen und der Zuständigkeit des Starosten überwiesen; noch häufiger kam es vor, daß die Starosten als Vögte bestellt wurden. Wo das geschah, hatte die Verleihung des deutschen Rechts einen geringen Werth, da die Starosten sich einer Sonderstellung der Städte, wie sie in deren Ausnahme vom Landrecht lag, durchaus abgeneigt erwiesen.

In den deutschen Städten war es um diese Zeit der Bürgerschaft schon längst geglückt, die Vogtei an das städtische Organ, den Rath, zu bringen und damit der Weiterentwicklung der städtischen Selbständigkeit eine feste Grundlage zu verschaffen. Das gleiche Bestreben machte sich auch in den hier behandelten Gebieten geltend, jedoch ohne durchgreifenden Erfolg. Wo eine Verbindung zwischen Vogtei und Stadtrath hergestellt wurde, behielt meist die Vogtei das Uebergewicht, sei es, daß der Vogt zum ständigen Mitglied des Rathes wurde, sei es, daß eine Verschmelzung beider Behörden ohne Ausscheidung der Kompetenz eintrat. Seltener kam es dazu, daß der Stadtrath selbst die Gerichtsbarkeit in erster oder zweiter Instanz ausübte oder den Vogt aus eigener Macht bestellte. Die Gesetzgebung war dem Uebergang der Vogteien an die Städte feindlich gesinnt und die Städte, in denen das ständische Bewußtsein nur äußerst mangelhaft entwickelt war und die sich daher auch nicht zu geschlossenem Vorgehen zu einigen vermochten, besaßen nicht die Kraft, diese Strömung zu überwinden. So gerieth im 17. Jahrhundert die ganze Bewegung ins Stocken. Von einer Autonomie, wie sie den deutschen Städten zukam, kann keine Rede sein. Am öffentlichen Leben nahmen die Städte ohnehin fast keinen Antheil, nur die bedeutendsten, wie Kamieniec, waren zeitweise auf den Landtagen vertreten.[1])

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1667) kam ein großer Theil der Ukraine, insbesondere das Kijewer Palatinat an Rußland. Das deutsche Recht wurde hiedurch zunächst in seinem Geltungsbereich nicht geschmälert, vielmehr trachteten auch unter russischer Herrschaft noch manche Städte, die es noch nicht hatten, in seinen Besitz zu kommen, übten es auch wohl, ohne daß es ihnen ausdrücklich verliehen war. Doch war in allen Fällen die Ausübung durch die ungünstige Behördenorganisation sehr erschwert. Als Appellationsinstanz gegenüber den Stadtgerichten wurde die militärische Generalkanzlei bestellt, von der man natürlich eine genauere Kenntniß des Magdeburger Rechts nicht verlangen konnte. Vielleicht haben die hieraus sich ergebenden Reibereien dazu beigetragen, daß im Jahre 1728 eine Kommission zur Uebersetzung der in Kleinrußland gültigen Rechtsquellen eingesetzt wurde, deren Arbeit dann einem gesonderten, die Stadtrechte erhaltenden Gesetzbuch für Kleinrußland zugrunde gelegt werden sollte. Die Uebersetzung, die selbstverständlich die oben erwähnten Werke von Groicki und Szyrbicz an erster Stelle berücksichtigte, wurde in 15 Jahren fertiggestellt, dann verlief die Sache im Sand. In den maßgebenden russischen Kreisen herrschte geringe Neigung für die Erhaltung der Partikularrechte. Dagegen bewiesen die Städte ihre Werthschätzung für das deutsche Recht nunmehr, da sie es verlieren sollten, in besonderer Weise und schlossen sich, eine ganz neue Erscheinung, zu gemeinsamem Vorgehen aneinander. Eine kleinrussische Petition aus dem Jahre 1764 bat die Kaiserin Katharina um Erhaltung des Magdeburger Rechts in den damit bewidmeten Städten und fand eine ziemlich gnädige Aufnahme. Damals stand eine einheitliche Kodifikation für ganz Rußland in Aussicht.

Merkwürdig berührt es, daß 13 Jahre später Graf Rumianzow — und zwar ohne Zweifel ganz zutreffend — an die Kaiserin berichten konnte, das deutsche Recht in Kleinrußland befinde sich in vollständigem Verfall. Die Indolenz der Städte, die sofort wieder Platz griff, als der Plan der Kodifikation aufgegeben war, hatte besser als alle Anfeindung gewirkt. Es herrschte eine totale Verwirrung; stadtrechtliche Sachen wurden nach Landrecht, landrechtliche nach Stadtrecht abgeurtheilt. Die Quellen, die ihrer Natur nach ohnehin eine genaue Rechtsprechung nicht verbürgten, waren ganz außer Gebrauch getreten. Die Einführung der allgemeinen Verwaltungs- und Gerichtsnorm (1783) that das übrige. Der Zusammenbruch war rapid. Als im Jahre 1831 ein kaiserlicher Ukas die Geltung des deutschen Rechts in der Ukraine auch formell beseitigte, wurde nur das Todte zum Todten geworfen.

Ebenso ungünstig verlief die Entwicklung in jenen Gebieten, die im Jahre 1667 bei Polen verblieben waren. Die Vögte waren, besonders während der Zeit, da dieses Amt den adeligen Herren vorbehalten war, auf Anwendung des städtischen Sonderrechts durchaus nicht gewissenhaft bedacht. Von den Starosten, die als Appellationsinstanz fungirten, wurde diese Richtung gefördert. Man vertrat die Auffassung, daß auf das deutsche Recht wegen seines Privilegiencharakters von den Parteien verzichtet werden konnte; Mittel und Wege, den Verzicht herbeizuführen, fehlten natürlich nicht. So ergriff auch hier nach und nach das Landrecht wieder Besitz von dem ihm dereinst entzogenen Gebiete. Die Gesetzgebung griff beschleunigend ein. Im Jahre 1776 wurde die Gültigkeit des Magdeburger Rechts in allen litauischen Städten, mit Ausnahme von elf, mit einem Schlage aufgehoben; an seine Stelle trat das Landrecht. Mehrfache Petitionen beweisen, daß diese Maßregel hart empfunden wurde; Widerstand zu leisten war jedoch unmöglich, da seit 1768 die Städte endgültig aus der Zahl der Stände ausgeschlossen waren. Als 1792 das polnische Reich zusammenbrach und die Ukraine mit Podolien und Wolhynien völlig in russische Herrschaft überging, war in diesen Gebieten so gut wie kein deutsches Recht mehr zu finden. Rußland nahm sich nicht einmal die Mühe, die Reste durch einen formellen Akt zu beseitigen; es ging über sie hinweg.

Voll eingebürgert hat sich das deutsche Recht in Südrußland nie. Daß es in ein Gebiet, dem jede deutsche Bevölkerung mangelte, Eingang fand, ist ein Zeichen der hohen Werthschätzung, der im Mittelalter dem deutschen Geiste, dessen Ueberlegenheit die Slaven willig anerkannten, entgegengebracht wurde; daß es sich im fremden Lande Jahrhunderte lang erhielt, ist ein Beweis für die Trefflichkeit seiner Normen. Seine Einwirkung auf die slavischen Rechtsbildungen wird sich, wenn sie auch nicht Punkt für Punkt darzuthun ist, ebensowenig bestreiten lassen, wie der

[1]) Hier sind nur die königlichen Städte berücksichtigt. Auch in gutsherrlichen Städten fand zum Theil deutsches Recht Anwendung. Die Darstellung, wie sich dort die Verhältnisse gestalteten, ist von geringerem Interesse.

gesammte segensreiche Einfluß, den die deutsche Kultur auf das Leben der slavischen Völker übte.

Franz Riß.

Ueber das normannische Lehnsrecht in Süditalien im 12. Jahrhundert.

König Rogers erster Staatsakt nach seiner feierlichen Krönung zu Palermo am Weihnachtstage des Jahres 1130 bestand in der Erklärung der Krauabhängigkeit sämmtlicher Lehen, wie auch sämmtlicher Regalrechte: keins derselben in seiner Eigenschaft als Sauveränitätsvorrecht dürfe von Lehnsleuten gemindert, veräußert aber angemaßt werden. Ein Barlage sämmtlicher Konzessianen und Privilegien wird zur Durchsicht vor eine höchste königliche Instanz eingefordert. Die nathwendige Folge dieser königlichen Maßnahme ist die Anlage eines Generalkatasters des gesammten Königsreichs, dem englisch-narmannischen damestay-baak entsprechend, in dem alle Gegenstände eingetragen werden, die wegen einer Person oder einer Sache aber wegen beider zu der Krone in einem Abhängigkeitsverhältniß stehen. Zu dem Zweck wird eine Generaleinschätzung des Reichs verardnet, bis jenes durch feste, gesetzliche Bestimmungen konstitutionell gewarden ist.

Da indessen schon vor diesem Zeitpunkt Register der Demanial-(Damänen-)güter und der Lehnsgüter, Verzeichnisse der Dienstleistungen, der fiskalischen Einkünste bestanden, die von 1090—1085 datirten, fernerhin auf der Insel Sicilien die cadastrer der Sarazenen und die plateae der Bauern (ruali dei villani), für den Kontinent aber das Instrument Herzog Rogers vam Jahre 1087 benutzt wurden, in dem der dem Hof schuldige Lehnsdienst gebucht war, so kannte das neue königliche Generalkataster theils auf Grund jener älteren Verzeichnisse abgefaßt, theils an das sarazenische Erbrecht und die byzantinischen Grundparagraphen angelehnt werden.

Dieses Generalkataster ist dann entweder bei der Kurie (dem höchsten palitischen und Verwaltungsrath) aber bei der Dagana (Diwân, die Kontralbeamten über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte aber Rente) aufbewahrt warden und wurde entsprechend bald quaternianes de Curia, bald de Dahana aber auch de secretis aber endlich dahanae baranum genannt. Die quaternianes enthielten zunächst die Namen der Lehnsleute, die königlichen Lehne von Städten, Gütern, Burgen, Dörfern, Ländereien, die Einkünfte und den Grundzins, alsa die Lehnsleistungen, ferner die Staatsdamänen, die mit Dienstleistungen behafteten Allode, die namentliche Aufführung der Bauern, Mannen und Unfreien (villani, affidati, cammendati), die zu irgendwelchen Abgaben verpflichtet waren, und schließlich die Soldaten aber Ritter (milites), die ohne Besitz von Lehnsgut nur durch gegenseitigen Treueid zum Dienst verpflichtet waren.

Den quaternianes gegenüber, aber vielmehr zur Seite standen die Dienstpflichtregister (defetâri consuetudinum) in denen lediglich die Leistungen der Lehnsleute verzeichnet waren.

Die Kurie aber übte neben ihrer Eigenschaft als höchste Behörde über äußere aber innere Palitik auch nach das Amt einer Inspektion des Finanzwesens. Sie hatte ihren jeweiligen Sitz im Standquartier aber Heerlager des Königs und ihre archivarischen Stapelplätze in Melfi, Lucera, Canosa, Palermo und Neapel, und zwar dort in den Castellen Capuano und del Salvatere. Erst unter Karl I. von Anjau wurde die Kurie mitsamml ihrem Archiv dauernd in Neapel seßhaft, ein Umstand, aus dem sich die gute Ordnung erklären läßt, in der die Urkunden jener Behörde aus der anjouinischen Periode uns überkammen sind, während die archivarischen Bestände der varhergehenden Herrscher theils in alle Winde zerstreut und vernichtet aber nur in den kläglichsten Trümmerstücken erhalten wurden. Ueber die Akten und Register, die bei der Kurie bewahrt wurden, näheres mitzutheilen, würde zu weit über den Rahmen dieser Einzeldarstellung hinausführen.

Die Dahana aber Dogana, die Verwaltungsstelle über die öffentlichen Einkünfte, entsprach dem sarazenischen Diwân el Ma'mur und wurde in der Regel von dem magister Palatii regii aber dem Gaytus magni Palatii geleitet. Eine Fülle anderer Bezeichnungen finden sich jedach in Urkunden und bei den zeitgenössischen Chranisten, die den Chef jener Behörde bald magister Dohanae de secretis et quaestorum magister, bald Dahanerius de secretis oder Arconte de gran secreta (in griechischen Dokumenten), bald in schwülstigem Kanzleistil Palatinus Camerarius magnus regiae dahanae de secretis et dahanae baronum als zeitgemäßes Gegenstück etwa zu unserm Vize-Oberappellationsgerichtspräsidenten nennen. Die Gehülsen dieses titelreichen Würdenträgers, der, wie auch immer seine Benennung lautete, zu den familiares, d. h. zu den Oberhafchargen zählte, waren mehrere seniares super secretiam.

Wie tair saeben gesehen haben, fand die überaus spärliche Erhaltung der narmannischen Archive ihren Grund theilweise in dem Wanderleben, das die Akten zu führen hatten; aber in weitaus größerem Maße haben andere Momente dazu beigetragen, die archivarischen Bestände einem frühzeitigen Untergange gewaltsam in die Arme zu werfen. Einmal wurden in der Erhebung der Barane gegen Wilhelm den Bäsen die Akten der königlichen Kurie wie der Dahana zu Palermo mitsammt dem Generalkataster und den Dienstpflichtregistern (quaternianes und defetâri) und anderen sauveränen Urkunden völlig zerstört, und dann sargte Karl I. von Anjau bald nach seinem Regierungsantritt dafür, daß möglichst alle Kultur- und Schriftdenkmäler der gehaßten Schwaben wie Normannen vom Erdboden verschwänden.

Ein einziges, alsa umfa wichtigeres Stück ist uns auf eigenthümliche Weise erhalten geblieben, nämlich der sogenanute Catalagus Baronum Regni Neapalitani aus der Regierungszeit König Wilhelms II., der sich als verlorene Einlage in den Registern des Archivs für das Haus Anjau angefunden hat und noch heute zwischen diesen im Staalsarchiv zu Neapel unter Reg. Nr. 242 A. f. 13 bis 63 ruht. Aber auch dies Aktenstück ist nicht mehr ein Original aus der Normannenzeit, sandern eine Kopie, wahrscheinlich sagar Kopie einer Abschrift aus der Zeit König Roberts von Anjau aber seines Sahnes und Vikars Karl.

Der Katalog ist ungemein wichtig für das Lehns- und Verwaltungssystem, für die Topographie Unteritaliens, die Statistik und in letzter Linie für die Genealogie der Baronialgeschlechter, abschan er nicht das ganze Königreich umfaßt, sandern fal. 13—47 von den Lehen Apuliens und der terra Bari, fal. 48—61 van denen der Abruzzen handelt. Die letzten Blätter über die Lehen der Capitanata und der Pravinz Molise (art. 1373—1443) datiren zweifellos aus der Stauferperiode, und zwar aus einem Register über geistliche und Laienlehen jener beiden Landschaften. Es fehlen alsa gänzlich die sicilischen Lehen nebst denen Calabriens, das administraliv damals zu der Insel gerechnet wurde, und zwar seit dem Zeitpunkt der Theilung unter Robert Guiscard und Herzag Roger.

Ueber den Zweck und das Datum des Katalags hat Capasso bereits 1868 in den Atti della R. Accademia Nap. die nöthigen kritischen Aufschlüsse gegeben. Entgegen den verschiedenen Hypatheſen früherer Bearbeitungen des Fimiani, Barelli, Guardia bezeichnet Capassa den Katalog als eine Zusammenstellung zweier zu verschiedenen Zeiten abgefaßter

Register oder defektäri der Dienstpflichten, oder, korrekter ausgedrückt, eines vor 1161 aufgestellten und 1168 (?) oder kurz darauf überarbeiteten defektärs. Zweck der ersten Aufstellung war die Vergewisserung über die Kriegsbereitschaft des Lehnsheeres zu einem Zuge gegen den Kaiser Paleologus (1157—1158), Zweck der Bearbeitung: die Kriegsbereitschaft zu einer Feldrüstung gegen Barbarossa 1167.

Der Katalog selbst ist fortlaufend von art. 1—1443 numerirt; jeder einzelne Artikel enthält, der Reihe nach stofflich geordnet, zuerst den Namen des Lehnsmannes, den Werth und häufig auch die Benennung seines Lehns, und zwar den Werth nach eigener Offenbarung oder nach der eines anderen Lehnsmannes desselben unmittelbaren Lehnsherrn (des Barons in capite), oder nach der Aussage des Barons in capite selbst, oder der eines eigenen Mannen, oder endlich der des Camerarius oder des Comestabulus des Bezirks, bezw. der Grafschaft.

Verheimlichungen oder wissentlich unrichtige Angaben über den Werth des Lehns in dem Falle eigener Offenbarung kostete dem Lehnsmann die Entziehung des verheimlichten Lehnes unter gleichzeitiger Versetzung in den Anklagezustand wegen der wissentlich falschen Angabe vor dem Kurialgericht (art. 910).

Es folgt alsdann die Notiz über die Anzahl der zu stellenden Soldaten, wie wir der Einfachheit wegen den Ausdruck „milites" wiedergeben wollen, und die der Ersatzmannschaften (augmentum). Den nun gemachten Angaben werden eventuell die älteren aus den bereits vorhandenen Registern gegenübergestellt, oder es wird die neue Angabe durch den Schwur des Pflichtigen bekräftigt, in einzelnen Artikeln auch ein auf die Quaternionen zurückgreifender Vermerk eingetragen. In zweifelhaften Fällen trägt die Kurie dem Camerarius oder dem Comestabulus des Bezirks, falls ein solcher existirt, die Richtigstellung der Angabe auf und zeichnet einen derartigen Artikel unterhalb der bezüglichen Bemerkung mit „Curia", ohne jedoch, in unsrer Handschrift wenigstens, die Namensunterschriften der obersten Kurialbeamten (domini Curiae) hinzuzufügen.

Innerhalb der Artikel über Lehne in geistlichen Händen fehlt häufig die Angabe des Werthes bezw. der Dienstleistung, eine natürliche Folge der Immunität oder der Sonderprivilegien der betreffenden geistlichen Lehnsleute, oder aber sie werden später gesondert nachgetragen, nachdem die Immunitäten seitens der Kurie geprüft sind.

Was die Reihenfolge der Lehne im Kataloge selbst anbelangt, so werden die einer Grafschaft und innerhalb dieser die in bestimmten Bezirken im großen Ganzen stets zusammengefaßt. Innerhalb der Bezirke aber werden stets zuerst die der barones in capite (s. u.) aufgeführt, dann die Lehne in demanium (s. u.), ferner die Lehne der Barone, die von Obigen abhängen, also die Lehne in servitium (s. u.). Besitzt ein Baron mehrere Lehne innerhalb desselben Bezirks, so ist dem letztaufgeführten Lehne die Summe der pflichtigen Soldaten und Ersatzmannschaften nachgestellt.

Wiederholungen und Auslassungen gehören zu den häufigen Vorkommnissen, Randbemerkungen wie Korrekturen haben bei der Ueberarbeitung irrthümlich Aufnahme im Text gefunden; Namensänderungen (art. 1098), oder Hinzufügung eines anderen Lehnes (art. 798), weiterhin Aenderungen durch Erbfolge, Kauf, Verkauf oder königliche Konzession bedingt, sind an mehreren Stellen nachweisbar, endlich sind die Angaben in den Artikeln 767 und 979 miteinander in direktem Widerspruch: Einzelheiten, die alle auf die Revision des Katasters hinweisen, die bald nach der Abfassung desselben stattgefunden haben muß und somit die obige, durch Capasso vertretene Ansicht über Zweck und Datum des Katalogs bestätigen. —

Den aus anderen Urkunden entnommenen Bestimmungen über das Lehnsrecht nach, die durch die Angaben unsres Katalogs vollständige Bestätigung finden, unterschied man die Lehne in solche in demanium oder in capite und in die in servitium, für deren Unterscheidung sich in den Belehnungsurkunden die Formel eingebürgert hatte: quae de demanio in demanium et quae de servitio in servitium.[1]) Danach waren die Lehen in demanium oder in capite diejenigen, die persönlich besessen und entweder vom Könige und von der Kurie unmittelbar, oder auch von einem anderen Lehnsherrn (feudatar), oder von beiden gemeinschaftlich empfangen waren (art. 265). Sie waren ausnahmslos als quaternati in den Quaternionen der Kurie eingetragen und bedurften der königlichen Einwilligung. Die Lehen in demanium vom Könige unmittelbar wurden quaternati simpliciter genannt, während die Lehen in demanium von einem privaten Lehnsherrn, der seinerseits vom Könige belehnt war, als Unterlehne mit der Bezeichnung quaternati secundum quid gebucht waren. Entsprechend nannte man in servitium die Lehne, die von einem Feudatar, der sie in demanium oder in capite besaß, einem zweiten Lehnsmanne unter der Last eines Dienstes an den Konzedenten direkt überlassen wurden. Auch diese Subkonzessionen bedurften königlicher Bewilligung, falls sie einmal als quaternati eingetragen worden waren. Die Lehne in servitium hießen später Afterlehne, wie sich denn auch im Laufe der Zeit der feine lehnsrechtliche Unterschied zwischen den Afterlehnen in demanium und in servitium gemach verwischte. Im Kataloge ist ferner noch die Rede von Unterlehnen der Afterlehne und so fort ad infinitum, über die es weiter keiner Erklärung bedarf. Die Lehne in demanium und in servitium zusammengefaßt wurden zur Unterscheidung von augmentum mit proprii bezeichnet (art. 323) und sind in dem Kataloge stets mit dem Namen des Belehnten aufgeführt, während das augmentum häufig allein eingetragen oder bei dem Baron in capite verzeichnet ist. Ueber die Ausdrücke unsrer Handschrift: Lehne proprii provisionis und Lehne in domo geht eine Erklärung aus dem Texte selbst nicht hervor und wir haben mit Vermuthungen und Haarspaltereien uns abzugeben, wollten wir der kritischen Untersuchung Raum geben, der B. Capece in seiner Investitura feudalis, Capasso und Ducange sorgfältige Arbeit gewidmet haben.

Die Lehne bestanden stofflich in Städten, Burgen, Dörfern, bewohntem und unbewohntem Lande, in Kulturboden, dessen Ausdehnung nach Raummaßen (petiae, modii) oder aber nach Hohlmaß (salmae) bestimmt wurde, d. h. nach der Menge von Getreide, das zur Bestellung des betreffenden Ackerlandes erforderlich war, weiterhin in Weinbergen, Gärten, Waldern, Mühlenanlagen, soweit unbewegliche Gegenstände in Betracht kommen. Das Lehn konnte aber auch auf Sassen sich erstrecken, auf Dörfler, Eigne, Mannen (villani, affidati, raccomandati) oder weiterhin auf Bodenerzeugnisse und Erträgnisse (regalia), endlich auf Kirchen wegen des Patronatsrechtes über dieselben oder wegen der Einkünfte, die sie brachten. Hiernach sind bewegliche und unbewegliche Regalien stets als Lehn aufzufassen, wenn sie unter Lehnsrecht gegen Treuschwur verliehen sind, wie es aus den Constitutiones regni Siciliae aus dem Passus: die Lehnsdienstpflicht ergibt sich nicht nur wegen der Person, sondern auch wegen der Sache,[2]) ersichtlich wird.

Die Lehne werden durch Konzession seitens des Königs oder der Kurie, durch Erbfolge, auf Mitgifttitel hin, durch Kauf oder endlich durch Tausch rechtlich besessen.

---

1) Pirro, Sicilia sacra, I, 147.

2) non tam persona, quam rei ipsi adscriptam esse, agnoscitur, (Constit. regn. Sic.)

Digitized by Google

Ueber den Werth der Lehnseinheit (feudum integrum), d. h. eines ganzen Lehnes, das zur Stellung eines Soldaten verpflichtete, finden wir in den uns erhaltenen normannischen Dokumenten keine Erläuterung. Nach englischem Vorbilde und nach den Bestimmungen, die unter den Anjou maßgebend und in Kraft waren, läßt sich annehmen, daß der Werth der Lehnseinheit durch die Größe der Rente von 20 Unzen Goldes bestimmt war, unbeschadet besonderer Belehnungsbedingungen an Beschränkungen oder Privilegien. Bestand das Lehn, immer auf Grund der Lehnseinheit und ihres Werthes, aus Personen, so wechselte die Anzahl jener Personen, die ein ganzes Lehn ausmachen sollten, je nach dem Werthe ihrer Dienstleistungen oder Abgaben an Feldfrüchten, Geld oder Geschenken (salutes) oder endlich dem Werthe ihrer Leibeigenschaft — in Zahlen ausgedrückt waren 24—40 dieser Personen dem Werthe der Lehnseinheit entsprechend, will sagen der Besitz derselben verpflichtete zur Stellung eines Soldaten. War das Lehn nicht ein ganzes oder nicht ausreichend rentabel, so verminderte sich stufenweise die Dienstpflicht auf die Gestellung eines halben, vierten, dritten, fünften, siebenten u. s. w. Theils eines Soldaten.

In dem Kataloge findet sich nur ganz vereinzelt die Eintragung von Allodien oder Burgsassenbesitzes unter der Bezeichnung hereditagium oder patrimonium. Die 3453 aufgeführten Lehne erschöpfen übrigens nicht den wirklichen Bestand, da in manchen Fällen nur der zu leistende Dienst notirt worden ist. Die Lehne der 47 pauperes oder pauperrimi wurden gruppenweise zu ganzen Lehnen vereint und die Dienstpflicht entsprechend vertheilt. Weitere Lehne waren im eigenen Besitze des Königs, andere im Besitze der Kurie (Staatsdomänen) oder der hohen Beamten (domini, officiales) der Kurie, die ihrerseits jene Lehne als Amtslehne erhalten hatten, wieder Andere wurden von der Kurie nur verwaltet oder waren Privaten auf Zeit, auf Lebensdauer, auf Vertrauen oder nach Gutachten des Königs und der Kurie zur Verwaltung übergeben. Für den minderjährigen Lehnsmann wurde ein vom Könige bestellter Vormund (balius) bis zur Großjährigkeitserklärung des betreffenden Mündels für die Dienstpflicht verantwortlich gemacht.

Die Klassifikation der Lehnsleute ist nach zwei Gesichtspunkten angeordnet, einmal nach Art des Lehns in Feudatare und Subfeudatare, dann nach der Würde der Person in Grafen (comites), Barone und Soldaten. Die Bezeichnung Baron hat allerdings in unserm Dokument nicht den nämlichen Werth, wie in anderen Urkunden der gleichen Periode oder besonders der Stauferzeit — der Mittelrang zwischen Soldat und Graf — sondern bezeichnet mehr die Beziehung zwischen den letzteren. Die Grafen waren Lehnsherren mit mehreren Lehnen, an deren eines sich der Titel knüpfte (proceres oder magnates regni); es sind ihrer 21 aufgeführt. Es fehlen die calabrischen Grafen, sowie Roger Graf von Acerra, das wohl mit dem aufgeführten Buon Albergo identisch ist. Die Grafen hatten in den Provinzen, denen sie vorgesetzt und in den Grafschaften, mit denen sie investirt waren, die zivile und kriminelle Gerichtsbarkeit zugewiesen, zeitweise auch das Heereskommando, das sonst den comestabuli oblag.

Milites, Ritter oder Soldaten, waren die mit dem Rittergürtel versehenen Glieder der untersten Rangstufe des Adels, mit oder ohne Allod ausgestattet.

Die geistlichen Lehnsleute sind 22 an Zahl, die entweder mit Lehn und Dienst, oder nur mit Dienst, oder auch nur mit Lehn, vom Dienst immun, aufgeführt sind. Eine einzige Landgemeinde ist als Lehnsbesitzerin genannt: Die Terra di S. Giovanni in Lama in der Capitanata. Von Städten sind es Fora, Aversa, Otranto, Tarauto, Montefusco, Capua, Montecervino und Arce, die mit Lehn, vier weitere, die ohne Lehn erwähnt sind. Ausgelassen sind Amalfi, das nach Telesinus mit Schiffen und Soldaten verpflichtet war, sowie Neapel, das nach Falcone 150 Soldaten zu stellen hatte.

Zum Heerdienst ohne Unterschied waren alle Belehnten, Geistliche wie Laien, persönlich verpflichtet, während für die Minderjährigen ein Vormund, für die Frauen ein Stellvertreter eintrat. Die nicht belehnten Soldaten hatten sich nach Vermögen auszurüsten, während für die voll Belehnten das Maß der Ausstattung vorgeschrieben war. Ueber letztere, wie sonstige Bedingungen, Dauer und Unterhaltung des Dienstes erfahren wir weder etwas aus dem Katalog noch aus anderen Quellen. Wahrscheinlich wurden diese Bestimmungen von Fall zu Fall von der Kurie geregelt oder aber in Form von Klauseln in die Lehnsverträge aufgenommen. Für den fraktionalen Dienst erhellen ebenfalls durchaus keine Bestimmungen; wahrscheinlich wurde derselbe durch Zeitkürzung oder Kombination oder proportionale Zahlung beglichen. Auch findet ferner sich keine Erwähnung des Seedienstes, den Bari, Trani und Gaeta zu leisten hatten.

Der Dienst wurde ohne Unterschied innerhalb und außerhalb des Königreichs geleistet.

Hiemit kommen wir zum Ende der lehns- und verwaltungsrechtlichen Aufschlüsse, die uns der Katalog gibt und gehen über den Werth des Dokuments in topographischer, statistischer, sowie genealogischer Beziehung hinweg, um zu einem interessanten Ergebniß dieser Detailforschung zu gelangen: Der Werth der 3453 Lehne wird etwa 69,060 Unzen Goldes gewesen sein, deren Werth rund 48 M. betrug. Es repräsentirten die Lehne also eine Rente von fast 3½ Mill. M. damaligen Geldes. Die Anzahl der gestellten Reiter erreichte eine Höhe von 25,860, die mit den Fußtruppen (11,090) und den Streitkräften aus Sicilien und Calabrien ein stattliches Heer ausmachten, wie es in späteren Perioden niemals wieder aufgebracht werden konnte.

Dies Resultat beweist in höherem Maße als alle anderen urkundlichen Zeugnisse den Reichthum und die Blüthe des süditalischen Königreichs im 12. Jahrhundert und die Befähigung seiner thatkräftigen normannischen Herrscher, gleichzeitig mit den Kaisern des Ostens wie Westens zu streiten und ihren Besitz in Afrika und Griechenland auszudehnen.

Wenn ich aber aus dem reichen kulturgeschichtlichen Material, das ich während des letzten Halbjahres in den theilweise noch gänzlich unerschlossenen Archiven Unteritaliens zu sammeln Gelegenheit hatte, ein vielleicht etwas dürres Thema herausgegriffen habe, so geschah dies nicht absichtslos. Mir lag daran, klar zu stellen, daß aus diesen streng schematisirten Lehnsverhältnissen heraus, bei diesem jüngsten unter den maßgebenden Völkern Europa's, sich ein lebensfähiger Staat — ein Musterstaat — entwickeln konnte, der lebensfähig geblieben wäre, wenn nicht durch andere Einflüsse, in erster Linie durch den Gegensatz jener ausgebauten Staatskunst zu dem System des übrigen Europa's, die Katastrophe herbeigeführt worden wäre. Bei den Normannen blieb bis zu ihrem Abtreten vom Weltschauplatz Lehnswesen wie Ritterwesen begründet und sinnvoll, während es bei anderen Nationen alsbald zur Frage werden sollte.

Fedor v. Rauch.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Münchener Anthropologische Gesellschaft. Sitzung am 11. März. Der Vorsitzende, Prof. Dr. J. Ranke, dankt zunächst Hrn. Professor Lorenz für sein Werk „Lehr-

Digitized by Google

buch der Genealogie", das er der Bibliothek der Gesellschaft geschenkt hat. Dann sprach Hr. Graf Zichy über „Familientypus und Familienähnlichkeiten". Seit er sich mit anthropologischen Studien beschäftigte, hat er sich die Frage vorgelegt, ob seine Portraitsammlung (mehr als 4000 Kupferstiche, Schwarzkunstblätter, Lithographien und Radirungen) nicht anthropologisch verwerthet werden könnten. J. Ranke's Werk „Der Mensch" und das „Lehrbuch der Genealogie" von Lorenz ermuthigten ihn, trotz der Ansicht Engels, daß Gesichtsähnlichkeiten auf reine Zufälligkeiten zurückzuführen seien und alles, was man von Familien-, Nomen- und Rassentypus anführt, in die Kinderstube gehöre, aus seiner reichen Sammlung jene Portraits herauszusuchen, die am meisten Anspruch auf Objektivität machen können, und sie auf den Familientypus zu prüfen. Es hat dies seine Schwierigkeit, weil nämlich im Gegensatz zu den Künstlern des 16. Jahrhunderts, die eine ganz realistische Wiedergabe bezweckten und nicht einmal den Frauen schmeichelten, die Künstler des 17. und 18. Jahrhunderts stark idealisiren, so daß man z. B. glauben könnte, alle Frauen zur Zeit Ludwigs XV. seien Schönheiten gewesen. Der Redner beschränkt sich auf die Familien der Habsburger und Bourbonen. Er geht aus von Karl V. mit seinem sehr charakteristischen Kopf. Das Gesicht ist lang und schmal, mit kräftiger, schmaler Habichtsnase. Das Kinn ragt ganz auffallend hervor, die Oberlippe ist schmal, die Unterlippe vorstehend, aber nicht herunterhängend. Die Zähne scheinen mit dem Kinn eine gerade Linie zu bilden. Dieser Typus läßt sich nun sowohl in der spanischen als auch österreichischen Linie ziemlich lange verfolgen. Er ist sogar in entfernteren Seitenlinien zu konstatiren, z. B. bei Cosimo III. dem Mediceer. Karl II. in Spanien und Leopold I. zeigen die Gesichtsbildung Karls V. in ganz übertriebener Weise. Leopolds I. Söhne, Joseph I. und Karl VI., zeigen den Typus ihrer Mutter Eleonore und damit ist eine Wendung in dem Familientypus der Habsburger eingetreten. Die ganze Nachkommenschaft der Kaiserin Maria Theresia läßt sich hinsichtlich ihres Typus auf Kaiser Franz I. zurückführen. Ein eigenthümlicher Rückschlag findet sich bei Erzherzog Albrecht, er hat in seinem Alter ganz und gar den Typus Kaiser Leopolds I., insbesondere seine stark herunterhängende Lippe. Nach der Widerlegung der bisherigen Annahmen über den Ursprung der sogenannten Habsburger-Lippe (von Margarethe Maultasch, von Anna von Jagello, von Zimburgis von Massovien) legt Graf Zichy seine Ansicht dar. Den für die Habsburger-Familie charakteristischen Zug im Gesicht sucht er nicht in der Bildung der Unterlippe, sondern des Unterkiefers, wie sie zum erstenmale bei Karl V. sich findet, während der starke Unterkiefer bei Maximilian I., Philipp dem Schönen fehlt. Karl V. stammt großmütterlicherseits von den Königen von Portugal, bei welchen der Unterkiefer gerade so stark ausgeprägt ist. Es spricht vieles dafür, den starken Unterkiefer der Habsburger auf das portugiesische Königshaus zurückzuführen. Während bei den Habsburgern der väterliche Typus ziemlich konstant ist, ist der Typus der Bourbonen variabler und mehr der mütterliche vorherrschend. Der Vortragende weist in Kürze noch darauf hin, daß bei der württembergischen Königsfamilie die Sache beiläufig so steht wie bei den Habsburgern. Der kräftige brachycephale brachyprosope Typus war dort mit wenigen Ausnahmen jahrhundertelang konstant. Bei den Zähringern und dem Hause Oranien-Nassau sind dieselben Erscheinungen zu verzeichnen. Die Hohenzollern und Wittelsbacher hingegen zeigen viel Variabilität in ihrem Typus. Der Vortragende zieht folgende Schlüsse aus seinem interessanten und überaus lehrreichen Vortrag. Nahezu jeder Mensch hat die Züge irgendeines seiner nicht gar entfernten Ascendenten. Stehen uns die Portraits der ganzen Ahnenreihe zur Verfügung, so können wir beinahe sicher sein, solche Aehnlichkeiten zu finden. Der konstante Familientypus, der sich im Mannesstamm vererbt, ist bei manchen Geschlechtern unleugbar vorhanden, aber eine Regel ist das nicht. Zwischen Geschwistern sind die Aehnlichkeiten sehr häufig, aber meist nur in der Jugend. Aehnlichkeiten zwischen Eltern und Kindern können an Jugendportraits Beider ebenfalls häufig konstatirt werden. Bei einzelnen Individuen kommen manchmal ganz auffallende Aehnlichkeiten mit weit entfernten Ahnen vor. Mit Lorenz hält der Vortragende den sogen. „Ahnenverlust" für einen wichtigen Faktor bei der Vererbung von Familieneigenschaften. — Während der Diskussion sprach Dr. Hirth den Wunsch aus, daß der Vortrag sammt der reichen, schwer zugänglichen Sammlung von Portraits veröffentlicht werden möchte. Prof. Hommel theilt einen interessanten, sicher konstatirten Fall von Rückschlag mit. — Hierauf erhielt das Wort Prof. Dr. Furtwängler zu seinem Vortrag: „Neuentdeckte antike Darstellungen von Galliern", über den schon in der gestrigen Nummer der „Beilage" berichtet wurde. Der Redner illustrirte seinen Vortrag mit Vorführung von Lichtbildern. Zum Vergleich zeigte er die bekannten antiken griechischen Darstellungen von Galliern, dann die neu entdeckten römischen realistischen Gallierbilder, die er der Freundlichkeit des Direktors der Sammlung in Bologna verdankt. Außerdem führte er noch eine Reihe von anderen bisher noch nicht oder wenig bekannten Gallierdarstellungen vor und zum Schluß den in letzterer Zeit viel besprochenen Kopf einer Spanierin mit griechisch-phönizischem Schmuck. Dann legte er noch das neue Werk von M. Haernes vor, „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa", Wien 1898. Das Werk ist sehr interessant und lehrreich, wenn auch der Vortragende mit der starken Betonung des phönizischen Einflusses von Seiten des Verfassers sich nicht einverstanden erklären kann.

* Der Kontrakt über die Schaffung zweier großer Staudämme zur Kontrolirung der Nilwasser ist am 20. Februar vom ägyptischen Chedive mit der Firma John Aird u. Co. abgeschlossen und damit ein Werk von höchster Bedeutung für Aegypten in die Wege geleitet worden. Wie der „Globus" berichtet, ist der Plan der Aufstauung der Nilwasser schon jahrelang erwogen und vorbereitet worden, so daß die Ingenieure nunmehr auf guter Grundlage an die Arbeit gehen können. Als die passendste Stelle ist jene oberhalb Assuan beim ersten Katarakt erkannt worden. Hier ist der Nil sehr breit und durch viele Inseln in verschiedene nicht zu tiefe Kanäle gespalten, die der heutigen Wasserbaukunst keine besondere Schwierigkeiten bereiten. Gegen die Wahl dieser Stelle für den Staudamm erhoben jedoch die Archäologen beachtenswerthen Einspruch, weil dadurch die Insel Philä mit ihrem kostbaren Isistempel, einem der schönsten altägyptischen Denkmale, dem Untergang geweiht gewesen wäre. Man ist, nach vielem Streiten und den verschiedensten Vorschlägen zur Lösung der Frage dahin gelangt, den Staudamm nicht in der ursprünglich beabsichtigten Höhe zu erbauen. Ein Stand von 14 m genügt jetzt den Ingenieuren und bereitet den Aegyptologen keine Sorgen mehr; früher verlangte man 20 m, wodurch allerdings eine weit größere Wassermenge gestaut worden wäre. Jetzt sind die Kosten verringert und Philä ist gerettet. Ueber den ungeheuren Nutzen des Werkes viele Worte zu verlieren, ist kaum nöthig. Die oft gefährlichen Nilüberschwemmungen werden dadurch geregelt, große, bisher unter Wassermangel leidende Landstrecken können durch Kanäle bewässert werden, und wo in Aegypten Wasser fließt, ist ein Garten, wo dieses fehlt, eine Wüste. Die Fruchtbarkeit wird sich in ungeahnter Weise heben und das Land wieder reich und ertragfähig werden.

Ir. **Aus den Niederlanden.** Die Amsterdamer Universität macht gegenwärtig viel von sich reden. In dem kürzlich in diesen Blättern mitgetheilten Falle der Ernennung des Niederländers Dr. Volk an Stelle des von den Kuratoren vorgeschlagenen „Ausländers" De. Seydel tritt jetzt noch ein zweiter ähnlicher. Vor 2 Jahren, nach dem Tode des Prof. von Baren Roman, baten die Kuratoren die Fakultät der Medizin, einen geeigneten Kandidaten als Nachfolger des Verstorbenen vorzuschlagen. Die Fakultät wünschte noch etwas Aufschub, um einen geeigneten Niederländer zu suchen, welchem Wunsche die Kuratoren zustimmten. Da das Suchen den Studenten etwas lange dauerte, so reichten diese im Frühjahr 1897 ein Gesuch ein, in welchem sie um sofortige Ernennung eines Professors baten, da sie sonst in ihren Studien zu sehr geschädigt würden. Kurz vor der Absendung des Gesuchs hatten einige Mitglieder der medizinischen Fakultät einem jungen Arzt, Sohn eines Leidener Professors, der damals Assistent bei Chirurgie bei Prof. Korteweg war, den Rath ertheilt, er möge ins Ausland gehen und sich dort zum Professor für Hautkrankheiten vorbereiten.

Digitized by Google

Genannter junger Mann fühlte sich der Professur schon so sicher, daß er dies im Auslnnd erzählte, von wo ons man es in Amsterdam staunend vernahm. Um die Studenten einigermaßen zufrieden zu stellen, wurde der Hr. Mendes do Costa, Assistent des verstorbenen Prof. van Haren Noman, der nach dessen Tod ouch die Poliklinik im Krankenhaus geleitet hatte, offiziell beauftrogt, wöchentlich einige Studenten Kolleg in Hautkrankheiten zu geben. Er übernahm den Auftrag und habilitirte sich zugleich als Privatdozent. Einige Wochen nachher kom jener Assistent der Chirurgie von seiner Studienreise zurück und habilitirte sich ebenfalls als Privatdozent für Hautkrankheiten. Allmählich verbreitete sich auch in weiteren Kreisen das Gerücht, daß der zuletzt Genannte, der sich noch kürzlich dloß mit Chirurgie beschäftigt hotte, außerdem durch nichts sich auszeichnete, in die erledigte Professur eingeschoben werden solle. Unter den Aerzten, welche einst in Amsterdam studirten, erregte diese Sache große Aufregung; 175 derselben reichten ein Gesuch ein, daß man nur einen praktisch erfahrenen Mann ernennen möge. Der Verein für Dermatologie sprach in seinem Gesuch denselben Wunsch aus nnd äußerte überdies sein Erstaunen, daß man jemand als Privatdozenten für Hautkrankheiten zugelassen hade, der sich nur einige Monate damit beschäftigt. Die Sache blieb, wie sie war. Vor einigen Wochen endlich richteten die Kurotoren aufs neue dos Ansuchen an die Fakultät der Medizin, nnn einen Vorschlag zu machen. Diese empfahl (mirabile dictu) zwei Ausländer!! Die Kuratoren woren jedoch damit nicht einverstanden, sondern empfahlen dem Stadtrath Hrn. Mendes da Costa, der nach der Ansicht von Sachverständigen der geeignete Niederländer für diese Professur sei, zur Ernennung. Darauf richteten, so erzählt man, einige Professoren der medizinischen Fakultät ein Schreiben an die Gemeindebehörde, um den Vorschlag der Kuratoren zu bekämpfen und zu bewirken, daß man Mendes da Costa nur zum Lektar ernenne. So standen also Kuratoren nnd Fakultät der Medizin wieder gegeneinander, nnd man war auf die Entscheidung dieses Falles nicht minder gespannt als auf den früheren. Der Stadtrath ernannte jedach Mendes da Costa und stellte sich also diesmal auf Seiten der Kurotoren. Der Streit ist jetzt vorläufig ausgekämpft, allein die Folgen werden sich noch offenbaren. In Amsterdam war mon bisher stolz darauf, daß in der Fakultät der Medizin vorzügliche Kräfte wirkten und diese für die beste im ganzen Reiche gehalten wurde. Durch den Weggang verschiedener Professoren nach Deutschlnnd und durch Todesfälle entstonden in der letzten Zeit jedoch große Lücken. Ob diejenigen, welche unter heftigen nnd widerlichen Kämpfen zur Ausfüllung der Lücken derufen wurden, die rechten Männer sejn werden, wird sich schon zeigen. — H. H. J. van Schevichagen, Archivar der Stadt Nymwegen, hat seine in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Studien ꝛc. nun gesammelt herausgegeben unter dem Titel: „Penschetsen uit Nymegens verleden“ (Skizzen aus Nymwegens Vergangenheit), Nymwegen, H. ten Hoet 1898, welche in kulturhistorischer Hinsicht höchst wichtig sind. — Die Königliche Akademie der Wissenschaften hat sich in ihrer letzten Sitznng wieder mit dem bekannten Weltstreit in lateinischen Gedichten beschäftigt, an welchem diesmal 21 Dichter theilnahmen. Ein Gedicht, „Laus Nities“, wurde mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet. Der Verfasser ist J. J. Hartman aus Leiden. Seit Jahren ist dies das erstemol, doß ein Niederländer den ersten Preis erhielt, der sonst gewöhnlich nach Italien wonderte.

* **Brüssel.** In der Belgischen Astronomischen Gesellschaft, die hier ihren Siz hat, theilte der Professor der Physik Lograngе mit, daß der Verwaltungsrath der Gesellschaft auf seinen Antrag und im Einklang mit dem Internationalen Komitee beschlossen hot, ungesäumt in Belgien vier seismographische Stationen behufs planmäßiger Beobachtung der Bewegungen des Erdbodens zu errichten. Die Brüsseler Stotion tritt sofort in das Leben, do der alle wissenschaftlichen Unternehmungen großherzig fördernde Großindustrielle Solaay die Tragung aller hieraus entstehenden Kosten aus seinen Mitteln übernommen hat. — In den schon bestehenden drei Abtheilungen des Institut des Hautes Etudes, den Abtheilungen für Chemie, für Hygiene nnd für Industrie, tritt jetzt noch eine aierte, für Geagrophie und Kartographie, die dem bekannten Geographen E. Reclus unterstellt ist. Ein Gönner der Brüsseler Universität, mil der dieses Institut für höhere Studien organisch verknüpft ist, hat zur Begründung und Unterhaltung der neuen Abtheilung eine Jahresrente von 10,000 Fr. gestiftet.

* **Rom.** Den Wiederaufbau und Ausbau der Thermen des Titus, und zwar zu dem Zwecke, öffentliche Bäder einzurichten, schlägt der bekannte italienische Archäalage Gatterchi, wie die „Kunstchron.“ mittheilt, im Hndlick auf die Einstellung von 40,000 Lire für öffentliche Bäder in den Stodthaushalt von Rom vor. Im 16. Jahrhundert sind die domals noch sehr bedeutenden Reste der in der Nähe des Lateran gelegenen Titusthermen von Palladio studirt, gemessen und in drei Tofeln beschrieben worden, die sich jetzt im Beſiz des Herzogs von Deaanshire befinden. Hienach, sawie nach einer späteren Wiederherstellnng van Caoina wäre es nicht schwer, die Thermen im alten Stil aufzubouen. Gatterchi weist im einzelnen nach, daß die alte Thermenanlage genau den heutigen Anforderungen an große öffentliche Bäder entspricht und schlägt zur Ausführung des Baues einen Preisbewerb unter den italienischen Architekten vor.

* **Bibliographie.** Bei der Redoktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Georg Tischert: Das Gleichheitsprinzip im allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrecht. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1898. — Sophus Bauditz: Die Chronik des Garnisonsstädtchens. Autorisirte Uebersetzung ous dem Dänischen von Mathilde Mann. Ebd. — O. Berdecd: Einsam. Ebd. — Dr. Paul Reichel: Die Abschätzung der Erwerbsfähigkeit. Aus der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstolt der Provinz Schlesien. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1898. — Johannes Orth: Medizinischer Unterricht nnd ärztliche Praxis. Ebd. — Prof. Dr. Wilhelm Edstein: Ueber die Lebensweise der Zuckerkranken. 2. Aufl. Ebd. — Friedrich Fürst Wrede: Das Recht auf sich selbst. Schauspiel in vier Aufzügen. Salzburg, Herm. Kerber 1898. — K. R. Löwe: Wie erziehe und belehre ich mein Kind bis zum 6. Lebensjohr? Hannover, Berlin, Karl Meyer (Gustav Prior) 1898. — Die kirchliche Ueberlieferung und die russische theologische Literatur. Aus Anlaß der Kritik des Buches „Ueber die Kirche“. Freiburg i. Br., Herder'scher Verlag. (In russischer Sprache.) — Alfr. Lunglmayr: Der Liberalismus und die Porteien in Reich und Land. Vortrag, gehalten im Bürgerverein Angsdnrg.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Allgemeine Deutsche Biographie,

herausgegeben durch die histor. Kommission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften, red. von **R. v. Liliencron** und **F. X. Wegele.**

Von diesem monumentalen Werke des 19. Jahrhunderts, das sich mit dessen Ende dem Abschluss nähert, hat ein vorzügliches Exemplar der fertigen 42 Bände (bis Wilhelm 1875/97), Original-Halbfrz. gebunden, **statt M. 596.40 f. M. 380.—** abzugeben

Antiquariat Osk. Gerschel, Stuttgart, Calwerstrasse 16.

Den Rest liefert meine Buchhandlung nur bei Erscheinen. (4729)

Tauchnitz Edition.

March 16, 1898.

His Grace of Osmonde.

A new Novel.

By (4725)

Frances Hodgson Burnett,

Author of „Little Lord Fauntleroy“.

In 2 vols.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Jos. Ambros. Barth, Leipzig.

Die

Aesthetik der Tonkunst

von (4770)

Professor E. R. Hennig.

VIII und 232 Seiten 80, Preis geh. M. 4.—, geb. M. 4.75.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 21. März. Nummer 64.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die deutsche Soldatensprache. Von Dr. Paul Horn. — Volkswirthschaftlicher Werth von Städtesanirungen. Von Hans Buchner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die deutsche Soldatensprache.

I. Die Vergangenheit.

Von einer Sprache deutscher Soldaten kann man seit der Zeit der Landsknechte reden. Diese ersten eigentlichen Berufssoldaten Deutschlands mußten ganz natürlicherweise bald eine Sprache ihres Standes entwickeln. Unsre hauptsächlichsten Nachrichten über Landsknechtsausdrücke stammen aus deutschen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts, vereinzelte Notizen mögen auch anderswo zerstreut sein. So kennzeichnet ein florentinischer Karnevalsvers ihren Jargon in Italien in der folgenden Weise:

Per cazzar malinconie
Sempre Lanzo ha flasche in mano,
E per fiver lintu e sune
Trinche e bomber tuttevio.

„Zu verjagen die Melancholie, hat der Landsknecht stets die Flasche in der Hand, und um froh und gesund zu leben, trinkt und bechert er jederzeit."[1]) Der deutsche Landsknecht suchte also italienisch zu reden, ohne es mit der Grammatik besonders genau zu nehmen, auch mischte er ungenirt sein „Flasche", „trinken" und „bambern" mit hinein. Das letzte Wort fehlt in den deutschen Wörterbüchern, es gehört augenscheinlich zu Bumper (engl. bumper) und bedeutet „bechern". Die genannten drei Ausdrücke waren, etwa noch neben einigen Kraftflüchen, diejenigen Worte, welche der Landsknecht am häufigsten in den Mund nahm. Beve came un Lanzo (er trinkt wie ein Landsknecht) hat sich im Toscanischen als Sprichwort erhalten; „ein Fähnlein teutscher Knecht, die nüchtern seind" gilt einem Liede von 1544 als etwas undenkbares. Das Renommee der deutschen Kriegsknechte im Trinken war kein gutes, doch haben sie dieses deutsche Wort nicht erst nach Italien gebracht; denn trincar „sausen" (eigentlich „wie ein Deutscher trinken") findet sich schon bei Brunetto Latini (1220—94). Die deutschen Landsknechte hatten bei ihren wiederholten Aufenthalten in Italien nun auch andrerseits Gelegenheit, dortiges Sprachgut ihrem Jargon einzuverleiben. Wie weit aber derartige Lehnwörter dann in den Bestand unsrer Sprache übergegangen sind, ist bisher noch nicht untersucht. Daß Worte wie „dalli," „futsch," „Duntzel," die auch heute nicht schriftsprachlich sind, sondern nur der Umgangssprache angehören, ursprünglich solche Landsknechtsbeute seien, ist eine Vermuthung, zu deren Stütze es vor allem alter Belege dieser Ausdrücke im Deutschen bedürfte.[2])

[1]) Sauer, Geschichte der italienischen Literatur, S. 135. Das bomber des Verses wird von Sauer als it. bombar „trinken der Kinder" erklärt.

[2]) F. Söhns, Die Paries unsrer Sprache, Heilbronn 1888, S. 6 ff. „Gusche" (ebenda S. 26/7) ist gewiß nicht „landsknechtisch" aus it. gorgia „Kehle" verderbt.

In der Folgezeit hören wir nun häufig von einer „Feldsprache" der Landsknechte. Die für eine bestimmte Zeit angeworbenen Söldner traten, nachdem sie abgedankt waren, meist nicht wieder in das bürgerliche Leben zurück, sondern strebten danach, das bisherige ungebundene Dasein weiter zu führen. Gewöhnlich verpraßten sie zunächst ihren etwa aufgesparten Sold sammt der zusammengebrachten Beute, dann gingen sie, bis sie anderweitig Kriegsdienste fanden, auf die „Gart" (aus franz. garde: sie sollten fortwährend auf der Wacht, dem qui vive, stehen, um gegebenenfalls gleich zur Hand zu sein; zu ihrer Unterhaltung mußte jeder, bei dem sie einsprachen, einen Pfennig steuern). Die ehrliche, ursprüngliche Bedeutung des Wartrs erhielt nun schon früh den Nebensinn des Vagabondirens, und bald waren die „gartenden" Knechte zu reinen Landstreichern und Bettlern geworden, die mit List oder Gewalt sich ihre Nahrung suchten und sich oft zu räuberischen Banden vereinigten. Besonders Moscherosch und Grimmelshausen haben das Treiben solcher Schaaren wie auch Einzelner trefflich geschildert. Sie knüpften Verbindungen mit fahrenden Leuten an, die ihnen gute Gelegenheiten, Beute zu machen, auskundschafteten. Wie die Vaganten selbst, mußten sie ihr Thun und Treiben nun vor dem Auge des Lichtes verbergen, sie nahmen daher auch die heimliche Sprache der fahrenden Leute an. War eine gute Gelegenheit erspäht, so wurde eine „Feldtaube" abgeschickt, d. h. eine Botschaft in einem besonderen Jargon, der „Feldsprache", die sich zumeist aus Gaunerausdrücken zusammensetzte und dem Nichteingeweihten gänzlich unverständlich war. Moschrosch hat durchaus recht gehabt, das alte Gaunerspruch-Wörterbuch des sag. Liber vagatarum in sein „Gesicht vom Soldatenleben" als feldsprachlich aufzunehmen und ganz mitzutheilen. Alle seine Ausdrücke wurden auch zum Gemeingut dieser entarteten Soldaten, mit Ausnahme höchstens der zahlreichen Bezeichnungen für Bettler verschiedener Art, wie auch Aussätzige, falsche Aussätzige, da solche Berufe auch dem gartenden Landsknechte wohl meist fremd blieben, sondern nur vom fahrenden Volke selbst betrieben wurden. Als Probe möge eine „Feldtaube" aus Maschera sch hier stehen:

„Der schwarze Bschiderich (= Amtmann, wohl von „bescheiden"; die Landsknechte sagten dann „Bescheid" auch für Sold) in dem kleinen Gällen (= Stadt) mit dem Langschnabelthurm (= spitzen Thurm) und der großen Distel (= Kirche) zackert (= pflügt) im großen Schling-Glenz (= Flachsfeld) oben an dem Grünhart (= Wiese) jenseit des Floßharts (= Fluß) hart am Stronbart (= Wald), mit vier Klebis (= Pferd) und fünf Stück Hornböck (= Kuh)." Doch genug! Die Aehnlichkeit der Sprache deutscher Soldaten mit einem Verbrecherlassiber ist nicht erfreulich. Glücklicherweise hat sie sich bald von der schimpflichen Genossenschaft wieder losgemacht. Natürlich diente die Feldsprache nicht nur zum schriftlichen Verkehr, sondern sie ward auch von Mund zu Mund gesprochen, wofür ebenfalls ein paar Beispiele angeführt seien. Im Simplicissi-

Digitized by Google

mus heißt es: „Der Pfaffe, der ihm das Münckelspiel (= Mund; vgl. feldsprachlich „menckln“ langweilig, d. i. behaglich essen bei Moscherosch) so grandig besteckt hatte (= so tüchtig gefüllt hatte)“, oder Kirchhof, selbst ein alter Landsknecht, erzählt im Wendunmuth „kommt ein Hackenschütz mit seiner Gesellschaft des Morgens, ein Holderkauzen zu stoßen“. Das DW.[1]) weiß die Redensart nicht zu erklären, aber Holderkauz bedeutet in der Feldsprache „Huhn“, „ein Huhn stoßen“ war ebenso landsknechtisch, wie „einen Strohbutz verhören“, d. h. eine Gans requiriren.

Wir lassen die Feldsprache, deren Worte zum Theil auch dem Hebräischen entflammen, und wenden uns zu einzelnen Landsknechtsausdrücken. Sie zusammenzubringen, ist allerdings eine sehr mühsame Arbeit, da sie nur zerstreut hier und da in der Literatur vorkommen. Gesammelt, wie etwa auf dem Gebiete der Studentensprache schon im vorigen Jahrhundert, hat hier noch Niemand etwas. Was im folgenden erwähnt wird, kann ich alles belegen.

Wenn „Bruder Veit“ (so hieß der Landsknecht allgemein; nach der Zimmer'schen Chronik 3, 610 „ain landsknecht, deren kerlin einer mit den großen wammas und kurzen brueder Veit“ aber auch eine Waffe oder ein Kleidungsstück von ihm) den Bauer, seinen Quartierwirth „Vater“, die Hauswirthin „Mutter“ nannte, so macht dies zunächst einen recht erfreulichen Eindruck. Der „liebe Sohn“ betrug sich aber selten so bescheiden, wie der Handwerksbursche in der Gesellenherberge, von wo diese patriarchalischen Bezeichnungen übernommen worden sind, sondern spielte meist gleich den Herrn im Hause. Dem

Wan der Soldat zum Bauern keret ein,
Grüßet er ihn mit freundlichem Schein:
„Vatter“

des Soldaten-Vaterunsers aus dem 30jährigen Kriege folgt auch gleich der Ausspruch „Alles ist — unser“. Auch der heutige Soldat sagt, besonders wenn er vom Lande ist, zu einer älteren Bauersfrau „Na, Mutter wie geht's?“ Nach Lankhard (Leben und Schicksale, 1801) nannten die Soldaten und Offiziere der österreichischen Armee den bei ihnen sehr angesehenen Profoß „ihren Herrn Vater“, während der preußische noch unter den verachteten Packknechten (Troßknechten) stand. Modern wird der Hauptmann als der „Vater“, der Feldwebel als die „Mutter der Kompagnie“ bezeichnet, doch sind diese Ausdrücke bei den Soldaten nicht populär. Bei Gruber, „Die heutige Kriegsdisciplin“ (1697) heißt es schon: „Man sagt insgemein, der Capitain sei der Compagnie Vater, der Lieutenant der Teufel und der Fähnrich die Mutter oder Engel.“

Nicht minder harmlos klingt es, wenn der Landsknecht einen „schlafen legte“ oder „niederlegte“, d. h. ihn umbrachte, sei es im ehrlichen Kampfe oder durch eine „Schnalzmarter“ (Soldatengesicht Philanders von Sittewald). Moscherosch kennt als landsknechtisch auch noch „einen schlafen zünden“, „ihm das Licht auslöschen“[2]); wie grausam ein solcher Tod meist war, läßt der sanfte Ausdruck nicht ahnen — der Humor und Witz der rauhen Krieger war bitter. Uebrigens hat sich auch diese Umschreibung in der Soldatensprache erhalten, in Kriegsliedern noch dieses Jahrhunderts findet man „die Franzosen müssen wir heut zur Ruhe legen“ u. dgl. Niederlegen ist (wie niederwerfen) ursprünglich ein Ausdruck der Turnirsprache.

Auch „balgen,“ „katzbalgen“ scheint ein Landsknechtsausdruck zu sein, die Worte werden nebst ihren Ableitungen mit Vorliebe von Soldaten gebraucht. „Ein jeder Balger will Herr Capitain tituliret werden“ (Moscherosch) verräth neben den „Katzbalgern“ der Landsknechtstaktik deutlich die Beziehung. Ein kleiner Kampf hieß „ein Scherz“. „Pulver riechen“ oder „schmecken“ ist ebenfalls eine Schöpfung der Kriegersprache, wie auch die Uebertragung von Quartier als Pardon in der Redensart „Quartier geben“ ꝛc. (beim „holländischen Quartier“ ließ der Sieger seinem Gefangenen, „was der Gürtel beschließt“, d. i. was er bei sich am Leibe trug); Quartier geben begegnet in dieser Bedeutung noch in Soldatenliedern dieses Jahrhunderts. „Kein Meit“ (d. i. „keineswegs“) ist im 16. Jahrhundert ein beliebtes Wort, besonders im Munde von Landsknechten; die Vermuthung des DW., daß diese es überhaupt in Deutschland eingeführt haben, findet eine gute Bestätigung durch die Bemerkung in einem Schwanke aus Lindners Katzipori, ein Landsknecht habe „auf landsknechtisch“ gesagt: „Kein Meit ꝛc.“

Eine „Maiehe“ schlossen die Kriegsleute mit „allerlei leichtfertigen und unzüchtigen Weibspersonen, welche gemeiniglich nur den Sommer aus pfleget zu währen“ (Klein, Kriegsinstitution, 1598); sie gingen dann mit ihrem Mädchen einmal um die Kirche des nächsten Dorfes herum, damit war die Zeremonie der Trauung beendet, das nannten sie „kirchen“. Die Kinder dieser Ehen wurden in den „Rumorschulen“ im Lager unterrichtet, wie der wackere Wendelin Schildknecht aus eigener Erfahrung erzählt.

Die Würfel hießen „Schelmenbeine“ (im Wendunmuth auch „Hunds-“ oder „Todtenbeine“); Würfelausdrücke waren „die bairische Höhe geben“, „die Würfel sanft schleichen lassen“, sie „wippen“, „knüpfen“; besonders zugerichtet zum Betrügen waren die „Ober-“ und „Niederländer“ (Simplic.). Der „lateinische Handwerksgesell“ für Student ist wohl auch landsknechtisch, in deren Reihen sich besonders im 30jährigen Kriege bald viele Studenten begaben (vgl. Simplic.-Bobertag I, 200, II, 160 — die Bauern an der letzten Stelle sagen landsknechtsgemäß auch „wir wollten ihn schlafen legen“, d. i. tödten). Von studentischen Landsknechten wird der Claudite oder das Clauditchen (Spitzname des Steckenknechts) aufgebracht sein. Auch die Ausdrücke Pessulant oder Charakteristiker, Solvant (Freytag, Bilder aus d. deutsch. Verg. III, 76) gehören hieher. Für Geld hieß es bescheiden „Hellrichen“ (d. i. Hellerchen): „Gelt Vater, du bist ein gut Mann, wo du die Hellrichen fürlangst“ (Mengering, Kriegs-Belial, 1633); der Käse ward „Wendrich“ genannt (Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunerthum, IV, 539 verzeichnet gaunersprachlich dafür Fähnrich und S. 554 auch Karnet, Kornet). Seine Arme nannte der Landsknecht nach den Flügeln der Schlachtordnung selbst „Flügel“, in einem alten Liede heißt es:

Und wird mir dann geschossen
Ein Flügel von meinem Leib.

„Gingel Gangel wahrnehmen“ (Moscherosch) war wohl Umschreibung für Spießruthenlaufen, wie der Landsknechtswitz euphemistisch hängen durch „am grünen Baum im Hanf ersaufen“ oder „mit einem Spieß, da man die Küh anbind, erschießen“ (beides bei Moscherosch) ausdrückte. Ein Wort unmittelbar aus Landsknechtsmunde ist augenscheinlich auch „damit er auf der Höllenpost grad ins Paradeiß fahre, wie ein Kuh in ein Maußloch“ (Martin, Parlement nouveau, 1637). Der Soldatenwitz äußerte sich ferner in Spitznamen für Geschütze, wie „Schnurrhindurch“, „Purlepaus“ u. dgl., worin allerdings der größte Landsknecht seiner Zeit, wie man ihn wohl nennen darf, Kaiser Maximilian I., selbst das meiste geleistet hat. Das schwere Geschütz Dupplicana hieß seit dem 15. Jahrhundert allgemein „die Singerin“; „singende Kugeln“ begegnen schon im Simplicissimus.

Plastisch ist auch der Ausdruck „die Piken spicken“ in des Landgrafen Moriz von Hessen Denkschrift über die

[1]) DW. bezeichnet das Deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm.
[2]) Also stammt die Redensart „Jemandem das Lebenslicht ausblasen“ ursprünglich aus der Sprache der Landsknechte.

Digitized by Google

Errichtung eines hessischen Landesausschusses (Landesausschuß bezeichnet hier die auszuhebenden Truppen aus Landeskindern, im Gegensatz zu den bis dahin geworbenen fremden Söldnern) vom Jahre 1601: „etliche haben auff deutsche manier ire Schützen umb und umb die piquen gestellt oder per invertionem eingemischet, d. h. wie man's pflegt auf soldatisch zu nennen, die piquen damit gespickt" (Jähns, Gesch. d. Kriegsw. S. 893). Bei Jähns (S. 1080 u.) siehe auch den Ausdruck „Quartierverbrennen"; Worte des Soldaten sind ferner Rapuse, Mummplatz, marode, Merodebrüder, Schildergast, schildern (s. zu jedem das DW.); seine Schulden versprach er „aus der Scheide" (d. i. mit dem Säbel) zu bezahlen.

Auch volksetymologisch schaffte der Landsknecht. So sagte er Retterada (mit Anlehnung an retten): „Laufen und Fersengeld geben oder das Hasenpanier aufwerfen ist altfränkisch geredt und heuer nicht mehr in communi loquendi usu, Retterada heißt es heutzutage" (Mengering, Kriegs-Belial, 1633). Den Mortier (Mörser) nannte er Meerthier (Fronsperger, Kriegsbuch 1566), der Augsburger Büchsenmeister Zimmermann[1]) noch näher liegend Mordthier; aus Rondache wird sehr hübsch Rundtartsche und sogar Rondarsch (Rundarsch). Buschkade (Moscherosch) ist mit Anlehnung an Busch aus französisch embuscade, bezw. italienisch imboscata „Hinterhalt" gemacht; Sibentod lautet die Umdeutung eines für die Landsknechtsheere augenscheinlich sehr mörderischen italienischen Landes (Lied von zirka 1509; wird als Cividale in Friaul gedeutet).

Spottnamen der einzelnen Waffengattungen untereinander waren Stiefelschmierer für Reiter, Stiegelhupfer (d. i. Pflastertreter) für Musketiere, Mauersch . . . er für in Garnison liegende Musketiere, Schiebochsen für Pikeniere. Die zahlreichen Ausdrücke, mit denen die Landsknechte zu ihrer Zeit bezeichnet werden, wie Kistenfeger, Kriegsgurgel, Hühnerfänger („einstmals brachte mir ein alter Hühnerfänger, ich wollte sagen, so ein alter Soldat, der lang vor dem böhmischen Unwesen eine Mußquet getragen hatte", Landstoerzerin Courage), Federhans (Hahnenfedern heißen Landsknechte in einem Liede des 30jährigen Krieges bei v. Ditfurth; Landgraf Moriz von Hessen verbietet in seiner Instruktion vom Jahre 1600 ausdrücklich, daß ein Soldat eine Feder anstecke, „sie sei denn durch Mannheit und Hurtigkeit verdient"), Eisenbeißer, Spitzkuecht (vergl. Spitzbube), Räumauf (Raum den Kasten erscheint als Spitzname eines Räuberreiters schon 1440), Sackmann u. a. m. sind wohl zum Theil in ihren Kreisen selbst entstanden, wie dies von Anderen, z. B. Wamsklopfer (Simplic.), Wolf (Kirchhof, Wendunmuth II, S. 312) geradezu bezeugt ist.[2]) Auch den wohl allerbeliebtesten damaligen Soldatenschimpfnamen Bärenhäuter hat die alte Sage bekanntlich an einen Landsknecht geknüpft, indem der erste Bärenhäuter ein solcher gewesen sei.

Im Schimpfen und Fluchen haben Soldaten zu jeder Zeit Tüchtiges geleistet, das Kapitel der Flüche soll hier aber nicht berührt werden, da es unerschöpflich wäre. Der Dresdener Hofprediger Mengering erwähnt voller Entrüstung in seinem Kriegsbelial, wie die evangelischen Fürsten „den bösen, durchteufelten Soldaten Bettelfürsten, Hasenhäger, Sewäger, Wasserhunde u. dgl. hätten heißen müssen", und das sind noch recht zahme Ausdrücke. Kaiser Maximilian war 1516 von seinen eigenen Landsknechten ein Apfelkönig, ein Strohkönig gescholten worden (Kirchmairs Denkwürdigkeiten). Das Streben, den Mund möglichst voll zu nehmen, ist für einen Kraftmenschen ganz natürlich; sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung die naive Bemerkung eines Landsknechtes: „Neunundneunzig sei ein lang Wort und gut landsknechtisch, hundert aber sei kurz und nicht so prächtig zu reden" (Musculus, Hosenteufel 1555), oder wie Jacobi von Wallhausen in der „Kriegskunst zu Fuß" (1615) sagt: „Wer nicht murrisch, schmutzlich kann sehen, schnarchen und pochen, hundert Tonnen voll Schlappernent zu jedem Wort fluchen und schweren, der ist kein Kriegsmann", und schon 1512 Murner in der Schelmenzunft:

Wer jetz will sein ein redlich Knecht
Und kann die großen Schwür nit recht:
— Gatts Marter, Wunden, Vetten, Kürein (hl. Quirinus) —
Der nimmt kein doppelt Sald mit ein.
Wenn ein Schelm viel Fluchens kann,
Bald wählt man ihn zu einm Hauptmann.

Derartige Stellen sind in der Literatur sehr häufig. So leicht dem Krieger ein Fluch auf Andere entfährt, der oft gar nicht so böse gemeint ist, ebenso leicht erträgt er auch einen gegen ihn selbst gerichteten. Er hat im Bauernhause gehaust, als wäre er von Rechts wegen der Herr darin; die Bäuerin wünscht ihm zum Abschied, daß ihn „das Jahr" noch alles böse treffen möge, und der hartgesottene Landsknecht nennt das spaßig: „die Bäuerin flucht den Jarritten" (altes Lied).

Doch ich muß hier abbrechen, obgleich ich noch sehr Vieles anführen könnte, um zur Gegenwart zu kommen. Mit den Landsknechten hat die Soldatensprache natürlich nicht aufgehört. Wie alt z. B. die „blauen Bohnen" sind, läßt sich bisher nicht sagen (Avé-Lallemant IV. 526 nennt sie als gaunersprachlich, sie machen aber den Eindruck soldatischer Herkunft). Wenn krepiren (für sterben) nicht ursprünglich ein derber Soldatenausdruck ist (vgl. krepiren von Geschossen), so ist das Wort wenigstens früh bei ihnen beliebt gewesen; schon im Simplic. und in neuerer Zeit, zuerst wieder bei Lessing („so wollt ich lieber, sie hätten mich in dem Lazareth kr. lassen"), kommt es bei Soldaten vor. Der Soldat eignet sich natürlich häufig schon vorhandene, kräftige Worte der Volkssprache an, er schafft sich nicht alle seine Ausdrücke selbst. Als der erste Soldat seines Reiches hat sich so König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nicht genirt, den derben Ausdruck, mit dem die Offiziere damals einen studirten Mann bezeichneten, in den Mund zu nehmen (s. Morgenstern, Fr. W. I., 1793, S. 107), das Wort selbst gehörte schon längst zum Bestand der deutschen Sprache. Am Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts war eine gebräuchliche Redensart unter der belagerten Besatzung einer Festung: „Es brennt das Schnupftuch noch nicht in der Tasche" (öfter in Liedern bei v. Ditfurth), die Uebergabe sei also noch nicht nöthig. Der württembergische Oberst v. Suckow, der als junger Offizier den Marsch nach Moskau im Jahre 1812 mitgemacht und seine Erinnerungen in „Aus meinem Soldatenleben" (Stuttgart 1862) beschrieben hat, nennt als damalige Ausdrücke der Soldatensprache „sich belauern lassen" (wenn sich die Schildwache von dem Offizier du jour überraschen ließ, so daß sie nicht mehr rechtzeitig herausrufen konnte[1]), „plackern" (bei der Salve vor- oder nachknallen)[2]), „Mehlwürmer" (die Proviantamtsbeamten)[3]) u. a. m.; Lebensmittel ꝛc. wurden auch damals schon „gefaßt". „Offizierspflanze" (für Avantageur), „Kommißunteroffizier" (für einen pedantischen Unteroffizier), „Kommißweiber" (für Unteroffiziersfrauen,

1) Bezaar, wider Alle Stich, Straich und Schüß ꝛc., Handschrift Chart. Nr. 566 der herzoglichen Bibliothek in Gotha von zirka 1591.

2) Das bei v. Zwiedineck-Südenhorst, Kriegsbilder aus der Zeit der Landsknechte S. 108/9, genannte Prachtwerk des Grafen Breaner-Enkevoerth ist mir leider nicht zugänglich.

1) Im Jahre 1697 sagte man schon: den Posten „beschleichen" (s. Jähns S. 1268).

2) Ein Plackerfeuer gab es übrigens als eine Feuerart im kurbraunschweigischen Exerzirreglement von 1751 (s. Jahns S. 2571).

3) Auch heute noch gebräuchlich.

Digitized by Google

die Lebensmittel an die Mannschaften verkauften) u. a. bietet Hackländer in seinen Soldatengeschichten. Bei diesem letzteren Schriftsteller finden wir sogar auch einmal eine „Wachtstuben- und Kasernenblumensprache" erwähnt, in der ein gezeichnetes Jelängerjelieber mit sechs Blättern bedeute: „Hol mich der Teufel, wenn ich nicht pünktlich komme." (Werke, Stuttgart 1863, V, 207/8.)[1] Als Pendant aus älterer Zeit wüßte ich diesem nichts besseres entgegenzustellen, als die „burgundischen Kreuze mit Aesten", welche die gartenden Landsknechte an ihre Quartiere matten, um etwaigen später kommenden Kameraden zu sagen: „Besetzt" (Rollwagenbüchlein, 1555).

II. Die Gegenwart.

Moderne Ausdrücke des Soldaten für Stücke seiner Ausrüstung sind für den Helm: Dunstkiepe, Hurrahtute, Tulpe, Zipfelhauben (bayerisch), Offiziere sprechen vom Kriegshut. Seitengewehr oder Säbel heißen: Kasemesser, Plempe, Jatagan (Bayern, noch von den Türkenkriegen her), Splint, Froschkike, Froschziger, Spieß, Flitsch (109. Inf.-Rgt.), Brrt (bayer. Artillerie, wohl onomatopoetisch). Das Gewehr: Kuhfuß (beginnt zu veralten, DW. auch Kuhbein), Knarre (am gebräuchlichsten), Schießprügel, bei Unteroffizieren auch Soldatenbraut, Judenflinte (105. Inf.-Rgt.). Der Tornister: Affe, Dachs; der Waffenrock: Klüftchen (z. B. aus Soldatenmunde „da habe ich ein feines Manöverklüftchen gefaßt"; Kluft und Klüftchen sind auch sonst dialektisch gebräuchlich, s. DW., da aber schon die „Feldsprache" die ältere Form Klaffot hat, so darf man das ursprünglich gaunerische Wort als altes soldatisches Sprachgut ansprechen). Der Drillichrock: Pf ... jacke, Kradblrock (Bayern); „das Gelump" kann sämmtliche Ausrüstungsstücke, nicht nur Kleider (DW.), ja schließlich jede Sache überhaupt bezeichnen, „Lumpenparade" ist die ökonomische Musterung. Für Stiefel sagt man (105. Inf.-Regt.) „Trittchen" (auch schon ein landsknechtisches Gaunerwort, in der Feldsprache „Drittling", bei Roé-Lallemant „Tretter"). Bei Klüftchen, Trittchen u. dgl. ist natürlich keine fortlaufende Ueberlieferung bis zu den Landsknechten hin anzunehmen, die ursprünglichen Gaunerausdrücke gingen vielmehr durch Vermittlung der Feldsprache oder direkt in die Volkssprache und aus dieser dann zum zweitenmal in die Soldatensprache über. Die Fahne heißt Hurrahlappen (138. Inf.-Rgt.).

Für seine höheren Vorgesetzten hat der Soldat keine allgemeinen Bezeichnungen, die Subordination läßt seinen Witz sich hier kein Feld der Thätigkeit suchen. Einzelne Offiziere erhalten aber auf sie persönlich zugeschnittene Spitznamen, das ist von jeher üblich gewesen. So nannte „die gemeine Pursch" den Oberstlieutenant v. Kürnried den Kirbereuter (Abent. Springinsfeld), Blücher hieß „Marschall Vorwärts" u. a. m. Nur der Hauptmann führt allgemein in der Kompagnie den Namen „der Alte", die Lieutenants sprechen unter sich von ihrem „Kapitän". Der Feldwebel ist der Spieß, in Bayern auch der Kreuzbauer[2]); der Vizefeldwebel der Vize oder Vizespieß, in Posen Vizejesus; der Unteroffizier „Korporal"; der Gefreite in Würzburg der Schnaps (weil seine Knöpfe, wie auch anderswo, mit solchem „begossen" werden müssen, wenn er sie erhält), in Westfalen „Sechspfennigjergeant". Der Lazarethgehülfe: Leichenheurich (Sachsen), Pflasterkasten, Nachtkübelschwenker, „der Doktor" (88. Inf.-Rgt.); Assistenzärzte II. Kl.: Karbolfähnriche; die Proviantbeamten: Mehlsäcke; die Spielleute: Blechpfeifer (auch bei Hackländer), Blechspucker, Spielmöpse (preußisch), das Federvieh oder die Hühner (beide im 25. und 47. Inf.-Rgt.); der Gefreite, welcher bei den berittenen Truppen den Futtermeister vertritt: Häckselmajor. Offiziere des Beurlaubtenstandes werden von aktiven Offizieren, wenn diese unter sich sind, Landwehronkel, Sommerlieutenant, „der Herr Kamerad", bei der Marine „Badegast" genannt. Der Stab des Höchstkommandirenden bei großen Besichtigungen oder im Manöver ist die Schwiete (la suite), ohne daß darum jeder seiner Offiziere als „Schwitier" aufgefaßt würde. Bei der Marine heißen die Matrosen „Kulis", die Heizer „Stoker" (englisch).

Auch die einzelnen Waffengattungen bezeichnen sich untereinander durch besondere Spitznamen, z. B. Sandlatscher, Sandhase, Schnickel (bayerisch; DW. unter „schnicken" Nr. 1 oder „Schnicke" Nr. 3?) für die Infanterie, Bumber für die Artillerie. Offiziere sagen „der Herr von der sächsischen Fußbombe" (Fußartillerie-Rgt. Nr. 12 in Metz). „Knalldroschke" für Geschütz ist wohl mehr ein Berliner Witz als soldatensprachlich. Auch einzelne Truppentheile haben gelegentlich besondere Namen, so hießen die 15. Ulanen in Straßburg bei den anderen Regimentern die Heinriche, die 25er eben hier „die Jup", die hessischen Jäger in Offenbach „Gemüseraupen" (Gemüseraupen); Maikafer u. a. sind dagegen Schöpfungen des Berliner, die „grosen Gerle" für die 106er (von den G des Namenszuges auf den Achselklappen) des Leipziger Zivilwitzes. Die Sachsen begrüßen sich untereinander mit einem „Guten Tag, Lanzer" (d. i. Landsmann) und werden daher allgemein so von den Preußen genannt.

Beim Exerziren wird der Soldat „gebimst", er „klopft Griffe" und muß „Knochen" (Hand) und „Latschen" oder „Sch ... ständer" (Fuß) tüchtig rühren. Beim Schießen darf er nicht mucken (nach DW. Nr. 6 bayerisch, aber in der Armee allgemein); er „hat Fitz" (bemüht sich; Sachsen), daß er nicht in den Kasten (auch Kittchen, Loch) kommt; auf dem Marsch darf er nicht „Krätsch machen" (umfallen; Sachsen). Wenn er dadurch, daß er sich gröblich vernachlässigt, den Kameraden eine gemeinsame Strafe (Nachexerzieren ꝛc.) zuzieht, so „bekommt er den Schaft" (wird von ihnen mit den Leibriemen durchgehauen). Nach dem Dienst „pickt" er, holt sich aus der Küche den „Pickus", wozu er von seinem „Kommisschinken" (Kommisbrot) abschneidet (picken ist auch dialektisch und gaunersprachlich, das -us in Pickus scheint auf studentischen Einfluß zu deuten, s. Kluge, Deutsche Studentensprache S. 35); er sieht darauf, daß er einen guten „Spatz" (Fleischportion) und den „Schlag voll" (die Eßschüssel; 126 Inf.-Rgt.) bekommt. „Potacken" sind bei ihm Kartoffeln (Sachsen), Graupen, die ihm zu hart gekocht scheinen, bezeichnet er als „Zielmunition" (126. Inf.-Rgt.); „Zielwasser" oder „Gewehröl" ist der Schnaps, der die Arbeit des Gewehrreinigens erleichtert; für putzen heißt es auch „wienern" (15. Pioniere). Abends legt er sich endlich „in den Kahn".[1])

Bei Pickus ist auf die Studentensprache verwiesen. Verschiedene Studentenausdrücke sind auch soldatisch, z. B. „bürsten" (s. Kluge S. 86, Nr. 2),[2]) die Priorität läßt sich selten genau feststellen. „Spleße" für Geld (Kluge S. 126)

[1]) Da Hackländer selbst Soldat gewesen ist, so darf man seine, übrigens den Eindruck der Echtheit machenden Soldatenworte wohl als authentisch ansehen; er ist in dieser Hinsicht kein Salonsoldat, wie manche andere Militärhumoristen.

[2]) 1813 hieß so die Landwehr bei den preußischen Linientruppen (wegen des Landwehrkreuzes). Der Bauer für Zivilist ist hier interessant als ein Nachklang an die einstige Todfeindschaft zwischen Soldaten und Bauern (vor der allgemeinen Wehrpflicht), wie sie häufig in Liedern zum Ausdruck kommt.

[1]) Soll aus Franz. lit de camp „Feldbett" stammen, das zu camp abgekürzt wäre, s. Söhns in einer volksetymologischen Plauderei in „Blätter f. Handel ꝛc." (Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung) Nr. 4 vom 24. Jan. 1898 S. 30. (?) Die Originalquelle (Mentz, Progr. des Realprogymnasiums zu Delitzsch, 1897) ist mir noch nicht zugänglich.

[2]) Ist das gleichbedeutende „nobissen, nobitzen" (s. DW. VII, 863) noch irgendwo gebräuchlich?

ist als soldatisch älter belegt. In Waldis' Esopus (1548) heißt es schon in einer Landsknechtsanekdote:

„Und suchet zu der Frau Verdrieß
Im kurzen Kasten lange Spieß."

Hier ist der Ausdruck in deutliche Beziehung zu den langen Spießen der Landsknechte gebracht, allerdings wohl nur wegen des Gegensatzes zu dem kurzen Kasten; in Wirklichkeit stammt er gewiß von einer Münze, wie berappen vom Rappen (Geldmünze). Auch „Knote" finde ich in Soldatenmunde schon 1772 (Kluge erst 1781, DW. 1777), in „Natürliche Dialogen" (anonym) S. 145, allerdings nicht als allgemein verständlich (S. 148).

Auch der Soldat studirt. „Invalide studiren" wird von einem gesagt, der es darauf ablegt, auf irgendwelche Weise als invalid entlassen zu werden. „Druckpunkt nehmen" für faulenzen ist sehr hübsch (beim Schießen wird zuerst sofort mit dem Zeigefinger der sogenannte Druckpunkt genommen und dann ruhig gezielt; diese wenigen Sekunden der Ruhe bis zum Losdrücken sind dem Soldaten also geradezu zum faulenzen geworden). Wenn der Soldat einem Kameraden ein Ausrüstungsstück vertauscht, um sich dadurch zu verbessern, so „fickt er seines um" (schafft es also aus eines anderen Ficke in seine eigene; Würzburg); kommt ihm etwas ganz weg, so hat es ihm Jemand „geplatzt" (weggenommen; 88. Inf.-Rgt.).

Nur unter Offizieren gebräuchliche Worte sind „jöen, gejöt" (franz. jeu), Kommißpecco oder bloß Pecco (offizielle Einladung bei den Vorgesetzten unter der Form eines Thees), Gamaschenknopf (Pedant) u. a. m.

Wortverdrehungen findet man in der Soldatensprache häufig. Aus dem Rolf Krake (dänisches Panzerschiff 1864) wurde im Soldatenmunde Wolf Racker, aus dem Mont Valérien im Kriege 1870/71 der Vullerian u. v. a. m. „Talcherexerzieren auf dem Geländer" ist Détailexerzieren im Gelände (47. Inf.-Rgt.), „Räuberpistolen erzählen" wird aus Räuberhistorien (138. Inf.-Rgt.). Solch ein in einem günstigen Momente geschaffenes Wort eines Einzelnen wird leicht zum Gemeingut, wie ja die meisten Soldatenausdrücke derartige „geflügelte" Worte sind. Ein witziger Kopf hat die ihm zu winzig scheinende Fleischportion einmal geringschätzig als Spatz bezeichnet, das Wort hat Glück gehabt und ist heute unter den preußischen Truppen weit verbreitet. Das „echte berliner Kind", das seinen Helm „Krule" zu nennen pflegte (s. die Zeitschrift „Der gute Kamerad", 2. Jahrgang S. 143 ff.), hat sicherlich diese ganz individuelle Bezeichnung in seinem Regimente populär gemacht, vielleicht existirt sie dort heute noch. So wird der Hauptbestand der Soldatensprache geschaffen.

Das wäre eine Auslese aus den von mir bisher gesammelten Ausdrücken der modernen Soldatensprache, mit deren Mittheilung ich mich hier begnügen muß. Ich habe die Vergangenheit ziemlich ausführlich behandelt, um das Thema auf einer breiteren Grundlage aufzubauen und dadurch von vornherein über den Verdacht einer Kuriosität hinaus zu heben, die etwa nur für einen engeren Kreis Interesse haben könnte. Den gegenwärtigen Bestand der Soldatensprache zusammen zu bringen, ist nun kaum minder mühsam, als den der Vergangenheit angehörigen. Meine Proben werden wohl genügen, um zu zeigen, wie interessant der Gegenstand sprachlich und kulturgeschichtlich ist; der Wunsch, das heutige Material einmal festzulegen, ist gewiß berechtigt. Das ist aber ohne Mithülfe von vielen Seiten nicht möglich. Die Soldatensprache ist so mannichfaltig und häufig so lokal verschieden, daß Worte, welche bei einem Truppentheile ganz geläufig sind, bei einem nahe benachbarten unbekannt sind. Darum ist es häufig von Werth, ihre Quelle zu wissen, und ich habe also bisweilen den betreffenden Truppentheil hinzugeschrieben. Auch zeitlichen Schwankungen und Veränderungen ist die Soldatensprache unterworfen. So nennt Avé-Lallemant in seinem mehrfach genannten Werke (Band III 126/27) als soldatisch die folgenden Worte, die mir meist unbekannt sind (sie stammen augenscheinlich aus Niederdeutschland, von wo ich allerdings bisher nur wenig Material habe sammeln können): Aubeulen (zum besten haben, aufschieben), Schindler (Angeber), schuften gehen (verrathen; Laukhard II 252 Anmerkung hat in gleichem Sinne für seine Zeit „kalefaktern"), Blechseppel (einfältiger Mensch, Gimpel), Faischel (Jude), Scharermeister (Geizhals), Fleischhacker oder Trampelthier (Kavallerist), Lakenpatscher (Infanterist), Spinakwächter (Polizeisoldat, Landjäger), Grünspecht, Laubfrosch oder Heckensch . . . er (Jäger), Spiunhase (Feigling), Rattenkönig, Rottenvadder oder Wanzenkaptein (Arrestverwalter; Hackländer hat auch Rattenkönig, Wanzenmajor und Onkel), Matratzenkönig oder Klystierkaptein (Lazarethverwalter), Haut, Fell oder Schwarte (Geliebte des Soldaten; in einem Liede vom Jahre 1549 nennt sich ein Landsknecht „ich armer Schwartenhals", ist der Gebrauch von Schwarte für eine Person ursprünglich soldatisch?).

In der Gesellschaft der Reserve- und Landwehroffiziere zu Straßburg i. E. habe ich vor kurzem das Thema zur Sprache gebracht und bei dieser Gelegenheit zahlreiche neue Beiträge erhalten. Diese Zeilen möchten sich nun an einen noch größeren Kreis wenden, mit der Bitte, mein Unternehmen in gleicher Weise zu fördern. Ich werde jeden Beitrag mit größtem Danke verwerthen, auch mit derben Ausdrücken, die ich hier fast gar nicht erwähnt habe, bitte ich nicht zurückzuhalten. Wenn ich vielleicht auch auf eines oder das andere Buch aufmerksam gemacht würde, das mir noch Material aus der Vergangenheit liefern könnte, so würde ich solche Unterstützung nicht minder dankbar empfinden. Auf die Biographie v. Suckows, die mir eine Reihe Ausdrücke geliefert hat, bin ich z. B. nur durch die Empfehlung eines Freundes gekommen.

Straßburg i. E. — Neudorf.
Bei St. Urban 22 a.

Privatdozent Dr. Paul Horn.

Volkswirthschaftlicher Werth von Städteassanirungen.

Von Hans Buchner.

In der Epidemiologischen Gesellschaft zu London hat kürzlich ein englischer Arzt, Dr. Childs, Professor der Bakteriologie und Hygiene an der Universität London, einen Vortrag gehalten, der speziell die Geschichte der Assanirung Münchens gegenüber dem Unterleibstyphus behandelt.[1]) Während die allgemeinen Vortheile einer solchen sanitären Verbesserung, wie sie der jetzige Gesundheitszustand Münchens im Vergleich zum früheren darbietet, Jedermann einleuchten, möchten wir hier den volkswirthschaftlichen Werth des darin liegenden ungeheuren Fortschritts noch besonders betonen. Nicht Jedermann denkt ja daran, daß auch solche Dinge wie Gesundsein und Kranksein in Geld bewerthet werden können, und daß Aufwendungen für Assanirungszwecke unter Umständen sich finanziell außerordentlich gut rentiren können.

Childs zählt sämmtliche Typhustodesfälle, welche seit 1851 in München jährlich vorkamen und gruppirt sie nach Jahrzehnten. Es starben im Durchschnitt:

[1]) The history of typhus in Munich. „The Lancet", 5. Februar.

1851—1860	von 100,000	Einwohnern	jährlich	202,
1861—1870	„	„	„	„	147,
1871—1880	„	„	„	„	116,
1881—1890	„	„	„	„	16,
1891—1896	„	„	„	„	5.

Das gleiche Bild der Abnahme liefert eine Tabelle über die Zahl der Typhuserkrankungen, welche jährlich den Münchener Krankenhäusern zugingen. Die Erkrankungen verhielten sich also analog den Todesfällen und können wir daher zur Vereinfachung die letzteren der Berechnung zugrunde legen.

Vergleichen wir nicht das extrem ungünstige Decennium 1851—60, sondern nur das minder ungünstige, 1861—70, mit der Gegenwart, so ergibt sich in diesem Falle immer noch die enorme Herabminderung der jährlichen durchschnittlichen Typhussterblichkeit um 142 Fälle auf 100,000 Einwohner. Dieses Decennium und nicht das erste zum Vergleich heranzuziehen, empfiehlt sich deßhalb, weil damals, vor 30 Jahren, auf Grund von Darlegungen Pettenkofers in der Allg. Ztg.[1]) über den Einfluß von Boden und Grundwasser auf Typhus und Cholera die Stadtverwaltung sich veranlaßt sah, ernstlich an die Reinigung und Reinhaltung des Münchener Bodens zu gehen. Bürgermeister Dr. v. Ehrhardt und Oberbaurath v. Zenetti waren die führenden Rathgeber dabei. Seitdem also ist München zielbewußt assanirt worden, und welche finanzielle Ersparnisse hat nun der gesundheitliche Erfolg dieser Maßnahmen herbeigeführt?

Der ökonomische Statistiker berechnet außer den Kosten für Verpflegung eines Kranken, die man nach den Aufwendungen der Krankenhäuser zu durchschnittlich 2.6 M. pro Tag veranschlagen kann, auch noch den Entfall der Arbeitsthätigkeit, da ja während des Krankseins nichts verdient werden kann. Zur annähernden Abschätzung des letzterwähnten Entgangs bildet die übliche Lohnhöhe wegen ihrer Schwankungen und Verschiedenheiten nur ein ungenügendes Mittel. Um sicher zu gehen, verfährt der Statistiker daher mehr grundsätzlich, indem er den arbeitenden Menschen unter dem Bilde einer komplizirten Arbeitsmaschine betrachtet und nun fragt, einerseits was die Herstellung dieser Maschine gekostet hat, andrerseits was an Aufwendung erfordert wird, um diese Maschine dauernd bei ihrer Leistung zu erhalten? Ersteren Betrag, den sog. „Kostenwerth des Menschen", d. h. diejenige Summe, welche zum Zweck der Ernährung, Erziehung und Ausbildung eines Menschen bis zum Beginn seines produktiven Alters erfordert wird, hat der berühmte Statistiker E. Engel sehr mäßig, im Vergleich zu anderen Angaben, minimal auf 3700 M. berechnet.

Dies gilt für das vollendete 15. Lebensjahr und wenn die Lebenserwartung in diesem Zeitpunkt 50 Jahre beträgt, so muß statistisch innerhalb dieses Zeitraumes das erwähnte Kapital durch den Ertrag der Arbeit nicht nur verzinst, sondern auch amortisirt werden, d. h. es muß statistisch ein gleicher Betrag wieder zur Auferziehung der folgenden Generation aufgewendet werden. Es berechnet sich also eine Tilgungsquote von jährlich 200 M. für das aufgewendete Kapital; hiezu aber kommen zweitens die Kosten für die ständige Inbetriebsetzung der Maschine, als welche wir den Menschen betrachtet haben, für den Arbeiter also die Kosten für Erhaltung des Lebens und der Arbeitskraft, die sich während der produktiven Periode auf jährlich 500 M. schätzen lassen. Im ganzen hätte der Arbeiter jährlich also 700 M. zu erarbeiten, um, abgesehen von jedem Ueberschuß oder Ersparniß, gleichsam nur den „Selbstkostenwerth" seiner Arbeit zu decken, wonach für den Tag durchschnittlich etwa 2 M. entfallen. Da dieser Betrag beim Krankseim entgeht, so müssen wir ihn den Anforderungen für die Verpflegung zurechnen und erhalten somit 4.60 M. als Gesammtkosten für jeden Krankheitstag in minimo.

Hätten wir nun in München noch die Typhussterblichkeit von 1861—70, so würden nach obigem im Durchschnitt bei rund 400,000 Einwohnern $4 \times 142 = 568$ Personen im Jahre mehr an Typhus sterben müssen. Rechnet man, wie dies Pettenkofer schon früher gethan hat, daß ein Todesfall durchschnittlich 34 Krankheitsfällen entspricht und jeder Krankheitsfall durchschnittlich 20 Krankheitstagen, so entsprechen diesen 568 Todesfällen 386,240 Krankheitstage, und jeden zu 4.6 M. Kosten berechnet, bedeutet das eine Gesammtersparniß für die Münchener Bevölkerung von jährlich 1,776,704 M.

Das ist aber nur die Ersparniß für Krankseim, während wir nach obigem auch die Ersparniß für nicht eingetretene Todesfälle direkt durch den erwähnten Ansatz Engels für den Kostenwerth des Menschen im vollendeten 15. Lebensjahr, wenigstens minimal veranschlagen können. Demnach würde sich die Ersparniß in dieser Hinsicht auf $568 \times 3700 = 2{,}101{,}600$ M. belaufen; es würde also im ganzen durch Herabminderung des Typhus in München der Betrag von etwa 4 Mill. M. jährlich erspart werden, eine Summe, die man sich kapitalisirt vorzustellen hat, um den wirklichen Nutzen zu ermessen, den die Assanirung der Bevölkerung Münchens rein finanziell gebracht hat.

Kein Einsichtiger wird übrigens glauben, daß mit diesen Zahlen der rein wirthschaftliche Vortheil der Zurückdrängung des früher so stark herrschenden Typhus schon genügend ausgedrückt sei. Was es für den Verkehr und damit für den Wohlstand einer Stadt wie München bedeutet, wenn der oben erwähnte Prof. Childs am Schluß seines Vortrags in der Londoner Epidemiologischen Gesellschaft, München beglückwünschend, sagen kann, daß diese Stadt, welche einst schrecklich von Typhus heimgesucht war, freier von dieser Krankheit geworden ist, als fast irgend eine Stadt der Welt — das läßt sich in genauen Zahlen offenbar nicht ausdrücken. Eine Ahnung davon kann man sich aber verschaffen, wenn man an das rapide Wachsthum Münchens und an das enorme, in seinen Wirkungen vielfach sogar bedenkliche Steigen der Grundwerthe denkt, das bei dem einstmaligen „Typhusnest" München ganz undenkbar gewesen wäre. Die Millionen, die da herauskommen würden, möge ein Anderer nachrechnen.

Interessant wäre es aber, nachzuweisen, wem die erzielten Ersparnisse und Gewinne eigentlich zugute gekommen sind? Für einen Theil derselben darf man ja gewiß die eigentlich in erster Linie, wenn nicht allein, empfangsberechtigte Stadtgemeinde auch thatsächlich als die Empfängerin betrachten; so namentlich für die Ersparnisse an Verpflegungskosten für seine Krankenhäuser hätte München ungleich größere Summen theils auf Neubauten, theils zum Unterhalt aufwenden müssen, wenn die Mortalität die frühere geblieben wäre. Einen weiteren Theil der Ersparnisse, jene für nicht eingetretene Todesfälle, haben die Lebensversicherungsgesellschaften eingeheimst, deren Geschäfte mit der sinkenden Mortalität naturgemäß immer glänzender sich gestalten und thatsächlich in Deutschland großentheils 25 Proz. Dividende und mehr ertragen. Es wäre nicht unbillig, aus diesem Gesichtspunkt von den Lebensversicherungsgesellschaften bestimmte Beiträge für öffentliche Assanirungszwecke zu verlangen, deren Ertrag nur ihnen selbst wieder zustatten kommen würde. Wenigstens dürfte es nicht vorkommen, daß Lebensversicherungsgesellschaften durch Androhung der Ungültigkeitserklärung einer bestehenden Versicherung von bakteriologisch-hygienischen Forschungen wegen der damit verknüpften Gefahr geradezu abzuschrecken suchen, wie es dem Schreiber dieser Zeilen begegnete.

[1]) Beilage 1868, Nr. 343.

Digitized by Google

Solche Forschungen, deren Endziel doch immer die genauere Erkenntniß des Wesens der Epidemien ist, sollten von einsichtigen Lebensversicherungsgesellschaften geradezu gefördert und pekuniär unterstützt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß einmal eine kleine finanzielle Einbuße mit unterlaufen konn.

Der Hauptantheil der aus der sinkenden Mortolität sich mehr indirekt ergebenden Gewinne, so jene aus Steigerung des städtischen Grundwerthes erwachsenden Millionen, kommen aber der eigentlich empfangsberechtigten Stadtgemeinde leider gar nicht, sondern nur den einzelnen Grundbesitzern, die daran als solche gar kein Verdienst haben, die vielleicht gar nicht in der Stadtgemeinde wohnen und leben, zugute. Es ist dies eine der schreiendsten und für jeden Einsichtigen offenkundigsten Ungerechtigkeiten unsres öffentlichen Lebens, und man muß es unsern großen politischen Parteien zum schärfsten Vorwurf machen, daß keine den Muth und die Uneigennützigkeit besitzt, hier mit der Reform, wenn auch zunächst nur ganz sachte, aber doch prinzipiell einzusetzen. Vom Staate konn nicht erwartet werden, daß er sich mit bezüglichen Gesetzesvorschlägen Niederlogen holt, wenn in der Bevölkerung selbst das Rechtsgefühl in dieser Hinsicht und das solidarische Pflichtgefühl, das dem Eigenthumsrecht gegenüberstehen und dasselbe sittlich ergänzen muß, noch so wenig entwickelt ist. Wie die Soche in vollkommen schonender Weise anzugehen wäre, ist erst kürzlich wieder von H. Herkner in vortrefflicher Weise entwickelt worden. [1]) Den Stadtgemeinden würden aus solcher berechtigten Einnahmequelle die Mittel erwachsen, um auf dem Weg sanitärer Verbesserungen rüstig voranzuschreiten und für die Bevölkerung allmählich das zu werden, was sie bei ihrem gewaltigen Wachsthum immer dringender werden sollten: in erster Linie wie bisher Zentren für Wissenschaft und Kunst, für Industrie, Handel und Gewerbe, außerdem aber auch Heimstätten für eine kräftige, in jeder leiblichen und sittlichen Beziehung gesunde Einwohnerschaft.

Mittheilungen und Nachrichten.

München. In dem am 17. ds. Mts. in Arco verstorbenen Kommerzienrath Friedrich Bruckmann hat nicht nur der deutsche Verlagsbuchhandel einen seiner bekanntesten Vertreter, sondern auch die archäologische und kunsthistorische Wissenschaft einen eifrigen und erfolgreichen Förderer verloren. Zu einer Zeit, als dieselbe noch unter dem Bann der ästhetischen Phrase stand, erkannte Friedrich Bruckmann vor Anderen, worin die Bedingung für eine gesunde Weiterentwicklung dieser Disciplin lag: in der Schaffung genügender Anschauungsmittel als Grundlage für Kritik und Studium des Kunstwerks. Einem schönen Zug seines Charakters folgend, faßte er alle seine Verlagsunternehmungen im großen on; Kleinlichkeit war seinen Plänen fremd. Auf seine eigene und unbeeinflußte Anregung hin, unter seiner thätigen administrativen Mitwirkung, durch seine rastlose Energie über alle sich entgegenstellenden Schwierigkeiten hinweggeführt, entstanden unter der Leitung berufener Gelehrter in rascher Folge die großen Monumentalpublikationen — theils museographischer Art, theils „Corpora" spezieller Forschungsgebiete —, die den Namen seiner Firma über Europa's Grenzen hinausgetragen und derselben die erste Stelle unter den entsprechenden Anstalten nicht nur Deutschlands allein verliehen haben. Neben den „Denkmälern griechischer und römischer Skulptur", den „Griechischen und römischen Portraits", den „Denkmälern der Renaissanceskulptur in Toscana", der „Architektur der Renaissance in Toscana" seien die Veröffentlichungen ganzer Museen, wie der Sammlung des Barons Barraco in Rom, der Glyptothek des Hrn. Karl Jacobsen in Kopenhagen, der Sammlungen Tyszkiewicz in Rom, Somzée in Brüssel, Schubart-Czermak in München, hier ouf geführt. Friedrich Bruckmanns Name wird deshalb auch in den Kreisen der archäologisch-kunsthistorischen Wissenschaft noch auf lange Zeit hinaus mit Ehren und Dankbarkeit genannt werden. Dr. Paul Arndt.

* Bluntschlistiftung. Das jüngst ausgegebene Heft der in Brüssel erscheinenden „Revue de droit international" enthält ausführliche Mittheilungen der Bluntschlistiftung in Betreff der Preisaufgoben dieser Stiftung. Hienach sind für die aierte Preisaufgabe (Staatsbankerott und internationales Recht) fünf Bearbeitungen eingegangen, vier in deutscher, eine in italienischer Sprache. Das Preisgericht, bestehend aus den HH. Staatsrath Aßer im Haag, Präsident Ferand-Giraud in Paris, Professar Gabba in Piso, hat einstimmig beschlossen, den Preis von 2500 Fr. zwischen der italienischen und einer deutschen Bearbeitung gleichheitlich zu theilen. Die Eröffnung der betreffenden Verschlüsse hat als Verfasser der ersteren den Advokaten und Professor Giulio Diena in Bologna, nunmehr Universitätsprofessar in Siena, als Verfasser der letzteren den Dr. juris Karl Pllug in Nürnberg ergeben. Der Bericht der Jury ist in der Revue abgedruckt. Gleichzeitig wird seitens des Kuratoriums eine neue (fünfte) Preisaufgabe zur Ausschreibung gebracht. Das von der juristischen Fakultät München vorgeschlagene Thema lautet: „Die Natur der völkerrechtlichen Abhängigkeitsverhältnisse unter Staaten, geschichtlich und dogmatisch." Der Preis beträgt 2500 Francs; die Ablieferung hat bis 1. Juli 1900 an den Hrn. Geheimen Hofrath Dr. Pemsel in München, Mitglied und Schriftführer des Kuratoriums der Bluntschlistiftung, zu erfolgen, welcher auch die näheren Bedingungen (in der Revue abgedruckt) auf Verlangen mittheilt. — Die Bluntschlistiftung verfügt dermalen über ein durch vorgeschriebene Admassirung wachsendes Kapital von ungefähr 45,000 M. Das Kuratorium besteht aus den Herren: Geheimrath Dr. v. Sicherer und Geheimen Hofrath Dr. Pemsel in München, Professor A. Rivier in Brüssel, Professor Meill in Zürich und Geheimen Hofrath Dr. Georg Meyer in Heidelberg. Die Jury für die Preisaufgaben besteht aus drei Mitgliedern, welche aus einer vom Institut de droit international vorgeschlagenen Liste von sieben Personen durch das Kuratorium gewählt werden.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 10. März. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Erich Schmidt sprach über Uhland als Politiker. Aus dem handschriftlichen Nachlaß wurden zur Charakteristik der Gesinnung und Haltung Uhlands eine Ansprache an die Stuttgarter Bürger über den freien Verkehr zwischen Abgeordneten und Wählern, Skizzen zu den Reden in der Paulskirche und im Rumpfparlament, sowie neue den Orden pour la mérite betreffende Briefe verwerthet und nach kurzem Hinweis auf mancherlei Entwürfe mehrere lyrische Gedichte der 40er und 50er Jahre erläutert. 2. Hr. Hittorf, korrespondirendes Mitglied, übersendet eine Mittheilung: Ueber das elektromotorische Verhallen des Chroms. Das Chrom zeigt verschiedene Zustände, die der Verfasser den aktiven und inaktiven nennt. Im aktiven Zustand steht es elektromotorisch dem Zink nahe, reduzirt Metalle wie Silber aber Kupfer aus ihren Lösungen und löst als Anode sich in Salzsäure als Chromchlorür. Inaktiv reduzirt es kein anderes Metall, verhält sich dem Platin elektromotorisch gleich und löst sich durch den Strom als Chromsäure. Die Flüssigkeiten, welche das Chrom berühren, und die Temperatur bestimmen den Zustand, den das Chrom annimmt, wie im einzelnen nachgewiesen wird. 3. Hr. Schulze legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. L. Plate in Berlin vor: Ueber primitive Organisationsverhältnisse, Viviparie und Brutpflege bei Chitonen. Der in der Magellanstraße gefundene Nuttalochiton hyades: Rochebrunno zeigt folgende primitive Verhältnisse: 1. paarige Genitalorgane, 2. sackförmige (nicht diffuse) Nieren, 3. Mangel der Aorta und anderer Blutgefäße, 4. zwei Osphradien neben dem After. Bei Ischnochiton imitator Smith von Chile ist Brutpflege beobachtet. Eine Callistochiton spec. wurde als viipar erkannt. 4. Hr. V. Jagic in Wien sendet sein Werk ein: Neue Beiese von Dobrowsky, Kopitar und anderen Süd- und Westslawen. Berlin 1897. 5. Hr. H. Weber in Straßburg übersendet sein Werk: Lehrbuch der Algebra I. 2. Aufl.

[1]) Die Arbeiterfrage. 2. Aufl. Berlin 1897. S. 863.

Digitized by Google

Braunschweig 1898. 6. Die HH. T. Bigaski und G. B. Schiaparelli in Mailand übersenden ihr Werk: Peregrinazioni Antropologiche e Fisiche und Studio Comparativo tra le Forme Organiche Naturali e le Forme Geometriche Pure. Milano 1898. 7. Hr. J. Bywater in Oxford übersendet seine Ausgabe von Aristoteles de arte poetica. Oxonii 1898. — Zu korrespondirenden Mitgliedern in der physikalisch-mathematischen Klasse sind gewählt im Fache der Zoologie Hr. Georg Ossian Sars, Professor an der Universität Christiania; im Fache der Anatomie und Physiologie Hr. Adolf Fick, kgl. bayerischer Geheimer Rath und Professor an der Universität Würzburg, Hr. Karl v. Voit, kgl. bayerischer Geheimer Rath, Obermedizinalrath und Professor an der Universität München, Hr. Victor Hensen, Geheimer Medizinalrath und Professor an der Universität Kiel, und Hr. Willy Kühne, großherzoglich badischer Geheimer Rath und Professor an der Universität Heidelberg; endlich im Fach der Mathemathik Hr. Charles Emile Picard, Mitglied des Instituts, in Paris.

-y- Internationale Kriminalistische Vereinigung; Landesgruppe Deutsches Reich. Der Vorstand der Landesgruppe war kürzlich zu der gemäß vorjähriger Beschluß der Landesversammlung jährlich im Frühjahr in Heidelberg abzuhaltenden Sitzung versammelt. Außer dem Vorsitzenden, Universitätsprofessor, Unterstaatssekretär z. D. v. Mayr, waren anwesend: Geh. Justizrath v. Liszt (Halle), Professor Heimberger (Straßburg), Professor Fraak (Gießen), Professor v. Liszt (Berlin) und Privatdozent Dr. Miltermaier (Heidelberg), Ministerialrath, Oberstaatsanwalt Schlippe (Darmstadt), Regierungsrath, Strafanstaltsdirektor v. Engelberg (Mannheim), Superintendent v. Koblinski (Eilsleben). In Uebereinstimmung mit den bei der vorjährigen Landesversammlung in Heidelberg allseitig hervorgetretenen Wünschen wurde beschlossen, die diesjährige Landesversammlung in München abzuhalten und zwar am Donnerstag und Freitag der Pfingstwoche (2. und 3. Juni 1898). Als Verhandlungsgegenstände wurden durch Beschluß des Vorstandes bestimmt: 1. Sollen für die Bedrohung, Verfolgung und Bestrafung der Polizeiübertretungen besondere Grundsätze gelten? — 2. Die von den deutschen Bundesregierungen vereinbarten Grundsätze über den Vollzug der Freiheitsstrafen. — 3. Welche Wege sind einzuschlagen, um dem strafrichterlichen Unterricht eine angemessene Stellung neben dem privatrechtlichen überall zu sichern?

-rt. Auf dem Umweg über London (Engl. Mech. a. W. of Sc.) kommt aus Wien die Nachricht von einer sensationellen Erfindung, die einem polnischen Dorfschullehrer Namens Szczepanik geglückt sein soll. Es handelt sich um nichts geringeres, als um die Lösung des Problems, Lichtwellen in elektrische Wellen umzuwandeln und in gewöhnlicher Weise auf Drähten fortzuleiten — eines Problems also, dessen Lösung der bekannte Erfinder Edison seit mehr als 20 Jahren vergeblich angestrebt hat. Das neuerfundene Instrument, „Fernseher" genannt, soll nämlich gestatten, ein beliebig, auch in großer Entfernung gelegenes Objekt mit seinen natürlichen Farben an irgendeinem zweiten Ort sichtbar zu machen. Sollte sich die Nachricht von dieser Erfindung bewahrheiten, so dürfte die letztere allerdings, wie die Potentinhaber verkündern, der „Clou" der nächsten Pariser Weltausstellung sein. — Alsbald nach Bekanntwerden dieser Nachricht meldet sich auch schon Jemand, der die Sache früher erfunden haben will. Hr. C. Sealerq in Ardres in Frankreich schreibt dem „New-Yorker Herold", daß er schon 1877 unter demselben Namen „Telektroskop" einen Apparat hergestellt habe, zu welchem er, um die Bilder aus der Ferne zu erzeugen, das Selen benutzt habe. Er führt aus dem Zeitraum von 20 Jahren eine ganze Reihe von Zeitschriften an, welche dieses Telektroskop besprochen haben, und kündigt zugleich an, daß er gegen die Patentnahme des Hrn. Szczepanik gerichtlich Stellung nehmen werde.

* **Leipzig.** Die hiesige Handelshochschule wird als die erste in Deutschland am 26. April d. J. in der Aula der Universität feierlich eröffnet werden. Als Studirende finden Aufnahme: Abiturienten von Gymnasien, Realgymnasien, Ober-Realschulen und höheren Handelsschulen, seminaristisch gebildete Lehrer, Kaufleute, welche die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst erworben und ihre Lehrzeit beendet haben ꝛc. In welcher Weise der Nachweis der geistigen Reife in Zweifelsfällen zu führen ist, bleibt dem Ermessen des Immatrikulationsausschusses überlassen. Das Verhältniß zur Universität ist so geregelt, daß die Studirenden der Handelshochschule zugleich „Hörer" bei der Universität sind, während die Studirenden der letzteren zugleich als Hörer bei der Handelshochschule zugelassen werden können. Die Dauer des Studiums ist auf vier Semester berechnet. Innerhalb dieses Zeitraums werden alle für den Zweck der Handelshochschule dienlichen Vorlesungen mindestens einmal gehalten. Für das Sommersemester 1898 kommen in erster Reihe folgende Universitätsvorlesungen in Betracht: Allgemeine Volkswirthschaftslehre, Professor Bücher; Handels- und Verkehrspolitik, derselbe; Gewerbepolitik, Dr. Pohle; Handels-, Wechsel- und Seerecht, Geh. Rath Prof. Friedberg; Einleitung in das Studium der Statistik, Prof. Dr. Hasse; deutsche Kolonialpolitik, derselbe; Geographie und Kolonisation von Deutsch-Ostafrika, derselbe; allgemeine und chemische Technologie, Dr. Rossow; Versicherungsmathematik, Dr. Hausdorff. Außerdem allgemein bildende Vorlesungen in reicher Auswahl. Die Uebungen in den besonderen kaufmännischen Fertigkeiten, sowie in der Stenographie werden vorläufig in den von der Handelskammer zur Verfügung gestellten Räumen der öffentlichen Handels-Lehranstalt abgehalten. Im Sommersemester 1898 finden folgende Uebungen statt: Kaufmännische und politische Arithmetik, Lambert; Buchführung (derselbe); Korrespondenz und Comptoirarbeiten, Dr. Döll; mechanische Technologie, Textilindustrie mit Exkursionen, Dr. Pietsch. Zur Ausbildung von Handelsschullehrern wird ein Seminar eingerichtet. Ebenso werden Sprachkurse und Uebungen für kaufmännische Korrespondenz in fremden Sprachen nach Bedarf stattfinden.

* **Eisenach.** Der jetzt hier wohnhafte Dr. Alfred Agricola aus Gotha feierte am 18. d. M. sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Die juristische Fakultät in Bonn, bei der Agricola am 18. März 1848 die Doktorwürde sich erworben hatte, erneuerte dem Jubilar das Doktordiplom und erwähnte darin, daß Dr. Agricola an verschiedenen obersten Gerichtshöfen, zuletzt beim Reichsgericht, bis zum Jahre 1892 das Richteramt in ausgezeichneter Weise verwaltet und sich um die Rechtswissenschaft durch sein Buch „Die Gewere zu rechter Vormundschaft" ein hervorragendes und dauerndes Verdienst erworben hat.

* **Berlin.** Der Professortitel ist dem Direktorialassistenten am Kupferstichkabinet der königlichen Museen in Berlin, Dr. Valerian v. Loga, und dem Direktorialassistenten bei den Sammlungen des kgl. Kunstgewerbemuseums, Richard Borrmann, beigelegt worden. — Zum kgl. Bezirksgeologen ist Dr. Henri Potonié ernannt worden, der als außerordentlicher Lehrer der Bergakademie angehört.

* **Brüssel.** An der hiesigen Universität soll ein Lehrstuhl für chinesische Sprache errichtet werden, und zwar auf Anlaß des Königs der Belgier.

* **Aus Rußland.** Die Erfolge des Diphtherieserums im russischen Reiche sind, wie die „Köln. Ztg." berichtet, auf Grund einer umfassenden Statistik, die sich auf 51 russische Provinzen erstreckte, festgestellt worden. In 44,631 Fällen von Diphtherie, wo es angewandt wurde, betrug die Sterblichkeit 14.6 Prozent, in 6507 Fällen, wo es nicht angewandt wurde, 34 Prozent. In jeder einzelnen Provinz hatte die Serumbehandlung eine bedeutende Verminderung der Sterblichkeit zur Folge, selbst bei den heftigsten Epidemien. Gegenwärtig bestehen in verschiedenen Theilen Rußlands 11 Laboratorien zur Herstellung von Diphtherieserum.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Friedrich Rapp: Leitfaden durch das Bürgerliche Gesetzbuch für gerichtliche und Verwaltungsbeamte. 3. Heft. Berlin, J. J. Heine's Verlag 1898. — Dr. Siegmar Schultze: Die Frauseele in der modernen Literatur und Kunst. Zwei Kapitel. Die Weib- und die Naturauffassung. Halle a. S., C. A. Kämmerer u. Co. 1898. — Dr. Fr. Brosin: Ein Ideal der Frauenwelt. Beiträge zur Bekleidungsfrage. Dresden, O. W. Böhmert 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 22. März. Nummer 65.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Schicksalsboten im Hause Wittelsbach. Von Carl v. Hoffmann. — Briefe von und über Jakob Frohschammer. Von Heinrich Glücksmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Schicksalsboten im Hause Wittelsbach.

Von Carl v. Hoffmann.

Prophetische Visionen, gespenstische Erscheinungen und Erscheinungen der schwarzen Frau, welche Chronik und Legende berichten, bilden diese Schicksalsboten, von welchen unentschieden bleiben soll, ob die ihnen zugrunde liegenden Halluzinationen vor oder nach den bezüglichen unfaßbaren und unerweislichen Ereignissen eintraten. Es kann und will deßhalb selbstverständlich auch keine andere Bürgschaft für deren Mittheilung übernommen werden, als daß sie wirklich erzählt und meist auch geglaubt wurden. Warum auch nicht? Ist der Glaube an Gespenster oder Geister doch so alt als die Welt! Alle Völker, alle Nationen haben diesen Glauben, alle alten Religionen, jene der Griechen, Römer und Juden, ja sogar die älteren Kirchenväter der Christen theilen ihn! Erzählt uns nicht Plutarch vom Geiste Cäsars, der dem Brutus das Wiedersehen bei Philippi verkündet, die Bibel im Buche Samuel von der Hexe von Endor, das Buch Daniels vom sprichwörtlich gewordenen mene tekel, upharsin! und lehrt nicht die christliche „Kirche“ die Teufelsaustreibung, den Exorzismus! Wurde das Leugnen der Gespenster nicht für ein Zeichen des Atheismus ausgegeben! Besteht der Glaube an Geister nicht heute noch? Und dennoch hat nicht ein einziges Gespensterfaktum bis jetzt wirklich Probe gehalten: alle behaupteten Erscheinungen sind mehr oder weniger Spiele des Zufalls, der Selbsttäuschung, der Leichtgläubigkeit oder krankhaften Aufregung oder Verirrungen des menschlichen Geistes, wenn nicht gar absichtlicher Betrug. Und wenn sie trotzdem geglaubt werden, so findet der Glaube daran seine kräftigste Nahrung meist in den jeweils herrschenden religiösen Vorstellungen vom Zustande der Seele nach dem Tode und dem daran sich knüpfenden Aberglauben. Denn nicht Jeder ist frei hievon, der seiner Ketten spottet, die ihm durch Gespenstermärchen und Niklaserscheinungen in der Kinderstube geschmiedet wurden und deßhalb häufig noch spät nachklirren. Ist Gespensterfurcht nicht allgemein? Bleibt nicht, wie Goethe sagt, selbst im hellsten Kopfe immer noch ein kleiner dunkler Winkel übrig! Der Geist im Hamlet, der steinerne Gast, die Ahnfrau, üben sie nicht stets auf alt und jung einen gewissen Reiz des Schauerlichen, als Boten aus dem Jenseits oder noch nicht dort eingegangener Wesen! Sieht man in ihnen nicht Gespenster, d. h. Geister oder Seelen, bestimmt ruhelos umherzuwandern, bis ihre irdische Schuld gesühnt ist, durch ihre ungerufene Erscheinung mahnend, sie zu erlösen, auf daß sie zur Ruhe gelangen?

Solch gespenstische Erscheinungen sind auch die weiße und die schwarze Frau. Der Ausruf „die weiße Frau ist erschienen“ sollte ursprünglich nichts heißen, als „unser Fürst wird bald fort müssen“, denn im Mittelalter war die Trauerfarbe einer Fürstin die weiße Farbe, und erst später hat sich diese Spukgestalt des Volksaberglaubens mit dem Spinnstubenmärchen einer Burgfrau der Veste Plassenburg verquickt, um nach Umfluß von einem halben Jahrtausend in der am 17. Februar 1797 verstorbenen Kurfürstin-Wittwe Maria Anna Sophie dem Hause Wittelsbach eine „schwarze Frau“ als Schicksalsbotin zu bescheren. Die ersten Spuren ihrer behaupteten gespenstischen Erscheinung reichen jedoch nur bis kurz vor die Zeit des Ablebens des Königs Max Joseph I. zurück.

Ueber den Ursprung dieser Gespensterfage fehlt jeder Anhalt, und wird dieselbe auch nur selten oder niemals ernstlich geglaubt, so bethörte sie doch wiederholt prüfungslose, zum Unbekannten sich neigende Gemüther. Abergläubische Unwissenheit und ein dunkles, unbestimmtes, durch Hoftradition erzeugtes und erhaltenes Muthmaßen einer zu sühnenden Schuld mögen der Sage von der „schwarzen Frau“ in der Person der Kurfürstin-Wittwe um so leichter eine historisch greifbare Gestalt gegeben haben, als dieselbe in den Galerien und Gängen der Residenz — so beispielsweise zur Zeit neben der Trabantentreppe im Contresait-Gang — fast stets als Aebtissin im schwarzen Chormantel des von ihr am 6. Dez. 1784, wie man glaubt zur Sühne, gestifteten St. Anna-Ordens abgebildet ist. Dieser einmal erzeugte Glaube festigte sich dann, begünstigt durch weitere äußere Umstände, zur Ueberzeugung, als nach und nach die ursprüngliche Muthmaßung zur vermeintlichen Gewißheit wurde, daß die liebenswürdige schöne Fürstin thatsächlich eine schwere Schuld ungesühnt zurückließ. Denn hiemit war ja auch der Forderung von Legende und Volksmund Genüge gethan, welche als Schicksals- oder Todtenfrau eines Fürstenhauses ein schuldbeladenes Familienglied verlangen.

Maria Anna Sophie, die Gemahlin Max' III., geboren 29. August 1728 als Tochter des Königs Friedrich August III. von Polen und (als August II.) Kurfürsten von Sachsen, war mütterlicherseits nicht, wie Graf Törring-Seefeld, als Sprecher der Ständedeputation, beim Empfange der bestrickend schönen Braut zu Amberg in seiner Begrüßungsrede sagte, in der 13. Generation von bayerischem, sondern in der 3. von pfalz-neuburgischem Geblüte entsprossen und überdieß eine leibliche Cousine des am 28. März 1727 geborenen Kurfürsten, der als einer der schönsten Männer seiner Zeit galt. Ihre Verheirathung hatte am 9. Juli 1747 in München stattgefunden, trug aber weder dem Kurfürsten, noch dem Lande goldene Früchte. Max III., der an der fixen Idee litt, vergiftet zu werden oder an den Blattern zu sterben, lebte infolge der alsbald nach der Vermählung eingetretenen Erkaltung der ehelichen Beziehungen ausschließlich den Freuden der Jagd, der Musik, der Messe, den Wallfahrten und seiner Drehbank. Er starb am 30. Dez. 1777, wie er befürchtet hatte, an den Blattern und hinterließ das Land auf der gleichen tiefen Stufe, wie er es übernommen. Um den Zustand desselben zu schildern, müßte man, wie 1774 ein in München lebender englischer

Staatsmann sagte, „um zwei Menschenalter im Fortschritt der Gesellschaft zurückgehen". Das Bayerland blieb auch unter Max III. der verschuldete Agrarstaat κατ' ἐξοχήν, nicht ein Drittheil der Landbewohner konnte lesen und schreiben, ein Drittel des Jahres wurde mit Feiertagen, Prozessionen und Wallfahrten müßig verbracht, der Bierzwang stand im höchsten Flor, die Obstbaumzucht wurde zu dessen Gunsten von den Gutsherren und Klöstern unterdrückt, um nicht durch den Obstgenuß den Bierkonsum zu beeinträchtigen u. s. w. Wenn von jenen Zuständen kaum mehr eine Erinnerung besteht, so verdanken wir dies den durch König Max Joseph I. angebahnten bessernden und aufklärenden Umwälzungen, die uns davon trennen, und der Einverleibung der protestantischen Provinzen.

Die Kurfürstin bewohnte nach ihrer Vermählung den 1750 abgebrannten Herzog Clement-Stock, von welchem im Osttrakt der heutigen Residenz nach der Herzog Christoph-Thurm vorhanden ist, dann die Trier'schen Zimmer und nach dem Tode der Kaiserin-Wittwe deren Gemächer vom Goldenen Saale bis zum Herzkabinet, also die sog. päpstlichen Zimmer. Als Wittwe bewohnte sie bis zu ihrem Ableben dieselben Räume und das Schloß Fürstenried, ihren Lieblingssommeraufenthalt, von wo sie regelmäßig Montags in die Stadt kam, um beim Kurfürsten Karl Theodor zu speisen.

Clerambault, ein Zeitgenosse, schildert sie: „comme une grande et belle femme, un peu rausse, de complexion amoureuse. Il a été prouvé à sa mort quand elle fut disséquée qu'elle n'était nullement conformée pour avoir des enfants, aussi n'en a-t-elle jamais eu ... Elle pouvait être très aimable quand elle le voulait, un peu méchante et très mauvaise janeuse. De sa dotte et de ses bijaux elle a fondé le chapitre noble des chanoinesses de Munich ..." — Diplomatische Korrespondenzen verfolgen sie mit verleumderischen Anklagen ihrer Mädchenzeit. Andere Quellen schildern sie als blühende Schönheit voll Anmuth und Tugend, heiter, geweckt, eigenwillig, prunkliebend und verschwenderisch. Bis in ihr Alter leidenschaftliche Jägerin, die mit waidmännischer Gewandtheit Hühner, Hasen und Hirsche jagte, schrieb sie noch wenige Jahre vor ihrem Tode an ihre Jugend- und Herzensfreundin, die große Sängerin Regina Mingotti, daß sie noch immer der Hühnerjagd obliege und hiebei meist 5 Stunden auf den Beinen sei, doch wäre nicht mehr viel zu wollen, seitdem sie sich die Hand gebrochen. In diesen zahlreichen, höchst anmuthigen Briefen zeigt sie sich nicht nur überraschend welt-, menschen- und sprachenkundig, sondern auch von bezaubernder Herzensgüte und durch Jahrzehnte hindurch von hingebender Freundschaft. Die Mingotti bleibt stets ihr „liebes Regerl", ob sie ihr deutsch, französisch oder italienisch schreibt.

In Staatsgeschäften kam sie absolut nicht in Betracht, sie übte keinerlei Einfluß, hatte aber, unabhängig von ihren dem Kurfürsten höchst unbequemen Charaktereigenschaften und Passionen, für ihre Person genug auszustehen, weil die wiederholten Hoffnungen ihrer Schwangerschaft sich stets als trügerisch erwiesen.[1])

Abweichend von ihrer hohenzollern'schen Kollegin, schreckt unsre schwarze Frau die schreckhaften Lebendigen nicht nur um die schauerliche Mitternachtszeit, sondern unabhängig von dieser Geisterstunde zu allen Tageszeiten, zu welchen empfängliche Gemüther sich ihrer Erscheinung zugänglich erweisen. Diese erstreckte sich außer auf die Residenzen auch auf Nymphenburg, Schleißheim und Fürstenried. In letzterem Schlasse, dem sommerlichen Wittwensitz der Kurfürstin, war es, wa Ende der 50er Jahre, als ein Zug reitender Artillerie unter Lieut. v. H. im Schlosse im Quartier lag, ein Kreis junger Offiziere an einem der behaupteten Gespenstertage sich von der Erscheinung der schwarzen Frau überzeugen sollte, denn sa hatte es v. H., wie er wenige Wochen vor seinem Ableben, bei zufälligem Zusammentreffen, dem Verfasser zugestand, mit einer Schloßbewahnerin schalkhaft verabredet. Sie erschien auch, aber wider alle Verabredung nur — Einem.

Die älteste Sage einer Schicksalsbotschaft enthält die Chronik des Klara-Klosters am Anger in München. Dieselbe berichtet, daß die 1454 geborene Prinzessin Barbara, Tochter Albrechts III., des Frommen, als sie König Ludwig IX. von Frankreich zur Ehe begehrte, sich drei Tage Bedenkzeit erbat und durch die an denselben erfolgten, auch Anderen sichtbar gewordenen, Schicksalsmahnungen sich bestimmen ließ, den Schleier zu nehmen. Sie starb 1472 im Rufe der Heiligkeit als Aebtissin des Klosters. (Stadhausen.)

Oft genug überliefert uns aber die Sage Halluzinationen aber Träume als wirkliche Geschehnisse, wie es mit dem „Traume Eleonarens", der Seherin des Hauses Wittelsbach, der Fall ist, welchen uns verschiedene Historiker (Leiuberger, Gack, Zschokke u. A.) als prophetische Vision wiedergeben. Dieselben berichten:

„Die edle und fromme Maria Eleonara Amalia, Gemahlin des in Dünkelsbühl am 1t. Juli 1732 in Verbannung gestorbenen Herzogs Theodor Eustach von Sulzbach, hatte einst wachend, bei hellem Tage, im großen Spiegel ihres Gemachs ein Gesicht, das kein anderes Auge gesehen und sie in Entzückung und weissagender Begeisterung ausrufen ließ: Ich sehe den Stamm der Pfalzgrafen und unter denselben einen herrlicher vor den übrigen glänzen, ihn höher denn alle.

Gern und oft sprach die herrliche Fürstin im Kreise ihrer Umgebung von diesem Gesichte, das nach noch nicht vollen 100 Jahren an Max Joseph I. in Erfüllung gehen sollte.

Eleanore starb am 27. Januar 1720, kurze Zeit nach diesem Ereigniß, im Sange ihres Liedes an der Abendtafel, vom Schlage berührt."

Weber, der Biograph der Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen, der geistvollen Prinzessin von Bayern, erzählt: „1748 brachte in München ein räthselhaftes Ereigniß. Im Januar zeigte sich nämlich in dem Zimmer, das Maria Antonia als Prinzessin bewohnt hatte (anstoßend an die sog. reichen Zimmer), eine Geistererscheinung. Ihr Bruder, der Kurfürst, schreibt hierüber: Vous me demandez entre autre le détail de la visian farmidable, qui s'est passée dans la chambre dans laquelle vaus avez logé autrefais. Le vral de l'histoire est, la fille qui a été epouvantée a été reveillée par un attouchement au cau, en suite elle a vu une personne nalre devant le lit qui se tenait camme dassne, cette figure avait des yeux remplis de feu et pendant qu'elle la regardait, ça disparait devant ses yeux, voilà tout le détail du triste accident."

„Auch die Kaiserin schrieb hierüber an Maria Antania und meinte, sie möchte nicht in dem Zimmer schlafen, obwohl die Franziskaner die Erscheinung als schlimmer Leute Blenderei und Muthwillen erklären."

Dem mag sa gewesen sein, aber es war nicht Blenderei, was, wie Zeitgenossen berichten, kurz darauf die persön-

[1]) Als sie 1763 das Bad Ems gebrauchte, befand sich in ihrem Gefolge auch Antoine Comte de Brambro als Page, ayant appris en chemin, erzählt Clerambault, que S. A. S. faisait ce voyage dans l'espérance d'avoir un jour des enfants, Brambro alla se jeter aux pieds de l'Électrice, en la priant de grace, que si elle devenait enceinte aux eaux de lui accorder la faveur que ce sont lui qui ait l'honneur d'en porter la première nouvella à l'Électeur. L'Électrice surprise de sa demande ne mit à rire et le lui promit....

Nicht ohne Interesse ist auch die Thatsache, daß das erste Mittel, das auf Beschluß der in Ems zusammengetretenen Aerzte angewendet wurde, um die Kurfürstin durch den Badgebrauch leibesfruchtbar zu machen, in einem Aderlasse bestand. (Delling.)

Digitized by Google

liche Intervention ihres Schwagers Johann Theodor, des Kardinals von Bayern, nothwendig machte. —

Nach derſelben Quelle wird in den Briefen der Kaiſerin an ihre Tochter, im Jahre 1750, der Erſcheinung des verſtorbenen Kaiſers Karl Albert gedacht, welche ſich täglich der Nonne Karoline bis einige Zeit vor ihrem Tode zeigte.

Dieſe Nonne Karoline, welcher Kaiſer Karl Albert ihren bevorſtehenden Tod zu verkünden kam, war deſſen am 4. Auguſt 1696 zu Brüſſel geborene ältere Schweſter. Sie trat am 29. Oktober 1720 unter dem Namen Sor. Emanuela de carde Jesu als Nonne in den ſtrengen Orden der Klariſſinnen zu München, wo ſie am 9. Oktober 1750 ſtarb.

Weiter berichtet Weber: „Zur Zeit des Aufenthalts Maria Antonia's in München erſchien im Januar 1761 in Warſchau, wo König Auguſt III., der Schwiegervater der Prinzeſſin, an Gicht darniederlag, nach des Miniſters Brühl Meldung, einer Schildwache im Schloſſe ‚un spectre blanc', welches den Erſchrockenen dreimal fragte ‚ce qui se passait de nouveau'. Die Schildwache fiel in Ohnmacht, der Geiſt verſchwand, und Brühl ſchreibt ‚quoique l'imagination de l'homme est fabuleuse, cela ne manque pas de faire quelque impression'."

Auch dieſes Ereigniß fiel zuſammen mit einem Todesfall im Hauſe Wittelsbach, dem Ableben des Onkels der Prinzeſſin Maria Antonia, des am 17. Auguſt 1700 geborenen, am 6. Februar 1761 auf Schloß Ehrenbreitſtein verſtorbenen Kurfürſten Clemens Auguſt von Köln.

Mit dem Tode dieſes hochherzigen Fürſten, mit welchem die Reihe der Erzbiſchöfe aus dem Hauſe Wittelsbach ſchloß, verknüpfen ſich noch mehrere auffallende Vorbedeutungen. „Auffallend bleibt," ſchreibt ſein Biograph Baron Mering, „daß er bei einer Redoute, der er kurz vor ſeiner letzten Abreiſe von Bonn nach Ehrenbreitſtein beiwohnte, überall von einer Todtenmaske verfolgt wurde, die, als man ſich ihrer bemächtigen wollte, auf einmal wieder verſchwunden war."

Berichtet wird ferner, in der Sterbeſtunde des Fürſten ſei die Hofglocke in Bonn herabgeſtürzt. Aehnliche Vorbedeutungen will man mehrere bei der letzten Reiſe des Kurfürſten wahrgenommen haben. So ſollen die Gewichte der aufgezogenen Hofuhr von ſelbſt heruntergefallen ſein u. ſ. w.[1])

Ein ganz beſonders auffallendes und merkwürdiges Ereigniß, dem, nach Weber, umſomehr Glauben zu ſchenken iſt, als der Erzähler, Oberhofmarſchall v. Reitzenſtein, ſich auf Mittheilungen aus dem Munde der Kurfürſtin (Königin) Amalie Auguſte, der Schwiegertochter Maria Antonia's, berief, begab ſich im März 1780: Maria Antonia ward zur Spielpartie bei ihrer Schwiegertochter erwartet, erſchien aber nicht zur gewöhnlichen Zeit. Die Kurfürſtin begab ſich deßhalb in die an ihre Gemächer anſtoßende Garderobe, wo ihre Frauen vom Dienſte und der Kammerdiener ſich aufhielten, und fragte, ob die verwittwete Kurfürſtin (Maria Antonia) die Partie habe abſagen laſſen und man vergeſſen habe, ihr Meldung zu machen. Der Kammerdiener antwortete: „Ihro K. H. haben nichts abſagen laſſen, werden aber auch nicht zur Partie kommen, denn wir haben hier Alle geſehen, daß ſie ſich über den Kirchgang haben tragen laſſen, begleitet von einigen ihrer Livreediener mit Fackeln; wahrſcheinlich haben Höchſtdieſelben eine Privatandacht l"

Kaum aber war die Kurfürſtin in ihr Zimmer zurückgekehrt, als zu ihrem Erſtaunen ihre Schwiegermutter bei ihr eintrat. Auf die Mittheilung, ſie habe ſie nicht mehr erwartet, da ſie vernommen, daß ſie ſich mit Fackeln in die Kirche habe tragen laſſen, antwortete Maria Antonia: „Nein, Frau Tochter, erſt in vier Wochen trägt man mich dahin in die Gruft."

Dieſe Ahnung traf auch vollſtändig zu, ſie ſtarb am 23. April 1780.

Maria Antonia war nicht nur eine der bedeutendſten, ſondern auch der beſtverleumdeten Frauen ihrer Zeit. Ihre ausgezeichneten Geiſtesgaben zeigten ſich u. a. in einem glänzenden Scharfſinn und einem überaus glücklichen Gedächtniß. Sie malte vortrefflich, war eine tüchtige Sängerin und ausgezeichnete Pianiſtin, ſprach fünf Sprachen, fertigte franzöſiſche und italieniſche Poeſien mit Leichtigkeit und Grazie, verfaßte und komponirte mehrere italieniſche Opern, gab auch mehrere Werke in franzöſiſcher Sprache heraus und war ſeit 1747 Mitglied der berühmten Gelehrtengeſellſchaft (Akademie) Arcadia in Rom.

An dieſe Erſcheinungen des vorigen Jahrhunderts reihen ſich nun folgende der „ſchwarzen Frau" aus jüngerer Zeit; die bezüglichen Mittheilungen ſind handſchriftlichen Aufzeichnungen von Zeitgenoſſen entnommen.

Im Winter 1823/24, als die Freiin v. Zillenhardt, Hofdame der Herzogin-Wittwe Maria Amalia von Zweibrücken, auf beſondere Einladung des Königs Max Joſeph in der Münchener Reſidenz wohnte, öffneten ſich eines Abends langſam und geräuſchlos die nach ihrem Vorzimmer führenden Thüren. Die Baronin, einen Beſuch vermuthend, dem ſie für den Augenblick zu entgehen wünſchte, verſteckte ſich hinter einem Paravent, gewahrte aber plötzlich die „ſchwarze Frau" und fiel vor Schreck in Ohnmacht. Als ſie ſich wieder erholt hatte und ihr Vorzimmer betrat, fand ſie ihre Jungfer, welche, wie ſich ſpäter ergab, dieſelbe Erſcheinung gehabt hatte, noch ohnmächtig am Boden liegen. Auf den Gängen hatte Niemand etwas beobachtet.

Wenige Tage darauf kam die Nachricht von dem am 4. Februar 1824 erfolgten Ableben der Frau Herzogin Wilhelm und nach Umfluß weiterer 14 Tage (21. Februar) erfolgte der Tod des Herzogs von Leuchtenberg.

Aus dem Jahre 1825 berichtet mein Gewährsmann: „Ganz verläſſige Perſonen erzählen als Zeugen: Amalie Mariguy, zuerſt bei der in Neuburg a. D. reſidirenden Herzogin-Wittwe von Zweibrücken, dann bei der Prinzeſſin Hildegarde bedienſtet, begab ſich am 12. Oktober 1825 abends 10 Uhr, während der Hof auf einem Balle war — es war der dem Könige Max Joſeph zu Ehren gegebene Ball beim ruſſiſchen Geſandten Grafen Worowzow — in die alte Haskapelle, um noch zu beten; während ihrer Andacht erſchien eine Dame, die ſie wenig beachtete, weil ſie den gleichen Zweck, die Andacht zu verrichten, bei ihr vermuthete. Dieſelbe hielt ſich jedoch nicht auf, ſchritt auf die gegenüber befindliche Thüre zu, deren Flügel ſich geräuſchlos öffneten, und die tief verſchleierte Dame in ſchwarzer Kleidung war verſchwunden. Der wachthabende Hartſchier hatte auf Befragen, ob er dieſelbe geſehen, verneinend geantwortet.

Andern Tags fand man den König Max Joſeph todt in ſeinem Bette."

Begnadeter war jener wachthabende Hartſchier, dem es, in der Faſtnacht des Jahres 1850 (?), gelang, die vorüberhuſchende Erſcheinung der ſchwarzen Frau anzuhalten und ſchließlich zu arretiren. Sie entpuppte ſich als G. T., der ſich den Faſtnachtsſcherz machen wollte, als „ſchwarze Frau" die Reſidenzbewohner in Schrecken zu verſetzen.

König Max II. nahm aber den ſchlechten Witz äußerſt übel auf.

[1]) Uhren ſcheinen überhaupt ein ganz beſonderes Privilegium gehabt zu haben, ſich prophetiſch zu äußern, zeitweiſe ſogar mit humoriſtiſcher Beimiſchung, wie z. B. jene im Reformationsſaale zu Regensburg. Bei derſelben traten mit jedem Stundenſchlage einige Figuren hervor und zuletzt krähte ein Hahn. Schon längſt thaten Figuren und Hahn ihre Schuldigkeit nicht mehr; 1706 aber, bei der Achtserklärung Bayerns, krähte dieſer Hahn ſo unerwartet, daß alle reichstägliche Gravität die Amphibionen nicht abhielt, in ſchallendes Gelächter auszubrechen. Und die Moral? Zehn Jahre ſpäter „krähte kein Hahn mehr nach der ausgeſprochenen Aechtung"!

„1854, an einem Herbſtabend, lag die Königin Thereſe in Aſchaffenburg wegen Unwohlſeins zu Bette. Da trat eine ſchwarze Frau ein, ging ans Bett, verneigte ſich zum Gruße, verneigte ſich zum Abſchied und verſchwand durch die gegenüberſtehende Thür. Weil die Dame weder ſchriftlich, noch mündlich ein Anſuchen vortrug, war die ruhige und beſonnene Königin doch überraſcht. Im Stillen wurden darum Nachforſchungen gepflogen, dieſelben ergaben, daß der dienſtthuende Lakai Aſchwa, Sohn des Leibhuſaren der Königin, im großen Vorzimmer wohl eine ſchwarze Dame bemerkt, aber nicht weiter beachtet hatte. Die wachthabenden Poſten hatten keiner Perſon Ein- oder Austritt geſehen. In den Gaſthöfen war Niemand abgeſtiegen, der der Königin eine Bitte vortragen wollte. Der Burgpfleger Roe, welcher weiter umkundete, konnte bei ſeinem ſpäteren Referate in München nichts näheres berichten.

Eine andere Verſion geht dahin, daß der Schwiegerſohn der Königin Thereſe, der Großherzog von Heſſen, in Aſchaffenburg auf Beſuch weilend, auf dem Wege nach den Gemächern der kranken Königin eine tief verſchleierte ſchwarze Dame in dieſelben habe eintreten ſehen, ohne daß deren Eintritt konſtatirt werden konnte.

Thatſache iſt, daß die Königin Thereſe, welche ſich vor der Cholera nach Aſchaffenburg geflüchtet hatte, alsbald nach ihrer Rückkehr am 26. Oktober in München der Cholera erlag."

1864 am Faſtnachtsdienſtag fand auf Wunſch König Max' II. ein glänzendes Ball- und Koſtümfeſt im neuhergeſtellten Reſidenztheater ſtatt, das einſt Kurfürſt Max III. als Hofopernhaus hatte erbauen laſſen. Für das Feſt wurde die Tracht der Zeit des Erbauers beſtimmt.

Königin Marie erſchien, wie Schultze berichtet, im hiſtoriſch getreuen Koſtüm der Kurfürſtin Maria Anna. Sie trug ein Hermelinkleid mit purpurſammetnem, goldgeſtickten Ueberwurf; prächtige Diamanten blitzten an demſelben, das gepuderte Haar ſchmückte eine kleine Krone. Sie erregte Bewunderung. Niemand ahnte, daß das feenhaft ſchöne Bild, das einen unbeſchreiblichen Zauber, eine Fülle erſtaunlicher und entzückender Einzelheiten entfaltete, für die gefeierte Königin-Kurfürſtin den Abſchluß ihres Glückes und Glanzes bedeute.

Man erzählte ſich, daß man ſie während der Feſtvorbereitungen warnend aufmerkſam gemacht habe, daß ſie die „ſchwarze Frau" darſtellen werde, daß ſie dem König davon Mittheilung gemacht, dieſer aber eine Konzeſſion an dieſen Aberglauben abgelehnt habe.

Man erzählte ſich aber auch, daß König Max am Feſttage, auf dem Wege nach dem Reſidenztheater, die „ſchwarze Frau" ſelbſt geſehen habe.

Nahm der König ſeinen Weg durch den ſchwarzen Saal, was ſehr unwahrſcheinlich, ſo kam er allerdings an dem Bilde der ſchwarzen Frau vorüber, das damals noch in dem dahinführenden Charlottengang hing, und ein Zuſammenhang mit dem ſagenhaften Geſpenſte wäre durch Annahme einer durch das Bild hervorgerufenen Halluzination unſchwer herzuſtellen.

Von unbedingt einwandfreier Seite wird ferner berichtet, daß die Königin Marie jedwedem Geſpenſterglauben fremd geweſen ſei, König Max aber geglaubt habe, daß ihm die „ſchwarze Frau" erſchienen ſei. Es war dies kurz vor ſeinem Tode, gelegentlich einer Audienz, welche er drei Herren gewährt hatte, und zwar ſei dieſelbe bei ihm eingetreten und an ihm vorübergegangen, ohne ſich zu verneigen. Der König rief deßhalb den dienſtthuenden Flügeladjutanten, Hptm. Frhr. v. M., der eben das Zimmer verlaſſen wollte, um die zur Audienz Befohlenen eintreten zu laſſen, nochmals zurück und fragte ihn, wer die tief verſchleierte ſchwarzgekleidete Dame geweſen ſei. Auf die Antwort, daß eine ſolche nicht eingetreten, wenigſtens von ihm nicht bemerkt worden ſei, erwiderte der König: „So, dann weiß ich ſchon, wer es war!"

Dann kam der 10. März, der Todestag Max' II., der 2. April, der die Erzherzogin Hildegarde und der 26. April, der die Prinzeſſin Luitpold adrief.

Auch im Jahre 1875 trafen das königliche Haus ſchwere Verluſte, welche durch eine Erſcheinung der „ſchwarzen Frau" angekündigt worden ſein ſollen.

Denn Thatſache iſt, daß Prinzeſſin Alexandra ebenfalls glaubte, die „ſchwarze Frau" geſehen zu haben. Dieſelbe pflegte, während ihres jeweiligen Aufenthalts im Schloſſe Nymphenburg, bei ſchlechtem Wetter ihre Promenade ſtets in der goldenen Galerie zu machen, und da ereignete ſich, daß ſie Ende März 1875 eines Tages beim Austritt aus dem großen Saale in die nördliche Galerie eine tief verſchleierte, ſchwarz gekleidete Dame der gegenüberliegenden Thüre zuſchreiten und durch dieſelbe verſchwinden ſah. Die Prinzeſſin, in dieſer Erſcheinung ſofort die „ſchwarze Frau" erkennend, wandte ſich tief erſchreckt an die ſie begleitende Hofdame B. v. F. und hielt, obwohl dieſelbe erklärte, nichts geſehen zu haben, bis zu ihrem Tode an ihrer Ueberzeugung feſt. Dieſer ereilte ſie wenige Wochen darauf am 8. Mai in München, ihr folgten Königin Amalie von Griechenland am 20. Mai zu Bamberg, Prinz Karl am 16. Auguſt in Tegernſee und Prinz Adalbert am 21. September in Nymphenburg.

Und ſo wird, zumal auch aus jüngerer Zeit intereſſante Erſcheinungen der „ſchwarzen Frau" behauptet werden, Leſſing wohl in alle Zukunft recht behalten, wenn er ſeinen Tempelherrn ſagen läßt: „Der Aberglaub', in dem wir aufgewachſen, verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum doch ſeine Macht nicht über uns."

Briefe von und über Jakob Frohſchammer.

Der moderne Menſch, auch der für den Alltagsbedarf gebildete, iſt in der Regel kein Freund der abſtrakten Gedankenarbeit; wenn er ſich ſchon zur Verſenkung in die Aufgaben der Zeit bequemt, ſo nimmt er dabei ſeinen Standpunkt gern auf dem Boden der praktiſchen Erfahrung. Cogito, ergo sum! Das iſt nichts für das Fin de siècle-Individuum. Bewußt oder unbewußt wird das Diktum umgeſtülpt. Ich bin und ich habe klügeres zu thun, als darüber zu denken. Philoſophie treiben, heißt: dem lieben Gott den Tag ſtehlen, das iſt ſo beiläufig das Urtheil der Bildungshalbwelt über das zünftige Denkerthum. Das Volk der Denker hat aufgehört, zu verſtehen, wie man das Denken zum Berufe wählen kann. Gewiß hat die Philoſophie ſelbſt dazu beigetragen, ſich in Mißkredit zu bringen. Den offenen Sinn des noch nicht eingefangenen bürgerlich klugen Menſchen mußte ſchon die Zerfahrenheit der Syſteme ſtutzig machen, die alle die Wahrheit, die einzige, die alleinſeligmachende, bieten wollten, bieten, geprägt und gemünzt, nicht erſt erkunden, nicht als das gelobte Land vom Berge Horeb der Sehnſucht weiſen. Da nun wirklich die Wahrheit nur eine ſein kann, ſo begegneten ſchließlich dieſe divergirenden Philoſophien demſelben Achſelzucken, wie die divergirenden Religionen es hervorrufen. Und nun noch die Errungenſchaften unſrer Tage, die täglichen Triumphe der ad oculos ſich ſelbſt beweiſenden Naturwiſſenſchaft, jeder ihrer Siege ein Dementi der ſogenannten Naturphiloſophie, die ihre Ignoranz mit ſchimmernden Hypotheſen maskirte. Der Materialismus, die mit einem philoſophiſchen Mäntelchen verbrämte Naturwiſſenſchaft, erſchien auf dem Plan mit Haue und Spaten und ſchaufelte der Philoſophie das Grab.

Digitized by Google

Die ließ sich aber nicht einsargen. Es gab immer noch Starrköpfe, welche sich's nicht verdrießen ließen, ihr Denken zur Wissenschaft, zur Forschungsarbeit zu erheben und dies als ihre Berufenheit anzusehen, als ihren Beruf zu üben. Doch sie mußten sich resignirt damit abfinden, daß ihre Zeit die Empfänglichkeit eingebüßt hatte für eine neue Genieschöpfung auf dem Felde des Denkens. Eine solche blieb nicht aus. Der Münchener Philosoph Jakob Frohschammer gab sie mit seinem selbstherrlichen, jeder servilen Ader entbehrenden und mit allen Resultaten der Naturwissenschaft harmonirendem Systeme, das „die Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses" erkannte und illustrirte. Hatte die Phantasie bis dahin den Frommen nur als Keimscholle der Künste, den Nichtfrommen auch noch als Mutterboden der Religionen gegolten, sah man nur auf diesen beiden kulturgezeugten Gebieten die Einbildungs- und Vorstellungskraft ihre bunten Zauberkünste entfalten, so kam nun Frohschammer und verschob die Grenzpfähle, die man der Thätigkeit und Macht der Phantasie ausgesteckt hatte, erweiterte, vervollkommnete die Auffassung von der bildenden Gehirnkraft. Ihm war sie mehr als das holde Jagdspiel der Vorstellungen, als ein rastloser Bildermaler, als das reichste Kaleidoskop; ihm war sie das Saatfeld alles Wollens und alles Werdens, die Gebärmutter alles Seins, der heilige Geist, der in seine Einheit die Dreifaltigkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einschließt. In einer langen Reihe von Werken hat Jakob Frohschammer sein System aufgebaut und ausgebaut, und wenn er auch nicht dessen vollen Sieg erlebt hat, so ist ihm doch die Freude geworden, die Wortführer der deutschen Volkserzieher unter seinem Banner zu sehen, Naturforscher, Priester, Lehrer und zünftige Philosophen, die aus anderen Schulen erwachsen waren, zu seinen Gläubigen und begeisterten Verkündern zu zählen. Ein Führer dieser Gruppe ist der Wiener Schriftsteller Dr. Bernhard Münz, der schon zu Frohschammers Lebzeiten mit dem Eifer überzeugten Glaubens für den Philosophen der Weltphantasie eintrat und ihm sekundirte in der Vertheidigung dessen, was er auf Grund gewissenhaftester Forschung als recht und wahr erkannt hatte. In diesen Blättern, die dem kühnen Kämpfer für die Freiheit der Wissenschaft oft den Turnierboden geboten haben, widmete Münz gelegentlich des 70. Geburtstags des Gelehrten diesem eine Würdigung, die seinen Platz in der Geschichte der Philosophie zum erstenmal fest umschrieben. Am 7. Januar 1891 leitete Frohschammer einen Dankbrief an Münz folgendermaßen ein: „Sie haben mich nicht wenig überrascht durch den vortrefflichen Artikel, der gestern Abend in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung erschien. Ich kann denselben als das beste bezeichnen, was bisher in dieser Art und unter solcher Raumbeschränkung über meine Philosophie erschienen ist. Empfangen sie meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche Bemühung. Diese war für mich um so wohlthuender, und erfreuender, da ich schon seit vier Wochen von einem schweren Asthma ... gepeinigt werde, das keinem ärztlichen Mittel ganz weichen will. Bei meiner Nervosität wird Ihr Artikel, hoffe ich, auch einigermaßen hygienisch wirken...." Und einige Tage später meldet er: „Zu meinem Geburtstage habe ich viele Zuschriften und Telegramme erhalten, — wofür hauptsächlich Ihr Artikel in der Münchener Allgemeinen Zeitung verantwortlich zu machen ist." Damals arbeitete Münz bereits an einer größeren Schrift[1]) über Frohschammer und seine Philosophie, die aber erst als Nekrolog, zuerst in Paul Lindau's Monatsschrift „Nord und Süd" und später in erweiterter Form als selbständige Publikation auf den Markt trat. Da findet man den Dornenweg voll Entbehrungen, Demüthigungen und harten Ungemachs gezeichnet, der dieses Weisen Leben war; da sieht man diesen Geisteshelden, der nicht nur ein großer Denker, auch ein großer Mensch, ein edler, selsenfester Charakter war, wider die mächtigsten Gegner und zahllose, selbst seine bescheidene materielle Existenzbasis unterwühlende Hindernisse kämpfen, selbstlos, schlicht, aber seine Unabhängigkeit wahrend und jeden Versuch geistiger Vergewaltigung abwehrend; da wird Einem aber auch die sonderbare Art und Weise klar, wie noch vor nicht sehr ferner Zeit die deutschen Oberhirten der Kirche das Verhältniß des katholischen Klerus zu Wissenschaft und Forschung aufgefaßt haben, eine Auffassung, die Frohschammer die Exkommunikation brachte, weil er die Philosophie nicht als Schleppträger der Theologie gelten lassen mochte. Und aus dem Leben seines Helden läßt Münz in klarer, auch Laien einleuchtender Darstellung das Werk Frohschammers erblühen, das berufen ist, den Bauernsohn aus Illkofen den führenden Geistern der Menschheit beizureihen.

Orientirende, klärende und erhellende Randglossen, bereicherude Kommentare zu den vorliegenden Schriften des Münchener Philosophen bieten in reicher Fülle die Briefe, die er seinen Freunden und ersten Aposteln schrieb und die nun Dr. Bernhard Münz, insoweit sie ihm zugänglich wurden, gesammelt und herausgegeben hat.[1]) Wenn er auch an manche Pforte vergeblich gepocht und bei wichtigen Korrespondenten jene vermeintliche Pietät vorgefunden hat, die nicht der Oeffentlichkeit geben will, was nicht von vornherein für sie bestimmt und für sie gesagt war — eine Pietät, die im Grunde Pietätlosigkeit ist, weil sie der Welt Winke zum Verständniß, Erhellungen des Wesens, Blicke ins Tiefste der betreffenden Persönlichkeit vorenthält —, so darf der Herausgeber doch mit Fug und Recht sich „mit der Ernte nicht unzufrieden" erklären und hinzufügen: „Sie bietet im großen und ganzen eine hochinteressante Ergänzung zu Frohschammers Selbstbiographie, sie wirft manche neue und intime Streiflichter auf den seltenen Menschen und eigenartigen Denker und liefert so einen nicht unwesentlichen Beitrag zur neueren Geistesgeschichte." Den Briefen Frohschammers geht eine Auseinandersetzung des Herausgebers mit den Widersachern seines Philosophen und der ihm gewidmeten, vorerwähnten Schrift voran, die mit der Frische ihres Kampftons angenehm in das System einführt und mit demselben keinen Geringeren als Robert Hamerling in ungeahnter Uebereinstimmung zeigt, den Dichter, der sich nach seinem Tode auch als selbstschöpferischer Philosoph der Welt vorgestellt hat. Mit Nutzen liest man auch die Lebensskizzen der drei hervorragendsten und um die Durchsetzung seines Werkes verdienstvollsten Verehrer Frohschammers, des einst gefeierten Naturforschers Rudolf Wagner (Vater des Berliner Nationalökonomen Prof. Adolf Wagner), des Pfarrers Bernhard Baehring, der in Wort und Schrift, mit Nachdruck und Beharrlichkeit das philosophische und pädagogische Evangelium Frohschammers gepredigt hat, und des Professors Friedrich Kirchner, des Verfassers des verdienstlichen Buches: „Ueber das Grundprinzip des Weltprozesses mit besonderer Berücksichtigung J. Frohschammers" (Köthen 1882), den uns Münz als feinsinnigen Lyriker näher bringt. Aber mit reichstem Genuß taucht man in die geistigen Schätze der Briefe, die an vielen Stellen die Hoheit des mächtigen Geistes ausathmen, dem sie entstammen. Sie nehmen mitunter, insbesondere in der Korrespondenz mit den verschiedenen Lehrern, deren Anschluß dem einsamen Denker besonders willkommen und werthvoll

[1]) Jakob Frohschammer, der Philosoph der Weltphantasie. Von Bernhard Münz. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, S. Schottländer, 1895.

[1]) Briefe von und über Jakob Frohschammer. Herausgegeben von Bernhard Münz. Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer, 1897.

war, den Charakter philosophischer Lektionen an. Der fast blinde Greis scheut nicht vor den längsten Episteln zurück, wenn es gilt, einen geistig Hungernden zu nähren. So schreibt er z. B. unter dem 17. Juni 1892 aus Bad Kreuth bei Tegernsee an Friedrich Max Bergfeld, Lehrer in Mühlau (Bez. Leipzig):

„...Es macht mir Freude, zu erfahren, daß Sie meiner Philosophie ein eifriges Studium widmen. So kann ich die tröstliche Hoffnung hegen, daß, wenn ich auch selbst bei meinem Alter nicht mehr viel für mein Lebenswerk werde thun können, doch jüngere Kräfte sich desselben annehmen und es weiter führen, insbesondere das System für die pädagogische Wissenschaft, dadurch auch für die Lehrerbildung und Erziehung der Volksjugend fruchtbar machen werden. Geschieht dies, dann darf ich sagen, nicht umsonst gelebt und gearbeitet zu haben, trotz aller Hindernisse, die mir reichlich bereitet wurden.

Auf die Sache selbst will ich jetzt noch nicht näher eingehen; ich bemerke nur, daß es eine allgemeine Vorstellung nicht gibt und nicht geben kann, weil die Vorstellung immer (wie die Anschauung) ein Konkretes, Einzelnes in das Bewußtsein bringt. Nur die Kunst gibt im Symbol bildlich ein Allgemeines. Der allgemeine (abstrakte) Begriff regt aber allerdings die Vorstellungskraft an, dem ausgesprochenen Begriff (der als solcher nur gedacht, nicht vorgestellt werden kann) sein Bild oder Bilder (konkrete Dinge) zu geben. Wird z. B. der Begriff „Tisch" ausgesprochen, so entsteht keine allgemeine Vorstellung, oder ein Allgemeinbild des Tisches, sondern nur das Streben, für dieses Allgemeine die Summe der konkreten Gegenstände vorzustellen, aus denen er gewonnen, oder die unter ihn subsumirt werden könne. Zum Verständniß des abstrakten Begriffes ist es nothwendig, daß dies geschieht; wer diesen Versuch, dem allgemeinen Begriff seine Bilder oder Vorstellungen zu geben, nicht machen kann, der versteht den Begriff nicht, er ist für ihn ein leeres Wort, wie dem Blinden die Farbe. Die allgemeinen Begriffe sind nothwendig, um das Erfahrene in einheitliche Formen, Gedanken zu bringen, zu vereinfachen. In Goethe's Faust, Prolog, ist dies gut ausgedrückt in der Aufforderung an die echten Göttersöhne:

Was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget in dauernden Gedanken..."

Und in diesem Tone geht es weiter, Aufklärung um Aufklärung, Lehre nach Lehre, bald in die Geschichte der Philosophie, bald in die Philosophie der Geschichte niedertauchend, bald Zweifel lösend, bald Schlrier lüftend und reine Fernsichten erschließend. Aber auch dem Klange der Schlachtdrommete begegnet man da und dort, der Posaune, die manche Jerichomauer fällt. Wie köstlich leuchtet z. B. Frohschammer dem erkenntnißtheoretischen Idealismus heim, indem er, seine letzten Konsequenzen ziehend, unter dem 17. Mai 1886 an Schulrath Dr. Friedrich Dittes in Wien schreibt: „Wer einmal annimmt, daß wir in der Erfahrung schlechterdings nichts als unsre eigenen Bewußtseinsvorgänge oder -akte unmittelbar und mit Sicherheit inne werden, der kommt aus diesem Subjektivismus nicht mehr heraus, auch durch das Denken nicht, das doch auch nur ein subjektiver Vorgang im Bewußtsein ist. Es ist gar keine Berechtigung mehr da, von objektiven bewußten Subjekten oder unbewußten Objekten zu reden, denn all dieses Gedachte kann auch nur als Inhalt des Bewußtseins, nicht als äußerlich oder objektiv Dasiendes gelten. Wenn V..... zuerst annimmt, daß in den Bewußtseinsvorgängen keine Gesetz- oder Regelmäßigkeit stattfinde, so soll er auch dem Denker keine zuschreiben — am allerwenigsten eine solche, durch welche man „den schweren Schritt in die Wirklichkeit thun kann", wie Schelling sich ausdrückt. Kant läßt Erfahrung nur durch Sinnlichkeit und Verstand entstehen, nicht durch eines allein, und Verstandesthätigkeit ist ihm leer ohne Sinnlichkeit. Auch verneint er ausdrücklich, daß durch Verstandesthätigkeit, aus Begriffen die Existenz, also wohl die Wirklichkeit oder Objektivität herausgeklaubt werden könne. Aber Kant muß umgekehrt werden, damit die Verschrobenheit in der Erkenntnißtheorie noch größer wird, als sie hauptsächlich durch ihn ohnehin geworden ist. Dazu kommt noch der Mißbrauch des Wortes „Erfahrung" und der Mißbrauch des Wortes „Glaube" — um die Verwirrung noch größer zu machen. Erfahrung, äußere wenigstens, bezieht sich doch immer auf Objektives — nicht auf bloß subjektive Vorstellungen, die subjektive Phantasiegebilde sein können. Sinne gibt es bei diesen Erkenntnißtheoretikern nicht, oder sie sind auch nur Gebilde im subjektiven Bewußtsein — nicht objektiv, real da und auf Realität angelegt in ihrer ganzen Bedeutung — und wahrscheinlich sind dann Blindheit, Taubheit u. s. w. auch nur subjektive Bewußtseinsgebilde! Mir kommt dieses ganze Bestreben vor, wie wenn Jemand auf seine gesunden Beine, welche die Natur zum Fortbewegen gegeben hat, verzichtete und sich dafür nur künstliche machen wollte, um vorwärts zu kommen!"

Dem Lehrer F. A. Steglich in Dresden, derzeit erstem Vorsitzenden der im Anschlusse an die „Allgemeine deutsche Lehrerversammlung" gebildeten „freien Vereinigung für philosophische Pädagogik", der den Herausgeber dieser Briefsammlung bei der Beschaffung des Materials kräftigst unterstützt hat, schrieb Frohschammer unter dem 13. Juli 1892: „Was Ihre Vergleichung meiner Kämpfe mit denen Bismarcks betrifft, so ist allerdings richtig, daß der Kampf für geistige Hebung und religiöse Einigung des deutschen Volkes mindestens ebenso wichtig ist, wie der Kampf um die politische Machtstellung und Einigung desselben — wenn auch freilich in Bezug auf die Aeußerlichkeit, auf Erfolge durch Waffengewalt, auf Ruhm und Anerkennung dafür nicht im entferntesten ein Vergleich stattfinden kann. Ohne geistige Bildung und ohne religiöse Einigung wird das Deutsche Reich nicht zu eigentlicher gediegener Machtstellung und voller Geltung kommen, denn alle Völker haben in der menschlichen Geschichte nur durch ihre geistigen Leistungen Bedeutung. Alexanders des Großen Zug in Asien hätte wenig Bedeutung gehabt, wenn er den unterworfenen Völkern nicht die griechische Kultur, Kunst und Wissenschaft hätte bringen können. Dschingishans und Tamerlans Eroberungszüge hatten keine höhere Wirkung — nur eine zerstörende —, weil sie keine geistigen Güter bieten konnten. Wir brauchen also den kriegerischen und politischen Leistungen gegenüber unsre geistige Arbeit nicht geringer anzuschlagen, wenn auch keine äußeren Vortheile, Ehren und Anerkennungen damit verbunden sind. Die geistige Hebung des Volkes und die Einigung desselben geht aber nicht von den Theologen aus, im Gegentheil geht von diesem Stillstand oder Rückgang und Zwiespalt im Volke aus. Der Lehrerstand muß also, nicht durch Theologie, sondern durch Philosophie gebildet, Geistesbildung und Frieden in das deutsche Volk und Reich zu bringen streben — wenn auch nur allmählich und unter schweren Kämpfen mit gefährlichen und vielfach begünstigten Gegnern. Die wahre Befestigung und Bedeutung des Deutschen Reiches kann nicht von der physischen Macht, vom Heere kommen, sondern vom Lehrerstande in allen Abstufungen. Durch diesen muß es der Mühe werth werden, daß ein einiges Deutsches Reich gegründet wurde."

Von solchen Pracht- und Kernsätzen sprüht es überall in diesen Briefen. Man darf sie dem engen Kreise derer, die in der wilden Hast ums liebe Brot für die großen

Probleme des Seins ein Interesse aufbringen, warm empfehlen. Der Gedanke an diese Probleme erfüllt das dem Buche vorangestellte Bildniß Jakob Frohschammers mit pulsendem Leben.

Heinrich Glücksmann.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Von hochgeschätzter Seite erhalten wir zu der in Nr. 53 und 58 d. J. der „Beilage" gegebenen und erörterten Statistik der Doktorpromotionen an deutschen Hochschulen folgende, die Erlanger Universität betreffende Zuschrift:

Der Erlanger juristische Doktor ist in der letzten Zeit wiederholt zum Gegenstand öffentlicher Angriffe gemacht, welche sich auf die hohe Zahl der von der Erlanger Juristenfakultät Promovirten stützten. Kann nun auch daraus, daß in den letzten 10 Jahren die Zahl der jährlich auf gedruckte Dissertationen hin in Deutschland ereirten Doktoren der Rechte auf das Neunfache ihres früheren Standes gestiegen ist, der große Antheil Erlangens an dieser Zunahme nicht erklärt werden, so dürften doch folgende Aufschlüsse geeignet sein, eine solche Erklärung zu bieten. Die Erlanger Promotionsordnung weist eine Reihe von Bestimmungen auf, welche den Kandidaten den Erwerb des Doktorgrades erleichtern, ohne den wissenschaftlichen Werth des Examens irgendwie zu beeinträchtigen. Dahin gehört zunächst, daß nicht außer der Dissertation und dem mündlichen Examen (über alle Zweige der Rechtswissenschaft) noch schriftliche Interpretationen von Gesetzesstellen und ebensowenig eine öffentliche Disputation und ein sogen. Inauguraloortrag verlangt wird. Der Fortfall dieser althergebrachten und auf vielen Universitäten nach bestehenden Weiterungen bedeutet durchaus kein Mindermaß von Anforderungen an die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit des Kandidaten; es dürfte wenigstens nur sehr selten vorkommen, daß Interpretationen oder Disputation zu einem anderu Urtheil über den Kandidaten führen als zu demjenigen, welches aus der Dissertation und dem mündlichen Examen bereits gewonnen worden war. Darum werden auch anderwärts jene Akte des Promotionsverfahrens mehr und mehr als veraltet empfunden, und z. B. in Würzburg, dessen Promotionsordnung sie mit dem Vorbehalt des Dispenses vorschreibt, bemerken die Promotionsbedingungen anmerkungsweise, daß in den letzten Jahren dem Ansuchen von Kandidaten um solche Dispensation stets entsprochen worden ist. Der zweite und wichtigste Punkt ist der, daß es gestattet ist, das mündliche Examen der Einreichung der Dissertation vorangehen zu lassen. Hiedurch wird es namentlich solchen Kandidaten, welche kurz vorher das erste Staatsexamen abgelegt haben und noch im Vollbesitz des Wissensstoffes sind, der naturgemäß vor jedem Examen erneuter Mobilmachung bedarf, ermöglicht, das mündliche Doktorexamen alsbald folgen zu lassen, um sich dann der Ausarbeitung der Dissertation widmen zu können. Für die wissenschaftliche Qualifikation des Kandidaten ist die Reihenfolge der beiden Abtheilungen der Prüfung gleichgültig. Uebrigens besteht die gleiche Einrichtung auch in Breslau, Freiburg i. Br. und Leipzig, ja in Marburg muß sogar das mündliche Examen der Einreichung der Dissertation vorangehen. Endlich kommen die Gebühren in Frage, welche in Erlangen kraft alter Satzung auf einer im Vergleich zu den Sätzen anderer Universitäten sehr niedrigen Stufe sich bewegen.

Diese Einrichtungen der Erlanger Promotionsordnung in ihrem Zusammenwirken haben den Strom der juristischen Doktoranden nach Erlangen gelenkt; nicht aber trägt daran eine pflichtwidrige Milde der Examinatoren die Schuld. Die Erlanger Dissertationen unterliegen durch den Druck der öffentlichen Kontrole, und wer sich die Mühe gibt, sie zu lesen und mit den von anderen Juristenfakultäten approbirten zu vergleichen, wird finden, daß sie diesen Vergleich nicht zu scheuen haben. Vergessen darf man dabei freilich nicht, daß eine Reihe der besten nicht in der gewöhnlichen Form der Dissertationen erscheint, sondern in Zeitschriften Aufnahme findet. Z. B. wird ungefähr die Hälfte des 37. Bandes von Iherings Jahrbüchern von zwei Erlanger Doktordissertationen von Hardeland und von Haß geditdet; bei der Arbeit von Haß ist dies allerdings dort nicht selbst angegeben. — In die Oeffentlichkeit dringen im allgemeinen nur die Zahlen der approbirten und gedruckten Dissertationen. Wir können aber mittheilen, daß die Fakultät im letzten Semester einem vollen Drittel der bei ihr eingereichten Arbeiten die Approbation versagt hat. Daß die Mißerfolge im mündlichen Examen weit weniger sind, nämlich nur etwa 4 Proz., liegt daran, daß die Dissertation der naturgemäß schwierigere Theil der Prüfung ist.

Die Fakultät thut nichts, um Kandidaten anzulocken: sie sucht im Gegentheil dem Andrang zu steuern. Sie hat im letzten Halbjahr 17 Kandidaten, welche die Zulassung nach den Statuten verlangen konnten, wegen Bedenken gegen ihre Qualifikation a limine zurückgehalten, auch die Anforderungen an die Kandidaten von Jahr zu Jahr gesteigert. Sie glaubt nach dieser Richtung hin nicht weiter gehen zu dürfen, ohne in zweifellose Ungerechtigkeiten zu gerathen. Dagegen kann die Fakultät nur dringend wünschen, daß die oben hervorgehobenen sachlich unschädlichen Vereinfachungen des Promotionsverfahrens eine allgemeine Verbreitung bei den deutschen Juristenfakultäten finden. Dann wird von selbst eine gleichmäßigere Vertheilung der Doktoranden eintreten und das Erlanger Kontingent auf ein normales Maß hinabgehen.

** Der Katalog der Handschriften der kgl. Bibliothek zu Bamberg (Bamberg, C. C. Buchners Verlag, Rud. Koch, 1898), bearbeitet vom kgl. Oberbibliothekar Dr. Leitschuh, über dessen dritte Lieferung wir in der Beilage zur Allg. Ztg. 1897 Nr. 7 berichtet haben, ist jetzt wieder um eine Lieferung bereichert worden. Diese eben erschienene vierte Lieferung umfaßt die liturgischen Handschriften der kgl. Bibliothek zu Bamberg; sie ist schon deshalb besonders wichtig, weil das Erscheinen z. B. des liturgischen Handschriftenkatalogs der Vaticana interessante Vergleiche gestattet. Unsern Lesern ist bekannt, daß sich in Bamberg ein hochwichtiger Handschriftenbestand vornehmlich aus dem Mittelalter befindet, dessen sorgfältige Katalogisirung zu den größten wissenschaftlichen Verdiensten des derzeitigen Bibliothekvorstandes zu rechnen ist. Auch diese neue Lieferung, die schon in der Reihenfolge der Stücke ein sehr sachgemäßes System zeigt, bekundet einen Reichthum an kostbaren Handschriften, wie wir ihn in deutschen Bibliotheken sonst nur in einigen wenigen Fällen ähnlich finden. Der Katalog geht auch auf den Miniaturenschmuck, soweit es die Anlage des Werkes gestattet, ein und bietet auch nach dieser Richtung hin sichere Grundlagen für die Forschung, als sie bisher geboten waren. Zu einem Corpus hymnologicum wird auch die Bamberger Bibliothek reiches und, wie es scheint, viel neues Material liefern können; die kirchliche Tonkunst findet dabei ebenfalls eine sehr bemerkenswerthe Förderung. Wir wollen nicht Einzelheiten aus dem ungemein vielgestaltigen Inhalt dieser Lieferung herausheben, sondern nur betonen, daß neben dem Theologen auch der Philologe und der Historiker auf Wichtiges stoßen wird. Mehr als in anderen Lieferungen sind in dieser Cimelien beschrieben, deren Versendung an auswärtige Bibliotheken natürlich nicht gestattet sein wird; so wird auch Bamberg aus diesem Katalog insofern Nutzen ziehen, als derselbe auf die Stadt, in der die herrlichen Schätze sich befinden, die überwiegend aus dem Dom, dann aus dem Kloster Michelsberg stammen, die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße hinlenkt. Die musterhafte Beschreibung der einzelnen Handschriften läßt es übrigens auch dem, der für möglichste Zentralisation derartiger Schätze eintreten möchte, weniger bedauerlich erscheinen, daß dieselben bei der Säkularisation in der schönen ehemaligen Residenzstadt der fränkischen Fürstbischöfe verblieben. Leitschuhs Katalog ist eine der verdienstlichsten Erscheinungen, welche die moderne deutsche Bibliographie aufzuweisen hat. Möge nun auch die angekündigte Geschichte der Handschriftensammlung zu Bamberg, deren Stifter Kaiser Heinrich II. ist, nicht mehr lange auf sich warten lassen!

* Wir werden um die Veröffentlichung des folgenden Berichtes über die Verschenkung Arnim'scher Schriften gebeten: Zu Anfang dieses Jahres machten die Unterzeichneten bekannt, daß in Familienbesitz ein größerer

Vorrath von Schriften Achims v. Arnim und Bettina's v. Arnim vorhanden sei, welche als Geschenk gegen Zurückerstattung des Portos, denen zugesandt werden würden, die sie zu eigenem Gebrauche forderten. Die einzelnen Bände wurden zugleich angeführt. Es sind über 2000 Meldungen eingelaufen und es konnten on 900 Pakete der Reihe nach abgesandt werden. Die zuletzt kommenden Briefe mußten unberücksichtigt bleiben, doch ist allen denen, welche den Betrag des Portos bereits beigelegt hatten, dieses zurückerstattet worden. — Zwei Sorten von Briefen liefen ein: solche, die um Zusendung boteo, und solche, die für die empfangenen Bücher dankten. Beiderort Briefe zu lesen, war erfreulich. Fast immer wurde die Bitte persönlich motiviert, gering war die Zahl derer, welche blindlings zugriffen, weil überhaupt „Bücher verschenkt" wurden. Und noch dem Empfang wurde mit dem Dank oft in herzlichen Worten die Freude ausgesprochen, welche die Lektüre der Bücher schon bereitet hatte. Aus der Schweiz, aus Oesterreich, aus Holland kamen solche Dankesagungen. Die Pfarrer der Ostmark baten im Interesse ihrer Bevölkerungen um Bücher. Vorstände von gemeinnützigen Lesegesellschaften wandten sich unter Darlegung der Verhältnisse an uns. Einzelne Frauen sandten ihre Wünsche und dankten in zuweilen rührender Weise. — Die zu vertheilenden Bestände waren, was die Anzahl der einzelnen Bände anlangt, sehr ungleich, in vielen Exemplaren glücklicherweise aber die drei Bände des Wunderhorns da, der dritte leider in geringerer Fülle. Das Wunderhorn konnte deßhalb auch fast immer versandt werden, wo man es verlangte. Bettino's „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" war nur im dritten Band, dem Tagebuch, vorhanden, sowie in der englischen Uebersetzung. Wilhelm Hertz druckte das Buch zuerst neu; diese Ausgabe erlebte eine zweite Auflage. Allmählich fängt man wieder an zu begreifen, welch ein Kunstwerk hoher Art wir in diesem Werk besitzen. Von Achim v. Arnims Werken fehlte der zweite Theil der Kronenwächter. Ebenso die Gedichte, welche überhaupt kaum ins Publikum gelangten. — Wir danken den öffentlichen Blättern, welche von unsrer Unternehmung Notiz nahmen, und bitten sie zugleich, ihren Lesern freundlichst mitzutheilen, daß sämmtliche Bücher nun vergeben sind. Berlin, im März 1898. Herman Grimm. Reinhold Steig.

-rt- Laut telegraphischer Mittheilung der Zentralstelle für astronomische Telegramme in Kiel ist es dem Astronomen Mr. Perrine von der Licksternwarte, der bekanntlich erst vor 2 Monaten den Winnecke'schen Kometen auffand, abermals gelungen, einen Kometen zu entdecken, dessen Helligkeit verhältnißmäßig groß, nämlich gleich der eines Sternes siebenter Größe, ist. Der von entdeckte Komet steht im Sternbild des Pegasus (Rektascension $21^h\ 25^m$, Deklination $+\ 14^0\ 40'$) und besitzt eine ziemlich beträchtliche Bewegung, nämlich in Rektascension täglich $+3^m\ 44^s$, in Deklination täglich $-1^0\ 1'$; er nähert sich also sehr schnell dem Aequator, dürfte aber dessenungeachtet noch für einige Zeit auch auf der nördlichen Halbkugel (am Morgenhimmel) zu beobachten sein.

* Das Projekt einer Ballonfahrt über die Alpen soll, den in Straßburg erscheinenden „Aëronautischen Mittheilungen" zufolge, im nächsten Herbste zur Ausführung gelangen. Eine wissenschaftliche Expedition wird, da im Herbste bei heller Witterung oft viele Tage lang ein sanfter Südwind weht, aus dem südlichen Theil der Alpen (z. B. Zermatt) oder vom Südfuß der Alpen aufsteigen. Die Fahrt soll anhaltend in einer Höhe von etwa 5000 m in einem mit Wasserstoffgas gefüllten Ballon von drei Personen unternommen werden. Die Ballonfahrt über die Alpen soll dazu dienen, eine möglichst große Anzahl guter photographischer Aufnahmen zu topographischen, kartographischen und geologisch-geographischen Zwecken zu machen, ferner meteorologische Beobachtungen, Lichterscheinungen der Atmosphäre 2c. zu verfolgen und zu notiren. Das so zu gewinnende Beobachtungsmaterial wird zum Theil einzig in seiner Art und von hohem allgemeinen wie wissenschaftlichen Interesse sein.

* Die vom französischen Chirurgen Calot eingeführte neue und kühne Behandlungsweise des sogenannten Pott'schen Buckels, über die in der „Beilage" im vorigen Jahre mehemals ausführlich berichtet wurde, hat jetzt der Privatdozent Dr. H. Petersen in Bonn zum Gegenstande seiner öffentlichen Antrittsrede gemacht. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Lokalisation der Tuberkulose in der Wirbelsäule und ihre Beziehung zu der Bildung dieses Buckels beleuchtete er, wie die „Köln. Ztg." berichtet, den Stand der Behandlung dieses Leidens bis zu der Veröffentlichung des neuen Calot'schen Verfahrens im Beginne des Jahres 1897. Er führte aus, daß sich die Behandlung eben wegen der tuberkulösen Natur des Grundleidens auf eine bloße Entlastung der Wirbelsäule beschränkt habe und damit nicht einmal die Bildung eines größeren Buckels habe verhindern, geschweige denn eine Verkleinerung des einmal vorhandenen großen Buckels habe bewirken können. Calot hatte nun zuerst durch ein geradezu verwegenes Verfahren diese Buckel, ohne Rücksicht auf die ursächliche Erkrankung, durch Strecken und Eindrücken, zu, durch eingreifende Operationen zum Verschwinden gebracht, später jedoch nach eigenen und Anderer Erfahrungen seine Methode erheblich maßvoller gestaltet. In dieser Form ist sie, wie von vielen anderen Chirurgen, so auch in der Bonner Klinik mit zunächst recht gutem Erfolg in Anwendung gezogen. Ueber die endgültigen Erfolge sich zu äußern, ist freilich die Zeit der Beobachtung noch zu kurz und ist vor übertriebenen Hoffnungen zu warnen. Immerhin hat Calot das Verdienst, ein viel energischeres Verfahren gegen die gefürchteten Buckel als möglich erwiesen zu haben.

* **Paris.** Gleichzeitig mit der Meldung über den elektrischen Fernseher, das Telektroskop, wird jetzt von einem anderen Wunder der elektrischen Technik berichtet, von dem Kinemikrophonographen, einem Apparat, der die Bilder des Kinematographen, die bisher stumm waren, auch sprechen und tönen läßt. Nicht etwa wie im Puppentheater durch Stimmen unter oder hinter der Scene, sondern mit künstlerischem Ausdruck, jeder dargestellten Person vollkommen entsprechend: Prosa, Verse, Vokal- und Instrumentalmusik. Auf dem ersten wie auf dem letzten Platze wird man gleich gut hören, denn jeder Anwesende findet auf seinem Platz einen sogenannten Mikrophonographen, d. h. einen von Berthon, Dussaud und Jandert erfundenen Apparat, mittelst dessen man genau und ohne jede Anstrengung alle Worte und Töne hört, die zum Verständniß der dargestellten Scenen nothwendig sind. Jeder dieser Apparate erhält seine akustische „Nahrung" aus einem sehr vervollkommneten großen Phonographen, der mit dem kinematographischen Apparat so genau verbunden ist, daß Schall- und Lichtbewegungen vollkommen gleichzeitig sich vollziehen. Das gesprochene oder gesungene Wort entspricht ganz vollkommen der Geberde, die das Auge wahrnimmt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. G. Leonhardt: Zur Stellung und Würdigung des Alpinismus. Eine Studie, den Mitgliedern alpiner Vereine gewidmet. Dessau, Rich. Kahle. — *A. Boetzel:* Eléments de Cryptotypographie et de Correspondance postale, télégraphique et téléphonistique secrète. Paris, Fischbacher 1898. — Dr. Mich. Spaltenstein: Zum Konkurse der Aktiengesellschaft. Ein Beitrag zur Revision der Konkursordnung. Straßburg i. E., Schlesier u. Schweikhardt 1897. — Joseph Schlicht: Niederbayern in Land, Geschichte und Volk. Mit 9 Illustrationen und 1 Karte. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt 1898. — Handelsgesetzbuch mit Kommentar, hggb. von H. Makower. Buch I—III neu bearbeitet von F. Makower. 12., der neuen Bearbeitung 1. Auflage. Lieferung 1. Berlin, J. Guttentag 1898. — Dr. phil. Chr. Ritter: Das Recht an den Straßen nach Entscheidungen des Reichsgerichts. Nebst einem Anhange: Nochmals Diebstahl an Elektrizität. Dessau, Richard Kahle. — Rousseau's Ausgewählte Werke in sechs Bänden, übersetzt von J. H. G. Heusinger. Mit einer Einleitung von Ph. Aug. Becker. 3. bis 5. Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. — Jeon Pauls Ausgewählte Werke in acht Bänden. Mit einer Einleitung von R. Steiner. 4. Band. Ebd. — Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich v. Schack. In zehn Bänden. 3. verb. und verm. Auflage. 3. bis 5. Band. Ebd.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 23. März. Nummer 66.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Celine Bulle in München.

Uebersicht.

Der Venusberg. (1. Theil.) Von Prof. Fr. Kluge. — Der Monolog bei Heinrich v. Kleist. Von Georg Minde-Pouet. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Venusberg.

Von Prof. Fr. Kluge (Freiburg i. B.).

Der sagenberühmte Venusberg, der das Zauberreich der Göttin der Liebe birgt, hat nicht bloß im deutschen Volksglauben des ausgehenden Mittelalters gelebt, wir wissen auch von manchen Besuchern desselben, die Kunde von dem Liebesleben in der Venusgrotte oder wenigstens von der Lage und Gestalt des Berges und von seinen Höhlen verbreitet haben. Und der Fabeln vom Vennsberg war kein Ende. Oft führt uns unsre Literatur an ihn heran, aber nirgends ist sein Zauber in reizvollerem Dämmerlicht, sein Sinnenglück destrickender angedeutet und berührt, als in dem alten Volkslied vom Tannhäuser. Es gehört zu dem kunstvollsten, was der Liederschatz unsres Volkes durch das 16. Jahrhundert besessen hat. Es war zugleich eines der verbreitetsten und beliebtesten Volkslieder. Aber das 17. Jahrhundert hat ihm wie so vielen altdeutschen Sagenstoffen und Volksliedern einen argen Stoß versetzt: die modische Kunstdichtung verdrängte im Interessenbereich der Literaturfreunde das wunderbare Lied, drängte es in entlegene Thäler und Berge zurück. In der Schweiz und in Tirol und Oberösterreich hat man es noch in unserm Jahrhundert erklingen hören, nachdem zuvor „Des Knaben Wunderhorn“ das alte Tannhäuserlied zum erstenmale wieder erweckt hatte aus einem 200jährigen Schlaf, und heute ist durch Richard Wagners Kunst die Tannhäusersage ein Besitzthum der ganzen gebildeten Welt.

Aber in der alten Sage ist nirgends der Hörselberg der Sitz der Frau Venus, er ist ihr erst in unserm Jahrhundert zur Residenz überwiesen. In der älteren Zeit ist der Bereich der Sage eben der Venusberg und nur der Venusberg.

Man hat zur Beleuchtung und Erforschung der Tannhäusersage mehrere Venusberge in deutschen Landen ausfindig gemacht. Es gibt einen solchen bei Reichmannsdorf unweit Saalfeld im Meiningen'schen, einen andern bei Waldsee in Schwaben, einen dritten bei Fallbach in Vorarlberg. Es ist recht gut denkbar, daß der eine oder der andere Venusberg ursprünglich außer Zusammenhang mit der Frau Venus gestanden hat; hat doch schon vor Jahren Grässe daran erinnert, daß die ältere urkundliche Namensform des Dorfes Venusberg bei Wolkenstein in Sachsen eigentlich Fennigsberg gewesen, daß also hier[1]) erst später Anschluß an den Fabelberg eingetreten ist. Die Ortsnamenkunde lehrt uns an manchen Belegen, daß Namen durch lautliche Umgestaltung erst sekundär an bekannte Sagen angelehnt werden können.

[1]) Vgl. auch Pfeiffs Alemannia 23, 80.

Während von jenen drei Venusbergen bisher keine Tannhäusersagen bekannt geworden sind, hat ein vierter Vennsberg eine Spielart derselben aufzuweisen. Er liegt im Breisgau am Schönberg, unfern von Freiburg. Heute hat er den Namen nicht mehr. Wir kennen ihn und seine Sage nur aus einer Aufzeichnung Schreibers (Taschenbuch 1839, S. 348).

Oden auf dem Schönberg, wo noch heute Trümmer einer Burg stehen, lebte ein Ritter ein sündhaftes Leben, bis endlich sein Gewissen erwacht. Er will ein neues Leben beginnen, aber kein Priester absolvirt ihn. Er pilgert nach Rom, aber nach Anhörung der Beichte verweigert auch der Papst die Absolution. Eher werde der Stab in seiner Hand Rosen tragen — lautet des Papstes Bescheid — als der Ritter von Gott Verzeihung erlangen könne. Trostlos kehrt der Ritter heim. Aber wie er auf seine Burg hinaufreiten will, sieht er seitwärts den Eingang des Venusberges offen. Verzweifelt sprengt er hinein. Aber nach 2 Jahren trägt der Stab des Papstes unerwartet Rosen. Der Papst gedenkt des Ritters und sendet Boten auf seine Burg. Man stellt Nachforschungen an, gräbt im Venusberg und findet da den Ritter todt, auf seinem Roß sitzend. Aber den Saal der Frau Venus hat man nicht geschaut.

Diese Sagengestalt weiß nichts vom Tannhäuser. Wenn es eine alte gute Volkssage ist — man wünschte ältere Zeugnisse dafür — so wird es doch nur eine Uebertragung der Tannhäusersage sein. Wie jene anderen Venusberge, ist auch dieser im Breisgau nur eine sekundäre Lokalisirung. Und wenn wir hören wollen, wo der Venusberg eigentlich liegt, so müssen wir nicht seine neueren Namensvettern befragen, sondern das 15. und 16. Jahrhundert, die Blüthezeit der Sage vom Tannhäuser im Venusberg.

Um die Wende jener beiden Jahrhunderte hat man überall bei uns vom Venusberg gesprochen und gewußt. Er war nicht bloß mit der Tannhäusersage verknüpft, er war in aller Leute Mund auch als die Herberge, die hohe Schule für Nekromanten und Schwarzkünstler. Und diese Doppelseite des Berges muß scharf geschieden werden, auch wenn sie gelegentlich in eins verschwimmt.

1.

Der Venusberg der fahrenden Schüler wird zwischen 1450—1550 oft erwähnt, ohne daß dabei zugleich der Tannhäusersage gedacht würde. War der Venusberg der Tannhäusersage Gemeingut des ganzen Volkes, das gern von der alten Wundermar des Feenreiches sang und sagte, so war hingegen der Venusberg der fahrenden Schüler von dem Volksliede ausgeschlossen, er war so übel beleumdet wie die fahrenden Schüler selbst.[1]) Im Venusberg wollten sie ihre schwarze Kunst gelernt haben. Sie vereinigen

[1]) Ich habe schon einmal in diesen Blättern die fahrenden Schüler behandelt; vgl. meinen Aufsatz „vom geschichtlichen Dr. Faust“ in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 13. Jan. 1896. Andere Zeugnisse über sie bei Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage II 282.

Digitized by Google

Zauberei und Wahrsagerei und Quacksalberei in ihrem Programm. Sie versprechen alles Unmögliche, wollen verlorene oder gestohlene Sachen wieder zur Stelle schaffen, vergrabene Schätze heben, Geister beschwören. Es sind Gauner und Schwindler, die das arme, unwissende Volk um sein sauer verdientes Geld prellen. So treten sie in Schwänken und Fastnachtsspielen öfters vor uns auf. Einen Vertreter dieser Menschenklasse führt Hans Sachs 1556 in dem Schwank vom „Unhuldenbannen" bei einem Bauern ein:

Eins Tags an einem Pfinztag spat
Ein fahrend Schuler zu ihm trat,
Wie sie dann umgingen vor Jahren
Und lauter Baurenbscheißer woren.
Der sagt her große Wunderwerk,
Wie er käm aus dem Venusberg,
Wär' ein Meister der schwarzen Kunst,
Macht dem Bauern ein'n blauen Dunst.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wird von den fahrenden Schülern als einer Erscheinung der Vergangenheit gesprochen. In Kirchhofs Wendunmut 1562 bittet ein Mitglied jenes „vor Jahren" weitverzweigten „Ordens böser fauler Betriegler und nichtsnutziger Buben" einen Wagner, ihm als einem Magister der sieben freien Künste, der im Venusberg gewesen wäre, etwas zur Zehrung schenken zu wollen. Die schwäbische Chronik des Crusius schildert zum Jahre 1544 diese absterbende Gilde mit den Worten: Fingebant apud rusticos et homines simplices, se in Monte Veneris fuisse, mira vidisse, scire quae essent, quae fuissent, quae ventura essent etc., se potestatem habere in furias vel exercitum furiosum.

Das wichtigste Zeugniß aus der Blüthezeit der fahrenden Schüler, um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, entnehmen wir dem alten Liber Vagatorum,[1]) der eine werthvolle Quelle für die Sprach- und Kulturgeschichte der Zeit ist. Da heißt es: Vagirer sind Bettler oder Abenteurer, die ein gelbes Garn tragen und aus dem Venusberg kommen und die schworze Kunst können und werden genannt fahrende Schüler. Wo sie in ein Haus kommen, fangen sie an zu sprechen: Hier kommt ein fahrender Schüler, der sieben freien Künste ein Meister, ein Beschwörer der Teufel für Hagel, für Wetter und für alles nicht Geheure. Darnach spricht er etliche Zauberformeln und macht zwei oder drei Kreuze. Dann glauben die Bauern, er könne zaubern und sind froh, daß er hergekommen ist, und sie haben nie keinen fahrenden Schüler gesehen und sprechen zu dem Vagirer: „Das ist mir begegnet oder das; könnt ihr mir helfen, ich wollt euch einen Gulden oder zwei geben." So spricht er ja und betrügt den Bauern um sein Geld. Conclusio: Vor diesen Vagirern hüt dich: womit sie umgehn, das ist alles erlogen.

Alle Schilderungen dieser Vagirer stimmen zu einander: es waren Landstreicher, die sich bei Bauern einen gelehrten Anstrich gaben, um mit ihrer Schwarzkunst Geld zu verdienen. Sie gehören zu jenem Gesindel, das in seinem Rothwelsch eine Geheimsprache hatte. Ueberall, wo sie auftreten, haben sie im Venusberg die Magie erlernt.

Und dieser Venusberg — so hieß es allenthalben — liegt in Italien. Das wußte z. B. der berühmte Theophrastus Paracelsus, der Werke (1588) IX, 345 davon spricht; vgl. auch del Rio 1606 Disqnle. Magic. I, 413. Das wichtigste Zeugniß dafür ist ein undatirter Brief von Aeneas Sylvius, dem späteren Papst Pius II., an seinen Bruder (Epist. famil. 46); er wird in den 40er Jahren des 15. Jahrhunderts von Deutschland aus geschrieben sein.

Ein kursächsischer Leibarzt — zugleich angesehener Astronom — hatte durch einen Boten bei Sylvius anfragen lassen, an Veneris montem apud Italiam sciret; nam ibi magicas artes tradi. Sylvius denkt zunächst an Portus Veneris — das heutige Porte Venere — und dann an den im Alterthum der Venus heiligen Berg Eryx in Sicilien, aber nie hat er gehört, daß man dort Zauberei lernen könne. Nun fällt ihm ein See unweit Nursia (Norcia) im Herzogthum Spoleto ein — ubi praeruptus mons ingentem speluncam facit. Illic memini audisse, striges esse et daemonas, ac nocturnas umbras — ubi, qui audaces animo sunt, specus vident allocunturque et artes ediscunt magicas. Aeneas Sylvius weiß nur durch Hörensagen von diesem Berge, sein Gewährsmann war ein Rechtsgelehrter Nomens Savinus und jetzt bittet er seinen Bruder recht dringlich, sich womöglich mit diesem in Beziehung zu setzen, damit er den einflußreichen deutschen Arzt mit genauen Ermittlungen zufriedenstellen könne.

Leider ist des Bruders Antwort nicht erhalten. Aber wir dürfen zuversichtlich sagen, ihren Inhalt können wir nach allem, was uns das 15. und 16. Jahrhundert offenbart, vielleicht bis ins einzelne hinein vermuthen. Neuerdings hat A. Graf in einem Aufsatz Un Monte di Pilato in Italia in seinen Miti, Leggende et superstizioni del Medio Evo (1893) II 141—166 Mittheilungen aus einer lateinischen Predigt des 15. Jahrhunderts gemacht, die den Bericht des Aeneas Sylvius über den Venusberg ergänzen. Der Prediger lebte in Foligno, einem Städtchen bei Spoleto, und seine Predigt schildert eingehend den Unfug der Nekromanten auf einem bei Nursia (Norcia) gelegenen Berg, der hier Pilatusberg genannt wird. Nur findet der Unfug der Nekromonten nicht in einer Grotte, sondern in einem See statt. Ad hunc locum conveniunt homines de propinquis et remotis partibus et faciunt ibi aras cum tribus circulis et ponentes se cum oblatione in tertio circulo, vocant daemonem nomine quem volunt, legendo librum consecrandum[1]) diabolo. Qui veniens cum magno strepitu et clamore dicit: „cur me quaeris"? Respondet: „volo hunc librum consecrare, id est volo, ut tenearis facere omnia quae in ipso scripta sunt, quoties te invocavero, et pro labore tuo dabo animam meam." Et sic firmato pacto accipit librum diabolus et designat in eo quosdam characteres, et deinceps legendo librum diabolus promptus est ad omnia mala faciendum. Der Prediger fügt ein besonderes Ereigniß zur Bestätigung seines Berichts hinzu, das für unsre Zwecke belanglos ist, nur dadurch vielleicht etwas Interesse beansprucht, weil sein Gewährsmann — Savinus de Campella — vielleicht mit dem Gewährsmann des Aeneas Sylvius ein und dieselbe Person ist. Und so haben wir noch festzustellen: auf hohem Berge, am Pilatussee, der im Gebiet von Norcia liegt, finden nekromantische Beschwörungen statt, da schließen Schwarzkünstler ihre Pakte mit dem Teufel, verschreiben ihm ihre Seele und der Teufel wird ihnen dann zu allem dienstbereit.

Mit einem Nekromonten, der so weitgehende Pläne hatte, macht uns Benvenuto Cellini's Autobiographie (Goethe's Uebersetzung I, S. 189) bekannt. Es war ein sizilianischer Geistlicher, der sich auf die Formeln und Zeremonien der Geisterbeschwörung verstand; er gewann

[1]) Weimar. Jahrbuch IV 82.

[1]) Von diesen Büchern hören wir auch in dem durch Riezlers Geschichte der Hexenprozesse neuerdings bekannter gewordenen „Buch aller verbotenen Kunst, Unglaubens und der Zauberei", das der Münchener Leibarzt Dr. Johann Hartlieb 1456 verfaßt hat. Unter den nekromantischen Zauberbüchern, die er bespricht, heißt eines „Das gesegnete Buch und weiht man auf den hohen wilden Bergen". In diesem Liber consecrativus seien alle Künste und Gesetze der Nekromanzie enthalten; wer damit umgehe, müsse sich dem Teufel ergeben und mit dem eigenen Blute verschreiben. Es war also ein bestimmtes Zauberbuch, das um die Mitte des 15. Jahrhunderts den Teufelspakt „auf hohen wilden Bergen" bedingte. Vgl. Riezler S. 328.

den Künstler durch nächtliche Experimente, die gelangen, und plante nun zusammen mit Benvenuto Cellini „ein Buch zu weihen, das unendliche Reichthümer einbringen solle. Denn die Teufel müßten uns die Schätze zeigen, deren die Erde voll sei, und auf diese Weise müßten wir die reichsten Leute werden und der geschickteste Ort dazu wäre — in den Bergen von Norcia".

Das war der Venusberg unsrer fahrenden Schüler. Nekromanten von nah und fern machten ihn zu ihrem Reiseziel. Und sollte man im 16. Jahrhundert nicht auch unsern Dr. Faust mit dem Venusberg in Zusammenhang gebracht haben? Er nannte sich, wie wir wissen, in seiner prahlerischen Weise fons necromanticorum, und der berühmte Züricher Polyhistor Konrad Geßner rechnete ihn zu den fahrenden Schülern. Die Legende weiß, daß er in Rom und in Venedig gewesen ist. Und der Venusberg galt als die hohe Schule der Nekromanten. Man fabelte wirklich geradezu von einer Nekromantenschule am Nursiner See, die man der Schule von Salamanca gleichstellte; so bei Del Rio 1606 Disquis. Magic. I, 235.

II.

Aber nicht bloß den Venusberg der fahrenden Schüler suchten unsre Vorfahren in Italien, sondern auch den Venusberg der Tannhäusersage. Die heidnische Göttin wies nach Süden hin. Ein werthvolles Zeugniß, das mir Dr. F. Pfaffs Gelehrsamkeit beigesteuert hat, bietet 1486 Bernhard v. Breitenbachs „Reise gein Jherusalem". Da lesen wir in einer Schilderung der Insel Cypern von einer Venusgrotte und einem hohen Berg genannt Frau Venus Berg: „denn da hat sie gewohnt und das Land Tusciam genannt nie gesehen, da etlich Leut sie vermeinen in einen Berg verstoßen sein und große Lust und Freud darin haben, da es doch nichts ist". Der gelehrte Antiquar, der hier redet, bestätigt den verbreiteten Glauben, daß in Tuscia, d. h. in Italien, unser Venusberg liege. Und dieser Venusberg, in dem die Göttin groß' Lust und Freud' genießt, ist hier nicht der Berg der Nekromanten oder fahrenden Schüler — es ist der Berg, in dem nach allen unsern alten Volksliedern Tannhäuser weilt. Und diesen Venusberg verlegte man nicht dunkel und ahnungsvoll in den unbekannten Süden als das Fabelland, das einst vom Preis der Göttin der Liebe wiederhallte. Es war ein ganz bestimmter Berg, den man bei uns als den Venusberg ansah.[1])

Im Jahre 1497 sehen wir einen Kölnischen Patrizier — Arnold v. Harff — auf einer Reise von Rom nach Venedig den Venusberg von Norcia aus besuchen. In Norcia (geschrieben wird Naxea) hörte er von Frau Venus' Berg, „davon man in unsern Landen viel Wunderwerke sagt" und er bestimmt seine Reisegefährten, die direkte Route zu verlassen um den Venusberg zu besuchen. Dem Hrn. v. Harff zuliebe willigen die Reisegefährten in den Umweg. Man berührt die Orte Ariet und Norde und kommt nach einem Bergschloß (Castelluccio wird gemeint sein), das am Fuß des Venusbergs liegt. v. Harff macht dem „Castellan" der Bergfeste seine Aufwartung und trägt ihm seine Absicht vor, den Venusberg zu besuchen, „von dem man in unsern Landen viel Wunders sagt". Der Kastellan, ein sehr gefälliger Herr, widmet den Deutschen den Abend und wird für den folgenden Tag ihr Führer. „Des Morgens früh ritt er mit uns auf den Berg. Darin sind viele Grotten gehauen; ich ging mit ihm in die Grotten hinein. Ich konnte aber nichts anderes da zu sehen bekommen, als daß etliche Grotten eingefallen waren und andere noch offen standen. Dann zogen wir mit dem Kastellan wieder den Berg herunter und er lud uns zu Gast auf das Schlößchen (Castelluccio). Am Nachmittag ritt er mit uns oben auf den Berg. Auf dem Berge ist ein kleiner See und bei dem See steht „ein klein Kapellchen wie ein Heiligenhaus". Darinnen steht ein kleiner Altar. Davon erzählte er uns, daß vor Zeiten, als die Kunst der Nekromanzie in der Welt umging, da liefen diese (Nekromanten) auf den Altar und beschworen da den bösen Geist, ihre Nekromanzie dort treibend. Wenn das geschah, erhob sich das Wasser des kleinen Sees in eine Wolke und kam dann wieder herab mit einem Donnerschlage, das ganze Land da ringsum im Umkreise von drei bis vier Meilen überschwemmend, so daß das Jahr kein Korn wuchs. Das Volk wollte das nicht länger leiden und klagte es dem Kastellan des Schlosses (Castellurrio). Der läßt von Stund an einen Galgen errichten zwischen dem Heiligenhäuschen und dem See und verbot, daß man auf dem Altar Nekromanzie treibe; wer es thue, werde an dem Galgen erhängt. Das hat uns der Kastellan so erzählt und er sagte uns, daß er uns nichts weiteres von dem Berg zu erzählen wüßte." So verabschieden sie sich voneinander und Arnold v. Harff zieht mit seinem Reisegefährten nach Fossato, wo er seine gerade Reiseroute nach Venedig wieder fortsetzt.[1])

Soweit der uns interessirende Bericht, der uns in seinem wesentlichsten Theil wieder auf den uns schon bekannten Venusberg der Nekromanten geführt hat. Aber sehen wir genauer zu: v. Harff beschreibt uns zwei Abstecher auf den Venusberg; beide Abstecher werden getrennt durch das Mittagsmahl auf dem Bergschloß bei dem Kastellan. Des Nachmittags wird der Venusberg der fahrenden Schüler besucht. Zuerst, am frühen Morgen, reiten sie auf einen Berg mit vielen Grotten. Sie wollten den Venusberg besuchen, dieser grottenreiche Berg ist wirklich ein Venusberg, er ist der Venusberg der Tannhäusersage.

Der deutsche Reisebericht, so dankbar wir ihn benutzen, ist leider nicht so erschöpfend, wie wir ihn wünschten. Wenn uns Arnold v. Harff sagt, daß sein Cicerone ihm keine weiteren Mittheilungen über den Berg gemacht hat, so haben wir daneben einen viel eingehenderen, viel ernsteren Reisebericht eines Franzosen, der den Venusberg der fahrenden Schüler von dem Venusberg der Tannhäusersage weit schärfer scheiden lehrt, als es nach Harff möglich wäre.

Das verflossene Jahr hat uns zwei werthvolle, für die Geschichte der Tannhäusersage und für den Venusberg epochemachende Untersuchungen geschenkt, die den Venusberg der deutschen Sage für uns eigentlich erst wieder entdeckt haben. Ihre Verfasser sind zwei ausländische Gelehrt — Professor Gaston Paris in Paris und Professor Soderhjelm in Helsingfors.[2]) Und dieser unser Bericht hat wesentlich den Zweck, ihre Entdeckungen weiteren Kreisen

---

[1]) Man kann es als selbstverständlich ansehen, daß gelegentlich die Realität des Venusbergs geleugnet wurde. So erhebt Nider um 1470 in seinem Praeceptorium divinae Legis I Cap. XI G die Frage „an veritas aliqua subsit his quae dicuntur de Monte Veneris, ubi cum pulcherrimis feminis dicantur quidam frui luxuria et voluptate ad placitum. Respondet Guilelmus Parisiensis, quod fictitium est totum. Allerdings spricht Guilelmus Parisiensis De Universo II cap. 21 nicht ausdrücklich vom Venusberg. Geiler v. Keisersberg in der Emeis (G IIII b [illegible]) schließt sich an Nider an: „Was ist an Frau Venus' Berg, da sie hinfahren und so gut Leben da ist, so viel hübscher Frauen, ja viel Tänzens und Springens?" Geiler leugnet mit Nider die Realität des Venusbergs.

[1]) Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold v. Harff, herausgegeben von F. v. Groote, Köln 1860, S. 37.

[2]) Manche der von Beiden vorgebrachten Nachweise finden sich allerdings schon bei A. Graf, Miti, Leggende e Superstizioni del Medio Evo 1893, II, 141—166 (Un Monte di Pilato in Italia) und bei Alfr. Neumont, Saggi di Storia e Letteratura 1880, S. 389 (Il Monte di Venere in Italia). Die beiden Aufsätze dieser Historiker sind auffälligerweise von unsern Sagenforschern ganz unbeachtet geblieben. Nur A. Birlinger hat, Alemannia XI, 85, von Neumonts Aufsatz Notiz genommen, ohne jedoch bei den Sagenforschern damit Beachtung der werthvollen Resultate anzuregen.

zugänglich zu machen. Dieselben sind niedergelegt in der Revue de Paris vom 15. Dezember 1897 S. 763 (Le Paradis de la Reine Sibylle) und im 2. Bande der Mémoires de la Société Néa-Philalogique à Helsingfors 1897. S. 101. Mein Augenmerk hat G. Baist auf diese kürzlich erst erschienenen Aufsätze gelenkt, als ich die Tannhäusersage für mein sagengeschichtliches Kolleg durcharbeiten mußte.

Im Mittelpunkt dieser Untersuchungen steht ein bisher kaum beachtetes Werk, das der Provençale Antonius de la Sale als Prinzenerzieher am Hofe des Königs René zwischen 1438—1442 unter dem Titel „Der Salat" (La Salade) verfaßt hat. Er hat das Buch seinem Zögling, dem Prinzen Johann von Anjou, gewidmet. Den überraschenden Titel begründet er mit dem mannichfaltigen Inhalt, der einem kräuterreichen Salat an Schmackhaftigkeit entsprechen solle. Das Buch ist im Anfang des 16. Jahrhunderts zweimal gedruckt, zuerst ohne Datum, dann 1527. Aber es befindet sich — wie Gaston Paris gesehen hat — eine Handschrift aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf der königlichen Bibliothek in Brüssel, die Fehler der Drucke vermeidet, und nach dieser Handschrift unter Zuziehung der Drucke hat Professor Söderhjelm das 4. Kapitel „du Mont de la Sibille et des choses que je y ay veu et ay dire au gens du pais" abgedruckt. Der Inhalt des Kapitels ist in Kürze folgender:

Im Herzogthum Spoleto im Gebiet von Narcia ist ein Berg, genannt der „Berg des Sees der Königin Sibylle" oder der „Berg des Pilatussees". Es haften an ihm mehrere Pilatussagen, die uns hier nichts angehen; wir verweisen darüber mit Söderhjelm wie schon oben auf den sagengeschichtlichen Aufsatz Graf's in seinem Werk Miti, Leggendi e Superstizioni del Media Eva 1893, II, 141 bis 166. Auf dem hohen unwirthlichen Berge, den oft Schnee bedeckt, liegt der Pilatussee oder Sibyllensee, und in dem See eine kleine Felseninsel, die früher ummauert war, stellenweise bestand damals noch das alte Gemäuer des Fundaments. Ein kleiner Weg verband früher Insel und Land; die Leute der Gegend — so erzählte man unserm Berichterstatter — haben diesen Weg völlig zerstört, so daß man keine Spur mehr von ihm bemerkt — sie wollten den Besuch der Insel durch Nekromanten verhindern, die dort ihre Schriften weihten: man hütet und schützt die Insel gegen jeden Besuch. Man wußte zu erzählen: Jedesmal wenn ein Nekromant dort seine unheilvollen satanischen Werke geweiht hat, erhob sich ein gewaltiger Sturm über das Land und richtete große Verheerungen an. Wen man bei dem Versuch, auf der Insel Unzug zu treiben, ergreift, ist dem Tode geweiht. So hatte man erst kürzlich einen Geistlichen und einen Laien zusammen bei einem solchen Versuch festgenommen; der Geistliche ist in Narcia verbrannt, der Laie in Stücke zerhauen und in den See geworfen worden.

Unser Berichterstatter hat diesen Pilatusberg mit dem Sibyllensee, der das Ziel so mancher Nekromanten gewesen ist, nicht selbst besucht. Ihn zog es zu dem benachbarten Sibyllenberg, der unmittelbar an den Pilatusberg anstößt; nur ein Bach trennt beide. Auf der halben Höhe des Sibyllenberges liegt das Städtchen Mantemonaca. Man kommt noch durch Collina, ehe man die Spitze des Berges erreicht, den eine reiche Flora schmückt. Der Berg ist weniger hoch als der Pilatusberg, von dem aus man den Golf von Venedig und das Tyrrhenische Meer sehen kann. Unserm Entdeckungsreisenden fallen unter den Pflanzen zwei sonst unbekannte auf, die er uns beschreibt. Auf der Spitze angelangt, stieg er einen gefährlichen Pfad hinab an den Eingang der Sibyllengrotte; man muß auf Händen und Füßen hineinkriechen und gelangt in eine dunkle Kammer, die durch ein Loch etwas Tageslicht von oben erhält. An der Wand der Kammer, wo er Namen von deutschen und französischen Besuchern der Grotte eingehauen fand, verewigte sich auch la Sale mit seinem Namen und seinem Wahlspruch und dann trat er den Rückzug an. Er ist nicht in die weitere Höhle vorgedrungen. Aber Leute von Mantemonaca haben ihm darüber berichtet. Kurz vor la Sale's Besuch hatten fünf junge Burschen aus Mantemonaco, mit Stricken, Laternen und Proviant ausgerüstet, von der ersten Kammer aus sich weiter vorgewagt in einen Gang tief hinein bis an eine Erdspalte, wo alle den Muth zu weiterem Vordringen verloren. Aber — so erfuhr la Sale — der Geistliche von Mantemonaco, Don Antonio Fumata, wollte weiter vorgedrungen sein. Er hat den Gang passirt und ist dann an eine lange Brücke, unter der ein Sturzbach mit gewaltigem Getöse hindraust, und schließlich auf einen geräumigen Weg gekommen, an dem zwei Drachenbilder mit flammenden Augen stehen. So gelangte er auf einen Platz vor zwei eherne Thore, die immerfort auf und zu schlugen. Man hätte sie nicht passiren können ohne gepackt und zermalmt zu werden. Dort machte der geistliche Herr auch kehrt und so ist die Höhle noch immer unerforscht. Leider mußte la Sale bald ermitteln, daß Don Antonio Fumato kein einwandsfreier Gewährsmann war. Derselbe aber wußte noch mehr zu erzählen: er hatte einst zwei Deutsche in die Grotte geführt, glücklich waren sie zusammen bis zu den ehernen Thoren vorgedrungen, die beiden Deutschen wagten sich hindurch, kamen aber nicht wieder zum Vorschein.

So bliebe das Reich der Sibylle Allen verschlossen und den Menschenkindern unbekannt, wenn es nicht einem beschieden gewesen wäre, hinein und wieder zurückzugelangen.

Abermals ist es ein Deutscher, ein deutscher Ritter, der Wunderdinge vom Königreich oder Paradies der Sibylle vernommen hatte. Er gelangte mit seinem Knappen durch jene verhängnißvollen ehernen Thore vor ein großes Krystallportal und auf sein Pochen fragt man von innen nach seinem Namen. Auf die Antwort hin wird der Königin Bericht erstattet, dann werden sie hineingelassen. Sie müssen ihre Kleider mit neuen Prunkgewändern vertauschen. Unter Musik und Gesang führt man sie durch Säle und Gärten, durch reichgekleidete Frauen und Fräulein, Ritter und Knappen hindurch vor die Königin. Auf prächtigem Thron sitzend, empfängt sie die Ankömmlinge und begrüßt sie im heimischen Deutsch — wer 330 Tage im Paradies der Sibylle weilt, spricht alle Sprachen; wer 9 Tage dort geweilt hat, versteht sie, ohne sie zu sprechen. Die Königin eröffnet dem Ritter: „So wie wir jetzt sind, bleiben wir bis ans Ende der Welt." Aber auf des Ritters Frage, was dann mit ihnen geschehen werde, gibt sie ausweichende Antwort. Sie erschließt ihm die Geheimnisse ihres Paradieses. Er dürfe 8 Tage hier weilen und es am 9. verlassen; wenn er es nicht am 9. Tage verlasse, müsse er bleiben bis zum 30., aber dann zum 330.; wenn er es dann nicht verlasse, bleibe er für immer hier. Er wie sein Knappe dürften sich unter den Damen, die noch keine Gefährten hätten, eine Gefährtin wählen. Der Ritter nimmt sich den Zeitraum von 8 Tagen vor für sein Verweilen. Aber im Paradies der Sibylle verrinnt der Tag wie eine Stunde. So bleibt er über den zweiten Termin hinaus. Im Reich der Sibylle kennt man keinen Schmerz, man verfügt über alle Freuden, die der Sinn begehrt und die Sprache ausdrückt. Aber ein Schatten zeigt sich dem Ritter. Alle Freitage um Mitternacht verlassen die Frauen und Fräulein ihre Gefährten und schließen sich zusammen mit der Königin in besondere Kammern ein, wo sie bis Samstags um Mitternacht verbleiben — als Nattern und Schlangen. Zwar sind sie am nächsten Tage schöner als

Digitized by Google

je zuvor. Aber dieser Gestallentausch gibt dem Ritter böse Ahnungen. Sein Gewissen erwacht am 300. Tage, er weiß, daß er bei dem Teufel haust und in arger Sünde dahin lebt. Nun denkt er nur noch an den Abschied. Aber wie ihm zuvor der Tag wie eine Stunde verrann, so erscheint ihm jetzt die Stunde wie 10 Tage. Er theilt seine Reuegedanken dem Knappen mit, der sich seinerseits nicht gern von dem Freudenleben trennen, doch auch seinen Herrn nicht verlassen möchte. So nehmen sie denn beide am 330. Tage von der Königin Abschied; seine Gefährtin übergibt ihm im Auftrag ihrer Herrin noch ein goldenes Stäblein, das wunderbare Eigenschaften besitzt, und nachdem sie ihre früheren Kleider wieder angezogen, scheiden sie aus dem Paradies der Sibylle unter der Trauer ihrer Gefährtinnen wie aller Bewohner des Paradieses. Brennende Kerzen, die man ihnen mit auf den Weg gegeben, erleuchten ihnen den unterirdischen Rückweg hin bis zum Tageslicht, wo sie von selbst erlöschen; nie wieder hat man sie anzünden können.

Der Ritter wendet sich stracks gen Rom, um schleunig seine Sünde in wahrer Reue zu beichten. Aber der Beichtiger, an den er sich wendet, verweigert die Absolution eines so großen Frevels und verweist ihn an den Papst. Die Angaben über diesen schwanken — sagt la Sale; die Einen nennen Innocenz VI. (1352), Andere Urban V. (1362) oder Urban VI. (1377). Der Papst, dem der Ritter das goldene Stäblein aus dem Sibyllenreich übergibt, freut sich innig über des Sünders Reue und nimmt sich vor, ihm einen Tag der Absolution zu bestimmen. Aber um ein Exempel aufzustellen, erklärt er die Sünde als unsühnbar und in erzwungenem Zorn jagt er den Ritter von sich.

Der Ritter ist in Verzweiflung. Ein Kardinal verspricht ihm, den Willen des Papstes umzustimmen. Aber die Zeit vergeht, und der Ritter erhält keine Absolution. Mittlerweile hängt der Knappe in seinen Gedanken Tag und Nacht den Freuden nach, die er verlassen mußte, und jetzt sucht er seinen Herrn zur Rückkehr ins Paradies der Sibylle zu bestimmen. In seinem Frevelmuth spiegelt er dem Ritter vor, man wolle ihnen den Prozeß machen und suche sie Beide zu tödten. Verzweifelt kehrt der Ritter nun geradeswegs zurück zur Sibyllengrotte. Ehe er hineingeht, sagt er den Hirten, die auf der Höhe des Berges ihre Herden hüten: „Wenn Leute einen Ritter suchen, der seine Sünde bereute, dem aber der Papst sie nicht hat vergeben wollen, weil er hier in der Sibyllengrotte geweilt hat, sagt, ich hätte das leibliche Leben nicht preisgeben mögen, nachdem ich das Leben meiner Seele nicht habe wieder erlangen können: will man mich finden, so findet man mich bei dieser Königin." Den Hirten gibt der Ritter noch einen Brief gleichen Inhalts für den Stadthauptmann von Montemonaco. Dann tritt er weinend — gefolgt von seinem Knappen, der nicht weinte — in die Höhle ein, und niemals seitdem hat man wieder von ihm gehört.

Inzwischen hat der Papst sich entschlossen, dem Ritter die ersehnte Absolution zu ertheilen, aber er muß leider hören, daß der Ritter Rom verlassen hat. Im Gefühl der eigenen Schuld sendet er Boten mit schriftlicher Absolution nach allen Richtungen, besonders nach dem Sibyllenberg. Aber diese hören nur noch den Bericht der Hirten und lesen den Brief an den Stadthauptmann von Montemonaco. Natürlich hatte auch unser gewissenhafter Berichterstatter — la Sale — den Wunsch, dies werthvolle Dokument einzusehen, um wenigstens den Namen des deutschen Ritters festzustellen. Aber er mußte leider hören, daß die päpstlichen Sendboten den Brief mit nach Rom genommen hätten, wo er auf Befehl des Papstes verbrannt worden sei. La Sale hörte weiter noch, daß der Papst den Zugang zur Sibyllengrotte unzugänglich machen ließ und den Besuch der Grotte streng verbot.

Dies ist in der Kürze der Bericht la Sale's, der in Söderhjelms wortgetreuem Abdruck 26 Seiten füllt; ich habe nur die wesentlichsten Züge hier wiedergegeben und verweise nochmals auf die Helsingforser Mémoires de la Société Néo-Philologique II. Band 1897.

Wir sehen in der Darstellung la Sale's den Nekromantenberg und den Berg mit dem unterirdischen Paradies der Liebe streng voneinander geschieden. Der Venusberg des deutschen Volksglaubens hat beide Berge unter einem Namen geeint, wie es ja auch nächstbenachbarte Berge sind und ihre italienischen Namen (Monte della Sibilla und Monte del Lago della Sibilla) einander nahe stehen. Dieser doppelte Ausgangspunkt der am Ausgang des Mittelalters bei uns zirkulirenden Fabeleien vom Venusberg ist ein erstes Ergebniß, das wir aus la Sale's Werk entnehmen.

Wir lernen weiter daraus den Venusberg der Tannhäusersage und — wunderbar genug — die Tannhäusersage selbst eingehend kennen. La Sale's Werk ist zwischen 1438—1442 entstanden, aber er erzählt uns selbst, daß er seine Forschungsreise auf den Monte della Sibilla im Mai 1420 gemacht hat, und wir dürfen annehmen, daß alles, was sein Bericht enthält, auf dieses Jahr zurückweist. Also 1420 lebte in Montemonaco am Monte della Sibilla die Sage von einem deutschen Ritter, der fast ein Jahr im Paradiso della Regina Sibilla gewesen, von Reue über die schwere Sünde getrieben, es wieder verlassen, in Rom bei dem Papst vergebens Absolution nachgesucht habe und dann verzweifelt in die Sibyllengrotte zurückgekehrt sei. Das ist die Tannhäusersage, wenn wir auch den Namen des deutschen Ritters, den la Sale trotz seiner Bemühungen nicht hat feststellen können, in diesem ältesten und eingehendsten Sagenbericht vermissen.

Wir vermissen auch noch das Stabwunder.[1]) Aber unsre deutschen Sagenforscher, die sich um die Tannhäusersage bemüht haben, sehen schon lange in diesem schönen Motiv, das den Reiz der Sage im Volksliede des 16. Jahrhunderts erhöht, einen sekundären Zuwachs, der von andern Sagen aus an unsre Sage herangewachsen. Und la Sale's Erzählung, die von dem Stabwunder nichts weiß, ist wohl eine willkommene Bestätigung für diese Auffassung. Aber sie lehrt uns auch vielleicht, wie das Motiv vom Stabwunder mit der Tannhäusersage verwachsen konnte. Wir haben gesehen, daß unser Sagenheld beim Abschied aus der Sibyllengrotte auf den Befehl der unterirdischen Königin ein goldenes Stäblein von seiner Gefährtin überreicht bekommt. Und dieses Stäblein (verge d'or)[2]) ist so klein, daß man es kaum sehen konnte, und hat wunderbare Eigenschaften, die aber Niemand mehr weiß. Solche Geschenke übergibt die Sibylle Jedem bei dem Abschied aus ihrem Königreich. Und mit diesen Geschenken verbindet sich durch das ganze spätere Leben hindurch Glück und Reichthum. Aber der reuige Sünder hat die Schätze, die dem Bereich der bösen Mächte entstammen, dem Vertreter Gottes auf Erden auszuliefern und so übergibt der deutsche Ritter das goldene Stäbchen in der Beichte dem Papst.

Es ist immer schon aufgefallen,[3]) wie der Papst im Volkslied dazu kommt, bei der Beichte einen dürren Stab in der Hand zu halten. Freilich in der ältesten Lied-

[1]) Wir vermeiden jedes nähere Eingehen auf die Tannhäusersage. Ueber das Stabwunder hat F. Pfaff vor Jahren reiche Zusammenstellungen gemacht in der Zeitschrift „Quellwasser fürs deutsche Haus" (1881) V 552.

[2]) Gaston Paris faßt die vergette oder verge d'or als einen Ring. Wir werden später sehen, daß — nach Del Rio — der Schwarzkünstler Scottus einen Ring von der Sibylle erhalten haben wollte. Aus einem andern Bericht über die Sibyllengrotte — bei Leandro Alberti — hören wir, daß Glück und Reichthum im spätern Leben des von der Sibylle Beschenkten gewöhnlich ist.

[3]) Vgl. Gräße, Der Tannhäuser und der ewige Jude, S. 28.

verſion (bei Uhland, Volkslieder II 761) iſt es durchaus ein Stäblem und kein Stab.

Der Papſt hätt ein Stäblein in ſeiner Hand
Und das was alſo durre:
„Als wenig das Stäblin grünen mag,
„Kumſt du zu Gottes Hulde."

Keine deutſche Sagenſpur gibt eine Erklärung für das Stäblein oder den Stab (Stecken) in der Hand des Papſtes. Löst der Bericht la Sale's das Räthſel? Stammt des Papſts Stäblein im alten Volkslied aus dem von la Sale geſchilderten Sibyllenreich?

Neben dem Stabwunder vermiſſen wir in der Erzählung des Südfranzoſen noch den getreuen Eckart im Paradies der Sibylle. In allen deutſchen Quellen der Tannhäuſerſage im 15. und 16. Jahrhundert — ſchon in der Möhrin des Hermann von Sachſenheim und bei Hans Sachs, wie auch im alten Volksliede — iſt er im Venusberg. Wie Tannhäuſer das Reich der Venus verlaſſen will, verlangt die Göttin: „Nehmt Urlaub von dem Greiſe." Die ehrwürdige Geſtalt des treuen Warners haftete tief im deutſchen Glauben: ſie war eine mit dem Venusberg verwachſene Figur, aber mit der Tannhäuſerſage ſelbſt ſteht ſie in keinem unmittelbaren Zuſammenhange. Man hat jedoch auch Grund genug, anzunehmen, daß der getreue Eckart nicht von Hauſe aus im Venusberg heimiſch iſt: er ſcheint durch Uebertragung aus Bergjagen, die vom wüthenden Heer erzählen, ſekundär erſt mit dem Venusberg verknüpft zu ſein. Und dann dürfte immerhin la Sale's Bericht als Beweis dafür gelten, daß in der älteſten Sagengeſtalt der getrue Eckart dem Venusberg noch fremd iſt. Die poetiſche Geſtalt des greiſen Warners wäre von der Sage nicht leicht preisgegeben, ſie hat zu viel Zauber, als daß die Volksphantaſie ſie fallen gelaſſen hätte, wenn ſie einmal mit unſrer Sage verwachſen war. Allerdings werden wir bald ſehen, daß das Fehlen des getreuen Eckart im Paradies der Sibylle noch eine ganz verſchiedene Erklärung zuläßt.

Noch bleibt uns ein wichtiger Unterſchied der italieniſchen Sagenform bei la Sale gegenüber der deutſchen Sagenform hervorzuheben — in der Auffaſſung des Papſtes. Unſre Volkslieder enden mit ſeiner Verdammung: „Drum muß der vierte Papſt Urban Auf ewig ſein verloren." Er hat die Gnade Gottes verwirkt durch die Herzenshärtigkeit, mit der er einem reumüthigen Sünder die Vergebung der Sünden verweigert hat.

Der Papſt hat ein Stäblein in ſeiner Hand
Und das war alſo dürre.
„So wenig das Stäblein grünen mag,
„Kumſt du zu Gottes Hulde."

Im Gegenſatz zu der prieſterlichen Ueberhebung künnet Gott ſelbſt durch das Stabwunder, daß die Liebe von oben auch der Sünden Menge deckt. Dieſer antipapiſtiſche Schluß gegen Urban IV. iſt gewiß alt und echt, er iſt nothwendig. So dürfen wir wohl annehmen, daß die italieniſche Sagengeſtalt auf jüngerer Umformung beruht — das ſtrenge Gericht über einen Nachfolger Petri iſt beſeitigt: der Papſt ſtellt ſich erzürnt, in Wirklichkeit freut er ſich über die Reue des Sünders und verſchiebt die Abſolution nur. Dieſe papſtfreundliche Verſion iſt rein lokal, wir merken die Nähe Roms an dieſem Schluß der Sage, wie ſie am Monte della Sibilla galt.

(Schluß folgt.)

Der Monolog bei Heinrich v. Kleiſt.[1])

Von Georg Minde-Pouet.

Mit Kleiſts Beſtreben, im Drama nur Handlung zu geben, hängt es zuſammen, daß er von dem Monolog einen ſehr beſchränkten Gebrauch macht. Er ſteht hier weder auf dem Standpunkt der Klaſſiker, noch auf dem Shakeſpeare's, deren Einflüſſen er ſich doch ſonſt nirgends entzogen hat. Er hat den Monolog als undramatiſch, die Handlung lähmend empfunden und daher gemieden. Nach einem Kleiſt'ſchen Ausſpruch: „Ach, es gibt kein Mittel, ſich Anderen ganz verſtändlich zu machen, und der Menſch hat von Natur keinen anderen Vertrauten als ſich ſelbſt," ſollte man viel Monologe bei ihm erwarten. Aber Kleiſt hegt die Anſchauung, daß der Menſch überſchwängliche Gefühle nicht auszuſprechen vermag, ſondern, wenn er ſie hat, verſtummt, weil er keine Worte finden kann, die ſeinem Fühlen adäquat wären. Und hier können wir an ein anderes Kleiſt'ſches Wort erinnern: „Selbſt das einzige, das wir beſitzen, die Sprache, taugt nicht dazu, ſie kann die Seele nicht malen, und was ſie uns gibt, ſind nur zerriſſene Bruchſtücke." So ſcheut er ſich förmlich vor dem Monolog.

Wo hat nun Kleiſt Monologe und welcher Natur ſind ſie? „Der zerbrochene Krug", „Robert Guiskard" und „Penteſilea" weiſen gar keinen Monolog auf. Für die übrigen Dramen mag eine überſichtliche Tabelle folgen:

Familie Schroffenſtein:	II, 1 v. 684—713:	Agnes.
	III, 1 v. 1296—1301:	Agnes.
	IV, 3 v. 2175—2188:	Ottokar.
	IV, 5 v. 2312—2333:	Ottokar.
Käthchen von Heilbronn:	II, 1 S. 34,8—36,15:	Graf Wetter.
	IV, 2 S. 96,36—97,31:	Graf Wetter.
	V, 2 S. 117,25—118,22:	Der Kaiſer,
	V, 6 S. 121,3—122:	Graf Wetter.
Hermannsſchlacht:	IV, 8 v. 1658—1667:	Hermann.
	V, 7 v. 2038—2041:	Varus.
	V, 17 v. 2356—2366:	Ventidius.
	V, 21 v. 2466—2483:	Varus.
Prinz von Homburg:	I, 4 v. 87—91:	Hohenzollern.
	I, 6 v. 356—366:	Homburg.
	IV, 3 v. 1287—1297:	Homburg.
	V, 2 v. 1413—1425:	Kurfürſt.
	V, 10 v. 1831—1840:	Homburg.

Dieſe Tabelle zeigt ſofort den auffallenden Umſtand, daß, mit Ausnahme der zwei Monologe der Agnes, von denen der erſte noch dazu, wie gleich gezeigt werden ſoll, kaum als Monolog zu betrachten iſt und der zweite bloß fünf Verſe umfaßt, nur Männer monologiſiren. Weder der Kunigunde — vom Käthchen erwarten wir keinen Monolog — noch der Thusnelda, noch der Natalie hat der Dichter einen Monolog in den Mund gelegt. Weiter iſt zu beobachten, daß alle Monologe von höheren Perſonen geſprochen werden, die untergeordneten alſo, im Gegenſatz zu Leſſings und Schillers Dramen, ganz ohne Monolog geblieben ſind.

Sodann fällt auf, daß Kleiſt ſich in ſeinen Monologen einer auffallenden Kürze befleißigt hat. Auszunehmen ſind nur die beiden proſaiſchen Monologe des Grafen Wetter vom Strahl, in denen ſich ein übervolles Herz Luft macht. Hier gilt der Satz „l'idée vient en parlant", den Kleiſt in dem Aufſatz „Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden" ſo überzeugend entwickelt hat. Und daß gerade dieſe Monologe dem Dichter ſo wenig gelungen ſind, iſt eine Folge ihrer Ausdehnung. Aber nach dieſen wurde Kleiſt wieder ſehr ſparſam. Von den neuen Monologen der „Hermannsſchlacht" und des „Prinzen von

[1]) Vergl. den Artikel „Der Monolog in Leſſings Dramen" in Nr. 45 der Beilage d. J.

Homburg" umfaßt der längste nur achtzehn Verse: es ist der des Varus im fünften Akt nach der Niederlage der Römer. Auf dieser Kürze beruht zum Theil die großartige Wirkung der Monologe. Sie klingen nur an, sie tönen nicht aus. Der unvergleichliche Monolog Hamburgs: „Das Leben nennt der Derwisch eine Reise" und des Kurfürsten: „Seltsam! — Wenn ich der Bey von Tunis wäre" können ihre Wirkung nie verfehlen. „Und wo ist der Schauspieler zweiten Ranges, der sich an die kleine Rolle des Varus wagen darf, der den geknickten Stolz des Römerfeldherrn, seine Ahnung des hereinbrechenden Verderbens, sein Grauen vor den Schicksalsworten der Alraune in einem Monolog von vier Versen veranschaulichen könnte?" so fragt H. v. Treitschke.

Aber nicht einmal alle diese kurzen Monologe können als wirkliche Monologe bezeichnet werden. Diese sind ein Selbstgespräch und setzen keinen Zuhörer voraus. Ein Theil der Monologe erfüllt diese Bedingung nicht, wir können sie daher nur als Scheinmonologe bezeichnen. Es wird ihnen nämlich das rein Monologische dadurch genommen, daß nach andere Personen auf der Bühne sind, entweder mit oder ohne Wissen des Sprechenden. Wenn Agnes am Beginn des zweiten Aktes der „Familie Schroffenstein" ihren Monolog spricht, weiß sie, daß sie von Ottokar belauscht wird und redet daher mehr für ihn als für sich. Graf Wetter hält seinen Monolog im vierten Akt in Gegenwart des schlafenden Käthchens. Wenn Ventidius seinem brünstigen Sehnen nach Thusnelda in einem Monolog Luft macht, ist er nicht allein auf der Bühne; der Zuschauer weiß, daß Thusnelda und Gertrud auf der Lauer liegen. Der kurze Monolog Hohenzollerns besteht nur aus Zurufen an den sichtbaren schlafenden Prinzen. Auch Homburg monologisirt im fünften Akt im Beisein des Rittmeisters Stranz.

Das rein Monologische schwindet ferner dadurch, daß die Monologisirenden durch die Figur der Apostrophe etwas fingirtes anreden, eine Person oder eine allegorische Figur. Der Monolog wird dadurch eine ideelle Unterhaltung mit einem gedachten Partner und streift schon an das Dialogische. Dies ist der Fall in beiden Monologen des Ottokar, der ja im ersten die Hoffnung („Wiege mich, Hoffnung, einer Schaukel gleich . . .") und das Glück („wie gewaltig, Glück, klopft deine Ahndung an die Brust . . .") anredet, im zweiten wiederholt nach Fintenring ruft und sich dann an die Geduld („So will ich mich, Geduld, an dir, du Weibertugend, üben") wendet. Wetter vom Strahl ruft in seinem ersten Monolog fortgesetzt Käthchen, die grauen bärtigen Alten und seinen Ahnen Winfried an; im zweiten spricht er direkt zu dem eingeschlummerten Käthchen („dort ist sie! — Wahrhaftig, wenn ich sie so daliegen sehe . . .") Ebenso ruft Ventidius Thusnelda herbei („Thusnelda! Komm und lösche diese Gluth"). Varus in seinem zweiten Monologe wendet sich an Rom („Rom, wenn, gebläht von Glück, du mit drei Würfeln doch nicht neunzehn Augen werfen wolltest!") Hamburg apostrophirt im ersten Monolog das Glück („Nun denn, auf deiner Kugel, Ungeheuer"), im dritten nach Art Klopstocks die Unsterblichkeit („Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!"). Dieses Aufrufen einer allegorischen Figur könnte uns an die allegorischen Scenen des 16. und 17. Jahrhunderts erinnern, wenn z. B. im „Verlornen Sohn" die Causcientia auf der Bühne erscheint und mit dem Verzweifelten spricht. Oder wir denken an Goethe, der gern im Geist einen Freund zu sich rief und sich mit ihm unterhielt.

Wie schon aus den hervorgehobenen Eigenschaften dieser Monologe erhellt, fehlt ihnen etwas, das in den Monologen Shakespeare's, Goethe's, Schillers den Hauptkern bildet: das psychalogisch-raisonnirende Element. In den Monologen Shakespeare's ist die Ausmalung des Affekts die Hauptsache. Der Afizirte laut an dem Brocken, der Affekt sucht sich zu erhalten durch Steigerung; er malt aus, was geschah, was er thun will; die Rede hellt den Moment von allen Seiten an, rennt voraus, kommt zurück, hellt wieder an, bleibt zurück und eilt wieder nach (Otto Ludwig). Nichts davon bei Kleist. Das Psychalagische vermissen wir hier ganz. Und seine Dramen boten doch so oft dazu Gelegenheit. Wie hätte Schiller z. B. in der „Hermannsschlacht" die Gelegenheit zu einem solchen Monolog ergriffen! Denken wir nur an seinen „Wilhelm Tell". Bei ihm hätte Hermann sicherlich in einem zündenden Monolag seinem Patriotismus Luft gemacht und uns seine geheimen Absichten offenbart. Welchen Gegensatz bietet ferner Hamburgs Monalog im Kerker zu jener Riesenscene des Egmont! Wir können auch nirgends eine Identifizirung des Monologisirenden mit dem Dichter beobachten, was in so reichem Maße bei Schiller der Fall ist, dessen Helden geschmückte Reden aus dem Dichtermunde bringen. Und gerade von einem Dichter wie Kleist könnten wir es verstehen, wenn er seine gepreßte Stimmung in seine Dichtung hätte ausströmen lassen, wie z. B. Leopardi's Gedichte fast sämmtlich Ausflusse der trostlosen Weltanschauung eines Einsamen und Novalis' Hymnen echte Dichtermonologe sind. Aber nein! Kleists Helden sprechen nicht mit sich selbst, sie beschränken sich in ihren knappen Monologen auf das Gegenständliche. Eine Ausnahme von dieser Objektivität bilden nur die beiden ersten Monologe des Grafen vom Strahl, der uns hier in langen Selbstgesprächen sein Inneres offenbart. Recht im Gegensatz zu diesen hyperbolischen Sätzen gibt uns der Kurfürst in seinem großartig einfachen Selbstgespräch kaum den leisesten Aufschluß über seine Gedanken.

Statt solcher Schilderungen ihres Seelen- und Gemüthszustandes geben uns Kleists Personen Thatsachen. Selbst Graf Wetter erzählt uns in dem zweiten Monolog sein Gespräch mit Gottschalk sehr ausführlich und verschweigt uns sogar nicht dessen Antwort. Ventidius berichtet, daß Gertrud ihm versprach, ihn in den Park zu führen. Varus verkündet uns in dem letzten Monolag seinen versuchten Selbstmord. Am naivsten gebraucht Kleist in dieser Weise den Monolog des Kaisers im „Käthchen". Dies ist eine direkte Rede ins Parterre in jener bequem orientirenden Art des Hans Sachs, eine Rede, in der er uns sein Geheimniß entdeckt. Der Monolog gleicht äußerlich denen der Marthe und des Valentin im „Faust", welche in derselben Haus Sachsischen Technik abgefaßt sind und dazu dienen, die Lage zu exponiren.

Die anderen Monologe berichten nicht Thatsachen, sondern Entschlüsse, und zwar — das ist wesentlich — fertige Entschlüsse. Sie dienen nicht dem Folgenden zur Erklärung, wie etwa die eines Richard oder Jago oder Franz und Karl Moor, sondern sind die Wirkung des Geschehenen. Wir haben gesehen, welche Dinge auf die Helden gewirkt haben; der Monalog bringt nun die Rückwirkung, die Folge, den Entschluß. Aber wir erfahren nicht die einzelnen Schritte der Ueberlegung, sondern nur das Resultat derselben. Also Ueberlegung nicht vor der That, sondern nach der That. Daß dies eine von Kleist wohlbedachte Technik ist, beweist seine kleine Abhandlung „Von der Ueberlegung", in der er sagt: „Die Ueberlegung findet ihren Zeitpunkt weit schicklicher nach als vor der That. Wenn sie vorher oder in dem Augenblick der Entscheidung selbst ins Spiel tritt: so scheint sie nur die zum Handeln nöthige Kraft, die aus dem herrlichen Gefühl quillt, zu verwirren, zu hemmen und zu unterdrücken; dagegen sich nachher, wenn die Handlung abgethan ist, der Gebrauch von ihr machen läßt, zu welchem sie dem Menschen

eigentlich gegeben ist, nämlich sich dessen, was in dem Verfahren fehlerhaft und gebrechlich war, bewußt zu werden und das Gefühl für andere künftige Fälle zu reguliren." So gibt der kurze Monolog der Agnes den fertigen Entschluß, sich dem Vorhaben Ottokars nicht zu widersetzen, was es auch sei; von dee Entstehung des Entschlusses hören wir nichts. Der Kurfürst kommt mit dem fertigen Entschluß auf die Bühne, Kottwitz mit seinen zwölf Schwadronen an einer seiner silberglänzenden Locken nach Arnstein zurückzuführen. Auch bei dem ersten und letzten Monologe Homburgs ist dies zu beobachten. Ein gutes Beispiel gibt Hermanns Monolog. Er, dee während seiner geheimen Vorbereitungen znr Vernichtung der Römer jeden Einblick in sein Juneres verhindert, tritt nun, wenn die Stunde der Entscheidung nahl, voe uns mit den Worten: „Nun wär' ich fertig ..." Damit sich aber das Gefühl des Fertigen nicht sofort Jedem aufdränge, und um den Eindruck zu vermeiden, als ob die Helden gleichsam mit der fertigen Rede in der Tasche die Bühne betreten, läßt Kleist sie anscheinend noch überlegend auf die Bühne kommen und mit einem hiefür sehr charakteristischen Anfang: „Nun", „Das", „Dies", „Nun denn" einsetzen. Agnes: „Nun ist's gut. Jetzt bin ich stark". Graf Wetter: „Nun, du allmächt'ger Himmel ..." Hermann: „Nun wär' ich fertig ..." Ventidius: „Dies ist der stille Park ..." Homburg: „Nun denn, auf deiner Kugel, Ungeheuer ..." und „Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!"

Aus dieser ganzen Behandlung des Monologs können wir ersehen, daß Kleist nicht, wie so viele andere Dichter, damit starke Thealereffekte erzielen wollte. Wenn sie dennoch diese großartige Wirkung haben, verdanken sie das gerade ihrer ruhigen und mäßigen Sprache. So lebendig auch immer der Quell poetischer Begeisterung aus des Dichters Seele hervorsprudelte, hier hat er in bestimmter Absicht jeden rhetorischen Aufputz ferngehalten.

Auch die Stellen, an denen Kleist seine Monologe angebracht hat, zeigen, daß diese nicht auf den Effekt berechnet sind. Kein Drama wird durch einen Monolog eröffnet, wie dies z. B. im „Philotas", in der „Emilia Galotti", im „Faust" der Fall ist. Keine Person führt sich mit einem Monolog ein, wie etwa „Götz". Ueberhaupt vermeidet der Dichter jede monologische Exposition. Daß ein Akt mit einem Monolog beginnt, begegnet nur ein einzigesmal. Graf Wetter monologisirt zu Beginn des zweiten Aktes. Agnes' Monolog am Beginn des zweiten Aktes ist kein Monolog. Ebenso geben Kleists Monologe keine Gelegenheit zu effektvollen Abgängen; der erste Monolog Homburgs ist überhaupl der einzige, der einen Akt beschließt. Hervorheben möchte ich noch, daß die Monologe in der ersten Hätfte der Dramen äußerst spärlich auftreten und sich erst gegen Ende hin mehren, also während der wachsenden Erregung und in der Krisis zunehmen. Von den 17 Monologen Kleists — die Scheinmonologe mitgerechnet — gehören nnr vier den ersten beiden Akten an. Mit Ausnahme des kleinen Monologs der Agnes fehlen sie im dritten Akt gänztich. Die übrigen 12 Monologe begegnen im vierten und fünften Akt.

Wenn Otto Ludwig den Monolog „das eigentlich dramatisch Belebende, also das eigentlich Dramatische" nennt, so müßten Kleists Dramen jeden Anspruch auf dramatische Lebendigkeit aufgeben. Und wenn Otto Ludwig meint, der Monolog „wird nur ein wahrer werden, wenn das Ganze des Stückes darauf abgesehen ist, d. h. wenn es sich zum Zweck nimmt, den ethischen und psychologischen Inhalt oder Gehalt eines Ereignisses darzustellen, so daß dieser psychologisch dargestellte ethische Gehalt eben das Stück sein soll", so hat Kleist bekanntlich mit allen seinen Stücken denselben Zweck verfolgt, nur erreicht er ihn nicht mit Hülfe des Monologs, sondern mil Hülfe seines so meisterhaft gehandhabten Dialogs.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Den heutigen Stand der Erbbebenforschung faßt Prof. Gerland (Straßburg) in dem Bericht über die Verhandlungen des 12. deutschen Geographentags (Jenn 1897) in folgende Thesen zusammen: Alle seismischen Erscheinungen, welche wir an der Erdoberfläche beobachten, sind Elastizitätserscheinungen, Vorgänge oder Wirkungen des elastischen Verholtens der Erbrinde. So auch das Haltmachen der Erdbeben vor Gebirgen und Flüssen. Diese Erscheinungen sind durch atmosphärische, tosmische, hauptsächlich aber durch subterrane tellurische Kräfte veranlaßt. — Die Erdpulsationaen sind noch nicht aufgetärt, bie Tremors nur zum Theil: die den lokalen Erbbeben voranseitenden, oft unfühlbar kleinen Wellen sind wohl sekundär lotal entstandene Longitudinnlwellen. — Die seismischen Oberflächenwellen pflanzen sich nicht an der obersten Fläche der Erde fort, sondern in den etwas tiefer liegenden festen Schichten. Die Wellen, bie zur obersten Erdfläche kommen, steigen senkrecht von jenen tieferen auf, oft nur als Ausläufer ohne große Kraft und sehr bald aufhöeend. — Die Schälle und Geräusche der Erdbeben sind veranlaßt durch die austretenden Wellen, ihre Klangfarde durch Art und Austritt der Wellen. Dieser Austritt erfolgt aus dem Erdboden, aus Gebäuden, Bäumen n. s. w., was für die Klangfarbe nnd Lotalisirung der Geräusche vnn Bedeutung ist. Die Art der Welle tann sich nährend ihres Ganges ändern; es gibt nber teine Wellen, welche nls selbständige Schallwellen sich durch die Erde bewegen; Erdbeben und Schallwellen fallen im festen Motertal durchous zusammen. Die Erregungsursache des Stoßes ist für den Gong und den späteren Klang der Welle völlig gleichgültig. Die Erdbebentheorie von Aug. Schmidt, Stuttgart, ist die richtige, ebenso seine Methode zur Legung des Hodographen; beides bedarf aber noch der weiteren Behandlung. — Die Entstehung, die Ursachen der Erdbeben sind in der Thötigteit des Erdinnern zu suchen, wahrscheintich in der Uebergangszone nus dem gasförmigen in den flüssigen, aus dem flüssigen in den festen Zustand. Erdbeben, veranlaßt durch geotektonische Vargänge (Einstürze, Faltung n. s. w.) tönnen nur gonz oberflächliche, unbedeutende lokale sein. — Die Erdbebenthötigkeit steht in keinem ursächlichen Zusammenhange mit der Bildung der Gebirge oder der Senkungsfelder der Erbe. Die Bruchlinien der Erde begünstigen nur infolge von Druckerleichterung, von Abkühlung u. s. w. das Auftreten von Reattionen des Erdinnern. — Oberirdisches Wasser, sei es atmosphärisches oder Meerwasser, hal gar teinen Einfluß auf die seismischen Erscheinungen, welche von hoher Bedeutung für unsre Kenntniß des Erdinnern sind und genau beobachtet werden sollten.

-rt- Ueber eine aufsehenerregende Heilung eines Falles von Elephantiasis durch Anwendung von X-Strahlen hat Dr. Soret in Havre an die Pariser Atodemie berichtet. Er ließ auf die von der genannten Kronkheit befallene Hand des Patienten Röntgen'sche Strahlen fallen und bereits nach drei Sitzungen war, wie durch beigegebene Photographien erhärtet wird, die erkrankte, von der Bestrahlung monströs entstellte Hand nuf ihre normaten Dimensionen zurückgeführt.

* **Heidelberg.** An Stelle des verstorbenen Professors v. Schröder ist der bisherige außerordentliche Professor Dr. R. Gottlieb zum Ordinarius füe Pharmakologie an unsrer Unioersität ernannt worden.

* **Berlin.** Dem Privatdozenten für Botanit an der hiesigen Universität Dr. O. Wnebneg ist das Prädikat „Professor" vertiehen worden.

* **Aus Südamerika.** Nach telegraphischer Nachricht aus Los Andes in Chile hat die deutsche Expedition, die am 27. Januur zur Besteigung des 6834 m hohen Aconcagua aufgebrochen war, troz der vorzüglichen Ausrüstung nnd Vorbildung der neun Theilaehmer und des verhältnißmäßig guten Wetters keinen Erfolg gehabt.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 24. März. Nummer 67.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ **Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Samstag.**

Uebersicht.

Der Venusberg. (Schluß.) Von Prof. Fr. Kluge. — Alois Blumauer. Von Paul Pafig. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Venusberg.

Von Prof. Fr. Kluge (Freiburg i. B.).

(Schluß.)

III.

Unsern gelehrten Sagenforschern, die uns in la Sale's Werk eine älteste Quelle der Sage vom Tannhäuser im Venusberg neu erschlossen haben, danken wir noch ein älteres Zeugniß für den Sagenberg. Wir werden abermals nach Italien gewiesen und hören von einem 1391 entstandenen, noch heute viel gelesenen Prosaroman; er ist betitelt Guerino il Meschino (über seinen Verfasser vergl. Gaspary's Geschichte der italienischen Literatur II, 265). Schon Reinhold Köhler hat, wie wir nachher sehen werden, den Guerino-Roman in Sachen Tannhäusers zur Vergleichung zugezogen. Aber erst mit dem Bekanntwerden von la Sale's Schilderung des Sibyllenberges ist die Beziehung des Romans auf die Sage in helles Licht gerückt.

Guerino durchzieht die Welt, um seinen Vater aufzusuchen. Nach langem, vergeblichem Mühen wird er an die Sibilla Cumana gewiesen: sie weiß alle Geheimnisse der Gegenwart und der Vergangenheit. Zuerst wendet sich Guerino nach Calabrien, dann zieht er auf den römischen Apennin — dort ist seit lange ihr Wohnsitz — und zwar nach Norcia, um den Monte della Sibilla, der hier auch Monte della Fata Alcina heißt, und seine Grotte aufzusuchen.

Guerino hört in Norcia genug des Abschreckenden über das nahe Gebirge von dem Wirth der Herberge, der vor dem Besuch des Sibyllenberges warnt; das Land rings um den Zugang zum Berge sei weithin öde; Raubvögel hausten dort; Einsiedler hätten dort eine Wohnung; von den Besuchern der Grotte seien nur wenige je zurückgekehrt. Ausländer, die Guerino auf dem Marktplatz aussorscht, wissen, daß von drei Besuchern der Grotte einer für immer dort zurückgeblieben sei; auch habe ein vornehmer Franzose Namens Lionel versucht, in die Grotte zu dringen, aber er sei durch einen furchtbaren Sturm zurückgetrieben. Trotz aller Warnung macht Guerino sich auf den Weg, der Wirth der Herberge begleitet ihn über ein Bergschloß (Castelluccio) bis zur Einsiedelei. Die Einsiedler warnen den Jüngling, aber die Begierde, seines Vaters Schicksale von der Sibilla Cumana zu erfahren, siegt über alle Warnungen. Unter den Segenswünschen und Rathschlägen der Einsiedler setzt er allein die mühselige Reise fort, er gelangt wirklich in die Sibyllengrotte und dringt vor bis zum ehernen Portal, das die Inschrift trägt: „Wer durch dieses Thor eingeht und bei Ablauf eines Jahres nicht zurückkehrt, wird erst am jüngsten Tage sterben und dann ewiglich verdammt werden.“ Guerino klopft dreimal an das Thor. Drei Fräulein öffnen und begrüßen den Ankömmling, den sie bereits erwartet hatten. Nachdem er seine Kleider mit neuen Prunkgewändern vertauscht hat, naht die Fee selbst, umgeben von fünfzig schönen Fräulein, selbst die schönste von allen. Ihre Schönheit wäre für Guerino verhängnißvoll geworden, wenn nicht die Weisheitslehren der Einsiedler sein Gewissen rege gehalten hätten. Die Fee führt den Ankömmling durch ihren paradiesischen Garten und zeigt ihm alle ihre Schätze. Von Liebe zu ihm entbrannt, entfaltet sie ihre Künste, den Jüngling zu bestricken. Aber standhaft entzieht er sich mit dem Namen des Erlösers ihren Reizen. Das wunderbare Obst, das er in der Grotte sieht, weckt in ihm den Verdacht, hier liege Blendwerk vor. Und bald beobachtet er, wie die Bewohner des Feenreiches sich alle Samstage in Schlangen und Nattern wandeln und erst Montags früh, wenn der Papst in Rom seine Messe endet, wieder ihre menschliche Gestalt annehmen. Vergebens bemüht sich Guerino, von der Sibylle Kunde über seinen Vater zu vernehmen. Nur wenn er ihre Wünsche erfülle, verspricht sie Auskunft. Aber er bleibt standhaft und so schwindet das Jahr. Am letzten Tage nimmt er Abschied von den Bewohnern des Feenreiches und von der Sibylle. In seinen früheren Kleidern kehrt er ans Tageslicht zurück, besucht auf dem Rückwege mit dankbarem Herzen die frommen Einsiedler, deren Warnungen ihm Standhaftigkeit verliehen haben, und wendet sich über Norcia alsbald nach Rom, wo der Papst ihm in Anbetracht des Zweckes der Reise und weil er den Verführungskünsten der Sibylle nicht erlegen sei, Absolution für den Besuch der Sibyllengrotte ertheilt.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Verfasser dieses Romans in dem Helden, der den Lockungen in der Feengrotte widersteht, ein Gegenstück hat schaffen wollen zu einem Helden, der in den Freuden des unterirdischen Paradieses aufgeht und schließlich dafür die ewige Seligkeit verwirkt. Die erbauliche Tendenz tritt mehrfach zutage: die wiederholte Einkehr bei den frommen Einsiedlern und vor allem die Standhaftigkeit Guerino's gegen die Verführungskünste der Sibylle, die reuige Beichte und die erzielte Absolution — das alles deutet auf einen stillen Kontrast gegen jene Sagengestalt, die wir durch la Sale kennen. Und wir gelangen somit für die Sage vom Tannhäuser im Venusberg zu dem Schluß: sie muß schon vor la Sale in Italien bekannt gewesen sein am Ende des 14. Jahrhunderts, und sie spielte schon damals in der Grotte des Sibyllenberges. Und wenn am Ende des 15. Jahrhunderts der Kölner Patrizier v. Harff die Tannhäusersage in seinem Bericht nicht ausdrücklich erwähnt, so dürfen wir wohl annehmen, daß er an der Stelle seines Berichts, wo er den ersten, den morgendlichen Ritt auf den Venusberg mit den Grotten nur andeutungsweise konstatirt, gewiß an die Tannhäusersage gedacht hat. Er wird nicht weit in das Innere der Grotte vorgedrungen sein und

Digitized by Google

nichts besonderes beobachtet haben als eben die Existenz der Grotten. Wenn er sich dann eingehender über den Venusberg der fahrenden Schüler geäußert hat, so mochte ein aktuelles Interesse ihn dazu vermocht haben: A. v. Harff lebte eben in der Blüthezeit der fahrenden Schüler. Jedenfalls haben wir kein Recht, Harffs Schweigen über die Tannhäusersage irgendwie gegen la Sale und den Guerino-Roman ins Feld zu führen.

Vergleichen wir den Bericht des italienischen Romans mit dem la Sale's, so bemerken wir, wie Prof. Söderhjelm hervorhebt, einen Unterschied in der Auffassung der Königin Sibylla. Im Guerino-Roman hat die Sibylle noch die nächste Verwandtschaft mit der alten Sibylle von Cumae: Guerino sucht sie auf, um Kunde zu erhalten, wo sein Vater weile — sie weiß um alle Geheimnisse der Gegenwart wie der Vergangenheit, sie heißt noch die Sibilla Cumana, mit welchem Namen sie auch noch später in einem 1885 von Reinhold Köhler angezogenen Ariostkommentar erwähnt wird. Aber mit diesem uralten Sibyllencharakter vereinigt sie schon im Roman den Sinnenreiz der Venus, ihr paradiesisches Reich hat mit der alten Sibylle von Cumae sonst nichts mehr gemein. Und wenn la Sale das unterirdische Paradies mit seinem Sinnenglück kennt, ohne von der Sibyllennatur der Königin zu wissen, so drängt sich uns die Frage auf: ob die Doppelnatur der Sibylle einmal auf die beiden Nachbarberge vertheilt war, so daß auf dem Monte del Lago della Sibilla, d. h. auf dem Venusberg der fahrenden Schüler, die ältere Auffassung haftete, während der Monte della Sibilla die unsrer Frau Venus entsprechende Sibylle mit dem unterirdischen Paradiese barg? So dürfen wir vielleicht auch annehmen, daß unsre Bezeichnung Venusberg eigentlich nur dem grottenreichen Sibyllenberg zukommt; der Venusberg der fahrenden Schüler hat, wie es scheint, ursprünglich gar kein Anrecht an diese Benennung.

Sind wir auf Grund von la Sale's Darstellung berechtigt, den Venusberg der Deutschen aus dem Monte del Lago della Sibilla und dem Monte della Sibilla — beide zur Gruppe der Monti Sibillini auf dem römischen Apennin gehörig — abzuleiten so muß doch auch anerkannt werden, daß in Italien wie in Deutschland beide Berge in der Volksphantasie verschmelzen konnten. Zumal bei uns drängte der einheitliche Name Venusberg auf eine Verbindung der nekromantischen Fabeleien mit dem unterirdischen Feenreiche. Arnold v. Harff hat thatsächlich beide Berge bestiegen, aber sein Bericht klingt, als ob es nur ein Berg gewesen wäre. So ist der Venusberg der fahrenden Schüler zugleich der Venusberg Tannhäusers, wenn sich bei Hans Sachs im Fastnachtsspiel „Der fahrend Schüler im Paradies" ein Schwindler einführt mit den Worten:

> Ich bin im Venusberg gewesen;
> Da hab ich gesehen manchen Buhler.
> Wiß, ich bin ein fahrnder Schuler
> Und fahr im Lande her und hin.

Auch bei Paracelsus (Werke 9, 345 Basel) fließen die Anschauungen ineinander, wenn er „dem Venusberg in Italien", in dem Tannhäuser und Andere mehr gewesen seien, seenhafte Bewohner gibt, „die alle Menschen, die sie lieben, auch wieder lieb haben, aber der sie hasset, auch hassen; darum wer sich ihnen verbindt oder verschreibt, dem geben sie Kunst und Gelds genug; sie wissen auch unsern Sinn und Gedanken, damit wir sie leichtlich bewegen, daß sie zu uns kommen". Auch auf romanischem Boden sind beide Berge gelegentlich durcheinander gerathen. Bei Del Rio (1606 Disquis. Magic. I, 674), der übrigens den Bericht des la Sale unmittelbar uebeu dem Brief des Aeneas Sylvius mit Beziehung auf den Venusberg erwähnt — wird nach einer Schrift eines Crespetus de odio Satanae (disc. 6) die aktenmäßige Darstellung eines in Paris sich abspielenden Hexenprozesses zugezogen, in welchem ein Angeschuldigter — Mirabellius natione Arpinas — aussagt: ein gewisser Scottus, der auch lange in Frankreich gelebt habe und als Schwarzkünstler vor Fürsten oft erstaunliche Proben seiner Kunst abgelegt und Schule gemacht habe, sei bei der Sibylle in der Norsiner Grotte gewesen: hanc exiguae esse staturae, in sella humili sedere, capillitio soluto et in terram dependente; er habe von der Sibylle ein Zauberbuch und, in einen Fingerring eingeschlossen, einen Dämon erhalten; mit Hülfe von Buch und Ring könne er sich an jeden beliebigen Ort bei günstigem Winde versetzen. Der Eingang zur Grotte werde auf päpstlichen Befehl bewacht, damit Niemand zur Sibylle könne: jedesmal nämlich, wenn Jemand — einerlei ob Magier oder nicht — mit der Sibylle verhandle, suchen gewaltiger Sturm und Donnerwetter die Gegend heim.

In diesem Bericht sehen wir die Anschauungen über den Sibyllensee verbunden mit denjenigen über die Sibyllengrotte, und wir erinnern uns, daß schon 100 Jahre früher Aeneas Sylvius, der allerdings nur vage Kunde hatte, in jenem Brief die Sibyllengrotte mit dem Sibyllensee verwechselt.

IV.

Das frühe Auftreten der Sage vom deutschen Ritter im Sibyllenberg drängt uns nun zu der Frage nach der Heimath der Tannhäusersage. Sowohl der Guerino-Roman von 1391 wie la Sale's Bericht von seiner im Mai 1420 ausgeführten Besteigung des Monte della Sibilla könnten wohl den Verdacht erregen, daß auf dem römischen Apennin die Tannhäusersage zuhause ist.

An dem rein italienischen Ursprung des Glaubens an das Paradies der Königin Sibylle haben wir keinen Grund zu zweifeln, auch wenn wir die Lokalisirung der Sibylle auf die beiden Berge nicht weit zurückverfolgen können. Graf's und Söderhjelms Nachweise gehen nicht über 1350 zurück; da hören wir zuerst in dem Reductorium Morale des Pietro Berfuire von dem übel beleumdeten Gebirgssee bei Norcia, wo Geister hausten und Nekromanten verkehrten — aber die Sibylle wird hier noch nicht erwähnt. Wir haben von der Zukunft zu erwarten, daß das Alter der Benennungen der Monti Sibillini, des Monte del Lago della Sibilla und des Monte della Sibilla genauer ermittelt wird. Wir wissen bis jetzt nur, daß die Sibylle am Ende des 14. Jahrhunderts hier fest lokalisirt war. Sind etwa die Grotten des Sibyllenbergs erst spät entdeckt, weil sie so spät in unsern Gesichtskreis treten? Das Alterthum weiß hier noch nichts von einer Sibylle.

Die Sibylle ist vielleicht keine ererbte Sagenfigur aus dem altitalischen Volksglauben. Wenigstens ist das Wort Sibilla selbst kein volksthümliches Erbwort; ein solches hätte — wie Gaston Paris hervorhebt — vielmehr Sevella oder Sevolla zu lauten. Das Wort ist eine gelehrte Erneuerung aus dem Alterthum.

Aber die Sage selbst wird doch echt volksthümlich sein. Die Sibylle ist Königin in dem unterirdischen Paradiese, in dem ihre Unterthanen ein Freudeleben in unerschöpflichen Wonnen führen bis zum Ende der Welt, wo das jüngste Gericht sie der ewigen Verdammniß überweist. Pracht und Herrlichkeit, Naturschönheit und Frauenschönheit, Sinnenlust und Sinnenglück beleben das unterirdische Paradies. Dem deutschen Ritter bei la Sale schwindet im Genießen der Tag schneller als sonst die Stunde — „ein Jahr war ihnen ein Stunde" sagt eine Version des Tannhäuserliedes, die um 1830 im Entlibuch gehört wurde. Aber dem ernsteren Beobachter muß sich allwöchentlich in diesem Glück eine

ahnungsvolle Gewißheit aufdrängen, daß alles Teufelswerk sei. An jedem Samstag nach la Sale, an jedem Samstag und Sonntag nach dem Guerino-Roman, bleiben die Frauen von ihren Kavalieren getrennt und leben verwandelt als Schlangen und Nattern, um dann wieder um so schöner ihre frühere menschliche Gestalt anzunehmen. Von diesem Zug, der also um 1400 auf italienischem Boden fest haftete, hat das deutsche Tannhäuserlied in seinen älteren Fassungen nichts bewahrt — man weiß, wie schlagfertig und prägnant es den Stoff nur in seinen Höhen mit dramatischem Leben wiedergibt. Aber neuere schweizerische Fassungen bewahren den alten Zug mit bewunderungswürdiger Treue: man höre den Anfang der St. Gallischen Liedversion nach L. Tobslers Schweizerischen Volksliedern (1882) I 102:

„Tannhuser war ein wundrige Knab,
Groß Wunder geht er zu schauen,
Er geht wohl uf Frau Venes Berg
Zu den dri schöne Jungfraue.

Die sind die ganze Woche gar schön,
Mit Gold und Side behange,
Händ Halsgeschmeid an und Maienkron —
Am Suntig sind's Otre und Schlange."

Schon Reinhold Köhler, der uns allen zu früh entrissene Meister der Volkskunde, hat zu dieser Liedfassung in seiner umfassenden Gelehrsamkeit auf den Guerino-Roman hingewiesen[1]) und noch dazu auf einen alten Kommentar zu Ariosts Rasendem Roland (43, 98), wo es heißt: „Im Gebirge zu Norcia ist der Eingang zur Grotte, in der die Sibilla Cumana mit ihren zahlreichen Fräulein wohnt; sie verwandeln sich alle an jedem Freitag in Schlangen." Wir wissen zwar von Reinhold Köhler auch, daß gleiche oder verwandte Züge in manchen Feensagen wiederkehren. Aber das Zusammentreffen des St. Gallischen Tannhäuserliedes mit dem erst jetzt wieder bekannt gewordenen Bericht des la Sale deutet doch wohl auf einen alten integrirenden Bestandtheil der Sage vom Venusberg.

Wir kommen zu dem Schluß: die Liebesgrotte ist ein Werk der italienischen Volksphantasie; die glühende Sinnlichkeit des Südens hat sie geschoffen, im Süden lernen wir sie zuerst kennen. Und der deutsche Venusberg weist mit dem lateinischen Namen der Göttin der Liebe auch auf den Süden hin. Die deutsche Sage vom Sinnenglück der Liebesgrotte des Venusbergs ist gewiß aus dem Süden zu uns gedrungen.

Dann aber gehört der getreue Eckart, unser altdeutscher Sagenheld, gar nicht in den Venusberg. Man kann wohl noch erkennen, wie er mit der Sage verwuchs. Seit Tannhäuser in den Venusberg zurückgekehrt ist, sitzt der getreue Eckart vor dem Berge und warnt die Leute, nicht hineinzugehen, es möchte ihnen sonst ergehen, wie dem Tannhäuser — so lautet Agricola's Sagenbericht in den Sprichwörtern Nr. 669. Vor dem Venusberg hat der getreue Warner zunächst einen berechtigten Platz erhalten. Und dann erst hat man gelegentlich wohl gemeint, wenn er nun vor dem Berge sitze, müsse er zuvor im Venusberg gewesen sein. In der Möhrin des Herm. v. Sachsenheim (um 1450) sehen wir ihn im Venusberg und wie wir oben sahen auch in den alten Volksliedern vom Tannhäuser.

Aber noch erübrigt uns die Frage: warum weicht der deutsche Name des Berges so auffällig ab von der italienischen Benennung? Fraglos ist unsre Bezeichnung treffender als ihr Vorbild (Monte della Sibilla). Der romanische Süden gibt uns bisher keinen Aufschluß über den Namenwechsel.

Venus ist aus der lateinischen Vagantenpoesie des Mittelalters in unsern Minnesang gerathen. Es ist eine mittelalterliche Wiedergeburt der altitalischen Göttin in den Kreisen weltfroher Kleriker, und schon in der Mischpoesie der Carmina Burana begegnen wir ihr. Eine der frühesten Schöpfungen aus den Kreisen der Kleriker, wohl um 1160 entstanden, zeigt uns die Göttin der Liebe noch umgeben von dem Latein, in das sie ursprünglich hinein gehörte:

Stetit puella	Dar chom Venus also frem;
bi einem boume,	caritatem magnam,
scripsit amorem	vil höhe minne
an einem loube.	bot si ir manne.

So begegnen wir auch in Liedern von Minnesängern bald der Venus, und ihr Lob ist seitdem nie wieder verstummt.

Durch die Venus der Vaganten und Minnesinger war der Import der Sage von der Venusgrotte vorbereitet. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß es ein fahrender Sänger gewesen ist, der die südliche Lokalsage nach Deutschland verpflanzte.[1]) Manche ritterliche Sänger aus der Blüheperiode unsrer mittelalterlichen Literatur treffen wir in Kaiserurkunden auf italienischem Boden, so Friedrich von Hausen, Berngер von Horheim, Diebold von Hohenburg u. A. Und wenn es auch bei dem Marner heißt: maneger saget maere von Rôme, die er nie gesach — so war doch gewiß die Verpflanzung einer südlichen Sage nach Norden im Zeitalter der Hohenstaufen durch den regsten Verkehr mit dem Süden wohl ermöglicht. Aber angeeignet hat sich die deutsche Volkssage den Venusberg erst mit der Tannhäusersage.

In la Sale's Bericht haben wir chronologische Angaben über den Helden der Sage vom Sibyllenberge angetroffen; seine Nachforschungen datiren das Abenteuer des deutschen Ritters zwischen 1352—1389: der Gewährsmann schwankte — wie wir sahen — zwischen den Päpsten Innocenz VI. (1352—1362), Urban V. (1362—1370) und Urban VI. (1378—1389). Aber unsre alten Lieder vom Tannhäuser nennen Urban IV. (1261—1264) als den Papst, der dem fränkischen Ritter Tannhäuser die Absolution für den Aufenthalt im Venusberg verweigert hat.

Der Tannhäuser des Volkslieds und der Volkssage ist der Minnesinger Tannhäuser. Ein Sänger, in dessen letzten Lebensjahren Papst Urban IV. das Statthalteramt Petri bekleidete. Als Kreuzfahrer ist er im Orient gewesen. Bei Kreta hat er Schiffbruch gelitten. Er wird über Italien heimgekehrt sein. Sein Leben füllt etwa die Jahre 1205 bis 1270. Seine Dichtung ist üppiger in der Ausmalung sinnlicher Motive, in der realistischen Schilderung reizvoller Frauenschönheit und verliebter Schäferstunden. Er ist erhaben über den Minnedienst, der auf Genuß verzichtet. Er lebt im Genuß, bis Hr. Seltenreich, Hr. Mangel, Hr. Schaden bei ihm einkehren. Heimathlos und sorgenvoll ist er umhergezogen und in Reue über sein sündenvolles Leben wendet er sich an Gott und die hl. Jungfrau in inbrünstigem Gebet.

So wird die Verschmelzung des deutschen Minnesingers mit der italienischen Sage von der Venusgrotte (Caverna

[1]) Anzeiger für deutsches Alterthum XI 78. Uebrigens wußte schon Goethe von dem Guerino-Roman und, wie es wohl scheinen kann, auch von la Sale; im Anhang zur Cellini-Uebersetzung II 359, wo Goethe über die Beziehungen des Künstlers zu dem sicilianischen Nekromanten spricht, kommt er darauf im Zusammenhang mit den Sibyllenbergen bei Norcia.

[1]) Diese Vermuthung hat schon F. Pfaff ausgesprochen in einem Vortrag über die Tannhäusersage, den er hier in Freiburg im Historischen Verein am 26. Februar 1887 gehalten hat. Er hat darin auch bereits Bezug genommen auf die Lokalisirung des Bennsbergs: „Die ältesten Quellen denken sich ihn in Italien, durch fahrende Sänger wanderte seine Sage nach Norden" — so heißt es in einem mir vorliegenden Zeitungsreferat über den Vortrag. Schade, daß derselbe nie im Druck erschienen ist! Ich darf aber hier mittheilen, daß F. Pfaff eine umfassende Geschichte der Tannhausersage in Aussicht stellt.

Digitized by Google

della Sibilla) doch wohl nicht zufällig sein. Hat der geschichtliche Tannhäuser den Deutschen zum erstenmal die Liebesgrotte des Venusberges bei Norcia in Liedern ausgemalt? Aber wir wollen die Ergründung der Tannhäusersage nicht versuchen und nur noch feststellen: wie die italienische Sage von der Venusgeotte unsern einheimischen Sagen fest einverleibt worden ist, so ist umgekehrt die deutsche Tannhäusersage am Ende des 14. und im Beginn des 15. Jahrhunderts nach Italien verschleppt.

Die Sagengestalt, die wir im Guerino-Roman und in la Sale's Werk kennen gelernt haben, ist nicht autochthon in Montemonaco, wo man sie erzählte. Deutsche Reisende haben bei ihren Besuchen auf dem sagenberühmten Monte della Sibilla die deutsche Tannhäusersage dorthin getragen. Und bei den wiederholten Nachforschungen, die Deutsche dort anstellten, bürgerte sich allmählich, wenn auch vorübergehend, unsre Tannhäusersage dort ein. Was la Sale dort im Mai 1420 erzählen hörte, war die deutsche Sage, wie sie ja auch von einem deutschen Ritter handelt.

In der That sind die Deutschen am Ausgang des Mittelalters zumeist interessirt für den Monte della Sibilla. In der Eingangsgrotte zum unterirdischen Reich der Sibylle kopirte der sorgfältigste Geograph des Sagenberges, la Sale, die Inschrift: Her Hans Wanbanbourg Borg intravit; also ein deutscher Ritter hatte sich hier verewigt. In Montemonaco hörte derselbe la Sale von zwei Deutschen, die mit dem Geistlichen Antonio Fumato die Grotte besucht haben. Im Jahre 1497 hat Arnold v. Harff die Grotten gesehen, aber nichts auffälliges zu berichten gefunden.

Und vom Vennsberg unsrer fahrenden Schüler wissen auch die romanischen Quellen, daß es in erstee Linie Deutsche sind, deutsche Schwarzkünstler, die ihn zu ihrem Reiseziel machen. In einer Beschreibung Italiens von Fra Leandro Alberti (Descrizione di tutta l'Italia, erschienen 1550) wird die Angabe des italienischen Bischofs Nazzano[1]) aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erwähnt, daß deutsche Gelehete mit großem Kostenaufwand den Pilatussee aufgesucht hätten, um ihre Schriften dort dem Teufel zu widmen, aber unverrichteter Sache zurückgekehrt seien.

Aber auch Feanzosen waren für beide Berge interessirt. In der ersten Grotte des Sibyllenberges fand la Sale inschriftlich den Namen eines Thomin de Pons (Pous), worin ee einen Franzosen oder Engländer vermuthet; er eezählt ferner die Geschichte von einem Südfranzosen Namens Seigneur de Pacs oder Pacques, die er in Montemonaco hörte. Im Guerino-Roman wird ein französischer Ritter Namens Lionel als Besucher der Grotte erwähnt.

Der erste, der neuerdings wieder den Sibyllenberg und seine Grotte zum Ziel einer Entdeckungsreise gemacht hat, war der Wiederentdecker des Berges, Prof. Gaston Paris. Er hal im vorigen Sommer (1897) sich zusammen mit dem Florentinischen Romanisten Prof. Pio Rajna auf den Weg gemacht: die Reisenden verließen die Bahn in Spoleto, um dann im Wagen über Norcia bis Castelluccio zu fahren. Leider war das Wetter zur Besteigung des Monte della Sibilla sehr ungünstig, die Maulthiertreiber verweigerten ihre Mitwirkung. Gaston Paris blieb in Castelluccio, ohne das Ziel seiner Wünsche zu sehen. Pio Rajna machte sich allein mit einem jungen Burschen von Castelluccio auf und gelangte in die erste Kammee dee Sibyllengrotte. Noch zweimal im vorigen Sommer hat er dann den Besuch des Inneren des Berges wiederholt. Beim ersten Besuch fand er die zweite Kammer durch einen Felsblock versperrt. Die Bewohnee des Berges haben den Feen das Verlassen der inneren Grotte unmöglich machen wollen. Aber trotzdem sieht man sie in früher Morgendämmerung oder beim Sonnenuntergang ihren Reigen schlingen oder an den Tänzen dee Bergbewohner theilnehmen. So hatte uns schon der französische Mönch Crespetus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts berichtet, daß die Feen aus dem Sibyllenreich zuweilen die Schafherden auf dem Sibyllenberge hüteten.

So klingt die Sage vom Feenreich der Liebesgrotte aus.

Aber dee poesieumwobene Berg des unterirdischen Paradieses, den Gaston Paris und Pio Rajna zum Ziel ihrer Forschungsreisen gemacht haben, ist nicht allein der Venusberg unsrer Vorfahren. Für uns Deutsche hat der Venusberg jener fahrenden Schüler, zu denen auch Dr. Faust in seinen Erdentagen gehört hat, ein gleiches Interesse zu beanspruchen. Es ist der gewaltigste in der mächtigen Kette der Monti Sibillini — der Vettore (2449 m hoch) mit dem Lago di Pilato auf seiner Ostseite in einer Höhe von 1940 m. In den ältesten Berichten, die wir vorführen konnten, treffen wir den jetzigen Namen noch nicht, den wir in den von Söderhjelm zugezogenen Sagenzeugnissen zuerst in Trissino's Epos Italia liberata da' Goti 1547 begegnen. La Sale nannte den Berg noch den Berg des Pilatussees odee des Sibyllensees, auch kurzweg den Pilatusberg. Jetzt gibt uns die italienische Generalstabskarte zum erstenmal ein genaues Bild von den Bergen bei Norcia, die für unsre Sagenkunde so bedeutsam sind. Die vier Kartenblätter Nr. 132 werden voraussichtlich bald manchen Pilger in das alte Fabelland begleiten, den es zum Venusberg hinzieht, wie vor 400 Jahren den Kölner Patrizier A. v. Harff. Wen aber der Volksglaube des 15. und 16. Jahrhunderts dorthin führt, der ziehe auf der Spur Tannhäusers zum Monte della Sibilla, aber auch auf der Spur der fahrenden Schüler zum Lago di Pilato auf dem Vettore.[1])

V.

Ueber die Entstehung der Sage vom Venusberg haben wir uns bishee jeder Vermuthung enthalten. Schon wiederholt hat man weiteren Zusammenhängen nachgespürt. Hier wäre also eine Untersuchung am Platz, ob sich jetzt nach der Aufdeckung jener neuen Sageuquellen der Ursprung der Sage vom Venusberg vielleicht aufklären läßt. Ich bin in dee angenehmen Lage, darüber eine Mittheilung meines Kollegen G. Baist vorlegen zu können, worin der weitere sagengeschichtliche Hintergrund des Venusberges gezeichnet wird. Baist äußert sich folgendermaßen:

„Gewisse Berührungspunkte, welche die Sage mit einer anderen in Italien lokalisirten, der vom König im Aetna (Mongibel), aufweist und die auch bei Graf nicht unbemerkt geblieben sind, lassen sich zu bestimmteren Schlussen verwerthen. Bekanntlich erzählt uns Gregor d. Gr., daß von Papst Johannes und Symmachus des Arianers Theodorich Seele in den höllischen Feuerberg geworfen wurde. Später wurden noch andere Herrscher, die es mehr oder weniger um die Kirche verdient hatten, ebendort untergebracht, männiglich zum Beispiel. Zuletzt aber verdämmeete das Schreckhafte, da man die Ursache der Verdammniß und die Namen vergaß, man dachte sich die Herren von ihrem Gefolge begleitet; es war im 14. Jahrhundert in Sicilien ein gemeines Sprichwort: Lieber will ich im Berg Bel sein mit den Königen und Fürsten, als im Himmel mit den Lahmen und Blinden. Die Nordländer, welche auf der Kriegs- oder Pilgeefahrt in die Gegend kamen, erkannten in dem verborgenen Herrschee den König Arthur, an dessen Wiederkunft Kymren und Bretonen so fest glaubten, daß sich

[1]) Der Bericht des Nazzano ist noch ungedruckt; es wäre für die deutsche Sagenforschung sehr erwünscht, wenn er im Original bekannt würde.

[1]) Erwähnung verdient immerhin, daß ein in Sachen der Tannhäusersage viel citirtes Buch — Mons Veneris, Fraw Veneris Berg durch Henric. Kornmannum, Frankfurt a. M. 1614 — von dem wahren Sachverhalt schon gar nichts mehr weiß.

die Kunde von ihrer Erwartung in Wort und Schrift überall hin verbreitet hatte, wo man die erzählende höfische Dichtung pflegte. Daß er mit seinem Hof im Mongibel hause, erwähnen im 13. Jahrhundert in England Gervasius von Tilbury, in Deutschland Cäsarius von Heisterbach, Wartburgkrieg und Lohengrin; hier und nicht in der Weissagungsliteratur oder gar in germanischen Traditionen wurzelt die Kisthäusersage. In Frankreich finden wir Aetna statt Avalon sogar als Schauplatz eines längeren Kunstepos, Floriant et Florete; nur erscheint hier, ebenfalls im Anschluß an die landläufige keltische Tradition, Morgain als die eigentliche Besitzerin, wie sie auch noch im 15. Jahrhundert im Roman vom Papageienritter die Fee de Mongibel genannt wird. Noch heute zeigt am Golf von Messina die bekannte Benennung der Luftspiegelung, daß eine Zeit lang Morgana vor all den anderen heute mit ihr vergessenen Sagengestalten den Vorrang erhalten hatte.

Sie und die Sibylle von Nursia, Beide von einem Hofstaat umgeben, sind die beiden Frauen im Berg, welche Italien, abgesehen von Deutschland auch die einzigen, welche die mittelalterliche Ueberlieferung kennt. Die historisch entschieden ältere ist jene im Aetna; die von Nursia ist gewiß jünger als die Zauberei auf dem benachbarten Pilatusberg, von der früher und länger die Rede ist, als vom Paradies der Sibylle. Daß man die abgelegene Gegend überhaupt besucht und gekannt hat, erklärt sich nur aus der Anziehungskraft, die der Wettersee ausübte. Geschichten, wie der von der Wunderhöhle stand auch das Mittelalter mit einiger Skepsis gegenüber, die Realität der Schwarzkunst und der Teufelsbeschwörung stand selbst für den Betrüger außer Zweifel, ebenso die Bevorzugung bestimmter Lokalitäten durch den Bösen. Nachdem der unheimliche Bergsee, über dem vielleicht in der That die ersten Gewitterwölkchen aufstehen, einen Namen in der Zunft erhalten hatte, fehlte es nicht an Klerikern, die dort ihre Seele gegen vortheilhafte Kenntnisse zu vertauschen versuchten, und diese zuerst werden, als sie von der benachbarten Höhle erfuhren, auf sie den Namen der Sibylle übertragen haben, nach der cumanischen Grotte. Unheimliche Hindernisse, welche neugierig Vordringende bemerkten, deuteten dort auf ein tiefer liegendes Geheimniß, unerklärlicher heftiger Luftzug an einer Stelle, an anderer ein Gießbach mit schmaler natürlicher Brücke, zwei thierähnliche Steingebilde: wir hören, wie minder Kühne vor diesen unzweifelhaft vorhandenen Naturerscheinungen von vornherein zurückschrecken, einzelne Verwegene sie zum Theil überwinden, aber dann doch den Muth verlieren: denn wer bürgt dafür, daß sie nicht Fallen sind, welche den festhalten, der den letzten Schritt gethan hat? So war der Boden für die Verpflanzung der umgenannten Morgana zubereitet. Manches eigenartige in der weiteren Entwicklung der Legende erklärt sich aus den örtlichen Verhältnissen: ihr ausgeprägt internationaler Charakter aus der Fremdbürtigkeit der landfahrenden Nigromanten; die Beziehung zu Rom erinnert daran, daß jene größtentheils ihren Weg über die Papststadt nehmen mußten; die Versperrung der Rückkehr nach bestimmter Zeit knüpft an die oben angeführten Eigenthümlichkeiten der Höhle an. Ritter, welche, gleich Tannhäuser, für immer im Feenland weilen, kennt die mittelalterliche Dichtung mehrfach, auch in Italien; die Liebe zwischen Sterblichen und Feen ist geradezu häufig, besonders in den bretonischen Mären. An den Kern der Tannhäuserlegende erinnert es, wenn Floriant sammt seiner Gemahlin zu der Erzieherin für immer in den Berg zurückkehrt; auch wenn in dem verbreiteten Lai von Guinglin dieser von der liebenden Waldherrin, die nach Chrétien Morgain selbst ist, Urlaub erhalten hat, unvorsichtig irdische Speise berührt und zusammenbrechend von den klagenden Feen heimgeholt wird. Die in der deutschen Sagenform theilweise fehlende regelmäßige Verwandlung der Holden in Unholde gehört allerdings nicht eigentlich dem Feenmärchen sondern dem Teufelsglauben an, den wir ja am Ausgangspunkt der ganzen Gestaltung gefunden haben. So hätten sich denn die Sibyllen- und die ausgebildete Tannhäusersage allmählich aus verbreiteten Motiven an die Höhle ankrystallisirt. Das Datum sehr weit zurückzuschieben könnte man versucht werden durch die Bemerkung, daß im Wartburgkrieg, also zu Ende des 13. Jahrhunderts, neben Artus auch „Felicia Sibyllen Kind“ nebst Juno im Berg ist, als ob der Dichter die beiden Sagen gekannt hätte, Verwandtschaft und Verschiedenheit ihm so bewußt gewesen wären, daß er nicht die Sibylle selbst in den Artusberg hineinziehen durfte, aber wenigstens ihre Tochter glaubte nennen zu sollen. Doch kann in diesem seltsamen Gedicht die Felicia auch deßhalb eingeführt und zu der Prophetie in Beziehung gesetzt sein, weil sie dem Dichter Auskunft gibt, wie gelegentlich anderwärts die Sibylle selbst figurirt.

Dabei aber dürfen wir nicht übersehen, daß eben in Deutschland, zu dem auch außerhalb der Tannhäusersage besonders lebhafte Beziehungen bei Nursia zutage treten, ziemlich früh die Tradition von den Zwerginnen im Berg auftritt, die sich dem Menschen verbinden, ein Gegenstück zu den Zwergkönigen, die sich Menschentöchter entführen, ziemlich sicher ein echtbürtiges Motiv, obwohl sich nur ein literarischer Beleg findet, und Grimm aus der Volksliteratur auch nur einen, allerdings vortrefflich passenden aus Schweden kennt. Friedrich von Schwaben wird in dem gleichnamigen, noch immer ungedruckten Gedicht des 14. Jahrhunderts von der Zwergkönigin im hohlen Berg festgehalten, bis sie ein Kind von ihm gewonnen hat; nachdem er sich von ihr losgerissen und mit seiner ursprünglichen Geliebten vermählt hat, stirbt diese, und er verbindet sich nunmehr endgültig mit der Elbin. Diese tritt damit aus dem Berg heraus, aber die Vermuthung liegt sehr nahe, daß in der von dem Dichter vermuthen Sage der Ritter vielmehr in den Berg zurückkehrte. Durch die Uebertragung dieser Tradition in die Sibyllenhöhle dürfte unter gleichzeitigem Hinzutritt des religiösen Elements die Tannhäusersage entstanden sein.

Alois Blumauer.

Von Paul Pasig.

Der Mehrzahl der Leser dieser Blätter dürfte Alois Blumauer, dessen 100jähriger Sterbetag auf den 16. März fiel, nur als der Verfasser der travestirten Vergil'schen „Aeneide“ bekannt sein, deren mit scharfer Satire und derbem Humor gewürzte Knittelreime der einstige Sekundaner mit gottgleichem Wohlbehagen verschlang. Aber der Verfasser dieses künstlerisch nicht gerade sehr hoch zu bewerthenden Spottgedichts würde sicherlich selbst dagegen protestiren, wollte man nur um dieses einen Poëms wegen seinen Namen der Nachwelt aufbewahren. Vielmehr steht fest, daß Blumauer begründeten Anspruch darauf hat, nach seiner gesammten dichterischen und literarischen Thätigkeit beurtheilt zu werden, weil unser Urtheil über ihn stets einseitig und ungerecht ausfallen muß, wenn wir ihn einzig nach dem erwähnten poetischen Faschingsscherz bewerthen wollten.

Zu Steyer (Oberösterreich) am 28. Dezember 1755 geboren, besuchte Alois Blumauer zunächst das Gymnasium seiner Vaterstadt, nach dessen Absolvirung er sich in das Wiener Jesuitenkollegium aufnehmen ließ, um später Geistlicher zu werden. Aber bereits ein Jahr darauf (1773) wurde bekanntlich durch Papst Clemens XIV. der Orden durch die bekannte Bulle „Dominus ac Redemptor noster“

Digitized by Google

aufgelöst, und Blumauer sah sich genöthigt, einen anderen Beruf zu wählen. Da sich zunächst keine geeignete Beschäftigung für ihn fand, suchte er durch Ertheilung von Privatunterricht sich den Lebensunterhalt zu erwerben, bis es ihm gelang, im Jahre 1785 das Amt eines Zensors in der Bücherzensurkommission zu erhalten. In dieser Stellung, die dem kritisch veranlagten Geiste des jungen Mannes zusagte, wirkte er 12 Jahre, und dieser Zeitraum war es auch, der bestimmend auf die künftige literarische Beschäftigung Blumauers einwirkte. Denn das Amt brachte es einerseits mit sich, daß sein Inhaber einen tiefen Einblick in die damaligen Literaturverhältnisse erhielt, andrerseits aber zugleich mit dem Buchhandel selbst in direkte Beziehungen trat. Hiedurch selbst zu literarischer Beschäftigung angeregt, beschloß Blumauer, durch Uebernahme der Buchhandlung seines Verlegers und Geschäftsfreundes Gräffer ganz in das literarische Fahrwasser einzulenken. Allein es zeigte sich bald, daß der geistesgewandte, aufgeklärte Humorist und Satiriker trotz aller Anstrengungen, die er durch verschiedene buchhändlerische Unternehmungen machte, ein schlechter Geschäftsmann war, dem der kaufmännische Geist vollständig fehlte: das Geschäft prosperirte nicht und kurz vor seinem Tode, der am 16. März 1798 in Wien erfolgte, mußte Blumauer die Buchhandlung wieder aufgeben, die durch ihn zwar einen gewissen Ruf erlangt hatte, ohne indessen infolge veränderter Zeit- und Geschmacksrichtung in seinem Geiste fortbestehen zu können.

Die literarische Thätigkeit Blumauers war einigermaßen verzweigt, aber in allen ihren Theilen offenbarte sie des Autors Grundrichtung: seine entschiedene Begabung für Witz und zur Satire. So ist es erklärlich, daß die ernsteren Dichtungen Blumauers weder inhaltlich, noch in der Behandlung der dichterischen Form mit den heiteren Erzeugnissen seiner Muse auf gleicher Stufe stehen. Dazu kommt, daß der Dichter ein überzeugter Anhänger der aufgeklärten Josephinischen Richtung war und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für Verwirklichung jener Ideen, vor allem für Befreiung des Staates aus den seiner unwürdigen hierarchischen Fesseln wirkte. Die innere Stellung des Dichters zu den Reformen des großen Kaisers charakterisirt nichts besser als die Thatsache, daß er einer der Ersten war, die in den Orden der Freimaurer eintraten. Wir sehen also: das nur einjährige Novizenthum des ehemaligen Jesuitenzöglings trug reiche Früchte, freilich in einem den Bestrebungen dieser Gesellschaft direkt entgegengesetzten Sinne! Die reifste Frucht in dieser Hinsicht, allerdings zugleich mit den Mängeln behaftet, die überreifen Früchten zumeist anhaften, ist Blumauers travestirte „Aeneide" — auch sie glänzt ja zweifellos durch Witz und Satire, namentlich wenn sie antike Motive auf moderne Verhältnisse anwendet und sich in beißendem Spott gegen das Ueberwuchern des Einflusses der römischen Geistlichkeit und die gemeinschädlichen Auswüchse des Mönchthums wendet. Aber dabei finden sich doch eben wieder Stellen, die einen vorhandenen Fäulnißprozeß ankünden, wenn der Dichter sich in gemeinen, unfläthigen Späßen ergeht und eine auffällige Ignorirung des guten Geschmacks und der sittlichen Würde verräth. „Virgils Aeneis oder Abenteuer des frommen Helden Aeneas" erschien in den Jahren 1784—1788 als Bearbeitung der ersten neuen Bücher der römischen Dichtung in drei Theilen und blieb unvollendet. Die Idee zu seiner Travestie entnahm Blumauer der Probe einer Parodie von Vergils Aeneis, die J. C. Michaelis im Jahre 1771 herausgab. Auch die französischen Dichter des 17. Jahrhunderts Guillaume de Bréboeuf und namentlich Scarron hatten sich bereits dieser Idee bemächtigt. Aber Blumauer übertraf alle seine Vorgänger, und zwar einzig darum, weil er sich nicht mit einer einfachen satirischen Wiedergabe und Umschreibung des klassischen Werkes begnügte, sondern derselben eine bewußte Spitze in dem oben dargelegten Sinne gab. Daher schrieb Wieland im Jahre 1783 an den Dichter: „Sie konnten mir wohl nichts Schmeichelhafteres sagen, als daß Sie mir Ihre ganze Lust zum Dichten zu danken hätten. Der Gedanke, die Aeneis auf eine solche Art und nach einem solchen Plane zu travestiren, daß Sie dadurch eine der größten und gemeinnützigsten Absichten Ihres großen Monarchen befördern, dieser Gedanke ist Ihnen von Gott eingegeben, und Sie sind, nach den ersten Büchern zu urtheilen, so reichlich mit allen Gaben ausgerüstet, ihn auszuführen, daß ich Ihnen meinen Beifall und mein Vergnügen nicht genug ausdrücken kann" (Weimarer Jahrb. 1856, S. 185). Die Wirkung der travestirten „Aneide" war sowohl in Deutschland wie in Oesterreich ungeheuer, in letzterem selbst dann noch, als die Josephinischen Ideen längst an Einfluß verloren hatten. Auch an Widerspruch, namentlich von klerikaler Seite, fehlte es natürlich nicht; aber derselbe erzielte, wie meist in solchen Fällen, die entgegengesetzte Wirkung: er machte Propaganda für das Buch. Zu den gelungensten Erzeugnissen, die sich mit Blumauers „Aneis" beschäftigen, und zwar ganz in der Form und im Tone dieses Werkes selbst, gehört ohne Zweifel das Bändchen: „Blumauer bei den Göttern im Olympus über die Travestirung der Aeneis angeklagt: oder Tagsatzung im Olympus, Virgilius Maro contra Blumauer, in puncto labefactae Aeneidis. Herausgegeben von einem P***. Leipzig und Grätz bei Franz Ferstel, Buchhändler, 1792", ein Unikum, dessen Kenntniß wir der Güte des Hrn. Hofraths Prof. Dr. Kluge an der herzogl. Landesbibliothek in Altenburg verdanken. Vergilius Maro hat, so wird hier in überaus humorvoller Weise ausgeführt, von der Blumauer'schen Travestirung seiner unsterblichen „Aeneis" gehört und führt Klage vor der Götterversammlung durch einen deßhalb berufenen Anwalt Thomas Sanchez, jenen berüchtigten spanischen Jesuiten, gest. 1610. Schon neigt die hohe Versammlung zu einer Verurtheilung des Angeklagten, als Momus sich zum Vertheidiger des Letzteren aufwirft und an der Hand zahlreicher Citate dessen Freisprechung erwirkt. Köstlich sind die Verse, in denen Zeus selbst das Urtheil spricht:

„Du hast zwar wie ein Satanskind
Oft toll von uns gesprochen;
Doch weil die Vers' so artig sind,
Bleibt alles ungerochen.
Denn wer recht seinen Spaß versteht,
Verzeiht, was scherzhaft ein Paet
Aus seinem Hirn ausbrütet.

Geh heim, nimm den Ovidius,
Den schleichenden Verführer,
Den Tassa, den Horatius,
Lukrezen, den Sektirer,
Den Luzian, den Juvenal,
Und travestir' die Dichter all'
So schnatisch, wie den Maro.

So lang du lebst, so schad' in Wien
Von dieser Stund' kein Wetter.
Dein Dichtergeist ist Medizin
Für Langeweil' der Götter.
Laß dich's nicht reu'n, befleiße dich
Und lief're bald was Neues, ich
Pränumerir' auf alles!" u. s. w.

Nun, mancherlei, und darunter vieles Satirische, hat Blumauers wenig spröde Muse noch hervorgebracht, anderweitige Travestien aber nicht. Und das war sein Glück. Denn wenn auch der eine Wurf seinen Dichternamen weit in die Lande trug, so birgt doch dieses poetische Genre zu wenig lautern Goldes, um die Krone der Unsterblichkeit zu

Digitized by Google

verleihen. Sehen wir uns nach der übrigen literarischen Thätigkeit Blumauers um, so sei zunächst bemerkt, daß der Dichter an zwei einschlägigen Unternehmungen betheiligt war. Von 1785—1792 gab er, zuerst in Gemeinschaft mit Ratschky, später allein, den seit 1778 bestehenden „Wiener Musen-Almanach" heraus, der als geistiger Mittelpunkt der Wiener Poeten galt, und 1782—1784 redigirte er die „Wiener Realzeitung", ein literarisch-kritisches Blatt, in dem Blumauer u. a. auch gegen Nicolai's bekannte, auch in den Goethe-Schiller'schen „Xenien" genügend gekennzeichnete „Reisebeschreibung" zu Felde zog. Blumauers Gedichte, heitern und ernsten Inhalts, erschienen zuerst im „Musen-Almanach" und fanden wegen ihrer gewandten, flüssigen Form, trotz des etwas salopp behandelten Versmaßes, und wegen ihres offenen, freimüthigen Inhalts lebhafte Zustimmung. Die „Freimaurer-Lieder" (1786), ernst und religiös gehalten, haben indessen nur noch kulturhistorischen Werth: Blumauer war eben geborener Satiriker, dem das ernste Pathos schlecht zu Gesicht stand. Aus diesem Grunde können wir auch seinem Ritterschauspiele „Erwine von Steinheim" (1780), das sogar mehrfach einen weinerlich-sentimentalen Ton anschlägt, keinerlei poetischen Werth zuerkennen. Durchblättern wir die im Jahre 1782 erschienene Sammlung Blumauer'scher Gedichte, so entdecken wir bald eine frappante Verwandtschaft derselben mit G. A. Bürger'scher Muse. Hier wie dort dieselbe spielende Gewandtheit in der Handhabung der äußeren Form, die nicht selten sogar musikalische Effekte erzielt; bei beiden derselbe schalkhafte Humor, der zuweilen die Zügel allzusehr schießen läßt und das Gebiet des Lasciven streift; hierbei ist zu bemerken, daß, während Bürger mehr die stillen, trauten Kreise des bürgerlichen Lebens bevorzugt, Blumauer mit Vorliebe der hohen Politik seine Aufmerksamkeit zuwendet. Interessant in letzterer Hinsicht sind u. a. zwei Gedichte, die mit dem Besuche des Papstes Pius VI. in Wien (1782) zusammenhängen. Dieser unerhörte Schritt des Oberhauptes der römischen Kirche verfolgte anscheinend den Zweck, Joseph II. zu bestimmen, seinen Reformen eine weniger antiklerikale Spitze zu verleihen, war aber bekanntlich völlig ergebnißlos. Man höre nun, wie überaus klar sich Blumauer die Frage zurecht legt:

„Warum sonst Kaiser zu den Päpsten kamen,
Ist sonnenklar; allein warum,
Fragt Jedermann, kehrt jetzt der Fall sich um?
Man fragt, und denkt nicht an die Namen
Man frage: Wer kammt? und: Zu wem?
Und sieh', gelöst ist das Problem!",

um am Schlusse seines „Epilogs" als Resultat des päpstlichen Besuches in der Wiener Hofburg die allerdings vergebliche Hoffnung auszusprechen:

„Und hat nun Pius seinem weisen Sohne
Die hohe Kunst, zu herrschen, abgesehn,
Läßt er auf seinem eig'nen Throne
Von nun an Josephs Vorbild sich zur Seite stehn
Und bringet er in sein Gebiet
Auch Josephs Geist und Josephs Liebe mit
Und wuchert er damit zu seiner Völker Glücke,
Sagt — kehrt er nicht von Wien belohnt genug zurücke?"

Echtes, warmes Deutschthum passirt in dem Liede „An die Donau":

„O wohl mir, daß ich, deutscher Strom,
Dich unser nennen kann!
Ist wer, der's leugnen will, der kamm',
Er komm' und seh' dich an!

Er seh' die deutsche Größe, die
Du an der Stirne trägst,
Der Deutschen Muth, wenn du, wie sie
Empörest, Wellen schlägst" u. s. w.

Wer dächte bei solchen Worten nicht an den gegenwärtigen Kampf des Deutschthums in Böhmen? Zartere, innigere Klänge tönen in Blumauers Liebesliedern, die an Lenau gemahnen, z. B. „Sehnsucht eines Liebenden":

„Immerdar mit leisem Weben
Schwebt dein süßes Bild vor mir,
Und ein liebeflehend Beben
Zittert durch die Seele mir" u. s. w.,

während ganz im Fahrwasser Bürger'scher Gassenlyrik das Lied segelt, das Blumauer selbst als „Gegenstück zu Bürgers Lied: Herr Bacchus ist ein braver Mann" bezeichnet:

„Herr Bacchus ist ein schlechter Mann,
Ein schmutz'ger, grober Bengel,
Und Herr Apoll, der Leiermann,
Ist gegen ihn ein Engel" u. s. w.

Unser Gesammturtheil über den Dichter Blumauer dürfte nach Vorstehendem genügend begründet erscheinen. Weder in seiner weltbekannten travestirten „Aeneis", noch in seinen sonstigen Dichtungen hat Blumauer für die Unsterblichkeit geschaffen, wenngleich unter seinen lyrischen Poesien sich einige befinden, deren künstlerischer Werth sie hoch über jene Travestie erhebt. Diese aber ist es, die neben einigen anderen Gedichten deßhalb literarisch werthvoll bleiben wird, weil sich in ihr, wenn auch wie im Hohlspiegel verzerrt, die Aera Josephs II. in ihrer polemischen Richtung wiederspiegelt.

Mittheilungen und Nachrichten.

B. W. C. **Die Herstellung metallener Hohlspiegel auf elektrolytischem Wege.** Die Verwendung elektrischer Scheinwerfer erlangt immer weitere Verbreitung, nicht nur für militärische Zwecke, z. B. zum Absuchen des Geländes oder zur Beleuchtung bestimmter Gebäude, die auch während der Nacht beschossen werden sollen, sondern namentlich auch für die Schiffahrt. Für einige Leuchtfeuer hat man bereits elektrische Beleuchtung eingeführt, und es ist zu hoffen, daß nach und nach noch viele folgen werden, weil die bedeutende Helligkeit des elektrischen Lichts gerade für Leuchtfeuer, die weithin sichtbar sein müssen, von großem Werth ist. Eine Schwierigkeit bei der Konstruktion elektrischer Scheinwerfer, deren Wirkung hauptsächlich von der Güte des zur Verwendung kommenden Hohlspiegels abhängig ist, liegt darin, daß die Metallhohlspiegel durch die große Hitze des elektrischen Lichtbogens schon nach sehr kurzer Zeit matt werden und dadurch natürlich ihre Wirkung einbüßen. Man hat oftmals den Versuch gemacht, gepreßte Metallhohlspiegel herzustellen, aber die Oberfläche derselben bleibt viel zu rauh, um eine gute Wirkung zu erzielen; ebenso mißglückte die Herstellung gegossener Metallhohlspiegel, weil die genügende Bearbeitung, also das Schleifen und Poliren der Spiegeloberfläche, fast unmöglich war. Wie bei so vielen anderen Dingen hat man auch hier mit Hülfe der Elektrizität eine leichte und einfache Methode zur Herstellung brauchbarer Metallhohlspiegel gefunden. Auf eine Glasform, deren erhabene Seite genau so geschliffen ist, wie der Hohlspiegel werden soll, wird eine dünne Silberschicht niedergeschlagen, die durch geeignete Bearbeitung polirt wird und auf die dann eine starke Kupferschicht, ebenfalls auf elektrolytischem Wege, niedergeschlagen wird. Die Glasform mit den Metallüberzügen wird dann in heißes Wasser gelegt, wodurch sich die Metallschicht von dem Glas löst, die nun einen vollendeten Hohlspiegel darstellt. Die silberne Innenseite desselben wird sodann mit einem dünnen Ueberzug von Palladium versehen, das die Eigenschaft besitzt, selbst bei großer Hitze nicht matt zu werden. Die auf diese Weise hergestellten Hohlspiegel erfüllen alle Anforderungen, die man an sie stellen kann, vollkommen.

* **Wiesbaden,** 23. März. Aus **Marburg** trifft die Nachricht ein, daß **Hans Wachenhusen,** der bekannte Reiseschriftsteller, dort nach schwerer Krankheit im 71. Lebens-

Digitized by Google

fahre gestorben ist. Wenn auch unter seinen zahlreichen Werken sich keines befindet, das von eigentlichem künstlerischen Werthe wäre und Anspruch auf Fortdauer in unsrer Literatur erheben könnte, so repräsentirte doch der Verstorbene in der Entwicklung des deutschen Journalismus einen ganz bestimmten Typus, der wohl Beachtung verdient. Durch einen unbesiegbaren Drang nach einem bewegten Leben getrieben, wurde Wachenhusen der erste deutsche Kriegsberichterstatter, der ans diesem Gebiete der Publizistik einen Beruf machte. So machte er im türkischen Lager den Krimkrieg mit und nahm nacheinander Theil an der Eroberung von Kabylien, am österreichisch-italienischen Kriege, am Zuge der „Tausend des Garibaldi" nach Sicilien und Neapel, am polnischen Aufstand unter Langiewicz und an den Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71. Seine Berichte waren stets frisch, anschaulich und lebendig geschrieben und wurden gern von den angesehensten deutschen Blättern, so auch von der Allgemeinen Zeitung, gedruckt. Mit der kecken Plaudergabe des Feuilletonisten vereinigte Wachenhusen eine genaue, in einem ununterbrochenen Reiseleben gewonnene und durch scharfe Beobachtungsgabe genährte Kenntniß des Lebens in den europäischen Hauptstädten, und eine Fülle von persönlichen Bekanntschaften, auch in den höchsten und weltbewegenden Kreisen, unterstützte ihn bei der Verwerthung dieser Gaben auf dem Gebiete des Kriegs- und Reisefeuilletons und später auch auf dem Felde der Romanschriftstellerei. Seine zahlreichen Werke bilden in dieser Hinsicht gleichsam einen begleitenden Text zu den politischen Hauptereignissen der letzten 40 Jahre. Freilich ist dieser Text nicht von einem besonders tiefgehenden Geiste durchdrungen, auch ist er nicht stets und durchaus glaubwürdig, da es dem Schreiber mehr auf das populäre Herausarbeiten krasser Effekte als auf maßgalle Würdigung der Erscheinungen ankam; immerhin nahm der vagabondirende Beobachter, der die Natur eines heiteren Genußmenschen mit der eines eleganten Feuilletonisten vereinigte, das Interesse seiner Zeitgenossen in hervorragender Weise in Anspruch und verdient aus diesem Grunde wohl, daß ihm heute die deutsche Journalistik einen Lorbeerkranz aufs Grab legt.

* **Straßburg i. E.** Ueber die Aufgaben des am 28. März in unsrer Stadt stattfindenden Kongresses der Meteorologen Europa's und Amerika's bringen die „Straßburger N. Nachr." folgende nähere Angaben: Der letzte in Paris abgehaltene meteorologische Kongreß, auf dem Privatdozent Dr. Hergesell, der Direktor des meteorologischen Landesdienstes in Elsaß-Lothringen, zum Vorsitzenden der aëronautischen Kommission gewählt worden ist, stellte als nächstes Hauptziel die Erforschung der Atmosphäre durch Kapliv- und Freiballons fest. Diesem Beschlusse entsprechend, wird sich der hiesige Kongreß hauptsächlich damit befassen, die inzwischen hierüber gewonnenen Erfahrungen zusammenzustellen und zu berathen, wie die Luftschiffahrt in Zukunft noch mehr für die Meteorologie zweckdienlich gemacht werden kann. Es ist bekannt, daß die Meteorologie, obschon eine der jüngsten Wissenschaften, unter anderem bis jetzt das zuverlässigste Material für Aufstellungen von Wetterprognosen geliefert hat. Bei diesen handelt es sich in erster Linie um Kenntniß der Luftvertheilungs- und Luftdruckverhältnisse, deren Ergebnisse die Winde und der Barometerstand sind. Die Zentralstation für maritime Meteorologie, die Deutsche Seewarte in Hamburg, die alle meteorologischen Hauptstationen des Kontinents durch ein telegraphisches Netz miteinander verbunden hat, ist durch ihre Wetterprognosen und Sturmwarnungen zu einem wirklich segensreichen Institut geworden. Eine empfindliche Lücke in den Beobachtungen mußte sich aber insofern geltend machen, als mit den jetzigen Hülfsmitteln zwar die Luftströmungen u. s. w. auf der Erdoberfläche, nicht aber die in den höheren Schichten der Atmosphäre genügend erforscht werden konnten. Hier also setzen die Bestrebungen der modernen Meteorologie ein. Ein schätzenswerthes Hülfsmittel hiefür verspricht der unlängst erfundene Drachenballon von Parseval-a.-Stegsfeld zu werden, mit dem vor einigen Tagen auch in Straßburg die ersten Versuche angestellt worden sind.

* **Würzburg.** Der Professor der Hygiene an hiesiger Universität, Dr. K. B. Lehmann, wurde vom Kultusministerium mit der Vertretung Bayerns auf dem X. internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in Madrid beauftragt.

* **Kiel.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität verlieh dem Prediger Wichert in Hamburg, der am 1. April d. J. das 25jährige Jubiläum als Leiter der Erziehungsanstalt „Rauhes Haus" begeht, die theologische Doktorwürde. — An Stelle des nach Halle berufenen Professors Riehl ist, wie wir hören, der außerordentliche Professor Dr. G. Martius in Bonn als ordentlicher Professor der Philosophie für unsre Universität in Aussicht genommen. Professor Martius, der ein Schwiegersohn des verstorbenen Borsig in Berlin ist, hat sich namentlich auf dem Gebiete der experimentellen Psychologie durch treffliche Arbeiten ausgezeichnet.

* **Bremen.** Zum Leiter der hiesigen Irrenanstalt ist der bisherige Privatdozent Dr. Anton Delbrück an der Universität Zürich berufen worden. Er ist auch in weiteren Kreisen bekannt geworden durch seine Studie „Ueber Hamlets Wahnsinn".

* **Wien.** Der Privatdozent Dr. Alfons Dopsch ist zum außerordentlichen Professor der Geschichte an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **New-York,** 21. März. Der amerikanische Forschungsreisende William Jameson Reid wird den Versuch machen, von West-China aus nach Lhassa, der heiligen Stadt Tibets, zu gelangen. Reid wird nur von fünf Personen begleitet sein, welche die Rolle von Hausirern übernehmen sollen. Er selbst will als Bettelmönch figuriren und als Stummer sich die Lippen mit eisernen Ringen schließen, wie es die Weise der religiösen Bettler in Tibet ist. So kann seine Unbekanntschaft mit der tibetanischen Sprache nicht entdeckt werden. Zur Noth will er sich in einem Waarenkorb versteckt durch das Land tragen lassen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Konservatives Handbuch. 3. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Herm. Walther 1898. — Evangelische Preußen, rettet Euch vor Stöcker und Euren Generalsuperintendenten zur heiligen Schrift und zur Reformation. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1898. — Manfred Fuhrmann: Ein Marsbewohner über die Erde. Briefe aus dem Jahre 10,000. Leipzig, Oskar Gottwald 1898. — Julius Hensel: Brot aus Steinen durch mineralische Düngung der Felder. Zugleich eine kurzgefaßte Chemie für Laien, Landwirthe und Chemiker. Ebd. — Rechenschaftsbericht über die Thätigkeit der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen im Jahre 1897. Prag, Verlag der Gesellschaft 1898.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Soeben erschienen:

Die Konstanzer Ratslisten des Mittelalters. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Dr. **Konrad Beyerle.** Lex.-8°. brosch. n.n. 8 M.

Aus den Vorstudien zu einer Konstanzer Rechts- und Verfassungsgeschichte ist diese Quellensammlung entstanden. Sie hat den Zweck, für eine eingehende Untersuchung der Konstanzer Ratsverfassung festen Boden zu schaffen. Sie bietet die Namen und äusseren Lebensschicksale der Männer, welche die Geschichte der Stadt Konstanz in ihrer reichsstädtischen Blüte beeinflusst haben.

Zur Vorgeschichte des Orléan'schen Krieges. Nuntiaturberichte aus Wien und Paris 1685—1688 nebst ergänzenden Aktenstücken. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Dr. **Max Immich.** Mit einem Vorworte von Fr. von Wesch und 2 Porträts in Lichtdruck. Lex.-8°. brosch. n.n. 12 M.

Bei der Anlage dieser Publikation sind die Grundsätze berücksichtigt worden, welche auf der dritten Historikerversammlung für die Herausgabe von Aktenstücken zur neueren Geschichte aufgestellt wurden. Die Berichte sind je nach ihrer Bedeutung bald vollständig, bald im Auszug gedruckt. Den ersteren ist jeweils eine kurze Inhaltsangabe vorausgeschickt. (16075)

Jahrgang 1898. München, Samstag, 26. März. Nummer 68.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.80. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.80.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Architektonische Zeitfragen. Von Karl Voll. — Diebstahl an Elektrizität. Von Franz Riß. — Mittheilungen und Nachrichten.

Architektonische Zeitfragen.

In Wien erschien vor etwas mehr als einem Jahre eine Broschüre mit dem Titel „Moderne Architektur“. Sie ist verfaßt von dem Wiener Akademieprofessor Otto Wagner, einem bekannten Architekten. Der Verfasser fordert in ziemlich radikaler Weise, daß die heutigen Baukünstler sich aller Anlehnung an die früheren Stilarten enthalten. Sie sollen ganz modern bauen, für modeene Bedürfnisse mit modeener Technik. Unsre Bedürfnisse sind, wie Wagner meint, so sehr verschieden von denen der früheren Menschen und unsre Technik ist so hoch entwickelt, daß nach Wagner der lang ersehnte Stil des 19. Jahrhunderts sicher und in kurzer Zeit zu gewinnen sein muß, wenn man nur diesen beiden Umständen freimüthig Rechnung tragen will. Die interessante Schrift ist mit feuriger Beredsamkeit geschrieben und enthält eine Menge richtiger, zum Theil allerdings schon längst anerkannter Sätze. Aber in der angeführten Hauptforderung liegt etwas herausforderndes, was vielen Widerspruch hervorrief, umsomehr als die Forderung mit mehr Begeisterung als Logik vorgetragen ward. Eine der Gegenschriften gab den Ausgangspunkt und die Grundlage für das Nachstehende.

Dr. Richard Streiter unterzog in einer vor kurzem erschienenen kleinen Schrift[1]) die ganze Frage einer eingehenden Würdigung. Es kam ihm weniger darauf an, Wagners Ausführungen, da wo sie unrichtig sind, zu widerlegen, als vielmehr darauf, in zwar fachmännischer, aber allgemein verständlicher Weise ein Resumee über die „Stilfrage“ zu geben, die seit dem Beginn unsres Jahrhunderts immer wieder aufgeworfen worden ist. Zu diesem Zweck führt Streiter aus den verschiedenen Jahrzehnten die Urtheile der berufensten Männer an. Die mit großer Literaturkenntniß unternommene Zusammenfassung gibt ein anschauliches Bild der Architekturgeschichte unsres Jahrhunderts. Es gewährt dabei ein nahezu pikantes Interesse, die Stimmen aus alter Zeit wieder zu hören und zu erkennen, daß wir in der Theorie um keinen Deut klüger geworden sind, als es die Männer waren, die am Anfang unsres Jahrhunderts über Architektur schrieben. Man macht hier dieselbe Erfahrung, die man im täglichen Leben macht und die der Münchener in die knappen Worte faßt: Gescheit reden ist leichter als gescheit handeln. In der That ist die Theorie der Kunstbetrachtung in den Hauptpunkten stets die gleiche gewesen; nur die Praxis erzeugte so unendlich viele und oft so ganz unberechtigte Gegensätze zu dem, was der simple Menschenverstand von jeher als das Richtige anerkannt hat. Daß von einer irregehenden Praxis dann auch die Theorie auf Abwege geleitet wird, kann natürlich nicht bestritten werden. Wie wenig sich beide decken müssen, sieht man aus der Thatsache, daß deutsche und vor allem französische Architekturtheoretiker des gewiß nicht realistischen Rokolo an die Baukunst die unbedingte Forderung von Wahrheit und Natürlichkeit stellten. Es hat aber fast 100 Jahre gedauert, bis die Praxis endlich begann, dieser Lehre zu folgen, die unterdessen ununterbrochen gepredigt worden war, obwohl die mannichfaltigen aufeinander folgenden Bauarten gerade dieser Forderung oft schnurgerade entgegenstrebten. Was Wagner als neueste Heilswahrheit verkündet, ist schon von Stier im Jahre 1843 ausgesprochen worden. Er sprach in einem bedeutsamen in Bamberg gehaltenen Vortrag von einer Partei, die „eine Baukunst, hervorgewachsen aus den idealen und materiellen Zuständen und Beziehungen der Gegenwart, forderte“. Er entwickelt das Programm dieser Partei in der folgenden Charakteristik: „Erstens wurde das Wesentliche der Baukunst in ihrer materiellen Natur, in der Konstruktion, gesehen und gefordert, eine neue Kunst müsse überwiegend auf diesem Grunde sich erhalten: die Kunstform vornehmlich in der materiellen Zweckmäßigkeit, in der Nützlichkeit, in der Sorgfalt und Tüchtigkeit der Ausführung ihre Begründung und ihren Werth finden.“ Nichts anderes ist es, was Wagner 50 Jahre später lehrt. Streiter ist geneigt, derartigen Programmen eine tiefere oder wenigstens eine symptomatische Bedeutung beizumessen; in der That dürfen wir ihnen desto weniger Werth beilegen, je vernünftiger sie klingen. Es gibt gewisse Grundwahrheiten in der Kunst, wie in der Moral, die stets gepredigt werden, deren Befolgung aber sehr selten anzutreffen ist. Von dem berühmten Lithographen Charlet stammt ein ironisches Paradoxon: das man aber sehr ernst und wörtlich nehmen kann. Le bon sens des masses est admirable; seulement elles se trompent presque toujours. Auf theoretischem Wege das Richtige zu erkennen, ist nicht schwer, denn der gesunde Verstand der Menschen ist wirklich bewundernswerth, aber es ist nur Wenigen beschieden, das, was durch logische Schlüsse festgestellt worden ist, künstlerisch empfindend in der Praxis durchzuführen; denn fast immer greifen die Menschen fehl, wenn sie ihre Worte in Thaten umsetzen wollen. Ein Beispiel dafür mag der Maler Cornelius sein. Er drang mit großer Konsequenz darauf, daß die Künstler ihre Studien vor allem nach der Natur machen sollten, und doch war gerade er derjenige, der die Kunst auf so lange Zeit von der geforderten Naturerkenntniß fernhielt. Das Reden und Schreiben der Künstler hat wenig Werth, desto mehr aber Goethe's Warnung: Bilde! Künstler; rede nicht! Die Kunst nimmt ihren Gang, ob sie von munteren oder feindlichen Reden begleitet werde.

Nachdem Streiter dargethan hat, daß die auch von Wagner erhobene Forderung nach Realismus oder, wie wir jetzt so gern sagen, nach Verismus in der Architektur nicht von heute stammt, wendet er sich gegen Jene, die dieses Programm zum mindesten als gar nicht mehr zeit-

[1]) Richard Streiter: Architektonische Zeitfragen. Berlin, Verlag Cosmos 1898.

Digitized by Google

gemäß betrachten wollen. „Die Thatsache, daß der Naturalismus in Malerei und Literatur jetzt schon wieder als überwundener Standpunkt gilt, daß er so rasch in das entgegengesetzte Extrem, in eine phantastische Gedankenkunst, in Symbolismus und Mystizismus, in einen farbenmusikalischen Stimmungskultus umschlug, diese Thatsache allein kann hinreichend erscheinen, um die Berechtigung abzuleiten, auch den Verismus in der Architektur nur als eine verspätete Welle der großen, nun abgelaufenen realistischen Strömung zu betrachten und ihm als einer vorübergehenden Zeiterscheinung jede tiefere Bedeutung abzusprechen. Aber hier dürfte doch größte Vorsicht im Urtheil geboten sein. Zunächst liegt der Gedanke nahe, daß der jetzt so üppig ins Kraut — häufig ins Unkraut — schießende Symbolismus nur eine Reaktionserscheinung von kurzer Dauer sein könnte, daß die mächtig einsetzende, tiefgehende Bewegung des Realismus, vor allem was die technischen Probleme anlangt, dadurch nicht unterbrochen worden sei. Der mit leidenschaftlicher Hingebung gesuchte Anschluß an die Natur, das mit ehrlichster Ueberzeugung verfolgte Streben nach Wahrheit in der Kunst der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts war so tief begründet, war ein so unmittelbarer, allgewaltiger Ausfluß der von neuen Kulturmächten erregten Zeitstimmung, daß ein plötzliches Wiederverlassen der in heißem Kampf, in ernstem Ringen kaum erschlossenen Bahnen schwerlich zu erwarten ist.“ Mit dieser optimistischen Ansicht scheint mir Streiter durchaus im Recht zu sein, und so ist auch sein Vertrauen auf das neue Programm der Architekten gerechtfertigt, obwohl er selbst gezeigt hat, daß es schon oft aufgestellt und aufgegeben worden ist. Trotz meiner mißtrauischen Gleichgültigkeit gegen alle Kunstprogramme glaube ich, daß wir diesmal nicht wieder betrogen werden. Selbst wenn die Architektur denselben Kreis durchwandeln müßte wie die übrigen Künste und also in der nächsten Zeit auch auf die Abwege eitler Phantasterei geriethe, so würde das keinen Grund zu Besorgnissen geben dürfen. Daß auch sie auf diese Bahnen gerathen wird, scheint mir übrigens durch gewisse Auswüchse der modernen Innenarchitektur angedeutet zu werden. Wir begegnen hier schon dem wunderlichen Genieprotzenthum und dem unreifen Dilettantismus, der uns besonders in den graphischen Künsten und in der Dichtung entgegentritt. Aber all diese Lächerlichkeiten werden vorübergehen und sich nicht halten können gegenüber dem starken Ernst, der die realistische Bewegung hervorgerufen und bis heute gehalten hat. Streiter hebt diesen Ernst mit Recht hervor. Es sei gestattet, im Interesse der guten Sache auf ein Büchlein hinzuweisen, das mit vielem Muth und mit warm empfindender Noblesse den „Modernen“ die gleiche Eigenschaft vindizirt. In Virchows Sammlung gemeinverständlicher Vorträge erschienen als Nummer 265 die Ausführungen von W. v. Seidlitz über die „Entwicklung der modernen Malerei“. In dem geschichtlichen Theil lehnt sich die Broschüre sehr zu ihrem Nachtheil stark an Muthers unzuverlässige Darstellung der Geschichte der modernen Malerei an, aber sie ist selbständig in der Schilderung der gegenwärtigen allgemeinen Lage und enthält höchst bemerkenswerthe Stellen, von denen eine, die sich auf unser Thema anwenden läßt, hier angeführt werden möge: „Auf allen anderen Gebieten des geistigen Lebens, in der Wissenschaft, in der Politik, ja selbst in der Religion ist doch der fortschrittliche Gedanke der Entwicklung zum Durchbruch und zur Anerkennung gelangt; allein im Bereiche der Kunst soll es heißen: das Ideal liegt hinter uns, nicht vor uns; alles was nöthig und möglich ist, ist schon ausgeführt worden, für uns und alle Zukunft bleibt nur die stetig erneute Wiederholung übrig. Ist das nicht niederdrückend, ein Hohn auf die Kunst, ein Herabziehen der Kunst ins Handwerkliche? Und weßhalb? Um Hekuba's, um verstorbener Ideale, um einer abgestandenen Aesthetik willen. Wenn Lagarde vor Jahren darauf hinwies, der Vorwurf, daß es der modernen Jugend an Idealismus fehle, sei nicht berechtigt, der Idealismus sei vorhanden, jetzt wie stets, nur werde ihm die Nahrung vorenthalten, so bildet ein solches Verfahren der Kunst gegenüber einen erneuten Beweis hiefür. Ist in der Neuzeit irgendwo Idealismus zu suchen, so findet er sich bei der jungen Künstlerschaft, die nicht müde wird, ihren Zielen nachzustreben, obwohl ihr nur Schwierigkeiten und Enttäuschungen bereitet werden.“

Wir haben uns scheinbar weit vom Thema entfernt. Aber es ist gerade das ein besonderer Vortheil von Streiters Schrift, daß ihr die Architektur nur ein einzelner Theil der Kunst ist. Das Thema wird so von den verschiedensten Seiten betrachtet; auch gewährt Streiter von der Architektur aus manchen interessanten Einblick in Gebiete, die an sich etwas abseits liegen.

Wagners Satz: „Etwas unpraktisches kann nie schön sein“, gibt Gelegenheit zu interessanten Erwägungen. Zunächst sagt Streiter sehr richtig, daß diese Behauptung immer Gültigkeit gehabt habe, und in der That ist es ein Charakteristikum der Renaissance, daß sie bei der Entfaltung selbst der höchsten Pracht nie die Zweckmäßigkeit verleugnet hat. Wenn uns viele kunstgewerbliche Stücke der früheren Zeit, z. B. die riesigen Schlüssel, unpraktisch erscheinen, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese zu ihrer Zeit vermuthlich als sehr praktisch empfunden worden sind. Unser arbeitsreicheres heutiges Geschlecht hat ganz andere Ansichten über praktisch und unpraktisch, als die Menschen der früheren Epochen. „Schließlich muß aber auch zugestanden werden, daß die gesammte Welt- und Lebensanschauung unsrer Zeit, wenn nicht prosaischer, nüchterner, so doch realistischer, wissenschaftlich sachlicher geworden ist, daß dementsprechend das Schönheitsideal, auch soweit es durch die rein geistigen Bildungsmächte beeinflußt wird, realistischere Züge erhalten muß.

Mit den Worten Schönheitsideal unsrer Zeit weckt man unsägliche Schmerzen wieder auf. Wenn es wahr ist, daß man von dem am meisten spricht, was man nicht hat, so ist unsre Zeit, die so viel über Kunst spricht und streitet, recht arm an echtem Kunstgefühl. Das stimmt zu der Thatsache, daß wir kein Schönheitsideal haben, was Streiter auch unumwunden zugibt. Die Geschichte der Anwendung des Wortes „schön“ kann uns darüber sehr belehrende Aufschlüsse geben. Es wird noch viel angewendet von dem sogenannten Laienpublikum, das seinem ästhetischen Bedürfniß mit dem regelmäßigen Besuch des Kunstvereins und der jährlich einmal erfolgenden Besichtigung einer Kunstausstellung Genüge thut. Auch die Künstler der älteren oder vielmehr ältesten Generation wenden es noch vielfach an. Jedoch die jüngeren Künstler und von den Laien diejenigen, die sich theoretisch oder kritisch mit den Kunstfragen beschäftigen, gebrauchen das Wort „schön“ nur selten. Wir finden da zwei Parteien, die sich diametral gegenüberstehen. Die Einen, die Ernsteren, ersetzen „schön“ durch „gut“, die Anderen durch „elegant“ oder „geschmackvoll“. Es ist keine Pietätlosigkeit, sondern weise Verzichtleistung, wenn man sich einstweilen den Gebrauch eines so wirkungsvollen, aber inhaltsleer gewordenen Wortes versagt; denn es hat ja keine Kraft mehr, seitdem Unverstand und Gewissenlosigkeit durch mißbräuchliche Anwendung die Gemüther über seine Bedeutung so sehr verwirrt haben. Wenn wieder ein gemeinsames ästhetisches Glaubensbekenntniß herrschen wird, dann wird man das jetzt gefährliche Wort wieder gebrauchen können. Es gibt — zumal im modernen Kunstgewerbe — eine Richtung, die sich möglichst auf das Einfache beschränkt und in der feinen Linien-

Digitized by Google

führung ihr Ideal erkennt. Streiter kommt auf sie zu sprechen und, wenn er auch anerkennt, daß wir in einfacher solider Eleganz wirklich gute Arbeiten hervorbringen, so weist er doch — leider nicht energisch genug — darauf hin, daß dieses Begnügen mit edler Einfachheit im Grunde doch nichts anderes als verschämte Ideen- und Gefühlsarmuth ist. Er citirt bei dieser Gelegenheit eine sehr bestechend geschriebene Stelle aus Dohme's Studie über „Das englische Haus“: „Das Verständniß für das Schöne in seinen mannichfachen Erscheinungsformen ist einer der Gradmesser der Kultur. Je reifer der Geschmack durchgebildet, desto wählerischer wird er; er häuft nicht mehr das einzelne Gute, er beschränkt und vertieft sich, wirft in wachsendem Maße von der Quantität der Kunstmittel ab; während gerade der unentwickelte Geschmack an der Quantität seine Freude hat. Man könnte vielleicht sagen: der höhere Sinn schmückt nicht mehr (denn Schmuck ist äußere Zuthat), er verklärt von innen heraus. In der heutigen englischen Architektur nun ist die freiwillige Beschränkung der Mittel, die Vermeidung des Prunkenden, alles nur Schmuck Häufenden bereits Gesetz. Dafür aber sind die ästhetischen Ansprüche vertieft: Eleganz der Erscheinung, Rhythmus der Verhältnisse, Sorgfalt der Detaillirung, Vorzüglichkeit der Arbeit sind die Forderungen. Ich möchte in dieser Bewegung ... keineswegs eine Modekrankheit sehen. Es scheint mir hier vielmehr das Einsetzen einer neuen Entwicklungsperiode der Kultur vorzuliegen, einer Periode, die hinwegführt von dem ornamentfreudigen Kunstcharakter der Renaissance zu neuen, noch verschleiert vor uns liegenden Zielen.... Man denke beispielshalber an unsre modernen Wagen und Schiffe, deren Schönheit wir unter Aufgabe all und jeden schmückenden Ornaments lediglich in einer aus der möglichsten Zweckdienlichkeit der Objekte hergeleiteten Grazie der Linien, bei höchster Einfachheit der Formen, unter Abstreifung alles Ueberflüssigen suchen — und in hohem Maße erreicht haben.“ Streiter wendet sich gegen diese scheinbar so einleuchtenden Ideen und bringt sie auch mit Dohme's eigenen Worten zu Fall. Wenn nämlich Dohme auf die eleganten Formen unsrer Schiffe hinweist, so erkennt Streiter die Eleganz rückhaltlos an, aber er wirft die Frage auf, ob unsre reizenden Fahrzeuge im Vergleich zu den prachtvollen Schiffen der Renaissance- und Barockzeit nicht an einer bedenklichen künstlerischen Verarmung leiden.

Sehr interessant, wenn auch etwas einseitig ist der Passus vom „Parvenügeschmack“. Es wird wohl wenige Schlagwörter geben, die so inhaltreich sind wie dieses. Streiter läßt sich auf den an sich sehr bedenklichen Standpunkt ein, die kunstgeschichtlichen Ereignisse aus der Zeitgeschichte erklären zu wollen, und gibt uns die bekannte Erklärung von der Entstehung und dem Wesen des Biedermeierstils, aus dem sich das entwickelte, was wir heute den Parvenügeschmack nennen. Die Kunst des vorigen Jahrhunderts war mehr als die der früheren Jahrhunderte auf die Gunst der reichen und hohen Herren angewiesen. Die Revolution brach die Macht der hohen Herren, und das Kunstpublikum war in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts jener eben erst heraufgekommene dritte Stand, der große Appetit, aber wenig Mittel besaß. Der dritte Stand schuf den Biedermeierstil, wie man sagt. „Aus diesem philiströsen Spießbürgerthum heraus bildete sich mit dem zunehmenden Aufschwung von Handel und Industrie eine im öffentlichen Leben immer stärker sich bemerkbar machende Gesellschaftsschichte, die wohlhabende und reiche Bourgeoisie, die Kapitalistengruppe. Diese Emporkömmlingsklasse, die in Deutschland nach dem siegreichen großen Krieg während der Gründerperiode eine so wichtige Rolle spielte, verlangte plötzlich eine üppige, prahlerische Kunst; die protzige Plutokratie zweifelhafter Herkunft suchte sich hastig mit dem ganzen Glanze der alten kunstliebenden Aristokratie zu umgeben. Die Kunstformen, womit die alten bevorrechteten Stände Kirchen und Schlösser geschmückt hatten, wurden zum Dienste eines materialistisch-äußerlichen Luxus profanirt, wurden wahllos und in oft roher Häufung zu Mitteln geschäftlicher Reklame herabgewürdigt. Der schlechte Parvenügeschmack, die hohle Phrase, die Vorliebe für massenhaft angebrachten unsoliden Schmuck, der mangelnde Sinn für Echtheit und Ehrlichkeit übertrug sich auf fast alle von der Macht des Goldes mehr oder weniger faszinirten Kreise des Volkes. Wo kein Reichthum war, da sollte er dennoch vorgetäuscht werden. Der gewöhnliche Maurermeister ließ sich's nicht nehmen, die Façaden seiner Miethskasernen mit Motiven von italienischen Palästen auszustaffiren. Armselige Großthuerei, falsche Idealität, erheuchelter Schein des Monumentalen am unrechten Platze, das sind die mit der Mitte des Jahrhunderts besonders auffällig hervortretenden Krankheitserscheinungen, an denen unsre bürgerliche Baukunst bis heute zu leiden hat. In dieser Richtung einen Umschwung zum Besseren herbeigeführt zu haben ist ein unbestreitbares Verdienst der Vertreter des architektonischen Realismus.“ Die Charakterisirung des Parvenügeschmackes ist ausgezeichnet und nicht zu scharf, obwohl sie doch keineswegs mild ist. Die historische Erklärung jedoch gibt zwar nichts unrichtiges, ist aber nicht erschöpfend. Der Klassizismus und der Biedermeierstil hätte nie vermieden werden können. Die Götter hatten es beschlossen gehabt, daß auf eine 400jährige, fast ununterbrochene Kunstblüthe, die von einem Land Europa's in das andere gezogen war, auch einmal ein Jahrhundert des allgemeinen Kunstverfalles folgen sollte. In England allein durfte sich noch Gainsborough halten; die bildende Kunst des übrigen Europa war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bankerott geworden. Nur in der Architektur und im Kunstgewerbe, wo die Tradition die guten Formen und Anschauungen besser konservirt, erhielten sich die lebensfähigen Kräfte länger, bis endlich auch auf diesen beiden Gebieten alles schlafen gegangen war. Man kann es von der Mitte und sogar schon vom Anfang des vorigen Jahrhunderts genau verfolgen, wie ein gewisser spießbürgerlicher, trocken gelehrter und lehrhafter Zug allmählich in Künstler und Publikum gekommen ist. In Diderots seinerzeit so einflußreichen Kunstberichten, die übrigens manche noch heute sehr beachtenswerthe Bemerkung enthalten, kündigt sich diese verhängnißvolle Richtung bereits mit deutlichen Worten an, nachdem vor ihm Laireſſe bereits seine bedenklichen Lehren verkündet hatte. Von da aus nahm alles seinen Lauf und führte mit dem Klassizismus zur völligen Vernichtung aller technischen Ueberlieferung und von da in so oft erzählter Weise zum Kopiren der alten Meister u. s. w. Es ist nicht zu leugnen, daß diese große Bewegung, die bis in die Tage Diderots hinaufreicht, nicht so tiefgehend und verhängnißvoll gewesen wäre, wenn nicht eine Reihe äußerer Faktoren, zu denen die wirthschaftlichen und politischen Verschiebungen an der Wende des Jahrhunderts wohl als die wichtigsten gehören, sie begünstigt hätten: aber zu vermeiden war sie nicht. Sie ist gekommen; nicht etwa infolge, sondern trotz der politischen Ereignisse. Napoleon z. B. hat außerordentlich viel für die Kunst gethan, wenn man sagen kann, daß derjenige etwas für die Kunst thut, der den Künstlern große, begeisternde, einträgliche und ehrenvolle Aufträge gibt. Er war mit mehr Macht als seine Vorgänger auf dem Throne Frankreichs ausgestattet, er hatte den höchst energischen Vorsatz, alles, was er that, durch die Kunst verewigen zu lassen, kurz, es fanden sich in ihm dieselben Bedingungen, die die früheren absoluten Herrscher so segensreich hatten wirken lassen; aber die Zeiten

Digitized by Google

waren andere. Seine Epoche war unfruchtbar, nicht weil er ein Emporkömmling war, nicht weil faſt ſeine ganze Umgebung aus Emporkömmlingen beſtand, nicht weil jetzt auch der dritte Stand zum Kunſtpublikum gehörte: ſondern weil kein Boden da war, auf dem Gutes hätte wachſen können. An ſich hätte Napoleons Thätigkeit die Kunſt durchaus nicht gelähmt; denn die Muſen ſchlafen nicht immer, wenn die Waffen klirren. Es iſt auch ſehr viel unter ihm in Frankreich geleiſtet worden, und zwar Beſſeres als in den übrigen Ländern. Die beſten Künſtler der Zeit arbeiteten für ihn. Wenn es möglich geweſen wäre, den immer weiter fortſchreitenden, durch Altersſchwäche begründeten Verfall der Kunſt aufzuhalten, ſo hätten Napoleons Bemühungen die günſtigſte Wirkung haben müſſen. Die Kunſt iſt jedoch ein Staat für ſich. Sie entwickelt ſich nach ihren eigenen Geſetzen. Wenn ſie nun auch nicht unbeeinflußt bleibt von dem, was um ſie herum vorgeht, ſo iſt es doch bedenklich, dieſen äußeren Einfluß ſehr hoch anzuſchlagen; er iſt nur einer der Faktoren, mit denen man rechnen muß, aber nicht einmal immer der wichtigſte. Wenn wir die auf Napoleon folgenden Zeiten überſchauen, ſo finden wir auch, daß neben der Kunſt des dritten Standes eine von oben ſehr ſtark unterſtützte ariſtokratiſche Richtung gepflegt wurde. Was Ludwig I. und Maximilian II. in einer ſo lang andauernden ununterbrochenen Reihe von Jahren für die Künſte thaten, hätte uns vor dem Parvenügeſchmack retten müſſen: es hat nicht ſollen ſein.

Von dieſen jammervollen Zuſtänden will die Architektur ſich losmachen, nachdem die Schweſterkünſte ganz oder theilweiſe befreit ſind. Wagner beſchäftigt ſich hauptſächlich mit dieſer Frage und er befiehlt geradezu den Architekten, den „Neuſtil“ zu erfinden, den nach ſeiner Meinung „die Welt bald und ſelbſt überraſcht“ erlangen wird. Mit dem Erfinden iſt's aber eine eigene Sache. Man braucht Phantaſie dazu. Die Phantaſie iſt jedoch ein neckiſcher Elb mit ſchnellen Flügeln, der auf unſre Befehle nicht hört. Wagner macht darum das Zugeſtändniß, daß wir einſtweilen noch an das Alte anknüpfend auch ein wenig im alten Stil weiterbauen dürfen. Er ſchließt ſich nothgedrungen denen an, die die heimiſchen Traditionen wieder aufgreifen, und mit Recht; denn England dankt dieſem Prinzip den günſtigen Zuſtand ſeiner Baukunſt. „Die Erhältlichkeit des einen oder anderen Materials wechſelt ſelbſtverſtändlich in verſchiedenen Gegenden und iſt daher ſeine Anwendung und die Vervollkommnung ſeiner Behandlung auch eine verſchiedene. Dies hat zur Folge, daß in beſtimmten Gegenden auch beſtimmte Materialbauten überwiegen, ein Umſtand, den der Bankünſtler nie überſehen darf, weil das anzuſtrebende Schönheitsideal auch ‚lokalen Charakter‘ beanſprucht (Ziegelrohbau, Putzbau, Holzbau ꝛc.).“ Streiter theilt dieſe Hoffnungen, daß in kurzer Zeit der „Neuſtil“ geſchaffen ſein wird, durchaus nicht und beruft ſich auf die Thatſache, „daß die in der erſten Hälfte des Jahrhunderts unternommenen Verſuche, zu einem eigenen modernen Bauſtil zu gelangen, in der zweiten Hälfte faſt gänzlich aufgegeben worden ſind, daß die Buntheit des Geſammtbildes, ebenſo wie die Selbſtloſigkeit und die archäologiſche Gewiſſenhaftigkeit, mit der man möglichſt echt die Stilſtimmung vergangener Epochen wieder heraufzuzaubern bemüht war, gegen das Ende des Jahrhunderts nicht ab-, ſondern vielmehr zugenommen haben. In neueſter Zeit mehren ſich allerdings die Anzeichen, daß ein Wandel beorſteht“.

In der eben angeführten Stelle wird unſrer Zeit das ſehr verdächtige Lob der künſtleriſchen Selbſtloſigkeit geſpendet, an anderen Stellen ſpricht Streiter von unſrer „nie dageweſenen äſthetiſchen Objektivität“. „Wie die politiſche Geſchichte nur alles kennen und verſtehen will mit möglichſt vollkommenem Einblick in die Kauſalzuſammenhänge der Ereigniſſe, wie ſie darauf verzichtet zu moraliſiren, ſo auch die Kunſtgeſchichte. Das Werthſchätzen von einem beſtimmten Standpunkt aus, das Aeſthetiſiren iſt in Mißkredit gekommen. Der Grundſatz ‚alles verſtehen, alles verzeihen‘ hat mehr und mehr Geltung gewonnen, nicht nur in der Wiſſenſchaft, ſondern auch in der Kunſt.“ Streiter hat ganz recht, wenn er dieſen Zug als ein wichtiges Charakteriſtikum unſrer Zeit hinſtellt. Nur hätte er es nicht mit ſo wohlwollenden Worten thun ſollen. Es iſt weniger Selbſtloſigkeit zu nennen, als vielmehr Charakterloſigkeit, daß wir nicht auch einen beſtimmten Standpunkt in den Fragen des Geſchmacks einnehmen. Wer alles verzeihen kann, der kann ſich für nichts ehrlich begeiſtern; denn die Begeiſterung ergreift immer Partei. Man mag in Gottes Namen der wiſſenſchaftlich arbeitenden Kunſtgeſchichte zugeſtehen, daß ſie alles zu verſtehen trachten darf, obwohl auch hier die Parteiloſigkeit häufig genug gleichbedeutend mit Verſtändnißloſigkeit iſt: der Künſtler aber muß ſeinen beſtimmten Standpunkt haben. Für ihn darf es nur individuelle Subjektivität, aber keine Objektivität geben. Wer etwas vorwärts bringen will, muß ein ganzer Kerl ſein, Kompromißnaturen werden nichts bedeutendes leiſten. Streiter erkennt wohl, daß dieſe „verſtändnißvolle Pietät für das Vergangene“ nicht unbedenklich iſt und ſagt darum: „Es iſt ja kein Zweifel, daß das nachempfindende Verſenken in die Stilſtimmung vergangener Epochen uns oft hindert, ganz wir ſelbſt zu ſein; daß es häufig zu einem archäologiſch unfreien Nachſchaffen, zu einer bis zur völligen Selbſtaufgabe geſteigerten Alterthümelei verleitet.“ Aber trotzdem neigt er ſich der Meinung zu, daß es beſſer ſei, pietätvollen Sinn zu haben, als rückſichtslos nur die eigene Anſchauung als berechtigt anzuerkennen. Er weiſt darauf hin, daß ſo viel Gutes und Schönes dem Schlechten und Häßlichen hat weichen müſſen und erinnert uns daran, daß an unſern alten deutſchen Städten ſeit dem Anfang unſres Jahrhunderts außerordentlich viel von den Architekten geſündigt worden iſt, die, unbewährten Rezepten folgend, das Alte niederwarfen und an ſeine Stelle ihre oft ſo inſipiden Bauten ſetzten. Dieſer Vandalismus iſt freilich höchſt bedauerlich, und es iſt gewiß ſehr anerkennenswerth, daß wir uns heutzutage nur in Nothfällen dazu entſchließen, gute alte Bauten zu entfernen; aber es iſt etwas anderes, ob man mit hiſtoriſchem Sinn die Denkmäler der Vergangenheit ehrt, ſie dabei aber einer gewiſſen Kritik unterzieht, oder ob man ſeine eigene Thätigkeit von ihnen lähmen läßt. Nur der Lebende hat recht, und auf die mit ihm Lebenden muß er zunächſt Rückſicht nehmen. Was die Nachwelt einmal über uns ſagen wird, darf uns nicht viel kümmern, ſofern wir ihr nur nicht Gelegenheit geben, uns böſen Willen nachzureden. Bis jetzt hat noch jede Generation ihren eigenen Geſchmack gehabt. Es wird auch in alle Zukunft ſo bleiben. Warum ſollten wir nicht den unſrigen haben! Zugunſten der Todten oder mit zager Rückſicht auf die Zukunft, die uns je nach der herrſchenden Richtung freundlich oder abfällig beurtheilen wird, brauchen wir unſerm Geſchmack und unſrer Anſchauung durchaus keinen Zwang anthun. Aber das iſt eben der Jammer, wir haben keine Anſchauung und ſind in Sachen der Kunſt geſinnungslos; oder wenn dies Wort zu ſcharf iſt, ſo darf man uns doch wenigſtens als ſehr ſchwachmüthig bezeichnen. Man wird dieſe Ausführungen für ſehr peſſimiſtiſch halten und ſie wären es auch, wenn ich nicht glaubte, hinzufügen zu dürfen, daß beſſere Zuſtände bereits im Werden begriffen ſind. Von allen Seiten, in allen Zweigen der Kunſt treten jetzt Leute auf, die durch Wort und That verlangen, daß wir endlich ganz wir ſelbſt ſein ſollen. In der Malerei und Plaſtik haben wir entſchieden eine kräftige Selbſtändigkeit errungen, das Kunſthandwerk weiſt trotz vieler lächerlichen Züge auch höchſt geſunde auf, und auch in der Architektur werden die nächſten Jahrzehnte vermuthlich

Digitized by Google

neues bringen. So wie die allgemeinen Anschauungen weniger objektiv sein werden, wird die Produktion auch persönlicheren Charakter tragen.

Ein höchst bemerkenswerthes Kapitel in Streiters Buch ist dem Verhältniß von Konstruktion zur Kunstform gewidmet. Auf diesem Gebiet herrscht unter den verschiedenen Künstlerparteien große Uneinigkeit, und doch wäre es so wichtig, über diese Frage Klarheit und Einigkeit der Anschauungen zu erzielen. Es ist bekannt, daß der gothische Stil die Konstruktion künstlerisch ungemein geschickt verwerthet hat und daß es ein Hauptprinzip dieses Stils ist, die Konstruktion immer erkennen zu lassen; das konstruktive Prinzip ist zum künstlerischen System in vollendeter Weise ausgebildet. In der Renaissancearchitektur jedoch beruht die künstlerische Wirkung eines Gebäudes nicht darauf, daß das konstruktive Prinzip das Ganze beherrscht und durchdringt; vor der Façade einer Renaissance- oder Barock-Kirche wird man z. B. noch keinen Aufschluß über den Innenbau erhalten müssen, so daß man mit Bezug hierauf den Ausdruck „Maskenarchitektur" erfunden hat, wegen der unwahren Doppelzüngigkeit, wegen des Mangels des einheitlichen architektonischen Glaubens, wegen der inneren Unwahrheit des Organismus. Daß beide Richtungen aber unantastbare Kunstwerke geschaffen haben, ist ebenfalls bekannt. Beide haben bis auf den heutigen Tage viele Anhänger: die Realisten halten zur Gothik, die Anderen aber wollen nicht zugeben, „daß die Architektur auch als Kunst vor allem die gesetzmäßige Richtigkeit der Konstruktion auszusprechen habe". Die Frage gipfelt in dem Problem: „Wie kann der formale Ausdruck einer konstruktiven Funktion für den Beschauer ästhetisch werthvoll = schön sein?"

Wagner beschäftigt sich auch mit dem Problem; seine Logik macht aber am entscheidenden Punkt einen bedenklichen salto mortale. Er begeht den Fehler, den so viele Kunsthistoriker machen, bei der Betrachtung moderner Kunstzustände auf die Urzeiten zurückzugehen und den Anfängen des menschlichen Schaffens- und Schmückungstriebes nachzuspüren, in denen thatsächlich auch die materiellen Grundlagen für die praktische Bethätigung des erst später erwachenden Kunsttriebes zu erblicken sind. Man kann darüber sehr interessante Studien machen, aber es wäre zu wünschen, daß man bei den Menschen der Urzeit noch nicht von Kunstsinn u. s. w. reden wollte. Theoretisch mag man ja auf ganz brauchbare Resultate kommen, obwohl mir das auch noch sehr zweifelhaft erscheint; in der Praxis aber bewährt sich dieses Zurückgehen auf die Urzeit durchaus nicht. Es bleibt immer eine ähnliche Frage übrig, wie die berühmte, auf welche Weise der Geist in die Materie kommt. Wagner gibt uns die bekannte Erklärung, daß die ersten Bauten zum Schutz gegen Kälte und feindliche Angriffe errichtet worden sind, daß aber im Bauen selbst der Keim zu jeder Konstruktion liegt. Nun sind das allerdings lauter nüchterne Zweckbauten gewesen, die dem Schönheitssinn der Menschen schon damals nicht genügen konnten. Man „rief die Kunst herbei und machte sie zur steten Begleiterin des Bauens". „Ein logisches Denken muß uns daher zur Ueberzeugung führen, daß der Satz: Jede Bauform ist aus der Konstruktion entstanden und successiv zur Kunstform geworden, unerschütterlich ist. Dieser Grundsatz hält allen Analysen stand und erklärt uns jede Kunstform. Immer aber ist es ein konstruktiver Grund, der die Formen beeinflußt, und es kann daher mit Bestimmtheit gefolgert werden, daß neue Konstruktionen auch neue Formen gebären müssen. Die Konstruktion muß als die Urzelle der Baukunst bezeichnet werden." Plausibel klingt das allerdings, was uns die eilige Logik Wagners zu glauben vorstellt; aber wenn wir näher zusehen, dann stellen wir eben die Frage, wie kommt der Geist in die Materie, wie wird aus dem Konstruktionsglied die Kunstform? Wagner gibt uns gar keine Antwort und damit zerfällt sein allzu schnell errichtetes Gebäude. Wir haben wohl neue Konstruktionen geschaffen, besonders durch die gesteigerte Anwendung des Eisens, aber ob wir neue Formen, d. h. einen neuen Stil durch sie erhalten werden, das bleibt dahingestellt. Die Zukunft allein kann uns die Antwort geben, die Aesthetik bleibt stumm. Aber wenn wir auch annehmen wollen, daß neue Konstruktionen neue Formen gebären können, so ist uns mit Wagners Theorie doch nicht gedient, so lange er uns nicht nachweist, daß die Formen aus den Konstruktionen entstehen müssen. Vielmehr kann man nachweisen, daß es Bauformen gibt, die nicht aus der Konstruktion entstanden sind, z. B. die gothische Fiale, „die in der Konstruktion als Belastungskörper dient, aber Form und Verzierung zeigt, die durch den Ausdruck des Emporschießens die statische Bedeutung des Baukörpers völlig vergessen macht". Der ägyptische Stil ist doch ganz verschieden vom griechischen und alle Formen des griechischen Säulenbaues sind ganz anders als die des ägyptischen, und doch beruhen beide auf dem gleichen Konstruktionsprinzip. Wir sehen also, daß bei der Formenbildung noch Faktoren thätig sind, die man freilich nicht definiren kann, die man jedoch nicht so unbeachtet beiseite liegen lassen darf. Aber nicht nur, daß wir Formen haben, die gewissermaßen unabhängig entstanden sind, so können wir Beispiele anführen, daß das Formgefühl stark genug gewesen ist, die Konstruktion entschieden zu beeinflussen. „Man denke nur an die arabisch-maurische Kunst! Die beharrliche, unendlich vielfache Anwendung von technisch so unpraktischen und schwierigen Konstruktionen wie die des Hufeisenbogens und des Stalaktitengewölbes, ist nur erklärlich durch ein eigenthümliches starkes Formgefühl, das die Konstruktion völlig in seinen Dienst zwang. Aehnlich verhält es sich mit manchen gothischen Konstruktionen, z. B. den Netzgewölben mit herabhängenden Schlußsteinen." Wenn wir diese Erwägungen im Gedächtniß behalten, so wird uns Wagners nachstehende Forderung recht unklar und ungenügend begründet erscheinen: „Der Architekt hat immer aus der Konstruktion die Kunstform zu entwickeln.... Der Urgedanke jeder Konstruktion ist aber nicht in der rechnungsmäßigen Entwicklung, der statischen Berechnung zu suchen, sondern in einer gewissen natürlichen Findigkeit: er ist etwas erfundenes. Von dieser letzteren Seite aber greift die Konstruktion in das Gebiet der Kunst, das heißt der Baukünstler wird jene Konstruktion wählen, bestimmen, vervollkommnen oder erfinden, welche sich am natürlichsten in das von ihm zu schaffende Bild einzufügen imstande ist und sich am besten zur werdenden Kunstform eignet." Ja, wenn das Erfinden nur so leicht wäre! Abgesehen davon! nicht die Technik schafft den Stil, sondern der Stil schafft die Technik. Wenn sich neue Formbedürfnisse regen, so sucht man nach neuen Ausdrucksmitteln. Das lehrt am deutlichsten die Geschichte der Malerei!

Was nun die wichtige Frage vom stilbildenden Einfluß der Eisenkonstruktionen anlangt, so hat schon vor 30 Jahren Semper das Richtige gesagt: „Von einem eigenen monumentalen Stab- und Gußmetallstil kann nicht die Rede sein; das Ideal desselben ist unsichtbare Architektur! Denn je dünner das Metallgespinnst, desto vollkommener in seiner Art." „Die Eisenzimmerei ward als solche niemals monumental. Die gefahrliche Idee, aus der Eisenkonstruktion, umgewandt auf Monumentalbau, müsse für uns ein neuer Baustil hervorgehen, hat schon manchen talentvollen Architekten auf Abwege geführt. Wohl kann und muß sogar ihre Anwendung auf Monumentalbauten auf den Stil der Baukunst einwirken, aber nicht in der Weise, wie angenommen wurde, nämlich nicht durch ihr sichtbares Hervor-

Digitized by Google

treten. Die Römer wandten bei ihren Hallen der Thermen und Basiliken sehr künstliche Metallgitterwerke an, jedoch nur als Gerippe einer flachen oder gewölbten Decke; das Metall war hier Hülfsstoff, trat weder in konstruktivem noch formalem Sinn selbständig auf. Aber dabei ist nicht zu verkennen, daß der weiträumige Baustil des kaiserlichen Roms durch den Beistand und den Einfluß dieser unsichtbaren Metallgerüste sich kühner entfalten konnte, daß dieser Stil also allerdings zum Theil durch die Eisenkonstruktion mitbedungen ist oder sich erklärt." Wenn der Eisenkonstruktion also eine große Bedeutung durchaus nicht abgesprochen werden darf, so bleibt doch immer das Eine bestehen, daß wir von ihr keine neuen Formen zu erwarten haben; denn wir sehen sie, allzu geschmeidig, sich jedem Stil anschmiegen und ihre Kraft nur in der Abhängigkeit beweisen. Streiter sagt mit Recht: „Wo immer Eisenkonstruktionen in bedeutenden Abmessungen offen liegend und für sich allein auftreten (Eiffelthurm), da zeigt sich ihre absolute Sprödigkeit gegen künstlerische Gestaltung. Die fleischlose Dünnheit und steife Trockenheit der Konstruktionstheile, die durch die statische Berechnung gegebene Gebundenheit der Anordnung, die äußere Gleichartigkeit der Glieder, welche die Verschiedenheit ihrer Leistung (Widerstand gegen Zug oder Druck) im allgemeinen nicht erkennen lassen, die bei großen Konstruktionen verwirrende Menge sich durchkreuzender, fast körperloser Linien, deren Sinn und Zweck nur dem technisch geschulten Verstand, nicht aber dem einfachen Gefühl faßbar wird: aus all dem ergibt sich, daß es auch der großartigsten Eisenkonstruktion nicht gelingen wird, eine bedeutende, tiefgehende, echt künstlerische Stimmung hervorzurufen."

Das ist so ziemlich das wichtigste aus Wagners und Streiters Broschüren. Es fehlt hier leider der Raum, auf die weiteren Fragen einzugehen, die in ihnen besprochen sind. Jedenfalls gebührt Wagner, obwohl er vielfach zum Widerspruch reizt, das Verdienst, mit frischem und ehrlichem Muth an die heiklen Probleme herangetreten zu sein, Streiter aber gereicht es zur Ehre, daß er mit Hülfe einer reichen Literatur- und Sachkenntniß auch den Laien in ein bis dahin verschlossenes Gebiet einführt.

Karl Bokl.

Diebstahl an Elektrizität.

Die Erörterungen über die Frage des Diebstahls an Elektrizität wollen immer noch nicht zur Ruhe kommen, obwohl sie sich nun schon über ein Jahr fortspinnen. Sie knüpften ursprünglich an eine Entscheidung des Reichsgerichts vom 20. November 1896 an, durch die ein landgerichtliches, in einer Anklagesache wegen Diebstahls an Elektrizität auf Freisprechung erkennendes Urtheil bestätigt wurde. Bei genauerem Zusehen schränkte sich die Bestätigung dahin ein, daß das Reichsgericht die Feststellung der Vorinstanz, der elektrische Strom sei keine bewegliche Sache und könne darum zufolge der Fassung des § 242 des R.-St.-G.-B. nicht Gegenstand eines Diebstahls sein, als eine thatsächliche erklärte und mit Hinblick auf die Vorschrift, daß die Revisionsinstanz sich auf die Ueberprüfung der rechtlichen Gesichtspunkte zu beschränken habe, ein Eingehen darauf ablehnte. Damit war nichts erworben, aber jedenfalls auch nichts verdorben. Trotzdem wandte sich in Nr. 24 der „Deutschen Juristen-Zeitung" (1896), in deren Spalten überhaupt der Streit vorwiegend sich abspielte und noch abspielt, Professor Dernburg gegen diese Entscheidung und verwies auf ein früheres, von einem Zivilsenat des Reichsgerichts gefälltes Urtheil, das die Sacheigenschaft des elektrischen Stroms anerkannt hatte. Die Mangelhaftigkeit dieses Hinweises sprang in die Augen. Das Zivilrecht hat das weitgehende Hülfsmittel der Analogie; es kann ein Ding, das keine Sache ist, wie eine Sache behandeln, wenn es zweckmäßig erscheint, die Vorschriften über Sachen darauf anzuwenden. Das Strafrecht ist hiezu nicht in der Lage: die Ausdehnung einer Vorschrift auf ähnliche Thatbestände ist ihm verboten. Die unbefugte Zueignung von Dingen, die unbestrittenermaßen nicht Sachen sind, aus Zweckmäßigkeitsgründen als Diebstahl zu behandeln, wäre eine Rechtsbeugung. Da Dernburgs Angriff noch dazu etwas scharf gehalten war, konnte eine Erwiderung nicht ausbleiben. Sie kam zunächst von einem früheren Mitglied des Reichsgerichts, Reichsgerichtsrath a. D. Loebell (deutsche Juristenzeitung" 1897 Nr. 2), der das Vorgehen des Reichsgerichts rechtfertigte, auf die eigentliche Frage aber, ob Diebstahl an Elektrizität möglich sei, nicht näher einging, sondern sich mit der Konstatirung begnügte, daß auch unter den Autoritäten des Zivilrechts noch keine Einigung hierüber zustande gekommen sei. Zum Beweise führte er gegen Dernburg die Pandekten Regelsbergers an, in denen (Bd. 1 S. 365) der elektrische Strom ausdrücklich als bloße Kraft, nicht als Sache bezeichnet ist. Dernburg hat hierauf freilich (was Loebell anscheinend entgangen ist) in der vierten Auflage seiner Pandekten (Bd. 1, S. 156) entgegnet, es sei das eine „falsche Anwendung noch dazu irriger physikalischer Lehren". — Damit war die Diskussion eröffnet. Amtsrichter Hoppe verglich in der nächsten Nummer der gleichen Zeitschrift die Entwendung von Elektrizität mit den Fällen, daß Jemand an einer fremden Lampe seine Zigarre anzündet oder in einem fremden Ofen Speisen kocht, und befürwortete eine Strafbestimmung des Inhalts, daß der widerrechtliche Gebrauch fremder Sachen (furtum usus) verboten wurde. Darunter würde dann neben der Entwendung von Elektrizität manches Verhalten gebracht werden können, dessen derzeitige Straflosigkeit ungerechtfertigt sei, wie etwa, wenn das Dienstmädchen in den Kleidern seiner Herrin einen Ball besucht oder mit deren Zahnbürste sich heimlich die Zähne putzt. — In Nr. 5 ergriff Reichsgerichtsrath Dr. Stenglein das Wort und formulirte die Frage dahin: Kann die Elektrizität in eine Form gebracht werden, in der sie im Gewahrsam eines Berechtigten stehen und aus demselben weggenommen werden kann? Wenn ja, dann ist Diebstahl daran möglich. Wer einen Accumulator mit der darin aufgespeicherten Elektrizität wegnimmt, ist ein Dieb; wer aber an eine fremde Leitung heimlich eine Zweigleitung anschließt und sich die dadurch gewonnene Kraft zunutze macht, ist nicht Dieb, so wenig wie Jener, der heimlich an die durch Dampf getriebene Welle seines Nachbarn eine Transmission anhängt. Straflos braucht dieses Vorgehen nicht zu bleiben; es bedarf hiezu nicht einmal eines neuen Gesetzes, da die Bestimmung über den Betrug zutrifft. Durch die heimliche Veranstaltung zur Ausnutzung der fremden Kraft wird deren Berechtigter über die Leistung seiner Maschine und den dafür geltend zu machenden Ersatzanspruch getäuscht, durch diese Täuschung in seinem Vermögen beschädigt und zugleich der Veranstalter in widerrechtlicher Weise bereichert. Nicht anders liegt der Fall bei der Erschleichung freier Eisenbahnfahrt ohne Lösung einer Fahrkarte, wo auch nur die vorhandene Kraft in widerrechtlicher Weise benutzt wird. Man kann solche Fälle nicht unter den Begriff des Diebstahls pressen; sonst müßte man es schließlich auch als Diebstahl strafen, wenn Jemand einem Holzhauer sein Holz unterschiebt und es zerkleinern läßt, dann aber wieder heimlich wegnimmt, ohne Arbeitslohn zu zahlen. — Nicht leicht hat eine Aufstellung Stengleins so allgemeine Ablehnung gefunden, wie diese. Das Reichsgericht hatte sich schon in den Gründen seiner obenerwähnten Entscheidung, das Oberlandesgericht München in

einem früheren Erkenntniß gegen die Annahme eines Betrugs ausgesprochen. In Nr. 6 der „Deutschen Juristen-Zeitung" wandte sich nun auch ein Techniker, Professor Ostwald, Direktor des physiko-chemischen Laboratoriums in Leipzig, dagegen und vertrat die Auffassung, daß die Entwendung von Elektrizität ebensogut Diebstahl sein müsse, wie die Entwendung von Kohlen, um damit einzuheizen. In beiden Fällen handle es sich nicht um die Materie, sondern um die Energie. Man entwende nicht die Kohle als Sache, sondern als Objekt, das in Wärme umgesetzt werden könne, als einen Träger von Kraft oder schlechtweg als Kraft. Ein ganz gleichgeartetes Ding sei aber auch der elektrische Strom; daß hier die Erscheinungsform eine andere sei, dürfe nicht dazu führen, diesem Werthobjekt den Rechtsschutz zu entziehen, den man jenem gewähre. Auch in der heimlichen Anlage einer Transmission an einer Welle erblickt Ostwald einen Diebstahl von Kraft. — Der begriffsstrenge Jurist wird sich damit freilich nicht leicht befreunden; aber die Begriffsstrenge ist nicht das höchste Ziel der Rechtswissenschaft, und im Interesse dieses höchsten Zieles, der Gerechtigkeit, ist es zu begrüßen, wenn zur rechten Zeit ein nicht juristisch geschulter, aber mit dem zu entscheidenden Stoff vertrauter Laie seine Stimme einlegt. Das Gute ist dankbar anzunehmen, von welcher Seite und in welcher Form es auch geboten wird. — In der „Deutschen Juristen-Zeitung" schloß damit vorerst der Meinungsaustausch ab. Von den Zeitschriften, in denen er sich weiter fortspann, sind der „Gerichtssaal" (Bd. 54), die „Zeitschrift für Strafrechtswissenschaft" (Bd. 17) und Goltdammers Archiv (Bd. 45) zu erwähnen. Auch hier theilen sich die Meinungen. Ledig (im „Gerichtssaal") und Freudenthal (in der „Zeitschrift für Strafrechtswissenschaft") wollen die Möglichkeit eines Diebstahls an Elektrizität nicht anerkennen, halten aber auch die Heranziehung des Betrugsparagraphen für unrichtig. Freudenthal schränkt die letztere auf einzelne Fälle ein (betrügliches Manipuliren an Elektrizitätsmesser u. a.). In Goltdammers Archiv vertheidigen Weinrich und Guttmann die Anwendbarkeit des Diebstahlsbegriffs. Guttmann erblickt in der Elektrizität eine bewegliche körperliche Sache, weil sie der Sonderherrschaft des Menschen unterliegen, von ihm benutzt, in Verkehr gebracht und (in der konkreten Erscheinung) zerstört werden kann. Er findet eine Inkonsequenz Stengleins darin, daß er Diebstahl annimmt, wenn Jemand fremde Elektrizität in seinem Accumulator sammelt und erst an diesen dann seine Leitung anschließt, dagegen das Vorhandensein eines Diebstahls nicht zugibt, wenn der Anschluß ohne Vermittlung eines Accumulators erfolgt. (Stengleins Ausführungen sind nicht ganz deutlich; ich habe sie, wie aus der obigen Fassung hervorgeht, anders verstanden.) Jedenfalls hat Guttmann recht, wenn er hervorhebt, daß ein unbefangenes Herantreten an die Sache den Diebstahlsbegriff als den nächstliegenden erscheinen läßt. Die nächstliegende Auffassung, die gern als „allgemeines Rechtsbewußtsein" bezeichnet wird, kann irrig sein und der Richter wird sie immer vorsichtig prüfen; gleichwohl wird er im Zweifelsfalle besser bei ihr beharren als einer haarspaltenden Deduktion zuliebe von ihr abgehen. Die deutsche Rechtsprechung wird noch Gelegenheit finden, der Sache näher zu treten und sich dann hoffentlich von diesem Gesichtspunkt leiten lassen.

Die außerdeutsche Judikatur schwankt. In England droht ein Gesetz aus dem Jahre 1882 Strafe wegen Diebstahls an, wenn Jemand rechtswidrig und oder in betrügerischer Absicht Elektrizität entzieht, vergeudet, ableitet, verbraucht oder gebraucht. Auch amerikanische Staaten haben ähnliche Gesetze. In Frankreich ist die Entwendung von Elektrizität wiederholt als Diebstahl bestraft worden; ein Urtheil des Zuchtpolizeigerichts in Toulouse, dessen Begründung allerdings sehr oberflächlich ausgefallen ist, findet sich in Nr. 15 der „Deutschen Juristen-Zeitung" erwähnt. Nach einer Notiz in der eben erschienenen Nr. 23 dieser Zeitschrift hat sich ein Wiener Gericht auf den entgegengesetzten Standpunkt gestellt und die Entwendung von Elektrizität als Betrug behandelt. Die Frage ist also immer noch in vollem Fluß.

Franz Riß.

Mittheilungen und Nachrichten.

G. **Die brasilianische Literatur.** Leopold de Freitas, einer der hervorragendsten Kritiker der Neuen Welt, veröffentlicht in der „Revue des Revues" eine Studie über die brasilianische Literatur, aus der hervorgeht, daß in der großen südamerikanischen Republik reges geistiges Leben herrscht. Die brasilianische Literatur im eigentlichen Sinn nahm ihren Anfang nach der Unabhängigkeitserklärung im Jahr 1822. Sie war zuerst romantisch, und ihre Hauptvertreter sind: Domingo José Gonçalves de Magalhaes, Dichter, Philosoph und Dramaturg, der eigentliche Schöpfer der nationalen Poesie, Aranjo Porto Ciltegre, Maler, Dichter und Prosaiker, Antonio Gonçalves Dias, dessen lyrische Gedichte allgemeine Verbreitung und Volksthümlichkeit gewonnen haben, und José de Alencar, Redner, Journalist und bedeutender Romanschriftsteller. Die Originalität der brasilianischen Dichtung bestand in der Schilderung des Indianerthums. Als die Vorliebe dafür geschwunden war, da schwelgte die Empfindung nicht mehr in der Beschreibung von Scenen einer jungfräulichen Natur, und an ihre Stelle trat der moderne Roman, dessen hervorragendster Vertreter Machado de Assis ist. Er besitzt ein bewundernswerthes Darstellungstalent und jede Redewendung, jede Periode, die aus seiner Feder hervorgeht, wird mit Recht als vollendetes Muster der Diktion angeführt. Aluicio Azeredo ist das Haupt der naturalistischen Schule. Seine Werke sind Mulada (der Mulatte), ein Lebensbild aus der Provinz, A Casa de pensao (die Pension), das großes Aufsehen erregte, O Homem (der Mensch), eine pathologische Studie, Cortica, das Lebensbild eines brasilianischen Proletariers. Coelho Neto, mit unerschöpflicher Phantasie begabt, ist der fruchtbarste der zeitgenössischen Schriftsteller, und Sylvio Romero ist hervorragender Kritiker und Verfasser einer brasilianischen Literaturgeschichte, die als klassisch gilt.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 17. März. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diehls. Hr. Erman las: Ueber drei Inschriften der Gräber von Elephantine. Drei Fürsten von Elephantine aus dem Ende des alten Reichs (um 2500 v. Chr.) haben uns Inschriften in ihren Gräbern hinterlassen, in denen sie ihre Reisen in Nubien und den angrenzenden Wüsten erzählen. Dem einen gelang es, außer anderen Schätzen auch einen Zwerg von dort mitzubringen, an dem der König besonderes Gefallen hatte; der Brief, den der König ihm daraufhin schrieb, ist uns auch im Grabe erhalten. Der zweite wurde an die Küste des Rothen Meeres gesandt, wo die Beduinen einen ägyptischen Offizier, der ein Schiff abschicken sollte, getödtet hatten. Der dritte zog aus, um die Leiche seines Vaters, der in der Fremde gestorben war, heimzuführen; es gelang ihm und er brachte auch alle Schätze, die der Vater erworben hatte, glücklich zum König, der ihn dafür belohnte. — Hr. A. Weber legte das von ihm herausgegebene Werk vor: Indische Studien. XVIII. Band. Leipzig 1898. — Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. Hr. Fuchs las: Zur Theorie der simultanen linearen partiellen Differentialgleichungen.

* Ueber die neuesten Ausgrabungen in Ephesus hat der Sekretär des österreichischen archäologischen Instituts, Hr. Dr. Rudolf Heberdey, der Wiener Akademie der Wissenschaften einen Bericht erstattet, welcher überraschende und werthvolle Auffindungen meldet. Durch die Grabungen, welche mit 100 Arbeitern vorgenommen worden, wurde ein Theater

Digitized by Google

aus der römischen Kaiserzeit freigelegt mit einem Zuschauerraume von drei Rängen, einer Orchestra und einem Scenengebäude. Daneben kam ein zierlich gestaltes Brunnenhaus ionischen Stils, mit Löwenköpfen als Wasserspeiern, zutage. Im Schutt fand man massenhaft Thonlampen und Fragmente aan Terrasigillata, ferner eine Statue der Nemesis mit Palmzweig und Füllhorn und einen Greif mit Weltkugel und Steuerruder als Attributen. Ferner wurde eine Wasserleitung aufgefunden, welche aus thönernen Röhren besteht, durch die das Wasser in die bedeutende Höhe von 90 m über dem Meer geleitet wurde, mit einem dem Augustus gewidmeten Aquädukt. Dem Tempelbezirke des Artemisium wurde das Wasser aus weiter Entfernung in Steinröhren zugeführt. Die städtischen Anlagen wurden weiter erforscht, und man fand architektonische Prachtbauten aus dem Jahre 263 vor Christo. Ueber die Bedeutung dieser Entdeckungen ist vor Abschluß der ganzen Grabung ein sicheres Urtheil noch nicht möglich, wie der Bericht zum Schlusse bemerkt.

* **Nürnberg.** Germanisches Museum. Zu den Perlen der deutschen Renaissance-Architektur gehört bekanntlich das am Egydienberg zu Nürnberg gelegene Pellerhaas. Die reich und prächtig durchgebildete Façade, der malerische Hof, wie die großentheils noch aas der Entstehungszeit erhaltene Innendekoration machen diesen Patrizierwohnsitz zu einem der hervorragendsten Beispiele eines aarnehmen deutschen Bürgerhauses. Ein glücklicher Zufall hat es gewollt, daß nicht nur ein großer Theil von Plänen und Skizzen für die Straßen- und Hoffaçade, sondern auch für die innere Ausstattung, für die Vertäfelungen, Decken, Thüren, dann die Prunkmöbel, wie Bettstellen, Schränke und Tische, wie sie im Einklang mit dem Zeitgeschmack für die Ausstattung dieses stolzen Bürgerhauses bestimmt waren, bis heute durch alle Generationen im Hause selbst erhaltea blieb. Der jetzige Besitzer des Pellerhauses, Hof-Möbelfabrikant Georg Eyffer, hat diese kostbare, in ihrer Art wohl einzig dastehende Sammlung von nahe aa handert Handzeichnungen in großherziger Weise dem Germanischen Nationalmuseum gewidmet, wo sie einen werthvollen Bestandtheil der Sammlung von Blättern für bürgerliche Baukanst früherer Zeiten bilden wird. Für die Façade, bezw. zum Theil auch den Hof liegen nicht weniger als achl Entwürfe vor, die freilich aerschieden gewerthet in ihrer künstlerischen Bedeutung von dem löblichen Ehrgeiz des Erbauers Kunde geben, die beste Lösung der Aufgabe als Schmuckstück der Vaterstadt zur Ausführung zu bringen. Aus einem der Blätter lernen wir zudem den Namen eines bis jetzl völlig unbekannlen Baumeisters der Zeit, Jakob Zäsch, kännen. Voa hächstem Interesse sind dann die Entwürfe für die Holzarbeiten, die auf die gedankliche und farmale Fruchtbarkeit der damaligen Blüthezeil des Kunstgewerbes ein glänzendes Licht werfen. Einer Reihe von Händen angehärig, die zum Theil augenscheinlich den Hobel doch noch mehr als die Reissieder zu führen gewohnt waren, gibt Zeugniß von dem liefen Verständniß, das den damaligen Handwerker, fußend auf genauer Kenntniß des Materials, beseelte und ihn ohne weitere künstlerische Voraussetzungen doch zum wahren Künstler in seinem Fach stempelte.

* **Tübingen.** Der Professor der klassischen Philologie an unsrer Universität Dr. O. Crasius hat einen Ruf nach Heidelberg, als Nachfalger des verstorbenen Professors Rohde, erhalten und wird, wie wir hören, demselben folgen.

* **Zürich.** In der philosaphischen Fakultät der hiesigen Universität habilitirte sich Dr. F. W. Förster, früher Privatdozent in Freiburg i. B. und Redakteur der Wochenschrift „Ethische Kultur".

* **Helsingfors.** Zu Björneberg in Finnland starb am 20. d. M. der Schriftsteller Karl A. Tawasjerna im Alter von 38 Jahren. Urisprünglich als Ingenieur thätig, debutirte er 1883 in der Literatur und gelangte bald in die erste Reihe der schwedisch-finnländischen Belletristen. Man hat dramatische und lyrische Arbeiten von ihm. Den rechten Ausdruck für sein Talenl fand er indeß in seinen Romanen, von denen „Harte Zeiten" als Schilderung des finnländischen Landlebens eine klassische Bedeutung erlangt haben. Selbstbiographisch ist „Der kleine Karl, Raman eines Knaben" za nennen, der jüagst auf deutsch in Gustaf vf Geijerstams „Skandinavischer Bibliothek" (Berlin, Georg Bandi, Stockholm C. und E. Gernandt, 1898) erschienen ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriftea eingegangen:

The World Almanac and Encyclopedia 1898. Vol. 5, Na. 52. New-York, Press Pablishing Co. — Dr. Heiarich Bulle: Griechische Statuenbasen. Slizze zu einer Entwicklungsgeschichte der antiken Postamentformen. Habilitationsschrift. München, A. Bachholz 1898. — Graf v. Haensbroech-Berlin: Staatssekretär v. Bülaw und evangelischer Bund. Berlin, Hermann Walther 1898. — Beiträge zur Aesthetik, herausgegeben von Theodar Lipps und Richard Maria Werner. Dr. Paul Stern: Einfühlung und Assoziation in der neueren Aesthetik. Hamburg, Leipzig, Leop. Voß 1898. — Fr. Teutsch: Johannes Honterus. Drama in drei Aufzügen. Kronstadt, Heinrich Zeidner 1898. — Wilhelm Marres: Stephan Ludwig Roth, der Volksfreund und Held im Pfarrerrock. Ein sächsisches Lebensbild aus der ersten Hälfte dieses Jahrhuaderts. Edd. — Derf.: Johannes Hanlerus, der Reformator des Siebenbürger Sachsenlandes. Ein Gedenkblatt zu seiner 400jährigen Geburtsfeier. Edd. — Gesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltuag vam 24. März 1897 nebst dem Einführungsgesetze. Handausgabe von P. Reinhard, Landrichter. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandluag 1898. — Dr. Leo Tanrum-Jaudelawitz: Die Geschlechtskrankheiten und ihre Behandlung. Zum persönlichen und allgemeinen Gesundheitsschutz. Halle a. S., Karl Marhold 1898. — Hermann Wette: Der Bärenhäuter. Teufelsmärchen. Berlin, Käln, Leipzig, Albert Ahn 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Tauchnitz Edition.
March 23, 1898.
The Skipper's Woving.
A new novel.
By (6032)
W. W. Jacobs,
Author of „Many Cargoes".
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdl.
Oskar Beck in München.
In 2. Aufl. erschien soeben.
Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?
Ein Buch für deutsche Väter u. Mütter.
Von
Dr. Adolf Matthias,
Provinzialschulrat in Coblenz.
2. um zwei neue Kapitel vermehrte Auflage.
18 Bogen. 8°. Eleg. geh. 4 M.
Ein in Theorie u Praxis gleich bewährter Pädagoge bietet in diesem Erziehungsbüchlein dem deutschen Hause ein wahres Schatzkästlein guter u. trefflicher Ratschläge u. Winke in hehens würdigster u. fesselndster Form. Aus den Besprechungen:
„Das eben ist das Prächtige an dem Buch: es philosophiert und theoretisiert nicht, es trägt nicht gewässerte Allgemeinheiten vor, sondern inhunt. Reihe und Fülle bringt ea Bilder aus der Wirklichkeit. . . . Alles ist so schlicht, wie es wahr ist." Gymn.-Direktor Dr. **Krotschmann.** („Danziger Zeitung.") (6122)
„Hunderte mit mir werden bei der Lektüre des Buches sagen: „Der Mann hat den Nagel auf den Kopf getroffen!" Gymnasial-Direktor Dr. **Dettweiler.** („Köln. Zeitung.")
Wertvolles Festgeschenk!

Oskar Fischer, Verlagsbuchhandlung in Jena.
Soeben erschienen:
Cosack, Konrad, Professor der Rechte in Bonn, **Lehrbuch des deutschen bürgerlichen Rechts auf der Grundlage des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich,** 1. Teil, Preis 7 Mark. (15067)
Ehrenberg, Dr. Richard, **Der Handel.** Seine wirtschaftliche Bedeutung, seine nationalen Pflichten u. sein Verhältnis zum Staate. Preis brosch. 1.50 Mk., geb. 2 Mk.
Sombart, Werner, Prof. an der Universität Breslau, **Socialismus und sociale Bewegung** im neunzehnten Jahrhundert, 3. bis 12. Tausend. Preis 1.0 Pfg.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 28. März. Nummer 69.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Entwicklung der Beleuchtung. Von Julius Thilo. — Zum vierhundertjährigen Geburtstag des siebenbürgisch-sächsischen Reformators Joh. Honterus. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Entwicklung der Beleuchtung.

Es ist keine Uebertreibung, sondern entspricht thatsächlich den Verhältnissen, wenn man behauptet, daß neben der Entwicklung der Verkehrsmittel die Fortschritte, die in der Beleuchtungstechnik gemacht worden sind, am deutlichsten den naturwissenschaftlichen Charakter unsres Jahrhunderts und die Fortschritte der Erkenntnisse und Fertigkeiten in den Naturwissenschaften anzeigen. Welch ein weiter Weg von der Beleuchtung mittels Kerzen und Kienspan am Anfang dieses Jahrhunderts bis zu dem Konkurrenzkampf von Auerlicht, elektrischem Licht und Acetylen-Licht am Ende desselben.

Dieses Fortschreiten in der Technik der Lichterzeugung hat Geh. Rath Prof. Bunte aus Karlsruhe in einem sehr interessanten Vortrag vor der Deutschen Chemischen Gesellschaft in Berlin skizzirt. Der Inhalt dieses Vortrags, der sich hauptsächlich mit der Flammenbeleuchtung — im Gegensatz zum elektrischen Licht — beschäftigt, ist den nachfolgenden Ausführungen zum Theil zugrunde gelegt.

Die Talgkerzen, die vor etwa 100 Jahren noch allgemein im Gebrauch waren, wurden in der Weise hergestellt, daß einfach ein Docht in geschmolzenes thierisches Fett wiederholt eingetaucht wurde. Beim Brennen des Lichtes mußte dieser Docht, da er an der Spitze allmählich verkohlte, von Zeit zu Zeit mit der Lichtputzschere, einem heute längst in Vergessenheit gerathenen Instrument, entfernt werden.

Goethe's bewegliche Klage:

„Wüßte nicht, was sie besseres erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten,“

läßt uns erkennen, daß diese nothwendige Handreichung wohl als Belästigung empfunden wurde, und zeigt uns weiter, daß wir es wenigstens in dieser Beziehung wirklich ohne Uebertreibung „herrlich weit gebracht haben“. Auffallen muß uns nun, was dieses „Putzen“ anlangt, daß wir heute ja auch Kerzen brennen und mit diesen ganz gut ohne jene Manipulation auskommen. Der Unterschied liegt an folgendem: Bei der heutigen Kerzenfabrikation wird der Docht, wenn er in das zur Bereitung der Kerzen verwendete Material getaucht wird, vorher stark um seine Achse gedreht; daher krümmt sich der Docht beim Brennen der Kerze bei jeder Windung, die durch Verbrennung des Leuchtmaterials bloßgelegt wird, so daß sein Ende stets mit der äußeren Luft in Berührung kommt. Hier kann dasselbe nun, da fortwährender Zutritt von Sauerstoff erfolgt, vollkommen verbrennen; es tritt daher keine Verkohlung ein, womit das Abschneiden der Spitze überflüssig gemacht wird. Daß dieser Kunstgriff nicht auch bei den alten Talgkerzen angewendet werden konnte, liegt daran, daß das Material derselben, das thierische Fett, zu weich war, als daß sich die Drehung des Dochtes in demselben hätte halten können. Mit der Erkenntniß der chemischen Zusammensetzung der Fette als Verbindungen gewisser Fettsäuren mit Glycerin, war auch die Möglichkeit gegeben, diese Fettsäuren: Stearinsäure, Palmitinsäure, Oelsäure, vom Glycerin zu scheiden und die freien Säuren statt ihrer Glycerinverbindungen zur Kerzenfabrikation zu verwerthen. Die Oelsäure, die flüssig ist, wird aus dem Gemisch der Fettsäuren entfernt und statt dessen demselben eine gewisse Menge von Paraffin zugesetzt, wodurch eine Krystallisation, also ein Brüchigwerden der Masse, verhindert wird. Diese Mischung erhärtet, wie bekannt, beim Erkalten vollkommen, so daß die Windungen des Dochtes in derselben vollkommen erhalten bleiben.

Flüssige Brennmaterialien sind ebenfalls schon lange im Gebrauch; früher waren es pflanzliche Oele, die zu diesem Zweck gebraucht wurden; die Benutzung dieser Oele zur Beleuchtung hörte aber fast gänzlich auf, als sich seit dem Jahre 1859 ein Strom von Erdöl (Petroleum) von Amerika aus über Europa ergoß. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Petroleum, obwohl von den neueren Beleuchtungsmitteln an Schönheit und Helligkeit weit übertroffen, doch nie seine große Bedeutung als Beleuchtungsmaterie für Wohnzimmer verlieren wird.

Die Verwendung gasförmiger Körper zur Beleuchtung ist schon etwa hundert Jahre alt; Murdoch, den man als den Erfinder des Steinkohlenleuchtgases ansehen muß, beleuchtete im Jahre 1792 sein Haus und seine Werkstätte zu Redruth in Cornwall mit diesem Gas und führte das Gas im Jahre 1798 in die Fabrik des berühmten James Watt in Soho bei Birmingham ein.

Um die Mitte der 20er Jahre hielt das Leuchtgas seinen Einzug in die großen Städte Deutschlands; 1825 wurde es in Hannover, 1826 in Berlin, 1828 in Dresden und Frankfurt a. M., 1838 in Leipzig eingeführt. Damals wurden die Gasflammen mit einer Helligkeit von 10—15 Kerzen mit Jubel begrüßt und mehr als ein halbes Jahrhundert lang hat die Flammenbeleuchtung als Gas- und Petroleumlicht fast ausschließlich die Herrschaft behauptet. Erst gegen Ende der 70er Jahre erwuchs dem Flammenlicht durch Verbrennung, dem chemischen Licht, ein mächtiger Rivale in dem elektrischen Licht, dem Licht ohne Flamme, ohne Verbrennung und Wärme.

Aber auch in der Herstellung des Leuchtgases sind in den letzten Jahrzehnten bedeutende Fortschritte zu verzeichnen. In erster Linie ist hiebei die Einführung der Gasfeuerung für die Heizung der Retortenöfen zu erwähnen, mit der die deutsche Gastechnik vorangegangen ist.

Anders als in Deutschland hat sich die Gaserzeugung in Amerika während der letzten Jahrzehnte entwickelt. Dort lieferte die Verarbeitung ungeheurer Mengen von Erdöl zu Brennpetroleum jährlich immer steigende Massen leichter Oele und schwer siedender Rückstände, welche nicht direkt zur Beleuchtung gebraucht, wohl aber mit Vortheil zur

Herstellung von Leuchtgas verwendet werden können. Durch Vermischung der Dämpfe dieser Oele und deren Zersetzungsprodukte mit nichtleuchtendem Wassergas wird in der Mehrzahl der amerikanischen Städte sehr leuchtkräftiges „karburirtes Wassergas" erzeugt. Diese Methode der Wassergasdarstellung hat in neuester Zeit auch in Europa an Orten, wo Rohpetroleum oder Petroleumöle billig zu haben sind, besonders in England, Belgien, Holland und Dänemark, Eingang gefunden und dem Steinkohlengas mit Erfolg Konkurrenz gemacht.

Einer ausführlichen Besprechung unterzieht Prof. Bunte das Auer'sche Gasglühlicht, dessen ungeheurer Erfolg wohl beispiellos unter allen neueren industriellen Unternehmungen dasteht. Um Neujahr 1886 durchlief die Zeitungen die Meldung, daß Dr. Auer von Welsbach in Wien eine Entdeckung gemacht habe, welche eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der Gasindustrie bedeute. Man erfuhr, daß es sich um eine Lampe handle, bei welcher durch eine Bunsenflamme ein kegelförmiges Aschenskelett aus sogenannten Edelerden, Cer, Lanthan, Didym, Thor, Zirkon 2c. zur heftigsten Weißgluth erhitzt und dadurch ein intensives Licht erzeugt werde.

Zur Erläuterung des Begriffs der Bunsenflamme sei bemerkt, daß in der gewöhnlichen Flamme, z. B. der leuchtenden Gasflamme, das Licht erzeugt wird durch in der Flamme befindliche glühende Kohletheilchen, welche mangels genügender Mengen von Luft im Innern der Flamme nicht sofort zu Kohlensäure verbrennen können, sondern, erst an die Peripherie der Flamme gelangt, diese vollkommene Oxydation erleiden. Wird nun durch eine — sehr einfache — Konstruktion in das Innere der Flamme Luft geleitet, so verbrennen die Kohletheilchen sofort vollkommen zu Kohlensäure, so daß diese mit Luft gespeiste Flamme nicht mehr leuchtet, dafür aber wegen der verstärkten chemischen Reaktion eine um so größere Hitze entwickelt. Diese nichtleuchtende Flamme wird in höchst einfacher Weise — auf die hier nicht näher eingegangen werden kann — in den von Bunsen erfundenen Brennern erzeugt.

Durch diese sehr heiße, aber lichtlose Flamme werden nun in den Auerbrennern obengenannte „Erden" ins Glühen gebracht und strahlen ihrerseits jenes bekannte intensive Licht aus.

Nun waren aber jene Erden bis dahin nichts anderes als werthvolle Raritäten in den Sammlungen chemischer Laboratorien und standen in unendlich hohem Preis, es stellten sich also beim Bekanntwerden der Auer'schen Erfindung bedeutende Zweifel darüber ein, ob es gelingen werde, diese kostbaren Stoffe in so großer Menge zu beschaffen, um ein erhebliches Beleuchtungsgebiet damit zu versorgen. In der That stieß im Anfang die Einführung des Auerlichts auf Schwierigkeiten, da der Preis der Glühkörper hoch und deren Leistung und Dauerhaftigkeit zum Theil wegen der Verwendung weniger geeigneter Stoffe relativ gering war. Erst im Beginn der 90er Jahre änderte sich die Sachlage und das Auerlicht wurde zunächst in Berlin und Wien, dann in der ganzen zivilisirten Welt verbreitet. Die seltenen norwegischen Mineralien: Cerit, Thorit, Monazit, aus denen man seither die Edelerden nur in kleinen Mengen gewinnen konnte, wurden von den Prospektors der Auergesellschaften auf den Goldfeldern in Brasilien und Australien, in Nordamerika und am Ural in mächtigen Sandschichten angetroffen, wo die Natur aus den Verwitterungsprodukten der Gesteine durch einen natürlichen Schlämmprozeß die schweren Monazitsande mit dem Edelmetall gemeinsam abgelagert hat. Schon lange zuvor hatten die Goldwäscher den schweren goldgelben Sand bemerkt, aber als werthlos beiseite gelassen; nun wanderten Tausende von Tonnen dieser Monazitsande in die Laboratorien und es entwickelte sich in kurzer Frist eine Industrie der Edelerden. Die Salze der seltenen Elemente der Cer- und Thorgruppe wurden in größter Reinheit dargestellt und sanken schnell im Preis. Der Zweifel an dem Vorhandensein eines genügenden Vorraths von Edelerden zur Herstellung von Auerstrümpfen war vollkommen beseitigt, viele Tausende von Glühstrümpfen traten an die Stelle der gewöhnlichen Brenner und strahlten bei geringerem Gasverbrauch mit vier- bis fünffacher Helligkeit. Zum erstenmal seit Jahren hatten die Gasanstalten einen wesentlichen Rückgang im Verbrauch an Leuchtgas, die Konsumenten eine Verminderung der Gasrechnung bei vier- bis fünffacher Lichtmenge zu verzeichnen.

Alle brauchbaren Glühstrümpfe besitzen zur Zeit fast die gleiche Zusammensetzung und bestehen lediglich aus Thoriumoxyd und Ceroxyd neben geringen Mengen unwesentlicher Bestandtheile.

An diese empirisch als die beste herausgefundene Zusammensetzung der Glühstrümpfe knüpft nun Prof. Bunte seine Theorie des Auerlichts an, die sowohl praktisch als theoretisch ein bedeutendes Interesse bietet.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst, wie ein solcher Glühstrumpf entsteht. Ein feines, sorgfältig gereinigtes Tüllgewebe wird mit einer Lösung von Nitraten der Edelerden getränkt. Der getrocknete Strumpf wird über ein zylindrisches Holz gesteckt und ausgereckt, dann an einem eisernen Deaht aufgehängt. Erhitzt man mit einer Bunsenflamme den oberen Theil, so veraschen das Gewebe vollständig und man erhält ein weißes Aschenskelet, das dann geformt und gehärtet wird. Man schrieb zur Erklärung der großen Leuchtkraft des Glühstrumpfes den in demselben enthaltenen Edelerden ein besonders hohes Lichtemissionsvermögen zu, d. h. die Fähigkeit, bei relativ niedriger Temperatur sehr viel Licht auszustrahlen. Diese Erklärung aber kann nicht befriedigen, da sie, wenn sie allgemein als Wirkung unbekannter Ursachen genommen wird, nur eine Umschreibung allgemein erkennbarer Thatsachen enthält, und wenn sie bedeuten soll, daß Ceroxyd und Thoroxyd einzeln ein besonders hohes Lichtstrahlungsvermögen besitzen, durch Versuche, die auf Veranlassung von Prof. Bunte angestellt wurden, als irrthümlich nachgewiesen worden ist.

Diese Versuche, die mit Hülfe eines elektrischen Ofens ausgeführt wurden, zeigten nun bei Kohle, Magnesia, reinem Thor oder Cer und bei Auermischung vergleichsweise nur sehr geringe Unterschiede im Strahlungsvermögen. Damit war der Beweis erbracht, daß die hohe Leuchtkraft der Glühlichtkörper durch ein besonders hohes Lichtemissionsvermögen nicht erklärt werden kann, sondern in anderen Ursachen gesucht werden muß. Diese hohe Leuchtkraft ist nun nach Prof. Bunte einer besonders hohen Temperatur des Glühkörpers zuzuschreiben, die in demselben entsteht. Wie? ergibt sich aus dem im folgenden Ausgeführten.

Alle brauchbaren Glühkörper enthalten zur Zeit etwa 98—99 Proz. Thor und 1—2 Proz. Cer; die Vermuthung, die naheliegt, daß nämlich ein Strumpf aus ganz reinem Thor ganz besonders stark leuchtet, ist nun nicht zutreffend; man erhält aus vollkommen reinem Thornitrat einen Glühkörper, der nur ein fahlblaues Licht aussendet und eine geringe Leuchtkraft hat; ebenso gibt ein Strumpf aus reinem Cer nur ein röthliches, mattes Licht von nicht sehr bedeutender Leuchtkraft. Mischt man dagegen die Nitrate in dem Verhältniß, daß beim Veraschen auf 99 Proz. Thor etwa 1 Proz. Cer im Erdskelet zurückbleibt, so erhält man Glühkörper, welche, wie die bekannten Auerstrümpfe, ein Licht von 50, 70, ja bis 80 Kerzen aussenden. Vermehrt man den Cergehalt, so erreicht man keine Steigerung der Lichtwirkung, vielmehr fällt dieselbe mit wachsendem Cergehalt wieder.

Digitized by Google

Schon von anderer Seite war den Edelerden ein Einfluß, den man mit „Konlaktwirkung“ zu bezeichnen pflegt, auf den Verbrennungsprazeß zugeschrieben worden. Eine ähnliche Kontaktwirkung übt z. B. auch Platin aus, indem es, auf seiner Oberfläche Sauerstoff sammelnd, eine sehr schnelle und daher intensive Verbrennung in seinem Bereich befindlicher brennbarer Körper veranlaßt. So verursacht ein glühender Platindraht, wenn er über einen geöffnelen Gasbrenner gehalten wird, die Entzündung des Gases.

Daß die Auer'schen Glühstrümpfe ähnliche Kontaktwirkungen zeigen, war schon von anderer Seite durch den Versuch bewiesen worden; löscht man einen Auerbrenner und äffnet den Gashahn nach kurzer Zeit wieder, so geräth der Strumpf durch die wieder eingeleitete Verbrennung ins Glühen, und das Gas entzündet sich wieder. Bunte untersuchte nun die beiden Bestandtheile des Auerstrumpfes besonders auf ihre Kontaktwirkung und gelangte hiebei zu einer plausiblen Erklärung der Erscheinung. Er fand: Thoriumoxyd übt auf die Verbrennung von Wasserstoff und Sauerstoff gar keine Wirkung aus; die Entzündung erfolgt bei 650 Grad, alsa bei derselben Temperatur, bei welcher dieselbe auch ohne Thoriumoxyd erfolgen würde. Bei reinem Ceroxyd dagegen tritt die Vereinigung von Wasserstoff und Sauerstoff schan bei 350 Grad ein, das Ceroxyd setzt also die Entzündungstemperatur um fast 300 Grad herab; es zwingt, ohne sich selbst nachweislich zu verändern, Wasserstoff und Sauerstoff zur Vereinigung unter Umständen, wo sie sonst unverbunden nebeneinander bestehen würden. Der Schluß hieraus, daß das Cer auch auf die Flammengase eine ähnliche Wirkung ausübt, ist falgerichtig; es wird auch hier eine rasche Vereinigung van Wasserstoff und Sauerstoff herbeiführen und durch die Verbrennung der stark vorgewärmten Gase in dem Flammenmantel eine ganz außerordentlich hohe Temperatur erzeugen, durch welche das Oxyd zum heftigsten Glühen gebracht wird. Hienach sallte man erwarten, daß ein Strumpf aus reinem Ceroxyd den besten Glühkörper geben müßte; die oben erwähnten Thatsachen zeigen jedoch, daß dies keineswegs der Fall ist.

Um dies zu erklären, muß man die Wärmeleitung in Betracht ziehen. Beim Platin, alsa einer ebenfalls hohe Kontaktwirkungen zeigenden Substanz, kann man folgendes beabachten: Bringt man ein Platinnetz in die Flamme des Bunsenbrenners, so kommt dasselbe in mäßiges Glühen, ohne daß eine starke Lichtwirkung erzielt wird. Die Temperatur des Netzes liegt selbst an den heißesten Stellen weit unter dem Schmelzpunkt des Platins. Wird dagegen ein haarfeiner Platindraht in die Flamme gebracht, so kommt derselbe an einzelnen Stellen zum Schmelzen, was einer Temperatur von etwa 1800 Grad entspricht. In diesem Falle wird durch den geringen Querschnitt des Drahtes die rasche Ableitung der Wärme verhindert oder verzögert, und das Temperaturmaximum der Flamme kommt zur Wirkung, während bei einem dickeren Platindraht oder beim Drahtnetz die Temperatur sich rasch ausgleicht, so daß nur eine mäßig hohe Mitteltemperatur entsteht. Im Auer'schen Glühstrumpf ist nun das starke Kontaktwirkungen ausübende Cer in äußerst feiner Vertheilung mit einem schlechten Leiter der Wärme, dem Thor vermengt, so daß die Bedingungen für eine intensive Erhitzung und damit für eine bedeutende Lichtwirkung gegeben sind.

Um den Einwand zu widerlegen, daß die Menge des Cers, 1 Proz. des Strumpfgewichts, viel zu gering sei, um die außerordentliche Lichtwirkung gegenüber dem schwachen Licht aus reinem Thor zu begründen, berechnet Prof. Bunte, daß in einer gewöhnlichen leuchtenden Gasflamme in jedem Augenblick nur $^1/_{10}$ mg glühenden Kahlenstoffes in leuchtende Erscheinung tritt; dem gegenüber ist die Menge des Cers im Auerstrumpf verhältnißmäßig hoch, sie beträgt etwa 4 mg, ist also etwa 40 mal so groß als die glühende Kohlenstoffmenge in der Leuchtflamme eines Gasbrenners.

Da das Thorskelet im Auerbrenner keine die Verbrennung befördernde Wirkung ausübt, wird diese auf die Certheilchen konzentrirt, und es steigert sich dort die Temperatur zur höchsten Weißgluth. Würde das Thor ähnlich dem Cer eine Kontaktwirkung ausüben, so müßte sich die Verbrennung über den ganzen Strumpf vertheilen und könnte nur eine mäßig hohe mittlere Temperatur, ein mattes Glühen, herbeiführen, ähnlich wie beim Strumpf aus reinem Cer.

Ein bis zwei Hundertel der Strumpfmasse an Ceroxyd genügen offenbar, um alle in der Bunsenflamme noch unverbrannten Gas- und Sauerstoffstheilchen im Glühmantel zu vereinigen, und jeder weitere Zusatz ist zwecklos und schädlich. Die Erzeugung van Glühlicht ist übrigens natürlich nicht auf die Verwendung von Leuchtgas beschränkt; man kann vielmehr auch nichtleuchtendes Wassergas, sowie den Dampf van Spiritus und Petraleum zur Erzeugung von Glühlicht verwenden.

Prof. Bunte wendet sich in seinem Vortrage schließlich der Frage der Acetylen-Beleuchtung zu, die nunmehr ja auch in die Praxis überzugehen begonnen hat.

Das Acetylen entsteht, wie man weiß, einfach dadurch, daß Calciumcarbid, eine Verbindung von Kahlenstoff mit dem Metall Calcium, mit Wasser übergossen wird. Wie der Amerikaner Wilson diese Eigenschaft des Calciumcarbids gefunden hat, erzählt Raoul Pictet in seinem Buche „L'Acétylène“ in der dem Verfasser eigenen interessanten und lebendigen Art. Wir geben diese Erzählung kurz wieder:

Es war vor einigen Jahren in Amerika in einer großen Fabrik, die von einem technischen Chemiker Namens Wilson geleitet wurde. Dieser Mann war, wie alle Amerikaner, mehr van dem Wunsch beseelt, technische Aufgaben zu lösen, als Naturgesetze festzustellen und sich mit reiner Chemie zu befassen. Er stellte im elektrischen Ofen metallisches Aluminium dar. Bekanntlich entsteht das Aluminium durch die Einwirkung des elektrischen Stromes auf die Thonerde, ein Oxyd des Aluminiums, indem der Sauerstoff durch die hohe Temperatur gezwungen wird, sich von dem Metall zu trennen. Nun würde das metallische Calcium, wenn es gelingen würde, dasselbe in einfacher Weise herzustellen, wahrscheinlich eine ähnliche Bedeutung gewinnen, wie sie das Aluminium hat. Wilson versuchte also in dieser Gedankenrichtung, den elektrischen Strom in ähnlicher Weise auf den Kalk, das Oxyd des Calciums, einwirken zu lassen, wie es bei der Darstellung des Aluminiums geschieht. Er ließ demnach in einem großen Ofen den elektrischen Strom auf ein Gemenge von Kalk und Kohle eine starke Wirkung ausüben. Wie groß war aber die Enttäuschung Wilsons, als er beim Oeffnen des Ofens sah, daß sich an Stelle des glänzenden und weißen Metalls, das er erwartet hatte, eine schwärzliche, lavaähnliche Masse aus demselben ergoß. Wir müssen, so erzählt Raoul Pictet weiter, Hrn. Wilson die schlechte Laune, die er bei diesem Anblick zeigte, nicht übelnehmen; ja wir dürfen ihm sogar dafür dankbar sein, denn mit einer befehlenden Stimme, die jeden Widerspruch ausschloß, rief er einen Bedienten herbei und befahl ihm, die Masse herauszuwerfen, gegen die er als vollständig untauglichen Abfallstoff das ganze Gewicht seiner Nichtachtung ausdrückte. Der Bediente nahm die Masse in einen Eimer und trug sie, dem Befehl seines Herrn gehorchend, in den Fabrikshof. Während dieser Zeit war ein furchtbares Gewitter herausgezogen, der Regen floß in Strömen, die Wege waren in Flüsse verwandelt und der Fabrikshof glich einem Sumpfe. In eine durch den Regen gebildete Lache warf nun der Bediente die mißgestalteten Reste der verunglückten chemischen Operation. Plötzlich

entstand ein gewaltiges Aufbrausen; ungeheure Mengen von Dämpfen entwickelten sich aus dem Wasser, die infolge der Windrichtung nach den in der Nähe befindlichen Kokesöfen hinzogen. Es entstand eine furchtbare Explosion, die Fensterscheiben der Fabrik wurden zerschmettert und die Bewohner der Umgegend in Schrecken versetzt. Die technische Darstellung des Acetylens war entdeckt. Wilson, den Ursachen der Explosion nachforschend, wiederholte den Versuch und konstatirte, daß er das Calciumcarbid, eine Verbindung von Kohle und Calcium, gewonnen hatte. So Raoul Pictet; thatsächlich hatte aber schon vor Wilson der französische Gelehrte Moissan die Darstellung des Kohle-Calciums und die Entwicklung von Acetylen aus demselben gefunden.

Wir wenden uns nun wieder dem Vortrag von Prof. Bunte zu. Derselbe geht auf die Eigenschaften des Acetylengases ein. Es ist ein völlig einheitliches Gas von der chemischen Formel C_2H_2, mit 92.5 Proz. Kohlenstoff und 7.5 Proz. Wasserstoff. Auf gleiches Volum bezogen besitzt es etwa die 14fache Leuchtkraft und die doppelte Heizkraft des gewöhnlichen Steinkohlengases. Die Entflammungstemperatur, 480 Grad, ist niedriger als bei allen andern Gasen; es zerfällt schon bei etwa 700 Grad und gibt in Luft verbrannt eine Maximaltemperatur von 2420 Grad, liefert also viel höhere Temperaturen als alle anderen brennbaren Gase. Die hohe Verbrennungstemperatur und die große Menge des in der Hitze sich ausscheidenden Kohlenstoffs bedingen die außerordentliche Leuchtkraft der Acetylenflamme.

Welches Interesse der neuen Beleuchtungsart entgegengebracht wird, beweist die Zahl der auf dieselbe bezüglichen, zum Patent- und Musterschutz angemeldeten Erfindungen; dieselbe beläuft sich in den letzten 2 Jahren auf einige Hundert, in England auf etwa 500.

Die Beleuchtung mit Acetylen hätte sich viel schneller eingebürgert, wenn es nicht verschiedene bedeutende Nachtheile hätte, vor allem die Explosionsgefahr der Mischungen von Acetylen und Luft.

Man hat darauf hingewiesen, daß ja das gewöhnliche Steinkohlengas bei Vermischung mit Luft ebenfalls explosiv sei. Jedoch haben Versuche gelehrt, daß diese Gefahr beim Leuchtgas in viel geringerem Grade bestehe. Während beim Leuchtgas nur ganz bestimmte Luftmischungen, die sich zwischen einem Gehalt von 7 Proz. und 30 Proz. Leuchtgas bewegen, zur Explosion gebracht werden können, erstreckt sich der Bereich der Explosionsgefahr bei Acetylen und Luft fast auf alle Mischungsverhältnisse, und nur die Extreme mit weniger als 5 Proz. Acetylen und weniger als 20 Proz. Luft sind nicht explosionsfähig.

Bei sachverständiger Behandlung kann allerdings das kräftigste Knallgasgemisch vollkommen harmlos abgebrannt werden, da in einem Rohr von 0.5 mm lichter Weite die Entzündung sich nicht mehr nach rückwärts fortpflanzt. Man kann daher stark explosive Acetylen-Luftmischungen, welche sich etwa zu Anfang in dem Entwicklungsapparat bilden könnten, vollkommen gefahrlos an den üblichen Brennern anzünden und abbrennen.

Andrerseits zeigt das Acetylengas auch unter einem Druck, der zwei Atmosphären überschreitet, Neigung, unter Explosion in Kohlenstoff und Wasserstoff zu zerfallen. Ganz besonders zeigt diese Eigenschaft das flüssige Acetylen, welches man eine Zeit lang wie flüssige Kohlensäure in den Handel brachte.

Diese Neigung des Acetylens, unter Wärmeentwicklung zu zerfallen, hängt mit dem Charakter desselben als „endothermischer Substanz" zusammen, während die meisten Körper „exothermisch" sind. Die Definition dieser Begriffe mit besonderer Anwendung auf das Acetylen finden wir wieder in dem Pictet'schen Buche: „L'Acétylène" in so origineller Weise vorgetragen, daß wir dieselbe mit ihren eigenartigen Vergleichen und Bildern hier anführen wollen.

Die „exothermische" Reaktion repräsentirt den Zusammenstoß und die Verbindung zweier Körper, welche zu einander eine große Wahlverwandtschaft haben. Man kann, ohne sehr fehl zu gehen, eine solche Reaktion der Begegnung zweier intimer Freunde vergleichen, welche sich lange nicht gesehen haben; ihre gegenseitige Begrüßung ist warm und freudig und ihre feste Freundschaft wird Mißhelligkeiten unter ihnen nur selten aufkommen lassen. Die Einigkeit dieser beiden Freunde ist keine vorübergehende. Ebenso sind Körper, welche durch exothermische Reaktion vereint sind, beständig, fest und schwer zu trennen. Lassen wir dagegen in ein Haus zwei Diebe eindringen. Diese Menschen vereint nur die Gier nach dem Geld und Gut, das sie rauben wollen; keine gegenseitige Achtung oder Freundschaft wird sie von dem Moment an zusammenhalten, wo die Umstände ihre Trennung erlauben. Diese Diebe dringen also in das Haus ein, stehlen, plündern, morden und tragen ihre Beute weg. Diese ist der einzige Punkt, der sie einigt; von dem Moment an, wo sie den geraubten Schatz miteinander getheilt haben, verlassen sie einander ohne Wehmuth mit unverhohlener Freude. Die Beute, welche die Körper, die endothermische Reaktion bilden, geraubt haben, ist die Energie, repräsentirt durch eine gewisse Menge Wärme. Alle diese Energie, welche die Körper im Augenblick ihrer Entstehung aufgehäuft haben, wird im Moment ihrer Trennung wieder frei und ertheilt diesen Körpern den Charakter von Explosivstoffen.

Professor Pictet ist allerdings der Meinung, daß das vollkommen gereinigte Acetylen in komprimirtem und selbst in flüssigem Zustand ohne Gefahr benutzt werden kann, aber die Ereignisse, gewaltige Acetylenexplosionen in seinen eigenen Fabriken in Paris und Berlin, haben ihm unrecht gegeben. Die Fachleute sind heute fast übereinstimmend der Ansicht, daß das Acetylen sich nicht im flüssigen oder stark komprimirten Zustande zur praktischen Verwendung eigne.

Auch Bunte spricht diese Ueberzeugung aus und betont, daß man im Calciumcarbid selbst das Acetylen gewissermaßen in konzentrirter und vollkommen verfandtfähiger Form aufgespeichert besitzt, in viel konzentrirterer Form als im flüssigen Acetylen. Aus 1 kg Carbid, welches einen Raum von 0.45 l einnimmt, gewinnt man nämlich etwa 300 l Acetylengas, welches verflüssigt fast den doppelten Raum einnimmt, als das Carbid, aus dem es hergestellt ist.

Das Acetylen hat nun heute bereits im Beleuchtungswesen festen Fuß gefaßt, und zwar bei der Beleuchtung der Eisenbahnwagen. Bisher wurden die Eisenbahnwagen mit Fettgas beleuchtet, das ist ein aus Paraffinölen erzeugtes Gas, welches unter einem Druck von 6—10 Atmosphären in schmiedeeisernen Behältern aufgespeichert wird. 1 cbm dieses Fettgases liefert etwa 250 Kerzenstunden, d. h. es vermag eine Lampe von 10 Kerzen Leuchtkraft 25 Stunden zu speisen. Für 2000 Kerzenstunden würden nun erforderlich sein 15 cbm Leuchtgas, 8 cbm Fettgas, dagegen nur 1.5 cbm Acetylengas.

Trotzdem hat man von der Verwendung reinen Acetylengases für die Eisenbahnbeleuchtung abgesehen; man verwendet zur Zeit ein Gemisch von Fettgas und Acetylengas. Es ist festgestellt worden, daß die Bereitung und Verwendung dieses Gemisches keine größeren Gefahren bietet, als die des reinen Oelgases. Das bisher probeweise verwendete Gemisch bestand aus drei Theilen Oelgas und einem Theil Acetylen; bei gleichem Verbrauch wurde dadurch die Helligkeit nahezu verdreifacht. Bei einer stärkeren Beimischung von Acetylengas nahm die Helligkeit, wie das „Journal für Gasbeleuchtung" mittheilt, nicht mehr in diesem Verhältniß zu.

Digitized by Google

Das junge elektrische Licht hat, wie die Fortschritte auf dem Gebiete der Flammenbeleuchtung, des chemischen Lichtes, zeigen, dem letzteren nicht den Untergang gebracht, sondern den Erfindungsgeist auf diesem Gebiet neu und kräftig angeregt, dermaßen, daß sich in den letzten Jahrzehnten die Fortschritte des Beleuchtungswesens so zusammengedrängt haben, daß sie die Summe des von allen vorausgehenden Generationen Erreichten bei weitem übertreffen.

Julius Thilo.

Zum vierhundertjährigen Geburtstag des siebenbürgisch-sächsischen Reformators Joh. Honterus.

Im Siebenbürger Sachsenland rüstet sich die ev. Landeskirche und damit das siebenbürgisch-sächsische Volk, den 400-jährigen Geburtstag des sächsischen Reformators zu feiern. Für den 24. April d. J. ist eine allgemeine kirchliche Feier angeordnet, der Vortrag für die Schulfeier bestimmt, und im August soll in Kronstadt, der Vaterstadt des Honterus, ein Denkmal enthüllt werden, dessen Kosten aus Sammlungen in Siebenbürgen, in Oesterreich und Deutschland zusammengebracht worden sind. Die Feier selbst wird ein Nachklang an die Lutherfeier des Jahres 1883 sein, die ungewöhnlich tief ging und die religiösen und nationalen Gedanken im sächsischen Volk nachhaltig und bedeutsam gestärkt hat.

Nach beiden Richtungen hat der Träger der Reformation im Siebenbürger Sachsenland seine Bedeutung.

Um sein Leben selbst schwebt ein vielfaches Dunkel, nicht einmal der Tag seiner Geburt ist bekannt. Er war eines Lederers Sohn in Kronstadt, der sich anfangs Honter, später latinisirt Honterus schrieb. Sicher ist nur, daß er später in Wien studirte, dann in Krakau, Basel und Zürich schriftstellerisch thätig war. In Krakau veröffentlichte er 1530 (?) eine kleine lateinische Grammatik (2. Aufl. 1532), sicher 1530 die „Grundzüge der Weltbeschreibung", ein lateinisch Büchlein in Prosa, das er seinen „theuern Siebenbürgern" widmete. Im Jahre 1532 gab er in Basel eine Karte von Siebenbürgen heraus, die „dem an Ehren reichen Rath von Hermannstadt" gewidmet ist. Dort erschien auch eine neue Auflage seiner „Weltbeschreibung", die nun in fließende lateinische Hexameter gegossen, in den nächsten Jahren in Zürich in vielen Auflagen herausgegeben worden ist, und zwar mit Karten.

Im Jahre 1533 kehrte er, ein gereifter Mann, in seine Heimath zurück. Dort waren inzwischen die großen Wandlungen vor sich gegangen, die für mehrere Jahrhunderte dem Land das Schicksal wiesen. Nach der Schlacht bei Mohacs (1526) war Siebenbürgen von Ungarn unabhängig geworden, Joh. Zapolya gewann den Titel eines Königs von Ungarn neben Ferdinand von Oesterreich und herrschte über einen Theil Ungarns sammt Siebenbürgen; aber thatsächlich war der türkische Sultan Herr des Landes und wurde es in der Folge noch mehr. Das sächsische Volk hatte für das Haus Habsburg die schwersten Kämpfe aufgenommen und in unerreichtem und nie vergoltenem Opfermuth Arges ertragen, es war nicht möglich gewesen, zunächst dessen Herrschaft im Lande zu sichern. Aber jenes Geschlecht, das in diesem Kampf für Habsburg seine Kraft erwiesen, „war des Daseins froh, der Gefahr gewärtig und mit ihr vertraut. Die Jugend war nicht weich gebettet, das Alter verlangte nicht nach dem Ruhekissen: den Jungen wie den Alten war die Freude am Leben und seiner Arbeit gemeinsam. Zumal waren sie geneigt einem oft lärmenden, überschäumenden, üppigen Lebensgenuß; trotz der von allen Seiten drohenden Uebel, trotz Türken und Pest heiter und wohlgemuth". Es war ein Ueberschuß der Kraft vorhanden, der allenthalben sichtbar wurde. Der Bauer brach sein hölzernes Haus ab und baute ein steinernes, in den Städten hatte der Wohlstand sich gemehrt, Handwerk und Handel gediehen. Inmitten der Dörfer und der Städte erhoben sich das Gotteshaus, dort die Bauernburgen, hier die Rathhäuser. Die sächsischen Städte konnten sich an Zahl der Bewohner und Wohlstand mit den deutschen messen. Eine große Anzahl von ihren Söhnen wanderte nach Deutschland, Handwerksgewohnheit dort zu lernen und sich weiter auszubilden, nicht wenige bezogen die deutschen Hochschulen, die geistigen Fäden des Zusammenhangs mit dem Mutterland zu festigen. Die politische Umwälzung, die an den Tag von Mohacs sich knüpfte, hatte den Zeitgenossen den Muth gestählt, das Selbstvertrauen gemehrt und sie gewöhnt, von sich aus und in sich die Entscheidungen zu suchen und zu finden — da traf sie der zündende Funke der neuen Zeit in Luthers Schriften, die den Weg hierher fanden.

Mitten in dieses aufgeregte Leben fiel die Heimkehr des Honterus 1533. Das erste Jahrzehnt war ein wissenschaftliches Stillleben für ihn. Zunächst ohne öffentliche Stellung in seiner Vaterstadt, wurde er mit der Druckerpresse, die er aus Deutschland mitgebracht hatte, Schöpfer eines neuen Lebens. „Für das Verständniß der alten Weltweisen und Dichter, die, kaum seit einem Jahrhundert dem Staub der Klöster entstiegen, den sächsischen Jüngling bisher an der Hochschule in Wien begeistert, schuf er nun hier eine bleibende Heimath und zu den neuaufgefundenen Schätzen der Schönheit und Weisheit des Alterthums gesellte er den Geist des durch Wittenberg befreiten Evangeliums. Diese beiden Richtungen des modernen Geistes, welche die heutige Zivilisation geschaffen haben, die Wiedergeburt der klassischen Literatur und des evangelischen Christenthums, sind unserm Volk in diesem einen Mann vereinigt und verkörpert; besäßen wir ein Bild, das unsre Kulturentwicklung jener Zeit mit solcher Meisterhand zusammenfassend darstellte, wie Kaulbach die Europa's in seiner Reformation verewigt hat, so müßte Honterus auf demselben mindestens in doppelter Gestalt erscheinen, hier als einer der begeisterten Meister, die die lang verborgenen Schätze des griechischen und römischen Alterthums aus dem alten grauen Steinsarg heben, dort als der Luther seiner Heimath, der das Evangelium wieder als schöpferische Lebensmacht in die Kreise seines Volkes tragend, diesem mit Prophetenstimme zuruft: Wachet und betet!" So schildert G. D. Teutsch, der zuerst wieder die Gestalt des Honterus zu einer lebendigen historischen Person, zu einem Mann mit Blut und Leben erweckt hat, die Bedeutung desselben. Und in der That ist die Charakteristik in ihrem Reichthum erschöpfend.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die Werke, die aus der Druckerei hervorgegangen sind, einzeln aufzuzählen; es sind die humanistischen Werke und Ziele der Zeit, die uns aus den Schulbüchern entgegentreten: lateinische Grammatik, dann die griechische Melanchthons, Augustin und Aristoteles, Quinctilian und Cicero, Hesiod und Plato, aber daneben eine neue Auflage der Kosmographie mit für jene Zeit trefflichen Karten, die auf die Kartographie bis ins vorige Jahrhundert Einfluß geübt haben. Bei der Darstellung Amerika's stützt Honterus auf Apian. Wir verstehen, wenn ein Zeitgenosse des Honterus, Kaspar von Pest, von ihm rühmt, daß ein Hinderniß der Bildung durch ihn aus dem Wege geräumt worden sei. Denn Wissenschaft ohne Hülfe von Büchern sei schwer zu erwerben, bisher seien diese in Siebenbürgen sehr theuer gewesen, nun habe Honterus diesem Uebelstand abgeholfen!

Während stille Saaten aus diesen Büchern und aus dem Hause des Honterus aufsprossen, ging das Geschick des

Landes seinen Weg mit ehernem Tritt. Der Moldauer und der walachische Woiwode fielen ins Land, im Burzenland, in der Nähe Kronstadts, hausten ihre Schaaren, der Türke zog raubend durch die Dörfer, Zapolya wurde anerkannt und starb, und was man nach seinem Tode endlich erhaffte, die Anerkennung der Habsburger auf dem ungarischen Throne, wurde vereitelt: Siebenbürgen wurde ein selbstständiges Fürstenthum.

Aber gerade diese Wirren haben dazu gedient, der Anerkennung der Reformation hier die Wege zu bahnen. Denn nach dem Tode des ungarischen Königs Ludwig, der machtlose Edikte gegen die Ausbreitung des Protestantismus erlassen hatte, hatte weder Zapolya, noch Ferdinand Lust und Kraft, das Gleiche zu thun, insbesondere nicht den Sachsen gegenüber, deren Unterstützung ihnen werthvoll war. Und diese hatten sich der neuen Lehre zugewandt. Allenthalben waren die Anfänge der Reformation vorhanden. Es ist das Verdienst des Honterus, sie in ein gemeinsames Bett geleitet und die Bewegung zusammengefaßt zu haben, damit aber die evangelische Kirche in Siebenbürgen gegründet zu haben.

Im Jahre 1542 erschien die Reformatia ecclesiae Coronensis ac totius Burcensis provinciae, die Melanchthon für so bedeutend ansah, daß er sie 1543 mit einer Vorrede in Wittenberg neu herausgab.[1]) Damit ist die Reformation in Siebenbürgen entschieden. Diese Reformatia — in deutscher Ausgabe des Jahres 1547 heißt sie „Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen" — ist ein außerordentlich schönes und tiefes Werk bei aller äußeren Knappheit. Sie behandelt nicht so sehr die Lehre als die Ordnung und Einrichtung der Kirche. Aber sie ist vom Geist des Evangeliums erfüllt und vermeidet nicht, hier und da prinzipielle Gesichtspunkte hervorzuheben. Sie ist kein Bekenntniß, aber sie ist nur denkbar auf den Lutherischen Schriften und der Augustana. Auf diesem Grund ordnet sie die neue Kirche, das neue Leben: von der Berufung der Kirchendiener, von der christlichen Lehre, vom Amt der Kirchendiener, vom Sakrament der Taufe, von des Herrn Abendmahl, vom Mißbrauch der Winkelmaß, vom Berichten der Kranken, von Kraft der Entbindung, vom christlichen Bau, vom Aufrichten der Schulen, von Ordnung des Armenkasten, vom Versorgen der Waisen, von Ehesachen, gemeinen Mißbrauch zu reformiren (de quibusdam paliticis abusibus reformandis), von jährlicher Visitation, von der Metten oder Frühamt, vom hohen Amt, von dem Vesperamt, von Zeremonien in den Dörfern. Man sieht, es ist eine vollständige Lebensordnung, die hier auf dem Grund des Evangeliums entworfen wird. Als der Hermannstädter Stadtpfarrer das Reformationsbüchlein an Luther sandte, um seiner Zweifel Herr zu werden, da antwortete dieser: „Alles, was Du mich fragst, steht in jenem Büchlein besser als ich es schreiben kann. Wie sehr gefällt es mir, daß mit so großer Gelehrsamkeit, Reinheit und Treue verfaßt ist!" Im Jahre 1550 beschloß die sächsische Nationsuniversität, das ist die politische Vertretung des Sachsenlandes: „daß die Kirchen überall nach dem Reformationsbüchlein des Honterus verbessert werden und alle Pfarrer nach seinem Inhalt sich halten sollten." Und so ist die Reformation in den folgenden Jahren überall in den deutschen Gemeinden Siebenbürgens, auch in jenen, die außerhalb des Sachsenlandes lagen, durchgeführt worden. Im Jahre 1553 wählte sich die neugegründete Kirche ihren ersten Bischof, und die Synode nahm im Mai 1572 auch formell die Augsburger Konfession an. So entstand auf dem Grunde, den Honterus gelegt, die evangelisch-sächsische Nationalkirche, mit ihr und durch sie aber in den Herzen des Volkes eine neue geistige, sittliche, religiöse Lebensmacht. Das evangelisch-deutsche Kirchenlied erhielt und stärkte die Gotteskraft, und die Erhaltung des Deutschthums in Siebenbürgen ruht wesentlich auf dem Protestantismus, den die deutsche Bibel zu einer Lebensmacht entwickelte, die imstande war, die höchsten irdischen und himmlischen Güter zu vertheidigen.

Hand in Hand mit der Verbesserung der Kirche ging die Wiederherstellung der Schulen. Die Volksschule unter den Siebenbürger Sachsen ist nicht eine Schöpfung der Reformation. Sie findet sich schon im 14. Jahrhundert als organischer Bestandtheil der Gemeinde. Aber „in den langen ungnädigen Zeiten" war sie, nach Honterus' Wort, mit durch „den Unfleiß der Obrigkeit" zugrunde gegangen; im Reformationsbüchlein spricht Honterus schöne Worte über die Nothwendigkeit der Schule, mahnt zu deren Wiederherstellung, „auf daß nicht einmal dies Vaterland, mitten unter den Feinden von Gott so herrlich begnadet, zu einem heidnischen Wesen gerathe". Das Kronstädter Gymnasium schuf er neu, gab ihm Gesetze, und es wurde ein Vorbild für die übrigen sächsischen Gymnasien. Honterus selbst war inzwischen Stadtpfarrer von Kronstadt geworden, hatte die Visitationen im Bezirk eingeleitet und das neue Leben in das neue Bett geleitet.

Wie sehr jene reformatorische Bewegung das ganze Leben umgestaltete, zeigt auch eine andere Arbeit des Honterus, die seinen Ruhm damals mehrte und auch heute noch verdient, nicht vergessen zu werden. Er ist auch der Schöpfer des einheitlichen bürgerlichen Rechts des sächsischen Volkes gewesen. Im Jahre 1544 veröffentlichte er ein „Handbuch des bürgerlichen Rechts", im wesentlichen römisches Recht enthaltend. Sein Mitarbeiter Val. Wagner hat dem Büchlein einen Liedergruß vorangeschickt „an die weisen und fürsichtigen Herrn die Bürgermeister, Richter und geschworenen Rathsmänner der sächsischen Städte und Stühle, der Kolonien des Deutschen Reiches in Siebenbürgen", in dem die Nothwendigkeit eines gemeinsamen, die ganze Nation umfassenden Gesetzbuchs ausgesprochen wird:

„Daß auch das Recht sich im Geist des neuen Lebens erneue,
Unserm Glauben nicht mehr drohe mit feindlichem Sinn,
Und wie eine Kirche die sieben Burgen umschließe,
Ein gemeinsam' Gesetz schützend die Treuen erfreu'!"

Mit auf diesem Grund ist dann das „Eigen-Landrecht der Siebenbürger Sachsen" entstanden, das, 1583 bestätigt, bis 1853 das Leben des sächsischen Volkes geordnet hat.

In unmittelbarem Zusammenhang mit all dem steht, daß Honterus den geistigen Zusammenhang des sächsischen Volkes mit dem deutschen Mutterlande neu gekräftigt und gefestigt hat. Es ist geradezu rührend zu sehen, wie in jenen Jahren bewußt jener nie unterbrochene Zusammenhang neu geknüpft, verstärkt wird, und wie daraus Begeisterung und Ausdauer dem Geschlechte zufließt.

Honterus starb am 23. Januar 1549, kaum 51 Jahre alt. Sein geistvoller Biograph Joh. Höchsmann (Joh. Honter, der Reformator Siebenbürgens und des sächsischen Volkes. Wien, Gräser 1896) faßt das Bild des Mannes in die Worte zusammen: „Die Zeit stellte ihre Fragen schneidig genug an Honter und seine Fähigkeiten: er stand ihr Rede, er blieb ihr keine Antwort schuldig, vor ihren größten Forderungen wich er keinen Schritt. Nichts war ihm zu schwer, nichts zu gefährlich, den höchsten Beruf, der an ein Menschenleben ergehen kann, erfüllte er treulich, der Retter seines Volkes aus geistigem, sittlichem, bürgerlichem Ver-

[1]) Alte Ueberlieferung meldet: Die erste Ausgabe der Reformatio sei 1542 unter dem Titel Formula reformationis ecclesiae Coronensis ac totius Burcensis provinciae erschienen. Aber alle Nachforschung nach einem Exemplar derselben ist bisher vergeblich gewesen. Es ergeht daher an alle Freunde und Kenner der Sache, insbesondere auch an die HH. Bibliothekare die Bitte, für den Fall, daß Jemand von ihnen jene Ausgabe kennt, davon an die Allgemeine Zeitung Mittheilung zu machen.

Digitized by Google

derben zu sein. Der einfache Mann, der nie etwas für sich begehrte, baute seinem Volk die Grundlagen des wirthschaftlichen und geistigen Aufschwungs. Er riß es zumal zu sich empor und flößte ihm die Kraft ein, die in den Dingen dieser Erde und denen des Himmels nicht aufhört, lebendig zu bleiben, weil sie ewig ist.... Auch wir athmen noch den lebendigen Hauch seines Geistes." Ein Zeitgenosse Honters aber, sein Organist an der Kronstädter Pfarrkirche, auch Verfasser einer werthvollen Chronik, charakterisirt ihn also: „Es war ein Mann, seinem Vaterland zu dienen und was demselben nützlich war zu fördern: denn er hat die Lehre des hl. Evangeliums und den rechten Gottesdienst hier erst eingerichtet und die Schulen reformirt zu Nutz der Jugend und des hl. Evangeliums halber viel ertragen. Er war fromm, demüthig, lehrhaftig, ehrerbietig, Niemand verschmähend und dazu ein treuer Hirt seiner Schäflein, dessen Seels in der ewigen Ruhe ewiglich lebt."

Mit dem sächsischen Volk und der evangelischen Kirche Siebenbürgens mag auch die deutsche evangelische Kirche dankbar des Mannes gedenken! F. T.

Mittheilungen und Nachrichten.

Vom Japanischen Meer zum Ural. Eine Wanderung durch Sibirien mit Abbildungen von Robert Graf Keyserlingk. Breslau 1898. Schletter'sche Buchhandlung (A. Kurtze). gr. 8°. XI und 312 S. Preis br. M. 6, gebd. M. 7.50. — Der Titel des Buches deckt sich nicht völlig mit dem Inhalt, und zwar zum Vortheil der Sache selbst. Denn für das eigentliche Sibirien fehlt es uns gerade nicht an Belehrung, aber der Osten, das weite und nur spärlich bewohnte, noch spärlicher durchforschte Amurgebiet ist vielfach noch eine wahre terra incognita. Und der Reisende, welcher uns von seinen Erfahrungen in diesem halbwilden Lande berichtet, versteht die nicht leichte Kunst des Erzählens ganz vortrefflich. Er bringt nicht viel wissenschaftlichen Apparat bei, aber man gewinnt allenthalben den Eindruck, daß man es mit einem durchaus gebildeten, in vielen Sätteln gerechten Mann zu thun hat. Der Mensch zieht ihn noch mehr an als das Land, einerlei ob es ein russischer Kulturträger oder ein chinesischer Kuli, ein sibirischer Verbannter oder ein nach ganz auf dem Naturstandpunkt verharrender Wilder ist. So hat denn insonderheit auch die Völkerkunde dem Autor, der für alles ein offenes Auge besaß, manch werthvolle Beobachtung zu verdanken. Als Ausgangspunkt seiner gewaltigen Binnenreise nahm der Verfasser die mächtig aufblühende Seestadt Wladiwostok, welche noch vor nicht langer Zeit einen Ort zweifelhaftesten Rufes und schlechtester Sicherheitsverhältnisse darstellte, jetzt aber ein ganz stattliches und ordentlich geleitetes Gemeinwesen geworden ist und wohl noch eine bedeutende Zukunft vor sich hat, falls nicht Port Arthur dem bisherigen Bollwerk des Ostens den Rang abläuft. Auf einem Boot die Küste bereisend, lernte der Verfasser die aufregende Arbeit des Walfischfängers aus eigener Anschauung kennen, und alsdann machte er einen Besuch auf der Insel Sachalin, wo er die Gefängnisse selbst allerdings nicht sehen durfte, aber doch einen guten Einblick in das düstere Leben und Treiben der dorthin Verbannten gewann. Auf einem deutschen Dampfer fuhr er dann hinüber nach Nikolajewsk, von wo aus der mongolische Stamm der „Giljaken" leicht erreicht werden konnte. Ueber sie und die bei ihnen gewöhnliche Form des Schamanismus („Schamanen-Priester" ist doch eine etwas tautologische Bezeichnung), sowie über die „Golden", „Orotchoma" und „Burjäten" erfahren wir manch neues, von sicherem ethnographischen Blick Zeugniß ablegendes. Weiter ging es vorwärts in das neu kolonisirte Ussuriland, wo eben der Bau des Südostzweiges der neuen Pacificbahn begonnen hatte, freilich nicht gerade in der rationellsten Weise. Seine besten Ingenieure scheint Rußland eben nicht nach diesem vorgeschobenen Posten entsandt zu haben. Vom Amur kehrte Graf Keyserlingk vorübergehend wieder nach Wladiwostok zurück, um dann wieder see- und flußaufwärts nach Khabarowsk — auf unsern Karten gewöhnlich Chabarowska geschrieben — zu gelangen. Sehr interessante Wahrnehmungen, auch für den Techniker bedeutsam, wurden in den Goldwäschereien von Dschilinda gemacht, und auch die Freuden und Leiden eines langen Rittes am Amur und Argun wurden nicht gescheut. Dort wohnen gezwungene und freie Ansiedler, deren Wohnsitze oft so entfernt von jeder Heerstraße liegen, daß die Kenntniß der Zugehörigkeit zum russischen Kaiserreiche völlig verloren gegangen ist. Ein günstiger Zufall machte es unserm Reisenden auch möglich, die kommerziell berühmten Nachbarstädte Kiachta und Maimatschin in Augenschein nehmen zu können. Ueber den Baikalsee kam der Verfasser nach Irkutsk, und von da durchquerte er möglichst rasch das ungeheure Sibirien. Mit sehr bemerkenswerthen Angaben über die sibirische Ueberlandbahn und die ihrer Vollendung sich noch entgegenthürmenden Schwierigkeiten schließt das vom Anfang bis zum Ende fesselnd geschriebene Reisewerk ab.

S. Günther.

Z. Geographische Gesellschaft zu München. Allgemeine Versammlung im Chemischen Hörsaale am 24. März. Vortrag des Hrn. Professors Dr. Eugen Oberhummer über Konstantinopel und seine Reise nach Westkleinasien in Verbindung mit topographischen und militärischen Mittheilungen seines Reisegefährten Hrn. Major Schlagintweit. Unter dem Vorsitz des Ehrenpräsidenten, Sr. kgl. Hoh. des Prinzen Ludwig, und in Gegenwart Sr. kgl. Hoh. des Prinzen Leopold gab zunächst Major M. Schlagintweit eine gedrängte Uebersicht über die Aufgaben des topographischen Reisenden, besonders die Leistungen deutscher Offiziere in Kleinasien, die seit Moltke, Strecker Pascha und v. d. Goltz so wesentlich zur Reorganisation der türkischen Armee wie zur Erforschung des anatolischen Bodens auf kartographischem Wege beigetragen haben. Ganz besonders erwähnte er seiner Vorgänger Major v. Diest, Hauptmann Caton, v. Prittwitz und Gaffron, v. Flattwell, Schäffer, Kannenberg und Graf Götzen. Sehr dankenswerth waren die Ausführungen des Redners über das türkische Militär in der Hauptstadt wie im Innern Kleinasiens, aus dem der Kern der Redifdataillone stammt; die topographischen Aufnahmen waren durch besondere Skizzen den Mitgliedern der Gesellschaft unmittelbar veranschaulicht. Gerade diese Ausführungen bewiesen, welch reicher Gewinn dem Topographen selbst auf besuchten Strecken in unmittelbarer Nähe der deutschen, englischen und französischen Eisenbahnen, d. h. also zwischen Afiunkarahissar, Ottural und Diner nach winkt. Nach diesen mit großem Beifall aufgenommenen Mittheilungen ergriff der erste Vorsitzende, Prof. Oberhummer, das Wort, um in klarer und gründlicher Weise seine auf einer 3wöchigen Tour von Haidar Pascha über Eskischer nach Afiunkarahissar und Smyrna, dann während der Bereisung Westkleinasiens gesammelten reichen Erfahrungen auf geologischem, archäologischem und kulturhistorischem Boden darzulegen. Ein besonderes Gewicht legte der Vortragende auf die Bedeutung der anatolischen Bahnen nicht nur in strategischer Beziehung wie sein Vorredner, sondern auch zur Aufdeckung der unerschöpflichen Schätze des Alterthums und der Neuzeit. Der Personenverkehr, der auf der Linie Haidar Pascha bis Ismid nach und von der nahen Reichshauptstadt genährt wird, verliert seine Bedeutung, je mehr man ins Innere, nach Angora oder Konia, kommt und muß hier vor dem Fracht- und Güterverkehr mehr und mehr zurücktreten. Hier im Innern tritt auch dem scharfen ethnologischen Beobachter der gute Kern des Türkenvolks entgegen, während die griechische Sprache allmählich verschwindet. Nichtsdestoweniger möchte der Redner nicht, wie es immer mehr üblich wird, die Berechtigung der Freiheitsbestrebungen der griechischen Nation verdammen, nur deßhalb, weil uns Deutschen manche Charaktereigenschaften des Osmanen sympathischer sind. Man dürfe niemals vergessen, daß die Grenzen zwischen osmanischen, griechischen und armenischen Völkern nur durch die Religion, keineswegs scharf durch die Rasse gezogen sind. Das osmanische Reich, dessen größte Kraft fast einzig in seiner Armee beruhe, sei in seiner Verwaltung marsch und hulte sich nur mit eiserner Betonung des Islam, der es freilich von Europa und seiner Kultur ausschließe. An der Hand seiner Reiseroute entwirft der

Redner in kräftigen Zügen malerische Schilderungen der einzelnen Stationen seines Reiseweges, besonders gern verweilt er bei Manissa, dem alten Magnesia, in dem größten Handelsplatze des türkischen Orients Smyrna, bis zu dem die Kamele die Kultur des Ostens tragen, vor den landschaftlich reizvollen Ruinen von Ephesus (Ayasoluk), dem alten Laodicea und Hierapolis, den ehrwürdigen Baulea der Seldschukenstadt Konia, und entwirft endlich eine in vielen Theilen neue und überraschende Beschreibung der türkischen Hauptstadt, Konstantinopels, der Perle am Goldenen Horn, Pera und Galata, deren wissenschaftliche, d. h. topographische und archäologische Aufnahme trotz vieler Bemühungen seit Moltke und v. d. Goltz kaum in den Anfängen stehe und dem ernstlichen Forscher wie ganz Anatolien auf allen Wegen und Stegen die reichsten Früchte verspreche. Drastisch wirkten einige Intermezzi über die türkische Stadtpost, die bald wieder aufgehoben wurde, Statistik, Volkszählung und archäologische Ausgrabungen. Keine polizeiliche Beschränkung aber könne den unvergänglichen Reiz vermindern, den nach den begeisterten Worten Byrons Natur und Geschichte über die Weltstadt zwischen den zwei Erdtheilen und Meeren ausgegossen haben. Reicher Beifall lohnte den mit vielen Photographien und Karten ausgestalteten Vortrag.

n. **Straßburg**, 25. März. Die philosophische Fakultät der hiesigen Kaiser Wilhelms-Universität hat den Verlagsbuchhändler Karl Trübner hier zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt. Derselbe hat sich durch Begründung und Leitung einer der hervorragendsten wissenschaftlichen Verlagsunternehmungen in Deutschland große Verdienste um die Wissenschaft, im besonderen um die junge Straßburger Universität und Bibliothek erworben. Er hat sich unmittelbar nach dem Kriege in Straßburg niedergelassen, und es war hauptsächlich sein Verdienst, daß der neubegründeten Straßburger Bibliothek aus England und Amerika ganz besonders reiche Schenkungen zugingen. Mitte der 80er Jahre hat er dann durch die Wiedergewinnung der noch Paris verschlagenen Manessischen Liederhandschrift für Deutschland viel von sich reden machen; dieses einzigartige mittelalterliche Literaturdenkmal befindet sich seitdem wieder in Heidelberg, von wo es ins Ausland verschleppt worden war. Besonders verdienstvoll und in den wissenschaftlichen Kreisen aller Länder anerkannt ist dann sein unter dem Titel „Minerva" seit 1891 herausgegebenes Jahrbuch der gelehrten Welt, in dem mit offenbar unglaublicher Mühe und größter Sachkenntniß kurzgefaßte Darstellungen der Entwicklung und Verfassung, sowie der Personalbestand der wissenschaftlichen Anstalten der ganzen Kulturwelt zusammengestellt sind.

* **Wien.** Am 26. März starb ganz plötzlich in Meran der Landesschulinspektor Karl Werner, ein langjähriger und treuer Mitarbeiter der Beilage der Allgemeinen Zeitung. Er war ein echtes Wiener Kind und hatte für die geschichtliche Vergangenheit, wie für das in den modernen Formen pulsirende Leben seiner Vaterstadt und seines österreichischen Vaterlandes stets ein offenes Auge und ein feinfühlendes Herz. Dies that sich in den vielen Beiträgen, die er im Laufe der letzten drei Jahrzehnte in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichte, aufs deutlichste kund. Werner, der am 28. Mai d. J. sein 70. Lebensjahr vollendet haben würde, hatte an der Universität seiner Vaterstadt philosophische und juristische Studien gemacht und war später jahrelang im österreichischen höheren Schulwesen, als Gymnasiallehrer in Olmütz, Iglau, Brünn, als Gymnasialdirektor in Znaim und zuletzt als Landesschulinspektor der deutschen Schulen in Prag und Salzburg, thätig. Nach seiner Pensionirung zog er nach Wien, wo er eine reiche wissenschaftliche Thätigkeit, besonders auf landesgeschichtlichem Gebiet, entfaltete und daneben die literarische Journalistik mit Erfolg betrieb. Noch in seinen letzten Lebenstagen arbeitete er an einem kritischen Artikel für die Beilage, den wir demnächst veröffentlichen werden. — Ebenfalls am 26. d. M. starb hier der pensionirte Agramer Universitätsprofessor Dr. Peter Matkovic im 68. Lebensjahre. Er zählte zu den bedeutendsten südslavischen Gelehrten auf dem Sondergebiet der mittelalterlichen Geographie und hat in deutscher und croatischer Sprache mehrere geographisch-statistische Werke, darunter eine in den engeren Fachkreisen berühmt gewordene Reihe von Abhandlungen zur kritischen Würdigung der mittelalterlichen Reiseberichte über die Balkanhalbinsel, veröffentlicht. Der Verstorbene war Ehrenmitglied der Akademien der Wissenschaften in St. Petersburg, München und Moskau.

* **Paris.** Ueber Versuche mit einem neuen Heilserum, dem sogenannten Marmorek-Serum, das gegen Kindbettfieber und Scharlach, sowie gegen Rheumatismen der Ohren und Augen und gegen Gelenkrheumatismus helfen soll, berichtete Dr. Boucheron in der letzten Sitzung der Société de Biologie. Dr. Boucheron mochte anläßlich der Behandlung einer Nasenkrankheit mit dem Serum Marmoreks, der ein junger Wiener Gelehrter und seit einigen Jahren Laboratorium-Chef im Institut Pasteur ist, die Wahrnehmung, daß dabei alle rheumatischen Gelenkschmerzen nach und nach verschwanden. Der Erfolg des Serums ist vollständig bei mittleren oder leichten, geringer hingegen bei heftigen Gelenkschmerzen. Die Rheumatismen der Augen und Ohren werden vortrefflich auf diese Weise geheilt. Sehr bemerkenswerth waren auch die Erfolge des Serums in der Anwendung gegen Asthma. Dr. Boucheron bemerkt weiter, daß die Mißerfolge, die man bei den allerersten Versuchen mit dem Serum des Dr. Marmorek zu verzeichnen gehabt hat, lediglich auf den Umstand zurückzuführen sind, daß die Aerzte sich zumeist erst in verzweifelten Fällen zur Anwendung des Serums entschlossen, als der Organismus bereits vollständig erschüttert war. Seither hat man aber das Serum wiederholt im Beginne der Krankheitsfälle stets mit offenkundigem, unleugbarem Erfolge angewendet und auch einige Wunderkuren in sehr ernsten Fällen erzielt. In den meisten Fällen ist der Kranke schon nach zehn Einspritzungen mit dem Serum vor allen Rückfällen bewahrt.

* **Aus Rußland.** Ein sehr interessantes Symptom für die Stellung und die Bestrebungen Rußlands in Ostasien ist der vom Ministerium der Volksaufklärung gefaßte Beschluß, in Wladiwostok ein Institut für orientalische Sprachen zu errichten, in welchem die chinesische, japanische, koreanische und mongolische Sprache, ferner die neueste Geschichte, politische Oekonomie, Staatsrecht und Ethnographie China's, Japans und Korea's gelehrt werden sollen. Zu Sprachlehrern an diesem Institute sollen ausschließlich Chinesen, Japaner, Mongolen und Koreaner bestellt werden. Die Eröffnung der Anstalt wird im Oktober dieses Jahres und die Ernennung des Orientalisten Professors Posdnejew zum Direktor des neuen Instituts schon in nächster Zeit erfolgen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Eugen Oberhummer: Alpenvereins und Alpenforschung. Wien, Verlag des D. u. Oesterr. Alpenvereins. — Dr. Hans Hausrath: Forstgeschichte der rechtsrheinischen Theile des ehemaligen Bisthums Speyer. Mit einer Uebersichtskarte. Berlin, Julius Springer 1898. — Eugen v. Enzberg: Fridtjof Nansen. Dresden, Leipzig, Karl Reißner 1898. — Hans Gallwitz: Friedrich Nietzsche. Ebd. — Richard Bredrabrücker: Kein Sommer ohne Wetter. Warum der Hauser der Wohi nimmer zugeht. Berlin, Schall & Grund, Verein der Bücherfreunde. — Dr. med. E. Kromayer: Zur Austilgung der Syphilis. Berlin, Gebrüder Boenträger 1898. — Dr. Hans Vögli: Aphorismen über den Idealismus auf der Grundlage der empirischen Psychologie. Bern, Neukomm & Zimmermann 1898. — Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, hggb. von H. Schiller und Th. Ziehen. Franz Fauth: Das Gedächtniß. Berlin, Reuter & Reichard 1896. — Sammlung Göschen: Dr. Michael Haberlandt: Völkerkunde. Mit 56 Abbildungen. Dr. Karl Schäfer: Die Baukunst des Abendlandes. Mit 22 Figuren. C. Kampmann: Die graphischen Künste. Dr. Karl Döhlemann: Projektive Geometrie in synthetischer Behandlung. Mit 57 Figuren. Dr. Alfred Geecke: Griechische Literaturgeschichte. Leipzig, G. J. Göschen 1898. — Dr. S. Plaezek: Das Berufsgeheimniß des Arztes. 2. vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Georg Thieme 1898. — Die Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York. Jahresbericht für 1897. 114. Geschäftsjahr. New-York 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 29. März. Nummer 70.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.- (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Epochen der deutschen Agrargeschichte und Agrarpolitik. I. Von Professor Dr. Karl Johannes Fuchs. — Süßweine und Medizinalweine. Von Dr. Kreutzer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Epochen der deutschen Agrargeschichte und Agrarpolitik. [1])

Von Professor Dr. Karl Johannes Fuchs.

I.

Wohl auf keinem Gebiet der nationalökonomischen und besonders der wirthschaftsgeschichtlichen Forschung — das darf man getrost sagen — ist in den letzten 10 Jahren so viel geleistet worden, wie auf dem Gebiet der deutschen Agrargeschichte und der Geschichte der älteren deutschen Agrarpolitik. Den grundlegenden Arbeiten von Georg Hanssen sind die von Meitzen, Inama-Sternegg, Lamprecht und Gothein und die von Knapp und seinen Schülern gefolgt, ein großes Gebiet des deutschen Vaterlandes nach dem andern und eine Epoche nach der anderen sind auf ihre agrargeschichtliche und agrarpolitische Entwicklung hin erforscht worden, und so liegt heute die agrarische Entwicklung unsres Volkes, wenigstens während der letzten 1000 Jahre, also ungefähr seit der Karolingerzeit, klar und deutlich vor unsren Blicken. Wir wissen damit, wie der Dualismus entstanden ist, der die Volkswirthschaft unsres heutigen Deutschen Reichs und zugleich auch seine ganze Wirthschaftspolitik durchzieht und durchseucht und den man heute mit den Schlagworten „ostelbisches“ und „westelbisches Deutschland“ zusammenfaßt; wir wissen jetzt aber auch, daß nur oberflächliche Betrachtung sich mit diesem Dualismus begnügt, daß es vielmehr drei Formen der ländlichen Verfassung sind, welche die agrarische Entwicklung Deutschlands zeitlich nacheinander ausgebildet hat und welche sich in großen Gebieten noch heute örtlich nebeneinander in ihren Resultaten in der gegenwärtigen Agrarverfassung des Deutschen Reichs wiederfinden lassen — und zwar die eine in zwei getrennten Gebieten, so daß wir genauer von einer agrarischen Drei- oder Viertheilung sprechen können und müssen. Schritt für Schritt ist der Weg aufgedeckt worden, der in diesem Zeitraum der letzten 1000 Jahre aus der Vergangenheit zur Gegenwart geführt hat, wir wissen jetzt, warum es heute in den verschiedenen Theilen unsres Vaterlands so und nicht anders aussieht.

Und da man eben wieder einmal im Begriff ist — zunächst wenigstens in dem größten Staat unsres Reichs — in diese Entwicklung mit der Macht des Staats einzugreifen und ihr ein neues Ziel und eine neue Richtung zu geben, da wir also eben am Anfang einer neuen Epoche der Agrarpolitik stehen, ist es wohl an der Zeit, an der Hand jener ganzen neueren Literatur einen Blick zurückzuwerfen auf den durchmessenen Weg und auf die Marksteine hinzuweisen, die aus ihm hervorragen, die Epochen zu kennzeichnen, in die er zerfällt.

Agrargeschichte ist die Geschichte des Grund und Bodens und seiner Bebauer, der „ländlichen Verfassung“. Diese hat also immer zwei Seiten, die „Flurverfassung“ d. h. die technische Gestaltung der Ackerflur, und die „Grundbesitz- und Arbeitsverfassung“ — die ländliche Verfassung i. e. S. — d. h. die Gestaltung der Rechte der Menschen an Grund und Boden und aneinander mit Bezug auf diesen, also die rechtlichen und sozialen Verhältnisse der Besitzer und Bebauer dieser Flur. Wenn diese Beiden, Besitzer und Bauer, nicht identisch sind, so besteht zwischen ihnen bis zur Neuzeit, welche das freie Vertragsverhältniß auch hier geschaffen hat, ein Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältniß. So sind die Hauptprobleme der Agrargeschichte: die Ansiedlung und die hiebei entstehende Gebundenheit des Grund und Bodens in der Flurverfassung, die Entstehung der persönlichen Gebundenheit der Bebauer, der Bauern, und die Lösung und Aufhebung dieser doppelten Gebundenheit. Je nachdem man annimmt, daß die persönliche Gebundenheit in der Form der „Grundherrschaft“ schon zugleich mit der Ansiedelung entstanden ist oder nicht, ergeben sich zwei oder drei Hauptepochen der Agrargeschichte: die Ansiedelung, die Ausbildung der Grundherrschaft und die Befreiung des Grundbesitzes. In der deutschen Agrargeschichte haben wir aber zwei Formen der persönlichen Gebundenheit, eine ältere und eine jüngere, zu unterscheiden: die Grundherrschaft und die Gutsherrschaft, und zwar nicht nur nacheinander, sondern auch nebeneinander; nur in einem Theil Deutschlands ist die erstere zur letzteren geworden.

Nun ist aber der damit sich ergebende Dualismus „Grundherrschaft“ und „Gutsherrschaft“ identisch mit dem eingangs erwähnten Dualismus in der heutigen Agrarverfassung des Deutschen Reichs: durch eine ungefähr von Elbe und Saale gebildete Linie wird bekanntlich das Deutsche Reich in zwei Theile mit sehr verschiedener ländlicher Verfassung getheilt — in der westlichen sind überwiegend mittlere und kleinere, d. h. bäuerliche Betriebe und nur wenige große Güter, in der östlichen überwiegend große und ganz große Güter, wenige, zum Theil fast gar keine Bauernguter und auch diese größer als im Südwesten. Im 18. Jahrhundert, bei Beginn der Befreiungsgesetzgebung, finden wir nun westlich jener Grenze nur die Grundherrschaft, östlich davon, aus ihr hervorgegangen, die Gutsherrschaft. Aber dieser Dualismus geht noch viel weiter zurück: jene Grenze ist nämlich ungefähr die alte Slavengrenze des 9. Jahrhunderts, die deutschen Länder, östlich der Elbe, in denen sich im 18. Jahrhundert die Gutsherrschaft findet, sind das große Kolonisationsgebiet, das in der Hauptsache erst seit dem 11. Jahrhundert von den Deutschen politisch und kulturell wieder gewonnen worden ist und darum eine besondere, um etwa 1000 Jahre jüngere Agrargeschichte hat.

[1]) Antrittsvorlesung, gehalten an der Universität Freiburg i. B., am 2. März 1898. Vgl. die Artikel des Verfassers in dem demnächst erscheinenden „Wörterbuch der Volkswirthschaftslehre“. Jena, Gustav Fischer.

Digitized by Google

Ich habe mit dem stolzen Wort begonnen, daß wir die Erforschung der deutschen Agrargeschichte und -Politik der letzten 1000 Jahre heute als vorläufig abgeschlossen bezeichnen können, es ist aber nur eine allgemeine Erfahrung aller historischen Forschung, daß, je genauer man die zeitlich näher hinter uns liegende Entwicklung kennen lernt, desto unsicherer die frühesten entfernteren Zeiten werden, weil man sich mit den bisherigen Konstruktionen nicht mehr begnügt und immer mehr Einzelfragen an die älteste Zeit stellen kann, die das spärliche Material hier nicht beantwortet. So ist gerade in diesem Augenblick — und zum Theil durch die abschließenden Untersuchungen der späteren Zeit selbst — die erste Epoche der deutschen Agrargeschichte von der Urzeit bis zur Karolingerzeit, von der ersten Ansiedelung bis zur Entstehung der Großgrundherrschaften zweifelhafter und unsicherer geworden denn je.

Zunächst ist die alte Frage nach der ersten Entstehung und dem Alter der Grundherrschaft wieder aufgetaucht, die bereits im vorigen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts so viel diskutirt worden ist, die Frage, ob die große Masse der alten Germanen nach der ersten festen Ansiedlung, dem Uebergang zum Ackerbau als Hauptnahrungszweig, freie gleichberechtigte Markgenossen gewesen sind oder bereits hörige, einem Grundherrn unterworfene Bauern. Während diese Frage aber damals wesentlich aus politischen Gründen so oder so beantwortet wurde, um die beabsichtigte oder durchgeführte Befreiung der Bauern und Verleihung des Eigenthums an sie historisch zu rechtfertigen oder zu verwerfen, und die liberale Auffassung damals siegreich und herrschend geblieben ist bis zur Gegenwart, ist heute, da wir solche Stützen für die Bauernbefreiung nicht mehr brauchen, diese herrschende, auch noch Meitzens neuem großen Werk zugrunde gelegte Ansicht ganz ohne politische Tendenz gleichzeitig von zwei Seiten her — unabhängig voneinander — durch die Arbeiten von Wittich [1]) und Hildebrand [2]) auch in Deutschland schwer erschüttert worden, nachdem ausländische Agrarhistoriker, wie Seebohm, Fustel de Coulanges u. A. dies schon früher gethan.

Während Wittich von der Untersuchung der späteren Entwicklung in Niedersachsen ausgehend dazu kommt, zu Tacitus Zeit die grundherrliche Verfassung als die herrschende Form anzunehmen, bestreitet Hildebrand, von vergleichenden ethnologischen Untersuchungen ausgehend, für die älteste Zeit sowohl das Vorhandensein einer freien Markgenossenschaft und Dorfgemeinde als einer Grundherrschaft, wie des Grundeigenthums überhaupt, läßt aber den Uebergang zum Ackerbau doch von Anfang an eine gewisse Abhängigkeit der ihn Betreibenden hervorrufen — nach dem Wort des Propheten, „wo immer dieses Werkzeug (der Pflug) hinkam, hat es Knechtschaft und Schande mit sich gebracht". So ist der alte aussichtslose Streit über Cäsar und Tacitus wieder entbrannt.

Mit dieser Streitfrage hängt aber eng zusammen die Frage nach den Ursachen des auch heute noch erhaltenen Dualismus der Ansiedlung in Deutschland — Einzelhöfe und Dörfer — wo der von Meitzen aufgestellten, aber nie allgemein angenommenen Theorie, daß die Einzelhöfe keltisch seien, die Dorfsiedlung germanisch, die andere gegenübersteht, welche die verschiedene Ansiedlung aus der Bodenbeschaffenheit erklärt und noch eine andere, die im Einzelhof die allgemeine ursprüngliche Form der Ansiedlung erblickt. Und weiter auch noch die Frage der Entstehung der „Gemengelage der Aecker", d. h. der für die ältere deutsche Dorfsiedlung charakteristischen Flurverfassung, bei der die Aecker des Einzelnen nicht in einem Stück zusammenliegen wie beim Einzelhof, sondern in verschiedenen der Bodenbeschaffenheit entsprechenden Abschnitten der Flur, den „Gewannen", verstreut, nachbarlich nebeneinander, wie die Bauernhöfe im Dorf. Hier ist es die Frage, ob eine absichtliche „rationalistische" Entstehung dieser eigenthümlichen Flurverfassung anzunehmen ist, zur Verwirklichung der angeblichen gleichen Ansprüche der Volks- resp. Dorfgenossen auf wirklich gleich werthvolle Antheile an der Flur, oder eine historische Entstehung durch den allmählichen Aufbau der Flur aus den verschiedenen Gewannen, oder durch fortgesetzte Theilung, oder zwar eine bewußte Schaffung dieser Verfassung, aber nicht durch eine freie Dorfgemeinde, sondern durch einen Grundherrn zur Verwirklichung nicht gleicher Rechte, sondern gleicher Pflichten. Hanssen, Meitzen, Knapp, Hildebrand vertreten hier ebenso viele verschiedene Auffassungen.

Endlich aber ergibt sich aus derjenigen Anschauung, welche die Entstehung der Grundherrschaft auf die erste Ansiedlung zurückführt, auch mit Nothwendigkeit eine von der herrschenden Auffassung abweichende Ansicht über Entstehung der Großgrundherrschaften in der Karolingerzeit. Es handelt sich dann ja hiebei nicht mehr um die Entstehung der Grundherrschaft überhaupt, sondern nur der großen Grundherrschaften, und als Aussteller der Traditions- und Kommendations-Urkunden erscheinen dieser Auffassung konsequenterweise nicht bisherige freie Bauern, die sich einer Grundherrschaft ergeben, sondern kleine Grundherren, die ihre wenigen Bauernhöfe mit den daraufsitzenden hörigen Bauern größeren Grundherren übertragen, um sie von diesen wieder zu Lehen zu empfangen.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, diese neuen Hypothesen eingehend kritisch zu untersuchen und diese alten und neuen Streitfragen entscheiden zu wollen, dazu fehlt mir theils die Kompetenz, theils ist es ohne weitere Forschungen heute überhaupt noch nicht möglich. Aber soviel kann wohl gesagt werden, daß jene m. E. jedenfalls einer ernsten Beachtung werth sind, daß sie dazu zwingen, die alten, lange herrschenden Anschauungen noch einmal gründlich nachzuprüfen, das alte Material auch einmal unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten, neues zur Entscheidung herbeizuschaffen. Diese Bedeutung der neuen Hypothesen ist auch dadurch anerkannt worden, daß der kommende Historikertag die Frage der Entstehung der Grundherrschaft auf sein Programm gesetzt hat. Vor allem aber brauchen wir noch neue Untersuchungen, und zwar ist dafür aus Gründen, welche in folgendem sich ergeben werden, neben dem Südosten unsres Reiches, Bayern südlich der Donau, auch vor allem der Südwesten und insbesondere dieses Land hier, Baden, ein klassisches Beobachtungsgebiet, in dem Dorfsiedlung und Einzelhöfe nebeneinander sich finden, wo römische, gallische und germanische Agrargeschichte sich berührt und beeinflußt haben. Mit großer Spannung wird daher dem bald zu erwartenden zweiten Band von Gotheins Wirthschaftsgeschichte des Schwarzwalds entgegengesehen.

Verlassen wir also für heute den unsicheren Boden der ältesten Zeit und beginnen unsern Abriß der deutschen Agrargeschichte mit der zweiten großen Epoche seit der Karolingerzeit (in der im älteren westlichen Deutschland die grundherrliche Verfassung ausgebildet vorhanden ist und im kolonisirten Nordosten die gutsherrliche sich ausgebildet), so finden wir damals im ganzen älteren Deutschland eine übereinstimmende ländliche Verfassung, die der großen Grundherrschaften und Villikationen, die „Villikations-" oder „Frohnhofsverfassung". Sie ist nichts anderes, als die Uebertragung der im Capitulare de villis Karls des Großen vom Jahre 812 geschaffenen Organisation der Domänen auf die Grundherrschaften der Bisthümer, Klöster, Fürsten und großen Herren.

1) Die Grundherrschaft in Norddeutschland, 1896, Anhang
2) Recht und Sitte auf den verschiedenen wirthschaftlichen Kulturstufen. B. I. 1896.

Diese Grundherrschaften bestanden nämlich aus zahlreichen, einem Grundherrn gehörenden Bauernhöfen und einem Herren- oder Frouhof mit eigenem dazugehörigen Ackerland (Herren- oder Salland), das durch Frondienste jener Bauern bestellt wurde; aber der Antheil des einzelnen Bauern an diesen Diensten war nur gering und trat zurück hinter den Abgaben an Geld und Naturalien, die er für die Nutzung seines Hofes zur Bestreitung der Wirthschaft des Herrn auf den Fronhof liefern mußte. Solche hörige Bauern hatten die kleineren Grundherrschaften 12—20, die großen, namentlich die Klöster, bis in die Tausende. Diese Bauern, die „Laten", waren zwar persönlich unfrei, hörig, an die Scholle gebunden, aber darum doch hochberechtigte Leute, die nach Hofrecht eine Genossenschaft bildeten und ein erbliches Nutzungsrecht an ihren untheilbaren Höfen hatten; auch waren ihre von altersher normirten Abgaben und Dienste nicht erhöhbar.

Da nun aber diese Grundherrschaften meist nicht geographisch geschlossene Gebiete waren, sondern „Streubesitz" von Hufen, so daß die Bauern eines Dorfes zu verschiedenen Grundherrschaften gehören konnten, war es bei den größeren nicht möglich, sie von einem Mittelpunkt aus zu verwalten. Es gab daher in ihnen mehrere Fronhöfe, und jeder von diesen mit den dazu gehörigen Bauern bildete um eine „Villikation", die von einem Beamten des Grundherrn, dem villicus oder „Meier" — anfänglich aus den Bauern, später aus den Ministerialen genommen — für ihn verwaltet wurde. Er bewirthschaftete das Salland mit den bäuerlichen Diensten und sammelte die Abgaben der Bauern für den Herrn ein.

Die Bedeutung dieser ganzen grundherrschaftlichen Verfassung faßt Knapp mit den Worten zusammen: „Man kennt auf der einen Seite nur den landwirthschaftlichen Beruf und innerhalb desselben nur den Kleinbetrieb, die Familienwirthschaft. Auf der anderen Seite gilt es, den König, den Herzog, den Grafen, den Freien zu ernähren; es muß auch für Kirchen und Klöster ein wirthschaftlicher Unterbau bestehen, und alles dies leistet die Grundherrschaft. Sie ist die wirthschaftliche Voraussetzung aller höheren und freieren Berufsarten." —

War so in dieser Zeit, also etwa vom 10.—12. Jahrhundert, die ländliche Verfassung im ganzen älteren Deutschland die gleiche, so gehen von da an die Wege der weiteren Entwicklung in der nördlichen und in der südlichen Hälfte in bemerkenswerther Weise auseinander, so daß wir von da an zwischen dem Nordwesten und dem Südwesten zu unterscheiden haben.

Im Nordwesten, und zwar zuerst in Niedersachsen, dem heutigen Hannover, kommt es nämlich seit dem 12. und 13. Jahrhundert zu einer Weiterbildung dieser grundherrschaftlichen Verfassung durch Auflösung der Villikationen. Das mit dem Eindringen der Geldwirthschaft infolge der Kreuzzüge geweckte Bedürfniß der Grundherren nach Steigerung ihres Einkommens und die Mißwirthschaft und Veruntreuungen der Meier führten zunächst zur Verpachtung der Villikationen an die Meier gegen eine feste Geld- oder Getreidepacht auf mehrere Jahre und dann, als auch dies nicht genügte, zur Auflösung der Villikationen.

Der Grundherr ließ die Laten persönlich frei, damit verloren sie aber ihr erbliches Recht an ihren Hufen; der Grundherr nahm das Land zurück, verschmolz der inzwischen fortgeschrittenen Technik des Ackerbaues entsprechend vier bisherige Bauerngüter von je 30 Morgen zu einem neuen und gab dies wieder an einen freigelassenen Laten, aber nun nur zu dem Recht, zu welchem vorher die ganze Villikation dem Meier gegeben worden war, zu Zeitpacht auf 3—12 Jahre gegen eine hohe Getreidepacht, die nach Ablauf dieser Jahre gesteigert werden konnte. So entstanden die bäuerlichen Meier Niedersachsens und das große niedersächsische Bauerngut von vier Hufen. Damit war eine neue, rein grundherrliche Verfassung ohne Herrschaft über die Person des Bauern, die „neuere Grundherrschaft", geschaffen.

Was wurde nun aber aus den, dabei schematisch betrachtet, übrig bleibenden drei Vierteln der bisherigen Bauern? Ein Theil wurde, wie es scheint, herabgedrückt zu einer geringeren Klasse der ländlichen Bevölkerung, den „Kossäen" oder „Kötern" mit nur wenig Land, nicht in der Flur. Ein Anderer zog in die damals eben gegründeten Städte, und ein Dritter endlich zog, von der Noth, nicht von Abenteuerlust getrieben, mit seiner beweglichen Habe in das Slavenland östlich der Elbe, wo ihm beides winkte: die so theuer bezahlte persönliche Freiheit und das erbliche Besitzrecht, das sie in der Heimath verloren hatten.

Diese Umwandlung der Grundherrschaft, die uns erst vor kurzem Wittich erschlossen hat, ist ganz in dieser Weise zwar nur in einem Theil von Nordwestdeutschland, in Niedersachsen, vor sich gegangen, aber auch in Westfalen hat sich die ländliche Verfassung allmählich in derselben Weise umgestaltet bis auf das Uebrigbleiben einer „Leibeigenschaft", die aber schließlich nur noch eine Renteuquelle war.

In Niedersachsen aber begann nun auch zuerst bald nach diesem Prozeß der Kampf zwischen Staat und Grundherren um den Bauern, an dem ersterer wegen der landesherrlichen Steuer vom Meiergut ein großes Interesse hatte und endete hier mit dem vollen Sieg des Staates. Dem Grundherrn wurde zuerst die Steigerung des Meierzinses verboten und schon im 16. Jahrhundert dem Meier ein Erbrecht am Meiergut verliehen.

Dies war die erste und zugleich kraftvollste Agrarpolitik in Deutschland, die von keiner der späteren Maßregeln der dritten Epoche überboten worden ist.

Aber der Staat ging hier noch weiter in der Einschränkung der Verfügungsfreiheit sowohl des Grundherrn als des Bauern selbst über das Meiergut: am Ende des 17. Jahrhunderts schuf er das geschlossene, untheilbare Bauerngut als Rechtsinstitution und begann darüber eine öffentlich-rechtliche Grundherrschaft auszuüben. So war der private Grundherr am Ende des 18. Jahrhunders hier zum bloßen Renteuberechtigten geworden.

Während so in Nordwestdeutschland die Villikationsverfassung im 12. und 13. Jahrhundert aufgelöst wurde und die neuere Grundherrschaft und das Meierrecht an ihre Stelle traten, blieb sie in den meisten Gebieten des südlichen, südwestlichen, rheinischen Deutschland in der älteren Form erhalten und erstarrte seit dem 13. Jahrhundert in dieser völlig. Der Late wurde damit zum „zinspflichtigen Eigenthümer". Es gelingt hier dem Grundherrn also nicht, die wirthschaftliche Nutzung so zu erhöhen, wie bei der niedersächsischen Auflösung der Villikationen, im Gegentheil: die Grundherrschaft verflüchtigt sich allmählich, sie zerfällt von selbst. Dagegen erlangt die von ihr prinzipiell getrennte Gerichtsherrschaft hier größere Bedeutung und wächst sich zum Theil zur Landesherrschaft, zum kleinen Territorialstaat aus. Patrimonialgericht und Standesherrschaft sind die für diese Lande charakteristischen Verfassungsformen. Mit dieser Gerichtsherrschaft war häufig, aber keineswegs immer verbunden die Leib- oder Erbherrschaft, die also hier später auch von der Grundherrschaft losgelöst erscheint. Die Bauern bleiben hier „leibeigen" bis ins 18. Jahrhundert, aber diese Leibeigenschaft verliert auch hier wie in Westfalen allmählich ganz ihre Bedeutung, verpflichtet den Leibeigenen nur noch zu verschiedenen — allerdings unter Umständen gerade sehr drückenden — Abgaben, wie z. B. das Mortuarium. Auf die persönliche und soziale Stellung hatte sie schließlich keinen Einfluß mehr.

Digitized by Google

Im 15. und 16. Jahrhundert aber war dies noch anders, und es waren gerade die zahlreichen, an verschiedene Herren zu leistenden, nicht so sehr wirthschaftlich als menschlich-sozial drückenden persönlichen Pflichten der Bauern, deren rücksichtslose Ausnutzung und versuchte Steigerung, neben der Allmendusurpation, in der Hauptsache den Bauernkrieg hervorgerufen hat. In den zwölf Artikeln wird keineswegs Abschaffung aller Lasten, sondern in der Hauptsache nur Wiederherstellung des alten Herkommens gefordert und Rückgabe des Allmendebesitzes.

Im Norden und ebenso später im Nordosten — hat die ländliche Verfassung eine zeitgemäße Umbildung erfahren, die den allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnissen angepaßt war und dem wirthschaftlichen Fortschritt diente, mithin so konsequent und rationell war, daß Reaktionen des davon betroffenen und geschädigten Bauernstandes hier nur ausnahmsweise vorkamen; im Nordwesten begann außerdem, wie wir sahen, schon sehr bald ein Eingreifen der Staatsgewalt zugunsten des Bauern, das noch nicht seine Befreiung, aber doch schon seinen Schutz bezweckte und erreichte. Im Süden, namentlich dem Südwesten dagegen kam es zu keinem vollständigen Bruch mit dem Alten, keiner persönlichen Emanzipation des Bauernstandes, darum ward er der ganzen gerade dort zuerst so reichen Kultur des ausgehenden Mittelalters und der Frührenaissance nicht im geringsten theilhaftig; er war sozial tiefstehend und wirthschaftlich zurückgeblieben, da keine radikale Umgestaltung der Wirthschaftsverfassung ihn wie den Bauern des Nordwestens zu größerer Anspannung seiner Kräfte zwang und auch innerlich frei machte. So war es hier gerade das Veraltete, für beide Theile Unrationelle, für den Verpflichteten Schikanöse der Lasten, und namentlich die Plackerei des verachteten Bauernstandes durch die verhaßte Geistlichkeit und die Amtsleute, also die Vertreter der kleinen Territorialstaatsgewalt, was den Ausbruch lang unterdrückter Leidenschaften im Bauernkriege hervorrief. Es ist immer die nutzlose Bedrückung, die am stärksten erbittert. Dazu kam die in diesen Gegenden der ältesten Kultur und dichtesten Bevölkerung sowie der Theilung der Güter schon damals beginnende Bildung eines ländlichen Proletariats.

Da es sich aber hier weniger um große wirthschaftliche Gesichtspunkte handelte, nicht die wirthschaftliche Existenz des Grundherrn oder des Gerichtsherrn — der hier das Wichtigere ist — in Frage stand bei einer Aenderung der Verhältnisse oder wenigstens einem Stillstand in der fortschreitenden Bedrückung, so verschlimmerten sich hier die Zustände nach dem Bauernkriege trotz der Niederlage der Bauern im allgemeinen nicht, eher trat das Gegentheil ein. Man war doch von der muthwilligen Handhabung und Steigerung dieser vorwiegend persönlichen Pflichten etwas abgeschreckt. Die Lage des Bauernstandes im Südwesten hat sich im allgemeinen seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr wesentlich verschlimmert. — Ganz anders gestaltete sich der Gang der Entwicklung in dem erst seit dem 12. Jahrhundert germanisirten und kolonisirten Nordosten, den Ländern östlich der Elbe. Hier beginnt gerade in dieser Zeit erst der eigentliche Niedergang des Bauernstandes, die schrittweise Verschlechterung seiner aus der Kolonisation hervorgegangenen Lage durch die Ausbildung der gutsherrlichen Verfassung und die Entstehung der großen Gutswirthschaften.

In der Zeit vom 12.—14. Jahrhundert sind in einer großartigen Kolonisation diese theils mit dem Schwert, theils friedlich durch Bekehrung der einheimischen Fürsten gewonnenen Länder der deutschen Kultur erschlossen worden. Ueberall folgte dem deutschen Mönch und Ritter der deutsche Bauer mit dem schweren deutschen Pflug, rodete in den Wäldern neue Dörfer oder setzte sich in den vorhandenen slavischen fest und vertrieb entweder den Slaven, der mit dem leichten Hakenpflug nur primitiven Ackerbau trieb, oder wurde sein wirthschaftlicher Lehrmeister.

Die ländliche Verfassung, die hier durch die deutsche Kolonisation geschaffen wurde, charakterisirt es nun vor allem, daß hier überall unbestritten eine Grundherrschaft vor dem Bauern, dem deutschen wenigstens, da war, und zwar eine dreifache des Landesherrn, der deutschen Klöster, die große Landkomplexe zur Besiedelung mit deutschen Bauern geschenkt erhielten, und der großen Vasallen, des hohen deutschen und einheimischen Adels. Diese drei Grundherrschaften haben sämmtlich in systematischer Weise ihe Gebiet mit deutschen Bauern kolonisirt, und diese kamen nun zum größten Theil aus Niedersachsen infolge der dort eingetretenen Mobilisirung der ländlichen Bevölkerung. Sie erhielten aber, wie bereits hervorgehoben, hier zunächst die besten persönlichen und Besitzrechte: persönliche Freiheit und erbliches Besitzrecht an ihren neuen Höfen, in der Regel Erbzinsrecht, z. T. auch erblichen Laßbesitz. In denjenigen Gebieten des Ostens, wo die Germanisirung ein friedlicher Prozeß war und die slavische Bevölkerung nicht ausgerottet wurde, erhielt dann auch diese, als sie zu deutscher Wirthschaftsweise überging, das „bessere deutsche Recht". In nicht mehr als zwei Jahrhunderten hat sich — wie uns das besonders charakteristische Beispiel von Pommern und Rügen zeigt — die Verschmelzung dieser slavischen mit der eingewanderten deutschen Bevölkerung vollzogen.

Hier im Nordosten beginnt also die deutsche Agrargeschichte sofort mit der zweiten Form der ländlichen Verfassung im älteren Deutschland, der reinen Grundherrschaft, aber es besteht dabei der wichtige Unterschied, daß die großen Grundherrschaften im Osten von Anfang an räumlich abgeschlossene geographische Gebiete waren, und dieser territoriale Charakter der Grundherrschaft im Kolonisationsland ist die eine Wurzel der späteren Gutsherrschaften. Die andere, der häufige und umfangreiche ritterliche Gutsbesitz in den Dörfern, tritt uns auch schon ungefähr ein Jahrhundert nach Abschluß der Kolonisation entgegen. Da finden wir regelmäßig einen oder mehrere Ritter unter den Bauern in den Dörfern im Besitz von kleinen, ihnen für ihre Dienste zu Lehen gegebenen Gütern, entstanden aus erledigten Bauernhöfen oder den „Possessorenhufen", die der Unternehmer und Leitee der Anlage eines neuen deutschen Dorfes als Vergütung erhalten hatte. Sie sind ursprünglich bloße Nachbarn der Bauern ohne Rechte an diesen. In der nun folgenden Periode landesherrlicher Ohnmacht und Finanznoth erwarb dann aber einer dieser Ritter alle dem Landesherrn oder einem anderen Grundherrn zustehenden Rechte an den Bauern des Dorfes, in dem sein Gut lag, und vielleicht noch eines oder mehrerer benachbarter Dörfer, die ganze, auch die höchste Gerichtsbarkeit und die öffentlichen Dienste vom Landesherrn, das Obereigenthum und Recht auf die Zinse und Pachten vom Grundherrn.

So wird das Rittergut zum Mittelpunkt einer kleinen, ebenfalls räumlich geschlossenen Grundherrschaft; ritterlicher Gutsbesitz, Gerichtsherrschaft und Grundherrschaft verschmelzen in einer Hand und so entsteht die „Gutsherrschaft". Es lösen sich die Grundherrschaften in zahlreiche Gutsherrschaften auf. Diese Gutsherrschaft ist also nicht ein idealer Komplex von Rechten, Rentenbeeechtigungen ꝛc., sondern ein reales, territoriales Herrschaftsgebiet, in dem der Gutsherr zugleich die höchste Obrigkeit ist, dessen Bewohner seine Privatunterthanen sind, die mit ihren Diensten sein Gut bestellen müssen.

Mit der Vollendung dieses Prozesses, die wie in der Mittelmark schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts finden, beginnt in diesen Landern der Niedergang des Bauernstandes, der aus der öffentlichen Rechtssphäre

Digitized by Google

allmählich ganz ausscheidet, vollständig dem Gutsherrn preisgegeben wird. Der Staat hat kein unmittelbares Interesse mehr an ihm, wegen der Steuer hält er sich hier auch an den Gutsherrn. So werden zunächst die persönlichen Rechtsverhältnisse des Bauern schlechter, er wird an das Herrschaftsgebiet gebunden, solange er einen Hof darin inne hat, „dinglich unterthänig", und das Zeitalter der Reformation verschlechtert dann auch sein Besitzrecht und seine wirthschaftliche Lage. Durch die in dieser Zeit eintretende Aenderung der Heeresverfassung, das Aufkommen der Söldnerheere, wird der Ritter, der hier nicht Landesherr und auch nur in geringem Umfang städtischer Patrizier werden kann, zum Landwirth und beginnt nun auch sogleich die Vergrößerung des eigenen zum Rittergut gehörenden Landes durch Einziehung von bisherigem Bauernland. Es beginnt das „Bauernlegen" und die Bildung der großen Gutswirthschaften. Da aber das so vergrößerte Gutsland nach wie vor durch die Frondienste der der Zahl nach verminderten Bauern bestellt wird, erhöhen sich in denselben Maß diese Dienste, und die Bauern werden nun, damit sie sich dem nicht durch Weglaufen entziehen, auch persönlich unterthänig gemacht, „erbunterthänig".

Die Staatsgewalt, hier sehr viel schwächer als im Nordwesten, versuchte diesen Prozeß im 16. Jahrhundert vergeblich aufzuhalten, nach der Säkularisation that sie in ihrem neuen Grundbesitz dasselbe, und auch die Rezeption des römischen Rechts hat, wenn auch nicht ganz in dem gewöhnlich angenommenen Umfang, zur Verschlechterung der persönlichen und Besitzrechte der Bauern beigetragen.

Vor allem aber that dies dann der 30jährige Krieg, der hier besonders verheerend gewirkt hat und von dessen Folgen sich die so viel jüngere Kultur hier schwerer zu erholen vermochte als im älteren Deutschland. Die meisten Bauernhöfe waren zerstört und konnten nur mit Hülfe der Gutsherrschaft wiederhergestellt werden. Dies geschah aber nun nur bei so vielen, als zur Bestellung des Gutslandes bei äußerster Ausnutzung ihrer Arbeitskraft nöthig waren, die anderen ließ die Herrschaft zunächst unbesetzt und zog sie dann allmählich auch ein. Die so „wieder eingerichteten" Bauern sind also überhaupt nicht mehr Selbstzweck, sondern nur Arbeitskräfte für die Herrschaft und sie erhalten nun auch ein anderes schlechteres Besitzrecht: allgemein nur „Laßbesitz" entweder erblichen oder nur lebenslänglichen oder beliebig widerruflichen, also jedenfalls kein dingliches Recht, kein Erbzinsrecht mehr. Wo vorher dieses herrschte, wird erblicher Laßbesitz, wo dieser, unerblicher Laßbesitz die herrschende Form. Zugleich wird die Unterthänigkeit weiter verschärft, schwere Strafen werden auf das Entlaufen der Unterthanen gesetzt.

Auch im folgenden 18. Jahrhundert geht dieser Prozeß des Niedergangs des Bauernstandes im Nordosten noch weiter. Der nordische und der 7jährige Krieg wirkten ähnlich wie der 30jährige, und seit der Mitte des Jahrhunderts gaben vor allem die Fortschritte auf dem Gebiet der landwirthschaftlichen Technik, die von den ausgenützten und heruntergekommenen unterthänigen Bauern nicht eingeführt werden konnten, den Gutsherren einen mächtigen Impuls zu umfangreicherer Vergrößerung ihres Gutslandes durch Legung ganzer Bauerndörfer. So kommt es zu einer neuen und schlimmsten Periode des Bauernlegens in großem Stil unter kapitalistischem Gesichtspunkt, und in den Adelsrepubliken Mecklenburg und Schwedisch-Pommern wird die sog. „Leibeigenschaft", die Erbunterthänigkeit, zu einer wirklichen, der Unterthan wird ohne das Gut wie eine Waare verkauft.

Aber diese letzte Entwicklung hat sich nur noch in dem kleineren Theil dieser ostelbischen Länder ungestört vollziehen können, in dem größeren, den alten Provinzen Preußens, wurde ihr noch rechtzeitig ein Riegel vorgeschoben durch den „Bauernschutz" Friedrichs des Großen vom Jahre 1749, d. h. das Verbot des Bauernlegens. Hier war die Staatsgewalt endlich stark genug geworden und ihr Interesse an der Erhaltung des Bauernstandes nicht aus finanziellen, sondern aus militärischen Gründen erwacht, und diese ihre erste erfolgreiche agrarpolitische Maßregel hat die allergrößte Bedeutung für die folgende Bauernbefreiung: ohne sie wären auch hier kaum mehr Bauern zu befreien gewesen. Damit sind wir aber auch an der Schwelle der dritten Epoche angelangt.

Süßweine und Medizinalweine.

Ein aktuelles Kapitel aus der Nahrungsmittellehre.

Von Dr. Kreusner.

Zu einem pikanten Frühstücksbrötchen ein Glas guten Sherry oder Malaga oder sonstigen südlichen Weines ist ein Genuß, der sich um so größerer Schätzung erfreut, je weiter man im Norden wohnt. An den sonnendurchglühten Gestaden Siciliens und der iberischen Halbinsel, wo diese hocharomatischen, geschmackreichen Bacchusgaben gedeihen, verbietet das warme Klima den Genuß schwerer Weine in unverdünntem Zustande, und der Deutsche, der es mit Recht für eine Sünde hält, einen bouquetreichen Rheinwein zu verwässern, muß es meistens schwer büßen, wenn er bei einem langen Aufenthalt im Süden die dortigen Weine unverdünnt in Mengen trinkt, die er nach seiner heimischen Erfahrung gewohnt ist für unschädlich anzusehen. In den kälteren Gegenden des mittleren und nördlichen Europa's verlieren diese Weine, wenn sie nicht in unvernünftigen Mengen getrunken werden, den größten Theil ihrer Gefährlichkeit; das rauhe Klima, die Atmosphäre, welcher durch die bei uns überwiegenden Westwinde der ozonisirte Wasserdampf vom Atlantischen Ozean her fortwährend in großen Mengen zugeführt wird, bedingen eine Intensität des Stoffumsatzes im Körper, die das rege Bedürfniß des Nordländers nach Fleischnahrung und Alkohol zur Genüge erklärt, und so ist es kein Wunder, daß die meisten Südweine gerade in jenem Lande getrunken werden, wo der Weinstock selber nicht mehr reife Trauben bringt, im nebelreichen, sturmumbrausten England.

In unserm deutschen Vaterlande bewegt sich der Genuß derartiger Weine, wohl hauptsächlich wegen des hohen Preises einer wirklich guten Waare, noch in ziemlich mäßigen Grenzen, so weit es sich um die regelmäßige Konsumption seitens gesunder Individuen handelt. Um so größer ist der Verbrauch solcher „Dessertweine", wie sie im neuen Reichs-Weingesetz genannt werden, seitens der Kranken und Rekonvaleszenten und Personen von angeborener schwächlicher Konstitution. Trotzdem von gegnerischer Seite die gänzliche Ueberflüssigkeit, ja sogar die direkte Schädlichkeit alkoholischer Getränke in allen Fällen für Kranke wie für Gesunde behauptet wird, glaubt nämlich die Mehrzahl der Aerzte — und wohl auch mit Recht — kräftige Weine und andere gegohrene Getränke für ihre Patienten vielfach nicht entbehren zu können, und Letztere wissen auch für gewöhnlich die angenehme Wirkung einer mäßigen Quantität Wein zu schätzen, ohne deßwegen gleich Alkoholiker im schlimmen Sinne des Wortes zu werden.

Die gesteigerte Nachfrage nach solchen Weinen hatte in den letzten Jahren die überall, wo reicher Gewinn in Aussicht steht, üppig in die Halme schießende Saat der Fälschung derartig gedeihen lassen, daß gegen alle Südweine, namentlich aber gegen dasjenige, was unter der Bezeichnung „Medizinaltokayer, Medizinalmalaga" u. s. w. feilgeboten wurde, im Publikum ein berechtigtes Mißtrauen platzgriff,

unter welchem natürlich auch die gute Waare ungerechterweise mitzuleiden hatte. Das obenerwähnte Reichsgesetz hat zwar schon in der kurzen Zeit seines Bestehens recht segensreiche Folgen gehabt; gerade bei diesen Weinen aber liegt dasjenige, was man als Fälschung oder als erlaubte Manipulation bezeichnen muß, einander oft so nahe, daß es gerechtfertigt erscheint, hier einmal die im Publikum fast unbekannte, von der gewöhnlichen Weinbereitung gänzlich abweichende Herstellungsweise dieser Weine zu schildern.

Mit dem Namen „Wein" darf man, streng genommen, nur dasjenige Getränk bezeichnen, welches entsteht, wenn man den Saft der Trauben vergähren und sich klären läßt. Im Sinne dieser Definition sind aber sämmtliche Dessertweine Kunstprodukte. Sie enthalten, ob sie nun an den Hängen des Aetna oder in der Hegyallya, in Granada oder auf der Insel Madeira gewachsen sein mögen, die eigenthümlichen Bestandtheile des Weines, nämlich Zucker, Extraktstoffe und Alkohol in so großen Mengen, wie sie aus Trauben allein durch Gährung unmöglich entstanden sein können. Wenn unsre Rheinweinmoste in guten Weinjahren 25 Proz. und unter besonders günstigen Verhältnissen auch noch darüber an Zucker enthalten, und unsre Weinbauern sehr zufrieden. Allerdings steigt nun der Zuckergehalt der Traube in Ländern, wo dieselbe unter den Strahlen einer fast tropischen Sonne reift, noch um ein erhebliches, nämlich auf über 30—35 Proz. So bedeutend dieser Zuckergehalt auch ist, so ist er, wie eine chemische Gleichung beweist, deren Erläuterung hier zu weit führen würde, nicht ausreichend zur Entstehung eines Weines, wie beispielsweise eines Tokayer Ausbruches, welcher häufig 9 Proz. Alkohol, 27½ Proz. Extrakt und 20 Proz. Traubenzucker enthält, oder eines Malaga mit 11.5 Proz. Alkohol, 17 Proz. Extrakt und 13 Proz. Traubenzucker.

Um es nun kurz zu sagen, werden alle Süßweine mit gleichzeitigem hohen Alkoholgehalt, also Tokayer Ausbruch, Ruster Ausbruch, Malaga, Muskat und andere in der Weise dargestellt, daß man den äußerst zuckerreichen Most nur sehr kurze Zeit gähren läßt, so daß nur eine geringe Menge Alkohol entsteht, und daß man den fehlenden Alkoholgehalt, ohne welchen solche Weine gar nicht haltbar wären, durch Zusatz von Sprit künstlich ergänzt. Ob derartig bereitete Weine gesundheitsgefährlich sind oder nicht, hängt hauptsächlich von der Beschaffenheit des zugesetzten Alkohols ab; aber Naturweine sind sie, genau genommen, nicht mehr, und das Reichsvereinsgesetz verbietet sie einfach deßwegen nicht, weil sie sich auf andere Weise eben nicht herstellen lassen, während Weine, welche als deutsche in den Handel kommen, höchstens 1 Volumprozent Industrialkohol (Kartoffelspiritus) enthalten dürfen.

Weniger bedenklich sind die herberen Südweine, wie Portweine, Madeira, Marsala und namentlich der Sherry, deren hoher Alkoholgehalt, obwohl auch bei ihnen kleine Mengen Sprit zugesetzt werden, wenigstens zum größten Theile durch Vergährung des Zuckers entstanden ist. Dagegen enthalten die zuletzt genannten drei Weine bedeutende Mengen von Schwefelsäure, welche entweder durch das Schwefeln der Fässer und Flaschen oder durch das bekannte Versetzen des Weines mit Gips entstanden ist, indem sich der Gips mit den Weinsteinen und phosphorsauren natürlichen Salzen des Weines zu schwefelsauren Salzen umsetzt.

Derartige Weine können, in reichlichem Maße genossen, schon auf den Gesunden recht üble Wirkungen ausüben; für den Kranken aber wird die schwefelige Säure des Weines vermöge ihrer verdauungshemmenden, für sensible Naturen geradezu giftigen Wirkung, zu einer nicht unerheblichen Gefahr, und kein Arzt wird mit gutem Gewissen einen Wein am Krankenbett verordnen können, welcher schwefelige Säure enthält.

Der äußerliche Wohlgeschmack derartiger Weine, welcher denselben bei Kranken und Gesunden zu ihrer großen Beliebtheit verholfen hat, ist leider auch auf künstlichem Wege verhältnißmäßig leicht nachzuahmen. Man setzt nicht nur Massen von geringem Zuckergehalt, ein starkes Absud von Rosinen zu, was schließlich noch hingehen möchte, sondern fabrizirt aus minderwerthigen Landweinen oder gar aus Spiritus, Wasser, Zucker und Essenzen ein Getränk, welches unter der stolzen Bezeichnung „Medizinalwein" vertrieben wird. In besonders hohem Grade gilt dies von dem sogenannten „Medizinaltokayer", welcher in Deutschland selbst und in Oesterreich, namentlich aber in dem klassischen Lande der Weinpantscherei, in Ungarn, selbst fabrikmäßig aus Tamarinden, Rosinenessenz, Bittermandelessenz, Hollunderblüthenessenz, Zucker, Caramel, Glycerin und Spiritus zusammengeschüttet wird. Wer übrigens je Gelegenheit gehabt hat, den gesegneten Tokayer Weindistrikt im Zempliner Komitat an der Theiß zu bereisen, kann sich von selbst eine Vorstellung davon machen, daß nur der geringste Theil der in Deutschland unter diesem Namen verkauften Weine echt sein kann.

Schließlich hat man sich selbst in Ungarn gezwungen gesehen, gegen den überhandnehmenden Schwindel gesetzlich einzuschreiten. Welch naiv-egoistischen Standpunkt übrigens dort zu Lande selbst offizielle Vertretungskörper in Angelegenheiten der Weinpantscherei zuweilen einnehmen, beweist ein zu trauriger Berühmtheit gelangtes Gutachten der Oedenburger Handelskammer aus dem Jahre 1890, welchem wir folgende bezeichnende Stelle entnehmen: „Aber gerade gegen diese sehr gangbaren versüßten Weine begann vor einigen Jahren eine noch jetzt zuweilen bemerkbare, gerade so unmotivirte wie zwecdwidrige Hetze; denn die geringe Quantität jenes nordungarischen Ausbruchweines, dessen sich gewisse wortführende Kreise angeblich annehmen, ist nur ein Tropfen gegen die Quantität der in den Verkehr gebrachten Ausbruchweine. Wozu also die schädliche Agitation einiger Produzenten und Händler, die ja ohnehin nicht imstande sind, auch nur den hundertsten Theil des Bedarfs zu decken? Glauben sie denn patriotisch zu handeln, wenn sie einen bedeutenden Zweig des ungarischen Weinhandels unmöglich machen und die ausländischen Käufer unsrer versüßten Weine abschrecken? Trotz ihrer Tiraden wird man in Deutschland nicht um einen Tropfen weniger von diesem dort so beliebten Getränk konsumiren als bisher; nur wird man es aus Oesterreich, Italien, Spanien u. s. w. beziehen."

Die moderne Bakterienkunde, welche längst aufgehört hat, speziell nur medizinischen Interessen zu dienen und nur die Natur der Krankheit erregenden Spaltpilze zu studiren, hat über die Vorgänge bei Gährungen, besonders auch bei der Vergährung von Most zu Wein interessante Aufschlüsse gegeben, welche auch praktisch von der größten Bedeutung sind. So verschiedenartige Getränke auch entstehen, wenn man nach den seit uralten Zeiten üblichen Methoden aus Traubensaft Wein, aus Gerstenmalz Bier, aus Getreide oder Mais, Reis und anderen Stoffen Spiritus erzeugt: der Vorgang ist im wesentlichen immer derselbe; denn in allen Fällen wird durch Einwirkung von Hefepilzen ein Molekul Traubenzucker unter Wasseraufnahme in zwei Moleküle Alkohol und zwei Moleküle Kohlensäure zerlegt, der einzige Unterschied hiebei ist der, daß in den Weintrauben sich der gährungsfähige Zucker bereits fertig vorgebildet findet, während das Stärkemehl der zur Bier- und Branntweinerzeugung verwandten Stoffe erst durch einen vorangehenden bakteriellen Prozeß in Traubenzucker verwandelt werden muß.

Wie ist es nun möglich, daß trotzdem Getränke von so verschiedenem Alkoholgehalt und Geschmack entstehen?

Die Ursache ist die, daß bei der Wein- und Biergährung Pilze einwirken, welche zwar äußerlich einander recht ähnlich sind, jedoch durchaus verschiedene Spezies repräsentiren. Die Kenntniß dieser Thatsachen ist noch nicht alt. Noch Liebig versuchte 1870 die Gährung als einen rein chemischen Vorgang aufzufassen. Allein Pasteur, welcher schon 8 Jahre vorher die Abhängigkeit der Gährung von der Anwesenheit der Hefepilze wahrscheinlich gemacht hatte, wies auch nach, daß die Eigenthümlichkeiten des gegohrenen Getränkes namentlich auch in Bezug auf Geschmack und Geruch sehr wesentlich von der Art der dabei wirksam gewordenen Hefepilze abhängen.

Die mikroskopische Untersuchung zeigt nämlich, daß eine gewöhnliche Hefe durchaus nicht aus Pilzindividuen derselben Art besteht. Im Gegentheil befinden sich recht gefährliche Gattungen darunter, welche, wenn sie in größerer Menge auftreten, der Schrecken der Weinproduzenten sind, insofern durch sie das Sauerwerden, das Umschlagen, das Zäh-, Kahnig- und Bitterwerden des Weines verursacht wird. Aber auch die echten Hefepilze, welche die Umsetzung des Zuckers in Alkohol und Kohlensäure bewirken, unterscheiden sich in ihrer Wirkung, indem die verschiedenen Arten auch verschiedene aromatische Nebenprodukte: zusammengesetzte Aether, Aldehyde, Cetone und andere Derivate der Kohlenwasserstoffreihe liefern, welche die Eigenart des betreffenden Getränkes verursachen. Die großen Brauereien machen sich dies längst zunutze, indem sie gemischte Hefe auf keimfreier Bierwürze wachsen lassen, davon wieder abimpfen und auf diese Weise durch Verdünnung schließlich Hefen gewinnen, welche aus einer einzigen Hefeart, und zwar aus derjenigen bestehen, welche für die Herstellung einer bestimmten Biergattung am zweckmäßigsten ist.

Pasteur war nun der erste, welcher in eine aus dem Malze gekeimter Gerste hergestellte Würze Weinhefe brachte; er erhielt dabei ein Getränk von weinartigem Geschmack, wie er sich ausdrückt, „une bière particulière vineuse“.

Von derartigem Bier berichtet übrigens schon der alte Diodor, welcher erzählt, daß die Aegypter in der ihnen von Osiris gelehrten Weise aus Gerste ein Getränk bereiteten, welches hinter dem Weine an Stärke und Geruch nicht erheblich zurückbleibe. Das weitere Studium der Weinhefe ergab, daß die Unterschiede des Weinbouquets im wesentlichen von der wirksam gewesenen Hefe abhängen und daß auf den Weintrauben des Südens andere Hefepilze heimisch sind als auf unsern inländischen, ja daß sogar in den verschiedenen Lagen des Rheingaues verschiedene Hefepilze überwiegen, welche der einzelnen Lage seine Eigenthümlichkeit verleihen.

Alle diese Umstände haben dazu geführt, daß man die Weinmoste gewöhnlicher Lagen, nachdem man die in ihnen befindlichen Hefepilze durch Erhitzen getödtet, mit in Reinkultur gezüchteten Edelhefen vergähren läßt, welche von den bevorzugtesten Lagen gewonnen sind, wodurch man Weine von erheblich besserer Qualität gewinnt. Man konnte nun aber auch ernstlich den Gedanken ins Auge fassen, aus dem Traubenzucker der Getreidearten, also aus Getreidemalz, durch Gährung ein Getränk herzustellen, welches dem Wein hinsichtlich seines Genußwerthes ebenbürtig sei.

Der Franzose Jaquemin in Paris und Dr. Sauer seinerzeit in Schöneberg bei Berlin haben sich eingehend mit der Ausführung dieses Planes beschäftigt. Während aber das französische Verfahren niemals im großen zur Ausführung gelangte, vervollkommnete Sauer seine Methode, indem er auch noch den natürlichen Säuregehalt des Weines mittelst einer besonderen Gährung auf ebenso natürlichem Wege wie bei der Gährung von Traubenmost zu erzeugen wußte, so daß Kostproben, welche als aus Gerstenmalz hergestellte Medizinalweine auf dem im Jahre 1895 in München abgehaltenen XIII. Kongreß für innere Medizin einer Reihe der berufensten Fachleute vorgelegt wurden, Erstaunen und Bewunderung in gleich hohem Maße erregten.

Sauer stellt diese seitdem im Handel unter dem Namen Maltonwein bekannt gewordenen Weine auf folgende Weise her. Gerste erster Güte wird in eben derselben Weise, wie dies zur Bierfabrikation geschieht, zum Keimen gebracht und in diesem als Grünmalz bezeichneten Zustande auf der Darre getrocknet und geschroten. Hierauf wird es mit keimfreiem Tiefquellenwasser eingemaischt und allmählich auf Temperaturen zwischen 50° und 75° C. erhitzt, so zwar, daß am längsten die Temperaturen zwischen 50° und 60° eingehalten werden, wobei sich vermöge der gerade bei diesen Wärmegraden intensivsten Wirkung der organischen Fermente vorzugsweise Malzzucker und nur wenig Maltodextrin bildet. Während jedoch in diesem Stadium der Brauer die Würze mit Hopfen kocht, setzt Sauer derselben nunmehr die in Reinkultur gezüchtete Hefe der Milchsäuregährung zu, welche in kurzer Zeit die nöthige Quantität Säure erzeugt, worauf der Gährprozeß durch Erhitzung der Flüssigkeit unterbrochen wird. Die nunmehr folgende wichtigste Operation des ganzen Verfahrens ist der Zusatz reiner Weinhefen. Wohl lag die Versuchung nahe, durch Reinkulturen von Rheinweinhefen ein den edlen Rheinweinen ähnliches Produkt herzustellen. Der eigenthümliche Fruchtgeschmack des an der nördlichen Grenze des Verbreitungsgebiets gedeihenden Weines steht aber mit dem brodigen Geschmackscharakter der Malzwürze schon von vornherein im Widerspruch, während Aroma und Geschmack der letzteren mit jenem der Südweine in günstiger Weise harmonirt. Sauer benutzte daher Reinkulturen verschiedener Südweinhefen, welche der Vorsicht halber jedesmal durch Verimpfung eines einzigen Pilzes gezüchtet worden waren. Nach wenigen Stunden beginnt eine stürmische Gährung, welche unter Zusatz neuer Würze durch mehrere Tage anhält und langsam in eine mehrere Wochen dauernde stille Gährung übergeht, während welcher der Alkoholgehalt bis zu 17 bis 19 Proz. steigt und die Hefe zu Boden sinkt. Das fertig gegohrene Produkt wird nun abgezogen und — wiederum im Gegensatz zu der bei Bieren üblichen kalten Lagerung mit Luftabschluß — unter Luftzutritt warm gelagert, wodurch in der kurzen Zeit von 6 bis 9 Wochen die Ausreifung und Entwicklung vor sich geht.

Auf diese Weise werden heute Getränke erzeugt, welche den beliebtesten Südweinen, dem Tokayer, Sherry, Madeira, Malaga und Portwein an Wohlgeschmack, Zucker- und Alkoholgehalt vollkommen gleichen, ohne deren nachtheilige Eigenschaften, besonders den künstlichen Spritzusatz und Gehalt an Schwefelsäure zu theilen. Der Konsum dieser Maltonweine ist wegen ihres Mangels an allen schädlichen Stoffen für Gesunde und Kranke gleich unbedenklich. Der hohe Gehalt an Malz, Eiweißstoffen und Phosphorsäure verleiht ihnen sogar noch einen Vorzug vor den eigentlichen Südweinen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Zu der Szczepanik'schen Erfindung eines Telelektroskops wird der „Nat.-Ztg.“ von sachmännischer Seite geschrieben: Weßhalb liegt den Erklärungen des Hrn. Szczepanik bezüglich der Vortheile des Fernsehers die stillschweigende Voraussetzung zugrunde, daß der Apparat nicht nur auf kurzen, sondern sogar auf den weitesten Entfernungen unbedingt sicher funktionire? Eben weil ohne diese Voraussetzung die Aeußerungen des Hrn. Szczepanik einfach für märchenhaft gehalten werden müssen. Denn ohne die Eigenschaft hoher Funktionssicherheit steht keinem Fernübertragungsapparat die geringste Aussicht auf Lebensfähigkeit bevor. Da also der praktische Werth solcher Vorrichtungen einzig und allein von der Größe

ihrer Funktionssicherheit abhängt, diese indessen, wie sogleich erklärlich erscheinen wird, am allerwenigsten dem Fernseher zu eigen gemacht werden kann, so ist es klar, daß, weit letzterer ie gerade am allermeisten aarausfehl, die ganze Erfindung des Telelektraskaps nichts als ein Hirngespinnst ist. Zufolge der verschieden großen Ladungskapazität ungleich langer Telegraphenlinien können niemals verschieden starke Ströme — durch welche beim Fernseher auf der Empfangsstelle das Bild erzeugt wird — auf verschieden langen Linien dieselbe Wirkung hervorbringen. Dies ist aber beim Telelektraskap im Gegensatz zum Telephon, welches nur mit Induktionsströmen zu thun hat, unbedingt nothwendig. Denn der Fernseher ist so beschaffen, daß die von ihm entsandten elektrischen Ströme eine immerhin beträchtliche und stets gleichbleibende Arbeit zu verrichten haben, die darin besteht, daß auf der Empfangsstelle eine in einem Lampenschirm befindliche Oeffnung eine der Stärke des Stromes entsprechende Vergrößerung erfährt. Da war allem oder ein absolut synchranes Schwingen der Linienspiegel der Aufgabestation wie der Empfangsstation bei dem Telelektroskap niemals zu erreichen ist, eben weil die Spiegel, sofern das Bild schnell and nicht völlig zerrissen erscheinen soll, sehr schnelle Bewegungen machen müssen, deren geringste Geschwindigkeitsunterschiede eine völlige Verwischung des Bildes heraarufen, so ist das wirkliche Gelingen eines Bildes reine Zufälligkeit. Immerhin ist die Möglichkeit des synchronen Lautes zweier Körper vorhanden, allerdings unter anderen Umständen als denen, die beim Fernsprecher in Betracht kammen, wie der Typendrucktelegraph aan Hughes beweist. Wer wird aber in anbetracht dessen, daß der Apparat, sofern er wirklich zu funktioniren imstande wäre, sehr leicht den Dienst versagen kann, eine theure, lichtempfindliche Platte aan der Größe eines Zeitungsblattes der Einwirkung der Lichtstrahlen aussetzen? Der geringste Anstaß würde genügen, um die Platte ein für allemal unbrauchbar zu machen, eine Platte, die schlechterdings höchste Empfindlichkeit besitzen muß und demzufolge theurer ist als die besten der im Gebrauch befindlichen Trockenplatten. Hierin liegt der Grund, weßhalb das Telelektraskop unbedingt sicher funktioniren muß, was aber nach dem Gesagten in Wirklichkeit niemals der Fall sein wird. Wie will ferner der bedienende Beamte feststellen, ab der Apparat ungenau arbeitet? Jedenfalls beim Entwickeln der Platte. Geräth ein Schreibtelegraph in Unordnung, so können immer nur ein oder mehrere Buchstaben falsch gedruckt werden, was sofort beim Eintreten der Unregelmäßigkeit entdeckt wird. Bedenkt man aber, daß bei Stockungen im Gang der Telelektraskopapparate immer recht viel Zeit dazu gehört, den Synchranismus zu erlangen, bis zu welchem Augenblick die Telegraphenleitung nutzlos beansprucht wird, so erhellt, daß, selbst wenn die Funktionssicherheit erwiesen wäre, die Leistungsfähigkeit des Apparats, d. h. die Zahl der Buchstaben, welche in einer bestimmten Zeit durch die Leitung befördert werden, nicht größer ist, als bei den bekannten Typendrucktelegraphen, deren Druckschrift immer deutlich lesbar ist. Endlich muß den Funktionen des Telelektroskaps zufolge dessen Gesammtmechanismus überaus kompliziert sein. Da also der Fernseher hinsichtlich seines praktischen Werthes aan den im Gebrauch befindlichen Typendrucktelegraphen bei weitem übertroffen wird, so dürfte wenig Aussicht aorhanden sein, daß derselbe jemals in der Telegraphie irgendwelche Verwendung finde.

* **Nürnberg.** Der 44. Jahresbericht des Germanischen Museums gibt ein erfreuliches Bild fortschreitender Entwicklung; die Sammlungen vergrößern sich stetig, wobei neben den Ankäufen die Schenkungen einen breiten Raum einnehmen. Das Anwachsen der Sammlungen fordert vergrößerte Räume, die das Museum einestheils durch Neubauten, andrerseits durch Ankauf des sogenannten „Königsstiftshauses" beschaffte. Dadurch gewinnt besonders die Bibliothek die schon längst erforderlichen besseren Säle. Von Wien fiel dem Museum durch die „Geyer a. Rajenfeld'sche Stiftung" ein Kapital von 70,000 Mark und eine bedeutende heraldisch-genealogische Bibliothek zu, von Eisenach und aan Nürnberg je eine Münzsammlung aon Werth. Zum Erwerb des Königsstiftshauses ist von einer Anzahl Großkaufleute und Industrieller aus Fürth und Nürnberg ein Kapital von 120,000 M. zusammengebracht.

* **Aus Württemberg.** In Uroch, wo er Dekan war, starb der bekannte kulturhistorische Erzähler Paul Lang im Alter von 52 Jahren. Seine historischen Erzählungen und kulturhistorischen Novellen haben ihn im Schwabenlande wohl bekannt gemacht. Mit einem Buch über Schillers Leben begann der damals Zweiundzwanzigjährige seine schriftstellerische Laufbahn, um darauf mit Werken, die das liebeaalle Versenken in die vergangene Romantik seiner schwäbischen Heimath als seine Eigenart kundthun, fortzufahren. Von seinen Erzählungen sind besonders zu nennen: „Regiswindis", eine Heiligengeschichte aus der Karolingerzeit, „Das Maulbronner Geschichtenbuch", „Mechthildis von Hohenburg" aus der Hohenstaufenzeit, „Das Nonnenschloß" aus dem 15. Jahrhundert, sowie historische Novellen aus drei Jahrhunderten. Zwischendurch griff Lang auch einmal in das klassische Alterthum zurück und gab in dem „Bildhauer von Kos" eine Künstlergeschichte aus der hellenischen Kultur.

-x- **Leipzig,** 27. März. Ueber die neugegründete Handelshochschule herrschen in kaufmännischen Kreisen nach mancherlei Unklarheiten. So wird vielfach geglaubt, daß junge Kaufleute, welche aufgenommen sein wollen, vor dem Immatrikulationsausschuß, um die erforderliche geistige Reife nachzuweisen, eine wissenschaftliche Prüfung abzulegen hätten. Das ist keineswegs der Fall; wenigstens wird vorläufig nicht daran gedacht. Ein gutes Zeugniß über die absolvirte Lehrzeit oder sonstige kaufmännische Thätigkeit genügt. Es wird nur darauf gesehen, daß zwischen der Erwerbung des Berechtigungsscheins zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst, welche Bedingung ist, und der Immatrikulation mindestens 3 Jahre liegen. Sonst würden diese Studirenden vor den Abiturienten der Gymnasien ꝛc. einen Vorsprung haben. Ueber die entstehenden Kosten läßt sich etwas allgemein gültiges nicht sagen, doch wird man, alles in allem gerechnet, mit 1200 M. pro Jahr (vier Semester sind vorgesehen) wohl auskommen können, ohne sich irgendwie einschränken zu müssen. Bestimmte äußere Vortheile bietet die Handelshochschule vorläufig noch nicht. Der Werth, welchen das Diplom über den Besuch der Schule oder über die in Aussicht genommene Abschlußprüfung in kaufmännischen Kreisen vielleicht erlangen wird, ist nicht im voraus zu berechnen. Die Handelshochschule ist nur dazu eingerichtet, eine höhere kaufmännische Bildung, als sie bis jetzt in Deutschland möglich war, zu vermitteln. Für solche, die sich zu Handelslehrern ausbilden wollen, wird das mit der Hochschule ins Leben tretende Handelslehrerseminar die letzte Stätte der Ausbildung bieten — und Handelslehrer werden jetzt viel gesucht. Aber irgendwelche verpflichtende Zusicherungen lassen sich auch hier nicht geben. Eine Vorschrift, bestimmte Kollegien zu hören, ist nicht vorhanden. Es besteht darin volle akademische Freiheit; doch wird der Studiendirektor, Professor Naydt, gelegentlich der Immatrikulationen, welche vom 18.—22. April stattfinden, Studienpläne zur Information der Studirenden vorlegen.

* **Dublin,** 25. März. Gestern starb der Professor der Kirchengeschichte an der hiesigen Universität, Dr. theol. George Thomas Stokes. Von seinen vielen Schriften sind am bekanntesten „Ireland and the Celtic Church" und „Ireland and the Anglo-Norman Church".

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Gustav Maier-Zürich: Der Prozeß Zola. Kritischer Bericht eines Augenzeugen. Bamberg, Handelsdruckerei. — A. Riedler: Unsre Hochschulen und die Anforderungen des 20. Jahrhunderts. Berlin, A. Seydel 1898. — Medaille und Münze. Vortrag des Hrn. Weingroßhändlers Georg Pniower, gehalten im Kunstgewerbeverein zu Breslau. Breslau 1898. — Dr. A. Agricola: Bekenntnißgebundenheit und Lehrfreiheit unter dem Gesichtspunkt des Rechts. Eisenach, M. Wilckens 1898. — Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich in ihrer Gestaltung nach dem Erlaß des Gesetzes vom 26. Juli 1897, mit Erläuterungen und den Ausführungsbestimmungen des Reichs. Hggb. von Ministerialdirektor a. Schicker. 4. Auflage. 1. Lieferung. Stuttgart, W. Kohlhammer 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 30. März. Nummer 71.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Celine Bulle in München.

Uebersicht.

Das Konkurrenzgespenst der sibirischen Eisenbahn. Von W. Groß. — Die Epochen der deutschen Agrargeschichte und Agrarpolitik. II—III. Von Professor Dr. Karl Johannes Fuchs. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Konkurrenzgespenst der sibirischen Eisenbahn.

Durch eine recht harmlose Bemerkung, die ein angesehenes Reichstagsmitglied bei Gelegenheit der Dampfer-Subventions-Verhandlung im Reichstage fallen ließ, ist namentlich in landwirthschaftlichen und industriellen Kreisen ein Gespenst aufgescheucht worden, das viel mehr Beunruhigung verursachte, als es gerechtfertigt erschien. Der Graf v. Arnim, dessen warmes Eintreten in allen kolonialpolitischen Angelegenheiten ebenso bemerkt worden ist, wie sein gesundes Urtheil in afrikanischen Verwaltungssachen, begründete die Subvention der ostasiatischen Dampferlinie namentlich auch damit, daß uns wahrscheinlich die neue sibirische Eisenbahn eine sehr bedeutende Konkurrenz machen werde, und auch von anderen Reichstagsmitgliedern ist diese Vermuthung mehr oder weniger variirt worden.

Die löbliche Absicht dieser parlamentarischen Jagd auf Gespenster ist sicherlich keine andere gewesen, als für die Subvention Stimmung zu machen, und deßhalb ist auch das Mittel selbst nicht sehr ernst zu nehmen. Da aber die Aeußerung gerade von diesem Abgeordneten fiel, dessen praktische Auffassung sich überall sehr vortheilhaft von dem oberflächlichen Urtheil mancher Parlamentshelden auszeichnete, die Afrika nur nach dem Berliner Grunewald beurtheilen, so sind auch die Andeutungen bezüglich der sibirischen Eisenbahn vielfach mißverstanden und so ausgelegt worden, als ob die letztere für uns eine drohende Gefahr bedeute. Das ist jedoch keineswegs der Fall, und man könnte nicht gut einsehen, wo eigentlich die Gefahr herkommen sollte. Gerade Rußland und Deutschland kollidiren in wirthschaftlicher Beziehung am allerwenigsten, da — mit Ausnahme von Getreide — von beiden Staaten kein einziger das produzirt, was der andere besitzt, und das Gespenst der sibirischen Eisenbahn ist weiter nichts, als eine Vision ängstlicher Reichstagsgemüther.

Wie sehr überhaupt die russische Konkurrenz — namentlich in landwirthschaftlicher Beziehung — gewöhnlich überschätzt wird, ist wohl niemals so drastisch wie im großen Nothstandsjahre von 1892 nachgewiesen worden, wo infolge des russischen Ausfuhrverbotes kein Korn Getreide zu uns gelangte, die Preise in Deutschland aber gegen alles Erwarten weit eher niedriger als höher standen. Es geht daraus hervor, daß die russische Konkurrenz weit weniger als die amerikanische und indische für uns zu fürchten ist, und das ist bei näherer Erwägung der Verhältnisse ganz natürlich. Die russische Landwirthschaft hat in den letzten 40 Jahren mit der Vermehrung der Bevölkerung nicht gleichen Schritt gehalten, denn während sich die letztere in diesem Zeitraum verdoppelte, ist die landwirthschaftliche Produktion kaum merklich in die Höhe, hier und da sogar zurückgegangen.

Schon nach diesem Ergebniß ist mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen, daß es sich auf absehbare Zeit schwerlich anders herausstellen wird. Auch die sibirische Eisenbahn wird daran ganz gewiß nichts ändern. Es ist zwar richtig, daß dieselbe trotz aller Mängel, die den europäischen Reisenden mitunter recht angenehm unterhalten, zu den großartigsten Leistungen gehört, die unsre Zeit in wirthschaftlicher Hinsicht aufzuweisen hat. Man darf nicht vergessen, daß die Strecke vom Ural — also von der europäischen Grenze — bis nach Nikolajewsk und Wladiwostok am Alaskischen Meer und der Amurmündung nicht weniger als 7000 Werst und mehr, oder über 1000 geogr. Meilen beträgt und unermeßliche Räume durchschneidet, die seither nur sehr schwer und mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten zugänglich waren. Aber die größere Bedeutung der Bahn liegt doch auf politisch-strategischem Gebiete. Natürlich wird auch die Bahn die wirthschaftliche Erschließung der ungeheuren Gebiete zur Folge haben — besonders mancher Gegenden —, allein da die Kolanisirung bedeutender Flächen infolge des massenhaft auftretenden Ungeziefers (Fliegen und Mücken), ähnlich wie in den Mündungsgebieten der Walga, am Kaspischen Meer, auf beinahe unüberwindliche Hindernisse stößt, so wird die Besiedelung dieser Länder keine sehr bedeutenden Fortschritte machen und die sich vorbereitende kulturelle Umwälzung in so allmählichem Tempo vor sich gehen, daß wir für die nächste Zeit von den Wirkungen der sibirischen Bahn nicht viel verspüren werden. Es kann daher auch kein ernstlicher Grund vorliegen, der Vollendung der sibirischen Bahn anders als mit Wohlwollen entgegenzusehen oder wohl gar Mißbehagen darüber zu empfinden.

Vorläufig ist dieselbe aber noch gar nicht fertig und sie wird es auch wohl noch nicht so bald sein, wenn auch der Anfang des neuen Jahrhunderts als Abschlußtermin festgestellt war. Wenn sich jedoch trotzdem in unsern landwirthschaftlichen Kreisen Beklemmungen einstellen, so liegt das wohl meist in der gedrückten allgemeinen Lage, in der sich der Ackerbau befindet. Sie läßt es erklärlich erscheinen, daß in weniger unterrichteten Kreisen das sibirische Konkurrenzgespenst ein gelindes Gruseln verursachen kann, so grundlos dasselbe auch sein dürfte. Die Perspektive mag infolge der eminenten Fruchtbarkeit jener Länder noch so verheißungsvoll für den sibirischen Feldbau liegen, es wird aber doch bis dahin, wo sich ein solcher von ansehnlichem Umfange entwickelt haben wird, wohl noch manches Jahr vergehen und unterdessen noch viel Wasser aus den großen Strömen Sibiriens dem Eismeer zufließen oder manche Generation kommen und wieder abtreten.

Von einem Getreidebau, der unsrer Landwirthschaft Konkurrenz machen könnte, kann auf lange Zeit noch keine Rede sein, und wahrscheinlich wird dieselbe auch niemals eintreten. Zunächst sind jene gewaltigen Flächen nur die Tummel- und Weideplätze von sehr bedeutenden Vieh-, besonders von Roß- und Schafherden der sibirischen Hirtenvölker, die bis zum Ackerbau noch nicht vorgeschritten sind. Wo aber der Ackerpflug bereits seinen Einzug gehalten, ist

Digitized by Google

doch die Ernte eine so geringe, daß sie noch bei weitem nicht ausreicht, um den eigenen Bedarf zu decken.

Etwas mehr leisten allerdings die russischen Ansiedelungen, aber selbst auch diese produziren noch keineswegs so viel, daß der Ueberfluß der ersten Region für die dortigen Nomaden — oder wohl gar für die zweite Region ausreichte. An eine Ausfuhr nach dem Westen ist mithin schon gar nicht zu denken. Die niedrigen Getreidepreise diesseit des Ural steigen daher auch jenseit des letzteren in demselben Grade, wie man weiter nach Osten vordringt, bis sie zuletzt im Amurgebiet eine beträchtliche Höhe erreichen; wogegen alles Fleisch, ohne Ausnahme, so gut wie gar keinen Werth hat und höchstens das Pfund mit 10 Pfennigen bezahlt wird.

Genug, da Sibirien überflüssiges Getreide nicht gewinnt, so kann es uns auch kein solches liefern. Das Gleiche gilt von allen anderen Erzeugnissen des Feldbaues. Aber selbst im umgekehrten Falle, daß die Feldwirthschaft zur ungeahnten Blüthe gelangte, würde der Getreidetransport zu Lande mit der Bahn doch wohl so theuer zu stehen kommen, daß eine Konkurrenz von dort kaum wahrscheinlich wäre. Weit eher könnte die sibirische Bahn die entgegengesetzte Wirkung haben, daß sie uns nämlich die bisher bestandene Zufuhr aus den Getreideländern des europäischen Rußland noch vollends wegnähme, um den dortigen Ueberfluß nach dem Osten zu entführen.

Weit mehr als Getreide werden aber in den sibirischen Steppen Melonen und Arbusen gebaut (in Turkestan auch etwas Südfrüchte). Doch würde man uns damit gewiß ebenso wenig Abbruch thun; abgesehen davon, daß uns Oesterreich-Ungarn diese Früchte billiger zuführt, als sie uns Sibirien liefern könnte.

Damit ist aber auch das Produktionsregister der sibirischen Landwirthschaft so gut wie erschöpft, denn Kartoffeln sind ebensowenig wie andere Früchte vorhanden und enorm theuer. Es bliebe mithin höchstens noch billiges Fleisch, und die Möglichkeit ließe sich denken, daß reiche Geschäftsunternehmer dort Rinder- und Schweineschlächtereien nach amerikanischer Art etablirten, wie bereits die Schlächtereien der Talgschafe vorhanden sind (Kirgisenschafe); allein — da abgesehen von dem Ungeziefer — die Rindviehzucht infolge der Rinderpest sehr wenig lohnend ist und Schweinefleisch seines unangenehmen wilden Geschmackes wegen bei uns jedenfalls wenig Liebhaber finden würde, so wäre auch diese Konkurrenz sehr wenig wahrscheinlich. Höchstens könnte noch öfter als bisher ein sibirischer Bär für unsre Restaurants Eingang finden, aber ein Schaden könnte uns daraus auch nicht erwachsen.

Was uns Sibirien außerdem noch liefern könnte, wären allenfalls noch Steppenpferde, und diese würden wir vielleicht ganz gut gebrauchen können, wenn es keine Fahrräder und elektrische Motoren gäbe, und — vorausgesetzt — daß sie bei unserm veränderten Futter nicht sehr schnell aufhören würden, die vorzüglichen Thiere zu sein, die sie bei ihrer Weide in der freien Steppe sind. Im übrigen würde aber auch Rußland die Ausfuhr von Rossen wahrscheinlich gar nicht zulassen, da es dieselben nach Lage der Verhältnisse besser gebrauchen kann als wir.

Es bleiben somit nur einige wenige Artikel übrig, wie Felle oder Pelze, chinesischer Thee und sibirischer Kaviar, den wir schon längst unter Astrachauer Marke beziehen. Von rohen Fellen oder Häuten gehen aber schon jetzt so beträchtliche Massen nach Deutschland, daß die neue Bahn die Einfuhr kaum noch steigern kann. Unsre Landwirthschaft wird jedoch dadurch nicht geschädigt, und ebenso verhält es sich mit chinesischem Thee und Kaviar. Mit beiden Artikeln macht man uns keine Konkurrenz. Den ersteren können wir uns jetzt selbst direkt beziehen, und wenn der letztere noch etwas im Preise herunter ginge, würden unsre Landwirthe kaum einen Einspruch erheben. Sehr bedeutend sind allerdings die sibirischen Bergwerke, indeß auch ihre Ergiebigkeit würde infolge der sibirischen Bahn kaum mehr als bisher empfunden werden. Samoware und rohes Kupfer werden unsre Landwirthschaft und Industrie nicht benachtheiligen, und eine Ueberfluthung von Goldbarren wird noch weniger zu besorgen sein, da die russische Regierung selbst darüber wacht, daß an edlen Metallen kein zu großer Abfluß stattfindet.

In Erwägung aller dieser Umstände dürfte mithin das Schreckgespenst der sibirischen Eisenbahn für unsre Landwirthschaft und Industrie nur ein Phantom bleiben, über das man sich nicht zu erregen braucht; wohl aber wird die Bahn für Rußland in politischer, strategischer und für Sibirien in kolonialer oder wirthschaftlicher Beziehung von höchster Wichtigkeit sein, denn sie wird nicht nur ermöglichen, in ebenso viel Tagen, als bisher Monate erforderlich waren, bedeutende Streitkräfte in jenem fernen Osten anzusammeln und die Länder militärisch zu beherrschen, sie wird auch imstande sein, der dortigen Bevölkerung in ganz kurzer Zeit und mit Leichtigkeit die erforderlichen Brotfrüchte zuzuführen, was bisher nur mit enormen Kosten und Schwierigkeiten verbunden und fast nur auf dem Seewege zu bewerkstelligen war. Daß dieser Uebelstand aber ein absolutes Hinderniß für die Besiedelung der Transbaikal- und Ussuriländer abgab, liegt auf der Hand.

Welchen Einfluß endlich die sibirische Bahn auf den großen Weltverkehr — besonders den Personenverkehr — ausüben wird, ist wohl vorläufig noch nicht annähernd zu bestimmen. Jedenfalls wird derselbe aber ein gewaltiger sein, da es weder Geschäftsleuten, noch Vergnügungsreisenden einfallen wird, noch den sehr kostspieligen mehrmonatigen Seeweg zu wählen, wenn man durch Sibirien um wenigstens viermal billiger und sechsmal schneller die Küsten des großen Ozeans erreichen kann, ausgenommen solche Fälle, in welchen die Seereise um die Südküsten Asiens beabsichtigt wird. In dieser Hinsicht wird allerdings die neue Bahn ohne Zweifel eine Konkurrenz machen, aber diese wird unsrer Landwirthschaft nicht nachtheilig sein und unsrer Industrie vielleicht mehr nützen als schaden. Spekulative deutsche Spezialisten, die genügend mit den Liebhabereien der Hirten- und Jägervölker vertraut sind, würden sogar mit einzelnen Artikeln ein ganz gutes Geschäft machen können. Jedenfalls geht schon aus dem Angeführten hervor, daß es mit dem sibirischen Konkurrenzgespenst keine Gefahr hat und unsre Landwirthe und Fabrikanten ruhig schlafen können.

W. Groß.

Die Epochen der deutschen Agrargeschichte und Agrarpolitik.

Von Professor Dr. Kurt Johannes Fuchs.

II.

Versuchen wir nun, da wir der dritten großen Epoche, der Befreiungsgesetzgebung, uns zuwenden, ein Gesammtbild der ländlichen Verfassung des 18. Jahrhunderts zu geben, deren Auflösung diese Gesetzgebung bezweckte, so treten uns darin die drei historischen Entwicklungsformen, deren Entstehung wir verfolgt haben, gleichzeitig nebeneinander in großen bestimmt abgegrenzten Gebieten entgegen. Wir haben also eine Dreitheilung in dieser ländlichen Verfassung des 18. Jahrhunderts: ein Gebiet der älteren, allmählich in Verfall gerathenen oder auch zur kleinen Landesherrschaft, Grundherrschaft mit persönlicher Unfreiheit im Süden (genauer Südwesten), ein Gebiet der neueren Grundherrschaft mit persönlicher Freiheit im Nordwesten und

Digitized by Google

ein Gebiet der Gutsherrschaft mit neuer Unfreiheit im Nordosten, zwischen denen es natürliche Uebergangsgebiete mit Mischformen gibt. Von jedem grundherrlichen Verhältniß freie Bauerngüter, „Freibauern", gibt es vereinzelt in allen diesen Gebieten, als Regel nur bei den Ditmarsen, den bremischen Marschbauern und in Ostfriesland. Bei der Masse der bäuerlichen Bevölkerung aber sind nun in diesen drei Hauptgebieten die Besitz- und persönlichen Rechtsverhältnisse sehr verschieden.

Im Nordosten sind sie überwiegend gut. Das hier charakteristische „Meierrecht" ist ein erblich-dingliches Nützungsrecht geworden, die Frondienste sind gering, weil es nur wenige größere Rittergüter ꝛc. gibt, und die Bauern sind daher auch meistens persönlich frei. Nur in Westfalen und Hildesheim finden sich noch Reste der alten Hörigkeit, die aber nur noch eine Quelle von Abgaben ist.

Im Nordosten dagegen gibt es dem Meierrecht ähnliche gute Besitzrechte häufiger nur in den Uebergangsgebieten, wie Altmark und Niederschlesien, sonst ist die Regel ein schlechteres, nicht dingliches Besitzrecht, das „lassitische", entweder erblich oder nicht einmal das, sondern nur für Lebenszeit oder auf beliebige Kündigung. Die Gegenleistung des Bauern dafür bilden, nicht wie im Nordwesten hauptsächlich Geldpächte, sondern vor allem und neben diesen Frondienste, die bei der Zahl und dem Umfange der mit ihnen bewirthschafteten großen Güter und im Verhältniß dazu mehr oder weniger erdrückend hoch sind und den eigentlichen Existenzzweck des lassitischen Bauern ausmachen. Infolge davon ist die ganze ländliche Bevölkerung unfrei, erbunterthänig, „an die Scholle" — d. h. das herrschaftliche Gut — „gebunden", und wo diese Erbunterthänigkeit mit dem schlechten unerblichen Laßbesitz verbunden auftritt, ist die neuere „Leibeigenschaft" des 18. Jahrhunderts gegeben.

Im Süden endlich — d. h. im südwestlichen und mittleren Deutschland, ausschließlich des Königreichs Sachsen, das infolge seiner früheren Rückgewinnung vor der großen Kolonisationsperiode hieher gehört, — ist die ältere Grundherrschaft versteinert, der persönliche Zusammenhang zwischen Grundherr und Bauer ist verschwunden, die Grundzinse sind „Reallasten" auf dem Bauerngut geworden, und dieses wird hier regelmäßig zu sehr gutem Besitzrecht, besserem, noch besserem als im Nordosten, nämlich zu zinspflichtigem Eigenthum oder doch Erbzinsrecht. Die Dienste, die dem vom Grundherrn verschiedenen Gerichtsherrn geleistet werden, sind auch gering, weil Rittergüter hier noch seltener und kleiner sind, als im Nordwesten, und sind mehr Jagd- und Bau-, als Ackerfronen. Aber es besteht noch aus dem Mittelalter her „Leibeigenschaft", persönliche Abhängigkeit von einem weiteren Herrn, dem Leibherrn, im wesentlichen allerdings im 18. Jahrhundert auch nur noch eine Quelle von Abgaben, bezw. Renten. Die ländliche Verfassung dieser Theile Deutschlands — die „südwestdeutsche Agrarverfassung" — beruht also auf den drei getrennten Institutionen der Grundherrschaft, Gerichtsherrschaft und Leibherrschaft.

Nun herrscht diese Verfassung aber nicht gleichmäßig in der ganzen südlichen Hälfte des älteren westlichen Deutschlands, westlich der Elbe; vielmehr gehört ein Gebiet im Südosten, das vom südlichen Schwarzwald durch das Algäu und Altbayern hingeht, nicht zu ihr. Hier sind nämlich auch überwiegend schlechtere Besitzrechte, als Eigenthum oder Erbzinsrecht, die Grundherrschaft hat noch eine größere Bedeutung behalten, und die Frondienste sind stärker, denn es gibt hier wieder mehr und größere Rittergüter als sonst im Süden. Vielleicht hat auch hier ähnlich wie im Nordwesten eine Auflösung der Villikationen stattgefunden; darüber wissen wir noch nicht genug, das bleibt noch zu untersuchen.

Dieser Ueberblick über die bäuerlichen Besitzverhältnisse in verschiedenen Gebieten zeigt uns nun aber ganz deutlich die Wechselwirkung zwischen der Entwicklung der Grundherrschaft und dem Eigenthum, resp. überhaupt Besitzrecht der Bauern:

Wo die Grundherrschaft bedeutungslos geworden ist, besteht das beste Besitzrecht: wahres Eigenthum oder Erbzinsrecht.

Wo sie sich verjüngt hat zur neueren Grundherrschaft, besteht ein schlechteres, aber doch schließlich auch wenigstens erblich und dinglich gewordenes Besitzrecht: das Meierrecht.

Wo sie sich weiter gebildet und verschärft hat zur Gutsherrschaft, besteht das schlechte, meist nicht einmal mehr erbliche Besitzrecht: der Laßbesitz.

Je nachdem ist eben das Interesse des Grundherrn an dem Grund und Boden und seinem Besitz sehr verschieden.

Damit hängt aber noch ein anderes bereits gestreiftes Moment eng zusammen, das ebenfalls einer wichtigen Differenzirung der ländlichen Verfassung im 18. Jahrhundert zugrunde liegt, eine Scheidung der bäuerlichen Bevölkerung in zwei große Gruppen bedeutet: das Vorhandensein der „Hofesverfassung" und scharf abgegrenzter „Bauernklassen".

Beides hängt auch unter sich zusammen: fest bestimmte Bauernklassen — Ganz-, Halb-, Viertelsbauern und Kossäten — nach dem Umfang und Charakter ihres Landbesitzes abgegrenzt, gibt es nur, wo es das „geschlossene Bauerngut", den „Hof" in einem engeren technischen Sinne gibt. Darunter versteht man „ein Bauerngut, das seinen Bestand an Grundstücken und sonstigem Zubehör dauernd bewahrt hat und eine Reihe von Generationen hindurch unverändert in der Hand seiner Besitzer geblieben ist" (Wittich). Den Gegensatz dazu bilden Bauerngüter, welche durch Abtrennung einzelner Stücke des Landes verkleinert oder auch vollständig zersplittert werden können: der sogen. „frei bewegliche Grundbesitz". Hier gibt es infolge der in der Regel stattfindenden Naturaltheilung und der durch sie herbeigeführten Zersplitterung und Zertrümmerung der Güter keine festen Hösellassen, sondern nur den Unterschied zwischen „Bürgern" und „Hintersassen" nach der verschiedenen Berechtigung in der Gemeinde.

Es ist also der große Gegensatz zwischen dem geschlossenen bäuerlichen Besitz, der immer nur an einen Erben, den Anerben, übergeht, kraft Rechtssatzes oder Sitte, und der freien Theilbarkeit, der auch noch die heutige Agrorverfassung des Deutschen Reiches durchzieht und differenzirt, wenn auch nicht mehr ganz in demselben gegenseitigen Verhältniß wie vor der Befreiungsgesetzgebung.

Im 18. Jahrhundert zerfiel Deutschland je nach dem Umfang des Vorkommens der einen oder anderen Verfassung in vier Gebiete: ein Gebiet der reinen Hofesverfassung — die ostelbischen Lande —; ein Gebiet der vorherrschenden Hofesverfassung — der Nordwesten und ebenso im Südosten die bayerischen Kreise südlich der Donau, der Süden von Württemberg und Baden —; ein Gebiet der vorherrschenden Freitheilbarkeit — Mitteldeutschland und das nördliche Bayern — und ein Gebiet der reinen Freitheilbarkeit — am Rhein, im nördlichen Württemberg und den ebenen Theilen Badens —.

Dieser Unterschied zwischen geschlossenen und ungeschlossenen Bauerngütern hängt ferner, wie aus der Uebersicht über das relative Vorkommen beider Formen hervorgeht, auch zusammen mit dem Unterschied der Ansiedelung in Einzelhöfen und Dörfern, ohne sich aber völlig damit zu decken, und zwar so, daß im allgemeinen die Einzelhöfe auch geschlossene Höfe sind, z. B. in Westfalen, aber nicht umgekehrt, die Hofesverfassung sich also nicht auf diese

Digitized by Google

beschränkt, sondern, wie z. B. in Hannover und im Nordosten, auch bei Dorfsiedelung vorkommt.

Vor allem hängt die Hofesverfassung aber aufs engste zusammen mit der Grundherrschaft und ihren verschiedenen Formen: sie findet sich im allgemeinen im Nordwesten, Nordosten und Südosten, also im Gebiet der lebensfähig gebliebenen, fortgebildeten Grund-, resp. Gutsherrschaft, dagegen nicht in Südwest- und Mitteldeutschland, dem Gebiet der verfallenen Grundherrschaft — ganz natürlich, denn nur hier ist das gute Besitzrecht, das überhaupt eine Theilung des Gutes ermöglicht. So gehören Eigenthum und Freitheilbarkeit und Grundherrschaft und Anerbenrecht nothwendig zusammen; das Anerbenrecht ist hauptsächlich für den Grund-, resp. Gutsherrn da, ursprünglich ein Produkt der Grund-, resp. Gutsherrschaft, ebensowohl der privaten, wie besonders der öffentlichen, des Staates.

Nun liegt aber die Frage sehr nahe: was sind die letzten Gründe dieser verschiedenartigen Entwicklung in den verschiedenen Theilen Deutschlands, dieser mehrfachen, aber immer unter sich zusammenhängenden und zusammenfallenden Gliederung in der ländlichen Verfassung des 18. Jahrhunderts? Warum ist nicht überall die Entwicklung bis zu der modernsten Form der Gutsherrschaft des Nordostens gediehen, warum im Südwesten die alte Grundherrschaft verfallen, ohne sich zur neuen fortzubilden, warum im Nordwesten diese nicht weiter ausgebildet worden zur Gutsherrschaft?

Letzteres wurde, wie wir gesehen haben, vor allem verhindert durch das hier so frühzeitige Eingreifen der Staatsgewalt zugunsten der Bauern, dieses aber war hier möglich, weil die Staatsgewalt hier später nie so wie im Kolonisationsgebiet in einer Periode vollständiger, namentlich finanzieller Ohnmacht sich aller ihrer Rechte an den Bauern der privaten Grundherrschaften begeben hatte — im Osten erst im 16. Jahrhundert der Prozeß, der im alten Deutschland schon ein Jahrtausend früher zur Bildung der alten Großgrundherrschaften geführt hatte. Ebenso war es auch im Südosten in Altbayern, wo besonders der hier so lange erhalten gebliebene große geistliche Besitz die Bedeutung des Adels herabdrückte.[1]) Im Südwesten dagegen dachte der Adel gar nicht an Vergrößerung seines Eigenbetriebs, sein Ehrgeiz war nicht Landwirth, sondern Landesherr zu werden. „Jeder Reichsritter wollte es dem Fürsten, jeder landsässige Adelige dem Reichsritter nachthun, Gesetzgeber und Regent sein. Die Jämmerlichkeit des Staatslebens selbst war eine Schutzwehr des Bauernstandes.“[2])

Wir haben also zunächst ein politisches Moment, die Entwicklung des betreffenden Staates und namentlich seines Finanzwesens, das ihn von den Ständen, dem Adel mehr oder weniger abhängig machte, ihn mehr oder weniger zwang, seine öffentlichen Rechte an den Bauern diesem preiszugeben; dann auch den verschiedenen Charakter und die Bedeutung des Adels selbst.

Dazu kommt das nationale Moment, das ohne Zweifel bei der Herabdrückung des Bauernstandes im Nordosten mitgewirkt hat, die umso stärker ist, je weniger das betreffende Gebiet wirklich von Deutschen kolonisirt wurde, je mehr die slavische Bevölkerung geschont und nur germanisirt wurde und mit den deutschen Einwanderern verschmolz.

Endlich hat das verschiedene Maß, in dem der Dreißigjährige Krieg die verschiedenen Theile Deutschlands heimgesucht hat, und die je nach dem Alter ihrer Kultur, dem Reichthum und der Dichtigkeit ihrer Bevölkerung verschiedene Stärke ihrer Widerstandskraft gegen denselben auch einen sehr großen Einfluß.

Aber hinter all diesen in den verschiedenen deutschen Landen verschieden wirksamen Ursachen ist an letzter oder eigentlich erster Stelle doch auch einer gemeinsamen zu gedenken, die man heute ebenso sehr zu vergessen geneigt ist, als man sie in den 50er und 60er Jahren dieses Jahrhunderts überschätzt hat: der Einfluß des Bodens und seiner Gestattung als Voraussetzung aller wirthschaftlichen Thätigkeit. Er zeigt sich uns hier, wenn wir die Gebiete der drei Formen der ländlichen Verfassung mit der physikalischen Karte des Deutschen Reiches vergleichen. Dann tritt uns nämlich ein ganz offenbarer und ja auch nur natürlicher Zusammenhang entgegen mit der physikalischen Dreitheilung oder richtiger Zweitheilung, die der jüngst verstorbene feine Kenner unsres Vaterlandes W. H. Riehl in „Land und Leute“ so klar auseinandergesetzt hat: norddeutsche Tiefebene, mittelgebirgiges Deutschland, oberdeutsche Hochebene, Nieder-, Mittel- und Oberdeutschand. Diese drei Gebiete haben verschiedene natürliche Bedingungen der wirthschaftlichen Entwicklung:

Das erste ist vorwiegend Küstenland, besonders geeignet zu Schiffahrt und Handel mit seinen nach dem Meere führenden schiffbaren Flüssen, aber diese haben nur wenig Gefäll, daher hier nur geringe Entwicklung der Gewerbe, solange diese von der Wasserkraft abhängig sind. Das zweite, das im Westen hinausgeht bis zum Bodensee und der nördlichen Schweiz und hinunter bis Köln, im Osten bis zum Erzgebirge, also die Form eines Dreiecks zeigt, hat ein Netz von Flüssen und Bächen, viele kleine nutzbare Wasserkräfte, daher eine frühzeitige Ausbildung und beispiellose Mannichfaltigkeit der gewerblichen Entwicklung. Das dritte hat ein ähnliches Gleichmaß im Zug der Flußlinien wie das erste, die Alpenflusse sind aber weder zu Schiffahrt noch zum Gewerbebetrieb geeignet, „sie trennen, sie vereinen nicht“.

Im zweiten Gebiet, im mittelgebirgigen Deutschland, das zugleich von der römischen Kultur am meisten beeinflußt und befruchtet worden ist, haben wir also auch aus natürlichen Gründen die erste höhere industrielle Entwicklung und Ausbildung des städtischen Lebens, des beweglichen Eigenthums und der Geldwirthschaft, vor allem die Entwicklung des Gewerbes auch auf dem Lande, in den Dörfern. Daher hier der frühzeitige Verfall der alten Grundherrschaft, des Fronhofes und der Villikation, als der naturalwirthschaftlichen agrarischen Verfassung, und infolge der dichten Bevölkerung und des starken lokalen Absatzes auch keine Fortbildung des ländlichen Kleinbetriebs zu dem für einen weiteren Absatz produzirenden Großbetrieb — sei es einem großbäuerlichen, wie im Nordwesten, sei es einem gutsherrlichen, wie Nordosten —, sondern vielmehr keine Fortbildung derselben, frühzeitige Entstehung der freien Theilung, Mobilisirung auch des Grund und Bodens.

Die beiden anderen Gebiete dagegen bleiben noch lange Zeit agrarisch mit geringer gewerblicher Entwicklung, ausschließlich beschränkt auf die Städte und strenger Scheidung zwischen Stadt und Land. Das erste Gebiet aber hat wenigstens die höhere kommerzielle Entwicklung, daher hier die zeitgemäße Weiterbildung der Grundherrschaft, zu der sich im dritten, in der Hochebene des Südostens, nur Ansätze finden; in beiden aber bleibt es bei der Geschlossenheit, Untheilbarkeit der Bauerngüter. Das erste, die niederdeutsche Tiefebene des heutigen Deutschen Reichs, hat dann endlich infolge der geschichtlichen Entwicklung den großen Unterschied zwischen Nordwesten und Nordosten — den Unterschied von tausend Jahren, zum Theil auch, aber weniger als gewöhnlich angenommen, einen Unterschied des Bodens und des Klimas. Der Nordosten, als das jüngste Gebiet, bleibt am längsten agrarisch und erfährt daher auch

---

1) Vergl. Brentano, Beil. z. Allg. Zeit. 1896, Nr. 5.

2) Vergl. Gothein, ebenda, 1888, Nr. 253.

Digitized by Google

die im rein agrarischen Sinne zweckmäßigste Fortbildung der neueren Grundherrschaft, mit der seine deutsche Geschichte sogleich beginnt, zur Gutsherrschaft — ebenfalls mit Geschlossenheit der Höfe.

Aus dieser Verschiedenheit dieser Drei-, resp. Viertheilung der ländlichen Verfassung im 18. Jahrhundert ergibt sich aber auch eine entsprechend verschiedene Aufgabe und Gestaltung der Befreiungsgesetzgebung, der Bauernbefreiung ꝛc. im 18. und 19. Jahrhundert.

III.

Drei Momente sind es, welche schon im Lauf des 18. und mehr noch im 19. Jahrhundert die größere oder geringere Abhängigkeit und Gebundenheit, in der sich die große Masse der bäuerlichen Bevölkerung in Deutschland befand, immer unhaltbarer erscheinen ließen und die ersten Versuche zu ihrer Beseitigung hervorriefen: einmal die technischen Fortschritte auf dem Gebiete der Landwirthschaft zusammen mit der physiokratischen Ueberschätzung der letzteren, dann die aus derselben philosophischen Wurzel des Naturrechts stammenden Ideen der Aufklärung, der „Menschenrechte", endlich die damit wieder zusammenhängende Entwicklung der modernen Staatsidee mit der Forderung gleicher politischer Rechte für alle Staatsbürger. Die technischen Neuerungen waren undurchführbar bei der mehr oder weniger schlechten Lage des Bauern und der Gebundenheit seiner Wirthschaft infolge der Gemengelage mit dem „Flurzwang" und der Frondienste. Die Aufklärung aber nahm vor allem Anstoß an der persönlichen Unfreiheit, der „Leibeigenschaft", und mit dem modernen Staat war diese ebenso unvereinbar, wie die patrimoniale Polizei- und Gerichtsgewalt.

Eine dreifache Befreiung des Bauern war es also, welche die Zeitbedürfnisse forderten: die wirthschaftliche, die persönliche und die politische. Der Bauer sollte überall vollständig uneingeschränkter und persönlich freier Eigenthümer seines Hofes und Feldes mit vollen staatsbürgerlichen Rechten werden. Das war das Ziel der Befreiungsgesetzgebung, darin bestand die große soziale Frage Deutschlands im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Die ganze Befreiungsgesetzgebung besteht nun zunächst wieder aus zwei Theilen: der Auflösung der alten Grundbesitz- und Arbeitsverfassung durch die „Bauernbefreiung" und der Auflösung der alten Flurverfassung durch die „Gemeinheitstheilung" im weitesten Sinne des Wortes. Die Bauernbefreiung befreite den Bauern von irgend einem Herrn, dem Grund-, Gerichts-, Leib- oder Gutsherrn, die Gemeinheitstheilung befreite ihn von Seinesgleichen, von seinen Nachbarn, von einem Herrn auch nur als Nachbarn auf der Flur. Der sozial bei weitem wichtigere Theil ist die Bauernbefreiung, die hier allein näher betrachtet werden kann, und sie besteht nach dem Gesagten 1. in der Beseitigung der wirthschaftlichen Abhängigkeit des Bauern von einem Herrn durch Aufhebung der dem Grund-, Gerichts- oder Gutsherrn geschuldeten Frondienste, Verwandlung aller schlechteren Besitzrechte in Eigenthum und Ablösung aller auf dem Bauerngut liegenden Lasten, 2. in der Herstellung der persönlichen Freiheit des Bauern durch Aufhebung der älteren Leibeigenschaft und der neueren Erbunterthänigkeit, die das 18. Jahrhundert mit jener zusammenwirft, 3. in der Aufhebung der ständischen Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt der Gerichts- und Gutsherren und der Verleihung der politischen Rechte an den Bauernstand. Während nun die letzte Aufgabe überall in Deutschland so ziemlich die gleiche war, gestaltete sich die Lösung der beiden ersten sehr verschieden für die drei, bezw. vier Gruppen, die wir in der ländlichen Verfassung des 18. Jahrhunderts unterschieden haben.

Im Gebiet der „neueren Grundherrschaft" im Nordwesten fällt die zweite Aufgabe der persönlichen Befreiung meist ganz weg. Hier handelt es sich hauptsächlich um Herstellung des vollen Eigenthums aus dem schon erblich-dinglichen Meierrecht und Beseitigung der nicht sehr erheblichen Frondienste an Grund- und Gerichtsherrn; die meisten Pflichten der Bauern sind hier „Reallasten", die auf dem Bauerngut ruhen, die Bauernbefreiung also wesentlich „Ablösung der Reallasten", das heißt Verwandlung aller dieser Lasten, soweit sie es nicht schon waren, in feste Geldrenten und Ablösung der letzteren durch einmalige Zahlung der mit einem bestimmten Prozentsatz kapitalisirten Summe an den Berechtigten.

Im Gebiet der „älteren Grundherrschaft" im Süden gilt es vor allem Beseitigung der noch seit dem Mittelalter bestehenden, aber zur Rentenquelle gewordenen Leibeigenschaft, dann Aufhebung der hier hauptsächlich dem Gerichtsherrn geleisteten, auch nicht sehr erheblichen Frondienste und ebenfalls Ablösung der Reallasten, während Eigenthum hier schon vielfach vorhanden ist. Nur im Südosten handelt es sich auch um Verwandlung schlechter, zum Theil nicht einmal erblicher Besitzrechte in Eigenthum.

Im Süden aber ebenso wie im Nordwesten ist es eine antiquirte Verfassung, die beseitigt wird, und zwar im Süden noch mehr als dort. Hier wie dort handelt es sich vorwiegend darum, Abgaben in Geld oder leicht in Geld umzuwandeln, daher auch leicht abzulösen ohne wesentliche Aenderung der wirthschaftlichen Existenz der bisher berechtigten Herren. Die Schwierigkeit war daher hier weniger eine wirthschaftliche als eine politische und war in dieser Beziehung im Norden nicht so groß wie im Süden, weil hier die am Anfang des 19. Jahrhunderts mediatisirten Standesherren besondere Hindernisse darboten, dort die Staatsgewalt schon seit dem Mittelalter dem Adel gegenüber sehr stark war. Hatten im Westen, namentlich im Südwesten, in der Regel oder doch häufig mehrere Herren Rechte an einem Bauern, war der Bauer hier also von mehreren Herren zu befreien und das Befreiungswerk dadurch komplizirter, so war er dafür da auch nirgends so vollständig in die uneingeschränkte Gewalt eines Herrn gekommen wie im Gebiet der „Gutsherrschaft".

Hier, im Nordosten, dagegen ist die Hauptaufgabe die Beseitigung der erdrückenden Frondienste und die Verwandlung der meist gar nicht erblich-dinglichen Besitzrechte in Eigenthum, und auch die persönliche Unfreiheit, die neu entstandene Erbunterthänigkeit, ist hier nicht nur Verpflichtung zu allerhand Gebühren und Abgaben, sondern eine wirkliche, ganz persönliche Knechtung, konsequent zu dem Ziele ausgebildet, daß sie dem Gutsherrn die gesammte verfügbare Arbeitskraft des Unterthanen und seiner ganzen Familie sichert, er ist thatsächlich am Vermögensobjekt des Herrn. Damit handelt es sich hier aber, im Gegensatz zum ganzen Westen, um die Beseitigung eines durchaus neuzeitlichen Verhältnisses: der unfreien „Arbeitsverfassung des modernen kapitalistischen Großbetriebs in der Landwirthschaft".

Hier galt es daher, um den Bauer zu befreien, vor allem Ersatz zu schaffen für seine Arbeitskraft — um diese, nicht um Geld war es hier dem Berechtigten zu thun, dessen ganze wirthschaftliche Existenz die Aufhebung dieser Verfassung gefährdete, da er nicht Rentner war, sondern Produzent, landwirthschaftlicher Unternehmer, der seinen Betrieb nicht plötzlich einstellen wollte. So war hier ein sehr schwieriges wirthschaftliches und soziales Problem gegeben — Auflösung der Großbetriebe oder Beschaffung freier Arbeitskräfte an Stelle der unfreien —, und auch das politische war dabei keineswegs leichter bei der großen Bedeutung, welche wenigstens in dem jungen preußischen Staat der Adel für Heer und Beamtenthum hatte.

Hier im Nordosten war also das Befreiungswerk ohne Zweifel am schwierigsten, im Nordwesten am leichtesten. Es hat nun aber nicht, wie man vermuthen konnte, begonnen, wo es am leichtesten war, sondern wo es am dringendsten war, und das war eben der Nordosten, wo die Verhältnisse bis zum 18. Jahrhundert stetig schlimmer geworden waren. Darum hat es sich aber hier auch am meisten selbständig, vom Ausland nur mittelbar beeinflußt, entwickelt, während der Westen und namentlich der Südwesten die neuen Ideen aus Frankreich zuerst aufnahmen und verwirklichten, und von den Wellen der drei französischen Revolutionen auch zuerst und am stärksten berührt wurden.

Trotz dieser Unterschiede können wir jedoch überall in der Geschichte der Bauernbefreiung zwei Perioden unterscheiden: die vor- und die nachnapoleonische, das 18. und das 19. Jahrhundert, getrennt durch die große Revolution und die napoleonischen Kriege.

In der ersten napoleonischen Periode sind den aufgeklärten absoluten Fürsten trotz weitergehender Pläne überall nur bei ihren eigenen Bauern, den „Domänenbauern", Reformen gelungen, wo sie zugleich Landesherr und Guts-, Gerichts- oder Grundherr waren, aber in umfassendem Maße als wirkliche Befreiung auch hier nur im Nordosten, in den alten Provinzen des preußischen Staates. Hier sind die Domänenbauern stufenweise zu freien Eigenthümern ohne Dienste gemacht worden, nicht etwa durch Beseitigung der Großbetriebe — wie in Oesterreich unter Maria Theresia — sondern indem die königliche Kammer die Pächter dieser Großbetriebe unmittelbar finanziell zur Beschaffung des nöthigen Zugviehs und freier Arbeitskräfte unterstützte. Dies ist die große That, welche — in der Hauptsache wenigstens — der alte preußische Staat vor seinem tiefen Sturz im Jahre 1806 noch zustande gebracht hat.

Auch in der nachnapoleonischen Zeit ist es das alte Preußen, wo als Mittel zur inneren Wiedergeburt die so schwierige Maßregel der nicht nur persönlichen, sondern auch wirthschaftlichen Befreiung der Bauern zuerst kräftig in Angriff genommen wurde durch die berühmte „Stein-Hardenbergische Gesetzgebung". Das Königthum wollte sich — wie es in der Denkschrift Hardenbergs von 1807 heißt — „mit Aufrechterhaltung von Moralität und Religion die Ziele der Revolution aneignen, demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung verwirklichen". Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit durch das Edikt von 1807 und die „Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse" — d. h. Beseitigung der Frondienste und Verwandlung der lassitischen Besitzrechte in Eigenthum — durch das Edikt von 1811 und die Deklaration von 1816 machten wenigstens die größeren „spannfähigen" lassitischen Bauern zu freien Eigenthümern, allerdings nur von zwei Dritteln, bezw. der Hälfte des bisher von ihnen bebauten Landes; ein Drittel, bezw. die andere Hälfte fiel den Gutsherren als Entschädigung auch zu freiem Eigenthum zu, und das Problem der Beschaffung freier Lohnarbeit an Stelle der unfreien Fronarbeit für die auch hier bestehen bleibenden Großbetriebe wurde durch die Deklaration von 1816 ganz einseitig im Interesse der Gutsherren gelöst durch die Ausschließung der kleinen, nicht spannfähigen Bauern, Kossäten ꝛc. von der Regulirung und die Aufhebung des „Bauernschutzes" auch für diese, so daß sie von den Gutsherren gelegt und in Gutstaglöhner verwandelt werden konnten. All dies ist besonders seit dem großen Werk Knapps zu bekannt als daß es hier mehr als erwähnt werden dürfte. So hatte das Jahr 1848 doch auch hier noch die Befreiungsgesetzgebung zum Abschluß zu bringen, die Regulirung, soweit es noch möglich war, zu vollenden und die Ablösung der Reallasten bei den auch hier als Minderheit vorhandenen Bauern mit besserem Besitzrecht und den regulirten Domänenbauern durchzuführen.

Im Gegensatz dazu ist im wichtigsten Gebiet des Nordwestens, in Hannover, die Befreiung der Privatbauern am frühesten, schon in den 30er Jahren, zu Ende gebracht worden, aber zunächst nur als Befreiung von der privaten Grundherrschaft, während die öffentlich-rechtliche des Staates und das besondere bäuerliche Privatrecht mit Anerbenrecht ꝛc. bestehen blieben und erst in den 70er Jahren durch preußische Gesetze die erstere aufgehoben, das letztere durch das fakultative Anerbenrecht der „Höferolle" ersetzt wurde.

Im Süden (und im mittleren Deutschland) aber wurde anfangs nur die persönliche Befreiung durch die neuen Verfassungen, die „Konstitutionen", von der allgemeinen politischen Entwicklung herbeigeführt, die wirthschaftliche dagegen ist hier erst durch die Julirevolution in Fluß und durch das Jahr 1848 zum Theil erst in der Hauptsache überhaupt zustande gekommen — dann aber auch je später, desto gründlicher und vortheilhafter für den Bauern; mit niedrigerer Kapitalisirung seiner Reallasten als im Nordwesten und Nordosten, mit Staatszuschuß zur Ablösung und ohne Landentschädigung.

Die Befreiung von der Patrimonialgewalt endlich hat meist erst das Jahr 1848, und auch dann nicht einmal überall, gebracht. —

Nun auch noch weiter die an die Bauernbefreiung sich anschließenden technischen Maßregeln zur Beseitigung der mittelalterlichen gebundenen Flurverfassung: die Gemeinheitstheilung im weitesten Sinn (Gemeinheitstheilung i. e. S., Aufhebung der Grundgerechtigkeiten, Zusammenlegung der Grundstücke oder Separation) zu schildern und zu zeigen, wie auch diese sich im einzelnen in den verschiedenen großen Gebieten im Zusammenhang mit der ganzen ländlichen Verfassung und auch wiederum der physikalischen Dreitheilung verschieden gestalteten, ist an dieser Stelle nicht möglich.[1])

Das Ergebniß des ganzen Befreiungswerkes, wie es uns in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts entgegentritt, ist in der Hauptsache überall das gleiche, und die Folge auch überall, besonders da, wo umfassende technische Reformen sich mit den rechtlichen und wirthschaftlichen verbanden, ein außerordentlicher Aufschwung der deutschen Landwirthschaft gewesen. Aber den Grundcharakter der ländlichen Verfassung Deutschlands am Ende des 18. Jahrhunderts hat die Befreiungsgesetzgebung doch nicht verändert: den damals schon vorhandenen „agrarischen Dualismus" — den großen Gegensatz zwischen ost- und westelbischem Deutschland — hat sie nicht gemildert, sondern im Gegentheil bedeutend verschärft. Denn im Nordwesten ist von den wenigen hier vorhandenen Großbetrieben dabei ein Theil aufgelöst worden, im Nordosten — abgesehen von Schleswig-Holstein — nirgends. Hier ist vielmehr gerade durch die Bauernbefreiung die Zahl der Bauernstellen und noch mehr das Bauernland weiter vermindert worden. Insbesondere hat die Bauernbefreiung in den alten Provinzen Preußens, also dem Hauptgebiet des Nordostens, einmal durch die Preisgabe des „Bauernschutzes" auch für den 1816 von der Regulirung ausgeschlossenen Theil der Bauern, dann durch die Landentschädigung, die für den Nordosten charakteristische Bildung großer Gutsbetriebe aus Bauernland, die der Bauernschutz Friedrichs des Großen vorübergehend aufgehalten hatte, wieder frei gegeben, ja bedeutend gefördert und beschleunigt. Sie hat dadurch, indem sie die Bauernfrage jener Zeit löste, zugleich die ländliche Arbeiterfrage des Nordostens geschaffen.

[1]) Vgl. meine Artikel Gemeinheitstheilung, Grundgerechtigkeiten, Grundstücke (Zusammenlegung) in dem nächstens erscheinenden Wörterbuch der Volkswirthschaft.

Digitized by Google

Auch von den regulirten Stellen sind in der Folgezeit viele, die sich nicht halten konnten, eingegangen, von den großen Gütern ausgekauft worden. Außerdem war aber die Herstellung des „freien Verkehrs in Grund und Boden" hier in Preußen damals keineswegs eine vollständige, sie machte vielmehr Halt vor den Fideikommissen und den Rechten der Gläubiger hypothekarisch belasteter Güter. Dadurch wurde die von der allgemeinen wirthschaftlichen Entwicklung und dem Wachsthum der Bevölkerung geforderte Verkleinerung der Großbetriebe hier unmöglich gemacht, die Parzellirungsfreiheit in Wirklichkeit nur für den bäuerlichen Besitz geschaffen, und dieser hat sich dahee bis zur „Rentengutsgesetzgebung" unsrer Zeit hier im Nordosten nicht nur durch Auskaufung, sondern auch durch Parzellirung an kleine Leute fortwährend weiter vermindert.

Andrerseits hat die Einführung der Freitheilbarkeit und des gemeinen römischen Erbrechts mit gleichen Rechten aller Kinder, zusammen mit der Verschuldungsfreiheit, in den meisten bisherigen Gebieten der „Hofesverfassung" zwar nicht zu wirklichen Realtheilungen, wohl aber zu einer stets steigenden Belastung auch des Bauernstandes mit Erbtheilungsschulden geführt, wenn auch noch nicht so hoch wie bei dem Großgrundbesitz, so — wenigstens im Nordosten — doch auch schon in besorgnißerregendem Umfang.

Nun ist aber die Ueberzeugung von der Wichtigkeit eines zahlreichen blühenden Bauernstandes für Staat und Volkswirthschaft nicht nur in finanzieller, militärischer und sozialer, sondern auch in physischer Beziehung für die Volksgesundheit, zur Erneuerung der städtischen Bevölkerung, heute noch stärker als in der Zeit der Bauernbefreiung. Und die gegenwärtige Agrarkrisis hat auch gezeigt, daß der bäuerliche Betrieb widerstandsfähiger ist als der Großbetrieb, oder daß er ihm doch mindestens konkurrenzfähig gegenübersteht, während das Wachsthum der Bevölkerung und der allgemeine wirthschaftliche Fortschritt eine Verkleinerung und Vermehrung der landwirthschaftlichen Betriebe fordern.

Infolgedessen ist seit kurzem ein Umschwung eingetreten gegen die nichts—als—befreiende und auflösende Agrargesetzgebung der dritten Epoche; wir stehen am Anfang einer neuen Epoche der Agrarpolitik, und für diese ergibt sich als Folge der Befreiungsgesetzgebung — theils dessen, was sie zu viel, theils dessen, was sie zu wenig gethan hat — ein doppeltes Problem: Erhaltung des damals frei gemachten Bauernstandes in seinem noch vorhandenen Bestand und Vermehrung desselben da, wo der geschilderte geschichtliche Prozeß vor der Bauernbefreiung und diese selbst ihn so stark dezimirt hat: in den ostelbischen Theilen des Reichs. Und da Erhalten sehr viel leichter ist als Wiederherstellen, so ist die erste Aufgabe der modernen Agrarpolitik die Erhaltung des Bauernstandes, wo er gefährdet ist, also auch vor allem — aber keineswegs allein — im Nordosten, und das wichtigste Mittel dazu ist, um eine Zunahme der Verschuldung im Wege des Erbgangs zu verhindern, die Rückkehr zu einer gewissen öffentlich-rechtlichen Gebundenheit, die Einführung des Intestatauerbenrechts für alle diejenigen Gebiete, in welchen die Geschlossenheit der Höfe trotz der Befreiungsgesetzgebung als Erbsitte sich erhalten hat, weil die Voraussetzungen der Freitheilbarkeit des Südwestens, die intensive gewerbliche Entwicklung auch auf dem Lande ꝛc., fehlen.

Dazu kommt dann aber als nicht minder wichtige Aufgabe der deutschen, insbesondere der preußischen Agrarpolitik der Gegenwart — und zugleich der ganzen Wirthschaftspolitik des Deutschen Reichs — die Vermehrung des Bauernstandes im Nordosten durch eine in großem Stil vom Staat selbst durchgeführte innere Kolonisation, also eine „Verwestlichung des Nordostens", wie Knapp es genannt hat. Aber der geschilderte historische Entwicklungsgang läßt uns zugleich erkennen, worauf diese neue Kolonisation des Nordostens sich wird beschränken müssen, um organisch und also lebensfähig zu sein: wenn die drei ländlichen Verfassungsformen des Südwestens, des Nordwestens und des Nordostens uns als ebensoviele historische Epochen und Entwicklungsstadien, die in dieser Reihenfolge aufeinander gefolgt sind, erscheinen und zugleich als abhängig von der Topographie der betreffenden Gebiete, so ist klar, daß das Ziel dieser inneren Kolonisation nur sein kann — Rückbildung der ländlichen Verfassung des Nordostens auf die des Nordwestens, und zwar zunächst auch nur der Uebergangsgebiete wie die Altmark oder Provinz Sachsen: also größere geschlossene Bauerngüter vermischt mit großen Gütern, nicht aber kleinbäuerliche Betriebe mit Freitheilbarkeit wie im Südwesten. Die Verwestlichung kann also nur eine „Vernordwestlichung", niemals eine „Versüdwestlichung" sein. Denn nur historische Unterschiede, wie sie zwischen dem Nordwesten und Nordosten bestehen, können auf die Dauer durch künstliche, staatliche Maßregeln überdrückt werden, nicht aber natürliche, wie der zwischen der norddeutschen Tiefebene und dem mittelgebirgigen Deutschland. Und wenn auch in der modernen Volkswirthschaft mit der Ausbildung der Verkehrsmittel und der Fabrikindustrie die gewerbliche Entwicklung unabhängiger geworden ist von der Bodengestaltung und vielfach von kommerziellen Mittelpunkten angezogen wird, so kann das diesen tiefgehenden Unterschied doch nimmermehr ganz aufheben, und die jüngste Entwicklung mit der steigenden Bedeutung der Elektrizität bringt die Industrie doch zum Theil wieder zu den natürlichen Wasserkräften zurück.

Aber darum ist die Bedeutung dieser inneren Kolonisation für die ganze Volkswirthschaft des Deutschen Reichs groß genug. Sie bedeutet einerseits die einzige mögliche Heilung der heutigen Agrarkrisis durch zwangsweise Liquidation der am meisten verschuldeten Großbetriebe, andrerseits zugleich Lösung der ländlichen Arbeiterfrage durch Zurückhaltung der heute abwandernden Arbeitskräfte auf dem Land und endlich auch Oeffnung eines Ventils für den Bevölkerungsüberschuß des Südwestens und der Beseitigung der hier drohenden, zu weit gehenden Zersplitterung des Grundbesitzes. Schon haben Badenser und Württemberger im fernen Nordosten eine neue Heimath gefunden. Es ist ein besonders reizvolles Problem der inneren Kolonisation, daß Menschenmaterial des Südwestens dem Nordosten die ländliche Verfassung des Nordwestens bringen soll. Und wenn es auf diese Weise gelingt, die Flucht vom Lande in die Stadt und vom Osten nach dem Westen zum Stehen zu bringen, so bedeutet das wenn auch nicht Stillstand, so doch Verlangsamung des Wachsthums der Großstädte und der Entwicklung zum „Industriestaat", deren rapides Tempo in der neuesten Zeit weiter ausschauende Wirthschaftspolitiker mit steigender Besorgniß zu erfüllen begonnen hat.

Das ist der ganze Sinn der inneren Kolonisation, das die große Aufgabe der neuen Epoche der Agrarpolitik, deren Schwelle wir bereits betreten haben, und so gibt uns die Kenntniß der Vergangenheit Rath und Belehrung für die Gegenwart, Trost und Hoffnung für die Zukunft.

Mittheilungen und Nachrichten.

William Congreve, sein Leben und seine Lustspiele von D. Schmid, Dr. phil. (Wien). Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1897. (Wiener Beiträge zur englischen Literatur ... herausgegeben von Dr. J. Schipper. VI. Band.) — Der lange Zeit von der Forschung vernachlässigte Dramatiker, „Englands größter Lustspieldichter nächst Shakespeare", hat endlich hier eine kritische Würdigung seines Schaffens gefunden, die ihm die gebührende Stellung in der Literaturgeschichte

Digitized by Google

seines Vaterlandes zuweist. Geboren im Februar 1670 (dieses Jahr ist jetzt nach Einsicht in das Taufregister als richtig erwiesen), verfaßte er im ganzen vier Lustspiele, von denen „Love for love“ das bedeutendste ist. Schmid bezeichnet als Hauptvorzug seiner Stücke „die bisher unerreichte Form des Dialogs“. Die Sprache ist klar und treffend, natürlich und anmuthig in ihrem leichten Flusse, dabei von blendendem Witze belebt. Doch fehlte es ihm, wie überhaupt allen Dichtern jener Zeit, an frischer Phantasie, wie sie Shakespeare zu eigen ist. Das eigentliche Feld für seine Begabung war die Sittenkomödie, und wo er sich, wie in „The Double-Dealer“, von dem Beispiele der Franzosen zum Charakterlustspiel verleiten ließ, versagte seine Kraft. Allerdings betrachtet er das Leben nicht von der Höhe einer geläuterten Moral herab; er steht mitten in dem sittenlosen Treiben seiner Zeit und führt den Pinsel mit cynischer Nonchalance. — Das Hauptgewicht seines Buches hat Schmid auf die erschöpfende Analyse der Stücke gelegt. Paul Seliger (Leipzig).

-o- Schweden und Lappland. In das Land der silberglänzenden, lichtdurchfluthetea Sommernächte und der bedrückenden, von keinem Sonnenstrahl erhellten Winterszeit führt uns L. Passarge in seinem jüngst erschienenen Werk „Fahrten durch Schweden und Lappland“ (Berlin, Fontane u. Co. 1897). — Einen berufeneren Führer als ihn, den weitgereisten, der Spanien und Portugal ebenso genau kennt, wie den arktischen Norden, wo er nunmehr zum viertenmal geweilt, können wir uns wohl kaum wünschen. Seitdem Südschweden dem Reiseverkehr erschlossen wurde, seitdem die großen Dampfschiffahrtsgesellschaften jährlich wiederkehrende Fahrten nach dem Nordkap veranstalten, ist es für jeden Durchschnittsreisenden die einfachste Sache von der Welt geworden, die Schönheiten der Länder zu sehen, welche mit denen unsrer und der südlichen Zonen so gar nicht verglichen werden können. Ob auch ganz zu empfinden und deren subtile Reize völlig auf sich wirken zu lassen, ist eine andere Frage. Denn diese Natur kommt unserm so ganz anders gearteten Wesen in keiner Weise entgegen, so wenig wie die Menschen dort. Wir machen mit unserm Führer eine Seefahrt durch die Schären der schwedischen Küste. Nachdem wir die Stadt hinter uns gelassen und einige winzige Nestsiedelungen passirt haben, deren Bewohner sich meist von Häringsfang nähren, ist alles Leben mit einemmal verschwunden und um uns nichts wie glühendes Blau. Der Dampfer geht durch Granitklippen und Steinböschungen hindurch, nirgends eine Spur von Vegetation, kein Weg, kein Baum, kein Grashalm. In dieser Natur ist nichts vermittelndes, nichts ausgleichendes, aber sie ist groß und erhaben in ihrer herben Klarheit. So geleitet uns Passorge — nachdem er Stockholm geschildert, das, mitten im schwedischen Urwald erbaut, doch die höchste Kultur einer modernen Hauptstadt zeigt, nachdem er uns nach Wisby mit seiner alten Stadtmauer und seinem hochaufragenden Vorgebirg gebracht und die Universitätsstadt Upsala berührt hat, in einer aufs anziehendste geschilderten Seefahrt nordwärts bis nach Haparanda. Wir versagen uns, dem Verfasser auf seiner weiteren Fahrt zu folgen und machen nur auf die prächtige Beschreibung Sellivara's aufmerksam, eines der gewaltigsten Erztager in Nordschweden. Stets zeigt sich Passarge als kundiger Beherrscher des von ihm behandelten Gebiets, sei es, daß er sich mit technischen Fragen beschäftigt, sei es, daß er Land und Leute vorführt oder sich ästhetischen Betrachtungen hingibt.

* **Köln,** 25. März. Gestern fand hier die 17. Generalversammlung der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde unter dem Vorsitz des Archivars Professor Dr. Hansen statt. Aus dem bei dieser Gelegenheit erstatteten Jahresbericht gewinnen wir folgenden Ueberblick über die Arbeiten und Veröffentlichungen der Gesellschaft: Seit der 16. Jahresversammlung gelangten zur Ausgabe: zwei Lieferungen des geschichtlichen Atlasses der Rheinprovinz; der 3. Band des Buches Weinsberg; die Urkunden und Akten zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt Koblenz bis 1500; Entwicklung der kommunalen Verfassung und Verwaltung Kölns bis 1396 (Preisschriften der Mevissenstiftung I). Unter der Presse ist der 1. Band der Weisthümer der Rheinprovinz, enthaltend diejenigen des trierischen Amts St. Goar. Abgeschlossen ist die unter Leitung von Prof. Lamprecht von Dr. Kötzschke-Leipzig bearbeitete Ausgabe des Werdener Urbarium, ferner das Urbarium von St. Pantaleon in Köln. Durch den Tod von Prof. Menzel ist die Arbeit zur Herausgabe der älteren rheinischen Urkunden, wie auch die Bearbeitung der ersten Abtheilung der erzbischöflichen kölnischen Regesten (bis 1100) ins Stocken gerathen. Die zweite Abtheilung wird noch in diesem Jahre im Druck begonnen werden. Von dem Geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz ist die Uebersichtskarte über die Territorien von 1789 (Maßstab 1 : 500,000) nahezu fertig. Der Druck des 4. Bandes des Buches Weinsberg hat begonnen. Die Zahl der vom Bibliothekar Dr. E. Pauli ème bis jetzt gesammelten kölnischen Inkunabeln beträgt etwa 1150. Als neues Unternehmen hat der Vorstand auf Antrag von Dr. Sauerland beschlossen, die Sammlung von Regesten zur Geschichte der Rheinlande aus dem vatikanischen Archiv 1294—1431 vornehmen zu lassen. Der Bearbeiter hofft ein Werk zu schaffen, das, mit dem äußerst wichtigen Pontifikat Bonifaz' VIII. (1294) beginnend, die sämmtlichen auf den Umfang der alten Erzdiözesen Köln und Trier bezüglichen Urkunden des vatikanischen Archivs wörtlich oder auszugsweise in chronologischer Reihenfolge enthält und so die Verhandlungen und Beziehungen der päpstlichen Kurie mit und zu den geistlichen und weltlichen Herren und Korporationen des Rheinlandes klarlegt.

* **Berlin.** Die höchst werthvolle Bibliothek des verstorbenen Geh. Justizraths Prof. L. Goldschmidt, die etwa 10,000 Bände umfaßt, ist zufolge testamentarischen Vermächtnisses in den Besitz der hiesigen Universität gelangt. Die Büchersammlung ist auf dem Gebiete des Handels-, See- und Wechselrechts nahezu vollständig und enthält besonders auch die meisten ausländischen Publikationen, die in den öffentlichen Bibliotheken zum Theil fehlen. An dem werthvollen Vermächtniß werden einzelne Institute und Seminare Antheil haben; die größere Menge der Schriften aber ist der Universitätsbibliothek überwiesen, die dadurch eine außerordentliche Bereicherung erfährt und nun manche Lücke auszufüllen vermag.

* **Brüssel.** Von der Regierung des Congo-Staates wird soeben eine neue Congo-Expedition organisirt, welche die Mission hat, die südlichen Gegenden dieses Staates wissenschaftlich zu erforschen. Falls es sich als durchführbar erweisen sollte, wird die Expedition den Rückweg über die Westküste nehmen, wobei sie den oberen Lauf des Kassai-Flusses und dessen zahlreiche Nebenflüsse übersetzen müßte. An der Spitze der Expedition wird Lieutenant Lemaire stehen.

* **London,** 28. März. Bei Sotheby, Wilkinson und Hodge gelangte letzte Woche ein guterhaltenes Exemplar der „Dritten Folio-Ausgabe“ der Shakespeare'schen Werke vom Jahre 1664 zur Versteigerung. Diese Ausgabe ist höchst selten. Die meisten Exemplare fallen bei dem großen Londoner Feuer 1666 verbrannt sein. Das in Rede stehende wurde für 260 Pfd. St. verkauft.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Grammatiken deutscher Mundarten Band 4. Emil Maurmann: Grammatik der Mundart von Mülheim a. d. Ruhr. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. — Ernst Müllendach (E. Lendach): Die Hansebrüder. Dresden, Leipzig, Karl Reißner 1898. — Ernst Wichert: Monte Carlo und andere Geschichten. Ebd. — B. Schulze-Smidt: Franzosen-Geschichten. Ebd. — Untersuchungen über die Lage des Hausirgewerbes in Deutschland. 1. Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Dr. E. J. P. Joriſſen: Erinnerungen an Transvaal 1876 bis 1896. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Seidel. Berlin, Dietrich Reimer 1898. — Franzius: Ein Ausflug nach Kiau-Tschau. Mit einer Karte. Vortrag gehalten in der Abtheilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft. Ebd. — Holdachs Sozioles System oder natürliche Prinzipien der Moral und der Politik mit einer Untersuchung über den Einfluß der Regierung auf die Sitten. Uebersetzt von Johann Umminger. Leipzig, Theod. Thomas 1898. — Liga Romana, Revista Săptămînală. Anul 3, No. 8. Dumineca 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 31. März. Nummer 72.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Bulle in München.

Uebersicht.

Zola's „Paris“ mit Rückblick auf „Rom“. Von Dr. Julius v. Werther. — Alaska zu Ende des Jahres 1897. Von Theodor Poesche. — Mittheilungen und Nachrichten. — Inhaltsverzeichniß zum I. Quartal.

Zola's „Paris“ mit Rückblick auf „Rom“.

(Letzter Theil der „Drei Städte“.)

Rom im März 1898.

Als vor 2 Jahren Zola's „Rom“ in dem hiesigen Journal „La Tribuna“, gleichzeitig mit dem Pariser ersten Abdruck, erschien, war die Aufmerksamkeit von ganz Rom auf dieses Werk im höchsten Grade gespannt, insbesondere nachdem „Lourdes“ vom Vatikan auf den Index gesetzt worden war, und der Papst sich energisch geweigert, dem vor dem Abdrucke Roms 6 Wochen (!) hindurch die ewige Stadt studirenden Autor eine Audienz zu ertheilen, um die er wiederholt inständig gebeten. Er ward weder vom Papste noch von einem der Kardinäle empfangen. Es war in der That von Zola überaus naiv (wie er sich übrigens auch in seinem großen Prozesse gezeigt hat!), zu glauben, daß Leo XIII. ihm eine Sitzung gewähren — könne, um das „innere“ Bild Seiner Heiligkeit anzufertigen, nachdem der Autor in Lourdes die Absicht offenbart hatte, dem Vatikan einen Lebensnerv durchzuschneiden! — Die Aufnahme, welche die ersten Feuilletons von „Rom“ hier fanden, war seitens der „Weißen“ eine sehr günstige, seitens der „Schwarzen“, die ja nach allem auf die heftigste Attacke gefaßt sein mußten, eine finster schweigende. Das Kapitel, in dem der Untergang der Sonne hinter St. Peter, vom Monte Pincio aus gesehen, beschrieben wird, war in den leuchtendsten Farben, der Wirklichkeit an Zauber nahekommend, abgefaßt und wurde bewundert. Aber je mehr Feuilletons von dem Romane erschienen, umsomehr nahm die Begeisterung der Quirinalischen Römer ab, und hellten sich die Gesichter der Schwarzen auf. Wer Rom jahrelang studirt und von Gregorovius gehört hat, daß er nach 30 Jahren noch Rom nicht völlig zu kennen glaubte — dem schien es allerdings, trotz aller Vorstudien, die man dem unermüdlichen Romanschriftsteller zutraute, im vorhinein unglaublich, daß er einen solchen Riesenstoff nach sechswöchentlicher Anschauung hätte bewältigen können. „Rom.“ Welch pompöser Titel! — Wenn er noch einen kleinen Theil der ewigen Stadt zu erschöpfen versucht hätte, — aber das ganze Rom, das antike, mittelalterliche, das Renaissance- und das moderne Rom! Alles in einem Bande und in 6 Wochen! — Da war sein Kollege Bourget vorsichtiger, der in seiner „Kosmopolis“ nur eine ganz winzige Ecke, ein Genrebildchen aus der römischen Fremdengesellschaft malte! Welche Ansprüche beschwor hier der unkluge, naive Zola herauf! Seine Rombeschreibung, bei der ihm auch noch mancherlei kleines Malheur hinsichtlich der Korrektheit passirte (beispielsweise gab er die berühmten Cypressen des Palatins für Pappeln aus!) ist nur für Franzosen abgefaßt, die Rom nie gesehen haben, oder für achttägige Rombesucher mit dem Bädecker unter dem Arme, — ja seine Gegner hier behaupteten direkt, daß die getreueren von diesen Beschreibungen gar nicht von Zola herrührten, sondern von irgendwelchem Reporter (man nannte Namen) ihm zugetragen seien. Ich will das nicht glauben, sondern nehme an, daß ein Schriftsteller, wie Zola, mit einem so rapiden, so intensiven Anschauungsvermögen, imstande war, nach entsprechender Vorbereitung in Paris, trotz aller Kürze der Zeit, selbst eine derartige Beschreibung Roms zu entwerfen. Wer Beschreibungen deutscher Städte von Franzosen kennt, wird sich ja leicht erklären, wie schnell ein Pariser auch mit Rom fertig werden kann!

Aber alle diese Einwände betrafen schließlich nur Zola's Lokal im Roman — wenn dies Lokal auch von Weltbedeutung ist. Trotz vieler steriler Reisehandbuch-Passagen, trotz starker Ungenauigkeiten konnten immerhin die Handlung und die Hauptfiguren echt und von einschneidender Bedeutung sein, wie die zahlreichen Freunde des berühmten Autors hofften. Denn Zola war hier der populärste Name und ist es jetzt wieder, nachdem ihm die Pariser den „Ehrentitel“ (das ist er in den Augen der Italiener) „Zola, l'Italien!“ gegeben haben. Außerdem — den Vatikan angreifen, ihn erschüttern, ja zerschmettern wollen, wie seine Anhänger von der „Tribuna“ ausposaunten, — welches erhabene Ziel!

Wer ist nun dieser Held, der eine solche That zu vollführen berufen ist? Wie ist der Zola'sche Reformator beschaffen? Er mußte doch wohl größten Stils sein: das durften des Autors eigene Freunde mit Recht erhoffen. Aber — o weh! — da stellte sich denn wieder nur das kleine Priesterchen vor, der Abbé Pierre Froment, mit dem man in „Lourdes“ wohl so weit sympathisirt hatte, als der dégout, den er gegen die dortige Heilswasserwirthschaft zeigte, von jedem, nicht der jesuitischen Richtung des Katholizismus anhängenden Leser hierselbst getheilt wurde. Wenn er den Wasserdienst von Lourdes als eine Glorifikation des Absurden, als einen mißlungenen Versuch, zum Kinderglauben, zur Ignoranz zurückzukehren bezeichnet, so hatte er damit bei einer großen Majorität hierselbst Zustimmung gefunden. Aber dieses nämliche, von Lourdes unbefriedigte Priesterlein (pretucola wurde er in hiesigen Zeitungen verächtlich genannt) ist vom Autor bestimmt, in „Rom“ eine neue Religion zum Durchbruch zu bringen! Auf Grund welcher Leistung? Er hat ein Buch geschrieben: eine neue Religion, welches in vatikanischen Kreisen Aufsehen erweckt hat. Die einflußreichsten Monsignori, die Kardinäle, der Papst selbst interessiren sich für dieses Buch; die jesuitische Partei fürchtet es und nach bangen, schweren Monaten unaufhörlichen Ringens gelingt es dem Priesterchen, eine Audienz beim Papste zu erlangen, um seine Reformirung der katholischen Kirche dem heiligen Vater vorzutragen. Wie kläglich fällt diese Audienz aus! Wie entstellt ist das Bild Leo's XIII.! — Es ist ja richtig, daß Zola nunmehr im 3. Bande seiner drei Städte, in

Digitized by Google

„Paris“ diesen Versuch des Abbé Pierre Froment als eine Thorheit, als eine Lächerlichkeit hinstellt. Ist es aber Zola erlaubt, einen solchen Aufwand für seinen Helden zu machen, wenn die gänzliche Unzulänglichkeit und Kraftlosigkeit, die kindische Thorheit desselben, die vom einsichtigen Leser des Romans schon im ersten Viertel erkannt wird, schließlich vom Autor selbst zugestanden wird? Wie darf er seinem Leser zumuthen, für einen so inferioren Helden sich zu interessiren und sich selbst damit gleichsam ein geistiges Paupertätszeugniß auszustellen?! Wenn eine Sache, die als eine große hingestellt wird — und in der That die allergrößte, allerwichtigste ist —, von einem solchen Schwachkopf vertreten wird, nämlich die Sache der erneuten Reformation des Katholizismus, so ist das geradezu eine Beleidigung jedes ernsten katholischen Lesers. Die Protestanten, die seit Jahrhunderten ihren Luther besitzen, bleiben ja in der ganzen Frage aus dem Spiele.

Der Jesuitismus, der durch Zola's „Rom“ getroffen werden sollte, lachte sich ins Fäustchen. Homerisch schallend soll geradezu im Vatikan gelacht worden sein, nachdem das letzte Kapitel des Romans erschienen war, obgleich, auf Anfragen hin, keiner von den Monsignori ihn gelesen haben wollte! — Wenn es also — selbst für einen Romanschriftsteller — ganz unerlaubt war, einen solchen jämmerlichen Vertreter einer neuen Religion, an dessen Aufgabe der Autor selbst nicht glaubte, auf die Beine zu stellen, so ist die Frage, was denn Zola dazu bewogen habe? — Eine Schilderung des Antagonismus zwischen Schwarzen und Weißen zu geben, die leitenden Persönlichkeiten des modernen Rom zu charakterisiren — scheint die einzige Antwort auf diese Frage. Das Milieu, oder wie der Italiener sagt: das Ambiente zu zeichnen! Ist das nun in dem Roman gelungen? Es gibt Niemand in „weißen“ Kreisen, der an die Echtheit von Zola's quirinalischen Figuren, abgesehen vielleicht an die des alten garibaldinischen Conte, glaubte. Der Baukrach Roms in den 80er Jahren, in den sich Zola ganz hineinkniet, war eine üble Episode, die ihre Schatten über Rom noch heute wirft, aber es war schließlich nur eine Episode, und sie wird vorübergehen. Es ist nicht richtig, daß in diesen Bauschwindel alle weißen Kreise verwickelt waren, und wenn sie es annähernd gewesen sein sollten, daß sie sich nicht mit der Zeit davon frei gemacht hätten. Eine öffentlich erkannte und zugestandene Korruption ist keine öffentliche Gefahr mehr. Wie schwierig und komplizirt auch die Rekonstituirung und Sanirung des neuen Roms aussieht, es ist keineswegs daran zu verzweifeln, wie Zola thut. . . Die Jugend — die sich übrigens viel mehr mit unsern deutschen Werken beschäftigt, als wir mit den italienischen — ist ernst an der Arbeit. — Was aber das vatikanische Milieu betrifft, so ist beispielsweise die Zeichnung des Kardinal„Feigenvergifters“ lediglich eine absurde Reminiscenz aus der Borgiazeit zu nennen. Das Anekdotenhafte herrscht völlig, man hört die Diener im Vatikan untereinander tratschen. Wenngleich die von Zola beschriebene abendliche Fahrt von Frascati durch die Campagna herein nach Rom eine landschaftliche Stimmung ersten Ranges hat, so ist doch die dabei servirte Anekdote vom vergifteten Hühnchen geradezu kindisch. Der Schluß des Romans, in dem eine jungfräuliche Dame der höchsten schwarzen Aristokratie sich vor dem Abbé Pierre und einem anderen Geistlichen splitternackt auszieht, um mit ihrem durch Vergiftung endenden Geliebten noch die Ehe rasch zu vollziehen, sowie überhaupt die ganze schmutzige Ehescheidungsgeschichte ist wohl von Zola einzig deßwegen geschrieben, um nach vielen öden Stadtbeschreibungen das von gewissen Lesern sehnlich erwartete Sensationelle und Pikante — das Cynische nicht vermissen zu lassen! —

Es war nöthig, auf Rom zurückzugreifen, um die Stellung des Helden Pierre Fromont in dem neuesten Roman „Paris“ uns sofort klar zu machen. Pierre hat Rom, das er als „unfähig jeder Wiederauferstehung, in seinen Ruinen absterbend, einem großartigen verschwindenden Schatten gleichend, dem Staube der todten Religionen bereits vermählt“ erkannt hat, verlassen und ist nach Paris, seiner Heimath, zurückgekehrt. Zum einsamen Skeptiker geworden, hat er sich ganz und allein den Werken der Barmherzigkeit ergeben; er steht dem alten, „unverbesserlichen Almosenschenker“ Abbé Rose — eine sympathische, fein gezeichnete Figur — im Aufsuchen des Elends bei. Aber das Kleid des Priesters drückt fast unerträglich auf seine Schultern, im Bewußtsein der „fortwährenden, wenn auch erhabenen Lüge, daß er, der Ungläubige, über dem Glauben Anderer keusch zu wachen habe“. Das Problem einer neuen Religion, einer neuen Hoffnung — „so nothwendig für den Seelenfrieden der Zukunftsdemokratie“ — quält ihn noch immer, aber er findet keine Lösung. Zwischen der Exaktheit der Wissenschaft und dem „brennenden Durste der Menschheit nach überirdischen Illusionen“ scheint ihm keine Vereinigung möglich. Wenn aber mit der Idee der Barmherzigkeit, deren Wirksamkeit ihm mehr und mehr ungenügend erscheint, das Christenthum überhaupt in Scherben geht, was dann?

Die Aufstellung und Lösung dieses Problems, dargestellt im Gange der Erfahrungen, in der weiteren psychologischen Entwicklung Pierre Froments, ist nun die Quintessenz von Zola's „Paris“. — Die völlige Unzulänglichkeit, der Noth und dem Elend durch das Almosenwesen abzuhelfen, wird ihm von Tag zu Tag einleuchtender. Wir sehen ihn in den hohen Finanzkreisen für seine Armen betteln und lernen diese Gesellschaftszirkel dabei kennen. Die Barmherzigkeit wird dort nur als Sport von eleganten Damen und journalistischen Strebern betrieben; die Wohlthat kommt, über abgeschmacktem bureaukratischen Formelwesen, fast immer zu spät für den Armen und Unglücklichen. Der Einblick in die Korruption, welche die durch Ausbeutung reich gewordene Bourgeoisie, die Hauto finance auf Minister und Parlamentarier, auf die alte Aristokratie, auf die Presse, ja selbst auf die Justiz ausübt, läßt den Helden an der modernen Gesellschaft allmählich verzweifeln. Er wird Zeuge eines Bombenattentats, das ein armer Teufel von Arbeiter, dessen Noth er kennt, gegen den Palast Duvillards, des ersten Bankiers von Paris, des Hauptverderbers, verübt, ein Attentat, das nur einer armen, unschuldigen Putzmacherin das Leben kostet. Bei dieser Gelegenheit lernt er seinen eigenen Bruder Wilhelm, mit dem er seit langen Jahren zerfallen ist, von neuem und näher kennen. Dieser Wilhelm ist Chemiker, hat ganz insgeheim ein Explosiv erfunden, dessen Wirkung eine ganz ungeheuerliche, nie dagewesene ist. Eine mit diesem Explosiv gefüllte Cartouche ist dem Chemiker von dem Attentäter Satvat, einem Mechaniker, der bei ihm eine Zeit lang gearbeitet, gestohlen worden, und mit dieser nämlichen Cartouche war die Bombe gefüllt. Der Chemiker ist ebenfalls bei dem Attentat zugegen (Alberich und Mime im Siegfried!), springt hinzu, um es zu verhindern, kommt aber zu spät, wird schwer am Arme verletzt und von Pierre in das väterliche Haus geführt, das der Abbé allein bewohnt. Der Chemiker fürchtet Entdeckung des Attentäters und dadurch Enthüllung seines Explosivgeheimnisses und bleibt deßhalb bis zu seiner Ausheilung, etwa 4 Wochen, bei seinem Bruder. Wilhelm wird hier von unzufriedenen „Ehrenmännern“ besucht. Wir lernen zwei Gemeinderäthe kennen, ehemalige Communarden, von denen der eine auf Proudhon und Comte, der andere auf Saint Simon und Fourier schwört. Pierre muß sogar einen alten unverbesserlichen Revolutionär und Verschwörer, der in seinem Leben

Digitized by Google

mehr gesessen als Freiheit genossen, bei sich beherbergen. Diese Gesellschaft beginnt nun allmählich auf unsern in Gährung befindlichen Priester zu wirken und ihn immer mehr zu zersetzen.

Bruder Wilhelm, der von nun an die eigentliche Führung des Romans übernimmt, und der stärkere Held wird, hegt folgenden grandiosen Gedanken:

Das Explosiv, das er erfunden hat, soll praktisch, d. h. für Kanonen verwerthet, dazu dienen, um Frankreich die Uebermacht über alle Nationen der Welt zu geben, aber lediglich zu dem Zweck, daß Frankreich, nach Einnahme dieser Weltstellung, den anderen Nationen den ewigen Frieden diktire!

Man wird mir zugeben, daß dieser in den Mittelpunkt des Romans gestellte, ganz ernsthaft gemeinte Satz zum mindesten — naiv, und jedenfalls so charakteristisch französisch ist, daß Zola's Feinde sehr unrecht hatten, als sie ihn jüngst: „Zola, l'Italien" schimpften!

Pierre lernt darauf das Hauswesen des Chemikers kennen, das er, solange er noch ein gläubiger Priester war, ängstlich gemieden. Das reinste, edelste, friedlichste Idyll stellt sich ihm dar. Ein trautes Häuschen auf dem Montmartre, in herrlichster Lage, ein entzückendes, kleines Gärtchen, in dem die Obstbäume gerade aufknospen, ein Arbeitszimmer mit einer himmlischen Aussicht über Paris, drei Söhne Wilhelms, junge Riesen, von Gesundheit und Arbeitskraft strotzend, die Braut Wilhelms, ein junges Mädchen, das stets am Waschtrog oder am Herde mit aufgeschlagenen Aermeln steht und Arme von üppiger Kraft und Fülle zeigt, endlich eine Großmutter, die waltende Weisheit selbst —, Alle leben in ewigem Frieden, in Heiterkeit, Liebe und Tugend! — Und warum das? — Weil sie arbeiten! — Mit emsigstem Fleiße sind die drei Söhne in dem großen Arbeitszimmer vor dem Riesenfenster beschäftigt, das die Aussicht über Paris eröffnet (sie wird ungefähr 20 mal beschrieben) und Gelegenheit gibt, fortwährend Reflexionen über die Immensität der Stadt zu machen. Einigkeit, väterliche Liebe, kindlicher Gehorsam und treue Brüderlichkeit herrschen in diesem Raume. Wenn nur der Vater nicht immer an dem vermaledeiten Explosiv arbeitete! — Der Gedanke daran verdirbt einem das ganze Idyll! — Man sieht nun schon, wo der Autor seinen Pierre hinleiten will! — Dieser ist anfangs dem Familienstück gegenüber ziemlich spröde, aber mit der Zeit äußern die kraftstrotzenden Arme der drallen Wäscherin und Köchin eine solche Anziehungskraft auf den skeptischen Priester, daß er durch das Mädchen schließlich bewogen wird, sein Priesterkleid abzulegen und ein Jaquet anzuziehen! Mit diesem Schritte wird er nun eigentlich als Held ausgeschaltet. Aber es ist dies nicht die einzige Wirkung des frischen Mädels, das ganz naiv vergißt, daß sie Bruder Wilhelms Braut ist —: sie bringt unsern Peter auch dahin, daß er das Velociped besteigt. Das Velociped statt des Altars! In einem längeren Kapitel lernen wir nun die Reize dieser Kunst, wenn sie in der Umgegend von Paris ausgeübt wird, kennen. Veler, der Reformator, auf dem Rade! — Er zeigt sogar Talent zum Radeln, und auf einer solchen Radeltour an einem frischen, duftigen Maienmorgen kommt es beinahe zu einer Liebeserklärung. Aber Pierre geht in sich, er findet es abscheulich, sich in des Bruders Braut zu verlieben, er zieht sich von Wilhelms Haus zurück. Hierin nun unterscheidet sich Zola sehr wesentlich von seinen romanschreibenden Landsleuten. Jeder andere französische Autor würde nun hier den clou des Romans gesehen haben, die scène à faire — nämlich rasende Eifersuchtsscene zwischen zwei Brüdern, Mord und Todtschlag — kurz: Braut von Messina! — Nichts von alledem bei Zola. So etwas würde sich auch für einen rationellen Chemiker, welcher der Welt mittels seines Explosivs doch den ewigen Frieden geben will, keineswegs schicken! Wilhelm bietet gemüthvoll seinem Bruder seinen bisherigen, etwas kühl geliebten Schatz an, da er von der Neigung Beider zu einander überzeugt sei. Allerdings macht ihm dieser Schritt einiges Herzweh, aber doch nicht so starkes, daß der Leser es mitempfindet. Pierre ist natürlich darüber tief gerührt, nimmt aber das große Geschenk erst nach einigem Zaudern an; ganz desgleichen Maria.

Inzwischen wird uns eine Schwurgerichtsverhandlung beschert (nämlich im Romane!) und dann eine Hinrichtungsscene. Es ist die Aburtheilung des Bombenwerfers Salvat, für den Zola, respektive Pierre, und noch mehr dessen Ersatzheld Wilhelm eine ganz bedenkliche Hinneigung zeigen. Wenigstens versucht Zola alles, was nur irgendwie zugunsten des Anarchisten, zur Motivirung seiner That aufzubringen ist, hervor und setzt es in helles Licht — (nach Bruder Wilhelm ist dieser Salvat nur ein durch die Noth gehetztes Wild, ein närrischer Phantast, ein „auf Abwege gerathener Märtyrer"!), wogegen dann das Verhalten des Untersuchungsrichters, des Staatsanwalts und des Gerichtspräsidenten in ein sehr greuliches Licht gesetzt wird! Die egoistische, herrschsüchtige, ausschlachtende, korrumpirte Bourgeoisie fällt mit Blutgier über das arme Opfer her! Die Leiden der unschuldigen Familie des unglücklichen Wahnbefallenen werden dann geschildert. Wilhelm und Pierre wohnen der Gerichtsscene wie der Hinrichtungsscene bei, und Wilhelm wird durch einen Blick des zur Guillotine schreitenden Opfers der Gesellschaft so tief berührt, daß allmählich sein rationelles Chemikergehirn zu degeneriren beginnt.

Wir kommen zu dem tiefsinnigsten Theile des Romans —, so tiefsinnig, daß bis zum Unsinnigen nur ein ganz kleiner Sprung ist, oder eigentlich gar keiner mehr!

Man wolle selbst urtheilen! — Die schauderhafte Pariser Korruption, von der Wilhelm bei der Gerichtsverhandlung und Exekution Zeuge war —, vielleicht auch ein wenig die etwas eilige Cession des Mädchens an die brüderliche Liebe, bringen den ursprüngtich so friedlichen, so kaltblütigen Erfinder zu folgendem ganz teuflischen Plane:

Um der Welt ein furchtbares Exempel zu statuiren, will er die Kraft seines Explosivs an der neu gebauten Kirche des Sacré Coeur, die ihn schon seit längerer Zeit ärgert, ausprobiren und hat deßhalb eine große Quantität des fürchterlichen Explosivs bei nächtlicher Weile in das Souterrain der Kirche geschafft, um diese mitsammt 10,000 Pilgern während der Benediktion in die Luft zu sprengen! Mit Großmama, der weisen, tapfern, gefaßten, hat er diese Indiellustsprengung, wobei er selbst mit auffliegen will, verabredet. Aber nun zeigt sich Pierre im Gegensatze zu früher von der gesunden Seite, nach welcher ihn das Arbeitsprinzip seiner Neffen und das ewig Weibliche hinübergeschoben. Er schleicht seinem Bruder in das entsetzenerregende Souterrain nach und erklärt, um ihn an der That zu verhindern, daß er nur über seiner Leiche sie vollführen könne. Wilhelm theilt ihm mit, daß er längere Zeit überlegt habe, ob er nicht lieber die Große Oper, oder die Börse, oder den Triumphbogen (weil er den Krieg verherrliche) zerstören solle —, am liebsten aber den Justizpalast (um endlich Justiz an unsrer modernen Justiz zu üben!!), dann aber sei er doch wieder auf die verdammte Jesuitenkirche zurückgekommen. Erstens sei es am leichtesten, sie zu zerstören, und dann sei die Kirche doch geradezu ein Schlag ins Gesicht des modernen, wissenschaftlich aufgeklärten Paris, der Stadt als Inbegriff von Wahrheit und Gerechtigkeit! (Der Roman ist doch wohl vor dem Prozesse Zola geschrieben!?) „Der Tempel stürze ein sammt seinem Gotte der Lüge und der Sklaverei! — Sie haben Salval guillotinirt, ich habe

Digitized by Google

sein Testament in seinem letzten Blick gelesen, ich bin sein Testamentsvollstrecker geworden! Erst wollte ich Frankreich mein herrliches Explosiv als Mittel zum Weltfrieden schenken; nachdem ich aber erkannt, daß es dessen nicht würdig ist, verehre ich es allen Völkern, damit sie, aus Entsetzen über seine Wirkungen, endlich einmal abrüsten!" —

Man sieht: unser rationeller, gesunder, tugendhafter Chemiker ist plötzlich ein verrückter Anarchist geworden! — Zwingendes Motiv: unbekannt. Zweck: um eine nächtliche Schauerscene zwischen zwei Brüdern zu schreiben. Kain schlägt Abel nieder, aber Gott sei Dank nicht tödlich; am bewußtlosen Bruder kommt Wilhelm selbst wieder zum Bewußtsein und steigt mit dem Bruder wieder hinauf in die schöne Welt. Das Explosiv bleibt unheimlicherweise bis zum Schlusse des Romans immer noch unter der Kirche.

Der Autor überspringt nun 15 Monate und überrascht uns am Schlusse seines Romans mit einem lieblichen Genrebilde: Peter an der Wiege seines 4monatlichen Söhnleins —, der Reformator mit dem bébé! — dann ein noch lieblicheres Bild: die junge, kraftstrotzende Mutter, ihr Kind säugend und Schwager Wilhelm, glückseligkeitstrahlend, daneben stehend! — Die Arbeit — Peter ist Mechanikergehülfe geworden und schwärmt für Motoren — und das Weib haben den Skeptiker kurirt. Er will nichts mehr von der christlichen Religion, „der Religion des Todes und der Torturen", wissen, die ihm nur „ein alter Aberglaube" zu sein scheint, nur „ein hinfälliger Kodex, aus dem höchstens ein paar moralische Maximen gezogen werden können!" Er will nichts mehr von „dem Gott-Scharfrichter des Katholizismus, der außerhalb des Universums sich befinden soll", hören! Eine neue Religion, frei „nach Fourier", wird die Religion der Zukunft sein: die gemeinsame Arbeit. Gerechtigkeit und Wahrheit sind selbstverständlich, ganz wie im Prozeß Zola, auf jeder Seite die Stichwörter.

Man sieht: die Lösung des Problems ist nichts weniger als neu und originell. Vide Goethe: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß! Und: das ewig Weibliche zieht uns hinan! — Nur ein bißl poetischer geht's bei Goethe her, als bei Zola. Auch ist der Gedankenkreis ein wenig weiter.

Am Schlusse des dreibändigen Opus also erscheint der reformatorische Held desselben als eine lächerliche Figur; der in „Paris" aufgestellte Ersatzheld aber ist überhaupt existenzunfähig.

Dagegen ist das Milieu von „Paris" entschieden besser getroffen, als das von „Rom", welches Zola nicht kennt, während er in ersterem lebt. Der allmächtige Bankier Duvillard, als Sklave seiner Maitresse, der Schauspielerin Silviana, für die er Minister stürzt und kreirt (Ministerium Silviana!), ferner Modame und Mademoiselle Duvillard, die sich um einen heruntergekommenen Aristokraten balgen, der Sohn Duvillards, abhold dem weiblichen Geschlecht, an dem eine verschrobene, kosmopolitische deutsche Prinzessin von Harn (sic!) vergeblich ihre Verführungskunst versucht — das sind alles lebensgetreu ausgeführte Figuren, allerdings mit herber Satire und Cynismus. Der idealistische wie der materialistische Ministerpräsident scheinen dal vero gezeichnet zu sein, und wir brauchen die Franzosen nicht um sie zu beneiden! Die Vertreter der opportunistischen und der radikalen Presse ferner mögen sich bei Zola für die Art ihrer Darstellung bedanken; der Reporter besitzt wenigstens den Vorzug cynischer Aufrichtigkeit. Endlich die Parlamentorier! Wenn das wirklich die Typen des französischen Parlaments sind, so brauchen wir eine Rehabilitirung Frankreichs in puncto Moral auf langehin nicht zu besorgen. Es sind lauter Panamisten: Alles ist Korruption in Zola's „Paris". Das Bild des modernen Babels ist so schwarz und brennend roth gemalt, daß die einzige Hoffnung schließlich auf den drei Söhnen Wilhelms, also auf der studirenden Jugend beruht. Leider haben sich die Studenten aber dem großen Pessimisten gegenüber, der im Grunde doch ein großes idealistisches Kind ist (sonst wäre er kein großer Romonschreiber!), während des letzten Prozesses sehr undankbar für diese gute Meinung erwiesen, und es fragt sich, ob der der ergrimmte Autor, wenn er heute „Paris" zu schreiben hätte, seine Ansichten über die Studentesla nicht bedeutend modifiziren würde.

Selbst der Repräsentant der Zukunftsmacht, der Wissenschaft, der gefeierte Chemiker und Akademiker Bertheroy ist kein reiner loyaler Charakter, sondern im Grunde nur ein Ordens- und Stellenjäger, ein Gutmacher, ein Vertuscher, ein diplomatisirender Alleswisser.

Und trotz alledem apotheosirt Zola am Schlusse Paris! — Die bis zum Ueberdrusse wiederholte Beschreibung der Stadt (der Roman krankt überhaupt an Wiederholungen!) immer durch das Aussichtsfenster gesehen, wird schließlich dadurch gekrönt, daß die schrägstehende Sonne ganz Paris gleichsam mit Goldkörnern überstreut! Wenn auch diese Beschreibung vom Autor glänzend durchgeführt ist, so glaubt man doch, auf Grund des Inhalts seines Werkes, keineswegs an die Wahrheit der Zola'schen Prophezeihung, die er an dieses zauberhafte Bild knüpft: Paris, das Gehirn der Welt, das Zentrum aller Völker, die Gebärerin der Religion der Wissenschaft und des von der Demokratie erwarteten neuen Glaubens, — Paris: die Wahrheit und Gerechtigkeit — das alles sind Phrasen, an die möglicherweise der Verfasser heutigestags selbst nicht mehr glaubt, — ebensowenig vielleicht, als an die neue Religion seines Vater in Rom.

Dr. Julius v. Werther.

Alaska zu Ende des Jahres 1897.[1])

Von Theodor Poesche.

In San Francisco feierte man im letzten Januar den 50jährigen Jahrestag der Entdeckung des Goldes in Californien, weil man dort erkannt hatte, wie wichtig jene Entdeckung für Ausdehnung und Aufschwung des Welthandels war, der nie wieder von jener plötzlich erklommenen Höhe herabsinken sollte. Nach 49 Jahren wiederholt sich in Nordamerika der Zug nach dem Goldlande, diesmal nach Alaska, und die Folgen dieses Zuges werden diesmal denen des ersten Zuges nicht nachstehen. Ich möchte gern bei Eröffnung des Zuges eine Uebersicht über die Zustände geben, die in dem Lande, welches das Ziel desselben ist, herrschen, das mangelhafte Material jedoch erlaubt dies nur in beschränktem Maße. Die Goldstatistik Alaska's läuft naturgemäß vom 1. Oktober jeden Jahres bis zum 30. September des nächsten, denn dies ist das Erntejahr Alaska's. Der Winter ist nämlich die Zeit, in welcher der Bergmann den wichtigsten Theil seiner Arbeit vollbringt. Wo er goldführende Schichten vermuthet, legt er brennende Scheite auf den Boden, welche die untere Schicht einige Zoll schmelzen, so daß sie in Schollen gebrochen und fortgeschafft werden kann. So entsteht ein schmaler Graben, der bald zur goldführenden Schicht führt, die in der beschriebenen Weise gebrochen und in das Freie geschafft wird. Dort bleibt die Erde liegen, bis die Sonne sie aufgethaut

[1]) *The connaissance of the gold fields of southern Alaska.* By *George F. Becker.* Washington, Government Printing Office 1898. — *Geology of the Yukon gold district, Alaska.* By *Josiah Edward Spurr* and *Harold B. Goodrich.* Washington, Government Printing Office 1898. — *Map of Alaska.* Washington, Government Printing Office 1898. — *Agriculture in Alaska.* Washington, Government Printing Office 1898.

Digitized by Google

hat. In den kurzen Sommermonaten wäscht der Bergmann im fließenden Wasser das Gold aus der Erde, so daß er, wenn er Glück hatte, Ende des Sommers, das Gold in seinen Taschen, einen Dampfer der Yukonflotte besteigen und stolz nach der Heimath fahren kann. Ende Sommers läßt sich daher eine Uebersicht über die Arbeit des letzten Jahres und ihre Resultate gewinnen, nicht eher, und deßwegen sollte die Goldstatistik von Alaska um diese Zeit erscheinen. Das sind Wünsche, auf deren Erfüllung wir wahrscheinlich lange werden warten müssen. Unterdessen gebe ich über den gegenwärtigen Zustand Alaska's und seiner großen Industrie, was sich auftreiben ließ.

Der Bericht des Münzdirektors der Vereinigten Staaten für das Jahr 1897, welcher über den Aufschwung der Goldindustrie in diesem Jahre Aufschluß geben soll, fehlt noch. Der Bericht für 1896 gibt für Alaska eine Goldausbeute von 2,861,307 Dollars. Schneller ist das Geologische Bureau von Canada; wir erhalten hier folgende Zahl, der wir zum besseren Verständniß aus dem Bericht des Münzdirektors der Vereinigten Staaten die Zahlen für die vorhergehenden drei Jahre über die Goldproduktion Canada's vorherschicken, die sich alle hauptsächlich auf Alaska beziehen. Canada produzirte:

1894	1,042,100	Dollars Gold
1895	1,910,900	" "
1896	2,810,200	" "
1897	6,190,000	" "

In den Sommer von 1896 fällt die Auffindung der reichen Klondykeminen, und man sieht aus obiger Tabelle, wie diese die Goldproduktion vermehrten. Man darf daher für die Zukunft einer schnellen Zunahme der Goldgewinnung entgegensehen, was ein Blick auf die Karte von Alaska bestätigt, die an vielen Orten Gold und Kohlen zeigt, jene beiden mächtigen Elemente der Weltindustrie. Dieses Jahr hält eine große Lehre für die Alaskafahrer in Bereitschaft; die Zeitungen schätzen die Zahl der Wanderer auf 100,000 und in der That sollen sich heute schon (Mitte März) in Dyea und Skaguay, am Ufer des Westmeeres, 20,000 Menschen befinden. Wie viele von diesen werden im Sommer 1899 noch in Alaska sein? Die Erfahrung antwortet, daß nur sehr wenige von ihnen dann noch dort sein werden. Alles ist gegen sie: das Thermometer zeigte letzten Winter — 76° Fahrenheit und im kurzen Sommer ist die Mückenplage kaum zu ertragen, gegen welche sich die Eingeborenen durch Einschmieren des Gesichtes mit einer Mischung von Fett und Kohle zu schützen suchen. Wie wird eine solche Menschenmenge ernährt? Die alte und erfahrene Hudsonsbai-Gesellschaft verordnet für ihre Angestellten täglich eine Ration von 6 Pfund Fleisch oder 12 Pfund Fisch. Das würde für das Heer der Goldsucher eine überaus große Masse Proviant ergeben. Jetzt sucht man durch Jagd das Nöthige herbeizuschaffen. Im Winter von 1896 auf 1897 sollen 15,000 wilde Renthiere auf den Markt von Alaska gekommen sein. Die wilden Gänse, welche die Vorrathskammern der Hudsonsbaileute füllen, gehen schnell ihrer Ausrottung entgegen einem solchen Feinde gegenüber, wie die Armee der Goldsucher ist. In späterer Zeit werden die Herden zahmer Renthiere, welche aus Sibirien und Norwegen eingeführt werden, allen Bedürfnissen genügen.

Neben der Fleischbeschaffung geht die Produktion von Gemüsen her, ohne welche der zivilisirte Mensch nicht leben kann. Schon hat dort der Gartenbau angefangen, gegen welchen der berühmte schottische Gartenbau verschwinden wird. Die Goldgräber haben das Geld, für theure Produktionskosten zu bezahlen, und das allein entscheidet. Baumwollene Decken schützen heute schon die zarten Pflänzchen gegen die Kälte „eiserner Nächte". Im südöstlichen Alaska wachsen Beeren aller Art, Erdbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren und Heidelbeeren im Ueberfluß.

Gobineau sagt in seinem bekannten Buche De l'égalité de la race humaine, die Arier würden am Nordpol, falls sie sich dort niederließen, eine mächtige Kultur begründen; jedenfalls thun sie dies heute in dem dem Pole nahen Gebiete von Alaska.

Mittheilungen und Nachrichten.

-e. **Neuere Bismarck-Literatur.** Es vergeht jetzt fast keine Woche, daß nicht eine mit dem großen Reichskanzler sich beschäftigende Publikation erschiene. Des Guten fast zu viel! so könnte man sagen, wenn nur wirklich auch die Sachen alle gut wären. Aber leider geht es hier, wie auch auf anderen Gebieten, daß die gröbste Spekulation sich des Namens des großen Mannes bemächtigt und nur rein auf den ersten Effekt berechnete Erzeugnisse auf den Markt wirft. Man muß deßhalb heute bei dem Anzeigen der von Bismarck handelnden literarischen Neuigkeiten schon sehr vorsichtig sein, um nicht den Weizen mit der Spreu zu vermengen. — Die Poschinger'schen Veröffentlichungen heben sich schon um ihrer ganzen Anlage und ihres rein historischen Zweckes willen als höchst bedeutend aus jener Masse heraus. Das wohlbekannte Regestenwerk: Fürst Bismarck und der Bundesrath. Von Heinrich v. Poschinger ist soeben beim 3. Band angelangt und behandelt Bismarcks Thätigkeit im Bundesrath des Deutschen Reichs von 1874 bis 1878, eine Periode, in der Bismarck besonders selbstthätig und schöpferisch auftrat. Der Reichthum, die annähernd erreichte Vollständigkeit des angesammelten Stoffes lassen auch diesen neuesten Band nicht nur als die höchst nothwendige Unterlage für jede spätere, zusammenfassende Geschichte der politischen Thätigkeit Bismarcks, sondern auch jetzt schon als wirkliche Fundgrube politischer Weisheit für unsre Parlamentarier erscheinen. — Neben dieser großen Veröffentlichung geht eine kleinere, in demselben Verlage (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) erscheinende her, das Bismarck-Portefeuille. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Es ist das gleichsam eine Sammlung von Abfällen, die ja aber auch ihren Werth haben und, wie es scheint, mehr zu rein biographischem, als zu historisch-politischem Zwecke aufgespeichert worden sind. In dem soeben erschienenen 2. Bande dieses Portefeuilles berichtet Poschinger (nach französischen Quellen) über die Unterredungen Bismarcks mit hervorragenden Franzosen während seines Aufenthalts in Versailles, wobei er fortwährend Gelegenheit nimmt, sich gegen die Darstellung derselben Vorgänge in Kohls Bismarck-Regesten zu wenden. Daß daneben auch die Dankschreiben, die Bismarck aber gar seine Söhne und Räthe für ihn zu verschiedenen Gelegenheiten erlassen haben, veröffentlicht werden, halten wir zum mindesten für überflüssig. — Neben diesen Sammelwerken hebt sich höchst vortheilhaft aus der neuen Bismarckliteratur die Biographie des Fürsten hervor, die Ed. Heyck in der von ihm herausgegebenen Sammlung „Monographien zur Weltgeschichte" (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing) veröffentlicht. Es ist eine ganz neue und eigenartige Darstellung des Lebensgangs und Lebenswerks des großen Kanzlers, die uns hier entgegentritt, der erste Versuch einer konsequent durchgeführten psychologischen Analyse des Mannes und seines Wertes. Man braucht den Heyck'schen Urtheilen über Bismarcks Werdegang, besonders denen über den Studenten Bismarck und seine Beeinflussung durch romantisch-großdeutsche Ideen, nicht in jeder Einzelheit zuzustimmen, wird sich aber doch durch den Reiz eines tieferen und geistvollen Zusammenhangs in der Auffassung und Darstellung unwillkürlich gefangen nehmen lassen. Neues Material konnte und wollte wohl auch der Verfasser dieser Biographie nicht beibringen, aber er hat das längst bekannte und vorliegende mit neuem und eigenem Geiste durchdrungen, der uns das kleine Werkchen werth macht. Schade, daß der fast überreiche und oft überflüssig von allen Seiten herangezogene Bilderschmuck uns diese Darstellung nur in kleinen Stücken, auf Viertel-, Achtel-, Sechzehntelseiten, genießen läßt. Für ein in solcher Weise illustrirtes Buch ist dieser Text fast zu gut.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß zum I. Quartal 1898 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagennummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Aufsätze, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Soziales.

Die polnische Bewegung in den preußischen Ostmarken 62.
Die Disciplinarverhältnisse der Privatdozenten in Preußen 22.
Die Erwerbung von Kiao-tschau vom Standpunkt des Völkerrechts und Staatsrechts 24.
Die Errichtung eines Reichsmilitärgerichtshofes und die bayerischen Reservatrechte 11.
Ein Votum zur württembergischen Verfassungsreform 30.
Der österreichische Kaisertitel 3, 4.
Militarismus und französische Zustände 52.
Die Entdeckung Amerika's in ihrer Beziehung zur deutschen Nation 5.
Die Zukunft Palästina's 30.
Ostasiatische Fragen und Urtheile 8.
Atjeh und die Holländer 47.
Wie Hawaii amerikanisch wurde 59.
Kirchenpolitische Briefe XXXI—XXXIII 1, 25, 47.
Die Anfänge des evangelischen Bandes und seine Preßthätigkeit 51.
Das Armenrecht in der Zivilprozeßordnung 32.
Entmündigung 58.
Diebstahl an Elektrizität 68.
Zur Kritik der neuen österreich. Zivilprozeßordnung 35.
Wirthschaft und Recht 12, 41.
Die Epochen der deutschen Agrargeschichte und Agrarpolitik 70, 71.
Bienenzucht als Hebel zur Volksveredlung 58.
Volkswirthschaftlicher Werth von Stadtcanalisirungen 64.
Handelskrisen 49, 50.
Die Befriedigung des Kommunalkredits in Preußen auf dem Anleihewege 26.
Die Grundentlastung unter Napoleon I. 5.
Ueber Winterhäfen auf der bayerischen Donaustrecke 28.
Aus der ungarischen Marmarosch 50.
Die Austheilung der Staatsgüter in Rumänien 38.
Neukatastrirung des Grundeigenthums in Frankreich 6.
Wirthschaftliche Lage und Bedeutung der östlichen Mongolei und westlichen Mandschurei, insbesondere in ihrem Verhältniß zu Rußland 18.
Das Konkurrenzgespenst der sibirischen Eisenbahn 71.
Berichtete Ansichten über einige amerikanische Verhältnisse 39.
Westöstliche Kontraste 28.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

Schiffahrt und Wanderungen zur See in der Urzeit Europa's 51.
Ein vergessener Millenartag 13.
Die Unechtheit der Passion des h. Florian 53.
Zur Geschichte Italiens im Mittelalter 31.
Das normannische Lehnsrecht in Süditalien im 12. Jahrhundert 63.
Zur Geschichte des Humanismus 22.
Grundfragen der Reformationsgeschichte 11.
Zum 400jährigen Jubiläum des Joh. Henterus 69.
Der Kölnische Krieg 42, 43.
Die Matrikel der Universität Leipzig 55.
Deutsches Recht in Südrußland 63.
Die Entstehungsgeschichte der bayerisch-französischen Allianz von 1670 38, 39.
*Zur Geschichte der Maria Theresien-Thaler 11.
*Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen 28.
Deutsche und französische Ideengänge in der Geschichte Rußlands 19.
Schicksalsboten im Hause Wittelsbach 65.
*Wann endigte die erste französische Republik auch dem Namen nach? 43.
Zur Psychologie des Krieges und der Kriegszeiten 36.
Bierstudien 9.
Erinnerungen von Ludwig Bamberger 23.
Max Lassen † 42, 43, vergl. *4.
*E. A. Bond † 3.
*G. A. Sacharjin † 4.
*Konstantin Hoefler † 2.
*Ernest Hamel † 4, 5.
*James Legge † 5.
*Joh. Adolf Tomaschek † 7.
*Ernest Hart † 7.
Erwin Rohde † 21; vergl. *9, 10.
*Jean Linden † 11.
*Rudolf Adamy † 12.
*Mario Tabarrini † 12.
*Mary Gowden Clarke 15.
*Graf Michael Tyszkiewicz † 22.
*H. A. Brockhaus † 23.
*Waldemar v. Schröder † 24.
*Frhr. v. Eschenbach † 24.
*Jules Emil Péan † 25.
*Rudolf Leuckart † 30.
*Ferdinand Fabre † 35.
*August Potthast † 38.
Julius Jolly † 41.
*Ernst Schwimmer † 49.
*Karl Häberlin † 50.
*Ch. H. A. Scheler † 53.
*August Schnergans † 53.
*Sir Henry Bessemer † 62.
*Friedrich Bruckmann † 64.
*Hans Wachenhusen † 64.
*Karl Werner † 69.
*Peter Matlovic † 69.
*Poul Lang † 70.

3. Literatur überhaupt, Poesie insbesondere.

Die Dichtungen des Bakchylides 29.
*Uebersetzung des Alten Testaments des Aquila von Pontus 41.
*Die Paulus-Akten 41.
Volkslied und Kunstlied in Deutschland 53, 54.
Opitz und seine Kritiker 21.
Der Monolog in Lessings Dramen 45.
Der Monolog bei Heinrich v. Kleist 66.
Die Quelle von Goethe's Erlkönig 6.
Immermanns Verhältniß zu Napoleon I. 34.
Alois Blumauer 67.
Samuel Friedrich Sauter 56.
Die literarische Blüthe Münchens unter König Max II. 36, 37.
Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann I 61.
Eine neue deutsche Literaturgeschichte 47.
Spielhagen als Kritiker 48.
Shakespeare und die Stenographie 31.
Der fette Hamlet 16.
Ein Vorläufer Thomas Carlyle's 37.
Philip Gilbert Hamerton 24.
*Clémence Isaure und die Jeux Floreaux in Toulouse 15.
Das Suchen nach „l'âme française" in der Literatur und Sprache Frankreichs 7, 8.
Alfred de Vigny 57.
Zum Tode Alphonse Daudets 2.
Ferdinand Fabre 51.
Ein Romantiker in der Perrückenzeit 8.
Don Quijote-Spuren in der Weltliteratur 61.
Ramon de Campoamor 46.
*Literarische und wissenschaftliche Neuigkeiten aus Rußland 7.
*Die brasilianische Literatur 68.
Eine persische Dichteranthologie 20, 21.
Neue Novellen 40.
Adolf Steens Novellen 27.
Dramen von Hermann Lingg 17.
Zola's „Paris" mit Rückblick auf „Rom" 72.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

Architektonische Zeitfragen 68.
Graf Tolstoi über die Kunst 17; vergl. *22.
Die Pflanze in der Kunst 5.
Fälschung antiker Porträts 44.
*Archäologisches aus Griechenland 40, aus Italien 62.
*Das Grab des Themistokles 7.
*Neueste Ausgrabungen in Ephesus 68.
Die Thonwaarenfabrikation im alten Arezzo 32.
*Sgraffito mit der Kreuzigung Christi 26.
*Eine antike Büste von Elche 39.
*Altserbisches Evangelium 22
*Neuaufgefundenes Freskogemälde Ghirlandajo's 30, 36.
*Ein Basrelief des Pierino da Vinci 27.
Profane Wandmalereien des Mittelalters 16, 17.
Das Skizzenbuch eines deutschen Malers am Ende des 14. Jahrh. 30.
Die Bamberger Domskulpturen 59.
*Fresken aus dem 15. Jahrh. in St. Jodokus in Ueberlingen 55.
Französische Originalzeichnungen zu spätmittelalterlichen Wandteppichen 42.
*Mittelalterliche Waffenfabrik zu Bordeaux du Bourget 21.
*Eine falsch katalogisirte Statue im Louvremuseum 12.
Harmonie und Symmetrie 33.
Die Beziehungen der Obertöne zur Sprache 35.
Das Klavier und das Empfinden der Töne 27.

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

*Erforschung der Elektrizität im Weltenraume 5.
*Der gestirnte Himmel (im Januar, Februar, März) 2, 24, 47.
*Wiederkehr des Winnecke'schen Kometen 4.
*Die totale Sonnenfinsterniß am 22. Januar 1897 11.
Die kleinen Planeten unseres Sonnensystems 34.
*Neue Bestimmung der Sonnenkonstante 33.
Das Spektrum eines Meteores 19.
*Ein neuer Erdrabant 35, 51.
*Expedition zur Beobachtung der Leoniden-Sternschnuppen 22.
Ueber das Sehen der Thiere und Menschen 6.
Oper und Ballet im Thierleben 13.
Der Winterschlaf in der Thierwelt 41.
Ueber Studium u. Auffassung der Anpassungserscheinungen bei Pflanzen 60.
Das Plankton und die Veränderungen im Zustand des nordatlantischen Meeres 26.
*Verbreitung giftiger Schlangen in Tirol 16.
*Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse (Oktober—Dezember 1897) 3, 30, 49.
Abhängigkeit psychischer Vorgänge vom anatomischen Bau des Gehirns 10.
*Entstehung des künftigen Geschlechts im Embryo (Schenk'sche Entdeckung) 5, 7, 10.
*Eine neue Behandlung der Rückenmarksschwindsucht 11.
*Calot's Behandlungsweise des Buckels 66.
*Das Kreosotal als Heilmittel gegen die Tuberkulose 39.
*Das Marmorek-Serum 69.
*Behandlung des Gelenkrheumatismus mit Röntgen'schen Strahlen 3.
*Feststellung beginnender Tuberkulose durch Röntgenstrahlen 19.
*Das Oxytuberkulin 14.
*Krankheitserreger der Leukämie 46.
*Hygienische Forderungen für den Gymnasialunterricht 52.
Kinderbrutanstalten 54.
Heilstätten für minderbemittelte Nervenkranke 62.
*Wachsthum in der Narkose 7.
Süßweine und Medizinalweine 70.
Aus dem Gebiete der Technik 55.
Luft und Bewegung 46.
Die moderne Festung 4, 38, 56.
Die Entwicklung der Beleuchtung 69.
Der Indigo, ein Hauptproblem der chemischen Technik 20.
*Unterseeisches Boot 12.
*Militärische Verwendung des Drachenballons 41.
*Gesetzentwurf über die elektrischen Maßeinheiten 62.
*Eine noch unbenutzte Eigenschaft der Elektrizität 61.
*Neue elektrische (Nernst'sche) Glühlampe 49.
*Telegraphie ohne Draht 12.
*Fortschritte in der Telegraphie und Telephonie im Jahre 1897 50.
*Bestimmung der Entfernungen mittels der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles 53.
*Verwendung des Aluminiums in den Gewerben 56.
*Lithoid; Herstellung künstlicher Steine 60.
*Herstellung metallener Hohlspiegel auf elektrolytischem Wege 67.
*Teleskroskop (elektr. Fernseher) 64, 70.
*Kinemikrophonograph 65.
Klimatologische Forschungen 2.
*Der heutige Stand der Erdbebenforschung 66.
Geographische Provinz und Anthropogeographie 44, 45.
Neuere wissenschaftlich-geographische Zeitschriften 49.
Bayerische Landeskunde 12.
*Perlenfischerei in Bayern 3.
*Transkontinentaler Kanal Ostsee—Schwarzes Meer 52.
Fortschritte der Afrikaforschung im Jahre 1897 9, 10.
Die klimatischen Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika 32.
Kleinasiens Naturschätze 15.
*Eine Umwälzung der indischen Karte 27.
*Die Eisenbahn von Tientsin nach Peking 56.
Alaska zu Ende des Jahres 1897 72.
*Peary's neue Nordpolexpedition 37.
*Arktische Expeditionen 10.
*Deutsche Kommission für Südpolarforschung 42.
*Nordpolfahrt des Herzogs der Abruzzen 34, 42.
*Olufsons neue Expedition nach Zentralasien 50.
*Neue Congo-Expedition 71.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

*Schreibung und Aussprache des Namens Kiao-tschau 26.
Die deutsche Soldatensprache 64.
*Völkerkundliche Forschungsreise 22.
*Auffindung des Ostrisgrabmals 19, 21, 43.
*Israelitische Abkunft der Afghanen 45.
*Römisches Kastell zu Eining (Abusina) 45.
Der Venusberg 66, 67.
Die Verbreitung der litauischen Sprache u. Tracht in Deutschland 14.
*Neue irische Zeitung 50.
Begriff einer Geschichtsphilosophie 28.
Die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl 29.
Grundzüge einer künftigen nationalen Erziehung 40.
*Doktorpromotionen an deutschen Hochschulen 53, 58, 65.
Handelshochschulen 14, 15.
*Handelshochschule in Leipzig 64, 70.
*Lehrpläne für das Reformgymnasium in Preußen 14.
Der geographische Unterricht nach historisch-genetischer Methode 8.
*Volkshochschulkurse in Oesterreich 23.
Aus dem russischen Universitätsleben 52.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

*Akademie der Wissenschaften in München 18, 33, 59.
*Geographische Gesellschaft zu München 3, 6, 32, 35, 44, 52, 69.
*Münchener Anthropologische Gesellschaft 35, 52.
*Deutsche Meteorologische Gesellschaft (Zweigverein für Bayern) 25
*Blumschlistiftung 64.
*Germanisches Museum zu Nürnberg 50, 68, 70.
*Zentralstation für Erdbebenbeobachtungen in Straßburg 40.
*Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde 71.
*Benekе'sche Preisstiftung in Göttingen 57.
*Goethe-Nationalmuseum 11.
*Die Franke'schen Stiftungen in Halle (200jähr. Jubiläum) 62.
*Akademie der Wissenschaften zu Berlin 18, 25, 27, 34, 46, 58, 64, 68.
*Technische Hochschule zu Berlin 5.
*Institut für Infektionskrankheiten zu Berlin 6.
*Gesellschaft für Anthropologie ꝛc. zu Berlin 23, 29, 60.
*Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 9, 17, 42, 56.
*Die Literaturarchiv-Gesellschaft zu Berlin 35.
*Deutsche Orient-Gesellschaft 16, 22.
*Preußisches historisches Institut in Rom 13.
*Akademie der Wissenschaften in Wien 20, 21, 57.
*Die Sorbonne zu Paris 19.
*Akademie der Wissenschaften zu Paris 18.
Belgische Astronomische Gesellschaft 68.
*Ashburnham-Bibliothek 51.
V. deutscher Historikertag zu Nürnberg 29, 30.
*IX. Internationaler Kongreß für Hygiene und Demographie 32, 34.
*Jahresversammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Köln 33.
*Internationaler Kongreß für angewandte Chemie zu Wien 57.
*Meteorologen- und Luftschifferkongreß zu Straßburg 58, 67.
*Internationale Kriminalistische Vereinigung 64.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

*Armeebibliothek in München 44.
Bamberger, L., Studien und Meditationen 23.
*Barrès, M., Les Déracinés 2.
*Basch, V., Le mouvement intellectuel en Allemagne depuis 1870 28.
*Becker, E., Der Walchensee und die Jachenau 14.
*Beidtel, J., Geschichte der österreich. Staatsverwaltung 1740—1848 19.
*Berenson, B., Die florentinischen Maler der Renaissance 27.
*Bernheim, E., Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart 51.
*Bettelheim, A., Anzengruber 44.
*Bismarck-Literatur 72.
*Bodman, E., Frhr. v., Erde 45.
*Börners Reichsmedizinal-Kalender 44.
Brandt, M. v., Drei Jahre ostasiatischer Politik. — Die Zukunft Ostasiens. — Ostasiatische Fragen 8.
*Braun, Julius, W., Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen 28.
*Brunetière, F., Manuel de l'histoire de la littérature française 34.
*Burckart, J., Das Rad im Dienste der Wehrkraft 8.
*Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich 39.
*Caland, E., Erläuterung der Deppe'schen Lehre des Klavierspiels 50.
Carlyle, Th., Lebenserinnerungen 51.
Cleve, P. T., Phytoplankton of the Atlantic 26.
*Conrat, M., Die Christenverfolgungen im röm. Reich vom Standpunkt des Juristen 22.
*Denkmäler der Baukunst 19.
Dewischeit, C., Shakespeare u. die Anfänge der englischen Stenographie 31.
*Diehl, L., Soldatengeschichten 40.
*Drache, Cl., Zu Dur und Moll 38.
Disel, Fr., Der dramatische Monolog 45.
*Engel, G., Die Lost 46.
*Essen, M., An der Westküste Afrika's 5.
*Fechtner, E., John Locke 58.
Ferrero, G., Il Militarismo 52.
Franz, G., Dernier voyage de la reine de Navarre 27.
*Frankenberg, Graf Fred, Kriegstagebücher von 1866 u. 1870/71 31.
*Frey, A., Briefe J. V. v. Scheffels an Schweizer Freunde 9.
*Freytag-Loringhoven, Frhr. v., Die Heerführung Napoleons und Moltke's 37.
Gerland, O., Die Wandmalereien im Hessenhof zu Schmalkalden 16.
*Goldschmidt, M., Landregen und Anderes 42.
Güß, W., Geographisch-statistisches Handbuch von Bayern 12.

*Gräfenberg, G., Praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache 45.
*Groß, F., In Lachen und Lacheln 45.
*Haacke, W., Aus der Schöpfungswerkstatt 7.
Halban, A., Zur Geschichte des deutschen Rechts in Podolien, Wolhynien und der Ukraine 63.
Hamerton, P. G., An Autobiography 21.
*Handschriften der kgl. Bibliothek zu Bamberg (Katalog) 65.
Hann, J., Handbuch der Klimatologie 2.
*Hennig, C. R., Aesthetik der Tonkunst 53.
*Historische Karte von Bayern 38.
Haermann, L. M., Geschichte Italiens im Mittelalter 1. Bd. 31.
Herzfeld, G., William Taylor von Norwich 37.
*Höfler, A., Psychologie 8.
*Hunnius, K., Gedichte 58.
*Jacobs, Fr., Hellas 41.
Kahler, W., Die preußischen Kommunalanleihen 26.
Kannenberg, K., Kleinasiens Naturschätze 15.
*Karte der Kiau-Tschau-Bucht 16.
*Kartographischer Bericht 35.
Keller, L., Johann v. Staupitz und die Anfänge der Reformation 11.
*Keyserlingk, Graf R., Vom Japanischen Meer zum Ural 69.
*Kowalska, S., Jugenderinnerungen 62.
*Krage, W., Der lustige Leutenant 58.
*Krickeberg, E., Heinrich v. Stephan 42.
*Kullak, Fr., Der Vortrag in der Musik am Ende des 19. Jahrh. 50.
*Leixner, O. v., Also sprach Zarathustra's Sohn 33.
Loria, A., Die wirthschaftlichen Grundlagen der herrschenden Gesellschaftsordnung 12.
*Luschan, F. v., Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete 48.
Mach, E., Populärwissenschaftliche Vorlesungen 39.
*Mauerhof, E., Das Wesen des Tragischen in alter u. neuer Zeit 42.
*Meyer, E., Die Entwicklung der französischen Literatur seit 1830 68.
*Minerva, Jahrbuch der gelehrten Welt 47.
Münchener Geographische Studien 49.
Mitzy, B., Briefe von und über Jakob Frohschammer 65.
Nagy, E., Die Annahme des österreichischen Kaisertitels 3, 4.
*Nassen, J., Neue Heine-Funde 37.
Neuwirth, J., Das Braunschweiger Skizzenbuch eines mittelalterlichen Malers 30.
Nippold, Fr., Die Anfänge des Evangelischen Bundes und seine Preßthätigkeit 57.
*Oettingen, W. v., Unter der Sonne Homers 38.
*Ompteda, Frhr. v., Sylvester von Geyer 57.
*Ouckama, G., Die Dekadenten 51.
*Passarge, L., Schweden und Lappland 71.
*Petrone, J., La fase recentissima della filosofia del diritto in Germania 58.
*Petzenkofer, M. v., und Hofer, B., Kanalisation und Entwässerung von Ortschaften an Binnenseen 48.
*Pichler, A., Allerlei Geschichten aus Tirol 11.
*Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft 23.
*Radde und Kowrasky, Die kaukasischen Fische 55.
*Ramann, L., Allgemeine musikalische Erziehungs- u. Unterrichtslehre 50.
Ratzel, Fr., Anthropogeographie 44, 45.
Reichling, D., Ausgew. pädagog. Schriften des Desiderius Erasmus 22.
*Riedel-Probst's Kommentar zum bayerischen Heimathgesetz 30.
*Rykatschew, M., Zusammenhang zwischen Wasserstandsmessungen und Niederschlag im Gebiet der oberen Wolga 62.
*Sammlung von Gesetzen ꝛc. für bayerische Polizeiorgane 2.
*Sarnow, Sestri Levante und seine Umgebung 49.
*Schirmer, Fr., Feldzug der Oesterreicher gegen König Joachim Murat 45.
*Schmidt, O., William Congreve 71.
Schneidewin, M., Die antike Humanität 13.
*Schnitzer, M., Käthe, Ich und die Anderen; Dritthalbhundert Lebensläufe 42.
*Schubert, G. v., Heinrich Barth, der Bahnbrecher der deutschen Afrikaforschung 31.
*Schuhr, C., Seht, es sind Schmerzen 35.
Schumann, P., Der Trojanische Krieg 42.
Siegfried, K., Ein Votum zur württembergischen Verfassungsreform 30.
Spielhagen, Fr., Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik 43.
*Spitteler, K., Lachende Wahrheiten 36.
*Statistisches Jahrbuch für das Königreich Bayern 10.
Stemer, R., Goethe's Weltanschauung 22.
*Stenglein, M., Kommentar zur Reichsstrafprozeßordnung 6.
Stern, A., Ausgewählte Novellen 27.
*Stock, O., Lebenszweck und Lebenserfassung 12.
Storck, J. A. v., Die Pflanze in der Kunst 5.
Streiter, R., Rechtstechnische Zeitfragen 68.
*Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 11. und 12. Heft. 22.
*Stutzer, E., Deutsche Sozialgeschichte 32.
*Teyner, G., Geschichte der deutschen Bildung u. Jugenderziehung 31.
*Thoma, L., Agricola. Bauerngeschichten 51.
*Tiedemann, Chr. v., Persönl. Erinnerungen an den Fürsten Bismarck 59.
*Trapet, A., Gedankenspäne eines Sonderlings 51.
*Trutter, J., Das österreichische Zivilprozeßrecht in systematischer Darstellung 20.
*Veterinärkalender 1898 44.
Vogt, Fr. u. Koch, M., Geschichte der deutschen Literatur 47.
Weese, A., Die Bamberger Domskulpturen
*Wiener Stammbuch 53.
Wilamowitz-Möllendorff, U. v., Bakchylides 29.
*Woide, K., Friedensmanöver und ihre Bedeutung 9.
*Wundt, W., Vorlesungen über die Menschen- u. Thierseele 57.
*Zabel, E., Im Reiche des Zaren 39.
*Zarncke, Fr., Aufsätze und Reden zur Kultur- und Zeitgeschichte 56.
*Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 14.
Zielinski, Th., Cicero im Wandel der Jahrhunderte 13.
*Zimmermann, M., Oberitalische Plastik im frühen und hohen Mittelalter 41.
*Zorn, Ph., Staatsrecht des Deutschen Reichs 28.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

Arndt, P. (Köln) 49, 50.
Arndt, P. (München) *64.
Arnold, Fr. 58.
Bachmann, Fr. 27.
Bartels, A. 27.
Bensey, M. 24.
Berdrow, W. 26, 46, 56.
Bezold, W. v. 9.
Broennle, P. 15.
Bachner, H. 64.
Buchner, M. 44, 45.
Conrady, A. *26.
Coßmann, P. N. 29.
Crusius, O. 29.
Daniel, L. 57.
Davidsohn, R. 31.
Dewischeit, C. 31.
Diethorn, F. 28.
Döberl, M. 38, 39.
Ebers, G. 44.
Egger 30.
Ermisch, H. 55.
Evans, C. P. 39.
Freydorf a. 56.
Frimmel, Th. v. *22.
Frobenius, L. 4, 33, 66.
Fuchs, L. J. 70, 71.
Fürst, R. 61.
Gebring, C. L. 21.
Gildemann, H. 65.
Goebel, K. 60.
Götz, P. 51.
Graßmann 11.
Groß, W. 71.
Grothe, L. H. 8.
Grupp, G. 12, 42.
Günther, S. *62.
Hamel, A. G. van 7, 8.
Haushofer, M. 36, 37.
Heine, L. 6.
Hesse-Wartegg, E. v. 59.
Hirt, H. 51.
Hirth, Fr. *26.
Hoffmann, C. v. 65.
Holzhausen, P. 54.
Horn, P. 64
Jantzen, H. *22.
Kaindl, R. F. 50.
Karell, L. 33.
Kautsch, R. 59.
Keller-Jordan, H. 46.
Kellner, L. 37.
Kilian, E. 45.
Kluge, Fr. 66, 67.
Kreusner 70.
Landau, M. 8.
Mämpel, L. 11.
Meier, J. 58, 54.
Minde-Pouet, G. 66.
Müller, C. 41.
Müller, F. C. 10.
Nassauer, M. 54.
Paßig, P. 67.
Penck, A. 49.
Petzet, Chr. 52.
Petzet, E. 41.
Pezold, Th. 19.
Pfizer, G. 58.
Pasche, Th 72.
Pakonsky, P 43.
Raab, K. 3.
Rauch, F. 63.
Riegel, A. 5.
Riehl, B. 30.
Riemann, L. 35.
Riß, Fr. 63, 68.
Samson-Himmelstjerna, H. v. 28.
Schaich, C. 26.
Scheibert 56.
Schiller, J. *58.
Schönbach, A. E. 7.
Schatt, S. 23.
Schell, J. 24.
Schuh, F. *44.
Schwicker, Br *45.
Seliger, M. *32, 33, 38, 42, 51, 62, 71.
Serbin, M. 47.
Sittenberger, H. 43.
Spectator 1, 25, 48.
Stengel, K. v. 24.
Stieve, F. 42, 43.
Stilgebauer, E. 61.
Strnadt, J. 53.
Tesdorpf, P. 62.
Teßner, J. 14.
Thon 32.
Thilo, J. 69.
Tiefo, M. L. *45.
Tille, A 14, 15.
Trutter, J. 35.
Unold, J. 40, *12, 67.
Vogt, F. 2.
Voll, K. 68.
Wagner, H. 32.
Weber, P. 16, 17, 42.
Weese, A. 27.
Werther, J., v. 72.
Westenholz, F. P. v. 16.
Wigh, G. 86.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS URBANA
3 0112 109806973

Digitized by Google

3 0112 109806973

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109806973

Digitized by Google

3 0112 109906973

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109806973

Digitized by Google